W JACKSON

UNIVERSITY OF ILLINOIS
LIBRARY

Class
R05

Book
EV

Volume
74-75

epl

Digitized by the Internet Archive
in 2026 with funding from
University of Illinois Urbana-Champaign

https://archive.org/details/evangelischekir7475unse_0

# Evangelische Kirchen-Zeitung.

Herausgegeben

von

**E. W. Hengstenberg,**

Dr. der Philosophie und der Theologie, der letzteren ordentlichem Professor an der Universität zu Berlin.

**Vier und Siebzigster Band.**

Januar bis Juni 1864.

Berlin.

Gustav Schlawitz.

205
EV
5.74-75

# Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1864. Sonnabend den 2. Januar. № 1.


## Vorwort.

Es ist keinem Zweifel unterworfen, daß die Ueberflutung der Kirche durch die Welt in einem raschen Zunehmen begriffen ist. Die moderne Bildung wird sich mehr und mehr ihres Gegensatzes gegen den Herrn und seine Gemeinde bewußt. Der Zeitgeist rüstet sich überall zum Sturme gegen die kleine Herde. Wohin wir nur blicken im vergangenen Jahre, überall gewahren wir die Ansätze zu dem von der heiligen Schrift verkündeten lezten großen Anlaufe der Welt gegen die Kirche. Renans, mit tausendstimmigem Jubel begrüßtes und in die meisten Sprachen Europas übersezes Leben Jesu und Colensos Pentateuch, in Deutschland das Drängen auf eine sogenante Presbyterialverfassung oder das Princip der Autonomie der Gemeinde, das immer wüster werdende Sturmlaufen gegen die Obrigkeit von Gott, die wachsende Auflösung aller Bande der Pietät, welche schon in den zehn Geboten als die Grundlage des Volkslebens bezeichnet wird, die allgemeine deutsche Lehrerversamlung in Manheim, deren „Grundgeist entschieden war für Selbständigkeit der Schule" und bei der „ein confessionsloses Christentum der Humanität" als „Religion der Deutschen" proclamirt wurde, die in Baden mehr und mehr sich anbahnende völlige Losreißung der Schule von der Kirche, die bedrängte Lage der Geistlichkeit in Hannover, alles dies führt darauf, daß man die gesunde Lehre nicht ferner leiden will, daß der Zeitgeist im Begriffe steht, Ernst zu machen.

Daß solche Zeiten für die Gemeinde Gottes sehr versuchlich sind, darauf weisen uns schon die mannigfachsten unter dem A. B. vorliegenden Thatsachen hin. In jeder Zeit, da die Uebermacht der Welt auf dem Volke Gottes lastete, sehen wir neben entschiedenem Zeugenmute auf der einen Seite offnen Abfall, auf der andern Seite Ermattung und Neigung zum Capituliren unter dem Volke Gottes hervortreten. Daß in der Zeit von Assurs Uebermacht eine böse Saat von Spöttern unter dem Volke Gottes aufging, sehen wir aus Jes. 28: „Wen wolt ihr lehren Erkentnis — sprechen da die frechen Buben zu den treuen Zeugen Gottes —, wem wolt ihr die Predigt kundthun? Sind wir denn Entwöhnte von der Milch, solche, die eben von den Brüsten abgesezt sind?" Da die Chaldäer übermächtig wurden, mußte Jeremias klagen: „Mein Volk thut eine zwiefachr Sünde, mich die lebendige Quelle verlassen sie und machen ihnen hie und da ausgehauene Brunnen, die doch löchericht sind und kein Wasser geben." Die Macht der Welt verleitete zu dem Versuche, sich mit ihr auszugleichen, um die lästige und gefährliche Spannung zu beseitigen. Als die Griechische Phase der Weltmacht der Gemeinde Gottes hart zusezte, wurde der Abfall so allgemein, daß die Frage über Sein und Nichtsein des Reiches Gottes schwebte. „Zu dieser Zeit — heißt es in 1 Macc. 1, 12 — waren in Israel böse Leute, die hielten an bei dem Volke und sprachen: laßt uns einen Bund machen mit den Heiden umher und ihre Gottesdienste annehmen, denn wir haben viel leiden müssen seit der Zeit, da wir uns wider die Heiden gesezt haben. Diese Meinung gefiel ihnen wol."

Daß diese Gefahr auch unter dem N. B. fortbesteht, darauf hat uns der Heiland auf das Nachdrücklichste aufmerksam gemacht. Er spricht in dem Gleichnisse vom Säemann: „der auf das Steinigte gesät ist, der ist's, wenn jemand das Wort höret und dasselbe bald aufnimt mit Freuden, aber er hat nicht Wurzel in ihm, sondern ist wetterwendisch, wenn sich Trübsal und Verfolgung erhebt um des Wortes willen, so ärgert er sich bald." Der Heiland sagt ferner in der Rede, die er an seine Jünger beim Verlassen des dem Untergange geweihten Tempels hielt: „Alsdann werden sie euch überantworten in Trübsal und werden euch tödten. Und ihr müsset gehasset werden um meines Namens willen von allen Völkern. Dann werden sich viele ärgern und werden sich unter einander verrathen und werden sich unter einander hassen. Und es werden sich viel falscher Propheten erheben und werden viele verführen. Und dieweil die Ungerechtigkeit wird überhand nehmen, wird die Liebe in vielen erkalten. Wer aber beharret bis ans Ende, der wird selig."

„Weil die Ungerechtigkeit, eig. die Gesetzlosigkeit, wird überhand nehmen, wird die Liebe der Vielen erkalten", diese Worte des Herrn werfen ein eigentümliches Licht auf die Anklagen, welche Dr. R. Rothe in seiner Rede „auf der Protestantenversamlung" in Frankfurt gegen diejenigen erhoben hat, welche in dieser lezten betrübten Zeit dem Herrn die Treue zu bewahren suchen. „Die treuen Christen — sagt er — gingen den altüberlieferten Weg fort: sie hielten fest an den Glaubenssätzen der Kirche, sie kamen ihren kirchlichen Pflichten gewissenhaft nach, sie erhöhten ihren Eifer in Benutzung der Mittel der Erbauung und der Ascese, sie suchten ihre Frömmigkeit durch die Pflege religiöser Gemeinschaft zu beleben, sie thaten sich zusammen zu

194439

gemeinsamen Werken christlicher Gottseligkeit, zum großen Teil von der ehrwürdigsten Art. Aber die Frucht von dem allen, was war sie? Es wollte sich kein fröhliches Gedeihen zeigen, kein rechtes christliches Gesundheitsgefühl und keine rechte göttliche Lebenskraft, wie dies ehedem bei den gleichen Bestrebungen der Fall gewesen war." Die Thatsache, so weit sie eine begründete ist, und sie ist, Gott sei Dank! nur zum Teile begründet, erklärt sich nicht etwa daraus, daß „der früher so fruchtbare kirchliche Boden jezt nicht mehr lebenskräftig war", sie erklärt sich vielmehr sehr einfach aus dem erkältenden Einfluß, den das Ueberhandnehmen der Ungerechtigkeit auf diejenigen ausüben muß, die nicht die Aufforderung des Herrn zum Wachen und Beten besonders tief in ihr Herz geschlossen haben. Wir leben in einer bösen Atmosphäre und die Einflüsse derselben machen sich auch bei denen bemerklich, die in der Hauptsache ihr widerstehen.

Die Verkündungen des Herrn gingen zuerst in Erfüllung, als das Judentum sich mit seiner ganzen Energie gegen die junge Kirche Christi erhob und mit ihr einen Kampf auf Tod und Leben begann. Es mußte sich selbst aufgeben, wenn es die Kirche aufkommen ließ. Diese war die Verneinung alles desjenigen, was in der Synagoge bis dahin als groß gegolten hatte. Den Vergötterungen des Jüdischen Volkes, das sich darin gefiel, sich als den Weinstock Gottes zu betrachten, trat Jesus mit dem Ausspruche entgegen: „ich bin der wahre Weinstock", dem sich aufblähenden Pharisäertum, der Macht, welche damals das ganze Volksleben beherschte, warf er das Wort entgegen: „alle die vor mir gekommen, die sind Diebe und Räuber", im Angesichte ihres stattlichen Opferwesens und Cultus, worin sie die Versöhnung suchten für ihre Sünden und das Mittel ihrer Vereinigung mit Gott, sprach er das Wort: „euer Haus wird euch wüste gelassen werden", und: „es ist hier kein Stein, der auf dem andern gelassen werden wird", den Versuchen, die eigne Gerechtigkeit aufzurichten, stellte er den Ausspruch entgegen: „so ihr nicht glaubet das ich es bin, werdet ihr sterben in euren Sünden", allem Pochen auf die Gesetzeserfüllung die Anforderung der in seiner Versöhnung wurzelnden Wiedergeburt aus Wasser und Geist. Sich als arm, nackt und blos zu erkennen nicht minder wie die Heiden, in Christo allein Gerechtigkeit und Stärke zu suchen, das war es, was die Kirche von den Juden verlangte. Dagegen erhob sich der stolze Jüdische Volksgeist und zwar mit immer steigender Energie je näher die von Christo verkündigte Katastrophe über Jerusalem herannahte. Wie groß die inneren Zerrüttungen und Anfechtungen waren, welche durch diese Verfolgung unter den Christen hervorgerufen wurden, das zeigt uns der Brief an die Hebräer, der recht eigentlich den Zweck hat, in dieser Ueberflutung der Kirche durch das Judentum die lässigen Hände und die müden Knie wieder aufzurichten und zu bewirken, daß die Christen nicht straucheln gleich den Lahmen, sondern gewisse Tritte thun mit ihren Füßen.

Die Kraft des Judentums und seine versuchende Gewalt wurde durch die Zerstörung Jerusalems gebrochen. Die Juden



mußten sich von da an darauf beschränken, das von Anderen angezündete Feuer des Hasses zu schüren, und man wird anerkennen müssen, daß sie das mit großer Energie gethan haben und bis auf den heutigen Tag noch thun. Von der Apostolischen Zeit bis jezt haben sie sich stets als die Synagoge des Christum und seine Kirche verfolgenden Satan, Apoc. 2, 9. 3, 9, dargestelt. Justin in dem Gespräch mit dem Juden Tryphon erzählt von Jüdischen Abgesandten, welche in alle Welt ausgegangen, um Christum und die Christen bei den Heiden zu verläumden. Bei der Hinrichtung Polycarps waren die Juden besonders thätig. Sie spielten aber stets nur die zweite Rolle, die erste ging nach der Zerstörung Jerusalems auf die Heiden über.

Was war es, was die Heiden in den Kampf gegen die Kirche trieb, was sie zu blutiger Verfolgung veranlaßte? Es war dasselbe, was jezt wieder das moderne Heidentum mit solchem Hasse gegen die Kirche erfüllt. Christus läßt keine Größe neben sich bestehen. Er nimt für sich die volle Gottheit in Anspruch, und erkent nichts Hohes, nichts Edles, nichts Gutes an, als was aus der Gemeinschaft mit ihm hervorgeht. „Ohne mich könnt ihr nichts thun." Das Christentum ist unbarmherzig exclusiv. Alle Größen des Heidentums zerfielen vor ihm in Staub. Seine Götter wurden zu Götzen, seine großen Männer zu blinden Heiden, seine Tugenden zu glänzenden Lastern, seine Sitten und Vergnügungen wurden als Unsitten und Ausschweifungen betrachtet, seine stolzen Kaiser sanken zu bloßen Lehnsträgern des Gottes der Christen herab, das weltbeherschende Rom solte den Nacken beugen unter das Joch Christi und es wurde ihm die Wahl gestelt zwischen Unterwerfung und Untergang. Und gegen alle diese Größen und Herlichkeiten solten sie einen Gekreuzigten eintauschen, ein verachtetes Mitglied des Volkes, „welches der ganzen Welt verhaßt war!"

Heben wir, um diesen Conflict recht zur Anschauung zu bringen, einige Stellen aus Schriftstellern aus, welche zu einer Zeit schrieben, da derselbe noch fortbestand. Der Heide Cäcilius bei Minutius Felix in dem Octavius wirft den Christen vor: „ihr enthaltet euch ehrbarer Vergnügungen, ihr besucht nicht die Schauspiele, seid nicht bei Aufzügen zugegen, die öffentlichen Gastmäler werden ohne euch gehalten." Und ferner: „die Tempel verachten die Christen, die Götter verachten sie, verlachen die Heiligtümer." Nach Tertullian in der Verteidigungsschrift gegen die Heiden C. 2 und C. 35 wurden die Christen als aller Missethaten schuldig angesehen, als Feinde der Götter, der Kaiser, der Gesetze, der Sitten, der ganzen Natur. „Die Christen, sagt er, werden als öffentliche Feinde betrachtet. Man will uns nicht als Römer gelten lassen, sondern betrachtet uns als Widersacher der Römischen Fürsten." Julian der Abtrünnige beschuldigt den Gott, den die heiligen Schriften der Christen verkündigen, des Neides und des Ehrgeizes, und wirft den Christen vor: „sie sind bis zu einem solchen Grade des Verderbens gelangt, daß sie, die ewigen Götter verlassend, zu dem Todten der Juden übergetreten sind." In einem zu Lyon auf-

gefundenen Denkmal, welches ein heidnischer Mann seiner christlichen Frau setzte, wird von ihr gesagt: sie sei aus einem Uebermaße von Frömmigkeit unfromm geworden, quae dum nimis pia fuit facta est impia. Eusebius sagt im Eingange des vierten Buches seiner evangelischen Vorbereitung von den Heiden: „Sie sind überzeugt, daß sie das Göttliche ehren und das Gerechte thun; wir dagegen im höchsten Grade die Pietät verletzen, indem wir die so offenkundigen und wolthätigen Mächte für nichts achten, ja gradezu gegen sie freveln, da es doch eines Jeden Pflicht sei, eine fromme Scheu zu hegen gegen das Vaterländische und das Unbewegliche nicht zu erschüttern, in den Wegen der Pietät der Vorväter zu wandeln und nicht aus Liebe zur Neuerung sich hier und dorthin zu wenden. Solches Beginnen werde von den Gesetzen mit Recht selbst mit der Todesstrafe belegt. Augustinus wirft im ersten Buche des Werkes über die Uebereinstimmung des Evangelisten die Frage auf, wie es zu erklären sei, daß die Römer, während sie die Gottheiten aller Völker bei sich aufnahmen, den Gott der Christen so hartnäckig verschmähten. Er beantwortet sie dahin, „der Grund ist, daß der Gott der Christen auf alleinige Verehrung Anspruch machte, und die Verehrung der Götter, welchen die Heiden bereits dienten, verbot. Sie verwarfen also die Verehrung des einen wahren Gottes, damit sie nicht die vielen falschen beleidigten, indem sie meinten, der Zorn jener werde ihnen mehr Schaden bringen, als das Wolwollen des Einen ihnen nützen werde."

Aus diesen Stellen, welche uns die Ursachen des Hasses der alten Heidenwelt gegen die christliche Kirche zur Anschauung bringen, fält zugleich Licht auf die Stellung, welche das moderne Heidentum zur Kirche einnimt. Auch dies hat seine Götter, den zur Würde Gottes erhobenen Menschen, das Ideal und Idol der Humanität, die gefeierten Incarnationen dieses Ideales, Göthe, Schiller und die anderen Heroen der Literatur. Der Cultus dieser Götter hatte sich in einer Zeit tiefen Verfalles der Kirche eingebürgert. Eine ganz neue Gestaltung der Grundsätze und Sitten ging mit ihm Hand in Hand. Als die Kirche erwachte und mit voller Entschiedenheit dieser neuen Gestaltung der Welt entgegentrat, als sie dieser Mannigfaltigkeit der Götter von Neuem das uralte: Eins ist Noth, entgegenrief, als sie dem neuen breiten Wege mit Ernst den alten engen entgegenstelte, da lebte auch die alte heidnische Erbitterung wieder auf, und es entbrante der Kampf, in dessen Mitte wir jezt stehen, der Kampf, in dem es keine Vermittlung gibt, in dem Zugeständnisse zu machen den Herrn der Kirche verläugnen heißt, der nicht als einer unter den vielen geehrt sein will, sondern der eifrige Gott ist, der seine Ehre keinem Anderen gibt und keine selbständige Größe neben sich bestehen läßt. Was Tacitus in den Annalen über die Christen sagt: „sie sind durch den Haß des menschlichen Geschlechtes überwiesen", odio generis humani convicti sunt, das wird uns jezt von Neuem entgegengeworfen. Zwar es sind vorwiegend Getaufte, mit denen wir es zu thun haben, und die Taufgnade bricht noch gar oft



als ein Lichtstrahl mitten durch die Finsternis ihrer Opposition gegen den einigen Herrn, der sie erkauft hat, hindurch. Aber in wichtigen Beziehungen gilt doch auch hier, was der Apostel von den Juden sagt, die das Sacrament des alten Bundes durch ihr Bekentnis und ihren Wandel unkräftig machen, Röm. 2, 25—28. Unser Herr weist in Joh. 15. 16 die Juden trotz der Beschneidung, durch die sie von der Welt ausgesondert waren, ohne Weiteres der Welt zu. Wenn die Taufe einen durchgreifenden Unterschied begründete, wie wäre es dann möglich, daß die Getauften so mit den ungetauften Juden, den alten Erbfeinden des christlichen Glaubens sich verbrüdern und zum Angriffe gegen die Kirche verbinden könten?

Kehren wir zum alten Heidentum zurück. Die erste großartige Ueberflutung der Kirche durch dasselbe erfolgte unter Domitian. Die Christenverfolgung unter Nero hatte sich nur auf Rom beschränkt und war nur vorübergehend gewesen. Unter Domitian dagegen erging eine organisirte und principielle blutige Verfolgung über die ganze Christenheit. Er erhob nach Dio Cassius gegen die Christen die Anklage der Impietät und der Gottlosigkeit. Nach Eusebius erlitten unter ihm sehr viele Christen den Märtyrertod. Die Situation wird uns besonders lebhaft durch die Apocalypse vor Augen gestellt. Wenn jemand Gefangene wegführt, so heißt es dort (13, 10), der geht in die Gefangenschaft, wenn jemand mit dem Schwerte tödtet, der muß mit dem Schwerte getödtet werden. Hier gilt die Geduld und der Glaube der Heiligen. Nach C. 13, 17 führt das Thier, der des Hauches aus Gott entbehrende heidnische Staat, Krieg mit den Heiligen und besiegt sie und ihm wird Gewalt gegeben über alle Stämme und Völker und Sprachen und Nationen", die Christen auf der ganzen Erde. Johannes sieht in C. 17, 6 das Weib, Rom, trunken von dem Blute der Heiligen und von dem Blute der Zeugen Jesu. Das Christentum concentrirte sich in Einer Person, der seines göttlichen Hauptes. Der Person stelte Domitian die Person gegenüber. Er verlangte, daß man in ihm die Incarnation der durch Christum gefährdeten Majestät des Römischen Reiches erkenne. Nach Sueton fing er seine Briefe also an: unser Herr und Gott befiehlt, daß es also geschehe und sezte förmlich fest, daß er von allen schriftlich und mündlich also genannt werde. Nach Philostratus wollte er für den Gott aller Menschen gehalten werden, womit übereinstimmt, was Tertullian in dem Apologeticus zu den Römern sagt: mit größerer Furcht verehrt ihr den Cäsar als selbst den Jupiter vom Olymp. Plinius sagt, Domitian habe jede Beleidigung seiner Gladiatoren als einen Frevel gegen die Gottheit betrachtet und erzählt, er habe seine Statuen an den heiligsten Ort der Tempel gestelt und sich ganze Herden von Opferthieren darbringen lassen. Nach Dio Cassius ward „fast die ganze Welt mit seinen Bildern und Statuen, silbernen und goldnen, angefüllt." Die sich weigerten, diese anzubeten, wurden ihrer Güter beraubt, getödtet, verbannt. Die Ehre, die Christo gewährt wurde, betrachtete er als Raub an der seinigen, als Majestätsverbrechen. Eine falsche Weltweisheit

ließ sich dazu herab, seine Anmaßungen auszuschmücken, und ihnen einen blendenden Schein zu geben, mehr aus Christushaß, als aus habsüchtiger Schmeichelei.

Diese mächtige Erhebung des Weltgeistes nun übte einen tiefgehenden Einfluß auf die inneren Zustände der jungen Christlichen Kirche aus. Diejenigen, deren Haus auf den Felsen gegründet war, blieben trotz der Winde und der Wogen unerschüttert. Sie hielten fest an dem Namen Christi und verläugneten seinen Glauben nicht, sie waren getreu bis an den Tod und fürchteten sich vor der keinem, das sie leiden mußten. Dagegen aber diejenigen, welche vor der Verfolgung auf den Sand gebaut hatten, deren Haus that einen tiefen Fall. Die Sendschreiben in der Apokalypse, welche an die unter der Verfolgung Domitians stehenden Gemeinden gerichtet sind, lassen uns in diese Zustände einen Blick thun, der um so mehr geeignet ist, uns mit Furcht und Zittern zu erfüllen, da wir in einer Zeit leben, in welcher der Fürst dieser Welt einen ähnlichen Anlauf gegen die Kirche Christi vorbereitet. Es erhob sich nach diesen Briefen eine Partei, welche ein ganz neues Christentum aufbringen wolte, ein solches, dem alle Spitzen der Opposition gegen das Heidentum abgebrochen waren, welches die Spannung zwischen Christentum und Heidentum aufheben und der Verfolgung des lezteren ein Ende machen solte. Ihre Führer gaben sich nach dem Schreiben an die Gemeinde in Ephesus für Apostel aus, die an die Stelle der alten schroffen und einfältigen Apostel treten und ihre Beschränktheit durch eine liberale Vermittelungstheologie ersetzen wolten. Johannes bezeichnet sie mit dem Namen der Nicolaiten oder Bileamiten und der Anhänger des Jesabel. Bileam, ins Griechische übersezt Nicolaus, und Jesabel, das waren die alttestamentlichen Hauptrepräsentanten der Einschwärzung des Heidentums in die Gemeinde Gottes. Diese lebten in jenen Irrlehrern wieder auf. Wir finden in den Gemeinden, an welche der Apostel schreibt, ihre Irrlehre tief gewurzelt und weit verbreitet. Wie lebhaft der Andrang der Nicolaiten gegen die Gemeinde in Ephesus war, geht schon daraus hervor, daß ihr zum hohen Verdienste gerechnet wird, daß sie die Werke der Nicolaiten haßt. In der Gemeinde zu Thyatira mußten sie sogar in der Vorsteherschaft vertreten sein. Darauf führt die Jesabel, das Weib des Engels, die schwache Hälfte der Vorsteherschaft. An die Gemeinde zu Thyatira war wahrscheinlich der dritte Brief des Johannes gerichtet, wie auch schon der zweite. In diesem dritten Briefe tritt uns das Amt in der Gemeinde als ein gespaltenes entgegen. Auf der einen Seite Gajus, dessen Sele gesund ist und der mit den Seinen in der Wahrheit wandelt, auf der andern Seite Diotrephes, der sich gegen die Auctorität des Apostels auflehnt und mit bösen Worten wider ihn plaudert, der so weit geht, diejenigen, die ihm auf seinen Irrwegen nicht folgen wollen, aus der Gemeinde auszustoßen. Den Ursprung der Irrlehre erkennen wir recht deutlich aus dem Sendschreiben des Apostels an



die Gemeinde zu Pergamum. Da heißt es: „aber ich habe ein Kleines wider dich, daß du daselbst hast die an der Lehre Balaams festhalten, welcher lehrte für den Balak ein Aergernis aufrichten vor den Kindern Israel, zu essen der Götzen Opfer und Hurerei zu treiben.“ Wie in der Urzeit Bileam seine Irrlehre aufstelte, um sich die Gunst Balaks des Moabiterkönigs, zu erwerben, so haben die Irrlehrer der Gegenwart das Auge auf den Balak des Römischen Reiches und des Römischen Kaisers gerichtet. Sie verrücken die Gränzen zwischen der Kirche und der Welt, um sich der lezteren angenehm zu machen, ihrer Huld zu genießen, der großen Vorteile nicht zu entbehren, welche das Schwimmen mit dem Strome mit sich führt, der Verkümmerung zu entgehen, welche der Kampf gegen die Majorität für diejenigen unausbleiblich zur Folge hat, die nicht fest in Gott gegründet sind.

Die Wirkungen der Verfolgung beschränkten sich aber nicht blos auf das Aufkommen der Irrlehre. Sie gingen viel weiter. Wo es am besten stand, wo der Heilige Geist das Lob erteilen konte: „das hast du, daß du die Werke der Nicolaiten hassest, welche auch ich hasse,“ da bewährte sich doch das Wort des Herrn: „wegen des Ueberhandnehmens der Gesetzlosigkeit wird die Liebe der vielen erkalten“, da mußte doch das ernste Wort gesprochen werden: „aber ich habe wider dich, daß du die erste Liebe verlassen hast“, da ist es doch schon Zeit vor dem Aeußersten zu warnen: „Gedenke wovon du gefallen bist und thue Buße und thue die ersten Werke, wo nicht, so werde ich dir kommen bald und deinen Leuchter wegstoßen von seiner Stelle, wo du nicht Buße thust.“ Anderwärts stand es noch viel schlimmer. Da der Herr so wenig für seine Gemeinde that, da er sie schutzlos den Verfolgungen ihrer Dränger preis zu geben schien, da die Welt so unbedingt oben auf war, und von dem Sitzen Christi zur Rechten der Allmacht nichts zu spüren, so wurden gar Viele an ihrem Herrn irre, der Eifer in seiner Nachfolge erlahmte, das Fünklein des Glaubens drohte zu erlöschen und mit diesem innersten Leben der Sele hörten auch die Aeußerungen des Lebens auf. In demselben Maße, in dem das Leben in Gott erstarb, lebte die Weltlust auf. An Sardes mußte der Apostel schreiben: „Ich weiß deine Werke, daß du den Namen hast, daß du lebest und bist todt. Werde wachend und stärke das Andere, das sterben will, denn ich habe deine Werke nicht völlig erfunden vor meinem Gott.“ Und Laodicäa muß die erschütternden Worte vernehmen: „Ich weiß deine Werke, daß du weder kalt noch warm bist. Ach, daß du kalt oder warm wärest. Weil du aber lau bist und weder kalt noch warm, werde ich dich ausspeien aus meinem Munde. Du sprichst: ich bin reich und habe mich bereichert und darf nichts, und weißt nicht, daß du bist der Elende und Jämmerliche, arm, blind und blos.“

Wir können nicht zweifeln, daß alle diese schweren Schäden in Verbindung mit der Bedrängung durch die Weltmacht

stehen und als einfacher Ausfluß derselben zu betrachten sind. Ueberall geht die Beziehung auf die Verfolgung Hand in Hand mit der Aufdeckung der inneren Schäden. Besonders deutlich tritt der Zusammenhang uns in dem Sendschreiben an die Gemeinde zu Pergamum entgegen. Pergamum, der eine Hauptsitz der Ketzerei der Nicolaiten, wird als der Thron des Satans bezeichnet. Antipas des Herrn Zeuge war dort getödtet worden. Die Gemeinde hatte in der Verfolgung den Glauben behauptet, aber ohne Wunden war sie aus dem Kampfe nicht herausgekommen. Nicht minder tritt der Zusammenhang uns auch in Cap. 11 der Apocalypse entgegen. In Folge der Ueberflutung durch die Heiden wird dort der Vorhof des Tempels hinausgeworfen, die, welche keine tiefe Wurzel haben, werden durch die Verfolgung der Welt überwältigt und in die Gemeinschaft der Gesinnung der Welt hineingezogen. Die heidnische Verfolgung, das ist recht eigentlich der Ausgangspunkt des Buches. Der Apostel schreibt nach C. 1, 9 an Mitgenossen an der Trübsal und an der Geduld Christi. Nur die Beleuchtung derjenigen Schäden gehört in das Buch, die durch die heidnische Verfolgung hervorgerufen sind.

Nicht minder erschreckend ist der Einblick in die Folgen der Vergewaltigung durch die Majorität, die wie ein reißender Strom alles fortreißt, was nicht fest in Gott gegründet ist, welchen uns die drei Briefe des Johannes darbieten. Der hohe Ernst der Situation und wie damals alles auf dem Spiele stand, recht eigentlich die Frage über Sein und Nichtsein der Gemeinde Gottes schwebte, das tritt uns besonders in den Worten des zweiten Briefes entgegen: „Sehet euch vor, daß wir nicht verlieren, was wir erarbeitet haben, sondern vollen Lohn empfangen. Wer übertritt und nicht bleibt in der Lehre Christi, der hat Gott nicht; wer in der Lehre Christi bleibt, der hat beide, den Vater und den Sohn. Wenn jemand zu euch komt und diese Lehre nicht bringt, den nehmet nicht ins Haus und grüßet ihn nicht. Denn wer ihn grüßet, der macht sich teilhaftig seiner bösen Werke."

Wer sich in Zeiten, in denen der Druck der Welt auf der Kirche lastet, mit der Welt abfinden will, der muß einen dreifachen Weg einschlagen. Er muß vor allem die volle Gottheit Christi aus dem Wege schaffen, denn das ist der Hauptanstoß für die Welt. Sie fühlt sich im Angesichte der Gottheit Christi tief gedemütigt. Diese steht ihr als eine schlechthin unerreichbare Höhe gegenüber. Sie selbst mit allen ihren Idolen wird durch diese unvergleichliche Größe tief herabgesezt. Wenn man nur diesen Berg abträgt, so kann man von Christo viel Schönes aussagen. Die Welt läßt sich das schon gefallen, wenn nur der Unterschied kein absoluter ist, das „Du kanst ein Christus werden" nicht schlechthin ausgeschlossen. Sie weiß, daß alle bloßen Gradunterschiede fließende sind, und daß der Weg der Herabsetzung Christi, einmal betreten, weiter führt. Alle Vermittlungstheologen, bis auf Schleiermacher und die ihm gefolgt sind herab, haben diesen Weg betreten. Keiner unter ihnen hat die Gottheit Christi unangetastet gelassen. Alle haben an die Stelle der Gottheit eine gewisse vage Göttlichkeit gesezt, in deren nähere Bestimmung sie sehr von einander abweichen, ganz natürlich, da die Mannigfaltigkeit zu den charakteristischen Merkmalen des Irrweges gehört. Diese Abweichungen sind aber nur von geringer Bedeutung und verdienen kaum, daß man auf sie achtet. Das Wesentliche ist nur das, worin sie übereinstimmen, die Leugnung der vollen Gottheit Christi. Das Zweite ist, daß man den engen Weg breit macht, daß man allen sittlichen Rigorismus abthut, die Kluft möglichst ausfüllt, welche zwischen den Sitten der Welt und den Sitten der Kirche besteht. Der Weg hierzu ist durch das Abthun der vollen Gottheit Christi schon bereitet. Ist Christus wahrer Gott von Macht und Ehren, so ergibt sich eine heilige Scheu, von seinen Worten abzuthun und zu seinen Worten hinzuzuthun, ein heiliger Eifer, in seinen Wegen zu wandeln. Ist er bloß ein göttliches Wesen, so wird man nach Gefallen drehen und deuteln, die Geltung seiner Worte von vorübergehenden Zeitverhältnissen abhängig machen. Jede Erscheinungsform der Welt hat gewisse Dinge, auf welche sie besonderes Gewicht legt, deren Anerkennung sie von der Kirche mit besonderem Eifer verlangt. In der apostolischen Zeit war die Losung besonders, Götzenfleisch essen und huren. In neuester Zeit empört sich die Welt besonders gegen die Anerkennung der Obrigkeit von Gottes Gnaden, des christlichen Charakters des Staates, der Schule, die Unauflöslichkeit der Ehe, das von Gott eingesetzte Amt in der Kirche, die Kirchenzucht, Alles, was das subjective Belieben einschränkt. Die Vermittlungstheologie muß sorgsam darauf bedacht sein, grade in diesen Punkten dem Zeitbewußtsein nicht ins Angesicht zu schlagen. Vermeidet sie nur dies, so läßt man sich manches Andere schon von ihr gefallen. Die Welt weiß, daß das doch auf die Dauer sich nicht halten kann und ist dankbar für die Hülfe, die ihr für ihre nächsten Ziele geleistet wird, dankbar auch dafür, daß die Concessionen ihr zur Beschwichtigung ihrer Gewissensregungen dienen. Ist es erst gelungen, eine Bresche zu machen, so mögen die Mauern im Uebrigen vorläufig noch stehen. Man kann sie zu gelegener Zeit schon abtragen. Das Dritte ist, daß das Band gelockert wird, welches die Jünger Christi mit einander verbindet. Man darf sich nicht zu denen bekennen, auf denen wegen ihres treuen Bekenntnisses die Schmach der Welt ruht, man muß sich möglichst von ihnen sondern, muß sie der Welt preisgeben, oder mit der Welt Partie gegen sie machen. Dann kann man des dankbaren Händedruckes der Welt gewiß sein. Diese kann dann die

christliche Ueberzeugung durch sich selbst richten. Sie stellt ihren beschränkten und engherzigen Vertretern die erleuchteten und weitherzigen gegenüber.

Die Briefe des Johannes zeigen uns nun, daß alle diese drei Wege von denjenigen betreten wurden, welche in der Zeit Domitians ein Abkommen mit dem Feinde suchten. Sie treten uns vollständig entgegen in C. 3, 23. 24 des ersten Briefes, wo Johannes im Angesichte dieser Irrlehrer und im Gegensatze gegen dieselben sagt: „Und das ist Gottes Gebot, daß wir 1) glauben an den Namen seines Sohnes Jesu Christi und daß wir 2) einander lieben und 3): wer seine Gebote hält, der bleibt in ihm und er in ihm." Ebenso auch in V. 5—7 des zweiten Briefes: Wir sollen uns einander lieben, sollen wandeln nach Gottes Geboten, sollen den Verführern Widerstand leisten, die nicht bekennen Jesum Christum, gekommen ins Fleisch. Als der Grundirrtum erscheint aber überall das leztere, die Verleugnung der vollen Gottheit Christi. „Es sind viele Verführer ausgegangen in die Welt, die nicht bekennen Jesus Christus, gekommen ins Fleisch." „Ihr Lieben, glaubet nicht jedem Geiste, sondern prüfet die Geister, ob sie aus Gott sind." „Es sind viele falsche Propheten ausgegangen in die Welt. Daran erkennet ihr den Geist Gottes: jeder Geist, welcher bekent Jesus Christus in das Fleisch gekommen, ist von Gott. Und der Geist, welcher Jesus nicht bekent, ist nicht von Gott, und das ist der Geist des Widerchristes, von dem ihr gehört habt, daß er kommt, und nun ist er schon in der Welt. Sie sind von der Welt, deshalb reden sie von der Welt und die Welt höret sie."

Daß die Irrlehre, so sehr sie sich auch wissenschaftlich ausputzte, ihren Ursprung in einem practischen Interesse hatte, in dem Wunsche, sich der von der Welt ausgehenden Verfolgung zu entziehen, das tritt uns besonders in C. 3, 12—16 des ersten Briefes entgegen. Der Apostel weist da warnend hin auf das, was in der Urzeit Kain an seinem Bruder Abel that und hebt es hervor, daß es Pflicht sei, für die Brüder das Leben zu lassen. In der Mitte zwischen beidem gedenkt er des Hasses der Welt, der zu beidem Veranlassung darbot, auf der einen Seite dazu, die Brüder zum Tode zu überantworten, auf der andern Seite, das Leben für sie zu lassen, indem man sich mutig zu ihnen bekante und ihre Sache führte. Die Irrlehrer unterließen das leztere und ließen sich das erstere zu Schulden kommen.

Heinrich Ewald in dem Commentar zu den Schriften des Johannes sagt nicht übel von jenen Irrlehrern: „Stolz auf ihr neues Lehrganzes, welches sie sich offenbar mit großer Mühe ausgebildet hatten, und welches genug Glänzendes hatte, um den Vorurteilen der damaligen Welt zu schmeicheln, sowie auf einige Erfolge, welche sie damit errungen hatten, wolten sie die Christen der einfachen früheren Art nicht mehr gelten lassen, sie stifteten neue Gemeinden auf dies ihr neues Lehrganze und maßten sich an, die allein tüchtigen Leiter im Christentum zu sein, so wie dieses jezt in der Welt gelten müsse. — Nachdem



sie in ihrer vernünftelnden Einbildung Christus als das wahrhaft menschliche Vorbild des ächten menschlich göttlichen Lebens verflüchtigt hatten, behielten sie in der That gar keinen wirklichen Halt mehr am Christentum und arbeiteten bewußt oder unbewußt nur an der Zerstörung seiner notwendigen ewigen Grundlagen. — Sie hatten sich durch irgend eine philosophisch verbrämte Einbildung eine Möglichkeit ausgedacht, wie der Anstoß des Kreuzes in der damaligen gebildeten Welt vermieden werden könne. — Sie hatten ihre Irrlehren sicher auch deshalb aufgestelt, um gewisse den Heiden — besonders anrüchige urchristliche Anschauungen und Lehren — zu vermeiden, suchten sich bei den Heiden in größere Gunst zu setzen, stifteten in diesem Sinne neue Gemeinden, verachteten alle Christen, welche bei ihren ursprünglichen einfachen Einsichten und Sitten stehen bleiben wolten, und trugen viel dazu bei, daß der Haß der Welt sich desto stärker auf die treuen Christen wälzte." Die Schilderung ist richtig, sie paßt aber zugleich ganz genau auf den Ausschuß des „protestantischen Vereins," dem auch Ewald selbst angehört. „Eine Erneuerung der evangelisch-protestantischen Kirche im Einklange mit der gesamten Culturentwicklung unserer Zeit", wie der protestantische Verein sein leztes Ziel bezeichnet hat, das ist im Wesentlichen ganz dasselbe, was jene Irrlehrer erstrebt haben, die Ausgleichung des Christentums mit dem in ihrer Zeit herschenden Heidentum. Auch die Mittel, die man zur Erreichung des gemeinsamen Zweckes anwendet, sind dieselben. Unter den Mitgliedern des Ausschusses ist wol auch nicht ein einziger, der nicht zur Beseitigung des Hauptanstoßes, den die Welt an der Kirche nimt, der wahren und klaren Gottheit Christi eine vage Göttlichkeit substituirte. R. Rothe, unter allen Mitgliedern des Ausschusses gewiß derjenige, der noch am meisten auf christlichem Boden steht, hat es als eine der dringendsten Anforderungen der Gegenwart ausgesprochen, daß die altkirchliche Lehre von der Trinität einer gründlichen Revision unterworfen werde. Ewald selbst bietet in seiner Auslegung der Johanneischen Schriften und in seinem Leben Christi Alles auf, um die Gottheit Christi zu verwischen. Der Ausruf des Thomas: „mein Herr und mein Gott", den Jesus selbst als den Ausdruck wahrhaftigen Glaubens anerkent, ist ihm eine leidenschaftliche Uebertreibung.

Johannes sagt (1 Joh. 2, 18): „Kinder, es ist die lezte Stunde, und wie ihr gehört habt, daß der Widerchrist komt, also sind jezt viele Widerchristen geworden, woraus wir erkennen, daß es die lezte Stunde ist." Das absolute Ende liegt nach der dem Johannes zu Theil gewordenen Erleuchtung noch sehr fern. Ihm soll nach der Apocalypse der Sieg der christlichen Kirche über das Römische Reich vorangehen, ferner der Sieg über die zehn Könige, welche das römische Reich zerstören, dann das Jahrtausend der Herschaft der christlichen Kirche, darauf der erneuerte Abfall und der Anlauf von Gog und Magog gegen die Kirche. Aber dennoch ist mit dem Auftreten jener Irrlehrer in gewissem Sinne die „lezte Stunde" bereits angebrochen. In dem Angriffe gegen die wahre Gottheit Christi

inmitten der Heidenkirche erblickt er den Anfang des Endes und somit keimartig dieses selbst. Mag sich dieser erste Keim auch langsam entwickeln, so ist doch in ihm die Anbahnung des Endes schon vorhanden. Das Judentum ist an der Leugnung der Gottheit Christi zu Grunde gegangen. Der Kirche aus den Heiden steht ein gleiches Schicksal bevor, wenn sie gleiche Schuld auf sich laden wird, und die Anfänge dieser Schuld liegen in der Gegenwart schon vor. Er sieht in diesem Anfange das Ende, sieht den langen Zug derer, welche in Zukunft den einigen Herrn, der sie erkauft hat, verleugnen werden, sieht wie das Wort von neuem in Erfüllung gehen wird: „Wer auf diesen Stein fällt, der wird zerschellt werden, auf wen er aber fällt, den wird er zermalmen", sieht, wie der Mann, der kein hochzeitliches Kleid an hat, an Händen und Füßen gebunden, in die äußere Finsternis geworfen wird, wo Heulen und Zähneknirschen ist.

Der Apostel weist darauf hin, daß der lezte Grund der Entstehung dieser Irrlehren, welche die Ausgleichung zwischen Welt und Kirche bezwecken, die Weltliebe ist. „Habt nicht lieb die Welt, noch was in der Welt ist — so redet er (1 Joh. 2, 15 ff.) die von der Irrlehre Versuchten an —; die Welt vergeht mit ihrer Lust, wer aber den Willen Gottes thut, der bleibt in Ewigkeit." Wer an den Gütern der Welt hängt und in ihr etwas werden will, wer eitler Ehre geizig ist und Ruhm bei den Menschen sucht, der muß sich mit der Majorität zu stellen suchen und die Anstöße aus dem Wege räumen, welche der wahre unverfälschte Christenglaube ihr darbietet. Nur durch die lebendige Verbindung mit dem lebendigen Gott und durch die daraus hervorgehende Verachtung aller derjenigen Güter, welche die Welt anbieten kann, wird diese Gefahr beseitigt.

Nicht minder wie die Apokalypse und die Briefe des Johannes bietet auch sein Evangelium einen Beitrag dar zur Erkentnis der Versuchungen, welche in der Zeit der mächtigen Schilderhebung des heidnischen Bewußtseins unter Domitian der christlichen Kirche zusetzten. Von besonderer Bedeutung ist da, daß das lezte Lebensbild, das uns in der Hauptmasse des Evangeliums entgegentritt (C. 21 ist der dem Eingange in C. 1, 1—18 correspondirende Schluß) das des Thomas ist, dieses Repräsentanten des Zweifels, als solcher schon bezeichnet durch den ohne Zweifel vom Herrn selbst ihm beigelegten Namen, der von dem Herrn die beiden ernsten Worte vernehmen muß: „werde nicht ungläubig, sondern gläubig", und „selig sind die nicht sehen und doch glauben", dessen bedenklicher Stand schon darin sich kund gibt, daß wir ihn am Abende des Auferstehungstages nicht in der Versamlung der Apostel finden. Daß wir in Thomas den Repräsentanten der Zweifel an der wahren Gottheit des Herrn erblicken sollen, welche zur Zeit der Abfassung des Evangeliums in der durch die Macht der Welt bedrängten Kirche sich regten, darauf weist uns der Evangelist selbst hin, indem er in dem Schlusse der Hauptmasse des Evangeliums in unverkennbarer Beziehung auf die vorhergehende Erzählung von Thomas sagt: „dieses ist geschrieben, daß ihr glaubet, daß Jesus ist der Christ, der Sohn Gottes und daß ihr glaubend Leben habt in seinem Namen."



Zur Vollendung des Bildes der Irrlehrer in der Zeit Domitians dient, was uns das kirchliche Altertum über Cerinth als das Haupt derselben berichtet. Nach Irenäus, dessen Bericht von den Späteren durch falsche Zusätze entstelt worden ist, war das ganze Streben dieses Mannes nur darauf gerichtet, den Widerspruch zu beseitigen, in welchem das Christentum mit der „Culturentwickelung" der Zeit stand. Wie in unserer Zeit Schleiermacher, fing er damit an, das A. T. über Bord zu werfen, indem er das Judentum für ein Werk niederer Mächte erklärte, denen der Christ nicht mehr unterworfen sei. Damit war ein Hauptanstoß aus dem Wege geräumt. Die Juden, sagt Chrysostomus, waren bei der Menge übel angesehen wegen der Fremdartigkeit ihrer Gesetze und wegen ihrer so eigentümlichen Verfassung. Dann wandte sich Cerinth zu dem eigentlichen Aergernisse. Er beseitigte die wahre Gottheit Jesu Christi. Jesus war nach ihm ein bloßer Mensch, der Sohn Josephs und der Maria, mit dem sich bei der Taufe ein höherer Geist verband, von ihm Christus genant, der ihn zur Verrichtung der Wunder befähigte, aber mit dem Beginnen des Leidens wieder von ihm sich zurückzog. Damit wurde die Menschwerdung Gottes aufgegeben. Jesus stand nun nicht mehr auf unerreichbarer Höhe, er war nur gradweise von demjenigen verschieden, was das Heidentum hochstelte und dies durfte sich nicht mehr vor ihm schämen, durch ihn erniedrigt und gerichtet fühlen. Auch die Heiden wissen von höheren Geistern zu reden, welche sich auf die Menschen herablassen und sie in eine höhere Sphäre erheben. „Die Reden der Dämonen — sagt Plutarch — fahren hin durch Alles, tönen aber nur in denen wieder, die ein ruhiges Gemüt haben, und deren Sele sich in völliger Windstille befindet und die wir eben darum heilige und göttliche Menschen nennen." Bekant ist das Dämonium des Socrates, „jene innere Duplicität seines Bewußtseins — wie Lassaulx sagt, — vermöge deren er in sich selbst, neben seiner eignen, eine zweite Stimme vernahm, welcher er als der höheren unbedingt gehorchte, und welcher gegenüber alle menschlichen Dinge ihm nur wenig oder nichts wert zu sein scheinen. Er erlebte sonach in sich selbst beständig das seltsame Schauspiel, daß über seinem eignen inneren Selengrunde ein höheres Streiflicht dahin fuhr. Die Ausdrücke, welche er gewöhnlich von der Sache brauchte, sind folgende: das göttliche gewohnte Zeichen, eine Stimme, die gewohnte prophetische Stimme der Gottheit, Gottes Stimme." Auch ihren Kaisern legten die Heiden einen Genius bei. Durch die Lehre des Cerinth wurde Jesus in den Kreis dieser Anschauungen herabgezogen. Als das befriedigende Resultat, welches das Leben Jesu von Renan gewähre, wurde neulich in einem öffentlichen Blatte das bezeichnet, daß Jesus nach ihm, wie andere edle und große Menschen, das Haupt im Himmel habe, die Füße auf der Erde, auch mitunter im Kothe. Danach kann man den angenehmen Eindruck bemessen, den die Lehre des Cerinth auf die Heidenwelt machen

mußte, daraus fält auch Licht auf die Motive derjenigen, welche in unserer Zeit in Cerinths Fußstapfen getreten sind und den Applaus, den sie gefunden haben. Der Hochmut kann es nicht ertragen, daß einer allein groß sein soll, am wenigsten in einer Zeit wie die unsere, in der auch das Kleinste sich so aufbläht. Die Lehre Cerinths gewährte aber nicht blos dem Hochmute Befriedigung, sie diente auch zur Beruhigung derjenigen, die sich nicht in der Befriedigung der Lüste und Leidenschaften ihres verderbten Herzens stören lassen wolten. Ist Jesus nicht ferner wahrer Gott, so verdient er keine unbedingte Hingabe, so ist die von ihm gestelte Anforderung der Selbstverläugnung nicht ferner begründet oder es ist wenigstens mit ihr nicht so gar strenge zu nehmen, auch er wird das leben und leben lassen nicht unbedingt abweisen dürfen.

In dieser schweren Krisis der Kirche, deren innere Gefahr noch viel größer war als die äußere, sah alles auf Johannes hin. Er war damals der einzige noch lebende unter den Aposteln, in deren Kreise er, der Jünger den Jesus liebte, von Anfang an eine hervorragende Stellung als eine der Säulen der Kirche einnahm. Er mußte sich um so mehr getrieben fühlen, der auf ihn gerichteten Erwartung zu entsprechen, da Jesus selbst schon nach seiner Auferstehung ihm in den jezt eingetretenen Verhältnissen eine wichtige Mission angewiesen hatte. Dem Petrus hatte er angekündigt (Joh. 21, 18), daß er im Alter den Kreuzestod erleiden würde. Von wem, das konte nicht zweifelhaft sein, denn die Kreuzesstrafe war eine specifisch Römische, und Jesus, dem er in solchem Tode folgen solte, hatte ihn von den Römern erlitten. Johannes drückt den Wunsch aus, daß ihm die gleiche Gnade der Nachfolge seines Meisters zu Teil werden möge, und Petrus, der auch im Tode gern mit dem Jünger verbunden sein möchte, dem er im Leben so nahe gestanden, wagt es Jesum zu fragen: „Herr, was wird aber diesem werden?“ Jesus antwortet: „Wenn ich will, daß er bleibe bis ich komme, was geht es dich an?“ Daß der Herr sich bedingt ausspricht, das geschieht nur um die unberufene Einmischung des Petrus zurückzuweisen und der Sache nach ist der Ausspruch ein unbedingter: ich will, daß dieser bleibe bis ich komme. Von welchem Kommen des Herrn hier die Rede ist, das kann nicht zweifelhaft sein. Das Kommen des Herrn hat ein Kommen des Fürsten dieser Welt zu seiner Voraussetzung, dem das Kommen Jesu einschreitend begegnet, und dies Kommen des Fürsten dieser Welt kann kein adneres sein, als der Anlauf der von ihm angestachelten Römischen Weltmacht gegen die Kirche. Das liegt in der Beziehung auf den früheren Ausspruch über Petrus. Petrus soll, wenn dieser Anlauf erfolgt, den Herrn durch sein Leiden verherlichen, Johannes wird am Leben erhalten, um ihm thätig zu begegnen. Denn das liegt klar vor, daß er nicht als müßiger Zuschauer bei dem Kommen des Fürsten dieser Welt und dem Kommen Christi dastehen soll. Ein bloßes noch leben zu verkündigen, würde Jesu nicht würdig sein. Das Leben hat seine Geltung und Bedeutung nur insofern als es mit dem Dienste Christi in Zusammenhang steht,



besonders in diesen Umgebungen, in denen Alles sich auf die zukünftigen Entwickelungen der Kirche bezieht. Johannes soll vielmehr einen Damm bilden gegen den Anlauf des Fürsten dieser Welt, und das Kommen Jesu soll sich zum Teil eben durch seine Wirksamkeit verwirklichen. Er soll bleiben, bis Christus komt, weil Christus eben durch ihn kommen will. Die ihm hier zugewiesene wichtige Mission konte Johannes nicht blos durch mündliche Predigt vollenden. Die hätte nur einen kleinen Kreis ausgefült. Der Anlauf hatte die weitesten Dimensionen. Der Fürst dieser Welt wolte das Christentum von der Erde ausrotten. Die Verfolgung war eine öcumenische. Da mußte Johannes hauptsächlich durch „Tinte und Feder“ wirksam sein. Alle seine Schriften dienen der Erfüllung dieses seines hohen Berufes und sind eben dadurch von so unendlicher Bedeutung für die Kirche unserer Zeit, in der im Wesentlichen sich die Kirche in derselben Lage und Krisis befindet wie damals.

In dem Evangelium stelt Johannes dem Phantasiegebilde der Irrlehrer den wahrhaftigen Christus entgegen, „was wir gehört haben, was wir gesehen haben mit unsern Augen, was wir beschaut haben und unsere Hände betastet haben.“ Das Thema hat er selbst im Eingange aufgestelt: „Und das Wort ward Fleisch und wohnte unter uns, und wir sahen seine Herlichkeit als des eingebornen Sohnes vom Vater voller Gnade und Wahrheit“, und den Zweck, den er verfolgt, hat er am Schlusse dahin angegeben: „dieses ist geschrieben, auf daß ihr glaubet, daß Jesus ist Christus, der Sohn Gottes, und daß ihr glaubend das Leben habt in seinem Namen.“ Er will diejenigen die nach dem Vorbilde des Thomas, des Mannes mit dem doppelten Herzen, an Christo irre geworden waren, von ihren Zweifeln und den daraus hervorgewachsenen kümmerlichen und entkräftenden Irrlehren heilen, er will dadurch, daß er ihnen das wahre Bild ihres Heilandes vor Augen stelt, alle Christen mit heiligem Muthe und mit unüberwindlicher Standhaftigkeit erfüllen, so daß sie dem Lamm folgen, wohin es geht, durch Dick und Dünn, durch Dornen und durch Hecken, auf den schmalsten und den steilsten Pfaden. Wer sollte dem nicht unbedingt anhangen und blindlings folgen, der Werke gethan hat, wie sie kein anderer gethan, der geredet hat, wie nie kein anderer Mensch, der Worte redet, die Geist und Leben sind, Worte des ewigen Lebens; der selbst von sich zeugt: „ich und der Vater sind eins,“ und dessen Zeugnis von sich selbst bestätigt wird durch den majestätischen Eindruck seiner Persönlichkeit, durch seine Herlichkeit als des eingebornen Sohnes vom Vater; der bezeugt wird durch die Weissagungen des A. T., bezeugt durch den Täufer, bezeugt auch durch seine eignen Weissagungen und durch die Erweisungen seiner Teilnahme an dem Privilegium des Herzenskündigers, bezeugt endlich durch seine Wirkungen, dadurch, daß er denen, die ihn aufnehmen und an seinen Namen glauben, die Macht gibt, Gottes Kinder zu werden, daß er sie durch die Wiedergeburt aus Wasser und Geist von dem elenden Wesen des natürlichen Menschen erlöst, daß er sie von dem Tode zum Leben hinüberführt.

(Fortsetzung folgt.)

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz in Berlin. Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

# Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1864. Mittwoch den 6. Januar. № 2.


## Vorwort.

(Fortsetzung.)

Das ist der geschichtliche Christus, den Johannes dem Luftgebilde der Irrlehrer, dem jämmerlichen Produkte ihrer Neigungen, der Ausgeburt ihrer Feigheit und Feilheit, entgegenstelt. Die sein wahrhaftiges Zeugnis in das Herz aufnehmen, die sind bis auf den heutigen Tag gewaffnet gegen alle Anläufe der Welt, gegen alle Versuchungen ihr Concessionen zu machen. „Seid getrost, ich habe die Welt überwunden", das wird ihnen mit unauslöschlichen Zügen in das Herz geschrieben. Sie verlernen es gründlich, nach der „Culturentwickelung" der gegenwärtigen Zeit zu schielen und sie, die ihr Gericht von der Kirche Christi empfangen soll, zur Richterin über die Kirche zu erheben, was nichts anderes ist, als wenn man die Sonne nach den Uhren stellen wolte. Ihr Blick ist unverwandt auf den Einen Herrn gerichtet und sie sprechen im Angesichte aller Anläufe der Welt: „Die Wasserwogen sind groß und brausen gräulich, der Herr aber ist noch größer in der Höhe."

Mit besonderer Angelegentlichkeit teilt der Evangelist die Aussprüche Jesu mit, in denen er die den Juden bevorstehende Katastrophe ankündigt. „Da sprach Jesus abermals zu ihnen: ich gehe hinweg und ihr werdet mich suchen und in eurer Sünde sterben, wo ich hingehe, da könt ihr nicht hinkommen. So ihr nicht glaubet, daß ich es bin, werdet ihr sterben in euren Sünden." In eurer Sünde, das ist so viel als an eurer Sünde. Die hartnäckig festgehaltne Sünde reißt zum Tode fort. Die Sünde des Judentums concentrirt sich in der Stellung, die es gegen Christum einnimt. Diese Sünde bricht ihnen den Hals. Ferner: „Das Licht ist noch eine kleine Weile bei euch, wandelt so lange ihr das Licht habt, damit nicht die Finsternis euch überfalle. Wer in Finsternis wandelt, der weiß nicht, wo er hingeht. Glaubt an das Licht, dieweil ihrs habet, auf daß ihr Söhne des Lichtes werdet." Das Licht ist das Heil, die Finsternis die innere und äußere Heilslosigkeit. Die Zeit, da das Licht bei den Juden ist hier, entspricht der Zeit ihrer Heimsuchung bei Lucas: „Und als er nahe hinzukam, sah er die Stadt an und weinte über sie und sprach: wenn du es wüßtest, so würdest du auch bedenken zu dieser deiner Zeit, was zu deinem Frieden dient, aber nun ist es vor deinen Augen verborgen. Denn es werden Tage kommen, da die Feinde in dir nicht lassen werden einen Stein auf dem anderen, darum, daß du nicht erkant hast die Zeit deiner Heimsuchung." Zur Zeit, da Johannes schrieb, da waren jene Aussprüche Christi, über welche die Juden gewiß herzlich gelacht und sie zur Zielschiebe des ihnen eigentümlichen Witzes gemacht hatten, schon durch den Erfolg bestätigt worden. Das scheinbar so ohnmächtige Wort Christi war über sie gekommen wie ein gewappneter Mann, wie ein Dieb in der Nacht. Friedrich II. forderte bei der Tafel einen alten gottesfürchtigen General auf, ihm mit einem Worte einen Beweis für die Wahrheit der christlichen Religion zu geben. Der General antwortete unverzüglich: die Juden, und der König ward nachdenklich und schwieg. Die Sünde, welche den Juden den Untergang gebracht hatte, keimte in der Gegenwart unter den Christen aus den Heiden. Der Apostel sieht voraus, daß sie sich in Zukunft weiter entwickeln und daß dann die gleiche Ursache gleiche Folge nach sich ziehen wird. In diesem Interesse teilt er jene Aussprüche Christi mit, die durch die ihnen zur Seite gehende thatsächliche Weissagung nun noch eine höhere Bedeutung erhalten hatten, als da sie zuerst ausgesprochen wurden. Treibt es nicht so weit, daß, wie einst von den Juden, auch von euch der Heiland hinweggeht. Er nimt, wenn er geht, alles mit sich, was das Leben zum Leben macht, und läßt nichts zurück, als die Finsternis des Todes, also daß man anfängt zu sagen zu den Bergen: „fallet über uns", und zu den Hügeln: „decket uns".

Das Evangelium des Johannes bewahrt die streng geschichtliche Haltung. Es tritt mit keinem Worte aus den Verhältnissen der Zeit Jesu hinaus. Es bedarf eines zeitgeschichtlichen Commentars, eines Begleiters, der direkter auf die Gefahren der Zeit hinweist und auf ihre Irrtümer eingeht. Zu diesem Zwecke gehen dem Evangelium des Johannes seine Briefe zur Seite, die als der Schlüssel des Evangeliums betrachtet werden können.

Mit der größten Energie tritt der Apostel in den Briefen dem Grundirrtum der Vermittlungstheologen, der Läugnung der vollen Gottheit Jesu entgegen. „Wer ist der Lügner — spricht er — als wer läugnet, daß Jesus der Christ ist? Das ist der Widerchrist, der den Vater und den Sohn läugnet. Jeder, der den Sohn läugnet, hat auch den Vater nicht. Wer den Sohn bekent, hat auch den Vater." Wie unzertrenlich Vater und Sohn verbunden ist, das hat die moderne Entwickelung deutlich genug gezeigt. Der Rationalismus erhob sich

angeblich im Interesse des Vaters gegen die Ehre des Sohnes. Es dauerte wenige Decennien, so trat an die Stelle des Deismus der Atheismus. Der vom Sohne losgelöste Vater verschwand wie ein leichter Morgennebel. Er führte von Anfang an keine Kraft mit sich. Das todte Bild vermochte nicht die lebendigen Lüste und Leidenschaften zu besiegen. Der Vater schwindet aber nicht blos in der Erkentnis, wenn er vom Sohne losgetrent wird, er schwindet auch in der Heilsspendung. Er verbirgt sein Angesicht vor allen, die es nicht in seinem Sohne schauen wollen, und gibt sie in die Gewalt ihrer Sünden, die sie zur Strafe fortreißen.

Aus der Läugnung der vollen Gottheit Christi geht die Gesetzlosigkeit hervor, der Mangel an Ehrfurcht vor seinen Geboten, an Scheu vor der Sünde. Auch gegen diese Zeitkrankheit eifert der Apostel mit heiligem Eifer, mit dem Eifer der Liebe, welche die dem Abgrunde Zueilenden von ihm zurückrufen will: „Wer seine Gebote hält, der bleibt in ihm und Er in ihm. — Jeder, der in ihm bleibt, der sündigt nicht. Wer sündigt, der hat ihn nicht gesehen und erkant." Diese Worte und so viele andere sind der Schild, den wir allen Versuchen der Welt uns von dem engen Wege auf den breiten zu führen entgegenhalten sollen.

Unermüdlich ist der Apostel endlich in den Briefen in der Einschärfung der Bruderliebe, welche in seiner Zeit von denjenigen, die durch die heidnische Verfolgung matt und weich geworden waren, im Interesse der Weltfreundschaft verlezt wurde. Seine Worte solten denen, welche jezt wie R. Rothe sich zu gleichem Beginnen fortreißen lassen, ein brennend Feuer in den Gebeinen werden: „Wenn jemand sagt: ich liebe Gott und hasset seinen Bruder, der ist ein Lügner, denn wer seinen Bruder nicht liebt, den er siehet, wie kann der Gott lieben, den er nicht siehet? Und solches Gebot haben wir von ihm, daß wer Gott liebet, auch seinen Bruder liebe. Jeder, der glaubt, daß Jesus der Christ ist, der ist von Gott geboren, und wer da liebet den, der ihn geboren hat, der liebt auch den, der von ihm geboren ist."

Den Schlußstein der schriftstellerischen Wirksamkeit des Johannes bildet die Apokalypse. Auch in ihr bezieht sich Alles auf den Kampf, den die Kirche mit dem Heidentum zu bestehen hat. „Ueberwinden", das ist in ihr das Losungswort. Sie zeigt, wie thöricht es ist, sich vor der Welt zu fürchten, die sobald den vergeltenden Gerichten Gottes erliegen wird: „Und ich sah, und siehe ein weiß Pferd, und der darauf saß hatte einen Bogen, und ihm ward gegeben eine Krone und er zog aus siegend und damit er siegete." „Und die Könige der Erde und die Großen und die Hauptleute und die Reichen und die Starken, und jeder Knecht und jeder Freie verbargen sich in die Klüfte und in die Felsen der Berge. Und sagen zu den Bergen und zu den Felsen: fallet auf uns und verberget uns vor dem Angesichte dessen, der auf dem Stuhle sitzt und vor dem Zorne des Lammes." Sie legt in der anschaulichsten Weise dar, wie Gott seiner Kirche den Sieg gewährt über das Thier den heidnischen Staat, und über das freche Weib, das in der Gegenwart auf dem Thiere sizt, Rom, die damalige Inhaberin der Weltmacht, wie er tausend Jahre für seine Kirche den Satan bindet, daß er die Heiden nicht ferner zum massenhaften Angriffe verführen kann, wie es endlich den erneuerten Anlauf gegen die Kirche zu Boden wirft, der sich nach Ende der tausend Jahre erheben wird: „Und sie zogen hinauf auf die Breite der Erde und umringten das Heerlager der Heiligen und die geliebte Stadt. Und es kam Feuer vom Himmel herab von Gott und verzehrte sie." Wer solte sich fürchten vor einer Macht, die sicherem Untergange geweiht ist, wie könte die Kirche wol dem frechen Weibe Concessionen machen, das bald ihr zu Füßen gelegt werden wird? Doch der Kirche ist, falls sie nur im Glauben beharrt, noch Herlicheres bestimt. Zunächst ist die himlische Herlichkeit denjenigen gewiß, die vor der Beendigung des Kampfes mit dem Thiere und dem Weibe im Glauben abscheiden: „Danach sah ich und siehe eine große Menge, die Niemand zählen konte, von allen Nationen und Stämmen und Völkern und Zungen, vor dem Stuhle stehend und vor dem Lamm, angethan mit weißen Kleidern und Palmen in ihren Händen. Und er sprach zu mir: diese sind es, die gekommen aus großer Trübsal und haben ihre Kleider gewaschen und haben ihre Kleider helle gemacht in dem Blute des Lammes. Darum sind sie vor dem Stuhle Gottes und dienen ihm Tag und Nacht in seinem Tempel." Am Ende der Tage aber wird es auch auf der Erde für die Gläubigen ganz licht und helle werden, der Himmel wird auf die Erde herabsteigen: „Und ich sah einen neuen Himmel und eine neue Erde. Und die heilige Stadt, das neue Jerusalem, sah ich herabfahren vom Himmel auf die Erde, zubereitet wie eine Braut geschmückt ihrem Manne. Und ich hörte eine große Stimme vom Himmel, die sprach: siehe da die Hütte Gottes bei den Menschen und er wird bei ihnen wohnen, und sie werden sein Volk sein, und Gott selbst wird bei ihnen sein als ihr Gott. Und er wird abwischen alle Thränen von ihren Augen. Der Tod wird nicht mehr sein, noch Trauer noch Geschrei noch Schmerzen wird mehr sein, denn das erste ist vergangen. Wer überwindet, wird dieses ererben und ich werde ihm Gott sein und er wird mein Sohn sein." Neben diesen herlichen und lockenden Verheißungen für die Treue geht die ergreifende Schilderung der Gefahren und der Strafen des Abfalls, der Untreue und der Concessionen einher, die Hinweisung auf den Pfuhl, der mit Feuer und Schwefel brent, und der neben den Gräulichen und Mördern und Hurern auch die Verzagten in sich aufnimt, und die nicht Glauben gehalten und Treue bis in den Tod bewiesen haben.

„Was zuvor geschrieben ist, das ist uns zur Lehre geschrieben, auf daß wir durch Geduld und Trost der Schrift Hofnung haben." Das gilt ganz besonders von den Schriften des heiligen Johannes. Mit dem Troste, den wir aus ihnen gewonnen haben, wollen wir an die Ereignisse des vergangenen Jahres herantreten, die uns in der mannigfachsten Weise darauf hin-

führen, daß die Zeit jezt im Anbruche ist, von der Johannes geschrieben hat: „Und er wird ausgehen zu verführen die Heiden in den vier Oertern der Erde, den Gog und den Magog, sie zu versammeln in einen Streit, welcher Zahl ist wie der Sand am Meere."

Wir beginnen mit dem Leben Jesu von Renan, weil dies Buch mit der Aufnahme, die es gefunden, unter allen Zeichen der Zeit, welche das vergangene Jahr darbietet, wol das merkwürdigste ist.

Es gab eine Zeit, in der eine gottlose Weltweisheit die Hauptwaffe war, deren sich der Fürst dieser Welt bediente und in der die Kirche unablässig das Wort des Apostels einschärfen mußte: „Sehet zu, daß euch niemand beraube durch die Philosophie und lose Verführung nach der Menschen Lehre und nach der Welt Satzungen, und nicht nach Christo." Diese Zeit ist jezt vorüber. Seit der Hegelsche Rausch verschwunden, ist überhaupt eine Abneigung gegen die Philosophie und ein Mistrauen gegen ihre Resultate eingetreten. Der ganze Zug der Zeit geht nach dem Erfahrungsmäßigen hin. Die Lage der Kirche ist aber dadurch nicht erleichtert. Der Fürst dieser Welt weiß auch diese Tendenz der Zeit auszubeuten. Wie früher die Philosophie, so wählt er jezt die Geschichte und die Kritik zu seinem Werkzeug. Er redet der Welt ein, daß die geschichtlichen Grundlagen der Kirche morsch und unhaltbar seien, und die Welt gibt sich ihm um so leichter gefangen, da das Resultat ein ihr erwünschtes ist und da der Sinn für heilige Geschichte ihr in so hohem Maße fehlt. Die Kirche hat bis jezt nach dieser Seite hin ihrer Aufgabe, bereit zu sein zur Verantwortung ihres Glaubens gegen jedermann, nur sehr unvollkommen entsprochen. Schon die Antworten auf das Leben Jesu von Strauß ließen viel zu wünschen übrig. Sie gingen zu wenig in die Tiefe und ihre Kraft wurde meist durch unvorsichtige Concessionen gebrochen. Die herschende Vermittlungstheologie wolte es nicht begreifen, daß dies Werk zum Gerichte über sie gekommen war. Es ist dringend notwendig, daß man hier bei Zeiten die drohende Gefahr erkenne und daß ein ganz neuer Ernst eintrete. Die akademische Theologie solte davon durchdrungen sein, daß ihr vor allen andern Aufgaben jezt vom Herrn der Kirche die gestelt worden ist, die geschichtlichen Grundlagen der Kirche zu sichern, daß es jezt nicht gilt, fernliegende Themata aufzusuchen, wozu manche leider geneigt sind, weil sie dem Streite aus dem Wege gehen wollen, daß es vielmehr darauf ankomt, sich in die Bresche zu stellen, welche der Fürst dieser Welt eben jezt gemacht hat. Es ist stets die Weise der kirchlichen Theologie gewesen, auf die Aufgaben mit Ernst und Tapferkeit einzugehen, die der Herr selbst ihr gestelt hatte, wie man das z. B. an der Zeit wahrnehmen kann, da der Arianische Irrtum die Kirche bewegte, dann an der Reformationszeit. Dieser Weise folgend sollen wir jezt die heilige Kritik zu dem möglichsten Grade der Vollendung erheben, zum Besten aller folgenden Zeiten. Namentlich jüngere Kräfte solten sich auf diesem Gebiete, auf dem noch so unendlich viel zu thun ist, mit



allem Eifer dem Dienste der Kirche weihen. Ist es doch eine Schmach, daß wir noch immer keinen tüchtigen Commentar über die ersten Evangelien besitzen, der besonders die jezt so wichtig gewordene geschichtliche Seite mit tief eindringender und überall aus den Quellen schöpfender Gründlichkeit ins Auge faßte! Freilich, wer an ein solches Werk geht, der prüfe erst seine Kräfte, ob er es habe hinauszuführen. Wer nicht innerlich mit der Schrift zusammengewachsen ist, bei wem, wie z. B. bei Meyer, der Zweifel den Hintergrund bildet, so daß er unvermögend ist, feste Tritte zu thun mit seinen Füßen und überall strauchelt wie ein Lahmer, der wird durch seine, wenn auch wolgemeinten Bemühungen der Kirche mehr schaden als nützen. Es läßt sich nicht läugnen, daß auf der gegnerischen Seite jezt Charakter ist, gegen diesen läßt sich mit Charakterlosigkeit, einem beständigen Ueberschwanken in das andere Gebiet nichts ausrichten. Auch das Pastorat wird seine Stellung gegen die heilige Geschichte und Kritik wesentlich ändern müssen. Es hat die Pflicht durch sein Interesse für die Sache, welches bis jezt leider nur geringe ist, weit geringer wie z. B. in England, wo es eine wahre Freude sein muß, hier mit seiner Gabe der Kirche zu dienen, den Eifer der gelehrten Forscher zu beleben. Es hat aber auch selbst mit den Zweiflern zu thun und darf sich Angesichts der Widersprechenden nicht mit Bannsprüchen begnügen, es muß im Stande sein, jeden ihrer Einwürfe eingehend zu widerlegen, und wer nicht vermag, was er von Amtswegen vermögen soll, der ladet dadurch eine Gewissensverantwortung auf sich, die unter Umständen sehr schwer wiegen kann. Der Pastor darf sich auch schon im Interesse der eignen Glaubenszuversicht nicht obenhin mit den Zweifeln abfinden, er muß im Stande sein, sie mit der Wurzel auszurotten. Man täusche sich nur nicht über die Bedeutung dieser Angriffe. Sie werden vom Zeitgeiste getragen, der von allen Seiten auf uns eindringt und dessen Einflüssen und Versuchungen wir gar sehr ausgesezt sind, gewöhnlich mehr als wir merken. Was der unglückliche Bischof Colenso von sich sagt: „Ich fühle, daß ich nur hineingerissen bin in den Strom, welcher in unserm Zeitalter in dieser Richtung fließt und sichtbar von Tage zu Tage mehr anschwillt", das gilt in geringeren Graden von Allen. Die Hauptwaffe gegen diese Versuchung ist der Wandel mit Gott, aber es heißt auch hier ora et labora. Auch gebildete Laien von gläubiger Gesinnung haben die Pflicht auf sich, daß sie sich hier orientiren. Es ist kläglich, wie so manche, die in der Politik sehr wol orientirt sind, hier jedes Interesses und auch der elementarsten Kentnis entbehren.

Was hat dem Buche von Renan eine so weite Verbreitung verschaft? Einigen Anteil daran hat gewiß neben dem Zauber seiner glänzenden Phrasen, daß er sich überall den Schein eines Augenzeugen gibt. „Ich habe — sagt er — in jeder Beziehung das evangelische Gebiet durchwandert, ich habe Jerusalem, Hebron und Samaria besucht. Fast keine bedeutende Oertlichkeit der Geschichte Jesu ist mir entgangen." Er thut überall so, als sei er selbst bei den evangelischen That-

sachen zugegen gewesen. Aber dadurch können nur solche getäuscht werden, die schon aus anderm Grunde für das Werk eingenommen sind. Denn, abgesehen von der völligen Verschiedenheit der Verhältnisse in dem Zeitalter Jesu und der jetzigen, die Renan durch seine Phrasen vergeblich zu verdecken sucht, dem nüchternen Beobachter kann es nicht entgehen, daß er es hier mit einem Manne zu thun hat, der durch und durch ein leichtfertiger Phantast ist und daß es bei einem solchen nichts verschlägt, ob er die Stätte der Wirksamkeit Jesu mit eignen Augen gesehen, da diese Augen der rechten Sehkraft ermangeln. Was kann phantastischer und unwahrer sein, als die Schilderung der Lebensweise in dem ersten Galiläischen Kreise, welcher Jesum umgab! Galiläa ist nach Renan ein Land, „wo das Leben sich nährt von Luft und Sonne." Ob er wol selbst in Galiläa blos von Luft und Sonne gelebt hat? „In diesem irdischen Paradies lebte eine Bevölkerung voll von heiterem und frohem Lebensmute." „Das schöne Klima Galiläas machte das Dasein dieser Fischer zu einem fortwährenden Zauber. Sie bildeten ein wahrhaftiges Vorspiel auf das Reich Gottes, einfach gut, glücklich, sanft geschaukelt auf ihrem köstlichen kleinen Meer, oder schlafend des Abend an seinen Ufern." Der Christ weiß von vorn herein, daß ein solches Dasein auf dem Boden von 1 Mos. 3 unmöglich ist. Es würde das dort ausgesprochene Wort Gottes zur Lüge machen. Die mit klarem nüchternen Auge angesehenen Evangelien stellen uns ein ganz anderes Bild vor Augen. Die Galiläer standen unter einer doppelten Tyrannei, der bürgerlichen der Römer, die unter Umständen bis zum Blutvergießen fortschritt, Luc. 13, 1, und deren Zöllner auch das „köstliche kleine Meer" überwachten, gewiß nicht zum Vorteil der Harmlosigkeit, und der geistlichen der Pharisäer. Sie waren verlorene Schafe des Hauses Israel, Mt. 15, 24. Jesus, da er die zu ihm sich sammelnde Volksmenge übersah, empfand tiefes Mitleid mit ihnen, weil sie geplagt und verwahrlost waren, gleich Schafen, die keinen Hirten haben (Mt. 9, 36). Ihr Zustand bot ihm Anlaß dar, selig zu preisen die da Leide tragen, die da arm sind und sich arm fühlen, denn das heißt geistlich arm sein. Krankheiten und Gebrechen, die nicht blos für die damit Befallenen, sondern auch für ihre Angehörigen eine schwere Heimsuchung sind, waren weit verbreitet. „Und es kamen zu ihm — heißt es — viele Haufen, die bei sich hatten Lahme, Blinde, Krüppel und viele andere und warfen sie zu den Füßen Jesu und er heilte sie." Trotz der vortreflichen Luft und der schönen Sonne war die Sorge um den täglichen Lebensunterhalt eine in dem Kreise Jesu weit verbreitete und schwer drückende. „Sorget nicht, ihr Kleingläubigen, was ihr essen oder trinken oder anziehen solt", so sprach Jesus zu ihnen, und die eingehende und eindringliche Weise, mit der er diese Warnung vor der Sorge ausführt,



zeigt, wie schwer sie ihnen zusezte. Es waren meist Leute, die von der Hand in den Mund lebten, und die heute nicht wußten, wovon sie morgen sich nähren solten, die ermahnt werden mußten, nicht für den morgenden Tag zu sorgen, und für welche die Bitte um das tägliche Brot eine große Herzensangelegenheit war. Was aber allem diesem Leide erst den rechten Stachel gab, sie waren böse nach dem Ausspruch des Herrn Mt. 7, 11 und wußten, daß sie dies waren, kanten sich selbst besser, wie Herr Renan sie kent, der sie für gut erklärt, freilich nur, weil er nicht weiß, was es ist, gut sein. Petrus, da sich die segnende Hand des Herrn gegen ihn aufgethan, fällt ihm zu Füßen und spricht: „gehe hinweg von mir, denn ich bin ein sündiger Mensch." Das ist das „irdische Paradies", das Schlaraffenland des Herrn Renan. Es verschwindet sofort, wenn man der Sache näher tritt, grade so wie das heitere Bild von den Südseeinseln geschwunden ist, was Cook auf Grund oberflächlicher Eindrücke entworfen hatte. Wer sehen kann und will, für den reicht schon diese Schilderung allein hin zum Beweise, daß von diesem Lehrmeister nichts gelernt werden kann. Klare Augen, die Wirklichkeit zu sehen, wie sie ist, das ist eine Grundbedingung alles Vermögens, Andere zu lehren.

Der wirkliche Grund des Einganges, den das Buch von Renan gefunden hat, ist die Thatsache, daß die Kirche wieder eine Macht geworden ist in dem Leben der Neuzeit. Es verhält sich hier ähnlich wie bei dem Gustav-Adolfsverein, der in der Hauptsache seinen Succeß nur der Wirksamkeit anderer Vereine von entschieden kirchlicher Tendenz verdankt — die Welt will zeigen, daß sie auch etwas für die Kirche zu leisten vermag, käme der Gustav-Adolfsverein in die Hände der kirchlich Gesinten, so würde ein großer Teil seiner Einnahmequellen bald versiegen, so gewiß als das jetzige Interesse für ihn ein wesentlich polemisches ist. Dann bietet auch die Thatsache eine Analogie dar, daß an den Stätten christlicher Erweckung einzelne begabtere Redner von nicht kirchlicher Richtung, gefülte Kirchen haben. Diese würden sofort sich leren, wenn der Mund der treuen Zeugen verstumte. Die Flucht vor diesen und das Bestreben im Angesichte ihrer Anhänger zu zeigen, daß man doch auch Religion besizt, hat sie gefült. So nun sind diejenigen, die nach dem Buche von Renan greifen solche, die in ihren Umgebungen die Macht der Kirche wahrnehmen, die Waffen suchen sich ihrer zu erwehren, Feigenblätter um ihre Blöße zu bedecken. Sie wollen nicht, daß Dieser über sie herschе, und so greifen sie begierig nach einem Buche, welches beweist, daß er nicht über sie zu herschen verdient, daß er ein Mensch war wie sie, den mannigfachsten Schwächen und Leidenschaften unterworfen, und daß sie daher keinen Grund haben, sich in diesen Schwächen und Leidenschaften stören zu lassen.

(Fortsetzung folgt.)

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz in Berlin. Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

# Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1864. Sonnabend den 9. Januar. № 3.


## Vorwort.

(Fortsetzung.)

Warum wollen sie aber der Einladung desjenigen nicht lieber folgen, der da gesprochen hat: „nehmet auf euch mein Joch, denn ich bin sanftmütig und demütig, so werdet ihr Ruhe finden für eure Selen?“ Die Antwort auf diese Frage gibt Jesus uns selbst. „Meine Lehre, spricht er, ist nicht mein, sondern dessen, der mich gesandt hat. Wenn jemand will des Willen thun, so wird er erkennen, ob die Lehre von Gott ist, oder ob ich von mir selbst rede.“ Als die unerläßliche Bedingung der Erkentnis erscheint hier das aufrichtige herzliche Streben, die entschiedenste Neigung den Willen Gottes zu thun. Was dieser Wille Gottes sei, das erkennen wir z. B. aus den Worten des Propheten: „Es ist dir gesagt, Mensch, was gut und was der Herr von dir fordert, nämlich Recht thun und Liebe üben und demütig wandeln vor deinem Gott.“ Wer danach ringt, der bekomt helle Augen, daß er das in Christo dargebotene Heil zu erkennen vermag. Wer dagegen, gleichgültig gegen den Willen Gottes, seine Lüste und Leidenschaften hegt und pflegt, verliert eben damit den Schlüssel zu der Lehre Christi, er weiß mit ihm, seiner Gottheit, seiner Menschwerdung und seinem versöhnenden Leiden nichts anzufangen und seine hohen Aussagen von sich selbst erscheinen ihm als lere Prätensionen. Der Heiland spricht ferner: „Niemand kann zu mir kommen, wenn ihn nicht der Vater zieht, der mich gesandt hat.“ Wo dieser Zug des Vaters fehlt, da ergeben sich von selbst allerhand irrige Vorstellungen, Anstöße und Zweifel. Der Zug des Vaters aber ist an die Buße geknüpft, an den herzlichen Wunsch, mit seiner Vergangenheit zu brechen. Mit dem Herzen, wie es von Natur ist, angeschwellt von Einbildung und Hochmut, von Leidenschaften durchzogen, steht der Zug des Vaters in Widerspruch.

Die Beschaffenheit des Bodens, auf dem Renans Weizen blüht, wird uns recht zur Anschauung gebracht durch dasjenige, was er über die Wunder sagt. „Wir sagen nicht — bemerkt der schlaue Mann — daß das Wunder unmöglich ist“ — er hält es für gerathen, mit seinem Pantheismus nicht offen hervorzutreten, weil er da noch nicht auf allgemeine Beistimmung rechnen kann —, „wir sagen, es hat bis jezt noch kein ausgemachtes Wunder gegeben. Wenn es feststeht, daß kein gleichzeitiges Wunder die Prüfung aushält, ist es dann nicht wahrscheinlich, daß die Wunder der Vergangenheit sich ebenfalls als Täuschungen erweisen würden, wenn es uns möglich wäre, sie einer scharfen Prüfung zu unterwerfen.“ Dies Argument ist unwiderstehlich für diejenigen, die, in die Gränzen ihrer Natur festgebant, die Wunderkraft Gottes nie an ihrem Herzen erfahren haben und eben dadurch unfähig gemacht sind, auch außer sich die fortgehenden Erweisungen dieser Wunderkraft wahrzunehmen. Solche müssen Renan zur leichten Beute werden und ihrer sind leider jezt Unzählige. Da der von Zweifeln angefochtene Täufer zu Jesu sendet und ihn fragen läßt: „bist du es, der da kommen soll, oder sollen wir eines andern warten?“ antwortet er: „Gehet und verkündet dem Johannes, was ihr höret und sehet: die Blinden sehen und die Lahmen gehen, die Aussätzigen werden rein und die Tauben hören, die Todten stehen auf und den Armen wird das Evangelium gepredigt.“ Das Alles ist entweder nie geschehen, oder es muß sich in der Kirche Gottes dem Wesen nach in ungeschwächter Kraft fortsetzen. Wenn das nicht geschähe, so würden alle äußeren Zeugnisse für die vor Jahrhunderten vorgegangenen Wunder keinen Eindruck machen und kein Recht darauf haben, gehört zu werden. In der Form kann und muß ein Unterschied sein. Was Anfangs, da es die erste Gründung des Reiches Gottes galt, auf dem materiellen Gebiete, in roheren und an sich weniger angemessenen Formen sich geltend machte, das hat sich jezt vertieft und in das geistliche Gebiet zurückgezogen. Dadurch ist das Wunder nicht abgeschwächt, sondern grade diese geistlichen Wunder sind, wie Luther sagt, die rechten hohen Mirakel. Diese kann jeder, welcher will an seinem Herzen erfahren, und das sind die gleichzeitigen Wunder, die jede auch die schärfste Prüfung aushalten. Wer durch seine Schuld nichts von diesen gegenbildlichen Wundern weiß, der muß notwendig auch an den vorbildlichen irre werden, in welche sich zu finden dem unendlich leicht wird, der selbst durch die Kraft Christi aus einem Todten ein Lebendiger geworden, aus einem Blinden ein Sehender, aus einem Tauben ein Hörender.

Wir wollen nun noch eingehender nachweisen, welchem Führer, durch ihre entgegenkommende Neigung verleitet, diejenigen sich überlassen haben, unter denen das Buch von Renan Eingang gefunden hat. Wir bewegen uns in dieser Nachweisung absichtlich nur auf gemeinsamem Gebiet. Wir heben nur Solches hervor, was nicht durch die Hinweisung auf die Verschiedenheit des Standpunktes abgewiesen werden kann.

Das Buch Renans ist voll von Widersprüchen und Inconsequenzen. Der gröbste unter diesen Widersprüchen ist der, daß er in frevelhafter Weise dem Heilande alles abspricht, auf dem unsere anbetende Ehrfurcht gegen ihn beruht, seine Gottheit, seine wunderbare Kraft, die Freiheit von Irrtum und Sünde, daß er ihn in den Koth des ordinärsten Wesens herabzieht, ihn der Anmaßung übermenschlichens Seyns und übermenschlicher Würde beschuldigt, des Gaukelspieles mit den Wundern, und dann doch am Schlusse ihn also anredet: „Ruhe jezt in deinem Ruhme, du edler Bahnbrecher. Dein Werk ist vollendet, deine Gottheit ist begründet. Du wirst in solchem Grade der Eckstein der Menschheit werden, daß deinen Namen aus dieser Welt wegreißen, heißen würde, sie in ihren Fundamenten erschüttern." Für diese Apotheose fehlt jede solide Begründung. Denn das Licht einiger erhabener Sentenzen, das einzige, welches Renan übrig läßt, Sentenzen, die aus ihrem Zusammenhange losgerissen und in seiner oberflächlichen Auffassung zu bloßen Phrasen werden, kann gegen die dichten Schatten einer halb wahnsinnigen Anmaßung und eines frevelhaften betrügerischen Treibens, wie es sich z. B. bei der Auferweckung des Lazarus kund geben soll, nicht in Betracht kommen. Wie ist Renan zu solchem schreienden Widerspruch gelangt? Der ältere Rationalismus hatte kaum eine Ahndung von dem, was durch Christus gewirkt worden. Er entkleidete ihn ganz unbefangen seiner Herlichkeit und hatte keine Erkentnis von der Schwierigkeit, die jezt vorlag, die Wirkungen zu erklären, nachdem man die Ursachen hinweggeräumt hatte. Die neuere Wissenschaft ist scharfsichtiger geworden. Sie kann das Auge nicht dagegen verschließen, daß alles Große und Herliche in der Geschichte auf Christus zurückgeht, daß wir ihm Alles verdanken, wodurch wir uns von Chinesen, Japanern und Türken unterscheiden. Renan selbst sagt: „Der Glaube, die Begeisterung, die Standhaftigkeit der ersten christlichen Generation erklären sich nicht anders, als wenn man an die Spitze der ganzen colossalen Bewegung einen Mann von colossalen Verhältnissen stelt." Die wissenschaftliche Erklärung der Thatsachen verlangt den wahrhaftigen Gottessohn. Ihn anzuerkennen aber, dagegen sträubt sich der Hochmut, der keinen Herrn über sich dulden will, die Lust, die vor der Anforderung der Selbstverläugnung erschrickt, die Selbstsucht, die ein Grauen hat aufzugehen in dem größeren Ganzen der Kirche und darin nur einen höchst bescheidenen und untergeordneten Platz, im besten Falle den eines unnützen Knechtes, zu erhalten. So ist man zu solchem Widerspruch verurteilt.

Ein greller Widerspruch ist es ferner, wenn Renan die Beschuldigungen, welche die Juden gegen Jesus erhoben, für begründet erklärt, und doch sich in den stärksten Invectiven gegen die Juden ergeht, daß sie ihn dem Tode überantwortet haben. „Die Stellung, welche Jesus sich anwies — sagt er — war die eines übermenschlichen Wesens und er verlangte, daß man ihn anerkenne, als einen solchen, der zu Gott in einer erhabneren Beziehung stehe, als die übrigen Menschen. — Verachtend die vernünftigen Gränzen der Natur des Menschen, wolte er, daß man nur für ihn existirte, daß man ihn allein liebte." Hätte die Sache so gestanden, so wären die Juden nicht blos berechtigt, sie wären verpflichtet gewesen, Jesus dem Tode zu überantworten. Anmaßung übermenschlicher Würde, Verrückung der Gränzen zwischen Himmel und Erde ist Gotteslästerung und Moses hatte im Namen Gottes geboten: „Welcher des Herrn Namen lästert, der soll des Todes sterben, die ganze Gemeinde soll ihn steinigen." Jesus ferner hätte sich, indem er ohne Grund im Namen Gottes übermenschliche Würde für sich in Anspruch nahm, als falscher Prophet ausgewiesen. Von den falschen Propheten heißt es im Gesetze: „Wenn ein Prophet vermessen ist, zu reden in meinem Namen, das ich ihm nicht geboten habe zu reden — derselbe Prophet soll sterben." Nur ein unwissenschaftlicher Mann kann sich in solcher Weise den notwendigen Consequenzen seiner Ansicht entziehen. Christ oder Jude, das ist hier die klar vorliegende Alternative. Entweder Christus war Gottes Sohn, und dann mußte sein Blut über die Juden kommen, die ihn tödteten, und es ist über sie gekommen in der harsträubenden Weise, wie man das bei ihrem eignen Geschichtschreiber Josephus lesen kann, es ist über sie gekommen zum Beweise, daß Jesus wahrhaftig Gottes Sohn war, oder Jesus hat sich nur die Gottessohnschaft angemaßt, er hat, wie ihm der Jüdische Hohepriester vorwirft, gelästert, dann ist die unmittelbare Folge die, daß er des Todes schuldig ist.



Ein greller Widerspruch liegt auch vor in der Stellung Renans zu den Evangelien. Er entblödet sich nicht von diesen einzigen Quellen für die Geschichte Jesu zu sagen: „Diese Schriften sind voll von Irrtümern und von Unsinn" (p. 450). „Es sind dies sagenhafte Biographien. Die vier Hauptdocumente sind in schreiendem Widerspruch gegen einander" (p. XLIV). Dem Evangelium des Johannes wirft er vor, daß es den Charakter Jesu in vielen Punkten verfälscht habe, nicht blos in unklarer Begeisterung, sondern mit bewußter Absicht (S. 156). Bei der geringsten sich darbietenden Schwierigkeit wirft er die Aussage der Evangelien über Bord, auch da, wo alle vier Evangelien übereinstimmen, wie z. B. in dem Berichte über die wunderbare Speisung der Fünftausend, der, namentlich so wie er bei Johannes vorliegt, für den Unbefangenen alle Kennzeichen der strengsten Geschichtlichkeit trägt. Für einen Mann von wissenschaftlichem Geiste würde sich bei solcher Stellung sofort die Unmöglichkeit ergeben, ein Leben Jesu zu schreiben. Sind die einzigen vorhandenen Quellen von solcher Beschaffenheit, so befinden wir uns bei jedem Schritte auf unsicherm Boden und die allein vernünftige Haltung ist die rein negative. Davon hat Renan keine Ahndung. Mit naiver oder vielmehr kindischer Zuversicht auf seinen divinatorischen Scharfblick, mit dem freudigen Mute, wie er unter solchen Umständen nur einem Phantasten eigen sein kann, will er aus denselben Evangelien Geschichte gewinnen, die er als sagenhaft, ja zum Teil betrügerisch verurteilt hat. Da ist David Strauß entschieden gegen ihn im

Vorteil. Dieser beschränkt sich darauf, zu zerstören, und überläßt dem eiteln Franzosen das Vergnügen, an die Stelle des zerstörten soliden Baues ein Luftschloß aufzubauen.

Einen offenbaren Widerspruch bietet speciel die Stellung dar, welche Renan zu dem Evangelium des heiligen Johannes einnimt. Es enthält nach ihm „sehr kostbare Belehrungen," eine Menge von Zügen, die auf einen Augenzeugen hinführen, „es war sechs Uhr — es war Nacht — dieser Mensch hieß Malchus — sie hatten ein Kohlenfeuer angezündet, denn es war kalt." Dagegen aber die Reden Christi, welche dies selbe Evangelium mitteilt, können unmöglich von Christo gehalten sein. „Nicht durch anspruchsvolle Tiraden, die schlecht geschrieben sind, und nach der moralischen Seite wenig zu bedeuten haben, hat Jesus sein göttliches Werk gegründet." Es kommt Renan nicht in den Sinn, daß „dieses seltsame Evangelium, welches so herliche Belehrungen enthält, aber in dem der Charakter Jesu in vielen Punkten gefälscht ist," eine Unmöglichkeit ist, daß hier das Wort gilt: „quillt auch aus einem Loche süß und bitter?" Er denkt nicht daran, die Lösung des Widerspruches da zu suchen, wo sie zu finden ist, in seiner absoluten Unfähigkeit die Reden [illegible] bei Johannes zu verstehen, die ein reines und klares, den himlischen Dingen zugewandtes Gemüt erfordern, nicht ein solches das, trotz alles Pompes der Redensarten, an der Erde kriecht und voll ist von Gedanken an irdische Genüsse und eitle Ehren. Er denkt nicht daran, daß auch von ihm gelten kann, was in diesem Evangelium selbst von den Juden geschrieben steht: „dieses Gleichnis redete zu ihnen Jesus, sie aber erkanten nicht, was es war, das er zu ihnen redete," und: „sie erkanten nicht, daß er ihnen von dem Vater sagte." Er wiederholt statt dessen die alten rationalistischen Einwürfe gegen die Reden Jesu bei Johannes: „Wenn Jesus redete, wie Matthäus will, so konnte er nicht reden, wie es Johannes will." Als ob es nicht selbstverständlich wäre, daß der Heiland der Welt eine doppelte Lehrweise haben mußte, die eine populäre für die Unmündigen die andere tiefer gehende für die geistig oder geistlich Geförderteren, und als ob es nicht nahe läge, anzunehmen, daß Johannes für die Aufbewahrung der letzteren die specielle Mission empfangen hatte. Ferner: „der Styl der Reden, welche Jesu durch das vierte Evangelium beigelegt werden, bietet die vollkommenste Analogie dar mit dem der Briefe des Johannes." Als ob nicht die Uebereinstimmung, so weit sie wirklich stattfindet, und sie findet nur in beschränktem Maße statt, sich daraus erklärte, daß Johannes, dessen Wesen die Hingebung an Jesum ist, auch seinen Styl nach den Reden seines Meisters gebildet hat und zwar speciel nach denjenigen Reden, die in seinem auf die Tiefe angelegten Gemüte den meisten Anklang gefunden haben. Dazu komt noch, daß Johannes in dem ersten Briefe sich mehrfach in absichtlicher Wörtlichkeit an die in dem Evangelium mitgetheilten Reden Christi anschließt, um sie in solcher Weise indirekt zu citiren und ihre Anwendung auf die Zeitverhältnisse zu vermitteln, eine Annahme, die ihre Begründung in dem bereits früher erörterten Verhältnis des ersten Briefes zu dem Evangelium findet.



Verlassen wir die Widersprüche Renans und wenden wir uns zu seiner exegetischen Unfähigkeit. Luther redet von solchen, die in die Schrift hineinfahren wie die Säue. Dazu gibt das Buch von Renan das Beispiel. Es fehlt ihm nicht bloß alle höhere Befähigung zur Schriftauslegung, er ist nicht blos ein selischer Mensch, der nichts vernimt von dem Geiste Gottes, welcher die Schrift, so wie sie von ihm gegeben ward, so auch auslegen muß, wie Flacius sagt: Spiritus Sanctus est autor simul et explicator scripturae, es fehlt ihm auch jede Beschäftigung mit der Auslegung, jedes Arbeiten in ihr im Schweiße des Angesichts, jede Kentnis der exegetischen Leistungen, die seit 18 Jahrhunderten zum Teil von den größten und tiefsten Geistern ausgegangen sind. Er steht in dieser Beziehung sogar unter einem Voltaire, der wenigstens den Commentar des Benedictiners Calmet immer zur Hand hatte und aus ihm seine besten Waffen entlehnte, indem er die von Calmet angemerkten Schwirigkeiten auszog und ihre Lösung ignorirte. Wir wollen auch hier einige Beispiele geben.

Von der Parabel vom reichen Manne sagt Renan: „Später nante man diese Parabel die des bösen reichen Mannes. Aber es ist einfach die Parabel des reichen Mannes. Er ist in der Hölle, weil er reich ist, weil er sein Gut nicht den Armen gibt, weil er gut zu Mittag speist, während andere vor seiner Thür schlecht speisen." Lucas, behauptet Renan, auf Grund dieser Auslegung, „ist ein exaltirter Democrat und Ebionit, d. h. sehr feindlich gegen das Eigentum und überzeugt, daß die Rache der Armen bald kommen wird." Der Evangelist aber, meint er, habe diese „communistische Tendenz" nur auf die Spitze getrieben. Der Ansatz dazu finde sich auch in den Reden Jesu in den andern Evangelien und im Wesentlichen müsse sie auch Jesus selbst gehabt haben.

Welche exegetische Unfähigkeit! Daß der Besitz von Vermögen nicht an sich sündhaft ist, zeigen schon an der Schwelle der Offenbarung die Beispiele Abrahams, Isaaks und Jakobs, der im N. T. überall hochgestelten Erzväter, zeigt im N. T. selbst das Beispiel des Joseph von Arimathia, dessen Teilnahme an der Bestattung Jesu zu seiner ewigen Ehre in der Kirche Gottes erzählt wird. Ein Reicher ist aber nach dem gewöhnlichen Sprachgebrauche der Schrift nicht jeder, der viel Vermögen hat, sondern wer gegen die Ermahnung des Psalmisten (Ps. 62, 11) sein Herz an den Reichtum hängt. In Mrc. 10, 24—25 erscheinen als Wechselbegriffe der Reiche und der sich auf seinen Reichtum verläßt. Bei wem der Reichtum Nebensache ist, wer sich mit seinem Herzen desselben nicht annimmt, wer seinem wahren Schatz im Himmel hat, der wird nicht nach einer so unwesentlichen Zufälligkeit benant werden, so wenig als man einen großen Geist, wenn seine leibliche Hülle mit einem Buckel behaftet ist, als einen Bucklichten charakterisiren und ihm das stehende Epitheton eines solchen geben wird. Bei dem natürlichen Menschen aber fällt der äußere Besitz und das innerliche Besessensein von dem nach der Verderbtheit der menschlichen Natur so große Gefahren mit sich führenden Reichtum

zusammen. Denn er entbehrt der befreienden Macht, welche nur in dem Verhältnis zu dem lebendigen Gott gegeben sein kann. Der Mammon muß sein Gott sein, weil er den wahren Gott nicht kent, oder vielmehr nicht von ihm gekant wird. Wer nun in diesem Sinne ein Reicher ist, dessen Herz ist zugleich in einem allgemeinen Misverhältnisse zu dem Gesetze Gottes. Wer dem Mammon dient, kann Gott nicht dienen und muß seine Gebote mit Füßen treten. Der reiche Mann in der Parabel ist zugleich ein böser Mann, der auf Moses und die Propheten nicht hört. Die Erfahrung zeigt es, daß der Reichtum, wenn das Herz sich an ihn hängt, das Gemüt aushölt, verhärtet und zulezt völlig verteufelt. Der Geiz ist eine Wurzel alles Uebels. Daß aber Lucas mit besonderer Vorliebe die Reden Jesu mitteilt, die sich auf den Reichtum beziehen, das erklärt sich daraus, daß er für Heidenchristen schrieb, die damals den Gefahren des Reichtums besonders ausgesezt waren, wie auch in dem Buche Koheleth und in dem Briefe des Jakobus der Reiche der Heide ist.

In der eingehenden und nachdrücklichen Schilderung des Truges und der Gefahren des Reichtums bleibt sich die heilige Schrift stets gleich. Schon in dem Buche Hiob heißt es: „Wenn ich Gold machte zu meinem Vertrauen und zum edlen Metall sprach: du meine Zuversicht; wenn ich mich freute, weil groß mein Vermögen und weil Vieles gefunden meine Hand," so möge der Fluch Gottes mich treffen. Und in dem Prediger Salomo wird die Nichtigkeit des Reichtums und das Elend derer, die ihr Herz daran hängen, in der eindringlichsten Weise dargelegt. Jesus hat in dieser Beziehung nichts eigentlich Neues gebracht, er ist nur noch tiefer in die verborgensten Schlupfwinkel des Herzens eingedrungen, hat die verderbten Neigungen desselben noch mehr ans Licht gezogen und in Mark und Bein erschütternder Weise von ihnen geredet. Hätte Renan diese Aussprüche des Wortes Gottes mit dem Herzen und Gewissen gelesen, mit dem Sinne eines solchen, der danach ringt, Gottes Willen zu thun, so würde er nicht in die Fußtapfen der Pharisäer getreten sein, welche Jesum wegen solcher Reden verspotteten, „weil sie geldliebend waren," so würde er in ihnen nicht die Kennzeichen einer unpraktischen und bodenlosen Schwärmerei gefunden haben, sondern die unzweifelhaften Beweise, daß er es hier nicht mit einem auf der Oberfläche bleibenden Menschenwort zu thun hat, sondern mit dem Worte des lebendigen Gottes, der Herzen und Nieren prüft.

Einen zweiten Beleg für die exegetische Unfähigkeit Renans gewährt uns, was er über das Gleichnis von der Königlichen Hochzeit in Matth. 22, 1—14 sagt: „Ein König hat ein Hochzeitsfest bereitet und schickt seine Diener, um die Eingeladenen zu holen. Jeder entschuldigt sich, einige mishandeln die Boten. Der König faßt dann einen großen Entschluß. Die anständigen Leute haben seinem Rufe nicht folgen wollen. Nun wol! die Reihe kommt an den ersten besten, an Leute, gesammelt auf den öffentlichen Plätzen und an den Kreuzwegen, die Armen, die



Bettler, die Lahmen, alles gleich, der Saal muß gefült werden. Und ich schwöre euch, sagt der König, daß keiner von denen, die eingeladen waren, meine Malzeit kosten soll. Der reine Ebionismus, d. h. die Lehre, daß nur die Armen selig werden sollen, daß das Reich der Armen kommen wird, war also die Lehre Jesu." Renan hat keine Ahndung davon, daß das Gleichnis sich auf die Verstoßung der Juden und auf die Berufung der Kirche Gottes aus den Heiden bezieht, obgleich dies doch in den Worten: „da ward der König zornig und sandte seine Heere und richtete jene Mörder zu Grunde und verbrannte ihre Stadt," so klar vorliegt, daß ein Kind es einsehen kann und auch von den Auslegern aller Zeiten und Richtungen erkant ist. Er übersieht, daß auch die zuletzt Berufenen, wie die Worte: „böse und gute" zeigen, als gemischt erscheinen, daß auch unter ihnen die richtende jede parteiische Vorliebe ausschließende Thätigkeit Gottes sich wieder kundgibt, daß in ihrer Mitte sich der Mann befindet, der kein hochzeitliches Kleid anhat und über den das furchtbare Urteil ergeht: „bindet ihm Hände und Füße und werfet ihn hinaus in die äußere Finsternis, da wird sein das Heulen und das Zähneknirschen, denn Viele sind berufen, aber wenige sind auserwählt." Hätte Renan mit Liebe und Verständnis gelesen, so würde er auch hier nicht Anlaß gefunden haben, zu spotten und zu lästern, sondern anzubeten und in sich zu schlagen mit dem Ausrufe: Gott sei mir Sünder gnädig! Wie klar steht die Catastrophe Jerusalems hier vor dem Auge Jesu! Und in dem Manne, der kein hochzeitliches Kleid anhat, ist uns das Bild des in der Kirche aus den Heiden bevorstehenden Abfalls, wie wir ihn jezt vor Augen sehen, gegeben. Der Mann der kein hochzeitliches Kleid anhat, der bin ich mit meines gleichen, wehe mir, dreimal wehe mir, es wäre mir besser, wenn ich nicht geboren, denn nicht sein ist besser als verdammt sein, wo soll ich mit den Silberlingen, die ich durch meinen Verrat gewonnen, hinfliehen vor dem Angesichte des, der auf dem Stuhle sizt, und vor dem Zorne des Lammes, das wäre die rechte Frucht, die Renan aus der Betrachtung dieses Gleichnisses erwachsen solte.

Renan ferner entblödet sich nicht von unserm Herrn zu sagen: „Zuweilen verleitete ihn seine böse Laune gegen jeden Widerstand bis zu unerklärlichen und scheinbar absurden Handlungen." Zum Belege wird Mrc. 11, 12—14. 20 f. angeführt. Es ist die Erzählung von der Verfluchung des Feigenbaumes. An diesem, meint Renan, habe der Herr die Erbitterung ausgelassen, der er gegen seine ihm an Macht überlegenen Feinde nicht Luft machen konte. Eine seltsame Handlung für den „edlen Bahnbrecher," um so seltsamer, da damals, im Anfange des Frühjahrs, wie Marcus ausdrücklich sagt gar nicht einmal Feigenzeit war. Renan hat keine Ahndung davon, daß die Handlung eine symbolische ist, der Feigenbaum das jüdische Volk darstellt. Dies zeugt, daß er auch nicht einen einzigen Commentar angesehen haben kann. Aber es hätte ihm auch ohnedem nicht verborgen bleiben können, wenn er nur einiges

Nachdenken angewandt hätte. Mit dem Schicksal des Jüdischen Volkes hat Jesus es in den umgebenden Reden und Handlungen, namentlich in dem Evangelium des Matthäus, zu thun. Auf das Jüdische Volk bezieht sich das Bild des Micha, welches Jesus hier offenbar zu einer symbolischen Handlung ausprägt (7, 1): „Wehe mir, es ergeht mir wie nach der Sommerernte, es ist keine Traube zum Essen, nach Frühfeigen verlangt meine Seele." Den Sinn dieser bildlichen Darstellung drückt Micha gleich darauf in den Worten aus: „verschwunden ist der Fromme aus dem Lande und ein Rechtschaffener ist nicht unter den Menschen" und knüpft daran die Verkündung des Gerichtes. Die symbolische Handlung Jesu bedurfte aber um so weniger eines Commentares, da ihr die Aussprüche von dem Baume, der, weil er keine gute Frucht bringt, abgehauen wird (Mt. 3, 20. 7, 19), vorangegangen waren und besonders das Gleichnis vom Feigenbaume bei Lucas (13, 6). Die Vergleichung dieses den Commentar zu der symbolischen Handlung darbietenden Gleichnisses würde Renan auch vor der unhaltbaren Behauptung bewahrt haben, daß die drei ersten Evangelisten im Widerspruche gegen Johannes die Ereignisse des öffentlichen Lebens Jesu in dem Zeitraum eines Jahres einschließen. „Siehe ich komme nun schon drei Jahre und suche Frucht an diesem Feigenbaume und finde sie nicht," so spricht Jesus dort ein Jahr vor seinem Tode, denn eine Frist von einem Jahre soll dem Feigenbaume noch gelassen worden und diese Frist ist mit dem die Entscheidung bringenden Heimgange Christi abgelaufen. Auch hier ist für den, der nicht mit einem leichtfertigen zerstreuten, von Gedanken an Soireen und Diners erfüllten Sinne, sondern mit der Bitte: Herr öffne mir die Augen, daß ich sehe die Wunder in deinem Worte, an die Thatsache herantritt, eine reiche Gelegenheit zur Erbauung gegeben. Nicht blos, daß der Feigenbaum des jüdischen Volkes vertrocknet ist, wie Jesus vorher erkant hat. Auch sein Wort: „wahrlich, ich sage euch, wenn ihr Glauben habt und nicht zweifelt, so werdet ihr nicht blos thun, was an dem Feigenbaume zu thun ist, sondern auch wenn ihr zu diesem Berge sprecht: hebe dich und werde geworfen in das Meer, so wird es geschehen," ist in Erfüllung gegangen. Durch den Glauben der christlichen Kirche ist der Berg des Gott und Christus feindlichen Rom in das Völkermeer versenkt worden, aus dem er emporgestiegen. Es ist dem neuen Babel ebenso ergangen, wie dem alten Babel, dem schädlichen Berge, der alle Welt verderbete, von dem Jeremias geweissagt hatte: „Und wenn du das Buch hast ausgelesen, so binde einen Stein dran und wirfs in den Phrat, und sprich: Also soll Babel versenkt werden und nicht wieder aufkommen von dem Unglück, das ich über sie geredet habe."

Das ist die Exegese Renans. Wie in ihr, so gibt sich der unwissenschaftliche Charakter seines Werkes auch darin erkennen, daß er in der leichtfertigsten Weise in die geschichtliche Darstellung Züge einmischt, von denen die Quellen gar nichts wissen, die er aus seinen Fingern gesogen hat. Daraus ersehen wir deutlich, daß es ihm nicht um Wahrheit zu thun ist, daß er den Leser nur durch piquante Darstellung bestechen und also zum Besten haben, in seinem eigenen Interesse ausnutzen will. Aus den zahllosen Beispielen (das ganze Buch ist von Anfang bis zu Ende in diesem Stile gehalten) wollen wir auch hier einige hervorheben.

„Der Charakter des Petrus, — sagt Renan, — grade aus, aufrichtig, voller Lebhaftigkeit, gefiel Jesu, der sich zu Zeiten herabließ, über seine entschiednen Manieren zu lächeln." Und an einer andern Stelle: „ein naiver Zweifel erhob sich zuweilen in dem Kreise Jesu, eine sanft zweifelnde Frage: Jesus brachte mit einem Lächeln oder mit einem Blicke die Einwendung zum Schweigen." Wir haben hier reine Dichtung. Dreimal wird berichtet, daß Jesus geweint habe, über Jerusalem, das er aufgeben mußte, über das in Lazarus angeschaute Elend des menschlichen Geschlechtes, in Gethsemane, da er die Sünden der Welt trug. Von einem Lachen oder Lächeln findet sich nirgends eine Spur. Dazu war die Situation zu ernst. Aber Leuten, „die das Leben für ein Spiel halten," denen beständig ein Lächeln um die Lippen spielt, die alles ins Scherzhafte ziehen, können sich in solchen unbedingten Ernst nicht finden. Sie tragen statt über das Wort nachzudenken: „wehe euch, die ihr jezt lacht, denn ihr werdet weinen und heulen," ihren leichten Sinn auch auf den Heiland der Welt über, der wahrlich nicht um zu lachen oder zu lächeln vom Himmel auf die Erde kam.

Ferner, Renan erzählt uns: „Jesus zog also durch Galiläa inmitten eines beständigen Festes. Er bediente sich eines Maulthieres, worauf man im Oriente so gut und so sicher reitet und dessen großes schwarzes Auge, beschattet von langen Augenbraunen, etwas sehr Sanftes hat. Die Jünger entfalteten zuweilen um ihn eine bäuerische Pracht, deren Kosten ihre Kleider bestritten, welche die Stelle der Teppiche vertraten. Sie legten sie auf das Maulthier, welches ihn trug, oder sie breiteten sie auf seinem Wege auf der Erde aus." Dazu wird Matth. 21, 7. 8 citirt, keine andere Stelle. Alles ist hier falsch. Jesus ging auf seinen Reisen gewöhnlich zu Fuße. Er durchwanderte Galiläa und Judäa, Joh. 7, 1. Johannes berichtet uns in Cap. 4, 6, daß er auf der Reise durch Samaria von der Fußwanderung müde war. Nur einmal hat er, nicht einen Maulesel, sondern einen gewöhnlichen Esel, und zwar ein noch niemals zum Reiten gebrauchtes Eselein für eine kurze Strecke bestiegen, um die Weissagung Sach. 9 in einem Bilde darzustellen. Der Einzug in Jerusalem soll bedeuten, daß er nunmehr im Begriffe steht, seine bis dahin mehr ver-

borgen gehaltene Königliche Würde anzutreten. Daß er aber auf einem Esel einzieht, soll darauf hinweisen, wie er sich als König geltend machen will, hinweisen auf den Weg der Niedrigkeit und des Leidens, den er betreten wird, im Vorbilde seiner Gemeinde auf Erden, die alle weltliche Hoheit, alle stolze Pracht von sich fern halten soll. Der Vorgang ist seiner Natur nach ein durchaus singulärer, nur für diesen einen Moment passender, die Passion Christi eröffnender, und es ist ganz verkehrt, daraus allgemeine Schlüsse zu ziehen, noch verkehrter, diese Schlüsse ohne Weiteres in Thatsachen zu verkleiden. Die Jünger ferner legten nicht abwechselnd ihre Kleider bald auf das Reitthier, bald auf den Weg, sondern es heißt: „die Jünger legten ihre Kleider darauf, aber viel Volks breitete die Kleider auf den Weg." Was kann man von einem Manne lernen, der so zu schreiben vermag, und mit welchem Hohne würde der begrüßt werden, der sich erdreistete, in solcher Manier über die Geschichte des heidnischen Altertums zu schreiben!

„Petrus" — schreibt Renan — „wurde am Eingange angehalten und Johannes sah sich genötigt, die Thürsteherin zu bitten, daß sie ihn passiren ließ." Die Quelle (Joh. 18, 16) weiß nichts davon, daß Petrus angehalten wurde, daß er einen Versuch machte den Eingang zu gewinnen. Petrus, der mehr belastet war als alle anderen Jünger, blieb scheu in der Nähe des Einganges stehen, bis Johannes ihn herein führte.

Die Frau des Pilatus — meint Renan — habe vielleicht den „sanften Galiläer" aus einem Fenster des Pallastes gesehen, welches die Aussicht auf die Höfe des Tempels gewährte. Kein wirklicher Geschichtsschreiber wird sich solchen haltlosen und unnützen Vermutungen überlassen. Der Palast des Pilatus gewährte zudem gar nicht die Aussicht auf den ziemlich weit entfernten Tempel. Die Römischen Statthalter bewohnten nach Josephus den ehemaligen Palast des Herodes, der in der Oberstadt, auf Zion lag.

Jesus, behauptet Renan, habe sich nur wider Willen in die ihm aufgezwungene Rolle eines Wunderthäters gefügt und nichts gethan, um dieser Volksmeinung Vorschub zu leisten, deren Eitelkeit er klar erkante (S. 265. 270). Wie völlig diese Behauptung aus der Luft gegriffen ist, das zu beweisen reicht allein die Erzählung von der Heilung des Blindgebornen hin, Joh. 9. Jesus leitet da die ganze Sache ein, indem er mit einem bedeutsamen Blick im Vorbeigehen den Blinden ansieht, und dadurch hindeutet auf seine Absicht ihm zu helfen. Niemand, weder der Blinde selbst, noch die Jünger, hat ihn um Hülfe angesprochen. Jesus gewährt sie ganz von freien Stücken, weil er wirken muß die Werke des, der ihn gesandt hat, so lange es Tag ist.

Zu solchen Fictionen wird sich nur ein Mann herablassen, dessen vielleicht sich auf viele Gebiete ausdehnendes Wissen doch kein gründliches und exactes ist. Es kann uns daher nicht befremden, wenn wir in dem Buche Renans auch eine ganze Reihe eigentlicher Schnitzer vorfinden.

Wir lesen da z. B.: „Es ist sicher, daß sich unter der



Zahl der Jünger Jesu mehrere von den Leuten befanden, welche die Juden Hellenen nanten. Dies Wort hatte in Palästina verschiedne Bedeutungen. Bald bezeichnete es die Heiden, bald Juden, die Griechisch redeten und unter den Heiden wohnten, bald Leute von heidnischer Herkunft, die zum Judentum bekehrt waren. Es ist wahrscheinlich, daß Jesus unter dieser lezteren Categorie von Hellenen Anklang fand." Es ist Renan begegnet, daß er Hellenen und Helleniſten zusammenwirft. Helleniſten sind Griechisch redende Juden. Hellenen sind im ganzen N. T. immer nur heidnische Griechen. Auch beschnittene Heiden werden nie durch Hellenen bezeichnet. Diese wurden eben durch die Beschneidung zu Juden. Nur geborne Griechen passen auch in den Zusammenhang der Stellen, welche der Hellenen gedenken und nur wer in diesen Zusammenhang, z. B. in Joh. 12, 20 f., gar nicht eingedrungen ist, kann andere darin finden.

Dem Evangelisten Lucas wird von Renan vorgeworfen: „Er hat eine falsche Ansicht vom Tempel, den er sich als ein Bethaus vorstelt, wohin man geht, um seine Andacht zu verrichten." Die Anklage der Unkunde fält hier auf denjenigen zurück, der sie erhebt. Als das Bethaus bezeichnen den Tempel im Einklange mit Lucas nicht nur Matthäus (21, 13) und Markus (11, 17), sondern auch Jesaias (56, 7), welcher [illegible] kündigt: mein Haus wird (dereinst, in der Messianischen Zeit) ein Bethaus genant werden für alle Völker. Bis dahin war es nur ein Bethaus für Israel. Als solches stelt sich der Tempel auch in 1 Kön. 8 dar. Da tritt Salomo betend vor den Altar des Herrn gegen die ganze Gemeinde. Er bittet, der Herr wolle hören das Gebet, das sein Knecht an dieser Stelle thue und das Flehen seines Volkes Israel, daß sie thun werden an dieser Stelle. Wie wäre es auch anders möglich, als daß das Heiligtum des Volkes Gottes zugleich das Bethaus desselben sei? „Anrufen den Namen des Herrn", das erscheint schon in den ersten Anfängen der Offenbarung als die elementarste Bethätigung des Verhältnisses zu dem Herrn. Wo Heilige sind, da sind auch Gebete der Heiligen.

Renan sagt: „Das fatale Wort, welches Jesus wirklich ausgesprochen: ich werde zerstören den Tempel Gottes und ich werde ihn wieder herstellen in drei Tagen, wurde von zwei Zeugen angeführt". Nach der Quelle hatte Jesus nicht gesagt: ich werde zerstören, sondern er hatte das Werk der Zerstörung den Juden beigelegt, von denen es auch in der Wirklichkeit ausging. Das Zeugnis wird wegen dieser boshaften Entstellung als ein falsches bezeichnet. Mr. 15, 57.

Im Interesse seiner Neigung ferner stelt Renan sehr häufig luftige und geschichtswidrige Hypothesen als Wahrheiten hin. Auch hier müssen wir die gränzenlose Unwissenschaftlichkeit seines Verfahrens durch Beispiele zur Anschauung bringen.

Um mit dem Inhalte der Evangelien frei schalten und walten zu können; um die Berechtigung zu gewinnen, alles bei Seite zu werfen, was seinen dürftigen Vorstellungen und seinen naturalistischen Tendenzen nicht entspricht, behauptet er die in die

Anfänge der christlichen Kirche zurückgehende Bezeichnung: das Evangelium nach Matthäus, nach Markus u. s. w. drücke nicht aus, daß nach der ältesten Ansicht diese Schriften von einem Ende bis zum andern durch Matthäus, durch Markus, durch Lukas, durch Johannes geschrieben seien, sondern besage nur, daß diese Schriften die Traditionen enthielten, „die von jedem dieser Apostel (?) herrührten und sich unter ihrer Auctorität bargen." Dieses Fündlein des älteren Rationalismus ist unter uns von dem neueren längst aufgegeben worden. Man erkent jezt an, daß die Formel die Abfassung der Evangelien durch Matthäus und die Anderen ausdrückt, zugleich aber, daß das Eine Evangelium uns in mehrfacher Fassung mitgeteilt ist. Credner z. B. in der Geschichte des neutestamentlichen Canons sagt: „Der ursprünglich beabsichtigte Gedanke ist: das Evangelium, das an sich eins uns den Katholiken in vierfacher Form vorliegt, nach der Darstellung des Matthäus u. s. w."

Von demselben Interesse geleitet sagt Renan ferner: „Hundert und funfzig Jahre hindurch genießen die Texte der Evangelien nur ein geringes Ansehen. Man trug kein Bedenken, ihnen Zusätze einzufügen, sie auf verschiedene Weise zu combiniren, sie einen aus dem andern zu ergänzen. Der arme Mann, der nur ein Buch will, daß es alles enthalte, was ihm zu Herzen geht. Man lieh sich diese kleinen Büchlein; jeder schrieb an den Rand seines Exemplars die Worte, die Parabeln, die er anderswo fand und die ihn ergriffen." Das ist eine ganz ungeschichtliche Fiction. Allerdings kam unter den verkommenen Secten der Judenchristen solches vor, aber das ist auf die Gestaltung unserer Evangelien, die wir aus den Händen der allgemeinen christlichen Kirche erhalten haben, von keiner Bedeutung gewesen. Und um diese handelt es sich bei Renan, ihre Zuverlässigkeit will er erschüttern. Seit Johannes die drei ersten Evangelien anerkant und durch das seinige ergänzt hatte, hat die christliche Kirche diese vier Evangelien als heilig angenommen, sich ihnen untergeordnet, und es für einen Frevel gehalten, sich durch Zusätze oder Weglassungen an ihnen zu vergreifen. „Irenäus, sagt Credner, stelt es als einen Grundsatz der Katholischen Kirche auf, daß sie nur vier Evangelien, nicht mehr zulasse, Clemens von Alexandria weist einen Ausspruch Jesu, den Julius Cassianus aus dem Evangelium der Aegypter mitgeteilt hatte, mit dem Bemerken zurück: „„in den uns übergebenen vier Evangelien haben wir den Ausspruch nicht,"" Origenes versichert, hinsichtlich der vier Evangelien herrsche in der ganzen Katholischen Kirche kein Widerspruch, und vergleicht die vier Evangelien mit den vier Elementen, aus denen die Welt besteht." Wir haben diese Evangelien — darin stimmen in Deutschland alle irgend besonnenen Critiker der verschiedensten Richtungen zusammen — in allem irgend Wesentlichen in der Gestalt, in der sie aus den Händen der Verfasser hervorgegangen sind. Hier und dort sind allerdings Versuche gemacht worden, fremde Zusätze in den Text der Evangelien hinein zu bringen, wie z. B. die Geschichte von der Ehebrecherin in das Evangelium des Johannes. Aber diese Versuche sind durchaus vereinzelt, und kein einziger derselben ist auch nur in die Mehrzahl der Handschriften, geschweige denn in alle eingedrungen. Es gibt unter den Deutschen Kritikern, denen wir freilich Dilettanten wie den Leipziger Weiße nicht zuzählen, sicher auch nicht einen, welcher nicht in jenen Behauptungen Renans nur kritische und von der Neigung beherschte Phantasien erblicken wird.



Um bei dem Evangelium des Matthäus ganz freie Hand zu haben, beruft sich Renan auf das angebliche Zeugnis des Papias, nach dem dies Evangelium ursprünglich aus bloßen Reden bestanden haben soll, so daß also die ganzen geschichtlichen Partien nach seiner Meinung keine apostolische Auctorität für sich haben und erst später hinzugefügt sind. Um die Bedeutung dieses angeblichen Zeugnisses des Papias zu heben, verwandelt er diesen Mann, den schon Eusebius mit Recht als einen solchen von außerordentlicher Beschränktheit des Geistes bezeichnet, in einen „gewichtigen Mann, einen Mann der Tradition, der sein ganzes Leben darauf bedacht war, zu sammeln, was man von der Person Jesu wissen konte." Was aber nun jenes angebliche Zeugnis des Papias betrift, so stelt Renan, was andere wissenschaftlichere Köpfe, namentlich Schleiermacher, freilich von dem gleichen Interesse geleitet, als bloße Hypothese ausgesprochen hatten, ohne Weiteres als ausgemachte Wahrheit hin. Er hütet sich wol zu bemerken, daß die angebliche Thatsache den entschiedensten Widerspruch gefunden hat und auch von solchen, wie Dav. Strauß, als unhaltbar erkant worden ist. Die ganze Frage bewegt sich um ein einziges Wort. Matthäus, sagt Papias, hat in hebräischer Sprache die Logia zusammengestelt. Die Logia, so behaupten diejenigen, denen das Evangelium des Matthäus wegen seiner ausgeführten Wundererzählungen unbequem ist und die sich den lästigen Consequenzen entziehen möchten, welche der Bericht über solche Thatsachen von einem Apostel und Augenzeugen mit sich führt, das können nur Reden sein. Sie übersehen aber, daß auch die Thaten des Herrn als Gegenstand heiliger Ueberlieferung, sofern sie erzählt werden, Reden sind. Papias spricht nicht von Reden Jesu, er spricht von Reden überhaupt und es liegt nichts näher als anzunehmen, daß die Reden solche des Matthäus sind, der durch unser ganzes Evangelium von demjenigen redet, was Christus gethan und geredet hat. In diesem Sinne sagt Papias unmittelbar vorher von Marcus, er habe eine Zusammenstellung der sich auf den Herrn beziehenden Reden — er gebraucht dasselbe Wort Logia — gemacht, obgleich doch nach ihm die Schrift des Marcus, welche unter allen Evangelien die wenigsten Reden Christi darbietet, „das was von Christo gethan worden" nicht weniger enthält, wie das „was von Christo geredet worden." Auch in der Benennung Evangelium, welche dem Logia entspricht, werden die Thaten mit unter die Reden befaßt. Die Schrift des Papias selbst, welche den Titel: Darlegung der den Herrn betreffenden Logia führte, enthielt nicht blos Reden, sondern auch Geschichte. Schon im N. T. wird die ganze vorwiegend geschichtliche Offenbarung Gottes unter dem Alten Bunde durch Logia bezeichnet, weil sie in Schrift gefaßt in der

Form der Rede vorliegt, Röm. 3, 1. 2. Hebr. 5, 12, und Hug hat nachgewiesen, daß im Sprachgebrauche der Kirchenväter Logia die kanonischen Schriften, mögen sie Reden oder Thaten enthalten, bezeichne. Nun fasse man aber ins Auge, daß Eusebius, der uns die Worte des Papias aufbehalten hat, grade für unsern Matthäus das Zeugnis des Papias anführt, ferner, daß dies Evangelium ein Werk aus einem Gusse ist, daß die in ihm mitgeteilten Reden Christi im innigsten Zusammenhange stehen mit den veranlassenden Umständen, und in der Luft schweben, sobald sie hinweggedacht werden, daß auf ein Ineinander von Geschichte und Reden alle Analogien hinführen.

Das unwissenschaftliche Hypothesenspiel beschränkt sich aber bei Renan nicht blos auf die Quellen der Geschichte. Auch in die Geschichte selbst bricht überall seine durch Neigung bestimte Willkür ein.

So behauptet er z. B. die Familie Davids sei zur Zeit des Auftretens Jesu schon längst erloschen gewesen. Er kann für diese Behauptung auch nicht den Schein eines Beweises beibringen. Gegen sie aber entscheidet das Zeugnis des gesamten N. T., nicht blos der Evangelien, sondern auch des Briefes an die Römer (1, 3) und der Apokalypse, welche Christus als die Wurzel und das Geschlecht Davids bezeichnet, denjenigen, in dem dies Geschlecht wiederaufgrünte und in dem es erhalten wurde, während es außerdem spurlos verschwunden ist, gegen sie was Eusebius in der Kirchengeschichte aus dem Hegesippus erzählt, Domitian habe „die von dem Geschlechte Davids" aus Judäa nach Rom holen lassen, weil er von dieser Seite Gefahr für seine Herrschaft gefürchtet habe, unter Angabe so specieller Umstände, daß an der Echtheit der Erzählung nicht gezweifelt werden kann. Gegen diese Meinung treten auch die Zehntausende von Judenchristen (Apgsch. 21, 20) aus der apostolischen Zeit als Zeugen auf. Die Abstammung Christi von David ist in der Messianischen Verkündung des A. T. ein so hervorstechender Zug, daß jeder Judenchrist ein Beweis ist für das notorische Vorhandensein dieses Merkmales an Christo. Eben wegen der auf den Stamm Davids gegründeten Messianischen Hofnung aber entbehrt die Meinung von dem spurlosen Verschwinden der Familie Davids aller Wahrscheinlichkeit, wenigstens wenn sie so gemeint ist, die Abkömmlinge Davids haben sich unter der Menge verloren. Man durfte sich dadurch nicht irre machen lassen, daß die Familie Davids in die tiefste Niedrigkeit herabsank. Denn das war zur Erfüllung der Weissagung notwendig, der Messias solte aus der „zerfallenen Hütte Davids" hervorgehen, aus dem „abgehauenen Stamme Isai," aus dem gleichen Grunde aus dem Christus noch jezt nicht den Großen und Stolzen sich offenbart, sondern den arm und elend Gewordenen. Aber in diese tiefste Niedrigkeit hinein mußte die regste



Aufmerksamkeit des Volkes die Familie begleiten, an die ihre köstlichste Hofnung geknüpft war.

Von gleichem Gehalte ist die Behauptung Renans, Jesus habe es sich nur gefallen lassen, der Sohn Davids genant zu werden, er habe sich nie mit seinem eignen Munde als solchen bezeichnet. Der Unterschied ist ein nichtiger. Wer auf die Anrede: „Jesu, du Sohn Davids, erbarme dich mein", Hülfe gewährt, der erklärt sich eben dadurch für den Sohn Davids, und das um so mehr, da die Anrede Sohn Davids nicht müßiger Zusatz ist, sondern die Begründung der Bitte in sich schließt: erbarme dich mein, weil du der Sohn Davids bist, der nach der Verkündigung der Propheten der Quell alles Heiles für das Volk sein und der Blinden Augen öffnen soll. Aber wir dürfen hierbei nicht stehen bleiben. Wie schon diese Anrede zeigt, ist Sohn Davids sein und der Messias sein unzertrennlich mit einander verbunden. Jesus erklärt sich also für den Sohn Davids so oft als er sich für den Messias erklärt. In der Erörterung aber, welche durch die Frage Jesu an die Pharisäer hervorgerufen wurde: „was dünket euch von Christo? wes Sohn ist er?" (Matth. 22, 41 — 46) ist eine directe Erklärung Christi, daß er der Sohn Davids sei, enthalten. Das tritt sogleich hervor wenn nur erkant wird, daß Jesus mit den Pharisäern nicht etwa einen Gemeinplatz behandelt — dazu wäre die Zeit sehr übel gewählt gewesen, sondern daß seine eigne Person im Hintergrunde steht, die Pharisäer stießen sich daran, daß Jesus sich für den eingebornen Sohn Gottes erklärte, Jesus zeigt ihnen, daß der Messias nicht blos, was sie anerkanten, und von welcher Seite sie keinen Einwand gegen ihn erhoben, Davids Sohn, daß er nach Davids Aussage zugleich Davids Herr und also Gott sei.

Jesus, behauptet Renan ferner, habe sich zwar für ein „übermenschliches Wesen" erklärt, nie aber habe er für sich die Gottheit in Anspruch genommen. Es finde sich von solcher Vorstellung keine Spur in den drei ersten Evangelien. „Man findet sie nur in den Partien des Evangeliums Johannis, die nicht als ein Echo der Gedanken Jesu betrachtet werden können. Zuweilen sogar scheint Jesus eine solche Lehre abzuwehren, Matth. 19, 17. Die Anklage, daß er sich Gott gleichstelle, wird selbst in dem Evangelium des Johannes als eine Verläumdung der Juden dargestellt, 5, 18 f. 10, 33 f. In diesem Evangelium erklärt sich Jesus für geringer als den Vater."

(Fortsetzung folgt.)

---

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz in Berlin. Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

# Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1864. Mittwoch den 13. Januar. № 4.


## Vorwort.

(Fortsetzung.)

Das Interesse, in dem diese Behauptungen aufgestellt werden, kann uns nicht verborgen bleiben. Die Anmaßung der Gottheit findet sich sonst nie anders als bei Narren oder bei Bösewichtern. Wenn Jesus sich selbst für den wahrhaftigen Sohn Gottes erklärt, so bleibt dem, dessen Herz es ihm unmöglich macht, ihn als solchen zu erkennen und in das Bekentnis des Thomas: mein Herr und mein Gott! einzustimmen, kein anderer Ausweg übrig, als ihn mit den Juden in den tiefsten Schmutz herabzuziehen. Dazu mag man sich doch nicht entschließen. Man kann sich des Eindruckes seiner erhabenen Persönlichkeit nicht ganz erwehren, man fürchtet, wenn man so weit geht, auf lebhaften Widerstand bei denen zu stoßen, welche man gewinnen will, man komt ins Gedränge, wenn man einen Blick wirft auf die großartigen Wirkungen, die nun einmal von dieser Persönlichkeit ausgegangen sind.

Die Beweise, welche Renan für seine aus Neigung und Verlegenheit hervorgegangene Behauptung beibringt, sind durchaus hinfällig.

Wenn Jesus in den ersten Evangelien spricht: „Es ist mir Alles übergeben von meinem Vater und Niemand erkennet den Sohn als nur der Vater, noch erkennet Jemand den Vater als nur der Sohn und wem es der Sohn will offenbaren“ (Mt. 11, 27), und ferner: „mir ist alle Gewalt gegeben im Himmel und auf Erden“, wenn er verheißt: „ich bin bei euch alle Tage bis ans Ende der Welt“, und: „wo zwei oder drei versammelt sind in meinem Namen, da bin ich mitten unter ihnen“, wenn er ankündigt, daß er einst zum Weltgericht erscheinen wird in der Herlichkeit seines Vaters und in der Umgebung aller Engel: so führt das weit über das Gebiet eines bloßen „übermenschlichen Wesens“ hinaus, es zeigt, daß Christus die unbedingte Teilnahme an dem göttlichen Wesen und an der göttlichen Würde in Anspruch nimt, daß er gleicher Gott von Macht und Ehren sein will. Nur ein solcher ist von so überschwenglicher Herlichkeit, daß der Einblick in sein Wesen nur dem Vater offensteht, nur ein solcher kann sich als die absolut notwendige Vermittlung zwischen dem Vater und der Welt hinstellen, so daß die Welt jeden Anteil an dem Vater verliert, sobald sie bei dem Sohne vorbeigehen will. Nur ein solcher kann alle Gewalt des Vaters in sich concentriren. Das Gefäß, in das diese Gewalt sich ergießt, muß ebenso weit sein, wie dasjenige, aus dem sie sich ergießt. Nur ein solcher kann sein wo er will, kann wissen, wo er die Seinen anzutreffen hat und mit seinem Himmel und Erde durchmessenden Auge, vor dem Alles aufgedeckt liegt, in die verborgenen Kämmerlein auf der Erde hineinblicken, wo zwei oder drei versammelt sind in seinem Namen. Nur ein solcher kann zum Weltgerichte erscheinen, denn der Richter der ganzen Erde kann kein anderer sein als ihr Schöpfer. Nur ein solcher kann in der vollen Herlichkeit Gottes beim Weltgerichte erscheinen, so gewiß als Gott seine Ehre keinem Anderen gibt. Nur für einen solchen paßt das Geleit aller Engel, so gewiß als diese das „Heer Gottes“ sind, als Gott im A. T. unter dem Namen Jehova Zebaoth erscheint, als es von dem zum Gerichte erscheinenden Alten der Tage dort heißt: „tausendmal tausend dienten ihm und zehntausendmal zehntausend standen vor ihm.“ Man fasse aber nur einmal das einfache Wort: „eins ist not“ ins Auge, das Jesus nach Lucas zu Martha spricht, und man wird sich überzeugen, daß Jesus weit davon entfernt war, mit der Würde eines „übermenschlichen Wesens“ zufrieden zu sein, welches zudem eine moderne Fiction ist und der Anschauung der Schrift ganz entgegen: diese kent nur Gott, Engel und Menschen, keine anderen geistigen Wesen. Ist alles damit abgemacht, wenn man nur Jesu zu Füßen sizt und sein Wort hört, so muß Jesus Gott sein. Er nimt hier Alles für sich in Anspruch, was unter dem A. B. Jehova für sich verlangte. Wir haben hier die neutestamentliche Parallele zu dem alttestamentlichen Grundgebote: „Höre Israel, der Herr unser Gott ist ein einiger Gott. Und du sollst den Herrn deinen Gott lieb haben von ganzem Herzen, von ganzer Sele, von allem Vermögen.“ Wie dort auf die Thatsache, daß Jehova der einzige Gott ist, die Anforderung gegründet wird, ihn allein zu lieben, so hat auch der Satz: eins ist not, zur notwendigen Grundlage den anderen: ich bin der einige Herr. Ferner, wenn Jesus sagt (Luc. 14, 26): „wenn jemand zu mir komt und haßt nicht seinen Vater und seine Mutter und sein Weib und seine Kinder und seine Brüder und seine Schwestern, dazu auch sein eignes Leben“, so sieht sich Renan selbst zu der Bemerkung genötigt, Jesus habe mit solcher Anforderung „alles Maß überschritten“.

Was heißt das anders als anerkennen, daß er auch bei den ersten Evangelien mit seinem bloßen „übermenschlichen Wesen" nicht durch kommen kann, daß Jesus auch hier weit höhere Ansprüche erhebt? Wer verlangt, daß Alles ihm unbedingt untergeordnet werde, der muß unbedingt über Allem stehen, Niemanden neben sich, alle nur unter sich haben, der muß genau dieselbe Stellung einnehmen, welche in den zehn Geboten Jehova einnimt, in denen das vierte Gebot einfach dem ersten untergeordnet ist und aus ihm seine Begränzung erhält, so daß sich aus der Stellung der Gebote zu einander selbst das Resultat ergibt: „man muß Gott mehr gehorchen als den Menschen", der muß ebenso wie Jehova berechtigt sein, zu verlangen: Du sollst keine andern Götter haben neben mir.

Das Wort Jesu (Matth. 19, 17): „was nenst du mich gut? Niemand ist gut als der einige Gott", beweist zu viel und also gar nichts. Auch wenn Jesus für sich nur die Würde eines „übermenschlichen Wesens" in Anspruch nahm, lag darin die Behauptung, gut zu sein. Es ist längst anerkant, daß Jesus hier auf die Voraussetzung des Jünglings eingeht, welcher meinte einen bloßen Menschen vor sich zu haben, und daß er den Jüngling durch die Ablehnung des subjectiv unberechtigten Prädikates darauf hinweisen will, daß der Begrif des Guten tiefer gefaßt werden müsse, damit der eitle Jüngling also von der Einbildung eigner Güte geheilt werde. Hinter dem: was nenst du mich gut, ist das: was nenst du dich gut, verborgen.

Wer Joh. 5 nicht mit dem flüchtigen Auge eines Flattergeistes ansieht, wird sogleich erkennen, daß Jesus es dort nicht als eine Verläumdung ablehnt, daß er sich Gott gleich stelle, sondern daß er dort vielmehr nachdrücklich seine wahre Gottheit gegen die Juden behauptet. In C. 10, 34 f. weist Jesus, daß wir uns der Worte Calvins bedienen, das ihm vorgeworfene Verbrechen zurück, nicht indem er verneint, daß er Gottes Sohn sei, sondern indem er erweist, daß dies mit Recht gesagt worden. So faßten schon die Juden die Rede Jesu. Sie wurden durch dieselbe nicht besänftigt, sondern nur noch mehr erbittert, „sie suchten wiederum ihn zu greifen." Endlich, die Worte: mein Vater ist größer als ich, spricht der ins Fleisch gekommene, in Knechtsgestalt erschienene, Christus wie er damals leibte und lebte. Es heißt: „wenn ihr mich liebtet, würdet ihr euch freuen, daß ich zum Vater gehe, denn mein Vater ist größer als ich." Daß der Vater größer ist als Jesus läßt nur dann seinen Weggang als erfreulich für die Jünger erscheinen, wenn Christus durch denselben in die Gemeinschaft der Herlichkeit des Vaters aufgenommen wird. „Der Vater ist größer als ich", das ist hienach so viel als: Wenn ich beim Vater bin, werde ich größer sein als ich jezt bin, werde ich selbst in einem besseren Stande sein und zugleich euch reichere Wolthaten erzeigen, wirksamere Hülfe leisten können. Der Ausspruch, weit entfernt, Christus unter den Vater zu erniedrigen, stelt ihn vielmehr unbedingt auf gleiche Stufe mit dem Vater, indem er darauf hinweist, daß die Niedrigkeit, welche die Jünger jezt vor sich sehen, nur eine zeitliche ist und bald dem Eingange Christi in die volle Herlichkeit des Vaters Platz machen wird.



Und nun fasse man noch ins Auge, daß der feste und entschiedene Glaube der Kirche der ersten Jahrhunderte an die wahre und volle Gottheit Christi, ein Glaube, der uns schon für die Zeit Trajans von dem Heiden Plinius auf Grund seiner amtlichen Ermittelungen bezeugt wird, der die Grundlage bildete für das ganze Treiben Domitians, welcher in sich dem aus Judäa vordringenden Gott den Römischen Gottmenschen entgegenstellen wolte, nimmer entstanden sein würde, wenn er nicht an den Aussprüchen Christi selbst eine solide Grundlage gehabt hätte.

Wie erniedrigend ist es doch für einen Mann der Wissenschaft, wenn er durch seine Neigungen in eine Stellung verlockt wird, in der er genötigt ist, die unhaltbarsten Behauptungen aufzustellen!

In Bezug auf die von ihm in das Reich der Phantasie verwiesene Auferstehung Christi bemerkt Renan: „Die starke Einbildungskraft der Maria von Magdala spielte eine Hauptrolle in dieser Sache. Göttliche Kraft der Liebe! Geheiligte Augenblicke, wo die Leidenschaft einer Schwärmerin (d'une hallucinée) der Welt einen auferstandenen Gott gibt." Man bemerke zuerst das Phrasengeklingel, was bei einer so unendlich ernsthaften Sache wahrhaft ekelhaft und, von allem anderen abgesehen, wie wol Alle zugeben werden, höchst geschmacklos ist. Man wird dadurch an das Votum jenes Schreckensmannes erinnert: „Der Tod ohne Phrase." Das war doch noch Wahrheit innerhalb der Lüge. Die Behauptung selbst aber kann nur als eine Hallucinade bezeichnet werden. Wie wenig Maria Magdalena bei der Auferstehung eine „Hauptrolle" spielte, das erhellt schon aus der Aufnahme, welche sie nebst den andern Weibern mit ihrer Botschaft bei den Jüngern fand. „Und ihre Worte — heißt es — erschienen ihnen wie ein Geschwätz und sie glaubten ihnen nicht." Erst dann erhielten die Wahrnehmungen der Frauen Bedeutung, als sie durch die Erscheinungen des Herrn an die Männer, besonders an die versammelten Apostel, bestätigt worden waren. Wie wenig der Glaube der Kirche aber auch da noch auf das Zeugnis der Frauen gegründet wurde, das zeigt uns das 15. Cap. des ersten Briefes an die Corinther. Von den heiligen Frauen schweigt Paulus da ganz in der Aufzählung der Zeugen der Auferstehung. Er macht den Anfang mit Petrus, dann gedenkt er der Zwölfe, darauf, sagt er, erschien Christus über fünfhundert Brüdern auf einmal, von denen die meisten noch jezt leben, einige aber auch schon entschlafen sind. Wo ist da auch nur die leiseste Spur von der „Hauptrolle", welche Maria Magdalena in dieser Sache gespielt haben soll? Aber der arme Renan ist Patient, er leidet an Hallucinationen, sein Auge ist umnachtet, so daß er die Wirklichkeit nicht erkennen kann, desto lebhafter sind die Gesichte seines Herzens.

Das sind die Belege für unsere Behauptung, daß Renan es liebt, geschichtswidrige Hypothesen ats Thatsachen einzuklei-

den. Nicht minder groß ist ein anderer dunkler Flecken, der sein Werk entstelt, die Oberflächlichkeit seiner Psychologie, die Uebertragung von Wahrnehmungen, welche in den niedrigsten Kreisen des Lebens gemacht worden sind, auf diese höchsten. Wir dürfen uns darüber nicht wundern, wir müssen es gewissermaßen in der Ordnung finden. Gleiches wird nur von Gleichem erkant — das ist ein Satz von großer Tragweite, den schon die älteste Griechische Philosophie aufstelte. Wer selbst von Leidenschaften beherscht, von niederen Motiven geleitet wird, der wird überall geneigt sein, diese auch außer sich zu schauen. Das Göttliche wird nur eine nach Gott dürstende Sele verstehen, das Heilige wird nur ein solcher zu fassen vermögen, der selbst danach ringt, der Aufforderung nachzukommen: ihr solt heilig sein, denn ich bin heilig. Aber so natürlich es ist, daß Renan, dies ächte Pariser Kind, dieser Zögling des modernen Babel, hier unfähig und ohnmächtig sich zeigt, überall urteilt wie der Blinde von der Farbe, so widersinnig ist es, wenn ein solches Werk mit ernster Mine als ein Erzeugnis der Wissenschaft besprochen wird, während es in Wahrheit nur rein pathologisches Interesse in Anspruch nehmen kann, einen Beitrag abgibt zu einer Geschichte der Selenstörungen. Wir wollen auch hier einige Beispiele geben.

Den heiligen Johannes beschuldigt Renan, er lasse in seinem Evangelium sein persönliches Interesse nicht genug zurücktreten, er habe die Zuneigung, die sein Herr zu ihm gehabt haben soll, übertrieben. Ein Grund für diese Anklage, die jeder wirkliche Bibelleser mit Abscheu zurückweisen wird, liegt nicht vor, es sei denn, daß man einen solchen in der Thatsache erkennen wolte, daß Johannes sich mehrfach als den Jünger bezeichnet, welchen Jesus lieb hatte. Eben daraus, daß Johannes dies thut, folgt aber, daß dieser Vorzug grade so wie der Primat des Petrus auf einer in dem ganzen Apostelkreise bekanten Erklärung Christi selbst beruhte, der ihn dem Gebiete selbstliebiger Einbildung entnahm. Aller Wahrscheinlichkeit nach gab Jesus diese Erklärung in der Form einer Ausdeutung des Namens Johannes. Dieser Name heißt: welchen Jehova lieb hat. In der Liebe Jesu, des im Fleische erschienenen Jehova, ging der fromme Wunsch in Erfüllung, aus dem die Namengebung ursprünglich hervorgegangen war. Der Name war durch diese Erklärung Christi ein neuer geworden, ein heiliges Unterpfand seiner Liebe, welches Christus selbst ihm gegeben hatte.

Renan erhebt ferner gegen den heil. Johannes, gegen den er nicht ohne Grund eine ganz besondere Abneigung hat, die Abneigung der Oberflächlichkeit gegen die Tiefe, des Scheines gegen die Wahrheit, der Zerstreutheit gegen die Samlung, die Anklage, er habe, um sich ein Ansehen und ein Uebergewicht über die andern Apostel zu geben, das an ihn gerichtete Wort Jesu am Kreuze erdichtet, wodurch ihm seine Mutter übergeben wurde. Wer dem Johannes nur einmal in das Angesicht und in die klaren und tiefen Augen gesehen hat, der weiß, daß er solches elenden Streiches unfähig ist. Renan hat auch nicht



den mindesten Grund, nicht einmal einen Vorwand ihm denselben beizulegen. Er thut es nur, weil er mit seinen Gedanken heimisch ist in der Welt eines schlechten Literatentums, wo jeder sich auf jede Weise zu heben und dem andern ein Bein unterzuschlagen strebt und wo alle Mittel zu diesem Zwecke gut sind. Der Fehler liegt nicht sowol in dem Willen als in dem Sein. Wer durch und durch profan ist, hat das Vermögen verloren, sich in höhere Formen des Daseins zu finden, er muß das Heilige in den Staub des Gemeinen, das Wahrhaftige in den Schmutz der Lüge herabziehen.

Ihre Spitze erreicht diese Gemeinheit, diese Unfähigkeit, das Höhere auch nur zu verstehen in dem, was Renan über die Auferweckung des Lazarus bemerkt. Alles soll hier ein verabredetes Spiel sein. „Ermüdet durch die schlechte Aufnahme, welche das Reich Gottes in der Hauptstadt fand, wünschten die Freunde Jesu ein großes Wunder, um einen starken Schlag gegen den Unglauben der Hierosolymitaner zu führen.“ Lazarus, Martha, Maria, die frommen heiligen Selen, übernahmen die Hauptrolle bei der Ausführung dieses Betruges. Ja Renan schreckt nicht vor dem Gedanken zurück, seinen Herrn und Heiland selbst in diesen Betrug zu verwickeln: „Man muß sich — sagt er — vergegenwärtigen, daß in dieser unreinen Stadt und ihrer drückenden Atmosphäre Jesus nicht mehr derselbe war. Sein Gewissen hatte, durch Schuld der Menschen und nicht durch seine eigne Schuld, etwas von seiner ursprünglichen Lauterkeit verloren. Verzweifelt, aufs Aeußerste getrieben, gehörte er nicht mehr sich selbst an.“ Das ist der Mann von colossaler Proportion, der notwendig an der Spitze der ganzen colossalen Bewegung stehen muß! Ein Aufenthalt von wenigen Wochen in Jerusalem genügt, ihn zu demoralisiren, in das Gebiet gemeinen Luges und Truges denjenigen herabzuziehen, auf den, wie jede scharfe Beobachtung, z. B. die Vergleichung des Deutschen und des Ostindiers, beide von gleichem Stamme, zeigt, bis auf den heutigen Tag Alles zurückgeht, was in der Welt von Wahrheit und Wahrhaftigkeit vorhanden ist. Wie tief muß derjenige gesunken, wie muß er innerlich roh geworden sein, trotz aller äußeren Politur der Weltbildung, der solches auszusprechen vermag! Gibt uns Renan hier vielleicht einen Beitrag zur Geschichte seines eignen Herzens? Seine Jugend verlebte er in einer entlegenen Provinz mit ihren unschuldigen Sitten. Er kam nach Paris, um sich für den Dienst der Kirche vorzubereiten. Nach einiger Zeit gab er den geistlichen Beruf daran und trat aus dem Priesterseminar aus. Haben wir da vielleicht den Schlüssel für die Worte: „In der unreinen Stadt war er nicht mehr er selbst. Sein Gewissen verlor seine ursprüngliche Lauterkeit?“ Solte dies sein, so fahren wir fort: es kam zulezt so weit mit ihm, daß er seinen Heiland in den Staub herabzuziehen suchte, in dem er selbst heimisch geworden war.

Wir wollen nun, nachdem wir unsere Berechtigung dazu nachgewiesen haben, Renan noch mit seinen eignen Worten richten, indem wir auf ihn zurückwerfen, was er selbst gegen das

Wort Gottes gesprochen hat, das Wort, welches bleiben wird, wenn Himmel und Erde vergehen und wenn Renans Name längst verwest ist, das Wort, das ihn richten wird am jüngsten Tage. „Man darf bei ihm weder Logik noch Consequenz verlangen." Seine Schrift „ist voll von Irrtümern und Unsinn." „Er gestaltete seinen Meister um, indem er ihn malen wolte, und führt zuweilen auf den Verdacht, daß in der Abfassung dieser Schrift eine vollkommene Redlichkeit nicht immer seine Regel und sein Gesetz war."

Der Herausgeber liebt es auch von solchen zu lernen, denen er um Gottes willen Feind sein muß, er hat von Baur gelernt, er hat selbst aus den jezt schon verschollenen kritischen Schriften von Br. Bauer hier und da Anregung erhalten. Von Renan aber hat er bei dem besten Willen nichts lernen können. Alles ist hier oberflächlich, leichtfertig, flüchtig, nicht einmal durch vereinzelte Notizen hat er die Sache gefördert. Das Buch wird spurlos untergehen, sobald die Neigung, die ihm einen augenblicklichen Erfolg verschaft hat, sich von ihm zurückzieht, weil sie sich anderswo noch besser bedient findet.

Es ist freilich sehr betrübend, daß ein solches Buch einen solchen Eingang finden konte, aber wir dürfen doch nicht vergessen, daß es ein Mittel ist in der Hand Gottes zum Gerichte über diejenigen, die es verschmäht haben, der Wahrheit die Thür ihres Herzen ganz zu öffnen. Es ist ein ewiges Gesetz der göttlichen Weltregierung: „Wer hat, dem wird gegeben werden und er wird die Fülle haben, wer aber nicht hat, von dem wird auch genommen werden, was er hat", und das Buch von Renan muß der Realisirung dieses Gesetzes dienen, welches auf dem Wesen und Willen unseres Gottes ruht und daher für uns Gegenstand des Wolgefallens sein muß. Wir dürfen auch nicht vergessen, daß Jesus dem Vater nicht blos dankt, daß er die Wahrheiten des Himmelreiches den Unmündigen geoffenbart, sondern auch, daß er sie den Weisen und den Verständigen verborgen hat. Diejenigen, welche an dem Buche Renans Gefallen finden, sind eben solche, die nach dem Rathschlusse Gottes von der Wahrheit ausgeschlossen sind. Das Buch hat seine Bedeutung darin, daß es die auf der Oberfläche der heiligen Geschichte liegenden Schwierigkeiten hervorhebt und in ein grelles Licht stelt. Die Schwierigkeiten selbst hat Renan meist nicht gemacht, sie sind von Gott selbst den Weisen und Verständigen als Steine des Anstoßens in den Weg geworfen worden und Renan ist dazu gesandt, auf diese Steine aufmerksam zu machen. In der Tiefe der heiligen Geschichte ist alles klar wie Krystall, durchsichtig wie durchscheinend Glas, hehr, heilig und anbetungswürdig, aber zu dieser Tiefe sollen nur ringende Geister und nach Gott dürstende Selen Zugang erhalten. Die Andern sind dazu gesezt, daß sie



anstoßen und fallen und diesem göttlichen Verhängnis muß Renan nur als Werkzeug dienen. —

In den Ländern Englischer Zunge hat im vergangenen Jahre die durch das Werk des Bischofes von Natal in Südafrika Colenso: der Pentateuch und das Buch Josua kritisch untersucht, 1. Bd., London 62, 3. Bd. 63, hervorgerufene Bewegung, die schon im Jahre 62 begonnen hatte, eigentlich großartige Dimensionen angenommen. Es gewährt ein erhabenes Schauspiel, daß ein ganzes Volk sich so erhebt gegen einen Angriff gegen die Kleinodien seines Glaubens, und der wolthuende Eindruck wird noch gemehrt durch die Wahrnehmung, daß die wissenschaftliche Ausrüstung zu diesem Kampfe eine sehr mangelhafte ist, daß der Glaube sich hier vorwiegend an seiner eignen Kraft genügen lassen muß, daß der Sieg seine Wurzel hat in der das Volk durchdringenden erfahrungsmäßigen Ueberzeugung von der Kraft und Hoheit der Heiligen Schrift, die durch keine gelehrten Argumentationen erschüttert werden kann, die von vornherein weiß, daß diese Argumentationen wurmstichig sind, wenn sie auch nicht gleich zeigen kann, wo der Fehler steckt. Für uns Deutsche liegt hier viel Grund zur Scham vor. Wir haben uns an solche Angriffe so gewöhnt, daß wir sie ruhig vorübergehen lassen. Keine unserer kirchlichen Behörden denkt daran, ihnen ernsthaft entgegen zu treten. Auch unter den Gläubigen ist eine gewisse Gleichgültigkeit gegen sie wahrzunehmen, und wer ihnen mit Ernst entgegentritt, zieht sich leicht den Verdacht zu, daß er der Sache zuviel thue. Das ist eins der vielen Zeichen der Erschlaffung und des heruntergekommenen Zustandes, welche bei uns vorliegen. Freilich haben die Engländer hier auch noch mehr Ursache auf ihrer Hut zu sein als wir. Der Rev. H. J. Rose hat treffend bemerkt: „Wir dürfen nie den Unterschied zwischen dem Englischen und dem Deutschen Charakter vergessen. Es geschieht oft, daß ein Deutscher eine gewisse Glaubensform nicht wegwirft, wenn er auch alle Grundlagen derselben zerstört hat, auf denen sie für den Engländer allein beruht." Der gemütliche Deutsche kann nach der Seite des Gemütes noch festhalten an einer Wahrheit, welche der zweifelnde Verstand bereits aufgegeben hat, wenngleich, was nicht übersehen werden darf, die Energie des Festhaltens durch diesen Dualismus völlig gebrochen ist, der verständig-praktische Engländer macht sogleich vollen Ernst. Wird ihm die Aechtheit des Pentateuchs, das göttliche Ansehen der zehn Gebote erschüttert, so bricht bei ihm alles zusammen.

(Fortsetzung folgt.)

---

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz in Berlin. Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

# Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1864. Sonnabend den 16. Januar. № 5.


## Vorwort.

(Fortsetzung.)

Aus der großen Anzahl der Gegenwirkungen, welche das Werk von Colenso hervorgerufen hat, wollen wir hier nur folgende hervorheben. Die Gegenschriften, so groß auch ihre Zahl, bilden nur den geringsten Teil der Gegenwirkung. Viele Englische Bischöfe, den Erzbischof von Canterbury an der Spitze, haben an ihren Clerus Hirtenbriefe gegen Colenso erlassen. Einige Bischöfe, namentlich der von Rochester, haben ihm verboten, wenn er nach England komme, in ihren Diöcesen zu fungiren. Die Geistlichkeit der Diöcese von Winchester hat einen Protest veröffentlicht, in dem es heißt: „Wir können keinen Ausdruck finden, der stark genug wäre, unsern Kummer darüber auszudrücken, daß ein solches Buch einen Bischof unserer Kirche zum Verfasser hat." Die eigne Geistlichkeit Colenso's hat ein Schreiben an ihn erlassen, worin sie feierlich gegen seinen Entschluß, den Bischofssitz zu behaupten, protestiren. Die Gesellschaft für Bibelverbreitung hat ihn aus der Zahl ihrer Vicepräsidenten gestrichen. In einer an ihn gerichteten Adresse der Anglikanischen Bischöfe heißt es: „Vierzig Erzbischöfe und Bischöfe bitten Sie feierlich, noch einmal mit der ernstesten Aufmerksamkeit zu überlegen, ob Sie ohne Ihr Gewissen zu beschweren in Ihrer Stellung verbleiben können." Die beiden Häuser der Convocation von Canterbury haben förmlich das Buch Colenso's verurteilt und erklärt, es enthalte Irrtümer von der schlimsten und gefährlichsten Art, geeignet den Glauben an die Bibel als Gottes Wort zu untergraben. Der Prozeß gegen den Bischof wird jezt, da es in der Anglikanischen Kirche an einer eigentlichen Instanz für die Vergehen der Bischöfe fehlt, durch das bischöfliche Gericht der Capcolonie geführt. Das ist ein Eifer, der an den der Kinder Israel erinnert, da sie auf die Kunde von der in Gibea begangenen Schandthat auszogen wie Ein Mann, von Dan bis gen Bersaba und vom Lande Gilead, zu dem Herrn gen Mizpa. Für England gilt das Lob, welches einst Ephesus gespendet ward: „Das hast du, daß du die Werke der Nicolaiten hassest, welche ich auch hasse." Es wird grünen und blühen, so lange als es diesen Ruhm behauptet und zugleich sich hütet, daß es nicht wie einst Ephesus die erste Liebe verläßt.

Was hat Colenso auf die Bahn des Irrtums geführt? Wir werden nicht irren wenn wir eine doppelte Ursache annehmen. Zuerst hat der Bischof von Natal gewiß nie in dem rechten praktischen Verhältnis zur Schrift gestanden. Zwar er selbst sagt uns in Bezug auf seine frühere Zeit: „Ich fand so viel göttliches Licht und Leben in diesen und andern Teilen des heiligen Buches, so viel Nahrung für meine eigne Sele und die Selen anderer, daß ich zufrieden war alles dies als verbürgt zu nehmen, als wahr in der Hauptsache, wenn auch wunderbar." Aber wenn das vollkommen wahr wäre, wenn es mehr hätte als eine gewisse blos relative Wahrheit, wenn die Bibel wirklich seines Fußes Leuchte gewesen wäre, nach der tiefsten Ueberzeugung seines Herzens süßer als Honig und Honigseim und köstlicher als Gold und viel feines Gold, so hätte er unmöglich in seine Irrtümer fallen können. Mit der Erfahrung der Göttlichkeit der Schrift an dem eignen Herzen ist unzertrenlich die Ueberzeugung verknüpft, daß sie auch in den Teilen, die nicht unmittelbar solches Zeugnis für sich haben nichts enthalten kann was anstößig und Gottes unwürdig wäre. Denn Gott kann nimmer seine Wahrheit in trüber Vermischung mit menschlichem Irrtum der Kirche übergeben haben. „Wie reimt sich Stroh und Weizen miteinander?" Wir haben aber noch ein bestimtes Zeugnis dafür, daß C. auch früher schon nicht in dem rechten Verhältnisse zur heiligen Schrift stand. In seiner bereits in diesen Blättern eingehend besprochenen Schrift über die Polygamiefrage findet sich keine Spur einer innerlichen Demütigung unter das Wort Gottes. Er sucht vielmehr durch gezwungene Erklärung dasselbe mit seinen vorgefaßten Meinungen in Einklang zu bringen. Seine damalige Exegese und seine jetzige Kritik fliessen aus demselben Quell, daraus, daß er nie wirklich das gute Wort Gottes geschmeckt hat und die in ihm dargereichten Kräfte der zukünftigen Welt.

Eine zweite Ursache von Colensos Fall scheint ein übertriebenes Selbstvertrauen zu sein. Er war zu einer von Grund aus selbständigen Prüfung der Bücher Mose's durchaus nicht befähigt, er war darauf angewiesen sich in dieser Beziehung an die Arbeit derjenigen zu halten, die mit ihm durch das Band des gemeinsamen Glaubens an das Wort Gottes gebunden waren. Diese waren für ihn die von Gott gesezte Autorität. Die Kentnis des Hebräischen, die er sich während der Zeit seiner Studien erworben hatte, war gewiß sehr unbedeutend. Er selbst

sagt: „das Studium des Hebräischen ist bis in die lezte Zeit in England sehr vernachläßigt worden.“ Während der Zeit seiner Amtsführung in England war er, wie er uns sagt „belastet mit pfarramtlichen und anderen Geschäften.“ Seine Studien, so weit sie überhaupt stattfanden, scheinen damals eine ganz andere Richtung gehabt zu haben. Er machte sich nur als Arithmetiker bekant. Erst in Veranlassung einer von ihm zu besorgenden Uebersetzung der Bücher Mose's in die Sprache der Caffern scheint er zu einiger Beschäftigung mit dem Hebräischen gelangt zu sein. Die Sprachkentnisse reichen aber zur kritischen Ergründung der Bücher Mose's noch lange nicht aus. Es gehört dazu ein bedeutendes Maß von theologischer Durchbildung, von der wir bei unserm Rechenmeister kaum die ersten Ansätze wahrnehmen. Es gehört dazu eine nur durch mehrjährigen Fleiß zu erringende tiefe Einsicht in die Structur und den Geist des Werkes, dann auch eine Beschäftigung mit der Kritik bei allen übrigen Theilen der heiligen Schrift, da der Teil nur in seiner Verbindung mit dem Ganzen richtig gewürdigt werden kann. Von alledem war bei Colenso nichts zu finden. Wir sehen aus einem von ihm selbst mitgeteilten Briefe, den er in der ersten Hälfte des Jahres 61 geschrieben hat, daß er bis dahin noch aller einschlagenden Literatur entbehrte. Und schon im J. 62 erschien der erste Band seines Werkes, in dem er mit der größten Zuversicht über die kritische Frage abspricht! Und nach Verlauf eines einzigen Jahres ist das Werk schon zu drei Bänden angeschwollen! So rasch können nur Windgeburten einander folgen auch wenn wir in Anschlag bringen, daß der Missionsbischof wol so klug gewesen sein wird seine Arbeit an den Heiden ganz ruhen zu lassen. Der Herausgeber hat rasch der weiteren Zusendung bei der Buchhandlung Einhalt gethan und ebenso wird es gewiß die ungeheure Mehrzahl der Käufer der ersten Bände gemacht haben. Möge Colenso in Deutschland bei allen Gelehrten anfragen, die im Resultate mit ihm übereinstimmen, jeder wird ihm sagen, daß für eine selbständige Behandlung des Problemes seine Vorbereitung eine durchaus ungenügende war. Mag er mit Wahrheit von sich sagen können: „Die Frage ist für mich eine solche des Lebens und des Todes gewesen, und ich habe daran unaufhörlich gearbeitet, mit allen den Kräften, welche Gott mir gegeben hat,“ was hilft alles Arbeiten, wenn die notwendigsten Grundlagen der Kentnisse und Einsichten nicht vorhanden sind, wenn zugleich alle Anlagen zu einer tieferen kritischen Befähigung fehlen. „Erkenne dich selbst“, die Befolgung dieser Mahnung würde den Bischof vor einem tiefen Falle bewahrt haben.

Der arme Mann befindet sich in einer ganz schiefen und unhaltbaren Stellung, indem er seinen Angriffen gegen die heilige Schrift nicht entsagen, und doch sein Bischofsamt behaupten will, obgleich doch hier ein klares entweder oder vorliegt, es offenbar widersinnig ist eine amtliche Stellung in der Kirche festhalten zu wollen, wenn man ihre Grundlagen, die heilige Schrift wankend zu machen sucht. Das konte ihm selbst nicht entgehen. „Ich sehe nicht — so schreibt er in der ersten Hälfte des Jahres 61 an einen Freund — wie ich ein bischöfliches Amt behalten kann, in dessen Ausrichtung ich von andern eine feierliche Erklärung verlangen muß, daß sie von Herzen glauben alle kanonischen Bücher des A. und des N. T., woran ich jezt, bei den mir gewordenen Einsichten, nicht glauben kann.“ Später aber hat er in einer Entscheidung des Court of Arches oder vielmehr eines einzelnen Juristen, der das Urteil gegen einen der Verfasser der Essays zu fällen hatte, Beruhigung gefunden. „Es ist nun festgestelt, meint er, daß die Worte in dem Ordinationsformulare: ich glaube von Herzen alle kanonischen Schriften, nur sagen sollen, daß die heiligen Schriften Alles enthalten, was zur Seligkeit notwendig ist, und daß sie insoweit die directe Sanction des Allmächtigen haben.“ Aber wie kann der Ausspruch eines weltlichen Oberrichters, der es nur mit der rechtlichen Sphäre zu thun hat, Bedeutung für das Gewissen haben? Und auch was dieser Richter verlangt, ist in Wahrheit bei dem Bischof nicht mehr vorhanden. Aeußerungen wie die: „Unser Glaube an den lebendigen Gott bleibt ebenso fest, wenn auch, nicht der Pentateuch allein, sondern die ganze Bibel beseitigt wird“, ferner: „Das Licht der Liebe Gottes schien nicht minder wahr auf fromme Gemüter als Enoch wandelte mit Gott, obgleich damals noch keine Bibel existirte“, zeigen, daß auch er sein Teil an der Englischen Energie und Consequenz hat, daß die Knospe der Stinkblume der Freigeisterei bei ihm, wenn nicht schon völlig aufgebrochen, doch am Aufbrechen ist. Wer von der „trivialen Natur einer großen Anzahl von Unterredungen und Befehlen, welche direkt Jehova zugeschrieben werden, besonders den vielen ceremonialen Kleinigkeiten, die in dem levitischen Gesetze niedergelegt sind“ redet, ohne sich irre machen zu lassen durch das Wort seines Herrn, daß von dem Gesetze Mose's kein Jota und kein Strichlein umkommen soll, ohne durch dies Wort sich zu dem Gebete treiben zu lassen: „Herr lehre mich erkennen die Wunder in deinem Gesetze“, wer gar behauptet, der Heiland könne keine Auctorität in Bezug auf das alte Testament sein, denn er sei nicht besser wie alle gebildeten Juden seiner Zeit mit den Mysterien aller modernen Wissenschaften bekant gewesen, der kann unmöglich, wenn er irgend ein Mann von Consequenz ist, wenn er verdient ein Engländer zu heißen, die Inspiration der heiligen Schrift in irgend einem Sinne von Herzen annehmen. „Offenbarungen des göttlichen Willens und Wesens“ mitten unter menschliche Irrtümer und Abgeschmacktheiten gemengt, sind ein Unding. Welcher vernünftige Mensch spant denn die Pferde zugleich vor und hinter den Wagen? Es gewährt ein trauriges Schauspiel, zu sehen, wie der Bischof durch das zähe Festhalten an seinem unmöglich gewordenen Amte zu heuchlerischen Behauptungen getrieben wird, wie die in der Vorrede des dritten Bandes ausgesprochenen: „ich habe nur meine Pflicht als Diener der Nationalkirche gethan, indem ich mich bestrebte, eine beständige Union herzustellen zwischen den Lehren der Religion und der Wissenschaft“, ferner, er könne auch in gewissem Sinne die Bibel das Wort Gottes nennen, „trotz aller menschlichen

Elemente von Irrtum, Schwachheit, Leidenschaft und Unwissenheit", aber er sage lieber, sie enthalte das Wort Gottes, und dergleichen mehr, was man in Deutschland, woher Colenso es importirt, längst zu würdigen weiß und was dort keinen Eindruck mehr macht.

Colenso tritt Allen, welche ihm ins Gewissen reden wollen, mit der Aufforderung entgegen, ihn erst zu widerlegen, und mit der zuversichtlichen Behauptung, daß seine Argumente gegen die Bücher Mose's unwiderleglich seien. Wir sind es also ihm und unsern Lesern schuldig, daß wir, ehe wir ihn verlassen, wenigstens an einigen Proben zeigen, wie wenig er zu solcher Zuversicht Grund hat. Wir wählen diese Proben aus dem ersten Teile, weil der Verfasser hier, indem er vorwiegend als Rechenmeister auftritt und zu zeigen sucht, daß der Pentateuch sich vor dem Richterstuhle seiner Wissenschaft, der Arithmetik, nicht behaupten könne, noch eine gewisse, wenn auch sehr bornirte Originalität entwickelt, während der zweite und dritte Band, geschrieben nachdem C. einige Kisten Bücher aus Deutschland erhalten hatte, eine wüste und unerträgliche Zusammenstoppelung sind. Wer könte es wol ertragen, sich Colenso in aller Breite über den Unterschied der Gottesnamen Elohim und Jehova aussprechen zu hören, ein Unterschied, der in die Tiefe der Gotteserkentnis einführt und von dem ein blos selischer Mensch grade so wenig versteht, wie die Kuh vom Sontage. Um dem Vorwurfe zu entgehen, daß wir das Schwache herausgehoben, das Starke zurückgelassen haben, beleuchten wir gleich die ersten Einwürfe Colenso's nach ihrer Reihenfolge, nur mit Weglassung eines Punktes, der nach unserer Ueberzeugung für den, der sehen will und kann, seine vollständige Erledigung schon in dem ersten Bande der Beiträge zur Einleitung in den Pentateuch gefunden hat.

Es heißt in den Büchern Mose's (2 Mos. 21, 20. 21): „Wenn ein Mann schlägt seinen Knecht oder seine Magd mit dem Stocke und er stirbt unter seiner Hand, so soll er — nämlich der Geschlagene — gerächt werden. Wenn er aber einen Tag oder zwei Tage am Leben bleibt, so soll er nicht gerächt werden, denn er ist sein Geld." Ein „sehr verständiger christlicher Eingeborner", mit dessen Hülfe Colenso diese Worte in die Zulusprache übersezte, empörte sich von Herzen dagegen, daß Gott von einem Knechte oder Magd als bloßem Gelde sprechen solte, und erlauben, daß ein furchtbares Verbrechen unbestraft bleibe, weil das Schlachtopfer wenige Stunden die brutale Behandlung überlebt hat. Das gab dem Glauben des Bischofes an die Auctorität der Bücher Mose's einen großen Stoß.

Von dem Bischofe solte man aber doch erwarten, was freilich dem Caffern nicht zuzumuten ist, daß er im Stande sei, den Teil aus seiner Verbindung mit dem Ganzen zu würdigen, und daß er aus dieser seiner höheren theologischen Einsicht heraus den Eingebornen belehren könte. Aber daran ist hier leider nicht zu denken. Der Bischof ist wie der christliche Eingeborne ein „sehr verständiger Mann," aber sein Gesichtskreis



geht wie der des Eingebornen nicht über dasjenige hinaus, was unmittelbar vor Augen liegt. Sein Auge ist überall starr auf einzelne Particularitäten als solche gerichtet.

Das Mosaische bürgerliche Gesetz ist kein reiner Abdruck von Gottes Wesen und Willen. Es faßt nicht allein die sittliche Idee ins Auge, es hat auch die „Herzenshärtigkeit" des Volkes zu berücksichtigen (Mt. 19, 8), eine specifisch alttestamentliche Krankheit, da unter dem A. T. die Heilmittel noch nicht gegeben waren, welche das N. T. in so reicher Fülle besizt. Wo diese Krankheit auch unter dem Neuen Bunde sich noch findet, da ist sie eine Abnormität, ein keine Berücksichtigung verdienender Anachronismus, unter dem Alten Bunde dagegen war sie in gewissem Sinne in der Ordnung. Das alttestamentliche bürgerliche Gesetz macht die sittliche Idee grade so weit geltend, als es Angesichts dieser Herzenshärtigkeit irgend möglich ist, die, wenn ihr zu viel angemutet wird, Alles abwirft. Seine Aufgabe war nur, das Volk aus dem Rohen herauszuarbeiten, der weitere Fortschritt blieb einer höheren Offenbarungsstufe überlassen. Eben deshalb hat das alttestamentliche Gesetz zugleich ewigen und zugleich zeitlichen Charakter. Der einwohnenden Sele, der Grundtendenz nach ist es ewig, von diesem seinem eigentlichen Wesen kann kein Jota und kein Strichlein umkommen. Dagegen sehen wir auf die Concessionen, die in ihm der Schwachheit gemacht werden, so trägt es zeitlichen Charakter, es kann da nicht zum Maßstabe für die christlichen Völker dienen, von denen mehr gefordert wird, weil ihnen mehr gegeben ward. Beides aber, was unmittelbar aus der Idee fließt und was der Schwachheit nachgelassen wird, geht auf Gott zurück, der überall seine Anforderungen nach dem Maße der Gaben bemißt, der nicht wie der Pharao des kategorischen Imperativs Ziegel verlangt und das dazu nötige Stroh versagt.

So nun verhält es sich auch speciel bei den Mosaischen Bestimmungen über die Knechtschaft. „Moses — sagt J. D. Michaelis — läßt es dabei, daß Leibeigenschaft sein soll, allein er schränkt sie ein und mildert sie. Dies ist gleichsam die Sele seines Gesetzes. Für hart scheint er sie gehalten und diese Härte in seinem Gesetze gemisbilligt zu haben." Alle Bestimmungen des Gesetzes Gottes dienen zur Milderung, keine dient zur Erschwerung der Knechtschaft, alles athmet Liebe gegen die Knechte und sucht diese Liebe den Gemütern des Volkes einzupflanzen. Bei dem von Colenso angefochtenen Gesetze liegt der Accent nicht wie der Zulucaffer in seiner Beschränktheit meinte und der in Bezug auf wahrhaft theologische Bildung ziemlich mit ihm auf einer Stufe stehende Bischof ebenfalls, auf dem: „wenn er aber einen Tag oder zwei Tage am Leben bleibt, so soll er nicht gerächt werden" — das ist die aus dem „Unvermögen des Gesetzes" fliessende Concession, welche vorläufig und bis auf bessere Zeiten der Herzenshärtigkeit gemacht wird, — sondern der Accent liegt vielmehr auf dem: „er soll gerächt werden." „Dem Herrn die Gewalt über Leben und Tod zugestehen, war eine gräuliche Barbarei bei Römern und andern

Völkern." Dieser Barbarei wurde hier vorläufig nur für den Fall entgegengetreten, daß der Knecht sofort starb. Aber das Princip, das seine Fundamentirung in der gleich den Eingang des Gesetzes Gottes bildenden Lehre hatte, daß alle Menschen das Ebenbild Gottes tragen, wurde damit feierlich anerkant und also die Grundlage gegeben für weitere Entfaltungen, deren Keime vollständig in jener Lehre von der Ebenbildlichkeit Gottes beschlossen sind. Wenn man das Ganze der Bestimmungen über die Knechte übersieht, wie sie in dem Gesetze Mose's vorliegen, so kann man nur von Ehrfurcht vor diesem Gesetz durchdrungen werden, und von dem innigen Wunsche und Gebete, daß man durch Liebe und Milde für alle personae miserabiles seinem auch unter dem Neuen Bunde fortdauernden Geiste entsprechen möge. Auch die auswärtigen Knechte werden durch die Beschneidung in die Gemeinschaft des Volkes Gottes aufgenommen. Auch sie nehmen an dem zweiten Sacramente des A. B., dem Passa Teil. Sie sind dadurch unter Gottes Schutz gestellt und erscheinen als seine Clienten. Auch dem Knechte soll seine Sabbatsruhe gewahrt werden. Was in den Sabbatsjahren von selbst wächst soll den Knechten und andern Dürftigen gehören. Zu den Opfermalzeiten soll man sie einladen, daß sie sich freuen vor dem Herrn. Jede irgend schwere Körperverletzung eines Knechtes, jede Zerstörung eines der Leibesglieder soll seine Freiheit nach sich ziehen. Nicht nur wenn ein Auge beschädigt, auch schon wenn ein Zahn eingeschlagen wird, soll er frei werden (2 Mos. 21, 26. 27). Ein seinem auswärtigen Herrn entlaufener Sclave durfte nicht ausgeliefert werden, man sollte ihm an jedem beliebigen Orte unter Israel Wohnung gewähren und ihn nicht drücken, (5 Mos. 23, 16. 17). Es wird dringend ermahnt über einen Israelitischen Knecht nicht mit Härte zu herschen (5 Mos. 25, 39. 40). Ein solcher Knecht durfte nur sechs Jahre dienen und im siebenten wurde er frei, außerdem im funfzigsten oder im Jubeljahre, wenn er dann auch noch nicht sechs Jahre gedient hatte. Sein Herr soll ihn aber dann nicht ler aus dem Hause lassen, so daß er nichts als die nackte Freiheit hat, die schlimmer sein kann als die Knechtschaft, sondern er soll ihm ein Geschenk an Schafen, Frucht, Oel und Wein zu Anfang einer andern Haushaltung mitgeben. Wer könte da den Geist des Herrn verkennen, der Allen gütig ist und sich aller seiner Wesen erbarmt? Möchten von diesem Geiste nur alle unsere Fabrikinhaber, alle unsere Gutsherrn durchdrungen sein! Unsere Artikel über den Sontag der Tagelöhner haben gezeigt, daß dies leider nicht der Fall ist. Wie hoch das Mosaische Gesetz über dem Volksbewußtsein stand, wie der Eigennutz, der immer darauf aus ist, den Mitmenschen nur als Mittel zu seinen Zwecken auszunützen, sich dagegen empörte, das ersehen wir aus Jeremias. Zedekia, der letzte König von Juda hatte, um Angesichts des drohenden Gerichts den Herrn zu versöhnen, einen Bund gemacht mit dem ganzen Volke zu Jerusalem ein Freijahr auszurufen, daß ein jeglicher seinen Knecht und seine Magd solte freigeben, denen sie widerrechtlich versagt hatten, was das Gesetz ihnen zusprach. Zuerst erfüllte alles Volk seine Zusage. „Aber danach kehrten sie sich um und forderten die Knechte und Mägde wieder zu sich, die sie freigegeben hatten und zwangen sie, daß sie Knechte und Mägde sein mußten." Da sehen wir, wie das Gesetz Mose's lauten würde, wenn es von unten stammte und nicht von oben, dies Gesetz, welches so von Liebe durchdrungen ist gegen die Creaturen Gottes, daß es selbst verbietet dem Ochsen der da drischet das Maul zu verbinden.



In 3 Mos. 8, 3. 4 erhält Moses den Auftrag: „und die ganze Gemeinde versamle zu der Thür der Stiftshütte", „und es versammelte sich — heißt es — die Gemeinde zu der Thür der Stiftshütte." Der ungeschichtliche Charakter des Pentateuches, meint Colenso, trete hier deutlich hervor. Der Vorhof der Stiftshütte habe unmöglich die ganze Gemeinde fassen können. Das ist allerdings richtig. Nach der Berechnung von Prof. Riggenbach in der Schrift: „die Mosaische Stiftshütte", Basel 62, die wir bei dieser Gelegenheit unseren Lesern als eine gediegene und gründliche empfehlen, dem Gewichte nach zehnmal leichter als das Werk von Colenso, ist sie dem Gehalte nach zehnmal schwerer, konte der Vorhof 4—5000 Menschen aufnehmen. Aber es ist auch nur bei dem Befehle die ganze Gemeinde genant, nicht bei der Ausführung. Principiel war jedem der Zugang eröffnet. Nicht alle aber konten wirklich hinein. Was nicht hineinging, blieb davor stehen. Das durfte nicht erst gesagt werden, weil es sich ganz von selbst so machte. Die Gemeinde wurde durch diejenigen repräsentirt, die hinein kamen. Das konte um so eher geschehen, da gewiß dafür gesorgt war, daß die Auctoritäten jedenfalls Platz fanden, wie man das auch jezt bei solchen Gelegenheiten thut. Der Rechenmeister richtet das Auge starr auf diesen einen Punkt, an dem niemand anstoßen wird, der den Maßstab nicht einseitig aus der Arithmetik entnimmt, sondern aus dem gewöhnlichen Leben, und unterläßt es auch hier ganz die Beschaffenheit des Ganzen ins Auge zu fassen, dem diese einzelne Partikel angehört. Hätte er dies gethan, wozu er aber vorher auf einen ganz andern Standpunkt der Bildung hätte erhoben werden müssen, so würde er sich gewiß seines unverständigen Einwandes geschämt haben. Wir können den Eindruck, den dies Ganze macht, nicht besser darlegen als mit den Worten Riggenbachs: „Eine Schilderung, die so trocken und unerquicklich, so weitschweifig und doch so mangelhaft zu sein scheint jedem Leser, der es nur obenhin ansieht; eine Schilderung, die nichts desto weniger, wenn man sich mit Rechnen und Messen hineinarbeitet, ein so überraschendes Resultat ergibt; eine Schilderung, darin die kleinsten scheinbar verlornen Züge zusammenstimmen, darin sich die zerstreuten Einzelangaben zur schönsten Harmonie vereinigen, wahrlich von einer solchen Schilderung dürfen, ja müssen mir sagen: so dichtet die Sage nimmermehr. Das ist so durch und durch realisirbar, daß es nicht anders als historisch, daß es nur die

Beschreibung eines wirklichen Gebäudes sein kann; und zwar eines höchst würdigen, dem Zwecke vollkommen entsprechenden Gebäudes, das kein Baumeister sinnreicher auszudenken wußte; „ein Unicum in der Kunstgeschichte" hat es unser Herr Prof. Burkhardt genant."

Das fünfte Buch Mose's beginnt mit den Worten: „Dies sind die Worte, welche Mose redete zu ganz Israel." Keine menschliche Stimme, wendet Colenso ein, könne sich einer so großen Volksmenge vernehmlich machen. Aber deshalb konte Moses doch zu dem ganzen Volke reden. Anwesend waren alle, ein großer Teil, namentlich die Oberen, vernahmen die Rede so wie sie aus Mose's Mund kam, die Uebrigen erhielten sie aus zweiter Hand. Es ist schwer, solche Einwendungen anders zu beantworten als mit einem bloßen Lächeln.

Das lezte Beispiel: In 2 Mos. 30, 11—16 werde vorgeschrieben, daß die Kinder Israel dem Herrn bei ihrer Musterung eine Abgabe entrichten sollen. Sie entrichten diese Abgabe nach 38, 25 f. und das Geld wird für die Einrichtung der Stiftshütte verwandt. Die Musterung selbst wird etwa sechs Monat später vorgenommen. Es sei auffallend, meint Colenso, daß die Zahl der Israeliten dieselbe ist bei der Erhebung des Kopfgeldes im zweiten Buche und bei der Musterung im vierten. Im Laufe eines halben Jahres — so viel Zeit habe etwa dazwischen gelegen — könne die Zahl nicht unverändert geblieben sein. Die Lösung ist aber die: die Musterung, über welche im Eingange des vierten Buches Mose's berichtet wird, wurde ohne Zweifel ganz genau angestelt, aber der Bericht über sie für das Werk, welches die Kinder Israel lehren soll, den Herrn ihren Gott zu fürchten, welches durch und durch erbaulichen Charakter trägt, konte nur ein summarischer sein, er rechnet nur im Ganzen und Großen und anders wie der Arithmetiker Colenso es verlangt. Das erhellt schon daraus, daß überall nur nach Hunderten gezählt wird, nach Zehnern nur bei einem Stamme, aus keinem andern Zwecke, als um die Gesamtsumme in 2 Mos. 38, 25 zu erreichen. Bei diesem nicht statistischen Charakter des Berichtes über die Zählung, der nur ganz im Allgemeinen einen Ueberblick geben soll über den damaligen Stand des Volkes Gottes, konte die früher mitgeteilte Gesamtsumme ohne Bedenken beibehalten werden, und das um so mehr, da der Unterschied nur ein unbedeutender war, und da principiel die Zahlung des Sühngeldes und die Musterung zusammengehörten, der Zusammenhang hier nur dadurch äußerlich aufgehoben war, daß das Sühngeld für die Stiftshütte, welche eben im Bau begriffen war und vor der Musterung vollendet wurde, verwandt werden solte. Um so mehr war es angemessen, diesen Zusammenhang durch die Gleichheit der Totalsumme zur Anschauung zu bringen. „Mangel an Genauigkeit" ist nur dann vorhanden, wenn man mit dem Auge eines Rechenmeisters ansieht, was mit dem Auge eines Theologen angesehen werden soll. Doch für solche Feinheiten hat Colenso gar keinen Sinn, von dem Wesen der Bücher Mose's, wie überhaupt der heiligen Schrift A. T. gar keine Ahndung. Er erhebt hier auch noch den Nebeneinwand, das Gesetz in 2 Mos. 30 rede von Seckeln des Heiligtums, ehe das Heiligtum vorhanden war, und wenn man auch, wie freilich schon die Alexandrinische Uebersetzung gethan habe, an die Stelle der Seckel des Heiligtums heilige Seckel setze, so lasse sich nicht einsehen, worin der heilige Seckel von dem gewöhnlichen verschieden sein soll. Die Antwort ist aber nicht schwer. Daß man nicht an Seckel des Heiligtums, sondern nur an heilige Seckel denken darf, erhellt, von andern Gründen abgesehen, eben daraus, daß das Heiligtum noch nicht vorhanden war. Die Juden haben stets eine besondere Neigung zur Kipperei und Wipperei gehabt. Wollen sie sich einmal, gegen Gottes Gesetz, 5 Mos. 25, 15, untereinander durch nicht vollwichtige Münzen betrügen, so sollen sie es doch wenigstens bei dieser Abgabe an ihren Gott unterlassen, diese Seckel jedenfalls mögen ihnen heilig sein, weil sie unmittelbar ihrem Gotte gewidmet sind. Doch es ist Zeit, daß wir Cafferland und England und den in einen Caffern ausgearteten Engländer (schon der Name der Caffern bedeutet Ungläubige), den Mann, dem das Wort gilt: „wer ist so blind, wie mein Knecht, und so taub, wie der Bote, den ich sende", verlassen und nach Deutschland uns wenden, nachdem wir vorher den herzlichen Wunsch ausgesprochen haben, daß es Gott gefallen möge, die blinden Augen des Leiters der Blinden zu öffnen.

Die Eisenacher Kirchenconferenz hat im vorigen Jahre in der von der Canstein'schen Bibelanstalt angeregten Frage einer Revision der Bibelübersetzung Luthers einen Beschluß gefaßt, dem wir wünschen, daß er nicht zur Ausführung kommen möge. Er lautet dahin: „Die verhältnismäßig wenigen Stellen, zunächst des N. T., deren Abänderung, beziehungsweise Berichtigung im Interesse des Schriftverständnisses notwendig und unbedenklich erscheinen möchte, werden in sinngetreuer Weise und möglichst aus dem Sprachschatze der Lutherbibel dem Grundtexte gemäß herzustellen sein." Der Weg zum Ziele, der für diesen mit geringer Majorität gefaßten Beschluß vorgeschrieben wird, ist glücklicher Weise ein ziemlich weiter. Die Canstein'sche Bibelanstalt, der hier eine Ehre zugeteilt wird, zu der sie uns nicht berechtigt zu sein scheint, eine Ehre, die sie, wenn die Sache zur Ausführung käme, vielleicht mit schwerem Gelde zu bezahlen haben würde, soll die etwa als notwendig erscheinenden Verbesserungen zusammenstellen lassen. Sie soll eine Vereinbarung mit sämtlichen Bibelgesellschaften so weit als möglich herbeiführen und von dem also gewonnenen Resultate der Conferenz zur weiteren Beschlußnahme Mitteilung machen.

Darüber werden Jahre vergehen, und wenn es erst zur definitiven Beschlußnahme komt, so werden hoffentlich auch manche Abgeordnete die Sache ernster nehmen, wie es jezt geschehen sein mag, wo es sich zunächst nur um Vorbereitungen handelte.

Es lassen sich stattliche Gründe für eine durchgreifende Berichtigung der Bibelübersetzung Luthers oder vielmehr für eine von Grund aus neue Bibelübersetzung beibringen, Gründe, denen nur das eine entgegengesezt werden kann, daß wir uns hier, wie in so vielen anderen Dingen, nach der Decke strecken müssen, daß uns der Mann dazu fehlt, daß Gott ihn erst erwecken muß, wie er Hieronymus zur Abfassung der Vulgata, wie er Luther selbst erweckt hat. Bis dahin werden wir uns in die mannigfachen Uebelstände fügen und uns damit trösten müssen, daß sie doch nicht sowol für die einfache Frömmigkeit vorhanden sind, als vielmehr für den Drang nach tieferer Erkentnis, dem so manche anderweitige Hülfsmittel zu Gebote stehen. Ein Werk des Geistes, des menschlichen und des göttlichen, wie es keine andere Nation aufzuweisen hat, darf nimmer verdrängt werden durch ein Werk bloßen Fleißes und bloßer Schriftgelehrsamkeit.

Dagegen aber eine Berichtigung, die sich blos auf eine verhältnismäßig geringe Anzahl einzelner Stellen, meist von völlig untergeordneter Bedeutung, beschränkt, wie sie von der Canstein'schen Bibelanstalt vorgeschlagen und von Past. Möncke-berg in der Schrift: Vorschläge zur Revision von Dr. Luthers Bibelübersetzung, motivirt worden ist, gewährt gar keinen wesentlichen Vorteil und führt doch sehr große Uebelstände mit sich, indem sie ein wichtiges Einigungsband zwischen den Kirchen der Reformation zerreißt und einen Zustand anbahnt, wie er bei dem Gesangbuche und der Liturgie leider schon vorliegt, das Volk irre macht, leicht dahin führen kann, daß in der mannigfachsten Weise ein classisches Kunstwerk, das bis dahin als Heiligtum gegolten hat, durch unberufenes und stümperhaftes Nachbessern verunstaltet wird. Wir haben uns zu hüten, daß nicht eine philologische Kleinigkeitskrämerei, dieselbe, die in dem Hervorheben der Bedeutung des von Prof. Tischendorf aufgefundenen und im vorigen Jahre zu unserer Freude in zwei Ausgaben ans Licht getretenen Codex Sinaiticus alles Maaß überschritten hat, den wahrhaft kirchlichen und volksmäßigen Gesichtspunct in dieser Sache verdunkele. Wir können in dieser Beziehung lernen aus der Stellung, welche das N. T. zum A. T. einnimt. Die Verfasser des N. T. folgen der damals recipirten Griechischen Uebersetzung des A. T. so weit es irgend angeht, auch in Dingen die wichtiger sind als die meisten Verbesserungsvorschläge der Canstein'schen Bibelanstalt. Sie weichen nur da ab, wo die Griechische Uebersetzung den Grundgedanken verfehlt hat.

Das Verdienst diese Angelegenheit in das rechte Licht zu stellen hat sich die theologische Facultät in Rostock erworben. Das „Erachten über die Frage ob eine Emendation oder Revision der Lutherischen Bibelübersetzung nöthig nnd räthlich erscheine", Schwerin 63, kann als Programm derjenigen dienen,



welche entschlossen sind zu halten was wir haben bis der Herr komt und ein Besseres bringt.

Auch in dem vergangenen Jahre hat die Kirche, besonders in Preußen Anlaß gehabt sich lebhaft an den auf dem Gebiete des Staates vorliegenden Kämpfen zu beteiligen. Von mehreren Seiten hat man gemeint in Bezug auf diese Beteiligung eine Warnung ergehen lassen zu müssen. Ein Erlaß des Preußischen Evangelischen Oberkirchenrathes führt aus, es könne der Evangelischen Kirche nicht zustehen in das Gebiet des Staates übergreifend, aus dem Evangelium die Lösung der concreten politischen Fragen entnehmen und sich zum Schiedsrichter über Dinge aufwerfen zu wollen, deren richtige Behandlung das Evangelium der menschlichen Arbeit und dem menschlichen Denken hat überlassen wollen. Die Schrift von Dr. Fabri: die Stellung des Christen zur Politik, Barmen 63 komt zu dem Resultate: „der Christ als solcher hat zunächst gar keine politische Aufgabe." Und auch ein Theologe, mit dem wir gewohnt sind in den wichtigsten kirchlichen Fragen zusammenzugehen, der Präsident des O. C. in München, Dr. v. Harleß in der Schrift: das Verhältnis des Christentums zu Cultur- und Lebensfragen der Gegenwart, Erl. 63, sagt: „Uns ist das Evangelium als eine frohe Botschaft an alle Menschen anvertraut. Wie verträgt sich damit eine scharfe politische Parteistellung? — Bleibt Christen in allem, was ihr denkt und thut, aber laßt das Christentum aus der politisch rechtlichen Prüfung und Entscheidung bei politischen Rechtsfragen weg."

Uns will bedünken, daß diese und ähnliche Erörterungen zu abstract gehalten sind, daß sie sich zu sehr auf dem Gebiete der allgemeinen Grundsätze bewegen, auf dem eigentlich gar kein Streit stattfindet, zu wenig in die vorliegenden wirklichen Verhältnisse eingehen, aus deren Betrachtung allein die Entscheidung gewonnen werden kann, ob die Beteiligung des Christen und speciel der Diener der Kirche an den staatlichen Angelegenheiten eine unberufene Einmischung, oder ob sie von Gott geboten ist.

Alle stimmen darin überein, daß es ein politisches Gebiet gibt, auf dem der Christ, der Diener der Kirche als solcher nicht competent ist und von dem er daher wolthut wegzubleiben. Wie es in den bürgerlichen Verhältnissen Partien gibt, in denen uns das Wort des Herrn: „Mensch, wer hat mich über euch zum Richter oder Erbschichter gesetzt" als Gränzstein dienen muß, zweifelhafte rechtliche Verhältnisse, zu deren Beurteilung die zehn Gebote und was sich an sie anschließt nicht zureichen, so gibt es auch in dem Staatsleben verwickelte Rechtsfragen, die nur von solchen gelöst werden können, deren eigentlicher Lebensberuf es ist sich eingehend mit solchen Fragen zu beschäftigen, für die das Wort Gottes keine Entscheidung, wenigstens keine offen zu Tage liegende und sich den Gewissen Aller bezeugende Entscheidung darbietet, die keine tiefere ethische und religiöse Wurzel haben. Alle stimmen darin überein, daß für solche Fragen das Wort gilt: Was deines Amts nicht ist, davon laß deinen Vorwitz. Der Apostel sagt: Niemand von euch leide

als ein Mörder oder Dieb oder als ein solcher, der sich um Dinge bekümmert, die ihn nichts angehen.

Ebenso werden aber auch wol alle darin übereinstimmen, daß es staatliche Fragen gibt, die eine tiefe sittliche und religiöse Bedeutung haben, an denen sich zu beteiligen also für den Christen nicht blos Recht, sondern heilige Pflicht ist. Der Evang. Oberkirchenrath erwartet von dem Diener der Kirche, er werde die Gelegenheit nicht versäumen, was das Evangelium über die bürgerliche Ordnung deutlich lehrt, den Gehorsam gegen die Obrigkeit und gegen das Gesetz aus dem Worte Gottes zu begründen und einzuschärfen. Dr. v. Harleß sagt: „Das aller Rechtsordnung zu Grunde liegende allgemein typische, wie Eigentum, Ehe, Familie und dergleichen hat unwandelbare in göttlicher Naturordnung liegende Grundformen seines Bestandes" und erkent damit an, daß es des Christen Pflicht ist kämpfend und zeugend einzutreten, wenn diese Grundformen angegriffen werden. Doch wir wollen bei dem bloßen Zugeständnisse nicht stehen bleiben und noch etwas eingehender aus der Schrift selbst nachweisen, daß es politische Fragen von solcher Bedeutung gibt.

Niemand wird läugnen wollen, daß es der Beruf des Christen und speciel des Dieners der Kirche ist einzutreten für Alles, was in dem Bereiche der zehn Gebote liegt. Unter diesen ist aber eins, das Gebot: „ehre Vater und Mutter", das sich zum guten Teil auf politische Verhältnisse bezieht. Ist das Gedeihen der Völker unbedingt davon abhängig, daß die hier durch Vater und Mutter repräsentirten Oberpersonen geehrt werden, diejenigen, welchen Gott einen Abglanz seiner Herrschermacht zugeteilt und sie eben damit in die göttliche Sphäre emporgehoben hat — das Gebot die Eltern zu ehren gehört der ersten Tafel an, welche die Pflichten gegen Gott umfaßt — so ist es auch Christenpflicht den Kampf nicht zu scheuen, wenn die Auctorität der bürgerlichen Obrigkeit, die unter diesen Oberpersonen eine so wichtige Stellung einnimt, angegriffen, die eine so hohe Verheißung habende Pietät gegen sie verletzt wird. Wer da schweigt, wer sich mit so kahlen Entschuldigungen zurückzieht wie die: „ich bin einer von denen, welchen das Wort gilt: wir haben hier keine bleibende Stätte, sondern die zukünftige suchen wir," ein Wort gut im Munde eines Mönches, aber nicht eines Hirten, der ist unter die „stummen Hunde" zu zählen.

Die Verhandlung Jesu mit den Pharisäern über den Zinsgroschen, die nach oberflächlicher Betrachtung so oft zum Beweise für die Unterschiedlichkeit der Gebiete des Staates und der Kirche angeführt worden ist, weist uns vielmehr darauf hin, daß es politische Fragen von wesentlich theologischem Character gibt. Handelte es sich um eine rein politische Frage, so würde der Heiland sie ohne weiteres abgewiesen haben. Daß er sie beantwortet, gibt uns den Befehl, daß wir alle zunächst politischen Fragen gründlich untersuchen und zusehen sollen, ob sich bei ihnen nicht ein religiöser Hintergrund findet, und also eine Gefahr der Felonie für uns, wenn wir bei ihnen nicht eintreten.



Die Frage der Pharisäer: Ists recht, daß man dem Kaiser Zins gebe oder nicht? hatte zu ihrer Grundlage das dem religiösen Gebiete angehörende Bedenken, ob nicht eine heidnische Regierung über das Bundesvolk ein Widerspruch gegen die Herschaft des lebendigen Gottes sei. Jesus löst die Frage, indem er dies Bedenken als ungegründet erweist. Daß die Römische Münze die gangbare war, lieferte den Beweis, daß die Römer das Land beherschten. Diese Thatsache bewies zugleich daß sie es beherschen solten. Sonst würde Gott, unter dem die Geschicke der Völker stehen, dessen specielste Vorsehung über dem Schicksale seines erwälten Volkes wacht, sie nicht herbeigeführt haben. Die Frage der Pharisäer war demnach eben so ungereimt, als wenn ein zum Straßenkehren verurteilter Graf untersuchen wolte, ob er sich der Strafe unterziehen solte. Sie hätten besser das: ist es erlaubt, bei den Sünden bedacht, durch welche sie die göttliche Strafe herbeiriefen.

Die Worte, mit denen Jesus seine Antwort an die Pharisäer beschließt: „gebt dem Kaiser was des Kaisers ist und Gott was Gottes ist", enthalten nicht etwa „die Erklärung, daß die politischen und religiösen Dinge streng zu sondern sind", sondern sie zeigen im Gegenteil, daß ein unbedingtes Ineinander der religiösen und der politischen Dinge stattfinden kann und in dem vorliegenden Falle stattfand. Das eine ist durch das andre bedingt und wenn die Pharisäer wirklich das eine thaten, so thaten sie auch das Andere. Gott ist der Sinn, verlangt ganz Anderes von euch als die Empörung gegen den Herrn, den er selbst euch gesezt, er verlangt Demütigung unter seine starke Hand und unter die Strafe, die er über euch verhängt hat, Gehorsam gegen die von ihm verordnete Obrigkeit. Dieser Obrigkeit Steuer zahlen ist für euch ein Gottesdienst. Verringert ihr die Steuer, so seid ihr zugleich Rebellen gegen Gott.

Röm. 13 ist zu klar, als daß wir darauf weiter eingehen dürften. Angesichts dieser Stelle müßte ein Geistlicher, der sich grundsatzmäßig von allen politischen Fragen fern halten, der dem Rathe folgen wolte: „Ist er über seine Stellung in Zweifel, so bleibe er ruhig in der Stille und befehle König und Vaterland dem Schutz und der Erbarmung Gottes" als ein fauler und ungetreuer Knecht betrachtet werden. Die Zweifel müssen eben Angesichts einer so sonnenklaren Stelle verstummen.

Die Aufforderung des Apostels zum Gebete für die Könige in 1 Tim. 2, 2 geht indirect zugleich auf die Wirksamkeit in derselben Richtung. Wo das Gebet Pflicht ist, da ist auch die Arbeit Pflicht, sofern sich zu derselben Gelegenheit darbietet. Das Gebet wird zur bloßen Phrase, wenn die correspondirende Arbeit unterlassen wird.

Der Apostel kündigt in 2. Thess. 2, 3. 4 das dereinstige Erscheinen des Menschen der Sünde an, des Sohnes des Verderbens, der sich erhebet über alles was Gott heißt und Ehrfurcht und sich in den Tempel Gottes sezt unter dem Vorgeben, daß er selbst Gott ist. Es ist hier die Rede von einer

Partei, welche zuerst Gott an sich läugnet, dann Gott in denen, welchen er sein Bild aufgeprägt hat, in allen, welche Gegenstand der Pietät sind. Die Läugnung bleibt nicht innerhalb der Kirche stehen, sie geht auch in den Staat über, sie trifft überhaupt alles was Gott oder von Gott ist. Wenn nun dieser Mensch der Sünde kommen wird, oder vielleicht schon gekommen ist, sollen wir da vor der Thüre des Staates plötzlich Halt machen, sind wir nicht vielmehr heilig verpflichtet ihm überall entgegen zu treten, im Staate nicht weniger wie in der Kirche?

Dieser Mensch der Sünde war nicht rein zukünftig. Schon in der apostolischen Zeit fing seine Bosheit an sich zu regen, im Vorspiele desjenigen, was in der ausgedehntesten Weise am Ende der Tage geschehen sollte. Das zeigen uns schon die dringenden Ermahnungen in Röm. 13, die sicher nicht in die Luft hineingeredet sind. Eine lange Reihe von Erfahrungen, bis auf die Taipings herab, zeigt, daß in der christlichen Lehre selbst etwas liegen muß, was von fleischlichen Menschen ins Fleisch gezogen und zum Deckel ihrer Bosheit gemacht, leicht zur Vernichtung der Auctorität führen kann. Es ist das die Lehre daß alle Christen ein freies priesterliches und königliches Geschlecht sind. Daß da die Gefahr liegt, das sehen wir daraus, daß Petrus so unmittelbar nachdem er die Christen als ein auserwähltes Geschlecht, ein königliches Priestertum, ein heiliges Volk angeredet hat, so dringend zum Gehorsam gegen die Obrigkeit ermahnt. (1. Petr. 2, 9. f.) Wie der erste Brief des Petrus im Angesichte vorliegender Verirrungen positiv vorschreibt: seid unterthan aller menschlichen Ordnung um des Herrn willen, ehret alle, fürchtet Gott, ehret den König, s. v. a. bewähret eure Gottesfurcht dadurch, daß ihr den König ehret, so eifert sein zweiter Brief (2, 10) mit göttlichem Eifer gegen diejenigen, „welche die Herrschaft verachten" — nicht etwa die Herrschaft Christi allein, sondern jegliche Herrschaft, gegen die Frechen und Stolzen, welche nicht erzittern, die Majestäten zu lästern, welche (2, 19) Anderen Freiheit versprechen, während sie selbst Knechte des Verderbens sind, und warnt die Christen dringend (3, 17), daß sie sich nicht in den Irrtum der „Gesetzlosen" verwickeln lassen, derjenigen, die keine göttlichen Ordnungen auf Erden anerkennen, sondern alles in die Willkür des Subjectes stellen, damit sie nicht entfallen aus der eignen Festung. Wie Petrus so warnt auch Judas in seinem Briefe, vor solchen, welche „die Herrschaft verachten, die Majestäten aber lästern." Dazu bemerkt Stier, der hier richtiger gesehen hat, wie die meisten anderen neueren Ausleger: „sie verwerfen jede Herrschaft: was Herr heißen soll, gilt ihnen durchaus nichts mehr: haben sie doch den einigen Herrscher verworfen und verachtet, von dem Herrschaft geordnet ist (V. 4 des Judas), als dessen Abbilder und Stellvertreter allein es Herren geben kann im Himmel und auf Erden. — Es wird hiermit ernstlich zurückgewiesen auf das alte Wort heiligen Gesetzes in Israel, welches gelten soll bis am Ende der Tage, für alle Völker, die nun von demselben ewigen Gott und Herrn, der es gab, etwas wissen: Gott sollst du nicht lästern, und dem Obersten in deinem Volke sollst du nicht fluchen." Das ist gewiß, auch abgesehen davon daß Petrus und Judas klar und scharf grade die Partei bezeichnen, mit der wir es jezt zu thun haben, wer nicht anerkennen wolte, daß es potitische Fragen gibt, die vor das Forum der Kirche gehören, der spräche damit gegen die Apostel Petrus und Judas den Vorwurf der Einmischung in Angelegenheiten aus, die sie nichts angehen und wer die Auctorität dieser Apostel anerkennt, hat die Pflicht die schwebenden politischen Fragen sorgsam zu prüfen um zu erkennen, ob sie nicht einen religiösen Hintergrund haben.



Bei dieser Lage der Sache nun wird alles darauf ankommen, von welcher Beschaffenheit die politischen Fragen sind, welche die Gegenwart bewegen. In dieser Beziehung können wir auf das Werk unseres seligen Freundes Stahl verweisen: „die gegenwärtigen Parteien in Staat und Kirche," dessen Erscheinen zu den Ereignissen des vergangenen Jahres gehört und das hoffentlich die allerweiteste Verbreitung finden wird, namentlich auch unter den Pastoren, die hier für einen wichtigen und schwierigen Teil ihrer Amtsführung einen zuverlässigen Wegweiser antreffen und zugleich einen Quell gründlicher Belehrung, den sie in ihre Gemeinden herüberleiten können. So lange dies Werk unwiderlegt da steht, wird jeder Vorwurf unberufener Einmischung in die Politik verstummen, wird man die an den Christen und an den Geistlichen gerichtete Mahnung „er bleibe ruhig in der Stille und befehle König und Vaterland dem Schutz und der Erbarmung Gottes" als eine Verlockung betrachten, wird man es als eine Pflicht erkennen müssen Partei zu ergreifen, trotz aller Schwächen und Sünden, die dem Parteiwesen ankleben, aber freilich ohne sich dieser Sünden selbst teilhaftig zu machen und ohne das Zeugnis gegen sie zu unterlassen, überall der Losung treu bleibend: in der Partei aber zugleich über der Partei. Stellen wir einige Sätze der Schrift von Stahl hier zusammen um ihr Wesen zur Anschauung zu bringen und zugleich, daß der jetzt vorliegende Gegensatz des politischen Lebens in seiner Wurzel ein religiöser, die Mahnung an die Geistlichen also nicht begründet ist, daß sie die Gegensätze des politischen Lebens nicht bis zu religiösen steigern, dadurch aber den Kampf der politischen Parteien nur noch mehr verbittern und vergiften mögen. Wir tragen nicht willkürlich das religiöse Moment hinein, der Gegensatz ist in seinem Ursprunge ein religiöser und bleibt stets ein solcher, so sehr er sich auch hinter Detailfragen verstecken mag. Die Gegner verläugnen zuerst den einen Herrn, der sie erkauft hat. Dann wenden sie sich gegen alle andere Herrschaft. Der Mangel an Gottesfurcht, die Pietätslosigkeit das ist die Wurzel ihres ganzen Beginnens.

(Fortsetzung folgt.)

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz in Berlin. Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

# Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1864. Mittwoch den 20. Januar. № 6.


## Vorwort.

(Fortsetzung.)

Stahl sagt: „Seitdem die Arabischen Horden den Westen Europas überfluteten und seitdem die Hunnen im Osten einfielen, hat der europäischen, der christlichen Civilisation nie solche Gefahr gedroht als zu dieser Zeit, da die Macht der Demokratie entfesselt ist. — Revolution ist Umkehr des Herscherverhältnisses selbst, daß Obrigkeit und Gesetz permanent unter den Menschen stehen statt über ihnen, die Souveränität des Volkswillens, die Entgliederung der überkommenen Gesellschaft, die Unterordnung der Institutionen unter die Menschenrechte statt der Bemessung der Menschenrechte nach den Institutionen. — Die Revolution zerstört den innersten Lebensgrund der Gesellschaft, die Ehrfurcht. — Sie hätte Recht, wenn es keinen Gott gäbe, oder doch keinen solchen Gott, der eine Ordnung in der Welt gesezt und der die Geschlechter der Menschen an seiner Hand leitet. — Ist Gottes Weltordnung das Höchste, dann ist der Mensch von Uranbeginn Unterthan, und hat jeder verschiedenes Recht, je nach seiner Stellung in dieser Weltordnung. — Seit 1789 ist die Revolution eine Weltmacht und der Kampf gegen sie erfüllt die Geschichte. — Ihr dient ebensowol die liberale und die liberal-constitutionelle Partei als die demokratische und sociale Partei, so gewiß als nicht in Uebermaß und Ueberstürzung der Fehler liegt, sondern im Ziele selbst. Sie sind alle Kinder einer Familie. Die ganze Weltordnung der liberalen Partei trägt den Stempel der tiefen Profanität. Sie bleibt bei der Durchführung der Revolution auf halbem Wege stehen, zurückgehalten teils durch das Interesse des Mittelstandes, teils aber durch den Machteinfluß des Bestehenden und ein sittliches Gefühl für das Bestehende. Aber auch sie ist allgefallen von dem, was über dem Einzelnen und der Gattung sie bindet und erhält und jeglichem sein Maß gibt, von Gott und seiner Ordnung. — Es ist in Kirche und Staat nur Ein Kampf, nur Eine Entscheidung, wer der Herr der sittlichen Welt sei, die Ordnung Gottes oder der Wille der Menschen. Die Solidarität der politischen und kirchlichen Stellung wird auch bereits von allen Parteien mehr oder minder selbst empfunden. Man hat behauptet, die kirchliche Oppositionsbewegung vor 48 sei nur die Schale der politischen gewesen. Ich bestreite dies nicht, aber ich behaupte auch umgekehrt, die politische Bewegung von 48 ist nur die Schale einer religiösen — ihr Kern ist die Emancipation von den göttlichen Ordnungen. — Die Kirche nach ihrer äußeren Existenz steht mit der Legitimität und fällt mit der Revolution.“ Das sind die Grundgedanken des Werkes von Stahl, in dem wir nicht etwa ein nachgeschriebenes Collegienheft vor uns haben, sondern das, so weit es den Staat betrift, auf Grund gehaltener Vorlesungen von dem Verfasser selbst mit aller Sorgfalt für den Druck ausgearbeitet und nur deshalb vorläufig zurückgehalten wurde, weil Stahl die Wirksamkeit des mündlichen Wortes für noch bedeutender hielt, wie die des schriftlichen. Ist dasjenige wahr, was in diesem Werke nicht blos behauptet, sondern in der eingehendsten und schlagendsten Weise bewiesen worden ist, so muß die Kirche nicht blos durch den Selbsterhaltungstrieb bewogen werden, nicht müßig zuzusehen, wenn die Wand ihres Nachbarn, des Staates, brennt, sie hat vielmehr auf dem Gebiete des Staates selbst eine wichtige Mission zu erfüllen, und wehe ihr, wenn sie es unterläßt, hier für die Ehre ihres Gottes zu streiten. Sie soll sich nicht in die Sünden der Parteien verflechten lassen, aber sie darf nie vergessen, daß in einem solchen Kampfe, dem Kampfe zwischen Christus und Belial parteilos sein, nichts anders heißt, als treulos sein.

Wie wenig es angeht, zwischen Kirche und Staat wie mit dem Messer durchzuschneiden, wie die Bewegungen im Staate auch in die Kirche übergreifen, das hat sich am Schlusse des vergangenen Jahres auch in Schleswig-Holstein kund gegeben. Nach dem Tode des Königes von Dänemark Friedrichs VII. verlangte der neue König Christian IX. oder vielmehr sein Ministerium von allen Beamten und auch von den Geistlichen der Herzogtümer den Huldigungseid, und zwar, um zu überrumpeln und gründliche Ueberlegung und Besprechung auszuschließen, in der kurzen Frist von drei Tagen. Zugleich wurde den Geistlichen geboten, das Kirchengebet für Christian IX. als den rechtmäßigen König zu halten. Wir bedauern es, daß solche Forderung gestelt werden konte. In einer zweifelhaften und noch der Entscheidung durch die rechtmäßigen Auctoritäten harrenden Frage Eid und Kirchengebet als Mittel zum Zwecke zu gebrauchen, verträgt sich nicht mit der Ehrfurcht vor Gott und mit der seiner Kirche gebührenden Ehrerbietung, zeugt auch von Mangel an Achtung vor den Rechten des Gewissens, an zarter Scheu, dasselbe zu belasten. Es gereicht der Geistlichkeit Holsteins zu hoher Ehre, daß sie, den Bischof und die Pröpste

(bis auf zwei) an der Spitze, mit wenigen Ausnahmen den Eid verweigert hat. Das Kirchengebet haben die meisten gehalten, nicht aus Feigheit, sondern um nicht über die unabweislichen Anforderungen des Gewissens hinauszugehen und im Blicke auf die Bedeutung, welche Röm. 13 dem faktischen Regimente beilegt. Wir ehren dies Motiv, würden aber doch anders gehandelt haben. Da das Kirchengebet für Christian IX. als den rechtmäßigen König gehalten werden solte, so ging es über Röm. 13 hinaus, und wer Gewissens halber den Eid nicht leisten konte, der konte, so scheint es uns, auch das Kirchengebet in dieser Form nicht halten. Das Angemessenste war wol, in der Stille und ohne Demonstrationen und Provokationen, wie sie an heiliger Stätte völlig ungeziemend sind, das Kirchengebet dahin abzuändern, daß es nur der rechtmäßigen Obrigkeit des Landes galt.

Im Uebrigen wird der Geistlichkeit Schleswigs und Holsteins ein reiches Maß von Weisheit, Vorsicht und Zurückhaltung in ihren schwierigen Verhältnissen zu wünschen sein. Es gilt nicht über dasjenige hinauszugehen, wobei man das klare Wort Gottes unter seinen Füßen hat, und hier sind die Warnungen, wie sie z. B. Dr. v. Harleß ausgesprochen hat, ganz an ihrer Stelle. Daß die Dänen sich schwere Rechtsverletzungen zu Schulden kommen ließen und daß diese bis auf den lezten Rest beseitigt werden müssen, namentlich die Verwandlung der bloßen Personalunion in eine Staatseinheit, die empörende Verletzung der Kirche durch das Aufzwingen der Dänischen Sprache und die Besetzung geistlicher Aemter mit Dänischen Miethlingen, das liegt klar am Tage, und dagegen, wie gegen alles offenbare Unrecht, zu zeugen, ist Recht und Pflicht des Geistlichen, nur daß es in der rechten Weise geschehe, nicht in der eines Schleswig-Holsteiner „Patrioten", sondern eines Dieners Gottes. Dagegen die Successionsfrage ist so schwierig und zweifelhaft, daß der Geistliche Gefahr läuft, sich und sein Amt zu compromittiren, wenn er sich tiefer darin einläßt. Er danke Gott, daß er nicht berufen ist, diese schwierige Frage zu entscheiden, und hüte sich, daß er nicht als ein solcher leiden muß, der in ein fremdes Amt greift. Der allerdings sehr gewichtigen Legitimität des Erbprinzen von Augustenburg steht, außer anderen Bedenken, namentlich dem für die Kirche sehr schwer wiegenden Versprechen, welches sein Vater, der Herzog von Augustenburg, bei seinen fürstlichen Ehren gegeben hat, und dem Umstande, daß die Ansprüche nicht auf das Ganze von Schleswig-Holstein zu gehen scheinen — eine andere Legitimität entgegen, die Thatsache der mehrhundertjährigen Verbindung von Schleswig und Holstein mit Dänemark. Das ist eine Thatsache, der doch das Wort des Herrn: „was Gott zusammengefügt hat, soll der Mensch nicht scheiden", so lange zu gelten scheint, als sich die unverbesserliche Hartnäckigkeit der Dänen nicht thatsächlich herausgestelt hat, als noch die Heilung des Verhältnisses sich als möglich darstelt, das so lange im Wesentlichen und so weit es auf dieser armen Erde möglich ist, zur Zufriedenheit beider Teile bestand und erst dann gestört wurde, als beide Teile, die Deutschen und die Dänen, unter den Einfluß des modernen unchristlichen Nationalitätsschwindels kamen. An diesem kann die Kirche sich nicht beteiligen ohne zu vergessen, daß sie dem Pfingstfeste ihre Entstehung verdankt, daß wir alle unter der Sünde sind, kein Fleisch und keine Nationalität sich rühmen darf, und daß wie die Einzelnen so auch die Nationen berufen sind, eine der andern Gebrechlichkeit zu tragen. Vorsichtige Zurückhaltung ist um so mehr für die Pastoren geboten, da der gegenwärtige böse Feind Deutschlands, die Revolution, Alles aufbietet, die dortige Sache in seine Hand zu bekommen. Diesem nicht Vorschub zu leisten, das wird eine der wichtigsten Sorgen sein müssen.

Der sich selbst so nennende „Deutsche Protestantentag" hat im September vorigen Jahres seine erste Versamlung in Frankfurt am Main gehalten. Die Einladung war formell von der Durlacher Conferenz ausgegangen, doch diese war nur acclamirendes Werkzeug. Sie genehmigte „unter allgemeiner freudiger Zustimmung ohne Discussion" was ihr von einem Heidelberger Kreise, dessen Mittelpunkt Dr. Schenkel bildet, vorgelegt wurde. Die Tendenz des Unternehmens erhellt schon klar aus der ersten der in Durchlach von Dr. Schenkel vorgelegten Resolutionen: „Die Conferenz hält eine organische Vereinigung aller derjenigen Protestanten, welche auf dem Grunde des in der Badischen Kirchenverfassung zur Geltung gelangten Gemeindeprincipes stehen, für ein dringendes Bedürfnis." „Nachdem wir — sagt Dr. Schenkel in der Begründung des Antrages — in unserer Kirchenverfassung uns eine Hütte gebaut, könten wir, in der einen Hand die Mauerkelle, in der andern das Schwert, am Deutschen Kirchentempel bauen helfen." Also eine Propaganda für die Badische Kirchenverfassung! Den lezten Zweck aber, welcher durch die neue Verfassungsbildung erreicht werden soll, enthüllt uns der „Entwurf der Staluten". Danach ist es auf „eine Erneuerung der evangelisch-protestantischen Kirche im Einklange mit der gesamten Culturentwickelung unserer Zeit abgesehen." Man will nach Wegreißung der schützenden Dämme die Wogen der Massen über die Kirche herbeiführen, damit sie die verhaßte Lehre der Kirche hinwegschwemmen. Ueber die Mittel, die man zur Erreichung dieses Zweckes anwenden will, gibt uns ein Organ dieser Partei, das süddeutsche protest. Wochenblatt vom 19. Oct. 63, mit lobenswerter Offenheit Aufschluß. Sie gleichen ziemlich denen, welche Mohammed zur Einführung seiner neuen Religion anwandte. „Gesiegt haben wir erst, als wir uns an das Volk wandten. Nicht hübsch pointirte Kammerreden und logische Argumentationen haben unsere Staatslenker auf ihrem Wege zum Halt gebracht, sondern das fatale Murmeln unter dem Volke, das befürchten ließ, das Volk könte der Kirche den Rücken kehren, das Volk könte dann weiter für den Raub seiner liebsten Güter mit allen Waffen und mit aller Leidenschaft den politischen Krieg beginnen, das bischen Furcht hat schneller gewirkt als die schönsten Gründe. — Erst wenn die Staatslenker sehen, daß das Volk mit aller Leidenschaft sein Recht fordert,

und sein ganzes Recht, erst dann schwinden auf einmal alle Bedenklichkeiten und die Staatsweisen gewähren in einer Stunde mehr als man von einem Jahrzehnte parlamentarischen Kampfes erwartete." Also revolutionärer Terrorismus, das ist die Waffe, mit der man kämpfen will. Wir wissen nun, was wir unter den Worten Schenkels: „in der andern Hand das Schwert", zu verstehen haben. Und den weiteren Commentar über sie gewähren uns die Wühlereien Schenkels und seiner Freunde in Hannover.

Sehen wir auf den Zweck und auf die Mittel dieser Partei, so liegt die vollkommne Berechtigung der kirchlichen Obrigkeiten, ihr Treiben zu verbieten und namentlich den Geistlichen alle Beteiligung an ihm zu untersagen, klar am Tage. Wenn das Preußische Kirchenregiment sich darauf beschränkt hat, durch Hirtenbriefe der Bewegung entgegenzuwirken, welche durch die drei Generalsuperintendenten an ihre Geistlichkeit erlassen worden sind, in deren Kreisen sich am ersten eine Beteiligung an diesem Treiben erwarten ließ (die Mark und die Provinz Sachsen), so ist es wol von der Erwägung geleitet worden, daß es einer an sich nichtigen und den Keim des Unterganges in sich tragenden Sache nicht durch ein förmliches Verbot Bedeutung verleihen wolle.

Für jezt scheint nun auch freilich die Sache sich ziemlich im Sande zu verlaufen und wenig dem großsprecherischen Anfange zu entsprechen. Die Versamlung in Frankfurt wurde nur von höchstens 150 Personen besucht, während an der Berliner Versamlung des Kirchentages allein gegen 1400 Geistliche Teil nahmen. Eine Berliner Versamlung, in der über den Anschluß an Baden berathen wurde, zählte nur etwa 50 Teilnehmer. Auch diese Wenigen konten nicht zur Einigung gelangen und zulezt wurde die Sache vertagt, „weil die nationale Bewegung in Sachen Schleswig-Holsteins so sehr sich aller Gemüter bemächtigt." Wir haben da einen Hauptgrund, der augenblicklich diese Bewegung nicht zu bedeutendem Erfolge gelangen läßt. In den „Gränzboten" hieß es neulich: es ist jezt noch nicht Zeit, in den kirchlichen Kampf ernstlich einzutreten. Trotz der von Prof. Häusser in Frankfurt betonten „solidarischen Verbindung der politischen und kirchlichen Reformbestrebungen" hält man sich vorwiegend an die ersteren, weil es da jezt noch genug zu thun gibt, und weil man sich da besser orientirt glaubt, da auch weniger den Stachel des Gewissens fühlt. Wenn aber einmal in der Politik ein Stillstand eintritt, entweder weil es da vorläufig, wie in Baden, nichts mehr zu thun gibt, oder weil die Obrigkeit sich zu energischer Wahrnehmung ihres Berufes aufrafft, so wird ganz gewiß der revolutionäre Geist sich mit seiner vollen Wucht auf die Kirche werfen, und welchen Schaden er dann da anzurichten vermag, das zeigt Baden, wo er sein Werk schon großen Teils vollendet hat, und teilweise auch Hannover. Darum wird es gut sein, sich bei Zeiten vorzusehen und schon den Anfängen kräftigen Widerstand zu leisten.

In der Römisch-Katholischen Kirche hat auch im vergangenen Jahre die ärgerliche Beteiligung der Geistlichkeit



an der Revolution und ihren Gräueln in Polen fortgedauert, die insofern gewissermaßen eine Gesamtschuld der Kirche ist, als der „heilige Vater" in Rom mit seinem Cardinalcollegium es hier unterlassen hat, seinen Titel zu bewahrheiten, und als auch keine unter den größeren Katholischen Versamlungen es für angemessen erachtete, Zeugnis gegen dies Unwesen abzulegen, während man nicht vergaß, seine Sympathien für die Leiden der Katholischen Kirche in Polen auszusprechen. Der große Eindruck, den die auf dem Katholischen Congreß zu Mecheln gehaltene Rede des Grafen Montalembert über religiöse Freiheit hervorgerufen hat, zeigt, daß die Zeit ein kurzes Gedächtnis hat. Es war nur eine fast wörtliche Wiederholung dessen, was Montalembert schon vor Jahren in einer Druckschrift vorgetragen. Wie schwer es ihm werden wird, bei seiner Kirche Eingang zu finden, das ist dem Grafen selbst nicht verborgen. „Ich muß gestehen — sagt er — daß jene begeisterte Anhänglichkeit, die mich für die religiöse Freiheit beseelt, bei den Katholiken nicht allgemein vorhanden ist. Sie wollen die Freiheit wol für sich: darin gebürt ihnen kein großes Verdienst." Ob aber wol Montalembert die eigentlichen Ursachen dieser Thatsache durchschaut? Die Katholische Kirche kann wol aus Klugheit von unterdrückenden und verfolgenden Maßregeln absehen, aber grundsatzmäßig religiöse Freiheit gewähren, das kann sie nimmermehr ohne einen Teil ihres Wesens aufzugeben und Gott gebe, daß sie das thue. Sie muß vorher ihren äußerlichen Kirchenbegriff vergeistlichen und fähig werden, christliches Leben auch außer ihren Gränzen anzuerkennen. Sie muß erkennen, daß mit Gewalt auf religiösem Gebiete nichts auszurichten ist, daß alle gute Gabe da von oben herab komt und das wird ihr bei ihrer Neigung zum Selbstwirken und bei ihrer Ueberschätzung der Aeußerlichkeiten in der Religion recht schwer. Wie tief ihr die Neigung zur Exclusivität sizt, das hat sich im vergangenen Jahre noch in der fortdauernden Agitation gegen die Niederlassung von Evangelischen in Tyrol gezeigt, dann auch darin, daß die Spanische Regierung nur durch die nachdrücklichsten und gewichtigsten Verwendungen bewogen werden konte, die Kerkerstrafe der wegen ihres evangelischen Glaubens Verurteilten in Verbannung zu verwandeln. — Die im September abgehaltene Sitzung der Katholischen Vereine Deutschlands hat gezeigt, daß solche Unternehmungen ihre Zeit haben und daß es bedenklich ist, sie als ständige festhalten zu wollen. Der Besuch war ein verhältnismäßig nur geringer und von bedeutenderen Persönlichkeiten waren nur wenige erschienen. Der Ton nahm oft eine unangenehme burschikose Färbung an, und das nicht etwa wider Willen, sondern man that sich darauf etwas zu gute, meinte damit der Welt zu imponiren, die sich an pietistischen Formen stoße. Das war kurzsichtig. Ungeistliches Wesen bei Geistlichen sagt Niemandem zu, auch der Welt nicht. Das von einer Versamlung eheloser Geistlichen auf die Frauen Deutschlands ausgebrachte donnernde Lebehoch war eine Tactlosigkeit, die offenbar auch von dem Präsidenten, dem Bruder des Bischofes von Mainz, als solche empfunden wurde. Die stereotyp

gewordenen Phrasen zum Lobe der Katholischen Kirche bewirken das Gegenteil des beabsichtigten Eindruckes. Man ist ihrer längst müde geworden. — Die beabsichtigte und im vorigen Jahre schon weiter zum Ziele fortgeschrittene Aufhebung aller Klöster in Italien sieht der Evangelische mit sehr gemischten Gefühlen an. Sich unbedingt betrüben könte er nur dann, wenn nicht das Hineinzwingen in bindende Gelübde die Ursache vieler schrecklichen Sachen wäre, die dem Klosterwesen nicht etwa zufällig, sondern aus ihm selbst hervorgehend sind. — Daß wir in den wichtigsten Dingen durch Gemeinsamkeit der Interessen mit der Katholischen Kirche verbunden sind, das hat uns noch im vorigen Jahre das Leben Jesu des Katholiken Renan zum Bewußtsein gebracht, in dessen Bekämpfung Katholische und Evangelische eins sind. Auch das neueste Buch der Gräfin Hahn-Hahn, die beiden Schwestern, das wir nächstens ausführlich zur Anzeige bringen werden, gewährt das Gefühl dieser Einheit in den wichtigsten Lebensbeziehungen, so spröde auch die Verfasserin selbst sich gegen diese Einheit verhält und so ungerecht sie gegen ihre Mutterkirche ist, aus der sie ihre besten Gaben mit in die Katholische Kirche herübergenommen hat. Diese Ungerechtigkeit fält nicht blos ihr, sie fält auch dem Bischof von Mainz zur Last, der ihr geistlicher Führer ist.

Ein Ereignis des vorigen Jahres ist die in Nr. 20 des officiellen Communalblattes der Stadt Berlin mitgeteilte „Jahresübersicht der bei den evangelischen Kirchen zu Berlin im J. 62 Gebornen und Getauften, der Confirmirten, der aufgebotenen und getrauten Pare und der Verstorbenen." Dies Actenstück läßt einen tiefen Einblick thun in die in der ganzen übrigen christlichen Welt beispiellosen kirchlichen Schäden der Hauptstadt Preußens und stelt uns das Maß der Verschuldung derjenigen vor Augen, welche von Gott berufen waren und sind, diesen Schäden abzuhelfen. Wenn z. B. in einer Gemeinde, die von zwei Geistlichen bedient wird, geboren sind 1926, confirmirt 581, getraut 566, gestorben 1394, wie kann dann noch von Selsorge, von einem sorgsamen Führen der Kleinen zu Christo, von gewissenhafter Vorbereitung auf die einzelnen Amtshandlungen, von treuem Forschen in der Schrift die Rede sein? Pastor in Berlin zu sein ist jezt ein höchst gefährlicher und das eigne Selenheil bedrohender Stand, und es ist zu verwundern, daß so Manche sich dazu drängen, während es vielmehr schweren Kampf kosten solte, ehe man den ohne alles eigne Zuthun erhaltenen Ruf annähme. Anfänger solte man billig Gefahren nicht aussetzen, denen selbst in besseren Verhältnissen gereifte Männer nur durch einen ganz besonderen Eifer im Wachen und Beten entgehen können. Es ist unter diesen Umständen nicht zu verwundern, wenn man von dem Zustande der Confirmanden in so manchen Gemeinden



harsträubende Dinge hört, wenn Pastoren ohne körperliche Züchtigung mit ihren „Betkindern" durchaus nicht fertig werden können, wenn die Bänke ruinirt werden und keine Nägel stark genug sind, um sie gegen die Angriffe der Confirmanden zu befestigen, wenn während der Stunden mit faulen Aepfeln und dergleichen geworfen und gegen den Pastor hinter seinem Rücken die Zunge ausgestreckt wird, wenn es vorkomt, daß die wegen solcher Thaten Ausgewiesenen den Pastor mit seiner ganzen Schar einschließen, wenn bei Excessen eine gewöhnliche Rede ist: die Confirmanden des Predigers N. N. haben das gethan. Gewiß ist die Schuld eine allgemeine und Niemand darf sich weigern, seinen Teil an ihr auf sich zu nehmen. Aber das ist doch gewiß, wenn die kirchlichen Behörden in dieser Sache zu rechtem Eifer erwachten, wenn der Generalsuperintendent von Berlin sich in der Kraft Gottes in den Mittelpunkt stelte, so würden die Mittel von allen Seiten zufließen. Mußte doch noch kürzlich ein Pastor einem Manne, dem die kirchliche Not Berlins zu Herzen ging und der ihr in der Opferwilligkeit für kirchliche Zwecke, die er aus der Katholischen Kirche mitherübergebracht hatte, zunächst mit einer Gabe von tausend Thalern zu Hülfe kommen wolte, antworten, er wisse damit nichts anzufangen. Was hat die innere Mission, was haben Mägdeherbergen u. s. w. zu bedeuten, wenn die Kirche [illegible] ihren allgemeinsten und dringendsten Bedürfnissen vernachlässigt wird? Dem Vernehmen nach sind im vorigen Jahre die Verhandlungen wegen Errichtung eines Katholischen Bistums in Berlin zum Abschluß gediehen. Dagegen ist schon an sich nichts zu sagen, die bedeutende Anzahl von Katholiken in Berlin, der Residenz eines Königes, von dessen Unterthanen ziemlich zwei Fünftel Katholiken sind, rechtfertigt eine solche Einrichtung. Unter den vorliegenden Umständen aber möchte man fast wünschen, daß der neue Bischof im Geleite von so viel Jesuiten als Schutzmänner in Berlin sind und von so viel Capucinern als Nachtwächter einzöge. Vielleicht möchten dadurch die Gleichgültigen zum Eifer gereizt werden. Billig hätten aber schon z. B. die Excesse, die im vorigen Jahre Tage lang auf dem Moritzplatze begangen wurden, die Augen öffnen sollen nicht blos über die Gefahren, denen die Stadt entgegengeht, sondern auch über die große Verschuldung, die auf ihr lastet, und über die göttlichen Gerichte, welche die unausbleibliche Folge solcher Verschuldung sind, wenn nicht für sie noch in der eilften Stunde von Herzen Buße gethan wird.

(Schluß folgt.)

---

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz in Berlin. Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

# Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1864. Sonnabend den 23. Januar. № 7.


## Vorwort.

(Schluß.)

Past. Hofmeier ist am Schlusse des vorigen Jahres in das Pfarramt zu Alt-Rehse in Mecklenburg eingeführt worden. Alles hat sich dort beeifert, dem schwergeprüften Manne Liebe zu erweisen. Es ist ihm schwer geworden, seine alte Gemeinde, seine heimische Kirche, sein Vaterland, seinen König zu verlassen, aber er hat doch die große Freude gehabt, am Weihnachtsfeste wieder von Dem zeugen zu können, den seine Sele liebt.

Der Superintendent und Pastor Petrich zu Bahn in Pommern hatte dort im J. 51 die Lutherische Spendeformel und die Lutherische Form der Beichthandlung wieder eingeführt. Er hatte dazu die Genehmigung des Consistoriums erhalten, doch war diese Genehmigung an die Bedingung geknüpft, daß sich in der Gemeinde kein Widerspruch erhebe. Durch diese Bedingung wurde denjenigen ein willkommner Vorwand geboten, welche den Ernst des Evangeliums nicht leiden wollen. Der im J. 61 erwählte Gemeindekirchenrath erlangte von dem Evangelischen Oberkirchenrathe die Entscheidung, daß Superint. Petrich Alles so herzustellen habe, wie er es beim Antritte seines Amtes vorgefunden. Da dieser sich weigerte, so wurde ihm im vorigen Jahre aufgegeben, daß er sich der Austeilung des Abendmales enthalten solle. Die zahlreichen treuen Glieder der Lutherischen Kirche dort haben sich mit dem Pastor zur Freude der Protestantischen Kirchen-Zeitung unter „das gute Recht der Union" beugen müssen. Wir halten dies „gute Recht der Union" für ein böses Unrecht, wir vermögen uns nicht darin zu finden, daß das unveräußerliche Recht der Kirche auf ihre Spendeformel und ihre Beichthandlung erst erbeten werden muß und falls es der Behörde gefält, es zu gewähren, so in Abhängigkeit gestelt wird von subjectiven Meinungen und unkirchlichen Agitationen und sind der Meinung, daß subjective Willkür, an einem Punkte zugelassen, zur gelegenen Zeit sich auch auf Gebiete ausbreiten wird, wo sie von den kirchlichen Behörden sehr ungern gesehen wird.

Unter allen Deutschen Ländern hat im vorigen Jahre Hannover am meisten die Aufmerksamkeit der kirchlich Gesinten auf sich gezogen.

Ein Erlaß des dortigen Cultusministeriums vom 20. Jan. gibt zu ernsten Bedenken Anlaß. Er wendet sich gegen die Ausschreitungen zur Rechten und zur Linken, aber er unterläßt es, in den Kern der Sache einzugehen und hier ein gutes Bekentnis vor Gott und Menschen abzulegen, was doch notwendig war, wenn der Minister überhaupt auf die innerliche Seite der Sache eingehen wolte.

Noch viel bedenklicher aber ist ein „Hirtenbrief", welchen das Königl. Hannoversche Consistorium unter dem 14. Febr. erlassen hat. Diese Behörde hatte sich bis dahin in ein unbegreifliches Schweigen gehüllt, hatte wenig geachtet auf das Wort des Propheten: „Der Schwachen wartet ihr nicht und die Kranken heilet ihr nicht, das Verwundete verbindet ihr nicht, das Verirrte holet ihr nicht und das Verlorene suchet ihr nicht. Und meine Schafe sind zerstreut als die keinen Hirten haben und allen wilden Thieren zur Speise worden." Man schreibt uns: „Nicht einmal die folgenschwere Proclamation vom 19. August 62, welche die Annahme des neuen Catechismus in den Willen der Gemeinden sezte, wurde den Geistlichen auf amtlichem Wege mitgeteilt, da doch selbst der alljährlich wiederkehrenden sogenanten Waterloo-Collecte ein besonderes Consistorial-Ausschreiben gewidmet wird. Man mußte sich lediglich aus den Zeitungen über den Lauf, den das Kirchenschiff eingeschlagen hatte, belehren lassen, und was war natürlicher, als daß nun die Zeitungsschreiber die gebietende Macht in der Kirche wurden?" Um so mehr mußte man erwarten, daß das Consistorium, wenn es sich endlich gedrungen fühlte zu reden, mit Kraft und Nachdruck in die Mitte der Sache eindringen werde. Dies ist nun aber in keiner Weise geschehen. Warum es sich eigentlich handelt, das erfahren wir aus dem Ausschreiben des Consistoriums gar nicht. Nachdem es die „Männer der richtigen Mitte" belobt hat, diejenigen, „welche den Vorurteilen nicht geschmeichelt, aber auch ihnen nicht ins Angesicht getrozt haben" — so mochten etwa die von Laodicäa sich selbst bezeichnen, der Heilige Geist aber taxirte sie anders — und die der Linken und der Rechten getadelt, sagt es: „Was sollen wir versuchen, die verschiedenen Elemente der gegenwärtigen Krisis in unserer Kirche auseinander zu legen, oder auch nur die Hauptfactoren der entstandenen Gährung zu bezeichnen? Es liegt uns das nicht ob." Mit vollem Rechte schreibt man uns: „Wann soll denn die Posaune einen deutlichen Ton geben, wenn nicht am Tage des Kampfes? Es war die Aufgabe des Kirchenregimentes, die Factoren der entstandenen Bewegung so

deutlich zu bezeichnen, daß niemand zweifelhaft sein konte, von wem sie stamten, ob von unten oder von oben. Es war dies um so nötiger, als der erste Erlaß des neuen Cultusministers ganz dazu angethan war, die Gegensätze zu verwaschen. Denn er behandelte die Zeller Wähler und die bekentnistreuen Geistlichen, als ob sie in gleicher Verdamnis wären. Von einer kirchlichen Behörde solte man erwarten, daß sie ein entschiedenes Zeugnis für das gute Recht der Kirche und seine Verteidiger ablegte. Leider ist das nicht geschehen. Hätte das Consistorium erst die Rottengeister von dem Herlager der Kirche scharf getrent und diesem seine Anerkennung gezollt für die bewiesene Treue und Kampffreudigkeit, so hätte es um so schärfer einzelne Ausschreitungen tadeln können, die hier und da in der Hitze des Kampfes vorgekommen sein mögen. Aber welches treuen Dieners der Kirche Gewissen wird sich nicht dagegen auflehnen, wenn es mit den Zerstörern in gleiche Linie gestelt wird. Man soll keinen „bösen Unterschied" machen, aber man soll auch nicht das Ungleiche in ungerechter Weise gleichstellen."

Man scheint es jezt vielfach zu vergessen, daß der Herr an die Spitze seiner Kirche grade Petrus gestelt hat, den entschiedensten und bekentnisfreudigsten unter den Aposteln, den Mann, der immer voran war. Diese Thatsache zeigt, daß die jezt in dem Regimente der Kirche, nicht blos in Hannover, vorwaltende Praxis nicht nach dem Herzen Jesu ist. Wäre sie es, so würden wir an der Spitze der Apostel vielmehr den Thomas erblicken, den Mann mit dem doppelten Herzen.

Auf Andringen des Ministers der Geistlichen Angelegenheiten erließ das Consistorium in Hannover, welches über drei Vierteile des Landes unter seiner Verwaltung hat, das bekante Ausschreiben, wonach ein Pastor, wenn eins seiner Pfarrkinder bei der Taufe die Frage: entsagest du dem Teufel, nicht leiden will, gehalten sein soll, schriftlich zu bezeugen, daß er ohne die Frage nicht taufe, diese Bezeugung soll dann jedem Pastor im Lande das Recht geben, die Taufe zu vollziehen. Die Consistorien der kleineren Bezirke zu Stade, Osnabrück und Aurich lassen sich auf die Forderung des Regimentes nicht ein und sie behalten verhältnismäßig Ruhe, während in dem Consistorialbezirk Hannover die durch das Oel der Concession genährte Flamme immer höher aufschlägt. Diese Concession steht im Widerspruche mit dem Bekentnisse der Lutherischen Kirche. Die Concordienformel sagt „von Cerimonien, welche in Gottes Wort weder geboten noch verboten sind, sondern guter Meinung in der Kirche eingeführt worden", daß „wenn die Widersacher damit umgehen, hinterlistiger Weise die reine Lehre zu unterdrücken — — solches auch in Mitteldingen mit unverletztem Gewissen und ohne Nachteil der göttlichen Wahrheit keinesweges geschehen könte." Das ist grade der vorliegende Fall. Der Angriff gegen die Entsagungsformel ist nach den wiederholtesten Erklärungen der Gegner selbst eigentlich gegen die Lehre vom Satan gerichtet, die nicht preisgegeben werden kann ohne die Auctorität der heiligen Schrift zu zerstören. Auch davon abgesehen aber, was soll aus der Kirche werden, wenn sie wegen eines augenblicklichen Anlaufes sofort einen Brauch in das subjective Belieben stelt, der durch sein Alter so ehrwürdig ist, bis weit in die Zeiten der alten Kirche hinaufgeht, schon bei der Christianirung Deutschlands in Anwendung kam, in Luthers Taufbüchlein enthalten und in den in Hannover enthaltenen Kirchenordnungen vorgeschrieben ist, einen Brauch, der von tiefgehender praktischer Bedeutung ist, da er allen Getauften in lebendiger Weise die Bedingung vor Augen stelt, unter der sie die Taufe erhalten haben und also ihnen eine Waffe gewährt gegen die Versuchungen, welche von dem Fürsten dieser Welt ausgehen. Wären unsere Vorfahren ebenso leichten Sinnes gewesen in der Preisgebung der Güter der Kirche, so würden sie längst verschleudert gewesen sein, ehe sie an uns gelangten. „Halte was du hast", das ist eine der ersten Lebensbedingungen für die Kirche, welche einen langen Weg durch die Jahrhunderte zu gehen hat.

Bei den Wahlen zur Vorsynode wurde der Zeitströmung die Concession gemacht, daß den Gemeinden, und zwar nicht den Gemeinden, welche die Schrift allein kent, den organisirten, unter ein Haupt verfaßten, sondern den Gemeinden nach der Kopfzahl das unbeschränkte Wahlrecht eines bedeutenden Teiles der Abgeordneten zugestanden wurde, denselben „Gemeinden", die noch eben ihre Unfähigkeit zu solchem Acte in eclatanter Weise dargethan hatten. Das Resultat entsprach der Erwartung. Keine einzige Wahl fiel gut aus. Selbst der Correspondent der Protest. K. Z. gesteht zu, in einem Wahlkreise sei als Deputirter ein Mann gewählt worden, der von sich gestehe, daß er in kirchlichen Dingen sich kein Urteil zutraue. „So mögen auch — sagt sie — einzelne Männer gewählt sein, von denen es notorisch ist, daß sie seit langer Zeit sich von Kirche und Sacrament fern gehalten haben und dem Glaubensbekentnisse unserer Kirche fern stehen." Darin aber hat man festgestanden, daß man der Geistlichkeit Standeswahlen zugestanden hat, in gleichem Zahlverhältnis wie den „Gemeinden", und daß ebenso auch die Rechte des Regimentes der Kirche bei den Wahlen behauptet worden sind. Das Resultat der Wahlen der Geistlichen ist ein im hohen Grade erfreuliches. Es hat unsere Erwartungen übertroffen und uns mit den besten Hofnungen für die Zukunft der Kirche in Hannover erfüllt. Die Bewegung in den zum großen Teile nur irregeleiteten Gemeinden wird sich legen und dann wird das von dem Geiste der Kirche erfüllte, durch diese Bewegung selbst geförderte und an den Erzhirten herangedrängte Hirtenamt eine schöne Wirksamkeit entfalten.

Der „Entwurf einer Kirchenvorstands- und Synodalordnung für die Ev.-Lutherische Kirche des Königreichs Hannover" bietet, wenn wir einmal davon absehen, daß dies ganze Verfassungswerk doch eine bloße Concession ist und daher von vornherein wenig Segen dafür und davon zu erwarten, manches Erfreuliche dar. Dahin rechnen wir besonders den Paragraphen: „der Gesetzgebung der Landeskirche ist nicht zuständig, den In-

halt der Lehre zu ändern", der den Herausgeber der Protest. K. Z. zu dem Ausrufe veranlaßt: „Ich wolte die beste Kirchenverfassung nicht um diesen Preis." Freilich wenn die wichtigsten praktischen Bethätigungen des Bekentnisses in Abhängigkeit gestelt werden nicht etwa blos von der zufälligen Majorität der Synode, sondern noch von ganz andern Mächten, wenn ein Pöbelauflauf mit einer Anzahl zerbrochener Laternen den trefflichen Katechismus beseitigen konte, so gleicht das Bekentnis jenen indischen Fürsten, denen die Englische Herschaft alle ihre prachtvollen Titel gelassen hat, aber hindernd einschreitet, sobald sie irgend von der durch diese Titel bezeichneten Würde praktischen Gebrauch machen wollen. Erfreulich ist ferner die Bestimmung, wonach die Mitglieder der Landessynode und der Provinzialsynoden bei ihrem Eintritte in die Synode das Gelöbnis abzulegen haben: „ich gelobe vor Gott, daß ich als Mitglied der Synode gehorsam dem göttlichen Worte, in Treue gegen den Glauben der Ev.-Lutherischen Kirche", u. s. w., was nach Dr. Krause nichts anderes heißt als „der Evangelischen Kirche den Strick der Bekentnisse um den Hals werfen und ihr zumuten, daß sie sich selbst daran aufhänge."

Auch die Resultate der Vorsynode können im ganzen als erfreulich bezeichnet werden. Doch ist nicht zu übersehen, daß die Männer der strengen kirchlichen Richtung den Sieg über die destructiven Gegner meist nur durch die Mittelpartei erlangt haben, die augenblicklich durch das entschiedne Auftreten der Radicalen geängstigt und conservativ gestimt war, so daß sie dem Rathe Schleiermachers folgte, wenn die eine Seite des Schiffleins sich zu sehr dem Wasser zuneigt, sich auf die andere zu stellen. Auf diese Mittelpartei ist aber auf die Dauer nicht zu zählen. Unter andern Umständen kehrt sie von freien Stücken die andere Seite ihres Dualismus heraus, und dann ist sie auch einem ernsthaften Sturme gar nicht gewachsen. Die Wellen brauchen nur höher zu gehen, als sie bis jezt gegangen sind, so gesteht sie alles zu, was von ihr verlangt wird. Wer dies Fleisch für seinen Arm halten wolte, würde dadurch zeigen, daß er wenig Erfahrung und geringe psychologische Einsicht hat. Unter allen Umständen ausdauernder Widerstand kann nur von solchen geleistet werden, die mit dem äußeren Feinde keinen inneren Zusammenhang mehr haben. Auf die Partei, die im Regimente des Staates schon sich unmöglich gemacht hat, darf die Kirche, wo sie sich vorläufig noch behauptet, nicht ihre Hoffnung gründen. Das hieße sich auf einen zerbrechlichen Rohrstab stützen.

Man muß nun sehen, wie die Sache sich weiter entwickelt. Das Celler Comité in einer Ansprache an die Gemeinden vom 5. Mai, hat sich und diesen die Entscheidung über die Resultate der Vorsynode vorbehalten. Es fordert auf, „den Volkskirchentag, zu dem wir die Gemeinden einladen werden, sobald die Resultate der Vorsynode klar vorliegen, allseitig durch Vertrauensmänner zu beschicken", und „stets eingedenk zu bleiben, daß alle Verhandlungen und Beschlüsse der Vorsynode nach den Grundsätzen der evangelischen Kirche (!) nur dann



zu einer endgültigen Umgestaltung unserer Landeskirche führen können, wenn die in der Gesamtheit der Gemeinden sich darstellende Landeskirche den Entscheidungen der Synode ihre Zustimmung nicht versagt." Ob aber die Revolution jezt den Mut haben wird, die Sache aufs Aeußerste zu treiben, daran zweifeln wir sehr, besonders nach dem unsichern und zaghaften Auftreten der Linken auf der Vorsynode in der lezten Zeit. Es scheint, daß es mit der Agitation unter dem Hannoverschen Volke nicht recht mehr ziehen will, daß die Leute anfangen ruhiger und nüchterner zu werden. So wird man sich wol vorläufig und bis zu gelegner Zeit mit dem errungenen nicht unbedeutenden Vorteil begnügen und erst später diesen als Bresche benutzen, durch die man weiter vordringt.

In Braunschweig wurde ein an den Herzog gerichtetes Gesuch des Bürgervereines (!) um „Presbyterial- und Synodalverfassung" vom Staatsministerium abgelehnt, doch wurden zugleich Anordnungen Behufs Einberufung einer Landessynode in Aussicht gestelt. Das Kirchenregiment der Landesfürsten ist jezt in sein bedenklichstes Stadium eingetreten. Feste Tritte werden fast überall vermißt. Die Furcht, daß die kirchliche Stellung für die politische Verlegenheiten bereiten könne, läßt es nicht dazu kommen. Diese Furcht kann nur durch den lebendigen Glauben an den König aller Könige und den Herrn aller Herren überwunden werden, und solcher Glaube ist leider nicht jedermanns Ding.

In Gotha erklärte der Minister von Seebach auf eine Interpellation in der Kammer, die Staatsregierung beabsichtige die Einführung der „Presbyterial- und Synodalverfassung", könne aber den Zeitpunkt noch nicht bestimmen.

In Hessen-Darmstadt hat die kirchliche Wühlerei sich ganz besondes thätig gezeigt, so daß es nach Baden, Rheinbaiern und Hannover rangirt. Die beiden Petitionen der Geistlichkeit, die eine von 139, die andere von 300 Pfarrern und Candidaten unterzeichnet, erinnern an das Gleichnis von den klugen und von den thörigten Jungfrauen. Die eine weist klar und scharf und in ächt theologischer Haltung nach, daß die jezt sogenante Presbyterial- und Synodalverfassung das direkte Gegenteil einer solchen, daß sie nicht auf kirchlichem, sondern lediglich auf politischem Boden erwachsen, ein Ausläufer französischer revolutionärer Doctrinen, des Principes der Volkssouveränität ist, und daß sie, wenn sie zum Siege gelangt, die Zertrümmerung der Kirche herbeiführen wird, Gedanken, welche in der für das Volk bestimten kleinen Schrift: „Die Kirchenverbesserung durch Synodalverfassung, Darmstadt, Otto, 1863", in einer so geschickten und ansprechenden Weise weiter ausgeführt worden sind, daß wir dieser Schrift eine recht weite Verbreitung auch außerhalb Hessens wünschen. Die andere Petition ist ein recht klägliches Machwerk, ein Denkmal geistigen und geistlichen Herabgekommenseins. Die Unterzeichner vergessen ganz, daß sie Pastoren sind, von Gott zur Leitung und Berathung der Gemeinden berufen, und erklären, daß sie unter allen Umständen mit dem Strome schwimmen wollen. „Wir aber — sagen sie —

als Geistliche, die sich nicht über und neben, sondern in ihre Gemeinden stellen und mit ihnen gehen und stehen, haben vollen Grund zu bezweifeln, daß besagter Protest der 114 Geistlichen als der wahrhaftige und getreue Ausdruck gemeindlicher Wünsche und Bedürfnisse erscheint." Das ist ihre ganze Weisheit. Um solche zu erlangen, braucht man wahrlich nicht erst Theologie zu studiren, man kann sie ohne alle Anstrengung auf den Gassen gewinnen, auf den Eisenbahnen, in den Bier- und Weinstuben und an anderen angenehmen Orten. Das ist nicht die Stimme solcher, welche das Wort des Apostels zu Herzen genommen: „weidet die Herde Christi, so euch befohlen ist", das ist ein Standpunkt, dem jedes Verständnis fehlt für das Wort: „Gehorchet euren Lehrern und folget ihnen, denn sie wachen über eure Selen, als die da Rechenschaft dafür geben sollen."

Baden hat auch im vergangenen Jahre wieder mehrere Schritte gethan, durch die es dem Abgrunde näher gekommen ist. Sie aber wissens nicht und erkennens nicht, denn Er hat ihre Augen verklebt, daß sie nicht sehen, und ihre Herzen, daß sie nicht verstehen. Geh. Rath Bluntschli sagte auf der Durlacher Conferenz: „Was unsern Gegnern Ruin ist, das ist dem Badischen Volke gesundes Leben." Darum wird der Herr Zebaot unter seine Fetten die Darre senden und seine Herlichkeit wird er anzünden, daß sie brennen wird wie ein Feuer. Die 14te „allgemeine Deutsche Lehrerversamlung", die in der Pfingstwoche zu Mannheim tagte und von an 2000 Lehrern und „Lehrerfreunden" besucht, durch die Anwesenheit des Großherzogs geehrt wurde, hatte zum Grundtone das Wort: „lasset uns zerreißen ihre Bande und von uns werfen ihre Seile." Wo eine bessere Stimme sich, wenn auch schüchtern, vernehmen lassen wolte, da wurde sie durch Terrorismus sofort zum Schweigen gebracht. Der Oberkirchenrath mit dem Synodalausschuß hat 70 Fragen und 91 Sprüche in dem so wenig umfangreichen Landescatechismus bezeichnet, welche in den Schulen nicht mehr gelernt werden sollen. Das ist eine Concession an das Geschrei gegen Ueberladung der Jugend mit „religiösem Memorirstoffe", ein recht handgreiflicher Beweis, daß die Behörde, welche über die Kirche gesezt ist, zugleich unter dem Zeitgeiste steht. Eine Vorlage des Direktors des Oberschulrathes Knies an den Minister des Inneren verlangt Unabhängigkeit der Schule von der Kirche und von Dem, der gesprochen: lasset die Kindlein kommen zu mir und hindert sie nicht. Nur der möglichst verkürzte Religionsunterricht soll unter Aufsicht der Kirche bleiben. Sie kann ihm den Lehrer entziehen, aber der Lehrer bleibt, so gottlos er auch sein mag. Der Geistliche hat ihm in allen andern Lehrfächern nichts zu sageu, so offen er auch seine Gottlosigkeit kund gibt. Der nächste Landtag soll die Schulfrage zur Entscheidung bringen. Bis dahin wird in Volksversammlungen gewühlt, damit die Entscheidung eine dem Zeitgeiste günstige werde. Die gegen die Vorlage des Directors Knies gerichtete „Denkschrift des katholischen Curatclerus in Baden die Reform des Volksschulwesens betreffend" vertritt nicht blos die Rechte der katholischen, sie vertritt zugleich die Ansprüche der allgemeinen christlichen Kirche, und es ist auch hier wieder ein Anlaß gegeben, wo Katholiken und ihres Namens würdige Evangelische, sich die Hand reichen und unter gemeinsamem Panier kämpfen müssen.

Dr. F. Strauß, der dem Herausgeber so lange Jahre ein teurer und verehrter College war, ist am Sontage den 19. Juli vorigen Jahres zu seiner Ruhe eingegangen. Er hat keine Beiträge zur Ev. K. Z. geliefert, weil das nicht seine Weise war, aber er hat von ihren Anfängen an und in ihren schwersten und bedrängtesten Zeiten, durch die ganze Dauer des Ministeriums Altenstein, in stets sich gleich bleibender Liebe dem Herausgeber mit Rath und Ermunterung und Vertretung beigestanden. Das möge ihm dort vergolten werden. Der im vorigen Jahre am 13. Mai aus seiner reich gesegneten Wirksamkeit als Generalsuperintendent von Schlesien abgerufene Dr. A. Hahn, erfreute in früheren Jahren die Ev. K. Z. durch recht bedeutende Beiträge, namentlich die Aufsätze über die Theologie des Breslauer Nationalisten David Schulz, die diesen zu den beiden gegen die Ev. K. Z. gerichteten Zorn athmenden und Vernichtung bezweckenden Schriften: „das Wesen und Treiben der Ev. K. Z.", veranlaßten, die Anfangs Aufsehen erregten, gar bald aber der Vergessenheit anheim fielen. Dr. Hahn war bei aller Sanftmut und Milde doch wo es die Sache des Herrn galt ein tapferer Mann. Das bewies er schon bei seiner ein kirchenhistorisches Ereignis bildenden Habilitation als ordentlicher Professor in Leipzig im Jahre 27. Er stach da recht eigentlich in ein Wespenneſt, folgte aber auch der Ermahnung: „doch wenn dus thust, so halte fest." Er stand da ziemlich als Einzelner gegen Alle, als ein rechter Antipas. Doch das rührte ihn nicht, weil er von Herzen Gott fürchtete. In Breslau, wohin er, ebenso wie der selige Dr. Sartorius nach Königsberg, durch persönlichen Willen Friedrich Wilhelms III. und gegen die Neigung des damaligen Ministeriums im J. 33 als Professor und Consistorialrath berufen wurde, hatte er die schwersten und seine Gesundheit tief erschütternden Kämpfe gegen seinen Collegen an der Universität und im Consistorium Dav. Schulz und den Oberpräsidenten und Vorsitzenden des Consistoriums Merkel zu bestehen, die eifrigen und nichts weniger als gutmütigen Vertreter des Rationalismus, der bis dahin in Schlesien eine fast ungestörte Herschaft behauptete. Auf der Preußischen Generalsynode vertrat Dr. Hahn standhaft mit der Minorität die unverkürzte Geltung des Bekentnisses der Kirche. Mit gleicher christlicher Tapferkeit trat er auf der Monbijou-Conferenz für das Recht des Wortes Gottes und der Kirche und gegen die schwachmütigen Concessionen auf. Jezt ist er da, wo das Wort zur Wahrheit wird: „wer mich bekennet vor den Menschen, den will ich bekennen vor meinem himlischen Vater." Wie schwer es dem Herausgeber wird, der treuen Beihülfe seines Sohnes Immanuel entbehren zu müssen,

darauf sei hier nur mit einem Worte hingedeutet. Seine Sele gefiel Gott, das ist ein süßer Trost, darum eilete er mit ihm aus dem bösen Leben.

Wir haben in unserm Ueberblicke viele böse Dinge sehen müssen, wir richten uns zum Schlusse auf an einem Worte des ersten Buches der heiligen Schrift, dem Worte, das der Erzvater Jakob im Blicke auf die großen Nöte und Gefahren sprach, welche seine wahre Nachkommenschaft, die in der Kirche Christi sich fortsetzende Gemeinde Gottes auf Erden, zu bestehen haben solte: „Herr, ich harre auf Dein Heil.“ Und ferner, indem wir zu Johannes zurückkehren, von dem wir ausgegangen sind, an dem lezten Worte des lezten Buches der heiligen Schrift: „Es spricht der dieses bezeuget: Ja ich komme bald. Amen, komm Herr Jesu. Die Gnade des Herrn sei mit allen Heiligen.“

---

## Gen.-Superint. Dr. Büchsel an die Superintendenten der Neumark und Niederlausitz.

Meine geliebten und teueren Herren Amtsbrüder.

Abermals neigt sich ein Jahr der Gnaden und der Geduld Gottes seinem Ende zu. Es hat zwar nicht gefehlt an Mühen und Arbeiten, an Kämpfen und Kreuz, auch nicht an Sorgen und Befürchtungen, der Herr aber, der weislich die Seinen leitet, hat die Gebete gnädig angesehen, und wird auch die Gebete der lezten Tage um den Trost seines Blutes und um die Hofnung auf seine Verheißung erhören also, daß wir im Frieden in das neue Jahr gehen. — Je länger ich die General-Superintendentur verwalte, desto getroster werde ich, nicht dadurch, daß ich auf Menschen mein Vertrauen setze, sondern auf den, dem alle Gewalt gegeben ist im Himmel und auf Erden. Mit Dank gegen den Herrn ist meine Sele erfüllt, daß ich mit St. Paulo sagen darf: Ich danke meinem Gott, so oft ich Eurer gedenke, welches ich alle Zeit thue in allen meinen Gebeten für Euch alle, und thue das Gebet mit Freuden über Eure Gemeinschaft am Evangelio vom ersten Tage an bis her, und bin desselbigen in guter Zuversicht, daß, er in Euch angefangen hat das gute Werk, der wird es auch vollführen bis an den Tag Jesu Christi. — Wenn man auf die tiefgehenden Bewegungen, die gegenwärtig die Gemüter in Unruhe versetzen, und auf die Rüstungen und Anstrengungen der Feinde der Kirche des Herrn hinsieht, so könte uns wol bange werden, aber wir wissen, daß wir eine mächtige Hülfe und einen starken Beistand haben an dem, dessen Arm nicht zu kurz ist, die Seinen zu schützen, und alle Rathschläge der Feinde zur Verherlichung seiner Kirche dienen zu lassen. Es ist die streitende Kirche, in der wir vorbereitet werden zu der triumphirenden Gemeinde, darum sollen wir auch alle Zeit tragen das Schwert und wachen, damit wir Seine Stimme hören und in Seiner Kraft jeder auf seinem Posten die Treue beweise. Unter dem Kreuz wächst der Glaube des Einzelnen und unter den Kämpfen, die die Kirche zu bestehen hat, wird sie geläutert, und wie das Gold im Feuer gereinigt. Es komt nicht auf die große Zahl an, sondern auf den Glaubensmut und die Treue derer, die der Herr zu seinen Zeugen berufen hat. Vor allen Dingen, meine teueren Brüder, ist es aber dringend geboten, daß wir, die der Herr berufen hat, die Aufsicht über andere Brüder zu führen, mit allem Ernste uns dem Herrn hingeben, und dem alten Menschen den Gehorsam aufsagen, nicht das Unsere, weder Ehre noch Gewinn suchen, sondern allein Seine Ehre und das Wachstum Seines Reiches, daß wir tiefer eindringen in das eigene Herz das immerdar bald trotzig, bald verzagt ist, und zunehmen in dem Glauben an den, der in dem Schwachen mächtig ist. Die tägliche Erneuerung durch tägliche Buße und tägliches Gebet um neue Kraft zum Wandel im Frieden ist immer und immer die Grundlage des wahren Mutes und Trostes, damit wir nicht andern predigen und selbst verwerflich werden. Es ist nicht zu verkennen, daß es in den lezten 40—50 Jahren mit den Dienern der Kirche besser geworden ist, und daß die Zahl derer im Zunehmen begriffen ist, die das Wort Gottes lauter und rein verkündigen, ja es fehlt in der Provinz nicht an wirklichen Zeugen des Blutes Christi, die die Kraft des Evangeliums an dem eigenen Herzen erfahren haben, und die mit fröhlichem Aufthun des Mundes Den predigen, der aus armen Sündern kann Gotteskinder machen. Von der andern Seite darf man aber auch nicht übersehen, daß der Abfall von Gott und seiner Kirche immer mehr nach Organisation und Concentration strebt und immer dreister sein Haupt erhebt, und seine Hand auch nach den Pastoren und Lehrern in den Schulen ausstreckt. Es ist gewiß die traurigste Ansicht, die man vom Amte eines Superintendenten haben kann, wenn man meint, es sei die Hauptsache, daß er die Verfügungen die von den Behörden kommen, befördert, die Berichte zu seiner Zeit erstattet und daß die Akten vollständig, wol geheftet und geordnet sind. Der Ephorus soll ein Seelsorger der Pastoren und Lehrer sein, und in diesem Berufe die schwerste aber auch die herlichste Aufgabe seines Amtes erkennen. Die Art und Weise, wie er die eigene Gemeinde leitet, und wie er die Treue übt, die der Herr von seinem Diener fordert, soll den Amtsbrüdern zur Ermunterung, zur Nachahmung dienen. Ein Superintendent, der der eigenen Gemeinde nicht recht vorsteht und nicht Zucht und Ordnung aufrecht erhält, wird bei den ihm befohlenen Visitationen schwer-

lich den Eifer beleben und die Müden stärken können. Die Kräfte, die zu der Selsorge besonders erforderlich sind, sind die Wahrheit und die Liebe. Es sind Ihnen die Persönlichkeiten die in dem Kreise, dem Sie vorstehen, in der Kirche und in der Schule arbeiten, bekannt. Sie kennen die Gefahren und Versuchungen, denen die Einzelnen teils durch ihnen verliehene Anlagen, teils durch den Gang ihrer Bildung, teils durch die Verhältnisse und Verbindungen, in denen sie stehen, ausgesezt sind. Die Liebe muß wachsam sein, und zur rechten Zeit ermahnen, warnen und bitten. Wenn die Verirrung wirklich hervorgetreten ist, dann ist es oft zu spät, um Aergernis und Schaden abzuwenden. Die wahre Liebe hat auch den Mut, mit den Brüdern in der Wahrheit zu reden und dem Frieden nachzujagen, der in der Ehrlichkeit und Aufrichtigkeit seinen Boden findet.

Die besondere Veranlassung, mich an Sie, meine teueren und geliebten Brüder, zu wenden, ist mir gegeben durch die in neuester Zeit hervorgetretenen Bestrebungen, einen Protestanten-Verein zu bilden, der die Tendenz hat, sich über ganz Deutschland zu verbreiten. Die am 30. September d. J. zu Frankfurt a. M. stattgefundene Versamlung hat bereits ein Statut aufgestelt, wonach derselbe bestehen soll aus den deutschen Protestanten, die eine Erneuerung der evangelisch-protestantischen Kirche im Einklange mit der gesamten Cultur-Entwickelung unserer Zeit erstreben, und es sich zum vornehmlichen Zwecke sezt „den Ausbau der deutschen evangelischen Landeskirchen auf den Grundlagen des Gemeinde Princips und die Anbahnung einer organischen Verbindung der einzelnen Landeskirchen auf diesen Grundlagen.“ Die Persönlichkeiten, von denen die Anregung zur Bildung des Vereins ausgegangen ist und die als Stimmführer aufgetreten sind, lassen keinen Zweifel, in welchem Sinne die Erneuerung der evangelischen Kirche und deren in Einklangsetzen mit der Cultur-Entwicklung der Neuzeit zu verstehen sei, und was mit dem Ausbau der deutschen evangelischen Landeskirchen auf den Grundlagen des Gemeinde-Princips beabsichtigt wird. Die traurigen Vorgänge in der Rhein-Pfalz, in Baden und auch in Hannover zeigeu, wohin diese Grundsätze führen. Es sind bereits in der Tagespresse Kundgebungen hervorgetreten, welche zu Monstre-Versamlungen im großartigsten Styl auffordern und diesen Weg als den einzig möglichen bezeichnen, auf dem ein Resultat zu erreichen sei. In wie weit eine solche radikale Richtung in dem Vereine die Herschaft erlangen wird, ist freilich noch nicht zu übersehen, jedenfalls ist aber so viel zu erkennen, daß die Tendenz des Vereins mit den Grundsätzen, nach denen die Verfassung der evangelischen Kirche unseres Vaterlandes sich entwickelt, im bewußten Gegensatze steht, und es ist daher die Besorgnis nicht abzuweisen, daß evangelische Geistliche der Landeskirche, die sich dem Verein anschließen, zu Schritten könten mit fortgerissen werden, durch die sie früher oder später in bedenkliche Conflicte mit der Verfassung und dem Regimente der Kirche würden verwickelt werden. Da



nun in diesen Tagen von dem hiesigen Unions-Comité eine Bekantmachung erlassen ist, wodurch die Unterzeichner ihre Absicht erklären, dem Protestanten-Verein beizutreten, zuvor jedoch eine Versamlung ihrer kirchlichen Gesinnungsgenossen auszuschreiben, um mit ihnen gemeinschaftlich den Schritt zu thun, so ist es eine Pflicht auf die Gefahren hinzuweisen, welche aus dem Anschluß an den Verein für den einzelnen sich ergeben können. — Wenn ich auch die Ueberzeugung hegen darf, daß gerade in dem Kreise, in dem Sie die Aufsicht führen, eine besondere Hinneigung, sich bei dem Vereine zu beteiligen nicht vorhanden sein dürfte so wird es doch nicht überflüssig sein, daß Sie auf daß Irrige des Ziels, das der Verein im Auge hat und auf das Gefährliche der Mittel, mit welchen er operiren wird, aufmerksam machen, um die zu warnen, die etwa durch die verwirrende Macht der Zeitströmung könten geneigt sein, sich bei dergleichen Bestrebungen zu beteiligen. Das Kleinod der evangelischen Kirche ist ihr Bekentnis, und daher ist auch dagegen der eigentliche Angriff und die Feindschaft besonders gerichtet. Es ist Ihnen gewiß nicht verborgen geblieben, wie teils bekentnistreue Männer als unionsfeindliche verdächtigt werden, und wie teils unter dem Vorwande, der Union zu dienen, etliche versuchen, entweder das Bekentnis der Kirche abzuschwächen, oder gar als veraltet zu beseitigen. Die Gegner der Confession sind aber zugleich die Gegner der wahren Union. Hinter den Bestrebungen, der Kirche eine Verfassung zu geben auf den Grundlagen des Gemeinde-Princips, verbirgt sich leicht die bewußte oder unbewußte Absicht, die Autorität der Bekentnisse der Kirche zu untergraben, und durch die Beschlüsse großer Versamlungen dem Unglauben eine Berechtigung zu verschaffen. Die Weisheit des Regiments unserer Landeskirche geht ihren besonderen und ruhigen Gang in der Ausbildung der Verfassung, und gerade auf diesem Gebiete könte eine Ueberstürzung und eine Einmischung unberufener Hände nur nachteilige Folgen nach sich ziehen. Es komt gegenwärtig darauf an, daß Sie mit allem Ernste und mit besonderer Treue Ihre Aufmerksamkeit darauf richten, daß von den Ihrer Aufsicht anvertrauten Geistlichen das Institut der Gemeinde-Kirchenräthe mit Sorgfalt und eingehender Liebe gepflegt werde. Aus vielen Visitations-Berichten ersehe ich zu meinem Bedauern, daß von nicht wenigen Pastoren diese Aufgabe noch immer nicht in ihrer ganzen Wichtigkeit erkant wird, und besonders zu beklagen sind die Entschuldigungsgründe, die für Unterlassung der regelmäßigen Versamlungen geltend gemacht werden, weil sie beweisen, wie wenig teils diese Grundlage der Verfassung in ihrer großen Wichtigkeit und Bedeutung aufgefaßt wird, teils aber auch wie gering das Geschick ist, die in den Mitgliedern des Gemeinde-Kirchenraths liegenden Kräfte zum Dienste der Gemeinde auszubilden und zu benutzen. Ich ersuche Sie daher, bei den Visitationen und auf den Synodal-Versamlungen es an Ermahnungen und Anweisungen nicht fehlen zu lassen, und nicht müde werden, die Säumigen zur Treue anzuhalten und die, die vorgeben, daß sie nicht wissen,

wie sie die Sache behandeln sollen, mit eingehender Belehrung zu unterweisen.

Mit dem Gebete, daß der Herr in dieser Zeit uns und allen unsern lieben Amtsbrüdern reichlich geben wolle die Nüchternheit, die in den Bewegungen unserer Tage in der Treue und mit klarer Besonnenheit Seinen Willen erkent, und die Wachsamkeit, die die Zeichen der Zeit recht versteht, damit wir unter allen Kämpfen um Seine Ehre den Frieden der Sele bewahren, empfehle ich Sie dem treuen Gott, der Gebete erhört und die Seinen Seine Hülfe erfahren läßt.

Berlin, den 1. December 1863.

Der General-Superintendent. Büchsel.

---

# Nachrichten.

## Aus dem Hannöverschen.

Im December 1863.

Schneller als es erwartet wurde, hat die hannöversche Vorsynode ihre Arbeiten beendigt; wir dürfen das Weihnachtsfest feiern, ohne durch die Aufregung kirchlicher Kämpfe gestört zu werden. Wir dürfen es um so fröhlicher, als das Schlußergebnis im Ganzen als ein befriedigendes erscheint, weit mehr als der Gang der Verhandlungen längere Zeit hindurch befürchten ließ. Denn schroff, wie die Parteien sich gegenüberstanden und in wachsender Verbitterung sich bekämpften, schien kaum noch eine Verständigung zu hoffen und man mußte darauf gefaßt sein, die Versamlung ohne Resultat sich auflösen und damit den Riß auf lange hin unheilbar werden zu sehen. Ist nun endlich doch durch gegenseitiges Nachgeben ein Verfassungsentwurf zur einstimmigen Annahme gelangt, der wol manche bedenkliche Bestimmung enthalten mag, aber doch mit Lehre und Bekentnis der Kirche an keiner Stelle in Widerspruch steht, so darf ein solcher Ausgang in dankbarer Freude vor dem Herrn hingenommen werden.

Auf die beschlossene Kirchenvorstands- und Synodalordnung im Einzelnen einzugehen, dürfte für die Leser der Ev. K. Z. von untergeordnetem Interesse sein. Dagegen haben die Kämpfe, zu welchen sie Veranlassung gegeben hat, eine auch über die Grenzen unserer kleinen Landeskirche hinausreichende Bedeutung. Auch in weiteren Kreisen wird es nicht unbeachtet geblieben sein, daß das „kirchliche Gemeindeprincip“ vorzugsweise unser Land und unsre Landeskirche sich als das Feld ausersehen hat, seine Schlachten dort zu schlagen. Gelang es ihm hier seine lezten Consequenzen durchzusetzen, oder erlitt es hier eine Niederlage, das eine wie das andre konte auch für die übrigen deutschprotestantischen Landeskirchen nicht ohne Folgen bleiben. Und wenn nun auch keines von beiden geschehen, sondern der Streit vorläufig durch einen Compromis — das einzige, was in der jetzigen Zeitlage den entschiedenen Bruch abwenden, wenigstens vertagen konte — geschlichtet ist, so ist es doch nicht überflüssig von dem, was der Liberalismus gewolt und erstrebt hat, Kentnis zu nehmen. Gewiß ist es, daß der leztere durch den Verfassungskampf in unserer Kirche mehr zu erlangen gehoft, als womit er sich für jezt hat zufrieden geben müssen.



Auf die hannöversche Landeskirche hat der eifrige Vorfechter des kirchlichen Gemeindeprincips, Professor Dr. Schenkel, seit länger als anderthalb Jahren vorzugsweise sein Augenmerk gerichtet. Kaum ein Heft seiner „kirchlichen Zeitschrift“ erscheint, in welchem er uns nicht die Ehre erwiese, sich mit uns zu beschäftigen. Spott über unsern König und seine „köstliche Gabe“, Lobpreisungen der tapferen und mutigen Gemeinden, Verunglimpfungen unseres Kirchenregiments und unserer Geistlichkeit wechseln regelmäßig mit harsträubenden Correspondenzen über den Fanatismus und die Verblendung der orthodoxen Prediger. — Auf der andern Seite weiß die liberale Partei auch recht wol, was sie an Prof. Schenkel hat. Er ist ihr Orakel, seine Zeitschrift ist das Arsenal, aus welchem sie ihre Waffen holt. Was irgend von scheinbaren Gründen, von geistiger Macht auf jener Seite sich geltend gemacht hat, das hat ohne Frage die kirchliche Zeitschrift an die Hand gegeben. In ihr liegt das Bild der vollkommenen Kirchenverfassung auf dem Grunde des Gemeindeprincips vorgezeichnet, und so oft Bestimmungen angenommen wurden, die diesem Ideale nicht entsprachen, so schrie die ganze Linke über Verrat an den Gemeinden, so bot sie das christliche Volk zum Widerstande auf und drohete das beabsichtigte Friedenswerk zu vereiteln.

Hat der jezt beendigte Verfassungskampf eben sowol die Gründe und Voraussetzungen des kirchlichen Gemeindeprincips wie seine unvermeidlichen Wirkungen und Consequenzen recht deutlich erkennen lassen, so mag es nicht überflüssig sein, einige Streiflichter darauf fallen zu lassen.

Die Kirche ist „die Versamlung der Gläubigen, bei welchen das Evangelium rein geprediget und die heiligen Sakramente laut des Evangelii gereicht werden.“ So die Augustana. Und die Kirche des „Gemeindeprincips“? Sie ist wol eine Versamlung, eine vieltausendköpfige, aber ob von Gläubigen oder Ungläubigen, danach darf nicht gefragt werden. Es soll in ihr wol geprediget werden, aber ob rein oder unrein, ob Evangelium oder Menschengedanken, das ist grundsätzlich freigestelt. Es werden in ihr die Sakramente gereicht, aber ob laut des Evangelii oder im Widerspruch mit dem Evangelium, darauf komt nichts an.

Ist damit zu viel gesagt? Man nehme jedes beliebige Heft der „kirchlichen Zeitschrift“ zur Hand, und man wird sich überzeugen, daß das die Kirche ist, die sie haben will, dies das Ziel, auf welches sie hinsteuert. Es ist nicht etwa nur die Forderung, daß die christliche Persönlichkeit geachtet, daß ihr der freie Besitz und Genuß der christlichen Heilsgüter unverkümmert gewährt, daß die Gemeinde als der Inbegriff aller christlichen Persönlichkeiten anerkant, alles kirchliche Thun in ihrem Dienste und zu ihrer Besserung angewandt werden, daß diesem höchsten Zwecke gegenüber jedes Standesinteresse, jeder subjective Eigenwille, jedes selbstsüchtige Belieben zurückgewiesen werden muß. Dies ist das dem „Gemeindeprincip“ anhaftende Wahrheitselement, durch welches es auch viele redliche christlich gesinte Zeitgenossen gewint, und in seinen Dienst zieht. Sondern die bewußte Tendenz geht dahin, daß die Gemeinde, ein Rumpf ohne Glieder, selbst an die Stelle der Kirche sich setze („die Kirche, das ist die Gemeinde“, ist die stets wiederkehrende Formel), daß sie der einzige Vollmachtgeber sei, alle kirchlichen Functionen nur Ausflüsse ihrer Selbstherlichkeit, sie das einzige berechtigte Organ nicht allein aller gesetzgebenden, sondern sogar aller richterlichen und verwaltenden Thätigkeit — und das Alles nicht etwa die an den Herrn Christus

glaubende Gemeinde, sondern die Gemeinde in ihrer äußerlichsten, nach geographischen oder statistischen Merkmalen bestimten Fassung. Diese Massen also, ohne irgend welche Garantie ihrer Zugehörigkeit zum Evangelium, ohne einen andern Nachweis ihres christlichen Charakters als die einmal empfangene und oft so tief gemißachtete Taufe und als die Erklärung, daß man der evangelischen Confession angehöre, das sind die „rechten Hände", in welche die Kirchenregierungen ihre Macht niederlegen sollen! das sind die Auftraggeber, von welchen das Pfarramt fortan sich soll weisen lassen, was und wie es zu predigen habe!

An den kirchlichen Wirren unserer Zeit, an der Entstehung und Vertiefung der bedauerlichen Kluft zwischen Geistlichen und Gemeinden sollen nicht die lezteren, nicht ihre Entwöhnung vom christlichen Leben die Schuld tragen. Die Schuld wird lediglich den Geistlichen und den Kirchenregierungen zugeschrieben, ihnen wird die Verantwortlichkeit zugeschoben für allen Unfrieden, der schon entstanden ist oder noch weiter um sich greifen mag, Besserung ist, wie die „kirchliche Zeitschrift" Heft V. behauptet, nur zu hoffen auf Grundlage der Union, so zwar, daß die Glaubensüberzeugungen, in welchen die Confessionen ihr innerstes Wesen erkennen, zu gleichgültigen Privatansichten herabgesezt werden; ferner auf Grundlage der von den traditonellen Fesseln emancipirten Wissenschaft, so daß jeder geistreiche Professor unter dem Lehrstande seinen Anhang werben und vermittelst desselben die Massen bearbeiten kann; endlich auf Grundlage der Freiheit und Selbständigkeit der Gemeinden, denn diese haben alles schon in sich und bedürfen nicht mehr, daß das Leben aus Gott ihnen gebracht werde.

Wie aber ist in Wirklichkeit der Zustand der Gemeinden? Selbst die „kirchl. Zeitschr." hat nicht umhingekont, in etlichen Correspondenzen recht traurige Berichte darüber zu geben. Nicht allein aus Berlin, sondern auch aus den Kreisen der Landbevölkerung bringt sie Mittheilungen, die eher zum Erröthen als zum Selbstlobe Veranlassung geben solten. Da wird geklagt, daß „selbst der Glaube an einen persönlichen Gott von einem großen, vielleicht überwiegenden Teil des Volkes, wenn nicht geleugnet, doch vergessen, ihm unbekant geworden ist." Bezeugt wird ein sehr allgemeiner Verfall der christlichen Sitte, eine tief innerliche Abwendung von den Heiligtümern des Glaubens, eine Verwilderung des Herzens und Lebens, über die nur ein Sanguiniker sich leichten Sinnes hinwegzusetzen vermag — und zugleich wird zugestanden, daß die verhältnismäßig nur geringen Anfänge der Besserung, welche sich hie und da beobachten lassen, nicht auf Rechnung der rationalistischen und synkretistischen Geistlichen zu setzen sondern der Arbeit der vielgeschmäheten Orthodoxen und Pietisten zuzuschreiben sind. Aber was schadet das? Das deutsche Volk ist doch immer noch das „schändlich verleumdete, edle, fromme, gläubige" Volk, es geschieht ihm bitter Unrecht, wenn ihm Unglaube und Abfall vorgeworfen wird, so wie es ist, so ist es auf dem Wege des Friedens. Herr Prof. Schenkel mag wol zusehen, was er thut, daß er die abtrünnigen Haufen rechtfertigt, ohne Buße von ihnen zu verlangen. Wenn er die Dinge nicht von der Höhe seines theologischen Lehrstuhls herab und nicht durch die Brille seiner Theorien ansähe, wenn ihm in das Einzelne eingehende selsorgerliche Beschäftigung mit den wirklichen Zuständen als Beruf und Pflicht angewiesen wäre, so würde er vielleicht anders urteilen, vielleicht selbst des Beifalls der verwilderten Menge sich schämen.



Es sei ferne, unsern Gemeinden das christliche Leben abzusprechen. Es ist dessen recht viel in den Gemeinden, doch viel weniger in klarer Erkentnis und bewußtem Besitz als durch die noch nicht ganz geschwundene Macht alter ererbter Sitten. Ich würde lieber sagen: das Christentum hat die Gemeinden, als: die Gemeinden haben das Christentum. Wen die tägliche Erfahrung hineinsehen läßt in das zerrüttete Familienleben weit aus der mehrsten Häuser, in die Zuchtlosigkeit der confirmirten Jugend, in das lere Gemütsleben der gebildeten Stände und in die rohe Gleichgültigkeit des großen Haufens, wer bei Hohen und Geringen den Jammer der Trostlosigkeit in Trübsalen und Leiden und vor allem Angesichts des Todes zu beobachten Gelegenheit gehabt hat, der wird von der Herschaft der Massen in der Kirche wahrlich kein Heil erwarten. Wer es gesehen hat, wie bei den Synodalwahlen die bethörte Menge durch Verläumdungen und Lügen aufgestachelt wurde, wie sie in den Wirtshäusern sich bearbeiten ließ und dann wie eine blinde Herde ihren Führern nach die Stimmen nach Vorschrift abgab — kein Gedanke daran, kein Gefühl, daß es hier die Erfüllung einer Pflicht galt, für die man Gott verantwortlich sei — der wird von Würdigkeit und Selbständigkeit, von Freiheit und Vernunft gar wenig gefunden haben. Und was ist nun das Bestreben der Propheten des Gemeindeprincips anders, als diesen Massen zu schmeicheln, sie zu stärken in der Einbildung, daß sie, so wie sie sind, auch ohne Buße und Glauben das rechte christliche Leben haben? wohin anders kann ihr Treiben führen, als daß auch die lezten Bande, die das arme Volk noch mit dem Evangelium zusammenhalten, durchschnitten werden?

Einer der angefochtensten Punkte in dem Verfassungsentwurf, welcher der Vorsynode zur Beratung vorgelegt war, ist die Bestimmung, daß Bethätigung des kirchlichen Sinnes durch Teilnahme an Gottesdienst und Abendmal Bedingung der Uebertragung kirchlicher Aemter sein solle. Gegen diese Bestimmung wandten sich die heftigsten Angriffe innerhalb und außerhalb der Versamlung, und auch hier wieder hat Dr. Schenkel die Waffen geliefert. Aus dem zweifellos richtigen Grundsatze, daß Kirchengehen und Abendmalsgenuß nicht vor Gott verdienstliche Werke sind, macht er in der Geschwindigkeit den ebenso zweifellos unwahren Satz, daß man ein rechter und wahrer Christ sein könne ohne Gottes Wort zu hören und das Sakrament zu gebrauchen. Das haben sich auch unsre Fortschrittsleute gern sagen lassen und daher die Forderung gestelt, daß bei der Wahl für Presbyterien und Synoden jene Bedingung nicht maßgebend sein dürfe. Man wolle eben nicht „gottesfürchtige und würdige" Männer, die aber zufällig der Kirche entfremdet wären, durch jene Bestimmung ausgeschlossen wissen. Dazu die obligaten Redensarten von Beförderung der Heuchelei, dann die in Rede und Schrift zur Schau getragene Angst vor inquisitorischen Quälereien, vor der Geistesbeschränktheit der Orthodoxen, die Niemand wollen als kirchlich gelten lassen, der nicht „an jedem Sontage zweimal gebeugten Hauptes zur Kirche geht und mindestens alle 6 Wochen das Abendmal genießt." Bisjezt hat im Gemeindebewußtsein denjenigen ein kirchlicher Makel angeklebt, die die Gnadenmittel dauernd und beharrlich vernachlässigen. Diesen Makel abzuwaschen, schien die Gelegenheit so erwünscht wie möglich.

(Schluß folgt.)

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz in Berlin. Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

# Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1864. Mittwoch den 27. Januar. № 8.


## Vie de Jésus. par Ernest Renan, membre de l'institut.

Ein Vortrag, auf Veranstaltung des Evangelischen Vereins am 4. Januar gesprochen.

Wenn die Schrift, welche in dem abgewichenen Jahre nicht allein in Frankreich ein fast beispielloses Aufsehen erregt, sondern auch nach allen Richtungen des Auslandes hin die lebhafteste Teilnahme gefunden hat, wenn „das Leben Jesu von Ernst Renan", auf dessen Beleuchtung die hochgeehrte Versammlung heute gefaßt ist, dem vorgesezten Titel in der That entspräche: so müßten wir Bedenken tragen, das Werk in diesem Kreise der Critik zu unterwerfen. Das Leben Jesu ist bereits seit längerer Zeit in den theologischen Fakultäten der deutschen Hochschulen zum Gegenstande von Vorträgen gemacht worden; außerdem ist die Darstellung desselben seit einer Reihe von Jahren ein wolgepflegter Zweig der theologischen Literatur. Und wer es erwägt, daß eine solche Darstellung einerseits auf einer eingehenden Exegese der Evangelien beruht, andererseits aber die Grundlage für die Disciplin der christlichen Kirchengeschichte bildet: der wird ohne Zweifel geneigt sein, diese Aufgabe den Theologen von Fach zuzuweisen, mindestens es anerkennen, daß eine umfassende theologische Gelehrsamkeit die unerläßliche Bedingung zu ihrer Lösung sei. Allein in diesem Sinne hat sich Hr. Renan sein Ziel offenbar nicht gesteckt, es würde ihm auch an allen Mitteln zur Erreichung desselben gebrochen haben. Zwar betonen es seine Freunde, daß er Hebräisch verstehe, daß er den Talmud gelesen habe, daß er persönlich im heiligen Lande gewesen sei; und er selbst gibt sich mitunter den Anschein, als ob er tief in die Details der gelehrten Studien eingedrungen sei: aber einen Kundigen vermag er über das Fragmentarische und Notizenartige seines theologischen Wissens nicht zu täuschen; überall verrathen sich die bloßen Reminiscenzen des ehemaligen Seminaristen von St. Sulpice. Und so fält die Notwendigkeit, ja selbst die Möglichkeit hinweg, die Schrift vom theologischen Standorte aus zu beurteilen. Aber wir würden auch dann noch Anstand nehmen, die Teilnahme der verehrten Versamlung für die Besprechung derselben zu begehren, wenn sie denjenigen Anspruch rechtfertigte, den ihr Verfasser selbst für sie mit zuversichtlich lauter Stimme erhoben hat. Nur zu lange, so behauptet er, sei das Leben Jesu eine Domäne der Theologie gewesen; es werde endlich Zeit, daß dasselbe von dem unbefangenen, vorurteilsfreien Auge des Historikers gleich jeder anderen geschichtlichen Erscheinung durchforscht werde; nur davon sei ein richtiges Verständnis zu erhoffen. Und einen Beitrag, ja wol mehr als blos ein Scherflein hierzu darzubieten: das ist das Verdienst, welches sich Hr. Renan zugeeignet hat. Allein wir fürchten, daß ihm die Historiker den Beruf zur Geschichtschreibung sehr entschieden bestreiten würden, — er hat ihn wenigstens in diesem Buche nicht bewährt. Offenbar wäre es seine erste Aufgabe gewesen, zu seinen Quellen eine klare und bestimte Stellung zu gewinnen. Da er die Echtheit der Evangelien im Allgemeinen gelten läßt, nur neben manchen wahren Elementen eine große Zahl legendenartiger Zusätze voraussezt; so war er verpflichtet, es sei auf dem Wege der äußeren oder der inneren Critik feste Grundsätze aufzustellen, nach welchen er die Spreu vom Weizen sondern könte. Aber anstatt solcher Principien begegnen wir nur der subjectiven Willkür. Er verwirft und nimt an, reißt nieder und bauet auf ganz nach der Laune eines flüchtigen Behagens. Wahrhaft staunenswert ist die naive Unbefangenheit, mit welcher er seinen Lesern zumutet, auf seine Autorität hin Dinge als geschichtliche Thatsachen anzuerkennen, denen es an jedem objectiven Halt gebricht. Staunenswert die Kühnheit, mit welcher er die schwierigsten historischen Probleme, an denen sich der Scharfsinn von Jahrhunderten zerarbeitet hat, durch geniale Griffe von zwei Zeilen löst. Und staunenswert das unvergleichliche Geschick, mit welchem er, wo alle diese Fäden reißen, sich hinter ein resignirtes „qui sait", „on l'ignore" verschanzt. Manche französische Referenten haben diesen Qualitäten eine aufrichtige Bewunderung gezollt, und fast begeistert ausgerufen, wie leicht doch die Darstellung des Lebens Jesu einem Manne sei, „qui peut se laisser aller librement au rêve de son âme." Gleichwol bricht aus der Fülle ihres überschwenglichen Lobes die Anerkennung hervor, Hr. Renan sei weniger Historiker, als ein divinateur délicat et tendre, un poëte, un peintre, und sein Buch „un livre d'art autant et plus que d'histoire." Ja Einer unter ihnen hat die Schrift nach dieser Seite hin vielleicht aufs treffendste charakterisirt. Da war Hrn. Renan die unvorsichtige Aeußerung entfallen, ihm sei während seines Aufenthalts im heiligen Lande eine Art Offenbarung, gleichsam ein fünftes Evangelium geworden. Darauf hin sagt denn Hr. v. Sacy: „so haben wir also neben den

vier alten Evangelien noch ein fünftes, das Evangelium κατά Renan, — mir aber sind die alten Evangelien lieber.“ Uns Deutschen ist es keinen Augenblick zweifelhaft, daß wir der vorgeblichen Geschichte keinen anderen Charakter zuerkennen können, als den des Romans. — Daß das Leben Jesu von Renan weder eine theologische noch auch eine wissenschaftliche Leistung ist, das geht mit voller Deutlichkeit aus dem Umstande hervor, daß es nur im Kreise derer Anerkennung und Beifall gefunden, welche der Theologie und der Wissenschaft ferner stehen. Während ihm die Männer von Fach fast durchweg eine kalte und kurze Abfertigung haben zu Teil werden lassen, ist es von Seiten der Gebildeten mit Begierde gelesen worden. Man hat es in Frankreich ein tief religiöses Buch genant. In dem Sinne acceptiren wir diese Bezeichnung, als auch wir die Schrift keiner anderen Gattung zuweisen können, als der religiösen Literatur. Ist aber diese Registrirung derselben richtig, so ist nicht allein die Möglichkeit, ja das Recht offenbar, sie auch an dieser Stätte zu beleuchten, sondern es ist dadurch zugleich der Standort gewiesen, von welchem aus es geschehen muß. Unsere Aufgabe ist nicht die einer theologischen oder wissenschaftlichen Würdigung und Widerlegung: sondern es gilt die Frage nach dem religiösen Standpunkte, welchen das Buch vertritt und zu welchem es den Lesern verhelfen will; die Frage, ob dieser Standpunkt irgend haltbar sei. Wir hoffen, durch diese Weise der Betrachtung der Schrift selbst gerecht zu werden; wir hoffen auch, dadurch den räthselhaften Beifall, welchen sie gefunden hat, ausreichend zu erklären. Außerdem sind wir alsdann in der günstigen Lage, uns auf wenige Mitteilungen aus ihren Blättern beschränken zu können und der Gefahr zu entgehen, welche sonst beinahe unvermeidlich ist, — der Gefahr, das christliche, das sittliche, ja selbst das ästhetische Gefühl empfindlich zu verletzen.

Das Buch von Renan hat in Frankreich selbst nicht wenig überrascht; es ist nach Ausweis der französischen Blätter im Allgemeinen als eine unerwartete Erscheinung empfunden worden. Was die französischen Gelehrten auch in ihrem Herzen von Christentum und Kirche halten mochten, — sie haben sich seit mehreren Jahrzehenden in stillschweigender Uebereinkunft aller feindseligen Aeußerungen über das religiöse Gebiet enthalten; ja vielfach ist ihre Haltung in dieser Hinsicht selbst eine respectvolle gewesen. Sogar als der katholischen Welt vermöge der Proclamirung des Dogmas von der unbefleckten Empfängnis der Maria das Aeußerste zugemutet wurde, da fand sich in Frankreich wol ein Priester, der seine verruchte That mit dem Rufe „keine Göttinnen mehr“ begleitete: aber die Vertreter der Literatur haben auch da ein beharrliches Schweigen beobachtet. Der Grund dieser Zurückhaltung ist nicht zweifelhaft. Was am 10. November 1793 in Notre Dame und am 17. Mai 1794 im Convent geschehen ist, — die Franzosen wissen es wol, es kann ihnen nie vergessen werden, denn es steht auf den Tafeln der Geschichte und auch noch anderswo geschrieben; aber ihrerseits wollen sie alles Alles vermeiden, was diese Erinnerung



auffrischen könnte. Und so sind ihre Journalisten auch bei dem gegenwärtigen Anlaß mit eigentümlicher Hast und Dringlichkeit dem Verdacht entgegengetreten, als ob sich in Frankreich etwa der Geist der Encyclopädisten von Neuem rege, — nein, Voltaire mit seinen Anschauungen, Bestrebungen und Ungerechtigkeiten gegen das Christentum sei mit seinem Jahrhundert begraben und vergessen. Wenn denn Hr. Renan diesen Bann freiwilliger Zurückhaltung gebrochen hat, wenn er mit einer Schrift hervorgetreten ist, zu deren Abfassung ihn kein wissenschaftlicher Impuls, zu deren Veröffentlichung ihn kein Drang, eine aufgefundene Wahrheit mitzuteilen, kann getrieben haben, mit einer Schrift, die substanziell gar nichts Neues enthält, wol aber sich durchweg als eine tendenziöse zu erkennen gibt: so ist die Frage nach seinen Motiven und Zwecken eine unumgängliche. Eine Stimme in Frankreich hat die Ueberzeugung ausgesprochen, sein Zweck sei nur ein succès de scandale gewesen, und auch in Deutschland ist die Vermutung geäußert worden, daß der Mann, welcher durch den Einfluß der Geistlichkeit aus Amt und Beruf in das Privatleben gedrängt ward, durch seine Schrift einen Act der Rache gegen die verhaßte Priesterschaft habe ausüben wollen. Und die Vermutung kann an Consistenz gewinnen, wenn man auf die Thatsache aufmerksam wird, daß der Verfasser keinen Gedanken so häufig wiederholt, als die Behauptung, nie sei Jemand weniger Priester gewesen, als Jesus, und nichts habe er weniger gewolt, als Priester, Cultus und Ceremonien; wenn man es namentlich bemerkt, daß er diesen Gedanken mit einer Erregtheit zur Geltung bringt, die lebhaft an die Streiche erinnert, welche Peter Bayle nach der Aufhebung des Edicts von Nantes in seinem avis aux Réformés mit schonungsloser, zermalmender Hand gegen den katholischen Clerus geführt hat. Allein wir halten es für eine Pflicht der Gerechtigkeit, bei der an sich schon schwierigen Frage nach den Motiven die Ansicht derer zu Rathe zu ziehen, welche der Person und den Verhältnissen näher stehen und die wir als ebenso unterrichtet wie parteilos erachten dürfen. Der Name von St. Beuve hat für alle Die einen guten Klang, welche seine Geschichte von Port-Royal gelesen haben. Das Urteil, welches dieser Mann über die Tendenzen Renan's ausgesprochen, geht nun in einem anderen Tone. „Il a vu les croyances de son temps, et il a publié son livre.“ Er habe die große Schar derjenigen ins Auge gefaßt, welche in vollkommener religiöser Gleichgültigkeit dahingingen, die nie zu dem Glauben der Kirche zurückkehren würden, die sich indeß von Voltaire nicht minder entschieden abwendeten wie etwa von de Maistre. Aber auch sie wolten in ihrer Art erbaut und unterrichtet werden; und ihnen das Evangelium in einer mit der „disposition“ dieses Jahrhunderts harmonirenden Weise und in einer ihnen verständlichen Sprache nahe zu bringen, die Frömmigkeit da zu säen, wo sie nicht mehr sei, die mit Christo Zerfallenen mit ihm auszusöhnen: das sei die Absicht, welche er verfolge; — so sei sein Zweck ein durchweg positiver, nicht auf das défaire, sondern auf das refaire hingerichtet. Wir sind nicht abge-

neigt, uns diesem Urteil in irgend einem Grade anzuschließen. Und das nicht blos auf die Autorität des Mannes hin, der dasselbe gefällt hat, auch nicht allein in Kraft der Erinnerung, daß auch in Deutschland, beispielsweise von dem Abt Jerusalem, zu seiner Zeit genau mit denselben Worten der Rationalismus gerechtfertigt und empfohlen wurde*): sondern viel vollständiger um des Eindrucks willen, welchen wir selbst von der vorliegenden Schrift empfangen haben. Wir reden von ihrer Tendenz, nicht von ihrem Inhalt. Ueberschütte man den letzteren mit den härtesten und wolverdienten Anklagen; was die erstere angeht, so wagen wir die Vermutung, sie ist keine feindselige, keine destructive; und wer es vermag, auch nur einen Moment auf ihr allein sein Auge ruhen zu lassen, der wird es nicht ungeschickt finden, wenn St. Beuve auf das Unternehmen des Verfassers das Wort des großen Revolutionärs angewendet hat: il n'y a rien de détruit, que ce qui est remplacé.

Es kann paradox erscheinen, die destructive Tendenz einer Schrift in Abrede zu stellen, welche auf jeder Seite den Geist des entschiedensten Unglaubens athmet. Hr. Renan legt von vorn ab das Bekentnis ab, daß er einst den Glauben der Kirche besaß, daß er denselben aber gegenwärtig aufgegeben habe. Und in welchem Umfange er sich sein entledigt hat, das deutet am klarsten das im Vorworte durchgeführte und begründete Geständnis, daß er den Begrif des Wunders, überhaupt des Uebernatürlichen im Christentume nicht könne gelten lassen, denn bei derartigen Annahmen sei eine Geschichtschreibung Sache der Unmöglichkeit. Nicht das allein leugnet er, daß Jesus jemals Wunder vollbracht habe, — was er nach dieser Seite contre-coeur, malgré lui, avec une sorte de mauvaise humeur, in Folge einer erlittenen Gewaltthat seiner Zeit gethan, beruhe größtenteils auf bloßem Scheine —; sondern er verwirft auch das Wunder der Person Christi selbst, ihm ist der Herr ein pures Product der Geschichte. Um nicht dem Richterspruche eines Rousseau zu verfallen, welcher bekantlich erklärt hat, daß der, welcher die Möglichkeit des Wunders läugne, verdiene eingesperrt zu werden, gibt er die leztere in abstracto zu; aber er stelt sich sofort hinter die Schanze, daß bis jezt kein Wunder wirklich constatirt sei; er zählt auch die Bedingungen auf, unter denen er eine Constatirung anerkennen würde; sie sind von der Art, daß man sich nicht enthalten kann, des beißenden Epigramms zu gedenken, welches in den Jansenistischen Bewegungen den königlichen Befehl, den Kirchhof des h. Medardus zu schließen, verspottete: de part le roi défense à Dieu, de faire miracles en ce lieu. Nun wol, das lautet freilich destructiv genug. Aber man darf es einerseits nicht übersehen, daß er nirgends den geringsten Anlauf nimt, den Wunderglauben wirklich zu bekämpfen; nie streitet er mit Denen, welche ihn noch hegen; nie geht er darauf aus, sie aufzuklären und

*) Vergl. Baur, Geschichte der christlichen Kirche. Bd. 4. (Tübingen 1863.) S. 601.



von Vorurteilen zu heilen. Wäre das seine Absicht gewesen, so hätte er sich mit Argumenten bewaffnen müssen, so hätte er entgründen und begründen müssen, — und doch entdecken wir von Beidem keine Spur. Denn das ist doch kein auf Beweise gestützter Angriff, wenn er die Speisungsgeschichte mit der Bemerkung: „extrême frugalité", oder wenn er das Osterwunder, von welchem Maria von Magdala Zeugin war, mit dem Ausruf: „divin pouvoir de l'amour!" beseitigt hat. Und von der anderen Seite will es wol erwogen sein, daß er auf diese Negative den Schwerpunkt seines Buches gar nicht fallen läßt, und nach seinen Voraussetzungen auch nicht fallen lassen kann. Er ist überzeugt, daß das gebildete Frankreich, an welches er sich wendet, in dem Betrachte mit ihm Einer Meinung sei. Was nach seiner Ansicht nicht mehr vorhanden ist, das kann er auch nicht nehmen wollen; und wovon er glaubt, daß es längst im Bewußtsein seiner Leser erschüttert, um nicht zu sagen, aus demselben ganz verschwunden sei, das kann er nicht bekämpfen wollen. Und darum müssen seine eigentlichen Anstrengungen einem anderen Ziele zugewendet sein. Denen, die Nichts haben, will er Etwas geben, und wie er wähnt die rechte Gabe. Und so gelangen wir zu der entscheidenden Frage: was ist das Positive, das er darbietet? Gäben wir den geschichtlichen Erinnerungen Folge, so würden wir erwarten, daß er den Herrn als einen meisterlichen Lehrer der Moral und als ein leuchtendes Vorbild schildern werde. So sind ja alle die verfahren, welche das Christentum seines wesentlichen Gehalts entkleidet haben. Das war die Taktik des Rationalismus, und noch Feuerbach hat seine hauptsächliche Rechtfertigung in der Behauptung gesucht, daß die Religion der Moral ihre vesten Kräfte aussauge. Eines gleichen Verfahrens dürften wir uns von der vorliegenden Schrift um so mehr versehen, als diese Lockspeise dem Geiste des französischen Volks sehr mundrecht ist. „Le genie facile de notre nation" — so sagt Hr. Versot im Journal des Debats — „n'est guère biblique." „Wir setzen die Religion wesentlich in die Moral, namentlich in die morale sociale, die égalité. Das Liebste in der Bibel sind uns Aussprüche, wie die: was ihr wollet, daß euch die Leute thun sollen, das thuet ihr ihnen; — wer ohne Sünde ist, der erhebe den ersten Stein, u. a. ä." Allein dieser Erwartung begegnet Hr. Renan mit einem entschiedenen Nein. Wie er von der einen Seite erklärt, die Moral Jesu enthalte wenig Neues, so klagt er von der anderen Seite über den Deismus des 18. Jahrhunderts und über einen gewissen Protestantismus, der aus Jesu einen großen Moralisten gemacht habe. Aber ein solcher, fügt er hinzu, würde die Welt nie erschüttert haben. Er seinerseits will einen wirklichen Christus darbieten, und das ist die Weise, wie er ihn gezeichnet hat: „ein unvergleichlicher Mensch, ein Mann von colossalen Verhältnissen, dem das allgemeine Bewußtsein mit Recht den Titel des Sohnes Gottes zuerkent. Sein Tod hat seine Gottheit gegründet, er ist der unzerstörbare Eckstein der Menschheit geworden, und ihm verdankt Jeder unter uns das Beste, was er hat." Und indem Hr. Renan

Jesu diesen Purpur um die Schultern wirft, huldigt er ihm mit dem Zuruf: „Zwischen dir und Gott wird man nicht unterscheiden; nimm Besitz von deinem Reiche, wohin dir auf dem königlichen Wege, welchen du bezeichnest hast, Jahrhunderte von Anbetern folgen werden.“ Das thut er aber mit einer Wärme, ja beinahe mit einer Begeisterung, der es uns hart fält, alle Wahrheit der Empfindung zu bestreiten. Hier glauben wir ist das Eigentümliche des Buches zu suchen, und hier die tiefste Wurzel des unermeßlichen Anklangs, welchen es gewonnen hat. Ja hierdurch unterscheidet es sich in der That von allen anderen inhaltsverwandten Schriften. Das gleichnamige Werk von Strauß hat bekantlich in Frankreich gar keinen Beifall gefunden, obgleich es durch Littré in die Landessprache übersezt worden. „Franzosen“, so ruft St. Beuve Angesichts desselben aus, „wir haben das Privilegium zu ignoriren und wissen von ihm Gebrauch zu machen; diese überrheinische Arbeit hat uns nicht berührt.“ Und warum wol nicht? Wir suchen die Erklärung vorzugsweise in dem Abstande zwischen der Wärme, mit welcher sich Renan vor *seinem* Christus beugt, und zwischen der eisigen verhältnislosen Kälte, mit welcher Strauß der Person Jesu gegenübersteht. Wir wissen es nicht, ob Renan von den Schriften eines Bahrdt und Venturini Kentnis hat; aber wir vermuten mit Zuversicht, der Christus des Rationalismus, „dieser Ausgezeichnetste des menschlichen Geschlechts“, ausgestattet mit einem langweiligen Register aller denkbaren Tugenden, er hätte ihm nicht genügt.

Wenn wir die Schrift von Renan als eine wissenschaftliche Leistung betrachten und sie von diesem Standorte aus beurteilen wolten: so wäre hier der Punkt, wo ihre Unhaltbarkeit mit voller Deutlichkeit erkennbar wird und wo sie sich selbst handgreiflich als eine Ironie auf ihren Titel erweist. Von Wundern will Hr. Renan schlechterdings nichts wissen: und doch mutet er seinen Lesern die Anerkennung eines Wunders zu, das weit über die von ihm geleugneten hinausgeht und an Monstrosität seines Gleichen sucht. Er selbst will nur dann ein Wunder anerkennen, wenn eine Commission von Naturforschern dasselbe approbirt, ja wenn es vor ihren scharfen Augen zu zweien Malen vollzogen worden sei. Aber wir fragen: welche Commission von Psychologen würde es für möglich halten, daß der Mann von colossalen Verhältnissen, wie ihn Hr. Renan aufgestelt, durch jene winzigen, ganz unverhältnismäßigen Mittel zu dieser geistigen Höhe aufgestiegen, auf welche der Verfasser weisen kann? Man weiß, welche unsägliche Mühe Röhr in den Briefen über den Rationalismus aufgewendet hat, um die Erscheinung des „Ausgezeichnetsten unseres Geschlechts“ unter den damaligen Zeitverhältnissen begreiflich zu machen, und wie er doch des Hauptfaktors einer



waltenden Vorsehung nicht hat entbehren können. Hr. Renan weist zur Erklärung auf das freie religiöse Leben in Galiläa, mit dessen idyllisch-melancholischem Charakter, auf die reizende Natur von Nazareth, auf die eigentümlich gährungsvolle, der französischen Revolutionsepoche verwandte Zeit, und auf ein par Lehrer, namentlich den Hillel (von dessen Beziehungen zu Jesu übrigens bisher kein Mensch Etwas gewußt und der den Theologen nur durch seine laxen Grundsätze über die Ehescheidung bekant ist); genug bei den grünen Hügeln und den klaren Bächen, bei den Kindern und Frauen von Galiläa sei Jesus geworden, was er ward. Da würde jede Commission von Psychologen den Ausspruch thun, das sei ein unlösbares Räthsel, Hr. Renan, der Wunderleugner, habe sich hier selbst als einen Wunderthäter, als einen falschen Wunderthäter, dem Jannes und Jambres gleich, erwiesen. Es war daher vollkommen verdient, wenn ein Franzose — übrigens selbst ein Freigeist — nicht ohne bitteren Spott entgegnet hat: „idéal pour idéal, chimère pour chimère. Jesu seine göttliche Würde zu entreißen und ihm dann zur Entschädigung alle möglichen ehrenvollen Titel darzubieten; wie Carl II. zu Monk gesprochen habe: „soyez tout, excepté roi“, so zu Jesu zu sprechen: „soyez tout, excepté Dieu“, — nein, *der* Mühe habe es nicht verlohnt, nur den Namen zu wechseln, das Eine gut ein Wunder, wie das Andere.“ Allein wir lassen treu unserer Absicht, ausschließlich den religiösen Standpu des Buches zu prüfen. Nehmen wir einmal an, daß Diejenigen, welchen Hr. Renan seine Gabe darbietet, solche Reflexionen gar nicht anstellen; daß sie sich durch seinen Enthusiasmus chloroformiren oder doch berauschen lassen; daß dies Evangelium, von dem er selbst sagt, daß er dasselbe am Fuße des Libanon, Angesichts der heiligen Orte, concipirt habe, und von dem seine Freunde rühmen, achtzehn Jahrhunderte voll Arbeit und Irrtum hätten dazu gehört, diese Conception zu ermöglichen, — daß es ihnen nicht wie eine momentane Sinnentäuschung, wie ein Spiegelbild in der Wüste alsbald vor ihren Augen zerrinne, daß sie demselben gegenüber erklären: wir wollen *dieses* Jesus Jünger werden. Damit würde die Absicht des Verfassers erreicht sein; denn nicht blos einen Christus *malen*, sondern ihn den Lesern *geben*, als ein Christgeschenk darbieten, das hat er gewolt. Aber das ist nun die Frage und für unseren Zweck die Hauptfrage, ob sie im Stande sind, ihn sich zu eigen zu machen.

(Schluß folgt.)

---

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz in Berlin. Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

# Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1864. Sonnabend den 30. Januar. № 9.


## Vie de Jésus, par Ernest Renan, membre de l'institut.

(Schluß.)

Hr. Renan ladet seine Leser ein: „kommet, hier ist der Himmel der reinen Selen geschaffen; hier ist zu finden, was man auf Erden vergeblich sucht; hier der fleckenlose Adel der Kinder Gottes; hier die Reinheit vom Staube der Welt; hier die Freiheit, welche die wirkliche Gesellschaft als eine Unmöglichkeit von sich stößt, in ihrer vollen Realität." Wie aber sollen sie dieser Ladung Folge geben? Durch sittliche Anstrengungen? Aber Jesus ist ja kein Lehrer der Moral, und das Paradies, in das Hr. Renan führen will, schließt die Arbeit im Schweiße des Angesichts aus. Oder so, daß sie sich um diesen Mittelpunkt zusammenschließen, — wie er von den ersten Jüngern sagt, sie hätten sich, angezogen durch den unendlichen Zauber seiner Person und seines Worts, als ein fröhliches Häuflein um Jesum geschart? Aber er hat es ja wiederholt aufs Schärfste betont, daß das Christentum keinerlei Ausübung der Religion, in welcher Form es immer sei, begehre. Er selbst hat gewiß keine Lust, die Rolle eines Ronge in Frankreich zu spielen. Er kent die Geschichte seines Landes, und weiß, welchen kläglichen Ausgang der Cultus der Theophilanthropen in der Zeit des Directoriums genommen hat. Und noch besser kent er den Geist seines Volks. Ihm hat es Hr. Versot nicht erst sagen dürfen: „Religionswechsel ist bei uns in Frankreich nicht Mode; wir Franzosen bleiben in der Religion, in welcher wir geboren sind, und halten alle Religionen für gleich gut." Er kante auch wol selbst die schlagende Entgegnung, welche der Graf von Narbonne dem Kaiser Napoleon gab, als derselbe mit dem Gedanken an eine französische Nationalkirche umging: „il n'y a pas assez de religion en France, pour en faire deux." Wir wiederholen also die Frage: in welcher Weise sollen sich die Leser den dargebotenen Christus zu eigen machen? Da Hr. Renan der Meinung ist, daß die Religion des Subjects in den Empfindungen des Herzens und in dem unmittelbaren Verkehre desselben mit dem Herrn bestehe: so ist es von diesem Standorte aus ganz folgerecht, wenn er die die Antwort erteilt: „s'attacher à sa personne en l'aimant — voilà tout." Wir wollen diese Antwort nicht in der Weise eines französischen Theologen als einen romantischen Pietismus nach Art des vicaire savoyard von Rousseau geißeln, und mit demselben sagen: „das heiße bei hellen Bächen und auf grünen Hügeln über das Unendliche träumen und seine Andacht mit einem tiefen Seufzer beschließen." Aber das Geständnis kann kein Mensch zurückhalten, daß solch' ein liebendes attachement an die Person des von Hrn. Renan geschilderten Jesus eine pure Unmöglichkeit sei. Zwar er redet den Herrn mit den Worten an: repose maintenant dans ta gloire; aber er wird und kann es nicht als eine ungerechte Verdrehung erachten, wenn wir das „dans ta gloire" mit einem „dans ton tombeau" vertauschen. Ihm ist ja Christus nur der Anfänger; fortsetzen sollen die Menschen. Mithin können sie nicht aufblicken auf den Vollender, nicht warten auf seine Wiederkunft, sondern sie sehen sich auf den bloßen Rückblick beschränkt; und das ganze attachement an die Person Jesu läuft auf die Erinnerung an eine Größe der Vergangenheit hinaus. Das aber ist für das Bedürfnis des religiösen Gemüts blutwenig. Und selbst dies Wenige, — ob es wol Bestand behält? ob die Erinnerung an dieſen Jesus, wenn Jemand dieselbe im Ernste pflegen und feiern will, auch nur den bescheidensten Ansprüchen Genüge thut, nur ein einziges Quentlein der Güter in den Schos wirft, zu deren reicher Dahinnahme Hr. Renan seine Leser geladen hat, — den Frieden und die Freiheit einerseits, und die fleckenlose Reinheit andererseits? Es wird darauf ankommen, in welchen Zügen der Verfasser das Angesicht seines Christus gewiesen hat. Er seinerseits zieht zwar davon ganz unbefangen das Facit eines Unvergleichlichen: uns aber stelt die Zeichnung der Details auf einen abschüssigen Boden, und wir glauben, er selbst hat Mühe gehabt, auf demselben das Gleichgewicht zu behaupten. Nämlich weder die geistige noch auch die sittliche Ausstattung seines Christus erscheint im Einzelnen sehr vorteilhaft. Zwar Kleinigkeiten geniren Hrn. Renan nicht. Christus sei allerdings von manchen Irrtümern, Träumen, eitlen Hofnungen befangen gewesen, — aber er bittet seine Leser, verzeiht sie ihm, sie fallen mehr seiner Zeit als ihm zur Last. Ebenso sei Christus mitunter rude und bizarre gewesen, sein Zorn habe ihn zu Sophismen und zu unerklärlichen Handlungen fortgerissen, so daß sich seine Jünger vor

ihm fürchteten; — aber er sagt uns zur Beruhigung, es komme das bei allen großen Männern vor, selbst Hr. von Lammenais sei von dergleichen Schwächen nicht ganz frei gewesen. Allein schwieriger wird seine Lage bei andern Punkten. Er redet von einem Plane Jesu. Das wollen wir ihm nicht verargen; auch hochachtbare Theologen, namentlich Reinhard, haben es ja gethan. Aber wie vielfach hat der Herr nach der Meinung unseres Verfassers in seinem Plane geschwankt und wie oft hat er ihn geändert! Bald schulmeistert Hr. Renan Jesum, weil er nicht seiner ersten und ursprünglichen Idee treu geblieben sei, — „wäre das doch geschehen, dann wäre das Paradies wahrhaftig auf Erden gewesen!" Bald beklagt er seine verderblichen Berührungen mit dem Täufer und wünscht ihm dann Glück, daß er dieser lästigen Gemeinschaft enthoben und sich selbst zurückgegeben sei. Zulezt aber räumt er es geradezu ein, daß Jesus sich selbst nicht mehr angehört, daß er nicht mehr gewußt habe, was er gewolt und an seinem Werk verzweifelt habe; und nachdem er sich so gründlich verfahren, da habe ein ersehnter Tod der unnatürlichen Spannung, den unerträglichen Leiden seiner Sele ein Ende gemacht. Wer kann da die Frage unterdrücken: wo bleibt der Mann von colossalen Verhältnissen, an den man sich vertrauensvoll anschließe, um Friede und Freiheit zu gewinnen? In ein gleiches Gedränge komt Hr. Renan vermöge der von seinem Standorte aus völlig unvermeidlichen Notwendigkeit, die Wahrhaftigkeit und Nüchternheit Jesu in Zweifel zu ziehen. Hier weiß er sich nur auf die allergewaltsamste Weise zu helfen und seine Verlegenheit hinter fulminanten Anreden an die prüden Moralisten zu verbergen. „Die Geschichte ist unmöglich, so ruft er aus, wenn man nicht für die Aufrichtigkeit verschiedene Maßstäbe gelten läßt. Ihr, mit euren Scrupeln, richtet ihr erst aus, was die Helden mit ihren Lügen ausgerichtet haben, und dann urteilt. Ist hier ein Schuldiger, so ist es die Welt, die betrogen sein will." Aber wer sich nun einmal in Sachen des Gewissens mit solcher höheren Politik nicht befreunden kann: wo bleibt für den der Mann von colossalen Verhältnissen, bei welchem man den fleckenlosen Adel und die Reinheit vom Staube der Welt finden kann? Es war Hrn. Renan erlaubt, trotz aller dieser bedenklichen Züge die Behauptung auszusprechen, sein Christus sei und bleibe ein unvergleichliches Ideal, in dessen Anschauen die Menschen ihr Heil fänden. Aber in Frankreich selbst ist ihm die Lerheit jener Behauptung und die Nichtigkeit dieser Verheißung aufs Gründlichste bewiesen worden. Und das nicht etwa von seinen Gegnern, sondern von seinen Freunden und begeisterten Lobrednern. Mit derselben Hand, mit der sie ihm reichlichen Weihrauch streuen, haben sie die Consequenzen ans Licht gezogen, die er mit allem Fleiß vermieden und verschwiegen. Im höchsten Maßstabe hat sich, ohne es zu wissen und zu wollen, ein ehemaliger Amtsgenosse des Verfassers dies Verdienst erworben, Hr. Havet, Professor am Collège zu Paris (bei uns bekant als sorgfältiger Herausgeber der Werke Pascals), in einem



ausführlichen Aufsatz der revue des Deux-Mondes.*) Zwar nie hat ein Mensch einem Andern in gleichem Grade geschmeichelt. Hr. Havet beginnt: „es gibt Bücher, die einem so tiefen Bedürfnis entsprechen, die Jedem, der nach Licht und Wahrheit dürstet, so volle Befriedigung eintragen, daß, nachdem man sie genossen, man sich fragt, woher es komme, daß sie nicht schon früher geschrieben sind." Und nachdem er die Frage aufgeworfen, warum sich nicht die Heroen dieses Jahrhunderts an das Werk gewagt, warum nicht Chateaubriand, Guizot, Villemain, — freilich figurirt auch die George Sand unter dem aufgezählten Register —, fährt er fort: „Hr. Renan weiß Alles, was man wissen kann; sein Aufschwung hat keine Schranken." Und er schließt: „Nichts als die Wahrheit sagen, ist leicht; aber die ganze Wahrheit sagen, ist schwer. Hr. Renan kann es, denn er hat es gethan." Aber Hr. Havet versäumt es nun auch nicht, seinen Freund und Collegen über die Tragweite seines Standpunkts aufzuklären. Er wundert sich darüber, wenn er in dem leidenden Christus eine besondere Herlichkeit entfaltet finde, und sagt, er seinerseits stelle Johanna d'Arc vor dem Inquisitionsgericht von Rouen eben so hoch als Jesum vor Caiphas. Er wird beinahe unwillig, daß sein Freund den Tod Jesu das höchste Verbrechen einer Nation genant habe, und spricht: ich fordere Pardon für die Juden und mehr als den. Ueberhaupt verweist er es Hrn. Renan, daß er uns Jesum in jene undurchdringliche Ferne gerückt habe, wo er uns nicht mehr angehören würde. Dadurch habe er ein Unrecht gegen die Menschheit begangen und sich durch das Ideal und die Poesie über die richtige Gränze hinausdrängen lassen. Nun es läßt sich nicht läugnen, es ist hierin Methode. Uns wird es bei dieser Critik vielleicht woler als bei ihrem Gegenstande. Sie sezt uns zwar ganz auf den Sand der Wüste, aber unter Umständen kann uns der lieber werden, als der Sumpf vom bunten Farbenschiller bedeckt, an dessen Rande etliche Blumen von den Feldern von Magdala stehen. Aber ob Hr. Renan selbst seinem Collegen diesen Freundschaftsdienst recht danken wird? So viel steht fest, keine noch so schonungslose Critik hätte seinem Buche so empfindliche Schläge versetzen können, als dieser an die deux mondes gerichtete Panegyrikus. Hr. Havet hat die Illusion einer positiven Gabe vollkommen vernichtet und dadurch alle Mühe des Verfassers zerstört. Er hat es unwiderleglich erwiesen, daß ein Christus, wie Hr. Renan ihn gezeichnet, weder existirt noch angeeignet werden kann, daß also von dem ganzen Buche nichts anderes übrig bleibt, als der negative Gehalt, und daß sein Freund eben nur jene Wolke der falschen Zeugen um Einen

*) Augustheft 1863. Der Aufsatz ist ganz neuerlich hier in Berlin in einer deutschen Uebersetzung erschienen, Verlag von Heinr. Müller. Die Uebersetzung ist ebenso schlecht, wie das ihr vorangestelte Vorwort harsträubend ist.

vermehrt hat, die von dem Celsus angefangen hat. Wir wiederholen den Ausdruck unserer Vermutung, daß die Tendenz der Schrift eine positive sei: aber ihr Verfasser hat die Kosten zu diesem Bau nicht überschlagen, und so ist er dem Spotte seiner eigenen, ihn fast vergötternden Freunde verfallen. Wir wiederholen unsere Anerkennung des Urteils von St. Beuve, daß er die Frömmigkeit da habe säen wollen, wo sie nicht mehr sei: aber er hat diese Absicht verfehlt; denn was er positiv gibt, das ist kein lebenskräftiger Same, das Uebrige aber ist der Same des Unglaubens. Und da der Erfolg eines Buches sich nicht nach der guten Meinung und Absicht seines Verfassers zu richten pflegt, sondern nach seinem wahren und wesentlichen Gehalte: so kann dies „Leben Jesu" von Renan nimmermehr die Frömmigkeit da säen, wo sie nicht mehr ist, sondern nur sie da zerstören, wo sie noch ist. Wird das Leztere geschehen — es sei in mehr oder minder großem Maße? Bei den wirklich Gläubigen ganz gewiß nicht. Auch hier können wir St. Beuve nur beifallen, wenn er seine Zuversicht dahin ausspricht, auch nicht einen Einzigen derselben werde Hr. Renan zum Abfalle verleiten, — aber das habe er selbst auch weder erwartet noch begehrt. Die gläubigen Christen, welche es vermögen, das Buch zu Ende zu bringen, die es vermögen ungeachtet der profanen Vergleichungen, der frivolen Ausdrücke, der sentimentalen Travestien einzelner biblischer Erzählungen, — wir haben mit Absicht nicht einmal eine Probe davon mitgeteilt, — sie können dadurch nur befestigt werden. Und wenn Jemand sagte, daß er die Schrift zu seiner wahren Erbauung gelesen habe, so würden wir ein solches Geständnis ganz in der Ordnung finden; denn die Wahrnehmung der Schwäche des antichristlichens Gehabens hat in der That eine erbauende Kraft. Aber es gibt nun freilich auch viele unentschiedene Gemüter, welche die religiösen Mahnungen ebenso wenig abzuweisen vermögen, als sie geneigt sind, ihnen willige und ernstliche Folge zu geben. Und wie sich das Buch an diese gewendet hat, so kann es in der That bald ganze Scharen in seinen ausgeworfenen Netzen beschließen, bald wenigstens manche Einzelne berücken und gewinnen. Es ist die Frage, wie man der Gefahr begegnen soll.

Diese Frage trat zuerst in Frankreich selbst in ihrer vollen Schwere hervor. Denn hier insbesondere war das allgemeine Interesse für das Buch nicht minder groß, wie die Zahl seiner gefährdeten Leser. Es läßt sich nicht leugnen, man hat dagegen eine sehr bedeutende Thätigkeit entfaltet. In erster Reihe traten die Bischöfe auf, Dupanloup von Orleans, Plantier von Nisme, Parisis von Arras, und Andere; und sie alle haben mit würdevoller Gehaltenheit, in keuscher Vermeidung aller Sarcasmen und bloßer Ironien, ja manche nicht ohne eigentümliches Geschick ihren Kampf geführt. Aber sie konten freilich den Standpunkt nicht verleugnen, den ihre Stellung ihnen angewiesen. Und so zählen sie einerseits alle die Blasphemien auf, deren sich Hr. Renan schuldig gemacht, vornemlich entrüstet über den Frevel, daß er es gewagt, die Krone der heiligen Jungfrau anzutasten; andererseits eröffnen sie einen Blick in die Zukunft, — das Buch sei das Vorzeichen eines großen Unglücks, bald werde der Strom des Verderbens hereinbrechen. Ueber ihre Adresse werden diese bischöflichen Allocutionen schwerlich hinausgehen. Sie sind an den Clerus gerichtet. Sie werden es verhindern, was zur Zeit des Rationalismus in Deutschland nicht verhindert werden konte, daß dieser Sauerteig in die Kirche dringe. Aber was die Gebildeten in Frankreich anbetrifft, so werden sie weder den Beifall derselben dämpfen oder auch nur mäßigen, noch werden sie die drohende Gefahr von ihren Häuptern abwenden. Ob wir diesen Erfolg mit größerer Zuversicht von den gelehrten Widerlegungen erwarten dürfen, welche die katholischen Theologen in Frankreich der Schrift haben zu Teil werden lassen? Hr. Freppel, Professor der Theologie an der Sorbonne, hat sich die Aufgabe gestelt, den wissenschaftlichen Wert des Buches zu würdigen. Und er hat dieselbe gelöst in einer höchst achtungswerten Weise. Aber davon abgesehen, daß die katholischen Theologen in Frankreich dem Publikum viel ferner stehen, als Hug zu seiner Zeit und Döllinger in unseren Tagen dem Deutschen*): so ruht eben die Macht und die Gefahr des Unternehmens von Renan in seinem wissenschaftlichen Gehalte nicht. Hat man also keine weiteren Waffen aufzuwenden, so ist in der That zu besorgen, daß die Schrift in Frankreich Früchte tragen werde, wie die Bischöfe des Landes dieselben im Geiste schon reifen sehen. Die Freunde Renans nehmen ihn mit aller Macht gegen eine Parallelisirung mit Voltaire in Schutz; und auch wir sind weit davon entfernt, ihn seiner Tendenz und Gesinnung nach einem Manne an die Seite zu stellen, welcher das berüchtigte écrasons...! zu seinem Feldgeschrei gemacht. Darum kann er aber für die Gebildeten in Frankreich in diesem Jahrhundert immerhin dasselbe werden, was Voltaire in dem seinigen war. Zwar seine Stimme, — und darunter verstehen wir nicht blos seine Sprache, sondern auch seine Meinung und Absicht — seine Stimme ist Jacobs Stimme; aber seine Hand, — und dabei denken wir an die Potenz seiner Schrift — seine Hand ist Esaus Hand. „In drei bis vier Monaten" so ruft Professor Freppel aus, wir wissen nicht, ob im Ernste oder im Wunsche des Unmuts, „in drei bis vier Monaten wird man in Frankreich von dem Buche nicht mehr reden." Aber wir glauben, in diesem Betrachte hat St. Beuve einen viel richtigeren Blick in die Zukunft seines Vaterlandes gethan. Er wendet sich an die, welche Hrn. Renan mit Entrüstung bekämpfen, und weissagt ihnen: „es wird ein Tag sein, wo ihr oder eure Kinder dies Buch zurückwünschen werdet. Wenn dann die finsteren Geister auftreten und Alles um sich her verwüsten, so wird man rufen: gebe man uns das Leben Jesu von Renan zurück!" Er hat wol nicht zu schwarz gesehen; aber

*) Es darf indeß nicht verschwiegen werden, daß die Schrift von Freppel bereits in siebenter Auflage erschienen ist.

Eins hat er übersehen, nemlich, daß die vorliegende Schrift selbst der Factor eines Entwickelungsprozesses werden dürfte, der in seinem Verlaufe freilich weit über ihren Standpunkt hinausführen wird.

Aber lassen wir Frankreich. Das Buch hat bei uns beinahe eine gleiche Verbreitung gefunden. Berlin und Paris werden sich in dieser Hinsicht gegenseitig nichts vorzuwerfen haben. Fast in Verzweiflung ruft Professor Freppel aus: was wird das Ausland von unserer Intelligenz denken, wenn es uns nach dieser Leistung beurteilt! Nun nach Einer Seite hin hat er sich in seiner Besorgnis nicht geirrt. Denn sehen wir von den subalternen Scribenten der Tagespresse ab, so haben die urteilsfähigen Alle, selbst die, welche in kirchlicher Hinsicht auf der äußersten Linken stehen, die Schrift entschieden desavouirt; nur Einer, dem es schmeichelhaft war, daß Hr. Renan einige seiner luftigen Hypothesen verwertet hat, spendet ihm ein relatives Lob. Nach einer anderen Seite aber wird der würdige Gelehrte sich längst beruhigt haben, wenn er es anders erfahren hat, daß das Buch auch in Deutschland, um von anderen Nationen zu schweigen, bei den Gebildeten Bewunderung erregt und Freunde gewonnen hat. Wir dürfen uns nicht täuschen. Es ist gesagt, daß der glänzende Styl, die leichte und gefällige Darstellung auf die Leser einen Zauber ausgeübt. Aber diese Qualitäten eines Buches, die ohnehin in Uebersetzungen verlieren, können nur blenden, aber nicht wirklich gewinnen. Es ist gesagt, daß die unvergleichlich schönen Naturschilderungen dem Buche einen hohen Reiz verliehen. Es ist das Sache des individuellen Geschmacks. Nach unserem Gefühle erheben sich dieselben nicht über das Niveau der Mittelmäßigkeit und reichen nicht entfernt an die Darstellungen eines Schubert heran. Jedenfalls bildeten sie ein zu secundäres Accidenz, als daß sich die Schrift auf dieser Brücke in die Gemüter hätte einschmeicheln können. Wir wollen uns also darüber nicht täuschen, daß der Beifall ausschließlich auf Rechnung der wesentlichen Substanz des Buchs zu schreiben sei. Aber was nun diesen Beifall anbetrifft, so glauben wir, es muß zwischen einer doppelten Klasse Derjenigen unterschieden werden, die ihn spenden. Die Einen sagen: der Mann hat ganz unsere eigene Meinung ausgesprochen, und wir freuen uns, daß dieselbe an ihm einen so geistreichen und beredten Vertreter gefunden hat. Von Diesen können wir absehen; denn auf sie hat Hr. Renan weder eingewirkt, noch auch kann er ihnen gefährlich werden, — man müßte denn sagen, daß die Polemiker der ersten Jahrhunderte, ein Celsus und Porphyrius, den damaligen Heiden gefährlich gewesen seien. Aber nicht minder beträchtlich ist nun freilich die Zahl Derjenigen, die nach der Lectüre des Buchs die Frage thun: solte der Mann nicht wirklich Recht haben? Sie sind geblendet durch den Schein des Positiven, durch den billigen Preis, um welchen die vermeintliche Perle käuflich ist, durch den in Aussicht gestelten Frieden, den sie bei ihrer bisherigen Unentschlossenheit schmerzlich vermißt haben. Sie sind die eigentlich Gefährdeten, und in ihrem Interesse muß der Kampf gegen das Buch geführt werden, damit sie nicht Schiffbruch an dem Glauben leiden, den sie noch haben, damit der Keim der Frömmigkeit nicht zertreten werde, der noch in ihnen ist. Und wer soll diesen Kampf führen? Wir haben es betont, daß wir es hier mit keiner theologischen Schrift zu thun haben. Während jeder Theologe es willig einräumen wird, daß er von Strauß Manches gelernt, daß er Anregungen, Impulse durch ihn empfangen habe: so wird ihrer Keiner Hrn. Renan gegenüber ein gleiches Geständnis ablegen. Darum aber möchten wir die Theologie nicht von der Verpflichtung entbinden, sich an dem nötigen Kampfe zu beteiligen; und sie wird diese Pflicht in dem Maße lösen, als sie aufhört, den Kriticismus als das Hauptstück der Wissenschaft zu betrachten. Aber die wesentliche Aufgabe verbleibt allerdings der Kirche. Die Kirche hat dem Rationalismus zu seiner Zeit ihr eigenes Haus aufgethan. Sie hat es geduldet, daß derselbe sich der Predigt, der kirchlichen Handlungen, ja selbst des Kirchenliedes bemächtigte. Indem sie ihn mehr und mehr wieder von sich ausgeschieden, hat sie zugleich gelernt, ihn um sich her zu überwinden. Und wenn ihre Diener, anstatt immer nur vorauszusetzen, sich entschließen, auch zu entgründen und zu begründen: so zweifeln wir nicht, daß der Eindruck wird paralysirt werden, welchen die neueste Erscheinung der antichristlichen Richtung hervorgebracht. Wir können — Angesichts der Thatsachen — auf das Buch von Renan das tröstliche Psalmengleichnis nicht anwenden, „sie sind wie das Gras auf den Dächern, welches verdorrt, ehe man es ausrauft, von welchem der Schnitter seine Hand nicht füllet, noch der Garbenbinder seinen Arm.“ Thut aber die Kirche ihre Schuldigkeit, so sind die Füße Derer, die das Todte begraben, schon vor der Thür. Und ertönt jezt leider einem Renan gegenüber in zahlreichen Stimmen der volltönende Ruf, „der Segen des Herrn sei über dir“: er wird einsylbiger werden, er wird verstummen, und es wird der Wahrheit die Ehre verbleiben, welche ihr vor der Dichtung und Fabel gebührt.

---

## Ludwig Uhland.

(Unmaßgeblich.*)

Als Schreiber dieses in der Wartburgszeit auf norddeutschen Universitäten studirte, war ein Freund von ihm nach Süden gegangen, um in Tübingen seine Studien zu betreiben. Neigung und Talent zur Dichtkunst ließen ihn hier bald mit

*) Diese Bezeichnung hat der Einsender selbst gewählt. Die Redaktion braucht wol kaum zu bemerken, daß sie andern Auffassungen willig Aufnahme gestatten wird, wenn sie nur den christlichen Maßstab anlegen.

Uhland und seinen Gedichten bekant und befreundet werden; er sandte leztere in die Heimat, damit sie in dem Kreise seiner Familie und Freunde bekant würden, und dadurch erhielt Ref. die erste Kunde von ihnen. Es bestand aber damals ein großer Unterschied zwischen dem Leben auf den nord- und süddeutschen Universitäten, namentlich zwischen Jena und Tübingen. Während in Jena der ernste Geist der Wartburg, der Burschenschaft mit ihren sittlichen und vaterländischen Idealen und ihren wenigstens ernst gemeinten historisch-philosophischen Studien vorherschte, lebte man in Tübingen, wie es dem Süden überhaupt eigen ist, viel harmloser, studentisch fröhlicher und geistig unbedeutender. Als dem Ref. nun damals Uhlands Gedichte zu Handen kamen, so sah er sie von seinem damaligen Standpunkte in zwiefacher Beziehung an, nämlich auf das vaterländische und das lyrische Element, und da muß er bekennen, daß es ihm immer ganz flau und nüchtern, ja fast unheimlich bei ihnen zu Mute wurde.

Wer sich mit der Blüte deutscher Jugend, wie sie damals in Jena vereint war, in die unmittelbar aus dem Leben genommenen, mit glühender Begeisterung gesungenen Gedichte Körners, Arndts und Schenkendorfs eingesungen, ja vielmehr eingelebt, und um das Maß voll zu machen auch die von Adolf Ludwig Follen herausgegebenen „Freien Stimmen frischer Jugend" in sich aufgenommen hatte, konte doch unmöglich an Uhlands vaterländischen Liedern noch ein anderes als sehr untergeordnetes Interesse nehmen. Der freie Bergluft athmende „Hirtenknabe" wurde noch so in den Kauf mitgenommen, sonst aber erschien doch alles gar matt und blaß, mehr erdacht als erlebt oder „mit urkräftigem Behagen aus der Sele hervorgedrungen." Selbst „des Sängers Fluch", das Stück einiger weniger besonders tyrannenhassender Freunde, mutete den Ref. stets übel an, weil ihm zu dem Bilde dieses grimmigen, blutdürstigen Despoten jedes reale Gegenbild fehlte, vielmehr ihm der mit Begeisterung verehrte Großherzog Karl August von Weimar mit den ihn umgebenden, damals zum Teil noch lebenden Heroen der deutschen Poesie der vollgültige Repräsentant des deutschen Fürstentums war. In Betref des lyrischen oder vielmehr des erotischen Elements ging es ihm mit Uhland nicht viel besser. Ref. war schon zu innig mit Göthe's Lyrik vertraut, die ein so reiches Gemüts- und Liebesleben, eine ganze Welt zwischen den Tönen des höchsten Jubels und der tiefsten Sehnsucht und Wehmut umfaßt, als daß die Produktionen Uhlands auf diesem Gebiete nur einen andern als sehr schwächlichen Eindruck auf ihn machen konten. Es war wie blasser Mondschein im Gegensatz zu der goldenen Sonne an einem herlichen Maitage.

So blieb sich des Ref. Empfindung und Urteil gleich von der Universität bis in die erste Zeit der amtlichen Wirksamkeit hinein. Er konte ihm durchaus keinen Geschmack abgewinnen. Mistrauisch jedoch gegen sein eignes Urteil, wie er war, und fürchtend, dem Dichter unrecht zu thun, weil er sich bewußt war, ihn bisher immer nur im Vergleich mit Körner, Arndt und Göthe betrachtet zu haben, benuzte er nun eine sich darbietende Gelegenheit, ihm wieder näher zu treten und namentlich seine Stücke romantischen Inhalts, z. B. „Taillefer", „König Karls Meerfahrt" ꝛc. näher zu betrachten und auf sich einwirken zu lassen. Aber auch hier wieder dieselbe Erscheinung; Phantasie blieb kalt, Kopf und Herz ohne Interesse, und wenn er sein Gefühl in einem Bilde aussprechen darf, es war ihm immer, als sähe er einen Menschen, der einen Rock anhat, welcher ihm zu eng ist. Da las er in Göthe's Briefwechsel mit Zelter folgende Stelle: „Von den modernsten deutschen Dichtern komt mir Wunderliches zu: Gedichte von Gustav Pfizer wurden mir diese Tage zugeschickt; ich las hie und da in dem halbaufgeschnittenen Bändchen. Der Dichter scheint mir ein wirkliches Talent zu haben und auch ein guter Mensch zu sein. Aber es war mir im Lesen gleich so armselig zu Mut und ich legte das Büchlein eilig weg, da man sich beim Eindringen der Cholera vor allen deprimirenden Unpotenzen strengstens hüten soll. (Also auch unmaßgeblich.) Das Werklein ist an Uhland dedicirt, und aus der Region, worin dieser waltet, möchte wol nichts Aufregendes, Tüchtiges, das Menschengeschick Bezwingendes hervorgehen. So will ich auch diese Produktion nicht schelten, aber nicht wieder hineinsehen. Wundersam ist es, wie sich die Herrlein einen gewissen sittig-religiös-poetischen Bettlermantel so geschickt umzuschlagen wissen, daß, wenn auch der Ellbogen herausgukt, man diesen Mangel für eine poetische Intention halten muß. Ich lege es bei der nächsten Sendung bei, damit ich es nur aus dem Hause schaffe."

So Göthe. Ref. will nur noch hinzufügen, daß er selten in einem fremden Urteile seine eigene Empfindung so genau ausgesprochen gefunden hat, wie hier, obwol er sich bescheiden muß, keineswegs auf dem Standpunkte der Beurteilung zu stehn, wie der alte große Dichter.

Daß nun Uhlands Auftreten in der lezten Periode seines Lebens, von der politischen Schwindelzeit des Jahres 1848 an, sein Eingreifen in die Tagespolitik und seine liberalisirenden, poetischen Bemühungen nicht geeignet sind, seinen poetischen Wert in unsern Augen zu erhöhen, folgt schon indirekt aus dem Beifall des großen gedankenlosen Haufens und literarischen Spießbürgertums, welches sich wie eine große Schreierzunft gebärdet und, wie Raubvögel über ihre Beute, über unsere vor lang oder kurz verstorbenen großen und kleinen literarischen Größen hermacht und demokratisches Kapital aus ihnen schlägt. Ref. erlebte bald nach des Dichters Tode auch eine Uhland-

feier in seiner Nähe, wie sie damals auf Commando der revolutionären Treiber und Wühler von der nachtretenden Menge vielerwärts zur Aufführung gebraucht wurden; aber sie hat begreiflich nicht dazu beigetragen, ihm Geschmack an dem Verstorbenen beizubringen, den er dem Lebenden nie hat abgewinnen können.

---

## Nachrichten.

### Aus dem Hannöverschen.

(Schluß.)

Nach dem Vorgange der „kirchl. Zeitschr." stellte man die Behauptung auf, daß Viele dem Glauben und Leben der Kirche entfremdete Leute des Vertrauens der Gemeinden besonders würdig wären; die Entfremdung selbst suchte man als durchaus unverschuldet und gerechtfertigt darzustellen. Und doch ist sie weit mehr habituell, Sache der Neigung und Gewöhnung, als, wie man vorgibt, Folge vorübergehender Misstimmung und augenblicklich mangelnden Vertrauens zu dem Prediger, und doch ist, sie als berechtigt anerkennen nichts Anderes als die Gnadenmittel für unnötig erklären und das Volksleben ihres heiligenden Einflusses berauben.

Ist dies bis jezt nicht gelungen, hat man die Gnadenmittel in ihrer Dignität stehen lassen müssen, so sind es wahrlich nicht die Rathschläge der „kirchlichen Zeitschrift," denen dies zuzuschreiben wäre. Sie hat sich alle Mühe gegeben, die Ueberzeugung von der Notwendigkeit der Gnadenmittel wankend zu machen, und die, welche dafür einstehen, als katholisirende Hierarchen anzuschwärzen. Es würde ein leichtes sein, n ihrem Bestreben die s. g. hochkirchliche Partei zu verdächtigen, eine ganze Reihe von Versündigungen gegen das achte Gebot nachzuweisen. Statt aller Beispiele von den Verunglimpfungen der Gegner, die mit allerlei Ehrennamen („Teufelspatron," „Zwietrachtsäer" u. dgl.) belegt werden, führen wir nur den Fall des Consistorialraths Münchmeyer an. Die gegen diesen Mann erhobenen sittlichen Beschuldigungen finden wir in der „kirchl. Zeitschr." getreulich als bewiesene Thatsachen referirt, daß aber die auf Antrag des Verleumdeten vom Cultusministerium angeordnete Disciplinaruntersuchung die Beschuldigungen als gänzlich erdichtet dargethan hat, das hat die Zeitschrift zu berichten nicht für gut befunden. Ueberhaupt ist es zu bedauern, daß sie von ihren Correspondenten so schlecht bedient wird. So läßt sie sich von einem Berichterstatter mitteilen, daß im Hannöverschen eine „Teufelsaustreibungsformel" in Gebrauch sei. Einem großen Gelehrten, Doctor und Professor der Theologie, solte man es doch zutrauen, daß ihm nicht unbekant sei, wie himmelweit Abrenunciation und Exorcismus verschieden sind. Wenn aber das, so wäre es ohne Zweifel ganz angemessen, unter seinen Correspondenten bessere Disciplin zu halten und nicht zu gestatten, in eine Zeitschrift, welche der Wissenschaft dienen will, Kraftausdrücke einzuschmuggeln, die höchstens hinter den Bierkrügen berechtigt sein mögen. Oder solte der Herr Herausgeber jenen Unterschied wirklich nicht kennen? Fast solte man auf diese Vermutung kommen, da in einem anscheinend von ihm selbst herrührenden Artikel angeblich im Hannöverschen gebräuchliche „vom Blocksberg herstammende Beschwörungsformeln" erwähnt werden.



Es scheint, daß das „Gemeindeprincip" drastischer Wendungen und Ausdrücke nicht wol entbehren kann, wenn es darauf ankomt, die Massen aufzuregen. Zum Glück nutzen sich die Phrasen bald ab, so wie die rhetorischen Hyperbeln. Auch darin leistet der Vorkämpfer des Gemeindeprincips Nichtgewöhnliches. So lesen wir S. 22 dieses Jahrganges wörtlich folgenden Satz: „Noch niemals seit der Reformation sind Consistorien mit dem Glauben, dem Gottesdienste, dem kirchlichen Leben der Gemeinden so rücksichtslos verfahren, wie dies in gegenwärtiger Zeit geschieht." Nun eine kühnere Uebertreibung ist wol selten ausgesprochen. Wenn wir den entgegengesezten Satz aufstellen: „noch niemals seit die Kirche besteht, sind die Kirchenregierungen mit den Gemeinden so schonend, so rücksichtsvoll umgegangen wie eben jezt," so möchte das, trotz einzelner Misgriffe, die bei gebrechlichen Menschen immer und überall vorkommen werden, der Wahrheit viel näher kommen. Das große Verbrechen der Kirchenregierungen ist aber kein anderes, als daß sie ihrer Pflicht nachkommend dem Verfall des christlichen Gemeindelebens entgegenarbeiten, die geistliche Zucht nach Gottes Wort wieder aufzurichten streben — in wie bescheidenen Grenzen und vorsichtiger Weise dies auch geschehe. Die aber will man eben nicht, überhaupt keine Hülfe auf dem Grunde des Evangeliums, des Glaubens an die Gnade Gottes in Christo. Was danach schmeckt wird als Pietismus gekenzeichnet. Daher das unbarmherzige Gericht über Dr. Wichern und die Werke der innern Mission. So lange Zeit hat man rathlos vor dem Jammer und der geistigen Pestluft der Gefängnisse gestanden und hat keine Hülfe gewußt: nun die innere Mission endlich es wagt, Hand anzulegen, nun heißt es: „Wir haben genug an der Einwirkung auf die Zuchthäuser!"

Bisher hat die Christenheit geglaubt, daß in dem Evangelium und seinen Gnadenmitteln der Kirche die Schätze anvertraut seien, die nur recht gebraucht werden dürfen, um Not, Sünde und Tod gewißlich zu überwinden. Das gilt jezt nicht mehr. Was wir bis jezt gehabt haben, das hat keine Frucht schaffen können, ja die bisherigen Zustände sind durch und durch faul und verderbt gewesen. Nun aber wirds schon besser werden, das „Gemeindeprincip" wird die neuen Heilsmittel, deren das christliche Volk bedarf, erzeugen, aus dem Mutterschoße der Gemeinde müssen sie geboren werden. Und die Protestantentage wollen die neue Geburt fördern.] „Es ist etwas Großes und Heiliges, was wir schaffen wollen — eine deutsch protestantische Kirche!" Nun, das Schaffen, besonders im Reiche Gottes, das hat sich von jeher und wird sich auch in Zukunft der Herr vorbehalten; was die Menschen ihre Schöpfungen nennen, das sind in der That gar vergängliche Gebilde.

Das kirchliche Gemeindeprincip, wie es in den Uebertreibungen seiner Verteidiger, in seinen unberechtigten Forderungen, mit seinen zum Teil grundstürzenden Irrtümern sich jezt geltend machen will, wird seine Zeit haben und keine allzulange Zeit. Allzusehr steht es mit der Wirklichkeit des Lebens, mit den Bedürfnissen der Gemeinden selbst in Widerspruch. Kirche und Gemeinde bedingen einander, auf ihrer Wechselwirkung beruhet ihr beiderseitiges Leben. Will man die Kirche in der Gemeinde aufgehen lassen, so geht sie darin unter, und dann folgt notwendig der Untergang der Gemeinde selbst als einer christlichen. Möge die in dem Gemeindeprincip liegende Wahrheit sich mehr und mehr herausarbeiten, daß nämlich die Gemeinde, wie der höchste und lezte Zweck alles kirchlichen Lebens, so auch ein berechtigter, und je mehr und mehr nicht zu entbehrender Factor des kirch-

lichen Lebens ist — beides aber nur in dem Sinne und nur so weit, als es eine im Glauben stehende, dem Herrn gewonnene, seiner Leitung folgende Gemeinde ist, nicht der Wechselbalg der nur den Namen trägt aber von dem Wesen und der Gestalt der wahren Gemeinde Christi nichts an sich trägt. Ist diese wahre Gemeinde auch meistens verborgen, so ist sie doch vorhanden; sie zu sammeln, zu erbauen, zu selbstbewußtem Leben zu bringen, das ist die Aufgabe der Zukunft. Und sofern unsre neue Kirchenverfassung unter dem göttlichen Segen dazu Raum und Freiheit gewähren mag, wollen wir sie ansehen als eine vielversprechende, mit Dank und Hofnung aufzunehmende Weihnachtsgabe.

---

## Die Hannoverische Vorsynode.

Am 14. Decbr. hat mit der schließlich einstimmigen Annahme „des Entwurfes einer Kirchen-Vorstands- und Synodalordnung für die evangelisch-lutherische Kirche des Königreichs Hannover" unser aus einer antichristlichen Revolution seit August 1862 entbranter Kampf einen vorläufigen Abschluß erhalten. Es ist nun ein wenig Pause eingetreten um so mehr als die Gemüter zugleich auf andere Bahnen, die nach Schleswig-Holstein weisen, geführt sind.

Gestatten Sie mir, auf den Verlauf noch mit einigen Worten zurückzublicken. Mein lezter Bericht schloß mit einer Hinweisung auf die bevorstehenden Wahlen, dazu man sich von beiden Seiten anschickte. Wie die Wahlen der Laien ausfallen würden, darüber herrschte zum Voraus kein Zweifel. Das Celler Comité war zusammengetreten, hatte für jeden der 24 Wahl-Kreise eine geeignete Persönlichkeit ausgesucht, diese öffentlich bekant gemacht und auf den gewiesenen Bahnen dafür gesorgt, daß jeder Wahlmann genau wußte, wem er seine Stimme zu geben hatte. So viel mir bekant geworden, ist nur in einem einzigen Wahlkreise eine irgend erhebliche Minorität für einen kirchlich-gesinten Mann bemerkbar geworden, in allen andern Kreisen war der Sieg der Celleser ganz unbestritten, nicht weil die Gemeinden so völlig radikal gesint gewesen wären, sondern weil man ihnen vorgespiegelt, daß nun die Zeit gekommen sei, um bedeutende Rechte für die Gemeinden zu erstreiten, namentlich hatte man ihnen die freie Wahl der Geistlichen nach eigenem Ermessen der Gemeinde vorgespiegelt. Dieser Lockspeise gegenüber waren alle übrigens sehr vorsichtigen Bemühungen der weltlichen Wahl-Commissäre, gut gesinte Laien-Deputirten in den Wahlen durchzubringen, völlig vergeblich. Ebenso scheiterten etwaige Bemühungen der Geistlichen, die Stimme der Wahlmänner auf geeignete Persönlichkeiten zu leiten, auch in den Gemeinden, wo das Verhältnis der Parochianen zu ihren Pastoren weniger oder gar nicht gestört war. Man sah von vornherein hier zwei Parteien, die sich einander ihre Rechte streitig machen wolten und alles Zureden der Pastoren ward als eine oratio pro domo und darum als höchst verdächtig angesehen, und wo gibt es denn Männer, welche stark und einsichtig genug sind, um in so schwierigen Lagen nicht zweifelhaft zu werden? Auch die besten wurden im Wahltermine fortgerissen. Es kam sogar zu Drohungen.

Diesen Elementen gegenüber hatten nun die Geistlichen ihrer Seits in eben so viel Wahlkreisen ihre Synodalen zu wählen. Die Wahlen waren hier viel unentschiedener und zweifelhafter. Es waren je nach der Anzahl der Pfarren mehrere Inspektionen zu einem Wahlkreise vereinigt, und in der Regel einer der betreffenden Superintendenten mit der Leitung beauftragt. Mancherlei Formalien waren bei den Wahlen zu beobachten und Eine Wahl, die des Consistorial-Raths Münchmeyer, mußte wegen eines geringen Formfehlers wiederholt werden. Mündliche und schriftliche Besprechungen hatten hie und da stattgefunden, aber Zwiespalt war auch hervorgetreten, und nur in wenigen Wahlkreisen war der Ausgang der Wahl zum Voraus gesichert. Man durfte nicht ganz ohne Besorgnis sein, daß eine gewisse sogenante vermittelnde Kategorie von Geistlichen aus der Wahl-Urne hervorgehen würde. Auch unter den Bestgesinten gibt es immer eine Zahl, die da glaubt mit Concessionen etwas erreichen zu können. Sie will um jeden Preis Frieden haben und weiß nicht, daß ein fauler Frieden viel schlimmer ist, als der offene noch so schwere Kampf. Man gab sich in einzelnen Kreisen viele Mühe, solche vermittelnde Naturen durchzubringen. Allein man hatte sich hier doch verrechnet. Mit wenigen, im Uebrigen sehr achtbaren Ausnahmen gingen im ganzen Lande grade die tüchtigsten, entschiedensten, lutherisch-orthodoxen Männer aus den Wahlen hervor zur Freude auf der einen Seite, zum Schrecken auf der antikirchlichen Seite, und nur Eine Wahl war als völlig mislungen zu bezeichnen.

Es war ja ein durchaus neues Gebiet, auf dem die Synodalen sich geltend zu machen hatten. Wenn man aber vorher zweifelhaft war, ob der Eine oder Andere der gewählten Geistlichen, wenn auch im Uebrigen noch so respektabel, grade hier seinen Platz ausfüllen würde, so glaube ich doch kaum, daß irgend ein Wahlkreis mit einer einzigen Ausnahme die Wahl zu bereuen gehabt haben möchte, während im Gegenteil die Anzahl derer groß ist, die das in sie gesezte Vertrauen mehr als gerechtfertigt haben. Auf der andern Seite dürfte es nicht ganz so aussehen. Man hatte sich in verschiedenen Persönlichkeiten doch wol sehr geirrt und es zeigte sich recht deutlich, daß es ein Anderes ist, vor einem zusammengerufenen Haufen einer urteilslosen Menge Bravour-Redensarten zu führen, in den Clubbs, Casino's, auf den Kegelbahnen und in andern dergleichen Kreisen zu raisonniren, als einer Anzahl der tüchtigsten, grade auf diesem Gebiete vollkommen urteilsfähigen Männer gegenüber zu treten. Der kluge Führer der Linken, Herr Rudolf von Bennigsen, mag seine schwere Not gehabt haben, allzu starke Blößen zu verhindern, und wenn auf diesem Wege wieder gewählt werden solte, er würde eine ganze Reihe von Namen zu streichen haben, darunter besonders einige Gelehrte, deren zum Teil skurile Unfähigkeiten gar zu sehr zu Tage traten. Der Eine brachte gleich anfangs eine Betise vor, der Andere blamirte sich und seine Partei späterhin auf das Aergste und der Dritte, Bekanteste, geberdete sich fortwährend wie ein Fisch, der aufs Trockene geworfen ist. Er schlug fortwährend um sich, ohne daß sich irgend Jemand vor seinen sonderbaren Sprüngen gefürchtet hätte. Zu diesen von Geistlichen und Laien erwählten Deputirten hatte nun das Regiment noch 16 zu denominiren, darunter 8 Geistliche und 8 Laien. Es ließ sich erwarten, daß man tüchtige Kräfte würde zu finden wissen, und das ist ja auch durchaus der Fall gewesen bis auf diejenigen Rücksichten, welche man der herschenden Stömung tragen zu müssen glauben mochte und in der That getragen hat. Hätte man an höchster Stelle hierüber geglaubt wegsehen zu können, so würden unstreitig einige wenige Denominationen anders ausgefallen sein.

So war man denn am Ende des September von allen Seiten gerüstet und am 6. October ward die Arena eröfnet, nachdem zuvor in einem feierlichen Gottesdienste der erste Hof- und Schloß-

prediger (gleichfalls Mitglied der Synode), Consistorial-Rath Dr. Uhlhorn, in seiner bekanten und so vielfach schon bewährten Tüchtigkeit aus 1 Petr. 2 die Synodalen erbaut und Gottes Segen erfleht hatte.

Sämtlichen Mitgliedern der Versamlung war der betreffende, von einer dazu berufenen Commission ausgearbeitete Entwurf samt einem gedruckten Begleit-Schreiben des Ministerii zum Voraus zugefertigt.

Aus dem Begleit-Schreiben erfahren wir, daß das Ministerium in Ausführung des Allerhöchsten Beschlusses:

> „Ueber Abänderungen in der bestehenden Kirchenverfassung auf dem in dem Worte Gottes und dem Bekentnisse der Kirche gelegten Grunde mit derselben zu berathen",

der hochwürdigen Vorsynode den Entwurf einer

> „Kirchen-Vorstands- und Synodalordnung für die evangelisch-lutherischen Kirchen des Königreichs"

zur Verhandlung vorlege.

Es wird dann weiter mitgeteilt, daß dem vorliegenden Entwurfe ein im Jahre 1849 bereits ausgearbeiteter Entwurf einer „Kirchenraths- und Synodalordnung", wie er seiner Zeit durch den Druck mit einer begründenden Denkschrift veröffentlicht samt der Beurteilung, welche dieser ältere Entwurf in Berichten und Druckschriften erfahren, zu Gute gekommen; nicht minder haben die Ordnungen der Commission vorgelegen, welche in verschiedenen Staaten zum Teil mit unverkennbarer Benutzung dieses ältern Entwurfes errichtet worden, während zugleich die lehrreichen Erfahrungen benuzt wurden, welche in Anlaß solcher neuen Ordnungen gemacht seien.

Rücksichtlich des Inhalts der Vorlage hebt das Ministerium deutlich hervor, daß hier nur Abänderungen in der bestehenden Kirchenverfassung getroffen werden sollen, während etwa ein völliger Umsturz und Errichtung einer ganz neuen Kirchenverfassung außer aller Frage liege. Es soll berathen werden: „Die Einführung und Ausbildung eines Organs der Gemeinde, in welchem der Pfarrer mit ausgewählten weltlichen Gemeindegliedern nicht blos zur Wahrnehmung der Vermögensinteressen, sondern auch zur Förderung und Erfüllung des geistlichen Berufes der Gemeinde zusammenwirkt und weiter die Einwirkung synodaler Versamlungen in verschiedenen Stufen und deren Einfügung in die bestehende Kirchenverfassung, mit der Aufgabe, nicht an Stelle der jetzigen Kirchenbehörden die Regierung der Kirche zu übernehmen, aber denselben das Gemeindebewußtsein zu vermitteln und namentlich von diesem aus förderliche Anregung zu geben und bei der kirchlichen Gesetzgebung mitzuwirken."

Das Ministerium verhehlt es sich nicht, daß auch bei Festhaltung dieses Maßes die beabsichtigten Neuerungen ernste Sorgen erwecken können, zumal im Hinblick auf den Zustand unserer Gemeinden, bei denen offensichtlich noch so viel daran fehlt, daß sie ständen

> „vornämlich in Gemeinschaft inwendig der ewigen Güter im Herzen, als des heiligen Geistes, des Glaubens, der Furcht und der Liebe Gottes",

während sie doch nur zu sehr geneigt sind, Ansprüche für sich zu erheben, zu denen nur diese Gemeinschaft berechtigt. Gleichwol glaubt sich das Ministerium im Vertrauen auf und im Gebet um Gottes gnädigen Beistand berechtigt, Hand an das Werk legen zu sollen.



Die Kirche sei vorwiegend bisher als Anstalt und nicht als Gemeinde oder „Versamlung" behandelt. Nun weise aber sowol unsre Landesverfassung auf eine derartige Organisation hin, als sie auch in der Mehrzahl der evangelischen Staaten entweder schon bestehe, oder doch vorbereitet werde. Es müsse eine vollere Beziehung, ein lebendigerer Verkehr zwischen den Predigern und ihren Gemeinden und zwischen den Predigern und Gemeinden mit den Kirchenbehörden beschafft werden, damit leztere der ersteren Bedürfnisse und Wünsche vollständiger und richtiger kennen lernen, und erstere der lezteren Maßnahmen und Absichten vertrauensvoller aufnehmen und verständiger würdigen, alle aber aus jeder Einseitigkeit und Abgeschlossenheit und dem unberechtigten Mistrauen und Alleinherrschaftsgelüsten, welche diese im Gefolge haben, heraus und zu wechselseitiger Handreichung, bei der jeder gibt und nimmt, zusammentreten, sich erkennend und erweisend als die mannigfaltigen Glieder Eines Leibes, der da wachsen soll in allen Stücken an dem der das Haupt ist, Christus.

Nach diesen allgemeinen Gesichtspunkten, von welchen aus das Ministerium den Entwurf näher verstanden und aufgenommen wissen will, wendet sich das Begleitschreiben zur Erörterung einzelner Punkte, die wir übergehen.

Der Entwurf selber enthält 92 §§. und zerfält in vier Hauptteile, deren erster vom Kirchen-Vorstande, dessen Bildung, Geschäftsordnung und dessen Wirkungskreis handelt. Es ist darunter die unmittelbare Repräsentation der Gemeinde mitunter auch gegenüber ihrem Pfarrer verstanden. Das was sonst unter dem Namen der Altaristen, Kirchen-Juraten, Kirchen-Räthe, Laien-Presbyter ꝛc. begriffen wird, ist hier auf den bei uns geläufigen Namen der Kirchen-Vorsteher und des Kirchen-Vorstandes übertragen. Es ist die Grundlage, auf der sich die Verfassung erbaut. Ich komme wol später auf die Befugnisse derselben zurück.

Der zweite Teil handelt von den Synoden und zwar zuerst von den Bezirkssynoden, dann von der Landessynode und schließlich von etwa zu bildenden Provinzialsynoden. Jeder dieser drei verschiedenen Formen Synodaler Versamlungen sind besondere Befugnisse beigelegt, so jedoch, daß das Ganze einen in sich und aus sich herauswachsenden kirchlichen Organismus ausmacht, dessen Grundlage der Kirchen-Vorstand und dessen Spitze die Landes-Synode bildet. Eine nähere Darstellung im Einzelnen muß ich mir für heute vorbehalten.

Die Verhandlungen innerhalb und außerhalb der Synode waren unter den obwaltenden Umständen sehr schwierig und oft sehr unerquicklich. Es standen sich da zwei Parteien, eine kirchliche und eine antikirchliche meistenteils schroff gegenüber, und wir haben es wesenlich wol der überaus gewinnenden, persönlich so hochachtbaren Liebenswürdigkeit des Ministers, der allen Verhandlungen beiwohnte, weiter der großen Geduld und Mühe so vieler Mitglieder der Synode, welche die schwersten Angriffe zu tragen, und wenn es Not war, abzuweisen verstanden, weiter der außerordentlichen Tüchtigkeit, Umsicht und Geschicklichkeit hervorragender Mitglieder, so wie schließlich dem ernsten Willen, überall Etwas zu schaffen, wodurch irgend ein Halt in unsern zerfahrenen Zuständen zu bringen, zu danken, daß schließlich nach der zweiten Lesung der Entwurf unter mancherlei Concessionen von beiden Seiten einstimmig angenommen und damit die Synode geschlossen wurde.

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz in Berlin. Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

# Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1864. Mittwoch den 3. Februar. № 10.


## Der Gottesdienst der morgenländischen Kirche.*)

Es gehört zu den wichtigsten Punkten in der geschichtlichen Bewegung der Gegenwart, daß der Orient, welcher uns so lange unbekant gewesen und als eine Welt der Mährchen früher gegolten hatte, nun immer mehr aufgeschlossen und uns ein lebendiger Verkehr mit demselben eröffnet wird. Desto lebhafter regt sich das Verlangen und desto näher tritt an uns die Forderung, die Eigentümlichkeit der dortigen Lebensverhältnisse, Geistesrichtungen und Sitten kennen zu lernen. Unter den Zuständen speziell des kirchlichen Lebens ist es aber vornehmlich der Cultus der morgenländischen Kirche, welcher unser Interesse in Anspruch nimt — wir meinen darunter den Cultus jenes Teils der Christenheit, welcher in den Ländern Vorderasiens und des östlichen Nordafrika's, sowie in der europäischen Türkei und in Griechenland wohnt, allwo diese Weise des Cultus bereits seit dem 4. und 5. Jahrhundert besteht und sich ziemlich unverändert bis heute erhalten hat, desgleichen in Rußland, wohin die griechische Kirche — so nent man den europäischen Teil der orientalischen Kirche — im 10. Jahrhundert (980) verpflanzt worden ist.

Beginnen wir in unserer Darstellung des orientalischen Cultus mit dem kirchlichen Gebäude, worin die gottesdienstliche Feier begangen wird. Jede griechische Kirche ist von Westen nach Osten gelegen, gegen Aufgang der Sonne, von woher das Licht des Heiles uns erschienen, ihre Form ist die Kreuzesform, doch weniger gestreckt als unsere gothischen Kirchen, und nach oben schließt sich dieselbe in 1, 3 oder 5 oder noch mehr Kuppeln ab, deren jede mit einem Kreuze geziert ist, so daß das Gebäude bereits von außen einen von unsern Kirchen verschiedenen Anblick gewährt. Aber auch die innere Einrichtung ist eine andere. Betritt man eine griechische Kirche, so geht man zuerst durch eine doppelte Vorhalle, eine äußere, die sonst für die Büßenden bestimt gewesen, und worüber sich jezt die Glockenthürme erheben, und eine innere, ehedem mit dem Taufstein in der Mitte und als Versamlungsort für die Katechumenen dienend, jezt aber mit heiligen Bildern geschmückt, und zu mancherlei geringeren Feiern verwendet. Von da führen durch eine Bretterwand drei Thüren, deren mittlere ihrer Verzierungen wegen „die schöne" heißt, in den Hauptraum der Kirche, welcher die Versamlung der Gemeinde aufnimt und auch Kirche im engen Sinne genant wird. Aber nicht diesen ganzen Raum nimt die versammelte Gemeinde ein, sondern vorne ist ein schmaler erhöhter Teil desselben durch Stufen und wol auch durch ein Geländer besonders abgegrenzt. Dort steht in der Mitte erhöht der sogenante Ambon, von welchem herab das Evangelium gelesen und die Predigt gehalten wird, rechts und links an der Wand, also südlich und nördlich, sind Chöre angebracht für die Vorleser und Sänger, und am Geländer werden der Gemeinde die heiligen Gaben dargereicht. Diese für den dienstthuenden Klerus bestimte Abteilung des Hauptraums der Kirche ist aber noch nicht das eigentliche Heiligtum derselben. Davor erhebt sich vielmehr eine bis an die Wölbung der Decke reichende Bretterwand, auf welche mithin der Blick der versammelten Gemeinde vornehmlich gerichtet ist. Dieselbe bildet den Hauptschmuck der griechischen Kirchen und ist überall in gleicher Weise angeordnet. Drei Thüren führen durch dieselbe. Die mittlere, die größte und heiligste, durch welche nur die Geistlichen der höheren Ordnung gehen dürfen, führt den Namen „der königlichen oder heiligen Thür." Sie besteht aus zwei Flügeln, weshalb es üblich ist, statt „die heilige Thüre" zu sagen: „die heiligen Thüren", und hat einen verschiebbaren Vorhang, welcher je nach der Art der heiligen Handlungen von innen zurück- oder zugezogen wird. Die rechts davon befindliche, südliche Thüre dient für den Ein- und Ausgang der Diakonen, einer mittleren Ordnung des Klerus, die linke, nördliche für alle Kirchendiener. Die zwei Flügel der mittleren, der heiligen Thüre, sind immer mit dem Bilde der Verkündigung Mariä geziert", und ebenso ist es unbedingte Forderung, daß rechts der heiligen Thüren das Bild Christi und links das der Jungfrau Maria angebracht sei. Beiderseits gegen die Wand zu befinden sich dann die Bilder der Heiligen,

*) Vergl. Euchologion der orthodox-katholischen Kirche aus dem griechischen Originaltext mit durchgängiger Berücksichtigung der altslavischen Uebersetzung ins Deutsche übertragen von Michael Rajewsky, Erzpriester der kaiserlich russischen Botschaft in Wien. Erster Teil: Ordnung des Abend- und Morgengottesdienstes und die heiligen Liturgien. Zweiter Teil: Die heiligen Sakramente samt den vor- und nachfolgenden heiligen Handlungen. Dritter Teil: Vorzügliche liturgische Handlungen. Wien. Druck von L. C. Zamarski und C. Dittmarsch. 1861. 1862.

welche an dem bestimten Orte besonders verehrt werden. Ueber dieser unteren Reihe der Bilder pflegen aber noch weitere hinzulaufen: zuerst eine Reihe von Bildern, welche die Hauptfeste der Christenheit darstellen, in der Mitte das Bild vom heiligen Abendmal; darüber sodann in einer zweiten Reihe die Bilder der Apostel und in ihrer Mitte Christi, des Erlösers Bild; endlich in der höchsten Reihe die Bilder der Propheten und in deren Mitte Maria mit dem Jesuskinde als Gegenstand ihrer Prophezeihungen. Dies ist die stehende Einrichtung der Bilderwand, welche auf griechisch Ikonostas heißt. Und eben einen solchen ständigen Charakter wie die Anordnung der Bilder trägt auch die Weise ihrer Ausführung: alle Figuren haben ihren bestimten, bis ins Einzelne unveränderlichen Typus, sind im strengen altchristlichen Style gezeichnet und gemalt, und machen deshalb einen monotonen, steifen Eindruck, doch einen Eindruck voll heiligen, tiefen Ernstes. Hinter dieser Bilderwand nun befindet sich das eigentliche Heiligtum der Kirche, in welches kein Laie eintreten darf und die Gemeinde nur dann einen Blick werfen kann, wenn eine von jenen drei Thüren sich öffnet oder von der mittleren der Vorhang zurückgezogen wird. Dieser östliche Raum der Kirche, der Altar, wie er genant wird — also Altar in weiterem Sinne, als wir das Wort gebrauchen — geht gegen Osten in mehrere, meist drei halbrunde, erst unter der Decke sich schließende Nischen aus, in deren mittlerer an der Wand umher im Halbkreis die Stühle für die Geistlichkeit, Throne genant, stehen, in der Mitte auf einem erhöhten Raum derjenige für den Bischof. Auf der Südseite des Altars (also dieses inneren für den Dienst des Klerus bestimten Raums) befindet sich das sogenante Diakonikon, ein Schrank, worin „die heiligen Gefäße, Priesterkleider, die Bücher und andere zum Gottesdienst notwendige Dinge aufbewahrt werden", und auf der Nordseite der sog. Rüsttisch, auf welchem alles für den heiligen Dienst zubereitet wird. In der Mitte aber, unmittelbar hinter der mittleren Thüre der Bilderwand, steht der heilige Tisch — dasselbe also, was wir Altar nennen — so daß er von der Gemeinde kann gesehen werden, wenn der Vorhang von der Thüre zurückgezogen wird. Derselbe ist viereckig und auf Stufen erhöht. Mehrere weiße und lichte Decken sind darüber gebreitet, aber die wichtigste ist das sog. Antimension, d. i. ein seidenes Tuch, geschmückt mit einer bildlichen Darstellung der Grablegung Christi, in dessen Enden „einige Teilchen der irdischen Ueberreste der Heiligen" hineingethan sind. Dieses geweihte Tuch erst heiligt den Tisch; ohne dasselbe darf kein Gottesdienst gehalten werden, und wo es über einen Tisch gebreitet wird, wird derselbe zu einem heiligen Tisch, an welchem gottesdienstliche Handlungen dürfen vollzogen werden. Auf dem Tische selbst befinden sich: ein Evangelienbuch, die Pyxis, d. i. eine Schachtel mit den gesegneten Elementen, ferner ein Kreuz, jedoch nicht aufgerichtet, sondern frei liegend, auch nicht mit dem Christusbilde in erhabener Arbeit, wie unsere Crucifixe sind, da in der morgenländischen Kirche zwar Malerei sehr gewöhnlich und geliebt ist, Skulpturen aber untersagt sind. Auf der Mitte des heiligen Tisches aber erhebt sich nach urchristlicher Sitte „eine Art Baldachin oder Zelt, von 4 Säulen getragen", zur Andeutung des himlischen Zeltes, d. i. „der Herlichkeit und Gnade Gottes, welche den heiligen Tisch beschatten", worin eine aus Gold oder Silber gefertigte Taube als Symbol des heiligen Geistes niederhängt. Dies sind die wesentlichen Erfordernisse zur Herstellung des heiligen Tisches, der nur Einmal in jeder Kirche sich findet, während die römische Kirche bekantlich auch Nebenaltäre hat.

Kennen wir hiermit die Einrichtung des Kirchengebäudes in der orientalischen Kirche, so brauchen wir nur, ehe wir den Gottesdienst selbst beschreiben, noch einen kurzen Blick auf die Personen zu werfen, welche bei demselben beteiligt und beschäftigt sind. Die Haupthandlungen, die am heiligen Tische, verrichtet der Priester, und behülflich sind ihm dabei die Diakonen. Vom Priester an gibt es dann noch höhere Ordnungen bis zum Bischof, Erzbischof und Patriarchen, und ebenso vom Diakon abwärts noch niedrigere, durch die Aemter des Subdiakon, Lektor (Vorleser) und der Sänger bis hinab zum Thürsteher. Sie alle haben ihre besondere, bis ins Einzelnste genau vorgeschriebene, sehr weite, faltige, an Schmuck und Farben reiche, feierliche Kleidung, deren einzelnen Stücken durchweg eine symbolische, meist sehr sinnvolle Bedeutung zukomt. Zur Hebung des ernsten, feierlichen Eindrucks, den das gottesdienstliche Auftreten des griechischen Klerus macht, trägt aber wesentlich bei, daß die höheren Ordnungen vom Priester an außer ihrem langen Haupthare auch einen unverkürzten, von Mund und Kinn frei niederwallenden Bart tragen, der ihnen ein sehr würdevolles Ansehen verleiht und unwillkürlich an das Bild der alttestamentlichen Priester und Hohenpriester erinnert.

Gehen wir nun zur Darstellung der gottesdienstlichen Feier selbst über, so bildet auch in der griechischen Kirche den Mittelpunkt derselben die Feier der Messe, oder, wie sie im Orient genant wird, der heiligen Liturgie, und mit derselben stehen noch sieben andere tägliche Gottesdienste in enger Verbindung, die jedoch nur in Klöstern vollständig gefeiert werden, für den Gottesdienst der Gemeinde aber mit der heiligen Liturgie in drei Feiern zusammengezogen sind. Diese drei, ein zusammenhängendes Ganzes ausmachende Teile sind: die Vesper oder der Abendgottesdienst, die Matine oder der Morgengottesdienst und die heilige Liturgie, die des Vormittags gehalten wird. Und diese drei vereinigten Gottesdienste umfassen in der Menge ihrer Lesungen, Gebete und der übrigen mannichfaltigen Verrichtungen nichts weniger als den gesamten Kreis der göttlichen Offenbarungen von der Schöpfung an bis zur Verklärung Christi, welche alle in jenen Handlungen versinnbildlicht sind, um hiemit zum Lobe Gottes und zur Erbauung des versammelten Volkes gefeiert zu werden.

Der Gottesdienst begint des Abends nach Sonnenuntergang. Treten wir in die Kirche ein, so ist in dem weiten Raume

derselben erst alles still und dunkel, wie es im Anfang der Schöpfung gewesen, als die Erde noch wüste und leer war und finster auf der Tiefe. Da läuten die Glocken, die heiligen Thüren, die Sinnbilder der Himmelsthüre, öffnen sich und der Priester tritt daraus hervor, das Rauchfaß in der erhobenen Hand, macht mit demselben das Kreuzeszeichen und durchschreitet alle Räume der Kirche bis in die Vorhalle, mit den Thymianwolken, die aus dem Rauchfaß aufsteigen, den Geist Gottes abbildend, der auf der Tiefe schwebte, und dasselbe vor allen Bildern der Heiligen und um das versammelte Volk schwingend, „damit nichts ohne die Weihe des christlichen Segens und die Fülle des heil. Geistes bleibe." Der Diakon aber trägt den großen Leuchter mit angezündeten Kerzen vor ihm her, um damit an das Schöpfungswort zu erinnern: „Es werde Licht!" Nach vollendetem Umgange räuchert der Priester noch einmal vor dem Bilde Christi und der heil. Jungfrau an der Bilderwand und geht dann in den Altar zurück. Dort spricht er vor dem heiligen Tische stehend: „Ehre sei der heiligen und einwesentlichen und lebendigmachenden und unzertrennlichen Dreieinigkeit allezeit, jezt und immerdar und von Ewigkeit zu Ewigkeit!" und ruft dann wiederholt und mit stets steigender Stimme: „Komt und lasset uns anbeten vor Gott unserm Könige, lasset uns niederfallen vor Christus, Gott, unserm Könige!" Der Vorsänger aber singt mit dem Chore den 104. Psalm, den bekanten Schöpfungspsalm: „Lobe den Herrn, meine Sele! Herr, mein Gott, du bist sehr herlich, du bist schön und prächtig geschmückt. Licht ist dein Kleid, das du anhast, du breitest aus den Himmel wie einen Teppich, du wölbest es oben mit Wasser, du fährest auf den Wolken wie auf einem Wagen und gehest auf den Fittigen des Windes" — und so den Psalm bis zu Ende, während der Priester die 7 sog. Leuchtengebete betet. So feiert die griechische Kirche zu Anfang der Vesper die Offenbarung der Herlichkeit Gottes in der Schöpfung von Himmel und Erde.

Aber die Schöpfung Gottes ist nicht in ihrer Reinheit und Herrlichkeit verblieben, die Sünde drang in der Menschen Herz und brachte Verderben auch in die Schöpfung. Darum schließen sich die heiligen Thüren wieder, wie sich einst die Pforten des Paradieses hinter dem ersten Menschenpare geschlossen hatten. Und nun betet der Priester die große Ektenie, d. i. das Fürbittengebet für alle Stände, worin der Chor auf jede einzelne Bitte singt und ruft: Herr, erbarme dich! Aber das Erbarmen der göttlichen Liebe ruht auch nicht und schweigt nicht. Zuerst weist sie den Sünder hin auf den Weg des göttlichen Rechtes, den der Mensch verlassen, indem der Chor im Wechselgesang die ersten Psalmen singt, beginnend mit den bekanten Worten: „Wol dem Manne, der nicht wandelt im Rathe der Gottlosen." Und das Wort der Mahnung dringt in der Sünder Herz: es wiederholt sich die Ektenie immer von neuem wieder in kürzerer Form (d. i. in einer kleineren Zahl von Fürbitten), und dazwischen hinein werden Buß-Antiphonen gesungen,



als da sind: „Herr, strafe mich nicht in deinem Zorn", „Aus der Tiefe rufe ich, Herr, zu dir." Schon aber regt sich auch in dem Sehnen der Buße die Hoffnung auf Erhörung der Gnade. Und der Chor singt: „Mein Gebet müsse vor dir taugen wie ein Rauchopfer, meiner Hände Aufheben wie ein Abendopfer." (Ps. 141, 2.) Während dessen geht der Diakon mit dem Rauchfasse hervor, alles mit dem Dufte des Weihrauches erfüllend. Der Chor beginnt zu singen: „Bei dem Herrn ist die Gnade und viel Erlösung bei ihm, und er wird Israel erlösen aus allen seinen Sünden." Und dann vereinigen sich die beiden Chöre in der Mitte der Kirche, und bleiben dort, in ihren Gesängen fortfahrend, stehen. Der Priester aber, welcher bis jezt nur mit dem Epitrachelion, einem schmalen Ueberhang über seinem Priestergewande, angethan gewesen, erscheint nun zugleich im Phelonion, einem kurzen, die Schultern rings bedeckenden Uebergewande, mit ihm geht der Diakon, das Rauchfaß in der Hand, und voran schreiten zwei Lichtträger mit angezündeten Kerzen. Nach einem kurzen Gebete weist der Diakon gegen Osten und ruft dann: „Weisheit! stehet aufrecht!" Der Chor aber, in der Mitte der Kirche stehend, singt den lieblichen Hymnus: „Jesu Christe, du sanftes Licht" — hiemit hinweisend auf das Licht des Heils, welches im Osten der in Nacht und Tod gesunkenen Welt aufgehen soll, aufgehen in Jesu Christo. Nach Beendigung des Gesanges, wo die heiligen Thüren sich wieder schließen, werden durch den Lektor prophetische Abschnitte aus dem A. T. vorgelesen, die der Diakon mit dem jederzeitigen Rufe: „Weisheit!" einleitet, und es folgen Bitt- und Fürbittengebete mit dem jedesmaligen Zwischenrufe: „Herr, gewähre!" Darnach aber bewegt sich aus der nördlichen Thüre der heilige Zug vom Priester und dem das Rauchfaß tragenden Diakon mit zwei Lichtträgern voran und den Sängerchören hintennach durch die Kirche hindurch bis in die Vorhalle derselben, wo sonst die Büßenden gestanden waren, und in langen Litaneigebeten mit dem erst 40, dann 30 und darnach wieder 50 Mal sich wiederholenden Zwischenrufe: „Herr, erbarme dich!" wird für jede reuige Sele gebetet, daß sich Gott ihrer erbarmen möge. Von da kehrt der Zug wieder zurück in die Kirche, in deren Mitte ein Tisch aufgestellt ist, und darauf ein Gefäß mit fünf Broden und daneben drei Gefäße mit Wein, Oel und Weizen, welche „auf die geistliche Weihe, die uns der Herr auf Erden gebracht," symbolisch hinweisen sollen. Der Vorleser aber liest den Schwanengesang Simeons: „Herr nun lässest du deinen Diener in Frieden fahren", womit der Glaube des A. Bundes das erscheinende Heil begrüßt, und der Priester segnet die Brode. Nachdem dann der Zug wieder vor den heiligen Thüren angelangt ist, kehrt sich der Priester nochmals gegen das Volk und segnet es und kehrt zurück in den Altar. Hiermit schließt sich der erste Teil des griechischen Gottesdienstes, die heilige Vesper.

Hat so die Vesper in ihrer Darstellung der göttlichen Offenbarung den Zeitraum von der Schöpfung der Welt bis

zum Ende des A. T. umfaßt, so stellt die darauf folgende Matine (der Morgengottesdienst) den Zeitraum von der Geburt Jesu bis zum Antritt seines Lehramtes dar. Auch hier ist's wieder anfangs dunkel in der Kirche, wie es dunkel gewesen in der Nacht, da der Heiland geboren wurde. Nur vor dem Bilde Christi und Mariä (an der Bilderwand) sind, vor jedem ein kleines Licht, angezündet, und ein gleiches schimmert aus dem Heiligtum hervor. Es läuten wiederum die Glocken, und der Vorleser beginnt mit dem dreimaligen Rufe, der einst von den himlischen Herscharen gesungen worden: „Ehre sei Gott in der Höhe und Friede auf Erden und den Menschen ein Wolgefallen!" Zuerst werden 6 Psalmen gelesen, „die das innere Gespräch des Christen mit seinem Heiland abbilden" und zweimal mit einem dreifachen „Halleluja! Ehre sei dir, o Gott!" geschlossen werden, während der Priester leise mehrere Morgengebete spricht. Nachdem hierauf das Fürbittengebet, welches durch den ganzen griechischen Gottesdienst immer wiederkehrend sich hindurchzieht, gebetet worden, so ruft der Vorleser zu mehreren Malen: „Gott ist der Herr und ist uns erschienen. Gelobt sei, der da komt im Namen des Herrn!" welchen Ruf der Chor unter erwiedernden Sprüchen des Vorlesers mehrmals wiederholt. Und daran schließt sich das Festlied des Tages, Troparion genant, welches die heilige Freude der Gemeinde über die erschienene Gnade ausspricht.

Neun Psalmenlektionen (Kathismen, Sitzpsalmen genant, weil sich die Gemeinde dazu niedersetzen darf) bilden nun den Uebergang zur feiernden Darstellung einer neuen Epoche im Leben Jesu. Es ist dies sein öffentliches Auftreten vor dem Volke — welcher gottesdienstliche Akt Polyhelie („viel Licht") genant wird. Die heiligen Thüren öffnen sich wieder, während die Chöre in feierlichem Wechselgesang den 135. und 136. Psalm anstimmen, jeden Vers mit einem Halleluja schließend. Und hervor tritt der Priester, einfach gekleidet, „um in seiner Person die glanzlose Erscheinung Christi darzustellen," ihm voran der Diakon mit der brennenden Kerze und dem Rauchfaß in der Hand und durch alle Räume der Kirche, selbst bis in die Vorhalle schreitend, damit alle mit dem Lichte Christi erleuchtet, „mit seiner Gnade heimgesucht" werden. Die Chöre aber singen während dieses heiligen Ganges Loblieder auf Christum, ihn als den Herrn zu preisen, welcher sich in seiner Auferstehung — denn jeder Sontag ist ja ein Gedächtnistag der Auferstehung Christi — als solchen erwiesen hat, und alle Gläubigen werden aufgefordert, in das Dreimalheilig zu Ehren des Vaters, des Sohnes und des heil. Geistes einzustimmen. Nachdem sich dann die Sänger in 2 Chören aufgestellt haben, um die Stufenlieder (Antiphonien des Lobes) zu singen, so werden die Glocken geläutet, um die Aufmerksamkeit auf das Licht der Weisheit zu lenken, welches von der prophetischen Thätigkeit Christi ausgeht, und der Diakon, welcher indessen in den Altar zurückgekehrt ist, liest bei geöffneten heiligen Thüren das heilige Evangelium, wobei vor und nach demselben der Chor zu Ehren Christi, von welchem das Evangelium handelt, die Worte singt: „Ehre sei dir, o Herr! Ehre sei dir!" Und während dann der Chor in weitern Gesängen sein Lob Christi fortsezt, so geht der Priester — und wo ein Bischof den Gottesdienst hält, im Gefolge seine ganze Geistlichkeit — unter Vortritt von 2 Lichtträgern „durch die heiligen Thüren mit dem Evangelienbuche, welches er an seine Brust hält, heraus, und stelt sich mit herabgelassenem Phelonion (Uebergewand) mitten in der Kirche auf und die Lichtträger stellen die Kerzen zu seinen beiden Seiten. Nun komt der Vorsteher der Gemeinde, verbeugt sich zweimal vor dem Evangelienbuche, küßt es, und verbeugt sich abermals einmal vor demselben, hernach noch nach den beiden Chören links und rechts. Dann geht die ganze Brüderschaft und das Volk zu zweien und machen es ebenso." Nach dieser Verehrung des Evangeliums segnet der Priester die ganze Versamlung mit dem Evangelienbuche, geht in den Altar hinein, und schließt die heiligen Thüren zu. Es folgen hierauf Gesänge zu Ehren des jeweiligen Festtages mit lobpreisenden Responsen. Nach dem 8. Gesange fordert der Diakon auf, „die Göttergebärerin und die Mutter des Lichtes" mit Loblieder zu erheben und der Lobgesang Maria's (Magnifikat) wird antiphonisch vom Chore gesungen. Nach dem 9. Gesange aber spricht der Diakon die kleine Ektenie, welche mit der dreimaligen Antiphonie: „Heilig ist der Herr, unser Gott!" abgeschlossen wird, und die Chöre singen noch geteilt etliche Lobpsalmen, um sich dann in der Mitte der Kirche zum gemeinsamen Lobpreis des dreieinigen Gottes und der Gottesgebärerin zu vereinigen. Da öffnen sich wieder mit Einemmal die heiligen Thüren und der Priester ruft in die Kirche: „Ehre sei dir, Herr, der du uns das Licht gezeigt hast!" Die Chöre aber stimmen das bekante große Gloria, diesen herlichen, ältesten Morgengesang der Kirche an: „Ehre sei Gott in der Höhe, Friede auf Erden, und den Menschen ein Wolgefallen! Wir loben dich, wir preisen dich, wir sagen dir Dank für deine große Herlichkeit, o Herr, himmlischer König ꝛc." u. s. f. Daran schließt sich das Trishagion, das Dreimalheilig, das in der griechischen Kirche lautet: „O heiliger Gott, heiliger Starker, heiliger Unsterblicher! erbarme dich unser!" Und nachdem hiemit der Lobpreis Christi und des dreieinigen Gottes sich vollendet hat, spricht der Priester, nach vorausgegangener Ektenie, leise das Gebet um Segnung, welchem das Volk mit gebeugtem Haupte beiwohnt, und entläßt dasselbe mit dem Segen Christi. Hiemit ist die Matine, der zweite Teil des griechischen Gottesdienstes geschlossen.

(Fortsetzung folgt.)



Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz in Berlin. Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin

# Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1864. Sonnabend den 6. Februar. № 11.


## Johann Balthasar Schuppius.

Geb. den 1. März 1610, gest. den 26. October 1661.

Das Andenken dieses Mannes ist in diesem Jahre von zwei Seiten her erneuert worden. Von Pastor Oelze zu Fraustadt in der Schrift: „Balthasar Schuppe. Ein Beitrag zur Geschichte des christlichen Lebens in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts. Hamburg, Agentur des Rauhenhauses", und in einem Berliner Programm von Dr. Bloch. Dieser gibt auf 38 Quartseiten das Resultat einer sehr genauen Erforschung aus zum Teil erst aufgesuchten Quellen und damit wertvolle, hie und da berichtigende Zusätze und genauere Angaben zu dem Oelzeschen Buche. Die Blochsche Abhandlung ist eigentlich nur eine Vorarbeit zu einer vom Verfasser noch zu erwartenden Zusammenstellung und Beleuchtung der pädagogischen Ansichten und Tätigkeit Schuppes, woraus es sich erklärt, daß die Biographie dieses Hamburgischen Pastors in ein Schulprogramm kommen konte. Dr. Bl. will Sch. in der Pädagogik zur ihm gebührenden Anerkennung bringen, nachdem Karl v. Raumer ihn nur als Schwiegersohn des Helvicus mit dem Beinamen „der Seltsame" angeführt und Schwarz ihn auch nur kurz abgefertigt hat. Aber noch von einer ganz andern Seite, in der deutschen Nationalliteratur, ist Schuppius schon längst wieder in das Andenken zurückgerufen worden. Zuerst von Wachler in seinen Vorlesungen 1818—19. Seitdem haben ihn alle Literaturen als einen Klassiker der satirischen Sprache aufgeführt. Vilmar rechnet ihn unter diejenigen Erscheinungen, welche uns mit dem, abgesehen von dem Kirchenliede, traurigen 17. Jahrhundert etwas aussöhnen. Er sagt von ihm: „Dieser thätige, lebhafte und launige Mann war ein erklärter Gegner der Opitzischen Poesie, und nachgerade auch ein Gegner der ganzen beschwerlichen und unnützen Schulweisheit seiner Zeit. Seine Schriften sind voll Humors und Witzes, in einem natürlichen, lebendigen Stile, der von der geschraubten Sprache seiner Zeit auf unglaubliche Weise absticht, von launiger Treuherzigkeit und treuherziger Laune, voll Anschaulichkeit und voll der glücklichsten Griffe aus dem wirklichen Leben — unter denen des 17. Jahrhunderts weit zu den besten zu zählen, wenn sie nicht wirklich die besten sind." Da die andern Autoritäten Sch. als deutschen Schriftsteller gleicherweise anerkennen, so werden wir um so verlangender nach seiner Bedeutung als Prediger und Selsorger, nach seiner Bedeutung für die Kirche, deren Diener er war. Es ist gewiß bedeutsam und nicht zufällig und dient zu einem richtigen Präjudiz, daß Sch. in der Kirchengeschichte noch keine Stelle gefunden, während die Literaturgeschichte ihm eine so ehrenvolle angewiesen hat. Daß seine bedeutenden Gaben zur Erreichung dieser gedient, hat ihn jene, bisher wenigstens, nicht erreichen lassen. Pfarrer Vial wolte vor einigen Jahren (1857) in einer kleinen Schrift (71.S.): „Johann Balthasar Schuppius, ein Vorläufer Speners" ihm einen hohen Platz unter den viris desideriorum vor Spener vindiciren, aber er ist doch damit nicht recht durchgedrungen. Die Herzogsche Encyklopädie hat Sch. noch ganz übergangen, Pastor Oelze scheint die Vialsche Broschüre gar nicht zu kennen, obwol er Sch. dieselbe Stellung in der Kirchengeschichte des 17. Jahrhunderts vindicirt. Jedenfalls aber ist seine Monographie, sowie die Blochsche Abhandlung, ein gerechter Tribut, den unser geschichtliches Zeitalter einem Manne abträgt, der mit seinen großen Gaben auch der Kirche und Schule seiner Zeit gedient hat.

Sch. war 1610 zu Gießen geboren, der Sohn eines dortigen Rathsherrn, der wegen seiner Biederkeit geachtet war. Seine Mutter war die Tochter des Bürgermeisters zu Gießen. Beide Eltern ließen es sich angelegen sein, den Knaben nach der Sitte der Zeit fromm zu erziehen. Bei den guten Anlagen und dem ausdauernden Fleiße des Knaben, konte er bald der Unterschule entnommen und ins Pädagogium seiner Vaterstadt geschickt werden, welches unter Christoph Scheibler, einem damals als Philosophen-Theologen nicht unberühmten Manne stand. Erst 15 Jahre alt, bezog er im Jahre 1625 die Universität Marburg. Den talentvollen, strebsamen Jüngling befriedigten die damaligen Universitätsstudien so wenig, als das Universitätsleben. Der rohe Pennalismus und die geistliche Logik mit ihren Figuren, Kettenschlüssen, Probabilitäten, ekelte ihn an. Er spricht sich über diese Periode seines Lebens dahin aus, daß ihm die beste Blüthe seines Alters gestohlen sei. „Ich will zwar meinen Praeceptoribus nicht fluchen, allein ich werde gleichwol ihr Grab nicht mit Rosen und Violen, mit Rosmarien und Tulpinen bestreuen, darum, weil sie mir damals nicht gerathen haben, daß ich anstatt dieser logischen Bachantentröster einen guten Oratorem oder Historicum in die Hand nehmen solle." Die Neigung Schuppens war dahin gegangen, Jurisprudenz zu studiren, aber seine Eltern bestimten ihn, die Theologie zu erwählen. Im dritten Jahre seines Aufenthaltes

in Marburg wandte er sich ihr zu. Nach Vollendung seines Trienniums kam ihn die Lust zu reisen an. Es war bekantlich damals allgemeine Sitte, daß diejenigen Studenten und Kandidaten, welche nicht blos fürs liebe Brot studirten, oder welche Mittel hatten, sich zum Vergnügen länger auf Universitäten aufzuhalten, weite Reisen machten und auch gern die Universitäten Frankreichs, Italiens und Hollands besuchten. Sch. begab sich 1628 zunächst nach Frankfurt, besuchte die meisten Akademien Oberdeutschlands und legte in diesen unsichern Zeiten, mit Gefahr Leibes und Lebens eine Strecke von 250 Meilen bis Königsberg in Preußen zu Fuße zurück, um den berühmten Rhetor Samuel Fuchs zu hören. Er machte da verschiedene Bekantschaften und hielt auch eine theologische Dissertation. Von Königsberg nahm er seinen Weg nach Esth- und Liefland, Litthauen und Polen. Ueberall ging er darauf aus, Land und Leute kennen zu lernen und lernte sie kennen, sammelte reiche Erfahrungen, schärfte seinen psychologischen Blick. Dann ging er zur See von Danzig nach Kopenhagen und Soroe, weil sich da eine bedeutende Schulanstalt befand und wo er über ein halbes Jahr den Studien oblag. Unter manchen Fährlichkeiten kam er nach Stralsund um die tapfere Stadt kennen zu lernen, welche dem Friedland so lange Widerstand gethan, und von da nach Greifswald, wo er von mehreren Professoren freundlich empfangen wurde. Wir sehen in diesem reisenden Jünglinge, in den Motiven und Zielen, die ihn bestimten, den Mann reifen, der die Gebrechen und Bedürfnisse des Lebens so erschaute wie das innere Getriebe des menschlichen Herzens, der alle Gebiete des gesellschaftlichen Lebens, Kirche und Staat, Krieg und Frieden, Schule und Haus, Reiche und Arme mit herzlicher Teilnahme und gesundem Urteil umfaßte. Daß der junge Student in Greifswald mit dem kaiserlichen Befehlshaber Fürsten Savelli persönlich bekant wurde, zeigt, daß in seiner Erscheinung etwas die Aufmerksamkeit Erweckendes und Anziehendes lag. Durch die Fürsorge des Fürsten kam er in Soldatenkleidung nach Rostock. Hier erlangte er 21 Jahre alt, im J. 1631 die Magisterwürde und hielt öffentliche Vorträge. Die Belagerung der Stadt durch die Schweden unterbrach seine akademische Thätigkeit, und obgleich sein Aufenthalt in Rostock nur kurz war, so hat Sch. doch wol hier die Richtung in der Theologie erhalten, welche wir ihn später im Predigtamte verfolgen sehen.

Paul Tarnow († 1633) und Johann Tarnow († 1629), Oheim und Neffe, wirkten damals in Rostock als Vertreter des biblisch-praktischen Christentums und suchten dem Studium der Schrift aus den Grundsprachen wieder aufzuhelfen, welches unter der wuchernden Streittheologie ganz verkommen war. Johann T., der sich besonders um die Spracherklärung verdient machte, war kurz vor Schuppens Ankunft gestorben, aber der Exeget, wie damals die lutherische Kirche keinen zweiten zur Seite zu stellen hatte, lebte in seinem Wirken und seinen Werken natürlich noch fort. Paul T. trat auch dem kirchlichen Verderben, über welches Andere nur erst in der Stille seufzten, mit Freimütigkeit entgegen, drang auf eine Belebung der Selsorge und scheute sich nicht, auch in der reformirten Praxis das Beifallswerte anzuerkennen. Neben ihm stand in der Fakultät und im Predigtamte Johann Quistorp der Aeltere († 1648) mit derselben praktisch-christlichen Gesinnung, gegen andere Bekentnisse mild, für das eigene auf That und Leben dringend. Wenn ein Gegner dieser Männer klagt, daß die Philosophie in Rostock darniederliege und daß er in den Vorlesungen eines Professor primarius (Paul Tarnow) gehört, die Distinktionen seien nur ineptiae, so erinnern wir uns, daß unser Sch. zu dieser Erkentnis schon als Student in Marburg gekommen war, und schließen daraus, wie er in Rostock aufgeatmet, wie begierig er diese Lebensluft eingeatmet haben mag.

Bei der Belagerung Rostocks durch die Schweden bewies Sch. Mut und Standhaftigkeit. Nach Aufhebung derselben kehrte er, wieder unter mancherlei Gefahren über Hamburg, Lübeck und Bremen in seine Heimat zurück, nachdem er gegen vier Jahre auf Reisen gewesen war, und begann in Marburg mit besonderer Aufmunterung des Landgrafen öffentliche Vorlesungen zu halten. Aber die Pest brach in Marburg aus, die Universität wurde bald nach Grüneberg, bald nach Gießen (gegründet 1607 und 1625 mit Marburg vereinigt) verlegt, und Sch. entschloß sich mit einem jungen hessischen Edelmann Rudolf Bauer von Holtzhausen nach Köln und Holland zu reisen. Er besuchte die vornehmsten holländischen Städte, Universitäten und Gelehrten, wobei sich seine Abneigung gegen den unfruchtbaren, anmaßenden Scholasticismus bis zum Widerwillen steigerte. Auf Geheiß seines Vaters kehrte er zurück, ohne, wie er es wünschte, Frankreich und Italien gesehen zu haben. Schon das erste Mal hielt ihn sein Vater davon zurück, weil er wie Andere seiner Zeit mit Recht sagte, aus Italien namentlich bringe man nichts als ein böses Gewissen, einen ungesunden Leib und einen ledigen Beutel zurück. Es war auch Zeit, nach achtjährigem Umherschweifen sich einem festen Berufe zu widmen. Er fand auch sofort denselben, seine reichen Erfarungen und Kentnisse, seinen hellen Blick in die Zustände und Bedürfnisse der Zeit zu verwerten.

Bald nach seiner Rückkehr (1635) wurde die Professur der Geschichte und Eloquenz an der Universität Marburg erledigt und dieselbe, durch einstimmige Wahl des Senates, von dem Landgrafen Georg II. dem erst 25jährigen Sch. übertragen. Im nächsten Jahre verheiratete er sich mit der Tochter des schon 1617 gestorbenen Doktors der heil. Schrift und Professors der hebräischen Sprache, Christoph Helvicus, den Sch. persönlich kaum gekant haben wird, dem er aber geistig innig verbunden war. Die Bestrebungen des Helvicus in Betreff der Reform der Schulen, seine gesunden Ansichten über Methodik, seinen Blick und Herz für das Verderben seiner Zeit überhaupt konte Sch. zugleich mit der Tochter sich vermälen und mit den Papieren ererben. Der junge Professor trat in seinem Amte mit Hingebung, Energie und Geist auf. Ein collegium chronologicum hatte seine Zuhörer so hingerissen, daß sie ihm eine silberne Kanne verehrten. Sein Ruf zog bald auch viele vornehme

junge Männer an. Einst waren in seinem Kolleg außer vielen Edelleuten 5 Fürsten und 9 Grafen. Er trat den Studirenden helfend, rathend, unterweisend auch persönlich nahe, aber schonte dabei die Verkertheiten des damaligen studentischen Lebens durchaus nicht. Eine Anzahl lateinischer Reden und Abhandlungen, auch deutscher Vorträge verriethen noch die Jugend des Verf. sehr, seinen Ruf als Schriftsteller hat er durch seine späteren deutschen Schriften erhalten. Wenn er auch seinem Berufe und den geschichtlichen Studien fleißig oblag, so versäumte er doch die Theologie nicht, erhielt als Anerkennung dafür von der theologischen Fakultät 1641 die Würde eines Licentiaten, 1643 wurde er durch die Wahl des deutschen Ordens Prediger an der St. Elisabethkirche und 1645 Doktor der Theologie. Aber trotz aller dieser Anerkennung wurde er doch in Marburg nicht recht heimisch, das ganze Welt- und Universitätsleben widerte ihn an, und er wünschte sich, als Dorfpfarrer in der Einsamkeit Gott zu dienen und sein Reich zu bauen. Dieser Wunsch ist ihm niemals erfüllt worden, aber der akademischen Thätigkeit wurde er bald enthoben. Im Jahre 1646 wurde er vom Landgrafen Johann zu Hessen als Hofprediger, Konsistorialrath und Inspector der Kirchen und Schulen zu Braubach am Rhein berufen. Er erwarb sich das Vertrauen seines Fürsten in einem solchen Grade, daß er ihn 1647 zu den westfälischen Friedensverhandlungen nach Münster und Osnabrück schickte. In Münster erwarb er sich bald das Vertrauen der Protestanten und hielt auf Verlangen des Grafen Oxenstierna am 15. October 1648 die erste Friedenspredigt, und 1649 am Sontage Quinquagesimae die zweite. Er legte dieser die Anfangsworte des Evangeliums zum Grunde: „Sehet, wir gehen hinauf nach Jerusalem", und ermahnte den Kaiser, die christlichen Könige und Fürsten, zwischen denen jezt die Eintracht wieder hergestellt sei, gemeinschaftlich gegen die Türken zu ziehen und ihnen Jerusalem und das heil. Land zu entreißen, ein Gedanke, den er auch später noch festhält. Er erntete für diese Predigten viel Beifall ein und trug durch sie nicht wenig zur Versöhnung der edleren Katholiken und der Evangelischen bei.

Noch in demselben Jahre 1649 erhielt er einen doppelten Ruf als Prediger nach Hamburg und nach Augsburg. Am 20. Juli wurde er vom Senior Joh. Müller als Pastor zu St. Jakobi in Hamburg eingeführt. Er wurde mit großem Beifall aufgenommen. Er predigte volkstümlich, kräftig, bilderreich, aus dem Leben gegriffen und in das Leben eingreifend, in Gnomen, Sprüchwörtern und frappanten Wendungen Diese der trockenen, breiten, langweiligen Predigtweise seiner Zeit entgegengesezte zog alle Klassen des Volkes an. Wir haben nur eine einzige vollständige Predigt von ihm, die über das dritte Gebot: „Gedenk daran, Hamburg", die Oelze im Anfang mitteilt, außerdem haben wir nur Bruchstücke, welche wir seinen Feinden verdanken, die ihn um seiner Predigtweise willen angriffen. Von der Pein der Verdammten in der Hölle sagt er: „Wenn das ganze baltische und oceanische Meer voll Dinte wäre, wenn ein Papier oder Pergament wäre so groß als



Himmel und Erde, wenn so viel gelehrter Leute wären, als Sterne am Himmel, und hätten so viel Federn, als im Sommer Gras und Blumen auf dem Felde und Blätter auf den Bäumen sind, so könten sie langer Zeit nicht beschreiben, wie groß die Pein der Verdammten in der Hölle sei." Sch. verstand die große Kunst und übte sie in der originellsten Weise, die Geschichte der heil. Schrift in seine Zeit zu versetzen; das ganze Wort Gottes auf dieselbe zu beziehen. In einer Predigt über das Evangelium am 8. Sonntage nach Trinitatis, Matth. 7, verteilt er die drei Fragen in V. 22 unter drei Stände: „damit sich nun jedermann lerne erkennen, so geht Christus der Herr durch alle Stände und gibt einem jeden seinen Text und sagt: „Es werden viele zu mir sagen an jenem Tage: Herr, Herr, haben wir nicht in deinem Namen geweissagt?" das ist der Text für die Geistlichen, die ihr heiliges Amt durch ein ärgerlich Leben unehren. Die werden sich am jüngsten Tage verwundern, warum sie in die Hölle sollen. Darum werden sie sagen: Herr, Herr, haben wir nicht in deinem Namen geweissagt? Haben wir nicht viele schöne Bücher von der Religion geschrieben? Haben wir nicht wider die Papisten, Calvinisten, Juden und andere Ketzer gar scharfsinnig disputirt? Haben wir nicht manche tröstliche Predigt gehalten? Zum Andern sagt Christus: „Es werden ihrer Viele sagen am jüngsten Tage: Herr, Herr, haben wir nicht in deinem Namen Teufel ausgetrieben?" Das ist ein Text für die Regenten im weltlichen Stande, welche zwar gute evangelische Prediger vociren und in Ehren halten, aber sie folgen ihnen nicht. Die machen es wie Herodes, der Johannes den Täufer gern hörte, wenn vielleicht Johannes predigte wider Pontium Pilatum, wider die Hohenpriester, Pharisäer und Schriftgelehrten zu Jerusalem. Als er aber Herodem selbst angriff und ihm die Wahrheit sagte, da war alle Gnade aus. Mit diesem Texte will Christus den Staatsmännern an das Herz greifen, welche Buß-, Fest- und Bettage anstellen, wenn sie ein Macchiavellisches Stücklein wollen ins Werk stellen, welche alles anfangen in nomine Domini, und der theure Name Gottes, die wahre Religion, die Augsburgische Konfession muß ihrer Schalkheit Deckel sein. Solche Leute werden sich am jüngsten Tage verwundern, warum sie der Teufel in die Hölle führen wolle. Herr, Herr, werden sie sagen, haben wir nicht mit großem Eifer reformirt? Haben wir nicht den falschen Propheten die Stadt und Kanzel verboten? Haben wir nicht böse Buben in die Zuchthäuser geschickt? u. s. w. Zum Dritten sagt Christus: „Es werden ihrer viele am jüngsten Tage sagen: Herr, Herr, haben wir nicht in deinem Namen viele Thaten gethan? Das ist ein Text für die Hausväter und Hausmütter und insgesammt für alle Maulchristen, welche einen scheinheiligen Wandel äußerlich führen, aber in heimlichen Sünden stecken bis über die Ohren und mit dem Teufel buhlen. Wie viele sind dann, welche an jenem Tage sagen werden: Herr, Herr, sind wir nicht fast alle Tage in die Kirche gekommen? Haben wir nicht in fast allen Kirchen unsere Stühle gehabt? Sind wir nicht oft genug zum Beichtstuhl, zum heiligen Abendmal gegangen?

Haben wir nicht reichlich genug gegeben zur Erbauung der Kirche und Schule? Haben wir nicht ins Waisenhaus, ins Gasthaus, und andere Hospitäler genug geschickt? Haben wir fremde, vertriebene Leute nicht wohl versorgt? Allein das machts nicht aus im Christentum, sondern man muß auch sonst tun den Willen des himlischen Vaters." —

An diesem Bruchstücke haben wir beinahe den ganzen Mann. Er steht nicht auf Seiten der Orthodoxie, welche über Glauben und Lehre so wachte und stritt, daß sie darüber das Wachen über das Herz und das Streiten gegen die Lüste versäumte. Er stand zu denen seiner Zeitgenossen, welche das lutherische Bekentnis in allen Stücken festhaltend auf Tun, Leben, Bekehrung des Herzens drangen. Vor der oben mitgeteilten Stelle sagt er noch: „Es ist nicht genug, daß wir treue Lehrer und Prediger haben und in der Lehre richtig sind. Was wäre es, wenn die Arianer, Photinianer, die Wiedertäufer und andere Ketzer ihre Lehre verdammte und uns verdammte unser epikurisches, gottloses Leben?" Es kehren öfters die Aeußerungen bei ihm wieder: „Es ist hoffentlich niemand unter meiner Gemeinde, der begehrt die Beschneidung anzunehmen und ein Jude zu werden." „Was wäre es, wenn ich 10 Jahre predigte und die Arianer, Photinianer, Nestorianer, die Juden, die Türken und andere Ketzer und Schwärmer widerlegte, und innerhalb 10 Jahren einen solchen Ketzer bekehrte, und ließe unterdessen so viel tausend arme Maulchristen zum Teufel in die Hölle fahren?" Sch. war ein ernster Sittenwächter und strafte die Sünde in Wort und Schrift, in der Predigt und Selsorge ohne Ansehn der Person. Als er noch in Braubach war, hatte er einmal mit großem Ernste von dem heiligem Gesetze Gottes gepredigt. Nach der Predigt ließ der Fürst ihm sagen, er solle bei Tafel bleiben. Ueber Tafel sizt der Fürst in tiefen Gedanken und schaute sehr sauer drein. Die Edelleute, Officiere und Aufwärter dachten, das gelte dem Hofprediger und der werde nun wohl zum lezten Male an fürstlicher Tafel speisen, der Fürst werde ihm sagen, wie er große Herren behandeln müsse. Allein als die Tafel aufgehoben wurde, ließ der Fürst sein Mundglas einschenken, brachte es ihm und sagte: „Ihr habt mir heute etwas Braves in den Pelz gegeben." Sch. verneigte sich und antwortete: „Gnädiger Herr, das ist mir von Herzen leid." „Warum ist es Euch leid? Thut Euer Amt; es sind des Tages zwölf Stunden; werden wir heute nicht frömmer, so werden wir etwa morgen frömmer." „Ja, gnädiger Herr ‚ich wolte gern mein Amt tun, allein es ist mir leid, daß es heute morgen so übel abgelaufen ist, denn ich habe auf Ew. fürstlichen Gnaden Herz gezielt und es ist nur in den Pelz gegangen." Ebenso freimütig strafte er die reichen Handelsherren in Hamburg, aber die unteren Stände wurden darüber nicht vergessen und geschont. Besonders trat er auch für eine strengere Sonntagsfeier ein und auf. Die Beispiele, welche Oelze aus seiner Selsorge anführt, beweisen, welche Weisheit er mit dem Eifer verband. „Es muß ein Selsorger", sagt er einmal, „in Bestrafung der geringen Verbrechen und Laster sich auch nicht allzu lange aufhalten, oder den Ohrenbläsern allzu leicht glauben . . . Nachmals erschrecken die Zuhörer nicht, vermeinen, der Priester tue nach seiner Gewohnheit, wenn er schon die Hauptsünden und Laster straft." Sch. gebraucht dabei den Vergleich mit einem Soldaten, der sein Pulver nicht auf die Vögel verschieße, mit einem General, der in Kriegszeiten nicht vergeblichen Lärm mache.



Die Welt müßte nicht Welt sein, wenn ein solcher Mann von ihr unangefeindet bleiben solte. Wenn auch Schuppens Predigten immer sehr besucht blieben und seine Gemeinde im Ganzen zu ihm stand, so erwuchsen ihm doch bald und mit der Zeit immer mehr Feinde. Es war aber einesteils die gewöhnliche Weltfeindschaft, welche die widersinnigsten und unwahrsten Gerüchte von ihm in Umlauf setzte, um sich an dem ernsten Sittenrichter zu rächen und seine strafenden Zeugnisse durch Verläumdung seiner Person zu Schanden zu machen. Anderenteils trat ein Gegensatz hervor, welcher in der ganzen lutherischen Kirche lag und mit immer größerer Bestimmtheit heraus trat, bis er zuletzt am Ende des 17. Jahrhunderts die Kirche in die zwei großen Heerlager des Pietismus und der Orthodoxie teilte. Joh. Müller, der Freund und Mitstreiter Abraham Calovs, war damals Pastor zu St. Petri und Senior des geistlichen Ministeriums in Hamburg. Die harte, gemütlose Polemik gegen jeden Ausdruck, den er für nicht lutherisch hielt, füllte sein langes Leben aus, Duldsamkeit und Milde waren ihm Verleugnung. Er war es auch, der nach Schuppens Tode die Berufung Heinrich Müllers von Rostock an die Katharinenkirche nach Hamburg hintertrieb und verhinderte. Den auch von Rostock berufenen, würdigen Nachfolger Schuppens, Caspar Mauritius, beschuldigte er fälschlich des Calvinismus und Synkretismus. Daß dieser Mann Schuppe nicht unangefochten neben sich wirken lassen konte, ist offenbar. Er zog auch die übrige Geistlichkeit in den Kampf gegen Sch. hinein, die eifersüchtig auf ihn war, daß er ihnen durch seine anziehende Predigt die Zuhörer entzog. Wir müssen bei Dr. Müller allerdings voraussetzen, daß sein theologisches Gewissen an Sch. Anstoß nahm, daß er das Wol der Kirche gefährdet glaubte, namentlich durch die freie, von der üblichen abweichende Weise zu predigen. Aber daß er und die andern Pastoren ihren Kampf in einem Bündnis mit der Welt führten, daß sie deren Mittel und Waffen mit gebrauchten, die gemeinsten Schmähschriften, Auskundschaften seiner Predigten, Hausgenossen und Briefe, Erfinden und Verbreiten verleumderischer Gerüchte über seinen Wandel, das alles wirft ein schlechtes Licht auf sie und macht diese Kämpfe so traurig und widerwärtig, daß wir sie hier nicht weiter im Detail darstellen mögen.

(Schluß folgt.)

---

**Beilage.**

Beilage zur Evangelischen Kirchen-Zeitung № 11.

## Die moderne belletristische Journalistik Deutschlands.

III.

Von der „Gartenlaube" wird gesagt, daß „sie mit dem schweren Geschütze der Wissenschaft klares, freies Denken in die Massen werfen wolle." Es kann nicht leicht ein derberer Irrtum ausgesprochen werden. Daß die menschliche Wissenschaft mit ihrem angeblich „schweren Geschütze" die Bollwerke des unter den Namen „Aberglauben" und „Vorurteil" bekämpften Christentums zusammenschießen und damit dem aufgeklärten, freien, voraussetzungslosen Denken Bresche legen solle, würde eine der G. L. leicht zu verzeihende Redensart sein. Daß aber die wüsten Massen des rohen und halbrohen, gottentfremdeten und nur für des Leibes Wartung und Pflege teilweise „klar und frei" denkenden Volkes durch „Popularisirung der Wissenschaft" „klar und frei" im Interesse der Pflege des Geistes sollen denken lernen, daß von einer Zukunft geredet wird, „in welcher die Menschheit mit Hülfe naturwissenschaftlichen Unterrichts vernünftiger denken gelernt hat", das alles ist doch eine allzu große, selbst halbverständigen Lesern nicht annehmbare Idee. Schließen sich doch die Wissenschaften (einerlei ob wahre oder falsche, d. h. christliche oder heidnische) und die Massen des Volkes gegenseitig ebenso aus, als sich Sandwüsten und Gletscher gegenseitig ausschließen. Nur insofern, als durch die falsche Wissenschaft der christliche Glaube mehr und mehr verdrängt und damit gleichzeitig ein vermeintlich vernünftiges Denken an die Stelle gesezt werden soll, also nur im Hinblick auf den Vater aller falschen Wissenschaft, den Geist, der stets verneint, kann von einem Einfluß der Wissenschaft auf die Massen die Rede sein. An die Stelle des durch den negativen, zerstörenden Einfluß der falschen Wissenschaft bei Seite geschaften klaren und freien Glaubens wird in alle Ewigkeit bei den Massen ein klares und freies Denken nicht treten. Dazu sind überhaupt die Massen nicht da. Einigermaßen entschuldbar wird indessen jener Satz von der Wirkung der Wissenschaft auf die Massen, wenn man weiß, wie sich die Weisen dieser Welt mit ihren s. g. Wissenschaften selbst vergöttern, und wenn man daran denkt, daß unter „Wissenschaft" fast ausschließlich die Naturwissenschaften verstanden werden, in welchen der moderne Aberglaube „ein neues Evangelium" zu besitzen meint. Von anderen Wissenschaften bringt auch die G. L. nicht viel. Die Theologie hat sie verständiger Weise grundsätzlich ausgeschlossen. Aus dem Gebiete der Rechtswissenschaft wurden hie und da criminalistische, also mehr der gewöhnlichen Fassungskraft zugängliche, überdies meistens rechtsgeschichtlich verbrämte, populär sein sollende Artikel dargeboten. Die civilrechtliche Dogmatik wird in der G. L. ebenso sehr eine terra incognita bleiben als die theologische. Da die Philosophie bei den Kindern dieser Welt allen Credit verloren und die Bezeichnung „Philosoph" im gemeinen Leben die Bedeutung von „Narr", „Sonderling", „merkwürdiger Kauz" hat, so würden jene an spezifisch philosophischen, übrigens möglichst populär, d. h. in dieser Verbindung seicht abgefaßten Abhandlungen auch nicht den geringsten Gefallen finden. Da jedoch die G. L., als „illustrirtes Familienblatt", „auch die Erziehung zu den Interessen der Familie" rechnet, so muß sie, „die die Familienglieder in verständlicher Unterhaltung wie an Freundeshand an die Quelle der Weisheit und Erfahrung führt", von Zeit zu Zeit etwas Pädagogisches bringen. Selbstverständlich komt auch in diesem Capitel nicht das Christentum, sondern das Heidentum neuesten Schnittes zur Geltung. Der heidnische Sinn eines „Lehrers und Erziehers" seufzt in einem Artikel, welcher „Mutterpflichten und Muttersünden" überschrieben ist: „gäbe es mehr Cornelien an Muttertreue, es würde mehr Gracchen geben an Mannesmut und Edelsinn." Auch der tiefe Gedanke, daß der Grund der selischen Erziehung die Natur der menschlichen Sele sei, wird den aufzuklärenden Müttern nicht vorenthalten. Damit aber diese Erzieherinnen einer „geschmeichelten Generation" — um mit dem seligen General von Radowitz zu reden — durch die erwähnte Ueberschrift nicht zu sehr geängstigt werden, erklärt der „Lehrer und Erzieher" die „Fehler und Sünden" der Jugend für selische Krankheitserscheinungen, deren Ursachen man zu erforschen und durch deren Hinwegräumung man die Sele auf ihren Naturzustand zurückzuführen habe. Man sieht, dieser moderne Pädagog weiß nichts davon, daß das Dichten des menschlichen Herzens böse von Jugend auf ist, daß der natürliche Mensch nichts vom Geiste Gottes vernimt; ja dieser moderne Pädagog steht tief unter den alten Griechen, Römern, Egyptern, Persern u. s. w. Diese hatten doch eine Ahnung davon, daß die Sünde nicht eine bloße Schwäche, nicht ein bloßer Schatten, daß sie vielmehr das aus dem bösen Willen des Menschen kommende Böse ist. Jener „Lehrer und Erzieher" behandelt ein Kind, das seiner Muter flucht, als einen selisch-kranken Menschen; wenn möglich erforscht er Tage lang, welche Umstände in activer und passiver Beziehung die besondere selische Krankheit erzeugt, genährt und zum Ausbruch gebracht haben. Hiernach sorgt er dafür, diese Ursachen wo möglich für die Zukunft aus dem Wege zu räumen und so das Kind als zurückgekehrt in den Naturzustand der Unschuld zu betrachten. Mittlerweile ist aber dasselbe Kind an hundert anderen „Fehlern", an einem Tage vielleicht in zehnerlei Weise erkrankt. Welches Labyrinth von pädagogischen Untersuchungen! An dem Zusammenschreiben solcher pädagogischen Aufsätze ist übrigens zu erkennen, wie sauer es sich die Menschen werden

lassen, möglichst weit von der Wahrheit des Wortes Gottes abzukommen. „Erziehet eure Kinder in der Zucht und Vermahnung zum Herrn." „Wer seiner Rute schont, der hasset seinen Sohn; wer ihn aber lieb hat, der züchtiget ihn bald." In diesen und ähnlichen Gottesworten liegt die Erziehungskunst beschlossen. Wer den Katechismus als bestes Zucht- und Vermahnungsmittel zur Hand nimt und um des heiligen Geistes gnädigen Beistand täglich bittet, der kann getrost ans Werk der Erziehung gehen und alle „populären" Erziehungsbücher und Zeitungsartikel menschlicher Weisheit unbesehen liegen lassen.

Wie schon erwähnt, versteht die G. L. unter den „Wissenschaften" vorzugsweise die Naturwissenschaften. Auch über Astronomie unterrichtet sie ihr Publikum.

Der Anblick des gestirnten Himmelszeltes gibt selbst vielen Ungläubigen zeitweise den überwältigenden Beweis, daß der allmächtige Gott Himmel und Erde geschaffen hat und noch erhält. Daß Gott der Herr die Sterne geschaffen und ihnen ihre Bahnen vorgezeichnet hat, das glauben oft selbst solche, die nicht mehr beten. Die Christen wissen, daß die unabänderlichen Naturgesetze nur für den blöden Menschenverstand existiren, der eben gar nicht weiß, wie diese Gesetze von Gottes Willen abhängen und unter anderen höheren Gesetzen stehen, daß Gott der Herr zur Sonne spricht, so gehet sie nicht auf und versiegelt die Sterne. — Und nun die G. L. mit ihrer Weltweisheit und Wissenschaft! „Der Mensch erkent sich groß in seiner Kleinheit, wenn er sich mit seiner Glaslinse und seinem Rechenstabe emporschwingt, den geistigen Flug durch diese Ewigkeiten nimt und den leuchtenden Sternen für Aeonen ihre Bahnen vorzeichnet." Wahrlich, wer einen solchen Flug mit solchen Gedanken unternimt, kann nur ein blöder Thor sein, der vergeblich redet, des, der im Himmel wohnet, lachet, des der Herr spottet. — Die G. L. bekent weiter: „Alle großen Weltkörper sehen wir in Bewegung. Wie das komt und was sie in Bewegung sezte, davon wissen wir freilich wenig." Davon wissen die Christen sehr viel. Das allmächtige Wort Gottes, durch das alle Dinge gemacht sind und ohne welches nichts gemacht ist, was gemacht ist, hat auch die Millionen von Sternen geschaffen und in Bewegung gesezt. Weil aber die Thoren in ihrem Herzen sprechen: „es ist kein Gott", darum leugnen sie auch in der G. L., daß Gott die großen Weltkörper erschaffen hat und regiert bis auf diese Stunde. Im Zustande solcher Gottentfremdung komt darum auch ein Gelehrter des „Weltblattes" zu der kühnen Idee, daß die Kometen nichts denn Staub sind und, in Millionen von Jahren verdichtet, als Meteore auf die Erde fallen, sowie daß in gleicher Weise aus solchen Meteorsteinen die Planeten und aus den Planeten die Fixsterne sich zusammengeschweißt haben. Damit ist der bare Atheismus ausgesprochen, der von dem „so Er spricht, so geschieht's, so Er gebeut, so steht's da" nichts wissen will, sondern alles sich aus dem Urbrei oder Urnebel der Atome, die merkwürdiger Weise keines Schöpfers bedürfen sollen, bilden und im Laufe der Jahrmillione — auf ein par Nullen komt es der strengen Wissenschaft nicht an — sich weiter entwickeln läßt. — Und das alles nent man „schweres Geschütz der Wissenschaft", welches bestimt ist, klares und freies Denken in die Massen zu werfen. In der That, bei der G. L. existirt nicht einmal der eine Schritt vom Erhabenen zum Lächerlichen; bei ihr fällt beides zusammen.

Ein anderer Mitarbeiter hat gefunden, daß diese Zeitschrift schon eine sehr große und reiche Auswahl von Aufsätzen aus allen Reichen der Naturwissenschaft gebracht habe; da aber bisher die solide Grundlage zur vollständigen Orientirung nicht vorhanden gewesen, so soll in einem Artikel: „Elemente der Naturwissenschaften", mit einem Male die erforderliche Aufklärung gegeben worden. Nachdem dies mit der Kürze eines „Grundrisses" geschehen, wird sofort von den „Basen" und „indifferenten Stoffen" geredet. Natürlich in der glücklichen Voraussetzung, daß die voraussetzungslos denkenden Leser leicht begreifen können, was man unter „Säuren" und „Basen", „organischen und anorganischen Stoffen" zu verstehen habe. — Ueber die Stoffe im Allgemeinen wird von einem andern Wissenschäftler, fast in der Form eines Dekretes, veröffentlicht: „Unsere Erde mit allen ihren Schöpfungen und höchst wahrscheinlich die ganze Welt ist aus nur einigen 60 Stoffen aufgebaut." Hoffentlich entdecken die wackeren Chemiker unserer Tage noch einige Dutzende anderer Stoffe bei Lebzeiten jenes wunderlichen Propheten, dessen zur Zeit gewiß noch jugendlicher Gesichtskreis alsdann von Jahr zu Jahr in den Vollbesitz der Wissenschaft hineinwachsen und der dann seine frühere Wahrheit jahrgangsweise verwerfen wird.

Am meisten wird dem ausgesprochenen oder vermeintlichen Bedürfnis der Leser noch Aufklärung in der Arznei- und Heilkunde Genüge geleistet. „Der Geist der Medicin ist leicht zu fassen" oder „die Naturheilkraft und nicht die Arznei heilt — bis auf sehr wenige Ausnahmen", wie Dr. Bock in Leipzig, dieser unermüdliche Schreiber s. g. populärer Artikel, dieser allzeit schlagfertige Autor des Buches: „Vom gesunden und kranken Menschen", in bündiger Weise verkündigt. Auch in den hier einschlagenden Aufsätzen der G. L. tritt die Selbstvergötterung oder was allemal auf dasselbe hinausläuft, die Selbstverthierung der Menschen recht deutlich hervor. Nach Dr. Bock ist der Mensch eigentlich nur ein animal oder wie ein anderer Autor der G. L. sagt: „Von den Thieren ist der Mensch das vollkommenste." Nach Dr. Bock werden dem Menschen „vom Augenblick der Geburt an ganz allmälich durch äußere Einflüsse und Eindrücke alle geistigen Thätigkeiten anerzogen." Von den verschiedenen Gaben, die Gott dem Menschen ins Leben mitgibt, kann natürlich im 19. Jahrhundert nicht mehr gesprochen. Jenen musikalischen Genies, welche niemals Anleitung und Unterricht durch andere erhalten, die vielleicht durch ihre Angehörigen von allen musikalischen Eindrücken ferngehalten worden sind, die aber gleichwol verschiedene Instrumente fertig spielen, ja selbst treflich componiren, allen diesen Genies ist von ihnen selbst ihre enorme, bewundernswürdige Fähigkeit

von außen her „anerzogen“, um nicht zu sagen, eingetrichtert worden. Nach Dr. Bock ist darum nichts leichter und einfacher, als Kinder zu erziehen: „ein Kind, welches nach seinem vierten Lebensjahre noch Schläge verdient, ist ein verzogenes“, „Bösewichter werden nicht geboren, immer nur erzogen.“ Darum müsse „die Erhaltung und Erziehung schon kleiner Kinder zur Volks- und Staatssache gemacht werden.“ Dazu sei die erste Vorbedingung, daß sich Eltern und Erzieher, Beamte und Volksvertreter „eine naturwissenschaftliche Bildung aneignen“ und „daß in allen Unterrichtsanstalten die Kinder schon mit den in der Natur und vorzugsweise im menschlichen Körper herschenden Gesetzen bekant gemacht werden.“ Wo Eltern wegen fehlender wissenschaftlicher Bildung ihren Kindern die richtige Pflege und Erziehung nicht geben können, müssen Krippen, Säuglingsanstalten errichtet werden. Das Band zwischen ungezogenen Kindern und schwachen Eltern sei ein sehr leicht trennbares. „Die menschliche Gesellschaft hat ein Recht und die Pflicht, dahin zu wirken, daß ihre Mitglieder dieser Gesellschaft keine Schande und Nachteil bringen und dazu dienen sicherlich weit weniger Straf- und Besserungsanstalten, als Erziehungsanstalten für die kleinsten Kinder.“ Auf der andern Seite erklärt sich Dr. Bock mit großer Entschiedenheit gegen die Findelhäuser. In denselben sei eine enorme Sterblichkeit; auch werden durch dieselben die Familienbande gelockert und gelöst. — Irgend welchen Commentar zu diesem Sublimat der in der G. L. niedergelegten Wissenschaft zu geben, wäre überflüssig; auch die in ihrer Einfalt irregeleiteten Leser werden jene Orakelsprüche mindestens als absonderliche Ideen abgewiesen haben. Gläubige, nüchterne Christen aber können mit Beruhigung aus jenen Bockischen Theorien entnehmen, daß es auch für die Naturwissenschaft noch lange nicht aller Tage Abend ist. Ob die Verkündiger solcher unerhörten Wissenschaft überhaupt noch „falsche Propheten“ genant werden können, steht sehr dahin. Auch die falschen Propheten finden überall einen Anhang, der ihnen Glauben schenkt. Wir bezweifeln aber, ob selbst in der Armee der „Gartenlaube“ sich einige finden, die jene Staatserziehungsanstalten für ausführbar halten. Grade so wird es auch mit der weiteren Prophezeihung gehen, daß die Mütter „die zukünftigen Erlöserinnen der Menschheit von Schwachheit und Lastern“ seien.

Auch die abgefallene Christenheit hat seither wegen der täglichen Erfahrung noch ziemlich allgemein geglaubt, daß Gott oder zum wenigsten, daß das s. g. Geschick oder auch der personificirte Tod die Menschen sterben lasse. Nach Dr. Bock ist das völlig verkehrt: Krankwerden, frühzeitiges Altern und vorzeitiges Sterben sind ebensowenig wie Gesundbleiben und ein langes Leben weder Zufälligkeit, noch Voraussbestimmung, sondern die notwendigen Folgen unseres Verhaltens, sie hängen von bestimten Ursachen ab und gehen nach feststehenden Naturgesetzen vor sich. Hierbei wirft sich nur die Frage auf, ob die Ermordung eines ganz gesunden Menschen, ob das Erschlagenwerden eines Menschen durch den Blitz auch nach feststehenden Naturgesetzen vor sich geht? Um diese Gesetze den Lesern der G. L. bekant zu machen, wird denselben bezüglich des Alterns von dem Ueberwiegen der Mauserung, von der Trägheit des Stoffwechsels, vom Hirnschwund in einer Weise vorgeredet, die für ein Familienblatt ebenso geschmacklos, als nutzlos für die Leser ist. — Das Natürlichste ist nach dieser weltlichen Weisheit, wie es in einem andern Artikel heißt, der Tod. Vom winzigsten Räderthierchen bis zu den riesigen Haien und Walen sei bis zu dem Menschen hinauf nichts als Kampf, Vernichtung und Tod. So sei es, und so werde es sein zu aller



Zeit. Keine Allmacht könte es anders schaffen. Ohne Tod kein irdisches Leben. — Schade nur, daß sich der Verf. des fr. Art. die Frage nicht beantwortet hat, wie es komt, daß sich die Menschen, welchen die Natur das Höchste ist, so sehr vor dem Tode, diesem „Natürlichsten in der Natur“ entsetzen? Warum beben sie zusammen beim Anblick einer Leiche, ja schon eines Sarges? Muß daraus, erfahrungsmäßig und abgesehen von aller Gottesoffenbarung, nicht gerade das Gegenteil, daß der Tod das Allerunnatürlichste in der Natur, daß er ein Riß, eine entsetzliche Dissonanz ist, gefolgert werden? Auffallen kann freilich jene Ansicht der G. L. nicht, wenn man weiß, daß dieselbe, außer einer Reihe von anderen Ungeheuerlichkeiten, auch allen Ernstes von einem in Amerika erfundenen Gedankentelegraphen gesprochen und durch „einen neueren Naturforscher“ selbst davon Nachricht erhalten hat, daß die Menschen wahrscheinlich in Zukunft alle miteinander nicht mehr im Schweiße ihres Angesichts ihr Brot essen müssen, sondern daß sie von der aus der comprimirten Luft gewonnenen Nahrung (Stärkstof) leben werden.

Einen weiteren Beleg für ihren vollkommenen Atheismus gibt die G. L. in einem Aufsatze über die Känguru. Diese Thiere seien ebenso wie die Seehunde bei der Erschaffung der jetzigen Thierwelt nicht fertig geworden oder von der lezten untergegangenen aus irgend einem Versehen zurückgeblieben. Wahrscheinlich habe die Zeit nicht ausgereicht — mit solchen Thierschöpfungen mögen die belebenden und formenden Niederschläge wahrscheinlich sehr rasch vor sich gehen — um die Vorderfüße völlig fertig zu bringen. „Die schaffende Kraft gelangte eben nur zu einer embryonischen Andeutung. In der Eile suchte sie die Sache jedoch dadurch gut zu machen, daß sie noch einen gewaltigen Schweif zu Stande brachte, — der wahrscheinlich leichter zu bewerkstelligen war, als die sauber gearbeiteten Füße. Dieser durable Schweif ersezt auch wirklich dem Thiere die zurückgebliebenen Vorderfüße und er ist für den schnellen Lauf — das Känguru soll der Schnelligkeit des Pferdes nichts nachgeben — von außerordentlicher Wichtigkeit.“ Im ersten Capitel der Bibel heißt es V. 25: „Und Gott machte die Thiere auf Erden, ein jegliches nach seiner Art, und das Vieh nach seiner Art, und allerlei Gewürme auf Erden nach seiner Art. Und Gott sahe, daß es gut war.“ Gerade das Känguru ist ein Thier, an welchem es so recht in die Augen fällt, daß Gott der Herr jedes Thier „nach seiner Art“, nicht nach s. g. ewigen Naturgesetzen, nicht nach der nur in den Köpfen ungläubiger Naturforscher vorhandenen Schablone geschaffen hat. Gerade das Känguru hat etwas vorzüglich eigenartiges und gerade an diesem Thiere ist vornehmlich zu sehen, daß alles von Gott geschaffene „gut“ ist. Wie eine Riesenmaus gestaltet, springt das mit „unverhältnismäßig“ (besser: außergewöhnlich) langen Hinterbeinen versehene Känguru 20 bis 28 Fuß weit. Laufen kann es freilich nicht, aber springen kann es „nach seiner Art“ so „gut“, daß ihm das schnellfüßigste Pferd nicht vorkommen kann. Die Jungen des genanten Thieres werden gleichfalls „nach seiner Art“, so zu sagen halbreif geboren, denn sie ernähren sich 43 Tage lang in dem Beutel der Mutter sitzend. „Eine Kinderwirtschaft, sagt Wolfgang Menzel (Naturkunde III. S. 366), wie sie sonst nirgends in der Natur vorkomt.“ Einen ehrlich denkenden Menschen müssen diese so außerordentlichen Thatsachen bewegen, einzustimmen in das Bekentnis: „Und Gott sah an alles, was er gemacht hatte; und siehe da, es war sehr gut.“ Die unredliche und verblendete Gelehrsamkeit der G. L. schreibt jene wunderbaren Erscheinungen dem neumodischen Göt-

terpare „Kraft und Stof“ zu. Dieses Par hat bei der Entstehung des Kängurus gepfuscht; gleichwol wird ihm zugestanden, daß es bei aller Geistlosigkeit in der genialsten Weise, gedrängt von dem eignen Vollendungstriebe, an der Stelle gewöhnlicher Füße einen „durablen Schweif“ als Ersatzmittel in aller Eile bereitete. Welche Widersprüche! Und dazu noch wissenschaftliche Unwahrheiten! Es ist nicht wahr, daß die Vorderfüße des Thieres nicht fertig geworden und daß der Schweif das Vehikel zum kräftigen Sprunge sei. Die Beine und Füße des Thieres sind fertig, wie alles, was aus Gottes Hand hervorgegangen ist, fertig ist; und die außergewöhnlich langen und starken Hinterbeine sind das Mittel, mit welchem sich das Thier fortschnellt.

Schwer verständlich bleibt es, wie eine christliche Dame der Redaction der G. L. eine Arbeit mit der Bemerkung vorlegen konte: „die Gelehrtesten der Gelehrten sehen jezt mit Entzücken ein, daß die Gesetze der Natur mit den Aussagen der Bibel im Einklang stehen, daß die Männer Gottes sie bedeutend an Gelehrsamkeit überragten u. s. w.“ Ist es denn so schwer ein Preßerzeugnis auf seine Stellung zu Gott und Gotteswort zu prüfen? Wer nur einen der vielen Artikel gelesen hat, in welchen Alexander von Humboldt in der maßlosesten Weise Weihrauch gestreut wird, solte doch darüber nicht im Zweifel sein können, ob die G. L. bekent oder leugnet, daß der allmächtige Gott Himmel und Erde geschaffen hat und alles was darinnen ist. Abscheulicheres konte selbst in den Zeiten der römischen Imperatorenvergötterung nicht geschrieben werden, als die folgenden Verherlichungen des genanten Gelehrten. „Sein Grab ist forthin für Millionen der ruhende Pol in der Erscheinungen Flucht. Wenn die großen Jämmerlichkeiten verziehen und vergessen sein werden, welche zu ihm dem Zuge der Gedanken jezt den Weg vertreten — dann wird Alexander von Humboldt in seinem Grabe wieder lebendig und der heilige Geist seines Gedächtnisses wird über alles Volk kommen, für das er gelebt und dem man jezt die Gedanken an ihn stiehlt.“ „Die weite freie Natur, seine geistige Werkstatt, wie nun seine Ruhestätte, wölbt sich über und unter dem kleinen Raume, als dem Mittelpunkte, in welchem Humboldt schläft.“ — Wird hier nicht der berühmte Naturforscher als ein moderner Christus gepriesen? — Aber noch mehr, es wird bei ihm von einem „Meere der Erkentnis“, von einer „Weltwissenschaft“, die er „inspirirt“ habe, gesprochen; er wird „König der Geister“, der „Mittelpunkt der Forschung aller Zeiten und Lande“ genant. — Und doch gehört auch dieser vergötterte Mann zu denen, von welchen geschrieben steht: „lernen immerdar und können nimmer zur Erkentnis der Wahrheit kommen.“ „Der König der Geister“ hat wie jeder Bettler vor das Angesicht des rex tremendae majestatis treten müssen. „Das Meer der Erkentnis“ schwindet zu einer trüben Lache zusammen, wenn man bedenkt, daß Humboldt in der Natur weiter nichts, als ein durch innere Kräfte bewegtes und belebtes Ganze, das in seinem Universum seinen Gott birgt, erkant hat. Die von Humboldt „inspirirte Weltwissenschaft“ erscheint als eine Disciplin der Geister, die in der Luft herschen, wenn man erwägt, daß der berühmte Mann seinen, nach seiner Meinung politisch gefesselten Deutschen „als lezte Zuflucht“ „das freie, das ist die Luft“, den „Genuß der Natur“ empfohlen hat. — Von der lezten Zuflucht der Christen steht im Psalm 73 geschrieben: „Wenn ich nur dich habe, so frage ich nichts nach Himmel und Erde. Wenn mir gleich Leib und Sele verschmachtet, so bist du doch, Gott, allezeit meines Herzens Trost und mein Teil.“



# Nachrichten.

## Altona.

Ueber die schmählichen Excesse, die dort an heiliger Stätte kürzlich verübt worden sind, enthält das in Hamburg erscheinende Christliche Blatt „der Nachbar“ einen Artikel, den wir den Lesern der Ev. K. Z. mitzuteilen ersucht worden sind.

„Ein entsetzlicher Auftritt hat am verflossenen Sontage in der evangelisch-lutherischen Hauptkirche unserer Nachbarstadt sich zugetragen. Wir brauchen die Begebenheit selbst nicht zu berichten, sind doch die Leser aus den Zeitungen genugsam darüber orientirt. Ueber den Excess am 24. December, dem Weihnachtsabende, wo Propst Nievert in seiner Wohnung so ungestüm überfallen und endlich genötigt worden, die Stadt zu verlassen, haben wir geschwiegen. Wir wußten, daß es Nichts hilft, in die Leidenschaften der Menge hineinzureden; daß dadurch dieselben nur aufs Neue aufgeregt werden. Es war uns genug, auch die entschiedensten Gegner Nievert's, so viele ihrer zu den besonnenen zählen, ihr tiefes Bedauern über solche Excesse aussprechen zu hören. Was aber sollen wir zu diesem bedauerlichen Ereignis am verflossenen Sontage in der Kirche sagen? Das hatten wir für unmöglich gehalten. Wir wußten, daß insgeheim und öffentlich gegen das Auftreten Nievert's auf der Kanzel gearbeitet wurde, wir hielten es für möglich, daß Nievert in seinem Hause oder auf dem Hingange zur Kirche würde insultirt werden, ja selbst daß die verabredete Demonstration einer Anzahl Leute, beim Auftreten Nievert's die Kirche zu verlassen, könte ausgeführt werden, aber ein Weiteres hielten und erklärten wir für unmöglich. Aber mit Schmerz bekennen wir: wir haben uns darin getäuscht. Nicht einzelne Leute, sondern eine compacte Masse, unter der freilich wol Wenige waren, die sonst je die Kirche besuchen, haben den von den Bundescommissaren, wie doch meist bekant war, zum Predigen aufgeforderten Propst mit den schrecklichsten Schimpfreden und Lärmen unterbrochen und trotz der Ermahnung des Bundescommissars nur immer gewaltiger getobt. Nach diesen Vorgängen scheint es uns notwendig, daß die Leiter der Schleswig-Holsteinischen Bewegung öffentlich sich wider ein so entheiligendes Verfahren erklären und ihr Bedauern darüber aussprechen, damit der Makel, der auf der reinen volkstümlichen Sache sonst haftet, so viel an ihnen ist, getilgt werde. Es wird derselbe sonst unausbleiblich in der Ferne gar manche Sympathien erkalten machen. Denn solche Entheiligung des Gotteshauses greift zu tief ein. Bisher haben wir aber wol von Beschuldigungen des Verfahrens der Bundescommissäre, aber gar Nichts von einem tiefen Schmerze über jene Vorgänge selbst in den meisten Zeitungsreferaten gelesen, und der solte doch bei Keinem fehlen, wer er sei.

Propst Nievert in Altona hat sein Entlassungsgesuch, wie wir hören, eingereicht. Es ist doch hart, nach 23jähriger Wirksamkeit an einer Gemeinde auf solche Weise derselben entrissen zu werden. Manche Zeitungs-Referate behaupten freilich: Nievert sei allgemein verhaßt gewesen, die Bundescommissäre hätten ihn gegen den Willen der Gemeinde wieder zurückgerufen. Damit contrastirt jedoch aufs Seltsamste die Thatsache, daß Nievert, wie wir hören, jezt grade etwa 240 Confirmanden im Unterricht hatte, sein Gottesdienst immer gut besucht wurde, und er bei Weitem die meisten Trauungen und Taufen in der Gemeinde zu vollziehen hatte. Auch bezweifeln wir, daß unter denen, welche gegen Nievert's Rückkehr auf die Kanzel protestirt, oder in der Kirche ihn unterbrochen haben und ihn noch jezt öffentlich schmähen, Viele sein möchten, die überhaupt je irgend einen Gottesdienst besuchen, also als Stimmen der Gemeinde gerechnet werden dürften. Wir kennen die mannichfachen Beschuldigungen gegen Propst Nievert freilich nicht genau, müssen aber doch das Zeugnis geben, daß wir wissen, wie Nieverts Wirken in Altona, zumal in der ersten Zeit, wo die politischen Ansichten weniger in Frage kamen, von großem Segen begleitet gewesen und noch ist, und daß viele, viele Gemeindemitglieder, unter welchen nicht die am Mindesten ernsten, mit Schmerz darauf hinblicken, daß er seiner Gemeinde entrissen worden.“

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz in Berlin. Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

# Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1864. Mittwoch den 10. Februar. № 12.


## Der Gottesdienst der morgenländischen Kirche.

(Fortsetzung.)

Nun erhebt sich die Feier erst zu ihrem Höhepunkte, indem die Kirche noch des heiligen versöhnenden Leidens Jesu und seiner Verklärung feiernd gedenkt. Dies geschieht in der s. g. heil. Liturgie.

Einige vorbereitende Handlungen gehen derselben voraus. Zuerst geschieht hinter dem Altar, ungesehen von der Gemeinde, das Anlegen der priesterlichen Kleider, begleitet von Worten des Lobes, der Bitte und des Segens, die sich auf die symbolische Bedeutung der einzelnen Kleidungsstücke beziehen. Besonders feierlich ist dieser Akt, wenn der Bischof selbst die Liturgie hält. Dann geht derselbe in einem einfachen Gewande, welches die Knechtsgestalt Christi bedeutet, aus dem Altar bis in die Mitte der Kirche auf eine dort befindliche Erhöhung, wird dort in Gegenwart der Gemeinde zuerst mit den priesterlichen Kleidern angethan, erhält dann über seine Schultern das auszeichnende Gewand des sog. Omophorion, ein Symbol der menschlichen Natur Christi, und in die rechte Hand einen Leuchter mit drei brennenden Lichtern, bezeichnend die heilige Dreieinigkeit, in die linke Hand einen Leuchter mit zwei brennenden Lichtern, andeutend die beiden Naturen Christi, und während er, mit diesen Symbolen versehen, in den Altar zurückkehrt, werden ihm Teppiche, mit Adlern gestickt, unter die Füße gebreitet, um das Fallen der römischen Adler zu den Füßen des Kreuzes anzuzeigen. Diesem ersten vorbereitenden Akte folgt als zweiter die sog. Proskomidie, d. i. die Vorbereitung des heil. Males am Rüsttische, welche hinter der Bilderwand bei geschlossenen heiligen Thüren in folgender Weise vor sich geht. Das für die heilige Feier bestimte Brod, in besonderer Form gebacken und mit eigentümlichen Zeichen versehen, welches sinnbildlich das Lamm Gottes darstelt, wird zuerst mit dem heiligen Speer an verschiedenen genau bestimten Orten durchstochen, dann auf den Diskus, d. i. die heilige Schüssel (was wir Patene nennen), gelegt, hierauf kreuzweise — ein Bild der Schlachtung — unter segnenden Worten durchschnitten; und nach Anführung der Schriftworte, daß Blut und Wasser aus der geöffneten Seite Jesu geflossen sei, wird Wein und Wasser in den heiligen Kelch gegossen. Darnach nimt der Priester von anderen dabei liegenden Broden einzelne Teilchen, und legt sie, eines zu Ehren der heiligen Jungfrau, ein anderes zu Ehren Johannis des Täufers, wieder andere zu Ehren der Heiligen des A. T. und des N. T., desgleichen für alle Ordnungen der Priesterschaft, für den Regenten und sein Haus und für Verstorbene, jederzeit mit ausdrücklicher Nennung der Namen, legt sie, jedes an einen bestimten Ort, um jenes erste kreuzweis durchschnittene Brod, und auch für sich selbst legt er noch ein Teilchen bei. Nachdem dann der Priester mit einem Schwamm sorgfältig alle Brosamen aufgelesen und alle Brode samt den darüber gebreiteten Decken beräuchert und der Diakon diese Räucherung im Altar und durch das ganze Gebäude der Kirche fortgesezt hat, so schließt sich der Akt der Vorbereitung, der Proskomidie. Und es begint die heilige Liturgie selbst.

Dies wird damit angezeigt, daß der Vorhang von den heiligen Thüren zurückgezogen wird. Zuerst verweilt die Handlung nun noch bei der Darstellung des Lehramtes Christi. Nach der großen Ektenie und Psalmengesängen nämlich werden die Seligpreisungen des Herrn, die den Grundgedanken seiner Lehre aussprechen, unter begleitenden Gebeten der Priester vom Chor antiphonisch gesungen. Darnach „machen Priester und Diakon drei Verbeugungen vor dem heiligen Tische, der Priester nimt das Evangelium, gibt es dem Diakon und geht nach ihm, unter dem Vorantragen von brennenden Kerzen, rechts um den heiligen Tisch zur nördlichen Thüre hinaus" — was der kleine Gang (Eingang) genant wird. Nachdem er dort ein Gebet gesprochen, weist der Diakon mit dem Orarion (einem über die Schulter hängenden schmalen Stück der Kleidung), das er mit den drei Fingern der rechten Hand hält, gegen Osten, und spricht zum Priester: „Segne, mein Gebieter, den heiligen Eingang", worauf der Priester segnend sagt: „Gesegnet sei der Eingang deiner Heiligen allezeit, jezt und immerdar und von Ewigkeit zu Ewigkeit!" und der Diakon mit Amen antwortet. Der Priester küßt dann das Evangelium und der Diakon legt es auf den heiligen Tisch nieder. Ebenso weist sodann, nachdem der Chor das Troparion (den Lobgesang des Tages) gesungen, der Diakon mit dem Orarion auf das Bild Jesu an der Bilderwand und halbkreisförmig auf die Draußenstehenden, wozu er spricht: „Herr, errette die Frommen und erhöre uns, von Ewigkeit zu Ewigkeit", und der Chor singt wieder unter begleitenden Gebeten des Priesters das Trishagion. Hierauf wird zuerst vom Vorleser die Epistel gelesen. Zum

darauf folgenden Evangelium aber leitet der Halleluja-Gesang des Chors unter Räucherungen des Diakons und Gebeten des Priesters über. Und die Lesung des Evangeliums selbst findet in folgender Weise statt. Der Diakon verbeugt sich vor dem Evangelium, nimt es und geht unter Vorantragung von Lichtern, welche das Licht der Gnade andeuten, zur heiligen Thüre hinaus und stellt sich auf den Ambon, während der Priester ruft: „Weisheit! stehet aufrecht. Lasset uns hören das Evangelium. Friede Allen!“ Die Gemeinde aber erhebt sich zum Anhören des Evangeliums. Hat der Diakon dann die Verlesung des Evangeliums beendigt, so spricht der Priester zu ihm: „Friede sei mit dir, der du das Wort Gottes verkündigst!“ Und der Chor singt: „Ehre sei dir, o Herr! Ehre sei dir!“ Der Diakon aber geht wieder zur heiligen Thüre hinein und übergibt das Evangelium dem Priester. Und die heiligen Thüren werden geschlossen. — Nach dieser Feier des Lehramtes Christi wird noch als eigentliche Ueberleitung zur heiligen Liturgie (im engen Sinne) die große Ektenie gebetet, das umfassende Fürbittengebet für alle Glieder der Kirche, für die Verstorbenen und die Katechumenen.

Während diese einleitenden Akte nun dem ehedem sogenanten Katechumenen-Messer angehören, so genant, weil derselben auch die Katechumenen hatten beiwohnen dürfen, welcher Unterschied aber jezt bedeutungslos geworden ist, so folgt nun die eigentliche Messe der Gläubigen, bei deren Beginn in der alten Kirche sich die Katechumenen hatten entfernen müssen und der allein die Gläubigen beiwohnen durften.

Der Priester hat bereits den heiligen Tisch zur Feier zugerichtet, indem er das Antimension darüber breitete. Der Chor singt erst noch, während der Priester mehrere Gesänge liest, den sogenanten Cherubinischen Lobgesang zu Ehren der lebendig machenden Dreieinigkeit, wobei er nach seiner eigenen Erklärung die himlischen Cherubim darstelt, und der Diakon erfüllt wieder alle Teile der Kirche mit Weihrauchwolken. Dann schicken sich der Priester und der Diakon und die Kleriker alle zu dem großen Gang mit dem Sakramente an, womit der freiwillige Leidensgang feierlich dargestelt wird. Es öffnen sich wieder die heiligen Thüren, und aus der nördlichen Thüre bewegt sich der Zug hervor, welcher zumal dann seinen symbolischen Charakter ganz entfalten kann, wenn der Bischof selbst die heilige Liturgie hält. „Die Diakonen gehen (nach der Deutung des Chrysostomus) gleich Engeln mit Lichtern voraus und lassen ihre Orarien wie Flügel herunter, und die Fächer mit den Cherubsbildern über den heiligen Gefäßen wehen. Noch andere erfüllen den Gang mit Thymianwolken. Einer trägt auf seinem Haupte das Aër — so heißt das Sinnbild des Tuches, in welches Jesus einst zum Begräbnis gewickelt wurde — ein Anderer das Omophor (das Schultergewand des Bischofs) mit dem darauf strahlenden Kreuze, welches als Zeichen des Menschensohnes ihm am Tage des künftigen Gerichts am Himmelszelt vorangehen soll. Der erste Diakon aber hält den Diskus (die Opferschüssel), auf welchem das Lamm bedeckt liegt (d. h. die Patene mit dem kreuzweis durchschnittenen Brode), hoch über seinem Haupte. Nach ihm komt der älteste Priester mit dem Kelche, welcher bald mit dem Blute des Erlösers gefüllt werden soll; und diesem folgen nach einander die übrigen Priester, in den Händen die Werkzeuge der Passion: das Kreuz, die Lanze, den Schwamm, der die Galle trank, und den Löffel, der den Gläubigen sein Blut zu trinken gibt.“ Dieser Zug durchschreitet nun in feierlichem Gange rund die Kirche. Und wenn er zum Altar zurückkehrt, so geht ihm der Bischof, jezt in einfacher Kleidung, die Knechtsgestalt Christi darstellend, an den heiligen Thüren entgegen, um damit die Freiwilligkeit des Leidens Christi auszusprechen, und nimt den heiligen Kelch aus der Hand des Priesters und die Opferschüssel mit dem Lamme von dem Haupt des Diakons, stelt beides auf den heiligen Tisch (nimt die Decken, die darüber gebreitet gewesen, davon ab) und bedeckt es mit dem heiligen Aër, mit Worten dabei andeutend, daß die symbolische Handlung jezt bei der Grablegung des Herrn angelangt sei. Dann werden die heiligen Thüren wieder zugemacht und der Vorhang vorgezogen.

Ist mit dem Bisherigen das heilige Opfer selbst vollzogen, so schreitet die Handlung jezt fort zur Darbringung desselben. Nach einleitenden Gebeten küssen die Geistlichen die heiligen Gegenstände, sowie sich selbst unter einander, wobei der Eine spricht: „Christus ist mitten unter uns“ und der Andere erwiedert: „Er ist es und bleibet“. Und mit dem Rufe: „die Thüren, die Thüren! lasset uns aufmerken in Weisheit!“ wird der Vorhang von den Thüren wieder weggezogen — zum Zeichen, daß das Geheimnis des Heils geoffenbart sei. Nun spricht zuerst der Priester mit dem Volke, als Bekentnis zu dieser Wahrheit des Heiles, das christliche Glaubensbekentnis. Nachdem er sodann das Aër von dem Allerheiligsten hinweggenommen und geküßt hat, so wird das (wol aus der apostolischen Zeit selbst stammende) Lob- und Dankgebet der sog. Präfation gebetet, welches mit den bekanten Antiphonen begint: „Erhebt eure Herzen. — Antw.: Wir erheben sie zum Herrn. — Lasset uns danksagen dem Herrn, unserm Gott! Antw.: Das ist würdig und recht. Ja es ist billig und recht, dir zu lobsingen, dich zu rühmen, dir zu danken und dich anzubeten an allen Orten deiner Herschaft ꝛc.“ Dasselbe umfaßt in seinem Lobpreis alle Wolthaten der Schöpfung und Erlösung und geht in den Lobgesang des Chors über (das sog. Sanktus mit dem Benediktus): „Heilig, heilig, heilig ist der Herr Zebaoth! Alle Lande sind seiner Ehre voll. Gelobt sei, der da komt im Namen des Herrn! Hosianna in der Höhe!“ Bevor sodann die Consekration geschieht, nimt der Diakon den Asterikus (Kreuzstern) von dem Diskus, macht das Zeichen des Kreuzes über denselben, und nachdem er ihn geküßt und auf die Seite gelegt, tritt er auf die rechte Seite, nimt den Fächer und fächelt die heiligen Gaben, damit nichts hineinfalle. Leise begint hierauf der Priester das eigentliche Weihgebet, welches mehrere Stücke in sich befaßt: zuerst die Einsetzungsworte des Herrn, welche teils leise, teils laut gesprochen und vom Chor mit Amen

erwiedert werden; dann das Gebet der Darbringung, in die Worte ausgehend: „Wir bringen dir dar Deines von den Deinen für Alle und für Alles"; hierauf die Anrufung des heil. Geistes, daß er die Gaben segne und heilige und erweise; und zuletzt wird Gott angefleht, daß er diesen vernünftigen Dienst annehmen möge für die Heiligen, unter welchen die „allheilige, reine, glückselige und ruhmreiche Gebieterin, die Gottesgebärerin und ewige Jungfrau Maria" mit besonderer Auszeichnung genant wird, sowie für die im Glauben Entschlafenen, wobei einzelner Verstorbener besonders gedacht werden kann, desgleichen für die Lebenden, speziell für alle geistlichen und weltlichen Ordnungen, für alle Heilsbedürftigen und den ganzen Erdkreis, über welchen sich die Kraft und Wirksamkeit des Opfers erstreckt.

Hiermit ist die Darbringung vollzogen, welche unter vielen Verbeugungen des Priesters und Diakons, sowie unter immer erneutem Fächeln mit Fächern über den heiligen Gaben, damit nichts hineinfalle, geschehen. Und nun geht die Handlung zum Genusse derselben über.

Das Vaterunser wird gebetet, das Gebet der Kindschaft, worin die Gläubigen stehen, weshalb das Volk selbst die sieben Bitten spricht und der Priester samt dem Chor es mit der Lobpreisung: denn dein ist das Reich u. s. w. abschließt. Mit gebeugtem Haupte empfangen sodann Alle das Gebet der Segnung, und der Priester hebt das heilige Brod auf und spricht: „Das Heilige den Heiligen!" worauf der Chor aber erwiedert: „Einer ist heilig, Einer Herr, Jesus Christus, in der Herlichkeit Gottes des Vaters! Amen." Darnach wird der Vorhang an den heiligen Thüren zugezogen, damit die Priesterschaft hinter demselben das heilige Mal feiere, wozu die Chöre das Communionlied des Tages singen.

Die Feier des Males aber findet in folgender Weise statt. Das heilige Brod, das Bild des Lammes Gottes, wird sorgfältig in vier Stücke geteilt, deren jedes seine besondern Schriftzeichen trägt, und dieselben werden dann kreuzweise auf den heiligen Diskus, die Patene, gelegt. Das eine ist für den heiligen Becher bestimt, das zweite wird unter die Priester und Diakonen verteilt, und die zwei übrigen Stücke müssen in so viele kleine Teile zerlegt werden, daß sie für das Volk ausreichen. Dann legt der Priester jenes erste Stück in den Kelch mit den Worten: „die Fülle des heiligen Geistes", und indem der Diakon warmes Wasser hinzunimt, segnet der Priester dasselbe mit den Worten: „Gesegnet ist die Wärme deiner Heiligen in Ewigkeit!" und der Diakon gießt es unter ähnlichen Worten in den heiligen Kelch. Hierauf reicht der Priester dem Diakon und sodann sich selbst den heiligen Leib und das heilige Blut Christi unter Verbeugungen und Gebeten.

Dieses Mal der Priesterschaft ist ein preisendes Gedächtnis des Leidens und Sterbens Jesu Christi.

Schon aber wendet sich die Feier der Auferstehung Christi zu. In Gebeten wird der Auferstehung Christi lobend



und dankend gedacht und in Handlungen symbolisch darauf hingewiesen. Vornehmlich aber steht damit in Verbindung die nun folgende Communion des Volkes. Es öffnen sich nämlich wiederum die Thüren des heiligen Altars, was, nach der Erklärung des griechischen Katechismus, auf die Erscheinung Christi nach seiner Auferstehung bis zu seiner Himmelfahrt hinweist, und der Diakon erscheint und zeigt dem Volke den Kelch, ihn hoch in die Höhe haltend, mit den Worten: „Nahet euch in Gottesfurcht und Glauben", worauf der Chor singt: „Gelobt sei, der da komt im Namen des Herrn! Der Herr ist Gott und uns erschienen." Die Communikanten nähern sich nun einzeln, mit kreuzweise über die Brust gelegten Händen, und der Priester gibt ihnen mittelst eines Löffels zugleich den Leib und das Blut des Herrn, indem er spricht: „Der Knecht Gottes N. nimt Teil an dem teuerwerten und heiligen Leibe und Blute unseres Herrn und Gottes und Heilandes Jesu Christi, zur Vergebung seiner Sünden und zum ewigen Leben." Darauf wischt er einem Jeden den Mund mit dem Decktuche, läßt ihn den Kelchrand küssen und spricht: „Siehe, dieses hat deine Lippen berührt, und wird deine Missethaten wegnehmen und dich reinigen von allen deinen Sünden." Der Chor aber singt während der Communion des Volkes: „Nehmet den Leib Christi, trinket die unsterbliche Quelle. Halleluja! Halleluja! Halleluja!" Nach Beendigung des Males ruft betend der Priester: „Gott rette dein Volk und segne dein Erbe", und der Chor singt im Namen des Volkes: „Wir haben das wahre Licht gesehen, wir haben empfangen den heiligen Geist; wir haben den wahren Glauben gefunden, wir beten an die unteilbare Dreieinigkeit; denn sie hat uns erlöset." Dann werden unter weiteren symbolischen Akten und Worten einzeln alle Geräthe, welche dem heiligen Male gedient hatten, auf den Rüsttisch zurückgelegt, der Diakon genießt noch mit Ehrfurcht den Rest der heiligen Gaben, der Priester aber geht hinaus und gibt dem Volke, auch den Nichtcommunikanten, unter Ablesung des 33. Psalms das sog. Antidor, d. h. die Ueberbleibsel von jenen Broden, woraus das Communionbrod, das heilige Lamm, war ausgewählt worden. Und dies soll teils als Gegengabe gelten (denn Antidor heißt Gegengabe) für die Gaben, welche die Gemeinde zur Feier dargebracht hat, teils als Erinnerung an jene Liebes- und Brudermale, welche sich in der ersten Kirche an die Feier des Herrnmales angeschlossen hatten.

Ist hiermit der Akt der Spendung vollzogen, so spricht der Priester den Segen über das Volk und reicht demselben das heilige Kreuz zum Kusse dar. Dann kehrt er mit dem Diakon in den Altar zurück, um noch das Nötige zum Schluß der Feier zu ordnen, was gleichfalls unter Gebeten und Lobpreisungen geschieht, die heiligen Thüren werden geschlossen und das Volk entfernt sich.

Dies ist die Ordnung des morgenländischen christlichen Gottesdienstes, welcher, den Wechsel der biblischen

Lesungen und einiger Gesänge, sowie besondere Auszeichnungen einzelner Feste abgerechnet, an Sonn- und Festtagen immer in der gleichen Weise vollzogen wird.

---

Es gewährt ein besonderes Interesse, diese Weise des Gottesdienstes mit jener im apostolischen Zeitalter zu vergleichen und es zu verfolgen, wie sich aus dem apostolischen Cultus allmälig der der morgenländischen Kirche, welcher sich, wie gesagt, seit dem 4. und 5. Jahrhundert im Wesentlichen gleich geblieben ist, herausgebildet hat. Doch würde es uns zu weit führen, wenn wir zeigen wollten, wie nach der apostolischen Zeit kirchliche Feiern, die vorher getrent gewesen, mit der Zeit zu einem Ganzen verschmolzen sind und in demselben die verschiedenen Stücke sich aneinander gereiht haben, wie überhaupt aus den einfachen Grundlinien des apostolischen Gottesdienstes allmälig diese so ungemein reiche Fülle des orientalischen Cultus entstanden ist. Aber auf eine innere Umwandlung, welche diese äußere Erweiterung und Ausbildung begleitete, müssen wir hinweisen. Im Anfang nämlich feierte die christliche Gemeinde das heil. Abendmal als eine Stiftung ihres Herrn, worin er ihr, seiner Verheißung gemäß, unter den Zeichen von Brod und Wein seinen am Kreuz für uns gebrochenen Leib und sein zur Vergebung unserer Sünden vergossenes Blut als eine Speise und Trank des Lebens zu steter, innigerer Vereinigung mit ihm darreiche. Und mit dieser Feier des heiligen Males verband sie die Opfer ihres Lobes und Dankes und ihrer Bitte und Fürbitte in Darbringung von Gebeten und Gaben. Aber je mehr und mehr wurde auf diese andere Seite, auf die des Opfers, das größere Gewicht gelegt; und man fing an, dieses Opfer nicht mehr blos in den Gebeten und Gaben der Gemeinde zu sehen, sondern Leib und Blut Christi selbst als das Opfer zu betrachten, das die Gemeinde unter den Gestalten von Brod und Wein Gott darbringe. Hierbei bildete sich aber der Unterschied zwischen der morgenländischen und abendländischen Kirche heraus, daß jene es blos als ein Lob- und Dankopfer, die abendländische Kirche aber zugleich als ein Sühnopfer für Lebende und Verstorbene auffaßte.

Da zeigt sich denn sehr deutlich der tiefgehende Unterschied zwischen dem Geistesleben der morgen- und abendländischen Kirche — wobei wir übrigens unter jener weniger die russische Kirche im Auge haben, die erst in späteren Jahrhunderten zu derselben hinzugethan worden, als vielmehr die Völkerschaften in Griechenland, Kleinasien, Syrien und Nordafrika, wo sich der Cultus in der angegebenen Weise ursprünglich entwickelt hat. Waltet im Occident nämlich die praktische Richtung des Geistes vor, so im Orient die beschauliche, die contemplative. Faßt jene die Gnade Christi mehr nach Seite



ihrer versöhnenden und erlösenden Macht auf, so diese mehr als Offenbarung der göttlichen Geheimnisse für den forschenden Geist des Menschen — weshalb auch jene sich am liebsten die katholische nennt, die allgemeine, die alle Völker zu Christo zu leiten berufen ist, und diese mehr die orthodoxe, die rechtgläubige, welche die Aufgabe habe, die heiligen Wahrheiten des Christentums, vor allem die von der Dreieinigkeit und der Person Christi gegen die Einflüsse des Irrtums außer- und innerhalb der christlichen Kirche zu bewahren. Dieser Unterschied macht sich nun auch geltend in der Auffassung und Ausbildung des gottesdienstlichen Wesens. Während jene im Gottesdienste den Seelen die Gnade zuzuwenden sucht, welche rechtfertigt und heiligt, so will diese den Gläubigen die Herlichkeit der gesamten göttlichen Offenbarung vor dem Geiste und allen Sinnen von neuem immer wieder entfalten, damit sie hierdurch im Bekentnis der seligmachenden Wahrheit befestigt werden. Aus diesem Grunde beschränkte sich die morgenländische Kirche nicht darauf, im heiligen Abendmal die Feier des heiligen Leidens Christi zu begehen, sondern, indem sie zum Hauptgottesdienste, der heiligen Liturgie, auch die der Nebengottesdienste der Matine und Vesper als Vorbereitung auf dieselbe noch hinzunahm, so verband sie mit der Feier seines Leidens die seines ganzen Lebens; ja sie griff selbst zurück bis in das A. T. und verfolgte die göttlichen Offenbarungen zurück bis in ihre ersten Anfänge. Und so umspannt die kirchliche Feier des christlichen Orients den ganzen Kreis der göttlichen Offenbarungen von der Schöpfung und dem Sündenfalle an bis zur Erscheinung des Heiles, und des Lebens Christi wiederum von seiner Geburt und seinem öffentlichen Auftreten an durch Leiden und Tod hindurch bis zu seiner Auferstehung und Himmelfahrt. Ebenso aber begnügt sie sich auch nicht mit einer Feier, worin das Wort von der Gnade gelesen und verkündigt und die Gaben der Gnade zum Genusse dargereicht werden; sondern sie will den Inbegriff dieser Gnade auch zur lebendigen, sinnlich eindringlichen Darstellung und Anschauung bringen. Deshalb begleitet sie die Lesungen aus Gottes Wort mit Lobpreisungen und heiligen Rufen, die Gebete geschehen unter immer erneuten Responsen und Antiphonen, das Handeln des Priesters steht in fortgehender lebendiger Wechselwirkung mit dem der Diakonen und umgekehrt, und der Chor greift in Beider Handeln auf die mannichfaltigste Weise mit seinen bald kurzen, bald langen, bald einfachen bald wechselseitigen Gesängen ein.

(Schluß folgt.)

---

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz in Berlin. Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

# Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1864. Sonnabend den 13. Februar. № 13.


## Der Gottesdienst der morgenländischen Kirche.

(Schluß.)

Vor allem aber sind sämtliche Handlungen von heiligen Sinnbildern durchzogen, welche zugleich die Phantasie und Sinne beschäftigen. Und es dienen dazu nicht blos der Wechsel der priesterlichen Kleidung, das Heraus- und Zurückgehen bald aus dieser bald aus jener Thür der Bilderwand, und das Oeffnen und Schließen der mittlern, heiligen Thüre samt dem Weg- und Zuziehen des Vorhanges an derselben, die Verbeugungen und Bekreuzungen und das Küssen der heiligen Gegenstände, das Anzünden von Kerzen und Räuchern mit dem Rauchfasse und was dieser heiligen Ceremonien mehr sind; sondern dieselben entfalten sich selbst zu größeren bedeutsamen Handlungen, wie das Schlachten des Opferlammes und die Darbringung des Opfers, ja zu ganzen feierlichen Zügen und Umgängen in allen Räumen der Kirche, welche das öffentliche Auftreten und Lehramt Jesu, sowie seinen heiligen, bittern Leidensgang und Versöhnungstod abbilden. Das Volk aber wohnt allen diesen Handlungen bald sitzend, bald stehend, bald kniend, bald das Haupt gebeugt und die Arme kreuzweise über die Brust gelegt bei, während das Heilige jezt verdeckt hinter der Bilderwand vorgeht, dann bei zurückgezogenem Vorhange ihren Blicken zugänglich gemacht oder unter der geöffneten heiligen Thüre in Lesungen und Gebeten offen vor ihr gehandelt wird und dazwischen in heiligen Prozessionen mit Lichtern, Weihrauch und Gesang selbst in ihre Mitte hineintritt.

So steht in der orientalischen Kirche der christliche Gottesdienst vor uns da als ein ungemein reiches, außer dem erkennenden Geiste zugleich die Phantasie und das ganze Sinnenleben in Anspruch nehmendes heiliges symbolisch-liturgisches Drama, in welchem, um mich der Worte eines enthusiastischen Verehrers derselben zu bedienen, die Liturgie wie ein geistliches Schauspiel auf einer Erhöhung vor dem Volke aufgeführt wird.

Und fragen wir nun nach der christlichen Wahrheit und Erbaulichkeit dieser gottesdienstlichen Feier — so müssen wir auf der einen Seite sagen: Es ist schön und erhebend, die Gedanken des Heiles nicht blos im Worte auszusprechen, sondern zugleich auf mannichfaltige Weise ins Bild und Symbol zu kleiden, damit wir sie wie mit dem Verstande, so auch mit unsrer Phantasie und unseren Sinnen fassen mögen. Und wir Protestanten, die wir in Bezug auf alles, was symbolischer Ausdruck ist, wenn auch nicht ohne Ursach, doch allzu ängstlich geworden und bereits dahin angelangt sind, daß wir selbst Scheu tragen in der Kirche niederzuknien — wir könten Manches davon lernen. Es ist ferner schön und erhebend, daß die Offenbarung des göttlichen Heiles uns nicht blos verkündigt, sondern als Geschichte in einer Reihe von bildlichen Handlungen vor den Augen vorübergeführt und so uns Christus gewissermaßen vor Augen gemalt werde. Und wir Protestanten, die wir den Gottesdienst wie eine bloße Versamlung anzusehen geneigt sind, in welcher man Vorträge über religiöse Gegenstände anhört, während man die begleitenden Handlungen der Liturgie als eine müssige, lästige Zuthat betrachtet, der man sich durch Späterkommen möglichst zu entziehen sucht — wir könten Manches davon lernen. Es ist endlich schön, wahr und erhebend, in dieser gesamten Feier ein Lob- und Dankopfer der Gemeinde zu erkennen, worin sie die hohen Thaten Gottes zu unsrer Erlösung bekent und rühmend preist. Und wir Protestanten, welche des Dankens und Lobens im Gottesdienste allzusehr entwöhnt und dessen so wenig eingedenk sind, daß es gelte, nicht blos Gottes Gnade glaubend hinzunehmen, sondern uns auch mit allem, was wir sind und haben, unter Gebet und Lobpreis Gott zu einem steten lebendigen Opfer darzubringen — wir könten Manches davon lernen.

Wir dürfen und wollen uns aber auch die Schattenseiten des morgenländischen Cultus nicht verbergen, sondern zugleich darauf achten, wie durch die Eigentümlichkeit desselben — abgesehen von dem darin eingedrungenen Marien- und Heiligendienst — das Wesen des christlichen Gottesdienstes und seine tiefere Wirkung sowie die nachhaltige Kraft seiner Erbaulichkeit nicht wenig beeinträchtigt wird. Denn wenn die griechische Kirche Christi Leib und Blut zum Gegenstand ihres Lobes und Dankes nicht blos im Geiste macht, sondern dasselbe in sichtbarer Wirklichkeit Gott meint darbringen zu können, so ist sie hiermit weit über die einfachen Worte der heil. Schrift und selbst über die Sitte der Kirche in den ersten Jahrhunderten hinausgegangen. So wenig wir ferner verkennen, daß der Gottesdienst, weil in ihm die Gnaden- und Lebensgemeinschaft der Gemeinde mit ihrem Herrn sich nach außen darlegt, auch ein Element heiliger Darstellung, welches künstlerische Formen

sucht, in sich trage und nicht allein unsern Verstand und unsern Willen und Gemüt, sondern auch unsre Phantasie und selbst das sinnliche Gefühl mit heiligem Leben ergreifen solle, so sehr muß doch ein Uebergewicht und Herschaft dieses lezteren Elements über die übrigen, wie solches im morgenländischen Cultus stattfindet, nachteilig wirken und das Leben des Glaubens veräußerlichen oder ersticken. Und so sinnvoll die Symbole des griechischen Cultus im Allgemeinen sind, so liegt doch einerseits, während ein gottesdienstliches Symbol vor allem klar und einfach sein soll, die Deutung derselben vielfach zu ferne, als daß sie, auch wenn das Volk, wie die Katechismen der griechischen Kirche teilweise dafür Sorge tragen, in der Bedeutung derselben unterrichtet wird, eine tiefere erbauliche Wirkung üben könten, teils aber treten sie in einer solchen Ueberfülle auf, daß sie weniger zur Bekräftigung des Wortes dienen, worin doch ihre wahre Bedeutung besteht, als vielmehr das Wort nur zu ihrer Auslegung vorhanden zu sein scheint und durch die Last der Ceremonien nur erdrückt, statt dadurch gehoben wird. Dazu komt weiter, daß auch die Handlungen selbst ungemein ausgeführt, gedehnt und gehäuft sind, und manche wie das Fürbittgebet immer wiederkehren, so daß z. B. in der russischen Liturgie für den Kaiser und sein Haus, deren Glieder alle namentlich aufgezählt werden, in dem Einen Gottesdienste fünfmal ausdrücklich gebetet wird. Wie kann es anders sein, als daß die Gemeinde dadurch ermüdet und zerstreut und ihre Erbauung geschwächt wird! vollends, wenn man dazu nimt, daß diese gottesdienstlichen Stücke allsontäglich sich in der gleichen Weise wiederholen und die Gemeinde nicht selbst mit in die Handlung verflochten ist, sondern nur zuzuhören und zuzuschauen hat. Endlich aber — und dies ist noch das größte, bedenklichste Gebrechen — fehlt in dem Gottesdienste der griechischen Kirche fast gänzlich das eigentlich belebende und fortbildende Element desselben, die Predigt, indem diese blos in Nebengottesdiensten und da nur selten und blos in den Städten stattfindet. Wie soll die Gemeinde gefördert werden in der Erkentnis des Heils und wie immer neue Antriebe erhalten zur Heiligung des Lebens! Ohne das erklärende, erweckende und anwendende Wort können die geistlichen, heiligen Kräfte der Liturgie nicht zur Entfaltung kommen und der Gottesdienst muß in bloßen Werkdienst ausarten. Und so ist es auch in den orientalischen Kirchen geworden. Es darf uns mithin nicht wundern, daß trotz des Schönen und Erhebenden, was der griechische Cultus in so reichem Maße enthält, doch keine wahrhaft erneuernde Kraft von ihm ausgeht, sondern jene Kirchen, ihrem Gesamtzustande nach, in einem tiefen Schlafe geistlichen Lebens darniederliegen.

Wann wird der Herr der Kirche auch diese Todtengebeine lebendig machen? Wir dürfen die zuversichtliche Hoffnung hegen, daß auch der griechischen Kirche noch die Stunde der Erweckung schlagen werde. Denn ihre treue Bewahrung der alten Formen des christlichen Lebens, so sehr sie ihre Versteinerung zur Folge gehabt hat, birgt doch zugleich einen Segen in sich, der ihr noch zu Gute kommen wird. Und sollte nicht die mit Macht voranschreitende Eröffnung des Orients, welche ihn mit dem Occident in immer nähere und engere Berührung bringt, die Wege dazu bahnen müssen? Dann wird auch der Cultus der orientalischen Kirche, ohne seine unterscheidende Eigentümlichkeit, welche aufs engste mit seinem übrigen Wesen verflochten ist, zu verlieren, noch eine Reinigung und Neubelebung erfahren können.

Wir aber wollen nicht vergessen, daß es auch uns im Hinblick auf unser gottesdienstliches Leben gar wol gezieme, demütig zu sein, und sehr Not thue, mit Ernst darnach zu ringen, daß auch unser Cultus immer mehr hinangelange zum Urbild einer christlichen Gemeindefeier, daß er immer freier werde von der Einseitigkeit des bloßen Lehrens und Unterweisens, immer reicher in Ausprägung der göttlichen Heilsgedanken, immer lebendiger in dem selbstthätigen Mitwirken der Gemeinde, immer erhebender durch den begleitenden Dienst heiliger Kunst, und immer erbaulicher durch die Entfaltung und Offenbarung aller Kräfte des Geistes. Das gebe Gott! —

---

## Johann Balthasar Schuppius.

(Schluß.)

Durch diese Streitigkeiten sind die meisten humoristischen und satirischen Schriften Schuppens, lauter kurze Abhandlungen, entstanden: „Der Kalender an seinen Sohn"; „Eilfertiges Sendschreiben an den Kalendermacher in Leipzig"; „Die Relation aus dem Parnaß"; „Abgenötigte Ehrenrettung." Auch seine zahlreichen andern Traktate gab er meist auf besondere Veranlassung durch einzelne Personen und zunächst für dieselben oder zur Ergänzung seiner Selsorge für seine Gemeinde heraus. Die umfangreichste seiner Schriften ist „der Ninivitische Bußspiegel", eine Auslegung des Propheten Jonas. „Der schändliche Sabbatschänder" ist erst dreißig Jahre nach seinem Tode (1690) erschienen, „Rolle und Register der Laster und Sünden" noch sieben Jahre später (1697). Dr. Bloch erwähnt, daß Sch. in Marburg auch geistliche Lieder verfaßt habe; diese sind ganz vergessen.

Es bleibt uns noch übrig, nach der Darstellung dieses Lebens kurz die Summa zu ziehen. Bei dem Umfange der Oelzeschen Schrift (328 S.) vermißt man am Ende eine allgemeine Charakteristik. Oelze und Bloch haben gar keinen Schatten in ihr Bild gezeichnet. Es ist das Schicksal aller menschlichen Geschichtschreibung, der gegenüber darum die heilige Geschichte einzig und allein ganz wahr dasteht, daß die Sympathie mit Person und Sache den Schatten und Antipathie dagegen das Licht nicht erkennen läßt. Wo diese sündliche Schwachheit auch bis auf ein Minimum überwunden wird, da hindert wieder die Ferne der Zeiten, das Fehlen der unmittelbaren Anschauung und vollständigen Nachrichten an der genauen

Erkentnis, daß nur das am stärksten Hervortretende gesehen wird. Es haben wol, wie gewöhnlich, beide Gründe bei Schuppens neuesten Biographen zusammengewirkt, der zweite, daß plurima nitent, als der stärkere. Es ist ja unzweifelhaft, daß Sch. ein edler sittlicher Charakter und ein aufrichtiger, lebendiger Christ war, der der Heiligung nachjagte. Sein Gebet war: Domine da mihi nosse te, nosse me, nosse mundum. Daß er die Welt gekant hat, wird Niemand bestreiten. Horbius in dem Bedenken über Speners Vorrede zu Arndts Postille (die Pia desideria) sagt „der weltkluge Schuppius", aber nicht im bösen, sondern im guten Sinne. Seine Selbsterkentnis behält er nicht blos für sich, sondern scheut sich nicht, seine sündliche Schwachheit, namentlich die Neigung zur Hoffart, frei zu bekennen. Ueber seine Berufung nach Hamburg sagt er später, daß sie ihn ein wenig stolz gemacht und daß ihn nachher bei dem erstaunlichen Zulauf zu seinen Predigten und als er beim Vorübergehen auf der Straße gehört habe: „das ist ein Mann, der einem die Thränen aus den Augen predigen kann", eine theologische und subtile Hoffart überlaufen habe. Wie er über seine Magisterwürde in Rostock sich aufgeblasen, schildert er später in derb verspottender Weise: „Wenn ich damals einen hoffärtigen Kerl auf den Straßen sah, da dachte ich, du magst dir einbilden, was du willst, so bist du dennoch kein Magister." ...„Zwei ganzer Tage übte ich mich, bis ich ein schönes M malen konte. Mein Pittschaft mußte alsbald geändert werden und bei meinem Namen ein M stehen." Aber wir dürfen diese Bekentnisse bei ihm auch nicht zu hoch anschlagen, sie werden weniger vom armen Sünder, als vom Humoristen und Satiriker gethan. Unser im Eingange gestelltes Präjudiz wird zum Judiz, daß diese seine starke Seite zugleich seine schwache ist, daß das, was ihn als deutschen Schriftsteller und in der weltlichen Literatur hoch stellt, ihn als Prediger und in der Kirche herunterseżt. Humor und Witz, Ironie und Satire sind gefährliche Gaben und Mittel bei der Ausrichtung des Evangeliums, welches lauter Ernst und lauter Liebe ist. Ein Körnlein Salz zu viel, so ist alles versalzen, ein Streich der Ruthe zu derb, so wird sie zum Schwerte. Auf der Kanzel und am Altare mit jenem Naturell eine Linie in der Popularität zu tief, und sie wird platt, inurban, scurril. Hier müssen wir noch das Recht anerkennen, welches seine Kollegen zum Tadel und zur Klage gegen Sch. hatten. Sie griffen besonders seine Predigtweise an, daß er grobe, ärgerliche, unanständige Fabeln und Historien, schandbare Worte und Narrenteidinge, Facetien und satirische Aufzüge auf die Kanzel bringe. Die Wittenberger Fakultät entschied in ihrem Gutachten gegen ihn. Im engen Zusammenhange mit jener Anklage steht die, daß er auf seine Predigten nicht fleißig studire, wie er oftmals von der Kanzel zu seiner Schande selbst bekant habe. Da konte es bei seinem Naturell nicht anders kommen, als daß er die Würde und das Decorum verlezte, dem damals noch dazu durch die herschende steife Gravität sehr bestimte und enge Gränzen gesteckt waren. Wieder zu viel aber ist es gesagt, wenn Gallois in der „Geschichte der Stadt Hamburg" Sch. „eine Art protestantischer Abraham a St. Clara" nent.

Oelze stellt am Schlusse seiner Vorrede Sch. unter die vielen hervorragenden Männer jener Zeit, deren mächtiges Wirken sich in die weitesten Kreise ausdehnte, und nent dabei Johann Gerhard, Valerius Herberger, Johann und Paul Tarnow, Johann Valentin Andreä, Paul Gerhard, Heinrich Müller. Wir wissen keinen spezifischen Gesichtspunkt, alle die Genanten mit ihrer Wirksamkeit darunter zu vereinigen, wenn man nicht einen ganz allgemeinen annehmen will, unter welchen alle Andern auch mitfallen, welche damals irgendwie segensreich in der Kirche gewirkt haben. Johann Gerhard und Paul Gerhard neben einander und gar noch Schuppe neben ihnen! Schon viel glücklicher hat diesen Henke untergebracht und in die damalige Zeit eingerahmt. Er sagt in „Georg Calixtus und seine Zeit" I. S. 33 u. 34: „Nur klein unter den lutherischen Theologen war die Zahl derer, welche auf den Wegen Johann Arndt's des Volkes jammerte, wie Joh. Matth. Meyfart, Joh. Balth. Schuppius und Joh. Val. Andreä." So klein war diese Zahl doch nicht, und es hätte mancher Andere viel mehr Erwähnung verdient, als Sch. Das 17. Jahrhundert war nicht so todt, als man gewöhnlich meint, seine vielen, großen ascetischen Schätze sind ja heute noch unser Reichtum. Die Notstände der Kirche waren zwar groß (sie sind aber niemals klein, nur immer andere), allein es war auch eine Erkentnis derselben vorhanden, eine große Zahl von Männern, welchen die Besserung am Herzen lag, welche dazu Hand anlegten und sich die Hand reichten. Alle ihre Seufzer, Gedanken und Wünsche faßte Spener in den Piis desideriis zusammen, darum war dieses Büchlein von so ungeheurer Wirkung. Sch. gehörte zu jenen Männern, es befremdet nur, daß er, so viel wir wissen, mit keinem in näherer Verbindung stand, während doch sonst unter diesen Gleichgesinten ein inniger Zusammenhang und Verkehr trotz der Kriegszeiten und der mangelhaften Kommunikationsmittel stattfand, und H. Müller, Schröder und Großgebauer in Rostock waren ihm räumlich so nahe. Wie er in diese Isolirung gekommen, läßt sich keinesfalls mehr ermitteln, aber seine Bedeutung und Wirksamkeit nach der in Rede stehenden Richtung ist jedenfalls dadurch etwas lokalisirt und verringert. Alle diese Arbeiter an den Mauern Jerusalems waren natürlich durch Individualität, Gaben, äußere Stellung und dadurch bedingte Art ihrer Arbeit sehr von einander unterschieden. Einige konten still an der Erbauung der Kirche im engern Sinne arbeiten, Andere hatten Nehemias und seiner Genossen Aufgabe und Stellung, mit der einen Hand die Arbeit zu thun und mit der andern die Waffen zu halten, das Schwert an die Lenden gegürtet zu bauen. Sch. gehörte mehr zu den leztern und hat eine große Aehnlichkeit mit Joh. Val. Andreä. Auch dieser führte lange eine unstäte, zerstreute Lebensweise auf Reisen in fremden Ländern, was aber auch ihm nachher Zeitlebens einen Blick und ein Interesse für alle Sphären des socialen Lebens erhielt. Stellen wir aber ganz kurz hier her, was wir bei Sch.

auch finden. Andreä trat den Misbräuchen des gelehrten Treibens, der scholastischen Disputationswuth, der mühseligen unnützen Gelehrsamkeit mit Witz und Satire entgegen. In der Kirche bekämpfte er die Simonie und Cäsareopapie. Er war lutherisch orthodox, aber Luthertum fällt ihm nicht mit Christentum zusammen. Einen großen Teil seiner praktischen Thätigkeit setzte er an die Einführung einer Sitten- und Kirchenzucht. Andreä hat wol an 40 verschiedene Schriften und Schriftchen geschrieben, aber kein größeres Werk ist von ihm ausgegangen, sondern nur Gelegenheitsschriften. Durch seine witzige und satirische Ader und Art hat er sich manchen Feind und Kampf unnützer Weise bereitet. Wir sehen aus diesen Andeutungen, wie nahe sich Schuppe und Andreä stehen in aller Weise, nur ist Andreä viel bedeutender für die innere Entwickelung und Geschichte der evangelischen Kirche, während Sch. bedeutender als humoristischer und satirischer Schriftsteller ist.

---

## Zu den Erörterungen über Kirche und Verfassung.

V.

Die Ansicht, nach welcher es vorerst einer neuen Organisation bedarf, um die Kirche in den Besitz verfassungsmäßiger Selbständigkeit überzuleiten, ist demnächst dahin ermäßigt worden, daß es um eine Vermehrung der schon vorhandenen Selbständigkeit zu thun sei. Dieser Ausdruck, unter welchem ein anzuerkennender Sinn Raum findet, ist jedoch in seiner Weite zugleich geeignet, bedenkliche Unklarheiten zu unterhalten. Er macht weder ersichtlich, was zur Selbständigkeit nach außen gehöre, noch, von welcher Beschaffenheit innere Einrichtungen sein müßten, um als die Selbständigkeit vermehrend gelten zu können. Das Selbst der Kirche ist, nach Stahls durchsichtig tiefem und erschöpfendem Ausspruche, ihr Glaube und die Gemeinschaft der Gläubigen und Bekenner. Der also bestimten Subjectivität der Kirche genau entsprechend ist objectiv der dem Glauben von Gott in seinem Worte dargereichte Inhalt der Grund ihres ganzen Bestandes, im Bekentnisse bezeugt der Mittelpunkt auch der äußeren und rechtlichen Ordnung. Die Selbständigkeit der Kirche ist deshalb der Zustand, in welchem sie, hinsichtlich ihrer Einrichtungen und Wirksamkeit nur durch jenen Grund bestimt, von dem bezeichneten Mittelpunkte aus und im Einklange mit demselben für die gesamte weitere Entwickelung und Gestaltung Richtschnur und Maß empfängt. Nach welchem Gesichtspunkte der Grad von Selbständigkeit, welcher der Kirche nach Verschiedenheit der Verfassungsarten zuzuschreiben ist, zu bemessen sei, erhellt hiernach unmittelbar: es entscheidet lediglich das Verhältnis in welchem die Uebereinstimmung aller kirchlichen Lebensäußerungen mit der Bekentnisgrundlage begünstigt oder erschwert wird. Soll daher das Erfordernis neuer Einrichtungen nach dem wirklichen Bedürfnisse, nicht nach anderswoher entlehnten Voraussetzungen, gepürft werden, so ist, vor allem übrigen, zu fragen, wie mit der centralen Stellung des Bekentnisses in den gegebenen Zuständen thatsächlich es bewandt sei. Findet sich hierin ein erheblicher Mangel, so sind der Beseitigung desselben alle anderen Rücksichten nachzusetzen, weil erst nach Entfernung dieses Gebrechens sonstigen Unzuträglichkeiten befriedigend abgeholfen werden kann. Unabhängig von dieser Erwägung unternommene Neuerungen, welche Anerkennung übrigens auch ihrem Ziele gebüren kann, werden, unter dem unvermeintlichen Einflusse jenes Hauptschadens, höchstens zu glänzenden Fehlern ausschlagen, dem Scheine eines Lebens, unter dessen Hülle Zerfall und Auflösung sich bergen.

Das Gewicht dieser Betrachtungen verstärkt sich, je näher sie auf die besondere Frage bezogen werden, in welcher die dem landesherlichen Regiment in Preußen unterstellte lutherische Kirche sich befindet. Die Scheidung, durch welche hier die Bildung der ausschließend reformirt genanten Kirche hervortrat, hat nemlich rückwirkend das Streben nach möglichst vollständiger Wiedervereinigung mit der Kirche der deutschen Reformation alsbald hervorgerufen. Durch die geschichtlichen Umstände begünstigt, ja fast unmittelbar gegeben, hat sich dem Regiment ein auch unbewußt wirkender Zug nach wiederhergestellter Einheit der Landeskirche in eigentümlicher Bestimtheit eingepflanzt. Zu diesem Ziele sind dann Wege eingeschlagen worden, welche von dem Grundsatze, daß völlige Beseitigung der Sonderung nur in der gemeinsam anerkanten Wahrheit des schriftmäßigen Bekentnisses, von welchem die lutherische Kirche niemals weichen kann, zu erreichen ist, unter manchem Wechsel von Anspannung und Nachlaß der Unionsbestrebungen, sich wesentlich unterscheiden. Der berechtigte Wunsch, den landeskirchlichen Spalt wieder geschlossen zu sehen, hat in seinem Drange einer Verfahrungsweise Raum gegeben, welche fast wie ein Ausdruck der Meinung erscheint, daß den beabsichtigten Erfolg eher und sicherer die Vergleichgültigung, Abstumpfung und Verwischung tiefer Gegensätze herbeiführen werde, als die gläubige Geduldübung, welche, die abgebrochene Verständigung auf dem Schriftgrunde zu guter Stunde vertieft wieder aufnehmend, ausharrt, bis Gott weiter Gnade gibt. Der nicht ganz in die Tiefe reichende Einigungstrieb ist dann noch dadurch unterstüzt und gefördert worden, daß er mit einer mehr äußerlichen Richtung zusammentraf, welche, praktisch von dem Gewicht überlieferter Uebung bestimt, die Kircheneinheit durch Gleichförmigkeit allgemein angeordneter Einrichtungen zu verwirklichen sucht. Durch die Vereinigung solcher Umstände sieht sich die Kirche des schriftmäßigen Bekentnisses dem fortgesezt drohenden Widerfahrnisse ausgesezt, als unterschiedsloser Teil in die landeskirchliche Einheit verschwinden zu müssen. Eine unerfreuliche Reihe von Verkümmerungen, welche die confessionelle Entwickelung gehemt haben, zeugt von der Wirklichkeit dieser Gefahr, indem sie die peinliche Frage hervorruft, ob die begonnene Verfassungsumbildung

der Kette jener Hemmungen ein neues, verhängnisvolles Glied einfügen werde. Die Beantwortung dieser Frage vermittelt sich durch eine allgemeine Kennzeichnung des Verhältnisses, in welchem zur Zeit Bekentnis und Union zu einander stehen. Während auf dem Standpunkte der lutherischen Kirche der Zusammenschluß mit Angehörigen einer anderen Confession nur in dem von dem eigenen Bekentnisse gestatteten Maße als zulässig erachtet werden darf, wird von der anderen Seite, dies ist der thatsächliche Stand der Dinge, geltend gemacht, daß die Entfaltung des lutherischen Bekentnisses in den verschiedenen Richtungen des kirchlichen Lebens nur in dem Umfange gewährbar sei, als die, wie angenommen, bereits mit der Wirkung unbedingt dargebotener communio rechtsbeständig gewordene Union ertrage. Dieser Widerspruch ist es, welcher, in dem Bereiche der rechtlichen Gestaltung, ungelöst als Hauptgebrechen auf der evangelischen Landeskirche lastet, seine Beseitigung deshalb das dringendste Bedürfnis.

Daß nach einer anderen Richtschnur, als der des Bekentnisses zu bemessen sei, ob und wie weit Union stattfinde, ist auf protestantischem, jedenfalls dem lutherischen Boden eine kirchliche Unmöglichkeit. Wenn daher der Confession nur innerhalb der von der Union ihr vorgeschriebenen Begränzung die Freiheit der Kundgebung zugestanden wird, so kann dies nur den Sinn haben, daß, nachdem einmal die Union als mit dem Bekentnisse verträglich anerkant worden, sie der Reihe anderer kirchlicher Einrichtungen zuzuzählen sei, deren bekentnismäßige Eigenschaft nicht weiter beanstandet werden könne. Diese Rechtfertigung zerfällt jedoch schon deshalb, weil kirchliche Einigung, in der hier fraglichen Bedeutung im Bekentnisse nicht berührt, unmittelbar durch dasselbe als zulässig nicht sich darthun läßt. Es muß daher jederzeit die Richtigkeit der etwa erfolgten Bejahungen dieser Zulässigkeit erneuert in Frage gestellt werden können. Ueberdies entbehrt die Annahme, welche den Rechtsbestand der Union auf einen der Bedeutung nach dem Bekentnisse ähnlichen Consensus stüzt, der thatsächlichen Begründung. Es würde das positive, durch andere Kundgebungen so wenig als durch regimentliche Maßnahmen ersetzbare Zeugnis des lutherisch rechtgläubigen Lehrstandes erforderlich gewesen sein, um die Einführung der Union, von anderen Bedingungen abgesehen, kirchenrechtlich festgestellt erscheinen zu lassen. Ein solches Zeuguis, an welchem nur Geistliche und Theologen, die mit Herz und Mund dem kirchlichen Bekentnisse zustimmen, wirksam sich beteiligen konten, ist, wenn auch in Ansehung der Form die mäßigsten Forderungen gestellt werden, nicht nachweislich. Und endlich, was unabhängig von jedem anderen Grunde für sich allein die Entscheidung sichert, unmöglich können von der reinen Lehre, welche nach der Augsburger Confession Art. VII. die wahre Einigkeit, unitatem, der Kirche bedingt, solche Glaubenswahrheiten ausgeschlossen werden, welche das Bekentnis selbst als vornehmste (praecipuos) Glaubensartikel, zusammengefaßt als fast „die Summa der Lehre, welche in unsern Kirchen zu rechtem christlichem Unterricht und Trost der Gewissen auch zu Besserung der Gläubigen gepredigt und gelehret ist", bezeichnet. Der unzweideutige Sinn der Augustana, von den Gegnern selbst durch ihre Stellung im langen Streite um die Variationen bezeugt, ist ein nicht zu beseitigender Eckstein, an welchem alle, auch die bestgemeinten Versuche, die lutherische Kirche ihrer Eigentümlichkeit zu entkleiden, scheitern müssen. Der Landeskirche, welche lutherische, reformirte und gemischte Bestandteile umfaßt, kann nun einmal volle Kircheneinheit im Sinne des Symbols nur durch dessen gewaltsame Umdeutung beigelegt werden. Die Bezeichnungen „lutherische Kirche" und „Landeskirche" hegen einen verschiedenen Begriff der Kirche, weshalb der ungesonderte Gebrauch des Namens der lezteren nur da unverfänglich ist, wo der Unterschied nicht in Betracht komt. Indem aber, richtig begränzt, auch dem landeskirchlichen Verbande organische Eigenschaft zusteht, so erleichtert dieser Umstand die auch absichtslose und unvermerkte Uebertragung von Prädikaten, welche nur der Kirche des schriftmäßigen Bekentnisses eignen, auf die Landeskirche. Dem sprachlichen Misverständnisse folgt dann leicht die sachliche Verwirrung tiefster und zartester, das Gewissen berührender Beziehungen auf dem Fuße nach. Dieser mislichen Verkettung ist ohne Zweifel eine beträchtliche Mitschuld an den Verwickelungen zuzurechnen, welche die über den vom Bekentnisse ihr gestatteten Raum hinausstrebende Union veranlaßt hat. Der Lösung dieser Schwierigkeiten geht keine andere Aufgabe im Bereiche kirchlicher Sorgen an Bedeutung vor. Der Wert der Verfassungsreform ist daher auch vermöge der besonders obwaltenden Umstände wesentlich von dem Verhältnisse abhängig, in welches sie zur confessionellen Gliederung und Entwickelung, dieser Lebensbedingung des landeskirchlichen Verbandes, sich stellt. Es ist eine schwere Täuschung, wenn die positivgläubigen Anhänger der Union meinen, daß sie auch ohne Erfüllung dieser Bedingung ausreichend oder vielleicht noch besser im Stande sein werde, den heranziehenden Stürmen Widerstand zu leisten. Wenn eine Beeinträchtigung des Bekentnisses zu Recht bestehen soll, warum nicht jede andere? Ein gebrochener Stab taugt nicht als Stütze. Sieht man dem Gange der Dinge beispielsweise in der Rheinpfalz und Baden auf den Grund, so wird als Wurzel der kirchlichen Verwüstung bald die dem Bekentnisrechte durch die Union geschlagene Wunde erkant. Minder auffallende Verfehrungen wirken allmälig und auf die Dauer nicht weniger auflösend.

## Schatz des liturgischen Chor- und Gemeindegesangs nebst den Altargesängen in den deutschen evangelischen Kirchen.

Aus den Quellen vornemlich des 16. und 17. Jahrhunderts geschöpft, mit den nötigen geschichtlichen und praktischen Erläuterungen versehen und unter der musikalischen Redaktion von Friedrich Riegel, Professor am Conservatorium, Cantor und Organist der protest. Kirche zu München, für den Gebrauch in Stadt- und Landkirchen herausgegeben von Dr. Ludwig Schöberlein, Consistorialrath ꝛc. an der Universität Göttingen. Göttingen, Vandenhoeck und Ruprecht's Verlag, 1864.

Von diesem wichtigen und für die liturgischen Bestrebungen unserer Zeit ohne Zweifel sehr einflußreichen Werke ist so eben die erste Lieferung erschienen, worauf wir die Leser der Ev. K. Z. sofort aufmerksam zu machen uns beeilen. „Was Not thut", sagt das Vorwort mit Recht, „ist einesteils eine vollständige, klar geordnete, die verschiedenen Zeiten und kirchlichen Handlungen umfassende Samlung der für unsere Zeit verwendbaren liturgischen Chor- und Gemeindegesänge unsrer Kirche, woraus der Geistliche und Cantor mit Freiheit entnehmen können, was eben ihren Bedürfnissen und Kräften entspricht, und andernteils eine solche einfache, in kirchlichem Geiste gehaltene Harmonisirung derselben, welche die Ausführung in jeder Stadt- und Dorfkirche möglich macht." Diese Lücke auszufüllen ist der Zweck dieses Werkes. Es will alles Nötige darbieten, dessen Geistliche und Cantoren bedürfen, um auf Grund der in den einzelnen Landeskirchen bestehenden Gottesdienstordnung für die kirchlichen Feiern des ganzen Jahres und für alle Arten derselben den Chor- und Gemeindegesang mit Einsicht und auf erbauliche Weise dem Ganzen der Liturgie einzufügen.

Dies Werk soll etwa 70 Bogen in hoch Quart-Format umfassen und möglichst rasch erscheinen. Es wird etwa 4½ Thlr. kosten.

Von besonderem Interesse und hohen Wert sind neben einer allgemeinen liturgischen und musikalischen Einleitung, welche namentlich die wahre Bedeutung und Aufgabe des Chorgesanges für den Gottesdienst darlegt, einmal die für die einzelnen Arten des Gottesdienstes aufgestellten tabellarischen Uebersichten, welche, die ursprüngliche, reformatorische und die jezt übliche und mögliche Ordnung vergleichend, anzeigen, an welchen Stellen der Liturgie Chor- und Gemeindegesang sich organisch einfügen; sodann die jedem liturgischen Stücke vorangeschickten eingehenden Erörterungen, welche die geschichtliche Entstehung, den Gebrauch der alten Kirche und die Anwendung in den einzelnen Teilen der deutschen evangel. Kirche, zugleich aber nachweisen, welche Ausprägung diesem liturgischen Stücke unter Verwendung des Chor- und Gemeindegesanges zu Teil werden kann. Die erste Lieferung bringt außer der allgemeinen Einleitung solche Erörterungen zu dem Introitus, Kyrie und Gloria.



Indem wir uns vorbehalten, auf die Besprechung dieses Werkes nach seiner Vollendung näher einzugehen, empfehlen wir dasselbe für jezt allen Freunden der liturgischen Bestrebungen auf das Wärmste und namentlich bitten wir, daß alle deutschen evangelischen Kirchen diesen „Schatz" erwerben und für das gottesdienstliche Leben nutzbar machen möchten. Die Kleinodien der Kirche, oft kaum noch erkennbar in ihrem gegenwärtigen Cultus, werden hier als reiner und heller Perlenschmuck in edelster Fassung dargereicht. Gott gebe, daß die deutsche evangelische Christenheit freudig zugreife und ihrem Cultus dieses alte köstliche Geschmeide auch wirklich anlege!

---

## Eduard Irving.

II.

Nicht lange nach seiner Ankunft in London hatte Irving die Bekantschaft eines Mannes gemacht, der, wenn auch sehr verschieden von ihm nach seinem ganzen Bildungsgang und seiner inneren Stellung, ihn doch unbeschreiblich anzog. Es war dies der bekante Coleridge. Dieser als Dichter, Philosoph und Aesthetiker bemerkenswerte Mann, der auf die englische Literatur einen ähnlichen Einfluß geübt hat, wie einst Lessing auf die deutsche, ein enthusiastischer Kopf, der erst für Jakobinertum und Menschenrechte schwärmend und dichtend, nachher ein ebenso entschiedener Conservativer wurde, wirkte auf J. wunderbar bezaubernd. Oft saß er halbe Tage bei dem Philosophen von Highgate, vertieft in Gesprächen über die höchsten Dinge. Um so mehr ist zu bedauern, daß wir über die Einzelheiten dieses geistigen Verkehrs so wenig Nachrichten finden, trotzdem daß dies Verhältnis selbst nach der großen Katastrophe in J.'s Leben noch in gewisser Weise fortbestand und ein so inniges war, daß J. in der Widmung jener oben erwähnten Missionspredigt an seinen Freund schreiben konte: „Sie sind für meinen Glauben an die orthodoxe Lehre, für mein geistliches Verständnis des Wortes Gottes, für meine rechte Auffassung von der christlichen Kirche von größerem Einfluß gewesen, als irgend Jemand, als alle, mit denen ich freundschaftlichen Verkehr unterhalten habe." Man wird jedoch nicht fehlgreifen, wenn man die Erweiterung aller Anschauungen J.'s sowol in kirchlicher Hinsicht, als auch in theologischer dem Verkehr mit diesem stets suchenden und strebenden Geiste zuschreibt. Ein so weiter Blick, wie ihn Coleridge in Bezug auf alle Gebiete des innren und äußren Lebens zeigte, eine solche Energie, die höchsten und lezten Ursachen alles Seins, Denkens und Glaubens zu erfassen, verbunden mit einer solchen Schärfe und zugleich mit einer so warmen Gluth der Speculation, ein so idealer Flug der Gedanken bei so durchaus realen Resultaten war in dieser an Philosophen armen Zeit nicht auf den Kathedern, und, bei der Herschaft des so durchweg subjectiv gerichteten Evangelicalismus,

nicht auf den Kanzeln zu finden. Hinfort ist es nicht mehr sowol das Heil der einzelnen Sele, das J.'s Denken und Reden erfüllt, es ist das Heil der Welt, das Heil der Kirche, die Stellung der Kreatur zur Sünde, was ihn bewegt. Eins freilich hat er von seinem philosophischen Freunde nicht gelernt, was er sehr nötig hatte, nämlich Zucht, Schärfe und eine mehr systematische Richtung seines Denkens. Wir haben schon früher gesehen, wie seine ganze, von Jahr zu Jahr sich mehr einseitig ausbildende Anlage für seine Landsleute unverständlich war und blieb, wie Chalmers vielmehr ein Mann war, wie ihn Schottland liebte und auch nötig hatte: die Kluft zwischen ihm und seiner Kirche, die sich bei dem zurückgewiesenen Candidaten unter kleinen Verhältnissen schon bemerklich gemacht hatte, mußte nalich auf solchem Arbeitsfeld, wie J.'s jetziges war, bei der Bedeutung seines Namens viel gewaltigere Dimensionen annehmen. Die kalte, abstrakte Art des Calvinismus, die in Schottland in vielen Punkten kaum diesen Namen, sondern vielmehr den des Zwinglianismus führen müßte, konte ihn wol nur wenig befriedigen und anziehen. Dennoch redet er stets mit der größten Achtung von der Kirche seiner Geburt, von ihren Einrichtungen, ihren Symbolen; aber schon das Studium Hookers, das ihn als Jüngling so sehr anzog, zeigt, daß sich schon früh andre Aussichten für ihn aufthaten. Ein so abstrakter, systematischer, spiritualistischer Glaube, wie der Calvins, konte seinen concrete Anschauungen suchenden, sich nur zu gern in Gedankensprüngen bewegenden, durchweg aufs Reale gerichteten Geist nur abstoßen. Die Grundlage seiner Kirche, die Lehre von der Gnadenwahl, komt bei ihm gar nicht vor und es war nur zu natürlich, daß sein Denken und Sinnen sich Thatsachen des Heils, wie den Sakramenten, der Menschwerdung und der für ihn so besonders versuchlichen Eschatologie zuwandte.

Seine Anschauungen von Welt, Kirche und Staat bekamen so unter dem Einflus dieses sich immer mehr entwickelnden Realismus allmälig eine Gestalt, die um so idealer gefärbt war, je weniger er davon auf Erden verwirklicht fand. „Seine begeisterte Phantasie," heißt es in dem Buche, „ließ auf den Trümmern der gefallenen Christenheit das Ideal einer Kirche erstehen, wie man in Schottland nicht gewohnt war, sich es vorzustellen. Unbewußt hoben sich seine Gedanken und gelangten zu vollerer Ausdehnung; unbewußt nahm er für seine Person eine priesterliche Haltung an und fühlte sich selbst zwischen Gott und das Volk gestellt. Dann verklärte die Gemeinde selbst sich unter seinem glühenden Auge in eine getaufte Welt, eine Christenheit, ausgesondert durch das einführende Sacrament, deren Haupt Christus allein war. Je länger er diese Welt betrachtete, desto mehr hob sie sich aus der Region der Lehre in die der Wirklichkeit. Sein Herr und Heiland wurde nicht zu einer entfernten Gegenwärtigkeit, sondern zu einer Person so intensiv wirklich und sichtbar, daß das anbetende Auge die menschlichen Pulse in seinen Adern schlagen sah. Sein Glaube wurde nicht ein System von Worten, sondern eine göttliche Klarheit und unmittelbare Gewißheit unaussprechlicher Herlichkeit. Seine Taufe wurde nicht Symbol und Ceremonie, sondern eine Thatsache, eine Geburt für die Ewigkeit, für die Gott sein Wort als Unterpfand gibt. So nahmen alle Dinge unter diesen Begeisterung sprühenden Augen eine andre Gestalt an. Aus den Regionen unpersönlicher Gedanken erhoben sie sich zur Offenbarung sichtbarer Wirklichkeit. Für einen Geist, der so alles in Realitäten umsezte, war die Idee einer nahenden „zweiten Zukunft" der Anfang eines neuen Lebens. Der Gedanke seinen Herrn im Fleisch zu sehen versezte Irving's Geist in eine Art von Verzückung." Dieser Zustand, der sein ganzes inneres Leben in Visionen aufzulösen drohte, führte ihn als Glied der nüchternsten Nation und der nüchternsten Kirche natürlich oft in merkwürdige Widersprüche. Der Abkömmling der Convenanter wurde, ehe er es sich versah, zu einer Art von Hochtory. Ein Buch unter dem Titel: „Das Kommen des Messias in Herlichkeit und Majestät", angeblich von einem spanischen, zum Christentum bekehrten Juden Ben Ezra, in Wirklichkeit aber von einem Jesuiten Namens Lacenza verfaßt, erregte J.'s Aufmerksamkeit, der darin eine „Meisterhand" erkante, es übersezte und mit Anmerkungen herausgab. Ein Jesuit, commentirt von einem Convenanter — schon diese Zusammenstellung zeigt, wie J. jezt innerlich stand. Dabei trat er aber sehr entschieden gegen die damals discutirte Katholiken-Emancipation auf. „Obwol es mich dem Hasse in jeder Form ausseżt", schreibt er, „zögere ich doch keinen Augenblick, meine Ueberzeugung auszusprechen, daß wenn die Gewalthaber unsres Volkes den Anbetern des Thieres dieselben Ehren, Freiheiten und Rechte zugestehen, die sie den Anbetern des wahren Gottes zugestehen, dieser Tag der schwärzeste in unsrer Geschichte sein wird." So gelangte er allmälig auch zu politischen Grundsätzen, die in England jezt kaum noch Bekenner zählend, an die Stuart'schen Zeiten erinnern, nämlich, daß Unterthanen kein Recht haben, die Waffen gegen ihre rechtmäßigen Herscher zu ergreifen.

(Schluß folgt.)



## Nachrichten.

### Wittenberg.

In früher Morgenstunde des 12. Januar schallte durch die Räume unsres alten „Klosters" festlicher Gesang. Es galt dem ehrwürdigen ersten Director des königl. Predigerseminars, C. R. Dr. Schmieder zu dem fünfundzwanzigjährigen Jubeltage seines Amtsantritts als Lehrer und Ephorus der Anstalt. Um 7 Uhr fanden sich die gegenwärtigen Mitglieder des Seminars nebst einigen aus älterer Zeit in der Wohnung des Jubilars ein und begrüßten ihn mit dem eigens zu diesem Zweck vom Musikdirector Stein, Organisten der hiesigen Pfarrkirche, vierstimmig componirten 121. Psalm („Ich hebe meine Augen auf zu den Bergen, von welchen mir Hülfe komt" ꝛc.) und dem darauf von allen zusammen angestimten Choral „Ach bleib' mit deiner Gnade," demselben, welchen 1839 die damaligen „Brü-

der“ dem Einziehenden zum ersten Willkom gesungen. Auf die aus herzlicher Teilnahme Dank und Glückwunsch darbringende Anrede des zeitigen „Sekretärs“ der Seminargemeinschaft erwiederte Dr. Schmieder unter Hinblick auf sein Leben und Wirken und in die Verhältnisse der Gegenwart hinein in längeren, bewegten Worten, wie er, wenngleich durch die ihm bereitete Feier tief ergriffen, doch eigentlich gar nicht ein Mann sei, um gefeiert zu werden, sofern er auf der einen Seite seine Aufgabe darin gesucht, nur, einer reinen Glasscheibe ähnlich, sich von dem Lichte der Wahrheit durchscheinen und durch sich hindurch die Wahrheit ungetrübt auf andre scheinen zu lassen, selbst, je mehr desto besser, unsichtbar und verschwindend, — andrerseits aber der Zeit, in welcher er lebe, mit ihren vielfachen Bestrebungen eher feindlich als freundlich gegenüberstehe, einer Kirche der Zukunft angehörend, die er als Ideal im Herzen trage. — Als nach dieser mit Worten des Dankes schließenden Rede der Jubilar den einzelnen Versammelten freundlichen Händedruck bieten wolte, ließ ein Auseinandertreten das bisher verdeckte, von mehr als 100 dankbaren Schülern dargebrachte Festgeschenk sichtbar werden, das, begleitet von einer gedruckten lateinischen Ode des Candidaten Borchardt, nunmehr überreicht wurde: Petrus und Paulus nach Peter Vischer (am Sebaldusgrab in Nürnberg) und Luther (nach dem Ritschelschen Original für Worms) angefertigt in der Zinkgießerei von Schmidt in Berlin (Köthener Straße 23); lezterer um des langjährigen Wirkens willen in Lutherstadt und Lutherhaus, die beiden ersteren zur Erinnerung an die einstige Thätigkeit als erster Gesandtschaftsprediger zu Rom (1819—1824), wo jezt jene beiden Bilder in Malerei die Gesandsschaftscapelle an den Seiten der Kanzel schmücken. Sichtlich überrascht dankte der Jubilar. — Mittlerweile hatten die Glocken zum Gottesdienst gerufen, der — es war Dinstag, und an diesem Wochentage wird regelmäßig um 8 Uhr früh von Seiten des Seminars in der Schloßkirche ein solcher gehalten — dies Mal durch die bei dem schönen Zusammentreffen natürliche Bezugnahme auf die festliche Bedeutung des Tages für unser Seminar besonders feierlich wurde. Nach dem Choral „Lobe den Herren, den mächtigen König der Ehren“ hielt als dazu erwählter Prediger der Sekretär die Predigt über Luc. 12, 42—44: „Wie ein großes Ding ist es um einen treuen und klugen Haushalter, welchen der Herr sezt über sein Gesinde, daß er ihnen zu rechter Zeit ihre Gebühr gebe? Selig ist der Knecht welchen sein Herr findet also tun, wann er komt. Wahrlich, ich sage euch, er wird ihn über alle seine Güter setzen.“ An mannigfacher, ob auch öfter nur für den Kundigen bemerkbarer Rücksicht auf Lebensgang, Denken und Wirken des Jubilars fehlte es nicht. Mit dem Gesange von „Laß mich Dein sein und bleiben“ und der üblichen kurzen Liturgie schloß die kirchliche Feier. — Der übrige Vormittag ward großenteils durch den Empfang vielfacher Beglückwünschungen in Anspruch genommen: die Kinder der Lutherschule, von ihren beiden Hauptlehrern Kalcher und Hinneberg geführt, sangen ein geistlich Lied und hörten freundliche, dem Kindesgemüt entsprechende Antwort. Bald darauf erschienen die beiden Amtsgenossen Dr. Schmieders im Directorium des Seminars, Dr. Lommatzsch und Superint. Schapper, und fast zu gleicher Zeit O. C. R. Dr. Nitzsch, welcher, des Jubilars Schwager und einst an der Seite seines Vaters selbst Lehrer des Seminars, zugleich im Namen des Evang. Oberkirchenraths Gruß und Glückwunsch überbrachte. Zahlreiche Briefe liefen von auswärts ein, außerdem mehrere Jubelschriften: „Eins ist Not,“ eine



Predigtgabe von Superint. Schapper; — „Gregors von Nyssa Dialog über Sele und Auferstehung in deutscher Bearbeitung und mit kritischen Anmerkungen“ von Dr. H. Schmidt, Director des Gymnasiums zu Wittenberg; — „die Psalmtöne der heiligen Kirche“ von Maydorn, evang. luth. Pfarrer zu Gr. Rosen; — „Schleiermachers Anfänge im Schriftstellern,“ eine historische Skizze von R. Baxmann. — Um 2 Uhr fand im großen Saale der „Stadt London“ das Festmal statt, welches das Seminar seinem Lehrer veranstaltet hatte, und an welchem außer den geladenen Ehrengästen eine Anzahl Lehrer des Gymnasiums (Dr. Schmieder ist für dasselbe als königl. Comissar bestelt), mehrere mit dem Seminar in Beziehung stehende Bewohner der Stadt und neben den jetzigen Seminarmitgliedern eine den Umständen nach immerhin genügende Zahl vormaliger aus Stadt und Umgegend Teil nahmen. Das Tischgebet des Jubilars gab dem Mal die Weihe. Für den Abend war der Jubilar gebeten eine Andacht zu halten. So fand man sich denn um 7 Uhr (auch manche Auswärtige, um derentwillen eine frühere Stunde als sonst gewöhnlich gewählt worden, waren noch geblieben) im Hörsaal des Augusteums zusammen. Als der Jubilar das mit Laubgewinde einfach gezierte Katheder bestiegen, erklang es, begleitet durch die sonst von einem der „Brüder,“ dies Mal vom anwesenden Lehrer der Orgelkunde am Seminar gespielte kleine Orgel, noch ein Mal: „Ach bleib' mit Deiner Gnade.“ Daran schloß sich als Text der folgenden Ansprache Luc. 24, 29: „Bleibe bei uns, denn es will Abend werden, und der Tag hat sich geneiget. Und er ging hinein, bei ihnen zu bleiben.“ Ausgehend von der Lage jener beiden Jünger, in welcher ihnen jene Bitte aus dem Herzen hervordrang und willkommene Antwort des Herrn durch die That zu Teil ward, zeigte die Rede in ihrem weitren Verlaufe, wie auch unserm Herzen, neben dem Dank für die empfangenen göttlichen Wolthaten, bei dem steten Wechsel unsres Lebens, unter Sorge und Traurigkeit, die uns beschleichen will, wenn es dunkel um uns her wird, sonderlich auch, wenn einem sein Lebensabend anbricht, Grund und Bedürfnis vorhanden ist zu jener Bitte an den einigen wahren Tröster und Führer: Herr, bleibe bei uns! (namentlich auch unter den trüben Aussichten unserer Zeit auf den verschiedensten Gebieten.) Daß nun auch bei uns der Herr diese Bitte erhöre und wirklich eingehe, bei uns zu bleiben, dazu sei nötig, daß wir ihn auf uns wirken lassen durch sein Wort, vornehmlich durch sein züchtigendes Wort (wie damals: „o ihr Thoren und träges Herzens!“). Zu erkennen aber gebe sich der Herr und offenbare, daß er geblieben, durch seine Zeichensprache, die ihren geheimnisvollen Höhepunkt im heiligen Abendmale habe. Die müsse verstehen können, wer da wolle, daß der Herr bei ihm bleibe!

Ach bleib' mit Deiner Treue
Bei uns, mein Herr und Gott!
Beständigkeit verleihe,
Hilf uns aus aller Not!

So fand in würdiger Weise die gemeinsame Feier des Tages ihren wohltuenden Abschluß. Gott lasse die Erinnerung daran noch lange segnend nachwirken in den Herzen aller Teilnehmer; Er schenke durch diesen Bericht manchem, der fern bleiben mußte, ob er wol gern herbei gekommen wäre, frohen Nachklang unsres frohen Beisammenseins! Er segne den Jubilar in seinem weitren Wirken! Er segne und fördre unser Seminar! —

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz in Berlin. Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

# Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1864. Mittwoch den 17. Februar. № 14.


## Eduard Irving.

(Schluß.)

Doch fassen wir Einzelnes genauer ins Auge. Im Jahre 1825 hatte Irving den Schmerz, sein ihm erst vor wenigen Monaten gebornes Söhnchen zu verlieren. Wer in den Briefen an seine Frau aus dieser Zeit von dem heiligen Schmerz liest, der sein Herz bei diesem Opfer, das der Herr von ihm forderte, durchwühlte, einem Schmerz, so fern von allem fleischlichen Murren, so getragen von der Hoffnung, die den Christen vom Heiden unterscheidet, der kann nicht anders, als sich erbauen an dieser Liebe zu einem kleinen Wesen, das auf Erden den Vaternamen nie verstanden hat. Die Frage: was hat dieses früh dahin geschiedene Kindlein aus dieser Welt mitgenommen, wie ist das Band beschaffen, das durch das Wasserbad der Taufe zwischen ihm und seinem Schöpfer besteht? bewegte ihn tief. Es war ihm unmöglich, sein Herz zu stillen mit einer Auffassung von der Taufe, wie sie dermalen in Schottland und auch unter den Evangelicals in Englands die herschende war und wie sie es noch ist. Um die vermeintliche Irrlehre von der Wiedergeburt in der Taufe möglichst fern zu halten, begnügt man sich nicht mit der in der Westminster-Confession enthaltenen Auffassung Calvins von den Sakramenten, sondern geht auf Zwingli zurück und erklärt die Sakramente schlechtweg für Zeichen, mit denen irgend eine Gnade in gar keinem Zusammenhang steht. Es konte J. die Furcht, als romanisirend verschrien zu werden, nicht abhalten, aus Gottes Wort und der Lehre der alten Kirche geschöpfte andre Ansichten zu bekennen. Da es ihm aber wol schwer wurde, um die ihm noch zu spiritualistische Lehre der Westminster-Confession herumzukommen, berief er sich gern auf die Worte des ältesten reformatorischen Symbols in Schottland: „Wir glauben sicher, daß wir durch die Taufe Christo einverleibt werden." Es war seinem Vaterherzen unerträglich, daß sein Söhnlein nach diesem kurzen Erdenlauf aus der Taufe so gar nichts sollte mitgenommen haben. Als das Kind noch lebte und mit seiner Mutter bei seinen Verwandten in Schottland zum Besuch war, schrieb er seiner Frau: „Ich bitte dich, nie zu vergessen, daß er Gott geweiht ist durch das Sakrament der Taufe, in welchem Christus unserem Glauben die Verheißung des Todes für den sündlichen Leib und des Lebens für den Geist der Gerechtigkeit gibt und daß er erzogen werden muß in dem vollen Glauben an die Erfüllung dieser größten und segensreichsten Verheißung, die der Herr unserm Glauben geschenkt hat. Deshalb befasse dich nicht mit der niedrigen Anschauung, die viele Eltern hegen, daß noch eine künftige Bekehrung und neue Geburt zu erwarten sei." Erst im Jahre 1827, als der Tod abermals eins seiner Kinder als Beute forttrug, trat er mit seiner Lehre vor die Oeffentlichkeit in den „Vorlesungen über die Taufe." In der an seine Frau gerichteten Vorrede bekent er sich geradezu als einen Schüler Richard Hookers und stützt sich nur auf die rein negative Aeußerung der alten Confession of Scotch Reformers: „Wir verdammen aufs Entschiedenste die Eitelkeit solcher, die da lehren, daß Sakramente nichts seien, als nackte und lere Zeichen." Daß er bei allem dem hinsichtlich dieses Punktes unangefochten blieb, hat seinen Grund erstlich darin, daß die Sakramente überhaupt für das ausschließlich subjectivistisch gerichtete Christentum Schottlands keine rechte Bedeutung mehr hatten und man zufrieden war, wenn nur das papistische Schreckenswort real presence beim Abendmal vermieden wurde, und sodann darin, daß inzwischen J.'s Heterodoxie auf andren Gebieten schon vor die Oeffentlichkeit gezogen war.

Es handelt sich hier zunächst um J.'s Lehre von der Menschwerdung oder, richtiger gesagt, von der menschlichen Natur des Heilandes. Wir sahen schon oben, daß der frühzeitige Conflict, in den seine Natur und sein Auftreten mit der kirchlichen Richtung seiner Landsleute kam, seinen Grund nicht sowol auf formalem Gebiet, in der bilderreichen, mehr in den Wolken, als auf der Erde einherschreitenden Predigtart hatte, daß vielmehr schon von Anfang an ein innerer Dissensus bestand. J.'s Realitäten suchender, haschender Geist fand in dem kalt abstrakten Vaterlande wenig Nahrung. Die Erwählung, einen unsichtbaren, unfaßbaren, überweltlichen Willensakt zum Grund- und Eckstein seines Glaubens zu machen, war ihm ganz unmöglich. Er leugnet die Lehre von der absoluten Wahl nicht, er erwähnt sie aber auch nicht. Sein Glauben und Forschen begann erst da, wo dieser überweltliche, unhörbare, unfaßbare Wille zur That, zur geschichtlichen, greifbaren, sichtbaren Heilsthatsache wurde. Die Thaten Gottes zum Heil der Welt, die Thaten von der Schöpfung an bis ans Ende der Tage beschäftigten ihn; aber diese Thaten wiederum in ihrer Totalität, in ihrem Zusammenhange, ihrer geschichtlichen Verbindung zu betrachten, war Ausgang und Ziel seines Denkens

und Lehrens. Wir können nicht umhin, diese ganze Geistesrichtung als die wahrhaft großartige Seite an J. hervorzuheben, wahrhaft großartig einer den Kranz der Heilsgeschichte zerpflückenden, verflüchtigenden Theologie gegenüber, wie sie damals überall zu finden war und zum Teil noch herscht. Die Versöhnung durch das Blut auf Golgatha ist der Mittelpunkt aller Glaubensartikel; aber dem zweiten Artikel geht der erste voran und folgt der dritte nach, und wie uns jeder großartige Wendepunkt in der Weltgeschichte erst dann in seiner Größe erscheint, wenn wir Gottes Finger in der Bahnbereitung und in der Fortführung und Entfaltung seines Inhalts in der nachfolgenden Zeit schauen, so erscheint uns das Meer der Gnade, das uns in der Liebesthat des Kreuzestodes entgegenwallt, erst in seiner ganzen Tiefe und Ausdehnung, wenn wir die Gnadenströme, die seinem Bette von allen Seiten zufließen und die Segenswolken schauen, die daraus emporsteigend dem ganzen Erdboden Segen und Heil zuführen. Die Versöhnungsthat in solcher Weise loszureißen und zu isoliren, war man grade damals in Schottland sehr geneigt, und diesem Gegensatz zu der herschenden Strömung in seiner Landeskirche ist es zunächst zuzuschreiben, daß er sich mit der ganzen Energie seines Glaubens und Forschens und, vergessen wir nicht hinzuzufügen, seiner Rhetorik auf die entgegengesezte Auffassung warf. Man kann J. gewiß nicht Schuld geben, daß er nach Art einer neueren Schule diesen geschichtlichen Zusammenhang zwischen Menschwerdung, Leben und Tod des Heilands so auffaßte, daß er etwa den thätigen Gehorsam auf Kosten des leidenden betonte und etwa dann auch den Kreuzestod nur als ein „Widerfahrnis" betrachtete, seine Briefe, Tagebücher und Predigten bezeugen auch dem oberflächlichsten Leser, daß Christi stellvertretender Opfertod und seine Gerechtigkeit der Höhepunkt und Ausgangspunkt seines Glaubens war. Daß aber der leidende Christus „Fleisch von unsrem Fleisch und Bein von unsrem Bein" war, predigte er wieder und immer wieder einem Geschlecht, dessen Christologie sich gar zu leicht in den Irrtum verlief, Christum rein als den auf Erden wandelnden und leidenden Gott anzusehen. Wir leugnen keinen Augenblick, daß dieser Gegensatz J. oft zu höchst unbesonnenen, ans Pelagianische und Rationalistische streifenden Ausdrücken verführte. Die Wahrheit hatte in seiner zügellosen, von der Phantasie getränkten Rhetorik eine schlechte Waffe. Er gebrauchte ganz unbesorgt Ausdrücke wie: des Herrn menschliche Natur sei mit der unsrigen nicht blos wesentlich, sondern völlig identisch gewesen, er nent sie eine gefallene, sündige, rebellische. Es geht aber aus andren Aeußerungen hervor, daß er doch eigentlich nichts weiteres meinte, als, Christus habe die menschliche Natur als eine den Folgen des Sündenfalls unterworfene angenommen. Die Heiligkeit, die Sündlosigkeit, das beständige Einwohnen des heiligen Geistes leugnete er nie. Seine Gegner faßten die Sündhaftigkeit nicht als ein fortwährendes sich durchdringen des absolut Göttlichen mit dem absolut Menschlichen, sondern vielmehr als eine Eigenschaft, die seiner menschlichen Natur als solcher zukam, sie dachten sich die Sündlosigkeit als eine passive, während J. sie sich als active dachte. Jedenfalls liegen die monotheletischen Gefahren auf Seiten der Gegner, deren einer ihn in seinem wissenschaftlichen Eifer „den leibhaftigen Monothelos" schalt. Doch hören wir J. selbst. In seiner „Abhandlung über die menschliche Natur Christi" sagt er u. A.: „Ich glaube, daß mein Herr zu uns herniederkam, sich quälte, Schweiß vergoß und mit der größten Pein sich abmühte unter diesem Fluch der Versuchung, unter dem ich und jeder sündige Mensch leide; daß er seine göttliche Gegenwart in die mit dem Tod behaftete Menschheit brachte — in dieselbe menschliche Substanz, wie sie Adam anerschaffen und wie sie durch den Fall in einen Zustand des Widerstrebens und der Gottentfremdung, der Verdammnis und der Geneigtheit zum Bösen, der Unterwerfung unter den Teufel versezt war; und daß er dies alles in demselben Zustand, in den Gott es nach Adams Fall versezt hatte, auf seine Schultern nahm, daß er die daran haftenden Sorgen und Schmerzen, die schwindelnde Angst, die Finsternis, Oede, Trostlosigkeit und Gottverlassenheit trug, und daß er wegen seiner Treue und Geduld der Mann der Schmerzen und der Anfänger und Vollender unsres Glaubens genant wird." In einem Briefe an seinen Schwiegervater in Schottland legt er seine Lehre folgendermaßen dar: „Obwol ich nicht viel Zeit habe, Deinen lieben Brief zu beantworten, will ich doch zu Deiner Beruhigung sagen, daß ich niemals glaube, daß die Vereinigung des Sohnes Gottes mit unsrer Natur eine andre, als durch den heiligen Geist gewesen sei, und daß daher, was in unsrer Natur zum Bösen geneigt ist, bei ihm stets durch den heiligen Geist zum Guten geneigt war, ferner, daß ich in ihm nicht zwei Personen setze, die Person des h. Geistes und die Person des Sohnes, sondern daß er, der Sohn Gottes innerhalb der Gränzen des Menschensohnes oder als Christus, stets den h. Geist also brauchte, daß er seine Glieder als ein lebendiges Opfer, heilig und angenehm, Gott darbrachte. Daß es ein Opfer war, macht die Sache an sich noch nicht unheilig, denn der Text sagt: heilig, und wie kann man es lebendig nennen, als weil er das Gesetz des Fleisches beständig ertödtete und todt erhielt. Wenn ich Deine Lehre recht verstehe, so ist der Unterschied zwischen uns der, daß Du meinst, der h. Geist habe ein für alle Mal das Fleisch Christi, bevor er es annahm, geheiligt, damit er es annehmen könne, und ich sage, Christus habe dies beständig gethan durch den h. Geist, aber er habe es von Anfang bis zu Ende völlig gethan."

Wir wenden uns endlich zu dem lezten nicht minder wichtigen, ja noch verhängnisvolleren Punkt, zu J.'s Beschäftigung mit der Lehre von den lezten Dingen. Auf prophetische Studien wurde J. zunächst geführt durch die Bekantschaft mit einem Mr. Frere, einem allerdings ganz inferioren Geist, der aber, ein biblischer Grübler, wie der Evangelicalismus Englands viele aufzuweisen hat, sich besonders auf die Eschatologie geworfen und sich ein eigenes System zur Bestimmung der apokalyptischen Zeiten und Zahlen ausgedacht hatte. J. hatte ihn

in einer Gesellschaft kennen gelernt und der überall nicht verstandene und belächelte Apokalyptiker hatte dem berühmten J. seine Ideen vorgetragen. Nach Beseitigung weniger Zweifel und Einreden war J., dessen Gemüt für dergleichen ohnehin in hohem Grade prädisponirt war, gewonnen. Dazu kam aber noch eine andre für ihn verhängnisvolle Bekantschaft. Trotz der Erfahrung, die die Londoner Missionsgesellschaft mit ihm gemacht hatte, erhielt J. doch 1825 von der Gesellschaft zur Evangelisation des Continents die Aufforderung zu einer Predigt bei dem Jahresfest. Diese Gesellschaft wurde hauptsächlich durch den Londoner Banquier H. Drummond, ein Parlamentsmitglied, unterstützt, dessen Bekantschaft J. hier zuerst gemacht zu haben scheint. Jene Predigt, in der die Bekämpfung des Papsttums eine Hauptrolle spielen mußte, führte ihn fast von selbst auf die Apokalypse und wurde, da sie wie jene frühere mannichfachen Beifall und Widerspruch erregte, von J. unter dem Titel: „Babel und der Unglaube im voraus gerichtet", veröffentlicht. Mit Drummond aber blieb J. von nun an bis an sein Ende im regsten geistigen Verkehr und Austausch. Die Verfasserin sagt von diesem interessanten, aber absonderlichen Mann, der erst kürzlich aus dieser Welt abgerufen ist: „Er war eine zu markirte und außergewöhnliche Persönlichkeit, um eine ruhige allgemeine Meinung über sich zu gestatten; er war ein Anführer auf religiösem Gebiet und ein Beschützer aller bedrängten Glaubensgenossen in der Welt; im Parlamente eine unabhängige Kraft und der schneidendste Kritiker; ein Bekenner aller Mysterien des Glaubens und doch alles verächtlich abweisend, was jenseits der unklaren Linie lag, die er für die Gränze zwischen Glauben und Aberglauben hielt; in mancher Hinsicht das weltliche Haupt einer religiösen Richtung und doch ein Mann in voller Gemeinschaft mit der geschäftigen Welt, stets das Ohr der Gesellschaft sich offen haltend und nie außerhalb der Fluten des Lebens. Solch eine Charaktermischung hatte diese Generation bis dahin noch nicht gekant." Als der Sommer 1825 vorbei war, versammelten sich auf dem reizend gelegenen Landsitze Drummonds, Albury in Surrey, eine Anzahl vom Besitzer persönlich eingeladener Männer, die sich mit prophetischen Studien beschäftigten. Hören wir, wie J. selbst diese erste Versamlung von Prophetenschülern beschreibt: „Einer unsrer Freunde, weit bekant durch seine fürstliche Freigebigkeit, hielt es für gut, durch besondere Briefe alle solche Männer, Geistliche und Laien, aller rechtgläubigen Kirchengemeinschaften einzuladen, die ihm als Freunde prophetischer Studien bekant waren; sie sollten sich in seinem Hause Albury Park in Surrey am ersten Tage des Advent versammeln, um eine ganze Woche hindurch über die großen prophetischen Fragen zu berathen, die gegenwärtig die Christenheit am nächsten angehen. In Folge dieser ehrenvollen Einladung versammelten sich dort gegen 20 Männer aller Stände, Kirchen und orthodoxen Gemeinschaften in diesen Reichen und zur Ehre unsrer Versamlung fügte Gott es so, daß Joseph Wolff, der Judenmissionar, ein Sohn Abrahams und Bruder unsres Herrn, beides nach dem Fleisch und nach dem Glauben, ebenfalls unter der Zahl sein sollte. Und hier unter dem Dach Henry Drummonds, des gegenwärtigen Obersheriffs der Grafschaft und unter der Leitung des Rev. Hugh Mac Neil, des Pfarrers von Albury, brachten wir sechs volle Tage in genauer und fleißiger Prüfung der Schrift zu. Ich schreibe dies aus dem Gedächtnis, ohne meine reichhaltigen Notizen, die ich mir machte, zu gebrauchen. Denn man war übereingekommen, daß aus der Versamlung nichts mit dem Stempel der Autorität veröffentlicht werden sollte, damit die Kirche nicht ein Aergernis nehme, als ob wir uns irgend einen Namen oder ein Recht in der Kirche angemaßt hätten. — Wir bestimten für jeden Gegenstand (die sich alle auf die Frage nach der nahen Wiederkunft des Herrn bezogen) einen besondern Tag und beschlossen, nie mehr als einen Tag darauf zu verwenden. Wir teilten das Pensum jedes Tages in drei Teile — eine Morgensitzung vor dem Frühstück, die zweite, die Hauptsitzung, zwischen Frühstück und Mittag und die dritte am Abend. Der Gegenstand unsrer Morgensitzung, zu der wir uns pünktlich um 8 Uhr einfanden, war ein doppelter, erstlich, den Herrn zu bitten um Licht, Weisheit, Geduld, Demut zu seiner Ehre, um die Gemeinschaft der Heiligen und um jede andere Gabe und Gnade des h. Geistes, die für die Arbeit, welche uns nach Gottes Vorsehung an diesem Tage bestimt war, nötig und geeignet schien; dies Amt versah stets ein Diener des Evangeliums. Zweitens war Einer aus der Zahl am Abend vorher bestimt, den Gegenstand des Tages in geordneter und richtiger Weise zu eröffnen, indem er alle Gründe und Schlüsse aus der Schrift herleitete. Während dessen zeichneten die übrigen Brüder das Wesentliche aus seiner Rede auf und notirten sich die Stellen, aus denen er argumentirte; denn wir saßen im Bibliothekzimmer um einen großen Tisch, der mit allem Material zum Schreiben und zum Prüfen der h. Schrift versehen war. Wenn so die Grundzüge des Gegenstandes von unsrem Bruder angegeben waren, gingen wir durch Gebet gestärkt auseinander, ohne gleich eine Erklärung abzugeben, stärkten uns durch ein Frühstück, wo wir die fromme und ehrenwerte Gemahlin und Familie unsres Wirthes trafen. Zwei volle Stunden waren bis zur Mittagsversamlung, die um 11 statt fand, damit jeder Bruder sich selbst erforsche und prüfe vor dem Herrn über die großen beregten Fragen und damit wir als überzeugte, und nicht nur als überredete zusammenkommen und reden möchten nach unsrem Gewissen und nicht nach vorübergehenden Eindrücken. Sobald wir wieder zusammen waren, und nachdem wir kurz die göttliche Gnade gesucht, damit sie bei uns bleibe, ein Amt, das meist unser ehrwürdiger Vorsitzender versah, ging derselbe daran, der Reihe nach jeden nach seiner Ansicht über den uns am Morgen vorgelegten Gegenstand zu fragen, während die übrigen mit der Feder den wesentlichen Inhalt dessen, das von seinen Lippen kam, festhielten. Keine Berufung war gestattet, außer auf die Schrift, deren Grundtext vor uns lag und bei deren Deutung, wo sich eine Schwierigkeit fand, wir vielleicht den gelehrtesten Orientalen in

der Welt, einen gebornen Hebräer, Joseph Wolff zur Hülfe hatten. So fuhren alle fort, die Art und den Grund ihrer Ansicht darzulegen mit so viel Freiheit, Vollständigkeit, gegenseitiger Achtung und Ehrfurcht vor dem heiligen Wort, daß unsre Selen sehr erquickt wurden. Diese Sitzung dauerte oft 4, zuweilen 5 Stunden, indem wir darauf ausgingen, ehe wir uns trenten, alle geäußerten Meinungen zusammenzufassen und wenn wir ermüdeten, stärkten wir uns durch Gebet, das wir auch als Hauptwaffe gegen den Satan ansahen. Diese Sitzung schlossen wir ebenfalls mit einem Dankesopfer, dargebracht von einem geistlichen Bruder, den der Vorsitzende bezeichnete. Nach Tisch gegen 7 Uhr gingen wir wieder daran, die Sache darzulegen und abzuschließen. Alle Schwierigkeiten und Fragen wurden dem vorgetragen, der über den Gegenstand die eröffnende Ansprache gehalten hatte, und so schlossen wir gegen 11 unser Tagewerk mit Gesang und Abendgebet. So vergingen die 6 Tage, die ich unter dem geweihten und gastlichen Dach von Albury House unter dem Geläut der Glocken und umgeben von den malerischsten und schönsten Naturformen verlebte. Die lieblichste Stelle war aber jenes Berathungszimmer, wo ich mit den Knechten des Herrn zusammentraf, jenen klugen Jungfrauen, die mit Oel in ihren Lampen den Bräutigam erwarteten."

Diese prophetischen Conferenzen, die eigentliche Quelle des Irvingitentums, fanden von nun an fast jährlich statt. 1827 veröffentlichte Drummond den ersten Bericht darüber, aus dem jedoch über J.'s Thätigkeit nichts zu entnehmen ist, da die wahren Namen unter Verhüllungen wie Philalethes, Anastasius u. s. w. verborgen sind. Vielleicht wird über diese merkwürdigen Zusammenkünfte noch die Zukunft manches enthüllen, denn nicht alle dort anwesenden traten später dem Irvingismus bei, so z. B. Wolff, der erst 1862 als Landgeistlicher bei Bristol starb und der genante Pfarrer des Orts Mac Neil, der noch jezt als Geistlicher in Liverpool lebt. J. aber faßte die hier angeschlagnen Töne mit Begeisterung auf, sie durchdrangen hinfort sein ganzes Inneres. Für einen Mann, wie er, den seine Ekstase schon so über Menschen und Erde hob, fehlte nur eine solche Gemeinschaft, um das Blut in allen Adern sieden zu machen. Von nun an bis ans Ende seines Lebens traten alle andren Fragen hinter diesen eschatologischen zurück. Die nahende zweite Zukunft des Herrn, das Schicksal der verlornen 10 Stämme, Babel, das Thier, die Schlacht von Armageddon sind die einzigen Gegenstände seines Forschens; mit der ganzen Glut seines Innern stürzte er sich in ein Chaos von Hypothesen und Exegesen über diese Dinge. Die Welt sank immer tiefer unter seinen Füßen, die dem nahenden Erlöser entgegenschwebten. Kunst, Handel, Industrie, alle weltliche Literatur und Philosophie, genug alles, was nicht einzig auf die lezten Dinge hinausging, wurde für ihn zum



Teufelswerk. Es war, als ob außer den Propheten und der Apokalypse die ganze Schrift aufgehört habe zu existiren. Dieser Proceß vollzog sich natürlich nach und nach, aber doch in wenigen Jahren. J. war stets ein eifriger, aufopfernder Selsorger gewesen, Tag und Nacht bereit zu Zuspruch und Hülfe, mit den persönlichen Verhältnissen fast aller Gemeindeglieder bekant. Diese stete Berührung mit dem praktischen Leben wirkte auf seine apokalyptischen Leidenschaften eine lange Zeit wolthätig abschwächend ein; allmälig mußte alles nur dem einen Zweck dienen. Selbst als 1827 die neue Kirche am Regent Square vollendet wurde und der nüchterne Chalmers zur Einweihung nach London kam, vermochte der Anblick dieses neuen steinernen Gotteshauses, vermochte der Verkehr mit dem von ihm sonst hochgeehrten Theologen nicht, ihn zu ernüchtern. „Der Staatsmann und Visionär", wie die Verfasserin beide treffend bezeichnet, waren bereits durch eine zu tiefe Kluft geschieden.

---

## Nachrichten.

### Rheinprovinz.

Das Drängen auf Presbyterial-Verfassung in verschiedenen Ländern treibt diejenigen, die dieselbe schon längere Zeit in ihren Gemeinden und Kreisen haben, zuzusehen, was ihnen in derselben geboten ist. In unserer Gegend der Rheinprovinz besteht die Verfassung nun seit 29 Jahren. — Was haben die Gemeinden dadurch gewonnen? Wie ist der kirchliche Sinn, die Liebe zur Kirche durch sie geweckt und genährt worden? — Man sollte denken, diejenigen seien befugt, darüber zu reden und davon zu zeugen, die mitten in der Sache stehen und aus Erfahrung reden. Die ideale Auffassung möge auf den realen Boden herabsteigen und da zusehen, ob sie berechtigt sei.

Wie eine ganz andere sittliche Qualifikation ist doch nötig bei dem Mitrathen in kirchlichen Angelegenheiten als bei weltlichen staatlichen Dingen. Es muß eben geistlich gerichtet sein. Das Christentum ist nicht mit der Verfassung gegeben: es will aus steinernen Herzen fleischerne schaffen, solche, die Eindrücke in sich aufnehmen von dem Worte, das ewiglich bleibet. Wollen das Leztere vor Allem auch die, die nach Verfassung der Kirche rufen? ich sage: sie wollen es zum großen Teil nicht, oder es steht ihnen das sehr am zweiten Orte.

Eine ganze Reihe von Gemeinden habe ich nun bereits kennen gelernt: in verschiedenen Teilen der Provinz auf der rechten wie linken Rheinseite. Wie steht es mit den Presbyterien? Was urteilen ernste, ruhige, pflichteifrige Pfarrer über diese Helfer ihrer Thätigkeit innerhalb der Gemeinden? Die Gemeinde soll ihre Repräsentanten wählen; Alle sollen erscheinen, welche das 24. Jahr zurückgelegt haben und eine eigene Haushaltung führen. — Es erscheinen fast ebenso viele, als zu wählen sind.

(Schluß folgt.)

---

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz in Berlin. Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

# Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1864. Sonnabend den 20. Februar. № 15.


## Moses und Colenso.

Wir haben schon in unserem Vorworte den Angriff beleuchtet, welchen der Bischof Colenso gegen das Werk unternommen hat, von dem unser Herr gesprochen: Ich sage euch wahrlich: bis daß Himmel und Erde zergehe wird nicht zergehen der kleinste Buchstabe noch ein Titel vom Gesetze bis daß es alles geschehe, aus dem er uns zum Vorbilde die Waffen entlehnt hat gegen den dreifachen Anlauf des Versuchers, das Werk, das Luther als den Brunnen bezeichnet hat, aus dem alle Propheten geflossen sind, welches den Grundstein des ganzen Gebäudes der Offenbarung und heiligen Schrift bildet, so daß nach Beseitigung desselben dies Gebäude haltlos zusammenstürzen muß. Wir konten dort die Beschaffenheit dieses Angriffes nur an einzelnen Beispielen zur Anschauung bringen. Wir wollen hier in Anknüpfung an das dort Gesagte noch alles Uebrige beleuchten, was der Verfasser in dem ganzen ersten Teile seines Werkes gegen die Glaubwürdigkeit der Bücher Mose's vorgebracht hat. Wir fühlen uns dazu um so mehr gedrungen, da die Antworten, welche dem Bischof in England zu Teil geworden sind, Vieles zu wünschen übrig lassen. Wir denken, daß unsere Leser es sich nicht verdrießen lassen werden, uns auf dieser kurzen Wanderung zu folgen. Die Sache ist wichtig genug, und auch solche, die von vornherein überzeugt sind, daß alle solche Angriffe nichtig sind, werden sich doch mit Vergnügen an diesem heiligen Räthselspiel beteiligen. Sollte denn die heilige Schrift weniger Aufmerksamkeit verdienen, als die politischen Neuigkeiten des Tages, in welchen nicht vollkommen orientirt zu sein jeder als eine Schande betrachtet?

Es komt in den Büchern Mose's mehrfach vor, daß die Israeliten während des Zuges durch die Wüste in Zelten gewohnt haben. In 2 Mos. 16, 16 z. B. heißt es in Bezug auf die Samlung des Manna: „ein jeder für die in seinem Zelte sollt ihr nehmen." Wer vom Aussatze gereinigt ist, soll nach 3 Mos. 14, 8 zwar in das Lager zurückkehren dürfen, aber außerhalb seines Zeltes wohnen sieben Tage. Colenso nun berechnet, daß die zwei Millionen Israeliten, zehn Personen auf jedes Zelt gerechnet, 200,000 Zelte nötig gehabt haben. Er berechnet ferner, zum Transporte dieser Zelte seien 200,000 Ochsen nötig gewesen. Wo sollen sie so viele Zelte herbekommen haben? Wie konte die dürre Wüste Nahrung für so viele Ochsen gewähren? Das ist das Räthsel, geben wir nun die Auflösung. Wo von einem Wohnen der Israeliten in Zelten geredet wird, da wird das Ganze nach seinem vornehmsten Teile bezeichnet, und es ist ebenso widersinnig, daraus zu schließen, daß alle Israeliten in Zelten gewohnt haben, als wenn man aus den Worten des Psalmisten: „Wünschet Jerusalem Glück, es müsse wolgehen denen, die dich lieben. Es müsse Friede sein inwendig in deinen Mauern, und Glück in deinen Palästen", schließen wollte, daß alle Häuser in Jerusalem Paläste gewesen seien. Es führen uns bestimte Spuren in denselben Büchern Mose's, welche der Zelte gedenken, darauf, daß ein großer Teil der Israeliten während des Zuges durch die Wüste in Hütten wohnte, die aus dem mannigfaltigsten Material bereitet wurden, demjenigen, welches die jedesmalige Situation darbot und für die nirgends das Material fehlt, da man ja auch in Erdhütten wohnen kann. Von den Hütten, im Hebräischen Sukkoth, führt die erste Station der Israeliten den Namen: „und es brachen auf die Kinder Israel von Raemses nach Sukkoth", heißt es 2 Mos. 12, 37, und daß diese Station ihren Namen von den Hütten erhielt, die sich die Israeliten dort bereiteten, ersehen wir aus der Vergleichung von 1 Mos. 33, 17: „Und Jakob brach auf nach Sukkoth und erbaute sich ein Haus und für sein Vieh machte er Hütten, darum nante man den Namen des Ortes Sukkoth." Es ist wahrscheinlich, daß man in der Erinnerung an diesen Vorgang in dem Leben des Stammvaters dem ersten Stationsorte den Namen Sukkoth beilegte. Von noch entscheidenderer Bedeutung ist die Vorschrift, daß die Israeliten bei dem zur Erinnerung an die gnädige Führung des Herrn beim Zuge durch die Wüste eingesezten Feste nicht in Zelten, sondern in Hütten wohnen sollen, was voraussezt, daß sie der großen Mehrzahl nach bei dem Zuge durch die Wüste nicht in Zelten, sondern in Hütten gewohnt hatten. Die Bestimmung lautet (3 Mos. 23, 42): „In Hütten sollt ihr wohnen sieben Tage — — auf daß erkennen eure Geschlechter, daß ich in Hütten wohnen ließ die Kinder Israel, da ich sie herausführte aus dem Lande Egypten." Uebrigens kommen Hütten, die aus dem mannigfachsten Material bereitet werden, neben den Zelten noch jezt auf der Halbinsel des Sinai vor. Faber in der Archäologie der Hebräer sagt: „Die Beduinen wechseln noch heutiges Tages mit ihren Wohnungen. Im Winter leben sie in Zelten und im Sommer bauen sie sich Hütten. Ebenso machen es auch die Turcomannen." Burkhardt erzählt: „Wir hielten auf einer

Ebne an einem Flecke an, wo einiges Gebüsch wuchs, zwischen welchem wir ein Beduinenweib mit ihrer Tochter fanden, die unter einem von Binsen und Reisholz gemachten Obdache lebten." Nicht blos in den Büchern Mose's, auch in Hos. 12, 10 wird der Name der Zelte in weiterem Sinne gebraucht, so daß er auch die Hütten mit unter sich befaßt. Der Herr droht dort dem entarteten Volke: „ich werde dich noch wohnen lassen in Zelten, wie in den Tagen des Festes." In den Tagen des Festes wohnten die Kinder Israel nicht in Zelten, sondern in Hütten. Aber der Prophet bezeichnet durch den Namen der Zelte das Ganze der Wohnungen, welche den Gegensatz der festen und bequemen Häuser bildeten, in denen die Kinder Israel des Herrn vergessen hatten, der sie ihnen so gnädig verliehen. Gewiß aber hatte auch ein großer Teil der Israeliten, die der Zelte entbehrten, nicht einmal Hütten. Viele, besonders wenn sie sich auf der eigentlichen Wanderung befanden, entzogen sich der Mühe, Hütten zu machen und campirten im Freien. „Der Reisende — sagt Robinson 1, 55 — kann, wenn er will, Bett und Zelt ganz gut entbehren." Wenn der vom Aussatze Gereinigte sieben Tage außerhalb seines Zeltes wohnen mußte, so sezt dies voraus, daß man auch ohne schützendes Obdach existiren konte. — Durch diese Auseinandersetzung haben wir dem Rechenmeister einen großen Strich durch seine Rechnung gemacht. Wir fügen noch hinzu, daß seine Berechnung der Schwere der Zelte auf ganz unhaltbaren Grundlagen beruht. „Ein Zelt — sagt Faber — besteht aus einem über Pfählen ausgespanten Tuche." „Manche, fügt er hinzu, werden nur von einem Stabe unterstüzt." Noch Robinsons Zelt hatte nur einen Stab. Die Pfähle nun bot die Wüste dar, die damals einen viel größeren Holzreichtum besaß, wie jezt, wie schon die Erzählung von dem Manne zeigt, der am Sabbat ausging, Holz zu sammeln, und wie wir später noch näher nachweisen werden. So bestand also der ganze mitzuführende Apparat aus einem bloßen Stücke Zeug. Die Frage Colensos, woher sollten die Israeliten diese Zelte bekommen haben? hat schon Faber beantwortet: „Im Morgenlande sind die Frauen geschickt, solche Stoffe aus schwarzen Ziegenharen zu weben. Dergleichen haben die Frauen der Israeliten auch für die Stiftshütte verfertigt."

Lassen wir die Zelte und wenden wir uns zu einem andern Einwande Colenso's. Nach 2 Mos. 13, 18 — behauptet er — zogen die Kinder Israel bewaffnet aus Aegypten aus. Es sei unmöglich, daß Pharao 600,000 Männern den Gebrauch der Waffen zugestanden habe. Aber es handelt sich hier um einen Ausdruck, dessen Bedeutung mit Sicherheit zu bestimmen den Auslegern bis auf den heutigen Tag nicht gelungen ist. Daß er aber nicht die von Colenso ihm beigelegte Bedeutung haben kann, darin stimmen alle jezt überein. Ewald z. B. erklärt: „sie zogen aus in fünf Abteilungen geteilt, nach der ältesten und einfachsten Einteilung eines Heeres, in Vorder- und Hintertreffen, Mitte und linken und rechten Flügel", Knobel: „zusammengezogen, gesammelt, in vereinigten Abteilungen und festen Scharen, im Gegensatze zur Vereinzelung und unordentlichen Zerstreuung", Keil: „nicht speciell bewaffnet, sondern für den Zug gerüstet, nicht in ungeordneter Weise wie Flüchtlinge." Welche unwissenschaftliche Verwegenheit ist es, erst auf eigne Hand eine Bedeutung zu erfinden, und dann mit dieser Bedeutung sofort in der Kritik zu operiren! Die Kinder Israel zogen aus Aegypten aus „mit hoher Hand", das bischen Glück hatte sie, wie es geht, sofort trotzig gemacht, wenn auch vorläufig ohne Waffen, wollten sie doch Soldaten spielen und meinten die Welt überwinden zu können, sie formirten sich so gut es ging, gewiß zu einem lächerlichen Schauspiel für die Kriegskundigen unter den Aegyptischen Zuschauern. Es war Zeit, daß ihnen die eigne Ohnmacht recht kräftig zu Gemüte geführt wurde und das geschah, da Gott es dem Pharao ins Herz gab, ihnen nachzusetzen. Da wurden sie ebenso verzagt als sie vorher trotzig gewesen waren. Es ist also Thatsache, daß die Kinder Israel rüstig, in kriegerischer Verfassung auszogen, aber bewaffnet, das paßt nicht zu der ganzen Schilderung des Zustandes der Israeliten in Aegypten vor dem Auszuge, wie sie in den Büchern Mose's vorliegt, paßt auch nicht zu dem Folgenden, wonach die Kinder Israel hülf- und wehrlos den bewaffneten Aegyptern gegenüberstehen, paßt nicht zu dem an sie gerichteten Worte Mose's: „der Herr wird für euch streiten und ihr werdet schweigen."

„In einem einzigen Tage — fährt Colenso fort — wurde die ganze ungeheure Volksmenge Israels, so groß wie die von London, angeleitet, das Passa zu feiern, und feierte es wirklich. Ich sage an einem einzigen Tage, denn wir finden die erste Nachricht über dies Fest in demselben zwölften Capitel des zweiten Buches Mose, in dem es in V. 12 heißt: ich will gehen durch das Land Aegypten in dieser Nacht und tödten alle Erstgeburt. Es war unmöglich, daß an einem Tage oder vielmehr in zwölf Stunden die Nachricht an alle so weithin zerstreuten Haushaltungen gegeben, die Zurüstung vollendet und das Mal gehalten werden konte."

Der Grundirrtum ist hier bei Colenso die Annahme, daß der Befehl zur Feier des Passa an die Kinder Israel erst am 14. erging. Nach der Beseitigung dieser Annahme sinkt der Einwand haltlos zusammen, und ebenso auch die Behauptung, die Israeliten haben nicht Zeit gehabt, von den Aegyptern Geschenke zu verlangen. Der Befehl zur Haltung des Passa erging an das schon lange vorher auf den Auszug vorbereitete Israel nach 2 Mos. 12, 1 zu Anfang des ersten Monates, an dessen vierzehnten Tage das Mal gehalten werden sollte, und jedenfalls geraume Zeit vor dem zehnten Tage, an dem für jedes Haus das Lamm ausgesucht werden sollte. Das ganze Programm des Festes wurde damals bekant gemacht. „In dieser Nacht" in V. 12, das bezieht sich nicht, wie Colenso gegen allen Augenschein annimt, auf die Zeit der Bekantmachung des Gesetzes, sondern auf den vierzehnten Tag des Monates, V. 6, da das Lamm geschlachtet werden sollte, wie auch schon das: „in dieser Nacht", in V. 8, ferner das: „dieser Tag", in V. 14, das: „an diesem Tage", in V. 17. Man sieht hier recht deut-

lich, wie mislich es ist, Kritik zu üben, wenn nicht vorher die Auslegung ihre Schuldigkeit gethan hat und wie Stümper in der Exegese mit ihren voreiligen Angriffen auf die Schrift nur sich selbst blamiren. Schon zu Anfang des Monates erging die Weisung an Moses und gleich darauf berief er die Aeltesten zu sich und sprach zu ihnen, nach V. 21: „nehmet (am 10. des Monates) für jede Familie ein Lamm, und schlachtet (am 14.; die Ausfüllung ist hier aus der Weisung an Moses zu entnehmen) das Versöhnopfer." „Und die Kinder Israel — heißt es in V. 28 — gingen und thaten wie der Herr Mose und Aharon geboten hatte." Hier ist Alles in der Ordnung und die Schwierigkeit liegt nur so lange vor, als man nicht genau aufmerkt. Wenn es in V. 29 heißt: „Und es geschah um Mitternacht", so ist dies nach dem Vorhergehenden dahin zu ergänzen: „Als es nun Mitternacht war an dem bezeichneten 14. Tage."

Es heißt in 2 Mos. 12, 37. 38: „Und es brachen auf die Kinder Israel von Raemses nach Sukkoth, gegen 600,000 Fußgänger, die Männer ohne die Kinder. Und auch viel Pöbelvolk zog mit ihnen, und Schafe und Rinder, Vieh sehr viel." Eine solche Menge von Menschen, meint Colenso, soll auf die Aufforderung, auszuziehen, sofort ausgezogen sein! Wie konte auch der Befehl zum Auszuge so rasch durch eine ganze große Landschaft bekant gemacht werden! Wie konten sie so rasch alle in Raemses sich versammeln!

Dieser Grund ist in der Hauptsache schon durch die vorige Ausführung beseitigt. Nicht plötzlich erhielten die Kinder Israel den Befehl zum Aufbruche, sondern schon seit längerer Zeit stand es fest, daß sie nächstens ausziehen würden und schon seit 14 Tagen war Alles unmittelbar darauf vorbereitet, in Raemses, dem Mittelpunkte, dem Aufenthaltsorte Mose's und Aharons und durch das ganze Land Gosen, durch das sich die Weisungen Mose's mit der Schnelligkeit verbreitet hatten, die in solchen aufgeregten Volkszuständen sich ganz von selbst ergibt. Von Raemses aus begann der Zug. Unterweges schlossen sich ihm die Zuzüge von allen Seiten an. Alles war vollständig reisefertig, die Lenden gegürtet, der Stab in der Hand, die Schuhe an den Füßen.

Es sei unmöglich gewesen, behauptet Colenso ferner, die zahlreichen Herden der Israeliten in der öden und dürren Wüste vierzig Jahre hindurch zu erhalten. Daß sie nach der Anschauung der Bücher Mose's diese zahlreichen Herden die ganzen vierzig Jahre hindurch gehabt haben, soll aus 4 Mos. 11, 22 folgen, besonders aber aus 4 Mos. 32, 1, wonach noch im vierzigsten Jahre des Zuges die Kinder Ruben und die Kinder Gad viel Vieh hatten und darauf ihren Anspruch auf Ueberweisung einer Landschaft gründeten, die zur Viehzucht besonders geeignet war. Die Feier des Passa in der Wüste am Ende des ersten Jahres erfordere 200,000 jährige Lämmer, diese Zahl setze eine ungleich größere Zahl nicht jähriger Schafe und Lämmer voraus, und so haben die Israeliten wahrscheinlich zwei Millionen Schafe und Ochsen gehabt. Er wolle nicht bestreiten, daß die Menschen vom Manna leben konten. Den Schafen und Ochsen komme aber doch jedenfalls diese Nahrung nicht zu gute.



Wir antworten: allerdings nahmen die Israeliten zahlreiche Herden mit aus Aegypten, 2 Mos. 12, 38, vgl. 10, 9. 24 f. Aber es wird nirgends gesagt, daß sie diese Herden auch nur bis an den Sinai gebracht haben. Im Gegenteil, wir ersehen aus 2 Mos. 16, 2, vgl. V. 12, wo die Israeliten so bitter über den Mangel an Fleisch klagen, daß sie schon vor der Ankunft am Sinai keine irgend bedeutenden Herden mehr hatten. Der größte Teil war schon lange vorher teils geschlachtet, teils vor Durst verschmachtet, vgl. 2 Mos. 17, 3. Am Sinai finden wir die Israeliten allerdings im Besitze von Herden, Moses gebietet in 2 Mos. 34, 3: „auch die Schafe und die Rinder sollen nicht weiden gegenüber diesem Berge", aber die Israeliten konten diese Herden hier, wo sich hinreichende Weide darbot, von den Bewohnern der Wüste erhandelt haben. Daß der Bericht über die Feier des Passa am Sinai keinen Maßstab abgeben kann für die Bestimmung der Ausdehnung dieser Herden, wird sich später zeigen. Es findet sich kein Beweis vor, daß nach dem Aufbruche vom Sinai und durch die ganze Zeit des Aufenthaltes in der Wüste diese Herden in einem irgend bedeutenden Umfange den Israeliten erhalten blieben. Ein gewisser Herdenbestand wird allerdings durch 4 Mos. 20, 19 verbürgt, wo Israel im vierzigsten Jahre des Zuges zu Edom spricht, da es von ihm den Durchzug verlangt: „auf der Straße wollen wir ziehen, und wenn wir dein Wasser trinken, ich und mein Vieh, so wollen wir's bezahlen", aber das führt nur darauf, daß die notwendigen Zugthiere erhalten blieben, vgl. 4 Mos. 7, 3. 4 Mos. 11, 22 aber zeigt, daß keine Herden vorhanden sind, um dem Fleischbedürfnisse des Volkes zu genügen. Moses ruft dort, da sein Gott Fleisch für das Volk in Aussicht gestellt hat, aus: „Soll Kleinvieh und Rindvieh ihnen geschlachtet werden und es wird ihnen hinreichen?" Er erklärt, daß Schafe und Rinder, so weit sie den Kindern Israel zu Gebote standen, in keiner Weise das von Gott in Aussicht gestellte Resultat ermöglichen können. „Er meint — sagt Knobel — nur an wenige würde etwas kommen (auch wenn alles geschlachtet würde, was an Vieh vorhanden war), nicht an alle, nicht an das ganze Volk." Die Stelle aber, auf die Colenso seinen Hauptbeweis gründet, daß nach der Angabe der Bücher Mose's ein bedeutender Herdenbestand durch die ganze Zeit des Zuges durch die Wüste erhalten blieb, ist von gar keiner Bedeutung. Es heißt in 4 Mos. 32, 1: „Und die Kinder Ruben und die Kinder Gad hatten viel Vieh und sie sahen das Land Jaeser und das Land Gilead und siehe der Ort war ein Ort für Vieh." Colenso nimt ganz mit Unrecht an, daß der Herdenbesitz der beiden Stämme ein ursprünglicher war. Er war vielmehr ein neu erworbener. Ruben und Gad hatten nicht blos ihren Anteil bekommen von der reichen Beute an Vieh, die nach dem unmittelbar vorhergehenden Capitel von den Midianitern gemacht war, sie hatten wahrscheinlich auch einen Haupt-

anteil gehabt an der Eroberung des Landes Sihons des Amoriterkönig es und bei dieser Gelegenheit viel Vieh erbeutet. Die Eroberung des Landes Sihons wird allerdings in 4 Mos. 21, 21 f. den Israeliten im Allgemeinen beigelegt, aber das geschieht ebenso auch in V. 32 f. in Bezug auf das Land des Og, des Königes von Basan. Erst aus 4 Mos. 32, 39 f. ersehen wir, daß die Eroberung Basans von dem halben Stamme Manasse vollbracht wurde. Ruben und Gad, denen nach Ueberwindung Sihons durch die Gesamtkraft Israels in der Feldschlacht die Eroberung seines Landes im Einzelnen anvertraut war, erwähnen nicht ausdrücklich den Anspruch, den sie durch ihre Waffenthat an das Land erworben hatten, aber das ist nur Bescheidenheit. Sie sagen: „das Land, welches der Herr geschlagen vor der Gemeinde Israel", treten zurück hinter Jehova und Israel, in deren Dienst und Vertretung sie gehandelt hatten, aber der Anspruch steht im Hintergrunde. Der bloße Herdenreichtum wäre nicht zur Motivirung hinreichend. Der Antrag wäre unverschämt gewesen und würde von Moses nicht berücksichtigt worden sein, wenn er nicht eine solche Grundlage gehabt hätte. Auf das Vorhandensein derselben führt auch die Analogie des halben Stammes Manasse. Wenn diesem sein Gebiet, das frühere Königreich Ogs von Basan, zugeteilt wurde, weil er es erobert hatte, so wird das Gleiche auch von Ruben und Gad gelten.

Bei der Frage, wie die Ernährung von Menschen und Vieh in der Wüste möglich gewesen sei, wird übrigens nicht übersehen werden dürfen, daß die Halbinsel des Sinai früher manche Hülfsquellen darbot, welche jezt versiegt sind. Ritter in der Erdkunde *), der größte Geograph dieses Jahrhunderts, vor dem Colenso doch wol einigen Respekt haben sollte, sagt in dieser Beziehung: „daß die Acacie, trotz der Dornen und des Mangels an Schatten, ein Baum von der größten Wichtigkeit ist, geht aus obigen Ausführungen hervor, da er ihren Kamelen durch sein Laub das nährendste Lieblingsfutter reicht, sie zur Lagerung in ihren Wäldern reizt, ihnen das beste, ja fast einzige Nutzholz liefert, so wie die besten Kohlen. Aber freilich, da es ihnen nie in den Sinn komt, diesen Baum wieder anzupflanzen: so ist es begreiflich, daß sein Vorkommen gegenwärtig viel sparsamer sein mag als ehedem, und seine Abnahme wiederum sicher nicht wenig zur Austrocknung der Oberfläche der Halbinsel beigetragen haben mag. Als Rüppel seinen Weg von Aila nach dem Sinai zurücklegte, und hier in unbesuchter Einsamkeit den schönsten Baumwuchs starker und mächtiger Stämme, wie sonst nirgends in den andern Wüsten der Halbinsel vorfand, überzeugte er sich davon, daß allem Anscheine nach alle jene Thäler einst beholzt gewesen." An einer andern Stelle **) sagt Ritter: „Wir haben schon in Obigem wiederholt auf frühere Zustände der Natur des Landes hingewiesen und seiner Verhältnisse, die sich von denen der Gegenwart sehr wesentlich unterscheiden mußten in ihren Einwirkungen. So der frühere Vegetationsreichtum, zumal im Baumwuchs größerer und zahlreicherer Art, mit dessen Verschwinden auch die Zahl niederer Gewächse abnehmen mußte; so der größere Reichtum mannigfacher Nahrungsmittel, deren sich das Volk Israel zu seiner Zeit bedienen konte, so der allgemeiner durchgreifende Anbau des Landes, der sich in den monumentalen Zeiten der ältesten Aegypter, ihrer Bergwerke und Ortschaften kundthut, wie in den christlichen Zeiten durch Episcopal- und überall verbreitete Reste von Klostersitzen, Eremitagen, Mauer-, Gärten-, Feld- und Brunnenanlagen, endlich ebenso die Möglichkeit einer besseren Benutzung der temporären Wasserfülle der Wadys, wie der Regenfälle, in den gar nicht so seltnen Regenniederschlägen, die aber erst durch Fleiß und Kunstmittel für unfruchtbarere Jahresperioden aufzubewahren im Stande gewesen sein würden, wie dies auch in anderen Länderstrichen gleicher Breitenparallele der Fall ist. Diese Verhältnisse zusammengefaßt und unterstüzt durch die zahlreichen Sinaitischen und Serbalischen Inscriptionen, mit denen in dem Wadi Mokatteb und in hundert anderen Schluchten, auf Fels- und Berghöhen, die gegenwärtig in wilder Vereinsamung und völliger Vernachlässigung durch Menschenhand nach allen Richtungen hin durch die ganze centrale Gebirgsgruppe gefunden werden, beweisen, daß einst zahlreichere Populationen hier bestehen konten, und wirklich Bestand hatten, wenn wir auch nicht wüßten, daß vor dem Durchzuge Israels hier schon vier verschiedene Völkerschaften, wie Amaleks, Midians und Ismaels Söhne und im Osten noch Edomiter ihre Sitze hatten. Wir stimmen daher vollkommen mit dem kritischen Geschichtsforscher überein, wenn er sagt, daß damals dieselbe Halbinsel weit mehr Menschen erhalten konte, als gegenwärtig, zwar unter großen Entbehrungen, welche auch in den Erinnerungen des Volkes vielfach zur Sprache kamen, aber doch so, daß seine Existenz nicht eben darunter hätte gefährdet werden müssen. Aus der jetzigen so geringen und sorglosen Einwohnerzahl, läßt sich gewiß nicht mit Sicherheit auf ihren früheren Zustand zurückschließen, so wenig wie dies bei vielen anderen auf ähnliche Weise durch Menschenträgheit verödeten einst herlichen Culturgebieten der Erde (z. B. Sogdiana u. a.) der Fall war. Die Beobachtung der Natur dieser Landschaften ist noch viel zu weit zurückgeblieben, um schon hinreichende Gründe, geschweige denn Beweise für viele der oft so leicht hingesprochenen Erklärungen und Behauptungen über so manche noch räthselhaft gebliebene Phänomene dieser so eigentümlich für den Gang der Menschengeschichte auserwählten und eigens begabten Planetenstelle darzubieten." So der größte Geograph dieses Jahrhunderts. Sollte nicht Colenso Angesichts einer solchen Auctorität sich der Zuversicht schämen, mit der er seine leichtfertigen Behauptungen ausspricht?

*) Th. 14. S. 341.

**) S. 926.

Bei der Erörterung der Nahrungsverhältnisse Israels in der Wüste ist besonders noch ins Auge zu fassen, daß das betriebsame Volk in Aegypten zu großem Wolstande gelangt war, und daß ihm bedeutende Geldmittel zur Verfügung standen. Schon in der Verkündung an die Väter heißt es 1 Mos. 15, 14: „und danach werden sie ausziehen mit großem Gute" und in 5 Mos. 2, 6. 7 spricht Moses zu dem Volke: „Speise sollt ihr von ihnen kaufen um Geld und essen, und auch Wasser sollt ihr von ihnen kaufen und trinken, denn der Herr dein Gott hat dich gesegnet in allem deinem Geschäfte," so daß du also Geld genug hast, dir alle deine Bedürfnisse zu kaufen. Wo die Geldquelle reichlich fließt, da stellen sich ganz von selbst die Produkte von allen Seiten ein. Die Wüste lag in der Mitte zwischen den fruchtbaren Ländern Aegypten und Canaan, zwischen denen schon in der Patriarchenzeit, wie die Geschichte Josephs zeigt, Caravanen den Verkehr vermittelten. Auch von Edom, an dessen unmittelbarer Gränze Israel während der 38 Jahre des Bannes sein Hauptlager hatte, gingen ihnen Nahrungsmittel zu. Von dort aus benuzten die streifenden Parteien alle übrigen Hülfsquellen des Landes. Viele zerstreuten sich auch, durch den Handelsgeist getrieben, von dessen Vorhandensein schon in den ersten Anfängen des Volkes 1 Mos. 49, 13 Zeugnis ablegt, dann 5 Mos. 33, 19, gewis in die umliegenden Länder um ihr Vermögen zu mehren, und neue Mittel zur Subsistenz zu erwerben. Man muß nur stets im Auge behalten, daß wir keine eigentliche Geschichte des Volkes in dieser Zeit besitzen, daß die Bücher Mose's ein Religionsbuch im vollsten Sinne des Wortes sind. In dieses gehörte der Bericht über das Manna als die außerordentliche Versorgung, die Gott seinem Volke in Zeiten der Not zu Teil werden ließ, nicht aber Angaben über die gewöhnlichen Nahrungsverhältnisse. In solcher Weise ist denjenigen eine Handhabe geboten worden, die durch ihr Gelüste getrieben werden, die Glaubwürdigkeit der heiligen Geschichte anzugreifen. Der tiefer blickende aber erkent sogleich die unsolide Basis, auf der diese Angriffe ruhen.

(Fortsetzung folgt.)

## Die Nachmittags-Gottesdienste und ihr Verfall.

Die Ev. K. Z. hat in den lezten Jahren so viele Einzelheiten des engeren kirchlichen und pastoralen Lebens behandelt, daß wir den Mut haben, auch auf den erwähnten Gegenstand die Aufmerksamkeit zu lenken, obwol wir nur Einfaches und von vielen Seiten bereits Anerkantes darüber sagen können; wir bringen's aber zur Sprache, da wir's von andern Seiten nicht genug gewürdigt sehen.

Wenn sich auch unsre Sontags-Gottesdienste hier und da aus dem Verfall erheben, in den sie durch die Unkirchlichkeit der Zeit und die Untreue der Diener der Kirche geraten waren; so ist doch jener Fortschritt verhältnismäßig bei den Nachmittags-Gottesdiensten am wenigsten wahrzunehmen. Wir denken bei unserm Aufsatze, wie sich von selbst versteht, nur an Gemeinden, wo diese Gottesdienste gehalten werden können und nach alter kirchlicher Ordnung und Sitte gehalten werden sollen.

In nicht wenigen Gemeinden namentlich von Mittelstädten (unser Aufsatz hat überhaupt nicht ein besonderes Land im Auge) sind diese Gottesdienste noch in Ehren oder sie sind dazu wieder gekommen, anderwärts sind dieselben teils eingegangen oder werden nicht mehr regelmäßig gehalten; sie werden von den Gemeinden gar nicht, wenigstens sehr gleichgültig beachtet, hie und da auch von den Geistlichen, zum Teil in Folge einer gewissen Ermattung und Mutlosigkeit wenig oder gar nicht gepflegt.

Es ist bekant, daß in den Landeskirchen des evangelischen Deutschlands die Nachmittags-Gottesdienste an Son- und Festtagen eine alte kirchliche Institution sind, an manchen Tagen sogar durch besondere Vermächtnisse eingeführt und gesichert. Die alten Kirchenordnungen setzen sie fest und die Kirchenbehörden haben sie später mit Fug und Recht wieder eingeschärft. In manchen evangelischen Ländern sind selbst Küster verpflichtet auf Filialen sie zu halten und in keiner Zeit des Kirchenjahres steht einem Pfarrer frei dieselben auszusetzen, ja es waren für Lese-Gottesdienste früher besondere Schrifterklärungen, wie z. B. das Seilersche Bibelwerk bestimt.*)

Die theuren Väter unsrer Kirche zeigten bei dieser Einrichtung ebenso ihre Ehrfurcht vor der Heiligkeit des Sontags, als ihren kirchlichen Sinn und geistlichen Tact. Ruht auf dem Tage des Herrn überhaupt eine besondere Heiligkeit und Segensfülle, so gilt das nicht blos von dem Vormittage, sondern von dem ganzen Tage. Soll die Kirche Gottes am Sontage überhaupt ihre Macht entfalten und ihre Lebenseinflüsse durch die Sacramente dem Christenvolke nahe bringen, so genügt das nicht in einer Hauptzeit, sondern sie muß es auch in andern Zeiten thun, so weit sie kann. Außer dem Vormittage ist aber für gemeinsame Andacht keine Zeit so passend als der Nachmittag, mehr noch wie uns scheint, als der Abend, der streng genommen an Sontagen sowol bei Geistlichen als bei Gemeindegliedern für die Uebung anderer Pflichten, z. B. der Selsorge und des Dienstes der Liebe, bestimmt ist. Die Abend-Gottes-

*) Zu gleichem Zwecke sind von dem Bayerschen Ober-Consistorium die Würtemberg. Summarien und die von dem Einsender nicht eingesehenen Andachten von Nitzelnadel (Halle bei Fricke) herausgegeben worden.

dienste sind bei aller relativen Notwendigkeit für Arme zum Teil eine Nachgibigkeit gegen die Schlaffheit der Zeitgenossen und eine Notwehr gegen die Einflüsse des Weltwesens. Zu spät gehalten sind sie uns unnatürlich. Selbst in der alten jüdischen Gemeinde pflegte man sich an den Sabbaten nach dem Mittag wieder zu erbaulichen Unterredungen bis zur dritten Stunde zu versammeln. Einsender will seine persönlichen Erfahrungen nicht überschätzen, aber er muß bezeugen, daß er an den Sontag-Nachmittagen den Sabbatsegen oft besonders erfahren hat. Die am Vormittag gewonnenen Segenseindrücke wurden da verarbeitet, sie vertieften und erweiterten sich — sie machten ihn fähig zu Werken der Liebe. Es kam ihm da vor, als ob er die Früchte auflese, die am Morgen von den Bäumen des Paradieses gefallen waren. Wenn man aber von diesen Erfahrungen auch absieht, so ist die innere Notwendigkeit der Nachmittags-Gottesdienste an sich, schon dadurch erwiesen, daß wegen häuslicher und anderweitiger Verhältnisse viele Gemeindeglieder den Vormittags-Gottesdienst gar nicht besuchen können. Es ist aber unbestreitbar, daß, wie ein Jeder für sein Christenleben die Erhebung durch die Sontagsfeier braucht, der Sontagssegen für einen Jeden durch den Besuch der Gottesdienste wesentlich bedingt ist, und es hat uns innigst wolgethan, daß auf einem Filialdorfe ein ernster treuer Küster freiwillig zur Abhaltung der Nachmittags-Gottesdienste sich erbot.

Wie steht's nun um dieselben an vielen Orten? Selbst in Gemeinden, wo sie noch stattfinden, namentlich auch in Städten, wo Predigt-Gottesdienste zu halten sind, werden sie zum Teil so mangelhaft besucht, daß es sich scheinbar kaum der Mühe verlohnt, eine Hand an Orgel und Glocke, geschweige an ein Predigtconcept zu legen. In manchen Dörfern steht's um diese Kirchen-Andachten so dürftig, daß man's manchem Mütterchen, welche wie eine Hanna die väterliche Ordnung noch ehrt, Dank weiß, daß sie mit dem Prediger ein gewisses Mitleid hat; ja ich fürchte, es werden hin und wieder die Glocken vergeblich geläutet und die Kirche hat weiter keinen andern Trost, als den schmerzlichen: „also, daß sie keine Entschuldigung haben". Man soll daher irgendwo sich zu der Erwägung veranlaßt gesehen haben, welches Minimum von Zuhörern für die Abhaltung eines Nachmittags-Gottesdienstes ausreiche, und wo anders dachte man daran, den Ausfall des bestandenen Nachmittags-Gottesdienstes und die Verlegung der betreffenden Acte zu beantragen. In manchen Dorfgemeinden mögen sie daher teilweise eingegangen sein und vielleicht alle Erinnerung daran durch die Tradition erwachsener Gemeindeglieder eingeschlafen sein. Wie entfaltet aber gerade in diesen Stunden des Sontags die ordinärste Weltlust ihre Reize! Selbst in Gegenden des evangelischen Deutschlands, die wegen ihres kirchlichen Eifers einen großen Ruf haben und mit tüchtigen Predigern gesegnet sind, werden die Nachmittags-Gottesdienste auffallend gemisachtet.

Worin hat diese Erscheinung ihren Grund? Eine Hauptursache ist die Gleichgültigkeit gegen das Christentum, das weltliche Treiben unserer Zeit, die Sattheit in vielen Gemeinden,



wo das Evangelium lange gepredigt wurde; im Einzelnen die Entheiligung des Sontags überhaupt durch Arbeit und Lust. Wir wollen das widerliche Treiben gar nicht schildern, das besonders im Sommer selbst einfacheren Gemeinden die Sontag-Nachmittage schmälert. Selbst Ernstere schämen sich nicht Vergnügungen, die nach einer neueren Unsitte für Mittagszeiten angesezt werden, beizuwohnen und ihre Lehrlinge auf Comptoirs und in Werkstätten bis zu späterer Stunde zu beschäftigen. Man erschrickt über die Entsetzen erregenden Umstände, unter denen jezt häufig Selbstmorde erfolgen, und über die schauerlichen Verderbnisse, in welche schon jugendliche Glieder der Gemeinde verflochten sind; — — man muß noch mehr erschrecken, daß viele dieser Armen gerade an Sontagen und namentlich an den Nachmittagen derselben den Grund zu ihrem Verderben legten. Was kann denn aus dem Geschlechte der Lehrlinge werden, die an Sontagsmorgen im Schmuze des Alltags hingehen und an Spät-Nachmittags-Stunden zum Teil die Theater lange vor ihrer Eröffnung umlagern. Dann hängt jene Erscheinung auch mit den veränderten und verkehrten Ordnungen des bürgerlichen Lebens zusammen. Sonst stand man, wie uns schon das Alte Testament in Wort und Exempel empfiehlt, früh am Tage auf und hielt am Mittag seine Malzeit, man machte auch die Nacht nicht zum Tage, jezt ist das anders. In den Städten sind die Mittagstunden selbst an Sontagen die Frühstunden und den Dienstboten, wenn sie sich auch den je dritten Abend des Sontags zu Vergnügungen geradezu ausbedingen, ist der Besuch von Nachmittags-Gottesdiensten geradezu unmöglich gemacht. Wir können auch nicht leugnen, die in neuerer Zeit eingerichteten und, wie wir andeuteten, um mancher Ursachen willen auch statthaften Abend-Gottesdienste haben auch den nachmittägigen Andachten Abbruch gethan. Aber wir müssen auch klagen, die Kirche selbst hat bei der Misachtung der Nachmittags-Gottesdienste viel Schuld. Teils hat man sie nicht mit der nötigen Sorgfalt und Innerlichkeit abgehalten; namentlich ist es unrecht, wenn man gegen den Verfall derselben nicht energisch genug ankämpft. Dies heben wir jezt hervor. Im Amte liegt eine Allmacht d. h. ein besonderer durch die Allmacht des Herrn der Kirche vermittelter Lebenseinfluß. Ein treuer Geistlicher muß auch in Bezug auf Nachmittags-Gottesdienste sagen lernen: Ich vermag Alles durch den, der mich mächtig macht, Christus, es muß ihm möglich sein, dieselben aus dem Verfall zu erheben und sie der Gemeinde theuer zu machen. Zuerst versteht es sich von selbst, daß jeder Pfarrer, der nicht Filiale, sondern ein sogenantes Unicum zu bedienen hat, kirchenordnungsmäßig auch am Nachmittage jedes Son- und Festtages im Heiligtume seines Gottes thätig sein muß. Es wäre eine tadelnswerte Willkür, diese Gottesdienste, wenn sie zumal durch die Observanz feststehen, auszusetzen oder sie nur unterbrochen zu halten. Die Würde der Gottesdienste verlangt ihre Continuität. Ob auch ein Pfarrer an ein einsames Dorf gewiesen wäre, wo gebildetere, teilnehmende Freunde, namentlich Vorgesezte sein Wirken gar nicht beobachten können;

so muß ihn doch sein Amtsgewissen bestimmen, der Ordnung der Kirche nachzukommen. Es ist aber unglaublich, wie weit das Gewissen selbst schriftgläubiger Pfarrer in Bezug auf manche Amtsthätigkeiten oft ist und wie ruhig es bleiben kann, zumal wenn die Gemeinde und hervorstehendere Glieder derselben an ihn wenig Ansprüche machen. Welche schmerzliche Enthüllungen von Untreue und Mangel an Treue wird nicht das Gericht über Geistliche bringen. Die Superintendenten haben da die Pflicht, der Willkür und Schlaffheit entgegen zu treten, wie sie sich auch bei der Abhaltung von Gottesdiensten geltend macht. Was namentlich unsern besondern Gegenstand betrifft, so halten wir's namentlich in unserer Zeit, wo die Kirchen-Visitationen belebt und gute alte Ordnungen wiederhergestellt worden sind, für notwendig, bei der Einführung junger Geistlichen, die bisweilen viel unkirchlichen Subjectivismus ins neue Amt mitbringen, dieselben auf kirchenordnungsmäßige Thätigkeiten und Einrichtungen hinzuweisen, die in der Gemeinde geltenden Observanzen aus dem Schutt, in den sie die Trägheit der Vorgänger und die Indolenz der Gemeinde verscharrt hat, hervorzuziehen und für die Zukunft festzustellen. Namentlich haben auch Kirchenvorsteher und Gemeinde-Kirchenräthe die Pflicht, die Rechte der Gemeinde in dieser Beziehung zu vertreten und nötigen Falls das Kirchen-Regiment anzugehn, daß es jeglicher Misordnung steure und gute Ordnungen feststelle. Wie wichtig kirchenregimentliche Maßnahmen auf diesen Gebieten des kirchlichen Lebens sind, hat in Preußen der hervorstechende Erfolg bewiesen, den die Nachfrage und die Anordnungen des Evangelischen Ober-Kirchenraths zu Berlin in Betreff der Passionsgottesdienste hatten. Schlimm freilich, wenn eine Gemeinde für eine allseitige Befriedigung ihrer Bedürfnisse, schlimmer noch, wenn ein Geistlicher dafür keinen Sinn hat. Das kirchliche Leben hängt nicht von Formen ab, aber es hängt damit zusammen, es ist unglaublich, wie wenig manche Geistliche und Küster mit äußeren Dingen im Kirchenwesen es genau nehmen. Unsre Zeit hält Gericht über die Aemter; wollen wir uns selbst richten, damit wir nicht mit der Welt verdamt werden. Von Geistlichen, die zwei Kirchen zu bedienen haben, kann an Sontagen in homiletischer Thätigkeit nichts verlangt werden, wiewol brennende Jüngerherzen auch in dieser Beziehung selbst an Abenden den Sontag auszukaufen suchen; — aber Geistlichen, die blos einen Gottesdienst zu halten haben, sollte das Gewissen an Nachmittagen keine Ruhe lassen.

Es könnte hierbei gefragt werden, ist es, wie es mehrere uns bekannte, würdige Pfarrer thun, angemessen, statt in dem Gotteshause, lieber in Privathäusern das Wort Gottes der Gemeinde nahe zu bringen? Wir lassen Ausnahmsfälle gelten; sonst sagen wir: Nein! Der Heiligkeit des Tags muß die Heiligkeit der Stätte der Anbetung entsprechen, der Idee des kirchlichen Gottesdienstes auch die Kirchlichkeit des Raums. Ein Sontags-Gottesdienst, wenn nicht besondere Verhältnisse es anders erheischen, muß in dem geweihten Heiligtum einer Gemeinde gehalten werden. Es ist überhaupt zu beklagen, daß in neuerer Zeit selbst ernstere Gemeindeglieder überaus flache Anschauungen von der Würde der Kirchengebäude, namentlich des Altars haben, darum auch die Einweihung der Gotteshäuser überaus flach auffassen, ein Fehler, der mit der flachen Ansicht über die Kraft und Bedeutung der heiligen Sacramente zusammenhängt. Trete man dem unchristlichen Sinne unsrer Zeit auch dadurch entgegen, daß man die Heiligkeit der gottesdienstlichen Stätten mehr würdigt und das Decorum bei den Gottesdiensten mehr wahrt. Die Bedeutung sonstiger Erbauungs-Stunden steht ja fest, aber schon die Aufmerksamkeit, welche unsre Landleute auf ihre Kleidung für Gottesdienste richten, beweist ihre Ehrfurcht vor dem Orte und schon diese Ehrfurcht ist eine sittliche Macht.



Wenn wir nun über die Hebung der Nachmittags-Gottesdienste uns verbreiten wollen, so wiederholen wir, daß wir vorzugsweise Gemeinden im Auge haben, in denen nur eine Kirche sich findet und die nur von einem Geistlichen bedient wird. Wir erachten es da im Allgemeinen für notwendig, daß an gewissen Fest- und Sontagen eine Predigt, an andern Catechismus-Gottesdienst und in der übrigen Zeit Gottesdienst mit Schrifterklärung gehalten werde. Maßgebend hierbei sind teils die alten Observanzen, die sehr oft von einer tieferen Auffassung mancher Zeiten des Kirchenjahres, z. B. der Adventswochen, Zeugnis ablegen, teils die besonderen Verhältnisse. In manchen Gemeinden z. B. können die Catechismus-Examina, welche sonst vorzugsweise in der Trinitatiszeit üblich sind, nur im Winter gehalten werden.

(Schluß folgt.)

---

## Nachrichten.

### Rheinprovinz.

(Schluß.)

Hier wäre ja Gelegenheit, das vielgerühmte Interesse für die Kirche und ihre Verwaltung zu zeigen — und doch findet sich thatsächlich überall nur eine verschwindend kleine Zahl dazu gemüßigt. Das also ist das „kirchliche Interesse" der Gemeinden bei den Wahlen von unten auf; und in der That, sollte man fast sagen, besser so, als wenn die Unkirchlichen sich zusammen thäten und wählten Feinde der Kirche in die Repräsentation. — Die Repräsentanten treten alle 4 oder 2 Jahre zusammen und wählen Presbyter; genau dieselbe Mühe und Sorge des Pfarrers, ob doch wol eine beschlußfähige Anzahl zur Wahl erscheint. Nun ist es freilich so weit noch nicht gekommen, daß man Solche wählt, die sich bestreben, möglichst selten zur Kirche und zum heil. Abendmal zu gehen, wie man das neuerer Zeit in Hannover (v. Bennigsen) und in der Pfalz anstrebt: von Schenkel natürlich gutgeheißen, denn wäre es anders, so könnten ja Solche gewählt werden, die von den „Pfaffen" zu sehr

gewonnen wären. Das Presbyterium ist gewählt. Wer sind die Presbyter? Meist Leute nicht ohne Wolstand, von Reputation in der Gemeinde. Teilen wir den Wirkungskreis des Presbyteriums in 2 Teile, in den innern geistlichen Beruf, in den äußern Verwaltungsberuf (Almosenpfleger, Kirchenrechner). Wie steht es mit dem innern Beruf der Gewählten? Bestimmungsgrund bei der Wahl ist meist ihre durch Reichtum bevorzugte Stellung in der Gemeinde. Beachten wir, was der Herr über den Einfluß des Reichtums auf die Herzen gesagt hat, so können wir schon denken, welches die Gehülfen des Amtes sind. Ich frage, wie viele Pfarrer, zumal in den Landgemeinden, und diese bilden ja doch die Mehrzahl, haben sich diese Frage nicht schon vorgelegt und vorlegen müssen? Und ich kenne Pfarrer, welche gerne ärmere und ernstere Leute in das Presbyterium gebracht hätten, damit die Sache des Reiches Gottes wirklich gefördert würde, denen es aber nicht gelungen ist, weil man diesen die Stellung von Seiten der Reicheren, die auf sie herabsahen, nicht gönte.

In den Städten sind oft Wirte im Presbyterium. Werden diese nun sich berufen glauben, mit Ernst darauf zu halten, daß der Trunksucht gesteuert werde? Mag es in den Gasthäusern, selbst den eigenen, toll genug hergehen, mögen nicht grade die saubersten Lieder da angestimt werden, versammelt sich ein Häuflein Gläubiger in ihren Häusern, um zu beten und zu singen, so werden Anträge gestellt, daß dem gewehrt werde, weil es Aufsehen errege und Spaltungen hervorrufe. Was soll der Geistliche, der sich des christlichen Lebens in der Gemeinde freut, dazu sagen, wenn er solchen Anträgen gegenüber vereinzelt steht? Ich rede von Thatsachen; es sind solche Fälle vorgekommen an Orten, wo treue Geistliche mit vorzüglicher Begabung in christlicher Milde Gottes Wort jahrelang predigten. Man darf gradezu fragen, wo ist der christliche Ernst eines Mannes lediglicher Bestimmungsgrund für seine Wahl ins Presbyterium? und das ist keineswegs nur selten so der Fall, sondern in 100 Gemeinden. Es soll uns herzlich freuen, wo Ausnahmen zu finden sind; denn gar zu niederschlagend wäre es, wollten wir sie gar nicht statuiren.

Wer am besten, wenn auch mit Unverstand, widersprechen kann, wer am tapfersten das Wort führt, den wählen wir, hört man sagen. Ich rede von Thatsachen. — Monatliche Sitzungen finden statt; es wird über Manches berathen: über Inneres, über Aeußeres. Nach der KO. sollen die Aeltesten diejenigen, welche die Kirche nicht besuchen, dem Pfarrer anzeigen. Aber wer wird sich unter seinen Dorfgenossen Feindschaft machen? Sie sollen den Pfarrer bei den Hausbesuchen begleiten. Wo geschieht das? Sie sollen durch Ermahnen und Bitten christliche Ordnung ꝛc. fördern. Wo ermahnen sie persönlich? Wo bitten sie? Man zeige Solche! Sie sollen den Synodal-Versamlungen beiwohnen. Nun — da gibt es Diäten und eine gute Malzeit. Wer wollte dieser lezten, aber kostbarsten Bestimmung der KO. nicht nachkommen?

Sehen wir 2tens auf diejenigen, die mit der äußern Verwaltung betraut werden.

Der Kirchenmeister hat die jährliche Rechnung über Kirchengüter mit Einnahme und Ausgabe zu stellen. Der Almosenpfleger desgl. Einnahme und Ausgabe jährlich zu verrechnen.



Doch Beide sind das nach ihrer Vorbildung zu thun außer Stande. Jeder komt mit seinen Rechnungsbelegen zum Pfarrer. Dieser hat für Beide die Arbeit zu übernehmen und der Regierung einzusenden. — Wir fragen, wo ist da Hülfe im Geistlichen, wo im Leiblichen? Die Last ruht so wie so auf dem Geistlichen; und wo bleiben seine Gehülfen? Wir reden hierbei zunächst von den Zuständen auf den Dörfern. Seht da die Ideale, wenn wir ins Reale gehen!

Und wir reden da nur von den Zuständen bei dem ruhigen Verlauf der Dinge. Es kommen nun besondere Fälle, wo sich Repräsentanten und Presbyterium „bewähren". Ein Fall sei kurz erwähnt. In einer Gemeinde, deren Zustände wir genau kennen, besteht ein Gehalt von c. 430 Thlrn., der Geistliche, ein ruhiger würdiger Mann, steht zwischen 40—50 Jahren. Zu seinem Gehalt gehört eine Holzlieferung. In der lezten Vacanz wurde nun von der Gemeinde von dem geringen Gehalt in dieser Lieferung, natürlich durch das Presbyterium, noch ein Abzug gemacht; die Vorgesezten, ein Pfarrer war nicht da, bemerkten es nicht. Der jetzige Pfarrer kam dahinter und suchte den früheren Gehalt wieder herzustellen. Die Regierung pflichtet ihm vollständig bei. Was geschieht? Repräsentanten und Presbyterium danken ab; Neuwahlen werden angesezt; Wähler erscheinen nicht; wiederholt wird ein Wahltermin anberaumt; aber die Oppositionsmänner besetzen die Zugänge zu dem Pfarrhause, um die Erscheinenden zu verspotten. Allgemach sieht der bessere Teil der Gemeinde sein Unrecht ein. Aber noch sind Wahlen nicht wieder erfolgt. Sollten hier die verordneten Geldstrafen in Anwendung kommen, was wäre damit ausgerichtet? — Nicht vereinzelt sind solche Vorkommnisse. Sollen die gering besoldeten Pfarreien Zulage erhalten von Seiten der Gemeinden, so ist es fast Brauch, daß, nachdem die Repräsentanten das Mögliche dawider gethan, sie insgesamt ihre Stellen niederlegen und aus der Kirche bleiben. Und wie steht es mit der Existenz der Pfarrer, wenn sie jedesmal nachgeben und auf die so nötige Gehaltszulage in allen Fällen Verzicht leisten?

So und nicht anders sind die Zustände in vielen Gemeinden, die im Besitz der gepriesenen Presbyterial-Verfassung sind. Wir reden nicht unbedingt gegen diese Verfassung, wir wollen nur, daß man auch die Augen offen halte für ihre Schäden und Mängel.

Auch in dem benachbarten Birkenfeld, das doch die vielgerühmte Oldenburger KV. hat, urteilt man ähnlich. Dort besteht die KV. seit 10 Jahren; was hat sich zum Besten dort geändert? Ist der kirchliche Sinn gehoben worden? Und wenn immer wieder davon die Rede ist, daß man ausgehen müsse auf „Vertiefung" der Presbyterien, glaubt man denn, daß es nicht treue Pfarrer genug gibt, die das Ihrige thun auch in diesem Stücke? und die bei aller Mühe nicht erreichen, daß ein Presbyterium ihnen zur Seite steht, das durchdrungen ist von dem Ernst und der Heiligkeit seiner Aufgabe: man schiebe doch die Schuld nicht immer nur auf die Pfarrer.

---

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz in Berlin. Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

# Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1864. Mittwoch den 24. Februar. № 16.


## Die Nachmittags-Gottesdienste und ihr Verfall.

(Schluß.)

Was die Predigt-Gottesdienste betrifft, so sollte sie jeder Pfarrer außer den hohen Festtagen auch an Sontagen halten, die nach dem Willen der Kirche eine hervorragende, wenn auch bei unserem Geschlechte vergessene, Bedeutung haben, z. B. am Trinitatis-Sontage. Je mehr unsre Zeit eine wahre Gier nach sogenanten Festfeiern hat, weil ihr das Leben, dem christliche und kirchliche Weihe fehlt, so schal vorkomt, desto mehr muß die Kirche durch Gehobenheit der Gottesdienste die Heiligung der Sontage zu fördern und hierdurch das Alltagsleben zu verklären suchen. Auch im Herzen der ärmsten Tagearbeiter können durch die Sontagsfeier und durch schöne Gottesdienste Saiten angeschlagen werden, welche eine Woche lang fortklingen. Was Predigt-Gottesdienste sonst betrifft, so läßt sich die Misachtung derselben, wenn sie eingewurzelt ist, schwer heben; geistliche Klugheit und Treue kann aber viel ausrichten. Wenn namentlich eine Gemeinde merkt, daß der Geistliche in seinem Eifer nicht nachläßt, namentlich sich nicht zu oft und auch nur durch tüchtige Candidaten vertreten läßt, so wird sie selbst teilnehmender. Man ziehe diese Gottesdienste aus der entsetzlichen Kahlheit, in der sie zum Teil bestehen; man zeichne sie durch einfache, aber hinnehmende liturgische Einrichtungen aus; man nehme es mit der Wahl der Lieder und der Melodien genau; man suche durch die Harmonie des Gottesdienstes und durch die Schlußgebete der Gemeinde recht nahe zu kommen. Besonders ist die Textwahl von Wichtigkeit. — Geschichtsstellen verdienen den Vorzug vor Lehrstellen, da sie — was bei der Trägheit, die uns Nachmittags beschleicht, von Wichtigkeit ist — die Phantasie mehr in Anspruch nehmen. Wie könte z. B. in der Trinitatiszeit die Geschichte des A. T. ausgebeutet werden! In manchen Gemeinden, wo Ernstere diese Andachten besonders besuchen, dürfte sich die Behandlung tieferer Wahrheiten und Erscheinungen des geistlichen Lebens empfehlen. Eine Hauptsache ist und bleibt, daß der Prediger selbst glaubensfrisch ist, von der sogenanten objectiven Predigtweise sich fern hält, von wirklichen Zuständen ausgeht und wirklichen Bedürfnissen begegnet, das tiefste Sehnen der Herzen erfaßt und in seinen Predigten nicht blos redet, sondern handelt. Leben weckt Leben, Liebe weckt Teilnahme und Vertrauen. Daß ein Gemeinde-Kirchenrath das Außenleben namentlich einfacherer Städter mannichfach bestimmen, z. B. auf den Kirchenbesuch der dienenden Klasse einwirken kann, liegt am Tage. Warum versucht man das nicht mehr und mit zäher Consequenz! Scheuen sich Gemeinde-Vertretungen nicht, dem herschenden Tone entgegen zu treten und kleine Anfänge zu pflegen, so können sie das moralische Urteil einer Gemeinde nach und nach bestimmen. Das wären auch Gegenstände, welche von Kreissynoden aufs Gewissen genommen werden könten. Wir kennen eine Stadtgemeinde, wo zu dem früh beginnenden Nachmittags-Gottesdienste Alle sich drängen, und ist uns von einem Lehrer berichtet worden, der den Kindern eines fernen Dorfes einfache Gottesdienste hielt und solchen Eindruck machte, daß die Kinder in sonderbarer Naivetät am Schlusse ihm die Thür vertraten und um Verlängerung der Andacht baten. Der Geist ist's, der lebendig macht, das Fleisch ist kein nütze: dieser Grundsatz gilt auch hier. Es ist eine unbestreitbare Thatsache: die Nachmittags-Gottesdienste waren unseren Alten ein Bedürfnis, ja ein Segen, und wenn sich beides beim Geschlechte unserer Tage auch nicht ohne Weiteres erzwingen läßt, so muß es angebahnt werden, und es läßt sich anbahnen, wenn die Selsorge mit den Predigten Hand in Hand geht, in den lezteren namentlich etwas Tüchtiges geleistet wird. Das Christenherz braucht auch des Nachmittags eine kirchliche Befriedigung und wird die katholische Kirche, wenn sie für die einzelnen Zeiten des Sontags Gottesdienste feststellte, von einem richtigen Gefühle geleitet.

---

Zum Teil muß bei Nachmittags-Gottesdiensten die Jugend ins Auge gefaßt werden. Aus der treffliche Rudelbachschen Schrift über die Catechismus-Anstalten der früheren Zeit*) ersieht man, wie viel auf diesem Gebiete früher geleistet worden ist. Auch neuere Erfahrungen beweisen, wie viel noch jezt geleistet werden kann. Wesentlich ist uns bei diesen Gottesdiensten für die Jugend, daß die Eingesegneten und überhaupt die Erwachsenen daran Teil nehmen. Es ist für die Jugend überaus anregend, daß sie von ihrem Glauben vor der Gemeinde Zeugnis ablege und die Erwachsenen können aus Unterredungen mit der Jugend oft mehr lernen, als aus Predigten. Von vielen

*) Amtliches Gutachten über die Wiedereinführung der Catechismus-Examina. Dresden 1841, bei Naumann. (⅓ Thlr.)

Seiten wird mir eingewendet werden, daß grade zu solchen Jugend-Gottesdiensten die Erwachsenen gar nicht kommen. Wir antworten: Weisheit, Liebe und Treue eines Geistlichen kann in der Kraft Gottes auch hier Berge versetzen. Es steht vor uns ein großer Kirchenkreis, in dem fast überall, allerdings durch den Dienst kirchlich-frischer Geistlichen, diese Gottesdienste in Blüthe sind; außerdem steht vor uns ein Geistlicher, der dabei um sich gegen 160 Eingesegnete und 500 bis 600 Erwachsene versammelt. Es ist nicht der hochbegnadigte Harms in Hermannsburg, aber ein treuer, innerlicher Pastor. Laß uns hierbei, ihr Amtsbrüder, an das Wort denken: Elias war ein Mensch wie wir und —. Wir kennen einen andern Geistlichen, der durch diese Catechismus-Gottesdienste, die er auf seinem Filiale zu halten hat, in der Kraft Gottes einem kirchlicheren Leben in dem niedergehaltenen Dorfe Bahn brach. Wir wollen nicht über diese Gottesdienste im Einzelnen uns verbreiten, sondern nur hervorheben, wodurch dieselben aus ihrem Verfalle erhoben werden können. Eine Voraussetzung ist, daß der Geistliche selbst darauf ein Gewicht legt und darauf sich gründlich vorbereitet. In jeder Synodal-Bibliothek sollten die desfallsigen Hülfsmittel sich finden und statt so vieler unnötig gedruckter Predigten sollten mehr tüchtige Catechesen veröffentlicht werden. Eine Gemeinde merkt auch da, ob Kräfte von ihrem Pfarrer ausgehen. Hätten wir mehr gewandte Catecheten, so wären auch die Catechismus-Gottesdienste teilnehmender besucht. Was man aber nicht ist, muß man zu werden suchen. Wesentlich ist, daß diese Gottesdienste nicht ein bloßer Catechisanden-Unterricht sein dürfen und die Unterredung auch die Erwachsenen nach allen Seiten in Anspruch nehmen muß. Also Catechismus-Wahrheiten, die ins Leben eingreifen, müssen der Gegenstand sein, der aber nicht zu weitläufig behandelt werden darf, dann Kernlieder, die Unterscheidungslehren der katholischen und evangelischen Kirche, des Schriftglaubens und des modernen Halbglaubens, wozu der unerschöpflich reiche lutherische Catechismus sehr wol benuzt werden kann. Namentlich sind auch passende biblische Bücher und Stellen zu erklären, wobei man dafür sorgen muß, daß die Gemeinde Bibeln in den Händen hat und nachliest. Wichtig ist uns auch hierbei die Reformationsgeschichte, deren Durchsprechung jedes Jahr der Reformationsfeier vorangehen sollte. Rücksichtlich der Form muß die akroamatische mit der erotematischen, Zwischen-Gesang und zwar der Jugend wie der Gemeinde mit Ansprache, Gebet mit Mahnung und Erzählung passend abwechseln; namentlich ist's uns wichtig gewesen, am Anfange eine Ansprache zu halten und am Schlusse den Erwachsenen mit Fragen, besonders einschneidenden Gewissensfragen näher zu treten, damit die Gemeinde aus der Passivität, mit der sie leider den Gottesdiensten oft beiwohnt, heraustritt. Wir können uns nicht über Einzelheiten verbreiten, es muß aber grade mit manchen derselben genau genommen werden, wenn heilige Eindrücke bei einem solchen Gottesdienst vermittelt und die Gemeinden zur lebendigen Teilnahme herangezogen werden sollen. Der Unterlassungen, die wir nicht aufdecken wollen, und der unpassenden Formen bei diesen Gottesdiensten sind aber sehr viele, und wenn die Catechismus-Gottesdienste verödet dastehen und wol gar sistirt werden, klagt man oft über Gleichgültigkeit der Gemeinde oder sieht neidisch auf den Segen anderer Geistlichen, aber man sollte sich selbst die Schuld geben. Wir sind der Ansicht, daß selbst in größeren Städten jährlich statt der Predigt-Gottesdienste derartige Gottesdienste für die Jugend selbst von den Oberpfarrern gehalten werden sollten. In der Jugend erst wird eine Gemeinde gründlich gebaut. Will man aber das Ziel, so muß man für die Mittel Alles aufbieten. Wir kennen Städte, wo der Versuch mit Erfolg gemacht worden ist und wo selbst Leute aus den vornehmeren Ständen sich durch diese Unterredungen mit der Jugend zum Besuche der Nachmittags-Gottesdienste bewogen fühlten. Es ist ein offenes Geheimnis, daß durch ihre Kinder die Aeltern dem Worte Gottes näher gebracht werden. Was ließe sich z. B. für Stärkung des evangelischen Glaubensbewußtseins erreichen, wenn die Confirmanden-Prüfungen planmäßiger und lebensfrischer gehalten und zu ihnen, wie es auch in der Natur der Sache liegt, die Gemeinde-Kirchenräthe mehr herangezogen würden. Die Kirche hat auch nach dieser Seite hin mehr Macht in sich, als man meint, und namentlich sollte in Universitätsstädten auch in dieser Beziehung auf junge Theologen eingewirkt werden. Lebendige kirchliche Anschauungen, die ein geweckter Candidat gewinnt, fruchten oft mehr als viele streng wissenschaftliche Darstellungen. Es ist ein wahres Unglück für manche Candidaten, daß sie immer in Gemeinden unlebendiger Pfarrer lebten. — Man wird mir einwenden, das Alles, was du räthst, läßt sich nicht einrichten und durchführen — aber warum nicht? ist's zu künstlich? lassen nicht unsre Kirchen sich dazu benutzen? erfordert die Vorbereitung darauf zu viel Zeit? müssen nicht Lieblingsbeschäftigungen und Sontagsgenüsse, selbst geistige, zurücktreten? Soll sich an Sabbaten der Pastor seinem Gott und der Gemeinde nicht als Opfer begeben?

Notwendigerweise muß endlich auch Schrifterklärung grade in den Nachmittags-Gottesdiensten ihre Stelle finden, wir finden in der Regel die Zeit von Michaelis bis zu Trinitatis, wenn auch in lezterwähnter Zeit dann und wann Jugendgottesdienste passend. Ueber die Schriftauslegung in kirchlichen Andachtsstunden ist so viel geredet worden, daß wir jezt davon schweigen können. Wir erwähnen nur, daß ein treuer Geistlicher sich auch hierdurch die Gemeinde nach und nach sehr verpflichten wird. Die Liebe macht auch da erfinderisch. Man wird auch diesen Gottesdiensten eine angemessene Form zu geben, die passenden Schriftstellen zur Erklärung auszuwählen, mit den Gegenständen abzuwechseln haben. Kann nicht hierbei jeden Monat ein Sontag zu Mitteilungen aus der neuesten Geschichte des Reiches Gottes benuzt, die Augsburgische Confession erklärt, die Bedeutung des Kirchenjahrs erschlossen, auch hier die überreiche Geschichte des A. T. nach und nach der Gemeinde vorgeführt, können nicht liturgische Andachten damit verbunden wer-

den? Eins ist uns bei diesen Schrifterklärungen besonders wichtig: man kann unmittelbarer und handfaßlicher zur Gemeinde reden, als es bei Predigten möglich ist; und so streng wir das Concipiren der Predigten verlangen, so ernst möchten wir das Concipiren von Bibelerklärungen widerrathen. Wir begreifen gar nicht, wie man über Mangel an herzansprechendem Stoff klagen kann. Zwei Zwecke lassen sich bei derartigen Nachmittags-Gottesdiensten außerdem verfolgen: die Gemeindeglieder und einzelne Bedürfnisse unter ihnen der Fürbitte recht nahe zu legen, teils den Segen der Abendmalstage sichern zu helfen. Wir begegneten jüngst einem Pfarrer, der, obwol er ein Filial zu bedienen hatte, am Spät-Nachmittag von Communiontagen eine besondere Andacht hielt und hierdurch einem dringenden Bedürfnisse begegnete. Soll der Sacramentssegen nicht wie im Sande zerrinnen, so muß er in Zeiten gepflegt werden.

Ich besorge, nicht Wenige werden auf alle unsre Auseinandersetzungen erklären: „in unsrer Gemeinde sind die Gottesdienste, für die du so viel eiferst, einmal in den Staub getreten; wir bringen sie nicht auf. Niemand wünscht sie wieder. Niemand wird kommen u. s. w." Wir könten zu dieser Gegenrede, um sie zu erklären, Manches noch hinzufügen, wenn wir's aus amtsbrüderlicher Discretion nicht verschweigen wollten. Wir geben die einfache Antwort: unsre Sontage sind der siebente Teil unsres Lebens; der will in allen Zeiten gut benuzt sein, drum entscheidet, wenn ein Pastor diese Benutzung ordnungsmäßig anbahnt, die Sprödigkeit einer eigensinnigen oder niedergehaltenen Gemeinde gar nichts. Ein legaler Pfarrer muß den Ordnungen der Kirche nachkommen und sie in den todtesten Kreisen zu beleben suchen und ein priesterlicher Pfarrer muß grade Sontags allen Gemeindegliedern Nahrung zu bieten suchen, an der sie die Woche lang zehren, und wenn der Heilsgott am Tage seiner Ehre Sein Gnadenwirken erhöht, müssen auch seine Diener in seiner Kraft wider alle Schlaffheit der Zeit thätig sein.

Es würde uns eine Freude sein, wenn Conferenzen, Gemeinde-Kirchenräthe, Synoden, Patrone, Superintendenten und andere Teilhaber des Kirchenregiments, in welchem Lande es auch sein mag, unsre — wir könten sagen: mit dem Blute unsres Herzens geschriebenen — Darlegungen weiter erwögen; die größte Freude, wenn ein Pfarrer, in dessen Gemeinde diese Gottesdienste gemisachtet sind, schon in der Passionszeit dieses Jahres dieselben zu Ehren brächte, um, zwar ohne Ergismus, aber in priesterlicher Energie, auch dadurch den Reichtum göttlichen Worts und göttlicher Gnade dem armen, oft dahin siechenden Christenvolke nahezubringen.

---



## Moses und Colenso.

(Fortsetzung.)

Die fernere Behauptung Colenso's, die in den Büchern Mose's angegebene Zahl der Israeliten gebe zu ernsten Bedenken Anlaß, wenn sie mit der Ausdehnung des Landes Canaan verglichen werde; die zwei Millionen Israeliten (so hoch ungefähr mußte sich die Gesamtzahl belaufen, wenn 600,000 Männer vorhanden waren) haben neben den Landeseinwohnern nicht Platz gehabt, ist schon von Anderen hinreichend widerlegt worden, namentlich von Prof. v. Raumer in der trefflichen Geographie Palästinas. David ließ nach 2 Sam. 24 durch Joab das Volk zählen und es fanden sich, Benjamin nicht mitgezählt, in Israel 800,000 und in Juda 500,000 streitbare Männer. Das gibt eine Bevölkerung von ungefähr 5 Millionen. Bei der von Colenso angestellten Vergleichung mit den englischen Bevölkerungsverhältnissen ist ein wichtiger Umstand außer Acht gelassen. In dem heißen Oriente bedarf der Mensch vielleicht eines Dritteils der Nahrung, welche in den kälteren Strichen des Occidentes erforderlich ist. Und doch kommen in England bei der Zusammenfassung der Population in neun Grafschaften im Durchschnitt 12—130000 Menschen auf die Quadratmeile, während die zwei Millionen Israeliten, auf die 500 Quadratmeilen des Landes verteilt, etwa 4000 Menschen auf die Quadratmeile ergeben. Nehmen wir an, daß Anfangs noch etwa zwei Millionen Cananiter seßhaft blieben, so haben wir etwa 8000 Menschen auf die Quadratmeile. Die Ertragsfähigkeit des Landes war eine sehr bedeutende. Ritter in der Erdkunde*) weist eingehend hin auf die reiche Wasserfülle, die dem alten Canaan als einem Berglande durchweg zu Gebote stand, „ein Vorzug, der den anderen zehnmal größeren Nachbarländern Arabien, Babylonien, Aegypten gänzlich abgeht", und gibt, ohne sich dieser Stelle zu erinnern, einen trefflichen Commentar zu den Worten Mose's (5 Mos. 11, 10. 11): „Das Land, da du hinkomst, ist nicht wie das Land Aegypten, wovon du ausgegangen bist, da du sätest deinen Samen und ihn wässertest mit deinem Fuße, wie einen Küchengarten. Es ist ein Land der Berge und Thäler, von dem Regen des Himmels wirst du Wasser trinken." Ritter weist ferner hin auf die „cananäische Terassencultur", durch welche die jezt öden Berge bis zu den höchsten Gipfeln fruchtbar gemacht waren, im Einklange mit Jesaias, der von den Bergen redet, die mit der Hacke behackt werden und die einst in der Zeit göttlicher Heimsuchung von Dorn und Distel bedeckt werden sollen (C. 7, 25). Wenn man übrigens die Angaben der Bücher Mose's in Bezug auf die Zahl der Israeliten als übertreibend ansicht, so macht man sich unfähig, die geschichtlichen Thatsachen zu erklären. Eine solche Zahl war erforderlich, um ein bevölkertes Land mit streitbaren

*) Th. 15, 1 S. 19.

Bewohnern und festen Städten in Besitz zu nehmen. Die Zahl der Cananiter betrug nach allen Anzeichen, namentlich nach der großen Anzahl der im Buche Josua verzeichneten Städte, einige Millionen.

Der ungeschichtliche Charakter der Bücher Mose's soll nach Colenso ferner daraus erhellen, daß die Zahl der Erstgebornen in 4 Mos. 3, 43, wo sie zu 22,273 angegeben wird, sich als viel zu gering darstellt im Vergleich mit der Zahl der erwachsenen Mannspersonen. Ein solches Verhältnis, wird behauptet, sei völlig beispiellos. Der Fehler ist hier aber der, daß unter den Erstgebornen überhaupt alle verstanden werden, die zuerst auf die Welt gekommen, nicht blos Kinder, sondern auch Erwachsene, Väter und Großväter, während dagegen Moses nur von den Erstgebornen unter den Kindern bis zu einem gewissen Alter redet. Diese Beschränkung wird zuerst erfordert durch die Beziehung auf das Aegyptische Ereignis. Die Verpflichtung der Erstgebornen zum Dienste des Herrn, welche durch die Substitution der Leviten gleichsam abgekauft wurde, beruhte darauf, daß sie bei dem Sterben der Erstgeburt in Aegypten verschont geblieben waren. Gott erklärt, daß er diejenigen sich erworben habe, bemerkt Calvin, denen durch seine Gnade das Leben gegeben war. Er sagt, „sie seien nicht umgekommen bei dem allgemeinen Sterben, auf daß er sie zu den Seinen mache." Es verhielt sich hier ähnlich wie bei Samuel, den die Eltern dem Herrn weihen, weil sie ihn durch eine ganz besondere Gnade des Herrn erhalten haben. Nun bezog sich aber die Aegyptische Plage nicht auf die Erstgebornen überhaupt, sondern auf die Erstgebornen unter den Kindern. An Pharao, der selbst Erstgeborner war — denn sonst würde er nicht auf dem Throne gesessen haben — erging das Wort: siehe ich tödte deinen erstgebornen Sohn, 2 Mos. 4, 23, und nach 2 Mos. 12, 29. 30 schlug der Herr „alle Erstgeburt im Lande Aegypten, von dem Erstgebornen Pharaos an, der da sizt auf seinem Throne bis zum Erstgebornen des Gefangenen, welcher im Gefängnis, und alle Erstgeburt des Viehs." Bei dem Höchsten, Pharao, und dem Niedrigsten, dem Gefangenen, und ebenso bei allen, die zwischen diesen beiden Endpunkten sind, komt gar nicht in Betracht, ob sie selbst Erstgeborne sind, es handelt sich überall nur von den kleinen Söhnen. Es war eine verherende Seuche, welche die Kinder fortraffte, besonders die älteren. Aus der Beziehung auf das Sterben der Erstgeburt in Aegypten erhält der scheinbar allgemeine Ausdruck in 4 Mos. 3, 43 seine Beschränkung. Es können nur solche Erstgeborne gemeint sein, welche mit den in Aegypten durch die Seuche fortgerafften in gleichem Verhältnisse stehen. Auf dasselbe Resultat führt uns der Ausdruck: „alles Erstgeborne, welches die Mütter bricht", in 4 Mos. 3, 12 (vgl. 2 Mos. 13, 1. 12): das paßt nur auf solche, bei denen der Gedanke an den Ursprung noch nahe liegt, nur auf junge Kinder, nicht auf Väter und Großväter. Ferner, wenn es heißt: „weihe mir alles Erstgeborne, das die Mutter bricht", 2 Mos. 13, 1, „du sollst dem Herrn übergeben alles, was die Mutter bricht", V. 12, so werden dabei solche vorausgesezt, die in gleichem Verhältnisse sind, wie das Kind Samuel, bei denen noch keine Entscheidung über den Lebensberuf getroffen ist, die noch keiner Selbstentscheidung fähig sind, die noch unbedingt unter der Disposition der Eltern stehen. Daß es sich nur um Kinder handelt, zeigt auch 2 Mos. 13, 13: „alle menschliche Erstgeburt unter deinen Söhnen sollst du loskaufen." Eben darauf führt auch die Analogie der Erstgeburt unter dem Vieh, die auch dem Herrn geweiht werden sollte. Zu welchen seltsamen Untersuchungen würde es geführt haben, wenn man da die Beschränkung nicht aus den vorliegenden Verhältnissen entnommen hätte! Die Gränze war bei den Kindern eine fließende. Sie wird zum Behufe der Zählung von Moses so bestimt, daß in der Hauptsache eine Uebereinstimmung stattfand mit der Zahl der Leviten. Das konte um so eher geschehen, da die Substitution der Leviten keine eigentlich reale, sondern nur eine ideale Bedeutung hatte, da es nur darauf ankam, dem Volke bei dieser Gelegenheit recht tief die Wahrheit einzuprägen, daß es dem Herrn für die große Gnade der Erlösung zu herzlicher Dankbarkeit verpflichtet war, da jeder Levit geweiht werden sollte zum Mittel der Erinnerung an diese Dankbarkeit, auf welche die heilige Schrift überall einen so hohen Wert legt, die sie dem vergeßlichen Menschenherzen so nachdrücklich einprägt. Eben weil bei der Bestimmung der Altersstufen eine gewisse Willkür stattgefunden hatte, diese im Hinblick auf die Zahl der Leviten getroffen worden war, wird in der Erzählung das Alter nicht ausdrücklich angegeben und dadurch ist der Schein hervorgerufen worden, als handle es sich um die Erstgeburt in dem ganzen Umfange. Durch diesen Schein ist der überall nach dem Scheine urteilende, auf alles, was seiner Neigung dient, begierig zufallende Colenso getäuscht und zu seinem Angriffe verleitet worden.

Eine ganz besondere Bedeutung legt Colenso dem Einwande bei, es sei unmöglich, daß die Israeliten während des Aufenthaltes in Aegypten von 70 Selen bis zu 600,000 waffenfähigen Männern angewachsen seien. Dies zu erweisen versucht er in fünf ganzen Abschnitten.

(Schluß folgt.)



Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz in Berlin. Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

# Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1864. Sonnabend den 27. Februar. № 17.


## Moses und Colenso.

(Schluß.)

Zuerst nun wird die Dauer des Aufenthaltes in Aegypten von Colenso ungebührlich verkürzt. Er bestimt ihn zu 215 Jahren, während er in Wahrheit 430 Jahre dauerte. Wir haben in Bezug auf die Dauer des Aufenthaltes in Aegypten in den Büchern Mose's zwei classische Stellen. Die erstere ist prophetisch und rechnet demgemäß nur im Ganzen und Großen. In ihr wird er zu vier Jahrhunderten bestimt. Es heißt in 1 Mos. 15, 13—16: „Und er sprach zu Abraham: wissen sollst du, daß fremd sein wird dein Same in einem Lande, das nicht ihre, und sie dienen jenen und jene plagen sie vierhundert Jahre. Und auch das Volk, dem sie dienen werden, richte ich und danach ziehen sie aus mit großem Gute. Und du wirst kommen zu deinen Vätern in Frieden, wirst begraben werden in gutem Alter. Und im vierten Geschlechte werden sie hieher zurückkehren." Es kann gar keinem Zweifel unterworfen sein, daß hier der Aufenthalt in Aegypten allein zu vier Jahrhunderten bestimt wird. Es ist die Rede von dem Aufenthalte in nur einem Lande, unter nur einem Volke, und die Bezeichnung des Landes, als das nicht das ihre ist, bildet den Gegensatz gegen Canaan, das von den Anfängen ihres Daseins an ihnen zugesprochen, dessen idealer Besitzer schon Abraham war, seit er die Verheißung in 1 Mos. 12 empfangen hatte, das Abraham auf göttliche Weisung nach der Länge und Breite durchzogen hatte, um es feierlich in Besitz zu nehmen, 1 Mos. 13, 17. Die vier Geschlechter müssen nach den vorangegangenen vier Jahrhunderten bestimt werden. Danach wird auf jedes Geschlecht mit Rücksicht auf das damalige höhere Lebensalter der Menschen ein Jahrhundert gerechnet. Die zweite Hauptstelle ist eine rein geschichtliche und chronologische. Sie bildet ein Glied in der Kette der chronologischen Bestimmungen, welche in den Büchern Mose's die ganze Zeit von der Erschaffung der Welt bis zum Ende des vierzigsten Jahres des Zuges durch die Wüste umfassen und trotz aller Zerstreutheit und scheinbaren Vereinzelung ein zusammenhängendes Ganzes bilden, in dem nirgends eine Lücke sich findet, nirgends ein Widerspruch, die, wenn man sie aus dem Ganzen des Werkes zusammenliest, in dessen verschiedensten Teilen sie vorkommen, sich als zusammengehörende Glieder eines Ganzen darstellen, zum Beweise dafür, daß wir ein Werk aus einem Gusse vor uns haben, ein planmäßig angelegtes Ganzes, das man nicht mit roher Hand antasten darf, das vor Allem in seiner künstlerischen Composition verstanden sein will. Es heißt in 2 Mos. 12, 40. 41, nachdem über den Auszug der Kinder Israel aus Aegypten berichtet worden: „Und die Zeit, da die Kinder Israel in Aegypten wohnten, sind 430 Jahre. Und es geschah nach Ende der 430 Jahre zogen aus die Heere des Herrn aus Aegypten." Der selbe Zeitraum, der prophetisch zu vier Jahrhunderten bestimt war, wird hier geschichtlich chronologisch zu 430 Jahren bestimt. Die Worte sind ganz klar. Die Alexandrinische Uebersetzung und der Samaritaner, welche nach den Worten: im Lande Aegypten, einschieben: „und im Lande Canaan", haben dazu gar keinen Grund in der Stelle selbst gehabt, sondern sind nur zu solcher Willkür durch die gleich zu besprechenden Schwierigkeiten verleitet worden, welche zu verbieten scheinen, daß der Aufenthalt der Kinder Israel in Aegypten so lange gedauert habe. Es ist das Natürliche, daß bei Gelegenheit des Auszuges aus Aegypten die Dauer des Aufenthaltes in diesem Lande angegeben werde. Wie lange der Aufenthalt der Väter in Canaan dauerte, das war schon früher bestimt. Die chronologischen Angaben der Bücher Mose's schließen sich überall an einander an als Glieder einer Kette, nie decken sie sich, wie es hier der Fall sein würde, wenn die Angabe zugleich die Dauer des Aufenthaltes der Väter in Canaan mit umfaßte. Bliebe noch irgend ein Zweifel übrig, so würde er durch Vergleichung der prophetischen Stelle beseitigt werden. Den vier Jahrhunderten der Weissagung entspricht hier die bestimtere Zahl 430.

Dagegen hat man nun eingewandt, daß in der Genealogie Mose's und Aharons in 2 Mos. 6, 16 f. von Levi bis auf Moses nur vier Generationen angegeben werden. Allein dies ist von gar keiner Bedeutung, da es die Weise der überall der möglichsten Kürze nachstrebenden, allen unnützen Ballast abwerfenden Schrift ist, bis in das N. T. hinein (die Genealogie Christi bei Matthäus) lange Genealogien abzukürzen, das Gedächtnis zu erleichtern durch Weglassung der unbedeutenderen Glieder. Dies ist so sehr Regel, daß wir von vornherein hier Weglassungen erwarten müssen. Die Einwendungen, welche Colenso dagegen erhebt, daß sie hier stattgefunden, sind von keiner Bedeutung. Wenn er sagt, das angegebene Alter Levis, Kahaths und Amrams macht es unmöglich, den Aufenthalt in

Aegypten auf 430 Jahre auszudehnen, so übersieht er den wichtigen Umstand, daß nicht angegeben wird, in welchem Jahre jeder seinen Erstgebornen zeugte, wie das in den Büchern Mose's überall geschieht, wo die Genealogien den Zweck haben, den chronologischen Faden fortzuführen. Die Angabe des Lebensalters hat hienach hier rein individuelle Bedeutung und eine chronologische Berechnung darf nicht darauf gegründet werden. Bei den Hauptpersonen wird in rein persönlichem Interesse ihr Lebensalter angegeben. Wenn Colenso ferner einwendet: wie komt es, daß mehrere andere Genealogien dieselbe Anzahl von Namen enthalten? so ist der Grund der Thatsache wahrscheinlich in der Beziehung auf die Weissagung von vier Jahrhunderten zu suchen: jeder Name repräsentirte ein Jahrhundert. Die Behauptung endlich: „Es wird ausdrücklich angegeben, daß Amram, Mose's Vater, Jochebed heiratete, die Tochter Levis, welche ihm in Aegypten geboren ward", 4 Mos. 26, 59, vgl. 2 Mos. 2, 1, kann nur solchen imponiren, welche in den genealogischen Sprachgebrauch des A. T. wenig eingeweiht sind. Amram, das Haupt einer der Familien der Kahathiten, die in Mose's Zeit schon aus Tausenden von Gliedern bestand, 4 Mos. 3, 27. 28, nahm nicht in seiner eignen Person, sondern in einem seiner Nachkommen, dessen nächsten Namen wir nicht kennen, Jochebed zum Weibe, und diese war nicht eine eigentliche Tochter Levis, sondern sie gehörte nur zu seiner Nachkommenschaft, war eine Levitin, deren Ursprünge nur durch eine Reihe von Zwischengliedern bis auf Aegypten heraufgingen. Sie war in Aegypten geboren in demselben Sinne, in dem Mardochai (in seinen Vorfahren) mit Jechonja von Jerusalem weggeführt wurde, Esth. 2, 6, in dem Rahab noch nach Jahrhunderten unter Juda wohnte, Jos. 6, 25. Die Genealogien des A. T. haben eine ganz eigentümliche Sprache und solche, welche wie Colenso erst neu zur Sache kommen, sollten sich auf dies Gebiet gar nicht einlassen. Ein rasches Zufahren ist hier gar schlecht angebracht. Es gilt erst die schwierige Aufgabe des Verstehens zu lösen, ehe man in der Kritik mit solchen Angaben operirt. Das Verständnis aber kann man nur also gewinnen, daß man in das Ganze des genealogischen Verfahrens einzubringen sucht.

Das also ist eine feststehende Thatsache: der Aufenthalt der Kinder Israel in Aegypten dauerte nicht 215 Jahre, sondern 430. Das ist's aber nicht allein, was wir Colenso entgegenzusetzen haben. Ein weiterer Irrtum ist, daß er meint, der ganze Volksbestand Israels müsse von den 12 Söhnen Jakobs abgeleitet werden. Die Nachkommenschaft dieser bildete allerdings die Substanz des Volkes. Daran schloß sich aber ein sehr bedeutendes Beiwerk von Nachkommenschaft der Knechte, welche mit Jakob nach Aegypten zogen.

Gleich bei der ersten Einsetzung der Beschneidung wird verordnet, daß alle Knechte beschnitten und also in die Gemeinschaft des erwählten Geschlechtes aufgenommen werden sollen, 1 Mos. 17, 12. 13. Abraham führte allein 318 hausgeborne Knechte mit in den Krieg. Sein ganzes Lager bestand hiernach



gewiß aus einigen tausend Köpfen. Jakob war zu „zwei Lagern" geworden, da er aus dem Lande jenseits des Euphrat zurückkam. Eine ganze Reihe von Knechten sendet er nach 1 Mos. 32 Esau entgegen. Zwei Söhne Jakobs überfallen nach 1 Mos. 34 eine ganze Stadt, erwürgen die männlichen Einwohner mit der Schärfe des Schwertes, plündern die Stadt und führen alle Habe mit den Weibern und Kindern hinweg. Das konten sie nur, wenn sie von einer ganzen Schar von Dienern umgeben waren. Die Mitwirkung der Knechte war um so notwendiger, da die übrigen Söhne Jakobs an der Sache gar nicht teilnahmen. „Die Söhne Jakobs" in V. 27 sind die im Vorigen genanten. Daß blos Simeon und Levi beteiligt waren, zeigt auch die scharfe Bestrafung, die der sterbende Jakob ihnen allein zu Teil werden läßt, 1 Mos. 49, 5 — 7. Nach Isaacs Tode erhielt Jakobs Lager ohne Zweifel einen bedeutenden Zuwachs. Er zog nach Aegypten mit seinem kleinen Vieh und seinem großen Vieh und aller seiner Habe, 1 Mos. 45, 10. Mit dem Vieh geht das Gesinde überall Hand in Hand. In 1 Mos. 26, 14 entspricht das: „und viel Gesinde" dem: „und alles was sein" in unserer Stelle. In 1 Mos. 46, 10 heißt es: „Und sie nahmen ihr Vieh und ihre Habe, die sie erworben im Lande Canaan." Dazu gehörten auch die Selen, die sie erworben. Diese werden in 1 Mos. 12, 5 als ein Hauptbestandteil der Habe besonders hervorgehoben. Pharao ferner weist dem Joseph eine ganze bedeutende Provinz an. Das zeigt recht deutlich, daß die Einwandernden nicht eine bloße Familie, daß sie ein ganzes kleines Volk waren. Joseph spricht in 1 Mos. 46, 32. 47, 1 zu Pharao: „und ihr Kleinvieh und ihr Großvieh und alles, was sie haben, brachten sie mit." Pharao sagt zu Joseph 1 Mos. 47, 6: „und so du weist, daß Leute unter ihnen, die tüchtig sind, so setze sie als Obersten des Viehs über das meine." Obersten über die königlichen Herden, das war eine wichtige Stellung. Dieselbe Stellung mußten sie auch bei ihren eignen Herden einnehmen. Sie waren nicht selbst Hirten, sondern „Fürsten des Viehs", die ein zahlreiches Personal unter sich hatten. Angesichts dieser so klaren positiven Beweise, daß die Abkommen Jakobs nur den Mittelpunkt eines größeren Volksganzen bildeten, verliert der Einwand Colensos alle Bedeutung, es werde nicht gesagt, daß Knechte die Söhne Jakobs auf ihrer Reise nach Aegypten, um Korn zu kaufen, begleitet haben. Die Erzählungen der Genesis gehen nicht darauf aus, in den Nebenumständen vollständig zu sein — und es ist ganz verkehrt, aus ihnen solche Schlüsse zu ziehen.

Wir werden aber neben den siebzig Selen des Geschlechtes Jakobs nicht blos die zahlreichen Knechte ins Auge zu fassen haben, welche Jakob mit nach Aegypten brachte, ein neuer Zuwachs ergab sich in Aegypten selbst. Wir finden beim Auszuge der Kinder Israel aus Aegypten in ihrem Geleite einen großen Schwarm von Aegyptern, 2 Mos. 12, 38. 4 Mos. 11, 4. Das streng durchgeführte Kastenwesen in Aegypten mußte zur Folge haben, daß viele, die sich ausgestoßen fanden, begierig

waren, eine neue Verbindung einzugehen. Dem Andrange solcher konten sich die Kinder Israel schon früher nicht entziehen. Die schon an Abraham ergangene Weisung, die Knechte durch die Beschneidung in die Volksgemeinschaft aufzunehmen, zeigte ihnen, daß sie nicht bestimt waren, ihre Volksgemeinschaft so engherzig abzugränzen, wie andere Völker des Altertums dies thaten. Eine große Idee, die der Gemeinschaft mit dem wahrhaftigen Gott, bildete von Anfang an die Sele des Volkslebens. Wer diese, die natürliche Abstammung zu einem untergeordneten Momente herabsetzende Idee in lebendiger Weise in sich aufnahm, dem konte die Teilnahme an der Volksgemeinschaft nicht versagt werden. Er wurde dem Geschlechte eingereiht, in dem er sich einbürgerte, im Vorspiel der zukünftigen Aufnahme der Heidenvölker unter das Volk Gottes, auf welche schon bei der Berufung Abrahams der Blick gerichtet wurde: in seinem Samen sollten alle Geschlechter der Erde gesegnet werden. Wir haben ganz bestimte Data, welche uns darauf führen, daß in Aegypten in solcher Weise das Volk Gottes einen Zuwachs erhielt. Wenn Moses in 5 Mos. 23, 8. 9 für die Zukunft gebietet, daß man der Aufnahme der Aegypter in die Gemeinde Gottes keine Schwierigkeit bereiten soll, so wird um so mehr diese Aufnahme früher stattgefunden haben, wo die Gränzen noch weniger fest gezogen waren, das Wesen des Volkes Gottes noch viel weniger scharf sich ausgeprägt hatte. Ganz entscheidend aber ist 1 Chron. 2, 34. 35: „Und Sesan hatte keine Söhne, sondern nur Töchter. Und Sesan hatte einen Aegyptischen Knecht mit Namen Jarcha. Und es gab Sesan seine Tochter an Jarcha seinen Knecht zum Weibe und sie gebar Athai." Die Nachkommen dieses Aegyptischen Knechtes Jarcha werden dann in 13 Generationen unter den Abkömmlingen Judas aufgeführt.

Es wird wol Niemand in Abrede stellen, daß mit diesen Bemerkungen der Zweifel gegen die Glaubwürdigkeit der Bücher Mose's, welcher auf die zu große Zahl der Israeliten beim Auszuge aus Aegypten gegründet wird, mit der Wurzel ausgerottet ist.

Ein unübersteigliches Hindernis für die Annahme der Glaubwürdigkeit der Bücher Mose's soll nach Colenso ferner die Zahl der Priester bilden, verglichen mit dem Umfange ihrer Pflichten und der Größe ihres Einkommens. Der Irtum liegt hier darin, daß er die Zahl der Priester nur zu drei annimt, aus Mißverstand von 4 Mos. 3, 4: „Und es starben Nadab und Abihu vor dem Herrn in der Wüste Sinai und hatten keine Söhne, und es verwalteten das Priesteramt Eleasar und Ithamar vor Aharon ihrem Vater." Eleasar und Ithamar kommen da nicht, wie Colenso meint, der aus dieser Stelle schließt, daß es in Mose's Zeit nur drei Priester gegeben habe, als bloße Individuen in Betracht, sondern sie sind als umgeben von einer bedeutenden Schaar von Söhnen und Enkeln zu denken. Den Gegensatz gegen Nadab und Abihu, welche ohne Söhne starben, bilden Eleasar und Ithamar mit ihren Söhnen. Aharon war beim Auszuge aus Aegypten schon 83 Jahre alt, er starb im vierzigsten Jahre des Zuges in einem Alter von 123 Jahren. Es fällt auf, daß im Gesetze das Jahr des Dienstantrittes der Priester nicht bestimt wird, während sich in Bezug auf die Leviten eine solche Bestimmung findet. Der Grund ist wol darin zu suchen, daß man die Priester damals, weil ihre Zahl noch keine ausreichende war, sehr früh heranziehen mußte. Aus 2 Mos. 6, 25 darf nicht geschlossen werden, daß Pinehas der einzige Sohn Eleasars war. Er wird dort nur aus der zahlreichen Schaar der Söhne Eleasars hervorgehoben, wegen seines bedeutenden Hervortretens in der späteren Geschichte. Daß schon eine ganze Schaar von Priestern vorhanden war, das folgt eben aus den Bestimmungen über ihre Pflichten und über ihr Einkommen. Es findet auch darin Bestätigung, daß schon in der Zeit Josuas den Priestern dreizehn Städte zugeteilt werden, Jos. 21, 19. Wenn dabei auch auf die zukünftige Vermehrung des Priesterstandes Rücksicht genommen wurde, auch diese Städte nicht allein von Priestern bewohnt waren, so hat doch jedenfalls diese Anordnung das Vorhandensein einer ganzen Anzahl von Priestern zur Voraussetzung. Uebrigens ist nicht zu übersehen, daß den Priestern die Leviten beigegeben waren, und daß diesen in den Anfängen des Priestertums Manches übertragen werden konte, was später, nachdem das Priestergeschlecht angewachsen war, von den Priestern selbst verrichtet wurde. Die Leviten werden in 4 Mos. 3, 9 Aharon und seinen Söhnen unbedingt zur Disposition gestellt. „Ein Fremder" ist nur ein solcher, der ohne von den Priestern übertragene Vollmacht fungirte, wie das die Söhne Koras sich anmaßten. Daß Anfangs den Leviten ein größerer Spielraum gewährt und ihnen Manches übertragen wurde, was eigentlich den Priestern zukam, darauf führt die Erzählung von dem Leviten, den in den Anfängen der Richterperiode, nicht lange nach dem Tode Josuas, Micha als Priester an seinem Privatheiligtum dingt, Richt. 17, und der nachher „Vater und Priester" bei der Danitischen Colonie wurde, C. 18, 19.



Colenso hebt insbesondere hervor, bei dem zweiten Passa, das am Sinai gehalten wurde, 4 Mos. 9, 5, habe die Zahl der Priester nicht ausgereicht das Blut von 150000 Lämmern — so viel ungefähr seien für 2 Millionen Menschen erforderlich gewesen — an den Altar zu sprengen. Aber diese Behauptung steht auf sehr schwachen Füßen. Wir wissen über das zweite Passa nur sehr wenig. Moses berichtet darüber nur ganz kurz und summarisch. Er würde es ganz übergangen haben, wenn nicht bei jener Gelegenheit die für alle Zeiten geltende Verordnung über das Nachpassa der Unreinen gegeben worden wäre. Daß das der einzige Grund der Erwähnung ist, erhellt daraus, daß dieses zweiten Passa erst da in der chronologisch geordneten Erzählung gedacht wird, wo der Verfasser zum zweiten Monat gelangt ist, in dem die Verordnung über das Nachpassa der Unreinen zuerst zur Ausführung kam. Hätte das zweite Passa für ihn selbständiges Interesse, so hätte er in der Geschichte des ersten Monates darüber berichten

müssen. Wir wissen nicht, ob die Priester damals überhaupt schon beim Passa fungirten. Die Verordnung in 5 Mos. 16, daß nach der Einnahme Canaans das Passa beim Heiligtum begangen werden soll, scheint zu zeigen, daß bis dahin die Feier eine häusliche gewesen war, und daß die Feier des zweiten Passa grade so begangen wurde wie die des ersten, wie denn ja auch ausdrücklich gesagt wird, daß sie nach allen in 2 Mos. 12 gegebenen Bestimmungen angestellt worden sei. Wir wissen gar nichts über die Zahl der Lämmer beim zweiten Passa. Noch in späterer Zeit bestand in dieser Beziehung keine unbedingte Norm. Nach Josephus nahmen an dem Passamale nicht weniger als zehn Männer Theil, „viele aber — sagt er — versammeln sich auch zu zwanzig." In 2 Mos. 12 wird über die Zahl der Teilnehmer an dem Passamale nichts bestimt. Nach C. 12, 4 konten sich mehrere Familien zur Feier des Passamales verbinden. Die Zahl richtete sich nach den Umständen. Sättigung war nicht vorgeschrieben. Die Feier konte, wenn es an Lämmern mangelte, auch so begangen werden, wie unter uns das Heilige Abendmal, so daß Hundert und Mehrere von einem Lamme genossen. Colenso hätte bei seinen Berechnungen überhaupt des Wortes gedenken sollen: „So einer willig ist, ist er angenehm nach dem er hat, nicht nach dem, das er nicht hat." So z. B. wenn er berechnet, daß die gesetzlich vorgeschriebenen zwei Tauben, welche die Wöchnerin darzubringen hatte, jährlich etwa 90000 Tauben ergeben und nun fragt: woher so viel Tauben in der Wüste? Daß alle solche Bestimmungen nur für die Habenden gegeben sind, ersehen wir aus 3 Mos. 5. Danach konte beim Schuldopfer im Fall des Unvermögens das Lamm oder die Ziege durch zwei Tauben ersezt werden, wenn auch diese fehlten, so sollte man etwas Mehl darbringen.

Eine zweite specielle Schwierigkeit, die sich nach Colenso aus der geringen Zahl der Priester ergeben soll, ist folgende. Nach 3 Mos. 4, 11. 12 soll bei einer Versündigung des Hohenpriesters das Fell des Rindes, welches als Sündopfer diente, mit allem Fleische u. s. w. an einen reinen Ort außerhalb des Lagers, wohin die Opferasche hingeschüttet zu werden pflegt, gebracht und dort verbrant werden. „Die schwere Last — meint Colenso — sollte durch den Priester selbst, Aharon, Eleasar oder Ithamar — andere waren damals nicht — dreiviertel Meilen weit getragen werden." Aber die Schwierigkeit ist wieder eine rein selbstgemachte, auch abgesehen davon, daß die Priesterschaft viel zahlreicher war, und daß grade für solche Dienste den Priestern die Beihülfe der Leviten zu Gebote stand. Colenso sezt fälschlich voraus, daß es sich hier um etwas häufig Wiederkehrendes handelte. Es ist nicht die Rede von gewöhnlichen Sünden, solchen, welche der Psalmist im Auge hat, wenn er sagt: „Herr wer kann merken, wie oft er fehle," sondern es ist die Rede von Versündigungen, gleich der Aharons, da er die Einwilligung zur Verehrung Jehovas unter dem Stiersymbole gab. Zu den Worten: „wenn er sündigt zur Verschuldung des Volkes" bemerkt Knobel: „Gemeint kann nur eine Sünde sein, die er in seinem Amte als Haupt des Volkes begeht, mit Ausschluß geringer privater Vergehungen." Ein solcher Sündenfall des Hohenpriesters ist aller Wahrscheinlichkeit nach nach jenem ersten während des ganzen Zuges durch die Wüste nicht weiter vorgekommen. Moses sezt die Möglichkeit eines solchen nur um den Hohenpriester in Demut, in dem Wandel mit Furcht und Zittern zu erhalten, darauf hinzuweisen, daß auch er ein armer Sünder ist, der sich vor der Sünde auf jedem Schritte zu hüten hat, die bei ihm noch einer ernsteren Beurteilung unterliegt, wie bei den Gliedern der Gemeinde. Auch sonst finden sich mehrfach Gesetze vor, die kaum je in Ausführung gekommen sind und die auch nicht dazu bestimt waren, in Ausführung zu kommen, bei denen die Gesetzesform nur Einkleidung ist für eine Lehre und Mahnung. So z. B. das Gesetz, wonach die Eltern den widerspänstigen Sohn vor die Obrigkeit führen und diese ihn tödten soll.

Die Ausdehnung des Lagers soll nach Colenso auch in anderer Beziehung in unvereinbarem Widerspruch mit Bestimmungen des Mosaischen Gesetzes stehen und diese als unausführbar und also ungeschichtlich erscheinen lassen. „Sie konten — sagt er — sicher nicht alle aus dem Lager herausgehen um ihre natürlichen Bedürfnisse zu verrichten, wie das in 5 Mos. 23, 12—14 (vielmehr 13—15) geboten wird." Er berechnet, daß die im Mittelpunkte des Lagers zunächst an der Stiftshütte gelagerten 22000 Leviten mit ihrem Schäuflein im Arm jedesmal einen Weg von sechs Englischen Meilen gehabt haben. Das meint er sei eine „Absurdität." Allein die Absurdität fällt, wenn man näher zusieht, nicht Moses zur Last, sondern dem Bischofe von Natal. In 5 Mos. 23, 10—15 ist von der Reinhaltung des Lagers bei Kriegszeiten die Rede. Die Situation wird ausdrücklich angegeben in V. 10. Es wird nicht vorgeschrieben, was in der Gegenwart geschehen soll, sondern was in Zukunft, wenn das Volk im Besitz des Landes ist und eine Kriegerschaar gegen auswärtige Feinde senden muß, im Einklange mit der ganzen Tendenz des fünften Buches Mose's, welches die frühere Gesetzgebung ergänzt durch Bestimmungen, die sich auf den Aufenthalt in dem Lande beziehen, das die Kinder Israel eben einzunehmen im Begriffe waren. „Auf dem Zuge durch die Wüste, bemerkt Dr. Keil in dem Commentare zu den Büchern Mose's, dem wir eine recht weite Verbreitung unter unsern theologischen Lesern wünschen, sollten nur die mit einer länger andauernden Unreinigkeit behafteten aus dem Lager entfernt werden, 4 Mos. 5, 12, im Kriegslager dagegen sollen diese Vorschriften auch für die leichteren Verunreinigungen gelten." Daraus, daß die Bestimmung nur für die Zukunft gegeben wird, folgern wir, daß sie in den Verhältnissen der Gewart nicht ausführbar war und daher für sie nicht gegeben werden konte. Not kent kein Gebot. Grade die widrigen Wahrnehmungen der Gegenwart veranlaßten ohne Zweifel Moses, diese Bestimmung für die Zukunft zu geben, die nur die Ober-

flächlichkeit bespötteln kann, die in Wahrheit ein Zeugnis ist von der Tiefe des Blickes in die sittlichen Verhältnisse, die uns in den Mosaischen Büchern überall entgegentritt. Gleichgültigkeit gegen physische Unreinigkeit oder gar Freude daran ist überall Zeichen des moralischen Schmutzes. Wenn selbst im Kriege diese Unreinigkeit sorgfältig gemieden werden soll, wie viel mehr dann in gewöhnlichen Verhältnissen! In dem Einzelnen wird der reinliche Sinn überhaupt geboten. Die Empfehlung desselben erhält durch solches Detail plastische Anschaulichkeit und prägt sich tief dem Gemüte ein.

Der lezte Angriff, den Colenso in seinem ersten Bande gegen die Glaubwürdigkeit der Bücher Moses erhebt, bezieht sich auf den Bericht über den Zug gegen Midian in 4 Mos. 31. Zwölftausend Israelitische Männer, wird gesagt, erschlagen alle Midianitischen Männer ohne Verlust eines einzigen Mannes! Wenn man aber schärfer die Umstände ins Auge faßt, so erscheint das ebenso wenig als unwahrscheinlich, wie die Angabe des Tacitus in den Jahrb. B. 13 C. 39, wonach in einer eroberten Festung alle erwachsenen Mannspersonen getödtet wurden, die Römer aber nicht einen einzigen Mann verloren. Die Israeliten hatten es nicht mit allen Midianitern zu thun, sondern nur mit einer einzelnen Abzweigung des Volkes, die östlich von Canaan ihre Sitze hatte. Diese Midianiter waren kein besonders streitbares Volk. Sie wurden nach 1 Mos. 36, 35 schon von dem vierten Könige der Edomiter besiegt. Nach Jos. 13, 21 hatte Sihon der König der Amoriter sie sich tributpflichtig gemacht. Ihre Fürsten als Vasallen dieses Königs hatten ohne Zweifel an der Schlacht teilgenommen, in welcher er von den Kindern Israel aufs Haupt geschlagen war, vgl. 4 Mos. 21. Das war der eigentliche Kampf mit ihnen, jezt galt es nicht sowol einen Kampf, als vielmehr eine Execution. Wie wenig die Midianiter zum Kampfe aufgelegt und im Stande waren, das zeigen schon die Ränke und Listen, mit denen sie ihrer Ohnmacht aufzuhelfen suchen, erst die Berufung Bileams in Gemeinschaft mit den Moabitern, dann der „von Staatswegen" gefaßte Verführungsplan. Merkwürdig ist es, daß in der so ausführlichen Aufzählung der Beute, welche die Kinder Israel machten, die Kamele ganz fehlen, während doch die Kamele Midians sprüchwörtlich waren, Jes. 60, 6, und wir in der Richterperiode in dem Zuge Midians wider Israel Kamele ohne Zahl vorfinden, Richt. 6, 15. 7, 12. Wir schließen daraus, daß die streitbare Mannschaft, soweit sie nicht schon in der Feldschlacht gegen Sihon gefallen war, auf den Kamelen ihr Heil in der Flucht gesucht hatte, grade so wie bei dem Ueberfalle des Lagers der Amalekiter durch David zweihundert Jünglinge sich auf die Kamele warfen und entflohen, 1 Sam. 30, 17. Eine solche Thatsache wird schon durch den Umstand erfordert, daß trotz jener Niederlage in der Mosaischen Zeit die Midianiter auch später noch in der Geschichte erscheinen und zu solcher Kraft gelangten, daß der Herr sie als Zuchtruthe gegen sein ungetreues Volk gebrauchen konte. Das können nur die Abkömmlinge dieser Flüchtlinge sein. Unter diesen Umständen hat ein unblutiger Sieg, ein Sieg ohne Kampf alle Wahrscheinlichkeit für sich. Von einer Schlacht sollte gar nicht die Rede sein.

Wir haben ohne viele Mühe auf diesen wenigen Seiten den ganzen ersten Band Colenso's zerpflückt. Daß wir ihm auch durch die noch viel unbedeutenderen folgenden Bände folgen sollen — jezt ist schon der vierte erschienen — wird wol Niemand verlangen. Sie sind in dem ersten Bande mitgerichtet.

Colenso ist jezt durch das geistliche Gericht der Capcolonie zur Absetzung verurteilt worden. Wir wünschen von Herzen, daß er in sich schlagen und seine Energie, die er jezt so erfolglos und zu seinem eigenen Verderben gegen das Reich Gottes gewendet hat, wieder in den Dienst desselben stellen möge.

---

## Gervinus Geschichte der Deutschen Dichtung.

Varnhagen von Ense hat gesagt: Gervinus weiß sehr viel, versteht aber wenig. Dies Urteil eines Kriegskameraden über den andern, die beide unter der Fahne der Aufklärung und Wissenschaft streiten, müssen wir in seiner ersten Hälfte unbedingt unterschreiben, aber in der zweiten, obwol wir einem ganz anderen Lager angehören, will es uns fast zu hart dünken. Wir haben uns bisher in Bezug auf Geschichte der deutschen Literatur vornämlich an das treffliche, wenn auch nur einbändige Werk von Vilmar gehalten und sind an das fünfbändige Buch von Gervinus mehr aus einer Art Nötigung gegangen, weil des Vfs. Persönlichkeit, obwol wir auf dem Gebiete seiner Thätigkeit uns etwas umgethan haben, sehr wenig Fesselndes für uns hatte. G. wurde in unsern jungen Jahren zum Professor der Geschichte nach Göttingen berufen. Dort sollte er nicht lange dociren; die Absetzung und Verbannung der bekannten Sieben, denen er sich angeschlossen hatte, warf seine Lebenswelle mit ihnen zugleich in die Höhe, als aber seine Schrift über dieses Ereignis erschien, erinnerte uns diese in Ton und Haltung an sein früheres Metier und wir mußten unwillkürlich an einen commis voyageur denken, der nicht lassen kann, von dem uneingeschränkten Credit seines Hauses, den dieses auf allen Handelsplätzen genießt, Rede zu machen. Nach diesem hörten wir ihn seine Stimme für den Luther des 19. Jahrhunderts laut erheben und dessen rohen Brief an den Bischof von Trier als den Anfang einer Reformation der Kirche an Haupt und Gliedern begrüßen und bejubeln, über welchen Jubel die Zeit bereits gerichtet und des Posaunenbläsers religiöse Impotenz, Mangel der Gabe, Geister zu unterscheiden und Zeichen der Zeit zu richten, sattsam dar-

gethan hat; wie derselbe ferner als Redacteur der Deutschen Zeitung im Sturmjahr 1848 Geister herauf beschwor, die er nachher nicht bändigen konnte und Lafayettisch mit seiner Redaction endigte, ist bekant. Wir wollen dem nur noch beifügen, daß wir von der Beschäftigung mit seinem Commentar über Shakespeare keinen besonderen Genuß gehabt haben. Unser Buch ist unfromm und man wird in dem Bande, der von der Reformation handelt, oft veranlaßt, Vergleiche zu seinem Nachteile mit Leopold Ranke's Geschichte der Deutschen im Zeitalter der Reformation anzustellen; dabei erinnert seine Form auffallend an ein sehr frommes Geschichtswerk, wir meinen Neander's Kirchengeschichte; Mangel an Gabe der Gruppirung, ein unermeßlicher Stoff, aber mehr aus der Vergangenheit aufgewühlt und so gezeigt, als anschaulich und in angenehmer Form hingestellt; eine massenhafte Malzeit, über der uns aber nach einem Zwischengespräch verlangt, weil wir fürchten müssen, uns zu überladen; G. erweiset uns zur Zeit diesen Dienst, indem er geschichtliche Erscheinungen, die uns bisher außer Bereich mit einander gelegen zu haben scheinen, zusammenrückt und uns an den einzelnen Stämmen und in den geographischen Strichen unsres Vaterlandes nachweist, wie sie sich ergänzen und im Produciren von Geistesfrüchten einander ablösen, aber dabei bleibt das Buch doch ein sehr schwerfälliges; wir stimmen dem Verf. bei, wenn er in der Einleitung über die „unermeßliche Lectüre" seufzt; weil Alles genetisch entwickelt sein soll, so wird eine Menge des Unbedeutenden herbeigeschleppt und er fühlt selbst, daß er seinen Lesern etwas anmutet, sich hindurch zu arbeiten; er stopft die einzelnen Jahrhunderte unserer Geschichte mit Namen und Dichtungen so voll wie einen Wollsack, und mit Ausnahme der specielsten Fachgenossen haben die Leser das Gefühl, als könten sie nichts Besseres thun, als einen großen Teil des Gelesenen wieder vergessen; dieses ist auch die Ursache, warum das Buch den glatten Varnhagen so wenig befriedigt hat. Die Gabe des Gruppirens und Darstellens ist dem Historiker nicht gegeben. Dagegen ist ihm ein gewisser geschichtlicher Blick, namentlich soweit das specifische Christentum außer Frage bleibt, nicht abzusprechen; daß das Buch einen Stoff zum Gegenstande hat, von dem man jezt gern hört — wie viel Auflagen hat das christliche Werk von Vilmar nicht auch erlebt — und der Umstand, daß es so ganz mit der Zeit geht, erklären uns bei seinem Umfange die wiederholten Auflagen.

In der Einleitung orientirt uns der Verf. über sein Werk und legt uns die Aufgabe vor, die er zu lösen sich vorgesezt; er will eine Geschichte der Vergangenheit schreiben, die teilweise eine Geschichte unsrer Zeit ist, d. h. aus seiner Geschichtsbehandlung soll unsere Zeit wie eine Blume aus einem Stengel herauswachsen; sein Ideal der Darstellung ist Thucydides, aber wie leicht ist diesem sein Werk geworden, führt er des Weitern aus: „mit glücklichem Alter gesegnet, konte er der noch dauernden Sitte jener ehrenfesten Marathonkämpfer sich erfreuen, dann ein dreißigjähriges Schauspiel der größten Umwälzung im inneren und äußeren Leben mit unverwandter Aufmerksamkeit



verfolgen und endlich nach einer langen Reihe von Jahren den Nachwirkungen dieser Umstürze zusehen, und Alles in ein großes Werk niederlegen." Hier müssen wir notgedrungen eine christliche Bemerkung machen; also *eines* Menschen Lebenstage hat die ganze Griechische Herlichkeit nur gewährt, wer muß hierbei nicht an das Wort des Petrus gedenken, daß wir wiedergeboren werden sollen nicht aus dem vergänglichen, sondern aus dem unvergänglichen Samen, nämlich aus dem göttlichen Worte Gottes, das da ewiglich bleibet, weil alles Fleisch ist wie Gras und alle Herlichkeit der Menschen wie des Grases Blume. Und was ist auf den Traum dieser Griechischen Herlichkeit gefolgt? Unterwerfung unter das Reich der Macedoner, Unterjochung durch die Römer; kann hier nur ein Blinder übersehen, daß wir auch einer Unterjochung zugeführt werden, wenn wir uns dieser Griechischen Herlichkeit zuführen lassen? Dazu, heißt es dann weiter, wie klar und übersichtlich war sein (des Thucydides) Terrain, wie blieben ihm alle historischen Formen erspart, mit denen ein jetziger Geschichtschreiber zu thun und sein Werk mit Mühe und Ausdauer erst zu erkaufen hat, das geben wir zu und hat seine Richtigkeit. Dann weiter, was aber nur bedingt zugegeben werden kann: der Geschichtschreiber des Peloponnesischen Krieges durfte den Kampf zweier kleiner Staaten eine Welterschütterung nennen, denn sein Volk war damals die Welt; er durfte auf seine einfache Beobachtung bauen und ihrer Gültigkeit eine ewige Dauer verheißen; denn noch war jeder Gegenstand des Beobachtens unverschleiert, während wir mit Vorurteilen aufwachsen (das werden wol die christlichen sein), mit widernatürlichen Bedürfnissen und Genüssen genährt werden (das wird wol heißen, den lieben Gott etwas Raum in der Geschichte zu lassen und die Schwierigkeit, aus einer religiösen Anschauung sich in den Pantheismus zu stürzen). Bei uns, heißt es weiter, muß das Lernen anfangen mit der Rückkehr aus einem verderbten ungesunden Wesen zu der reinen Quelle der Menschlichkeit, von der der Grieche vertrauensvoll ausgehen durfte. Hier haben wir wieder Robert Prutz, seine „schöne Menschlichkeit der Griechen", nach der Bibel voll heidnischer Gräuel, Narrwerden des Römerbriefs! In Deutschland hat es das Mittelalter hindurch in Geschichtschreibung blos Chroniken gegeben, späterhin wol Geschichtsforschung und reichlich Errichtung historischer Ehrendenkmale, aber keine Geschichtschreibung als Kunst; die Zeit dazu war eigentlich schon da, als mit den reiferen Werken Göthe's eine Niedersetzung des Geschmacks und der Sprache erfolgt war, aber weil Schiller früh wegstarb und die Französische Umwälzung eintrat, kam es nicht dazu, jezt ist das Werk um so schwieriger; die Geschichtspalme, nach der er ringt, ist, sich jeder Beschränktheit in Religions- und Volkstümlichkeit völlig zu entäußern, über dem Leben der einzelnen Völker und Zeiten die Geschichte der Menschheit nicht zu versäumen, das Ganze umfassen und mit gleich großer Kühnheit wie Sicherheit das Treiben von Jahrhunderten mit Einem Blick überschlagen und nicht am kleinen Maßstab der persönlichen oder nationalen Beschränktheit die Welt messen

wollen. Gewaltige Worte und großartige Vorsätze! nur Schade, daß sie, wie so viele bei den schwachen sündigen Menschen, nicht zur Ausführung kommen; und sollen wir, wenn wir diese hochtrabenden Worte mit ihrer Verwirklichung im Buche vergleichen, aufrichtig unsre Meinung sagen, so kommen sie uns wie die Worte eines Helden vor, der von einer Schaubühne herab seine Heldenthaten verkündigt; wir können keine andere Palme zuerkennen, als kaufmännischen Fleiß im Erwerben. Vor Allem müssen wir uns gegen die in Beschlag genommene Kunst setzen. Es gehört zu den Blendwerken der Zeit, im Pantheismus nicht blos die Wissenschaft, sondern auch sogleich die Kunst zu sehen, und eine Darstellung, die sich zwischen Anziehen und Abstoßung von Kräften hin und her bewegt, die auseinandergehen läßt und dann wieder zusammenfaßt, es mag nun wieder zu einander passen oder nicht, biegen oder brechen, zur Kunst zu stempeln und den Preis für sie zu beanspruchen; diese Täuschung hat auch den Verf. hingenommen. Er ist nichts weniger als ein Künstler, sondern sein historischer Stoff bleibt roh vor uns liegen; von einer Auffassung aus einem höheren Gesichtspunkt kann die Rede nicht sein, weil es das Centrum alles Geisteslebens Jesum Christum bei Seite liegen läßt; eine genetische Entwickelung wird beansprucht und nicht einmal die gewöhnliche Beherschung des Stoffes kann zuerkant werden; der Verf. ist alles plastischen Vermögens bar und hat für Zeichnung von Individualitäten gar keine Begabung; eine Menge Sachen werden an uns, so zu sagen, vorbeigeschoben, aber sie bleiben dick, dicht und undurchsichtig für unsere Augen; wie weit bleibt darum das Buch in Uebersichtlichkeit und Schärfe, in Eleganz und Anmut gegen Leopold Ranke's historische Schriften zurück. Wenn ferner der Verf. meint, er habe als ein ächter Historiker, dem die Kunst unterthan geworden, sich angelegen sein lassen, sich aller Beschränktheit in Religion und Volkstümlichkeit zu entäußern, so ist ihm das sehr leicht geworden und haben ihn unnötige Sorgen geplagt; denn eine Deutsche Sele hat er von Haus aus nicht, ihm steht der Sinn allein nach der Antike, und der Beschränktheit in der Religion hat er sich nicht zu entäußern brauchen, weil er keine hat und sein Organ dafür eingeschrumpft und runzelich geworden ist, wie ein aufgetrockneter Apfel. Was nun bei solcher religiösen Constitution die Auffassung der Dichtung des Mittelalters, die von Religion und Glauben nicht blos getragen wird, sondern davon erglüht, dafür schwärmt und brennt, besagen will, liegt auf der Hand. Der neuern Zeit zu, und überall, wo das Religiöse zurücktritt, bessert sich Auffassung und Darstellung, aber von etwas Genialem ist keine Spur und das Ganze löst sich in kürzere oder längere Biographien von Dichtern und Schriftstellern auf, über deren Conner hin und her geredet und auch mal auf Verwandtes in der Vergangenheit zurückgewiesen wird.

Wir haben nach Vermögen über das vielgerühmte Buch gerichtet, teilen wir nun hier noch ein Urteil ohne Christentum, aus rein künstlerischem Gesichtspunkte mit. Der schon im Eingange angeführte Varnhagen, der sonst nicht unser Mann ist, sagt darüber anderweit Folgendes: Ich finde das Buch von Gervinus überaus traurig; es erhebt nicht, es stimmt herab, und diese Gattung von Büchern ist die allerschlechteste, denn in diesem Fehler vernichten sie alle sonstigen Vorzüge. Der Mann hätte sich beschränken sollen, ein tabellarisches Handbuch zu schreiben, denn nur dazu hat er Zeug, aber ganz und gar nicht zur Geschichtschreibung, wie sehr er auch dazu den Anlauf nehmen will. Welch ein Schwall von Unbedeutendem und Gemeinem, in welchem er sich mit Lust aufhält, von dem er mit Beflissenheit die genaueste Kentnis zeigen will! Und wie bleibt sein Urteil äußerlich, ohne Grundlage philosophischer Aesthetik, ohne Ahnung des Genius! Und an einer andern Stelle: „Es ist der Fehler des Buchs, Alles nur in Verhältnissen und Gegensätzen zu sehen, und den äußerlichen, künstlichen, oft rein willkürlichen Zusammenhang festzuhalten, den wahren innern aber nicht zu sehen. Daher verlieren hier alle Gestalten, das Individuelle wird gedrückt, das Talent miskant. Ich sage es ohne Scheu: Gervinus weiß sehr viel, versteht aber wenig, hat Göthe ganz und gar nicht verstanden, kann ihn nicht verstehen, trotz alles Aufwandes von Werkzeugen und Mühen, mit dem er an ihn herantritt. Auch Schiller wird er nicht gerecht, so gewaltig er ihn auch hebt und preist. Seit Niebuhrs drei Bänden Briefe hat kein Buch beim Lesen mich so ermüdet und verdüstert." Gr. b. G. K. v. H.



## Liturgisches. *)

**Deutsche Liederbibel** von Karl Reinthaler. Zweite vermehrte und verbesserte Auflage, vollständig 2 Teile in einem Bande. Aus dem Verlage des Martinsstiftes in Erfurt. In Commission bei E. Weingart (Körnersche Buchhandlung) in Erfurt. [1863. S. 714. Pr. 2 Thlr. 10 Sgr. Auf Velinpapier 2 Thlr. 25 Sgr.]

Das Bibelwort durch Verbindung mit dem Kirchenliede, das Kirchenlied durch den rhythmischen Gesang neu zu beleben, die Geschichte des alten und des neuen Bundes in dieser Weise durch das Kirchenjahr hindurch zu führen und sich in das Herz des lieben deutschen evangelischen Volkes frisch hinein zu singen, das war die Aufgabe, die in den lezten zehn Jahren seines Lebens der Cantor Germaniae, Karl Reinthaler, der Rector des Martinsstiftes, als ein vom Herrn ihm aufgetragenes Werk betrieb. Die Frucht dieses treuen Fleißes ist die nun vorliegende vollendete Liederbibel, deren erster Band, welcher 26 Andachten aus verschiedenen Zeiten des Kirchenjahrs enthält, schon vor einigen Jahren die Aufmerksamkeit sachverständiger Gottesgelehrten gewonnen. Angeregt durch die persönliche Berührung mit seinem Vorbild Johannes Falk in Weimar (1818) hatte er als 26jähriger Candidat im J. 1820 in seiner

*) Der Herausgeber kann mit dem in diesem Artikel ausgesprochenen Urteile nicht ganz übereinstimmen, mag ihn aber doch nicht zurückhalten, da es sich um eine Geschmackssache handelt.

Vaterstadt Erfurt zunächst für verwahrloste Kinder, die vielseitig wirkende Stiftung gegründet, welcher er seit dem 10. November 1821, Luthers Geburtstag, den Namen des Martinsstiftes beilegte. Von Anfang an hatte er in seinen Anstalten den christlichen Gesang gepflegt, und in Verbindung mit dem heiligen Schriftwort als Erziehungsmittel gebraucht: sein Herz lebte im Gesang und machte ihn zum christlichen Volkssänger, und was er in späteren Jahren schuf und durch sorgfältige Studien ausbildete, das war in ihm ohne sein Zuthun durch natürliche Begabung angelegt, aber durch die Gnade gereinigt und dem Reiche Christi gewidmet. Als etwa seit dem Jahre 1840 der rhythmische Gesang der evangelischen Kirchenlieder wieder entdeckt und durch Layritz, von Tucher und andre treffliche Männer gepflegt und empfohlen ward, da zündete diese neue frische Weise in Niemandem schneller, als in Reinthalers gesangfreudiger Sele und nachdem er durch Uebung und Erfahrung in seinen Schulen der Sache gewiß geworden, reiste er herum, um auf Kirchentagen, Predigerconferenzen und andern Zusammenkünften, so wie in Schulen, wo er Zutritt fand, den rhythmischen Gesang anzupreisen und durch die That zu zeigen, wie leicht ausführbar derselbe sei. Noch in den lezten Monaten seines Lebens schonte er seines erschöpften Körpers nicht, um in Berlin und Halle noch mehrfache Proben abzulegen, und er war entzückt darüber, daß besonders in Berlin damals mehrere hohe und urteilsfähige Männer sein Unternehmen gebilligt, mehrere Schulen, wo er vorsingen und tactiren durfte, leicht und sicher im Gesang ihm gefolgt waren. Damals war seine vollständige Liederbibel mit 64 liturgischen Andachten im Druck fast vollendet: er hätte an seinem 69. Geburtstage, am 22. August 1863, sie vielleicht können fertig vor sich liegen sehen. Aber am 1. August schon erlag er einer allgemeinen Entkräftung: sein kurzes Krankenlager war schmerzlos und der kindliche freudige Glaube, der seine Sele immer auf Schwingen des Gesangs getragen, hielt ihn bis zum lezten Athemzuge aufrecht: er entschlief sanft und selig im Herrn, wovon sein bis über den Tod hinaus treuer Freund, Consistorialrath Bieck, öffentlich Zeugnis abgelegt hat. Ein Werk, in welchem das ganze Leben und Streben, Herz und Begabung eines einfältigen Gotteskindes so zur Frucht und zum Spiegel seines ganzen Selbst gereift ist, soll man nicht übersehen, nicht mit einigen banalen Phrasen abthun, sondern recht darauf ansehn, welche Keime es enthält und wie es zu gebrauchen ist.

Die Liederbibel teilt das christliche Kirchenjahr nach den Jahreszeiten in vier Abschnitte und begint mit dem Sommer, mit dem Johannisfeste. Dreizehn Sommer-Andachten führen die biblische Geschichte von der Schöpfung bis zur Einsetzung des Königtums durch Samuel: dreizehn Herbst-Andachten von David bis zur Ankunft des Vorläufers Christi: zwanzig Winter-Andachten von der Geburt Jesu bis zum Kreuzestode: achtzehn Frühlings-Andachten von der Auferstehung Christi über Himmelfahrt und Pfingsten bis zu den lezten Wirkungen und Früchten des heiligen Geistes. Des Apostel Paulus Schwanengesang: „Ich habe einen guten Kampf gekämpft" u. s. w. schließt das Ganze. Das Werk wird eingeleitet durch ein kurzes Vorwort des Consistoralrath Bieck, eine Uebersicht von dem Lebensgange des in Gott ruhenden Verfassers und eine Anleitung zu dem Verständnis der höchst einfachen, jedem Kinde verständlichen Notenschrift, die für die Weisen der Lieder und Wechselgesänge in diesem Buche angewandt ist. Am Schlusse ist ein Verzeichnis der Lieder und Weisen beigegeben.

Es ist klar und hätte immer unumwunden anerkant werden sollen, daß unser ererbtes Kirchenjahr nicht ein zur Einheit zusammengefügtes Ganzes ist. Wer dies läugnet, der muß zu erkünstelten Deutungen seine Zuflucht nehmen und kann doch nie eine rein durchgeführte Ordnung und Vollständigkeit herstellen. Indessen ist eine gewaltsame Umwälzung in der Einrichtung und der Folge der gewohnten Hauptgottesdienste nicht zu empfehlen, am wenigsten in gegenwärtiger Zeit, wo schon so viel an der kirchlichen Ordnung experimentirt wird. Aber unverwehrt und gefahrlos ist es, in Vesper-, Schul- und Hausandachten ein biblisch-heilsgeschichtliches System durchzuführen, und, wie Privat-Gesangbücher zur Erneuerung der kirchlichen Gesangbücher die Bahn gebrochen, so können solche Versuche lebendige Keime zu einer künftigen Neubildung eines vollständigen und einheitlichen Systems des Kirchenjahrs darbieten, worin auch der Heilsgeschichte des alten Bundes sein gebührender Platz angewiesen ist. Reinthalers Liederbibel hat das entschiedene Verdienst, der erste durchgeführte Versuch eines solchen heilsgeschichtlich geordneten vollständigen Kirchenjahrs zu sein.

Ein nicht geringes Verdienst ist dem Verf. darin zuzuerkennen, daß er die Bahn gebrochen hat, um nicht nur eine Fülle von Choralmelodien, sondern auch andere musikalische Elemente der Liturgie, als Responsorien und psalmodische Wechselgesänge dem Volke mundrecht zu machen und dadurch den Gottesdienst zu bereichern und zu beleben. Es bedarf nur eines tüchtigen und eifrigen Vorlesers und Vorsängers und des Opfers von 64 Stunden des Jahres, um die deutsche Liederbibel in einem größeren Kreise einheimisch zu machen und diesen Kreis zur andächtigen Betrachtung des Bibelworts zu beleben und mit einem Reichtum zusammenhängender Erkentnis der Heilsgeschichte zu erfüllen. Wem dies gelingt und wer dies einige Jahre fortsetzen kann, der wird diesem Werke viel zu danken haben und gewiß es nicht verwerfen, sondern fortführen und vervollkommnen.

Es sind drei sehr verschiedene Männer, die von verschiedenen Gesichtspunkten aus, aber zu gleichem Zwecke, sich mit gelungener That um den liturgischen Teil des Gottesdienstes als Bahnbrecher verdient gemacht haben, der allseitig die Besserung der Gemeinde anregende Otto von Gerlach, der so früh vollendete Immanuel Hengstenberg und der Volkssänger Reinthaler. Die ersten mit Tact und Sachkentnis eingeleiteten einzelnen Versuche liturgischer Andachten verdanken wir dem Ersten dieser Männer: die kirchliche neue Belebung wolverstandener und sinnig angewandter altlutherischer Elemente in rein bewahrtem Kirchenstil dem Zweiten, dem Wiederhersteller der Vespergottesdienste: die umfassende Verteilung der Heilsgeschichte durch den Cyclus des Kirchenjahrs, innig verbunden mit geistlichem Volkgesang dem neulich heimgegangenen Verfasser der Liederbibel.

Hiermit meinen wir genug gesagt zu haben, um Allen, die da die hochheilige biblische Heilsgeschichte, das christliche Volk und den geistlichen Gemeindegesang zu schätzen wissen, die Liederbibel genugsam zur eingehenden Beachtung zu empfehlen.

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz in Berlin. Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

# Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1864. Mittwoch den 2. März. № 18.


## Zwei Schwestern. Eine Erzählung aus der Gegenwart von Ida Gräfin Hahn-Hahn. 2 Bände. Mainz 1863.

Die fleißige Hand der Gräfin Ida Hahn wird nicht müde. Fast in jedem Jahre erscheint sie mit einem neuen Produkte am literarischen Markte. Die drei lezten — Maria Regina, Doralice und das vorliegende — sehen sich allerdings ähnlich, doch so wie drei Schwestern, deren jede ihre eigentümlichen Vorzüge und Fehler hat. Alle drei sind Erzählungen aus der Gegenwart, in allen dreien spiegeln sich die tiefen Gegensätze unserer Zeitläufte klar ab, und obschon besonders die mit offenbarer Vorliebe gezeichneten Frauengestalten, darin die Gräfin das in den specifisch römisch-katholischen Formen sich darstellende christliche Leben entfalten will, viel Gemeinsames haben, so kann man doch nicht sagen, daß sich die Verfasserin wiederhole oder ins Flache verlaufe. Im Gegenteil, wenn wir uns nicht sehr täuschen, so ist ein stetiger Fortschritt zum Bessern bemerkbar — nicht in den schönen Formen, nicht in der Gewandtheit ihrer Feder, nicht in der Feinheit ihrer Bemerkungen, nicht in der Schärfe ihres aufmerksamen Blickes auf die Zeit und ihre Erscheinungen und Strömungen — das Alles hat die Schriften der Gräfin seit vielen Jahren charakterisirt, zum Teil schon damals, als sie noch mitten im Treiben dieser Welt stand. Eben die volle Herschaft, womit sie über ihre Feder gebietet, die Fülle der Gedanken, welche ihr zuströmen, der weite Kreis des Lebens, den sie mit ihren Erfahrungen umspant, die Leichtigkeit der Erfindung, welche ihr zu Gebote steht, das Alles mag neben dem Wunsche, durch ihre Schriften zu nützen, namentlich der römisch-katholischen Kirche zu nützen, der wesentliche Grund sein, der sie nicht ruhen und rasten läßt, obwol sie nun schon seit fast dreißig Jahren der Feder gedient hat. Den Fortschritt aber, auf den wir deuteten, finden wir in ihrer christlichen Entwickelung und Klärung seit ihrem damals so wenig erbaulichen Uebertritt zur römischen Kirche. Wir wissen, denn ihre Schriften geben davon ein sehr lautes Zeugnis, daß sie auch nach ihrem Uebertritt aus dem Chaos selbstgemachter Lehre und eitlen Lebens keineswegs zur Buße und Einkehr bei sich selbst gekommen war. Der Haß, womit sie gegen das erfüllt war, was sie die evangelische Kirche glaubte nennen zu können, die Schimpfnamen, welche sie für diese erfand und sichtlich mit großer Genugthuung gebrauchte, die Bitterkeit ihrer Feder, die oberflächliche Beurteilung und schnöde Verwerfung nie von ihr verstandener Dogmen der lutherischen Kirche, das schreiende Unrecht, welches sie ihr dadurch that, verbunden mit Spott und Hohn auf die Herren „im schwarzen Frack mit weißer Halsbinde, die mit ihrem Buche und — ihren Frauen kommen", das Alles zeugte keineswegs von einer Sünderin, die Buße thut, denn es fehlte ihr das allernotwendigste und erste Merkmal — die Demut, und die Gräfin hat hier noch Vieles zuzudecken.

Allein, wer ihren Gang mit Aufmerksamkeit verfolgt hat, muß doch nun zugestehen, besonders auch im Hinblick auf das vorliegende Buch, es hat ein Fortschritt, eine Klärung stattgefunden, und wenn wir schon auch in den Zwei Schwestern ein ächtes Produkt einer im Katholicismus, daß wir so sagen, trunkenen Sele wiedererkennen, so begegnen wir doch nicht meht dem ausgesprochenen Haß gegen die evangelische Kirche, es wehr vielmehr an einigen Stellen ein Hauch der Versöhnung, eine Anerkennung von etwas allgemein Christlichem, auch außerhalb der römischen Kirche segensvoll Spürbarem, dem wir in den früheren Schriften nirgends begegnen. Wir sehen auch hier, daß es der Gräfin schwer wird, es andeutend auszusprechen. Wir wollen aber doch Akt davon nehmen, daß sie die Protestanten nicht mehr Ketzer, sondern „irrende Brüder" genant haben will.

Und so muß denn auch hier das Gefühl, womit eine der evangelischen Kirche von Herzen zugethane Sele das Buch der Gräfin liest und wieder aus der Hand legt, ein geteiltes sein zwischen Freude und zwischen Trauer. Gewiß — es ist in diesem Buche etwas Gewinnendes, Fesselndes, ein bleibender Inhalt, etwas Erbauliches — mit einem Worte ein Segen verborgen, der dem Leser wolthuend in der schönen Form der feinen Feder entgegentritt, und das ist die erfreuliche Seite desselben. Daneben geht aber die Trauer, daß die Gräfin eben in der römischen Kirche die Befriedigung ihres Herzens gesucht und gefunden hat und nicht in der ihr von den Vätern her angeerbten heimischen und heimatlichen lutherischen Kirche. Hätte die Gräfin damals, als ihr die Eitelkeit ihres bisherigen Lebens aufging und der Blick in die unendliche Lere ihres Herzens sie erschreckte, den Hafen des Friedens in der lutherischen Kirche gesucht, der sie ja überall kaum äußerlich noch angehörte, hätten sich ihr die reichen tiefinnerlichen Schätze derselben aufgethan, sie würde tiefer geschöpft haben und stiller geworden

sein. Es ist das um so deutlicher, als die Gräfin große Vorzüge des in ihren Schriften heraustretenden Lebens offenbar als ein evangelisches Erbgut mitgenommen hat, auch ohne daß sie es weiß und anerkennen will. Eine evangelischen Kreisen und evangelischem Leben völlig fremde, rein im Katholicismus erwachsene Sele würde so nicht schreiben können, und das eben ist die Trauer, die den evangelischen Leser durch das Buch begleitet, daß die Gräfin das Erbe ihrer Heimat und Kindheit in dem ihr fremden Weltteile verzehrt, während sie zugleich der ihr unbekant gewesenen Mutter wehe thut, ohne zu wissen, daß sie sich an ihren Brüsten genährt hat. Richenza, die eine der beiden Schwestern, entläuft ihrer Mutter, um in ihr völlig fremden Kreisen und Bahnen ein geträumtes höheres Glück zu suchen und thut in ihrem Herzen der Mutter beständig Unrecht. In diesem Stücke dürfte die Gräfin ihr eigenes Bild gezeichnet haben, wenn sie schon nicht auf die niedrigen Bahnen Richenza's gerathen ist. Dagegen thut Richenza ihrer Mutter immer nur im Herzen Unrecht, die Gräfin gibt ihm auch Worte, sehr verständliche und schmerzliche. Richenza sendet zulezt den Edelstein, welchen sie in ihrer Jugend mit ihrem Wappen und Namenszuge von ihrer Mutter empfangen hat, der „theuern Mutter" zurück zum Zeichen, daß sie ihre Tochter sei. Bewahrt die Gräfin nicht auch noch einen Edelstein, worin der Mutter Wappen und Namenszug unvergänglich eingegraben? Mit Bedauern muß man auch hier wieder sehen, wie die Gräfin den tiefsten Klang des Evangeliums, welches zugleich das köstlichste Dogma und Erbe der evangelischen Kirche ist, noch nicht einmal begrifflich gefaßt hat. Sie weiß nicht, was die Gerechtigkeit aus dem Glauben ist, ja sie hat keine Ahnung davon und doch will sie darüber urteilen, absprechen. Das geht nicht, Frau Gräfin. Solche Urteile werden immer schief, immer falsch, immer ungerecht sein. Der Glaube, der den Christen selig macht, das ist kein Wahn, nicht etwas, was man lernen könte und im Kopfe hätte, sondern er ist eine göttliche Kraft, göttliches Leben, ein heiliges Feuer, das die Sele durchströmt, erwärmt, erleuchtet, er ruht notwendig auf der tiefinnerlichen Herzensbuße und vollzieht sich in der Heiligung der Gesinnung. Alles Denken, Reden, Thun und Lassen wird von ihm getragen. Der Glaube, der da selig macht, hat Christum den Herrn selber in sich und der Herr selber bezeugt sich durch ihn. Er fängt klein an und wächst, denn es ist ein lebendiger Keim, er gestaltet und vollendet sich mehr und mehr, und wie er seine Wurzeln immer tiefer senkt, so offenbart er sich in allen Blüten und Früchten der Liebe immer höher und herlicher. Es ist die höchste Vollendung, darüber hinaus gar kein christliches Leben gedacht werden kann. Das ist's, was der Apostel meint, wenn er im Briefe an die Galater schreibt: „Christus lebt in mir, denn was ich jezt lebe im Fleisch, das lebe ich im Glauben des Sohnes Gottes."

Die Gräfin redet zwar auch von dem Glauben und seiner Notwendigkeit, aber sie hat daneben immer noch einen andern Faktor, nämlich, daß man auch die Gebote halten muß. Beide



Faktoren sind ihr nicht wesentlich Eines, sondern eben immer zwei neben einander wachsende Pflanzen, die keineswegs ein und dieselbe Wurzel haben, ja der zweite Faktor, welcher doch nach dem Evangelio nichts anders, als die notwendige Blüte und Frucht ist, worin sich eben die Kraft des Glaubens erweiset, tritt nach der Gräfin in ihrer römischen Auffassung des Evangeliums durchaus in den Vordergrund. Es ist etwas Verdienstliches darin und der Wert desselben wird sogar mit einem doppelten Maßstabe gemessen. Der eine Maßstab gilt für das tägliche Leben. Er weist auf eine gewisse Höhe, die zu erreichen gestrebt werden muß, der andere Maßstab wird an das Ordensleben gelegt, das in den Klöstern mit ihrer mehr oder minder strengen Ascese sich darstellt und das die Gräfin das „Herzblatt" der Kirche nent. Aus Allem, was wir hierüber erfahren, kent die Gräfin offenbar ein zwiefaches sittliches Leben, ein außerhalb der Klostergelübde sich bewegendes und eines, das von ihnen getragen wird. Das lezte, dazu auch die Ehelosigkeit der Priester gehört, ist ein offenbar viel höheres, sublimeres, verdienstlicheres. Die Gräfin schildert zwar den christlichen Beruf des Mannes, der Frau, der Mutter, des Vaters durchaus anziehend und wahr, und wol dem Hause, wo sich das Leben so christlich vollzieht, wie in der Familie zu Kreuzbronn, aber daneben leuchtet allenthalben hindurch, daß die höhere Stufe im Kloster zu gewinnen wäre, und das ganze Leben in Kreuzbronn wird denn auch so angelegt, daß die Familie aussterben und das frühere Klostergut wieder an diejenige klösterliche Stiftung zurückfallen muß, welche „das Oberhaupt der Kirche" für die angemessenste halten wird. Die lezte Erbin, Grazia, weiset auch die anscheinend glücklichste und Segen verheißende Werbung zurück, selbst auf die Gefahr hin, daß eine dem Uebertritt zur römischen Kirche ganz nahe geführte Sele, um der Zurückweisung der dargebotenen, offenbar geliebten Hand willen, in die Gefahr kömt, nun wieder abzufallen. Das ist das „Opfer", welches nach der Gräfin die wahre Höhe des christlichen Lebens bildet.

Es würde uns zu weit führen, wenn wir uns hier auf die Frage nach dem sittlichen Werte des Klosterlebens, der Klostergelübde, der Ehelosigkeit u. s. w. einlassen wollten. Aber wenn die Gräfin fort und fort auf das „höhere" Leben der Ordensleute hinweiset, ihnen einen höheren Grad der Sittlichkeit und Christlichkeit zuschreibt, so möchten wir sie einmal fragen: Woher denn der tiefe Verfall, nicht dieses oder jenes Ordens, nicht dieses oder jenes um seiner tiefen sittlichen Verdorbenheit willen hie und da und dort von der Kirche selbst aufgehobenen Klosters, nicht dieser oder jener mit Gift und Dolch umgehenden Mönche, sondern woher der Verfall des Kloster- und Ordenslebens überhaupt? Wir sind weit entfernt, vielfach schreiendes Unrecht gut zu heißen, das am Raube der Klöster in protestantischen und rein katholischen Ländern mit gewaltsamer Hand begangen worden ist. Die Art, wie diese zu kirchlichen Zwecken geordneten frommen Stiftungen verkauft, eingezogen, in Besitz genommen und verwandt worden, gibt viel

Ursache zu gerechter Klage, und die Schuld, welche auf dem Besitze von Kreuzbronn ruht, ist nicht eine vereinzelte. Aber dieses Alles würde nicht möglich gewesen sein, wenn das Ordensleben nicht in sich selbst den Keim des Verfalls getragen, wenn es ein an sich für alle Zeiten und Länder berechtigtes, mehr oder minder notwendiges, ja, wie die Gräfin sich ausdrückt, das wahre Herzblatt, die Blüte der christlichen Kirche wäre. Weiß die Gräfin nicht, daß eben die bindenden Gelübde, das die Herzen Zwingende derselben große Gefahren mit sich führt, daß eben in ihnen und an ihnen große sittliche Gebrechen und zwar nach zwei Seiten hin zu Tage kommen? Auf der einen Seite erzeugt das vermeintlich Verdienstliche des nach den Ordensregeln bestimten Lebens notwendiger Weise den Pharisäismus der Selbstgerechtigkeit, diese vornehmste Wurzel so vieler Uebel, davon das Klosterleben überfließt, auf der andern Seite aber liegt die Gefahr der wiederum so oft im Pharisäismus zu Tage kommenden Heuchelei. Wir begegnen in den Ordensleuten nur allzuoft den übertünchten Gräbern, die äußerlich glatt, aber innerlich voll Moder und Todtengebeine sind. Diese größten und tiefsten Schäden und Schattenseiten des Klosterlebens, welche wesentlich den innern Verfall derselben herbeigeführt haben, sind aber nicht zufällige, wie alle menschlichen Institute an diesen oder jenen Gebrechen leiden, sondern sie sind eben bedingt durch die mönchische Institution selber. Daß es unter den großen Heerscharen von Mönchen und Nonnen, deren Zahl nach Millionen gezählt werden müßte, Hunderte gegeben hat, welche alle jene Gefahren überwunden und in einer menschlich vollendeten Heiligkeit sich als Muster und Vorbilder der Gemeinde erwiesen haben, beweiset ebenso wenig gegen unsere Ausführungen, als sich auf der andern Seite eben so viele der aller versunkensten Subjecte unter ihnen gefunden haben und noch finden, wie uns die Gräfin deren Einen in dem alten Baron von Ursperg vorführt, der gradezu der Hölle entsprossen scheint, wie er denn auch noch mit seinem lezten Athemzuge sich zu ihr bekent. — Wenn die Gräfin einmal gründlich gewahr werden will, wie es um den vermeintlich höheren Grad sittlichen Lebens, der sich im Ordensleben offenbaren soll, in Wirklichkeit steht, so mag sie einmal in die Länder hineingehen, wo das Klosterleben niemals ernstlich gehemt oder gestört ist. Wir weisen sie auf italienische, auf schweizerische, und auf die Klöster innerhalb der Oestereichischen Kaiserlande, insbesondere auf Böhmen hin, wo sie so sehr in Blüthe stehen, daß man in Prag auf Schritt und Tritt auf sie stößt, und keine Woche auf den großen Herschaften leben kann, ohne bald von diesem, bald von jenem müssigen Pater heimgesucht zu werden, die einzeln oder paarweise mit übrigens frischem Gesichte und in rüstiger Kraft umherziehen, um ihre Gaben für das arme Kloster einzuziehen vom geschossenen Hirsche und fetten Schweine bis zum Tönnchen Heringe herunter, während sie bei geringeren Leuten mit trockenem Obste, oder einigen Metzen Hirse ꝛc. vorlieb nehmen, die in den Schnappsack wandern. Ach! dieses Tag ein Tag aus auf den Bettel ausgehende zum Teil so rüstige und junge Volk macht durchaus nicht den Eindruck eines höheren Grades sittlichen Lebens und wenn diese Leute zum „Herzblatt“ der katholischen Kirche gehören, wie mag es dann um die Nebenblätter stehen? Oder gehören vielleicht jene reichen in höchster Ueppigkeit irdischen Glanzes lebenden Mönche dazu, deren Prälaten wahrhaft fürstlichen Glanz entfalten? Als in der Mitte des August Monats im Jahre 1862 der würdige Fürst Erzbischof Cardinal Schwarzenberg von jener großen bischöflichen Congregation in Rom zurückkehrte, ward er durchaus wie ein regierender Fürst vor seiner Residenz in Prag empfangen, und als am andern Morgen der Prälat der Prämonstratenser zur Cour bei dem erzbischöflichen Palaste vorfuhr, tanzten die prachtvollsten Pferde vor der glänzenden Carosse. Die mit den breitesten Goldtressen und Franzen gallonirten Kutscher und Bedienten gaben den kaiserlichen Equipagen in Wien Nichts nach und als der fette Herr in seiner gelben Mönchskutte ausstieg, war nichts von mönchischer Ascese an ihm zu bemerken. Es trug Alles eben die Spuren der Verweltlichung in Ueppigkeit und Reichtum an sich. Freilich als wir die kostbare Bibliothek desselben Prämonstratenser-Klosters, dessen Prälaten wir eben vorfahren sahen, durchschaut hatten, wobei der gelehrte gelbe Herr, indem er seine Codices und Incunabeln darlegte, Nichts mehr bedauerte, als daß der Codex argenteus im 30jährigen Kriege hier geraubt und nach Upsala gebracht worden sei, wo er nun unnütz vermodere, da hielt derselbe die krumme Hand her und ließ sich von jedem Fremden einige Papierkreuzer hineinlegen, nicht für das Kloster, sondern für sich, um seine Ernte Abends auf der Insel beim Glase und sonst zu verwerten. Der Lohndiener sagte: „das sollte der Prälat nur wissen, daß er Geld nimt.“ Als wir in einem andern Teile Böhmens nach einer benachbarten fürstlichen Herschaft fuhren, begegneten wir auf der Treppe des hohen Schlosses einer scheuen eigentümlich blickenden Männergestalt, welche, als sie unsern vor der Thür noch haltenden Wagen erblickte, sofort wieder umkehrte mit noch verstörterem Blick und Wesen. Wir erfuhren von einem begleitenden im Schlosse bekanten Herrn, daß das ein vormaliger Prälat sei, welchem im Schlosse Wohnung eingeräumt war. Nichts weiter. Als wir Abends zurückfuhren, sagte der Kutscher: „das war mein Vater, der die Treppe herabkam.“ Ach ja, er sah grade so aus. „Wir sind unserer sechs Kinder, die unsere Mutter hat, ich bin der Dritte.“ Als ich mein Bedauern und Erstaunen sehr ernst aussprach, meinte der Kutscher, bei der Weltgeistlichkeit seien die Verhältnisse noch viel schlimmer. Nun wir wollen dieses nicht weiter untersuchen. Wir wollten nur zeigen, daß dieses Herzblatt der römischen Kirche auch eine sehr bedenkliche Kehrseite hat, und wenn die Gräfin darin einen so wesentlichen Vorzug vor der evangelischen Kirche findet, so haben wir nicht Ursache, sie zu beneiden. Wir bedauern diese Entartung katholischer Institutionen, wollen auch die Gebrechen der evangelischen Kirche damit keineswegs zudecken oder wegläugnen. Der

Herr bewahre uns, daß wir ja nicht sagen: „Ich danke dir, daß ich nicht bin wie andere Leute", aber das wollten wir doch der Gräfin zur Beherzigung vorhalten, daß alles wahrhaft Wirksame und Segenbringende der römischen Kirche nicht eigentümlich ist, und jene Vorzüge einer höhern Sittlichkeit auf einer Illusion beruhen, die eine schreckliche Kehrseite hat. Wie sehr aber die Gräfin den klösterlichen Tendenzen ergeben ist, geht unter andern auch daraus hervor, daß ihr Urbild ächt katholischen Lebens, Grazia, die lezte Erbin, welche Kreuzbronn wieder einem Orden zuweiset, zwar selbst nicht in ein Kloster geht, sie bleibt vielmehr auch nach dem Tode ihres an der Katalepsie erkrankten Vetters, an den sie mehr um dem Wunsche ihres Vaters nachzukommen, als um seine Frau zu werden, auf einige Jahre verheiratet war, im vollen Besitze ihrer Güter. Denn ihr Beichtvater, Pater Smaragd, hatte ihr ausdrücklich befohlen, „kein unnützes Aufsehen zu machen, und meines unschuldigen Vaters Namen zu schonen (— der Großvater hatte nämlich Kreuzbronn betrüglich an sich gebracht —) und zu bedenken, daß nicht blos der Fluch der Sünde, sondern auch des Vaters Tugenden auf dem Vermögen ruheten." Sie lebt jezt in Baden-Baden in der elegantesten Umgebung ihres eigenen Hauses, das mit allem möglichen Comfort der hohen Gesellschaft ausgestattet ist. Als sie aber Besuch von ihrer frommen Mutter erhält, führt sie diese in ihre eigenen sehr eleganten, bequemen Zimmer. „Das lezte hatte verschiedene Tapetenthüren. Vor einer solchen Thür zieht Grazia den Schlüssel aus der Tasche und öffnet — — eine Klosterzelle. Sie war nur dürftig eingerichtet mit einem Feldbett, zwei Strohstühlen, einem Tisch und einem Betschemel von geringem Holze. Unter einem Strom von plötzlich ausbrechenden Thränen rief Grazia, indem sie die Stirn auf die Schulter ihrer Mutter legte:

„Ja, ja, eine Zelle ist's! .... die Zelle von Kreuzbronn, die mein unglückseliger Großvater verlassen hat. Hier schlafe ich, hier bete ich, hierher flüchte ich mich, wenn mir das Herz manchmal schwer werden will. Hier sagt mir Alles, daß ich Grazia Ursperg heiße, und wozu dieser Name mich verbindet, hier bin ich dem Willen nach so arm, wie ich sein möchte. Hier ist mein wahrer Platz — mitten in der Welt die Zelle der Entsagung."

Von dieser Zelle hat Niemand eine Ahnung. Blos das Kammermädchen Jeanette kent sie. Aber diese hat bei den Wunden Jesu versprochen, mit Niemand davon zu reden.

Wenn man nun liest, wie so höchst elegant das reiche Haus der Baronin ausgestattet, wie ihr die glänzendste Equipage zu Diensten steht, Kammerjungfer, Bedienten und Reitpferde auf sie warten — so erscheint doch diese verborgene Klosterzelle wie eine Spielerei, welche den übrigen Vorzügen Grazias nichts hinzufügen dürfte.



Und nun noch Eines, das wir der Gräfin doch alles Ernstes zu bedenken geben möchten, den einzigen Tadel, welchen sogar die historisch-politischen Blätter, die sonst der Gräfin so sehr wolwollen, in ihrem neuesten Hefte nicht zurückhalten können, wenn sie ihn auch nur ganz leise berühren. Die Gräfin hat nicht das geringste Bedenken dabei, Heiraten in den möglichst nächsten Graden der Blutsverwandtschaft zu stiften, zwischen Geschwister-Kindern, die noch dazu von Kindheit auf durchaus wie Geschwister unter einem Dache erzogen sind, auch dieselben Personen mit den Vater- und Mutter-Namen zu nennen gewohnt sind. Die Verlobung geht freilich etwas wunderlich zu. Beide Verlobte haben eine Stunde vor ihrer Verlobung gar keine entfernteste Ahnung davon, aber der Vater und Onkel hat es vor seiner Erkrankung als einen Wunsch ausgesprochen, so ist denn die Mutter und Tante längst damit zufrieden, und die beiden Verlobten wissen weiter nichts zu sagen, als daß der Wille des Vaters und Onkels ihnen heilig ist. Sie sind also nun verlobt, im Uebrigen bleibt Alles, wie es vorher gewesen ist. Die Verlobung macht nicht den geringsten Eindruck, kein Mensch im Hause merkt oder weiß auch nur das Geringste davon. Aber dieselbe Grazia, welche nun mit ihrem Vetter verlobt und später, obwol er kataleptisch wurde, copulirt wurde, will auch ihr Onkel Emanuel heiraten, vor ihrer Copulation, und dann wieder, als sie nach kurzer Zeit Witwe geworden war. Es wird freilich daraus nichts, weil eben Grazia sich und ihr Gut „opfern" will, aber die Nähe der Verwandtschaft kömt dabei nicht im Mindesten in Betracht. Späterhin heiratet dann derselbe Emanuel die Tochter seiner andern Schwester, auch ohne alles Bedenken. Wenn die Gräfin einmal „in dem Buche", mit dem die protestantischen Herren mit weißer Halsbinde so vertraut zu sein pflegen, nachsehen will, so wird sie finden, daß diese heilige Schrift sehr ernstlich und nachdrücklich die Heirat unter nahen Verwandten verbietet, und wenn sie sich weiter umhören will, so wird sie finden, daß das kanonische Recht sehr ernste Hindernisse solchen Ehen in den Weg legt, und wenn sie noch weiter die Erfahrung fragen wird bezüglich der aus solchen Ehen gebornen Kinder, so wird sie hören, daß die Gebote wie der heiligen Schrift, so der auf sie gestüzten kirchlichen Ehegesetzgebung keineswegs auf einer Willkürlichkeit ruhen, damit es nichts weiter auf sich hätte, wenn sie etwa ein päpstlicher Dispens aufhebt, sondern vielmehr auf einem sehr ernsten Hintergrunde geheimnisvoller göttlicher Ordnung und Regel, die ungestraft nicht gebrochen werden darf.

(Fortsetzung folgt.)

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz in Berlin. Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

# Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1864. Sonnabend den 5. März. № 19.


## Zwei Schwestern. Eine Erzählung aus der Gegenwart von Ida Gräfin Hahn-Hahn. 2 Bände. Mainz 1863.

(Fortsetzung.)

Die Gräfin beruft sich so gern auf die Autorität, aber sie hat in der Regel nur die Autorität geistlicher Oberhirten dabei im Auge, besonders die päpstliche. Es gibt aber noch eine höhere Autorität, das ist die der heiligen Schrift. Es liegt etwas Wunderbares darin, wie dieselben Aerzte und Naturforscher, welche insbesondere in dem jetzigen Stadium ihrer wissenschaftlichen Forschungen sich so ungenirt über die Zeugnisse der Schrift hinwegsetzen und sie glauben verhöhnen und verspotten zu dürfen, auf der anderen Seite durch ihre praktischen Erfahrungen derselben Schrift wieder Zeugnis geben müssen. Daran erinnern uns die unlängst publicirten Erfahrungen, welche man auf möglichst officiellem Wege durch ganz Frankreich hinsichtlich der physischen und psychischen Zustände solcher Kinder angestellt hat, die von nahe verwandten Eltern abstammen. Sie sind entsetzlicher Art und geben Zeugnisse und Warnungen, daß Niemand ungestraft auch diese Gesetze und Ordnungen Gottes in heiliger Schrift brechen darf. Auf Referenten] machten diese Erfahrungen, welche allenthalben mit Zahlen belegt waren und in Taubstummheit, Blödsinn, allgemeiner Körperschwäche, Krämpfen ꝛc. so schrecklich hervortraten, einen um so tieferen Eindruck, als wer selber aus einer zweifachen Ehe einer Bauernfamilie, worin sich in zwei hinter einander folgenden Geschlechtern Geschwister-Kinder geheiratet hatten, eine Reihe von Kindern hat beobachten können, wovon das eine noch jämmmerlicher und schreckhafter war als das andere. Blödsinn, drei Mal wiederkehrende Taubstummheit, Rückenlähmung, dicke Köpfe bei jämmerlichen Extremitäten waren laute Mahnungen gegen solche Ehen. Beide Eltern waren kräftig und gesund. Das möge doch die Gräfin ja beherzigen. Der päpstliche Dispens thut es nicht. Der ist wetterwendisch und richtet sich bei Fürsten und Königen sehr oft nach der politischen Wetterfahne. Wir erinnern an Heinrich VIII. von England. Erst dispensirte der Papst, nachher fand Heinrich diesen Dispens höchst bedenklich, der Papst sollte durch einen neuen Dispens den alten aufheben, das wollte der Papst wieder nicht, es sei denn, daß Heinrich gewisse politische Concessionen machte. Heinrich machte sie. Da erteilte der Papst den gewünschten Dispens in beßter Form, aber der Nuntius war angewiesen, das Dokument nicht eher herzugeben, bis Heinrich sich in gültiger Form gebunden hatte. Das wollte und konte Heinrich jezt nicht mehr. Da reiste der Nuntius ab, aber Heinrich schickte Häscher hinter ihm her, welche in Dover unter irgend einem Vorwande das Felleisen untersuchen mußten, um das päpstliche Dokument zu erwischen. Aber der Nuntius war klüger gewesen, er hatte das Dokument auf anderem Wege wieder nach Rom gesandt. Es liegt noch heute in der päpstlichen Kanzlei. Heinrich fiel darüber bekanntlich im Zorme vom Papste ab und dispensirte sich höchst eigenhändig. Das ist menschliche Willkür gegenüber der festen Ordnung Gottes.

In dem Bisherigen haben wir alles Wesentliche ausgesprochen, worüber wir mit der Gräfin erst glaubten abrechnen zu müssen. Desto lieber eröffnen wir nun dem Leser noch einen allgemeinen Blick in die Anlage, den Inhalt und die Entwickelung des Buches, das wir mit großem Interesse durchgelesen haben. Die Gräfin nent es eine Erzählung aus der Gegenwart, denn sie führt uns lebende Bilder aus den ihr durchaus heimischen Kreisen der vornehmen Gesellschaft der laufenden Zeit vor, deren erstes uns im Jahre 1839 in Dresden sofort zu fesseln weiß, während der lezte Brief vom 3. Febr. 1863 datirt ist. In den beiden Schwestern repräsentiren sich die beiden Gegensätze weltlicher Zerfahrenheit und das Dienen unter dem Kreuze in den Formen der römischen Kirche. Das Motto der Einen ist „Non serviam“, das Motto der Anderen: „Excelsior.“ An diesen beiden Worten führt uns die Gräfin durch alle Phasen eines tiefbewegten Lebens. Wir hören das Rauschen der wilden Fluten einer sturmbewegten See, darin sich das Wesen der weltlichen Richtungen dieser Zeit abbildet und sehen Richenza mit ihrem Herzen diese Fluten durchfahren, immer in Hoffnung, bald den Hafen gefunden zu haben, worin nach ihrer ruhelos ermüdenden Fahrt ihre arme zerschlagene Sele ausruhen könte, ohne ihn doch je zu erreichen. Es hat etwas Erschütterndes, diese reichbegabte Sele mit ihrem ebenso reichbegabten Sohne zuletzt scheiternd an den Höllenmaschinen der Spieltische zu Baden-Baden untergehen zu sehen, während auf der anderen Seite die Stille inmitten des säkularisirten Klosterhofes zu Kreuzbronn, da wir unter der uralten Linde den Brunnen rieseln hören, über dem sich das steinerne Crucifix erhebt, die Ruhe der Sele

abbildet, welche unter dem Kreuze das Wasser des ewigen Lebens gefunden hat. Und diese Ruhe tritt uns in Euphrosyne, der anderen Schwester, mit ihrer Tochter Grazia entgegen.

Es ist ein Vorzug aller dieser Erzählungen der Gräfin, daß sie sofort dem Leser das spannende Interesse für ihre Personen und Situationen abzugewinnen weiß. Wir müssen uns nicht etwa, wie bei anderen berühmten Erzählenden, z. B. Walter Scott, durch eine Reihe von Kapiteln hindurcharbeiten, um den Faden zu finden, an dem wir mit Interesse weiter gehen. Gleich im ersten Kapitel sezt sie den berühmten Tieck'schen Vorlesungen zu Dresden ein bleibendes Denkmal. Denn die reiche Gräfin Meerhaim, deren Gemahl sich beständig fast in allen Ländern Europa's umhertreibt, wo es etwa Wettrennen und dergleichen Sports giebt, lebt unterdessen mit ihren beiden Töchtern Richenza and Euphrosyne und deren jüngerem Bruder Emanuel am liebsten in großen Gasthöfen der großen Städte Berlin, Dresden ꝛc. Sie braucht sich dann um Nichts weiter zu kümmern, was sonst etwa auch eine vornehme Hausfrau einmal in Anspruch nehmen könte. Wenn sie zu Haus kommt so verschwindet sie in einem der weich gepolsterten großen Stühle, um zu lesen bis in die tiefe Nacht hinein. Noch nicht lange ist sie von Berlin angekommen, früher als sie beabsichtigte, um den Bewerbungen eines Prinzen aus einem regierenden Hause um ihre so bildschöne, geistreiche, in allen Künsten und Wissenschaften so weit geförderte Tochter Richenza zu entgehen. Richenza empfand dies sehr bitter, denn ihr wäre eine morganatische Ehe eben recht gewesen. Sie verliert sich nun in Dresden in die Bildergallerie, wo sie Tage und Wochen lang mit Copiren der schönsten Gemälde beschäftigt, durch ihre bloße Erscheinung die Augen auf sich zieht. Daneben versäumt sie mit ihrer Mutter keine der Tieckschen Vorlesungen, und es ist wiederum ein Vorzug des Buches, daß die Gräfin offenbar aus eigener Erinnerung dieser Vorlesungen schöpft. Die andere Tochter Euphrosyne ist stiller, freundlicher, bescheidener, nicht so ganz eingenommen und trunken von der Literatur, der Musik, der Malerei, wie Richenza und deren Mutter. Beide sind übrigens Protestanten, von exclusiv lutherischen Pastoren confirmirt, aber ohne eine Hingabe des Herzens an das Evangelium erfahren zu haben. Das sind nun die beiden Schwestern, deren Leben die Gräfin verfolgt. Die eine, Euphrosyne, verheirathet sich bald an den jungen katholischen Baron von Ursperg, der neben dem alten Baron, einem früheren Mönch zu Kreuzbronn, einem infamen alten Spitzbuben von dem feindseligsten Haß der Kirche Christi und seiner Priester erfüllt, zu Kreuzbronn wohnt und ein frommes ächt katholisches L[illegible] in seinem ganzem Sein und Wirken so anziehend offenbart, daß die glaubenslose und glaubenslere Euphrosyne von dieser frommen Treue bald überwältigt, sehr leicht den Uebertritt zur katholischen Kirche findet und in kürzester Zeit mit ihrem Gemahl auf derselben Stufe gläubiger Hingabe an diese Kirche steht, darin sie sich denn mehr und mehr christlich verklärt, daß sie auch in Demut durch alle Tiefen eines eisernen Kreuzes hindurchgeht, ohne je den rechten Frieden der vollen Ergebung zu verlieren. „Familien sind solidarisch," sagt die Gräfin, und sie muß mit ihrem bald unheilbar gemütskranken Gemahl und den vor ihr hinsterbenden drei blühenden Knaben die eiserne Schuld büßen, welche der alte Baron durch seine Felonie über sich und die Seinen herabgezogen. Es ruht kein Segen auf dieser durch schwerste Untreue erworbenen frühern klösterlichen Besitzung. Es geht eben Alles unter. Euphrosyne bleibt mit mit ihrer Tochter Grazia allein übrig und wir haben oben schon gesehen, wie sie das Verbrechen des Großvaters glauben sühnen zu müssen, dadurch daß sie Alles in die Hand der Kirche zurückgeben. Hier in Kreuzbronn an diesen Selen, und dem alten allein übrig gebliebenen Pater Smaragd, welcher der Beichtvater Aller ist, entfaltet nun die Gräfin Alles das im ächt katholischen Sinne, was sie unter dem „Excelsior" versteht, das zugleich das Motto des ganzen Buches ist, und das sich nach ihrer Meinung notwendiger Weise in das Ordensleben verlieren wird. Grazia verheiratet sich ja zuletzt, wie wir oben gesehen haben, an ihren früh verwaiseten, darum mit ihr erzogenen Vetters Adrian, „weil es so der Wille ihres Vaters ist." Aber erfüllt sie denn auch wirklich den Willen ihres Vaters, ist sie wirklich die gehorsame Tochter? Wir zweifeln sehr, daß der Vater diese Art der Ehe gemeint hat, als er vor seiner hereinbrechenden trüben und düstern Umhüllung seiner Sele, bei noch klarem Verstande seine Wünsche schriftlich aussprach und sie dem Pater Smaragd für den Fall, daß seine Sele völlig würde umnachtet sein, übergab. Sie verheiratet sich schließlich mit der Bedingung, daß ihr der Vetter die freie Disposition über ihre Person und ihr Vermögen lasse. Denn sie will jungfräulich leben, obwol verheiratet, doch eine Nonne sein und bleiben. Daher die geheimnißvolle Zelle, welche wir oben gesehen. Welch eine Verirrung der Gräfin, wenn sie diese verschrobenen unwahren Verhältnisse als das Excelsior, als das „verdienstliche Opfer" ansieht, welch' eine Täuschung, wenn die Tochter so meint den Wunsch ihres sterbenden Vaters erfüllt zu haben. Welch eine Spielerei mit der verborgenen Zelle, in der sie auch schläft, ohne daß ein Mensch im ganzen Hause eine Ahnung davon hat, wo sie Nachts bleibt, mit Ausnahme des Kammermädchens, das ihr bei den Wunden Jesu Stillschweigen gelobt hat. Dies müssen wir doch eine durch und durch verschrobene Partie, der übrigens so wohl gefügten, so natürlich und fließend sich gebenden Erzählung nennen.

Begleiten wir nun noch Richenza ein Wenig auf ihrer abschüssigen Bahn. Sie ist verstimt über die entgangene Heirat mit dem Prinzen, verliert sich einstweilen an die Kunst, an Shakespeare, an Tieck, ist aber bei einem sehr festen entschiedenen stolzen Character entschlossen, ihre eigene Bahn zu gehen. Auf der Galerie malt hinter ihr ein junger, schöner mit feinem Schnurrbart gezierter belgischer Maler, der leitende Professor vergleicht zuweilen im Gespräche mit beiden ihre gegenseitigen Bilder, man grüßt sich, man findet sich im Concerte,

bei Tieck ꝛc. Als der Maler Saint Clair nach Belgien zurückreisen will, findet er ein Zettelchen, „Nicht allein“ steht darauf. Kurz, die blühende, schöne, geistreiche, gefeierte Richenza hat sich eine Künstlerlaufbahn an der Seite dieses feinen Mannes als gar so romantisch und schön ausgesonnen, nimmt den ihr eigen zugehörigen Schmuck, davon will sie fliehen mit dem Maler. Die Mutter erhält die Nachricht, daß sie von Gretna-Green wieder schreiben wird. Aber, o weh! der geistreiche Maler verwandelt sich in einen handwerksmäßigen Copirer, hat zwar ein schönes Gesicht, ist auch sonst ein treuer Mensch, aber hohl, leer, ohne alle wissenschaftliche Ausbildung, ohne Verständnis für Richenza's Unterhaltung, ohne jede Politur, welche eine feine Erziehung gibt, und vor Allem ohne Geld, um Ansprüchen der verwöhnten Richenza auch nur im entferntesten genügen zu können. Vom Copir-Honorar läßt sich nicht mit einer verwöhnten Gräfin leben, Richenza's Schmuck ist bald verzettelt, und wenn nun ihr Mann noch wirklich William Saint Clair hieße, halb englisch, halb französisch, aber er heißt nur Wilhelm Sinkler und ist der Sohn eines sehr beschränkten Pfefferkrämers aus Straßburg, der in einer engen Straße ein schmales hohes Haus besitzt, dessen Vorderseite nur ein einziges Fenster hat, das in den Laden geht, dahinter ist dann das dunkle Comtoir, schmale, völlig finstere Treppen winden sich mühsam durch die Etagen. Hier finden wir nach Ablauf eines Jahres Richenza wieder, auf einer hinteren Stube, deren einziges Fenster in den rauchig dunkeln engen Hof wie in einen Brunnen seine traurige Aussicht bietet, neben der Wiege ihres Sohnes sitzend, das Herz voll Bitterkeit über solche Enttäuschung, oft in Thränen gebadet, ein leises Zucken um den Mundwinkel, wenn sie von der derben, dem Bauernstande entsprossenen, wenig genirten elsässischen Gewürzkrämerin zur Arbeit angehalten wird, damit ihr die Grillen vergehen. Im Uebrigen läßt sich's die ehrsame Frau deutlich genug merken, daß ihr Sohn einen erzdummen Streich mit dieser Heirat gemacht hat, gibt auch dem Sohne anheim, bald thunligst diese das ganze Hauswesen störende Frau sammt sich und dem Kinde wieder zu entfernen. Es gehört die knappe Schilderung dieser elsässischen Verhältnisse und Charactere zu den gelungensten Zeichnungen der Gräfin. Es ist die einzige Scene, die sich nicht in der hohen Gesellschaft vollzieht. —

Es wird Richenza von Seiten der Mutter, an die sie sich wendet, Verzeihung angeboten, jedoch unter der Bedingung, daß sie ohne ihren Mann zurückkehre. Dazu ist sie zu stolz. Sie träumt noch vom berühmten, geehrten Namen, den sie durch ihre Kunst erwerben will. Man findet sich schließlich ein für alle Mal mit einer Summe ab, und von da ab hört jede Verbindung auf. Richenza hält sich für verstoßen, grollt mit ihrer Familie. Man versucht sich in London, dann in Paris. Richenza fängt auch an zu schreiben. Es gelingt Alles nicht. Das Leben wird knapp. Aber der reiche Herzog von Clermont wünscht die Copie eines Bildes in Rom. Er bezahlt Alles, lernt Richenza kennen, beschließt selber mit nach Rom zu reisen. Dem dürftigen Maler gehen bald die Augen auf. Er gibt Richenza den Scheidebrief. Der Herzog sucht andere Verbindungen. Kurz Richenza ist bald mit ihren zwei Kindern allein. Wir finden sie in Spanien, dann wieder ganz verborgen und unerkannt in Dresden, Mailand, immer malend, um so in den Stand gesetzt zu werden, ihre talentreichen beiden Kinder, an welche sich ihre Sele in mütterlicher Eitelkeit und Schwäche verliert, in den vornehmen Instituten zu erhalten. Sie sind ihr Stolz und wenn sie in allem Flimmer der Welt schillern, alle Kunststücke der Institute fertig können, gepriesen und bewundert werden, so ist befriedigt. Und reich müssen sie noch werden. Mit dem Malen geht das aber nicht. Sie malt sich fast zu Tode.



Aber in Paris gibts noch andere Wege. Da ist die Börse, sie hat noch eine kleine Summe gerettet. Sie kauft Aktien, diese, jene, gewint, verliert, kurz jener wilde Dämon, der jezt die Welt beherscht, und die ganze Erde und alle Mere mit seinen eisernen Armen umklammert, nimt auch Besitz von Richenza's Sele. Sie zittert und bebt, der Schlaf flieht sie, die Angst treibt sie, wenn ihr Alles auf einer Spekulation steht. Es hört nun jedes andere Streben, Wirken und Wollen auf, was noch in ihrer Sele gelebt hat, stirbt ab, diese gräßliche Leidenschaft im Dienste Mammons breitet das Leichentuch über Alles. So sehen wir sie samt ihrem so reichbegabten, bald an die wüste Lust verlorenen Sohne in Paris immer tiefer und tiefer sinken. Das Börsenspiel geht nicht mehr, dazu gehört eine gewisse Summe, welche sie nicht mehr hat. Sie rafft endlich Alles zusammen, bezahlt noch einmal die Pension für ihre noch immer in dem vornehmsten Institute dressirte Tochter und verläßt Paris. Wir finden sie mit ihrem Sohne in den rheinischen Bädern, zulezt in Baden-Baden, und hier begegnen wir den, wir können in Wahrheit sagen, vollendeten Schilderungen jener von der gesamten Presse aller Länder so laut verklagten unter dem Namen von Spielhöllen bekanten Spiel-Banks-Privilegien, da Regierungen christlicher Länder (Hessen-Cassel, Hessen-Homburg, Nassau und Baden sind ja wol die einzigen noch übrigen) sich nicht scheuen, alljährlich die Pacht-Summen einzuziehen, an denen das Blut und die Selen so vieler Opfer klebt. Da sitzt Richenza, ihre einst so schönen schwarzen Locken sind nun ungeordnet, von Silberfäden durchzogen, mit schrecklich abgemagerten Händen, tief eingefallenen Schläfen, eine große blaue Brille wird sie kaum nötig haben, um sich vor ihren hier lebenden Eltern und Verwandten zu verbergen, ein graues abgetragenes seidenes Kleid umhüllt ihre eingefallene Gestalt, da sitzt sie in der bleiernen Atmosphäre der Spielhölle, umringt und bedrängt von der schweigenden Menge, welche mit ihr in höchster Spannung das Roulet umsteht, hinhorchend auf das eintönige Faites votre jeu oder rien ne va plus der Bankhalter, welche wie todte Maschinen das Geld einsacken und auswerfen. In einiger Entfernung ihr Sohn Tristan von derselben Spielsucht gepeinigt. „Er gewann, dann verlor er . . . Das Spiel ging weiter. Es nahm

Tristan's Sele mit. Erwartungsvolle, neugierige, gespante Blicke kreuzten sich ohne es zu bemerken mit starren, gläsernen, trostlosen, habgierigen Blicken — mit Blicken, in denen brutale Begierde, zitternde Spannung, dämonische Freude, stumpfe Vernichtung, ohnmächtige Verzweiflung lag."

(Schluß folgt.)

---

# Nachrichten.

## Aus der Hannoverischen Vorsynode.

Nachdem ich unter einem flüchtigen Ueberblicke Ihnen den Schluß unserer Synode angezeigt, lassen Sie mich auf etliche wichtigere Einzelnheiten übergehen, und namentlich gleich heute der ersten Frucht gedenken, welche die Synode bereits getragen hat, ich meine den vorläufigen Abschuß der Abrenunciationsfrage durch ein auf Grund synodaler Verhandlungen am 5. Januar publicirtes Kirchengesetz.

Die Behandlung dieser Frage hatte zwar mit dem Zwecke, wozu diese Versamlung vom Könige berufen war, über Abänderungen rücksichtlich der Kirchenverfassung zu berathen, nichts zu thun und der vom Regimente vorgelegte Entwurf bot keinerlei Veranlassung dar, auch diese Frage in den Kreis der Berathung zu ziehen. Allein nach der Geschäftsordnung war es den Mitgliedern gestattet, Uranträge einzubringen, welche bei gehöriger Unterstützung geschäftlich behandelt werden mußten.

Davon machte gleich in der 5. Sitzung der Obergerichtsrath Flügge aus Göttingen Gebrauch, indem er folgenden Urantrag stellte:

„In Erwägung, daß die bei der heiligen Taufe von mehreren Geistlichen gebrauchte Abrenunciationsformel nicht zum Wesen derselben gehört,

„in Erwägung, daß dieser von mehreren Geistlichen verlangte Gebrauch derselben mehrfach den Frieden zwischen den Pfarrgeistlichen und ihren Gemeinden auf betrübende Weise gestört hat, diesem Uebelstande aber abgeholfen werden muß,

„in Erwägung, daß nach §. 23 des Gesetzes vom 5. September 1848 und §. 59 der Geschäftsordnung vom 14. September d. J. die Vorsynode den nachstehenden Antrag zu stellen berechtigt ist, ersuche ich die Vorsynode zu beschließen, bei der Königl. Kirchenregierung zu beantragen:

daß die Bestimmungen der Kalenbergischen Kirchenordnung von 1569, der Lüneburgischen Kirchenordnung von 1643, der Lauenburgischen Kirchenordnung von 1583 über den Gebrauch der Abrenunciationsformel bei Vollziehung der heil. Taufe, sowie alle sonstigen Bestimmungen — mögen sie in geschriebenen Gesetzen oder Verordnungen, so weit sie etwa noch als bestehend angesehen werden dürfen oder in Gewohnheitsrechten beruhen — wodurch der Gebrauch der Abrenunciationsformel geboten ist, durch eine baldmöglichst getroffene Anordnung aufgehoben werden,

und daß zu der zu treffenden Anordnung, so weit erforderlich, die Zustimmung der Vorsynode erteilt werde."

Da dieser Urantrag die gehörige Unterstützung fand, so ward



er in einer der folgenden Sitzungen auf die Tagesordnung gebracht. Bei der Begründung des Antrags ward hervorgehoben, daß nach Meinung des Antragsstellers der Gebrauch dieser Formel weder geboten noch verboten sein solle, damit weder der taufende Pastor berechtigt sein solle, zu fordern, daß die Abrenunciationsfragen zur Anwendung kämen, noch die Eltern ihrerseits befugt erschienen, die Stellung dieser Fragen zu verlangen, es werde vielmehr hinfort der Gebrauch derselben nur bei beiderseitigem Einverständnis zulässig sein.

Der Antragsteller wies weiter nach, daß diese Fragen nicht zum Wesentlichen der Taufe gehören, wie sie denn in etlichen Kirchenordnungen ganz fehlen, auch z. B. in der Kalenbergischen K. O. bei der Nottaufe weggelassen seien. Es komme hinzu, daß der Gebrauch derselben, wie das bekante Ausschreiben des Hannov. Consistoriums vom 21. April bestätige, vieler Orts seit länger denn 50 Jahren durch Gewohnheitsrecht derogirt sei. Freilich hätten viele Geistliche von der Erlaubnis, die Fragen fallen zu lassen, keinen Gebrauch gemacht. Sie seien unzweifelhaft im Rechte, allein es sei dadurch in höchst bedauerlicher Weise der Friede zwischen den Geistlichen und ihren Gemeinden gestört, auch die Geistlichen unter einander dadurch zerfallen und sein Antrag, welcher durchaus kein Fortschrittsantrag sein solle, bezwecke den gestörten Frieden wieder herzustellen.

Es wurde nun eine Commission von vier Geistlichen und vier Laien-Mitgliedern ernant, die Berathung vorzubereiten. Aber erst in der 48. Sitzung kam die Sache zur Verhandlung. Denn auf Veranlassung der betreffenden Commission waren abseiten des Kirchen-Regiments amtliche Einholungen durch das ganze Land veranlaßt, um zu constatiren: In wie viel Gemeinden die Fragen in Uebung, in wie viel ferneren Gemeinden sie nicht in Uebung, in wie viel Gemeinden sie seit 10 oder 15 Jahren wieder eingeführt, und in wie viel Gemeinden sie seit unvordenklichen Zeiten im Gebrauche seien, endlich in wie viel Gemeinden sie seit der Verordnung vom 21. April v. J. wieder aufgegeben. Das Ergebnis war folgendes: von 950 lutherischen Gemeinden im Bereiche der eben angeführten Kirchenordnungen fand die Abrenunciation keine Anwendung in 354 Gemeinden. Seit der Verordnung vom 21. April war sie gefallen in 121 Gemeinden. In 184 Gemeinden war zwar die Abrenunciation in Uebung, aber in einer anderen Form als der vorgeschriebenen, und in 300 Gemeinden war sie noch jezt in Uebung. Von diesen lezten 300 Gemeinden war sie in 176 erst im Laufe der lezten 15 Jahre wieder aufgenommen, in 44 Gemeinden länger als 15 Jahre, wie in 80 seit unvordenklichen Zeiten in Uebung. Widerspruch gegen die Anwendung der Fragen war erst neuerdings erhoben, aktenmäßig nur in 50 Gemeinden, teils von einzelnen Personen, teils auch von den Gemeinden in ihrer Vertretung durch den Kirchenvorstand.

Schon aus dem Obigen ergibt sich, daß die Commission, welche aus sehr achtbaren und umsichtigen Männern zusammengesezt war (unter den geistlichen Gliedern befanden sich: Der Oberconsist. R. Niemann, und Ehrenfeuchter, die Superint. Arnemann und Thilo, unter den weltlichen: der Geh. Reg.-Rath Brüel, der Oberappellationsrath Meyer, der Rector Scherf und der Antragsteller), mit großer Gründlichkeit und Vorsicht an ihre Berathung gegangen war. Das ergab sich denn auch weiter aus der Berichterstattung des Oberapp. Meyer. Er wies darauf zurück, wie Luther das aus der kathol. Kirche überkommene lateinische Taufritual lediglich mit Weglassung nur desjenigen, was der evangelischen Lehre widersprochen, in's Deutsche übersetzt. So sei das

1523 erschienene Taufbuch entstanden, das auch in seiner 1524 erschienenen zweiten vereinfachten Auflage den Exorcismus und die Abrenunciation beibehalten, welche von da in die verschiedenen Kirchen-Ordnungen hinübergenommen.

Der aus Zweifeln an der dogmatischen Berechtigung hervorgegangene Widerstand gegen den Exorcismus sei in den Erläuterungen zur Kalenbergischen K. O. begründet und hauptsächlich aus einer Scheu vor Nachgiebigkeit gegen den Calvinismus noch beibehalten.

Am Ende des vorigen Jahrhunderts seien aber die festen agendarischen Formen gewichen, und sei an ihre Stelle das subjective Belieben der Einzelnen getreten, dieses Verfahren auch durch ein (allerdings unberechtigtes) Consistorial-Ausschreiben vom Jahre 1800 gewissermaßen sanktionirt, bis man seit etwa dreißig Jahren zur Erkentnis gekommen, daß solches Verfahren in der Kirche von Uebel sei. Man habe zu den festen agendarischen Formen zurückgegriffen, und sich in den Pastoral-Conferenzen, gelegentlich der Kirchen-Visitationen, und durch Ermunterung abseiten der Behörden, vornämlich aber durch den im Jahre 1853 erfolgten Wiederabdruck der alten im Consistorial-Sprengel Hannover geltenden Kirchenordnungen, darin immer allgemeiner gefestigt, ohne Widerspruch bis auf diese lezten Jahre, wo nach den Katechismusstürmen sich auch auf diesem Gebiete der Widerspruch erhoben habe, wodurch denn die Verordnung vom 21. April hervorgerufen worden sei.

Für die Frage, ob es geboten sei, dem in diesem Widerstande sich kundgebenden Verlangen Abhülfe zu gewähren, sei es entscheidend, auf welchem Grunde derselbe beruhe. Derselbe könne teils dogmatischer, teils liturgischer Art sein, und im lezten Falle entweder im engeren Sinne liturgisch oder im weiteren, indem er von dem der Gemeinde in dieser Beziehung zustehenden Rechte ausgehe.

Zu verkennen sei es nun nicht, daß jener Widerstand zum Teil auf ausdrücklicher Verwerfung einer von der Kirche bekanten Lehre ruhe und insoweit sei er unberechtigt und von der Vorsynode nicht zu berücksichtigen, als welche weder an dem Bekentnisse noch an der Liturgie, sofern sich das Bekentnis darin ausspreche, etwas zu ändern habe.

Der Referent war dann aber weiter der Meinung, daß der Widerstand nicht auf ausdrücklicher Verwerfung der Kirchenlehre, sondern auf einer Anschauung beruhe, welche sich in die fragliche Lehre nicht hineinfinden, eine persönliche Existenz des Teufels nicht zu fassen und eine Entsagung des Kindes dem gegenüber nicht verstehen könne. Den hieraus entstehenden Bedenken wollte nun die Commission um so mehr Rechnung getragen wissen, als die Kirche die Pflicht habe, die Schwachen im Glauben zu tragen, und zwar hier um so mehr, als die Diener der Kirche diese Lehre in früherer Zeit mit viel Aberglauben vermischt gelehrt haben, in späteren Zeiten aber gradezu als eine falsche, aus der Kirche und Schule hinausgepredigt und gelehrt haben. Unter diesen Umständen sei ein Gewissensdruck anzuerkennen, wenn Jemand einer Lehre bei Spendung des Sakraments ausdrücklich zustimmen soll, zu der er doch kein ausdrückliches Ja sagen könne.

Nachdem sodann die Frage aufgeworfen, welches der rechte Weg sei für jene Abhülfe, darauf auch der Urantrag als ungeeignet verworfen, die bekante Verordnung vom 21. April aber als nicht zu rechtfertigen bezeichnet wurde, ward als Ergebnis der commissarischen Behandlung dieses brennenden Notstandes der Antrag gestellt, es solle, da nur die Abrenunciations-Frage Bedenken finde, die Abrenunciation bekennend vom Prediger gesprochen werden, wobei Seitens der Commission ein Formular Beispiels halber, wie man sagte, beigegeben wurde.

Die weiteren Discusionen gingen nach rechts und links auseinander, und während man hervorhob, daß man sich auf die dogmatische Seite der Sache hier nicht weiter einlassen, sondern eben nur den Notstand ins Auge fassen wolle, wurde von Seiten einiger Laien unter den Synodalen die Sache so plump und platt behandelt, daß sich der Präsident sogar genötigt sah, dem Redenden das Wort gradezu abzuschneiden und einem Andern zu erteilen.

Schließlich einigte man sich im Wesentlichen für den Antrag der Commission. Am 8. und 9. December fanden die Verhandlungen statt, den 16. Dezember ward das lezte Protokoll der Synode genehmigt und dann am 5. Januar folgendes Kirchen-Gesetz als erste Frucht der Synode vollzogen; und in der ersten Nummer der Gesetzes-Sammlung verkündigt:

„Wir erlassen nach Berathung mit der durch unsere Verordnung vom 29. April v. J. in Vollziehung des §. 23 des Gesetzes vom 5. September 1848 berufenen Vorsynode für die evangelisch-lutherische-Kirche des Landes das nachstehende Kirchengesetz:

„In Gemeinden, in welchen die heilige Taufe mit Anwendung von Abrenunciationsfragen vollzogen wird, sollen Taufen für welche von dem Vater oder dessen Vertreter die Weglassung der Abrenunciationsfragen gewünscht wird nach Maßgabe der folgenden Formel vollzogen werden

Taufformel

(da anhebend, wo man zum Taufsteine hinzutritt nach den Worten: der Herr behüte Deinen Eingang und Ausgang von nun an bis zu ewigen Zeiten. Amen.)

Der Täufer: Lieben Freunde, ihr habt das Kindlein dem Herrn Christo zugetragen und gebeten, daß er es annehme, es segne und ihm das Himmelreich und ewiges Leben geben wolle. Und ihr habt auch gehört, daß unser Herr Christus so herzlich willig dazu ist und ihm solches Alles im Evangelio zugesagt hat. Nun sollt ihr aber auch bedenken, wer in Jesum Christum getaufet und der heil. Gemeinde Gottes hinzugethan wird, der muß auch verläugnen die ungöttlichen Wesen und weltlichen Lüste, Gott allein zu dienen und auf ihn allein seine Hoffnung zu setzen.

Begehrt ihr demnach, daß dieses Kind getauft werde?

Antwort der Gevattern: Ja.

Der Täufer: So lasset uns absagen anstatt und von wegen dieses Kindes dem Unglauben und Aberglauben und allen Sünden, als Werken des Teufels und mit Herz und Mund bekennen unseren christlichen Glauben.

Ich glaube an Gott ꝛc.

(folgt, nachdem der Täufer das apostolische Glaubensbekenntniß ausgesprochen die Taufe selbst).

Gegeben, Herrenhausen, den 5. Januar 1864.

Georg Rex.

Das ist die Art und Weise, um nicht zu sagen das Kunststück, mit welchem man diesen schwersten Stein des Anstoßes ein wenig zur Seite geschoben um einigermaßen mit Hülfe eines kleinen Umweges an ihm vorüberfahren zu können. Das wollen wir ja freilich zugeben, nachdem die Sache einmal zur Sprache gekommen, war es sehr schwer sie einigermaßen richtig zu behandeln ohne sich ganz fest zu fahren. Die Schwierigkeit lag in den vorhandenen Zuständen, wie sie nun einmal vorliegen, und durch keine menschliche Kunst und Klugheit hinweggebracht werden können. Daß sie aber vorhanden, lag weiter an den nicht aufgehobenen alten und hinzugekommenen neuen Consistorialausschreiben, und lag weiter an der durch langjährige Uebung zu Recht bestehenden bunten Praxis. Ein generelles Taufformular ließ sich unter den gegebenen Umständen absolut nicht aufstellen ohne die Verwirrung noch viel größer, das Aergernis noch viel schwerer und die Zerfahrenheit noch viel schlimmer zu machen.

Jedenfalls ist es gut, daß erst einmal die bedauernswerte Verordnung vom 20. April v. J. beseitigt ist. Sie hat nicht lange bestanden, kein Jahr lang, aber sie hat Unheil genug gestiftet. Uebrigens ist zu bemerken, daß dieses die erste gesetzliche Abänderung in dem fast 300jährigen Bestehen unserer Kirchen-Ordnungen ist. Sie ist nicht ohne großes Bedenken. Es ist ein Stein aus dem festen Gewölbe gebrochen!

Außer diesem ersten wurden noch drei andere Uranträge gestellt, darunter zwei vom Professor Ewald und einer von einem anderen Gelehrten.

Der erste vom Professor Ewald gestellte Antrag war gegen verschiedene Consistorien des Landes gerichtet und lautete so:

„Da aus verschiedenen Gemeinden der Landeskirche und von beteiligten Geistlichen vielfach Beschwerden darüber laut geworden sind, daß auf der verschiedenen Königl. Konsistorien untergebenen Geistlichkeit ein Druck laste, welcher besonders seit den letzten 12 Jahren aus Beförderung der Eisenach-Dresdener Kirchen-Politik hervorgegangen zu sein scheint und sich vorzüglich in ungerechtfertigten Entfernungen vom Amte und Disciplinar-Untersuchungen noch bis jetzt äußert,

so wolle hochwürdige Vorsynode an das Königl. Cultus-Ministerium den Antrag richten:

daß hohes Cultus-Ministerium auf Abstellung solcher Uebelstände nach Untersuchung derselben durch geeignete Verfügung an die betreffenden Konsistorien einwirke."

Es war das ein wunderlicher Vorgang und ein sonderbares Unternehmen des Herren Professors, der eine Königl. Behörde bei der anderen ihr vorgesetzten verklagt, während er doch wissen konnte, daß in den beregten Fällen beide Behörden immer in vollkommener Uebereinstimmung handeln. Uebrigens war der ganze Antrag, wie man sah, gar nicht im Kopfe des Herrn Ewald entstanden, sondern ursprünglich aus Anregen eines Mannes hervorgegangen, der einem „bevorstehenden Drucke" gerne einen kleinen Riegel vorschieben möchte. Herr Ewald ist nun dafür bekannt, daß er gern zutapset, und so war er auch in dieses Garn gelaufen. Es ist ihm aber übel darin ergangen, und zwar in dreifacher Beziehung.



Einmal leidet der ganze Antrag an einer innerlichen völligen Unwahrheit. Es ist nicht wahr, daß die Konsistorien irgend einen Druck im Ewald'schen Sinne ausgeübt haben, sondern das völlige Gegenteil. Die Consistorien haben der in der Orthodoxie sich allmälig gestaltenden neuen Strömung des Glaubens nicht widerstehen können, und sich, wie das in der Natur der Sache liegt nur sehr allmählig und ungern gefügt. In einige ganz wenige Disciplinar-Untersuchungen ist man sehr ungern hineingegangen, und nur weil die Sache so eklatant geworden, daß gar nicht mehr auszuweichen war. Wenn sich ein rationalistischer Superintendent so weit vergißt, daß er bei der Introduktion eines Pastors, nach dessen Predigt und während der Pastor vor ihm am Altare steht, erklärt: Glaubt ja nicht, was dieser da eben gepredigt hat, Ihr seid von Natur keine Sünder u. s. w. so ist es um so weniger möglich, dazu zu schweigen, wenn von Seiten der Gemeinde gegen dieses Verfahren protestirt wird. Wenn eine der Ewald'schen völlig entgegengesetzte Anklage erhoben würde, so möchte die bei weitem leichter zu begründen sein, namentlich wenn wir an Alles das gedenken, was nun seit fast zwei Jahren Unglaubliches von einzelnen Geistlichen auf diesem Gebiete geleistet ist.

Es begegnete aber Herrn Ewald noch eine andere Fatalität. Als endlich zur Begründung seines Urantrags der 3. November bestimt worden war, verlas der Präsident ein Schreiben des Kultus-Ministerii, worin auf Grund der Geschäftsordnung die öffentliche Verhandlung ausgeschlossen, und eine vertrauliche angeordnet wurde. Dergleichen öffentliche Verhandlungen seien an sich von mindestens zweifelhafter Angemessenheit, hier aber um so weniger statthaft, da Grund oder Ungrund erhobener Vorwürfe hier jedenfalls vorläufig ganz unerörtert bleiben müsse.

So mußten die Gallerien geräumt werden, ein öffentlicher Skandal konnte nicht aufgeführt und das betreffende Protokoll nicht gedruckt werden. Es war dies Herrn Ewald sichtlich sehr fatal, denn er kam im Verlaufe der übrigen Verhandlungen auf diesen Ausschluß der Oeffentlichkeit wiederholt zurück.

Zuletzt aber fiel der Antrag auch in sofern zu Boden, als in der betreffenden Kommission alle Stimmen gegen eine (die des Antragstellers) den Antrag als nicht begründet abwiesen.

Herr Ewald ließ sich durch diesen Verlauf indes nicht abhalten, späterhin noch einen anderen Urantrag zu stellen, der so lautete:

In Erwägung, daß ein amtlich berechtigter gleichzeitiger Gebrauch zweier Katechismen entgegengesezter Richtung in einer Landeskirche niemals Frieden und Segen bringen kann,

in weiterer Erwägung, daß der Versuch einer Einführung des von dem bei Weitem größten Theile aller Gemeindeglieder zurückgewiesenen neuen Katechismus vom Jahre 1862 noch immer viel zur Störung des Friedens unserer Landeskirche beiträgt,

wolle die hochwürdige Vorsynode an Königl. Cultus-Ministerium den Antrag richten:

Hohes Cultus-Ministerium möge die von der Landeskirche mit dem lebhaftesten Danke aufgenommene Königl. Verordnung in dem Sinne zur Anwendung kommen lassen, daß der alte Landes-Katechismus in den kirchlichen Schulen aufrichtig als der allein gültige gebraucht werde, bis ein neuer, wahrhaft besserer unseren Gemeinden entweder blos unmittelbar von der künftigen Landessynode oder zugleich mittelbar von einer bald zu hoffenden allgemeinen Synode der Deutschen Evangelischen Kirche zur Einführung empfohlen werde.

Dieser Urantrag kam zwar noch zur Begründung abseiten des Antragstellers, aber nicht zur Erörterung in der Vorsynode. Man war von allen Seiten die Vorsynode herzlich müde geworden und als mittlerweile die zweite Vorlesung des Entwurfs sich schneller vollendete, als man hoffen konte, ließ man diesen Urantrag fallen und da Herr Ewald schwerlich jemals wieder in eine Synodal-Versamlung gewählt werden wird, so wird die große Generalsynode der gesamten deutschen evangelischen Kirche noch wol eine Zeitlang vertagt bleiben.

Ein ähnliches Schicksal hatte der lezte dieser Uranträge, welcher von einem Direktor Volkmar gegen das Consistorium zu Osnabrück eingebracht wurde und so lautete:

Da das Königl. Consistorium zu Osnabrück gegen die aus Lutheranern und Reformirten gemischten Gemeinden des Herzogtums Aremberg-Meppen und der Niedergrafschaft Lingen seit einigen Jahren ein Verfahren beobachtete, welches nicht allein in diesen Gemeinden, sondern auch in weiteren Kreisen der lutherischen und reformirten Kirche Unwillen und Aergernis hervorgerufen hat;

da namentlich Königl. Consistorium in diesen Gemeinden solche Prediger angestellt und aller Beschwerden ungeachtet belassen hat, welche die ihrer Predigt und Seelsorge anvertrauten reformirten Gemeindekinder durch ihren Eifer für die lutherische Lehre mit Mißtrauen erfüllen und dieselben sogar im Gegensatze zu einem allgemeinen wohlthätigen Brauche in der evangelischen Kirche von der Theilnahme am Abendmale zurückweisen;

da ferner Königl. Consistorium solche Zurückweisung gebilligt und erklärt hat, daß Reformirte von einem lutherischen Pastor nur dann zum Abendmale zugelassen werden dürften, wenn sie sich vorher ausdrücklich zur lutherischen Abendmalslehre bekant hätten,

und da solches Verfahren nicht allein das Gedeihen und den Frieden dieser Gemeinden und der in ihnen lebenden gemischten Familien stört; den reformirten Gemeindegliedern den Genuß der Seelsorge und Predigt des auch für sie eingesezten Pfarrers verkümmert und ihr Vertrauen zu der ihnen vorgesezten lutherischen Kirchenbehörde vernichtet, sondern auch die unserm evangelischen Volke so theure Eintracht zwischen den beiden Schwesterkirchen gefährdet, der lutherischen Kirche den Ruf der Unduldsamkeit und Proselytenmacherei zuzieht, und endlich die Zulassung zum Abendmale von einer Bedingung abhängig macht, welche, wenn sie zur allgemeinen Geltung käme, dem Frieden und der evangelischen Freiheit unserer Kirche Gefahr brächte:

so wolle hochwürdige Vorsynode beschließen, bei Königl. Cultus-Ministerium zu beantragen:

daß die geschilderten Uebelstände in jenen bedrängten Gemeinden durch geeignete Verfügungen und Maßregeln, namentlich durch — auch aus anderen Gründen wünschenswerthe — Veränderung im Personalbestande des Königl. Consistoriums zu Osnabrück abgestellt werden.

Sie sehen, es hat dieser Antrag einen ziemlich langen Athem, aber noch viel langweiliger und öder fiel die weitere Begründung aus. Die Bänke leerten sich auf beiden Seiten, namentlich zeigte sich auf der linken Seite eine große Ungeduld über die so sehr wenig anfassende Darlegung des Antrags, bis plötzlich ein Aufruhr entstand. In seinen Angriffen auf das Consistorium zu Osnabrück, das nur aus zwei geistlichen Räthen besteht, deren einer, dem Herrn ganz besonders unliebsamer — Consistorial-Rath Münchmeyer — da saß, kam



er nämlich auf den vor etlichen Jahren im Bereiche des Osnabrückschen Consistorii ausgefochtenen Gesangbuchsstreit zurück und führte, um zu beweisen, welch' unerhörte Mißgriffe man damit gethan, zwei Lieder aus dem eingeführten Schulgesangbuche an, aus denen er etliche Verse vorlas, um der hochwürdigen Vorsynode den Beweis zu geben, daß diese Lieder notwendig zu Hohn und Spott der Jugend führen müßten. Was waren denn das für Lieder? Man möchte es nicht für möglich halten, denn sie gehören zu den kostbarsten Perlen, welche die lutherische Kirche in ihrem Liederschatze bewart: „Schmücke dich, o liebe Seele ꝛc." und „Mein Schöpfer steh' mir bei." Er fügte hinzu, daß diese Lieder „durch ihren namentlich für die Jugend unverständlichen Sinn und völlig unpassende Form und bei der Geneigtheit der Jugend zum Spott, dazu hätten dienen müssen, Spott über das Gesangbuch zu erregen und es geradezu lächerlich zu machen."

Der Herr Direktor las dann die Verse vor, welche besonders dazu dienen sollten, das Osnabrückische Gesangbuch lächerlich zu machen und das amtliche Protokoll fährt fort:

„Während der Vorlesung dieser Verse wurde gegen dieselbe, da dadurch alte Gesänge der Kirche in's Lächerliche gezogen würden, von mehreren Geistlichen der Versamlung Einsprache erhoben und verließen darauf, als präsidialseitig in dem Vortrage des Redners etwas Ordnungswidriges nicht gefunden wurde, eine Anzahl geistlicher Mitglieder den Saal."

Der Redner ließ sich dadurch nicht irre machen, sondern fuhr fort, daß das Consistorium zu Osnabrück sich durch diese Maßregel und weiter durch den Schutz, welchen dasselbe dem neuen Katechismus habe angedeihen lassen, die ganze Provinz so sehr entfremdet hätte, daß eine Petition, welche von dem „Verhaftsein" des Consistorii rede, die allgemeine Stimmung der Provinz in diesen Worten richtig wiedergegeben hätte, wenn schon die Unterzeichner der Petition von den Gerichten des Landes bestraft seien.

„So zeige sich also und gehe aus dem Gesagten hervor, daß ein solches Consistorium unfähig sei, die Provinz Osnabrück zu regieren, und daß eine so strenge dogmatische Richtung nicht zu ertragen sei. Deshalb glaube er seinen Antrag für gerechtfertigt halten zu dürfen."

Auf die nun erfolgende Vorfrage des Präsidenten, ob dieser Antrag einer Beschlußnahme solle unterzogen werden, wurde dieselbe, nachdem die Geistlichen in den Saal zurückgekehrt mit 31 gegen 30 Stimmen bejaht.

Pastor Münkel verlas sodan eine von ihm und 12 anderen geistlichen Mitgliedern der Versamlung unterschriebene Verwahrung des Inhalts:

„Wir die unterzeichneten Mitglieder der Vorsynode müssen uns dagegen verwahren, daß Lieder, in welchen unsere Gemeinden im öffentlichen Gottesdienste zu Gott beten, in der Synode als solche bezeichnet werden, die Anlaß zu Spott und Aergernis geben müßten."

Am andern Tage ward vom Consistorial-Rath Twele eine weitere Erklärung dem Präsidenten überreicht, welche so lautete:

„Der in der gestrigen Sitzung der Vorsynode eingelegten Verwahrung dagegen, daß Kirchenlieder, in denen unsere Gemeinden zu Gott beten, als solche bezeichnet werden, die zu Spott und Aergernis Anlaß geben müssen, treten die Unter-

zeichneten, wie sie in der gestrigen Sitzung sofort zu erkennen gegeben haben, namentlich bei.

Hannover, den 3. November 1863.

Dr. Twele, Consist.-R. Dr. Göschen, General-Superint. Schulz, Superint. Eckels, Superint. Seebold, Probst. Küster, Consist.-Rath. Sayer, General-Superint. Scherf, Rector. Danckwerts, Superintendent. Leyding, Pastor. Dr. Rupstein, Abt. Goßel, General-Superint. Beyer, Superint. Dr. Hildebrand, Superint. Meyer, Ober-Consist.-R. Meyer, Ober-Apellations-R. Brüel, Geheim. Reg.-R. Dr. Seffer, Ober-Schul-Insp.

So war dieser öffentliche Skandal, denn anders läßt sich ja wol der ganze Vorgang nicht bezeichnen, einigermaßen wieder ausgelöscht. Er war um so ärgerlicher, als sich eben diese Lieder in allen Gesangbüchern des Landes finden, wovon der Herr Direktor freilich nichts gewußt zu haben scheint und hätte können vermieden werden, wenn auch dieser Angriff gegen das Consistorium zu Osnabrück vertraulich wäre behandelt worden, wie der gegen das Consistorium zu Hannover. Allein man hatte davon Abstand genommen auf die Versicherung des Antragstellers hin, daß er sich in den geziemenden Schranken der Wolanständigkeit halten werde.

Uebrigens kam auch dieser Antrag nicht zur Erledigung. Der Minister sprach vor dem Schlusse der Synode sein Bedauern darüber aus mit der Hinweisung, daß ein großer Teil der erhobenen Vorwürfe auf „unrichtiger Auffassung" beruhe, während ein anderer Teil längst abgethane Dinge zum Gegenstande habe.

Ich habe diese Uranträge hier zusammengestellt, weil sich annehmen läßt, daß alle erhobenen Anklagen gegen das Kirchen-Regiment unseres Landes darin ihren Ausdruck gefunden haben werden. Ich denke, das parturiunt montes hat sich auch hier bewährt. Es ist eben so gut wie gar Nichts zu Tage gekommen und hätte man nur von Anfang herein gegen die Straßentumulte des großen Haufens einigen Ernst gezeigt, anstatt sich feige zu verkriechen und den Steinwürfen nachzugeben, so würde sich ein Nichts eben auch in Nichts verlaufen haben.

---

## Kaiserswerther Aufruf zum Diakonissen-Amte.

Wir haben zwanzig Diakonissen in die Schleswig'schen Lazarethe gesandt, um unsere tapferen verwundeten Krieger zu pflegen, und rüsten uns, noch mehrere auszusenden. Da gibt's aber viel Lücken in unsern alten Arbeitsstätten. Wie sie füllen? — Beigeistert sammeln und bereiten unsere deutschen Frauen und Jungfrauen jezt vieler Orten Leinwand, Charpie, Bekleidungs-Gegenstände u. dgl. für obige Hospitäler, und nicht wenige der unter ihnen müssig am Markte stehenden klagen: „O, daß wir selbst kommen dürften, und dürften pflegen und dienen helfen! Aber wir sind zu ungeschickt dazu."

Nun, liebe Freundinnen, komt nur, komt nur hierher! Wir wollen euch geschickt dazu machen unter Gottes Segen. Hier in Kaiserswerth ist unser Diakonissen-Mutterhaus. Hier sind unsre Vorbereitungs-Anstalten für's Pflegen von Kranken, Armen, Kindern, Gefangenen, Gefallenen und Hülfsbedürftigen aller Art. Hier ist noch



Raum da für Herzen voll Barmherzigkeit, um sich in Liebesdiensten zu üben, ihrem Heiland zu lieb, ihrem notleidenden Nächsten zu gut. Hier breitet sich ein weites, großes Feld der Liebesthätigkeit vor euch aus für die verschiedensten Gaben, Neigungen und Kräfte, ein Feld weiß zur Ernte. 100 Stationen in 4 Weltteilen werden von hier aus bedient, worunter 55 Hospitäler. In Jerusalem haben unsere Schwestern 482 Kranke im lezten Jahre gepflegt, worunter 279 Muhamedaner, die früher nie in einem christlichen Hospital Pflege annehmen wollten; zugleich unterrichten und erziehen sie einige 50 Mädchen daselbst. In Beirut pflegen sie 130 syrische Waisenkinder, und erziehen 55 Schülerinnen im Pensionate. In Smyrna werden 200 Mädchen der höheren Stände der verschiedenen Confessionen, auch viele Griechen und Armenier, von den Diakonissen unterrichtet und erzogen, in Florenz einige 70, in Hilden 30. Denn ihr wißt, wir bilden auch viele Lehrschwestern für Kleinkinder-, Elementar- und höhere Töchterschulen. Wer also von euch keine Vorliebe zur Armen- oder Krankenpflege hat, kann Kinder erziehen und unterrichten, wenn er Neigung und Gabe dafür hat; kann selbst hier dazu noch angeleitet werden in unserm Lehrerinnen-Seminar.

Auch die Bitten um Schwestern für die Armen- und Waisen-Pflege und besonders für die Gemeindepflege mehren sich wie ein Strom. In 30 Gemeinden arbeiten unsere Diakonissen auf diesem lieblichen und segensreichen Felde; in noch 30 andere Gemeinden könnten wir gleich welche schicken, wenn wir sie nur hätten. Das große Bedürfnis der Mägde-Herbergen und Mägde-Bildungsschulen könnten wir auch noch ganz anders befriedigen, wenn uns nicht die Arbeiterinnen fehlten. Außer den Anstalten dieser Art in Berlin, Wiesbaden und Düsseldorf sind unsere Schwestern im Begriff, solche in Elberfeld und Cöln zu übernehmen.

Aber was sind unsere 400 Schwestern für so viele Bedürfnisse, wozu noch die häufige Privat-Krankenpflege kommt, welche wir doch auch zu üben haben, und gerne üben?

O, so komt doch herzu in den Weinberg, die ihr noch nicht gedinget seid von andern, näheren Pflichten! Der Herr wird euch geben, was Recht ist, ein voll gerüttelt und geschüttelt Maaß von Friede und Freude im heiligen Geiste, ein unaussprechlich seliges Gefühl des Naheseins beim Heilande, mitten unter allen Beschwerden. Denn ihr pflegt ihn ja selbst, und Er ist euer Schild und euer sehr großer Lohn.

Achtzehn bis vierzig Jahre ist das Alter, in dem man sich zu melden hat. Meldet euch denn schnell, wem es ein Ernst ist, Gott und dem Nächsten zu dienen! Die Antwort mit den näheren Bedingungen wird nicht lange ausbleiben.

Der Herr aber richte eure Herzen zu der Liebe Gottes und zu der Geduld Christi!

Kaiserswerth am Rhein, 18. Febr. 1864.

Die Direktion der Diakonissen-Anstalt.

Dr. **Fliedner**, Pfr.

---

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz in Berlin. Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

# Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1864. Mittwoch den 9. März. № 20.


## Zwei Schwestern. Eine Erzählung aus der Gegenwart von Ida Gräfin Hahn-Hahn. 2 Bände. Mainz 1863.

(Schluß.)

„Aber Richenza spielte an diesem Abende nicht, obschon sie mit ganzer Aufmerksamkeit beim Spiele war, denn sie hatte den lezten Gulden verloren. Machte sie Combinationen? Studirte sie die tausend Möglichkeiten eines glücklichen Kugelfalls? Wolte sie ergründen, ob nicht auf irgend eine Weise ein großer Gewinn sich vorhersehen, sich berechnen lasse? Genug, sie war und sie blieb in jener ersten Reihe, die am Spieltische sitzt, und es fiel ihr nicht ein, den Platz an andere abzutreten, die hinter ihr standen und sich mit lebhaftem Eifer am Spiel beteiligten. Der Ausdruck ihrer Augen war hinter den ungewönlich großen, dunkelblauen Brillengläsern verborgen, welche ihrer Physiognomie etwas unheimlich Starres gaben. Um ihren Mund — diesen Verräter der Empfindungen, auch wenn er schweigt — lagen unverkenbar Züge des Grams, aber wie versteinert. Dieser Gram hat keine Thränen und keinen Trost. Es war ein gewitterschwüler Juni-Abend, die zahlreichen Gasflammen, der drei- und vierfach gedrängte Menschenkreis um den Tisch machten die Hitze unerträglich. Die Atmosphäre im Sal war wie geschmolzenes Blei. Aber nicht der leiseste Anflug einer lebhaften Farbe war in ihrem Gesicht wahrzunehmen; so unempfindlich war sie gegen äußere Eindrücke. Sie wußte nicht, was um sie her — nicht was in der Nähe, nicht was in der Ferne vorging: die ganze Welt war ihr gleichgültig. Sie hatte kein anderes Interesse, als die kleine weiße Kugel zu verfolgen, wie sie rollte, wie sie fiel, wie das Gold auf dem grünen Tuchbezuge des Tisches so geschwind und so leise mit den Spielharken hin und hergeschoben wurde. Aber auch dies Interesse sprach sich nicht in hoffender Spannung aus, denn sie hatte Nichts zu hoffen, da sie nicht spielte. Wie von einem Bann war sie gefesselt. So vergingen Stunden, ohne daß sie es bemerkte."

„Es ist etwas Monströses — eine Frau, die sich dem Spiel ergeben hat! der Mann hat es seiner gröbern, ich sage nicht stärkern — Organisation in geistiger und körperlicher Beziehung zu danken, daß er minder schnell und minder gründlich unter dem Einfluß böser Leidenschaft entartet, als die Frau. Er verträgt den Gifthauch beträchtlich länger als sie. Aber sie, deren Bestimmung es ist, als Mutter in die innigste und unmittelbarste Lebensverbindung mit einer künftigen Generation zu treten, sie ist so durchdringend fein angelegt, daß sie die Zerstörung und Zerrüttung, welche im Gefolge böser Leidenschaften sind, durchaus nicht vertragen kann. Daher verfält sie ihnen sklavischer, dient ihnen besinnungsloser, ist schwerer von ihnen zu heilen."

„Die Bank wurde endlich für den Abend aufgehoben. Die Menge rieselte auseinander, dahin, dorthin. Auch die Frau im grauen Kleide suchte ihre Wohnung im entferntesten, unansehnlichsten Teile der Stadt auf. Leise trat sie in das Haus und suchte vorsichtig, wie Jemand, der nicht bemerkt sein will — denn der Miethzins war seit Wochen rückständig — die schmale Treppe zu ihrer elenden Dachkammer."

Da saß sie und lehnte ihren Kopf an die Wand zurück. An Schlaf war nicht zu denken. Welch ein Jammerbild! Und so sehen wir denn die einst so schöne, stolze, bewunderte Richenza Meerhaim in diesem Elend, in dieser Vereinsamung, in dieser Dunkelheit immer tiefer und tiefer verkommen. Von dem Schwindel unserer Zeit des plötzlichen, mühelosen Reichwerdenwollens befallen, sinkt sie von Schritt zu Schritt bis wir sie auf ihrem armseligen Todesbette finden. Es fand sich Nichts weiter als die Taufscheine ihrer Kinder und in einem kleinen Beutel ein seiner Fassung entkleideter Jaspis mit dem Wappen auf der einen Seite und den Buchstaben R. M. auf der andern Seite. Auf dem dabei liegenden Zettel war zu lesen: „Dieser Jaspis in Gold gefaßt bildete ein Pettschaft, das mir meine Mutter am 1. Juli 1839 in Dresden schenkte. Das war der Tag, an dem ich 19 Jahre alt wurde und das Jahr, in dem mein Elend begann. Längst hat mich bittere Noth gezwungen die goldene Fassung zu verkaufen, doch den Stein selbst bewarte ich zu meiner Legitimation als Richenza Meerhaim sorgsam auf und schicke ihn heute, den 30. September 1860, meiner theuern Mutter." Sie war schon todt, als die Mutter, die mit ihrer ganzen Familie gleichfalls in Baden-Baden lebte, diesen Stein empfing.

„Ihr Unglück war", sagt die barmherzige Schwester, welche an ihrem Todesbette gestanden und zugleich ihre Schwägerin aus Straßburg ist, „daß sie keine christliche Erziehung bekommen hatte. Wo die Natur große Gaben verlieh, muß man

die Gaben der Gnade besonders aufmerksam pflanzen und pflegen — sonst behalten jene die Oberhand und stürzen in's Elend. Das ist geschehen bei der armen Richenza." — —

Wir müssen uns versagen, näher auf so viele Gespräche und Schilderungen einzugehen, darin sich die verschiedenen Zeitrichtungen und Zustände abspiegeln und vor unsern Augen vollziehen. Sie sind meistens eben so interessant als wahr gezeichnet und die Gräfin hat mit aufmerksamen Augen das elende Kammer-Wesen mit seinen hohlen und verlogenen Deklamationen, die Schiller- und Göthe-Feste, die Schuster- und Schneider-Tage, das Zeitungswesen, die Zweckessen, die Banden in den Bier- und Brantweinschenken, die Versamlungen der Groß-Deutschen und Klein-Deutschen, badische Zustände, das maschinenmäßige Staatswesen, den Erzbischof von Freiburg, die preußische Politik vom Jahre 1859, die italienische Einheit, die Gier nach Geld und Genuß, das blasirte Philistertum der vornehmen Kreise, die hohlen unwahren Zustände und Gespräche in dem geselligen Badeleben, die bornirte Unwissenheit vornehmer Grafen und Gräfinnen u. d. m., auf eine geschickte Weise in ihre Erzählung zu verweben gewußt. Besonders anziehend sind dazwischen die unübertroffenen Schilderungen, besonders italienischer Landschaften, Kunstwerke, Kirchen ꝛc., die sie mit aufmerksamem Auge beschaut und aus ihrer tiefen Kentnis der Kunstgeschichte desto klarer zu würdigen weiß, nicht, wie sonst wol geschieht, docirend, zuweilen auch langweilend, daß der Leser sich freut, wenn der Faden der Erzählung wieder aufgenommen wird, sondern so, daß sich Alles unmittelbar an das Leben der Personen schließt und frisch und lebendig in die Erzählung eingreift.

Indem wir den Leser an die im Eingange angedeuteten Mängel erinnern und noch bemerken, daß wir einige der Unterhaltungen zu Kreuzbronn und Baden lieber ein wenig knapper gegürtet sähen, wollen wir doch gern auf das Buch selbst verweisen, daß auch für evangelische Christen weniger gefährlich sein dürfte, als z. B. die Maria Regina in mancher unsichern Hand sein möchte.

---

## Das Verhalten der Pastoren zur heutigen Politik.

In den heutigen politischen Bewegungen bietet sich uns eine Erscheinung dar, die völlig neu ist. Daß die politischen Wogen so hoch und noch viel höher gegangen sind, wie es jezt der Fall ist, daß sie auch die Kirche mit überflutet haben, das ist etwas, was schon oft dagewesen ist. Jede irgend wie tief gehende politische Bewegung muß die Kirche ohnehin immer mit hinein ziehen in ihre Kreise. Das aber ist etwas völlig Neues, daß heut zu Tage die Theologen Schriften schreiben, um in politischen Dingen eine Entscheidung zu bewirken, daß Theologen Privat- und Massen-Demonstrationen in fürstlichen Erbschaftsangelegenheiten machen, daß hochgestellte Geistliche und Universitäts-Theologen mit ganzen Landeskirchen ihre politischen Vota abgeben und einander loben um solcher politischen Gewissensthaten wegen und diejenigen ihrer Amtsbrüder scheel ansehen, die zu denselben Thaten nicht gleichen Mut haben. Die Kämpfe auf kirchlichem Gebiete um Lehre und Bestand der Kirche überhaupt scheinen dermalen plötzlich aufgehoben zu sein, die christlichen Glaubensartikel scheinen selbst den Theologen heut zu Tage nicht mehr so wichtig, daß man sie als in dem Vordergrunde der Kirche stehend vor Allem seiner Aufmerksamkeit wert hält: orthodox oder heterodox, Freund oder Feind, das scheinen jezt selbst Haufen von Theologen Denominationen zu sein, die nur noch für die Politik einen Sin haben. Ob man gut Augustenburgisch ist und gut süddeutsch-constitutionell, das scheint augenblicklich die Hauptfrage für die Kirche werden zu sollen. Wenn das aber so weiter gehen sollte, dann wären auch die lezten Tage für die Kirche gekommen. Wenn die Theologen ihren Schwerpunkt aus der Kirche in die politische Arena verlegen, wenn sie den liberalistischen Bestrebungen der blauen oder der rothen Demokratie sich hingeben, wenn sie ihre heilige prophetische Minorität mit der demokratischen Majorität vertauschen, — nun man wird solchen Theologen vorläufig noch einen constitutionellen Dank votiren, man wird ihnen zu Liebe bei feierlichen Gelegenheiten auch noch einmal „eine feste Burg ist unser Gott" singen, oder den ersten Vers aus „Nun danket alle Gott", aber übrigens wird man in deutschen Landen aufhören müssen, nach theologischem Salz zu fragen. Wenn das Salz, das der Herr seiner Kirche und durch sie der Welt verordnet hat, dumm geworden ist, womit soll man noch salzen?

Es hilft auch nicht viel, daß man bei solchen theologischen Tendenzen sich damit zu beruhigen vermeint, daß man die Bibel als Feigenblatt benuzt. In der Bibel, sagt man, steht nur vom Glauben, nur von göttlichen Dingen; ob man überhaupt Politik treiben dürfe, oder welche Politik, ob mgn republikanisch oder absolutistisch oder constitutionell gesint sein soll — davon, behauptet man, sagt die Bibel so wenig, als vom Schuster- oder Schneiderhandwerk. Also kann jeder, wird behauptet, Politik treiben, wenn er davon nur was versteht und da jeder heut zu Tage Politik versteht, also kann oder muß jeder Politik treiben! Daß das aber sehr wenig begründete Anschauungen sind, liegt auf der Hand. Nur wer vorher schon einen politischen Brand hatte, nur der wird mit Freuden finden, daß die Bibel vom Verhalten zur Politik gar nichts sagt, und daß daher jeder innerhalb gewisser Grenzen sich politisch benehmen könne, wie es ihm gefällt! Wenn freilich mit solchen Sätzen nichts weiter gesagt sein wollte, als daß es einem Christen frei stehe, „in Obrigkeit, Fürsten- und Richter-Amt ohne Sünde sein, nach Kayserlichen und andern üblichen Rechten Urtel und Recht sprechen, Uebelthäter mit dem Schwert strafen, rechte Kriege führen, streiten, kaufen und verkaufen, aufgelegte Eide thun, eigenes haben, ehelich sein u. s. w.", so hätte es

nicht der theologisch-politischen Schuz-Broschüren bedurft, denn darüber gibt schon der XVI. Artikel der augsburger Confession eine völlig hinreichende Auskunft. Aber heut verlangt man ein ganz anderes Mas von pozitischer Freiheit, anders in Bezug auf den Inhalt und auf die Form. Die augsburger Confession redet ja nur von dem berufsmäßigen Thun in weltlichen Aemtern. Heut zu Tage ist aber die Frage, ob man auch ohne einen Beruf außer dem, den man sich selbst zutraut, nicht in christlichen Staatsämtern, sondern in dem freien und selbsterwählten politisch-demokratischen Vereinswesen unserer Tage, das nicht mit der Obrigkeit, sondern meistens gegen die Obrigkeit sich Geltung verschaft, nicht als Christ etwa nur, sondern als Theologe an den Welthändeln Teil nehmen darf oder muß? Seit 1789 gibt es eine Volkspolitik, von der die augsburgische Confession selbstverständlich nichts wußte. Ob man auch ohne Beruf und Amt, ob man auch in einem Beruf steht, der mit der Politik gar nichts zu thun hat, ob man deshalb, weil man als Mensch Anrecht hat, gleichviel welche Neben-Stellungen man sonst noch einnimt, als Pastor oder Lehrer, als Bischof oder als theologischer Professor, ob man kraft dieses Ur- und Grundrechtes seiner Menschheit in die heutige Kammer-, Zeitungs- und Straßenpolitik sich einmischen dürfe oder nicht, das ist die Frage, die die Bibel vermeintlich nicht vorschreiben soll, die vielmehr jeder sich selbst vorlegen und beantworten muß, wie mancher tractatus theologico-politicus heut zu Tage meint. Ob sich hier wirklich ein neus Symbol für die etwaige National-Zukunftskirche ablagern wird, muß man freilich dermalen noch abwarten, vorläufig aber wird man doch bei der Schrift immer wieder bleiben müssen in der festen Gewißheit, daß sie trotz gegenteiliger Behauptungen doch das beste politische Program für jeden Christen gibt.

Abgesehen aber von den Ermahnungen der Schrift, nicht zu leiden als einer, der in ein fremdes Amt greift 1 Petr. 4, 15 und abgesehen von den Ermahnungen der Schrift, nicht am fremden Joche mit den Ungläubigen zu ziehen (oder vielmehr in diesem Falle, sich selbst in dieses Joch einzuspannen) 2 Cor. 6, 14, haben wir doch auch Stellen der Schrift, wo die Obrigkeit so klar als Gottes Dienerin hingestellt wird, daß es keinem lutherischen Christen auch nur einfallen kann, in weltlichen d. h. Staatsdingen aus eigenem Belieben gegen diese Stellvertreterin Gottes auf Erden zu reagiren. Wenn die Pantheisten nach ihrem Spinoza sagen, wo die Macht ist, da ist auch das Recht, so thun sie das als solche, die nicht wissen, was Obrigkeit ist, wenn aber Christen dahin sich stellen, und mit reagiren wollen nach ihres Fleisches Lüsten, dann müßten sie doch lieber Spinoza als Christum ihren Herrn und Lehrer nennen. Als Matt. 22, 17 die steuerverweigernde Volkspartei den Herrn Christus fragte, ob es recht sei, dem Kaiser Zins zu geben oder nicht, — da schloß sich der Herr Christus, der sein Volk bis zum Tode am Kreuz liebte, doch nicht dieser national-demokratischen Partei gegen den Kaiser an, sondern, über diesem ärmlichen und geistlosen Parteistandpunkte stehend, wies er



auf die göttliche Notwendigkeit hin, der man sich jezt zu fügen hätte und sprach: Nicht eins ohne das andere, sondern beides sollt ihr thun, gebt dem Kaiser was des Kaisers ist und Gotte, was Gottes ist. An die Stellen Röm. 13. Tit. 3, 1. 1 Petr. 2, 13 u. s. w. braucht man nur eben zu erinnern, um zu wissen, daß es Lehre der Schrift ist, daß die Obrigkeit als göttliche Institution geehrt werden soll. Hierüber ist auch bei den politischen Theologen heut zu Tage gar keine abweichende Meinung vorhanden. Die Einen setzen nur hinzu, daß man der Obrigkeit gehorchen müsse, wenn sie das Landesrecht halte, die Andern aber erweitern die Schriftlehre vom Gehorsam gegen die Obrigkeit dahin, daß sie innerhalb der faktisch doch auch zu Recht bestehenden liberalistischen Institution der Kammern und der freien Vereine u. s. w. vorgeben, die Obrigkeit nur noch ehren zu können. Ueber der Obrigkeit steht selbst nach diesen Theologen das Recht, wie über den Olympiern das Schicksal; gehorche ich also der Obrigkeit, so gehorche ich nur dem Rechte. Was aber Recht ist, daß muß jeder wissen, und wenn er z. B. ein Theologe ist und es nicht weiß, so muß er, wie Herr Professor v. Scheurl sagt, bei gewissenhaften Rechtsverständigen des Landes sich Raths erholen. Aber diesen Rath müssen sie sich erholen, und was ihnen dadurch als das wirkliche Recht kund wird, daß muß ihnen heilig sein und dagegen sonst ihnen nichts gelten, was fremde Diplomaten und Rechtsverdreher dawider aufbringen. Die Theologie wird also bei Auslegung und Handhabung des IV. Gebotes allezeit beflissen sein müssen, sich nach „gewissenhaften Rechtsverständigen“ umzusehen. In Erbsuccessionsfragen z. B. wird also die Theologie sich bei solchen gewissenhaften Rechtsverständigen Raths erholen müssen und darnach dann huldigen oder die Huldigung verweigern. Daß dabei ganz absonderliche Verhältnisse herauskommen werden, liegt freilich auf der Hand. Für gewissenhaft nemlich halten sich die bei weitem meisten, wenn nicht gar alle Rechtsverständigen; wenn nun der eine da, der andere dort sich Raths bei den Rechtsverständigen holt und zwar, wie man das alle Tage erleben kann, sehr verschiedenen Rath empfängt, so werden die Rathsuchenden natürlich auch ganz verschiedene Wege einschlagen müssen, die einen z. B. den Eid leisten, die andern verweigern. Welche jämmerliche Rolle diese Rath suchenden Theologen spielen, liegt am Tage. Am besten wird es daher wol sein, wenn man einfach bei der Schrift bleibt: seid unterthan der Obrigkeit, die Gewalt über euch hat. Oder was für eine Unmündigkeit ist das z. B. für eine theologische Facultät, denn die gehört doch auch mit zu den Geistlichen, was für eine unverantwortliche Position wäre das für eine Geistlichkeit, wenn sie z. B. in Successionsfragen ihre ganze kirchliche Haltung, ja eventuell ihre ganze Stellung von dem Erachten eines oder mehrerer Rechtsverständigen abhängig machen wollte. Zehnmal lieber sollte man doch eingestehen, daß man in dieser politischen Frage nicht aus noch ein wisse, daß man aber glücklicherweise auch nicht zum Richter oder Erbschichter gesezt sei, zehnmal lieber sollte man doch seine Unwissenheit in solchen Fragen eingestehn,

als solche rechtsverständigen oder aber auch rechtsunverständigen Sklavenketten sich aufhalsen. Auf die Frage aber, ob die Geistlichen gleichgiltig zusehen dürften, für wen ihre Gemeinden sich entscheiden, muß man bemerken, daß, was von den Geistlichen auch von den Gemeinden gilt. Wenn die Gemeinden in solchen Erbschaftssachen ihrer Fürsten z. B. keinen Bescheid wissen, so brauchen sie sich auch weiter nicht zu bemühen, weil es ihres Amtes nicht ist und sie doch das Rechte von andern in der Regel nicht hören werden. Darum können die Gemeinden, wie sie es schließlich doch müssen, abwarten, was Gottes und verordneter Menschen Rath über sie entscheidet. Und wenn nur die Rechtsverständigen nicht so unnötiger Weise den Gemeinden erst allerlei Scrupel machten, so würden die Gemeinden sich auch gar nicht um solche Dinge so viel kümmern, und weder ihre Geistlichen noch die „Rechtsverständigen" damit behelligen.

Was aber den zweiten oben berührten Punkt betrifft, daß man auch in den constitutionellen Kammern und sonstigem constitutionellem Apparat die Obrigkeit genug ehren könne, so ist darauf zu erwidern, daß das im Allgemeinen ganz richtig sein mag. Hat die Obrigkeit nolens oder volens solche Kammern ꝛc. gegeben, so kann, wenn es sein muß, gewiß ein Christ und wenn es sein muß, ein Pastor seinem Gott und König auch auf diese Weise dienen. Aber im Ganzen genommen, ist's doch wol praktisch recht weise gehandelt, wenn die Geistlichen vom Unterhause in England gesetzlich ausgeschlossen sind. Sie gehören doch eigentlich nicht dahin. Wenn man aber behauptet, es sei Beruf oder Pflicht der Christen sich an der heutigen Politik zu beteiligen, so muß man nur diese Frage nicht so ganz in der Luft hängen lassen, wie das wol geschieht. Wenn man nemlich die Frage, ob ein Christ und in specie ein Pastor sich an der heutigen Politik beteiligen dürfe, nicht ganz wie ein Corollar zu Platos Republik behandelt und darüber spricht, als sei das eben eine Aufgabe, die man wissenschaftlich für's 1000jährige Reich behandelt, wenn man die Frage vielmehr praktisch faßt, wie sie hier unter dem Monde eben liegt, dann dürften doch allerlei Specialitäten zur Sprache kommen müssen, die es in concreto doch sehr erwünscht erscheinen lassen, wenn ein Pastor sich von dem dermaligen politischen Treiben, soviel nicht Amt und Beruf es fordern, fern hält.

Man bedenke nur, was die liberalistischen Bestrebungen in dem ganz aufgeregten Parteitreiben in und außer den Kammern eigentlich bezwecken. Wir nehmen diese liberalistisch-constitutionellen Ideen nicht wie sie etwa früher von den englischen Puritanern mit ihren christlichen Hintergedanken geltend gemacht wurden, und wie sie der oder jener gute Mann den Rechtsstaat im Auge und über die Abgründe der Sünde hinweg schwärmend auf rein humanistischen Boden herzustellen sich alles Ernstes befleißigt; wir nehmen die liberalistischen und demokratischen Anschauungen, zwischen denen wir aber nur den Unterschied von zahmer und wilder Revolution machen, gerade so, wie sie sich uns heut zu



Tage geben. Oben an steht aber bei solchen Tendenzen die parlamentarische Regierung. Das Parlament will regieren und wiederum will es regieren nach Majoritäten, die es darum für absolut richtig hält, weil die Majorität das Volk vertritt. Des Volkes Wille soll herrschen; die seither Gottgeordnete Obrigkeit soll von nun an nur dienen um des neuen Herrn Beschlüsse ausführen. Diese Majorität will Toleranz, d. h. es kann jeder glauben, was er will, lehren was ihm gefällt, jede Lehre ist gleich gut und gleich schlecht, die beste aber ist die der Majorität, die Freiheit der Culte wird proclamirt. Die Kirche muß vom Staat, die Schule von der Kirche getrennt werden, die Kirche muß als Privatgemeinschaft von nun an leben, an ihre Stelle tritt die heilige Nationalität, auf's äußerste gespannt als propagandistisch leeres Zauberwort über alle kirchlichen und staatlichen und rechtlichen Begriffe weit hinausgehoben. Was national ist das ist gut. Der christliche Staat, unter dem die deutsche Nation groß und reich an göttlichen und menschlichen Dingen geworden ist, muß weichen, der Rechtsstaat wird gesucht und nie gefunden,— sollen dazu die christlichen Theologen nun mit helfen? Sollen sie hierin das „seid unterthan der Obrigkeit" beweisen? Sind das überhaupt die Gedanken, die die christliche Kirche geboren hat, die sie als die ihrigen anerkent, die ihr Hilfe und Segen bringen? Man kann es nachweisen, woher diese Ideen kommen! Wir brauchen hier nicht auf die Philosophie vor der französischen Revolution hinzuweisen, — wir können einfach dabei stehen bleiben: es sind die Grundsätze von 1789. Die Grundsätze der französischen Revolution, die sollen lutherische Theologen als gute Patrioten mit durchführen helfen! Für die Principien von 1789, nach denen die Vernunft hergestellt, Gott ein und abgesetzt, die Kirche als infam ecrasirt werden sollte, nach denen die Lehren einer abgefallenen Christenheit, die daher nicht unbefangen wie das Heidentum den Humanismus herstellen will, — als publica doctrina gepriesen werden müssen, dafür solten sich lutherische Theologen begeistern und dafür solten sie sich in Eid und Pflicht nehmen lassen von der wilden oder zahmen Revolution! heißt das die Schriftstellen vom Gehorsam gegen die Obrigkeit wol verstehen, wenn man sich denen anschließt, die von Volkssouveränitätswegen alle Obrigkeit vorläufig erst abschaffen wollen? Heißt das der Kirche dienen, wenn man mit Deisten, Rationalisten, Pantheisten zusammen für's beste von Kirche, Schule und Staat sorgt? Heißt das theologisch selbstständig die Interessen des Reiches Gottes wahren, wenn man die Kirche, die über den Staaten, geschweige denn die politische Parteien steht, in den demokratischen Nationalverein aufgehen läßt?

(Schluß folgt.)

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz in Berlin. Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

# Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1864. Sonnabend den 12. März. № 21.


## Das Verhalten der Pastoren zur heutigen Politik.

(Schluß.)

Man sollte ja Gott danken, wenn man von Berufes wegen frei bleiben dürfte von solchen demokratischen Bestrebungen! Wenn man aber ja von Berufswegen damit zu thun hat, so ist's doch schier unmöglich, zu denken, wie ein Christ und ein Theologe dessen Gedanken aus der Schrift d. h. aus Gottes Reiche stammen sich sollte friedlich und wohlgemut da nieder lassen können, wo alles nur aus dem Fleische komt! Wohin solche national-demokratische Bestrebungen aber, losgelöst von der Tiefe des Evangeliums und seiner Bildung, führen: nun die lezten Wochen haben uns schauerliche und blutige Antwort gegeben und sind noch sehr mit solcher Antwort beschäftigt! Welche Früchte hat der Fanatismus des national-demokratischen Eiderdänentums gebracht? Wie viele sind um solcher Gedanken willen schwer verwundet, und getödtet worden? Welche Thränen sind über zwei Nationen gekommen, die beide germanisch sind und lutherisch und sich geliebt haben bis der große Patriotismus von unten her kam, der das himmlische Vaterland vergaß und irdische Götzendienerei trieb! Welche Versuchung von Rache, Neid, Zorn, Zank ist über zwei Völker durch solche Ideen gebracht worden! Und haben dazu keine Geistlichen und Theologen mitgeholfen? Sie haben dieselbe Bibel dort, die wir hier haben, und bilden sich ein, der Obrigkeit national-constitutionell am besten zu gehorchen, während sie doch nichts thun, als daß sie die Obrigkeit als ihre Dienerin drängen und ihre Ideen ihr aufdrücken! Soll das Blut der Getödteten, das Jammern und gräuliche Seufzen der Verwundeten etwa ein Beweis sein für die wenigstens nicht schriftwidrige Richtigkeit dieser Sorte von politischen Ideen? Und was haben wir in Deutschland erlebt? Derselbe nationale Fanatismus der dort solch Unheil gebracht, ist hier auch! Man überschaue sich ein solches Schlachtfeld, wie wir es vor einigen Wochen gesehen, das ist der Krieg, den man provocirt! Luther sagt: ja ein böser Tyrann ist leidlicher, denn ein böser Krieg, welches du mußt billigen, wenn du deine eigne Vernunft und Erfahrung fragen willst, s. Erlang. Ausgab. 22, p. 261. Wie lange ist's her, da haben wir Massen-Deputationen von Geistlichen einem Fürsten huldigen gesehen, der von der rechtmäßigen Obrigkeit mindestens noch nicht anerkant ist. Theologische Facultäten und viele auswärtige Pastoren haben diese Männer gepriesen und da, wo die rechtmäßige Obrigkeit das Recht erst noch sucht, das Schriftwort „Recht muß doch Recht bleiben" denen zugerufen, die besser thäten, sich um diese Dinge gar nicht zu kümmern! Wie steht es denn mit der Augsburg. Confession? Gilt sie noch? Im articul. abus. VII. de potestate etc. etc. steht wörtlich also: „Dieweil nun die Gewalt der Kirchen oder Bischöffe ewige Güter giebt und allein durch das Predigtamt geübt wird, so hindert sie die Polizey und das weltliche Regiment nichts überall: denn das weltliche Regiment geht mit viel andern Sachen um, denn das Evangelium. Darum soll man die zwei Regiment nicht, das geistlich und weltlich nicht in einander mengen und werfen. Denn der geistlich Gewalt hat seinen Befehl, das Evangelium zu predigen und die Sacrament zu reichen. Soll auch nicht in ein fremd Amt fallen, soll nicht Könige setzen oder entsetzen, soll weltlich Gesetz und Gehorsam der Obrigkeit nicht aufheben oder zerrütten, soll weltlicher Gewalt nicht Gesetz machen und stellen von weltlichen Händeln, wie denn auch Christus selbst gesagt: Mein Reich ist nicht von dieser Welt. Item: Wer hat mich zu einem Richter zwischen euch gesetzt? Und St. Paulus zu den Philipp.: Unsre Bürgerschaft ist im Himmel, und in 2. Corinth 10 die Waffen unserer Ritterschaft sind nicht fleischlich sondern mächtig für Gott ꝛc. Dieser Gestalt unterscheiden die Unsern beide Regiment und Gewalt und heißen sie beide, als die höchste Gabe Gottes auf Erden, in Ehren halten." So spricht das Grundbekentnis der evangel. Kirche sich aus. Woher kömt es nun, daß wir von dieser Regel des lutherischen Grundbekentnisses, die beiden Gewalten nicht zu vermischen, heut zu Tage einen solchen entgegengesezten Gebrauch gemacht sehen? Der Hauptgrund ist gewiß der, daß, wenn die Lehre der Kirche auch theoretisch wieder überall zur Geltung gekommen ist, dieselbe doch noch zu wenig in Fleisch und Blut übergegangen ist. Die Dogmen stehen fest wieder da, aber die Anwendung auf's Leben ist mangelhaft. Wir wachsen eben wieder hinein in's Bekentnis, aber während die Lehre wieder sicherer geworden ist, ist die Praxis noch zu sehr mit den landläufigen rationalistischen und pantheistischen Vorstellungen verflochten, so daß man, wo es gilt, namentlich in einem dem Lehrsystem so abgelegenen und doch so wichtigen Punkte, wie der der Auseinanderhaltung der beiden Gewalten ist, plötzlich, sonst so ruhmvoll unter das Kreuz sich stellend, doch fast wie unwissend erscheint. Es ist in der

lezten Zeit so viel über Kirche und Kirchen-Amt und Kirchenregiment geschrieben worden, daß es des Guten schon zu viel zu werden schien. Aber nun, da es gilt, einen großen praktischen Gebrauch von der Amts-Theorie zu machen, daß den Bischöfen nemlich das Amt der Schlüssel vertraut ist, da sehen wir die Bischöfe und diejenigen, die Bischöfe bilden, so auftreten, als sei ihnen vor allen es befohlen, in der Politik und namentlich in Erbschaftsangelegenheiten das Recht zu wahren. Was werden denn nun die Bischöfe sagen, wenn nächstens etwa die Advocaten und sonstigen Rechtskundigen auch einmal die Kanzel besteigen und überhaupt das thun wollen, was nur den Bischöfen befohlen ist? Sind die Grenzsteine einmal verrückt, wer will dann die Grenzstreitigkeiten abhalten?

Und die Geistlichen dürfen in der That nicht glauben, daß den ernsten Christen ihr Gebahren auf die Länge sonderlich gefallen wird. Man wird es höchstens entschuldigen, wenn Geistliche in solchen politisch aufgeregten Zeiten sich auf fremdes Gebiet treiben lassen, wenn sie geschoben wieder schieben und durch ihr Amt nun einen Einfluß gewinnen auf das Volk, der erst recht die falschen Bahnen legalisirt; aber billigen wird man es nicht. Der Pastor gehört nicht auf die Tribüne, sondern auf die Kanzel, der Pastor hat keine Pflicht, politisch durch Worte zu demonstriren, der Pastor soll nicht Oel ins Feuer gießen, er soll vielmehr beruhigen, zum Frieden ermahnen, zur Buße leiten, Gottes Gericht zeigen, auch soll er nicht so viel von Recht und wieder von Recht reden, das kann er denen überlassen, denen das Recht befohlen ist. Von Barmherzigkeit, von der Gnade Gottes und der Liebe und Geduld gegen Menschen, soll der Pastor reden. Das sind Sätze, die sich von selbst verstehen für einfache Christenleute. Und die keine Christen sind? Die werden den politisirenden Pastor gebrauchen so weit er zu gebrauchen ist, werden ihm Dank votiren, ihn loben, so lange es nötig ist, aber in die Kirche kommen sie deshalb doch nicht; das Amt, wie es nach Schrift und Kirche übertragen wird, mögen sie deshalb doch nicht, und es bleibt solchen mitgehenden Pastoren am Ende nichts übrig, als entweder ganz das Amt zu entweihen oder aber umzukehren und zu brechen mit denen, zu denen sie nicht gehören. Und das wird schließlich das unbarmherzige Gericht sein, das über die politisirenden Theologen ergeht. Wie ernst redet die Schrift von der Stellung der Christen und der Kirche zur Welt! Reich Gottes und Welt, Geist und Fleisch, das sind so reale Begriffe, so klar dargelegt in ihrer gegenseitigen Opposition, daß es in der That heut zu Tage zu verwundern ist, daß christliche Theologen diesen biblischen Gegensatz so ganz vergessen und mit Freuden ganz dasselbe thun, was die Welt thut. Wo ist denn jezt nur noch ein Unterschied zwischen Kirche und Welt in diesen politischen Wirren? Fast scheint es, als existire der Unterschied nur noch in den — Büchern! Auf die Weise hätte der Herr Christus auch sich lieber von der Zinne des Tempels herablassen und den anbeten können, der vor ihm stand und ihm die Weltreiche um einen gewissen wolfeilen Preis anbot, statt daß er seinen Weg durch's Kreuz nahm. Auf diese Weise hätte Paulus auch das Judengesez noch halten und das Aergernis des Evangelii vermeiden können, auf diese Weise hätte die alte Kirche sich auch mehr in Heiden und Juden finden und politisch klug sein können, das Christentum wäre auch religio licita geworden, so gut wie der Apisdienst, auf diese Weise hätte Luther auch den Rittern und namentlich den Schweizern die Hand reichen können, kurz die Kirchengeschichte würde weniger anstößig geworden sein, wenn die alten Christen etwas mehr auf die Weltwünsche eingegangen wären!

Wie ganz anders hat doch in diesen lezten politischen Bewegungen die katholische Kirche dagestanden; die freilich in Polen jezt die Früchte der traurigen Aussaat ernten muß, die sie dort gesät, aber in Deutschland ist sie besonnener gewesen. Daß sie Ordensschwestern in die Lazarethe nach Schleswig gesandt, das haben wir gelesen, — aber weiter auch nichts! Daß sie weniger deutsch fühlen sollte, das wird man ihr deshalb nicht vorwerfen können. Die historisch-politischen Blätter, denen man den Patriotismus gewiß nicht absprechen kann, haben in der deutsch-dänischen Frage in zwei Artikeln sich noch ganz anders ausgesprochen, als die Kreuzzeitung, die von Kiel aus doch nur deshalb mit der Herren Acht und Aberacht belegt wird, weil sie eine gewisse Erbschaftsangelegenheit der competenten Behörde reservirt zu sehen wünscht. Deshalb thut man die Kreuzzeitung in den Bann, wogegen Blätter voll des radikalsten Strebens gegen göttliche und menschliche Ordnungen ruhig unter schleswig-holsteinischer Flagge erscheinen, ohne daß sie vom Bannstrale der politischen Theologie in Holstein auch nur etwas bis jetzt zu besorgen gehabt hätten.

Löset mir Prinz Oerindur
Diesen Zwiespalt der Natur!

Ich will mit Luther versuchen, die rechte Antwort zu geben, wie sie geschrieben steht in der Auslegung des IV. Gebotes des großen Katechismus: „Wir fühlen unser Unglück wol, murren und klagen über Untreu, Gewalt und Unrecht, wollen aber nicht sehen, daß wir selbst Buben sind, die Strafe redlich verdient haben und nichts davon besser werden, wir wollen keine Gnade und Glück haben, drum haben wir billig eitel Unglück ohne alle Barmherzigkeit."

Sollen denn aber die Pastoren gar keine Politik treiben? Wer das behauptete, würde nicht weniger sagen, als daß die Pastoren aus dem lebendigen Zusammenhange mit den Gemeinden und der Kirche der Gegenwart abgelöset werden müßten. Was Alle bewegt, das sollte die Pastoren nicht bewegen? das wäre schier widernatürlich. Aber sie sollen nur die Politik *ihres* Reiches, dessen Diener sie sind, treiben, dann haben sie am besten auch gesorgt für die Politik des Staates und des irdischen Vaterlandes. Sie sollen sich zur Obrigkeit bekennen und den Mut haben, die Wahrheit des Evangeliums und des Gesetzes, d. h. vor allem der 10 Gebote überall hin ungescheut zu bekennen. Sie sollen festhalten an der rechtmäßigen Obrigkeit um des Gewissens willen. Und je nachdem es ihr Beruf

erfordert in aller Freudigkeit und Untertänigkeit des göttlichen Wortes ewige Wahrheiten, die kein Despotismus von Oben oder Unten umstoßen kan, immer wieder hineinrufen in die Gemeinde. Der Hauptkampf, der heut zu Tage gekämpft wird, dreht sich nicht um Augustenburg und deutsche Grundrechte, er dreht sich lediglich darum, ob Gott noch Herr der sittlichen Weltordnung bleiben oder seine Rechte an den pantheistisch efflorescirenden Menschenwillen abtreten soll? Das ist die Frage. Und da ist's freilich selbstverständlich, daß die Pastoren eine Hauptstelle haben in diesem großen Principienkampfe, in dieser Geisterschlacht. Das ist aber allerdings eine Position, die über dem bornirten Form-Nationalismus steht, der nichts kent, als abstracte Worte, ohne allen lebendigen Inhalt. Je treuer aber jeder Pastor hier auf seinem Platze steht, desto mehr wird er Einfluß haben auf die Politik da draußen in der Welt; die Gedanken Gottes in seinem Worte sind nun einmal das feste Fundament, in dem sich Alles bewegt in Kirche und Staat! Das ist aber freilich etwas dornenvoller, als nur immer mit dem großen Strom zu schwimmen! Aber gerade, weil es ein Weg des Bekentnisses und des Leidens ist, darum ist's auch der rechte Weg. Das aber ist der Weg, den die evangelische Kirche gegangen ist in alten und in neueren Zeiten sogar bis zu Kant und Schleiermacher hin, die sich beide zum strengen Gehorsam der Untertanen gegen die Obrigkeit bekanten (s. Rothes theolog. Ethik Bd. III, p. 388). Wir wollen hier aber nur an Luther und an Calvin erinnern. Der erstere sagt: „Streite nicht wider deinen Herrn und Tyrannen. Leide lieber Alles, was dir geschehen kann, der Haufe aber, der es thut, wird seinen Richter wol finden." Und weiter: „Gott will lieber leiden die Obrigkeit, so Unrecht thut, denn den Pöbel, so rechte Sache hat. Ursache ist die: denn, wenn Herr Omnes das Schwert führt und krieget unter dem Titel und Schein, daß er recht thue, da gehts übel zu," s. Erlang. Ausg. 50, 294. Und ganz mit Luther in diesem großen Dogma unirt, spricht sich Calvin aus: „Wenn wir von einem tyrannischen Fürsten grausam geplagt, wenn wir von einem geizigen oder schwelgerischen räuberisch ausgeplündert, wenn wir von einem trägen vernachlässigt werden, wenn wir endlich von einem gotlosen und verruchten wegen unserer Frömmigkeit bedrückt werden, so erwache in uns vor Allem der Gedanke an unsere Sünden, welche unzweifelhaft durch solche Geißeln des Herrn gezüchtigt werden, dann wird Demut unsere Ungeduld bezähmen. Dann mögen wir auch denken, daß es nicht uns zustehe, solch Uebel zu heilen; daß uns nur dies übrig bleibe, Gott um Hilfe anzurufen, in dessen Hand der Könige Herzen und die Veränderungen der Königreiche sind." Wer mehr davon lesen will, der sehe Calvin zu Röm. 13 und in den institut. de politica administr. cap. XX. So sprach Luther, sprach Calvin, dessen Kirche doch „einen unleugbar republikanischen Zug hat."



## Dr. Ferd. Christ. Baur und seine Kirchengeschichte des 19. Jahrhunderts.

Die kirchengeschichtlichen Arbeiten des verstorbenen Dr. Baur in Tübingen sind durch dessen Schwiegersohn, Professor Dr. Zeller in Heidelberg, in Verbindung mit dem Sohne, Gymnasialprofessor Baur in Tübingen, vollständig herausgegeben worden. Unter den einzelnen Teilen des Werkes sind es die beiden, den Anfang und das Ende der Kirchengeschichte in sich fassenden Bände, welche das Interesse auch in weiteren Kreisen für sich in Anspruch nehmen, weil in ihnen die Stellung des Verfassers zu Christo und dem Evangelium sich am deutlichsten offenbart. Wir lenken die Aufmerksamkeit unserer Leser für jezt auf den letzteren Teil, der uns den dahingeschiedenen Kritiker nicht nur in seiner theologischen Parteistellung, sondern auch in seinem innern Verhalten zu den politischen Bewegungen unserer Zeit sehen läßt und auf eine lehrreiche Weise die notwendige innere Verbindung dieser beiden Lebenskreise zur Anschauung bringt. Persönlich genommen, von der Seite des ganzen Charakters aufgefaßt, ist diese Kirchengeschichte des 19. Jahrhunderts wol das reifste Werk des fruchtbaren und seiner Zeit so einflußreichen Theologen. Nicht der Form nach — denn diese zeigt zwar auch jene lebendige, gewandte Darstellung, die dem Verfasser überhaupt eigen war und jene energische Beredsamkeit eines Parteiführers, der sich bewußt ist, daß er es nicht blos mit wissenschaftlichen Ergebnissen, sondern auch mit tiefgreifenden praktischen Grundsätzen zu thun hat. Doch ist es immerhin nur die Form eines wol ausgearbeiteten Kollegienheftes, dem da und dort auch sprachliche Mängel noch ankleben, und das seinen ganzen Inhalt erst durch Zusätze und Randbemerkungen zusammenbringt. Wol aber dem Inhalt nach. Denn die Anschauungen, die Baur in diesen Vorträgen kund gibt, tragen das unverkennbare Gepräge des Abschlusses einer wissenschaftlichen Laufbahn. Man sieht ihnen an, daß der Verfasser über sie nie mehr hinausgekommen wäre. Sie enthalten das Endergebnis, die Quintessenz seines gesamten Denkens und Lebens in dieser Welt. Das ist es, was uns diese Schrift besonders wichtig erscheinen läßt. Ueberblicken wir zuerst ihren Inhalt.

Baur begint sein Schilderung mit dem Anfange des Jahrhunderts oder eigentlich mit der französischen Revolution, in welcher zu eben jener Zeit noch der Schwerpunkt aller Bewegungen in den europäischen Staaten lag. Die Napoleonische Herschaft ist nach ihm für das übrige Europa das geworden, was die Revolution selbst für Frankreich war. Das alte System der Monarchie und Aristokratie war überall unerträglich geworden, nur daß man in Deutschland namentlich sich der Grundübel noch nicht so bewußt war, wie in Frankreich. Aber auch Napoleons Sturz war in lezter Beziehung die Folge seines Kampfes gegen die volkstümlichen Interessen. Das sieht man an dem Aufrufe des preußischen Monarchen „An mein

Volk", der dem Sturm gegen den Usurpator zum Ausbruch verhalf und in seiner Art selbst eine Revolution war. (S. 16.)

Nach dieser Einleitung komt Baur zunächst auf die Geschichte der katholischen Kirche, die durch den Luneviller Frieden in Deutschland ihren Länderbesitz und damit auch ihre politischen Stützpunkte verloren hatte, zum Teil mit ihrem kirchlichen Gebiete unter protestantische Souveräne kam, und unter dem Einflusse der neuen Ideen in Deutschland gar manche Regungen eines freieren Geistes zeigte, in der Person ihres Klerus selbst in freundschaftliche Beziehungen zum Protestantismus trat und ganz in protestantischem Geiste geschriebene Werke, wie die Einleitung in die Bibel von Jahn, ins neue Testament von Hug, hervorbrachte. Die Geschichte der Kämpfe zwischen dem Papsttum und der allmächtig sich dünkenden Staatsgewalt schließt diesen Abschnitt. (S. 1—39.)

Indem Baur zur Geschichte der protestantischen Kirche dieses Zeitraums übergeht, gesteht er, daß sie in der Theologie wie im größeren Leben auffallend arm an bedeutenden Erscheinungen sei. Man dürfe aber den Begrif des Protestantismus nicht auf das Kirchliche einschränken. Das geistige Leben der deutschen Nation habe in Philosophie, Poesie u. dergl. Großes erzeugt und die Heroen dieser Bewegung seien Protestanten. Es lasse sich nachweisen, daß ein Herder, daß ein Schiller und Göthe, daß Philosophen wie Kant, Fichte, Jakobi und Schelling eben nur auf dem Boden des Protestantismus aufstehen konten; denn ihnen allen gemeinsam sei das Streben des Geistes zum vollen Bewußtsein über sich selbst zu kommen und sich selbst als die freie Macht über alles zu wissen. Selbst die Romantik, die in dieser Zeit ihre Schwingen entfaltete und ihren Flug an manchen Orten so geradeaus zum Katholicismus nahm, ist doch im Grund ihres Wesens nichts anderes, als der Anspruch des Snbjekts, in seinem freien Fürsichsein erkant zu werden und dies Recht für alles, was im geistigen Leben der Völker eine bestimte Gestalt gewonnen hat, geltend zu machen. In diesem Sinne wird denn nun die Kant'sche, Fichte'sche, Schelling'sche Philosophie als der Kern der protestantischen Kirchengeschichte während der ersten Periode entwickelt; ihnen wird Schleiermacher in seiner ersten wissenschaftlichen Thätigkeit (Reden über Religion) und Daub angereiht und dann noch eine Skizze der eigentlichen theologischen Literatur, wie sie durch Paulus in Heidelberg, Eichhorn und Planck vertreten war, hinzugefügt. (S. 39—107.)

Hiermit ist die Geschichte der Kirche bis zum Jahre 1815 erledigt. Man sieht sich verwundert um, wenn man mit diesen Entwicklungen bereits am Ende der ersten Periode angelangt ist und fragt sich: ob denn wirklich die allerdings nicht zu läugnende Armut der evangelischen Kirche an größeren Begebenheiten so groß sei, daß mit Ausnahme von etlichen nicht nur sehr unkirchlichen und untheologischen Erscheinungen auf dem Felde der Literatur fast nichts von ihr zu berichten war, und die Philosophie und Poesie auf die Stühle der Kirche gesetzt werden mußte? Die Angriffe auf die Lehre der Kirche durch Modernisirung und Nationalisirung ihrer Katechismen und Gesangbücher und Gottesdienst-Ordnungen, und die mannigfaltigen Kämpfe der Gemeinden um diese ihre Kleinodien, die Gestaltung der Predigt, als des Mittelpunktes im Leben der evangelischen Kirche, die Verweltlichung des Kirchenregiments und der kirchenrechtlichen Anschauungen und der Reaktion dagegen im Schoße der Gemeinden, wie sie in der Zunahme des Vereinslebens und in der Lostrennung einzelner Teile von der Kirche sich kund gibt, die schönen Anfänge evangelischer Missionsthätigkeit, wie sie die Anstalt Jänickes in Berlin aufweist, die geistliche Poesie und Musik, die Stellung der Kirche überhaupt zur Kunst und Anderes derart, wenn es auch im Vergleich zur neueren und neuesten Zeit sehr wenig ausgiebig erscheinen möchte: es war doch alles wert, erwähnt zu werden- es war unentbehrlich zur Darstellung eines auch nur in Umrissen gezeichneten Bildes der Kirche, und eine Vorlesung, die das alles bei Seite lassen konte, mußte doch dem Studirenden ein überaus dürftiges und einseitiges Bild der Kirche und ihrer Geschichte zurücklassen. Wir schweigen davon, daß die Schilderungen Baurs in dieser ersten Periode sich hinsichtlich der evangelischen Kirche beinahe ganz auf Deutschland beschränken, als ob es sonst in Europa und Amerika nicht noch bedeutende Gebiete kirchlichen Lebens gebe, daß die griechische Kirche sowol in dieser als den folgenden Perioden ganz ignorirt wird, da sie doch schon um ihrer politischen Beziehungen willen den Historiker in Anspruch nimt und überdies auch neuerdings es an mancherlei bemerkenswerten Regungen in derselben nicht gefehlt hat. Der Eindruck, den der Studirende von dieser Behandlung der Kirchengeschichte mitnimt, wird der sein, daß eine eigentliche Geschichte nur der katholischen Kirche, die auch jedesmal vorangestellt wird, zukomme, die der evangelischen Kirche sich aber in eine Geschichte des protestantischen Dogmas, oder richtiger des protestantischen, nicht theologischen, sondern kosmopolitisch-universalen, philosophischen Geistes, also des wissenschaftlichen Lebens, auflöse. Er wird einsehen, daß von einer Geschichte der evangelischen Kirche um so weniger die Rede sein könne, da alle späteren Versuche in Lehre, Verfassung und Gottesdienst wieder etwas wahrhaft Kirchliches zu gestalten, nur als gänzlich verfehlte, in sich selbst halt- und principlose Unternehmungen dargestelt werden und die Aufgabe der folgenden Abschnitte keine andere sein kann, als zu zeigen, daß nachher so wenig Stoff zu einer Kirchengeschichte sich finde, als vorher.

Doch gehen wir mit dem Verfasser weiter. Die zweite Periode umfaßt die Zeit vom Jahre 1815—30. Sie wird in der Einleitung zu diesem Teile als die Periode der Restaurationen und der Constitutionen, ihrem Resultate nach als die Periode der bittersten Täuschungen und des schändlichsten, von den Fürsten an den Völkern begangenen Verrats charakterisirt, (S. 109 f.) Ausdrücke, die zwar, wie der Herausgeber bemerkt, mit auf Rechnung der erregten Jahre 1849 und 50 geschrieben

werden müssen und in anderen, späteren Nachschriften mit milderen vertauscht sind, die aber doch ihrem wesentlichen Gehalte nach die Ansichten des Verfassers getreu wiedergeben. Wie nun, so fährt Baur in seiner Darstellung fort, die Restauration und Reaktion auf politischem Gebiete, so zeigt sie sich auch auf dem kirchlichen, beim Katholicismus mehr in ersterer, beim Protestantismus mehr in letzterer Form. Weil aber die neuen Ideen der Geistesfreiheit hier wie dort sich nicht mehr unterdrücken ließen, so entstand daraus ein Kampf entgegengesetzter Principien, die, so oft man sie auch mit einander versöhnen wollte, jedesmal wieder in neuen Streit mit einander geriethen, weil die Versöhnung eben keine innerliche, sondern eine blos äußerliche war. (S. 112 f.) Dies ist nun das Thema, das in den folgenden Darstellungen entwickelt werden soll.

Sehen wir uns mit Baur zuerst nach der katholischen Kirche um, so begegnen uns jezt überall die Versuche des 1814 in seine Macht wieder eingesetzten Papsttums, durch Konkordate den verlorenen Boden wieder zu gewinnen, es begegnet uns die Wiederherstellung des Jesuitenordens und der Einfluß, den er, allen entgegengesetzten Bestrebungen zum Trotz, doch überall mehr oder weniger zu erkämpfen weiß, es begegnen uns die Verfolgungen der Protestanten in Frankreich, die ultramontanen Predigten eines Lamennais und andere Merkmale davon, daß die katholische Kirche wieder ganz auf ihren alten Standpunkt zurückzukehren trachtete. Dem entsprechend ist nun auch im Gebiete der evangelischen Kirche das Hauptbestreben dahin gerichtet, die Position der Religion wieder mehr hervorzuziehen. Zwar geschah dies nicht, ohne daß zugleich ein anhaltendes Streben nach freierer Gestaltung der kirchlichen Einrichtungen sich überall geltend zu machen suchte. Vornemlich waren es drei Fragen, die nun allgemeineres Interesse gewannen und zuerst in Preußen angeregt wurden: die Frage über die Kirchenverfassung, über die Verbesserung der liturgischen Formen und über die Vereinigung der protestantischen Confessionen. In ersterer Hinsicht ist es die Presbyterial- und Synodalverfassung, auf die man jezt das größeste Gewicht legt. Die liturgische Frage wurde durch Einführung einer Agende an den Garnisons- und Hofkirchen von Berlin und Potsdam und sodann allmälig in den übrigen evangelischen Kirchen gelöst. Die Union, durch die Jubelfeier der Reformation im Jahre 1817 angeregt, wurde gleichfalls allmälig, besonders seit 1830 in's Werk gesetzt. Aber der Weg, auf welchem die beiden letzteren Einrichtungen zu Stande kamen, war, im Widerspruch mit dem Bewußtsein der Zeit und mit Stimmen, wie selbst die von Schleiermacher, eben der der Verfügung durch die landesherliche Gewalt, im Princip und im Verfahren das Gegenteil kirchlicher Freiheit, und die kirchlichen Verfassungsbestrebungen verliefen, mit wenigen Ausnahmen, im Sande. So stellt sich nach Baur die zweite Periode der Entwickelung in der evangelischen Kirche abermals als eine Periode der Resultatlosigkeit, ja des Rückschritts, anstatt des gehofften und beabsichtigten Fortschritts heraus. Es ist von einem Manne wie Baur zu erwarten, daß insonderheit die Unionsmacherei vor seinen Augen nicht viel Gnade findet. Sie ist ihm ebenso sehr zuwider, als Klaus Harms Thesen und „sein Bestreben ein zweiter Luther zu werden", oder Ammons Zeugnis für die Confession, die ihm als ein bloßer Abfall von der eigenen Ueberzeugung erscheint. Er ist mit den Vertheidigern der Confession darin einverstanden, daß der gläubige Lutheraner die Fassung der Agende in den streitig gewordenen Punkten nicht annehmen könne, ohne seinen Glauben zu verläugnen, da sichtbar das eigentümlich Lutherische mit größter Sorgfalt verwischt und ein Ausdruck gewählt sei, der dem reformirten Typus entspreche. Aber an und für sich natürlich ist er ein ebenso entschiedener Gegner des Confessionalismus, weil derselbe ein bloser Versuch ist, Abgelebtes wieder ins Leben einzuführen. (S. 108—175.) Wenn Baur daher zu dem Streite des Rationalismus und Supranaturalismus (S. 175—183) weiter geht, die Versuche der Vermittlung zwischen beiden erzählt und von da aus auch die Principien der Schleiermacher'schen Glaubenslehre beleuchtet, de Wette, Neander, Gieseler, Bretschneider und zuletzt die Evangelische Kirchenzeitung charakterisirt: so ist der stets wiederkehrende Gedanke der, daß sie alle entweder gegen die Idee der Wissenschaft, der Wahrheit und Freiheit kämpfend, Unvereinbares als ehrliche aber betrogene Leute vereinigen wollen, oder daß sie gar wider besseres Wissen und Gewissen mit Worten und Begriffen spielen, weil sie ihre wirkliche Ueberzeugung nicht kund thun mögen, ein Vorwurf, der namentlich auf das Schärfste gegen Schleiermacher gekehrt wird, während Andere selbst die unsittlichen Mittel der öffentlichen Anklage nicht gescheut hätten, um die Gegner aus dem Felde zu schlagen. Nur Marheineke mit seiner objektiven Idee Gottes, als einem spekulativen Princip, findet Gnade vor den Augen unseres Historikers, sowie in seiner Art dem Wegscheider'schen und Röhr'schen Rationalismus der entschiedene Vorsprung vor dem inconsequenten Supranaturalismus zuerkannt und an Schleiermacher wenigstens das gelobt wird, daß er sich von vornherein auf den Standpunkt des christlichen Bewußtseins stellt, auf welchem die bisherigen Gegensätze ihre Bedeutung verloren. Dies ist das Ergebnis der zweiten Periode (bis S. 231).

Die Schilderung der dritten Periode geht aus von der Julirevolution in Frankreich. Aus dem natürlichen Gegensatze des monarchischen und demokratischen Princips entwickelt sich dort ein neuer Kampf, in welchem das letztere den kürzeren zog, freilich nur in Folge der unsittlichen Mittel, welcher sich das Bürgerkönigtum bediente, und mit dem Ergebnis, daß die Un-

versöhnlichkeit beider Principien immer mehr zu Tage kam, denn „wo einmal das Princip der Volkssouveränetät in das ganze Bewußtsein der Nation so tief eingedrungen ist, da muß es immer wieder in seiner übergreifenden Macht sich geltend machen." Aber „dasselbe Princip des Volkswillens, das in Frankreich zum drittenmal einen Thron gestürzt hatte, hatte auch im Bewußtsein des deutschen Volks tiefere Wurzeln geschlagen", und die erste deutsche Nationalversamlung im Jahre 1848 war die Frucht desselben. Die damalige Bewegung ist zwar wieder in ihr Gegenteil umgeschlagen, wie in Frankreich plötzlich die Republik dem 2. Dezember Platz machte. Aber „es wird immer klarer, daß man nur die Wahl hat, sich mit Entschiedenheit auf die eine oder die andere Seite zu stellen, Autonomie oder Auktorität, Fortschritt oder Festhalten am Bestehenden — man scheut sich immer weniger vor den Consequenzen." (S. 236 f.) Dies ist der Gesichtspunkt auch für die neuesten Erscheinungen der Kirche und Theologie, mit welchen Baur den dritten Abschnitt begint und zuerst das Papsttum unter Gregor XIV. und Pius IX. vorführt. Die Geschichte des letzteren bis zu der Allocution vom Neujahr 1860 fortgesetzt, findet ihre Spitze in der Erwartung, daß in der katholischen Kirche die Ueberzeugung von der Unhaltbarkeit der weltlichen Herschaft immer mehr Boden gewinnen, der Papst aber nach Verlust der weltlichen Herschaft auch als geistliches Oberhaupt nicht mehr sehr viel bedeuten und seine Degradirung der Anfang einer Reihe von Veränderungen sein werde, durch welche das Misverhältnis zwischen Katholicismus und Protestantismus allmälich zur Ausgleichung komme. (S. 255.) Hierauf folgt die Geschichte der Jesuiten, aus deren stets wiederkehrendem Einflusse Baur den Eindruck empfängt, daß der Katholicismus wie nicht ohne seinen Papst, so auch nicht ohne seine Jesuiten sein könne, da der Jesuitismus die natürliche Consequenz des Katholicismus sei. Mit der Geschichte der gemischten Ehen in Preußen, des Hermesianismus und verwandter Richtungen in der katholischen Kirche komt Baur nun wieder mehr auf das ihm am nächsten liegende Territorium. Die Furcht vor einem Bruch mit dem Princip der Kirche, sagt er, habe allein in jenen philosophischen und theologischen Streitfragen eine weiter gehende Spaltung verhindern können. Ein solcher sei nun aber durch den Deutschkatholicismus wirklich herbeigeführt worden. Dieser habe sich aber nicht lebenskräftig gezeigt. Und zwar liege die Ursache teils in der Persönlichkeit seiner Führer, teils in der Sache selbst. Zwar will er Gervinus Recht geben, wenn derselbe in seiner Schrift über den Deutschkatholicismus (1846) behaupte, daß das religiöse Bewußtsein der Gebildeten sich mit dem alten orthodoxen Glauben immer weniger vertrage. Aber der Deutschkatholicismus wolle, wie sein Name sage, ein drittes neben Katholicismus und Protestantismus, das es nicht gebe. Darum habe er verkümmern müssen. Dem Deutschkatholicismus werden Möhler und seine Nachfolger, das Dogma von der unbefleckten Empfängnis und die Reihe der neueren Konkordate gegenübergestelt und bei aller Geringachtung der wissenschaftlichen Leistungen auf ultramontanem Boden doch die Energie und Macht anerkant, mit der die katholische Kirche sich auf ihre alten Grundlagen aufbaue. Andererseits wird den protestantischen Regierungen der Vorwurf gemacht, daß es ihnen an einem festen Boden fehle, um den Anmaßungen des katholischen Klerus mit Erfolg entgegenzutreten. (S. 333.)



Der übrige Teil des Buches ist der Geschichte des Protestantismus gewidmet. Die Hegel'sche Philosophie, Strauß und seine Gegner, die theologische Reaktion, insbesondere Schelling in Berlin, Neander, Nitzsch und die übrigen neueren Theologen werden der Reihe nach charakterisirt; wobei Baur auch auf seine eigene Stellung in der Theologie zu reden komt. Er will mit der rein kritischen und negativen Weise von Strauß nicht vermengt sein, da er von einem ganz andern Punkt ausgegangen sei. Er habe die Frage rein geschichtlich untersucht und nachgewiesen, wie die Differenzen der spätern Zeit in der apostolischen bereits ihren Anfang genommen. Seine Kritik sei daher conservativer als die Straußische, weil sie das Geschichtliche und Nichtgeschichtliche scheide. Am Schlusse dieses dogmengeschichtlichen Teiles finden die Studien und Kritiken, die Evangelische Kirchenzeitung noch einmal und das Neuluthertum noch eine ausführliche Beurteilung.

Der lezte Teil „das Kirchliche" enthaltend, (S. 430—517) begint mit den Verwicklungen, zu denen die Union weiter führte. Baur weist an der Schrift Br. Bauers „die evangelische Landeskirche Preußens und die Wissenschaft (1840)" nach, wie die Einen von der Union als der zur That und zum Gesetz gewordenen Aufklärung die Beseitigung aller Confessionsunterschiede erwarteten, während die Anderen, eben diese Gefahr im Auge, ihr einen beharrlichen Widerstand entgegensetzten. Er erzählt die Geschichte der lutherischen Separation mit der Bemerkung, daß die Scenen in Schlesien einen unaustilgbaren Flecken in der Geschichte der Union bilden, zeigt, wie auch die nachfolgenden Erklärungen der Regierung über die Union lauter sich selbst aufhebende Bestimmungen enthielten, und wie die Regierung bei der Verpflichtung der Geistlichen durch die Unklarheit ihrer Stellung den Symbolfreundlichen wie den Symbolfeindlichen gegenüber in dieselbe schiefe Lage gerieth.

Daß Baur an Friedrich Wilhelm IV. kein Wolgefallen hat, läßt sich denken. Der „romantische" König wird zuerst um seines anglikanischen Bistums, des Kölner Dombaus, der neuschelling'schen Johanniskirche und ähnlicher Dinge willen, des Verraths am Princip der Reformation beschuldigt, (S. 437—39) dann wird bei Gelegenheit der resultatlosen Generalsynode von 1846 erzählt, wie der König keine Gelegenheit versäumt habe, seine Phrase von der Selbstregierung der Kirche zu wiederholen, und wie seine Diener und Verehrer den großartigen Aufschwung nie genug bewundern konten, den das Kirchenwesen unter der Regierung eines solchen Königs nehme (S. 449). Aber wie aus dem früheren Regimente die Entstehung der altlutherischen Sekte, so erkläre sich aus diesem das Aufkommen der Lichtfreunde und die damit zusammenhängenden Kämpfe, die Proteste

von Breslau, vom 15. August 1845, die freien Gemeinden, Rupp, Uhlich u. dgl. Selbst das Toleranzedikt vom 30. März 1847, das Baur seiner Freisinnigkeit wegen lobenswert findet, ist, wie er glaubt, nur darum erlassen worden, damit die orthodoxe Partei eine bessere Handhabe zur Ausstoßung der Rationalisten aus der Kirchengemeinschaft bekam, wie davon eben die Verhandlungen mit Uhlich Zeugnis gegeben hätten.

Daß überhaupt in Preußen die orthodoxe Partei, nach Unterdrückung jeder freien Richtung strebe, das mußte nach Baur in erhöhtem Maße durch die Bewegungen zu Tage kommen, welche das Jahr 1848 in seinem Gefolge hatte. Dem Anlaufe zur Freiheit, der mit dem Sturze des Ministeriums Eichhorn und dem Eintritte des Grafen Schwerin in das Kirchenregiment gewonnen wurde und mit welchem aufs neue Hand an die Presbyterial- und Synodalverfassung gelegt wurde, folgte nach Niederwerfung der Revolution der Rückschlag, indem statt der erwarteten Synode nur eine kirchliche Centralregierung, der Oberkirchenrath und der Entwurf einer Gemeindeordnung erschien, und durch die wachsende Macht der reaktionären Partei selbst die Union gefährdet wurde. Als eine Verletzung der Union müsse schon jener Beschluß gelten, nach welchem der Oberkirchenrath in confessionellen Fragen sich nach Bekentnissen teilen sollte. Dies habe ja die natürliche Folgerung enthalten, daß in Pfarramt und Gemeinde dieselbe confessionelle Sonderung durchgeführt werden sollte. Es seien daher abermals erläuternde, Misverständnisse und Misdeutungen bekämpfende Erlasse der Regierung nötig gewesen. Das Resultat aber ist nach Baur Ende der fünfziger Jahre das gewesen: daß die Union nur noch soweit existirte, als sie neben den Sonderbekentnissen eine eigene Bekentnisform bildete, und es nur noch darauf ankomme, auch äußerlich und rechtlich festzustellen, welche Gemeinden lutherisch, reformirt oder unirt seien. Als Anhang folgt diesen Schilderungen eine Charakteristik der Schrift des seligen Stahl über die Union. Er wundert sich zwar, daß eine solche Theologie nicht schon längst widerlegt und in ihrer wissenschaftlichen Nichtigkeit dargestellt sei, so daß sie es sogar wagen könne, von der kräftigen und überlegenen Bewährung des Neulutherianismus in der Wissenschaft zu reden. Aber die Unionstheologie sei großenteils selbst nichts anderes als Buchstabentheologie, die von dem Fundamente der alten Symbole nicht hinwegkommen könne und es doch auf die willkürliche Weise untergrabe durch ihre Unterscheidung zwischen consensus und dissensus. Und in diesem Zustande des Hin- und Herschwankens zwischen zwei Extremen befinde sich die evangelische Kirche in ganz Deutschland. (S. 478)

Hiemit wird die Geschichte der andern deutschen Länder angeknüpft. Die Union in Rheinbaiern von 1817 bis zur Trennung der Pfälzer Kirche von dem Münchener Oberkonsistorium und der Synodalverfassung von 1849, dann die Vereine, nemlich der Gustav-Adolf Verein, der Kirchentag und die Eisenacher Conferenz, die innere Mission, die Evangelische Allianz — werden unter den Gesichtspunkt weiterer Einigungsversuche in der Kirche zusammengestellt, die meisten der letzteren aber mit ziemlich geringschätzigen Worten abgetan. Dem Kirchentag insbesondere macht es Baur zum Vorwurf, daß er, nachdem er anfangs sich zu einem Kirchenbund mit amtlichem Ansehen konstituiren wollte, und endlich sich habe begnügen müssen, eine große Pastoralkonferenz zu sein, nicht auf diesem seinem Boden bleibe, es immer wieder darauf anlege, auf die öffentliche Meinung einzuwirken und durch häufige Aufführung derselben Scene das Interesse dafür abschwäche, daß er, wie z. B. in dem Stuttgarter Beschluß über die Eidesformel den Formalismus fördere, und daß er nicht einmal anstehe, Beschlüsse zu vermeiden, die, wie der Berliner Beschluß in Betreff der Augsburger Confession die gerechte Unzufriedenheit der Lutheraner hervorrufen müssen. An Wicherns innerer Mission ist ihm das Geräusch und Gepränge zuwider, mit dem man eine längst geübte Sache als etwas neues dahertrage, gegen die Allianz hat er einzuwenden, daß sie zu weit und zu eng, daß sie nicht deutsch und aus einer in Deutschland veralteten Anschauung entstanden sei. Uebrigens sehe man aus diesem regen Vereinswesen, wie die Kirche ihrer Macht sich bewußt und wie sehr sie auf Stärkung derselben aus sei. Sie sei auch, fährt er nun, den Blick zur protestantischen Wissenschaft lenkend, weiter fort, gegen die Wissenschaft immer feindselig geblieben. Es zeige sich klar in der kirchlichen Literatur, daß Kirche und Hierarchie eng verbunden seien. Löhe, Delitzsch, Kliefoth, Petri und die Klage der Hannover'schen Pastoren gegen die Göttinger Fakultät, die Behandlung Märklins in Würtemberg wegen seiner Schrift über den Pietismus (1839), ja die Angriffe der Kirchenmänner selbst auf den leztern und auf Spener geben Zeugnis von dem allem. Insbesondere schildert nun Baur, wie der lutherische Kirchenbegriff zum Sakramentsbegriff, zur Verwerfung der Unterscheidung einer sichtbaren und unsichtbaren Kirche, zu der ganz katholisirenden Lehre vom Amt komme, und wie der Protestantismus hier eine Tendenz verfolge, die, auf seinem Boden ganz inkonsequent, nur lächerlich zu nennen wäre, wenn sie nicht ein so ernstes Zeichen der Zeit wäre. Man sehe daraus aber, daß in der lutherischen Kirche zuviel katholische Elemente zurückgeblieben seien, an die immer wieder angeknüpft werden könne und daß diese Elemente daher vor allem entfernt werden müßten, wenn man nicht immer wieder solchen Gefahren ausgesetzt sein wolle. Das Bild im Ganzen findet Bauer unerfreulich und tröstet sich damit, daß wir uns in einer Uebergangsperiode befinden, die mittelbar auch einer freien und vernünftigen Ansicht vorarbeite. Ein Anhang über die reformirte Kirche in Genf und in Waadtland und den Puseyismus in England, schließt diesen Abschnitt, eine kurze Charakteristik der Simonisten, Irvingianer und der würtembergischen Sekten das ganze Buch.

Hiemit wäre der Inhalt unseres Buchs der Hauptsache nach dargestellt. Wie wird die besonene, auf dem Fundamente der Wahrheit stehende Wissenschaft darüber urteilen? Uns dünkt, das Urteil ergebe sich zum Teil schon aus der bloßen Inhaltsanzeige. Wir haben bereits darauf hingewiesen, wie wenig diese

Geschichtschreibung der neuesten Kirchenperiode den Anforderungen entspricht, die man hinsichtlich der Sammlung und Auswahl des Stoffs an einen Geschichtschreiber zu machen hat. Die erste Forderung ist gewiß die, daß er seinen Standpunkt hoch genug nehme, um sein ganzes Gebiet auf einmal zu übersehen, damit er nicht eine einzelne Landschaft zeichne, während er eine Rundschau zu geben verspricht. Eine solche Höhe des Standpunktes ist unerläßlich, wenn der Leser mit dem Eindrucke erfüllt werden soll, der bei jedem landschaftlichen Panorama der vorherrschende ist. Ob es möglich sei, eine solche Höhe zu finden, wenn man es mit der unmittelbaren Gegenwart und nächsten Vergangenheit zu thun hat, dürfte im voraus zweifelhaft sein. Man hat es, wie wir glauben, mit Grund verneint. So wenig eine dramatische Dichtung ächter Art ihren Stoff aus der Jetztzeit wählen könte, weil der Dichter, von den Parteitendenzen ergriffen, sich nicht mit unbefangenem, großherzigem Sinn in die innersten Bewegungen der handelnden Personen zu versenken im Stande ist: so wenig kann ein Historiker hoffen, seiner Aufgabe gerecht zu werden, wenn er seine eigene Zeit zum Vorwurf seines Griffels wählt. Es wird an Effekten nicht fehlen. Aber um den ruhigen, monumentalen, klassischen Styl wird er sich vergebens bemühen. Trifft nun diese Bemerkung nicht unsern Kirchenhistoriker allein, und muß man andererseits anerkenen, daß eine Geschichtschreibung der Jetztzeit dennoch Bedürfnis ist und bleibt, so hat man wenigstens das Recht, von dem Unternehmer eines solchen Werkes zu erwarten, daß er sich der Schranken menschlicher Kraft bewußt bleibe und das Mögliche anstrebe. Er wird also vor allem darnach trachten müssen, wenigstens alles, was zur Gestaltung der Kirche in der Gegenwart wesentlich gehört, in seine Darstellung mit aufzunehmen. Schon diese Vollständigkeit leistet der Objectivität Vorschub. Der Geschichtschreiber hat auch dem, was ihn persönlich und nach seiner Parteistellung weniger interessirt, die volle Aufmerksamkeit zu widmen und es mit Liebe auszuführen. Das bringt eine gewisse Ruhe und Nüchternheit in die Darstellung und die Ruhe des Vortrags wird einigermaßen den Mangel der Erhabenheit und Größe in der Auffassung ersetzen. Legen wir diesen Maßstab an die Baur'sche Arbeit, so ist ihr Maß entschieden zu kurz. Manche wichtige Faktoren des kirchlichen Lebens sind, wie oben bemerkt, nur ganz flüchtig erwähnt. Dahin gehört das kirchliche oder sonstige geistliche Volksleben, wie es sich in Gottesdienst, in frommen Festen, Sitten u. dgl. ausspricht und oft so auffallend nach Gegenden, Ständen u. dgl. sich unterscheidet. Es gehört ferner dahin die Schilderung der einzelnen kirchlich bedeutenden Persönlichkeiten nach ihrer gesamten leiblich-geistigen Physiognomie, ihrer Entwicklung und der Nachweis der Macht die sie auf ihr Zeitalter ausgeübt, wie der Schranken, in die sie eingeengt waren — diese ethnographischen und biographischen Bilder, die aus dem großen Ganzen auftauchen und dem Hauptbilde zu wunderbarer Belebung dienen, und in deren Behandlung kirchliche wie politische, deutsche wie außerdeutsche Geschichtschreiber so Treffliches geleistet haben. Es gehört weiter ganz notwendig hieher die Geschichte des Gottesdienstes, also die Entwicklung der Liturgien, Gesangbücher, des Chorals, der Predigt und des kirchlichen Unterrichts. Es gehört nicht minder auch zum Ganzen des Bildes die Kunst in ihrer Beziehung zur Kirche, sowol die bildende in allen ihren Zweigen, die selbst in der protestantischen Kirche nie völlig erstorben, wenn auch sehr verkümmert und auf verkehrte Wege geraten war, — als auch die redende, die ja doch nicht blos in den Gesangbüchern und auch nicht blos in der christlichen Romantik von Novalis und Schenkendorf, sondern in der Gestalt wirklicher geistiger Poesie existirte und die seit Anfang des 19. Jahrhunderts manches beachtenswerte, wenn auch nicht eigentlich kirchliche Musikstück hervorgebracht, neuerdings aber zu den erhabensten und feurigsten Kompositionen streng kirchlicher Tondichtung sich aufgeschwungen hat. Wie kann man ferner eine Kirchengeschichte des 19. Jahrhunderts schreiben, ohne der Mission zu gedenken, die in Berlin unter Jänicke ihren Anfang genommen hat, die anderthalb Jahrzehnte später in Basel als ein Senfkorn in die Erde gesenkt ward und jezt nach 50 Jahren zu einer weltgeschichtlichen Macht geworden ist, um derentwillen die furchtbaren Kämpfe Indiens entbranten, die durch ihre kühnen Reisenden, einen Livingstone u. A. den Schleier Afrika's lüften hilft und in Asien durch die seltsame Mischung des Christentums mit dem Heidentume die Erscheinung eines neuen Muhamed veranlaßt hat? Wer kann zu dieser Zeit der Volksschule vergessen und ihre Beziehung zur Kirche für eine Nebensache achten, da es doch am Tage ist, daß auf diesem Felde die bedeutendsten Kämpfe des kirchlichen und des Zeitgeistes durchgekämpft werden? — Man wird uns vielleicht einwenden: es sei unmöglich in einem Bande Kirchengeschichte all diesen Stoff unterzubringen. Allein es handelt sich nicht von der Menge des Stoffs, sondern von dem Gesamtbilde der Kirche, das man erhält. Um alles Wesentliche darein aufzunehmen, mußte an anderen Orten der Stoff gespart werden. Und dazu hätte die Darstellung der wissenschaftlichen Systeme Gelegenheit genug dargeboten. Nun ist der Philosophie, die doch mit der Kirche wenig genug zu thun hat, ein Raum angewiesen, der in einer Geschichte der Philosophie nicht zu klein wäre, und die Entwicklung der Theologie in einer Breite behandelt, wie sie für ein Compendium der Dogmengeschichte sich eignete!

(Schluß folgt.)



Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz in Berlin. Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

# Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1864. Mittwoch den 16. März. № 22.


## Dr. Ferd. Christ. Baur und seine Kirchengeschichte des 19. Jahrhunderts.

(Schluß.)

Man sieht so recht, wie auf dem wissenschaftlichen Standpunkte Baurs eben nur noch die Wissenschaft als die eigentliche Macht des Lebens gilt. Von der Menge und Größe anderer geistiger und geistlicher Kräfte, welche die Christenheit bewegen, von der selbständigen Bedeutung namentlich, die dem evangelischen Glaubensleben im Volke gegenüber der Theologie und Philosophie innewohnt, haben Theologen wie Baur keinen Begriff.

Mit diesem Mangel an geistiger Freiheit, an umfassenden Gesichtspunkten hängt des weiteren die Armut an tieferen Blicken in den Gang der Geschichte und an treffendem Urteil über die Thatsachen und Personen zusammen. Zwar streiten wir unserm Historiker nicht ab, daß er da und dort sowol innerhalb als außerhalb der eigenen Kirche die Gesichtspunkte mit ebensoviel Unbefangenheit und Gerechtigkeit, als auch mit Scharfblick und Klarheit zu bezeichnen versteht. Da wo zur Würdigung geschichtlicher Thatsachen nicht notwendig ein wahrhaft christlicher Geist, ein erleuchteter theologischer Sinn gehört, wo es vielmehr auf das unbestochene Urteil des natürlichen Wahrheits- und Gerechtigkeitssinnes ankomt, wo Lebenserfahrung und ein gebildeter Geist den Schlüssel zu manchen verborgenen Schachten des menschlichen Lebens und Treibens in die Hand geben: da kann man sich an Baurs geschichtlichen Urteilen wirklich erfreuen. So ist die Schilderung des Kampfes zwischen Napoleon und Pius VII. unseres Erachtens in pragmatischer und psychologischer Hinsicht gelungen. In den Schlüssen, die Baur aus der Geschichte des Papsttums und des Jesuitismus zieht, wird man den Mann erkennen, der Thatsachen zu wägen versteht und sich von trügerischen Hoffnungen losgemacht hat. Was er über den Deutschkatholicismus sagt, dient zum Beweise, wie viel gesundere Elemente noch in seinem Geiste leben, als in dem eines Gervinus. Seine Würdigung der Unionsbestrebungen und der Allianzsache wäre es wol wert, auf Seiten der Vermittlungstheologie gehört zu werden und wäre es auch nur, um sich über den wirklichen Thatbestand dieser Dinge eine unbefangene Ansicht zu bilden, und eben damit auch in der Gerechtigkeit gegen die Gegner einen nötigen Schritt vorwärts zu thun. Wo es dagegen darauf ankomt, die Grundgedanken des Reiches Gottes zu erfassen und aus ihnen heraus die Notwendigkeit der Geschichtsentwicklung in der Kirche nachzukonstruiren: da mislingt dem berühmten Kritiker sein Werk in ganz auffallender Weise. Sucht man alle die Aussprüche zusammen, in welchen er die Quintessenz seiner Welt- und Kirchenstudien niederlegt, so sind es etliche Schablonen, die er sich mit der Scheere der Hegel'schen Geschichtsphilosophie zurechtgeschnitten und durch welche nun das ganze Bild der neuesten Kirchengeschichte illuminirt wird. Die hervorragendsten dieser Gedanken sind folgende:

1) In der Kirchengeschichte wiederholt sich die politische Geschichte unter andern Namen und Gestalten. Wie diese seit 1789 ein beständiger Kampf ist zwischen Monarchie und Demokratie, zwischen Absolutismus und Volkssouveränetät, und eben daher auch ein steter Wechsel von Revolution und Restauration: so auch die Geschichte der Kirche. Kirchenregiment von oben und kirchliche Volksfreiheit, Hierarchie und absolutfreie Selbstbestimmung des Subjects in religiöser Hinsicht, vertreten in kirchenrechtlicher Hinsicht durch das Streben nach Synodal- und Presbyterialverfassung, in wissenschaftlicher durch die Abwerfung jeder traditionellen dogmatischen Fessel und Anerkennung des idealen Christus als des einzig wahren Fundamentes für die Theologie — das sind die Gegensätze, in denen das Leben der Kirche sich bewegt. Was nun

2) den Charakter dieser Bewegungen anbelangt, so besteht das Ergebnis der ganzen neuesten Geschichte nach Baur darin, daß die Gegensätze sich mit jeder Phase schärfer herausstellen und eine Vermittlung immer mehr zur Unmöglichkeit wird. Jede Periode und jede Unterabteilung einer Periode hebt damit an, daß die widerstreitenden Principien durch irgend ein äußerliches Band sollen besser als vorher zusammengebunden werden, und jedesmal ist das Ende, daß sie weiter auseinander gehen, denn zuvor. Das ist das Wort des Räthsels für die ganze Kirchenentwicklung des 19. Jahrhunderts.

3) Was wird das Ende sein von alle dem? Das sagt Baur nicht so gerade heraus, wol weniger, weil er sich scheut, es zu sagen — an Offenheit und Ueberzeugungstreue läßt das Buch wenig zu wünschen übrig — als vielmehr darum, weil er sich keine vollständige Rechenschaft darüber zu geben vermag. Doch ist ihm soviel gewiß, daß politischerseits die Volkssouve-

ränetät endlich den Sieg davon trägt. Für die katholische Kirche hofft er, wie wir gesehen, eine Degradation des Papsttums, in Folge davon Gleichstellung der protestantischen und römischen Kirche, was dann, nachdem die äußeren Stützpunkte gesunken, ins Uebergewicht des Protestantismus und endlich in seine Alleinherschaft umschlagen würde. Für den letztern — nun da gehen seine Hoffnungen begreiflich dahin, daß die Hierarchie gestürzt, die freie Wissenschaft aufgerichtet und das tausendjährige Reich der Geistesfreiheit in die Welt eingeführt wird. Sammelt man alle diese Aehren auf dem Felde der Baur'schen Geschichtschreibung und bindet sie in ein Bündlein, so erstaunt man über die magere Ernte. Armseliger kann man sich die Kirche nicht denken, als wenn man die ganze Fülle ihres Lebens aufgehen läßt in dem Zweikampf der beiden Principien eines geistigen Monarchismus und Demokratismus. Jämmerlicher kann sich Niemand die Entfaltung der Idee der Menschheit in ihren höchsten Gebieten vorstellen, als daß sie ein beständiges Zusammengebundenwerden und Wiederauseinanderfallen an sich unversöhnlicher Elemente sei. Und das alles, während doch die absolute Philosophie an der Spitze der Bewegung steht, von der sonst die Männer dieser Richtung behaupten, daß in derselben die Menschheit oder vielmehr die Gottheit in der Menschheit erst zu sich selbst gekommen sei. Was ist die Geschichte auf einem solchen Standpunkt anders als Geschichte der menschlichen Thorheit? Solche Inhalt- und Gegenstandlosigkeit, solche Verkehrung der Wahrheit ist aber das notwendige Ende einer wissenschaftlichen Richtung, die die lebendige Quelle der geoffenbarten Wahrheit verläßt und sich an die selbstgemachten Brunnen des subjectiven Denkens hält, die doch löcherlig sind und kein Wasser geben.

Wer die Kirche und ihre Entwicklung begreifen will, der muß fürs Erste Christum, als die in der Kirche wirkende gottmenschliche Persönlichkeit von der Kirche zu unterscheiden wissen, damit er sowol den absoluten, ewigen Gehalt ihrer Lebenserscheinungen, als auch die vorübergehenden Störungen ihrer Entwicklung, noch mehr die Stufen des Abfalls von der absoluten Wahrheit, welche ist der Sohn des lebendigen Gottes und die Wiederkehr der Völker zu ihm, dem unwandelbaren Fels in dem unstäten Meere der Weltgeschichte zu erkennen vermag. Es muß ihm ferner die Idee der Vollendung der Kirche in einer klaren Gestalt vorschweben, damit er diesen Maßstab an die Fortschritte der einzelnen Zeiten und Geschlechter lege und die Höhe ihrer Entwicklung bestimme. Ein solches Ideal, — warum sollen wir des schönen Ausdrucks uns enthalten? — ist in der heiligen Schrift zu finden. Die vollendete Heiligung der erlösten Menschheit, oder was dasselbe ist, die vollendete Ausgestaltung des Lebens Jesu Christi in ihr, das ist das Ziel der Kirchenentwicklung. Wenn die Kirche die geistigen und leiblichen Vollkommenheiten des Gottmenschen wie in einem Ebenbilde wiederspiegelt, dann ist die Stufe ihrer Vollendung erreicht. Es gehört dazu allerdings auch die adäquate Erkentnis der Wahrheit, zunächst der geoffenbarten, in der heiligen Schrift enthaltenen, also der Lösung die dogmatischen und historischen Räthsel in der kirchlichen Lehre, aber es gehört dazu auch nicht minder die Ausgleichung der zwischen ihr und der natürlichen Erkentnis also der Philosophie und den Naturwissenschaften bestehenden Widersprüche. Aber es gehört dazu außerdem noch die Vollendung des gesamten Völker- und des einzelnen Personlebens in allem, worin das unmittelbare Bezogensein auf Gott hervortritt. Und da es kein Gebiet des menschlichen Lebens gibt, in welchem nicht eine solche unmittelbare Beziehung zum Vorschein käme: so umfaßt die Kirchengeschichte schlechthin das ganze Leben der Menschheit, nur mit dem Unterschiede von der sogenanten Universalgeschichte, daß in lezterer auch die Entwicklung der natürlichen Lebensgebiete an sich ohne ihre ausdrückliche Beziehung auf Gott zur Sprache komt. Von solchen Gesichtspunkten aus wird man auch zu andern Ergebnissen gelangen als die Baur'sche Kirchengeschichte. Man wird den Fortschritt der göttlichen Erziehung an der Menschheit von einer Periode zur andern wol zu unterscheiden wissen. Man wird erkennen, was jede Zeit, jedes Geschlecht, jedes Volk, jede Kirche zur Herstellung des Ideals der Kirche in ihrem Teile beigetragen hat. Das Leben der Kirche wird nicht blos der Welle des Stromes gleichen, die an sich selbst ohne Halt und Gestalt die Idee des Lebens eben nur nach dem einen Momente des Flusses, der Bewegung, darstellt, und nichts concretes zu Stande bringt. Vielmehr wird das Leben der Kirche sich wie das Wachstum eines Baumes darstellen, dessen Jahresringe den Gewinn aller seiner Lebensalter für immer aufbewahren, sie wird dem Bau eines Tempels gleichen, an welchem sich nachweisen läßt, wann und wie der noch bestehende Grund gelegt, wann und wie hier in die Länge, dort in die Breite gebaut, wie das eine Mal auf Beschaffung des rohen Materials, ein ander Mal mehr auf die Formvollendung desselben und Einfügung an seine rechte Stelle gesehen worden, wie da und dort Gebautes wieder zerstört oder in verkehrter Weise umgebaut, im Ganzen aber doch der Bau nach den verschiedensten Seiten hin stetig gewachsen ist und so auch fortwachsen wird und muß. Wie weit und in welchem Sinne an eine Vollendung des Baues schon im gegenwärtigen Aeon gedacht und diese Idee der Geschichtsdarstellung zu Grunde gelegt werden kann, das wollen wir hier nicht weiter besprechen. Eine gesunde Geschichtschreibung der Kirche ist auch bei sehr verschiedener Auffassung dieser Frage möglich. — Müssen wir uns durch den Inhalt der Baur'schen Kirchengeschichte gänzlich unbefriedigt erklären, so ist das teilweise nicht weniger Fall hinsichtlich der Form. Zwar ist die Bewegung der Sprache lebendig, die Darstellung anregend, manche werden sie unterhaltend und geistreich finden. Aber wir können die eigentliche Kunst historischer Darstellung nicht darin erkennen. Dazu fehlt es schon an Vertiefung in die einzelnen Gegenstände. Wie die Kirchengeschichte überhaupt nur unter Einem eng umgrenzten Gesichtspunkte zusammengefaßt ist, so wird an jede der einzelnen Erscheinungen immer derselbe von außen hergebrachte Maßstab angelegt. Es handelt sich immer nur darum

daß das Subjekt zu sich selbst komt, seiner immanten Freiheit sich bewußt wird. Die mannigfaltigen Kräfte, durch deren mannigfaltige Verbindung die unendliche Fülle persönlicher und unpersönlich geistiger Erscheinungen auf dem Gebiet des Kirchenlebens erwächst, bleiben ganz aus dem Spiel, und die Widersprüche, durch deren Verbindung in einer hervorragenden Persönlichkeit oft gerade die interessantesten Bildungen und Färbungen des Geisteslichtes zu Stande kommen, werden vom Standpunkte der abstrakten Verstandesreflexion aus, statt begriffen oder wenigstens in ihrer Tiefe erkant zu werden, vielmehr nur nach dem alltäglichen Maßstabe abgeurteilt und weggeworfen. Es ist aber eine der ersten Voraussetzungen wahrer Menschenkentnis, daß man die sittliche und metaphysische Möglichkeit sehr widersprechender Richtungen in einem und demselben Menschen zu begreifen vermag.

Wo der gemeine Verstand aus Eigenschaften oder Handlungen des Menschen, die sich selbst widersprechen, nichts als bewußte Unredlichkeit zu machen weiß, da erkent der Tiefer-blickende unzählige Male die notwendige Verbindung von Gegensätzen, die in dem wunderbaren Leben der geistleiblichen Person sich die Hand reichen und die, wenn man auf den Ursprung und Lebensgang eines Menschen zurückgeht, in ein überraschendes Licht treten. Muß man doch geradezu behaupten, daß kaum irgend eine bedeutendere Persönlichkeit in der Welt zu finden sein dürfte, die so zu sagen aus einem Centrum ihres Seins und Strebens begriffen werden könte. Gerade die geistig tiefsten und reichsten Naturen zeigen einen Gegensatz der Pole in sich selbst, und um die Vereinigung des Unversönlich-scheinenden dreht sich im Innern des Menschen selber wie in der Welt draußen das tägliche Ringen des Geistes und aller Kräfte des Lebens. Solche Blicke hätten unserm Kirchenhistoriker gegenwärtig sein müssen, um Männer, wie Schleiermacher recht zu begreifen, in dessen Leben der Glaube des Herrnhuters und die ungläubige Wissenschaft eines Spinozisten und Kritikers einen so auffallenden Widerspruch bildeten, jene Doppelheit seines Wesens und Strebens, in Folge deren er nach der einen Seite hin der Vorläufer einer gläubigen Dogmatik, nach der andern der Bannerträger der selbstherlichen und weltseligen Philosophie geworden ist. Unter solche Gesichtspunkte hätte die Romantik gesezt werden müssen, so wäre ihr Fliehen aus der realen Gegenwart in die Welt der Gedanken und Gefühle, ihre Hinneigung zum Katholicismus u. dgl. mit lebendigeren Farben gezeichnet worden, als Baur thut, wenn er in ihr nichts findet, als die Abwerfung aller dem Subjekt von außen kommenden Schranken.

Es ließen sich außer dem Gesagten noch manche Belege unhistorischen Verfahrens aufzeigen. Teilweise mögen sie blose Mängel der Ausarbeitung sein und mit der ungebundeneren Weise einer Vorlesung zusammenhängen, so z. B. der Mangel an Abrundung der einzelnen Abschnitte, an geschichtlichen Rückblicken und Uebergängen. Wenn aber, wie so manchmal die Darstellung einer Lehre durch das Urteil darüber unterbrochen, zuweilen beides ganz in einander geflochten wird, so thut auch dies dem reinen Eindrucke des zu schildernden Gegenstandes Abbruch und vermindert das Zutrauen zu der Wahrheit der Auffassung. Mit dieser Weise zu reden sinkt die Geschichtschreibung auf einen Standpunkt zurück, den Niemand mehr überwunden zu haben glaubte, als die Hegel'sche Partei. Sie legt den Charakter der höheren Wissenschaftlichkeit ab, stellt sich auf einen Boden mit der Tagesliteratur und wird zum blosen Raisonniren. Und zwar wird das die Baur'sche Geschichtschreibung um so mehr, je mehr sie auf die Gegenwart zu sprechen komt. Baur tritt hier rein als Mann der Partei auf; seine Kirchengeschichte wird zur Streitschrift, ja zur Schmähschrift. Die hervorragenden Persönlichkeiten der entgegengesezten Richtungen werden mit den geringschätzigsten Ausdrücken abgefertigt. Wir enthalten uns weiterer Bemerkungen über die Art, mit welcher die Evangelische Kirchenzeitung und ihr Herausgeber behandelt wird. Aber wenn man z. B. über Ullmann liest (S. 425): „wie er die Studien und Kritiken kürzlich habe ihre silberne Hochzeit feiern lassen, um die Ehe der Leser mit der Kirche und Wissenschaft in einer sehr salbungsvollen Predigt neu einzusegnen", wenn es dann etwas weiter heißt: „überall, wo es zu vermitteln, zu vereinigen, kirchlich zu organisiren gibt, ist er dabei, über alle kirchlich bedeutenden Zeitfragen wissenschaftlicher und praktischer Art gibt er Gutachten und Vota. — Ist ein solches Gutachten nun erschienen, so erscheint gewöhnlich auch noch ein Artikel in der Allgemeinen Zeitung, um auf die Gewichtigkeit der Stimme, welche der berühmte, ebenso freisinnige als gemäßigte und billig denkende Theologe über eine der wichtigsten Fragen abgegeben hat, noch besonders aufmerksam zu machen", wenn man sieht, wie Baur die theistischen Philosophen, Fichte, Weisse, Fischer u. A. bei Seite wirft, (S. 357) wenn man hört, wie er sich (S. 384) über Schelling in Berlin und Neander lustig macht —: so muß man im Namen der Wissenschaft gegen eine solche Behandlung der Kirchengeschichte protestiren, bei der am Ende die interessanteste Spitze der Darstellung in die Verspottung der Häupter der Gegenpartei und die Hervorziehung ihrer persönlichen Schwächen hinausläuft. Wir möchten uns der Sünde nicht schuldig machen, in einer wissenschaftlichen Darstellung die theologische Persönlichkeit Baur's oder seiner Genossen mit demselben Pinsel zu malen.

Es sei genug hievon. Die Richtung der Baur angehörte, hat wenig eigentliche und bedeutende Vertreter mehr in der deutschen Theologie. Ihre Zeit ist so ziemlich vorüber; der Krater ist nahezu ausgebrant und wirft nur noch einige Asche aus statt des glühenden Metalls, und wenn die Eruptionen wieder beginnen, wird es auf einer andern Seite des Berges sein. Aber für den, der die Wahrheit in der Gestalt des Evangeliums und des gekreuzigten Christus sieht, ist es eine lehrreiche Beobachtung, zu sehen, wie die Burgen der fleischlichen Weisheit allmälich von selbst wieder einsinken und wie dieser Kronion der weltlichen Wissenschaft seine eigenen Kinder wieder

fressen muß. Wir freuen uns, von Baur einen bessern Eindruck zu haben, als ihn seine Kirchengeschichte des 19. Jahrhunderts zurückläßt. Wer einst als lernbegieriger, ernster Jünger der Wissenschaft ihm zu Füßen saß, der bewahrt in seiner Brust noch manchen Klang der Wahrheit, der damals zuerst voll und tief in der jugendlichen Sele zu tönen begann und den r mit den kräftigen Hammerschlägen seines reichbegabten Geistes aus der Tiefe zu locken verstand. Und wer als Untergebener seine strenge Gerechtigkeit und sein würdevolles persönliches Auftreten ehren gelernt, zu Zeiten auch in die Wärme und Innigkeit, mit der er für Andere empfand, einen Blick geworfen hat, der weiß wol, daß der Verfasser unserer Kirchengeschichte uns eben die Schattenseite seines zu Ende gehenden theologischen Strebens und einer überwundenen wissenschaftlichen Richtung zugekehrt hat. Der heilige Geist weiß auch solches Thun, wie es die kritische Theologie erwählt hat, zur Förderung seines Werkes zu verwenden. Sind sie nicht Baumeister, noch auch Gesellen, verstehen sie weder Steine noch Kalk zuzurichten, so leisten sie wenigstens gute Dienste, wo verkehrt und schlecht Gebautes wieder eingerissen werden muß und machen sich mit der Abfuhr unnützen Schuttes, der sich aufgehäuft hat, ein ersprießliches Geschäft. Daß sie in Unkentnis der Sache auch einen Teil des besten Materials mit wegführen und daß über dem Zurückholen desselben viel Kraft und Zeit vergeht, ist freilich auch wahr. Doch geht der Bau der göttlichen Wahrheit eben von jeher diesen mühsamen Weg, und es hat Jeder Ursache zuzusehen, daß er den Sinn des Bauherrn treffe und ein Werk schaffe, das des Lohnes werth ist. K. L.

---

## Nachrichten.

### Waadtland.

Ein längerer Aufenthalt im Waadtlande während des lezten Herbstes hat mich in den Stand gesezt, meine Berichte über die dortigen kirchlichen Zustände (siehe namentlich lezten Jahrgang p. 375 und 567) teils zu vervollständigen, teils auch zu berichtigen.

Zuerst etwas über die Staatskirche. Ich habe mich überzeugt, daß die Aussichten derselben nicht so trübe und hoffnungslos sein möchten, als ich es anfänglich glaubte. Freilich sind die Mängel und Gefahren ihrer neuen Verfassung (ein ziemlich unbeschränkter Presbyterianismus) nicht zu verkennen; allein dieselbe ist vielleicht, wenn nicht ideal die beste, doch die beste, welche unter den damaligen Verhältnissen erzielt werden konte. Die Kirche ist weniger abhängig von der Regierung als bisher; ein nicht unbedeutender Teil der Rechte und Befugnisse, welche die Regierung besaß, ist an die Synode und an die andern kirchlichen Behörden (Kreissynoden ꝛc.) übergegangen. Auch bei der Wahl der Geistlichen können sich die Gemeinden beteiligen; mitwirkendes Element ist dabei jedoch wie billig der Rang (Dienstjahre) und der Regierung komt es zu, einen von den zwei von der Gemeinde vorgeschlagenen Kandidaten zu ernennen. Ich kann beifügen, daß die jetzige, vor zwei Jahren an's Ruder gelangte Regierung des Waadtlandes wirklich sich gegen die Kirche viel wolwollender und liberaler zeigt, als die meisten früheren und daß die höheren und höchsten Beamten mit dem guten Beispiel des Kirchenbesuches vorangehen. Bei den Wahlen, welche stattgefunden haben, um die neuen Kirchgemeinden, die Kreissynoden u. s. w. zu bilden, hat zwar im Allgemeinen das Volk wenig Interesse gezeigt; doch die Wahlen sind meistens auf sittliche und ehrenwerte Leute gefallen. Ungläubige und unsaubere Elemente haben sich davon fern gehalten. Bei einer Pfarrerwahl (und vielleicht war es nicht die einzige) hat zwar auch die Politik sich eingemischt, allein dies sind Ausnahmen.

Am meisten Besorgnis mußte die Bekentnislosigkeit der Nationalkirche ihren Freunden verursachen. Doch auch in dieser Hinsicht darf man nichts übertreiben. Wie ich es in meinem lezten Bericht schon bemerkte, steht die Kirche doch nicht ganz ohne Bekentnis da, obwol die Kirchenverfassung darüber nur eine sehr unbestimte und unbefriedigende Bestimmung enthält. Als Bekentnis und Glaubensregel der waadtländischen Kirche gilt noch immer die sehr alte und entschieden Evangelische Liturgie, wie auch (obwol weniger bindend) der seit mehr als einem halben Jahrhundert gebräuchliche Katechismus (der von Osterwald, wie in Neuenburg). Man geht von der Voraussetzung aus, daß die Geistlichen in ihren Predigten keine andere Lehre vortragen werden und dürfen als die in diesen Büchern enthaltene. Freilich hat man aus andern Ländern (Deutschland, Frankreich, die östliche Schweiz) Beispiele genug von dem Gegenteil, Beispiele von Geistlichen, welche sich nicht entblöden, den im eben verlesenen Kirchengebet ausgesprochenen Grundwahrheiten geradezu zu widersprechen! Würden aber solche gewissenlose Subjekte ein förmliches ausführlicheres Bekentnis (z. B. die helvetische Confession) mehr respektiren? es ist zu bezweifeln, namentlich wo die Kirchenbehörden solchem Treiben ganz gleichgültig zusehen, ja es eher begünstigen, z. B. die Zeitstimmlerey im Kanton Zürich. Allein im Waadtland wäre eine solche Gewissenlosigkeit ganz unerhört, ja man kann sie kaum verstehen (so wenig ist man in der Zeitbildung fortgeschritten!). Gewiß fühlt sich die große Mehrzahl der Geistlichen gebunden (vor Gott und Menschen) nichts anderes zu predigen als die Lehren des Evangeliums wie sie (nach reformirtem Lehrbegriff) seit drei Jahrhunderten im Waadtland sich erhalten und fortgepflanzt haben. Und im Volke selbst bei den Laien, obwol Manche sich nicht recht klar darüber Rechenschaft geben, ist es gewiß ernster Wille, daß diese Lehre gepredigt werde und keine andere. Meine Behauptung (p. 567 des lezten Jahrgangs) ein Redner im Großen Rathe habe im Sinne der Mehrheit geredet, als er eine möglichst weite, allen Lehren und Meinungen offene Kirche verlangte, möchte also wol zu weit gehen. Wenigstens bis jezt hat sich eine solche Besorgnis als nicht gerechtfertigt erwiesen.

(Fortsetzung folgt.)

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz in Berlin. Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

# Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1864. Sonnabend den 19. März. № 23.


## Zu den Erörterungen über Kirche und Verfassung.

VI.

Der namentlich auch auf den landeskirchlichen Verband anwendbare Grundsatz, daß die Zusammenfassung widersprechender Bekentnisse wahre Kircheneinheit nicht bewirkt, erscheint durch eine kirchenregimentliche Erklärung neueren Ursprungs in Frage gestellt. Das von Hofmeier in der Schrift: „Meine Entlassung aus dem lutherischen Pfarramte zu Straupitz . . . Berlin 1863“ mitgeteilte Erkentnis des Evang. Oberkirchenraths hebt hervor, daß Art. VII. der Augsburg. Confession, indem derselbe als alleiniges Erfordernis kirchlicher Einheit neben schriftmäßiger Sakramentsverwaltung die reine Lehre des Evangeliums bezeichne, durch den Art. V. erläutert werde, nach welchem das zur Kircheneinigkeit genügende Evangelium dieses sei, welches lehre, „daß wir durch Christi Verdienst einen gnädigen Gott haben, so wir solches glauben.“ Daß, wie hierin liegt, Verschiedenheiten der Verfassung die wesentliche Einheit der Kirche nicht ausschließen, ist mit der Beschränkung zuzugestehen, daß das Bekentnis aus dem Worte Gottes leitende Gesichtspunkte geschöpft hat, welche für jede Verfassung maßgebend sind. Allein die angegebene Auslegung des Kirchenartikels läßt allen Unterschieden auch der Lehre so weit Raum, als sie nicht das Evangelium in eigentlichster Bedeutung und engster Begrenzung, „dies“ Evangelium, betreffen. Dieser Auffassung ist, abgesehen von dem Anlasse ihrer Bekundung, deshalb besondere Beachtung zu widmen, weil in ihr die Ausfüllung einer Lücke erblickt werden könte: eine Rechtfertigung der unionistisch durchzuführenden Union auf symbolischem, dem kirchenrechtlich allein möglichen Wege war in den betreffenden Verhandlungen, wenn ein Rückblick auf diese nicht täuscht, bisher nicht zu finden. Gelingen zwar wird nie der Versuch eines solchen Nachweises, da ihm unwidersprechlich die Reihe der Bekentnisse, welche der Augsburgischen Confession sich angeschlossen haben, entscheidend entgegensteht. Was die Concordienformel im einleitenden und dem von den Adiaphoris (Mitteldingen) handelnden Artikel über die Reinheit der Lehre aussagt, ist durch beständigen, einhelligen Consensus ein Gemeingut der gesamten lutherischen Kirche auch da geworden, wo die genante Bekentnisschrift nicht förmlich rezipirt ist. Diese Thatsache ist geschichtlich keinem Zweifel ausgesezt. Nicht minder aber ist dieser symbolische Abschluß nicht durch einen Abfall vom Prinzip der Augustana herbeigeführt, sondern lediglich als Ergebnis und zusammenfassender Ausdruck einer richtigen Entwicklung des bekentnismäßigen Grundsatzes zu betrachten. Auch hierfür bieten sich die Belege in solcher Fülle dar, daß eine Auswahl nicht ohne Schwierigkeiten ist. Dem vorliegenden Zwecke wird eine geringe Zahl von Zeugnissen schon genügen.

Schon in der nächsten Grundlage der Augsburgischen Confession ersten Teils, den Torgauer (Schwabacher) Artikeln, ist ausdrücklich angedeutet, daß die ein Merkmal der Kirche bildende Lehre nicht auf das in engster Umgrenzung gefaßte Evangelium sich beschränke, sondern auf die Vollständigkeit der bekennenden Darlegung zu beziehen sei. Die Augustana hat aber einen in jedem Betracht authentischen Commentar in dem ihr in Entstehung und Gebrauch vorangegangenen kleinen Katechismus empfangen. Sein Inhalt ist mit Sicherheit der Lehre zuzuzählen, von welcher die Confession und die Apologie bezeugen, daß sie bei den Evangelischen im Schwange gehe. Nach dem Enchiridion, unter dem dritten Hauptstücke, gehört zur Heiligung des Namens Gottes zuerst, daß Gottes Wort lauter und rein gelehrt werde. „Wer aber anders lehret und lebet, denn das Wort Gottes lehret, der entheiligt unter uns den Namen Gottes.“ Das gilt unzweifelhaft von der Katechismuslehre in allen ihren Hauptsätzen, vom ganzen Bekentnis, welches auf der Ueberzeugung ruht, daß es dem göttlichen Worte gemäß sei. Im Sinne des Katechismus kann daher die Freigebung der beispielsweise dem von ihm bezeugten Sakramentsglauben entgegengesezten Lehre mit der Heiligung des Namens Gottes durch lautere Verkündigung Seines Wortes nicht in Einklang gebracht werden. Vielmehr, wenn der Art. VII. der Augsb. Confession dahin ausgelegt wird, daß keine über das „Evangelium“, in wörtlicher Umgrenzung der dasselbe im Art. V. betreffenden Aussage, hinausgehende Lehre, auch wenn das Bekentnis diese als schriftwidrig verwirft, die wahre kirchliche Einigkeit störe, so führt dies zu einem mit dem Katechismus nicht vereinbaren Ergebnisse. Es muß nemlich dann angenommen werden, daß die Kircheneinheit nicht durch eine Lehre leide, welche dem Katechismus zufolge in den Bereich der Entheiligung des Namens Gottes fallen kann. Dieser logische und ethische Widerspruch kann auch nicht durch die

konsensualistische Construktion der Unionsverfassung gelöst werden, welche der gesamten Landeskirche ein Symbol in dem zu ermittelnden Consensus der reformatorischen Bekentnisse verleiht, zugleich aber gestattet, daß die „Sonderbekentnisse" als solche innerhalb ihrer speziellen Kreise maßgebend bleiben. Dem Standpunkte des Artikels VII der Augsb. Conf. ist dieser Versuch, den durch die absolut erstrebte Union erzeugten Conflikt zu beseitigen, durchaus widersprechend, denn, wenn die Sonderlehren nicht dem Glaubensinhalt angehören, welcher zur wahren Kircheneinheit allein schon hinreicht, so fehlt ja der betreffenden Bekentnisgemeinschaft das göttliche Recht, die Schranken des kirchlichen Zeugnisses durch die ihr eigentümlichen Auffassungen zu verengen. Sie kann nicht binden wollen, was Gott, wie die fragliche Deutung jenes Artikels als dessen Sinn annehmen müßte, gelöst hat. Der Wortlaut des Art. VII der A. C. selbst zeigt unbestreitbar einen die engste Bedeutung von Evangelium überschreitenden Umfang des Sinnes an, indem die „laut des Evangeliums" erfolgende Reichung der Sakramente gleich darauf als „dem göttlichen Worte gemäß" bezeichnet ist. Dieser Wechsel des Ausdrucks stelt nicht nur fest, daß namentlich das auf die Sakramente Bezügliche unter Evangelium einbegriffen ist, sondern läßt auch die relativ fließende Grenze der dieser Bezeichnung zukommenden Bedeutung überhaupt erkennen.

Ebenso wie bereits durch den Katechismus vorab geschehen, erläutert ferner die Apologie nachfolgend den Kirchenartikel unsres Bekentnisses. „Wo Gottes Wort rein gehet, wo die Sakramente demselben gemäß gereicht werden", so lautet die ihr angehörende Bezeichnung der Merkmale der Kirche von der Gemeinschaft der Heiligen sagt sie, daß dieselbe erscheine als die Versamlung, in welcher dasselbe Evangelium, „oder" dieselbe Lehre waltet. Nicht anders sind die Schmalkaldischen Artikel zu verstehen, wenn sie die Heiligkeit der Kirche als in Gottes Wort und rechtem Glauben bestehend hervorheben. Der schon früher erwähnte Schlus des ersten Teils der Augustana selbst bezeugt, daß sämtliche vorgetragene Lehrartikel, gemeiner christlicher (katholischer) Kirche nicht widersprechend, in heiliger Schrift klar gegründet, als göttliches und christliches Bekentnis, „fast" die Summa der Lehre darlegen, von welcher die Bekenner, wie sie feierlich beteuern; nicht weichen können, ohne ihre Selen und Gewissen vor Gott durch Misbrauch göttlichen Namens oder Wortes in die höchste und größte Gefahr zu setzen. Diese Erklärung zerstört gründlich das Kunsterzeugnis eines Gegensatzes des reinen Evangeliums zu andern Bekentnisartikeln, deren Bestreitung die wahre kirchliche Einigkeit im Sinne der Augustana nicht beeinträchtigen soll.

Reines Wort und Sakrament, das ist seitdem die unauslöschliche Signatur der Kirche des schriftmäßigen Bekentnisses geworden, tief eingeprägt ihrer ganzen Entwickelung, bezeugt von den Reformatoren, dann von den Führern der Orthodoxie bis zu den lezten Vertretern derselben, auch noch von Spener und spätern Lehrern bis zur Ueberflutung der Kirche durch den Rationalismus, ein großer Einklang. Die Aussonderung von Lehrstücken aus dem Ganzen des Bekentnisses, in dem Sinne, daß Widerspruch wider dieselben die wahre Einheit nicht störe, greift der lutherischen Kirche in das innerste Herz und Leben. Eine solche Scheidung verkent den gedoppelten Grundzug der Augsburgischen Confession in einem Grade, wie kein andres Misverständnis, denn ihre Eigentümlichkeit besteht wesentlich darin, daß das aus vertiefter Erkentnis der Sünde und Gnade stammende Bestreben, die Gerechtigkeit aus dem Glauben, welcher allein auf Christi Werk und Verdienst vertraut, gegen jede Verdunkelung und Teilung zu sichern, Hand in Hand mit der durchgeführten Absicht geht, zugleich die echte, durch Bewährung in der Schrift besiegelte Katholicität der Lehre in allen ihren Hauptstücken darzulegen. Entsprechend ihrem ursprünglichen Wesen, in welchem die konservative und die reformatorische Richtung sich lebendig durchdringen, hat deshalb die Kirche des Bekentnisses unverrückt als göttlichen Beruf es betrachtet, den ganzen ihr überlieferten Bestand der Lehre, soweit derselbe im Lichte des Wortes Gottes als rein zu erkennen war, verbunden mit dem Wahrheitsgehalte, welcher aus lezterem weiter in bekentnismäßiger Sicherheit sich ihr erschlossen hatte, als einen untrennbaren Schatz himmlischer Lehre treu zu bewahren und unverkürzt fortzupflanzen. Festhaltend an dem Glauben, daß die ganze Schriftoffenbarung, mit Einschlus dessen, was gesetzmäßig aus ihr abgeleitet ist, mit dem Rathschlusse zu unsrer Seligkeit in wesentlichem Zusammenhange steht, hat sie, unbeirrt von falscher Sonderung fundamentaler und andrer Lehrstücke, beharrlich auf Einheit und Reinheit der Lehre in der Vollständigkeit aller Artikel des Bekentnisses bestanden. Sie hat je und je den Versuchen sich widersezt, aus der güldnen Kette welche Luther in der Gesamtheit der Glaubensartikel erblickte; ein Glied zu lösen, und dadurch das Ganze zu sprengen. In der Entscheidung, welche die erwähnte bedenkliche Auslegung des Artikels VII der A. C. enthält, ist derselben eine Bezugnahme auf das mit der Benennung „Wittenberger Reformation" versehene Gutachten der Sächsischen Reformatoren angeschlossen. Diese wichtige Urkunde bestätigt indessen vollständig den vorstehend bezeichneten Standpunkt der lutherischen Kirche, denn das Erachten fordert nicht nur für die empfohlenen kirchlichen Einrichtungen Uebereinstimmung in der wahren Lehre in weitem, namentlich auch auf die Sakramente ausgedehnten Umfange, macht auch die Rückkehr unter die von den Bischöfen geführte Kirchenregierung und die Herstellung christlicher Eintracht nicht bloß davon abhängig, daß diese die reine Lehre in den evangelischen Kirchen zulassen, dulden sollten, sondern bedingt ausdrücklich, daß sie dieselbe nebst der schriftmäßigen Sakramentsverwaltung selbst annehmen und fortpflanzen (amplecti et propagare) müßten. Hieraus folgt daher grade umgekehrt das Gegenteil eines Vorbildes kirchlicher Vereinigung auf dem Grunde tiefgreifender Lehrdifferenzen. Melanchthons Teilnahme an jenem Bedenken macht es unnötig, über die in vorliegender Hinsicht unerhebliche Bedeutung des Zusatzes bei

seiner Unterschrift der Schmalkaldischen Artikel, auf welchen ebenfalls hingewiesen ist, ein Weiteres anzuführen. Die Katholicität in ihrer evangelischen Fassung, wie sie der Kirche Christi, dem Pfeiler und der Grundveste der Wahrheit, zusteht, hat ferner noch in den reformatorischen Ordinationszeugnissen aus den ersten Stadien nach Uebergabe der Confession einen bezeichnenden Ausdruck erhalten. Ueberhaupt wird eine Spur von der Ansicht, welche in der entgegenstehenden Deutung des Art. VII hervortritt, in der Zeit seines Ursprungs schwerlich zu entdecken sein: einen thatsächlichen Gegenbeweis bildet der Einfluß, welchen die Abweichung im Sakramentsglauben auf die Stellung zur Confession gleich Anfangs geäußert hat. Jene Auslegung ist in der Richtung auf ein möglichst vereinfachtes dogmatisches Einheitsband, welches die Zusammenfassung einer recht großen Mannigfaltigkeit von Meinungen ohne Rücksicht auf ihre schriftmäßige Berechtigung zuläßt, einem zwiefachen Misverständnisse verwandt. Zunächst erinnert sie an die Vorstellung, das kirchliche Symbol genüge dem Erfordernisse der Vollständigkeit, wenn es den Glauben ausspricht, durch welchen jeder Christ selig werden kann, eine Auffassung, welche heutigen Tags mit Recht als ein Anachronismus betrachtet werden darf. Eine andere Verkennung besteht in der Annahme, die Kirche könne von einer Stufe verhältnismäßig mehr entwickelter Erkentnis der geoffenbarten Wahrheit, zu welcher sie in unvermeidlichen Kämpfen mit den Widersachern fortgeschritten ist, zu dem Standpunkte minder klarer Einsicht in den Zusammenhang des Glaubens zurückkehren. Wird die Frage gestellt, ob nach den großen Feststellungen der ökumenischen Concile frühere Unklarheiten und Schwankungen des Verständnisses in den Lehren von der Person Christi und der Trinität kirchliche Gleichberechtigung mit ihren Berichtigungen beanspruchen können, so wird unbefangene Verneinung nicht leicht ausbleiben. Daß für die Kirche der deutschen Reformation im Verhältnisse zu den Abweichungen von ihrem Bekentnisse, deren Unvereinbarkeit mit dem Worte Gottes ihr aus letzteren sicher einleuchtend geworden ist, die Sache nicht anders liegt, sollte billig auch auf entgegengesetztem Standpunkte Anerkennung finden. Es wird hier nicht behauptet, daß diese fehle, sondern nur beklagt, daß die einfachen Konsequenzen, welche daraus in Bezug auf die Union fließen, nicht gezogen werden. Daß die Ueberzeugung, die lutherische Kirche vertrete durch die Reinheit ihres Bekentnisses an ihrem Teile die Sichtbarkeit der wahren Kirche, kein Urteil über die Zugehörigkeit andrer Christen und Kirchengemeinschaften zum Leibe Christi sei, bedarf kaum der Erwähnung.

Die Kirche des Bekentnisses hat also, wie aus den vorangegangenen Bemerkungen erhellt, den Artikel VII der A. C. stets in dem Sinne aufgefaßt, welcher in der reinen Predigt des Evangeliums keinen gegenständlich verschiedenen oder an Umfang geringeren Glaubensinhalt angedeutet findet, als mit dem lauteren Worte Gottes bezeichnet wird. Diese Thatsache läßt von vorn herein das Gewicht einer abweichenden Worterklärung wenig erheblich erscheinen. Zugleich wird dadurch das sprachlich genaue Verständnis erleichtert und gesichert. Soviel ist nemlich sofort klar, daß die beschränkende Deutung („dies" Evangelium) nur möglich, nicht durch Ausdruck und Zusammenhang geboten erscheint. Wenn die eigentlichste Bedeutung von Evangelium durch ausführliche Erläuterung ersichtlich gemacht ist, so ist dadurch die Eintragung dieses Sinnes in eine Stelle, welcher die Erklärung fehlt, jedenfalls nicht ohne weiteres gerechtfertigt. Die engste Auffassung ist als solche nicht grade dem Gesammtausdrucke des Bekentnisses am meisten geläufig. Die Confession und die Apologie gewähren reichliche Belege der Ausdrucksweise, welche unter dem Evangelium den ganzen Befehl Christi bei Matthäus am letzten, einschließlich des: „und lehret sie halten alles, was ich euch befohlen habe" begreift. Eben so hat das: „welches da lehrt" im Art. V. der A. C. nicht notwendig ausschließenden Sinn, sondern kann auch, auf das Folgende hinzeigend, dies blos hervorheben. Die Fassung läßt den Sinn zu, welche durch die Uebertragung bezeichnet werden kann: „Das Evangelium, dessen Kern darin besteht, was der Artikel von rechtfertigenden Glauben sagt". Die Entscheidung fällt deshalb der auf ihren Gegenstand bezogenen Gedankenverbindung des Art. VII selbst anheim. Er fordert, daß das Evangelium recht, in reinem Verstande, einträchtiglich gelehrt werde. Die Erfüllung dieser Forderung ist unmöglich, wenn das Evangelium, in seine engste Bedeutung eingegrenzt, in solcher Ablösung aus dem organischen Zusammenhange mit dem gesammten Worte Gottes als die wahre Kircheneinheit darstellend verstanden werden soll. Dies ist selbstverständlich. Ueberdem zeigt der Zusammenhang der dem Artikel V. vorangehenden Sätze in ihrer Abfolge, es zeigt eben so die Andeutung der Glauben wirkenden Kraft der Sakramente jene Unmöglichkeit an. Lauter kann nicht Sündenvergebung gepredigt werden abgesehen von evangelischer Sündenerkentnis. Einträchtigliche Predigt des Evangeliums ist undenkbar, wenn hinsichtlich der Person und des Werkes Christi, der Voraussetzung und der Folgen der Rechtfertigung durch den Glauben allein, jede Verschiedenheit möglicher Meinungen, im Einklange mit Schrift und Bekentnis, oder auch beiden widerstreitend, soll schrankenlos walten dürfen. Ist sonach die Absperrung des Evangeliums im eigentlichsten Sinne von seiner durch Gottes Wort dargereichten Umgebung unvollziehbar, so fällt auch die gegen die lutherische Forderung der Einhelligkeit in allen bekentnismäßigen Glaubensartikeln gerichtete Auslegung des Artikels VII. zu Boden. Eben so wenig kann, weil es rein willkürlich sein würde, statthaft erscheinen, etwa die eigenthümlich lutherischen Punkte dem Erfordernisse kirchlicher Einigkeit zu entziehen, den Consensus aber, wenn er festgestellt sein würde, unter dasselbe zu subsumiren. Zu einer derartigen Sonderung fehlt ohnehin jedem über den Confessionen genommenen Standpunkte die Kompetenz.

Den Abschluß des gegenwärtigen Beitrags zur Sicherung des richtigen Verstandes unsres Kirchenartikels bietet die Wahrnehmung dar, daß die Apologie die Sündenvergebung zwar das ganze Evangelium, anderweit aber auch Summa, Kern des

Evangeliums nennt, ferner Buße und Vergebung als einen Hauptartikel christlicher Lehre bezeichnet und damit auf mehrere hinweist. Eben so hatte schon die Augustana einen fürnehmsten Artikel des Evangeliums erwähnt und angedeutet, daß sie eine Mehrheit von Hauptartikeln kenne. Es bildet also das Verhältnis mehrerer koncentrischen Kreise zu ihrem Mittelpunkte oder einer organischen Verbindung der einzelnen Artikel zu einem Ganzen die Grundlage der Auffassung, welche den Wechsel der Bezeichnungen ebenso beherscht als erklärt, wohin auch gehört, daß das Predigtamt von der Confession sowol das Amt der Verkündigung des Evangeliums, als auch Dienst am göttlichen Worte genant wird. Sachlich ist mit dem Evangelium im eigentlichsten Verstande der damit zusammenhängende Glaubensgehalt teils unmittelbar gesetzt, teils darauf hingewiesen. Dem Ausdrucke nach ist durch die Lehre des Evangeliums zugleich die ganze Lehre Christi, von welcher dasselbe den gipfelnden Haupteil ausmacht, und sodann weiter das gesammte rückwärts und vorwärts durch Seine göttliche Autorität abschließend besiegelte Schriftwort bezeichnet. Beide Erklärungen ergänzen und bestätigen sich gegenseitig. Nach jeder derselben bleibt auch dem Evangelium im engsten Sinne, dem Kern und der Summe des im weiteren Umfange genommenen Evangeliums, dem Evangelium im Evangelium, seine für die gesammte Lehre mittelpunktliche Stellung gewahrt. Ebendahin führt jede der zusammentreffenden Erläuterungen, indem das Evangelium in engerer Bedeutung durch das Mittelglied der vorausgesetzten Buße auf die rechte evangelische Unterscheidung und Verbindung des Gesetzes und Evangeliums hinweist, und folgeweise auf die aus diesen beiden Hauptteilen bestehende gesammte Schriftoffenbarung.

Als gesichertes Ergebnis stellt sich demnach dar, daß die in der lutherischen Kirche stets geltend gewesene Annahme, nach welcher die Reinheit der Lehre in allen Hauptstücken des Bekentnisses die wahre Kircheneinheit bedingt, auch dem wirklichen Sinne des Kirchenartikels entspricht.

Hieraus fließen wichtige Gesichtspunkte für die Leitung und Verfassung der Landeskirche. Sie lassen sich zunächst in den Hauptgrundsatz zusammenfassen, welcher alle Einrichtungen und Anordnungen in der letzteren dem Erfordernisse unterwirft, daß das Verhältnis bekentnismäßiger Kircheneinheit zur landeskirchlichen Gesammtheit, welche solcher Einheit entbehrt, unverletzt erhalten werde. Der Raum, in welchem Bekentnistreue einerseits, landeskirchliches Regiment andrerseits, zugleich sich bewegen können, ist deshalb ein an vielen Stellen durch die schwierige Verknüpfung der zartesten Beziehungen äußerst schmaler Pfad. Gebe Gott, daß nicht Verkennung und Verschiebung des allein richtigen Verhältnisses die Gangbarkeit völlig aufhebe, vielmehr den Verdunkelungen und Verkümmerungen des möglichen Friedensstandes ein Ziel gesetzt werde.



## Krieg und Kanzel.*)

Nicht weil von der Kanzel auch ein Krieg und zwar der heilige Krieg geführt werden soll, sind hier Krieg und Kanzel neben einander gestellt. Auch nicht darum, weil heut zu Tage gezweifelt werden kann, ob die Geistlichen noch zum Lehr- oder zum Wehrstande gerechnet werden müssen, ist obige Ueberschrift gewält worden. Nein, es handelt sich darum, wie der wirkliche Krieg, in welchen unser Volk seit einigen Monaten eingetreten und über dessen Ende noch gar nichts gesagt werden kann, von der Kanzel aus angesehen und betrachtet werden muß. Daß die Kanzel dazu dienen soll, den Trivialitäten und Oberflächlichkeiten, woran unsere Zeit großen Ueberflus hat, entschieden entgegenzutreten, wird wol von jedem Christen, geschweige von jedem Prediger, unbedingt zugegeben werden. Von jenen großen Geistern, welche auf der Höhe des Gemeindebewußtseins stehen und ihre Ehre darin suchen, nichts weniger als das Organ der Gemeinde d. i. die Trompete des Zeitgeistes zu sein, kann hier nicht geredet werden. Für sie gilt nicht, was die Gemeinde singt: „die falschen Götzen macht zum Spott! der Herr ist Gott, der Herr ist Gott! Gebt unserm Gott die Ehre!"

Wenn aber je den Zeitanschauungen widersprochen werden soll, so denen, welche über Krieg und Kriegführung gegenwärtig verbreitet sind. Die Höhe unsrer Bildung hat sich bis dahin verstiegen daß man die grausamsten Zerstörungen auf kirchlichem, staatlichem und sittlichem Gebiete kaltblütig vernimt und ansieht, aber die zärtlichsten Empfindungen und empfindsamsten Gefühle gegen die Uebel des Krieges und Beschwerden des Kriegsdienstes hegt, daß man glauben möchte, unser Geschlecht sei gegen frühere Generationen von den aller menschenfreundlichsten Gesinnungen durchdrungen. Welch ein Graufen und welche sittliche Entrüstung offenbart sich, wenn von Schlachten und Verwundungen, welche der Krieg mit sich führt, oder den neuesten Erfindungen in Vervollkommnung der Kriegswaffen die Rede ist! Mit Schaudern und Entsetzen wenden sie sich weg von solcher Menschenschlächterei und wünschen sehnlichst die Zeit herbei, wo endlich die Völker so weit kultivirt sein werden, daß sie nicht mehr den kriegerischen Gelüsten einzelner Fürsten blindlings zur Schlachtbank folgen werden. Da wollen sie das prophetische Wort, daß die Schwerter in Pflugschaaren und die Spieße in Sicheln umgeschmiedet werden (Jes. 2, 4.) baldigst in Erfüllung gehen sehen, aber die Bedingung, unter welcher sich das allein ermöglichen läßt, wollen sie nicht. Das soll der Fortschritt ihrer Civilisation erreichen. Doch der Fortschrittsgötze wird sie in immer blutigere und mörderischere Kriege stürzen. Ihre Civilisation wird ihnen ein Egypten, ein Rohrstab, welcher den, der sich darauf stützt in die Seite sticht.

Aber auch wir beklagen die Drangsale des Krieges tief,

*) Es wäre der Redaktion erwünscht, wenn auch andere kirchliche Kräfte sich an diesem zeitgemäßen Thema versuchen wollten, über das so viele Unklarheiten verbreitet sind.

haben schmerzliches Mitleid mit denen, welche verwundet auf den Schlachtfeldern winseln oder in den Lazarethen einem qualvollen Tode langsam entgegenschmachten, oder ihre Sele im Kugelregen aushauchen. Auch uns dauert die junge Mannschaft, auch uns flößen die Thränen verlassener Eltern, vereinsamter Bräute, verwaiseter Kinder herzinniges Mitgefühl ein, auch wir entsetzen uns vor der bisher ungeahnten Zerstörungskraft der neuen Geschütze und wünschen nicht blos, sondern beten sehnlichst: „Dein Reich komme!" Allein wir wissen, das, ehe unser Gebet seine völlige Erhörung findet, wir noch viel von Krieg und Kriegsgeschrei hören und erleiden werden. Wir schaudern aber auch noch vor einer andern Gefahr, denn vor der des Todes und der Verwundungen im Kriege, nemlich vor der Roheit und Unmenschlichkeit, welche das Kriegsleben wie einen langen Schatten nach sich zieht und in vielen Herzen eindrückt. Doch trotz alledem müssen wir jenen weichlichen, empfindsamen Auslassungen entschieden widersprechen und ist's Pflicht von der Kanzel dagegen zu zeugen.

Was ist der Krieg? etwa nur eine geordnete und geregelte Menschenschlächterei, welche in Folge persönlicher Fürstengelüste verübt wird? Ist der Krieg eine Sünde wider das fünfte Gebote? Nein und abermals nein. Wäre das der Krieg, dann hätte im A. T. Gott der Herr selber seine treu gegebenen Gebote wieder aufgehoben. Die Ausrottung der kananitischen Völkerstämme war nicht nur vom Herrn vorhergesagt, sondern seinem Volke Israel ausdrücklich geboten. Ja wir lesen mit Verwunderung, daß das Volk und einzelne Fürsten vom Herrn getadelt und gestraft wurden, wenn sie die völlige Vernichtung einzelner Gegner nicht ausgeführt und aus persönlichen Rücksichten nicht alles verbant hatten. Wir erinnern nur beispielsweise an Jericho (Jos. 6, 17.) und an Saul bei seinem Kriege gegen die Amalekiter. (1 Sam. 15.) Freilich erschrickt unsre Zeit vor dergleichen Vernichtungskriegen und kann sie nicht begreifen, findet es jedoch ganz natürlich, daß die farbigen Volksstämme, welche den Ansiedelungen der Europäer eine ununterbrochene Plage und drohende Todesgefahr sind, nach und nach aufgerieben und gewaltsam vernichtet werden. Ohne nur im entferntesten die Grausamkeit einzelner Europäer gegen die Indianer oder Hottentotten zu rechtfertigen, müssen wir doch in dem Geschicke dieser unglücklichen Stämme einen richterlichen Akt Gottes verehren, dessen Ursache uns zwar ebenso unbekant ist, wie der grausame Mord eines Wanderers von frevelhafter Räuberhand. So weit die Werkzeuge, welche dergleichen Vernichtung üben, sich Schuld dabei aufladen, werden sie der gerechten Vergeltung nicht entgehen. Es bleibt nur ein oberflächliches Gerede, nur den Verteidigungskrieg als erlaubt und gestattet anzusehen. Ists zulezt nicht auch eine gebotene Notwehr, wenn ein Volk vom Nachbarvolk in seinen Rechten verhöhnt und wiederholt gekränkt, endlich zu den Waffen greift, um seine Selbsterhaltung zu sichern und seine Selbständigkeit zu bewahren? Gibt es nicht einen Egoismus der Völker, welcher dahin geht, dem Nachbarvolke jede Bedingung seines Volkslebens abzuschneiden und ihm die Adern welche ihm seine Lebenskräfte zuführen, zu unterbinden, daß seine Existenz unvermeidlich aufhören muß? Wer will es tadeln, wenn ein solches Volk sich sein Fortbestehen mit den Waffen in der Hand zu erkämpfen sucht? Scheinbar ists ein Angriffs- im Grunde aber ein Verteidigungskrieg. Und können die Verwesungsdünste eines sittlich und physisch verkommenen Volkes den Nachbar nicht etwa nötigen, zu seiner Selbsterhaltung sich diese Todesmiasmen gewaltsam vom Leibe zu halten? Vielleicht steht den europäischen Mächten ein derartiger Vernichtungskrieg in nicht zu ferner Aussicht. Gott möge uns dann nur vor schwerer Verschuldung, welche meist bei solchen Fällen kaum zu vermeiden ist, gnädig bewahren.

Daß viele sündliche Kriege geführt worden sind, wird niemand in Abrede stellen, ebenso wenig daß Kriege viel Sünde in ihrem Gefolge haben; daß der Krieg aber selber eine Sünde genant werden müsse oder eine Uebertretung des göttlichen Gebotes, kann durch kein Schriftwort erwiesen werden. Der Krieg ist ein Uebel und zwar ein recht großes und wie jedes andre Uebel eine Folge der Sünde. Der Krieg darf eine sitliche Handlung genant werden, indem derselbe die Wiederherstellung eines gestörten Rechtes beabsichtiget. Wo Völker gegen einander das Recht verletzen, gibt und wird es nicht so leicht einen menschlichen Gerichtshof geben, durch welchen das verlezte Recht wieder hergestelt werden könte. Der Krieg geht auf keine Vergeudung von Menschenleben aus, sondern der umsichtige Feldherr wird jederzeit seinen Angriff dahin einzurichten suchen, daß derselbe so wenig als möglich Menschenleben koste. Der Zweck des Krieges ist eine Ueberwältigung des Gegners herbeizuführen, welche zuweilen durch strategische Künste ohne Blutvergießen bewirkt werden kann, wenn aber das nicht gelingt, auch durch mörderische Schlacht versucht werden muß. Zwar kann und wird in jeder Schlacht mit Erbitterung gekämpft werden, doch diese Erbitterung ist mehr eine Hartnäckigkeit für den Sieg, aber kein persönlicher Haß des Einzelnen gegen den Einzelnen. Der auf seinen Feind zielende Soldat wält sich nicht diesen oder jenen der Feinde rachsüchtig zum Schuß, sondern er schießt gleichviel, wen er treffe, um die Ueberwältigung des Gegners herbeiführen zu helfen. Jedes hinterlistige oder rachsüchtige Tödten des Feindes fällt nicht dem Kriege, sondern den einzelnen Soldaten, die dergleichen versuchen, zur Schuld. Die Tödtung von Menschen im Kriege ist demnach etwas ganz anderes, als was das fünfte Gebot verbietet. Eben weil sie ohne persönliches Rachegefühl geschieht, hat der Krieg civilisirter Nationen so viele treffliche Beispiele von Feindesliebe und

Großmut, ja Brüderlichkeit zwischen Feind und Feind sowol auf den Schlachtfeldern, als in der Gefangenschaft, als im Lazarete. Achtung und Ehre umsomehr dem Feinde, je tapferer er sich geschlagen hat, gebietet der Kriegsbrauch und die militairische Ehre; letztere ist keineswegs Ehrgeiz, sondern das hohe Bewußtsein des Einzelnen, ein Teil oder Glied eines geschlossenen Ganzen zu sein, was jede woldisciplinirte Armee darstellt. Einem jeden Soldaten, vom Höchstkommandirenden bis zum geringsten Gemeinen wohnt das lebendige Streben ein, mit allem Eifer zu achten, daß die ganze Armee makellos dastehe.

Ist Krieg und Frieden wirklich nur das Produkt der Launen und Gelüste einzelner Fürsten und ihrer dynastischen Interessen? Mit nichten. Denn obwol viele Kriege einen derartigen Ursprung gehabt haben und noch haben werden, dürfen wir doch auch nicht darin die göttliche Kausalität verkennen. Die h. Schrift sezt die causa movens aller der schrecklichsten Kriege zulezt in Gott. Assur ist nach Jes. 10, 15 trotz des Hochmuts und der Greuel an Israel verübt, nur eine Axt, mit welcher Jehova haut, oder eine Säge, welche der Herr Zebaoth zieht und eine Ruthe, womit er schlägt. Eroberungssüchtige Tyrannen bleiben eine Geißel, welche der Herr über die Völker schwingt, tragen aber nichts desto weniger die Schuld ihrer verderblichen Anschläge, und gehen der gerechten Vergeltung ihrer gottlosen Pläne entgegen. Von diesem Gesichtspunkte angesehen, gleichen Kriege den verderblichen Stürmen des Oceans, welche zwar oft viele Schiffe mit kostbarer Ladung und zahlreiche Menschenleben kosten, ja zuweilen ganze Inseln und blühende Küstenstrecken verderben, aber die Wasser des Weltmeers vor Stagnation bewahren. Dahin kann die welthistorische Mission Napoleon des I. gerechnet werden, welche zwar namenloses Elend im Gefolge hatte, aber die Versumpfung des Völkermeeres gründlich hinderte und reinigte. Welche Fürsten haben die Kreuzzüge verschuldet oder den Bürgerkrieg in Amerika? Es heißt von der Vorsehung Gottes gering denken, wenn man nur sagt, daß ohne seinen Willen kein Sperling vom Dache falle, und doch das Leben und Geschick ganzer Völker nur von der zufälligen Laune eines Mächtigen abhängig machen will. Diesem trivialsten aller Geschwätze muß von der Kanzel aus widersprochen und unser Geschlecht wieder gewöhnt werden, den lebendigen Gott als den Lenker von Krieg und Frieden, als den Gott der Heerschaaren, Herrn Zebaoth anzusehen und anzurufen. Eine genauere Kentnis vom Ursprunge der verschiedenen Kriege würde uns unfehlbar überzeugen, daß die Schuld ihres Anfangs viel weniger einzelne Gewaltige trifft, als man gewöhnlich annimt und daß es bei vielen ein Stein von unsichtbarer Hand herabgerissen war, welcher den Ausschlag zum Kriege oder Frieden gab. Wie schwer aber die Verantwortung für jeden begonnenen Krieg auf dem Gewissen dessen, welcher denselben zuerst beginnt, lastet, bedarf wol keiner weitern Ausführung. Mit Recht pflegte daher der Kurfürst Friedrich von Sachsen zu sagen: „Ich will nicht anheben, muß ich aber kriegen, so sollst du sehen, das Aufhören soll bei mir sein.“ Auch Luther warnte deshalb vor dem Anfange des Krieges und meinte, daß der geschlagen und zulezt gestraft werde, der am ersten das Messer zückte.

Dem Gerede über Verwerflichkeit und Gottlosigkeit des Krieges liegt in unsern Tagen vielfach der unchristliche Gedanke zu Grunde: „Das Leben ist der Güter Höchstes.“ Fast hat man vergessen, daß es noch andere Güter gibt, welche höher als das Leben stehen und daher dem Leben vorgezogen werden müssen. Eine Hingabe des Lebens für seinen Glauben oder für das Vaterland wird von vielen mit Achselzucken bewundert, sie schmeckt ihnen nach Schwärmerei. Zwar schwärmt man gern für das Prinzip der Nationalität, aber das Leben da einzusetzen, wo die Lebensbedingung einer Nation bedroht ist, scheut man sich und zieht es vor, sich statt dessen in hochklingenden Reden und phrasenreichen Deklamationen zu ergehen. Unsere Adressenhelden werden niemals Kriegshelden zu werden Lust haben, die Stahlfeder ist ihnen bequemer, als das Schwert. Das komt lediglich daher, daß nicht mehr geglaubt und erkant wird die Liebe, daß Er sein Leben für uns gelassen hat, darum können sie nicht begreifen, daß auch wir das Leben für die Brüder lassen sollen (1 Joh. 3, 16.). Deshalb muß von der Kanzel das Zeugnis wieder laut erklingen, daß Vaterlandsliebe eine echt christliche Tugend sei und das Evangelium auf sie nicht, als auf einen überwundenen Standpunkt, oder auf ein im Kosmopolitismus aufgehobenes Moment blicke. Mit Augustin muß wieder gesagt werden: Quid culpatur in bello? an quia moriuntur quandoque morituri ut dominentur in pace victuri? hoc reprehendere timidorum est, non religiosorum.

Ja es ist Pflicht des Geistlichen auch den Kriegs- oder Militairdienst als eine Christenpflicht hinzustellen und zu bezeugen. Das ganze N. T. hat nicht eine einzige Stelle, welche denen, die sich ihrer Dienstpflicht feige oder unter irgend einem scheinbaren Vorwande entziehen, zur Rechtfertigung dienen könnte. Weder Johannes der Täufer, welcher den Kriegsknechten, die ihn fragten: „Was sollen denn wir thun?“ nicht rieth, ihren Dienst daran zu geben, sondern gebot: „Thut Niemand Gewalt noch Unrecht und lasset euch begnügen an eurem Solde,“ (Luc. 3, 14.) noch der Herr selber hat je vom Kriegsdienste abgerathen. Den Hauptmann von Kapernaum (Math. 8, 10.) rühmt er seines großen Glaubens wegen und giebt uns darin ein lautredendes Beispiel, daß wahrer Glaube und Gehorsam mit dem blutigen Kriegshandwerk sich wol vertrage. Und die von Petrus (Apostelgesch. 10.) gestiftete erste Militairgemeinde, welche merkwürdigerweise zugleich die erste aus Heiden gesammelte Gemeinde war, gleich als ob damit für alle unsre aus den Heiden gesammelten Gemeinden der Kriegs- und Gottesdienst als wol verträglich hingestellt werden sollte, gibt laut Zeugnis, daß auch der Militairstand ein Christo wolgefälliger Stand sei. Er war der vor allen andern durch diese erste Berufung bevorzugte Stand. Das vom Herrn zu Petrus gesprochene Wort: „Stecke dein Schwert an seinen Ort; denn wer das Schwert nimmt

der soll durchs Schwert umkommen" wird gegenwärtig wol kein Theologe mit Tertullian als ein Verbot gegen den Kriegsdienst anführen wollen. Denn viel eher könnte man darin eine Regel des Krieges finden, daß, wer kriegerisch angreift, der auch auf kriegerische Gegenwehr gefaßt sein müsse. Auch haben alle die großen Bedenken, welche der Kriegsdienst bei einzelnen Völkern der ersten 3 Jahrhunderte hervorrief und die Angesichts der damaligen Verhältnisse zu den allerschwierigsten Kollisionen des militairischen und des christlichen Gewissens führen mußten, nie vermocht, daß der Kriegsdienst als ein mit Christi Dienste unvereinbarer von der christlichen Gemeinde angesehen worden wäre. Denn seit der ersten zu Cäsarea gestifteten Militairgemeinde bis dahin, wo das christliche Kreuz die römischen Fahnen zierte, haben zahlreiche Christen in den römischen Legionen gedient und haben sich die Achtung ihrer Kommandeure, ja der Imperatoren zu verdienen gewußt, trotzdem diese dem christlichen Bekentnis nicht hold waren. Aber die klassische Stelle des ganzen N. T. für den Kriegsdienst bleibt Pauli goldenes Wort, (Röm. 13.) wo er für alle Zeiten und allen Demokraten zum Aerger, den Gehorsam gegen die Obrigkeit als unabweisliche Christenpflicht um des Gewissens willen gebietet. Wer Angesichts dieser Stelle noch ein sich Entziehen des Kriegsdienstes billigen, oder als nicht unrecht ansehen kann, der entzieht sich damit einem klaren Gebote der Apostel, von denen der Herr sagt: „Wer euch höret, der höret mich, und wer euch verachtet, der verachtet mich, wer aber mich verachtet, der verachtet den, der mich gesandt hat" (Luc. 10, 16.). Demnach hat die evangelische Kirche, welche gleich bei ihrer Stiftung über die schon viel ventilirte Frage, ob der Kriegsdienst dem Christen erlaubt sei, sich auszusprechen genötigt war, klar und deutlich sich in der Augustana Artikel 16. dahin bekant, daß Krieg zu führen dem Christen erlaubt sei und daß alle die, welche aus religiösen oder anderen Gründen sich dem Kriegsdienste zu entziehen suchen, verworfen werden müßten. Luther nahm keinen Anstand die evangelischen Fürsten dringend aufzufordern, dem Kaiser in seinen zahlreichen Kriegen Beistand und Zuzug zu leisten. Ferne lag ihm der Gedanke, etwa durch Verweigerung dieser Kriegshilfe dem den Evangelischen feindseligen Kaiser günstigere Konzessionen fürs Evangelium abzutrotzen. Das Wort Röm. 13. war ihm zu klar, als daß er nur einen Augenblick durch Nützlichkeitsgründe den von Gott gebotenen Gehorsam gegen die Obrigkeit geschwächt oder verdunkelt haben sollte. An ihm kann unsere Zeit in diesem Stücke viel lernen und soll jeder evangelische Geistliche ein für sein Zeugnis ermunterndes Beispiel nehmen. Das thut uns mehr not, als Proteste gegen die Kreuzzeitung zum Ergötzen der Umsturzpartei zu schreiben.

Unsere preußische Wehrverfassung, obwol vielfach getadelt, bleibt doch eine der vorzüglichsten Grundlagen unserer Nationalbildung. Ohne die allgemeine Dienstpflicht würde ein großer Teil unsrer Jugend einer bedenklichen physischen Verweichlichung entgegen gehen, die Militairjahre zwingen sie aber sich körperlichen Strapazen auszusetzen und ihre Leiber zu kräftigen. Ebenso nötigt die Aussicht auf den einjährigen Dienst unsere wolhabende Klasse ihren Söhnen eine gründlichere Schulbildung zu gewähren, Hebt die Bedingungen zum einjährigen Militairdienst auf und bald werden sich unsere Realschulen und Gymnasien sichtlich entvölkern und die allgemeine Bildung einer einseitigen Fachbildung weichen. Löset die allgemeine Militairpflicht auf und ihr durchsäget einen starken Pfeiler der Ordnung und des Gehorsams. Denn ist es nicht bis jezt die Armee, an welcher die wilden Wogen der Revolution und des Umsturzes machtlos abprallten? Man kann den militairischen Gehorsam besonders in Friedenszeiten, als einen unnützen Gamaschendienst, leicht lächerlich machen, und doch bleibt derselbe eine für unser in subjektive Willkür zerfahrnes Geschlecht heilsame Schule. Zwar könnte darin, was sittliche Kräftigung betrifft, noch viel mehr geschehen, aber darum darf das, was wir davon haben, keineswegs geringschätzig bei Seite geschoben werden. Hat der Militairdienst, wie vielfach gefürchtet wird, wirklich sittliche Gefahren für unsre Söhne, nun dann ist es Pflicht des Hauses und der Schule die Knaben frühzeitig dagegen zu wappnen, damit sie nicht ungerüstet der Versuchung entgegen gehen. Aus demselben Grunde müßte ja der Besuch größerer Städte oder der Universitäten für unsere Söhne gefürchtet und gemieden werden. Doch diese Bedenken sind wol mehr nur ein scheinbarer Vorwand, der eigentliche Grund der Abneigung vieler Eltern gegen den Militairdienst ihrer Söhne ist wo anders zu suchen, nemlich in dem willenlosen Gehorsam, welcher den Einzelnen zwingt, seine persönlichen Ansprüche aufzugeben und seine Ehre darin zu suchen, als unscheinbares Glied eines größern Ganzen in diesem Ganzen aufzugehen. Dagegen sträubt man sich, so lange man nur kann, wie ein Kranker gegen die Operation eines gefährlichen Schwammgewächses. Und doch muß dieses Schwammgewächs operirt werden, wenn unser Volk sich der kräftigen Gesundheit, welche Selbstverläugnung und Selbstentsagung erzeugt, wieder erfreuen soll. Wir bewundern und preisen die Worte des Hauptmanns zu Kapernaum: „Denn ich bin auch ein Mensch der Obrigkeit unterthan und habe unter mir Kriegsknechte; und wenn ich sage zu einem: Gehe hin, so gehet er; und zum andern: Komm her, so kommt er; und zu meinem Knechte: Thue das, so thut er es!" (Matth. 8, 9.); sollen wir dieselbe nicht auf der Kanzel oder in Schulen praktisch zur Empfehlung des militairischen Gehorsams anwenden?

Es ist besonders eine Seite des Gehorsams, welche gerade die militairische Disciplin in Krieg und Frieden am meisten kultivirt und welche uns gegenwärtig am schwersten fällt, es ist der passive Gehorsam. Das stille, ruhige, abwartende Verhalten der Soldaten, das schweigende Verharren auf einem Punkte bis das Kommandowort sie zur Aktion auffordert, bleibt wol eine der schwierigsten Aufgaben. Eins der schönsten Beispiele dieses passiven Gehorsams, welches eine Armee je gegeben hat, ist jener Rückzug unserer Truppen vor 16 Jahren in Berlin, wo sie den Schauplatz ihrer Siege einem lüderlichen Straßenpöbel überlassen und unter dem schimpflichsten Hohne elender Gassen-

haben, als Sieger den Schimpf der Besiegten schweigend tragen mußten. Diese Macht militairischen Gehorsams bleibt einer der glorreichsten Siege unserer Armee. Es ist leichter dem feindlichen Feuer entgegen zu stürmen, als regungslos im Kugelregen zu stehen. Und je vollkommener die Schußwaffen werden, desto mehr wird dieser passive Gehorsam auch gefordert werden müssen. Uebrigens darf die jetzt größere Zerstörungskraft unserer Geschütze keineswegs nur als eine grausame Errungenschaft der Neuzeit perhorreszirt werden, sondern wir müssen dieselbe als einen heilsamen Fortschritt in der Kriegskunst begrüßen. Dadurch werden zwar massenhaftere Verwundungen hervorgerufen, aber auch zugleich die Kriegsleiden verkürzt und die Entscheidungen schneller herbeigeführt. Auch wird die persönliche Erbitterung des Gefechts, wo sonst Mann gegen Mann kämpfte, dadurch mehr verhindert und die Kunst der Operationen der Massen mehr in den Vordergrund gestellt. Kriege, wie der 30jährige und 7jährige sind kaum noch denkbar und fallen auch jetzt bei einzelnen Schlachten mehr Verwundungen vor, dennoch kosten unsre Kriege nicht so viele Menschenleben, wie die der Vorzeit, welche als schreckliche Verwüstungen sich langsam über Länder und Völker mehrere Jahre hinschleppten. Also auch die gezogenen Kanonen führen zu einer humanen Kriegführung. Die glänzendste Rechtfertigung der Humanität und des sittlichen Fortschrittes unserer Armeeverfassung, gegen die bis zum Ueberdruß gehörten Klagen über die Last und Plage unsers stehenden Heeres, gewährt der traurige Krieg der Vereinigten oder jetzt veruneinigten Staaten Amerikas. Grausame Rohheiten und unmensch[illegible]che Greuelscenen, wie dort vorgegangen sind, werden für unser[illegible] stehenden Heere zu einer Unmöglichkeit. Eine aus Landeskin[illegible]n bestehende und im Frieden wol disciplinirte Armee bietet stets die sicherste Bürgschaft, daß Kriege, welche nie aufhören werden, so lange die Sünde unter der Sonne ihre Macht übt, humaner und immer sittlicher sich gestalten werden. Ein Volk, das seine Armee, wie ein Vater seinen Sohn ehrt und hält, wird nicht zu Schanden, wenn es mit seinen Feinden handelt. Einem solchen Volke kann man rühmen, was Ps. 127, 4. 5. einem Vater nachrühmt, welcher mehrere wol gezogene Söhne im Hause hat.

---

## Nachrichten.

### Waadtland.

(Fortsetzung.)

Seitdem die neue Kirchenverfassung in's Leben getreten ist, haben alle Kundgebungen und Handlungen der Synode wie der untergeordneten kirchlichen Behörden ein entschieden evangelisches Gepräge getragen, und noch im Monat November hat man (des großen Mangels an Geistlichen ungeachtet) einen Candidaten abgewiesen, weil seine Lehre unbefriedigend gefunden wurde.

Man kann freilich nicht in die Zukunft schauen, aber es läßt sich doch mit einiger Wahrscheinlichkeit voraussehen, daß die Waadtländische Nationalkirche noch genug lebendige Kräfte besitzt, um auf lange Zeit hinaus mit Segen (wenn auch nicht ohne Schwierigkeiten und Kämpfe) zu wirken und daß das Volk in seiner großen Mehrheit ihr treu bleiben wird. Gegenwärtig gehören ihr noch 200 Tausend Seelen an, während kaum der 40. Teil der ganzen Bevölkerung, etwa 5000 Seelen, sich der Freien Kirche angeschlossen hat, und dieselbe seit einigen Jahren beinahe keine neuen Anhänger mehr gewinnt, ja ihre Kapellen zuweilen nur halb gefüllt dastehen.

Ich wende mich jetzt der Freien Kirche zu. Von dem vielen Guten, welches über dieselbe seit einer Reihe von Jahren in diesem Blatte berichtet worden ist, der Opferwilligkeit ihrer Mitglieder, ihrer Standhaftigkeit in der Verfolgung, ihrer Regsamkeit für das Missionswesen und andere christliche Werke, ist nichts zurückzunehmen. Doch kann man es nicht unterlassen auch auf einige Schattenseiten aufmerksam zu machen, wenn es nur wäre als Warnung hinsichtlich ähnlicher Erscheinungen z. B. der sogenannten freien Evangelischen Kirche in Elberfeld, welche mit der Waadtländischen in kirchlichem Verkehr steht.

Doch muß ich, um deutschen Lesern nachfolgende Bemerkungen begreiflicher zu machen, auf die Entstehung der freien Krche und ihre seitherige Entwickelung (ich möchte sagen Entartung) zurückblicken.

Unter den 150 waadtländischen Geistlichen, welche im November 1845 ihre Demission einreichten und aus der Landeskirche austraten, waren nur wenige, welche dem Princip Vinet's (absolute Notwendigkeit der Trennung von Kirche und Staat) huldigten, im Gegenteil wurde von den Meisten eine feierliche Erklärung unterzeichnet und gedruckt, in welcher sie die Bereitwilligkeit aussprachen wieder in die Nationalkirche einzutreten, wenn die Regierung gewisse, von ihnen verlangte Garantien, gäbe, eine Erklärung welche ihnen, beiläufig gesagt, von den Anhängern Vinet's übel vermerkt und als große Beschränktheit angesehen wurde. Die Regierung weigerte sich immerfort die geforderten Garantien zu geben und so kam es bald zu der förmlichen Organisirung der freien Kirche. Aber noch damals (im Anfang des Jahres 1847) hütete man sich das Princip Vinet's in die Verfassung der neuen Kirche förmlich einzuführen. Vinet ging noch im selben Jahre in eine bessere Welt über; er war auch ein zu edler Charakter als daß er sich erlaubt hätte auf die Freie Kirche zu Gunsten seines Systems einen Druck auszuüben. Aber um so rühriger war seine Partei; mit Wort und Schrift wurde alles angewandt um der Trennungstheorie Eingang zu verschaffen, und es gelang nur zu gut; dazu kam die Verfolgung, welche die Misstimmung gegen den Staat, die waadtländische Staatskirche und das Staatskirchentum überhaupt, sehr vermehrte.

(Schluß folgt.)

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz in Berlin. Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

# Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1864. Mittwoch den 23. März. № 24.


## Eduard Irving.

III.

Bis Ende des Jahres 1827 war von Irvings neuen bedenklichen Lehren wenig in die Oeffentlichkeit gedrungen und er selbst stand im festen Glauben an seine Rechtgläubigkeit. An einem Sontag im Oktober dieses Jahres, als I. eben wieder über die menschliche Natur Christi gepredigt hatte, trat in der Sacristei ein Mann auf ihn zu, der mehrere Fragen an ihn richtete: ob er in seiner Predigt den menschlichen Leib des Herrn als von sündlicher Substanz bezeichnet habe; ob er also wirklich glaube, daß der Leib des Sohnes Gottes sterblich, verderbt und vergänglich, wie jeder Menschenleib, gewesen sei? Als I. alles bejaht hatte, entfernte er sich, ohne weiter etwas zu sagen und kurz darauf erschien eine Broschüre, als deren Verfasser sich ein gewisser Cole nante, in der diese Aeußerungen vor die Oeffentlichkeit gebracht wurden. I. antwortete mit einer Schrift: „Christi Heiligkeit im Fleisch", worin er seine Grundsätze darlegte und vertheidigte. Damit ruhte die Sache einstweilen; denn I.'s Geist war jezt mit andern Dingen erfüllt. Es drängte ihn, die Resultate seiner apokalyptischen Forschungen in sein Vaterland zu bringen. Im Mai 1828, zur Zeit, wo sich die General-Assembly zu versammeln pflegt, war er in Edinburg. Dieselbe Begeisterung und Aufmerksamkeit empfing ihn, obwol er jener kirchlichen Versamlungen wegen seine Predigten Morgens um 5 Uhr hielt. „Er zieht ungeheure Haufen an sich", schreibt Chalmers, „wir versuchten heute Morgen uns im Gedränge Zugang in die Andreaskirche zu verschaffen, aber umsonst. Er zieht hinüber in die Westkirche und das größte Gotteshaus der Hauptstadt ist jedesmal überfüllt." Während diese Predigten, die sich auch in den folgenden Jahren wiederholten, seine Lehren in immer weiteren Kreisen verbreiteten, ohne zunächst auf direkten Widerstand zu stoßen, da überhaupt die schottische Kirche damals in einer Gährung begriffen war, wo Rationalismus, Orthodoxie und sogenanter Evangelicalismus mit einander um den Vorrang stritten, machte I. mitten unter all den alten und neuen Gesichtern die Bekantschaft eines Geistlichen Namens Campbell aus Gairloch im Norden Schottlands, der im Gegensatz zu der strengen Prädestinationslehre angefangen hatte, die universale Kraft der Erlösung in seinen Predigten zu betonen; er wurde deswegen später, 1831, von der General-Assembly als Irrlehrer seines Amtes entsezt. Nicht diese dogmatische Frage aber war es, die I. hinfort mit diesem Manne verband, obgleich er wol bei seinen weiten Anschauungen für universalistische Auffassungen nicht unempfindlich sein konnte; es war vielmehr eine Reihe von Ereignissen, die sich in der Umgegend von Gairloch zutrugen und die einem Sturmwind gleich das verhaltene Feuer in I.'s Innern zu hellem Auflodern brachten. Wir übergehen daher die verhältnismäßig uninteressante Entwicklung der Jahre 1828 und 29, in denen die Gegensätze sich schärften, indem I. fortfuhr durch Wort und Schrift seine christologischen und eschatologischen Lehren auszubreiten.

Die alljährlich wiederkehrenden Conferenzen in Albury, die sich inzwischen in dem „Morgenwächter" ein vierteljährlich erscheinendes Organ geschaffen hatten, die fortgesezten Studien über die „zweite Zukunft" hatten allmälig in I. die Ueberzeugung hervorgerufen, daß die geistlichen Gnadengaben, deren die apostolische Christenheit sich in so reicher Fülle erfreute, keineswegs jener Zeit allein zugedacht waren, daß sie vielmehr recht eigentlich für die Kirche aller Zeiten bestimt, aber durch das Verlöschen des Glaubens verloren gegangen seien. Der zweite Advent und das damit anhebende wunderbare Reich Christi, zweifelte er nicht, werde auch diese verschlossenen Schätze der Kirche wieder auftun — und er sah seine Hoffnungen überraschend schnell erfüllt. An den Ufern des Gairloch, unfern der Mündung des Clyde, herschte in den Gemeinden, hervorgerufen zum Teil durch Campbell und I., schon längere Zeit eine gewaltige geistliche Gährung. Hier in einem Landhause zu Fernicarry lebte und starb eine gewisse Isabella Campbell, deren weitbekante Frömmigkeit von fern her Pilger und Besucher aller Art angezogen hatte. Ihre Schwester Mary, von ähnlicher geistiger und geistlicher Begabung war dann an ihre Stelle getreten und die ganze Umgegend strömte zusammen, um von dieser Heiligen zu sehen und zu hören. Sie behauptete allmälig, nicht nur wunderbar geheilt zu sein von einer tödtlichen Krankheit, sondern auch die längst verlorene Gabe des Zungenredens wieder empfangen zu haben. Die Kunde dieser Vorgänge versezte I. natürlich alsbald in die freudigste Aufregung und fern von aller zweifelnden Kritik gab er sich ganz dem frohen Eindrucke hin. „Jene Magd des Herrn", schreibt er über diese Vorgänge, „war lange mit einem Leiden behaftet, welches die Aerzte für Auszehrung erklärten, die sie bald in's

Grab bringen würde, wohin ihr ihre Schwester an derselben Krankheit einige Monate vorher vorausgeeilt war. Während aber alle um sie her ihrer Auflösung entgegen sahen, stand sie in der Kraft des Glaubens und dachte an Missionsarbeit unter den Heiden. Es war an einem Sontag; eine ihrer Schwestern mit einer Freudin, die zu diesem Zweck in das Haus gekommen, hatte den ganzen Tag in Demütigung vor Gott, Fasten und Gebet zugebracht mit besonderem Hinblick auf die Wiederherstellung der Geistesgaben. Am Abend waren sie in das Krankenzimmer der Schwester getreten, die auf einem Sopha lag; sie waren da mit mehreren Hausgenossen im Gebet begriffen, als mitten in ihrer Andacht der heil. Geist mit gewaltiger Kraft über das kranke Weib, die in ihrer Schwäche dalag, kam und sie zwang, lange und mit übermenschlicher Kraft in einer unbekanten Sprache zu reden zum Erstaunen aller, die es hörten, und zu ihrer eigenen großen Erbauung und Freude in Gott, denn „wer mit Zungen redet, erbauet sich selbst." Sie hat mir erklärt, daß dies erste Erfassen des Geistes das stärkste war, das sie je hatte." — Gleichzeitig lebte am anderen Ufer des Clyde in der kleinen Stadt Port Glasgow eine wegen ihrer Gottesfurcht und Frömmigkeit allgemein geachtete Familie, Namens Macdonald, bei der sich alsbald ähnliche Zustände einstellten. Die beiden Brüder James und George lebten mit einer kranken Schwester zusammen, die zuerst vom Geist ergriffen wurde. James, berichtet die Verf., war einst um Mittag von seiner Arbeit nach Hause zurückgekehrt, als er seine leidende Schwester mitten in den Convulsionen jener neuen Inspiration fand. Die erschrockene und betroffene Familie schloß daraus, daß sie ihrem Ende nahe sei; da wandte sie sich in langer Rede an James und schloß mit dem Gebet, daß er sofort möge mit der Kraft des heiligen Geistes begabt werden. Augenblicklich sagte James ruhig: „ich habe sie." Er trat an's Fenster und stand dort ruhig einige Minuten; seine Züge nahmen eine andere Gestalt an, mit majestätischem Schritt trat er an das Bett der Schwester und redete sie mit den Worten des 20. Psalms an: „Erhebe dich und stehe aufgerichtet!" Er wiederholte die Worte, faßte sie bei der Hand und sie stand auf. Die Schwester hatte sich nicht nur für den Augenblick erhoben, sie war geheilt und sofort schrieb der Bruder an die anscheinend dem Tode nahe Mary Campbell und richtete an sie dieselbe Aufforderung mit demselben Erfolg. Die Kranke empfing den Brief mitten in der äußersten Schwäche, aber ohne hilfreiche Hand stand sie auf, erklärte sich für geheilt und war dem Leben wiedergegeben. Oft ließ sie sich nun als Inspirirte in großen Versamlungen hören, während die mehr nüchternen Macdonalds still und zurückgezogen ihre frühere Lebensart beibehielten.

Es ist hier der Ort nicht, auf eine Prüfung dieser außerordentlichen Ereignisse einzugehen. Es ist nicht das Uebernatürliche darin, das uns bedenklich macht, sondern vielmehr der Umstand, daß aus Mrs. Oliphants Berichten deutlich hervorgeht, wie das Ganze das Resultat einer krankhaften Gährung ist, die sich am Clyde in ganzen Gemeinden in ganz derselben Weise zeigt, wie wir sie schon in dem kochenden und siedenden Kopf und Herzen eines einzelnen Mannes geschildert haben. Hundert Mal in der Geschichte haben solche Thatsachen sich gezeigt in Zeiten großer Umwälzungen, gewaltiger Erweckungen oder schwerer Verfolgungen. Wir erinnern nur an Wangemanns Schilderungen der Zustände unter den Erweckten in Pommern, aus denen wiederum hervorgeht, wie gerade Frauen am meisten von solchen furchtbaren Einflüssen heimgesucht werden. Was zunächst J. betrifft, so ist es kaum nötig zu bemerken, daß er diese Offenbarungen des Geistes in Schottland mit einer Freude begrüßte, die um so begreiflicher bei ihm ist, da er darin ja nur eine Erhörung langjähriger Gebete, eine Bestätigung langjähriger Schriftforschung sah.

In kürzester Zeit hatte die neue Bewegung sich auch der Gemeinde J.'s in London mitgeteilt. Zuerst nur in Morgenversamlungen privaten Charakters sich zeigend, brach endlich auch in dem Sontagsgottesdienst der neue Geistessturm durch die Schranken des herkömlichen Verlaufs. J. stand wie auf einem Schiffe, das von dem Wogenschwall mit reißender Schnelligkeit stromabwärts geführt wird. Von einem Versuch, die Sache in Schranken zu halten, von einer nüchternen Prüfung ist keine Rede. Zwar wünschte er anfangs, die Bewegung auf die privaten Zusammenkünfte zu beschränken, als aber die „fremden Zungen" auch im Gemeindegottesdienst erschallten, war es ihm nicht möglich, er konte, er wollte es nicht hindern. Es war im Juli 1831. Die General-Assembly war in Edinburg versammelt und verhandelte die Absetzung seines Freundes Campbell; „da, berichtet J., kamen wir zusammen, um zu beten, daß die General-Assembly in ihrem Urteil vom Herrn möge geleitet werden und daran fügten wir Gebete für den gesunkenen Zustand der Kirche. Wir schrien zum Herrn um Apostel, Propheten, Evangelisten, Hirten und Lehrer, gesalbt mit dem heiligen Geiste, eine Gabe Jesu, denn wir sahen im Worte Gottes geschrieben, daß dies die für die Erbauung des Leibes Jesu bestimten Ordnungen seien. Wir hielten an im Gebet Morgen um Morgen um ½7 Uhr und der Herr verzog nicht lange mit der Erhörung und Beantwortung unserer Gebete. Er versiegelte erst einen, dann noch einen, dann noch einen andern und schenkte ihnen erst Erweiterung des Geistes bei ihrer Andacht für sich, wo dann ihre Seelen zu Gott erhoben und ihm nahe gerückt wurden; dann erhob er sie zu beten in der Zunge, was der Apostel Paulus, wie er sagt, mehr denn alle andern that. Wie zur Zeit des Paulus wurden sie, wenn es die rechte Zeit war, nemlich in den Privatandachten zu Gott entzückt, der Geist erfaßte sie und ließ sie reden in einer Zunge, bisweilen auch singen in einer Zunge, bisweilen Worte reden in einer Zunge und je nachdem sie Gott mehr und mehr suchten, ward diese Gabe vervollkomnet, bis es sie trieb, selbst in Gegenwart andrer in der Zunge zu reden. So lange sich die Sache jedoch auf dieser Stufe befand, duldete ich sie nicht in der Kirche. Im Laufe der Zeit aber, etwa

nach 14 Tagen, vervollkommnete sich die Gabe, so daß sie in Zungen reden und weissagen, d. h. in englischer Sprache Worte der Ermahnung, der Erbauung, des Trostes äußern mußten." Nun fand die Sache Eingang in die Kirche. Die neuen Propheten wurden von J. geprüft, er kante sie als gottesfürchtige Männer, ihre Worte erschienen der Analogie des Glaubens gemäß. Was bedurfte es weiter Zeugnis? Von Anfang an hatte er ja gewünscht, gehofft, ja sicher vorausgewußt, daß auch seiner Gemeinde diese Geistesströme zufließen würden, wie er dies ein Jahr darauf in merkwürdiger Naivetät in seiner Verteidigungsrede vor dem Presbyterium gestand. „Sehen Sie doch die Lage an, in der ich mich befand. Ich war der Leiter der Kirche, der darum gefleht hatte, daß diese Gaben möchten über die Kirche ausgegossen werden. Ich glaubte an des Herrn Treue, glaubte, daß mein Gebet ein Gebet des Glaubens war und daß er jene Gaben über die Kirche ausgegossen habe als Erhörung unserer Gebete. Sollte ich dem nicht glauben, um das ich im Glauben gebetet hatte und um das wir alle gebetet hatten? Als es erscheint, gibt Gott mir alle Gelegenheit zur Prüfung. Ich stelle die Prüfung an nach seinem Wort und finde, soweit ich im Stande bin, aufrichtig vor Gott die Sache zu erkennen, daß davon in der Schrift geschrieben steht, und daß wir auf den Glauben darau getauft sind." Das Urteil war eben schon vor dem Prozeß gesprochen.

So gelangte die Sache auch in den öffentlichen Gottesdienst. „Ich ging am Morgen, sagt J., in die Kirche und nach dem Gebet stand ich auf und sagte vor Allen: Ich kann unmöglich hindern, daß das, was ich für die Stimme des heil. Geistes halte, sich in der Kirche hören lasse. Ich fühle, ich habe zu lange gezaudert und ich bitte euch zuzuhören, während ich aus der Schrift, deren Ansehn ich folge, das verlese, was der Herr Jesus Christus in Bezug auf die Propheten anordnet. Nachdem ich diese zwei Stellen vor dem Volke verlesen, sagte ich: Ich stehe nun vor euch und kann nicht länger hindern, sondern im Gegenteil gestatte im Namen des Herrn Jesu Christi, des Hauptes der Kirche, in dieser kirchlichen Versammlung, daß wer die Gabe des heil. Geistes empfangen hat und getrieben wird vom heil. Geist, Freiheit habe zu reden; und damit wies ich auf die, welche ich privatim gehört hatte. Es gefiel dem Herrn in derselben Versammlung es durch seine Zulassung zu bekräftigen." Nun war jede Schranke gefallen. Der Hirte blieb, wie sich denken läßt, nicht länger Führer der Herde, sondern mußte der Leitung jener Stimmen, die sich von jezt fast in allen Gottesdiensten hören ließen, folgen. Aus dem November desselben Jahres bringt die Verf. die Schilderung zweier Augenzeugen. „Ich ging zur Kirche, berichtet einer derselben, und war wie gewöhnlich durch J.'s Vorträge und Gebete sehr befriedigt und erbaut; plötzlich aber wurde ich unerwartet unterbrochen durch die wolbekante Stimme einer der Schwestern, welche, nicht im Stande sich länger zurückzuhalten und die kirchliche Ordnung scheuend, in die Sacristei eilte und dort dem Ausbruche freien Lauf ließ, während eine andere, wie ich hörte, aus demselben Antrieb, das Seitenschiff entlang und durch die Hauptthür zur Kirche hinauseilte. Die plötzlichen kläglichen und unverständlichen Töne wurden von der ganzen Versamlung gehört und verursachten die äußerste Verwirrung. Das Aufstehen, das Verlangen, etwas zu sehen, zu hören und zu verstehen von jeder der anwesenden 1500 oder 2000 Personen machte einen Lärm, den man sich leicht vorstellen kann. Mr. J. bat um Aufmerksamkeit und als die Ordnung wieder hergestellt war, erklärte er den Vorfall, von dem er sagte, daß er nicht neu sei, ausgenommen in dieser Versamlung, wo er die Sache einzuführen lange geschwankt habe; aber obgleich überzeugt von der Richtigkeit einer solchen Maßregel, fürchte er doch, die Herde zu zerstreuen. Da aber die Sache nun nach Gottes Willen zum Vorschein gekommen sei, fühle er sich verpflichtet zu gehorchen. Dann sagte er, er wolle bezüglich der für den Tag bestimten Predigt eine Aenderung machen und das 14. Capitel des Corintherbriefs auslegen, um das, was so eben geschehen, zu erklären. Die Schwester kehrte eben von der Sacristei auf ihren Sitz zurück und J., der sie von seinem Pult aus bemerkte, sagte zu ihr mit freundlichem Tone: „sei getrost, meine Schwester, sei getrost!" Dann fuhr er in seiner Predigt fort." Stürmischer noch ging es in dem Abendgottesdienst desselben Tages her. Ein Augenzeuge berichtet: „Am Abend fand sich eine erschreckliche Menge Menschen zusammen. Die Gallerien waren furchtbar voll und vom Beginn des Gottesdienstes an herschte, wenn man die Heiligkeit des Orts bedenkt, offenbar eine tumultuarische Stimmung, indem sich an den Thüren Männerstimmen in höchst unpassender Weise unter das Singen und Beten mischten. Mr. J. hatte seine Predigt fast zu Ende, als eine von den Damen sprach. Das Volk hörte einige Minuten verhältnismäßig ruhig zu. Plötzlich aber fing eine Anzahl Burschen auf der Gallerie an zu zischen, dann rief einer: Ruhe! und der eine dies, der andere das, bis die Versamlung, ausgenommen die, welche fest im Glauben an Gott standen, in äußerster Bewegung war. Einige dieser Burschen (die wie sich später herausstellte, eine Bande von Taschendieben waren, absichtlich gekommen, um Skandal zu machen) schlossen die Thüren der Gallerie zu, was, wie ich glaube, von Gott vorgesehen war; denn wäre Jemand gestürzt und gefallen, so hätten viele Menschenleben verloren sein können, so groß war die Menge. J. erhob sich sofort und sagte: „Lasset uns beten!" Er that dies, indem er hauptsächlich die Worte: „O Herr, stille das Volk!" wieder und wieder mit fester Stimme sprach. Dies hielt die, welche in den Kirchstühlen waren in Ruhe, keiner wagte sich zu rühren und der Herr stillte wirklich das Volk. Dann sangen wir und Mr. J. erklärte, ehe er den Segen sprach, daß von nun an am Sontag ein Morgengottesdienst stattfinden solle, wo jene Personen ihre Gabe ausüben würden; denn er wolle die Versamlung nicht einer Wiederholung solcher Scenen aussetzen. Er habe den Verlust von Menschenleben gefürchtet und ein so kostbares Ding wolle er nicht noch einmal in Gefahr bringen." (Schluß folgt.)

# Nachrichten.

## Waadtland.

(Schluß.)

Und so geschah es, daß von Jahr zu Jahr immer zahlreichere Mitglieder der Freien Kirche sich dem Princip Vinet's zuwandten, und gegenwärtig sind diejenigen, welche dasselbe verwerfen eine sehr schwache Minorität und werden beinahe ausgelacht als Leute, welche den Zeitgeist und die Zeitbedürfnisse nicht verstehen. Die große Absurdität (ich finde kein milderes Wort) welche von Vinet erfunden worden ist: L'union de l'Eglise avec l'Etat est un adultère, wird als ein unumstößliches Axiom von Tausenden bewundert und nachgesprochen, wol öfters ohne dieselbe einmal recht zu verstehen; aber solche Schlagwörter imponiren den Leuten und namentlich der Jugend, so daß sich viele Studenten der Theologie der Freien Kirche zuwenden und die Landeskirche immerfort durch Mangel an Geistlichen leidet.

So hat sich die Freie Kirche immer mehr mit der Trennungstheorie identifizirt und dieselbe faktisch als ihre Fahne aufgepflanzt. Dadurch wird begreiflich ihre Stellung zu der Landeskirche immer mehr feindselig, wenigstens gespannt und unfreundlich. Davon hat man sich bei Anlaß der Reorganisirung der Landeskirche überzeugen können; anstatt irgendwie derselben Hand zu bieten und sich zu einer Versöhnung geneigt zu zeigen, hat die freie Kirche auf jede mögliche Weise, in Predigten, Predigerconferenzen, Zeitschriften u. s. w. deutlich genug ausgesprochen, daß man von einer Wiedervereinigung mit der Staatskirche nichts wissen wolle; man habe die Früchte der Freiheit 17 Jahre lang gekostet und wolle sich nicht mehr unter das Joch begeben u. s. w. Von den ausgetretenen Geistlichen haben sich auch höchstens 3—4 an die Landeskirche wieder angeschlossen. Die Abneigung gegen das Staatskirchentum geht soweit, daß in mehreren Gemeinden der Freien Kirche der jährliche schweizerische Bußtag nicht mitgefeiert wird (man sagte, er werde von Oben herab commandirt!).

Mit dieser Richtung hängt eine andere eng zusammen, nämlich die baptistische. Im Grunde müssen die Anhänger der Trennungstheorie Gegner der Kindertaufe sein oder auf dem Wege, es zu werden. Dem Staat wird sein christlicher Charakter abgesprochen, getaufte Völker und ihre Obrigkeiten werden in ihrer Mehrheit behandelt als wären sie nichts besser als Heiden, gerade weil die Kindertaufe und die Taufe überhaupt nicht mehr anerkant wird als ein rechtes Sakrament, als eine That Gottes an dem Menschen als ein Erweis seiner zuvorkommenden Gnade. Durch diese Verkennung oder Unterschätzung der Taufe und ihres Segens wird auch, (beiläufig bemerkt), der Begriff der Kirche wesentlich alterirt; sie ist nicht mehr die große Heilsanstalt Gottes, in welche jeder Getaufte durch eine providentielle Thatsache, aus lauter Gnade aufgenommen wird; sie verwandelt sich in einen ganz menschlichen, auf menschlichem Willen ruhenden Verein von Gleichgesinten. Die Trennungstheorie hat Consequenzen, welche in die ganze Theologie und in das christliche Leben tiefer eingreifen, als man es gewöhnlich meint.

Nun der Baptismus hat sich, (wie ich übrigens schon früher berichtete) in die Freie Kirche eingeschlichen, vielleicht jedoch weniger in Folge der Trennungstheorie, als weil er überhaupt im jetzigen Protestantismus französischer Zunge überhand nimt und gleichsam zur Mode wird. Die Gegner der Kindertaufe sind freilich in der Freien Kirche des Waadtlandes nur in geringer Zahl, und man kann nicht behaupten, daß sie sich mit ihrer Ansicht sehr hervordrängen. Allein auch die Freunde der Kindertaufe geben sich wenig Mühe ihre Ueberzeugung zu behaupten. Man ist gegenseitig einverstanden man solle, um des Friedens willen, so wenig als möglich von der Kindertaufe reden, für oder dagegen. Aber dies ist schon bedenklich, daß Geistliche, welche nicht mehr die Kinder taufen wollen, in der Kirche geduldet werden. Freilich findet man noch Andersgesinte genug, welchen die Kinder zur Taufe gebracht werden können. Aber durch diese Toleranz zeigt die Freie Kirche deutlich, daß sie die Kindertaufe als gleichgültig, die ganze Frage als eine offene betrachtet. Dadurch werden natürlich die Gemüter verwirt und die Leute wissen nicht mehr ob es noch recht sei die Kinder zu taufen oder nicht. Ueberhaupt wird von der Taufe und ihrem Segen fast gar **nie** gesprochen und gepredigt; man läßt die Gemeinde in völliger Unwissenheit und Unklarheit über dieses Stück der christlichen Lehre und sogar viele Geistliche, wenn man sie um ihre Meinung über die Taufe fragt, müssen bekennen, daß sie selbst noch zu keiner festen Ueberzeugung gekommen seien! (Diese Gleichgültigkeit gegen die Taufe ist übrigens der Freien Kirche nicht eigentümlich, sondern, wie gesagt, in dem französischen Protestantismus vorherschend). Ich brauche den Leserkreis der Evang. Kirchenzeitung über die bedenklichen Consequenzen des Baptismus nicht zu belehren.

Nicht ohne Zusammenhang mit den zwei beschriebenen Richtungen (denn Lehre und Cultus sind von einander unzertrennlich) ist der Charakter der gottesdienstlichen Versamlungen in der Freien Kirche, nemlich immer zunehmende Ungebundenheit, Formlosigkeit, Willkürlichkeit. Die Liturgie der Landeskirche, welche anfänglich gebraucht wurde, ist fast überall abgeschaft worden, um freien Gebeten Platz zu machen und oft, welchen Gebeten! langweiligen Wiederholungen der Predigt oder Anticipirungen derselben. Die Zuhörer sind für ihre Erbauung ganz von der Individualität des jedesmaligen Predigers abhängig. Man hat sich aller festen, traditionellen Elemente im Cultus entledigt; ja sogar das Symbolum apostolicum und die Zehn Gebote, welche in der Nationalkirche an jedem Sontag vorgelesen werden, sind abgeschaft. Nicht immer sogar werden die einfachsten Regeln des Anstandes beobachtet, der Amtsrock wurde gleich anfänglich (als zu klerikalisch) abgeschaft; aber nicht einmal bindet man sich immer an die schwarze Kleidung.

Dies sind Kleinigkeiten, wird man sagen, aber solche Erscheinungen sind ein Ausfluß des falschen Puritanismus und Spiritualismus, welche die Freie Kirche durchziehen oder vielmehr beherschen, so daß sie den Namen einer freien kaum besser verdient als manche Staatskirche.

So stehen sich die beiden im Waadtlande bestehenden Kirchen gegenüber. Jede hat ihre Licht- und Schattenseiten, ihre eigentümlichen Versuchungen und Gefahren. Die Zukunft wird zeigen, welche am besten im Stande sein wird, die reine Evangelische Lehre und ein gesundes christliches Leben im Lande zu erhalten und zu verbreiten.

---

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz in Berlin. Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

# Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1864. Sonnabend den 26. März. № 25.


## Eduard Irving.

### III.

(Schluß.)

Die Londoner Zeitungen, die sich schon früher bei dem ersten Aufsehen, das seine Predigten machten, lebhaft mit ihm beschäftigt hatten, füllten auf's neue ihre Spalten mit Berichten über die außerordentlichen Ereignisse am Regent Square, so daß bald in den lezten Winkel die Kunde von den sich nun Sontag für Sontag wiederholenden Scenen in J.'s Kirche gedrungen war. Das Presbyterium, die Aufsichtsbehörde über sämtliche schottische Kirchen Londons, gerieth in die äußerste Unruhe. J. hatte sich jedoch schon im Jahre vorher feierlich von der Jurisdiction desselben losgesagt, da es sich gegen seine Lehre von der menschlichen Natur Christi erklärt hatte. Der Kirchenvorstand (kirk session) seiner Gemeinde war ihm gefolgt, hatte eine dahin lautende Erklärung unterzeichnet und mit ihm an die General-Assembly der schottischen Kirche appellirt. Aber selbst diese Männer, die bisher in der innigsten Herzensgemeinschaft mit ihm standen, die ihm unbedingt vertrauten als ihrem geistlichen Vater, fingen jezt an scheu zu werden. Sie hatten sich die Predigten über diese Dinge gefallen lassen, ja hatten, als in jenen Morgengottesdiensten das Zungenreden begann, immer noch geschwiegen, als aber jezt Pöbelrotten die Kirche bedrohten, als die angeblichen Stimmen des heil. Geistes sich mit den Gassenhauern Londoner Spitzbuben und Tagediebe mischten, standen sie erschrocken da vor den Resultaten der Lehren, die sie so lange billigend mit angehört hatten. Erst drangen sie freundlich in J., das Zungenreden doch auf private Zusammenkünfte zu beschränken. Vergebens. Dann deuteten sie darauf hin, daß sie die Angelegenheit auf Grund der Kirchenordnung vor das Londoner Presbyterium bringen würden. J. bat, ihn nicht seinen erklärten Feinden zu überliefern. Seine Familie, seine Freunde erklärten sich gegen ihn; sein Freund Th. Carlyle sagte gradezu, er sei auf dem Wege nach Bedlam.*) Alles umsonst. So empfänglich er für jedes ekstatische Wort war, so unzugänglich blieb er allen Vorstellungen. Ein Mr. Baxter, der als einer der ersten und begabtesten Propheten aufgestanden war, wurde abtrünnig und erklärte, er habe aus einem Lügengeist und nicht aus dem Geist Gottes geredet. Alles umsonst. Da beschloß der Kirchenvorstand 1832 auf den Rath eines Rechtsgelehrten, den sie einholten, die Sache dem Londoner Presbyterium, von dessen Jurisdiction sie sich erst kürzlich losgesagt, zu übergeben. Vergebens beschwor sie J. in einem Briefe, dies nicht zu thun und erklärte, das Werk, gegen das sie einschreiten wollten, sei Gottes Werk, gewiß und wahrhaftig das gewaltige Werk Gottes, das heiligste Werk des heil. Geistes, welches zu lästern, den heil. Geist lästern heiße. Die Anklage ging dahin, daß J. den öffentlichen Gottesdienst durch Leute unterbrechen lasse, die weder Geistliche, noch Candidaten, noch Glieder der schottischen Kirche seien; daß er in der Kirche Weiber reden lasse; daß er den Gottesdienst selbst unterbreche, um jene Leute ihre vermeintlichen Gaben ausüben zu lassen.

Der Ausgang des Prozesses konte nicht zweifelhaft sein. J.'s Kirche war eine presbyterianische, gebaut für presbyterianischen Gottesdienst; die Frage war also einfach die: standen jene Unordnungen in Widerspruch mit der anerkanten Gottesdienstordnung einer schottischen Kirche oder nicht? „Sobald der öffentliche Gottesdienst angefangen hat", lautet die Bestimmung, „hat Jeder seine ganze Aufmerksamkeit darauf hinzurichten, darf nichts lesen, außer was der Geistliche verliest oder citirt; er hat sich noch mehr vor allem Flüstern, allem Verkehr mit anderen u. s. w. und vor allem unpassenden Betragen, welches den Geistlichen oder das Volk stören oder sich und andere vom Gottesdienst abhalten könte, zu hüten." Die Westminster-Confession sagt: „Der ganze Rath Gottes, betreffend alle Dinge, die nötig sind zu seiner Ehre, der Menschen Heil, Glauben und Leben, ist entweder ausdrücklich in der Schrift niedergelegt oder kann durch rechte und genaue Folgerungen aus der Schrift abgeleitet werden; niemals und nirgends ist etwas dazu zu setzen weder durch neue Offenbarungen des Geistes, noch durch menschliche Traditionen." Vergeblich erklärte J. in einer langen Vertheidigungsrede, man möge ihm eine Verordnung zeigen, in der verboten wäre, die Gabe der Weissagung, vorausgesetzt, daß sie echt sei, zu üben. Den Beweis der Echtheit hatte er eben zu liefern und seine Schlußfolgerung blieb immer dieselbe: „Ist dies das Werk des heil. Geistes, die Stimme Jesu in seiner Kirche, wer bin ich, daß ich sie hindern könte? Ich glaube, daß dem so ist und dies ist der einzige Grund, weshalb ich gehandelt habe, wie ich gehandelt habe und wie ich ge-

*) Dem großen Londoner Irrenhaus.

handelt habe, so will ich handeln bis an mein Ende.“ Das Urteil lautete dahin: das Presbyterium erkläre, daß der Rev. Eduard J. es selbst unmöglich gemacht habe, daß er ferner Diener der „schottischen National-Mutterkirche“ bleibe und daß er von derselben zu entfernen sei auf Grund der Stiftungsurkunde jener Kirche. So waren für J. nun alle Kirchen seiner Confession in London verschlossen. Nur ein Einziger aus seinem Kirchenvorstand folgte ihm, als er von nun an an den Straßen-Ecken von Grays Inn Road oder auf den Rasenplätzen von Islington unter freiem Himmel predigte.

Das lezte und schwerste Urteil aber wartete seiner noch im März des folgenden Jahres 1833. Die General-Assembly hatte die Anklage wegen Irrlehre über die menschliche Natur Christi dem Presbyterium seiner Vaterstadt Annan übergeben, welches, weil es ihn ordinirt, auch über seine schließliche Absetzung als Geistlicher zu beschließen hatte. Daß dieser aus Krämern und Farmern eines kleinen Landstädtchens bestehende Gerichtshof auch nur annähernd im Stande sein konte, über so schwierige und zarte dogmatische Fragen, wie die vorliegende, ein Urteil zu gewinnen, läßt sich nicht erwarten. Das Monströse einer demokratischen Kirchenverfassung selbst unter einem verhältnismäßig so angeregten Volk, wie das schottische ist, springt hier recht lebhaft in die Augen. Die Verkehrtheiten, die in den Reden der Zeugen und Richter über „hypostatische Union“ und andere über ihr Verständnis hinausgehende Dinge zu Tage gefördert wurden, übersteigen das Glaubliche. Doch ließen sich die guten Leute von Annan nicht verblüffen und schlugen den Riesen Goliath todt, wie einst David der Hirtenknabe, d. h. mittels Stimmenmehrheit. Am Schluß der Verhandlung erregte noch ein Inspirirter in der Versamlung großen Lärm. Der Vorsitzende wollte eben das Urteil verkündigen und forderte ein Mitglied des Presbyteriums auf, zuvor ein Gebet zu sprechen, als von der Seite her, wo J. stand, plötzlich eine Stimme erschallte: „Auf, zieh fort! auf, zieh fort! flieh hinweg! flieh hinweg von ihr! Du kanst nicht beten! Wie kanst du beten? Wie kanst du beten zu Christo, den du verleugnest? Du kanst nicht beten! Hinweg, hinweg! Flieh, flieh!“ Allgemeine Verwirrung folgte. Da in der Kirche nur ein Licht brante, wußte Niemand, woher die Stimme kam. Endlich hob einer das Licht in die Höhe und entdeckte den Inspirirten, der sofort die Kirche verließ, gefolgt von J., der noch im Gedränge rief: „Hinaus, hinaus! Was? Wollt ihr der Stimme des heil. Geistes nicht gehorchen? Wer der Stimme des heil. Geistes gehorsam ist, gehe hinweg!“

Hiermit hörte J. auf, ferner Geistlicher der presbyterianischen Kirche zu sein. Er ging nach London zurück und schloß sich der kleinen „apostolischen Gemeinde“ in Newman Street an. Lange aber sollte er hier nicht mehr wirken. Wer die furchtbare Glut der Aufregung gesehen hat, die in den lezten Jahren ihn entflamt hatte, der kann sich denken, daß ein solches Feuer seine Lebenskraft bald aufzehren mußte. Mrs. Oliphant behauptet, die unwürdige Aufnahme, die er in der neuen Gemeinschaft gefunden, habe sein Herz tödtlich getroffen. Statt ihn mit den Ehrenbezeugungen eines Märtyrers zu empfangen, habe ihn ein sofortiges Verbot getroffen, irgend eine priesterliche Function zu üben, die Sacramente zu verwalten, oder irgend etwas vorzunehmen, was außerhalb der Amtsbefugnisse eines Diaconen, des niedrigsten Amtes in der neuen Kirche, lag. Selbst das Predigen habe man ihm, außer in kleineren Versamlungen, zu denen auch die Außenwelt Zutritt hatte, verboten; schweigend habe er müssen in der Kirche sitzen, seines Amtes beraubt, nicht länger der Engel, vor dem sich selbst der Apostel zu beugen hatte, sondern ein einfacher Diener und Thürhüter im Hause des Herrn. Dem wird von irvingitischer Seite widersprochen.*) Am Sontag den 17. März kehrte er von Schottland zurück. „Bei seiner Ankunft“, schreibt ein Mr. Cardale, Apostel und Augenzeuge jener Tage, „übernahm er alle seine gewöhnlichen Functionen. Am Sontag darauf aber, als er eben im Begriff war, ein Kind zu taufen, wurde ein Wort gesprochen des Inhalts, daß was die schottische Kirche gegeben habe, die schottische Kirche auch wieder nehmen könne und daß er deshalb die Sacramente nicht eher wieder verwalten dürfe, bevor er nicht eine neue Ordination empfangen. Gehorsam dem, das er für Gottes Wort hielt, stand er ab von der Sacramentsverwaltung; in jeder andren Beziehung aber handelte er als Diener der Gemeinde wie früher. Niemand nahm ihm seinen Platz oder erfüllte seine früheren Amtsfunctionen; auch brauchte er nicht einen Tag oder eine Stunde stillzuschweigen!“ Nachdem J. durch einen Apostel mit seiner eigenen Zustimmung als Engel oder Bischof der Kirche ordinirt worden, habe er fortgefahren, die Sacramente zu spenden. Wenn wir diesen Thatsachen auch gern Glauben schenken, wenn wir gern zugeben wollen, daß die Leiter der „apostolischen Gemeinden“ fern von Mißgunst und Neid über das Ansehn und den Einfluß der Persönlichkeit J.'s waren, so scheint dennoch aus allem hervorzugehen, daß grade dieser Riß in dem Leben eines Mannes, der bisher immer ein treuer Diener und eifriger Verfechter der Lehre und Verfassung seiner Kirche war oder doch sein wollte, daß der Umstand, daß er, der selbst nie inspirirt wurde, nun dem Ansehn der „Apostel“, den Aussprüchen der neuen Propheten sich unterordnen mußte, seinem Lebensgeiste einen tödtlichen Stoß gab. Die Zeit seiner Verkennung in Schottland war auch die Zeit tiefster innerer Depression; erst als er in London wieder eine Gemeinde um sich hatte, die an seinem Munde hing, die bereit war, alles für Gottes Wort anzunehmen, was er aus der Schrift schöpfte und deducirte, hob sich sein Geist. Jezt als Engel einer der neuen, nach ihm so genanten irvingitischen Gemeinden Londons der absoluten Autorität von Männern unterstellt, die ihm an Begabung weit nachstanden, konte er sich nicht mehr so gehen lassen. Daß

*) In der Schrift: Observations on Mrs. Oliphants Life of Edw. Irving and correction of certain mistatements therein, by David Ker. Edinburgh 1863.

sein Flug erlahmte, sehen wir aus dem Geringen, was er in den lezten zwei Jahren wirkte und schaffte. Die geordnete Predigt mußte ja von selbst in den Hintergrund treten vor den neuen Geisterstimmen.

Im Herbst 1834 reiste J. nach Schottland. Sein Gesundheitszustand versezte seine Freunde in die äußerste Besorgnis. In der Heimatsluft, hoffte man, werde er sich erholen. Drummond und andere Häupter der Gemeinde beschworen ihn, sich zu schonen. Endlich ging er; aber an Erholung dachte er nicht, sondern fast in jeder Stadt machte er Halt, um zu predigen. Seine Briefe an Frau und Kinder sind voll zärtlicher Trauer ohne das alte Feuer; niemand kann sie ohne Rührung lesen. In Liverpool traf er mit seiner Frau zusammen und reiste mit ihr bis Glasgow. Jedermann war erstaunt über die Veränderung, die mit seiner äußeren Erscheinung vorgegangen war, „seine gigantische Gestalt trug alle Zeichen des Alters und der Schwäche, seine erschütternde Stimme war nicht länger fest, sondern stammelnd." Ein „Wort vom Herrn" war an ihn ergangen, daß es wieder besser mit ihm werden würde und man zweifelte auch nicht daran. Aber eine schnelle Abzehrung warf ihn auf's Lager und so starb er am 8. Dezember 1834 mit dem Wort auf den Lippen: „sterbe ich, so sterbe ich dem Herrn. Amen." In S. Mungos Cathedrale zu Glasgow hat sein Leib die Ruhestätte gefunden.

Wir sind am Ende. Niemand kann diese Biographie aus der Hand legen, ohne Trauer um diesen Geist, dessen gewaltige Schwingen sich am Feuer der Schwärmerei verbranten. Kaum gibt es einen zweiten Charakter in der neueren Kirchengeschichte, bei dem die Licht- und Schattenseiten so grell auf den ersten Blick hervortreten. Welche furchtbare Warnung entlt sein Leben! Leicht mag einer, der überhaupt nach dem Geist nicht fragt, über solch einen Schwärmer spotten. Wer aber den Geist Gottes hat, der hüte sich, daß dieser Geist nicht unter seinen Händen zum eigenen Geist oder gar zu einem Geist der Finsternis werde. Nicht jeder Geist, der wie ein Engel des Lichts aussieht, ist von Gott. Herr, führe uns nicht in Versuchung.

*zz.*

---

## Die christliche Askese.

Otto Zöckler (Professor d. Theologie in Gießen), Kritische Geschichte der Askese. Ein Beitrag zur Geschichte christlicher Sitte und Cultur. (Frankfurt a. M. und Erlangen, C. Heyder und Zimmer, 1863).

Der Begriff der Askese ist einer der weitgreifendsten im Gebiete des praktisch-religiösen und sittlichen Lebens, aber zugleich auch ein sehr unbestimter und schwankender. Man spricht allgemein von einer asketischen Literatur und versteht darunter nicht weniger als das ganze Gebiet der religiösen Erbauungsschriften; und andrerseits unterscheidet man wieder das asketische Leben von dem allgemein religiös-sittlichen als eine besonders strenge, und vorzugsweise in Entsagung sich bekundende Form desselben; Einsiedler und Mönche galten in der alten Kirche vor allem als Vertreter der Askese, da sind also sehr verschiedene Begriffe des Asketischen. Der Name Asketen ist von dem griechischen Heidentum herübergenommen, wo zunächst die Athleten so genant wurden, insofern sie sich zu den Kampfspielen durch beharliche Uebung (Askesis) und durch ein besonders mäßiges und strenges Leben tüchtig machten und dadurch ihre Kampfspiele zu einer Kunstfertigkeit erhoben. Dann wurden praktische Philosophen so genant, insofern sie ihr sittliches Leben streng nach den Vorschriften ihrer sittlichen Grundsätze einrichteten und die dagegen widerstrebenden natürlichen Begierden niederkämpften. Im Allgemeinen war demgemäß bei Heiden und Christen der Begriff der Askese der Kampf des Geistes gegen die rohe, sinliche Natürlichkeit, die Unterwerfung der bloßen Natur unter das Gesetz des Geistes; die Askese schließt immer ein Kämpfen, also auch ein Aufopfern, ein Entsagen ein; sie hat also zunächst und wesentlich einen verneinenden Charakter, aber hat zum Zweck das wirkliche Herausbilden der wahren sittlichen Persönlichkeit des Menschen, den Sieg des persönlichen Geistes durch Selbstüberwindung in Beziehung auf alles dem sittlichen Ziele Widerstrebende. Faßt man diesen durch den Ursprung und durch den thatsächlichen Gebrauch des Wortes gerechtfertigten Begriff der Askese ins Auge, so leuchtet ein, daß die Scheidung der Askese als einer besonderen Art des sittlich-religiösen Lebens auf rein evangelischem Standpunkt gar nicht durchzuführen ist, denn alles christliche Leben ohne Ausnahme schließt einen solchen sittlichen Kampf gegen die eigene widerstrebende Natur in sich; und eine solche Scheidung führt sofort, wie es auch thatsächlich schon früh geschah, zu der Unterscheidung einer höheren, von Gott nicht geforderten Tugend und einer niedrigeren, die Gott von allen Menschen fordert; es war der erste Begin einer sittlichen Entartung der alten Kirche, als man die „Asketen" von den anderen frommen Christen unterschied; und so besteht auch thatsächlich die „Askese" der römischen Kirche ganz überwiegend in der Vollbringung der von Gott nicht geforderten sogenanten „evangelischen Rathschläge".

Eine Geschichte der Askese, wenn sie etwas anderes sein soll als die Geschichte des praktisch-religiösen und sittlichen Lebens überhaupt, wird sich daher naturgemäß zum größten Teile mit den Erscheinungen einer falschen Askese zu beschäftigen haben, wie es bei dem vorliegenden Werke auch wirklich der Fall ist; und wenn der Verf. (S. 6) bemerkt, daß für eine Geschichte der evangelischen Askese die Quellen viel dürftiger seien als für die der unevangelischen, so liegt dies eben daran, daß es eine von dem übrigen religiös-sittlichen Leben verschiedene evangelische Askese gar nicht gibt.

Wir haben es hier mit einem durch fleißige und umsichtige Samlung eines reichhaltigen geschichtlichen Stoffes und durch besonnene, auf klarer evangelischen Erkentnis ruhenden Beurteilung der betreffenden Erscheinungen sehr lehrreichen und

interessanten Werke zu thun; aber es wäre der Reichtum dieses für die christliche Sittenlehre so wichtigen Stoffes noch fruchtbarer und lehrreicher geworden, wenn der Verfasser der Darstellung der Einzelerscheinungen der Askese eine eingehende ethische Begründung und Entwickelung des Begriffs und des Wesens der Askese auf Grundlage der heil. Schrift vorausgeschickt hätte; wir würden damit einen Boden errungen haben, auf welchem wir nicht bloß, wie hier geschieht, die einzelnen Ausartungen der christlichen Askese zu prüfen im Stande wären, sondern wo wir von vornherein den Gesamtcharakter der wahren und der falschen Askese feststellen könten; der Verf. behandelt aber diese ethischen Grundlagen nur sehr kurz. Wir müssen den von ihm gegebenen Begriff der Askese näher ins Auge fassen.

„Unter Askese versteht man im Allgemeinen den Gebrauch der Tugendmittel, oder die Anwendung derjenigen Handlungsweisen und sittlichen Maßregeln, die zu einem sittlich tüchtigen, zu einem vor Gott taugenden Verhalten verhelfen." „Die bewußte und planmäßige Anwendung solcher Tugendmittel heißt . . . Askese, d. h. Uebung, Uebung nämlich zur Erlangung jener sittlichen Vollkommenheit, zur Realisirung des Ideals der Tugend in einem thätigen sittlichen Leben." Diese Erklärung, welche auf protestantischer Seite sehr gewöhnlich ist, stimt durchaus nicht mit der in der Kirchengeschichte begründeten zusammen; denn der größte Teil der auch in dem vorliegenden Buche dargestelten asketischen Werke ist keineswegs ein Uebungsmittel zur Tugend sondern vielmehr eine Ausübung einer bereits gesteigerten sei es auch einer falsch verstandenen Tugend. Die Tugend hat die Tugendmittel zur Voraussetzung, die meisten asketischen Werke aber haben eine schon geförderte Tugend selbst zur Voraussetzung, ja gelten als ein über das Maß der von Gott geforderten Tugend hinausgehende Heiligkeit. Die bloßen Tugendmittel müssen natürlich in dem Grade zurücktreten, als ihr Zweck, die Tugend, erreicht wird; die meisten asketischen Werke aber steigen in ihrer Größe und Ausdehnung grade mit dem Grade der schon errungenen Tugend. Die freiwillige Armut der Mönche, der unbedingte Gehorsam, der Cölibat sollen nicht erst zur Tugend vorbereiten und üben, sondern sollen die Bekundung einer sehr hohen Tugend selbst sein.

Wie steht es nun aber mit dem den Ethikern so geläufigen Gedanken von Tugendmitteln überhaupt? Ein Tugendmittel ist nicht die Tugend selbst, sondern soll nur zur Tugend anleiten, vorbereiten, zu ihrer Ausübung befähigen und sie erleichtern. Was die Fingerübungen auf dem Clavier, das Rechnen mit unbenanten Zahlen in der Rechenkunst, das sind die Tugendmittel in der Sittlichkeit. Nun ist ganz bestimt die Ausübung jeder Tugend, die Erfüllung jeder Pflicht auch eine Uebung in der Tugend, ein Schritt zu größerer Kraft und Fertigkeit, ist also auch ein Mittel zur Erlangung höherer Tugend. Es fragt sich nur: gibt es außer der Pflichterfüllung, also auch außer der Ausübung der Tugend noch besondere Tugendmittel, deren Zweck und Wesen eben nur das ist, zur Tugend vorzubereiten? Wir müssen das auf evangelischem Standpunkte entschieden verneinen. Wir kennen nur ein Tugendmittel, daß ist die lebendige Glaubensliebe zu Christo, und diese ist keine „Uebung", keine Askese. Jede That, die zur Tugend führt, muß selbst eine Tugendausübung sein, und jedes Thun, was nicht selbst eine solche wäre, wäre ein unsittliches, jedenfalls ein unevangelisches. Aus der Quelle des Glaubens, welcher selbst die Liebe ist, strömt alles christlich-sittliche Leben in unmittelbarem Lebensdrang; und alles was aus diesem Glauben quillt, ist Tugend, und jede Tugend, und nur sie, ist auch Mittel zu höherer Tugend. Jede Annahme von Tugendmitteln, die nicht selbst Ausübung von Tugend wären, durchbricht das Leben des sittlichen Geistes, macht in heidnischer Weise die Tugend zu einer blossen äußerlichen Kunstfertigkeit.

In einer rein evangelischen Sittenlehre hat eine Lehre von besonderen Tugendmitteln keine Stelle; und wenn der Verf. unmittelbar nach dem Angeführten fortfährt: „Die Vollkommenheit oder das Ziel des Tugendstrebens ist hier gleichsam als ein zu erringender Kampfpreis, die Tugend selbst als die athletische Vorübung zur endlichen Erringung die Kampfpreises, als der Inbegriff der gymnastischen Uebungen und Kraftanstrengungen gedacht, durch welche man sich den bleibenden Besitz der Krone der sittlichen Vollendung zu sichern sucht," so sezt er ganz richtig die Tugend selbst an die Stelle der bloßen Tugendmittel, während er doch in der Ausführung selbst nicht von den Tugenden, sondern nur von den zur Tugend vorbereitenden Uebungen oder Tugendmittel handelt. Faßt man also die Askese im evangelischen Sinne, so fällt die Geschichte der Askese mit der Geschichte der Sittlichkeit zusammen, faßt man sie aber, wie in dem vorliegenden Werke geschieht, in dem engren römisch-katholischen Sinne, so kann sie in der That eigentlich nur eine Geschichte der unevangelischen Werkheiligkeit sein, die entsprechende evangelische Tugendübung aber nur zu dieser Werkheiligkeit in Gegensatz stellen und nur insofern mitbehandeln; in Wirklichkeit verfährt der Verfasser auch so, ohne daß dieses Verfahren aber aus seinen Voraussetzungen folgerichtig herzuleiten wäre.

Der Verf. geht nach der kurzen Einleitung sofort in die specielle Betrachtung der einzelnen Arten der Askese über. Es würde ein großer Gewinn für die Sache gewesen sein, wenn eine wirklich allgemeine Geschichte der Askese in ihrer Gesamtentwickelung vorausgegangen wäre, in welcher der Ursprung und die allmälige Weiterverzweigung und Erweiterung der unevangelischen Askese und der Gegensatz der evangelischen gegen dieselbe geschichtlich dargelegt wäre; die Betrachtung des Einzelnen würde dadurch viel helleres Licht und wissenschaftliches Verständnis gewonnen haben, und wir dürfen wohl hoffen, daß der hierzu besonders berufene Verf. uns eine solche allgemeine Geschichte noch geben werde; der kurze „Rückblick" am

Ende des Werkes ersezt sie nicht. Unumgänglich wäre es hierbei, die außerchristliche Askese noch etwas eingehender ins Auge zu fassen, als es in dem gegenwärtigen Werke geschehen ist. Denn ist es auch gewiß irrig, die gesamte falsche Askese innerhalb der christlichen Zeit aus der heidnischen thatsächlich ableiten zu wollen, so ist es doch unzweifelhaft, daß den entsprechenden asketischen Erscheinungen innerhalb des Christentums ähnliche Gedanken zu Grunde lagen als der heidnischen Askese, besonders bei dem eigentlichen asketischen Volke, den Indiern; und eine solche Vergleichung mußte bei einer den Blick auf das Ganze richtenden allgemeinen Geschichte der Askese noch lehrreicher sein, als eine bloße Vergleichung im Einzelnen.

Der Verf. teilt das Gesamtgebiet der Askese in zwei Hauptteile: die sinliche und die geistige Askese; die Umkehrung dieser beiden wäre wohl dienlicher gewesen, insofern in der lezteren noch die meisten evangelichen Elemente sind, und in ihr jedenfalls der Grund für jede auf das sinliche Leben sich beziehende Askese gegeben ist; so aber wird uns bei der sinlichen Askese, in der selbsterwählten körperlichen Kasteiung mit Marterwerkzeugen sofort die grellste und widernatürlichste Entartung der christlichen Askese vor Augen geführt. In dem ersten Hauptteile behandelt das Werk die Askese des Büßerlebens (in dem eben erwähnten engeren Sinne, also die Selbstpeinigung durch äußerliche Gewaltmittel), die Askese des häuslichen Lebens, (in Kleidung, Wohnung, Lager u. dgl.), des diätetischen Lebens (das Fasten u. dgl.) des geschlechtlichen Lebens (den Cölibat und was damit zusammenhängt;) im zweiten die geistige Askese darstellenden Hauptteil wird die Askese des gottesdienstlichen, des beschaulichen, des praktischen und des socialen Lebens behandelt. Der bei weitem größte Teil des Buches betrachtet, wie es in der Natur der Sache liegt, die unevangelischen Ausartungen der Askese in der Kirche seit dem dritten und vierten Jahrhundert. Wir müssen es dabei entschieden zustimmend anerkennen, daß der Verf. diese Entartungen nicht, wie es geschieht, nur von Seiten ihrer Verkehrheit und nur vom Standpunkte des natürlichen Menschen aus betrachtet, nicht mit einem Wolgefallen bei den Verkehrtheiten verweilt, sondern daß er Sinn und achtende Anerkennung für das auch in dem Einseitigen und Verkehrten verborgen liegende Wahre hat. Es ist nichts leichter, als die asketischen Uebertreibungen unevangelischer Kirchen lächerlich zu finden und zu machen, schwerer ist es, ihnen gerecht zu werden, und den christlich-sittlichen Grundgedanken zu erkennen und anzuerkennen. Ein allen zeitlichen Lebensgenus um des Ewigen willen aufopfernder Mönch ist doch immer noch etwas Sittlicheres und Achtungswertheres, als ein das Ewige an den Weltgenus hingebender Weltmensch; wir mögen den Mangel an evangelischer Erkentnis bei den in Selbstqualen erfinderischen Asketen beklagen, wir werden doch nicht umhin können, ein wirklich sittliches Streben in ihnen anzuerkennen und zu achten; und für gewisse geschichtliche Entwicklungsstufen und gesellschaftliche Verhältnisse und für gewisse persönliche Durchgangsperioden werden wir selbst ein über das sonst rechtmäßige Maß von asketischer Selbstverleugnung hinausgehende Lebensstrenge gerechtfertigt finden. Unsere Zeit hat sittlich vor den Zeiten der strengen Askese schwerlich etwas voraus, und eine wahre Askese, eine rechte christliche Buße in weltverleugnender Selbstbekämpfung ist es, was ihr vor allem notthut. In dieser sittlichen Beurteilung der Sache sind wir mit dem Verf. im Gegensatze gegen den herschenden Zeitgeist vollkommen einverstanden, und wir hätten nur gewünscht, daß derselbe nicht blos gelegentlich und bei den Einzelerscheinungen der Askese diesen Gesichtspunkt festgehalten, sondern ihn durch eine mehr allgemeine geschichtliche und ethische Betrachtung noch mehr begründet hätte.

Bei den einzelnen Arten der Askese gibt der Verf. sehr zweckentsprechend die biblischen Anknüpfungspunkte an, an welche sich dieselben anlehnten, denn natürlich sucht jede noch so unevangelisch gestaltete Askese auch irgendwie sich biblisch zu begründen. Da finden wir nun auf Seiten der römischen und griechischen Kirche oft eine höchst seltsame Schriftauslegung. Die asketischen Geißelungen stüzte man auf 1 Cor. 9, 27, „ich bläue meinen Leib und knechte ihn," wo der Zusammenhang unzweideutig das Bildliche der Redeweise anzeigt; ja sogar Ps. 150, 4: „Lobet den Herrn mit Pauken und Reigen" deutet Damiani und nach ihm Andere auf die Selbstgeißelung, denn die dürre, durch Fasten eingeschrumpfte Haut sei gleichsam eine Pauke, zumal wenn man tüchtig darauf losschlage. Die Selbstkreuzigung mittels blutigem Aufprägen oder Einbrennen des Kreuzeszeichens auf verschiedene Stellen des Körpers, oder durch Anhängen an ein Kreuz, durch lange dauernde Ausspannung der Arme in Gestalt des Gekreuzigten, oder durch Umherschleppen schwerer Kreuze, gründete man auf 2 Cor. 4, 10 („wir tragen allezeit umher das Sterben des Herrn Jesu an unserm Leibe") und Gal. 6, 17 („ich trage die Maalzeichen des Herrn Jesu an meinem Leibe"); 2, 19 („ich bin mit Christo gekreuziget"). Sich mit Ketten und Fesseln zu belasten, gründete man auf Apost. 20, 22 („im Geiste gebunden"), Eph. 3, 1 („Paulus, der Gefangene Christi") und ähnliche Stellen; für das Cilicium, das auf bloßem Leibe getragene, bisweilen mit Stacheln, Haken u. dgl. versehene Gewand nahm man das härene Gewand des Täufers und den alttestamentlichen „Sack" zum Vorbild; das Barfußgehen stüzt sich auf Christi Wort Matth. 10, 10; im Schnee und Eis sich wälzen oder in eiskaltes Wasser gehen, soll das Feuer der sinnlichen Begierde (1 Cor. 7, 9, vgl. 1 Petr. 4, 12) löschen; für

das Einsiedlerleben geben Elias, Elisa, Johannes d. T., Christus in der Wüste das Vorbild. Die Geißelung, welche in der h. Schrift nur als bürgerliche Strafe erwähnt wird, war bis ins siebente Jahrhundert durchaus nur eine gerichtliche oder bei den Mönchen eine Disciplinarstrafe. Um die Mitte des achten Jahrhunderts findet sich zuerst die Anwendung derselben als vom Beichtvater verhängte und meist wol auch von ihm vollstreckte Bußstrafe neben anderen Büßungen und als Ersatz für andere; im elften Jahrhundert galten 1000 Geißelhiebe so viel als ein ganzes Bußjahr; in den Klöstern lag die Vollstreckung dem Vorsteher ob. Auch Frauen, selbst Fürstinnen empfingen solche Züchtigung von ihren Beichtvätern; und von mehreren Königen und andern Fürsten wird es gerühmt, daß sie sich willig solcher Bußstrafe unterwarfen; eine besondere Demut suchten Aebte, Bischöfe und andere Vornehme darin, daß sie sich von einem Untergebenen geißeln ließen; in vielen Klöstern ließen sich die Sterbenden gleichsam zum Abschied noch einmal geißeln. Das alles ist aber noch keine Askese, sondern ein Erleiden einer verhängten Strafe, nur das zulezt Erwähnte streift schon in das Gebiet der Askese. Die eigentliche asketische Selbstgeißelung womit es natürlich wesentlich eins ist, wenn sich jemand aus eigenem Antriebe von andern geißeln läßt, komt nicht früher als im elften Jahrhundert bei den Benedictinern vor (S. 40). Bis ins Ungeheuerliche aber trieb solche Selbstmishandlung Dominicus der Gepanzerte, (so genant, weil er 15 Jahre lang einen schweren Eisenpanzer auf dem bloßen Leibe ununterbrochen trug), der mehrere Male für Andere je hundert Bußjahre durch entsprechende Geißeldisciplin abmachte, d. h. durch zwanzigmalige Absingung des ganzen Psalters, begleitet von 300,000 Geißelhieben. Nur hinter die binnen noch nicht 40 Tagen von Dominicus vollbrachte Büßung für 1000 Jahre Bußzeit, also durch Absingung von 200 Psaltern (also 30,000 Psalmen), begleitet von 3 Millionen Geißelschlägen (S. 42) hätte der Verf. doch einige Fragezeichen setzen sollen, denn eine einfache Berechnung ergibt die physische Unmöglichkeit dieser Leistung. Die wesentlich auf der Erwartung des nahen Endes der Welt ruhende schwärmerische Erscheinung der Geißler-Umzüge im dreizehnten und vierzehnten Jahrhundert, die ihren Weg durch fast ganz Europa nahm, ist der Gipfelpunkt dieser ganzen asketischen Richtung; von dem Verwerfungsurteil der Päpste betroffen, endigte das Flaggellantenwesen mit dem Costnitzer Concil, und mit seinem Verschwinden welkt auch die Neigung zu asketischer Selbstgeißelung überhaupt und obwol die Jesuiten sich große Mühe gaben, sogar öffentliche Geißleraufzüge wieder in Schwung zu bringen und die Geißelungen zu befördern ist doch selbst der Klosterdisciplin der neueren Zeiten die frühere Strenge der asketischen und der Bußgeißelung geschwunden. Was der Verf. am Ende dieses Abschnittes (S. 62) von dem Zusammenhang des Geißelungsstrebens mit dem Geschlechtstriebe sagt, ist, wenn es auf das Ganze ein Licht werfen soll, zu zweifelhafter Art, als daß es mit leichten Andeutungen abgemacht werden dürfte; daß der Knabe Rousseau sich gern von Mädchenhand schlagen ließ, kann wol schwerlich herbeigezogen werden.

Das Tragen und Herumschleppen schwerer eiserner Ketten bisweilen über Centnergewicht, wird noch von Hieronymus als Scheinheiligkeit bezeichnet; nicht lange nachher aber fanden Viele darin eine besondere Heiligkeit, und während des ganzen Mittelalters finden wir solche Ketten und schwere eiserne um den Leib befestigte, oft um denselben geschmiedete Ringe, selbst bei Frauen; auch als gesteigertes Geißelungswerkzeug wurden die eisernen Ketten gebraucht; nicht selten, auch in nachreformatorischer Zeit wurden die Eisengürtel mit nach innen gewandten Stacheln besezt. Auch das sonst härene Cilicium wurde bisweilen mit Ketten, Blechen, spitzigen Nägeln besezt oder ganz aus Draht oder knotigen Stricken geflochten; Einer machte sich dasselbe aus einer borstigen Schweinshaut, die Borsten nach innen. Sehr allgemein durch das ganze Mittelalter war die Sitte, auf dem Sterbebett ein solches Cilicium anzulegen.

(Schluß folgt.)

---

## Nachrichten.

**Paris**, den 4. März 1864.

Das Jahr 1863 war auch wieder ein bedeutendes für die Kirche Augsburgischer Confession in Paris. Die verschiedenen Gottesdienste und kirchlichen Anstalten haben nicht allein ihren friedlichen Lauf und Wirksamkeit fortgesezt; neue Unternehmungen wurden gemacht und mit Erfolg gekrönt.

Es konten auf verschiedenen Punkten der Hauptstadt neue Wirkungskreise fürs Evangelium gegründet werden, so daß das Reich unsers Gottes nun auch zu denjenigen unserer Glaubensgenossen kommen kann, die bis jezt dem Einfluß der Kirche fremd geblieben waren. So wurde am ersten Advent-Sonntag im Faubourg St. Antoine (in den Gebäulichkeiten Bon-Secours, rue de Charonne 97), ein Kirchlein eingeweiht, das sich seit der Zeit segensreich entfaltet unter der Predigt des göttlichen Wortes, das dort in deutscher und französischer Sprache rein und lauter verkündigt wird.

Dieses Bethaus, das eigentlich wie die Kapelle von St. Marcel ein Filial der Mutterkirche Billettes ist, kann man von außen schon leicht daran erkennen, daß über dem Eingang eine große Tafel hängt mit der Inschrift: Kirche der Augsb. Confession. Es ist ja in dieser lezten betrübten Zeit hoch von Nöten, frei und offen die glorreiche Fahne zu bekennen zu der wir schwören, weil heut zu Tage unter dem Namen Protestantismus alle möglichen, das Christentum in seinem Fundament untergrabenden Tendenzen curstren, die wir unbedingt von uns weisen müssen. Es handelt sich hier nicht von der reformirten Schwesterkirche, die ihrem historischen Bewußtsein und Bekentnisse treu geblieben ist, sondern es handelt sich überhaupt von allen und jeden rationalistischen und separatistischen Irrlehren die im Schooße der reformirten Kirche auftauchen. Auch hier muß Bekentnistreue für eine Uebertreibung gelten; auch hier sieht man das aufrichtige Festhalten am heiligen Erbe der Väter als ein störendes Element an gegen die Unionsversuche aller verschiedenen Kirchen und

Meinungen und es fehlt wahrlich nicht an solchen die in christlichen Zeitschriften und Zeitstimmen, häufig mit Ultralutheranern um sich werfen, um dadurch die wahren Freunde unserer Kirche zu verdächtigen. Wir dürfen freilich nicht vergessen, daß diese Treue mit ächter Liebe Hand in Hand gehen muß, aber ich bin überzeugt, daß gerade die Kirchenmengerei der Same des Unfriedens ist: denn wahrer Frieden kann nur da erwachsen, wo jede Kirche treu und aufrichtig ihren eigenen Grund und Boden wahrt. Uebrigens wenn wir die Lehre unserer Kirche in ihrer specifischen Einzigartigkeit festhalten, so geschieht das 1. weil dieselbe der vollkommnere Ausdruck der geoffenbarten Wahrheit ist; 2. weil durch dieselbe die Seelen wahrhaftiglich ihrem Hirten und Bischof, Jesu Christo, einverleibt werden (Sakramente), und keineswegs um dadurch Zwiespalt und Unfrieden hervorzurufen.

In diesem Geiste begrüßen wir mit Freude die monatliche Zeitschrift, die seit December 1863 in Paris unter dem Titel: „Das Schifflein Christi“ erscheint. Die 4. Nummer, die so eben herausgekommen ist, ist wie die vorigen in mehrfacher Hinsicht sehr interessant.*)

Es ist das ein besonderes Unternehmen einiger jungen deutschen und elsässischen Geistlichen unserer lutherischen Kirche und der deutschen Mission in Paris, die in dieser Sache gar keine Verantwortlichkeit auf sich nimmt. Dieses unschuldige Blättchen hat jedoch schon einige Windstöße erfahren dürfen, die wie ich hoffe, dasselbe nicht versenken werden. Man hat ihm besonders seine stolze Flagge vorgeworfen worauf die Augustana leuchtet, wie wenn diese herrliche Inschrift ein Feuerbrand des Unfriedens sein sollte! — In dieser Beziehung werden Ihre Leser nicht ohne Interesse folgende Erklärung unsers lieben Herrn von Bodelschwingh vernehmen, worin ein für allemal solche Angriffe abgefertigt werden; und es steht zu hoffen, daß diese ruhige und freimütige Vertheidigung im Herzen aller wahren Freunde einen günstigen Wiederhall finden und sie über diese Erscheinung vollkommen beruhigen wird.

„So erlaubt sich zum Schluß Schreiber dieses folgendes Bekentnis abzulegen, für welches er auch allein verantwortlich sein will.

Als ich vor 6 Jahren nach Paris kam, wäre ich der Erste gewesen, obige Widersprüche gegen ein bestimmtes Bekentnis zu unterschreiben, und zwar auf denselben Einwand mich stützend, daß ja nur Eines Not sei.

Ich habe diese sechs Jahre nicht auf der Studirstube zugebracht, sondern im beständigen Umgang mit armen Leuten und im Kampf wider sittliche und geistliche Notstände, wie sie wol kaum größer innerhalb der christlichen Kirche angetroffen werden. Die Wasser eigener und fremder Trübsal sind mir viel zu hoch an die Seele gestiegen, als daß ich Zeit und Lust gehabt hätte, auf Nebendinge zu fallen, und doch sind mir gerade während dieser Zeit die klaren, festen Bekentnisse unserer Kirche lieb und wert geworden.

*) Das Schifflein Christi ist die einzige evang.-lutherische Zeitschrift in Frankreich. Der anti-confessionellen Revue de théologie darf wahrlich dieser Name nicht beigelegt werden.

Es wäre zu wünschen, daß auch in französischer Sprache ein tüchtiges Blatt erscheinen möchte um unsere Kirche und Kirchenlehre in Frankreich bekannter zu machen. —

Das Schifflein kostet jährlich nur 2 Fr. für Frankreich und 2 Fr. 50 Cent. (20 Sgr.) für das Ausland. Man bestellt es in Paris bei J. Schneider, 11 rue des Grés.



Zum ersten für meine eigene Seele. Ich mußte da gleich zu Anfang dieser Zeit erleben, daß mehrere meiner nächsten Freunde am Glauben Schiffbruch litten, eben weil sie allein dem eigenen Geist bei Auslegung der Schrift trauen wollten und den treuen Wegweiser unserer kirchlichen Bekentnisse von sich wiesen, und ich war nahe daran in einen gleichen Abgrund zu stürzen. Da schickte mir Gott eine Schaar armer Kinder zu, die ich zu ihrem Heiland weisen sollte. Da ich nun in Verlegenheit war, wie ich dies wol anfangen sollte, so griff ich zum ersten Mal wieder seit meiner Jugendzeit zum kleinen Katechismus Luther's, dieser eigentlichen Bekentnisschrift für unser Volk. Der half mir zurecht; er half mir in die Schrift hinein, wies mich in derselben auf das Eine was Not ist und so gewann ich auch die andern Bekentnisschriften lieb. Es ist mir nun recht wol dabei, daß ich als ein Haushalter über Gottes Geheimnisse bei Austeilung von Wort und Sakrament nicht auf meine Einsicht allein angewiesen bin, daß ich mich nicht wägen und wiegen lassen muß von allerlei Wind der Lehre, und von Täuschereien neuerungssüchtiger Menschen, sondern daß ich über die Grundwahrheiten des christlichen Glaubens das übereinstimmende Zeugnis einer solchen Wolke treuer Zeugen auf meiner Seite habe, die unter Anrufung des heiligen Geistes, das Eine was Not ist in der Schrift gesucht haben. Dabei kann man gewiß und fröhlig seinen Gang gehen, nicht weil man sich auf Menschen verläßt, sondern weil man eine begründete Gewißheit hat, daß man mit beiden Füßen fest in Gottes Wort steht.

Aber auch für die mir anvertrauten Seelen ist mir das feste kirchliche Bekentnis und die damit zusammenhängenden kirchlichen Ordnungen theuer geworden.

Eins ist Not, daß Sünder selig werden, so sprech ich noch einmal: Aber es ist schwer, daß Sünder selig werden; die Pforte ist eng, der Weg schmal und der Teufel mächtig, überall und besonders in Paris. Da reicht es nicht aus, daß das Wort vom Kreuz hie und da in den Häusern ausgestreut, oder durch eine Erweckungspredigt sichere Sünder aus dem Schlafe aufgeweckt werden. Der Teufel würde bald den guten Samen vom Herzen genommen und die Aufgeweckten wieder eingeschläfert haben. Die erweckten Seelen müssen auch gründlich bekehrt und die Bekehrten durch treue Pflege auf dem schmalen Weg erhalten werden. Damit dies möglich sei, müssen die überaus zerstreuten Glieder zu festen Gemeinden gesammelt und zum gemeinsamen Kampf wider Fleisch und Blut, Teufel und Welt durch Wort und Sakrament gestärkt werden. Das eine was Not ist muß ihnen auf eine einfache und übereinstimmende Weise immer auf's Neue vorgehalten, und in ihren Herzen ein tiefer Grund der Buße und des Glaubens gelegt werden. Zu solchem gemeinsamen Rettungsplan ist eine Kirche mit festem Bekentnis nötig, davon habe ich mich überzeugt. Wir predigen den armen Seelen, die wir hier zu sammeln haben, nicht Luther und lutherisches Bekentnis, sondern Christus und sein Kreuz. Wir predigen ihnen Christum, bis sie selbst glauben und bekennen; aber wir predigen ihnen den Christus, den unsere Kirche bekennt und nicht einen selbst erdachten. Das ist ein großer Unterschied.

Wenn aber Jemand meint, daß solch ein bestimtes Bekentnis das Herz enge mache, und einem ein Joch auf den Hals lege, also daß man weder selbst frei athmen, noch mit voller Freiheit jeder armen Seele dienen könne, so habe ich davon nicht das Geringste verspürt. Freilich den Weg des Lebens kann man Niemand breiter machen, als ihn unser Herr Jesus gemacht: er ist schmal und wenige sind, die ihn so

schmal lieben. Aber das bekenne ich frei, das mir das Bekentnis unserer Kirche, so wenig, wie Gottes Wort selbst, eine Schranke gewesen ist, daß ich eine arme hungrige und durstige Seele hätte abweisen müssen, oder daß ich hätte fragen dürfen: Wer ist mein Nächster? Auch habe ich nicht gefunden, daß unsere Kirchenlehre je eine gnadenhungrige Seele abgestoßen hätte, wol aber daß ihre tiefe und warme Weise bei solchen Selen aufgethane Herzensthüren findet. Auch dieses habe ich erfahren, daß unser Volk einen Zug hat zu den schönen Gottesdiensten unserer Väter, da die Gemeinde selbst anbetend, bekennend unter wechselnden Lobgesängen, Psalmen und geistlichen lieblichen Liedern vor den Herrn tri[illegible] und daß der gesunde Sinn des Volkes auch mit beiden Händen nach den alten, unverfälschten Kernliedern unserer Kirche greift. Wir vergessen nicht, daß wir Missionsleute sind, das weisen schon die 19 Abendgottesdienste aus, die wöchentlich meist in deutscher Sprache von uns gehalten werden, in welchen das Wort Gottes aufs aller einfältigste ausgelegt wird, aber wir verhalten den also gesammelten Seelen auch nicht die schönen, reichen Gottesdienste unserer Väter.

Kurz wir möchten gerne allerlei Leuten Alles werden, um überall etliche selig zu machen; aber wir möchten viel lieber nicht nur einzelne Selen gewinnen, sondern ganze Scharen armer Sünder durchbringen bis ins ewige Leben. Darum, darum allein schwingen wir unsere Glaubensfahne. Kein Freund Jesu möge sich daran ärgern, kein Feind soll sie uns niederreißen. Wir sind der guten Zuversicht, daß wir mit ihr das gute Teil erwählet haben, das nicht von uns genommen werden soll; denn unser Gewissen gibt uns Zeugnis, daß wir kein anderes Heil wissen und wollen als durch Christum allein, und daß wir von Herzen einstimmen in das Gebet:

Hilf' daß ich hier achte nur alles für Koth,
Und Christum gewinne; dies Eine ist Not.

F. Bodelschwingh."

Was gegenwärtig in der reformirten Kirche vorgeht, beweist was der Mangel einer bestimten Kirchenlehre für traurige Folgen hat, und wo das sogenante „Libre-Examen hinführt, das jedem erlaubt, zu lehren und zu predigen was er will, und durchaus keine andere Autorität anerkent als das Gewissen. Der reformirte Kirchenrath, dem es wirklich ein rechter Ernst ist um die Rettung und die Sicherstellung seines Bekentnisses, hat in seiner lezten Sitzung dem Candidaten Athanasius Coquerel, Sohn, das Amt als Hülfsprediger von Pf. Martin-Paschoud entzogen mit 12 Stimmen gegen 3. Coquerel aber, der sich auf sein, bei seiner Ordination gethanes Versprechen beruft, das Evangelium nach seinem Gewissen zu predigen, scheut sich nicht im Namen des „freisinnigen Christentums" und des „Fortschritts" die Grundwahrheiten der reformirten Kirche, so wie aller andern christlichen Kirchen, frei und offen zu läugnen, als da sind: Menschwerdung des Sohnes Gottes, die ewige Gottheit Christi, Genugthuung seines Opfers ꝛc. ꝛc. Diese Absetzung macht großen Lärm, in seiner lezten Predigt hat Coquerel von seinen Getreuen einen rührenden Abschied genommen, man sagt viele Damen hätten herzlich geweint!! und im „Lien" ist er als ein Opfer dogmatischer Engherzigkeit hingestellt. In einer geschickten Vertheidigungs-Rede, die er im Kirchenrath vorgelesen und die in obengenanter Zeitschrift abgedruckt ist, bedauert er unter andern die klägliche Verwaistheit so vieler Familien, die ihm zugethan waren; läßt aber auch merken, daß mehrere große politische Journale bereit seien öffentlich Partei für ihn zu nehmen. Allein der Kirchenrath ließ sich weder rühren noch einschüchtern und schritt ohne weiteres zur Absetzung. Jezt rumort die ganze politische Journalistik. Man schreit über Papsttum und Inquisition! eine ganze Rotte von abgefallenen Pantheisten ergreift die Feder und revolutionirt zu Gunsten dieses Märtyrers. Wie wenn die Kirche nicht volles Recht hätte solch einen Mann von Kanzel und Altar zu entfernen.



Auch in dieser Sache wieder sieht man, wie manche Pastoren mit Leuten im Bunde stehen, die nichts weniger als Christen sind, zur gegebenen Stunde mit den großen Schlagwörtern von Freiheit und Fortschritt den unwissenden Pöbel bezaubern und an das suffrage-universel appelliren zum Sturme gegen die Kirche Gottes. Das Publikum das „Siècle", des Temps, der Indépendence belge ist wahrlich befugt und berechtigt in solchen Heils- und Lebensfragen als Richter zu sprechen! Doch was thut man nicht in dieser Zeit wo Abfall und Revolution als herrlichstes Vollendungsziel der Menschheit gefeiert werden.

Auch in Straßburg bezaubert man durch solche Mittel die ungläubigen, gottentfremdeten Massen, und der Triumph des Herrn Colani in dieser alten, ihrem evangelisch-lutherischen Bekentnisse so lange treu gebliebenen Stadt, wird vielleicht bald, Gott seis geklagt, eine traurige Thatsache sein. Es handelt sich darum, die, durch den Tod eines Professors ledig gewordene Stelle in Pastoraltheologie und Kanzelberedtsamkeit wieder zu besetzen. Die revolutionaire Partei, die dem Glauben der Väter, dem Bibelglauben, welcher Jesum Christum als wahren Gott-Mensch ehrt und anbetet, öffentlich Hohn spricht, bietet alles auf, um den Redacteur der Revue de théologie, der an der Spitze der Negation in Frankreich steht, an diese Stelle zu bringen. Man spricht von Petitionen mit zahllosen Unterschriften und von einer öffentlichen Ovation, die nächstens bei der Promovirung des Herrn Colani zur Doctorwürde stattfinden soll. Man ist allenthalben sehr gespant, ob der Minister des öffentlichen Unterrichts, dem die Sache in lezter Instanz anheimfält, eine Wahl treffen wird, die für die beiden evangelischen Landeskirchen Frankreichs eine große Schmach und ein noch größeres Unglück wäre. Die beiden reformirten Journale, die Esperance und die Archives du christianisme (welche leztere Zeitschrift bis noch vor kurzem durch den allgemein tief betrauerten Friedrich Monod redigirt wurde), haben energisch gegen die Candidatur des H. Colani protestirt.

Der Kampf ist eben überall ernst und heilig! Es gilt eine entschiedene Hingabe für die Sache des Herrn! Es helfe uns in Gnaden der dreieinige Gott, daß wir nicht allein im Bekentnisse seines allein seligmachenden Wortes und Namens, sondern auch in unserm ganzen Wandel und Leben treu und unerschütterlich verharren bis ans Ende! —

---

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz in Berlin. Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

# Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1864. Mittwoch den 30. März. № 26.


## Die christliche Askese.

(Schluß.)

Eine sehr naheliegende und darum in den asketischen Kreisen weitverbreitete Bekämpfung der sinnlichen Natur besteht in der möglichsten Beschränkung des Schlafes; die nächtlichen horae canonicae in den Klöstern sind nur die mildeste Form derselben. Peter von Alcantara soll 40 Jahre lang täglich nur 1½ Stunden geschlafen haben; viele Asketen schliefen auf Säcken voll spitziger Steine, auf Dornen u. dgl.; der bekante Martin Boos schlief in seiner früheren Periode Jahre lang, auch im Winter, neben seinem Bette auf dem nackten, kalten Boden. — Sehr eingehend behandelt der Verf. das in der evangelischen Kirche nicht verworfene, aber auf seine rechte biblische Grundlage zurückgeführte Fasten (S. 130 ff.); er bedauert es nicht ohne Grund, daß die neueste Zeit die frühere Sitte, bei geistlicher Samlung zu heiligen und wichtigen Handlungen zu fasten, fast ganz fallen gelassen hat (S. 164). Auch der Rüge, daß die evangelischen Geistlichen der früheren Zeit sehr oft den Gegensatz gegen den römischen Cölibat so weit trieben, daß sie selbst in höherem Alter den Witwenstand scheuten (S. 237 ff.), müssen wir entschieden beistimmen; Calov heiratete vier Monate nach dem Tode seiner fünften Gattin als 72jähriger Greis zum sechsten Male; Scriver war viermal verheiratet; ähnliche Fälle sind auffallend zahlreich.

In vieler Beziehung härter als die körperlichen Selbstpeinigungen sind die unevangelischen Quälereien des Geistes. Der Gedanke mönchischer Zurückziehung von dem Umgang mit den Menschen und der Gedanke beständiger Betrachtung des Ewigen führten zu der Askese des Schweigens, in welcher die dem ganzen Mönchtum zu Grunde liegende Richtung auf Vereinzelung des Heilsstrebens im Gegensatze zur christlich-sittlichen Gemeinschaft ihren höchsten Ausdruck gewann. Schon das älteste Mönchtum übte diese Askese in ausgedehnter Weise (S. 298); es wird rühmend berichtet, daß einzelne Einsiedler 25, 30, 35 und mehr Jahre vollständiges Schweigen beobachteten; Pachomius soll eine Geberdensprache erfunden haben, durch welche die ihm folgenden Mönche sich notdürftig mit einander verständigten, ohne den Mund öffnen zu dürfen. Die späteren Mönchsregeln bringen das Schweigen in bestimte Ordnungen; die Cluniacenser hatten für weltliche Dinge gleichfalls eine Zeichensprache; besonders streng wird das Schweigen beobachtet bei den Karthäusern, Trappisten und Camaldulensern; bei einem Zweige der leztern dürfen die Mönche nur an fünf Tagen des Jahres mit einander reden. In manchen Carmeliterklöstern durften die Mönche mit Ausnahme der hohen Festtage nur durch Schreibtafeln mit einander verkehren. Auf Grund von Luc. 6, 25 war den Mönchen meist alles Lachen verboten; in manchen Klöstern wurde ein bloßes Lächeln mit 14tägiger strenger Pönitenz bestraft. Von dem unbedingten blinden Gehorsam gegen die Klosteroberen weist schon das älteste Mönchtum sehr grelle Beweise auf (S. 418 ff.); die unsinnigsten Befehle wurden gegeben, um solchen Gehorsam zu veranlassen; einer dieser Asketen soll auf Befehl ein ganzes Jahrlang einen in den Boden gesteckten Stab von längst verdorrtem Holze mit Wasser begossen haben, wie ein Gewächs, das Wurzeln treiben könne; ein anderer warf auf Befehl seines Abtes sein eignes Kind in den Fluß, wo es übrigens wieder herausgezogen wurde; Cassian erklärt solchen Gehorsam für die höchste aller Tugenden. Selbst Savonarola verlangte als Prior von seinen Mönchen, daß sie „sollten gehorchen wie der Esel, der sich führen läßt zur Rechten und zur Linken, der Scheltworte und Schläge empfängt, ohne sich zu beklagen." Carmeliternonnen mußten wol auf Befehl ohne Feuer kochen, sich als krank zu Bett legen, Arznei nehmen, sich zur Ader lassen u. dgl.; praktischer war es, als eine wirklich kranke Nonne aus Gehorsam gegen den Befehl der Oberin sofort gesund wurde. Der unbedingte Gehorsam des Jesuitenordens hat nur das Neue, daß sich derselbe bestimt auf den Ordensgeneral und durch diesen auf den Papst bezieht.

Zwischen der falschen, ein Geringachten des Erlösungswerkes Christi in sich schließenden Askese der griechischen und römischen Kirche und zwischen der falschen Freiheit des natürlichen Menschen, der nur seinem eigenen Gelüste folgt, steht die wahre evangelische Freiheit mitten inne. Der evangelische Christ weiß, daß er einerseits durch selbsterwählte Werke überhaupt kein Verdienst vor Gott erwerben könne, sondern das Heil aus Gnaden im Glauben aufnehmen müsse, und daß er andererseits, aus dem Glauben an Christi Verdienst vor Gott gerechtfertigt und Christo angehörend, sein Fleisch kreuzigen müsse samt seinen Lüsten und Begierden, aber nicht durch eine selbstersonnene Selbstqual, sondern durch innerliche Reinigung des

Herzens von allem ungöttlichen Wesen kraft der Gnadenwirkung des heil. Geistes; das ist die wahre, die evangelische Askese.

---

## Noch einmal über Hausbesuche der Geistlichen.

Wenn ich meine Gemeinde vor meinem Auge vorüberziehen lasse, so treten mir zuerst die Leute entgegen, die in offenbaren Sünden und Schanden hingehen und dann die, welche es mit ihrem Christentum ernst nehmen. Ob ich diese Lezteren besuchen muß, will ich nicht untersuchen, ich freue mich, daß ich sie besuchen darf. Der Herr wohnt bei Seinen lieben Kindern. Wo zwei oder drei versammelt sind in Seinem Namen, da ist Er mitten unter ihnen. Ich gehe zu ihnen aus innerem Bedürfnis, in der Wüste des Lebens einmal eine Oase zu finden, wo das Herz ausruhen und sich freuen kann. Wo Kinder geboren sind, da fehlt es auch nicht an Kinderkrankheiten, so hätte denn ein rechter Pastor solche Leute nicht blos um seinet-, nein auch um ihretwillen zu besuchen.

Die Leute, die zum Gotteshause nicht kommen, suche ich auf, und zweifle nicht, daß der Herr auch sie noch herumholen kann. Wenn das alte Herz auch oft zu zweifeln und zu zagen anfängt und sie aufgeben möchte, so steht mir Ezech. 3, 17—20 geschrieben: „Der Gottlose soll sterben um seiner Sünde willen, aber sein Blut will ich von deiner Hand fordern, weil du ihn nicht vermahnt hast ꝛc." Darum besuche ich ihn. Unser märkischer Säufer und Dieb ꝛc. erwartet, daß sein Pastor ihn ab und zu straft um seiner Sünden willen. Ein Holzdieb, den ich einmal beim Diebstahl getroffen und ihm seine Sünde vorgehalten, rühmte bald nachher meinem alten Vorgänger nach, daß er viel schärfer und eindringlicher habe schelten und strafen können, als ich. Sie halten es für Pastorenpflicht, zu offenbaren Sünden nicht zu schweigen, und wissen sehr wol, daß der Pastor nicht ein stummer Hund sein soll. Ob unser Bitten und Ermahnen den Erfolg hat, daß der Dieb vom Stehlen und der Säufer vom Saufen ꝛc. läßt, das ist es nicht, worauf es eigentlich ankomt. Manchmal zieht der Sauf- und Huren-Teufel aus dem Herzen aus und aus dem Dieb wird ein ehrlicher Mensch, aber selige Gotteskinder sind sie darum noch lange nicht. Wir sollen sie zum schmalen Wege, zur engen Pforte und nicht blos zu einem ehrlichen Namen zu leiten suchen. Erfolge zu sehen, ist uns nirgend verheißen. Säen und Ernten liegen oft weit auseinander. Manches Satkorn geht gar nicht auf, und manches, das gar schön gedeihen zu wollen schien, kann doch zertreten werden und ebenso manches Korn, das lange, lange Zeit erstorben schien, kann doch noch aufgehen und Frucht bringen. Wir haben nicht auf die Erfolge unserer Arbeit zu sehen, sondern wir arbeiten, wie Gott es befohlen hat: „Sein Blut will ich von deiner Hand fordern" und trauen auf Seine Verheißung: „Mein Wort soll nicht wieder zu mir leer kommen, sondern thun, das mir gefällt, und soll ihm gelingen, dazu ich es sende." Gottes Wort und die, so an dem Worte Gottes arbeiten, sollen Gottes Ehre bauen. Gott der Herr wird dermaleinst von allen Sündern geehrt werden, von den Einen, die durch das Wort sind selig geworden, durch das Heilig, Heilig, Heilig, das sie Ihm singen in den Hütten des Friedens, von den Andern durch das Heulen und Zähnklappen in der Hölle, verbunden mit dem Bekentnis: „Ich hätte können selig werden, aber ich habe nicht gewollt. Mir ist das Wort, das die Kraft hat, selig zu machen, nahe gebracht, ich habe es verworfen, darum bin ich auch verworfen."

Also die Leute an den beiden Enden der Gemeinde bieten Anknüpfungspunkte genug, und die große Menge, die zwischen den beiden Enden steht, lehnt sich an sie an. Die sogenanten Ehrbaren und mehr oder weniger Gleichgiltigen wollen ähnlich behandelt sein.

Ein Teil von ihnen hält sich ziemlich, ja ganz regelmäßig zur Kirche. Zur Kirche gehn macht nicht selig, aber die Kirche ist doch die Thür zum Reiche Gottes. Wer sich regelmäßig zur Kirche hält, beweist damit, daß er ein Sehnen und Verlangen nach dem Herrn der Kirche trägt, der auch ihm gesagt hat: „hier sollst du mich anrufen, hier will ich dich hören." Selbst die, welche nur aus Gewohnheit sontäglich zum Gotteshause kommen, welche die Sitte und Zucht des Vaterhauses zu regelmäßigen Kirchgängern gemacht hat, folgen einer schönen Gewohnheit, und des Vaters Segen, welcher den Kindern Häuser baut, hat ihnen das Reich Gottes nahe gebracht. Wem das Reich Gottes nahe ist, dem entziehe sich des Reiches Diener nicht. Er suche ihm die Gottesdienste recht sehr lieb zu machen, und habe ein Auge auf ihn, auf daß, wenn sein Herz einmal anfängt zu fragen nach dem Heil, ihm die Stimme nicht fehle, die zu Nicodemus spricht: Ihr müßt von Neuem geboren werden. In diesem Teil der Gemeinde befindet sich mancher Nicodemus und mancher Jüngling, den der Herr lieb hat. Hab Acht auf ihn und habe viel Geduld. Von ihm gilt das: „Lasset sie zu mir kommen, und wehret ihnen nicht." Wenn so einer im Kirchenbesuch unregelmäßig wird, da ist's hohe Zeit, ihn zu besuchen und als einen leiblich Kranken zu behandeln. „Ich habe dich nicht in der Kirche gesehen. Was fehlt dir? Was ist dir?" Ich habe öfters bemerkt, daß so ein Wort eine gute Stätte gefunden.

Andere, die weniger regelmäßig sind im Kirchenbesuche, habe ich besucht und habe dann öfters aus ihrem Munde gehört: Se hebben mi de Ehr schenkt un mi besökt, nu müt ick en ok besöken, und Sontags drauf saß der Mann in der Kirche, seinem Pastor zu Ehren, und wer den Diener ehrt, der ehrt den Herrn, der ihn gesandt hat. Hat er des Pastors dienende Liebe verstanden, da wacht in ihm ein Sehnen auf nach dem, der auch seines Pastors Diener worden ist. Das kann der Anfang sein, daß das verirrte Gotteskind durch die Kirche heimkehrt ins Vaterhaus.

Andere ehrbare Leute, die sich von Wort und Sacrament mehr fern halten und in Mammons Dienst und Ehrgeiz ersoffen sind, sind sie nicht auch getaufte Kinder? Sind sie nicht auch erlöst, erworben und gewonnen und nur in die Irre geführt durch Satans Macht und List? Die Lehren von der Erbsünde und von der Taufgnade sind die Stützpunkte aller Pädagogik, auf sie allein stützt sich des Pastors pastorale Thätigkeit in seiner Gemeinde. Unsere Hausbesuche holen keinen Einzigen herum vom Verderben. Wenn aber die Mission den im Götzendienst verkommenen Heiden nachgeht, und der Herr dort die Thüren weit auftut, sollte Er sie uns bei unserer Arbeit an getauften Götzendienern nicht viel mehr noch auftun?

Von Kanzel und Altar ist der Gräuel der Verwüstung ausgegangen in die Gemeinden, wie er vom Katheder der Universitäten eingebrochen ist in die Pfarrhäuser. Der geistliche Stand hat schwer gesündigt an den Gemeinden. Sieht es in unsern Gemeinden so traurig aus, so wollen wir die Schuld nicht auf die Dienstherschaften schieben, sie sind auch Glieder unserer Gemeinden. Wäre die Geistlichkeit nicht so tief gefallen, so stände es besser um Herschaften und Gesinde, um Büdner und Tagelöhner in unsern Gemeinden. Ihre teilweise Verkommenheit ist eine Bußpredigt für uns. Je mehr wir uns durch sie lassen Buße predigen, desto demütiger und zuversichtlicher werden wir keine Mühe und Arbeit scheuen, suchen und retten zu helfen, was durch unsere Mitschuld verloren scheint.

Ich komme also zu dem Resultat: Ich besuche die Leute in der Gemeinde.

Die Praxis der alten reformirten Kirche unangefochten, meinen mir regelmäßige Hausbesuche die Reihe herum nicht zweckentsprechend. Natürlich mit Ausnahme der Besuche, die ein neu anziehender Pastor in seiner Gemeinde macht, seine Leute zu sehen und kennen zu lernen, wobei es ihm sehr förderlich sein wird, wenn er, die erste Zeit wenigstens, täglich zur Schule geht, und durch die Kinder sein Bild und seinen Namen bekannt macht in den Häusern und von den Kindern ein Bild von dem Leben und Treiben in den Häusern zu gewinnen sucht. — Der Zweck der Hausbesuche der alten reformirten Pastoren, Vorbereitung zum Abendmal, wird durch die Beichte erreicht, und die in unsern märkischen Gemeinden leicht einzuführenden Beichtanmeldungen, von denen aus erfahrene und geschickte Seelsorger viel leichter, als mir bisher gelungen, zur Privatbeichte gelangen werden.

Für den Pastor sind regelmäßige oftmalige Hausbesuche sehr gefährlich. Es wird damit viel schöne Zeit verbraucht und es gehört dazu in größeren Gemeinden eine geistige Kraft, die schwerlich oft gefunden wird. Der Pastor kann dadurch leicht in Vielgeschäftigkeit kommen, die seiner eignen Seligkeit nicht förderlich ist, und gewiß hängt sich der leidige Hochmutsteufel sehr leicht daran. Löhe sagt: Wer immerwährend in der Mitte seiner Pfarrkinder lebt, ist in Gefahr, die Augen für sie zu verlieren, und meint, wer den Pastor zu oft in seinem Alltagskleide sieht, wird mit Recht sehr bald unterscheiden zwischen dem Amte und dem Träger des Amts und weil der Pastor auch nur ein armer Sünder ist, wird das persönliche Verhältnis zwischen ihm und den Einzelnen leicht schädlich wirken können. Löhe's Widerspruch gegen die Hausbesuche beschränkt sich auf den Satz: Wer da will etwas gelten, der komme selten. Dagegen Harms wird bei der großen Arbeitslast, die auf ihm liegt, besonders bei der, den vierzehntäglich stattfindenden Communionen vorangehenden Privatbeichte, die ihn die ganze Woche hindurch beschäftigt, schwerlich unmotivirt zu einem Hausbesuche schreiten können.

Ich meine, man besuche die Leute nicht regelmäßig, nicht zu oft und doch auch wieder nicht zu selten. Wie der Pastor der Einzelnen gedenkt in seinem Gebete, so habe er die Einzelnen im Auge. Wenn die Gnadenstunden im Leben kommen, die Stunden, da der Herr bei den Schäflein Seiner Herde anklopft und ihnen Seinen gewaltigen Arm offenbaret, in den Stunden der Heimsuchung, da fehle der Pastor nicht. Wenn der Herr den Pflug über das Herz wegzieht und das Herz weich geworden ist unter Seiner gewaltigen Hand, dann warte der Pastor seines Amts, streue den Samen aus und bete fleißig, daß der Herr Seinen Segen dazu gebe. Wenn er hört, wie der Wolf einbricht in seine Herde, wie ein Glied in besonderen Anfechtungen steht, dann gibt es etwas zu hüten und zu schützen. Kranke und Elende sind wir Alle, wir Pastoren und unsere Gemeinden, wie wir; wenn aber der Einzelne einmal eine Ahnung kriegt von seiner Krankheit und Not, dann sei der Pastor der Erste, der zum Arzt läuft, der die Salbe aus Gilead führt, und diesen Arzt dem Kranken anpreist.

Eine junge Frau in der Gemeinde verlor ganz plötzlich ihren Mann, er fiel vom Balken in der Scheune und brach das Genick. Sie wollte sich nicht trösten lassen. „Er ist hingefahren in seinen Sünden", das war ihr Geschrei. Ich bin oftmals hinter dem Sarge solcher gegangen, die hingefahren in ihren Sünden, und es ist mir oft recht schwer geworden. Die Todtenglocken und das offene Grab wecken das Gewissen auf, und der Richter der Lebendigen und der Todten wird dermaleinst auch über den Pastor zu Gericht sitzen, und — „Sein Blut will ich von deiner Hand fordern."

Die Zeit zu den Hausbesuchen finden, ist oft recht schwer. Es ist wirklich nicht leicht, in der lieben Sommerzeit, besonders in den Wochen der Schulferien, nach dem entfernten Filiale zu wandern, um, Gottlob, nur einen Kranken zu besuchen, und dabei dessen gewiß zu sein, schwerlich den Einen oder Andern, bei dem man sonst noch zu tun haben könte, zu Hause zu treffen. Einem Krankenbesuche wird fast ein halber Tag geopfert. Das ist ein Opfer für den armen Landpastor, der seine Kinder zu unterrichten hat, auf dem so manche Last und Sorge der Wirtschaft liegt. In der kleinsten Wirtschaft, wär's auch nur im Garten, gibt es so mancherlei zu tun, was er schlechterdings selbst tun muß, schon darum, weil es an dem Arbeiter fehlt, der es ihm abnehmen könte. Da haben es die Pastoren in den großen Städten leichter. Sie werden viel angelaufen

von Leuten, die bei ihnen Trost und Rath suchen, doch — die Leute kommen zu ihnen, wir müssen sie uns erst suchen.

Ist's auch sehr schwer, in Hausbesuchen treu zu sein, und möchte man oft viel lieber in seinem Stübchen sitzen und studiren, als weite Wege machen, die oft sehr resultatlos aussehen — die Hausbesuche sind Amtspflicht. Ja sie sind mehr noch. Des Pastors Studirzimmer ist ihm wol oben in sein Pfarrhaus hineingebaut, aber nicht im Studirzimmer allein hat er zu studiren. Wenn es irgendwo eine Gelegenheit gibt zu lernen, wie das menschliche Herz aussieht, so ist's bei den Hausbesuchen. — Es ist dasselbe trotzige und verzagte Ding, ob es unter dem Frack und weißer Weste, ob unter dem groben Kittel schlägt. Die Predigt soll nicht über die Köpfe weggehen, sie soll ins Herz hineindringen. Wer zum Herzen reden will, muß das Herz kennen in allen seinen Falten und Winkeln. Wer nicht über die Köpfe weg predigen will, muß die wirklichen Verhältnisse in der Gemeinde, muß die Not und die Bedürfnisse der Einzelnen kennen. Wer dem Einzelnen will Antwort geben auf die ungelösten Räthsel seines Lebens, der muß ihn kennen ganz und gar.

Doch nun — die schwerste Frage, was sollen wir bei unseren Hausbesuchen anfangen?

Die Hausbesuche sind nicht Erholungs- nein recht eigentliche Arbeitsstunden, darum ist mit Recht gesagt, daß wir nicht schwatzen sollen auf unsern Hausbesuchen. Mit der Thür ins Haus fallen, wie man zu sagen pflegt, ist oft ein mißliches Ding, besonders bei unserm Bauer, der es, wenn er ins Pfarrhaus komt oder seines Nachbars Stube betritt, für unschicklich hält, den Zweck seines Kommens vor sich herzutragen, und sogleich zu sagen, was er will und weshalb er komt. Lange Zeit redet er von seiner Wirtschaft, von Kühen und Pferden, und zulezt erst, wenn er sich anschickt zu gehen, nach langem, weitem Umschweife, oft mit den Worten: „Wat ick egentlich seggen wull" eingeleitet, komt heraus, was seines Besuches Zweck ist. Wenn wir zu unserm Bauer ins Haus kommen, und neben ihm auf der Ofenbank sitzen, haben wir uns auch in seine Hausordnung zu fügen, müssen auf seine Anschauungen und auf seine Redeweise eingehen. Ich meine nicht, daß es nötig wäre, in seiner plattdeutschen Mundart mit ihm zu reden. Das würde nur sehr wenigen Pastoren gelingen, und den, dem sein breites Idiom nicht von Jugend auf geläufig gewesen, leicht lächerlich machen, dem dagegen, der es sprechen kann, leicht für Stolz ausgelegt werden. Nein, man suche dem Mann in seinem engen Gesichtskreise, der sich oft nicht weit über seine Viehställe zu erstrecken scheint, zu folgen, daß er uns nicht blos neben sich sitzen sehe, sondern auch mit uns wie mit seinem Freunde und Nachbar rede, und sein Herz aufthue. Wer mit den Leuten reden will, der muß herunter von dem hohen Pferde.

Wenn mich Abends mein Weg in ein Haus in der Gemeinde führt, habe ich mir Bibel und Gesangbuch geben lassen, wir haben zusammen eine Abend-Andacht gehalten, wie ich sie in meinem Hause zu halten pflege, und bin nach dem Amen schnell meiner Wege gegangen, um nicht zu verderben, was Gottes Wort vielleicht möchte wirken wollen in ihren Herzen. Was hilft alles Predigen über Haus-Andachten! Man zeige es ihnen, wie sie es anfangen sollen, so schlicht und so einfach, daß sie es nachmachen können, und so herzlich, daß sie auch Lust kriegen, es nachzumachen.

Eine Regel, wie man sich bei Hausbesuchen benehmen soll, habe ich nicht finden können, glaube auch kaum, daß sich darüber eine Anweisung geben läßt. Das hängt zu sehr ab von der Individualität des Besuchenden und Besuchten, und von dem Zweck, der uns hinführt. Doch eine Regel möchte ich aufstellen, die ich ausnahmslos bestätigt gefunden habe, und die alle Wege sich bewähren muß. Ehe der Pastor einen Hausbesuch macht in seiner Gemeinde, mache er erst einen Hausbesuch bei seinem Gott. Ehe er Andern ihre Sünde will zeigen, bete er ernstlich: Herr lehre mich meine Sünde erkennen. Ein demütig Herz reitet nicht auf stolzem Pferde, sondern hält sich herunter zu den Geringen und ist selbst gering mit ihnen. Wer seine eigne Sünde sieht, erkent Satans Gestalt, auch wenn er sich in einen Engel des Lichts verstelt; wer da weiß, wie viel Mühe und Arbeit er seinem Gott gemacht und noch täglich macht, kann Geduld haben mit andern armen Sündern; wer selbst auf seines Gottes Barmherzigkeit hofft, kann auch da noch hoffen, wo ein Menschenherz schier verzagen möchte, denn der Gott, der mich herumgeholt hat vom Verderben, hat auch den tiefgefallenen Bruder so lieb und Seine Macht ist groß. Wenn Mosis Angesicht glänzt davon, daß er mit seinem Gott geredet, dann konte Israel der Herlichkeit seines Angesichts nicht widerstehen. Dem Pastor, der jedes einzelne Haus in der Gemeinde auf betendem Herzen trägt und aus dem Gebets-Kämmerlein in die Häuser der Gemeinde tritt, ist die Verheißung gegeben: Wahrlich, wahrlich Ich sage dir, so du den Vater etwas bitten wirst in meinem Namen, so wird Er es dir geben. Wer eben Friedensluft in seines Gottes Angesichte geschmeckt und gefühlt, wen sie wie ein offener Segensbrief umgibt, der wird auch sprechen können: Friede sei mit euch, und seines Gottes Friede und Hülfe geleiten ihn.

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz in Berlin. Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

# Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1864. Sonnabend den 2. April. № 27.


## Die Ehen in der Verwandtschaft.

Der von Gott und seinen Ordnungen abgewandte Sinn, der seit der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts Staat und Kirche verwüstet hat, das über alle Schranken sich hinwegsetzende, nach absoluter Selbstherrlichkeit strebende „Princip des Subjectivismus", hinter welchem vornehmen modernen Namen sich die alte Gottlosigkeit birgt, die mit dem: ihr werdet sein wie Gott den Anfang auf dieser Erde nahm, ließ auch die Ehe nicht unangetastet. In Gesetz und Sitte suchte dieser Sinn ihre wahre Gestalt zu verkehren. An einem Punkte, in Bezug auf die Ehescheidung, ist dieser Revolution eine erfolgreiche Reaction entgegengetreten. In Bezug auf einen andern nicht minder wichtigen Punkt, die Ehen in der Verwandtschaft, ist der Feind noch im fast ungestörten Besitz und auch unter den kirchlich Gesinten haben viele kaum eine Ahndung davon, daß hier in Gesetz und Sitte ein Gegensatz besteht gegen das Wort Gottes und gegen die Grundsätze und die Praxis der Kirche. Bringen wir den Unterschied von sonst und jezt zuerst durch einige Anführungen zur Anschauung.

G. Schlegel, seiner Zeit Pfarrer in Burgwerben, Weißenfelser Diöcese, sagt in seiner Schrift: „von landesherrlichen Dispensationen bei ehehinderlichen Verwandtschaften in Churſachsen", Leipz. 1796, in der Vorrede: „Eine nicht geringe Anzahl von Leuten kommen von Zeit zu Zeit auch wol von entfernten Orten zu mir, um sich bei mir in dergleichen Sachen Raths zu erholen. Auffallend ist es mir hierbei immer gewesen, daß die wenigsten darunter über die innere Rechtmäßigkeit der vorhandenen Eheverbindung eigentlich Belehrung verlangen; die meisten wollen nur wissen, ob darin von dem Landesherrn dispensirt werde. Ist es Leichtsinn oder (!) ist es die Wirkung einer größeren Aufklärung unseres Zeitalters, daß jezt so viele Ehedispensationen gesucht werden? In den vorigen Zeiten kam dergleichen nur selten vor. Mein seliger Vater hatte während seiner ganzen mehr als dreißigjährigen Amtsführung auch nicht einen einzigen Fall; und er war doch die lezten funfzehn Jahre Pfarrer in einer Stadt, wo dergleichen Fälle öfter vorkommen als auf dem Lande. Das alles hat sich seit dreißig, vierzig Jahren sehr geändert. Ehedem wurde Bauern und gemeinen Leuten in den durch die Landesgesetze verbotenen Ehen gar keine Dispensation erteilt. Jezt hingegen sieht man nicht mehr auf den Stand der Personen und es sind die Ehedispensationen auf dem Lande ebenso gewöhnlich als in den Städten." Der Gegensatz des sonst und jezt liegt hier klar vor, früher die Scheu vor Gott und seinen Ordnungen, jezt das „Princip der Subjectivität", der Entschluß, sich nur durch seine Neigungen leiten zu lassen und ihnen so weit zu folgen, als man irgend damit durchkommen kann.

In den meisten älteren Kirchenordnungen wird den Pastoren zur Pflicht gemacht, ihre Gemeinden von Zeit zu Zeit über die Grade der Verwandtschaft, in denen Heiraten nicht zulässig sind, zu belehren.*) Sie sollen ihnen dabei das 18. Cap. des dritten Buches Mose's vorlesen und auslegen. Wie viele Pastoren mögen jezt sein, welche auch nur daran denken, daß ihnen eine solche Pflicht obliegt? Mit wenigen Ausnahmen betrachtet die Geistlichkeit es durchaus als Sache des Staates, die Ehehindernisse zu bestimmen. Daß das Preußische Landrecht eine Reihe von Ehen sanctionirt, die in dem göttlichen Gesetze selbst dem Volke des A. B. verboten sind, die mit des Vaters und der Mutter Schwester, mit der Frau des Onkels, mit der Witwe des Bruders, darauf wird von den meisten gar nicht geachtet.

Daß die Ehe unter Geschwisterkindern Bedenken gegen sich habe, das komt jezt nur wenigen in den Sinn. Wie solche Ehen noch in der zweiten Hälfte des 18. Jahrh. angesehen waren, davon liefert das Werk „Paulus und seine Zeit" von dem Freiherrn (und Freigeiste) von Reichlin Meldegg, 1. B. Stuttg. 53, ein merkwürdiges Beispiel. Der bekante Nationalist Paulus hatte sich mit Caroline Paulus, der Tochter seines Onkels, verlobt. Der Vater, ein Würtemberger Geistlicher, der seines Amtes entlassen war, weil er nicht davon lassen wollte, vermeintliche Erscheinungen seiner verstorbenen Frau auf die Kanzel zu bringen, erklärte sich entschieden dagegen. „Er wollte — sagt die Biographie — einer solchen Verbindung, die, wie er meinte, wegen der zu nahen Verwandtschaft der Geschwisterkinder nach kirchlichen Ideen straffällig war, seinen Segen nicht erteilen. Eine solche Ehe konte nach seinen gläubigen Vorstellungen nur unheilbringend für die Familie sein." Paulus, der Sohn, ließ sich natürlich durch den Ausspruch des Vaters nicht irre machen. Seinem Kopfe zu folgen, das war für ihn Religion. Der Bie-

*) Vgl. K. A. M. Schlegel in der, wenn auch den Stempel ihrer Zeit tragenden, doch lehrreichen Schrift: Darstellung der verbotenen Grade, Hannover 1802, S. 259.

graph sagt: „Ungeachtet sein Vater sich aufs entschiedenste gegen die Vermählung wegen der nahen Verwandtschaft aussprach, wollte doch der denkend gehorsame (!) Sohn nicht sein ganzes Lebensglück einer abergläubischen unbegründeten Grille aufopfern.“ Der Vater aber blieb unerschütterlich, seit des Sohnes Vermählung und Abreise nach Jena, wo er zum Professor der orientalischen Sprachen ernant war, schrieb er ihm nie mehr, er gab für ihn überhaupt kein Lebenszeichen mehr von sich. Nur als Leiche sah der Sohn den Vater wieder.

Es kam in älteren Zeiten nicht selten der Fall vor, daß Pastoren die Trauung verweigerten, wenn Dispensation in Fällen erteilt wurde, die sie in dem göttlichen Gesetze verboten erachteten. In Speners Bedenken z. B. findet sich ein Schreiben an einen Prediger, „der einen, welcher Dispensation seiner Mutter Bruders Witwe zu heiraten von der Obrigkeit erhalten, zu copuliren angestanden“ und deshalb suspendirt und mit Absetzung bedroht war.*) In Kursachsen hatte man durch eine förmliche gesetzliche Anordnung dem Gewissen solcher Geistlichen Schonung angedeihen lassen. In der bereits angeführten Schrift von G. Schlegel heißt es in Bezug auf die Ehedispensationen des geheimen Consiliums: „Es befiehlt keinem Pfarrer, solche Personen zu trauen. Aber es gestattet einem jeden Pfarrer im Lande, der es mit gutem Gewissen thun kann, weil er von der Rechtmäßigkeit einer solchen Ehe nach göttlichen Gesetzen überzeugt ist, dergleichen Personen zu trauen: und wenn sich im ganzen Lande kein Pfarrer finden sollte, der solche Leute trauen wollte, so erlaubt es ihnen, sich gar außerhalb Landes trauen zu lassen.“ Wir haben hier das Vorbild für die preiswürdige Kabinetsordre, durch welche Friedrich Wilhelm IV. Schonung des Gewissens derjenigen Geistlichen anordnete, welche im Gehorsam gegen die Ordnung der Kirche sich weigerten, Personen zu trauen, die nach den Gesetzen des Staates trauungsfähig waren und einen factischen Gegenbeweis gegen die so oft wiederholte Behauptung, daß eine solche den einzelnen Geistlichen gewährte Licenz bis dahin unerhört sei. Jezt wird es auf dem Gebiete der Ehen in der nahen Verwandtschaft wol selten vorkommen, daß Geistliche in ihrem Gewissen sich bedrängt fühlen. Der durch das Landrecht herbeigeführte Zustand ist schon so eingewurzelt, daß die Frage, was das Wort Gottes und die Ordnung der Kirche hier sage, kaum aufgeworfen wird.

Suchen wir nach diesen Vorbemerkungen tiefer in die Sache einzudringen. Zuerst, warum sind die Ehen in der nahen Verwandtschaft unzulässig, wie komt das Wort Gottes dazu, sie in den stärksten Ausdrücken zu verwerfen, sie als Gräuel zu bezeichnen, als Verbrechen, als Unreinigkeit?

Der Hauptgrund hiefür liegt in 3 Mos. 20, 12 vor. Es heißt da nach Festsetzung der Todesstrafe für denjenigen, der sich mit seiner Schwiegertochter verbunden: „sie haben Vermischung gemacht (so ist Tebel zu erklären; die von Gesenius u. A. angenommene Bedeutung „Befleckung“ hat keinen Grund für sich und ihre Annahme beruht nur darauf, daß Gesenius, theologisch wenig orientirt, mit der sprachlich gesicherten Bedeutung nichts anzufangen wußte), ihr Blut komme über sie.“ Nur dem Buchstaben nach bezieht sich diese Bezeichnung auf den einzelnen Fall, der Sache nach geht sie auf die ganze Gattung. Durch sie wird die Blutschande der Unzucht mit dem Vieh gleichgestellt, welche in C. 18, 23 ebenso bezeichnet wird. Sie erklärt es, daß in 3 Mos. 18 die Ehe in der Verwandtschaft unmittelbar zusammengestellt wird mit dem Ehebruche, der aus dem eignen Kreise heraustritt und in den Kreis des Nächsten einbricht, V. 20, mit der Päderastie, welche den von Gott gesezten Unterschied der Geschlechter durchbricht, V. 22, mit der Unzucht mit Thieren, welche die durch die Schöpfungsordnung in 1 Mos. 1 gesezten Schranken nicht achtet, V. 23. Sie erklärt es, daß in 3 Mos. 20, 11—14 in recht absichtlicher Vermengung, um die Gleichartigkeit zu zeigen, und das Gräuelhafte recht zum Bewußtsein zu bringen, auf die Bestimmung der Todesstrafe für die Verbindung mit der Stiefmutter und Schwiegertochter die für die Knabenschande, darauf die Todesstrafe für die Verbindung mit der Mutter und Tochter zugleich, darauf die Todesstrafe für die Unzucht mit Vieh folgt. Das Gemeinsame, was alle diese Vergehungen mit einander verbindet, ist Tebel, die Vermischung und Verwirrung, die Confusion, das Verbinden desjenigen, was Gott getrent hat, die widernatürliche Ineinanderwirrung der verschiedenen von Gott gestifteten Ordnungen. Unter den wundervollen Ordnungen, die Gott in dem menschlichen Geschlechte aufgerichtet hat, ragen zwei ganz besonders hervor, jede mit einem eigentümlichen Kreise von Namen, von Pflichten und Rechten und von Segnungen, die Verwandtschaft und die Ehe, und es ist frevelhaft, diese Ordnungen, welche ein Nebeneinander bilden sollen, in einander zu wirren, die Ehe, welche nach Stahls treffender Bemerkung „die Bestimmung hat, die Familienindividualitäten zu ergänzen, dadurch neue Individualitäten zu erzeugen und eine Verschränkung des menschlichen Geschlechtes zu bewirken“, in die Verwandtschaft einbrechen zu lassen. Besteht das Wesen des Verbrechens darin, daß man der Neigung Macht gibt über Gottes heilige Ordnungen, so liegt gewiß hier ein Verbrechen vor. Unter dem A. B. wurde das Volk Gottes in mannigfacher Weise durch äußerliche Uebungen angelernt in den sittlichen Verhältnissen die natürliche Ordnung und Sonderung, wie sie von Gott festgestellt worden, zu achten und der Neigung zu widerstehen, welche so vielfach dahin geht, wie das von Gott Verbundene zu scheiden, so das von Gott Getrente zu verbinden. Was Tebel sei, das können wir lernen aus den Bestimmungen in 3 Mos. 20, 19: „Dein Vieh sollst du nicht begatten lassen von zweierlei Art, dein Feld nicht mit zweierlei Samen besäen, und ein Kleid aus Mischzeug nicht anlegen“, 5 Mos. 22, 11: „Du sollst kein Mischzeug anziehen aus Wolle und Flachs zusammen“, und V. 9 und 10 ebendaselbst, wonach man den Weinberg nicht mit zwei Dingen besäen, nicht mit Rind und Esel zusammenpflügen soll. Diese Verordnungen

*) Lezte theol. Bed. II. 427.

können nicht das Natürliche an sich im Auge haben. Wäre das der Zweck, so müßten sie sich viel weiter ausdehnen, dürften nicht hie und da blos ein Einzelnes herausgreifen. Sie tragen vielmehr symbolischen Charakter und in den Verordnungen, wie sie in 3 Mos. 18 gegeben werden, haben wir eine beispielsweise Ausdeutung und den Beweis, daß sie ihrem Geiste, der beselenden Idee nach ewige Gültigkeit haben, daß auch hier sich das Wort bestätigt, daß von dem Gesetze Gottes kein Jota und kein Strichlein umkommen soll. Dem Vieh von zweierlei Art, dem Mischzeug, dem doppelten Samen entspricht Verwandtschaft und Ehe und was mit ihnen in 3 Mos. 18 auf gleiche Linie gestellt wird, Ehebruch, Päderastie, Schande an dem Vieh.

Die beiden Ordnungen Gottes, die Verwandtschaft und die Ehe, werden aber nicht blos durch ein positives Gebot Gottes auseinander gehalten, sie sind auch — darin findet das positive Gebot seine Gewähr und seine Rechtfertigung — in sich selbst wesentlich verschieden und das Ineinander beider muß die widrigsten Folgen hervorrufen. Bei der auf- und absteigenden Linie steigert sich diese Verschiedenheit bis zum reinen Gegensatze. Die Ehe, welche in den wichtigsten Beziehungen eine Gleichstellung mit sich führt, widerspricht im innersten Wesen der Ehrfurcht, welche die Kinder den Eltern schulden und ebenso auch den Personen, welche gleich den Eltern in einem Respectsverhältnisse zu ihnen stehen, wie Onkel und Tante. Aber auch das Verhältnis der Geschwister und auch noch der Geschwisterkinder bildet einen innerlichen Gegensatz gegen das eheliche.

In 1 Mos. 2, 24, wonach der Mann Vater und Mutter verlassen und seinem Weibe anhangen und mit ihr ein Fleisch werden soll, repräsentiren Vater und Mutter die ganze Familie, in die jeder hineingeboren wird. Der Gegensatz ist der von ein Fleisch *sein* und ein Fleisch *werden*. Es wird als der Ehe wesentlich bezeichnet, daß die Einheit erst *wird*, daß das von Haus aus Geschiedene durch freie Liebe verbunden wird. Wie es da zugeht, das hat in voller Naturwahrheit und in der lieblichsten Weise Paul Gerhardt geschildert in dem Liede: voller Wunder, voller Kunst. „Die sich nach dem Angesicht, niemals hier bevor gekannt, auch sonst im Geringsten nicht mit Gedanken zugewandt, deren Herzen, deren Hand knüpft Gott in ein Liebesband. Dieser Vater zeucht sein Kind, jener seins dagegen auf, beide treibt ihr sondrer Wind, ihre sondre Bahn und Lauf; aber wenn die Zeit nun dar, wirds ein wohlgerathnes Paar. Hier wächst ein geschickter Sohn, dort ein edle Tochter zu, eines ist des andern Kron, eines ist des andern Ruh, eines ist des andern Licht: wissens aber beide nicht; bis so lang es dem beliebt, der die Welt im Schooße hält und zur rechten Stunde gibt jedem, was ihm wohlgefällt: da erscheint im Werk und That der so tief verborgne Rath." Wo diese Naturordnung verlezt wird, wo dasjenige sich ehelich verbindet, was schon verbunden war, da ergeben sich Folgen, welche die Ehe wesentlich bedrohen. Mann und Frau können sich nicht begehen, sich nicht in einander einleben, es fehlt der Reiz der



Neuheit, es fehlt die Frische des Lebens, welche aus der Ueberwindung der Gegensätze hervorgeht, es fehlt die notwendige Ergänzung für die Einseitigkeit jedes Familienwesens. Es tritt gar leicht Stagnation ein. Nur eine krankhafte Familienliebe, die in ihrem lezten Grunde Selbstliebe ist, kann es übersehen, daß die Familie der Ergänzung bedarf, kann meinen, daß sie nach allen Seiten genüge. Die Selbsterkentnis wird überall und schon in der Freundschaft sich nach Ergänzung umsehen, erkennen daß es Familiensünden und Einseitigkeiten gibt, deren Energie durch das Hereinziehen neuer Stoffe gebrochen werden muß.

Augustinus hebt den Gedanken besonders hervor, daß Verwandtschaft und Ehe die beiden göttlichen Stiftungen seien, vermittelst deren Gott das menschliche Geschlecht durch Liebesbande untereinander verknüpfen will, ein Gedanke, den schon Plutarch angebahnt hatte, der verwundert darüber, daß unter den Römern so viele Ehen verboten waren, fragt, ob dies etwa darauf abziele, durch Heiraten außer der Familie Verbindungen und Freundschaften in der menschlichen Gesellschaft zu vermehren. Augustinus weist darauf hin, daß es frevelhaft sei, diese beiden Stiftungen aufeinander zu häufen, die schon Verbundenen noch einmal zu verbinden, und also der göttlichen Absicht entgegenzuhandeln, nach welcher die Ehe bestimt ist das Liebesband auf weitere Kreise auszudehnen. Durch die Ehe sollen nicht blos zwei Personen miteinander verbunden werden. Es soll durch sie ein ganzes System von Verbindungen hervorgerufen werden, ein Ineinander von verschiedenen Familien. Daher ist es auch mit dem Rathe: „Drum prüfe wer sich ewig bindet, ob sich das Herz zum Herzen findet" nicht genug. Der Blick soll zugleich auf die ganze Familie prüfend gerichtet sein, in die man einzutreten gedenkt. Das ist nicht blos eine Anforderung der Klugheit, es ist auch eine Anforderung der Frömmigkeit. Wer nun in der Verwandtschaft heiratet sündigt nicht blos dadurch, daß er ein schon bestehendes Verhältnis alterirt, er sündigt auch dadurch, daß er ein Verhältnis nicht ins Leben ruft, welches er zu gründen berufen war. Durch die Ehe soll auch der Liebessinn überhaupt erweitert und von der Engherzigkeit befreit werden, die dem Familienwesen so leicht anklebt. Dem einmal aus dem Kreise der eigenen Familie hinausgeführten Liebessinn wird es leichter sich auf Alles auszudehnen, was überhaupt Gottes Bild an sich trägt, in dem ganzen Menschengeschlechte eine große Familie zu erblicken.

Auch das ist ein Grund gegen die Ehen in der Verwandtschaft, daß sie den Kreis zerstören, in welchem die beiden Geschlechter ungezwungen und leidenschaftslos miteinander verkehren können. Wo durch Gesetz oder Sitte die Ehen zwischen Schwager und Schwägerin, Onkel und Nichte und zwischen Geschwisterkindern untersagt sind und dadurch alle verliebten Gedanken, alle Liebeleien niedergehalten und verpönt werden, da kann sich ein harmloser Verkehr gestalten, welcher für die Bildung von Geist und Herz und für die Annehmlichkeit des Lebens von großer Bedeutung ist. Jede Ehe in der Verwandtschaft führt

azu, daß in weiten Kreisen diese Harmlosigkeit des Verkehrs gestört wird. J. D. Michaelis hat diesen Grund nur teils einseitig geltend gemacht, teils ins Grobe herabgezogen, wenn er als einzigen Grund des Verbotes der Ehen in der Verwandtschaft die Verhütung der Unzucht in den Familien geltend machte.

Das nun sind die Hauptgründe, welche gegen die Ehen in der Verwandtschaft sprechen. Die feste Grundlage des Verbotes dieser Ehen bildet das durch Moses vermittelte Gesetz. Dies bildet, wie wir gleich eingehender zeigen werden, keinen Gegensatz gegen das auf den Tafeln des Herzens geschriebene Naturgesetz, sondern es ist die Erneuerung des durch die bösen Neigungen und Lüste und aus ihnen entstandene schlechte Sitten entstellte und somit das Correctiv für dasselbe, zugleich das Präservativ gegen seine Entartung. Das Mosaische Gesetz nun beschäftigt sich mit diesen Ehen an drei Hauptstellen, zuerst in 3 Mos. 18, wo die Verbote selbst gegeben werden, dann in C. 20, wo die Strafen bestimt sind, endlich in 5 Mos. 27, 20 f., wo die Flüche ausgesprochen werden. In Bezug auf diese Mosaischen Bestimmungen erheben sich mehrere wichtige Fragen, die wir hier beantworten müssen.

Zuerst fragt sich, ob diese Mosaischen Bestimmungen nur die Juden angehen, oder ob sie auch in der Kirche Christi fortdauernde Gültigkeit haben? Die Kirchen der Reformation haben sich für das leztere entschieden. Unsere älteren Kirchenordnungen bedienen sich, wenn sie sich auf die Mosaischen Eheverbote beziehen, gewöhnlich der Ausdrücke: göttliches und natürliches Recht, göttliches und natürliches Gesetz u. s. w. Vorangegangen ist auf dieser Bahn Melanchthon, der frühere freiere Ansichten, die er in dem Gutachten über die Ehe König Heinrichs VIII. von England ausgesprochen hatte, später entschieden zurücknahm. Er sagt in der Schrift: „Obgleich das bürgerliche Recht Mose's uns nichts angeht, so muß doch die Regel festgehalten werden, daß die natürlichen Gebote alle Menschen und alle Zeiten angehen, weil sie unveränderliche Normen der Gerechtigkeit sind, die auf Gottes Sinn und Willen sich gründen. Der Text im dritten Buche Mose's versichert, daß die Cananiter wegen ihrer blutschänderischen Begierden gestraft worden. Da nun Gott die Völker straft, welche außerhalb des Mosaischen Staates sind und welche vor Moses waren, so ist offenbar, daß diese Verbote ewig und unveränderlich sind und alle Menschen angehen. Es darf also keine Dispensation geben in den Graden, welche in 3. Mos. 18 geboten sind." An Melanchthon schlossen sich alle angesehenen Stimmführer der Lutherischen und der Reformirten Kirche an. Den entgegengesezten Weg betraten mehrere der angesehensten Katholischen Theologen, wie Cajetan Bellarmin Sanchez. Sie wurden von dem Interesse geleitet, der Dispensationsgewalt des Papstes einen freien Spielraum zu verschaffen oder vielmehr das Unwesen zu rechtfertigen, was sich in dieser Beziehung im Laufe der Jahrhunderte ausgebildet hatte und es gegen die scharfen Angriffe der Reformation zu verteidigen. Cajetan behauptet, daß der Papst in allen Ehen dispensiren könne, nur allein nicht bei der des Vaters mit der Tochter und des Sohnes mit der Mutter. Sanchez sagt: „es würde ketzerisch sein zu behaupten, daß diese Grade jezt untersagt seien, weil sie im Leviticus verboten sind. Es ist ein Glaubenssatz, daß das alte Gesetz aufgehört hat." Hand in Hand mit dieser Theorie ging die Praxis des römischen Stuhles. Papst Calixt I. soll selbst einem Grafen d'Armagnac Dispensation zur Heirat mit seiner leiblichen Schwester erteilt haben. (Schlegel, Darstellung der verbotenen Grade S. 239.) Papst Pius II. erteilte dem Könige Ferdinand II. von Sicilien Dispensation zur Ehe mit seines Vaters Schwester Johanna, nnd Papst Julius II. dem Könige Heinrich VIII. von England zur Heirat mit seines Bruders Wittwe. Das Tridentinische Concil suchte in eine andere Bahn einzulenken. Es verordnete:*) „Bei Schließung der Ehen soll entweder überhaupt gar keine Dispensation erteilt, oder sie soll selten gewährt werden, und nur auf bestimte Gründe und unentgeltlich. In dem zweiten Grade soll niemals dispensirt werden, als nur bei großen Fürsten und im öffentlichen Interesse." Aber diese Bestimmung ist ganz wirkungslos geblieben: Schlegel sagt: „Wie wenig diese Regel befolgt worden und welchen willkürlichen Auslegungen sie unterworfen gewesen und daß die Erlaubnis zur Ehe zwischen Geschwisterkindern bei weitem nicht blos fürstlichen Personen und nur um des öffentlichen Wohles willen erteilt wurde, ist bekant." Wie weit in der Römischen Kirche bis auf den heutigen Tag das Dispensationswesen geht, und wie sehr das Bewußtsein darum entschwunden ist, daß es sich hier um Naturgeseze handelt, das zeigen in recht auffallender Weise die Schriften der Gräfin Hahn-Hahn, der auch nicht ein Gedanke daran komt, daß den Ehen in der nahen Verwandtschaft, welche sie in ihren Romanen zu stiften liebt, ein sittliches Bedenken entgegenstehen könne. Mit der päpstlichen Dispensation ist nach ihrer Meinung alles abgemacht. — An die Römische Kirche schloß sich der Nationalismus an. Das Motiv war bei ihm die Individualität möglichst von lästigen Schranken zu befreien und der Neigung freien Spielraum zu eröffnen. Die Mosaischen Bestimmungen sind ihm nur Erzeugnisse ihrer Zeit und des Jüdischen Volksgeistes. Eine Reihe von Moses verpönter Ehen, wie die des Onkels mit der Nichte, mit des verstorbenen Bruders Frau, erklärt er für ganz unbedenklich.

Es kann keinem Zweifel unterworfen sein, daß die altprotestantische Ansicht die richtige ist. Das Mosaische Ehegesez ist kein statutarisches, sondern blos die Erneuerung des durch die Sünde verdunkelten natürlichen, ein Spiegel, welcher der Entartung vorgehalten wird, damit sie sich als solche erkenne, ein Riegel zugleich, welcher ihr vorbeugen soll, wo sie noch nicht

*) Sessio 24 de reform. matrim. C. 5.

erfolgt ist. Wenn in ihm den Heiden die Verlezung dieser Gebote, die Ueberschreitung der hier gezogenen Schranken als ein schweres Verbrechen vorgeworfen, die Vertreibung der Cananiter aus ihrem Lande als Strafe für solchen Frevel bezeichnet wird, so sezt dies voraus, daß auch den Heiden diese Gebote gegeben waren und zwar in der alleinigen Weise, in der Gott den Heiden sein Gesetz mitgeteilt hat, durch Einschreibung in ihr Herz, vgl. Röm. 2, 15. Auf dasselbe Resultat werden wir auch durch viele Thatsachen aus der Heidenwelt selbst geführt. Bemerkte doch schon Beza: Es darf nicht verschwiegen werden, daß die bürgerlichen Gesetze der Römer in dieser Sache also mit den göttlichen übereinstimmen, daß sie daraus fast wörtlich entlehnt scheinen könnten." Es ist bis jetzt kein Volk aufgefunden worden, bei dem die Ehen in der Verwandtschaft als unbedingt zulässig galten. Ueberall, auch bei den sittlich entartetsten Völkern, finden sich wenigstens Fragmente der Verbote der Ehen in der Verwandtschaft vor. Und was bei den einen erlaubt ist, das ist bei den andern verboten und umgekehrt. Lesen wir die Fragmente zusammen, so gewinnen wir einen Text, der ziemlich mit den Mosaischen Bestimmungen übereinstimt. Und auch schon an sich betrachtet, sind die Fragmente von Bedeutung. Sie enthalten die Anerkennung eines allgemeinen Gesezes und legen Zeugnis ab gegen die Willkür, welche der Anwendung des Gesezes Schranken sezte.

Wie tief der Natur diese Gesezе eingepflanzt sind, das erhellet auch daraus, daß selbst da, wo, wie leider in Preußen, das bürgerliche Gesez Alles gethan hat, die natürliche Scheu vor den Ehen in der Verwandtschaft zu unterdrücken, wo eine Reihe von Gott verpönter Ehen ausdrücklich erlaubt und die Dispensation bei den diesen zunächst stehenden Graden ganz abgeschafft ist, doch die Ehen in der Verwandtschaft verhältnißmäßig immer noch selten sind und gar nicht in der Ausdehnung stattfinden, die man nach der durch die Verwandtschaft dargebotenen Gelegenheit zu näherer Bekanntschaft zwischen den beiden Geschlechtern erwarten sollte. Es muß ein mächtiger Trieb in der menschlichen Natur sein, welcher der durch das Gesez angebahnten Verkehrung entgegenarbeitet. Die trotz der Ausartung der Gesezgebung fortbestehende Regel verurteilt die Ausnahmen, zeigt, daß sie aus einer Verirrung des Naturtriebes hervorgegangen sind, wie sie so leicht eintritt, wo die Sittlichkeit des Individuums nicht an der öffentlichen Moral eine feste Stütze hat.

Von großer Bedeutung ist in Bezug auf die Gültigkeit des Mosaischen Ehegesezes auch in der christlichen Kirche und in dem christlichen Staate der Ausspruch des Herrn in Matth. 5, 18, 19: „Wahrlich ich sage euch, bis daß vergehe der Himmel und die Erde, wird nicht vergehen ein Jota oder ein Strichlein von dem Gesetze, bis daß es alles geschehe. Wer also löst eins dieser kleinsten Gebote und also die Menschen lehrt, der wird ein sehr kleiner genant werden in dem Himmelreiche, wer aber thut und lehret, der wird groß genant werden in dem Himmelreiche." Das Mosaische Gesetz hatte ein zeitliches Element, wie der Herr dies bei den verschiedensten Gelegenheiten anerkent, z. B. in Matth. 19, 8, wo er die Ehescheidung als eine spezifisch alttestamentliche Concession bezeichnet, in Joh. 4, 23. 24, wo er das bevorstehende Aufhören der ganzen alttestamentlichen Form des Cultus ankündigt. Das alttestamentliche Gesetz war die Anwendung der Rechtsidee auf bestimte Verhältnisse, es enthielt vielfach der Fassungskraft des Volkes angepaßte symbolische Einkleidungen höherer Wahrheiten, es nahm vielfach Rücksicht auf die Herzenshärtigkeit des Volkes, es machte der Schwachheit Concessionen, weil die Mittel sie auf innerliche Weise zu überwinden noch nicht vorhanden waren. Diese zeitlichen Elemente müssen ausgeschieden werden, nicht nach Willkür und subjektivem Belieben, sondern nach festen Gesetzen. Das Zeitliche kann aber überall nur Beiwerk sein. Von Gott, dessen Wille auf seinem Wesen beruht, kann kein rein zeitliches Gesetz ausgehen. Nicht blos das Gesetz überhaupt, jede einzelne gesetzliche Bestimmung muß in zeitlicher Umhüllung einen ewigen Kern bergen. Was nach Aussonderung des rein zeitlichen Elementes übrig bleibt, das hat ewige Geltung und bindet die Gemeinde des N. B. nicht minder wie die des A. B. Die Sache steht auch nicht so, wie Melanchthon in dem einem später überwundenen Standpunkte angehörigen Gutachten in der Sache Heinrichs VIII. behauptet, daß das Mosaische Gesetz nur wegen seiner Uebereistimmung mit dem Naturgesetze für uns Bedeutung hat, „wie die Gesetze Solons von uns gebilligt und angenommen werden, weil sie mit dem Naturgesetze übereinstimmen," sondern die Auctorität des Mosaischen Gesetzes beruht darauf, daß Gott selbst es gegeben hat, und sie ist für uns in demjenigen, was sich auf sittliche Verhältnisse bezieht, und was sich nicht als rein zeitlich und speziell alttestamentlich nachweisen läßt, genau dieselbe wie für die Glieder des A. B. Nun liegt aber am Tage, daß die Verbote der Ehen in der Verwandtschaft in der Hauptsache keinen speciell alttestamentlichen Charakter tragen. Es hat auch bis jezt noch niemand auch nur bei einem einzigen dieser Gebote einen irgend probabeln Grund beizubringen vermocht, der dafür spräche, daß dies Gebot nur den Juden gegeben wäre. Das speciell alttestamentliche Moment gibt sich bei diesen Geboten nicht in dem zu erkennen, was sie setzen, sondern nur in dem, was sie vorläufig freilassen, weil das Volk für den ganzen Ernst dieser Gesetzgebung noch nicht reif war.

Die auch unter dem N. B. fortdauernde Gültigkeit der alttestamentlichen Bestimmungen über die Ehen in der Verwandt-

schaft erhellt auch aus 1 Cor. 5, wo der Apostel gegen ein Mitglied der christlichen Gemeinde eifert, das sich im Mißbrauche Paulinischer Lehre von der Aufhebung des Gesetzes, die sich nur teils auf die cerimoniale Seite des Gesetzes bezieht, teils auf diejenigen, die in dem Gesetze ihre Rechtfertigung suchten, nach dem Tode seines Vaters mit seiner Stiefmutter verbunden hatte. Wenn Paulus den einzelnen Fall als einen schweren verdammungswürdigen Irrthum bezeichnet, so erklärt er sich damit zugleich für die unverbrüchliche Geltung des Ganzen, dem diese einzelne Bestimmung angehört. Die vermißte Beziehung auf das Mosaische Gesetz liegt darin, daß Paulus die Stiefmutter als das „Weib des Vaters" bezeichnet. Diese Bezeichnung ist aus 3 Mose 18, 8. entnommen und gilt einer ausdrücklichen Anführung dieser Stelle und einer Verweisung auf das Ganze der Mosaischen Bestimmungen vollkommen gleich.

Bestätigt wird die unverbrüchliche Gültigkeit der Mosaischen Bestimmungen auch durch die Wahrnehmung der traurigen Folgen, welche sich an ihre Verletzung knüpfen. „Es wird durch die mannigfachste Erfahrung bezeugt — sagt P. Gerhard — daß solche Ehen selten glücklich gewesen sind, sondern daß ihnen entweder Unfruchtbarkeit gefolgt ist oder frühzeitiger Tod der Kinder, oder vorzeitiges Absterben des einen Gatten, oder eine schwächliche Nachkommenschaft, oder beständige Krankheit des einen oder des andern der Ehegatten, oder andere Uebel und Mißstände. Obgleich aber Widerwärtigkeiten auch sonst die unzertrennlichen Begleiter des Ehestandes sind, 1 Cor. 7, 28, und man nicht immer nach dem Ausgange urtheilen darf, so muß doch die Betrachtung solcher Beispiele auf das fromme und kluge Gemüth einen Eindruck machen." Es seien überall Frauen genug, so daß man keinen Grund habe, sich in solche Gefahr zu begeben. Es wird wohl kaum einen erfahrenen Seelsorger geben, der nicht aus eigner Wahrnehmung bestätigen könte, was Gerhard hier von den traurigen Folgen der Ehen in der Verwandtschaft sagt. Wem ständen nicht Beispiele ganzer Familien, namentlich aus dem Adel vor Augen, unter dem leider die Ehen in der Verwandtschaft besonders häufig sind, die durch solche in ihnen zur Sitte gewordene Ehen zu Grunde gerichtet sind. In dem Falle des Dr. Paulus fanden die traurigen Vorahnungen seines Vaters in der gebrochenen gar nicht lebensfähigen und früh hinwelkenden Existenz seines einzigen Sohnes Wilhelm ihre Bestätigung. Das Wort Gottes selbst leitet uns an, auf solche Folgen zu achten. „Sie werden kinderlos sterben", so heißt es in C. 20, 20 in Bezug auf den, der die Tante heiratet.

Fassen wir nun noch die Gründe ins Auge, welche man gegen die allgemeine Gültigkeit der Mosaischen Bestimmungen beigebracht hat.

(Fortsetzung folgt.)

---



## Die moderne belletristische Journalistik Deutschlands.

### IV.

So sehr sich die Gartenlaube hütet, den christlichen Glauben, die Dogmen der einen oder einer einzelnen christlichen Kirche in besonderen Artikeln anzugreifen; so sehr sie ihre Correspondenten versichert, „kirchliche Fragen" gehörten nicht in ihr Bereich; so sehr die das kirchliche Gebiet nur obenhin berührenden Aufsätze von Idioten geschrieben werden, welche u. a. das Lied „Allein Gott in der Höh' sei Ehr" Luthern zuschreiben, zum Tode verurteilte Verbrecher durch die begleitenden Geistlichen „religiös weihen" und die Sennhirten der katholischen Schweiz allabendlich den englischen Gruß und das Evangelium Johannis singen lassen; so wenig das Christentum und die Kirche in offenbar feindseliger Weise angegriffen werden, eben so sehr wird der Christenglaube, das Ansehen des Wortes Gottes, die Autorität der heiligen Kirche en passant, in mehr versteckter Weise, mit Koth beworfen. Von einem Glaubensbekentnis der Gartenlaube kann nicht gesprochen werden; ihre religiöse und kirchliche Richtung steht völlig im Dienste des Geistes, der stets verneint. Um von ihrem Unglaubensbekentnisse zu sprechen, muß daher der christliche Glaube als Position vorausgestellt werden. Im Gegensatz zu dem Bekentnis der Kirche „Ich glaube an Gott den Vater, allmächtigen Schöpfer Himmels und der Erden" bekennt sich die Gartenlaube mit dem ganzen Chorus der Demokraten und Freigeister unter allen Himmelsstrichen zu der Lüge: „Es ist kein Gott." Damit wollen wir nicht in Abrede stellen, daß hie und da aus Nachsicht der Redaction ein schüchterner Deismus zu Tage tritt. Aber das betonen wir auf das entschiedenste, daß allein kräftig und rücksichtslos die Stimme des Abfalls vom lebendigen Gott zum Worte komt. Von dem ewigen Gott, der das Leben in sich selbst hat, von dem alles Leben komt und der darum ein Herr über alles Geschaffene ist, steht im Buche Hiob geschrieben: „Er breitet aus die Mitternacht nirgend an, und hängt die Erde an nichts. Er fasset das Wasser zusammen in seine Wolken, und die Wolken zerreißen darunter nicht. Die Säulen des Himmels zittern, und entsetzen sich vor seinem Schelten. Vor seiner Kraft wird das Meer plötzlich ungestüm, und vor seinem Verstand erhebt sich die Höhe des Meeres. Am Himmel wird es schön durch seinen Wind, und seine Hand bereitet die gerade Schlange. Siehe, also geht sein Thun; aber davon haben wir ein geringes Wörtlein vernommen. Wer will aber den Donner seiner Macht verstehen?"

Der Unglaube hat diesen lebendigen, ewigen, allmächtigen Gott nicht. Sein Gott ist erst mit der von selbst entstandenen Natur, in dem Ganzen der Natur geworden; sein Gott ist ein todter Gott, der den s. g. ewigen Naturgesetzen unterworfen

ist; sein Gott ist darum kein Gott, er ist ein Gott dem bloßen Namen nach, ein Gott der Lüge. — Die Natur selbst aber wird in der Gartenlaube zu Gott gemacht, wenn es heißt: „Es scheint, als ob sie dem Menschen von Zeit zu Zeit in das Gedächtnis zurückrufen wolle, daß es ihr eigner freier Wille ist, wenn sie sich ihm dienstbar unterwirft, daß sie aber, weit entfernt davon, seine Sclavin zu sein, jeden Augenblick die angelegten Fesseln abwerfen und sich ihm in ihrer ganzen furchtbaren majestätischen Kraft zeigen kann." Welche Albernheit! das Springen eines Dampfkessels soll nichts anderes sein, denn die Geltendmachung des freien Willens der Natur. — Weil aber die Natur entgottet ist, so darf es auch Karl Vogt in der Gartenlaube ohne Scheu aussprechen: „ein Gebet zur Abwendung einer (seitens der Natur drohenden) Gefahr sei das Anrufen einer ohnmächtigen Hilfe, die man im naiven Glauben für wirksam halte."

Mit dem heiligen Gebote den Namen Gottes nicht zu misbrauchen ist zugleich geboten, den Namen Gottes am rechten Orte zu gebrauchen. Von diesem rechten Gebrauch ist in der Gartenlaube wenig zu finden. Außer den allgemein üblichen, meist gedankenlos, also misbräuchlich gesprochenen Ausdrücken: „Gottlob", „Gott weiß", „Gott sei Dank", „Gott behüt' mich", „Gottes freie Natur" u. s. w. wird fast ausnahmslos vom „Himmel", vom „Verhängnis", vom „Geschick", vom „Schicksal" geredet. Nicht ohne das Gefühl einen kühnen Ausspruch zu tun, erklärt ein schriftstellernder Schauspieler: „ja, s gibt eine Nemesis!" Ein Reisender hat bei Besteigung des Monte rosa „das Allumfassende, das Allerhaltende, das Allbelebende wie nie" gefühlt. Ein Dritter schreibt: „es war ein Spiel des Zufalls, eine Fügung des Schicksals, ein Fingerzeig der Vorsehung (nenne es ein jeder nach seinem Glaubensbekentnis wie er will)." Wie wenig es aber auch mit der „Nemesis" ernst gemeint ist, zeigt ein Vierter, welcher von dem Walten einer gerechten Nemesis über einer ruchlosen That spricht, aber hinzusezt: „ein Dichter könnte die poetische Gerechtigkeit — nicht schöner handhaben, als das Schicksal sie übte." — Am pomphaftesten hat der Dichter Storch die Gottlosigkeit der Gegenwart, in einer in die ersten Stunden des neunzehnten Jahrhunderts zurückverlegten Erzählung, mit einem Meere von Phrasen umgeben. Drei Freunde (sie werden in den Personen des Dichters Oehlenschläger und der beiden Oersted eingeführt) speisen in der bewußten Neujahrsnacht „ungemein heiter und in gehobener Stimmung." Die dampfende Bowle wird aufgesezt, „ihre Unterhaltung zu beflügeln." Nachdem der Punsch den drei Genossen in den Kopf gestiegen, hebt der Götzendienst also an: „Sei uns willkommen! sei uns gegrüßt, Genius des neunzehnten Jahrhunderts; Genius der Neuzeit! Segne uns und alle Strebende! Stürze den Aberglauben, erhelle die Nacht der Geister! Ueberwache die Welt mit dem sänftigenden, verklärenden Hauche der Poesie! Entzünde die Geister, daß sie denken! Setze die Vernunft auf den ihr gebührenden Thron! Der entfesselnde Gedanke befreie die noch in Banden liegende Welt! Lernt denken und eure Vernunft gebrauchen, ihr Geschlechter des neuen Jahrhunderts und ihr werdet frei und glücklich sein." Zu diesen Anrufungen des Genius bemerkt dann der zweite Freund: „Aber vor allem ist zu wünschen, daß die Menschen eine richtige Einsicht in das Wesen der Natur gewinnen und ihre Kräfte und Gesetze mit treuem redlichem Eifer erforschen und zu ihrem Heil benutzen. Unvollkommene Cultur des Gefühls (Poesie) und des Verstandes (Philosophie) führt zu jenen Religionen voll Fabeln und Wundern, die zwar poetisch, wie alle kindlichen Anschauungen, aber dem reifer gewordenen Geiste ungenügend sind. Die wahre Bildung des Gefühls und des Verstandes kann nur durch die Erleuchtung der Vernunft, als der höchsten Geisteskraft, gewonnen werden und das Licht dieser Erleuchtung kann allein durch Erforschung der Natur entzündet und genährt werden. Je weiter wir in die Tiefe und Höhe der Natur forschend und erkennend vordringen, desto mehr wird jene Poesie des Aberglaubens verschwinden, die leider noch von unzähligen Herzen als ein höchstes Gut (der Verf. meint ohne Zweifel das biblische Christentum, ist aber zu feig, dies offen heraus zu sagen) festgehalten wird, — — desto reiner und erhabener und der aus der Natur, als dem ewigen Vernunftreich, erkanten Gottheit würdiger wird also unsere Religion sein. Das ist die Aufgabe des Jahrhunderts, daß es die Natur erforsche und ihre Kräfte und Gesetze erkenne, daß es dann auf dieses Wissen eine richtige Philosophie baue und daß sich endlich als drittes und letztes Glied der neuen Dreieinigkeit eine würdige Poesie entwickele, die wie der Glanz und Duft einer schönen Abendbeleuchtung verklärend über die Welt leuchte." — — Aus der innigen Verschmelzung dieser drei Glieder steige die Religion als das Liebesband zwischen Gott und der Welt empor u. s. f. — Hierauf haben die drei Punschphantasten das Jahrhundert mit den Worten angerufen: „gib uns Kraft, gib uns Wahrheit, gib uns Schönheit. Und aus diesen dreien laß uns Gottbegeisterung erblühen." Dann Umarmung und Küssen und — Sophie, die Geliebte des einen Geniusanbeters, „flüsterte ein stilles Gebet über sie hin." Zum Schlusse wurde dann der Rest der Bowle geleert und einer der drei Genossen rief: „Segen auf die kommenden Arbeiter im Weinberge des Herrn, denen ein großer Wurf gelingen wird." — Abgesehen von dem Lästern, da sie nichts von wissen, ergibt sich auch aus diesem Stücke wie bettelarm der Unglaube ist. Um der Rede einen rechten Nachdruck zu geben, greift der Schriftsteller nach den Worten der heiligen Schrift. In diesem Schriftmisbrauch liegt indessen ein evidenter Beweis dafür, daß das Wort Gottes eine Kraft Gottes, daß es ein lebendiges, durchschlagendes Wort ist. Mit derselben Aeußerlichkeit, in welcher auch die Teufel glauben — und zittern, nehmen die Ungläubigen, um das Höchste zu erreichen, Worte der heiligen Schrift. Nur verkehren sie stets die Wahrheit in Lüge und

wenn ihnen von den Gläubigen einmal die göttliche Wahrheit nahe gebracht wird, so muß ihnen natürlich gleichfalls die Lüge zur Abwehr der Wahrheit dienen. So gerät einer der fleißigsten Mitarbeiter der Gartenlaube, ein Dr. F. Hofmann, über den Ausspruch eines christlichen Autors bezüglich Italiens: „Man kann nicht anders, als Gottes rächende Hand erkennen, welche das unglückliche Land in das selbstverschuldete Gericht dahin gab", beinahe in die bekante „sittliche Entrüstung", wenn er erklärt: „wessen Theologie es heute noch zuläßt, solch einen grimmigen Judengott auf den Altar der Religion der Liebe zu setzen, wer solche miserable menschliche Leidenschaften, wie Rachsucht, und noch dazu an Unglücklichen und Unschuldigen, am höchsten Wesen wiederfindet, der könte leicht von dem priesterlichen Hersch- und Verfolgungsfieber nicht sicherer sein, als der treueste Jünger und eifrigste Diener des armen unbefleckteitfeligen Pio war und seines jesuitischen Generalstabes." — Es ist eben der alte Irrtum, von keiner andern Eigenschaft als von der Liebe Gottes zu reden. Davon, daß Gottes Liebe eine heilige ist, welche nichts unreines dulden kann; davon, daß der Zorn Gottes ein heiliger ist, welcher nach dem Alten wie Neuen Testamente, über denen bleibt, so der Wahrheit nicht gehorchen, gehorchen aber der Lüge und der Ungerechtigkeit; davon, daß Gott der Herr selbst spricht: „Mein ist die Rache; ich will vergelten", von alle dem weiß eine Religion nach der modernen Façon der Gartenlaube nichts. —

Eine Zeitschrift, welche Gott seine Ehre nicht gibt, welche das erste und zweite Gebot verachtet, hält auch das dritte Gebot, den Tag des Herrn nicht in Ehren. Darum ist denn auch die G. L. so erbittert über die Strenge der englischen Sontagsfeier. Selbst ernstgesinnte Deisten finden es durchaus angemessen und nachahmungswert, daß in England Sontags keine Theatervorstellungen gegeben werden dürfen. Die G. L. dagegen spricht von einem „lächerlichen Gesetz", das solches Wort enthalte und charakterisirt die englische Sontagsfeier überhaupt als das Bedürfnis, „sich in wolthuender Gedankenlosigkeit zu erholen und die Süßigkeit des Nichtsthuns und Nichtsdenkens in seiner Kirche zu genießen." Daß der Sontag für den Leib ein Tag der Ruhe und für die Seele ein Tag der Abkehr von dem geschäftigen Treiben der Welt, der Einkehr bei sich selbst zur Arbeit an sich selbst und der Heimkehr zu Gott, dem wir Mühe und Arbeit machen in unseren Sünden, mit einem Wort ein Feiertag sein soll, davon weiß die G. L. nichts; sie verzerrt den Ruhetag in einen Tag „allgemeinen Geistes- und Körperschlummers" und rühmt von einem Manne, daß er nie in der Kirche und doch „ein Mensch in der schönsten und edelsten Bedeutung des Wortes gewesen." — Jesus Christus, unser hochgelobter Heiland, ist der „Friedefürst" und außer ihm ist kein wahrer



Friede; nur wen er, der Sohn Gottes, frei macht, der ist recht frei. Die falschen Propheten der G. L. verkündigen dagegen: die menschliche Industrie werde die Gesetze des ewigen Friedens und der Freiheit dictiren. In derselben gottentfremdeten Gesinnung wird von der Erziehungsanstalt Schnepfenthal gesagt, der heilige Geist der Menschheit und des Deutschtums habe sich in ihr offenbart; sie sei eine Pflanzstätte der Geisteskultur und Humanität mit treuen, strebsamen und wahrhaftigen Sonnenpriestern des Guten, Wahren und Schönen gewesen. Und obgleich diese „Sonnenpriester" das Christentum so gut wie bei Seite geschoben hatten, werden auch sie wiederum „treue Arbeiter im Weinberge des Herrn", freilich auch sofort wieder „Priester des deutschen Geistes" genannt.

(Schluß folgt.)

---

## Nachrichten.

### Lippe.

Beiträge zur Lippischen Kirchengeschichte. Zweites Heft. Von Dr. G. Clemen in Lemgo, 1864. Selbstverlag des Verfassers. Broschirt, 142 S. Preis 10 Sgr.

Der Verf. hat schon in zwei früheren Heften die kirchlichen Verhältnisse seines engen Vaterlandes behandelt. Das erste Bändchen: Die Einführung der Reformation in Lemgo und in den übrigen Lippischen Landen nach Herman Hamelmann, nebst Nachrichten über Hamelmanns Leben und Wirken, broschirt, 127 S. Preis 15 Sgr., Selbstverlag des Verf., erschien in 2. Auflage 1847, und geht bis auf die Zeit der Kirchenordnung von 1571. An dieses schließen sich Beiträge zur Lippischen Kirchengeschichte, 1860, broschirt, 338 S. Preis 20 Sgr., Selbstverlag des Verf. Dieses 1. Heft der Beiträge teilt zunächst die älteste Lippische Kirchenordnung in platdeutscher Sprache mit, die von Johan Timann, genant Amstelrodamus und M. Adrian Buyschoten verfaßt war und 1538 im ganzen Lande eingeführt wurde. Sodann gibt es auch die lutherische Kirchenordnung von 1571, und eine actenmäßige Darstellung der Calvinisirung des lutherischen Landes durch Graf Simon VI., dem nur die Stadt Lemgo widerstand und ihr lutherisches Bekentnis durch den Vergleich von 1617 wahrte, womit das 1. Heft abschließt. Das oben angezeigte 2. Heft schildert nun die kirchlichen Zustände der lutherischen Kirche Lemgos im 18. Jahrhundert, die Gründung der lutherischen Gemeinde zu Detmold und die neueste Zeit, namentlich die Amtsführung des Pastor Clemen, die Stiftung der neuen Evangelischen Gemeinde zu Lemgo und auf dem Eikhofe unter Leitung des Pastors Steffann und der Gehülfsprediger Lichtenstein und Priester ꝛc. Der Verf. hat dabei freilich zunächst auf die Teilnahme von Lesern seiner nähern Umgebung gerechnet, glaubt jedoch auch für weitere Kreise, die sich überhaupt für kirchliche Dinge interessiren, keine ganz wertlose Gabe darzubieten.

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz in Berlin. Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

# Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1864. Mittwoch den 6. April. № 28.


## Die Ehen in der Verwandtschaft.

(Fortsetzung.)

Katholische Gelehrte haben sich mehrfach darauf berufen, daß heilige Männer vor dem Gesetze Verbindungen geschlossen haben, welche in dem Gesetze verboten und mit schweren Strafen verpönt sind. Das zeige, daß es sich hier nur um ein positives Gesetz handeln könne, nicht um ein Naturgesetz. Abraham habe seine Stiefschwester geheiratet, Amram der Vater Mose's seines Vaters Schwester, so daß also der Gesetzgeber selbst aus einer in seinem Gesetze verbotenen Verbindung hervorgegangen sei. Wären nun die Anführungen richtig, so würde man sagen müssen, was freilich nicht ohne Bedenken wäre, daß die Thatsachen den Zeiten der Unwissenheit angehören, daß Abraham und Amram der schlechten Sitte ihrer Zeit folgten. In Wahrheit aber beruhen die Thatsachen auf falschen Annahmen.

Sarai war nicht Abrams Halbschwester, sondern seine Bruderstochter, wie schon Josephus richtig erkante. Sarai ist identisch mit der in 1 Mos. 11, 29 erwähnten Iiska. Das ist der Name, den sie bei der Geburt erhalten hatte. Den Namen Sarai, meine Herschaft, gnädige Frau, erhielt sie, als sie die Vorsteherin von Abrams Familienwesen geworden war. Er correspondirt dem Namen Abram, hoher Vater: so wurde er von seinen Untergebenen angeredet. Der Name Sarai selbst zeigt, daß er nicht der ursprüngliche gewesen sein kann. Trennt man Sarai und Iiska von einander, so sieht man nicht ein, warum in der so äußerst sparsamen, jedes Wort berechnenden Erzählung der alsdann ganz bedeutungslos werdenden Iiska gedacht wird, so sieht man ferner nicht ein, warum die Schrift in 1 Mos. 11 den Namen des Vaters der Milka angibt und nicht den Namen des Vaters der viel bedeutenderen Sarai. Diese könte ferner nicht in C. 11, 31 Tharas Schwiegertochter genant werden, wenn sie seine Tochter gewesen wäre. Die Tochter steht dem Vater näher als die Schwiegertochter. Daß Abram in Aegypten und bei Abimelech Sarai für seine Schwester ausgibt, zeigt, daß Heiraten zwischen Bruder und Schwester damals durchaus ungebräuchlich waren, daß Schwester und Weib in einer Person nicht vorkam. Von vornherein aber muß man es für sehr unwahrscheinlich halten, daß Abram, der Vater der Gläubigen, eine Verbindung eingegangen sei, welche so gräulich ist, daß nach 3 Mos. 20 beide Gatten getödtet werden sollen.

Daß Mose's Vater seine Tante zum Weibe genommen, kann aus 2 Mos. 6, 20 nicht erwiesen werden. Die Alexandriner übersetzen dort: die Tochter des Bruders seines Vaters, und daß diese Erklärung zuläßig ist, zeigt ganz deutlich Jer. 32, 12. Wenn die Wahl ist zwischen der Tante und der Tochter der Tante, so spricht die Wahrscheinlichkeit unbedingt für die leztere. Wenn unter gottesfürchtigen Leuten die Ehe mit der Tante unerhört war, so brauchte sich Moses nicht bestimter auszudrücken. Es würde sich seltsam ausnehmen, wenn Moses grade die Ehe, aus der er selbst hervorgegangen war und neben ihm noch das ausgezeichnete Geschwisterpar Aharon und Mirjam, mit der Kinderlosigkeit bedrohen wollte.

Von rationalistischer Seite ist gegen die fortdauernde Gültigkeit der Mosaischen Eheverbote besonders die sogenante Schwagerehe geltend gemacht worden. In 3 Mos. 18, 16 wird die Ehe mit des verstorbenen Bruders Frau verboten. In C. 20, 21 wird dies Verbot wiederholt und eine solche Ehe mit der Unfruchtbarkeit bedroht: „wenn jemand seines Bruders Frau nimt, das ist eine schändliche That, die sollen ohne Kinder sein.“ Dagegen aber sei es nach 5 Mos. 25, 5 nicht blos erlaubt, sondern sogar verordnet, daß, wenn einer kinderlos verstorben, sein Bruder die hinterlassene Witwe heirate. Das zeige deutlich, daß das Verbot der Ehe mit des verstorbenen Bruders Frau keine sittliche Geltung habe. Wäre dies, so könne es keine Ausnahme erleiden. Aber der Schluß ist ein voreiliger. Moses selbst macht in Bezug auf die Ehen in der Verwandtschaft einen Unterschied. Die einen werden mit dem Tode bestraft, die anderen mit geringeren Strafen belegt. Die leztern, zu denen auch die Ehe mit des verstorbenen Bruders Frau gehört, sind diejenigen, welche an der Gränze liegen, wo das Verhältnis einen minder ausgeprägten Charakter trägt. Es ist auch da noch so heilig, daß es einer bloßen Neigung oder äußerlichen Convenienz nicht aufgeopfert werden darf. Es tritt aber in den Hintergrund, wenn ein schwer wiegendes sittliches Interesse für die Verbindung spricht. Ein solches war unter dem A. B., wo die klare Aussicht auf Unsterblichkeit fehlte, der Zweck, dem Bruder Nachkommenschaft zu erwecken, damit er nicht spurlos ausgetilgt werde. Moses hat die Schwagerehe nicht eingeführt, sie hatte sich von selbst gebildet, und da ihr ein edles Motiv zu Grunde lag, so wollte er sie nicht aus-

rotten, sie sollte fortdauern bis Christus Leben und unvergängliches Wesen ans Licht gebracht und damit das Fortleben in den Kindern zu einem untergeordneten Momente herabgesezt hatte. Die specifisch alttestamentliche Ausnahme schließt also nicht aus, daß die Regel sittliche Bedeutung und auch unter dem N. B. fortwährende Gültigkeit habe. Man könte höchstens aus der Ausnahme schließen, daß auch unter dem N. B. die Ehe mit des verstorbenen Bruders Frau nicht absolut indispensabel sei, daß auch da Ausnahmen eintreten können. Doch würden diese Ausnahmen jedenfalls außerhalb des Gebietes selbstischen Interesses liegen müssen, wie ja die Schwagerehe im A. T. durchaus als ein Werk der Selbstverläugnung, als Uebung einer schweren Pflicht erscheint.

Noch macht man geltend, das Verbot der gleichzeitigen Ehe mit zwei Schwestern in 3 Mos. 18, 19 zeige, daß wir uns bei diesen Bestimmungen ganz auf alttestamentlichem Gebiete befinden. Aber dies Verbot besteht unter dem N. T. nicht minder wie unter dem A. T. Der Unterschied ist nur der, daß es nach völliger Aufhebung der Polygamie jezt seine Bedeutung verloren hat. Es kann nicht beweisen, daß unter dem N. B. gelöst sei, was unter dem A. B. gebunden war. Es führt nur darauf, daß unter dem A. B. die Schranken noch weniger eng gezogen waren, weist uns darauf hin, daß wir das unter dem A. B. noch Gestattete nicht ohne Weiteres auch als unter dem N. B. erlaubt betrachten dürfen.

Eine weitere Frage, zu der uns die Mosaischen Bestimmungen über die Ehen in der Verwandtschaft Anlaß geben, ist die: in 3 Mos. 18, 6 werden die Ehen in der Verwandtschaft verboten. Die Worte, welche Luther übersezt hat: „Niemand soll sich zu seiner nächsten Blutsfreundin thun", lauten eigentlich: „niemand soll sich nahen zu allem Fleische seines Fleisches." Es fragt sich nun, wie verhalten sich zu diesem allgemeinen Satze die folgenden Einzelbestimmungen? Nach der einen Annahme soll der allgemeine Satz weiter sein als die Einzelbestimmungen und überhaupt alle Ehen in der Verwandtschaft verbieten, nach der andern dagegen sollen die einzelnen Bestimmungen den Begriff der Verwandtschaft in V. 6 abgränzen, so daß alle anderen Ehen für erlaubt erklärt werden. Für beide Auffassungen hat man sehr scheinbare Gründe angeführt. Für die erstere spricht, daß im Wesentlichen derselbe Ausdruck, durch welchen in V. 6. die Verwandtschaft bezeichnet wird, anderwärts in den Büchern Mose's selbst die Verwandtschaft im weiteren Sinne bezeichnet und über das Gebiet der Einzelfälle in 3 Mos. 18 hinausgeht. Er komt in 4 Mos. 27, 8 — 11 von Geschwisterkindern und solchen, die nach den Geschwisterkindern kommen, vor. Die Erbschaft soll, wo keine Kinder sind, an den Bruder kommen, wo kein Bruder, an des Vaters Bruder, und wenn kein solcher da ist, „so sollt ihr das Erbe geben an sein Fleisch, das ihm nahe ist aus seiner Familie." Nach 3 Mos. 25, 49 gehört zu dem „Fleische seines Fleisches" nicht blos der Oheim und dessen Sohn, sondern auch die noch weiteren Verwandten. Während wir nun hiernach geneigt sein könten, die speciellen Fälle nur als Beispiele zu betrachten, erhebt sich gegen solche Betrachtungsweise der Einwand: „Es ist doch sehr auffallend, daß Moses in beiden Gesetzen 3 Mos. 18 und 20 grade die nämlichen Fälle namhaft macht, da doch zu erwarten gewesen wäre, wenn diese Fälle nur als Beispiele für ähnliche Fälle dienen sollten, daß der Gesetzgeber sie bei der Wiederholung des Gesetzes mit andern Beispielen verwechselt haben würde." Man wird den beiderseitigen Gründen gerecht werden durch die Annahme, daß V. 6 allerdings weiter geht als die folgenden Einzelbestimmungen, daß diese aber für das A. T. die Gränzen angeben, in welchen die allgemeine Bestimmung rechtlich zur Erscheinung kam. Durch das an die Spitze gestellte allgemeine Princip wurde die Grundlage gegeben für die weiter gehenden Beschränkungen der Freiheit des Individuums, wie sie eigentlich in der Natur der Sache liegen und wie sie in den Zeiten des N. T. in die Wirklichkeit eintreten sollten. Wir müssen nach dem Charakter des A. B., der von ihm zu nehmenden Rücksicht auf die Herzenshärtigkeit, schon von vornherein erwarten, daß das richtige Princip auch hier nicht zur vollkommnen Ausgestaltung in den rechtlichen Verhältnissen gelangt, zugleich aber auch, daß es andeutend aufgestellt sein wird, wie ja auch in Bezug auf die von Moses zugelassene Ehescheidung das richtige Princip in 1 Mos. 2, 24 vorliegt.

Es entsteht weiter die Frage: gehen die einzelnen Verbote in 3 Mos. 18, 7 f. blos auf die einzelnen genanten Personen oder sind diese Personen nur beispielsweise genant, repräsentiren sie ganze Klassen, muß man Analogien hinzunehmen, werden namentlich durch die einzelnen Personen Grade in der Verwandtschaft bezeichnet? Diese Frage ist in den Kirchen der Reformation verschieden beantwortet. Luther in seinem im J. 1522 herausgegebenen Buche vom ehelichen Leben sagt: „Gott rechnet nicht nach Graden, wie die Juristen thun, sondern zählet strack die Personen. Sonst weil Vaters Schwester und Bruders Tochter in gleichem Grade sind, müßt ich sagen, daß ich entweder meines Bruders Tochter nicht nehmen könte oder auch meines Vaters Schwester nehmen möchte. Nun hat Gott Vaters Schwester verboten und Bruders Tochter nicht verboten, so doch in gleichem Grade sind." Bald aber kam die Rechnung nach Graden wieder auf. Nach dem Vorgange von Melanchthon, Chemnitz, Jo. Gerhard sind ihr die kirchlichen Theologen durchweg zugethan. Es kann nun keinem Zweifel unterworfen sein, daß man bei den Personen in 3 Mos. 18 nicht stehen bleiben darf, daß es Analogien gibt. Es erhellt dies aufs deutlichste daraus, daß der Verbindung des Vaters mit der Tochter in 3 Mos. 18 nicht gedacht wird, ebenso auch nicht der Verbindung mit der leiblichen Schwester. Es kann auch keinem Zweifel unterliegen, daß in der Bestimmung der Analogien die Grade ein bedeutendes Moment bilden. Aber daß alles darauf ankomt, daß die Analogien richtig bestimt werden und daß für diese Bestimmung die Grade nicht allein in Betracht kommen, das erhellt schon aus dem von Luther angeführten Falle. Die Ehe des Neffen mit der Tante wird ausdrücklich verboten und

verpönt, nicht die des Onkels mit der Nichte, obgleich sie dem Grade nach ganz gleich liegt. Bei Fällen, die, wie dieser, an der Gränze liegen, kann eine Besonderheit, die sich auf dem Grunde der Allgemeinheit erhebt, den Grund der gesetzlichen Zulässigkeit oder Nichtzulässigkeit abgeben. Neben der größeren oder geringeren Nähe der Verwandtschaft komt da auch noch in Betracht, ob das schon bestehende Liebesverhältnis mit dem ehelichen eine gewisse Analogie darbietet oder demselben widerstreitet. Da zeigt sich nun, daß das Verhältnis zur Tante ein solches des Respektes ist, also dem ehelichen ungleich, während das Verhältnis des Oheims zur Nichte mit dem ehelichen wenigstens eine gewisse Berührung darbietet. Uebrigens, daß das Gebiet der Analogien ein engbegränztes sein muß, das erhellt schon aus dem ganzen Charakter des möglichst wenig der eignen Ueberlegung überlassenden Mosaischen Gesetzes, nach dem nur das durchaus selbstverständliche fehlen kann, aus der Ausführlichkeit der Aufzählung, und aus der Thatsache, daß an den verschiedenen Stellen dieselben Fälle wiederkehren. Wir dürfen wol kaum bemerken, daß es sich in dieser Untersuchung nur um den nächsten Sinn der Mosaischen Verordnung handelt, nur um das, was schon unter dem A. B. rechtlich gültig war, und daß es eine andere Frage ist, ob nicht unter dem N. B. die Ehen in der Verwandtschaft in weiterem Umfange verboten sind.

Es scheint, daß schon unter dem A. T. Dispensationen nicht ungebräuchlich waren. Nur so, scheint es, konte Thamar zu der freilich unbegründeten Meinung gelangen, daß ihr Vater sie ihrem Halbbruder nicht versagen werde, 2 Sam. 13,13. Was Luther gegen die Dispensationen geltend macht: „Kann solches der Mammon ohne Gottes Wort thun, so solls auch Gottes Wort ohne den Mammon thun können", hat nur einseitige Wahrheit, im Verhältnis zu den Römischen Misbräuchen, und hat auch in der von ihm benanten Kirche keine principielle Anerkennung gefunden, in der gar bald die Dispensation wieder eingeführt wurde. Die Dispensation bringt den großen Vorteil, daß das Nachdenken angeregt wird und daß man nicht ohne alle Ueberlegung in eine Verbindung hineingeräth, die, wenn der Zweifel erwacht, nimmer wieder gelöst werden kann. Freilich ist bei den Dispensationen große Vorsicht notwendig, damit nicht die Entartung eintrete, welche Luther zu ihrer unbedingten Verwerfung veranlaßte. Ob bei den im göttlichen Gesetze ausdrücklich verbotenen Ehen überhaupt Dispensation eintreten könne, ist noch zweifelhaft. In der Evangelischen Kirche ist es fast durchgängig geläugnet worden. Jedenfalls aber können die Dispensationen nur die an der Gränze liegenden Fälle betreffen, und auch da nur wegen der allererheblichsten Gründe erteilt werden, und nie blos auf Grund der Zuneigung. Aber auch in den specifisch kirchlichen Eheverboten sollte die Dispensation nie in eine bloße Formalität ausarten und den Gedanken nahe legen, daß sie blos eine Einnahmequelle sei.*) Das ältere

*) Reinhard in der Moral sagt: „Fälle, wo man allezeit dispen-



Kirchenrecht nahm diese Sache sehr ernst. Carpzov z. B. stellt die Regel auf, daß die Landescollegien in Dispensationen schwierig sein sollen, vornämlich in den Graden, die den in dem göttlichen Gesetze verbotenen am nächsten kommen, wie z. B. bei Geschwisterkindern, und daß seltner in der Blutsverwandtschaft als in der Schwägerschaft dispensirt werden sollte.

Wir wollen jezt in einem kurzen Ueberblicke die Stellung der christlichen Kirche zu den Ehen in der Verwandtschaft vorführen. Stahl sagt in der Rechtsphilosophie: „Daß die Juden in Bezug auf die Ehen in der Verwandtschaft unter strengerem Gebote stehen sollten, als die Christen, ist gegen das ganze Verhältnis von Altem und Neuem Bunde, wie das z. B. bei dem Gebote über Scheidung und Polygamie sich zeigt. Die alte Kirche hat daher richtig erkant, daß sie eher zuthun als abnehmen müsse."

Die ernste Behandlung dieser Sache wurde der christlichen Kirche auch dadurch nahe gelegt, daß sie zuerst in den Ländern ihren Hauptsitz hatte, in denen das Römische Recht galt. Dies zeichnet sich auf diesem Gebiete durch eine merkwürdige Strenge aus. Freilich ist es mit einer gewissen Einseitigkeit behaftet. Es stellt nicht, wie das Mosaische Gesetz, das ganze Gebiet der Verwandtschaft unter den Gesichtspunkt einer göttlichen Ordnung, deren Gränzen nicht zu Gunsten einer andern durchbrochen werden dürfen. Es faßt vorzugsweise nur den sogenanten respectus parentelae ins Auge, die Achtung vor den Respekts- und Pietätsverhältnissen, der nicht durch eheliche Verbindungen Eintrag gethan werden darf. Aber innerhalb dieser Gränzen zeigt es eine eiserne Festigkeit und stellt dem willkürlichen Gelüste einen festen Damm entgegen. „Es untersagt die Ehen, wo ein solches Pietätsverhältnis in der graden Linie der Verwandtschaft und Schwägerschaft oder durch ein dem älterlichen ähnliches Verhältnis in der Seitenlinie der Verwandtschaft eintritt, schlechthin und ins Unendliche, weil eine natürliche Scham den Menschen verbietet, sich mit denen zu vermischen, welche er als Eltern oder Kinder anzusehen hat." Die Ehe mit der Nichte und ebenso die Ehe mit der Tante war verboten. Wenn unter dem Kaiser Klaudius die bis dahin unerhörte Ehe mit des Bruders Tochter in schwacher Nachgibigkeit gegen den Kaiser, der seines Bruders Tochter Agrippina heiraten wollte, durch einen Schluß des Senates für erlaubt erklärt wurde, so erzählt Tacitus dies mit den lebhaftesten Ausdrücken der Verabscheuung. Man fand kaum ein par Beispiele solcher Ehen und durch spätere Gesetze wurden sie wieder verboten.

Die Tendenz zur Strenge findet sich in der christlichen Kirche von ihren Anfängen an. In den Apostolischen Constitutionen wird verordnet: „Wer zwei Schwestern nimt (die eine

siren kann oder will, sind gar nicht zu verbieten, weil sie sonst bei dem rohen Haufen die Meinung erwecken, es seien alle verbotenen Grade nichts weiter als willkürliche Anordnungen der Obrigkeit, von welchen man sich, wenn es ungestraft geschehen könne, ohne Bedenken selbst dispensiren dürfe."

nach dem Tode der anderen, denn die Polygamie war damals nicht gangbar, auch war die gleichzeitige Ehe mit zwei Schwestern schon durch das Mosaische Gesetz verboten) oder seines Bruders Tochter kann nicht Geistlicher sein." Was schon bei einem Laien ein Makel ist, das kann beim geistlichen Amte in keiner Weise geduldet werden. Augustinus erklärte sich in einer Stelle, welche für die kirchliche Sitte und Gesetzgebung maßgebend geworden ist, gegen die nach dem Römischen Rechte erlaubte Ehe unter Geschwisterkindern. Er sagt in dem Werke von der Stadt Gottes (B. 15 C. 16), daß die Christen stets gegen solche Ehen eine Abneigung gehabt haben: „selten geschah in Folge der Sitte, was durch das Gesetz freigestellt war, indem weder das göttliche noch das menschliche Gesetz es verboten hatte. Aber auch die erlaubte Handlung wurde verabscheut wegen der Nähe der unerlaubten, und was mit dem Schwesterkinde geschah, schien beinahe mit der Schwester zu geschehen, weil auch sie wegen der so nahen Verwandtschaft Brüder genant werden und beinahe leibliche Brüder sind." Ambrosius in dem Schreiben an einen gewissen Paternus, opp. t. 6 p. 194 f. ed. Ven. erklärt sich auf das Bestimteste gegen die Verbindung zwischen Onkel und Nichte. „Was ist so herkömlich, als der Kuß zwischen Onkel und Nichte, den jener ihr schuldet, weil sie gleichsam seine Tochter, diese ihm, weil er gleichsam ihr Vater ist. Diesen Kuß nun einer unschuldigen Pietät wirst du verdächtig machen, wenn du an solche Heirat denkst."

Unter Papst Gregor II. wurde in einer Kirchenversamlung zu Rom im J. 721 auf Grund von 3 Mos. 18, 6 als allgemeine Regel festgestellt, daß das Verbot der Ehe so weit ausgedehnt werden müsse, als nur irgend Blutsverwandtschaft bestehe. Das war in der Hauptsache richtig. Ehe und Verwandtschaft sind unverträglich, so lange die leztere ein deutlich erkennbares Gepräge trägt und sich als ein bestimt ausgeprägtes Liebesverhältnis darstellt. Aber die Kirche versah es später in der Feststellung der Gränzen der Verwandtschaft. Man dehnte sie im 11. Jahrhundert bis auf den siebenten Grad aus und auch die Beschränkung auf den vierten Grad, welche im 13. Jahrhundert erfolgte, ging noch zu weit. Hand in Hand mit der Ueberspannung ging die Ausdehnung des Dispensationswesens, wodurch die Extreme sich unmittelbar berührten.

Die Reformation erhob sich zuerst ausschließlich gegen die Uebertreibungen einer falschen Gesetzlichkeit und zugleich gegen den Misbrauch des Dispensationswesens. In welchem Sinne Luther Anfangs die Sache behandelte, wie Alles bei ihm nur auf Ausdehnung der Freiheit ging, das zeigt z. B. seine Aeußerung in der Schrift vom ehelichen Leben vom J. 1522, die nur dann richtig gewürdigt werden kann, wenn man seine Stellung Angesichts eines ungeheuren Wustes menschlicher Satzungen ins Auge faßt, die es ihm unmöglich machte, überall gleich das Rechte zu treffen: „Daraus folgt, daß sich Geschwisterkinder zusammen nehmen mögen, göttlich und christlich. Item, ich kann meiner Stiefmutter Schwester haben, item meines Vaters Stiefschwester, item meiner Mutter Stiefschwester, weiter ich mag meines Bruders oder meiner Schwester Tochter haben. — — Auch findet man in der Schrift, daß mit allerlei Stiefschwester nicht so hart ist gespant gewesen. Denn Thamar meint, sie hätte ihren Stiefbruder wol haben mögen, 2 Sam. 13, 13."



Die Folgen dieser Einseitigkeit ließen nicht lange auf sich warten. Sie werden uns in der anschaulichsten Weise dargelegt in Andr. Osiander's Unterricht von den verbotenen Heiraten und Blutschanden vom J. 1537, in der Vorrede: „Unter solchen falschen Heiligen sind nicht die geringsten oder lezten diejenigen, so gehört haben, daß der Papst etliche Personen in der Blutsfreundschaft zu ehelichen verboten, die doch weder in göttlichen, natürlichen oder bürgerlichen Rechten verboten sind. — Und fahren also zu, stellen sich, als könten sie nun sonst nicht Weiber finden, denn unter der Blutsfreundschaft, greifen nicht allein zu denen, die der Papst allein verboten hat, sondern auch zu denen, die Gott selbst verboten hat, daraus doch nie nichts Gutes gefolgt ist und noch nicht folgen wird. Sonderlich aber folgt schon dieser unchristliche Gräuel daraus, daß Weiber und Töchter unter den Blutsfreunden, da ihre Zucht, Ehre und Keuschheit billig am besten verwahrt sein sollte, schier am allerwenigsten sicher sind."

Sobald aber diese Folgen anfingen, ans Licht zu treten, lenkte man ein und es dauerte nicht lange, so kam diese Sache in den Kirchen der Reformation in eine so schöne und feine Ordnung, wie sie vorher noch nicht bestanden hatte. Luther selbst zeigte auch hier die großartige Freiheit von dem auf Unbußfertigkeit ruhenden schlechten Streben nach Consequenz, die wir überall an ihm bewundern. Zur Veranschaulichung der Stellung, welche er in späterer Zeit in dieser Sache einnahm, möge folgende Stelle aus seiner Schrift „von Ehesachen" vom J. 1530 dienen: „Der Sippschaft halber wäre mein Rath, man ließe es bei weltlichen Rechten bleiben, oder will man ja nach dem geistlichen Rechte das dritte und vierte Glied auch verboten halten, lasse ichs geschehen. Denn um der wüsten groben wilden Leute willen, welche das Evangelium verachten, zu ihrem Mutwillen misbrauchen, wollte ich, daß sie weder ins fünfte, noch ins siebente Glied müßten greifen; denn sie sind keines Trostes noch Freiheit wert." Die Ehe mit der Schwester der verstorbenen Frau ließ Luther im J. 1522 zu, dagegen aber im J. 1535 verdamte er sie als eine blutschänderische von Gott mit schwerer Strafe bedrohte. Die feste Regelung der Angelegenheit aber erfolgte durch die Kirchenordnungen. Den Ton gab hier die Kursächsische Kirchenordnung des Kurfürsten Moritz vom J. 1543 an. Die Kirchenordnungen stimmen in Bezug auf die Eheverbote im Wesentlichen überall überein. Die Abweichungen betreffen nur die Dispensabilität einzelner Fälle. (Schluß folgt.)

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz in Berlin. Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

# Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1864. Sonnabend den 9. April. № 29.


## Die Ehen in der Verwandtschaft.

(Schluß.)

Der aufkommende Rationalismus brachte in den meisten Ländern in der kirchlichen Gesetzgebung keine Aenderung hervor. Man ließ die alten Gesetze fortbestehen und der Einfluß des Zeitgeistes zeigte sich nur darin, daß man in der Erteilung der Dispensationen weniger ängstlich war. Eine völlige Umgestaltung der Gesetzgebung erfolgte zuerst in dem Staate Friedrichs II. Das Preußische Landrecht ging hier mit einer Kühnheit vor, welche in Erstaunen setzen muß, noch mehr aber, daß die Kirche sich bei diesem Umsturz aller bisherigen Ordnungen fast stumm verhielt. Absolut verboten sind nach dem Landrecht nur die Ehen zwischen Eltern und Kindern, Geschwistern, Schwiegereltern und Schwiegerkindern. „In allen übrigen Graden der Verwandtschaft und Schwägerschaft ist die Ehe erlaubt und bedarf es dazu keiner Dispensation." „Nur wenn jemand die Schwester seines Vaters und seiner Mutter, oder eines weiteren Verwandten in aufsteigender Linie, die an Jahren älter ist, heiraten will, muß er dazu die Erlaubnis des Staates nachsuchen." Gegen diese Ehen findet also kein Bedenken statt, als die Ungleichheit der Jahre. Das für ein christliches Volk gegebene Gesetz tritt damit auf den Standpunkt des Socrates zurück, der keinen andern Grund kennt gegen die Verbindung zwischen Eltern und Kindern, als den, daß keine gute Art erzielt werden kann, wenn alt und jung sich mit einander begattet. (Xenophons Memorabilien B. 4 C. 4 §. 22.) Das Vorhandensein eines göttlichen Gesetzes wird von dem Landrecht vollständig ignorirt. Es erlaubt die Ehe mit des Vaters und der Mutter Schwester, mit der Frau des Onkels, mit der Witwe des Bruders, die im göttlichen Gesetze verboten sind. Durch die Aufhebung der Dispensationen mußte das Gefühl in Bezug auf die Ehen in der Verwandtschaft mehr und mehr abgestumpft werden. Seitdem in Preußen die richtigen Grundsätze diese Niederlage erlitten hatten, konten sie sich nirgends in Deutschland mehr recht behaupten. In Kurhessen z. B. ist nach Büffs kurhessischem Kirchenrechte, Cassel 61, seit 1832 kein Fall vorgekommen, in welchem die selbst von den Römern verabscheute Ehe zwischen Oheim und Nichte, wenn auch das Gesuch nur auf wechselseitige Neigung basirt war, Schwierigkeit gefunden hätte.

Wir wollen jezt noch diejenigen Ehen in der Verwandtschaft einzeln ins Auge fassen, welche am häufigsten vorkommen.

Die Ehe mit der Tante ist in dem göttlichen Gesetze ausdrücklich verboten und verpönt. Die Ehe des Onkels mit der Nichte steht ihr an Verwerflichkeit, wenn auch nicht ganz, doch beinahe gleich. Sie ist unter dem N. B., welcher das Weib zu einer höheren Stellung erhob, in ein wesentlich anderes Licht gestellt worden. Das reine Respektsverhältnis zwischen Onkel und Nichte wird beeinträchtigt durch das in wichtigen Beziehungen eine Gleichstellung mit sich führende eheliche Verhältnis. Daß schon unter den Römern diese Ehe verworfen wurde, sahen wir schon. Die Erlaubnis zu ihr, welche der Kaiser Claudius erteilte, fand allgemeine Misbilligung. Durch Constantinus und Constans und nachmals durch ein Rescript des Kaisers Anastasius ist die Erlaubnis zu dieser Ehe mit Ausdrücken des größten Abscheus wieder aufgehoben worden. Nach Dio Cassius soll schon Nerva sie wieder verboten haben. In einem Gesetze des Kaisers Zeno heißt es: „Das schändliche Verbrechen der Ehe mit der Bruder- und Schwestertochter, welches durch die heiligsten Gesetze unter Androhung der schwersten Strafe verdamt worden ist, verbieten wir hier von Neuem unbedingt."

Die Ehe mit der Frau des verstorbenen Bruders wird in dem göttlichen Gesetze als „Unreinigkeit" bezeichnet. Das ist jede geschlechtliche Verbindung, die nicht innerhalb der Ordnung Gottes geschieht. Das Gesetz eröffnet bei dieser Verbindung noch einen besondern Gesichtspunkt, um ihre Verwerflichkeit zur Anschauung zu bringen: es bezeichnet sie als Impietät gegen den verstorbenen Bruder, dessen Andenken so lebendig sein soll, als ob er noch lebte. Das Concil zu Agde vom J. 506 rechnet es zu den blutschänderischen Verbindungen, wenn jemand die hinterlassene Frau seines Bruders heiratet, „die früher beinahe seine Schwester gewesen."

Die Ehe mit der Schwester der verstorbenen Frau wurde unter dem A. B. zwar nicht erlaubt, aber auch nicht ausdrücklich verboten. Die unmittelbare Folge der anderen Stellung, welche die Frau unter der Oekonomie des N. B. erhalten hat, ist die, daß diese Ehe unter gleichen Gesichtspunkt tritt mit der Ehe mit des Bruders Frau. Es ist eine Impietät gegen die verstorbene Frau, ihre Schwester zu nehmen. Luther erklärte Anfangs in der Schrift vom ehelichen Leben diese Verbindung für zulässig: „Droben hast du gehört, daß ich meiner Frau Schwester und alle ihre Freundinnen nehmen mag nach ihrem

Tode, ohne ihre Mutter und Tochter, da bleibe bei." Später aber änderte er seine Meinung. In einem Bedenken über diese Ehe, unterzeichnet von Luther, Melanchthon und Justus Jonas vom J. 1535 (W. W. 10, 834 f.), wird sie unbedingt verworfen. „Denn erstlich — heißt es — ists wahr, wie ihr wisset, daß man in den nahen Gradibus nicht zusammen heiraten soll, und daß Gott solche unnatürliche Vermischung strafen wollte in aller Welt, zeigt klar der Text 3 Mos. 18. Nun ist dieser Fall in primo gradu affinitatis. Denn so Mann und Weib ein Fleisch sind, wird des Weibes Schwester gleich gehalten als des Mannes Schwester, deshalben auch Kaiserliche Rechte in diesem Falle verboten. Wir achten auch, wo diese Leute zusammenkommen, daß sie doch ihr Leben lang ein unfriedlich Gewissen haben würden, des Falles halber an ihm selbst, dazu wegen des Aergernisses, und werden ohne Zweifel viel besser zu friedlichem Gewissen kommen, wenn sie sich von einander thun. — Obgleich Behelfe dazu aus Moses gesucht werden, so sind solche Heiraten doch durch die Natur und durch die Obrigkeit verboten." Calvin (zu 3 Mos. 18) betrachtet das Verbot mit der Frauen Schwester als eingeschlossen in das mit des Bruders Frau. In einem Bedenken der Jenenser theologischen Fakultät vom J. 1597 wird gesagt, diese Ehen seien durch das göttliche, bürgerliche und canonische Recht verboten. J. Gerhard sagt: „Alle jene ältern und neuern Theologen, soviel ihrer die Gesetze in 3 Mos. 18 und 20 als sittliche anerkennen, und sie nicht blos auf die einzelnen genanten Personen beschränken, sondern sie auf die gleich weit abliegenden Grade beziehen, erkennen an, daß die Ehe mit der Schwester der verstorbenen Frau durch das göttliche und sittliche Recht verboten ist." Als im J. 1708 ein Halberstädter Geistlicher J. Melch. Götze sich mit der Schwester seiner Frau verheiratete und diese Ehe in der Schrift verteidigte: die annoch ungekränkte Ehre der Ehe mit der verstorbenen Frauen Schwester, Frankf. 1708, erhob sich allgemeiner Widerspruch. Sobald aber die ältere Strenge in der Behandlung der Ehen in der Verwandtschaft nachließ, wurde man für diese Ehe günstiger gestimt. K. A. M. Schlegel in der im J. 1802 erschienenen „Darstellung der verbotenen Grade" sagt: „Nach der neueren Praxis der Consistorien wird diese Ehe gelinder behandelt und gehört fast überall zu den dispensabeln Fällen." Und allerdings wird man wol diese Ehe nicht für schlechthin verboten halten dürfen. Nach der Analogie der alttestamentlichen Ausnahme bei dem Verbote der Ehe mit der Frau des verstorbenen Bruders wird man wol auch hier eine Ausnahme annehmen dürfen, die mit der Regel aus demselben Princip fließt. In der Regel verbietet außer den allgemeinen Gründen die Liebe zu der verstorbenen Frau diese Ehe: wo es aber die Sorge für die Kinder derselben gilt, da kann diese Ehe sich als erlaubt darstellen. Doch bleibt sie jedenfalls im Allgemeinen verboten, wer sich blos durch die Neigung zu ihr leiten läßt, durchbricht Gottes Ordnung, nach der die Schwägerin zu ihm in einem beinahe schwesterlichen Verhältnisse steht, und der geistliche Stand sollte billig, seiner vorbildlichen Stellung eingedenk, auch ausnahmsweise sich von einer solchen Ehe fernhalten.

Die Ehe zwischen Geschwisterkindern tritt uns in der biblischen Urgeschichte mehrfach entgegen: Isaac und Rebekka, Jakob und Rahel, Amram und Jochebed, die Töchter Zelaphechads 4 Mos. 36, 11, Othniel Jos. 15, 17. Diese Fälle zeigen, daß ein absolutes Verbot solcher Ehen kaum stattfinden darf. Bei den Verbindungen dieser Art aus der patriarchalischen Zeit ist aber ins Auge zu fassen, daß Isaac und Jakob durch ganz besondere Umstände auf ihre Familie hingewiesen waren, daß in den Anfängen des Menschengeschlechtes die körperlichen und geistigen Eigentümlichkeiten der Familien sich noch nicht so einseitig herausgebildet hatten.*) Bei den Römern waren diese Verbindungen in den frühesten Zeiten ungebräuchlich, später aber wurden sie für zulässig gehalten. Die christliche Kirche aber zeigte von Anfang an gegen sie eine Abneigung. Wir sahen schon, daß namentlich Augustinus sie widerrieth, indem er sich darauf berief, daß Geschwisterkinder fast Geschwister seien. Theodosius verbot unter kirchlichem Einflusse diese Ehen auch bürgerlich, und auch als dieses Gebot unter Arcadius und Honorius und nachmals durch Justinian wieder aufgehoben war, blieb die Ehe unter Christen ungebräuchlich und wurde von der Kirche gemisbilligt und durch mehrere Concilienbeschlüsse untersagt. Nicht blos in dem Canonischen Rechte, auch in der Griechischen Kirche sind diese Ehen verboten. In den Kirchen der Reformation war man Anfangs diesen Ehen nicht ungünstig. Noch Calvin macht gegen sie nur das alte Herkommen geltend und daß man nicht durch unzeitige Freiheit das Evangelium in übeln Geruch bringen dürfe (offensionis habenda nobis ratio est, ne importuna libertas evangelium exponat multis probris). Später aber bildete sich eine strengere Ansicht aus. Nach der Würtemberger Ehegerichtsordnung soll nur in den dringendsten Fällen Dispensation zu solcher Ehe erteilt werden: „es begebe sich denn ein sonderbarer Casus, da große und hochwichtige Ursachen und die fast unvermeidliche Not vorhanden, alsdann mögen sie selbigen Fall nach fleißiger Erwägung aller Umstände uns hinterbringen, da wir denn nach befindenden Dingen uns zu resolviren gedenken." In mehreren K. O. wird diese Ehe sogar unbedingt verboten. So in der K. O. des Herzogtums Lauenburg (Neuer Abdruck 62), in der die Ehen in der Verwandtschaft mit besonderer Sorgfalt behandelt sind: „In den reformirten evangelischen Consistorien dieses Landes wird nirgends die Ehe im andern Grade gleicher Linie zugelassen. — Wir wollen bei unsern Unterthanen diesen Grad aller Dinge durchaus verboten haben, auch keine Dispensation hierin verhängen. Denn dadurch würde nur der Arme zum Gehorsam genötigt und nicht ein Reicher und Mächtiger." Jo. Gerhard verlangt, daß die Dispensationen zu diesen Ehen

*) „In dem Naturzustande des patriarchalischen Zeitalters mußten die ersten Generationen den Keim einer größeren Mannigfaltigkeit in sich tragen", v. Ammon, Sittenlehre.

nur sparsam und aus den gewichtigsten Ursachen erteilt werden. In unserm Jahrhundert hat man von ärztlichem Standpunkte aus die Bedenken gegen diese Ehe erneuert, nachdem man die „theologischen Vorurteile" gegen sie längst bei Seite gelegt hatte. So wird z. B. in der Schrift über die Ehe von Jörg und Tschirner, Leipz. 1819, aus solchem Grunde darauf gedrungen, daß die Ehen zwischen Geschwisterkindern verboten werden sollten. „Verwandte — sagt Jörg — sind sich in ihren körperlichen Substanzen zu analog, durch das gleiche Blut fast ein Leib, und deshalb können sie sich auch beide nie zu einer wirklichen wahren Ehe mit einander verketten. Als gleiche Teile stoßen sie sich einander ab, anstatt sich anzuziehen, leben mehr unglücklich als glücklich neben einander und zeugen entweder gar keine oder schwache Kinder."

Ziehen wir jezt noch das Resultat aus unserer ganzen Untersuchung, die einen Gegenstand betrifft, dessen hohe Wichtigkeit schon daraus erhellt, daß in 3 Mos. 18, 5 von der reinlichen Sonderung der Verwandtschaft und der Ehe das Gedeihen des Volkes mit abhängig gemacht wird, daß Gott in 3 Mos. 18, 24 — 28 die Ehen in der nahen Verwandtschaft Gräuel nennt, um derentwillen die Cananiter uns zum Beispiel aus ihrem Lande ausgetilgt wurden.

Für jeden, der bei der Ehestiftung mitzuwirken hat, ergibt sich aus unserer Untersuchung der Rath, den Ehen in der Verwandtschaft, auch der weiteren, möglichst entgegenzuwirken. „Man muß bedenken — sagt mit vollem Rechte ein alter Practicus in diesen Sachen, G. Schlegel in der in einer sehr lauen und indifferenten Zeit erschienenen Schrift von landesherrlichen Dispensationen —, daß die vorgegebene oder von uns geglaubte Rechtmäßigkeit einer Ehe nicht immer auf solchen Gründen beruhe, wodurch dieselbe außer allen Zweifel gesezt wird. Unsere Einsichten und Ueberzeugungen können sich ändern. Die Gründe und Einwendungen, die wir jezt übersehen oder für unbedeutend halten, bekommen zu einer andern Zeit und bei richtiger Ueberlegung, wenn unsere Leidenschaften nicht dabei im Spiele sind, vielleicht eine solche Stärke, daß wir anfangen zweifelhaft zu werden oder uns wol gar für die gegenseitige Meinung erklären. Oder gewisse Unfälle, die uns begegnen, können uns auf die Gedanken bringen, daß wir uns durch die eingegangene Heirat mit einer nahen Verwandten an Gott und seinen Verboten versündigt haben: wir gerathen darüber in große Unruhe und Gewissensangst, machen allerhand Versuche, eine solche Ehe aufzuheben, und versündigen uns dadurch aufs Neue an Gott. Man wählt daher allemal den sichersten Weg, wenn man sich mit Verwandten in keine eheliche Verbindung einläßt."

Den Pastoren liegt die Pflicht ob, diese Sache mit aller Sorgfalt in dem Unterrichte der Confirmanden zu behandeln, ihnen den Sinn zu öffnen für das Verständnis der heiligen Ordnungen Gottes, und in ihnen eine fromme Scheu hervorzurufen vor der Verletzung dieser Ordnungen und vor Ineinanderwirrung desjenigen, was Gott geschieden hat. In Predigten und besonders in Bibelstunden werden bei vorkommender Gelegenheit diese Eindrücke aufzufrischen sein. In der Selsorge werden alle Ansätze zu solchen Verbindungen sorgfältig zu beachten sein, damit der Zuspruch eintrete, ehe sie zum Abschluß gelangt sind. Bei gesunder Fortentwickelung der Kirche wird auch das Kirchenregiment dereinst die Sache wieder in die Hand nehmen müssen. Das ist namentlich in Preußen dadurch geboten, daß die Gesetzgebung des Staates sich auf diesem Gebiete von den Ordnungen des Wortes Gottes und der Kirche losgerissen hat.

---

## Die moderne belletristische Journalistik Deutschlands.

(Schluß.)

Aber selbst im Gebiete der Erziehung muß das falsche Prophetentum mit einem falschen Christus hervortreten. Jahrhunderte lang hatte der zur Rechten Gottes erhöhte eine, wahre Christus das deutsche Volk mit Milde und Strenge, mit dem Stabe Sanft und mit dem Stabe Wehe geleitet und erzogen in der heiligen Kirche. Seitdem aber die Heiden wider den Herrn und seinen Gesalbten in der französischen Revolution getobt haben wie nie zuvor und seitdem die Leute in Deutschland angefangen so vergeblich zu reden und seitdem die Herren der Lehrerversamlungen, unterstüzt durch die sich mit ihnen auflehnenden Könige im Lande, miteinander rathschlagen, wie sie durch Trennung der Schule von der Kirche ihr Feldgeschrei: „Lasset uns zerreißen ihre Bande und von uns werfen ihre Seile" verwirklichen können, seitdem ist es eine alltägliche und deshalb auch in der G. L. verbreitete Rede, daß „der Messias der deutschen Volkserziehung noch kommen müsse", daß Rousseau!, Pestalozzi, Salzmann, Gutsmuts, Fröbel und Diesterweg „nur seine Propheten und Vorläufer" gewesen seien.

Aus dem Bisherigen hat sich bereits ergeben, daß die G. L. nichts davon wissen will, daß die Sünde „der Leute Verderben", daß „der Sünde Sold" der Tod ist; im Einklange mit dem von ihr vergötterten „hegelischen Lyriker" (Heine) versteht sie vielmehr unter Sünde nichts weiter als malheur, die Schattenseite, die Unvollkommenheit, die Schwäche der menschlichen Natur. Daß in den französischen Bagnos Aerzte, Advokaten und Künstler mit Handwerkern und Soldaten zusammengekettet sind, ist in den Augen der G. L. „einer der furchtbarsten Misbräuche, grausam, unbarmherzig und unvernünftig." „Welche furchtbare Qualen muß derjenige Sträfling dulden, der noch vor kurzem mit den gebildetsten und geistreichsten Menschen verkehrt hat und jezt, nachdem er in einem Augenblick der Selbstvergessenheit eine dunkle That begangen, gezwungen wird, Jahre lang gleichsam die andere Hälfte eines Menschen zu bilden, der, ohne Geist, ohne Bildung, in den Lastern jeder Art verhärtet, nur darauf sinnt, wie er sich an der menschlichen Gesellschaft, die ihn ausgestoßen, am empfindlichsten rächen

kann." — Auch hier wieder das Streben dem gebildeten feinen Kopfe eine Reinheit des Herzens zuzuschreiben, welche höchstens einmal in „Selbstvergessenheit" gerathen kann. Daß der gebildete Verbrecher mit dem ungebildeten in den Strafanstalten nur unter seines gleichen ist, daß beide eben Verbrecher sind, weiß die G. L. nicht. Wie muß sich der Unglaube erst davor entsetzen, daß in dem Worte Gottes allen Menschen zugerufen wird: „Küsset den Sohn, daß er nicht zürne und ihr umkommet auf dem Wege; denn sein Zorn wird bald anbrennen", und weiter, daß wer dem Sohne nicht glaubet, das Leben nicht sehen wird, und endlich, daß an dem Orte der ewigen Qual und ewigen Verdamnis alle die, welche die Gnade Gottes in Jesu Christo aus Hochmut zurückgestoßen haben, zusammen geplagt werden Tag und Nacht, und ohne Unterschied, mögen sie Gebildete oder Ungebildete, Philosophen und Künstler oder Fuhrleute und Handwerker, Könige und Minister oder Bettler und Handlanger gewesen sein. — Der Wahrheit des Wortes Gottes gegenüber: „der Tod ist der Sünde Sold" ist es darum nur wieder eine Lügenrede, wenn die G. L. von Göthe sagt: seine männliche Sele habe sich frühzeitig gewöhnt die Schrecken des Todes zu besiegen. — Wie nun aber diese Zeitschrift auch nicht eine Ahnung von dem, selbst die Schrecken des Todes und der Hölle überwindenden, täglich an den Sterbebetten der im Vertrauen auf Christi Verdienst Dahinscheidenden sichtbar sich bewährenden Glauben hat, so hat sie auch nicht das geringste Verständnis für alle die Anstalten, welche aus dem lebendigen christlichen Glauben hervorgewachsen sind. Völlig ignoriren lassen sich manche dieser Anstalten selbst von der G. L. nicht. Ist doch der Hauptmaßstab innerer Gesinnungslosigkeit der Erfolg; und Erfolg, unbegreiflicher Erfolg, großartiger Erfolg kann bei vielen Anstalten der christlichen Liebe auch von den Ungläubigen nicht geleugnet werden. Aber gerade darum stößt der Antichrist seine trotzige Stirn hier am meisten wider den „Stein des Anstoßes" und den „Fels des Aergernisses"; ja, nicht selten so sehr, daß er in völliger Betäubung die sich widersprechendsten, unvernünftigsten Dinge in einem Athemzuge ausplaudert. — Das Hospital zum heiligen Geist in Berlin ist von der christlichen Barmherzigkeit eigens zur Pflege Aussätziger errichtet worden. Dies und dies allein geht in einem Artikel der G. L. einem Satze vom „dunkeln Mittelalter" und vom „Jahrhundert der Toleranz und Aufklärung" voraus. — Das Berliner Magdalenenstift wird als „Versuch der Humanitätsprincipien unseres Jahrhunderts" gelobt und weil es ein solcher nicht ist und nicht sein will, weil ein solcher Versuch überhaupt nie vorkomt, weil das genante Stift nur ein Werk christlicher Liebe sein will, eben darum wird das Christliche überhaupt in dem betr. Artikel nicht einmal erwähnt. — Am stärksten tritt die Blindheit des in der G. L. grassirenden Unglaubens in einem die bekanten Stiftungen des deutsch-englischen Independenten Georg Müller in Bristol besprechenden Aufsatze hervor. Von den Waisenhäusern dieses im Halleschen Waisenhause erzogenen Mannes, davon daß er auch nicht einen Penny sich von Menschen erbeten, vielmehr all die Millionen Thaler sich von Gott erbetet hat, ist in kirchlichen Zeitschriften hin und wieder die Rede gewesen. Wie stellt sich die G. L. zu dem außergewöhnlichen Erfolge G. Müllers? Um dem Christenglauben versteckter Weise einen Schlag zu versetzen, stellt sie die tolerant klingende Erörterung voran: „Der eine betet zu Brahma, der andere zu Jehova, der dritte zu Allah, der vierte direct zur Sonne, andere zu einem lieben himlischen Vater, zur Jungfrau Maria u. s. w. noch andere kommen mit einem Gott in ihrer eigenen Brust, mit ihrem ausgebildeten Ehrgefühl, mit Selbstachtung, mit Ideen von Menschenwürde, Humanität und Mitgefühl, mit dem Gedanken an die letzten Ermahnungen und Thränen einer edeln, unvergeßlich geliebten Mutter, der Liebe zu Weib und Kind u. s. w. aus. Das sind alles Religions- und Glaubensformen, die auf unsere Achtung Anspruch haben, wenn sie nur für die Gesamtheit der bürgerlichen Gesellschaft gute Früchte tragen, ohne daß wir nötig haben diese Formen als unseren Vorstellungen entsprechende, wahre, richtige anzuerkennen." Da nun die „guten Früchte" derjenigen, „welche die Gottessubstanz in Kraft, Stoff und Stoffwechsel auflösen", auch von der G. L. nicht zum Gegenstande ihrer Betrachtung gemacht werden können, aus dem einfachen Grunde, weil solche „gute Früchte" nicht existiren, so ist es erklärlich, daß sie auch einmal die guten Früchte der „Strenggläubigen" besieht. Während nun die Engländer Müllers Anstalten „das Wunder des Jahrhunderts" nennen, erklärt die G. L., obgleich sie selbst von den wunderbaren Gebetserhörungen Müllers berichtet: „Es bedarf in unserem aufgeklärten Jahrhundert wohl keiner besonderen Versicherung und keines speciellen Nachweises mehr, daß — alle, die in Glaubensechtheit irgend einer Art — dies ist besonders angesichts des edlen weiblichen Geschlechts gesagt — gutes und schönes fühlen, denken und thun, auch in dieser Form ihre Stiftungen, Schöpfungen und Thaten wesentlich ihrer eignen Energie und Ausdauer verdanken." Und daran wird die sehr zweideutig lautende Bemerkung gereiht: G. Müller habe sich in England „um des praktischen Zweckes willen" auf die „stereotypen Glaubensvorstellungen" gestützt und so bedeutende Summen gesammelt. Die G. L. sieht daher in allem nur ein „seltsames Bild." „Ein großer, eckiger, schwerfälliger Deutscher in schäbigem Schwarz durch die von Millionen Menschen und Tausenden von Fuhrwerken wimmelnde Stadt (London) wandelnd mit der Vorstellung, daß Gott der Herr ihn persönlich zu einer Baustelle führe, wie er sie findet und sein Waisenasyl, seine Frankeschen Stiftungen richtig aufbaut." — Zuletzt komt auch noch die ekle Gottlosigkeit offen und frech zu Tage: „der Herr, welcher vor Georg Müller herschritt — war doch am Ende nur, rationalistisch und physiologisch genommen, eine ihm liebe und den Engländern imponirende Form für seine eigne deutsche Energie und Ehr-

lichkeit, sein schlichtes, fühlendes Herz und sein höchstes Erbarmen mit dem tiefsten Elend um ihn her." Weshalb benutzt aber nicht ein schlichtes, fühlendes Herz aus der Schar der Aufgeklärten die denselben imponirende Form des Materialismus, um gleichfalls „ein größeres Wunder als Aladdins Palast" herzurichten? — Auch der würtembergische Independent Gustav Werner wird von der G. L. um des Erfolges Willen ein „Mann des Volkes" genant, von seinem christlichen Glauben wird aber ebenso geschwiegen, als in den biographischen Skizzen über den leztverstorbenen Grafen Giech auf Thurnau, über E. M. Arndt und den Freiherrn vom Stein der feste Glaube dieser lebendigen Christen nicht mit einer Sylbe erwähnt wird. Ja, bei Arndt, dem Sänger herzergreifender geistlicher Lieder, wird thörichter Weise die Feier des letzten Geburtstages seine „Apotheose, gleichsam ein Vorgeschmack der ihn erwartenden Unsterblichkeit" genant. Und bei dem Freiherrn von Stein wird kurzweg geleugnet, daß er einer „pietistischen Richtung" gehuldigt habe, im übrigen aber alles in „Freisinn" und „Humanität" übersetzt.

Das falsche Prophetentum der G. L. verkündigt: das Christentum sei, „weit entfernt das große Ziel der Welteroberung zu erreichen, von dem soldatischen Geist der modernen stehenden Heere überwältigt und gezwungen worden mit sich selber zu brechen, das Schwert, das Werkzeug des Hasses, den es verwerfe, heilig zu sprechen und selbst das Bajonnet zu weihen." Es ist aber nicht die Wahrheit, sondern die Lüge, das Schwert nichts anderes als das Instrument des Hasses sein zu lassen. Nach der geoffenbarten Wahrheit trägt die Obrigkeit das Schwert nicht umsonst, denn „sie ist Gottes Dienerin, eine Rächerin zur Strafe über den, der Böses thut." Das Blutvergießen der stehenden Heere im Niederwerfen rebellischer Haufen gehört daher zu dem eigentlichen, gottgeordneten Beruf der Obrigkeit: Gottes Wille ist, daß die seiner Ordnung Widerstrebenden über sich ein Urteil empfangen sollen. Der Schreiber jener revolutionären Lüge, Sigmund Kalisch, selbst seiner Zeit Rebell, war 1848 in Wien bei dem Anrücken der Truppen, wie er selbst gesteht, „ganz natürlich bedacht, der Gefahr, so gut es ging, sich zu entziehen." Er erschrak, im Verstecke bei einem Freunde, schon beim Anblick einer Militäruniform und fuhr, nach seinen eigenen Worten, „wie von einem Pfeil getroffen" zusammen, als an der Stelle des von ihm angenommenen falschen Namens sein rechter Name genant wurde. Nach eingetretener „Resignation der Verzweiflung" entkam der tapfere Freiheitsheld mittelst eines falschen Passes. — Schon um der Person des Schreibers willen müßten redliche Lehrer Bedenken tragen, diesem falschen Propheten, der den Vernichter des soldatischen Fühlens und Denkens als den „Erlöser Europas" bezeichnet, Glauben zu schenken.

Wie die Obrigkeit Gottes Ordnung ist, so ist auch die Ehe Gottes Ordnung. Für jede Verwirklichung dieser Gottesordnung durch ein Ehebündnis gilt das Wort des Herrn: „Was Gott zusammengefügt hat, das soll der Mensch nicht scheiden." Nur um der Hurerei und Ehebruchs willen kann die Ehe geschieden werden, denn in diesem Falle wird nicht allein das innere, sondern auch das äußere Band von der Sünde zerrissen. Was die G. L. von der Ehe und von der Ehescheidung hält, ergibt sich aus dem Inhalt der Novelle „Das Leben einer Frau" von einem gewissen R. Godin (Jahrg. 1861). Eine junge adlige Ehefrau gesteht einem Officiere, nach einigem Kampf mit „Recht und Pflicht" ihre glühende Liebe, an deren stets treue Erwiderung seitens des Geliebten sie „wie an Gottes Verheißungen" glaubt. Um schnell zum Ziele zu gelangen, sagt sie ihrem Manne, daß sie ihm die Treue gebrochen habe — was in Wahrheit gar nicht der Fall war — und erklärt ihm in aller Liebe, wenn er sich nicht von ihr scheiden lasse, so treffe ihn die Verantwortung und Schuld. „Der edle Mann" gibt „großmütig" nach und klagt auf Ehescheidung, weil seine (fortwährend von ihm mit Geld unterstützte) Frau nicht zu ihm zurückkehre (das Gegenteil von malitiosa desertio). Die Eltern der jungen Frau, welchen der Eidam sagt, daß ihre Tochter „keinen Vorwurf verdiene", „man möge sie in einem Entschlusse nicht beunruhigen, in den er selbst zwar mit Schmerz, aber mit ungeschwächter Achtung für seine Frau gewilligt habe", „waren nicht fähig sich zu der Höhe dieses Charakters zu erheben". Vielmehr wurde von denselben die Liebe ihrer Tochter zu dem Officier, „die dieselbe wie ein Heiligtum im Herzen trug, zum Verbrechen gemacht, ihr Entschluß zur Scheidung wie ein Entschluß zur Entehrung betrachtet." Das zuerst schwierige Gericht, wiederholt von beiden Teilen belogen und betrogen, sprach endlich die Scheidung aus. Während der Geliebte sich nach einer einträglicheren Existenz umsieht, geht die Abgeschiedene zu einer Freundin, in deren Augen die Schmerzen jener alles sühnen, was ihr strengrechtlicher Sinn nicht billigen konte. Mit den Jahren altert die geschiedene Frau und da der inzwischen mit der schönen jungen Tochter eines liberalen Ministers bekant gewordene Geliebte seine Niedergeschlagenheit über die verlorenen Reize der Braut nicht verbergen kann, so gibt diese den sich natürlich zuerst einigermaßen sträubenden Bräutigam frei. Später stirbt sie aus Gram in der Wohnung ihres geschiedenen Mannes. Der Letztere wirft — unbegreiflicher Weise — dem untreu gewordenen Geliebten vor, er habe ihm „sein Alles" geraubt, sein Glück in Jammer verwandelt; der „Verklärten" gegenüber wolle er ihn seinem eignen Gewissen und der Hand Gottes überlassen. — Aus dieser Skizze er-

gibt sich zwar die essentielle Häßlichkeit der der Novelle zu Grunde liegenden Idee, aber die nicht ungewandte Darstellung in der Novelle selbst wird schlangenartig, glatt und geschmeidig den meisten Lesern die Meinung beigebracht haben, daß sowol der geschiedene Mann, als die geschiedene Frau edel und voll Selbstverleugnung gehandelt haben.*) Und doch ist das Ganze weiter nichts, als die Geltendmachung des zum erstenmale in der berüchtigten Dichtung „Tristan und Isold", nicht allein im Gegensatze zum Christentume, sondern sogar im Gegensatze zu dem in's Gewissen der Heiden geschriebenen Gesetze aufgestellten grundrevolutionären Rechtes des Herzens oder der natürlichen Liebe. Die Folgen dieses verführerischen Rechtes sind in unsern Tagen durch die Propheten der Emancipation des Fleisches theoretisch wie praktisch in ihrer vollen Scheußlichkeit an den Tag gekommen. Abschaffung der Ehe und Entfesselung der sinnlichen Lust ist mit dem „Rechte der freien Liebe" proclamirt. Aber schon der Gebrauch des Wortes „Liebe" ist ein Beweis dafür, daß der Lügengeist alle jene Trugpropheten inspirirt: der rechte Name für das, was hier gemeint ist, ist nicht „Liebe", sondern „Fleischeslust". Der rechte Name freilich ist dem Teufel nie der rechte. Auch den Namen „Satan" mag er nicht hören; „er ist schon lang in's Fabelbuch geschrieben". —

So sehr sich die G. L. hütet, hervorragende Kirchenmänner zu porträtiren und zu biographiren, so schnell ist sie bei der Hand, die Kirchenzerstörer und Kirchenwühler der Gegenwart mit Bild und Lebensskizze vorzuführen. Theologische Nullen sind bekanntlich die hannövrischen Pastoren Bödeker und Baurschmidt. Der Letztere gilt bei seiner eigenen Partei nur als vorgeschobene Figur, aber in der G. L. ist er, obgleich „bisher unbekannt", „ein Vorkämpfer protestantischer Glaubensfreiheit". Unter dieser wird natürlich verstanden: die unbeschränkte Freiheit zu glauben, was einem eben paßt. Dieser sonderbaren Freiheit erscheint schon die „Einrichtung von Kniebänken in den Kirchen" als eine Beeinträchtigung ihres Wesens. Dieser merkwürdigen Glaubensfreiheit ist auch die Lüge: „Einführung des Beichtzwanges" in der lutherischen Kirche Hannovers eine leichte Sache. Auf den Inhalt des neuen hannöverischen Katechismus kann die G. L. „des Raumes wegen" nicht eingehen, aber der vermeintlichen Nichtexistenz des Teufels müssen doch einige Zeilen gewidmet werden. Und so folgert denn eine überkühne Logik aus einer Stelle des Katechismus, in welcher gesagt wird, daß der Teufel durch „äußeres Blendwerk" zur Sünde verlocke, die Behauptung sichtbarer Teufelserscheinungen. Außer dem Teufel sind der G. L. anstößig die Lehren von der Erbsünde, von der Taufe, von der Privatbeichte, von der Absolution, von der Auferstehung des Fleisches und überhaupt von der Erlösung. Und doch gibt es gläubige Christen, welche sich von diesem

*) Hielt doch selbst Schleiermacher im polaren Gegensatze zu den Aussprüchen des Herrn die Auflösung eines innerlich unwahr oder noch nicht wahr gewordenen Ehebandes für eine sittliche Pflicht.



ihren Glauben hassenden Blatte nicht trennen können. „Ziehet nicht an einem Joche mit den Ungläubigen."

Zur Charakterisirung der theologischen Richtung des Seniors Bödeker in Hannover genügt die Notiz aus der G. L., daß derselbe die erste Pferdeschlächterei in Hannover errichtet, daß er einen „norddeutschen Morgenpromenadeverein" gestiftet und daß er die löbliche Gewohnheit habe, böse Buben auf der Straße abzuprügeln, aber auch betrunkene oder angetrunkene „Bürger" aufzuheben und nach Hause zu führen.

Auch der Pantheist Josias Bunsen wurde noch bei Lebzeiten in der G. L. wegen seiner „Duldung für die Meinung Andersdenkender" „hochgeachtet" und wegen seiner angeblich streng-religiösen Richtung wenigstens „geachtet". Um die Leser nicht zu sehr zu ermüden, setzen wir nur den in's Gebiet der Komik gehörenden Satz über Bunsen her: „Es ist wahr, Bunsen hat nichts gemein mit dem herben und sauertöpfischen Rigorismus der theologischen Juristen, Verketzerer und schmähenden Gottesknechte, denen es auf Radikalmittel, wie die Absäbelung von 60,000 Menschenköpfen — natürlich in majorem Dei gloriam — nicht ankommt, um den ungläubigen Pöbel die Wege des Heiles zu führen".

Wenn wir anführen, daß die G. L. auch einen Aufsatz über Lessing aus der Feder des Schriftstellers Adolf Stahr gebracht hat, so ist damit eigentlich schon genug gesagt. Um aber auch bei dieser Gelegenheit nachzuweisen, welche Verwirklichung das Wort Christi im Evangelium St. Matthäi 24, 24 in unseren Tagen findet, sei wenigstens so viel erwähnt, daß Lessing, nach A. Stahr, der „Held des Lichts und der Wahrheit" ist. „In seinem Zeichen werden wir siegen" wird ebenso misbräuchlich von dem Dichter des Nathan gesagt, als von dem Bleistifte aus der Fabrik von A. W. Faber in einer diese Anstalt verherrlichenden Zeichnung der G. L., auf welcher ein von Bleistiften gebildetes Kreuz vom Kaiser Constantin und eine Gesetzestafel mit den lästerlichen Worten: „Du sollst keine anderen Bleistifte haben neben mir" von Moses gehalten wird. Lessing spende „Erhebung und Stärkung" in schwüler, dumpfer Gegenwart, Vertrauen auf den Genius unserer Nation und Hoffnung auf den endlichen Sieg der Idee (welcher?), auf den Sieg der Humanität, der Freiheit, Schönheit, Wahrheit". Lessing gehöre zu den Helden, „welche Ernst gemacht haben mit jenem christlichen Gebote, das da lautet: „„Trachtet am ersten nach dem Reich Gottes und nach seiner Gerechtigkeit, so wird euch das andere alles zu theil werden."" Dieses „„Reich Gottes"" aber ist kein anderes, als das Reich der Humanitätsidee, der Bildung zur Freiheit, Schönheit und Wahrheit." Und ein „Prophet", „ein sieghafter König und Mehrer des Reiches Gottes auf Erden" sei Lessing für die ganze Menschheit. Im Gedanken an die deutschen Fürsten zählt ihn A. Stahr überdieß zu den „wahren und echten Herschern von Gottes Gnaden." Doch genug von diesen den großen Kritiker nur verunehrenden Lobreden!

Nicht uninteressant ist es zu beobachten, wie die G. L.

zeitweise sich bestrebt, einen Mann des s. g. positiven Christentums oder des gläubigen Unionismus anzuerkennen. Da aber solche Würdigung ohne ein angemessenes Lob nicht möglich ist und da das Lob der G. L. in kirchlichen und christlichen Dingen für Christen nichts anderes als den schärfsten Tadel enthält, so muß es ohne Zweifel als eine äußerst empfindliche Strafe angesehen werden, wenn gläubige Christen für irgend eine Handlung in dem gottfeindlichen „Weltblatt" ernstlich gelobt werden. Dieses Unglück hat u. a. den früheren Cultusminister von Bethmann-Hollweg betroffen. Die G. L. gesteht im Jahrgange 1859, daß man dem neuernannten Cultusminister, „in Würdigung seiner bisherigen Thätigkeit auf kirchlichem Gebiete", „mit den bescheidensten Erwartungen genaht sei." „Und gerade er hat seitdem eine That verrichtet, wie sich derselben kein anderer deutscher Minister rühmen darf, eine That verrichtet, die den Staatsmann zum Volksmann — was er auch sein soll — gemacht hat; gerade er hat die Gelegenheit ergriffen, sich ein Ehrendenkmal zu setzen, das seinen Namen im Gedächtnis des Volkes verewigen wird." Indem wir einstweilen diesen großen Erfolg stark anzweifeln, fragen wir nach der uns schon bekannten glorioſen That und hören aus der G. L.: er hat „den welthistorischen Act der Bildung des Deutschkatholicismus gewürdigt!" Daran schließt sich die Besprechung der bekannten Rede von den „harmlosen religiösen Vereinen". Auch Professor Baumgarten wird in diesem Blatte — und zwar von einer Frau — vertheidigt. Die ganze Sympathie ist selbstverständlich der Auflehnung jenes Mannes gegen die kirchliche Ordnung gewidmet. Die Lehren dieses Lehrers werden nicht einmal angedeutet. Die G. L. fände wohl da auch mehr zu tadeln, denn zu loben.

---

## Johann Heinrich Voß.

Ref. bescheidet sich, Vossens Verdienste als Kenner der Altertumswissenschaften und als Führer in die klassische Welt der Griechen und Römer hier in einer Kirchenzeitung nur beiläufig behandeln zu dürfen, nur zum Beweise der hohen Achtung, die er in dieser Hinsicht vor ihm hegt, als dem Manne, von dem man mit göthischen Worten sagen könte, „daß er die Alten nicht hinter sich ließ, die Schule zu hüten, daß sie ihm willig und gern folgten ins Leben hinein." Wir Deutschen sind gewohnt, Uebersetzungen, deren wir ja aus allen Sprachen eine zahllose Menge haben, für Leistungen untergeordneten Wertes zu halten und das hat auch das allgemeine Urteil über Voß bedeutend herabgestimt, in dem die meisten nur den gewöhnlichen Uebersetzer und metrischen Nachbildner sehen. Aber es ist ein himmelweiter Unterschied zwischen Voß und dem andern Uebersetzerschwarm. Vossens Geist hängt mit der innigsten Sehnsucht und Befriedigung an Hellas und Italien; nicht blos die einzelnen hervorragenden Werke ihrer Meister erregen seine Bewunderung und geben nicht nur etwa seinen Studien ihre Richtung. Nein, er versenkt sich ganz in die Welt Homers, lebt sich völlig in sie ein und macht sich mit ihren Göttern und Helden, ihrer Himmels- und Erdkunde, ihrem Familienleben, bürgerlichen und Kriegswesen so vertraut, wie er es mit seiner deutschen Heimat ist. Nun aber kann er durchaus nicht allein genießen, sondern wie er sich, — auch darin eine ächtdeutsche Natur, — gleich Klopstock und Schiller der Segnungen eines schönen Familienlebens aufs höchste bedürftig, einem liebenden Weibe von Herzensgrunde vermählt, um des Lebens Lust und Leid in innigster Selengemeinschaft mit ihm zu genießen und zu tragen, so muß er auch hier zunächst mit ihm sein Glück und seine Freude teilen. Während er Abends bei der Lampe am Pult stehend seinen geliebten Homer durch die felsige Ithaka zu dem treuen Sauhüter Eumaios und in den Schwarm der Freier begleitet, hat die freundliche Ernestine ihr Stühlchen und Spinnrad auf einen kleinen Tisch neben ihn gesezt, um bei dem knappen Haushalt von der Einen Lampe mitzusehen und durch liebende Teilnahme an der Arbeit des Mannes sie zu erheitern und zu erleichtern: gewiß ein schöner Zug wahrhaft deutschen Familienlebens.

Weil er aber den griechischen Sänger nicht etwa verdeutscht, wie es andere vor ihm versucht — wie ihn Pope (um Göthes Wort zu gebrauchen) verbrittet hatte — weil er ihm also z. B. das deutsche Kleid der Jamben nicht angezogen, sondern ganz in seinem antiken Kostüm, in seiner ganzen griechischen Umgebung, auf seiner runden Erdscheibe mit ihrem ehernen Himmelsgewölbe und dem umfließenden Strome Okeanos gelassen, und vielmehr unsere Muttersprache mit liebevoller Gewalt (wie jeder Künstler Gewalt thut) gezwungen hatte, selbst die Rede des hellenischen Sängers nachzuahmen und sich dem Wollaute seiner Rhythmen zu fügen: so will er ihn nun auch der ganzen Nation zeigen und zu ihrem geistigen Eigentum machen. Daher nichts von all dem gelehrten, sich selbst verherrlichenden Beiwesen; alles Erklärende in einfachem schlichten Deutsch, damit es mit der eigenen auch noch andere edle Frauen genießen und sich in die herrliche jugendlich naive Welt des griechischen Barden mit liebevollem Anteil vertiefen können. Welch ein unendlicher Unterschied zwischen Vossens Verhältnis zum Homer und dem Heynes und Wolfs! Während das Resultat von Heynes geschäftigen Bemühungen um den Dichter so gut wie null ist, und Wolf sich sein Leben lang mit seiner abenteuerlichen Hypothese einer „Vielhomererei" herumgetragen und doch den Hauptbeweis dafür schuldig geblieben ist, daß es in der That nur einen „vielköpfigen Unhomer" gegeben habe, hat Voß die Existenz des Einen Meisters so siegreich durch die Enthüllung seines wahrhaftigen Ebenbildes sicher gestellt, daß selbst Göthe wieder an ihn hat glauben müssen und seinen zeitweiligen Abfall zu dem Wolf'schen Einfall feierlich wiederrufen hat.

Doch, wie gesagt, wir müssen uns hier beschränken und fügen nur noch ein par Worte in Beziehung auf Italien bei.

Keine schönere poetische Blüte ist unter dem milden hespe-

rischen Himmel entsprossen, als das Gedicht des andinischen Sängers vom Landbau. Virgil, dieser züchtige, sittliche Geist, der mit inniger Wehmut das verlorne Paradies der Menschheit vermißt und mit rührender Sehnsucht nach einem Ueberwinder der Schrecken des Todes, oder, wie er sagt, des „Getöses des Acherons" sucht, der durch die ihm inwohnenden religiösen Ideen und das innige Sehnen seines Geistes (dem der Trost der Offenbarung fehlte) auf den Höhen der Wissenschaft des Lebens Not und Angst zu überwinden oder in der Stille des Landlebens zu vergessen, dem großen Dante so nahe der Schwelle des Christentums erscheint, daß er sich ihn als von den Schrecken der Hölle unantastbar zum Führer durch dieselbe wählt, Virgil sagen wir, beglückt und erhoben durch August's und Mäcen's Freundschaft, schuf in der Blüte seines Lebens auf den paradiesischen Fluren Neapels seine Georgica, um seine durch die Gräuel der Bürgerkriege verwilderten Landsleute zur Liebe ihrer heimischen Fluren und dem veredelnden Anbau derselben zurückzurufen. Und er that dies in einer Sprache, die die Gedanken bis zu den leisesten Regungen, gleich einem schönen Gesicht durchscheinen läßt, und in einem Versbau, der bis in die feinsten Züge aufs sorgfältigste ausgearbeitet und geglättet ist. Auch diese köstliche Blüte italischer Poesie hat Voß auf den deutschen Boden verpflanzt und sie mit entschiedener Meisterschaft unserer Literatur gewonnen, in einer Sprache, die durch ihren Wollaut und die krystallne Durchsichtigkeit der Gedanken der Vollendung des Originals gleich oder doch sehr nahe komt. Welche Schwierigkeiten er dabei zu überwinden und welch unermüdlichen Fleiß er dafür anzuwenden gehabt hat, beweist sein trefflicher Commentar, den er, allem gelehrten Nimbus entsagend, den Mut gehabt hat, deutsch zu geben und der sich den Commentaren der größten Philologen, z. B. des Justus Lipsius zum Tacitus, kühn an die Seite stellen kann, ja sie in mancher Beziehung noch übertrifft.

Man wird bei solchen Verdiensten es gern nachsehen, wenn ihm, was freilich außer allem Zweifel steht, seine Arbeit an Horaz, namentlich den Oden, völlig mislungen ist.

Hat nun Voß in so eminenter Weise unserm Volke die klassische Welt der Alten erschlossen und es heimisch in derselben gemacht, so ist ihm auch gelungen, in eigener freier Production ein Gedicht zu schaffen, was in seiner Art unübertroffen in unserer poetischen Literatur dasteht, weil der — besonders für deutsche Leser — höchst günstige Stoff mit des Verfassers ganzer Lebens- und Sinnesweise in der innigsten Verbindung steht, da er bei seiner bürgerlich engbeschränkten, aber geistig sehr ausgeweiteten Stellung, seiner Liebe zu einfacher Häuslichkeit und einem edlen, durch geistvolle und gemütliche Freundschaft und Gastlichkeit verschönten Familienleben, bei seiner Freude an freier ländlicher Natur, an Land- und Gartenbau mehr als irgendwer zur Bearbeitung eines solchen Stoffs geeignet war, indem er, wie Göthe im Werther und Faust, nur ein Stück eigenen Lebens behandelte. Wir meinen die Luise, müssen aber eben bei ihr trotz ihrer Schönheiten und ihrem Werte für die Nationalpoesie unsers Volkes auf Vossens Mängel und Schattenseiten zu reden kommen, die sich grade in ihr recht verführerisch hervorthun. Wir fassen sie kurz zusammen. Voß ist stark von Pelagianismus durchzogen; es mangelt ihm die rechte Erkentnis der Sünde und die Einsicht in die Verderbtheit der menschlichen Natur; er gründet die Hofnung seines Heils nicht auf Christi Verdienst allein, sondern hauptsächlich auf die eigene Tüchtigkeit, überzeugungstreues Denken und Handeln; er ist voll Haß und Argwohn gegen die damalige Geistlichkeit und selbst gegen die Kirche; in der Politik huldigt er den damals herschenden s. g. philosophischen Ideen von einem contrat social, haßt den Adel als Stand, ganz wie unsere heutigen Demokraten, und erkent keine Obrigkeit, keinen König von Gottes Gnaden, sondern stabilirt die Souveränetät des Volks, oder, wie er sich etwas antiker ausdrückt, der „Gemeinde."

Die Quelle von Vossens schiefer Stellung zum Christentume überhaupt finden wir gleich in der ersten Idylle der Luise, nämlich die aus ihrem biblischen Zusammenhange genommene Stelle Apgsch. 10: „Wahrhaft lernen wir dann, daß Gott die Person nicht ansieht, sondern in allerlei Volk ist, wer ihn fürchtet und recht thut, angenehm dem Vergelter." Was dem Apostel die Augen über Gottes Gnadenrathschluß öffnet, daß auch die Heiden teilhaben sollen am Heil in Christo, und was ihn eben antreibt, den Heiden Cornelius mit seinem Hause zu taufen, das wird hier unbegreiflicher Weise grade ins Gegenteil gedeutet, daß es der Aufnahme ins Christentum durch die Taufe nicht bedürfe, daß vielmehr das Heidentum der Griechen, die Religion des Zoroaster und Confucius mit dem Evangelium von Christo vor Gott auf Einer Linie ständen und ihm gleich angenehm wären, als ob den Menschen auch noch ein anderer Name gegeben sei, darin sie selig werden können, als Christi. „O Himmelswonne! wir freun uns Alle die Gutes gethan nach Kraft und redlicher Einsicht, Und die zu höherer Kraft vorleuchteten; freun uns mit Petrus, Moses, Confuz und Homer, dem liebenden, und Zoroaster Und, der für Wahrheit starb, mit Socrates, auch mit dem edeln Mendelssohn! der hätte den göttlichen nimmer gekreuzigt!"

(Schluß folgt.)

---

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz in Berlin. Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

# Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1864. Mittwoch den 13. April. № 30.


## Der Frieden in der Schöpfung kein Frieden in Christo. *)

Durch innere und äußere Stürme zerrissen, durch innere und äußere Feinde verfolgt, sehnt sich des Menschen Herz, eben so oft verzagt wie trotzig, nach Ruhe und Frieden. Die Ruhe sind wir gewohnt nur im Grabe zu suchen; den Frieden aber hofft Jeder erleben zu können, und gewährt das bewegte Treiben der Welt denselben nicht, so sucht ihn die des Kampfes müde Sele fern vom Gedränge der Menschen im stillen, friedlichen Schoße der Natur. Diese, so lehren uns die Dichter und die Weisen aller Völker und aller Zeiten, diese wenigstens gewährt uns einen Vorgenuß jenes vollkommenen Friedens, welcher das Ziel unserer Wünsche, der Gegenstand unserer Sehnsucht ist. Und täuscht der Schein nicht, so waltet jener heiß ersehnte wolthuende Frieden wirklich — wenn auch mit kurzen Unterbrechungen — allenthalben, wo die Natur sich selbst überlassen bleibt und nicht durch den Menschen und im Menschen gequält wird. — — Wir brauchten also nur den Menschen zu fliehen, um ins Eldorado des Friedens zu gelangen, und wahrscheinlich vermöchte Niemand sicherer den Weg nach jenen seligen Gefilden zu zeigen, als der Naturforscher. Versuchen wir also heute, an der Hand der Naturforschung, das Friedensreich auf Erden zu entdecken, und von demselben, wenn auch nur in Gedanken, Besitz zu nehmen. Allgemeine, oberflächliche Eindrücke dürfen uns freilich nicht bestimmen, wollen wir bitterer Täuschung entgehen; — wir könten ja sonst das traurige Schicksal Dessen teilen, der großer Städte lärmendes aber gefahrloses Jahrmarktsgedränge fliehend, durch die spiegelglatte Fläche windstiller See bestochen, im Vertrauen auf die Beständigkeit des trügerischen Elementes seine Hütte am Ufer aufschlüge, und plötzlich, in dunkler Sturmes-Nacht durch haushoch aufgepeitschte, ihn überflutende Wellen geweckt und — verschlungen würde!

Die Schöpfung, innerhalb welcher wir unsere Entdeckungsreise anstellen wollen, tritt uns in doppelter Gestalt entgegen; als unorganische und als organische. Die Erde mit ihren Bestandteilen, ihrer Atmosphäre, ihrem freundlichen Begleiter, ihrer Sonne und den übrigen Gestirnen, die mit ihr den Himmelsraum erfüllen, zählen wir zur unorganischen, sogenanten leblosen Schöpfung; Pflanzen und Thiere hingegen bilden die belebte, organische Welt. Frieden aber kann nur walten, wo Leben ist; bei der organischen Schöpfung allein dürfen wir also hoffen, einen wirklichen lebenswarmen Frieden zu finden; das Unorganische, welches nur existirt, aber nicht lebt, verheißt uns höchstens Ruhe, kalte Grabesruhe.

Durchsuchen wir zuerst Wälder und Wiesen, deren heiteres oder geheimnisvoll helldunkles Grün, deren feierliche Stille uns so freundlich und zugleich unwiderstehlich anziehen, unsere Selen zu stiller Freude stimmen. Freilich nicht des alten Europa's regelrecht bewirtschaftete, durchjagte und durchforstete Waldungen dürfen wir auf unserer Wanderung betreten, diese Wälder, in denen täglich Axt und Säge, Hacke, Spaten und Geschoß des Menschen hausen und zerstören: auch nicht in unseren Wiesen dürfen wir weilen, in denen Heuwerber, Rieselmeister und Viehzüchter Jahr aus Jahr ein schalten und walten, und abwechselnd die Todessense, den Grabscheit oder auch das weidende Vieh ihr Zerstörungswerk treiben lassen — nein, sogleich den Urwäldern der neuen Welt, ihren endlosen Savannen müssen wir zueilen; dorthin müssen wir unsern Pilgerstab setzen, wo „Mutter Natur noch ungestört in leisen Träumen ihre eingebornen Kinder ausbildet." Hören wir, wie berühmte Reisende die Urwälder Brasiliens schildern und welche Eindrücke und Gefühle dieselben in ihnen hervorriefen:

„Eine friedliche milde Ruhe herscht über diese anmutige Gegend, die für die Genüsse zurückgezogener heiterer Naturbetrachtung geschaffen zu sein scheint. Durch die Mannigfaltigkeit der Beleuchtung und des Baumschlages, welchen diese Wälder darbieten, verbunden mit dem Schmelz der verschiedenen Farben, der dunklen Bläue und der Klarheit des Himmels, glaubten wir uns in die hesperidischen Gärten versezt. In den Urwäldern, welche als jungfräuliche Zeugen der schöpferischen Kraft des neuen Continents in ursprünglicher Wildheit und noch unentweiht durch menschliche Einwirkung dastehen, weht den Wanderer europäische Kühle an und zugleich tritt ihm das Bild der üppigsten Fülle entgegen; eine ewig junge Vegetation treibt die Bäume zu majestätischer Größe empor, und noch nicht zufrieden

*) Wir freuen uns, daß wir diesen bisher nur als Manuscript gedruckten trefflichen Vortrag von Dr. Röper, Professor der Naturgeschichte und Botanik in Rostock und der Zeit Rector, mit Bewilligung des Herrn Verfassers unseren Lesern mitteilen dürfen.

Anm. der Red.

mit diesen riesenhaften uralten Denkmälern, ruft die Natur auf jedem Stamme eine neue Schöpfung von vielen grünenden und blühenden Parasiten hervor. Statt jener einförmigen Armut an Arten in europäischen, besonders in nördlichen Wäldern, entfaltet sich hier eine unabsehbare Mannigfaltigkeit der Bildungen in Stämmen, Blättern und Blüten. Fast ein jeder dieser Fürsten des Waldes, welche hier wie zu kaiserlichem Reichstage versammelt neben einander stehen, unterscheidet sich im Gesamtausdrucke von seinen Nachbaren. In beträchtlicher Höhe erst verbreiten die Wollbäume weithin ihre dicken Aeste und ihre gefingerten Blätter, sie zu leichten beweglichen Massen gruppirend, während mächtig wuchernde Lecythen schon aus geringerer Höhe viele, dicht mit Blättern bedeckte, zu einem rund belaubten Gewölbe sich vereinigende Aeste treiben. Die Jacaranda zieht das Auge durch den leichten Wurf ihrer fein zerteilten Blätter an und ihre großen goldgelben Blumen strahlen feurig durch das dunkle Waldgrün. Unter geringer Krümmung erheben sich die glatten weißgrauen Stämme der Faulthierbäume zu einer sehr bedeutenden Höhe, und senden an der Spitze, unter rechten Winkeln, quirlförmige Aeste aus, die an den Enden mit mächtigen, tiefgelappten weißen Blättern besezt sind. Blütenreiche Cäsalpinien, luftige Lorberbäume, Seifenbäume mit ihren glänzenden Blättern, schlanke Cedrelen und tausend uns noch unbekante Bäume stehen in bunter Reihe durch einander. Hie und da blickt zwischen dem frischen Grün die düstere Krone einer chilesischen Fichte hervor, die gleichsam fremd und verirrt in dem tropischen Kreise erscheint, und einzig und unvergleichbar ragen die schlanken Palmen mit ihren wogenden Wipfeln in die Höhe, eine Zierde der Wälder, deren Schönheit und Majestät jede Beschreibung übertreffen. Wendet sich das Auge von den erhabenen Formen jener ältesten Urbewohner zu den bescheideneren und niedrigeren, welche den Boden mit dichtem Grün bekleiden, so wird es von dem Glanze der Blumen entzückt, die hier in bunter Mannigfaltigkeit durcheinander stehen. Die violetten Blüten der Rhexien, die vollen Blumentrauben der Melastomen und Myrten, die glänzenden Blütenkolben des Gewürzrohrs, großblütige Gardenien, alle durch die Guirlanden der Bignonien, die weitläufigen Ranken der honigduftenden Paullinien dicht verflochten, endlich jene grotesken Pothos, die prachtvollen Orchideen, eine Unzahl wunderlich geformter Farnkräuter, alle diese herrlichen Producte einer so jungen Erde vereinigen sich zu einem Bilde, das den europäischen Naturfreund in stetem Wechsel von Erstaunen und Entzücken erhält. Der majestätische Anblick, die sanfte Ruhe und Stille dieser Wälder, welche nur durch das Schwirren der zarten, an Pracht und Glanz mit Diamanten, Smaragden und Sapphiren wetteifernden, die prunkvollsten Blumen umschwirrenden Kolibris und durch die wunderbaren Töne fremdartiger Vögel und Insecten unterbrochen wird, wirken mit einem Zauber ganz eigener Art auf das Gemüt des gefühlvollen Menschen, der sich hier gleichsam neugeboren fühlt."

Wenn irgendwo auf Erden, so möchte man, nach dieser Beschreibung, in den Urwäldern ausrufen: „Hier ist gut sein, hier laßt uns Hütten bauen!" Ist ja obendrein nicht blos für Auge und Ohr gesorgt, sondern auch der übrige nahrungs- und kleidungsbedürftige Leib dort wol aufgehoben, wo Ananas unsere Bromberen, Vanille unsern Wachholder, Cacaobohnen unsere Eicheln und Buchnüsse, Nelkenbäume unsere Birken, Zuckerrohr unser Schilf, Kaffebäume die Cichorie, Baumwollenstauden den Flachs in üppigster Fülle und zum Teil ohne alle und jede Pflege ersetzen!

Dennoch aber wollen wir nicht zu voreilig zu Werke gehen, unser Zelt nicht sogleich bleibend aufschlagen, und, um diese so bezaubernd geschilderten Zustände etwas sorgfältiger zu prüfen, jenes Eden genauer und längere Zeit betrachten.

Auch unter den Wendekreisen herscht kein ewiger Frühling, auch dort folgen auf die vorhin geschilderten heiteren und stillen Tage, Zeiten der Trübsal und Verwirrung. Uebertrifft die Schöne des Frühlings der heißen Zone die Reize des europäischen, so treten dafür unsere Stürme in den Tropenländern als Orkane, unsere Platzregen als Wolkenbrüche auf, nicht selten in wenigen Stunden die Schöpfungen Jahrhunderte langen Wachstums vernichtend, und an die Stelle paradiesischer Fülle und Anmut den Gräuel der Verwüstung setzend. Aber nicht allein diese gewaltsamen rohen Kräfte der leblosen Natur stören den schönen Frieden des heißen Erdstrichs und vernichten seine wunderbar üppigen vegetabilischen Gebilde. Auf andere Weise noch ist dafür Sorge getragen, „daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen." Teils Uneinigkeit im eigenen Reiche, teils aber auch die gefräßigen Unterthanen des Faunus hindern es, daß Flora nicht zu sehr um sich greife. So werden, wie sich von selbst versteht, die Legionen von Affen, Vögeln und Insecten, welche in den Urwäldern hausen, nicht am bloßen Anblicke der vegetabilischen Schönheiten sich ergötzen, sondern sie fallen gierig darüber her, um ihr eigenes Leben zu fristen. Freilich diesen Zehnten, den das Gewächsreich unfreiwillig dem Thierreiche zollt, sind wir schon so gewohnt, daß derselbe uns ganz in der Ordnung zu sein und mit dem Frieden wol bestehen zu können scheint. Anders aber wird uns zu Mute, „wenn die größten edelsten Bäume nach wenigen Monaten zehrenden Kränkelns von Ameisen, Termiten und andern Insecten zernagt, vom Grund bis zur Spitze von Fäulnis ergriffen, zum Schrecken des einsamen Wanderers unter krachendem Geräusch zusammenstürzen." Wirkliches Mitleid empfindet der Naturfreund, wenn die Zierde der Wälder, schlanke Palmen, die mit ihren wogenden Wipfeln einzig und unvergleichbar himmelan streben und unter dem unbegränzten blauen Himmelsdom einen freilich begränzten, dennoch aber unbeschreiblich erhabenen grünen Blätterdom ausspannen, wenn diese Königinnen des Gewächsreiches, gegen größere Feinde oft durch gewaltige Stacheln geschüzt, dem widerlichen Palmwurm wehrlos unterliegen müssen, jener fingerslangen dicken Käfermade, die in und von ihrem Marke zehrend, allmälich tödtend bis zur Krone sich hinhinauffrißt. Grausen erfüllt uns, wenn ganze Pflanzungen den

Ameisen, welche die Rinde zernagen, als Beute anheimfallen; wenn Millionen riesiger Maulwurfsgrillen und Erdwespen an den Wurzeln ihr unterirdisches, unsichtbares Zerstörungswerk treiben und dadurch ganze Waldstrecken vernichten; wenn Heuschrecken in luftverdunkelnden Schwärmen auf die Wiesen und Wälder niederfallen, um Kräuter und Bäume aller saftigen grünen Teile zu berauben und das Holz bloszulegen, so daß der eben noch in herrlichster Pracht strahlende Baum innerhalb weniger Augenblicke in ein trauriges Gerippe verwandelt wird.

Aber fast noch ärger als die eben erwähnten geschwornen Feinde der Aequatorial-Pflanzenwelt wüthen, in den unabsehbaren Wäldern des Innern von Nordamerika, die lieblichsten, harmlosesten Thiere — unschuldige Tauben! Von den großen Buchen-Waldungen, welche die Wandertauben, deren fliegende Heere auf Billionen von Individuen geschäzt werden, zu ihren Schlaf- und Brutplätzen auswählten, entwerfen glaubwürdige Augenzeugen folgendes Gemälde:

„Solche Plätze sehen fürchterlich aus. Weit und breit ist der Boden mit dem Unrath der Tauben einige Zoll hoch bedeckt, alles Gras und Unterholz vertilgt, die Oberfläche mit großen Aesten bestreut, die durch das Gewicht der auf einander sitzenden Vogelklumpen abgebrochen sind; die Bäume selbst dürr auf 1000 Morgen weit, als wären sie von der Axt umhauen. In vielen Jahren wächst Nichts mehr auf solchen Stellen der Verwüstung."

Soviel von dem unblutigen, dennoch aber grausamen Kriege, den die Thierwelt gegen die wehrlosen Pflanzen führt. Sehen wir nun, wie sich Pflanze gegen Pflanze, ja das einzelne Gewächs gegen seine eigene Nachkommenschaft, seine eigenen Glieder verhält, und unter welchen Bedingungen Pflanzen-Existenz überhaupt nur möglich wird.

Mit dem Offenbaren anzufangen, so nehmen wir wahr, wie zahllose, teils mikroskopische, teils colossale, teils unmittelbare, teils mittelbare Schmarotzerpflanzen andern Gewächsen am Leben zehren, ihren frühen Tod herbeiführen, sie zum Teil sogar lebendig begraben.

Die berüchtigten Lianen, unserm Epheu ähnlich, aber im Vergleich zu dieser vegetabilischen Schnecke mit Eichhornsgeschwindigkeit an den Bäumen emporklimmend, umschlingen nicht allein denjenigen Stamm, der ihnen ursprünglich als Leiter und Stütze diente, sondern kriechen, in den Kronen der Bäume angelangt, mehrere hundert Schritt auf diesen weiter, ihnen Luft und Licht benehmend, oder senken sich auch, Riesenschlangen ähnlich, und andere Gewächse, oft die dicksten Stämme erdrosselnd, wieder zur Erde, um in dieser aufs Neue zu wurzeln und zu neuen Eroberungen sich zu stärken. Diese vegetabilischen Antäus-Recken, wie mit Ankertauen die Wälder durchflechtend und würgend, durch ihr Gewicht die Kronen erdrückend, sind auch nicht die einzigen stammverwandten Feinde der wehrlosen Pflanzenwelt. Auch wirkliche Schmarotzer, unserer Vogel-Mistel gleich, durchdringen mit ihren Wurzelu Rinde und Holz der Zweige und Stämme und saugen ihnen, blutegelartig, den Nahrungssaft aus, oder wuchern pilzähnlich, zugleich mephitisch dunstende, oft riesengroße Blumen von unheimlicher Gestalt und Farbe entfaltend, auf den Wurzeln. Mit ihnen und den Lianen teilen wirkliche Pilze, Flechten, Mose und Farnkräuter in Unzahl das unerbittliche Zerstörungswerk. Zum lebendigen Sarge lebender Bäume werden endlich die mit herrlichen Lorberblättern und rosenähnlichen Blumen prangenden Clusien, die aus Samen erwachsend, welche durch Vögel in die Aeste hundert Fuß hoher Baumkronen verschleppt wurden, einen Teil ihrer Wurzeln in die Rinde hineintreiben, andere Wurzeln aber, sogenante Luftwurzeln, tropfsteinartig an den Zweigen hinabsenden, wobei sie untereinander und mit denen anderer Clusienbüsche desselben Baumes verschmelzen, Zweige und Stämme incrustiren, zulezt die Erde erreichen und nun neue Nahrung herbeiziehen, durch welche den luftigen Räubern neue Kraft und folglich neue Waffen zugeführt werden, so daß sie endlich ihren ganzen Träger verdecken und selbst dastehen, scheinbar ein stattlicher Baum. Hiervon ein interessantes Beispiel: — Bei San-Domingo hatte der Eigentümer der kleinen Schildkröten-Insel vor seiner Hausthür eine Rosen-Clusia von außerordentlicher Größe und Schönheit stehen. Dieser Baum ward dazu verurteilt, umgehauen zu werden, weil er zu sehr schattete und viele Insecten herbeizog. Die schwarzen Zimmerleute hieben ihre Aexte in das weiße, poröse und weiche Holz des Clusien-Baumes hinein und trafen plötzlich, zu ihrem großen Erstaunen, auf einen bedeutenden Widerstand. Vollkommen unter und durch die Clusia begraben, befand sich nämlich ein sehr dicker Mahagonibaum, dessen Holz von so guter und schöner Beschaffenheit geblieben war, daß es zur Verarbeitung verkauft werden konte, und der nichts destoweniger, da Niemand Kunde über ihn zu geben wußte, vor mehreren Menschenaltern mochte lebendig begraben worden sein.

Aber noch mehr als durch alle Befehdungen vereinter Feinde, leiden die Kinder Flora's, unter den Wendekreisen sowol als bei uns, durch die unabänderlichen Verhältnisse und Gesetze ihres eigenen Wachstums, ihrer eigenen Vermehrung. Allgemein bekant ist es, daß wenn von einer einzigen Tabacks-Pflanze, die zu ihrem Wachstume nur einiger Sommermonate und höchstens zweier Quadratfuß Erde bedarf, alle 40,000 Samenkörner zur Entwickelung und vollständigen Ausbildung ihrer Keime gelangten, schon nach vier Sommern die gesamte feste Oberfläche unserer Erde, obgleich über zwei Millionen Quadrat-Meilen groß, zur Aufnahme der auf zwei Trillionen fünfhundert und sechzigtausend Billionen Individuen (2,560,000,000,000,000,000) herangewachsenen Nachkommenschaft lange nicht mehr ausreichen würde.

Weniger bekant, nicht einmal von allen Botanikern beachtet ist es aber, daß an jedem Baumstamme, Zweige und Zweiglein, an jedem Strauche und Kraute unzählige Knospen, eigentlich also Keime neuer Individuen, nie zur Entwickelung gelangen, weil sie durch die raschere Entfaltung des Haupt-

stammes, einzelner Zweige oder auch der Blüten und Früchte, ausgehungert werden. Und zwar waltet hier nicht bloßer Zufall; oft kann der Beobachter, ohne die Pflanze selbst zu sehen, wenn nur ihr Namen ihm genant wird, eben so genau wie der Astronom Sonnen- und Mondfinsternisse, diejenigen Knospen und Keime zum Voraus angeben, die unter den gewöhnlichen Außenverhältnissen zum Todtgeborenwerden erschaffen sind, und die nur dann ins Leben gerufen werden, wenn ein Unfall ihre älteren oder bevorzugten Brüder hinwegraffte. Aehnlich ergeht es den Samen-Anlagen vieler Früchte. So findet man regelmäßig in jeder reifen Eichel neben dem einzigen zur Entwickelung gelangten Samenkorne, frühzeitig fünf von diesem zu Tode gedrückte oder ausgehungerte Sämlein. In jeder Cocosfrucht sollten mindestens drei Kerne sich entwickeln, und regelmäßig tödtet der eine Drilling die beiden übrigen dadurch, daß er die süße Muttermilch allein verzehrt. Auch hier heißt es: Wehe den Kleinen und Schwachen! — Und derselbe lautlose Kampf, der unter Sprößlingen einer Mutter, an einem Stamme, in einer Frucht sich entzündet, glimmt ohne Unterlaß unter den neben einander wachsenden Individuen. Jedes Moos, jedes Kräutchen, jeder Baum sucht sich auf Kosten seiner Nachbarn zu bereichern. Durch Wurzelthätigkeit, Schatten, Ausdünstung trachten sie dieselben zu erschöpfen, zu verkümmern, zu vergiften. Von diesem hartnäckigen Kriege entwirft derselbe Reisende, der für den stillen Frieden der jungfräulichen Urwälder Amerika's kaum Worte finden konte, folgende Beschreibung:

„Wenn wir es hier versuchen, ein Gemälde von dem Innern einer tropischen Urwaldung zu entwerfen, dürfen wir nicht vergessen auf das Verhältnis aufmerksam zu machen, welches rücksichtlich des Selbsterhaltungstriebes zwischen den einzelnen Individuen stattfindet. Bei einer so großen Fülle von Leben, und einem so kräftigen Ringen nach Entwickelung, vermag selbst ein Boden, so fruchtbar und üppig wie der brasilianische, nicht die nötige Nahrung in gehörigem Maße zu reichen; daher stehen jene riesenartigen Gewächse in einem beständigen Kampfe der Selbsterhaltung unter einander, und ersticken sich mehr noch als die Bäume der europäischen Waldungen. Selbst die schon hoch erwachsenen Stämme empfinden den Einfluß ihrer noch mächtigeren Nachbarn, bleiben bei Einziehung der Nahrung plötzlich im Wachstum zurück und fallen so in kurzer Zeit den allgemeinen Naturkräften anheim, die sie einer schnellen Auflösung entgegenführen."

Sollen wir aber, wenn die Pflanzen-Völker und Familien sich ohne Unterlaß befehden und in den vegetabilischen Staaten nur das Faustrecht gilt, an vereinzelten, sorgfältig gehegten und gepflegten Pflanzen, in Treibhäusern z. B. oder in Blumentöpfen — also vegetabilischen Klöstern und Einsiedeleien — den lieben Frieden nicht finden können? Vielleicht werden die Pflanzen nur durch böses Beispiel verdorben, Rousseau's Menschen ähnlich, welche einzeln und von Natur tugendsam und friedfertig sind, von einander abgesondert es auch bleiben, und nur durch ihres Gleichen Gesellschaft eigennützig und schlecht werden?



Beantworten kann uns diese Frage nur die Lehre vom Wachstume und der Ernährung der Pflanzen.

Kein organischer Körper, mithin auch kein Gewächs, besizt schöpferische Kraft und folglich kann es weder leben noch wachsen und sich vermehren, ohne aus seiner Umgebung diejenigen Stoffe an sich zu reißen, aus denen sein Körper und dessen Erzeugnisse bestehen. Nun aber bilden die Pflanzen ihren Leib größtenteils aus Wasser, Kohlensäure und einigen Erden. Diese Bestandteile müssen sie folglich ihrer nächsten Umgebung entziehen; sie verkürzen demnach andere Existenzen um Teile oder um ihr Ganzes; sie rauben folglich. — Aber sie rauben nicht nur, sie zerstören auch. Denn unverändert können dieselben den anorganischen Stoff nicht zum Aufbaue neuer Organe, zur Erhaltung und Erneuerung der schon gebildeten verwenden; auf den ersten Act ihrer Ernährung, den Raub, folgt ein zweiter, die Vernichtung einer bestimten Existenzweise, eine Zersetzung. Um ihre Holz-, Mehl-, Gummi- und Zuckerteile bilden zu können, muß die Pflanze mit dem Wasser Kohlensäure eingesogen haben. Diese zersezt sie in Kohlenstoff und Sauerstoff; scheidet von Lezterem einen großen Teil aus, ihn durch ihre Oberfläche der Atmosphäre wieder zuführend, und bildet mit dem Kohlenstoffe und den Elementen des Wassers, je nach ihrem Bedürfnisse, Holzfaser, Zucker, Gummi oder Stärkemehl. — Um ihre Harze und Oele zu erzeugen, muß die Pflanze außer der Kohlensäure auch notwendig noch Wasser zersetzen, um von diesem sich den zur Bildung der öligen und harzigen Substanzen unentbehrlichen Wasserstoff zu verschaffen. Die erdigen Bestandteile erleiden gleichfalls Veränderungen, denn meistens als kohlensaure und humussaure Salze in aufgelöstem Zustande durch die Wurzeln mit der Erdfeuchtigkeit eingesogen, werden sie in den organischen Laboratorien in apfelsaure, citronensaure, weinsteinsaure Salze umgewandelt. Und so arbeitet, saugt, gährt, brauet und brennt es in den mikroskopischen Werkstätten des Pflanzenkörpers, den nicht nicht einmal sandkorngroßen Zellen, ebenso thätig, aber weit kräftiger und ununterbrochener, als in unseren Laboratorien und Fabriken.

(Schluß folgt.)

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz in Berlin. Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

# Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1864. Sonnabend den 16. April. № 31.


## Der Frieden in der Schöpfung kein Frieden in Christo.

(Schluß.)

Nicht anders geschieht das Wachstum, die Erzeugung neuer Teile, die Fortpflanzung. Wo Neues sich gestaltet, wird Altes zerstört; die jungen Zellen, im Innern der alten entstehend, verzehren diese durch ihr Wachstum bis auf die leiseste Spur, um dereinst auf gleiche Weise selbst wieder unterzugehen, bis daß das ganze Organ, die ganze Pflanze ihre vollkommenste Ausbildung erhalten hat, nichts Neues mehr entsteht, und demzufolge — Alles ins Grab sinkt! Den größeren Organen, oder Teilen, die wir füglich mit den einzelnen Thieren eines Korallenstockes vergleichen können, ergeht es nicht anders. Keimblätter entstehen, um Stammblättern die Nahrung vorzubereiten. Sind diese entfaltet, so entziehen sie den Keimblättern allen Saft, so daß leztere dahinwelken und verdorren. Aber auch an die Stengelblätter komt die Reihe. Haben dieselben, Bienen gleich, hinlänglich organische Nahrung bereiten helfen, so zeigen sich die Blumen, verzehren in wenigen Stunden die fremden Ersparnisse vieler Tage, Wochen und Jahre, ja sogar, — wie bei der großen amerikanischen Aloë, mehrerer Jahrhunderte, und lassen dem Individuum nur noch die Kraft, das Product der Blüte, den Samen, zur Reife zu bringen. Freilich ergehts den buntfarbigen Blumen dafür auch noch schlimmer, als ihren grünen Vorgängern; so recht im eigentlichsten Sinne des Wortes mähet sie die Todessichel in der Blüte ihres Lebens. — Aus den Früchten, mit denen das einfache Pflanzen-Individuum seinen Körper und seinen Lebenslauf abschließt, wandert das scheidende Leben der Mutterpflanze in die Samenhülle, aus dieser in den Keim und seine Blätter, und die Keimblätter endlich, zu einer ephemeren und scheinlosen Existenz geboren, oft nicht einmal berufen, das Tageslicht zu erblicken, bilden nur das erste Glied des großen, stillen, im Kreise sich bewegenden Leichenzuges, den wir so eben an uns vorüberziehen sahen. Und wie wenige der Keime gelangen überhaupt zur Entwickelung? Zahllose Samen spülen die Regenwässer, wehen die Winde in Flüsse, Seen und Meere, wo sie im Schlamme des Bodens begraben, freilich Jahrhunderte lang lebensfähig bleiben, endlich aber doch verwesen, wenn nicht eine mitleidige Baggerschaufel sie mit dem Schlamme wieder ans Tageslicht und möglicherweise aufs Trockene bringt. Ein großer Teil aller Samen bleibt auf der Oberfläche der Erde liegen, verdorrt oder erfriert, oder auch, wenn bald, nachdem er die schützende Fruchthülle verlassen, feuchte Witterung eintritt, er keimt, vermag aber mit der widerhaltlosen Wurzel nicht in die Erde zu dringen und verhungert. (Matth. 13, 4—7.) Der größte Teil endlich aller Samen und Früchte scheint nur erschaffen, um die Thierwelt zu sättigen. Mehr oder minder auf Körner und Früchte angewiesen sind Trillionen thierischer Individuen, von den mikroskopisch kleinen Kleisteraalen an, durch die Kornwürmer, Bohrkäfer, Vögel und Mäuse, bis zum Hamster mit seinen unterirdischen Kornkammern, den Affen mit ihren Backentaschen und dem, Getreide aller Art, Reis, Mais, Cacao, Kaffe, Pfeffer, Kümmel, Anis, Muskatnüsse, Mandeln, Datteln, Obst, Beeren und Trauben vertilgenden — Menschen!

Also selbst da, wo offenbar und gewaltig geführte Kämpfe nicht stattfinden, vermissen wir den wahren Frieden. Eigennutz, die Mutter des Krieges, ist die Haupttriebfeder aller belebten Wesen, und wo derselbe nicht so frei waltet, wo Handlungen im Interesse anderer Wesen, folgender Generationen geschehen, da gehorcht das Individuum — wie bei den Thieren noch deutlicher hervortritt, — einer eisernen Notwendigkeit, die wir Instinct zu nennen gewohnt sind, nicht aber der freiwilligen Nächstenliebe, welche ja allein die Grundlage eines wahren dauernden Friedens sein kann.

Suchten wir nun sogar bei den stillen Pflanzen vergebens nach dem verlorenen Schatze, wie wird es uns da ergehen, wenn die Pilgerfahrt uns in das vielbewegte, rastlose Reich der Thiere führt, dieses colossale Reich, über dessen größere Unterthanen Löwen, Adler, Krokodile und Haifische das blutige Regiment führen, und dessen kleinere, oft winzig kleine Bürger, — Infusorien, Polypen, Seesterne und Medusen, Würmer, Spinnen, Scorpione und Krebse — fast ohne Ausnahme auf animalische, mehrenteils lebendige Kost angewiesen sind. Nur Schnecken und viele Insecten leben von Pflanzen, also wenigstens nicht von Geschöpfen, die mit Selbstbewußtsein ausgestattet sind, und unter den Insecten sind einige, verhältnismäßig sehr wenige Arten, an den recht eigentlichen Ueberfluß des Gewächsreichs, den Honigsaft der Blumen, andre auf den Abfall der Pflanzen, auf deren abgestorbene Teile nämlich, angewiesen. Sehen wir die stattlichen Schmetterlinge und Kolibris, fliegen-

den Blumen und Edelsteinen ähnlich, von Blüte zu Blüte flatternd, und aus den ihnen gleichsam freundlich entgegengehaltenen Blumen-Bechern den Honig trinken, ohne auch nur ein Staubfädchen zu knicken, ohne auch nur ein Kronblättchen zu berühren, so könte es uns dünken, als biete hier einerseits die Liebe und empfange andrerseits zarte Dankbarkeit — aber, wovon leben die Kolibris im tropischen Winter, der, freilich aus anderen Ursachen als der unsrige, auch blütenlos ist? Und wovon zehrten die lieblichen Schmetterlinge, wie sie noch in garstiger Raupengestalt einherkrochen? Die Mehrzahl derselben fraß Blätter und Blumen, oft innerhalb 24 Stunden das Doppelte ihres eigenen Gewichts; andere lebten sogar von thierischen Substanzen, wie z. B. die Raupen der Bienenwaben-Motte, der Pelz-Motte, der Speck-Motte. Die vollkommenen Schmetterlinge freilich nehmen teils gar keine Nahrung zu sich, teils nippen sie nur vom Honig der Blumen, der sonst unnütz auf die Erde tröpfeln würde — aber selbst wenn sie wollten, sie könten nicht mehr fressen; ihre Mundteile sind nicht mehr zum Beißen geeignet. Es sind Wölfe mit ausgebrochenem Gebisse, Bären mit einem Maulkorbe — — ob die nahe Todesstunde in ihnen wirklich einen friedlicheren Sinn erweckt habe, ob sie des Zerstörungswerks überdrüssig geworden, können die Naturforscher nicht ermitteln — auf ein umgewandeltes Herz, ein gedrücktes Gewissen läßt freilich ihr leichtfertig flatterhaftes Benehmen kaum schließen!

Was wird aber nun da erst aus dem Frieden, welchem wir nachjagen, wo ein Leben nicht blos geopfert wird, um ein anderes zu erhalten, sondern wo es in langer Folter und Todesqual sich verzehrt! Was uns mit Abscheu erfüllt, wenn es durch den Herrn der Schöpfung, den Menschen, geschieht, daß, um der leckeren Zunge besser zu schmecken, Thiere zu Tode gefuttert, durch wiederholte Aderlässe lebendig gebleicht, durch wilde Hetzjagd mürbe geängstigt, auch wol, wie angeblich bei den Abyssiniern, lebendig geschlachtet werden, oder gar, daß man sie, wie im Herzen des gesitteten Europa's und des gemüt- und gefühlvollen Deutschlands die Krebse, allmälig zu Tode kocht, — dieses Alles oder doch Aehnliches geschieht viel häufiger, viel bedachter, viel systematischer bei unzähligen Thieren. Spielen schon unsere heimtückischen Hauskatzen und die Raubvögel mit den gefangenen, schwer verwundeten und vor Furcht schon halbtodten Thierchen, so spießen gar die niedlichen, zum Teil lieblich singenden Neuntödter ihre Beute — Käfer und andere Insecten — um sie frisch zu erhalten, lebendig auf Dornen und Stacheln, an denen sie, unter Umständen, Tage lang zappeln können. Und nun das großartige Morden der kleinen Ameisen, die in förmlichen regelrechten Schlachten sich bekriegen, ihre erwachsenen Gegner erbarmungslos erwürgen, deren Wohnungen erstürmen, die Larven aber rauben und mit Hülfe früher schon auf ähnliche Weise eingefangener Arbeitsameisen anderer Stämme, sie sorgfältig zu lebenslänglichen Sclavinnen erziehen! Sind sie unsere Lehrerinnen gewesen oder unsere Schülerinnen geworden? Ist selbst für die Ameisen die Erde nicht groß genug?



Gehen wir aber von diesen immer noch halb und halb ritterlichen Fehden zu anderem Gemetzel über.

Die teils garstigen, teils wirklich schön gestalteten und buntgefärbten Galläpfel, als Pflanzenplage untergeordneter Art früher nicht erwähnt, entstehen bekantlich dadurch, daß sogenante Gallwespen ihre Eier mit dem Legestachel ins Innere junger Pflanzenteile bringen, woselbst der Reiz des fremden Körpers vermehrten Säftezufluß und wildes Fleisch erzeugt. Es gibt aber eine verwandte Insectengruppe, die Schlupfwespen, welche für ihre Eier andere Stätten sich auswählen, die Körper lebender Thiere. Namentlich in den Leib der trägen und wehrlosen Raupen legen diese kaltblütigen Mörderinnen ihr Ei, und die lezterem sehr bald entschlüpfende Made zehrt vom lebendigen Leibe ihres unfreiwilligen Wirtes, — wolweislich mit den unwichtigsten Organen anfangend — bis sie, endlich selbst zur Verwandlung reif, ihm den Gnadenstoß gibt. — Die Mauerwespe, welche für ihre Brut einige Zoll lange Röhren mauert oder gräbt, legt, sobald sie mit ihrer Mauerarbeit fertig geworden, an den Boden jeder Röhre ein Ei und fliegt dann davon, um das bald ausschlüpfende Junge zu verproviantiren. Jede der kleinen Maden versorgt die treue Mutter mit 10—12 kleinen, nicht getödteten, sondern nur angebissenen Raupen, die, in der kühlen schattigen Höhle zusammengepackt, 10—12 Tage am Leben bleiben. Täglich saugt nun die Mauerwespen-Made, bis zu ihrer innerhalb 14 Tagen stattfindenden Verpuppung, eine Raupe aus, und zwar mit solcher Gier, daß kaum der unbescheiden beobachtende Mensch sie von ihrer leichten Beute loszubringen vermag. — Verwandte Wespenarten versehen die Speisekammer ihrer Brut mit mehr als 30 Raupen, noch andere mit 7—8 Spinnen, wieder andere mit dem honigerfüllten Hinterleibe unserer Bienen. — Bremsen endlich legen dem Hornvieh, Schafen, Antilopen, Hirschen und Rennthieren die Eier unter die Haut — oder auch an die Lippen und Nasen und entwickeln sich dieselben entweder in garstigen Hautbeulen — bisweilen in so großer Menge, daß die Haut brandig wird — oder auch, durch Häkchen gehalten und fortwährend reizend, im Magen, im Darm, in den Nasenhöhlen. Die Angst vor diesen so schmerzlich und so bleibend verwundenden geflügelten Feinden, so wie vor den sie kürzere Zeit aber noch empfindlicher peinigenden Stechfliegen, treibt oft ganze Herden von Rennthieren in die Abgründe und jagt auch unser Hornvieh, unsere Pferde wie rasend umher. — Aehnliche Pein und noch größere Gefahr bereitet Vieh und Menschen die berüchtigte kleine, in wolkenähnlichen Schwärmen vorzüglich die Donau-Niederungen bevölkernde kolumbatscher Mücke, die nicht allein durch ihren Stich quält, sondern auch, vermöge ihrer Kleinheit, in Augen, Nase, Mund und Luftröhre eindringt und zugleich durch Schmerz und Erstickung tödtet. Und wenn hier zu Lande an Sümpfen und in Wäldern Mücken und Zäcken, im Gebüsche Ottern, den Menschen schon zur Genüge quälen und gefährden, wie ergehts uns Armen erst in den heißen Welttheilen!? Hören wir den begeisterten Lobredner der Urwälder

nach einigen Wochen und Monaten seines Aufenthaltes in denselben:

„Kleine und große Mosquitos umschwärmen den Reisenden, mit ihren Stichen ihn selbst durch dicke Kleider hindurch quälend. Die häufig im Sande verborgenen Erdflöhe nisten sich unter die Nägel der Hände und Füße ein, und verursachen, indem sie eine mit Eierchen gefüllte Blase erzeugen, die schmerzhaftesten Entzündungen, zu denen sich manchmal der Brand gesellt. Wenn die Termiten altes Holzwerk zerfressen, so nagen garstige Schaben Nachts sogar an den Fingerspitzen der Menschen. Einem lebendigen Eiszapfen gleich kriecht die kalte Riesenassel den Schlafenden über das Gesicht und versetzt der instinctmäßig und in der Hast des Schreckens sie abwehrenden Hand die schmerzhaftesten Bisse. Nicht zu gedenken der reißenden Onzen und Alligators, der giftigen Schlangen, Tausendfüße, Scorpione und Buschspinnen, von denen einige nur gereizt den Menschen verwunden, sind schon die unter den Namen der Carabatos bekanten Milben als eine der furchtbarsten Plagen anzusehen. Diese kleinen Thierchen, von der Größe eines Mohnsamens bis zu der einer Linse, leben gesellig und zu Hunderten an einander gedrängt auf dem Grase und auf dürren Blättern. Sobald der Wanderer an solche Pflanzen anstreift, verbreiten sich jene mit sehr großer Schnelligkeit durch die Kleider auf die Haut, wo sie sich besonders an den zarteren Teilen einfressen, ein qualvolles Jucken, das durch unvermeidbares Reiben noch vermehrt wird, und endlich entzündete Beulen verursachen. Keine Worte reichen hin, die Qual zu beschreiben, welche die kleine aber furchtbare, in engen Kreisen mit außerordentlicher Schnelligkeit heranfliegende Pium-Mücke über den Reisenden verhängt. Einen brennenden Schmerz verursacht ihr häufiger Stich, auf den oberflächliche, unter Umständen sogar tödlich werdende Verschwärung der Haut folgt. Die Pium-Mücke fliegt nur bei Tage, vornehmlich im hellen Sonnenschein; eine andere Art verfolgt den Menschen um Sonnenuntergang und die nächtliche Ruhe rauben ihm die blutdürstigen Carapana-Mücken, wie die Landeseinwohner treffend sagen, nach einander auf die Wache ziehend. Nur wer selbst diese in der heißen Zone so häufigen Uebel empfunden hat, kann sich eine Vorstellung von den Leiden machen, welche der immer im Freien lebende Naturforscher erdulden muß!"

Verlassen wir auf einen Augenblick die Erdoberfläche, um mit unseren Blicken die kühlen Fluten zu durchspähen. — Können wir an dem muntern Spiel der Fischlein in Flüssen, Seen und Meren, können wir am schwirrenden Fluge der fliegenden Fische noch Freude haben, wenn uns die Veranlassungen zu diesen Wasser- und Lufttänzen bekant sind? Im Wahne ihre blutgierigen Peiniger zurückzulassen und vor Schmerz über die an ihren Kiemen fest haftenden Kiemenwürmer, springen große und kleine Fische, selbst centnerschwere Thunfische oft hoch aus dem Wasser hinaus aufs Ufer oder in Schiffe. Aus Angst, nicht um der frischen Luft sich zu erfreuen, verlassen die fliegenden Fische ihr eigentliches Element; von pfeilschnell



schwimmenden Thunfischen, Schwertfischen und Haien verfolgt erheben sich ihre Schwärme in die Luft, diese in gerader Richtung durchstreichend, und in ihr sogleich von Fischadlern und Mövenscharen verfolgt und decimirt. Erschöpft und erschreckt suchen sie von Neuem Schutz im Wasser; — aber ihre früheren Verfolger, wol wissend, daß und wann sie wiederkehren würden, hielten, unter ihnen die Flut durchschneidend mit ihnen gleichen Schritt, nehmen sie sogleich wieder in Empfang und treiben sie, nach einigen Minuten fortgesezter Jagd, den in der Luft auf sie lauernden befiederten Harpyen aufs Neue in die Krallen. Augenblickliche Ruhe wird den immer mehr gelichteten Scharen der beschuppten Flieger erst dann, wenn alle ihre Verfolger gesättigt von der grausamen Hetzjagd abstehen. — Und als hätten die armen Fische, die fast alle größeren Arten und diese endlich Delphinen und Pottfischen zur Beute werden, von den beschuppten, befiederten und nackthäutigen Räubern und Feinden nicht genug zu leiden, so müssen sie noch, namentlich in der heißeren Jahreszeit, unzählige Eingeweide- und Binnen-Würmer beherbergen, die nicht blos Eingeweide, andere Körperhöhlen und Muskeln erfüllen, sondern sogar ihre Augen heimsuchen und nicht selten durch ihre Menge das Wasser der vorderen Augenkammer in eine scheinbar milchige Flüssigkeit verwandeln.

Je niedriger die Organisationsstufe ist, auf welcher ein Thier steht, je weniger Kraft sein Organismus fremden Angriffen und Eingriffen entgegenzusetzen vermag, desto zahlreicher und verhältnismäßig größer sind die Schmarotzer, welche zu beherbergen es verurteilt ist. In den Eingeweiden einer kleinen Landschildkröte lebten viele Tausende von Ascariden und in der Leibeshöhle eines lebenden Ohrwurms fand ich einen Fadenwurm zusammengeknäuelt, der auseinandergewickelt 3 Zoll lang war. — Was sind die äußeren, zum Teil durch Reinlichkeit und Sorgfalt zu vertreibenden oder zu meidenden Schmarotzer — gegen die mikroskopischen, an denen es auch nicht fehlt, ist freilich nichts anzufangen — was sind sie im Vergleiche zu diesen inneren Gästen, die meist nur dann ihre Existenz verrathen, wenn sie ungebührlich überhand genommen haben, gegen welche wir oft ganz wehrlos sind, und von denen wir nur wünschen müssen, daß sie uns wider unser Wissen bewohnen?

Wohin wollen wir uns aber wenden, wenn in allen Gegenden, allen Elementen, allen Jahreszeiten, allen Thierklassen Kampf, Qual, Plage, Mord und Raub uns entgegentreten? Wir sahen freilich mehrenteils nur den Kleinen und Schwachen unterdrückt, aber ganz entgehen die Großen darum nicht dem allgemeinen Lose. Frißt den kleineren Fisch der größere, und diesen wieder ein noch größerer, so unterliegt zulezt der größte den ihn noch überragenden Seehunden, Seelöwen, Delphinen und Pottfischen, oder auch irgend einem inneren Feinde, und die größten Pottfische und Wale plagt, der menschlichen Verfolgungen nicht zu gedenken, ein Zoll langer, an den empfindlichsten Stellen der Haut tief sich eingrabender Schmarotzer-Krebs so fürchterlich, daß sie nicht selten vor Schmerz ans Ufer

fahren und auf demselben stranden. Löwen und Tiger wissen sich der Mücken und des andern, sie zum Teil ausschließlich bedienenden Ungeziefers oft nicht zu erwehren und werden manchmal eine Beute der Riesenschlange; die Adler und Geier wimmeln von peinigenden Hautschmarotzern; den weichen Rachen der Krokodile und Alligators plagen Schnacken, Würmer und andere Quäler so sehr, daß jene Thiere ihr Maul weit aufsperren, um dreiste Sumpfvögel ungestraft hineinhüpfen und es säubern zu lassen. Die Schlangen, von Zäcken, die zwischen den Schuppen sich einbohren, gefoltert, werden bisweilen, wenn sie nach verschlungener Speise in Trägheit und Halbschlummer verfallen, eine Beute der — Ameisen!

Aber nicht länger will ich durch die Schilderung der Kämpfe und Qualen ermüden, mit denen das Thierreich gegen sich selbst wüthet. Die angeführten Beispiele werden genügen, den Beweis zu führen, daß in der organischen Natur wol Gesetz und weise Ordnung uns entgegentreten, nicht aber wolthuender Frieden. Einer angebornen, freilich nicht stets untrüglichen Richtschnur, welche wir Instinct nennen, gehorcht das Thier fast immer; es ist also seinem Schöpfer in der Regel gehorsam; — ich sage in der Regel gehorsam, denn ausnahmsweise kommen, selbst bei ganz wilden Thieren, Handlungen vor, die wir als unnatürlich und folglich gesetzwidrig bezeichnen müssen. — Ferner ist es eine allerdings weise, wolthuende Ordnung, welche dem Uebergreifen der Pflanzenwelt durch pflanzenfressende Thiere, der übermäßigen Vermehrung dieser durch die Raubthiere, und lezterer durch ihren Stellvertreter, den Menschen, Schranken sezt; dennoch aber dürfen wir dreist behaupten, der Zustand der übrigen organischen Schöpfung entspeche vollkommen demjenigen der Menschheit und sei demnach mit nichten ein friedlicher. Auch im Menschengeschlechte beschränkt, wo fromme Liebe ihr Reich noch nicht gründete, ein Eigennutz den andern, zügelt eine Leidenschaft die andere und walten außerdem die bösen Geister der Blattern, des gelben Fiebers, der Pest und der Cholera, schrecklich, aber dennoch nicht ohne wolthätige Folgen, die Reihen zu dicht gedrängter Völker lichtend und immer noch minder grausam in unser Glück eingreifend, als wenn der Mensch, unser Bruder, von der Cains-Weise noch jezt nicht lassend, die Rolle des Würgengels selbst übernimt. —

Im Gebiete des Lebens haben wir vergeblich nach Frieden gesucht; sollte die leblose Natur uns wenigstens Ruhe bieten? — Ach keineswegs! Auch hier finden wir, nur unter anderer Gestalt, auf eine unserer eigenen Thätigkeit weniger ähnliche und deshalb uns weniger verständliche Weise, dasselbe unruhvolle und feindselige Treiben. Ein Element stürzt, gleichsam rachedürstend, über das andere her und schlägt seine eigene Daseinsweise in die Schanze, um diejenige seines Gegners zu vernichten. So fällt mit einer zum Teil Gluthitze und Flamme erzeugenden Gier der Sauerstoff über die meisten Metalle her und verwandelt sie, seine Luftgestalt lassend, um mit ihnen sich



zu verbinden, in Metall-Kalke oder sogenante Erden; so treten Säuren zu lezteren hinzu und gestalten sich mit ihnen zu Salzen; so jagt ein Element, ein Stoff dem andern nach, oft, wenn er allein nicht siegen kann, andere zu Bundesgenossen herbeiziehend. Aus diesem Grunde finden wir sehr selten einen Körper in seiner ursprünglichen Einfachheit oder Gestalt, oder irgend eine Substanz, die wir als wahrhaft unvergänglich bezeichnen dürften. Diese chemischen Zerstörer verbinden sich nicht selten mit mechanischen, z. B. mit der ausdehnenden Kraft gefrierenden Wassers, und zerklüften auf solche Weise, allmälig, aber ununterbrochen wirkend, die festesten Gebirgsarten. Zuerst lösen sie häusergroße Blöcke von den härtesten Mutterfelsen ab; diese großen Trümmer, das Werk weniger Wassertropfen und einiger Kältegrade, zersplittern die nämlichen Kräfte im Verlaufe der Jahrhunderte immer mehr und wandeln sie endlich in jene oft mikroskopischen Fragmente, die unsere Ackerkrume bilden. Auch die starren, scheinbar von Ewigkeit her und bis in alle Ewigkeit bestehenden Gletscher der Alpen, die grausig schönen Eisberge der Polar-Mere und Länder sind dem Wandel unterworfen. Oben durch Schnee sich verjüngend, unten zu Wasser schmelzend oder in berggroßen Klumpen ins Mer stürzend, stehen sie nie still, sondern rücken, Jahr aus Jahr ein, bei Tage und bei Nacht, vorwärts, Felsen vor sich hinschiebend, Felder und Hütten begrabend. — Jeder Regenguß, ja jeder Nebel und Thau nagt auflösend an unserer Erdoberfläche und arbeitet, wenn auch für den Augenblick auf unmeßbare Weise, an der Ebenung der Höhen. Jede Quelle, sie entspringe dem Schoße der Erde heiß oder kalt, sie sprudele als Heilquelle oder spende bloßes Trinkwasser, unterminirt den Boden, dem sie entquillt, mehr oder minder rasch. Jedes Bächlein liefert seinen Beitrag zur Ausfüllung der Merestiefen durch Erde, Steingerölle und Schlamm. Aber ergreifender, schreckenerregender tritt das Zerstörungswerk auf als Alles niederwerfender, selbst das Mer von seinen gewohnten Ufern zurückpeitschender Orkan; als Aecker, Wälder, Wiesen und Wohnungen hinwegspülende Ueberschwemmung; als Thäler ausfüllende, Bäume und Felsen entwurzelnde Lawine; als Dörfer und Fluren überschüttender Bergsturz; als Städte verschlingender Erdfall; endlich, als Länder und Welteile zerreißendes Erdbeben!!

Diese Zuckungen unserer gemeinsamen Wohnstätte, fernhin sich erstreckend, und wol nie rastend, oft in glühenden Lavaströmen und ganze Länder verdunkelnden Aschenregen austobend, erinnern uns täglich an die durch unsere liliputanischen Bohrversuche und Bergwerke längst erwiesene, aber gern vergessene Thatsache, daß das Innere unserer Erde ein Glutmer ist, mit einer erkalteten und erharteten Rinde umgeben, die verhältnismäßig nicht dicker sein mag, als an einer Citrone die Schale. Und diese dünne Erdrinde, woraus besteht sie? Ist sie ein gleichförmiger, geschichtsloser Niederschlag? Keineswegs!! Trümmer untergegangener organischer Schöpfungen, gehäuft auf

Trümmer todter Gebirgsarten; beide oft durch unterirdische Feuersgewalt zerrissen und überstürzt, das Ganze ein großer Schutthaufen, ein großes, gemeinsames Grab!!

Und nicht einmal der Sternenhimmel, der so Vielen Bilder des Friedens und der Seligkeit in die Sele ruft, in den so viele gefühlvolle Selen die Wohnungen der Seligen versetzen, kann dem Naturforscher Trost und Zuversicht einflößen. Einer ausgeglühten Schlacke ähnlich erscheint durch das Fernrohr der treue Begleiter unserer kleinen Erde, der sogenant freundliche Mond; dürre wie Bimstein ist er, nicht einmal oder kaum mit einer Atmosphäre umgeben, und folglich öde und todt wie eine ausgebrante Stätte. Furchtbare Stürme wüthen in der leuchtenden Atmosphäre unserer Sonne, in den Wolken-Meren des Jupiters. Auf dem Mars wechseln, wie bei uns, Winter und Sommer, und überziehen bald den einen bald den andern seiner Pole mit einer glänzenden Schneedecke. Je höher die Berge sind, die wir auf den Planeten wahrnehmen, desto furchtbarer müssen die Erschütterungen gewesen sein, die sie hervorhoben. Ein ungeheures Zusammenstoßen mit irgend einem Kometen oder eine unsere Vorstellungen übersteigende Explosion zersplitterte jenen großen Planeten unseres Sonnensystems, dessen Stelle jezt die Trümmer-Sterne Ceres, Juno, Pallas, Vesta u. a. m. einnehmen. Kurz, Alles läßt uns darauf schließen, daß der ganze Weltraum denselben Gesetzen gehorcht, denen unsere Erde unterthan ist, daß Nichts in der unendlichen Schöpfung von Bestand ist, daß „Alle Creatur sich sehnt nach der Erlösung", daß Alles, es sei im Himmel oder auf Erden, „versöhnt werden muß zu Christo, damit Er Frieden mache durch das Blut seines Kreuzes durch sich selbst". (Col. 1, 16—20.) In ihrem gegenwärtigen Zustande bietet uns die durch den Menschen und mit dem Menschen gefallene Natur den wahren göttlichen, nur in hingebender, selbstvergessender Liebe möglichen Frieden nirgends! Sie predigt den erdrückendsten Fatalismus, die unerbitterlichste Consequenz und Prädestination. Unser Leib gehört dieser mit dem Tode und der Zerstörung ringenden materiellen Natur an; — unser Geist, von Gott ausgegangen und zur ewigen Existenz bei Gott berufen, vermag allein des Gottes-Friedens, des Friedens in Jesu Christo, teilhaftig zu werden. Wenn wir unser Herz nicht an das Vergängliche hängen und wenn wir vor allen Dingen danach ringen, Gott zu lieben von ganzem Herzen, von ganzer Sele und von ganzem Gemüte, und unsere Mitbrüder wie uns selbst, so verlangen unsere Selen auf Erden keinen seligeren, friedlicheren Zustand, und so wird uns ein Frieden, nicht wie die Welt und die Natur ihn geben, sondern wie der Erlöser ihn uns hinterlassen hat. (Ev. Joh. 14, 27. 16, 33.)

## Johann Heinrich Voß.

(Schluß.)

Schon die Zusammenstellung von Moses und Confucius zeigt des Verf. völlig rationalistische Ansicht über das Alte Testament, die er auch anderswo, namentlich in dem sonst trefflichen Commentar zu Virgils Landbau grell genug ausspricht, indem er es immer mit andern alten Urkunden des Heidentums auf gleiche Linie stellt und von Jehova ebenso redet, wie von den Nationalgottheiten der heidnischen Völker des Altertums. Daß er auch immer noch das Judentum mit dem Christentum für gleichberechtigt hält, beweist, daß er mit dem Juden Mendelssohn in der Gesellschaft seiner vorchristlichen Weisen hervortritt und von ihm rühmt, „der hätte den Göttlichen nimmer gekreuzigt." Wir müssen ihm die Frage vorhalten: Wer kreuzigt Christum? und die Antwort: Jeder — namentlich jeder das Gesetz, die Propheten und das Psalmbuch kennende Jude — welcher Christum am Kreuz hängen läßt, gleichgültig an ihm vorübergeht und ihn nicht als den einigen Messias, seinen Erlöser und Seligmacher, auf- und annimt. Auch Pilatus kreuzigte Jesum nicht, sondern wusch seine Hände vor dem Volke und sprach: „Ich bin unschuldig an dem Blute dieses Gerechten." Am grellsten spricht sich die indifferentistische Vermischung aller Religionen und Kulte in den Zeilen aus:

„Aus allen Völkern schall' empor Gesang zum Ungenanten (?),
Wie jedes sich den Dienst erkor Wie seinen Gottgesandten.
Gern hört der Vater aller so Sich vielfach angelallet ꝛc."

Also wirklich sollte Gott dem Vater jedes Volkes Kultus, jedes Opfer gleich angenehm sein? der ägyptische Apisdienst, der syrische Milytta- oder Astartedienst, der kanaanitische Baals- und Molochdienst so angenehm, wie die Anbetung im Geist und in der Wahrheit und das Opfer des Herzens in Buße und Glauben? Und jeglichen Scheinpropheten, dem ein heidnisches Volk als seinem Religionslehrer von Gott gesendet angehangen, den Manu und Buddha der Indier, den Zarathustra der Perser und den Mohammed der Araber sollte sich Gott der Herr neben seinem lieben Sohne Jesu Christo gefallen lassen? In der That, Ref. hat nie bis diese Stunde begreifen können, wie der rechtschaffene Voß solche Ansichten hegen konte und nicht zugleich auch so ehrlich war, die ganze heilige Schrift, die gesamte Heilsordnung, ja die ganze christliche Kirche, Luther und alle andern Reformatoren voran, über den Haufen zu werfen. Sehr leid ist es ihm immer, wenn er die Freude hat, studirende Jünglinge in das Gedicht einzuführen, was vor seinem göthischen Nebenbuhler „Hermann und Dorothea" ohne Zweifel entschiedene Vorzüge besizt, auf jenen häßlichen Flecken

hinweisen und dadurch den Eindruck bedeutend schwächen zu müssen, den es als Ganzes auf kein gebildetes deutsches Herz verfehlen wird.

Fast am gefährlichsten aber besonders für junge Gemüter ist der bei Voß überall zu Tage tretende Irrtum, daß nicht auf Buße und Glauben an Christus und sein Verdienst, also auch nicht auf der Erkentnis der Sündhaftigkeit des Menschen sein Heil beruhe, sondern auf dem eigenen tüchtigen Thun, auf der tapfern Durchführung seiner Ueberzeugung, auf dem „Gutesthun nach Kraft und redlicher Einsicht", wie es in der angeführten Stelle der Luise heißt, ganz ähnlich wie bei Göthe. Noch stärker spricht sich dies in dem Gedicht „der Gesunde" aus: „Gesund an Leib und Sele sein Das ist der Quell des Lebens; Es strömet Lust durch Mark und Bein, Die Lust des tapfern Strebens. Was man mit frischem Herzensblut Und keckem Wolbehagen thut, Das thut man nicht vergebens. Wer rein, wie Gott ihn ausgesandt, Auf Gottes Pfaden gehet, Voll Stärke hebt er Fuß und Hand Und trägt das Haupt erhöhet. Er herscht als Gottes Ebenbild; Was seine Zunge spricht, das gilt, Und was er schafft, bestehet." Dies ist der Grundton von seinem ganzen Leben, der fast durch alle seine Gedichte hindurchgeht. So heißt es z. B. in dem „Gebet": „Dir Gott wird nicht gedienet; Nicht wird dein Zorn gesühnet, Allselig höchstes Gut! Sich selber baut die Himmelsleiter, Wer hell von Geist, im Herzen heiter, Nach deinem Willen thut." Vom Glauben kann er fast nicht anders, als ironisch reden, so in der „Versuchung": „Glaubt gläubig und sagt der Vernunft euch los, St. Peter nimt Glauben für That an"; oder er sieht gleich Aberglauben und Heuchelei darin: „Nicht streb' ein dumpfer Glaube Zum Himmel, wie zum Raube; Mit Geist sei ich getauft! Nicht werde durch die lose Sühnung Der selbstgewählten Abverdienung Das Himmelreich gekauft." Einen tiefgewurzelten Haß und Argwohn hegt er gegen die Geistlichkeit, den er in seinem Gedicht „Der Dorfpfaffe" ausspricht, welches schon deshalb höchst unwürdig ist, weil es offenbar den ganzen Stand der Landprediger verspottet und verächtlich macht. Man wird nur mit Unwillen lesen können: „Pastörchen, voll der Geistessegen Durch deiner Brüder Händauflegen, Hör' auch das Los des bessern Theiles, Die Segnungen des ird'schen Heiles. Ein rundes Weib, das oft Kapaunen Dir auftischt, nicht zu oft Kaldaunen ... Und wenn dirs früh im Magen wabbelt Kirschbrantwein schenkt und wenig kabbelt ... Auch für den Eigensinn der Flasche Den Pfropfenzieher in der Tasche. Ein Sorgestuhl, wolfeiler Knaster Und für den Beichtstuhl fette Laster.... Sonst brauchst du außer Gottesworte Nicht viel auf deinem Bücherborte: Den Katechismus brav durchschossen Mit Sprüchen und selbsteignen Glossen, Die Konkordanz, elf Bündel Texte, Was Fecht und Göz und Hollaz kleckste; Des Luthertums urächte Reinigkeit Geseigt durchs Formular der Einigkeit ... Postillen auch vier Dutzend Bände, In Pergament und Schweineschwarten; Auch hier und da ein Spielchen Karten, Schalkhaft genant das Buch der Könige, Voll Unterhaltung so wie wenige ꝛc." Eben so erbittert ist er gegen die Kirche, von der er durchaus die Begriffe „Wahn" und „Glaubenszwang" nicht zu trennen vermag und die sich ihm gleich als die römische mit ihrem papistischen Blendwerk und Irrtümern darstellt. So hat er auch, wie wir es ähnlich und wol aus ähnlichen Gründen bei Göthe finden, durchaus keine richtige Vorstellung von Luther, in welchem er nur immer den Protestirenden und den kühnen Streiter erblickt, ohne zu bedenken, daß er für die unbedingte Autorität der heiligen Schrift streitet und nur gegen Roms Trug und Arglist protestirt, nur gegen die römisch-verweltlichte, nicht gegen die evangelisch-gereinigte Kirche und noch weniger gegen die Gültigkeit ihrer Symbole. Ganz verborgen seinem Blick bleibt der Luther, der sich unter dem Gefühl seiner Sünde krümmt und aus tiefer Not zu dem Herrn um Gnade ruft: „Dem Teufel ich gefangen lag Im Tod war ich verloren, Mein Sünd mich quälte Nacht und Tag, Darin ich war geboren ... Mein' guten Werk die galten nicht, Es war mit ihnen verdorben, Der frei Will haßte Gottes Gericht, Er war zum Guten erstorben" ꝛc. Man vergleiche mit diesen Versen Luthers Vossens Gedicht „Luthersinn": „Sorglos gehn wir unsern Gang, Wir durch Luther frei und frank! Lockt die Kirch, als böse Mutter, Uns zur Knechtschaft, auf! mit Luther Singt Gesang! Sorglos gehn wir unsern Gang, Frei von Wahn und Glaubenszwang! Will mit straffen Lehrsymbolen Uns zurück die Mutter holen, Großen Dank! Sorglos gehn wir unsern Gang Trotz der Arglist, trotz dem Drang Ob auch Fischerei der Päpste Wo im Trüben fischt' und krebste; Glück zum Fang!" ꝛc.

Wir müssen nun noch ein Wort über Vossens Einstimmung in die damals herschenden Ideen von einem Contrat social, von Adelshaß und Volkssouveränetät sagen. Daß er gegen den Adel erbittert ist, wie außer der Luise auch aus seinen Idyllen zur Genüge hervorgeht, könte man bei der damaligen allgemeinen Schwärmerei für das vermeintliche Ideal der s. g. Menschenrechte, bei der vielfach bedenklichen Stellung, in die der Adel mit und ohne seine Schuld gerathen war, und bei dem Hinblick auf die Leibeigenschaft der Bauern in seiner Heimat erklärlich finden, wenn er nicht doch auch grade unter den damaligen Adelsgeschlechtern seines neuen holsteinschen Vaterlandes so ausgezeichnete, an Geist und Herz wahrhaft edle Männer, wie die Schimmelmann, Bernstorf, Baudissin, Reventlow ꝛc. zu verehren gehabt hätte; zu geschweigen, daß man in damaliger Zeit auch auf andere Stände, z. B. den Gelehrten- und Beamtenstand, manchen Stein hätte werfen können. Daß Voß aber auch gradezu die Souveränetät des Volkes statuirt, eine Obrigkeit von Volkes Gnaden, nicht von Gottes Gnaden, geht deutlich aus einem Gedichte hervor, welches er, wie es scheint, etwas behutsam, „Das Oberamt" überschreibt, worunter er aber, wie man sieht, auch Könige und Fürsten mitbegreift: „Mit Herschermacht geschaffen Kämt göttlich ihr von Gott? Die Höfling' und die Pfaffen Behaupten's nur zum

Spott. Ihr könnt, wenn eure Völker ruhn, Auch nicht das kleinste Wunder thun. O Volksgebieter merke: Du trägst, belehnt in Pflicht, Des Volks Gewalt und Stärke Zu schützen Recht und Licht. . . . Des Volkes Heil zu üben Ward Zepter, Kron' und Schwert Aus freien Herzen trieben Vom Volke dir gewährt." ꝛc. ꝛc.

Schließlich muß zur Charakteristik Vossens noch zweier Punkte Erwähnung geschehen, nämlich seines Verhältnisses zu Friedrich Leopold Stolberg und zur Freimaurerei. Vossens Freundschaft mit Stolberg datirt bekantlich vom Hainbunde, bei dessen jugendlich überschwänglicher Schwärmerei für Freundschaft sich wol ziemlich alle Mitglieder bedeutend übernommen hatten. Voß, bei seiner sonstigen tiefen Feindschaft gegen den Adel, in dem er nur noch einen Rest mittelalterlicher Barbarei sah, fühlte sich zu diesem sogar reichsgräflichen Brüderpar um so inniger hingezogen, je mehr er hier neben Geburtsadel auch Verdienstadel, Liebe zu Poesie, zu Kunst und Wissenschaft, und bei dem jüngern sogar zu dem lieben Vater Homer fand. So wie nun aber Voß mit größter Energie und Consequenz auf der Bahn wissenschaftlicher Studien, namentlich der Erforschung des klassischen Altertums vorschritt, so wurde Stolberg vermöge seiner verschiedenen Lebensbahn und bürgerlichen Verhältnisse von andern Strebungen angezogen; die Sterne seines Jugendhimmels erloschen mehr und mehr, aber es blieb eine Sehnsucht nach ihnen, die immer mehr die Natur unbefriedigten Verlangens und des drückenden Gefühls eines geistigen Unvermögens annahm. Denn gehen wir näher auf den Charakter Stolbergs ein, so sehen wir namentlich in Göthe's anschaulicher und gewiß da noch unparteiischer Darstellung eine weichliche, sich selbst viel nachsehende, ziemlich selbstische Natur, die sich phantastisch und schwankend anfangs noch alles auf ihr vermeintliches poetisches Talent zu gute thut, während doch dessen Unbedeutenheit immer mehr zu Tage tritt. Wenn sich nun bei Stolberg überwiegend das religiöse Interesse geltend macht, wie das bei seinem vorherschenden Gemüte, Vossens scharfer Verstandesmäßigkeit gegenüber, sehr erklärlich ist, so wird wol kein Vernünftiger von ihm verlangen, daß er sich dem herschenden Rationalismus anschließen oder sich mit ihm hätte begnügen sollen, der grade damals mit der naivsten Ungenirtheit die Autorität der Bibel, den christlichen Glauben und die christliche Kirche zu benagen anfing, ohne daß ein irgend ebenbürtiger Gegner seinen Verwüstungen gesteuert hätte. Daß er also mit dem ganz rationalistischen Voß, der sich immer mehr in das klassische Heidentum vertiefte, immer weiter auseinander kam, war psychologisch notwendig, zumal ihre unmittelbare Nähe und tägliche Berührug beiden den wachsenden Riß zwischen ihnen fortwährend zum Bewußtsein brachte. — Wäre nun Stolberg eine feste evangelische Persönlichkeit gewesen, so hätte er sich auf Grund der Lehre seiner ev. Kirche tapfer zusammengenommen, seinen lutherischen Katechismus und die andern Symbole herbeigeholt, einen gläubigen Lehrer für seine Kinder berufen und sich so mit seiner Familie auf dem



Grunde der Apostel und Propheten erbaut. Daß er aber statt dessen die Untreue gegen seine Kirche begeht, von ihr abzufallen und zur römischen überzutreten, läßt sich freilich einigermaßen erklären aus seiner weichlichen, phantastischen Natur, die auch seine Hinneigung zu der damaligen Romantik veranlaßte, mehr aber noch aus dem oben schon angedeuteten Gefühle geistiger Unzulänglichkeit und künstlerischer Productionsunfähigkeit. Denn grade solche Naturen, die sich zum poetischen Schaffen berufen glauben und doch nichts Genügendes hervorzubringen vermögen, fallen leicht in den Irrtum, eine gewisse Receptivität für Productivität zu halten, Nehmen und Geben, Schaffen und Genießen zu verwechseln und die Aneignung gewisser Formen für Poesie zu halten. Daher auch der weitverbreitete und viele schwache Naturen noch jezt beherschende Wahn, der römische Kultus sei poetischer als der evangelische. Ja, bestände die Poesie in allerlei mechanischen Formen und äußerlichen Ornamenten für das Wolgefallen der Sinne, so möchten sie recht haben. Aber Poesie ist Geist, der wieder zum Geiste spricht, und der einfache Gesang eines Luther- oder Paul Gerhard-Liedes aus dem Herzen einer lebendigen Gemeinde ist poetischer als aller Augen- und Ohrenkitzel des prächtigsten katholischen Gottesdienstes. Mußte Voß nach allem Gesagten hieran den größten Anstoß nehmen, so geschah dies noch mehr durch die Heimlichkeit, in die der Uebertritt Stolbergs sich hüllte und auch noch lange Zeit gehüllt blieb. Grade hier mußte er mit der freimütigsten Offenheit zu Werke gehen; denn in solchen Dingen bewirkt Zurückhaltung, wenn auch als Schonung gemeint, in der Regel das Gegenteil. Wir sind gewiß nicht willens, alles Harte und Herbe, was Voß in seiner wachsenden Bitterkeit gegen Stolberg geschrieben hat, zu billigen, noch weniger Stolbergs Verlangen, sich Kreisen gläubiger Christen anzuschließen und dem ihn umgebenden Rationalismus den Rücken zu kehren, unberechtigt zu finden; aber wir können doch auch nicht leugnen, daß die Weise, wie er dies that, für Voß viel Verletzendes hatte, wie er es in dem Gedichte „Der trauernde Freund" klagt: „Dennoch lieb' ich, wenn auch unerwiedert Meine Lieb' in Thränen sich verweint! Ach, wir waren innigst einst verbrüdert, Und wie Gold so lauter schien mein Freund.... Mag der Freund durch Kälte mich betrüben; Eigner Wärme soll mein Herz sich freun! Mehr beseligt's, ungeliebt zu lieben, Als geliebt kein Liebender zu sein."

Wir schließen mit Vossens Verhältnis zur Freimaurerei, deren Hohlheit und Täuscherei neben Herder Voß — beide waren Freimaurer — schlagend dargethan hat. Er spricht sich darüber in zwei Briefen an Tobias Mumsen in Altona aus, auf dessen Autorität hin er in den Orden getreten war. Er sei, schreibt er aus Eutin, 30. Januar 1786, jezt zwölf Jahre in dem Orden, der mit höherm Lichte prahle, als der Verstand der weisesten Profanen zu finden vermöge. Aber mit dem aufrichtigsten Bestreben, seine Sele zu bessern, sei es ihm nicht gelungen, auch nur den schwächsten Schimmer des Heiligtums zu sehen. Ehe er über den dritten Grad hinausgekom-

men, sei er voll Erwartungen, die politische und moralische Freiheit des Menschen betreffend, gewesen; er habe erwartet, die Hieroglyphe werde mit dem dritten Grade aufhören; man habe ihn aber getäuscht. Die Hieroglyphe werde für den, der an allgemeines Menschenglück denke, immer unerklärbarer und weise nach einem ganz andern Ziele hin, wohin ihm graue, weiter zu gehen. „Ich beschwöre Dich", ruft er aus, „edler guter Toby, prüfe die Worte Deines Freundes, der redlich Wahrheit und Tugend sucht. Du stehst an einer Stelle, wo vieler Augen auf Dich gerichtet sind. Ueberlege was Du thust. Tausende sinds, die durch Dein Ansehn bewogen vielleicht in sehr gefährliche Irrtümer hineintappen. Tausende wird Gott von Deiner Sele fordern. Frage Dich mit dem ernsten Gedanken an Gottes Gericht, wer die Obern sind, die, selbst Dir noch unbekant, an der Spitze des Ordens stehen und was für Zwecke die Menschen, die sich solche Mittel erlauben, mit uns haben können." Wie ein Orden, fährt er fort, der sich frei nenne, die entsetzlichste Unterjochung des Geistes zum Grundgesetz habe annehmen können? Er zwecke auf Hierarchie und sclavische Unterwerfung ab. Der, welcher ihn (Voß) aufgenommen, habe (was er nicht wußte, nur glaubte) auf Befehl seiner Obern versichert zu wissen, daß im Innern des Ordens ein Geheimnis aufbewahrt werde, welches hier und dort glücklich mache, und ihm bald nach der Aufnahme eine Schrift gezeigt, die er für eine Acte von Wichtigkeit habe halten sollen und gehalten habe. Jezt wisse er, daß jene Acte, die er habe bekant machen müssen, um den Laien ein Vorurteil für die Aechtheit des Ordens zu geben, nichts als ein Possenspiel gewesen, worüber selbst die sichtbaren Vorsteher in Berlin gelacht hätten. Wie ein Orden auf Wahrheit und Tugend ausgehen könne, der sich öffentliche Unredlichkeiten erlaube? Wozu die wunderlichen, zum Teil sclavischen und lästerlichen Ceremonien mit ihren possirlichen Deutungen? oder das schale, mystische Tugendgeschwätz der gewöhnlichen Herren Brüder? Er für seine Person habe in den Logen, nachdem er erste Enthusiasmus verschwunden, gegähnt und geseufzt, so lange die Aufnahme, der Katechismus, das Ablesen der Briefe, mit Einem Worte so lange die Arbeit (ein treffliches Wort!) gedauert und habe sich erst wieder aufgeheitert, wenn die Teller und Gläser geklirrt und er zur Seite seines lieben Toby von andern wirklich ehrwürdigen Dingen sich habe unterreden können. Wozu eine geheime, mit so scheußlichen Schwüren befestigte Verbindung, und wozu die vielen Symbole, die immer vermehrt werden, je weiter man komt, und nur durch willkürliche Deutung einen moralischen Sinn erhalten? Hat, fragt er endlich, das sclavische Entblößen und daß man blindlings nicht blos ankomt, sondern die symbolische Reise thut, gar keine Bedeutung? Geben höhere Grade mehr Unterricht im Guten, warum werden sie nur denen erteilt, die der Orden zu seiner Ausbreitung nutzen will, Beweis die Stolberge, Claudius ꝛc.

So Voß schon vor mehr als einem halben Jahrhundert über ein Institut, was in unsern Tagen im Interesse der höhern Sittlichkeit und Wahrheit auch in diesen Blättern ein noch strengeres Gericht erfahren hat. Wir schließen unter dem angenehmen Eindrucke, den Vossens tapferer und ehrenwerter Freimut in dieser Sache ohne Zweifel auf jeden Leser machen wird.

---

## Nachrichten.

### Rheinprovinz.

#### Die Gemeindewahl der Pfarrer.

Von vielen Seiten her hört man jezt den Ruf: Vor Allem ist darauf zu dringen, daß die Gemeinden ihre Pfarrer selbst wählen; das ist ein wesentliches Mittel, wodurch der kirchliche Sinn gehoben, das Interesse für die Angelegenheiten der Kirche gefördert wird. Fast hat es den Anschein, als ob, wenn diesem Verlangen nachgegeben würde, der weltliche Sinn so Vieler auf einmal geistlich gerichtet würde. — Was liegt, so fragen wir, dem Ruf nach unbedingter Selbstwahl der Gemeinden zu Grunde? Bleiben wir zunächst mit dieser Frage bei den Landgemeinden, die doch immer die Mehrzahl bilden, oder bei den Gemeinden in kleineren Städten stehen. Beabsichtigen diese wirklich mit dem Rechte der freien Wahl eine Hebung, Besserung, Förderung ihrer gemeindlichen Zustände, ein größeres allgemeines Interesse für Kirche und Christentum, besseren Kirchenbesuch ꝛc.? Man wird doch sehr wol thun, die Wahlkörper, die Gemeinderepräsentationen und größeren Gemeindevertretungen sich genau darauf anzusehen. Welches ist der durchschnittliche Bildungsstandpunkt der kleinen Städte? Woher nehmen sie und ein Teil der solchen Städten nahe wohnenden Dorfbewohner ihre Bildung? Wir gründen unser Urteil auf oft beobachtete Thatsachen. Da wird die politische Bildung einzig aus der Volkszeitung, die weitere allgemeine aus der Gartenlaube entnommen, aus Gutzkow's (Frenzel) Unterhaltungen und ähnlichen seichten Blättern. Ihre Seichtheit wird uns wol zugestanden auch von solchen Männern, die nicht auf demselben religiösen Boden stehen wie wir, die aber, weil sie selbst gründliche Bildung lieb haben, vor aller Oberflächlichkeit gleich uns Abscheu in sich tragen.

Es bedarf wol nicht weiterer Ausführung, wie die Volkszeitung Hand in Hand mit der Gartenlaube und Gutzkow den rechten Boden bereiten, aus dem für die Kirche förderliche Früchte emporsprießen. Es ist bekant, wie oft in diesen Blättern grade religiöse Gegenstände ein Stoff der Besprechung sind; und ebenso bekant ist es, daß die Verfasser dieser Artikel meistenteils Literaten sind, die eben schreiben, um zu leben und ihre religiöse Hohlheit und Freigeisterei gar gerne Andern für Geld zu hören geben.

(Schluß folgt.)

---

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz in Berlin. Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

# Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1864. Mittwoch den 20. April. № 32.


## Das Königreich Gottes.

Ein Vortrag des Präsidenten v. Gerlach gehalten im Evangelischen Verein in Berlin am 21. März 1864.

Hochverehrte Versamlung! Im vorigen Jahre habe ich an dieser Stelle vom Königtum von Gottes Gnaden geredet. Ich ging aus von dem ewigen Königtume Gottes und hob hervor, daß der Mensch Gottes Ebenbild sei nach dem Worte der Schrift: „Gott schuf den Menschen Ihm zum Bilde", und daß Gott alles, was er gemacht hatte, ansah, und „siehe da, es war sehr gut." (1 Mos. 1.) Dann suchte ich zu zeigen, wie Gott dadurch sich uns geoffenbart hat, daß er seinen heiligen Namen — seine Aemter, wenn ich so sagen darf — uns genant und uns mitgeteilt hat, so daß sie nun auch unsre, der Menschen, eigne Namen und Aemter sind; Gott ist Vater und König; darum ist es auch der Mensch, als Gottes Ebenbild. Denn Er selbst hat ihn eingesezt in Vaterschaft und Königtum, indem er sprach (1 Mos. 1): „Seid fruchtbar und mehret euch und füllet die Erde und machet sie euch unterthan." Und über dem allen hat er das oberste, das königliche, Gesetz den Menschen gegeben: „Du sollst Gott lieben über alles und deinen Nächsten als dich selbst."

Könige, Königtum, Königreiche und Staaten sind also nicht Producte der Sünde, nicht blos eingesezt zur Bändigung des Fleisches, daß die Menschen einander nicht aufreiben, sondern uranfängliche, ihrem Wesen nach heilige Schöpfungen Gottes. Treffend sagt Stahl: „Der Staat kann nicht aus der Sünde hergeleitet werden, sondern nur seine zeitliche Beschaffenheit ist daraus herzuleiten, seine Aeußerlichkeit, Gott-getrenntheit und Gott-entfremdetheit." Die Sünde ist die Corruption des Staats.

Ich entwickelte dann in meiner vorjährigen Rede aus dem ewigen Königtume Gottes und dem ebenbildlichen Königtume des Menschen den Staat in seinen Entfaltungen und Gliederungen, Monarchie, Republik, Palamentarismus, im Gegensatz zum Absolutismus und zur Revolution, und im Verhältnis zu den Fortschritten der Zeit. So trat ich ein in eine Mannichfaltigkeit rechtlicher und politischer Details, in Tagespolitik und in Tagesparteiwesen.

Heute gehe ich von denselben Anfängen aus und werde daher einige Wiederholungen nicht vermeiden können. Aber ich vermeide jene weltlichen Details und halte mich an den biblischen Begriff des Königreichs Gottes.

Nur Andeutungen werde ich zu geben im Stande sein. Wenn Sie daher am Schlusse sagen: Genügt hat er zwar nirgend, aber doch angeregt, — so werde ich zufrieden sein.

Meine Legitimation ist, daß dieser Begriff auch eine juristische, staatsrechtliche Bedeutung hat. Von meines Amts wegen, als Amtspflicht, habe ich mich damit beschäftigt. Den heiligen Boden der Theologie werde ich als Laie so viel als möglich vermeiden.

---

Das erste sei, daß wir die Realität des Königreichs Gottes uns zur Anschauung bringen, im Gegensatz zu bloßen Bildern. Allerdings hat unser herablassender Gott auch in Bildern sich uns geoffenbart. Mit einem Bären und Löwen wird der Herr in seinem Zorn bei den Propheten verglichen, und der heilige Johannes nent ihn als Sieger den Löwen vom Stamme Juda. Er selbst nent sich Weinstock, Thür, Weg, und vergleicht sein Kommen zum Gericht mit dem eines Diebes in der Nacht. Jedes dieser Bilder gründet sich auf eine gewisse beschränkte Aehnlichkeit, auf ein tertium comparationis, über das man nicht hinausgehen darf ohne den Sinn der Schrift zu verfehlen. Anders verhält es sich mit den Namen, die Gottes eigenstes Wesen ausdrücken: Vater, König, Herr, Richter. Die Bedeutung dieser Namen oder Titel ist nicht, daß Gott nicht wirklich Vater und König sei, sondern nur eine gewisse Aehnlichkeit mit menschlichen Vätern und Königen habe, und daß die Menschen nach diesen unvollkommnen Aehnlichkeiten greifen, um sich doch irgend eine Vorstellung von Gott zu machen, sondern umgekehrt: Gott, „der Vater unsers Herrn Jesu Christi ist der rechte Vater über alles, was da Kinder heißt im Himmel und auf Erden" (Epheſ. 3) — wie Luther die Worte des h. Paulus übersezt hat, die im Urtext wörtlich lauten: aus ihm „wird alle Vaterschaft genant im Himmel und auf Erden", — und eben dies gilt auch vom Königtum Gottes.

Es ist sehr wichtig, dies festzuhalten, besonders in dieser unsrer Zeit. Unsre Zeit liebt Schein ohne Wesen. Die Amtstitel ohne Aemter, die adelichen Prädikate ohne adeliche Rechte und Pflichten, die „Decorationen" sind sehr gesucht und sehr populär, besonders in unserm Vaterlande. Lichtenberg, der bekante Humorist des vorigen Jahrhunderts hat einmal halb

scherzhaft geweissagt: es werde die Zeit kommen, wo man nur noch an Gespenster glaube, gar nicht mehr an Realitäten. Hüten wir uns, daß nicht solche Wolken und Nebel, solches Gespenstertum, die inhaltsschweren Realitäten der Schöpfungen und Offenbarungen Gottes uns verdunkeln. Im Gegensatze hierzu versuche ich aus der heiligen Schrift zu zeigen, wie voll und nachdrücklich die Realität des Königtums Gottes darin offenbart ist.

„Der Herr wird König sein immer und ewig" sagt schon Moses (2 Mos. 15), und, correspondirend, der 10. Psalm: „der Herr ist König immer und ewig." Die Psalmen sind besonders mächtig durchtönt von dem Königsnamen Gottes. So Ps. 24: „Die Erde ist des Herrn und was darin ist, der Erdboden und was darauf wohnet. — Machet die Thore weit und die Thüren in der Welt hoch, daß der König der Ehren einziehe. Wer ist derselbe König der Ehren? Es ist der Herr stark und mächtig, der Herr mächtig im Streit." Ps. 47: „Lobsinget, lobsinget Gott, lobsinget, lobsinget unserm Könige. — Der Herr, der allerhöchste, ist erschrecklich, ein großer König auf dem ganzen Erdboden. — Gott ist König über den Heiden; Gott sitzt auf seinem heiligen Stuhl. Die Fürsten unter den Völkern sind versammelt zu Einem Volk dem Gott Abrahams. Denn Gott ist sehr erhöhet bei den Schilden (d. h. Fürsten) auf Erden." Ps. 95: „Der Herr ist ein großer Gott, ein großer König über alle Götter. Denn in seiner Hand ist was die Erde bringt und die Höhen der Berge sind auch sein. Sein ist das Meer und er hat es gemacht und seine Hände haben das Trockne bereitet." Ps. 96: „Saget unter den Heiden, daß der Herr König sei und habe sein Reich so weit die Welt ist bereitet, daß es bleiben soll. Er richtet die Völker recht." Ps. 97: „Der Herr ist König, des freue sich das Erdreich und seien fröhlich die Inseln so viel ihrer ist." Ps. 99: „Der Herr ist König; darum toben die Völken. Er sitzet auf Cherubim, darum reget sich die Welt. — Im Reiche dieses Königs hat man das Recht lieb." Jeremias nennt ihn: „den König der Heiden, den ewigen König", und sagt: „in allen Königreichen ist deines Gleichen nicht." (C. 10.) Und in vollem Einklange mit dem alten Bunde preiset ihn der neue Bund als König; so der heilige Paulus — an den Timotheus: „Gott dem ewigen Könige, dem unvergänglichen und unsichtbaren und allein weisen sei Ehre und Preis in Ewigkeit." (1 Tim. 1.) — „Der selige und allein gewaltige, der König aller Könige und Herr aller Herren, der allein Unsterblichkeit hat, wohnet in einem Lichte, da niemand zukommen kann, welchen kein Mensch gesehen hat noch sehen kann; dem sei ewiges Königreich." (1 Tim. 6.) Denn „Königreich" — so lautet im Hebräischen und Griechischen der Grundtext, das Wort „König" ist darin enthalten, — nicht „Reich" schlechthin, was man leicht im abgeflachten Sinne bildlich auffassen kann, wie man von einem Pflanzenreiche, Reiche der Kunst u. s. w. bildlich spricht. Auch tritt in vielen der angeführten Stellen die Realität des Königtums Gottes dadurch recht scharf hervor, daß es in Verhältnis gestellt wird zu den Ländern, Völkern und Königen der irdischen Welt, — Könige, das ist der Sinn, sind diese auch, aber ein wie viel realerer König ist Gott! Von der andern Seite schließt an den Königsnamen Gottes der erhabne Name Zebaoth sich an; denn dieses hebräische Wort, welches: „der Heerscharen", „der Armeen" bedeutet, ist zu einem Eigennamen Gottes geworden, weshalb es von den siebzig Dollmetschern und im Neuen Testament unübersezt beibehalten ist. Es wird gedeutet auf die Sterne, oder die Engel — oder beide — als die Heere des himlischen Königs.

So durchdringt also Ein triumphirender Jubelton, aus tiefstem Herzen und dringend ans Herz, daß der Herr König ist, das Alte und Neue Testament.

Allein wir müssen näher und tiefer eingehn in diese goldne Wahrheit; wir müssen die Thaten, die Geschichte des ewigen Königs, die Gegenwart und Zukunft seines Königreichs uns vergegenwärtigen, wenn sein Königtum recht praktisch und fruchtbar für uns werden soll. In abstracter Allgemeinheit: — Vater der Menschen, König und Herr der Welt, Himmels und der Erden — wußten auch die heidnischen Dichter von Gottes Vaterschaft und Königtum zu reden — *πατηρ ανδρων τε θεων τε*, deorum atque hominum rex. — Aber ihr Herz blieb kalt und finster und ihre Religion erbleichte zu matten nebelhaften Allegorien, zu Schein und Trug, in demselben Maße, wie ihre menschliche Bildung fortschritt. Warum jubelte denn das Volk Gottes so laut und so innig? Treten wir näher heran an die göttliche Offenbarung!

Schon der Name „Herr", der die angeführten Königshymnen durchklingt, führt uns weit hinaus über die Gränzen der heidnischen Gotteserkentnis und hinein in die Geheimnisse unsres Glaubens. Das Alte Testament hat im Urtext jener Stellen nicht dieses Wort „Herr", sondern an dessen Stelle den Namen Jehovah, der in unsrer deutschen Bibel nicht vorkomt. Diesem heiligen Namen haben, weil ihn die Juden nicht aussprechen durften, die siebzig Dollmetscher das Wort „Herr" substituirt, welches daher auch in den griechischen Urtext des Neuen Testaments und dann in unsre deutsche Uebersetzung da übergegangen ist, wo in dem Neuen Testamente Stellen des Alten Testaments angeführt werden, die im Hebräischen den Namen „Jehovah" enthalten. Jehovah bedeutet aber mehr als „Herr". Es bedeutet den Gott, der sich den Seinen offenbart als Bundesgott, als den Gott Abrahams, Isaaks, und Jacobs, als den Gott, der sein Volk aus Aegypten (aus der Welt) nach Canaan (dem irdischen und himlischen) führt, als den König von Israel, als den Gott, der in Christo Mensch geworden ist. Dieser ist König, König des Volkes Gottes und König aller Heiden; von seinem Königreich ist die Rede.

Gleich die erste der oben angeführten Stellen leitet uns ein in diese concretere Erkentnis des Königreichs Gottes. Es ist die erste, wo überhaupt in der heil. Schrift der Königsname Gottes vorkomt. „Der Herr (Jehovah) wird König sein immer und ewig." (2 Mos. 15.) Diese Worte sang Moses in seinem

Siegeslied, als so eben der Bundesgott sein Volk „mit starker Hand und ausgerecktem Arm“ aus Aegypten, aus dem Diensthause geführt hatte. Denn so lehrt uns der 114. Psalm: „Als Israel aus Aegypten zog, das Haus Jacob aus dem fremden Volk, da ward Juda sein Heiligtum, Israel seine Herschaft.“ Und bald darauf, am Sinai, trug der Herr dem Moses auf (2 Mos. 19): „So sollst du sagen zu dem Hause Jacob und verkündigen den Kindern Israel: Ihr habt gesehen, was ich den Aegyptern gethan und wie ich euch getragen habe auf Adlersflügeln und habe euch zu mir gebracht. Werdet ihr nun meine Stimme hören und meinen Bund halten, sollt ihr mein Eigentum sein vor allen Völkern; denn die ganze Erde ist mein. Und ihr sollt mir ein priesterlich Königreich und ein heiliges Volk sein.“ Sehr ernstlich nahm der Herr sein specielles Königtum über sein Volk Israel. Denn als das Volk, unzufrieden mit des alternden Propheten Samuel Führung seines Richteramts, einen König forderte, „wie alle Heiden“ einen hätten, sprach der Herr im Zorn zu Samuel (1 Sam. 8): „Sie haben nicht dich, sondern mich verworfen, daß ich nicht soll König über sie sein.“ Aber Gott ließ dem Volke seinen Willen und bekante sich bald zu eben diesem menschlichen Königtum, wiewol des Volkes Sünde es ihm abgerungen hatte. Denn David wurde gewürdigt, als König Vorbild zu sein des Sohnes Gottes, und dieser ewige König wurde durch leibliche Abstammung Davids-Sohn. Eine wunderbar gnädige, lehrreiche Herablassung Gottes in Verhältnisse, die von sündigen Menschen veranlaßt sind wider Gottes Willen. Ich komme nachher hierauf noch einmal zurück.

Grade von nun an erklingt die Ankündigung des ewigen Königs immer voller durch die Psalmen und Propheten und prägt in immer concreteren Beschreibungen, in immer schärferen Umrissen und helleren Farben, sich aus. Namentlich tritt der zukünftige König David, der Davidssohn, immer klarer hervor in den Weissagungen. „Ich habe meinen König eingesezt auf meinem heiligen Berge Zion“, so redet Gott im 2. Psalm, und weiter zu dem ewigen Sohne: „Heische von mir, so will ich dir die Heiden zum Erbe geben und der Welt Ende zum Eigentum“. „Gott gib dein Gericht dem Könige und deine Gerechtigkeit des Königs Sohne“, so beginnt der 72. Psalm und weissagt dann von diesem Königssohne: „Man wird ihn fürchten so lange die Sonne und der Mond währet von Kind zu Kindeskindern. — Zu seiner Zeit wird blühen der Gerechte bis daß der Mond nicht mehr sei. Er wird herschen von Einem Meer bis an das andre und vom Wasser bis an der Welt Ende. — Alle Könige werden ihn anbeten und alle Heiden ihm dienen. — Sein Name wird ewig bleiben. So lange die Sonne währet wird sein Name auf die Nachkommen reichen und sie werden durch denselben gesegnet sein. Alle Heiden werden ihn preisen.“ Und Psalm 89: „Ich habe gefunden meinen Knecht David. Ich habe ihn gesalbt mit meinem heiligen Oel. — Er wird mich nennen also: Du bist mein Vater, mein Gott und Hort, der mir hilft. Und ich will ihn zum ersten Sohn machen,



zum allerhöchsten unter den Königen auf Erden. Ich will ihm ewig Samen geben und seinen Stuhl so lange der Himmel währt erhalten. — Ich habe einst geschworen bei meiner Heiligkeit; ich will David nicht lügen. Sein Same soll ewig sein und sein Stuhl vor mir wie die Sonne. Wie der Mond soll er ewig erhalten sein und gleichwie der Zeuge in den Wolken gewiß sein.“ „Von Zion“ — so weissagen übereinstimmend Jesaias (C. 2) und Micha (C. 4), etwa 750 vor Christo — „wird das Gesetz ausgehn und des Herrn Wort von Jerusalem. Und der Herr“, fügt Micha hinzu, „wird König sein auf dem Berge Zion von nun an bis in Ewigkeit.“ Jesaias verkündigt (C. 32): „Siehe es wird ein König regieren Gerechtigkeit anzurichten und Fürsten werden herschen das Recht zu handhaben.“ „Wie lieblich“ — ruft er (C. 52) aus — „sind auf den Bergen die Füße der Boten, die Frieden verkündigen, die sagen zu Zion: Dein Gott ist König.“ „So spricht der Herr“ bei Jeremias 400 Jahre nach Davids Tode und etwa 600 vor Christo (C. 33): „Dem Herrn ihrem Gott werden sie (das Volk Israel) dienen und ihrem Könige David, welchen ich ihnen erwecken will.“ — „Ich will dem David ein gerecht Gewächs aufgehn lassen und soll ein König sein, der wol regieren wird und soll Recht und Gerechtigkeit anrichten auf Erden.“ Und, um dieselbe Zeit, Hesekiel (C. 37): „Die Kinder Israel sollen mein Volk sein und ich will ihr Gott sein. Und mein Knecht David soll ihr König und ihr alleiniger Hirte und ewig ihr Fürst sein, daß auch die Heiden sollen erfahren, daß ich der Herr bin, der Israel heilig macht, wenn mein Heiligtum ewig unter ihnen sein wird.“ Daniel schaut, im sechsten Jahrhundert vor Christo, im Geist die vier großen Weltreiche und stellt das Königreich Gottes in Gegensatz zu ihnen (C. 2): „In den Tagen dieser Könige wird Gott vom Himmel ein Königreich aufrichten, das nimmermehr zerstört wird, und sein Königreich wird auf kein andres Volk kommen. Es wird alle diese Königreiche zermalmen und verstören; aber es wird ewig bleiben.“ Von Christo dem Könige speciell weissagt er (C. 7): „Ich schauete ein Gesicht des Nachts und siehe, es kam einer in des Himmels Wolken wie eines Menschen Sohn bis zu dem Alten der Tage und wurde vor denselben gebracht; der gab ihm Gewalt, Ehre und Königreich, daß ihm alle Völker, Leute und Zungen dienen sollen. Seine Gewalt ist ewig, die nicht vergeht, und sein Königreich hat kein Ende.“ Sacharjah endlich, etwa 500 vor Christo, sieht den König einziehn in seine Königsstadt und weissagt in dem Gesichte, welches uns so geläufig ist aus dem Ersten-Advents- und Palmsontags-Evangelium (C. 9): „Du Tochter Zion freue dich und du Tochter Jerusalem jauchze; siehe dein König komt zu dir, ein Gerechter und ein Helfer, arm, und reitet auf einem Esel und auf einem Füllen der lastbaren Eselin.“

Bewundern wir diese Weitherzigkeit und Universalität der Prophetie des Alten Testaments! In dem kleinen Volke Israel, das keine Gemeinschaft mit den Heiden hatte noch haben durfte und deshalb verachtet und gehaßt wurde von allen Heiden, —

auch hierin ein Vorbild des Kreuzreichs Christi — diese glühenden weltumfassenden Weissagungen, deren Erfüllung jezt vor Augen ist. Wie erbleicht vor diesem Lichte die Humanität und Bildung der gesamten Heidenwelt, Griechenlands selbst und Roms, die nicht einmal zu solchen Idealen, geschweige denn zu so mächtigen Realitäten sich erheben konte.

Wir betreten nun die Schwelle des Neuen Bundes, wo die Weissagung übergeht in Erfüllung. Der Engel Gabriel verkündet der heiligen Jungfrau die Geburt Jesu (Matth. 2): „Er wird groß und ein Sohn des Höchsten genant werden, und Gott der Herr wird ihm den Stuhl seines Vaters David geben, und er wird ein König sein über das Haus Jacob ewiglich und seines Königreichs wird kein Ende sein." Die Weisen sehen seinen Stern im Morgenlande, kommen und fragen (Matth. 2): „Wo ist der neu geborne König der Juden?" fallen nieder und beten ihn an. Und Johannes der Täufer, der größeste im Alten Bunde, begint seine Predigt mit den Worten (Matth. 3): „Thut Buße, denn das Königreich der Himmel ist nahe herbeigekommen." Endlich, als der Herr dem Nathanael seine Allwissenheit offenbart hat, da ist Nathanaels erstes Wort (Joh. 1): „Meister, du bist Gottes Sohn, du bist der König von Israel."

Aber das hellste Licht fällt doch erst durch dieses Königs eigne Worte und Thaten auf sein Königreich.

Bemerken wir zunächst, welche umfassende Bedeutung und hohe Wichtigkeit dem Worte und Begriffe: „Königreich Gottes" oder: „der Himmel" von dem Herrn selbst und seinen Aposteln beigelegt wird. Das erste Wort der Predigt des Herrn bei Matthäus und Marcus hält durch Anschluß an die Predigt des Täufers mächtig die Continuität des Alten und Neuen Testaments, der Erfüllung und Weissagung aufrecht. „Thut Buße, denn das Königreich der Himmel ist nahe herbeigekommen", mit eben diesen Worten begann nach Matthäus (C. 4) Jesus seine eigne Predigt, und Marcus berichtet diesen Anfang (C. 1) so: „Jesus predigte das Evangelium vom Königreiche Gottes und sprach: „Die Zeit ist erfüllt und das Königreich Gottes ist herbeigekommen; thut Buße und glaubet an das Evangelium."" Wie tief fundamental, wie Erde und Himmel umschließend, wie inhaltsreich muß der Begriff des Königreichs Gottes sein, wenn der Herr selbst ihn seiner ganzen Verkündigung zum Grunde legt und sein „Thut Buße" darauf stüzt, daß das Königreich Gottes nahe herbeigekommen ist. Nahe — also bis dahin, im Alten Bunde mit allen seinen Herrlichkeiten, mit allen Thaten und Wundern Gottes für sein Volk, war es doch verhältnismäßig noch fern. Nun nahe — weil der König selbst erschienen ist mitten unter seinen Unterthanen und sie nun sahen, was sie geglaubt und gehofft hatten. — Auch sonst bezeichnet der Herr und bezeichnen seine Apostel und Evangelisten den Gesamtinhalt seiner und ihrer Predigt als die Predigt vom Königreiche Gottes. „Ich muß noch andern Städte das Evangelium predigen vom Königreiche Gottes; denn dazu bin ich gesandt", so sprach er in Galiläa (Luc. 4). An andern Stellen heißt es blos „Evangelium oder Wort vom Königreiche" (Matth. 4. 9. 13), wo dann dieser Begriff noch schärfer hervortritt. Und dies ist die Predigt für alle Zeiten bis an das Ende der Tage; denn der Herr selbst sagt kurz vor seinem Leiden in seinen Weissagungen von der Welt Ende (Matth. 24): „Es wird gepredigt werden das Evangelium vom Königreich in der ganzen Welt zu einem Zeugnis über alle Völker und dann wird das Ende kommen." Endlich, noch in den vierzig Tagen nach der Auferstehung, „redete er", sagt Lucas (Apgsch. 1), mit den Aposteln „von dem Königreiche Gottes."

Ich darf nur kurz Bezug nehmen auf die vielen Schriftstellen, wo dieser Grundbegriff in den mannichfachsten Beziehungen vorkomt: „das Reich Gottes, das den Juden genommen und den Heiden gegeben werden soll, — die kleine Herde, der das Reich beschieden ist — die Kinder des Reichs — das Warten auf das Reich — das danach trachten, das Empfangen des Reichs — das Hineinkommen, es sehen, ererben — das nicht fern davon sein — daß es Gewalt leide u. s. w., — und erinnern an des heiligen Paulus Gehülfen, die er „Gehülfen am Reiche Gottes" nent, endlich an die vielen Gleichnisreden des Herrn, die anfangen: „das Himmelreich ist gleich" u. s. w., indem ich nochmals bitte, zu dem Worte Reich in allen diesen Stellen den König hinzuzudenken, der in dem Worte des Grundtexts basileia enthalten ist.

Man bezeichnet die Staatsverfassung des Volkes unter dem Alten Bunde als eine „Theocratie" (Gottesherschaft) und mit Recht. Aber meist will man damit etwas nur specifisch Jüdisches, jezt längst Vergangenes andeuten. Vergangen jedoch ist von der Theocratie nur das was zeitlich, was Schattenbild und Vorbild war. Die Theocratie in Israel war ihrem innersten Kerne nach Weissagung. Sie war der vollkommne Typus des nun leibhaftig realisirten Königreichs Christi als der Theocratie des Neuen Bundes.

An das Eine sei noch erinnert, daß im heiligen Vaterunser auf die erste Bitte um Heiligung des Namens Gottes sofort die Bitte folgt: „Dein Königreich komme", ehe irgend etwas Besonderes für das betende Individuum erbeten wird.

(Fortsetzung folgt.)



Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz in Berlin. Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

# Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1864. Sonnabend den 23. April. № 33.


## Das Königreich Gottes.

(Fortsetzung.)

Hier — nachdem ich hoffe die fundamentale Natur und den unergründlichen, Welt und Himmel umfassenden Reichtum des Begriffs des Königreichs Gottes als einer Realität uns einigermaßen nahe gebracht zu haben — stehe ich still um zu fragen: Ist auch in unserm christlichen Bewußtsein, ist in unsrer heutigen Predigt der Begriff des Königreichs Gottes so fundamental und immer gegenwärtig, durchdringt er uns und unsre Predigt so mächtig und praktisch, wie er fundamental und immer gegenwärtig ist in der heiligen Schrift und wie er mächtig und praktisch das Bewußtsein und die Predigt der Propheten, Evangelisten und Apostel und des Herrn selbst durchdringt? Haben wir nicht vielmehr, in einseitigem Subjectivismus, diesen Grundgedanken der göttlichen Offenbarung in uns selbst abgeflacht und dann bei Seite geschoben? Wenn der Gottesname „König" ein bloßes Bild ist wie andre Bilder, wenn Gottes Reich kein wirkliches Königreich ist, sondern nur wegen gewisser Aehnlichkeiten mit den Königreichen aus dieser Welt so genant wird, die so schwach und so eng begränzt sind in Raum und Zeit, so liegt die Gefahr nahe, daß diese lebensvollen praktischen Gottes-Wahrheiten für uns in Schatten und Nebel zurücktreten. Wir würden schwerlich den Gesamtinhalt der Predigt eines heutigen evangelischen Predigers als Predigt vom Königreich bezeichnen können, eher vielleicht als Predigt vom Glauben und von der Vergebung der Sünden, an sich mit Recht. Aber wir erkennen daran, wie jene Seite der göttlichen Offenbarung für uns zurückgetreten ist. Als Wort hat Gott sich uns offenbart. Wir sollten daher nie von dem Worte und Sprachgebrauche der Schrift zu weit uns entfernen oder doch immer bald dahin zurückkehren. Wir sind sonst in Gefahr, wesentliche geoffenbarte Wahrheiten, wenn nicht aus unserm Gedächtnisse, doch aus unserm Herzen und Geiste zu verlieren.

Ich muß jedoch noch tiefer einzugehen versuchen in die Realitäten dieses geheimnisvollen Königreichs, wiewol ich weiß, daß es nur ungenügend, stammelnd geschehen wird.

Betrachten wir zuerst, als die Hauptsache, den König selbst als solchen — denn seine beiden andern hochwichtigen Amtstitel „Priester und Prophet" sind nicht Gegenstand meines Vortrags — und hören wir, was er selbst in seinen Menschensohnes-Tagen von sich als König uns gesagt hat. Er wurde verhöhnt von Juden und Heiden und vor des Heiden Gericht verklagt von den Juden, weil er gesagt, er sei der König von Israel. Da, feierlich und förmlich befragt von dem Landpfleger: „Bist du der Juden König?" und nochmals, nachdem er ihm den überweltlichen Ursprung seines Reichs angedeutet: „So bist du dennoch ein König?" antwortet er förmlich und feierlich: „Du sagst es; ich bin ein König" (Joh. 18); und darauf folgt, als Spott gemeint, aber mysteriös weissagend, seine Bekleidung mit dem Purpur, der Rohrstock als Scepter in seiner Rechten, die Dornenkrone, und am Kreuz in den drei Sprachen die Inschrift: „Jesus von Nazareth der Juden König", die nun seit bald zweitausend Jahren ausgeht in alle Welt bis an das Ende der Tage. Den Umfang seines Reichs lehrt uns der Jünger, der an seiner Brust lag; er bezeichnet ihn als das Lamm, welches ist „der König aller Könige und der Herr aller Herren." (Offenb. 1. 17. 19.) Endlich sein eignes Wort, bei Matthäus (C. 25), führt uns über Erde und Welt, über alles was geschaffen ist, hinaus vor das jüngste Gericht, wo sein Königtum in voller Majestät erglänzt: „Des Menschen Sohn wird kommen in seiner Herrlichkeit, und alle heiligen Engel mit ihm, und sitzen auf dem Stuhl seiner Herrlichkeit und alle Völker werden vor ihm versammelt werden. — Und der König wird reden zu denen zu seiner Rechten: Kommet her, ihr Gesegneten meines Vaters, und ererbet das Königreich, das euch bereitet ist von Anbeginn der Welt."

Es ist in der Christenheit üblich geworden, von drei Reichen Christi zu reden, von dem Machtreiche, dem Gnadenreiche und dem Reiche der Herrlichkeit, — so in dem schönen Kirchenliede: „König dem kein König gleichet", wo es nach Beschreibung jedes dieser drei Reiche heißt: „O Monarch in dreien Reichen, Dir ist niemand zu vergleichen" u. s. w. Der Ausdruck ist wol nicht biblisch; jedenfalls muß festgehalten werden, daß die drei Reiche doch Ein Reich sind, ebenso wie die Ausdrücke: „streitende und triumphirende Kirche, untere und obere Gemeine" Eine Kirche und Eine Gemeine bezeichnen. Sonst wäre die Dreiheit der Reiche und die Zweiheit der Gemeinen sehr geeignet, die Wesentlichkeiten dieser Begriffe uns zu verdunkeln. Versuchen wir, die Einheit der drei Reiche uns anschaulich zu machen.

Der Mensch als das Ebenbild Gottes ist, nach der Schrift, die Krone der Schöpfung. Seine Gemeinschaft mit Gott war

der uranfängliche Schöpferwille Gottes. Seine Wiederaufnahme in diese Gemeinschaft durch Erlösung und Heiligung, also sein Eingehen in das Gnadenreich, ist das Ziel, dem die Welt entgegengeht nach Gottes uns geoffenbartem Willen, das Ziel, dem auch die Engel dienen, denn sie sind (nach der Epistel an die Hebräer, C. 1) „dienstbare Geister, ausgesandt zum Dienste derer, die ererben sollen die Seligkeit.“ Und eben diesem Ziele dient das gesamte Machtreich des Herrn. In Athen vor den Heiden, die damals an Bildung und Wissenschaft alle Völker übertrafen und das arme Judenvolk tief verachteten, hat der heilige Paulus gewaltig gepredigt von dem Machtreiche (Apgsch. 17): „Gott, der die Welt gemacht hat und alles was darin ist, der ein Herr ist Himmels und der Erden und der selbst Leben und Odem jedermann allenthalben gibt, hat gemacht, daß von Einem Blut aller Menschen Geschlechte auf dem Erdboden wohnen und hat Ziel gesezt zuvor versehn, wie lange und weit sie wohnen sollten“, — und zu welchem Zweck dieses alles? — „daß sie den Herrn suchen sollten, ob sie doch ihn fühlen und finden möchten; und zwar er ist nicht fern von einem jeden unter uns; denn in ihm leben, weben und sind wir.“ Mit diesen weltumfassenden Worten ordnet St. Paulus das gesamte Machtreich den großen Zwecken des Gnadenreichs unter; denn „den Herrn suchen und finden“, also der wesentliche Inhalt des Gnadenreichs, ist ihm das Ziel aller vorher erwähnten Thaten Gottes. — Und in der Epistel an die Römer lehrt er uns (C. 8), daß „das ängstliche Harren der Creatur“ — also des gesamten Machtreichs — „wartet auf die Offenbarung der Kinder Gottes“ (— mithin auf die Vollendung des Gnadenreichs) — „denn auch die Creatur soll frei werden vom Dienste des vergänglichen Wesens zu der herrlichen Freiheit der Kinder Gottes“ (— im Reiche der Herrlichkeit); „denn bis jezt seufzet alle Creatur mit uns in Geburtsschmerzen.“ Hiernach umfaßt das Königreich, dessen König Christus ist, Erde und Himmel, Zeit und Ewigkeit, insbesondere die ganze Menschheit und alles was sie ist und hat. Die ganze Menschheit, so viele ihrer gerettet werden, wird versammelt, und ist, dem Anfange nach, versammelt als Volk Gottes, als Gemeine Christi, unter dieses Königreich. Nichts menschliches also dürfen wir uns als außer oder blos neben dem Königreiche Gottes denken. Bildung, Civilisation, Kunst, Wissenschaft, Gewerbe, Handel, Familie, Staat — alles gehört in das Königreich Gottes; alles „außer“ und „neben“ soll getilgt und in heiliges in verwandelt werden bis des Engels Wort in der Offenbarung Johannis (C. 11) in vollkommne Erfüllung geht: „Es sind die Reiche der Welt unsres Herrn und seines Christus worden und er wird regieren von Ewigkeit zu Ewigkeit.“

(Fortsetzung folgt.)

---



## Ueber Ludwig Uhland.

(Entgegnung.)

In Nr. 9 der Ev. K. Z. befindet sich ein Aufsatz über Uhland, welchem der Verfasser selbst die Bezeichnung „unmaßgeblich“ vorangestellt hat, eine Bezeichnung, die auch ganz zutreffend ist, da das Urteil, das in jenem Aufsatz über den Dichter gefällt wird, durchaus nicht objectiv gehalten, sondern aus ganz subjectivem Gefühl herausgeflossen ist. Nun ist es ja wahr, grade bei der Beurteilung von Poesien wird mehr als irgendwo unser subjectives Gefühl sich einmischen und geltend zu machen suchen, deswegen, weil ja die poetischen Producte mehr als alle andern geistigen Erzeugnisse aus einer subjectiven Stimmung ihres Verfassers herausgeboren worden, gleichsam durch einen geistigen Ablagerungsprozeß entstanden sind. Aber darum glauben wir auch, daß man bei der Beurteilung eines Dichters, sobald dieselbe öffentlich ausgesprochen wird, um so vorsichtiger zu Werke gehen muß. Und insonderheit gilt dies wol von unserer Zeit, die ja durch und durch den Charakter des Subjectivismus an sich trägt. Dieser Charakter tritt, wie in vielen andern Dingen, so vor allem auch in dem heidnischen Cultus des Genius zu Tage, welchem unser vom lebendigen Gott abgefallenes Geschlecht mit großem Eifer sich hingibt, und den wir bezeichnen müssen als den Anfang zu abgöttischen Anbetung des leibhaftigen Antichrist und zur Erfüllung des Wortes: „Der sich überhebt über alles, das Gott oder Gottesdienst heißt, also, daß er sich setzet in den Tempel Gottes, als ein Gott, und gibt sich vor, er sei Gott.“ 2 Thess. 2, 4.

Da feiert man die großen oder auch groß sein sollenden Männer der Nation nicht als das, was sie sind, sondern als was man sie grade braucht und haben will. Die einen werden auf eine Höhe hinaufgestellt, die ihnen keineswegs gebührt, die andern wieder werden in den Schmutz der Demokratie und des Liberalismus herabgezogen. Ueber Jean Pauls sittliche Versunkenheit und doch nur vorübergehende literarische Bedeutung sieht man hinweg und feiert seinen hundertjährigen Geburtstag mit großer Wichtigkeit. Schiller, der im Sonnenschein fürstlicher Gnade lebte und den Titel eines „Hofrathes“ nicht verschmähte, wird zu einem Demokraten und Republikaner gemacht. Der alte Arndt, der in Liedern wie: „Geht nun hin und grabt mein Grab ꝛc.“ oder: „Und klingst du immer Liebe wieder ꝛc.“ sein religiöses Glaubensbekentnis offen abgelegt und dem Sohne Gottes die gebührende Ehre gegeben hat, wird wie ein Barrikadenheld aus dem tollen Jahre 1848 gefeiert. Und was macht man nicht aus Luther! Trotz seiner bekanten, ausdrücklichen Verwahrung im „großen Bekentnis vom Abendmal“, daß nach seinem Tode niemand sagen sollte: „wo der Luther jezt lebte, würde er diesen oder diesen Artikel anders lehren oder halten, denn er hat ihn nicht genugsam be-

dacht", muß er zu einem gemeinen Aufklärer sich stempeln lassen, der nichts weiter gethan, als „des Wahnglaubens Ketten zerschlagen hat", der, wenn er heute noch lebte, ganz anders reden und lehren und dem Zeitgeiste die gebührende Rechnung tragen würde. Und bei Pöbelaufläufen, die gegen die Einführung eines lutherischen Katechismus gerichtet sind, wird: „Eine feste Burg!" als protestantische Marseillaise gesungen! — So geht es in unsern Tagen mit den mehr oder minder hervorragenden Männern unsers Volkes aus einer früheren oder späteren Vergangenheit.

Auch Uhland ist bald nach seinem Tode als ein Opfer für den Cultus des Genius gebraucht worden, und der politische Liberalismus hat ihn als den Seinigen gefeiert; aber wir sagen, mit Unrecht. Uhland als Mensch und Staatsbürger mag der liberalen Partei der Gegenwart angehört haben, aber Uhland der Dichter gehört nicht einer Partei, sondern dem ganzen deutschen Volke an. Aber daß nun der Liberalismus und das moderne Heidentum ihren Cultus mit Uhland getrieben haben, ist das in die Wagschale zu legen, wenn es sich um Uhlands Bedeutung als Dichter handelt? Der Verfasser des oben angezogenen Artikels sagt: die in seiner Nähe abgehaltene Uhlandsfeier „habe begreiflich nicht dazu beigetragen, ihm Geschmack an dem Verstorbenen beizubringen, den er dem Lebenden nie habe abgewinnen können." Es sind aber auch Körner- und Arndtfeiern abgehalten worden (eine Arndtfeier sogar noch bei des Dichters Lebzeiten in Leipzig zu seinem 90sten Geburtstag), und der Verfasser jenes Artikels sagt nicht, daß durch diese Feiern sein Geschmack an Körner und Arndt, in deren Lieder er nach seinen eignen Worten „sich nicht blos eingesungen, sondern vielmehr eingelebt hatte", gemindert worden sei, und wir finden dies ganz richtig und vernünftig. Denn, wie schon gesagt, der Wert eines Dichters als solchen sinkt nicht durch den verwerflichen heidnischen Cultus, der mit seiner Person getrieben wird, sinkt nicht durch den „Beifall des großen, gedankenlosen Haufens und literarischen Spießbürgertums", „der großer Schreierzunft", sinkt nicht durch das parteiische Gebahren „der revolutionären Treiber und Wühler" und der „nachtretenden Menge." Göthe und Schiller bleiben doch die großen, hehren Dichtergestalten trotz aller widerwärtigen und höchst beklagenswerten Vergötterung, deren man gegen sie sich schuldig macht.

Ja, wir gehen noch einen Schritt weiter und sagen, daß sogar der sittliche und darum auch der politische Standpunkt, den der Dichter selbst einnimt als Mensch, durchaus nicht in Anschlag gebracht werden darf, wenn es sich um die poetische Bedeutung des Dichters, wenn es sich um die Frage handelt: ist er ein wahrer Dichter gewesen oder nicht? Es thut freilich unsrem Herzen wol, wenn wir den, welchen wir als Dichter lieben und schätzen, auch als Menschen lieben und achten können, wenn wir von ihm hören, daß er in den höchsten Fragen des Lebens mit uns eins ist und das Eine, was Not



thut, nicht vergißt oder vergessen hat. Und umgekehrt thut es uns wieder weh und berührt uns höchst schmerzlich, wenn wir das nicht hören können. Ich habe das an mir selbst erfahren, als ich einst in Lund vor dem Standbilde Esaias Tegnér's stand und aus dem Munde eines schwedischen Professors über den Gefeierten das Urteil hören mußte: „er war ein großer Dichter, aber ein unmoralischer Mensch" — eine Kunde, die mir ebenso neu als schmerzlich war. Aber der wahre Wert eines Dichters als solchen oder bestimter gesagt: der Wert seiner poetischen Producte wird, wir wiederholen es, durch den innern sittlichen Wert desselben gar nicht bestimt. Wer will es z. B. läugnen, daß Heinrich Heine unsrem Volke Lieder gesungen hat, die zu dem Schönsten, Zartesten, Innigsten gehören, was je in Deutschland gedichtet worden ist? Wie müßte aber unser Urteil über diese Heineschen Lieder ausfallen, wenn wir zum Maßstabe unsrer Beurteilung die Sittlichkeit des Dichters nehmen wollten, die bekantlich unter Null herabgesunken war? Ja, wir führen auch ein heiliges Beispiel an. Müßten wir nicht die Dichtungen, welche die heilige Schrift vom König Salomo enthält, nicht blos ihres poetischen, sondern auch ihres kanonischen Wertes berauben, wenn wir diesen Wert nach dem sittlichen Standpunkte ihres Verfassers beurteilen wollten, der in den lezten Jahren seines Lebens in Abgötterei verfiel, und von dem uns nicht, wie von seinem Vater David erzählt wird, daß er Buße für seine Sünde gethan habe? —

Doch wenden wir uns wieder zu Uhland. Der sittliche Schatten, der auf Uhland fallen soll, ist der, daß er an den Bewegungen des Jahres 1848 thätlichen Anteil genommen hat; aber auch der alte Arndt hat das gethan, der, nach seinen geistlichen Liedern zu urteilen, an christlicher Erkentnis weit über Uhland gestanden hat, und noch manche andre Männer haben das gethan, über die wir nicht wagen kurzweg den Stab zu brechen. Uhland hat zu Frankfurt in der Versamlung der Paulskirche gesessen; aber auch Arndt hat gleicher Weise in diesem deutschen Parlamente getagt. Arndt erklärte am 20. Mai 1849 mit noch andern ehrenhaften Männern seinen Austritt aus der Nationalversamlung, da dieselbe anfing, sich über die gottgeordneten Obrigkeiten erheben zu wollen; und das ist erfreulich. Uhland hat das nicht gethan; er ist mit dem Rumpfparlamente nach Stuttgart gezogen und hat dabei ausgehalten bis zur gewaltsamen Auseinandertreibung; und das ist zu beklagen. Aber was thut das dem Werte seiner Dichtungen für Eintrag? Wir verstehen es nicht, wenn es in jenem Aufsatze, dessen einseitiges Urteil wir bekämpfen möchten, heißt: „Daß nun Uhlands Auftreten in der lezten Periode seines Lebens, von der politischen Schwindelzeit des Jahres 1848 an, sein Eingreifen in die Tagespolitik und seine liberalisirenden poetischen (?) Bemühungen nicht geeignet sind, seinen poetischen Wert in unsern Augen zu erhöhen, folgt schon indirekt aus dem Beifall des großen Haufens ꝛc." Mit solcher Engherzigkeit darf eine dichterische Größe wie Uhland nicht gemessen

werden. Auch Arndt hat politisirt und liberalisirt bis an sein Ende, und wenn man daraus einen Vorwurf gestalten will, möchte dieser gegen Arndt wol stärker werden müssen als gegen Uhland, aus dem Grunde, auf den wir schon hingedeutet haben, nämlich weil Arndt das Evangelium kante. Daß aber durch das politische Auftreten eines Dichters, mag es nun nach der conservativen oder liberalen Seite hin gerichtet sein, der wahre poetische Wert desselben in den Augen eines Unbefangenen weder vergrößert noch vermindert werden kann, das wagen wir als eine unbestreitbare Behauptung hinzustellen. Dazu komt noch, daß Uhlands poetische Thätigkeit mit seiner politischen Thätigkeit von der „Schwindelzeit des Jahres 1848 an" ja gar nicht zusammenfällt. Denn die erste Auflage seiner Gedichte erschien im Jahre 1815. Seitdem sind wol immer neue Auflagen dieser ersten und einzigen Samlung seiner Gedichte erfolgt; aber eine neue Samlung von Gedichten ist nicht erschienen. Auch Uhlands vaterländische Dramen, Ernst von Schwaben und Ludwig der Baier, sind in früher Zeit schon gedichtet worden, das eine 1817, das andere 1818. Uhland war bei dem ersten Erscheinen seiner Gedichte 28 Jahre alt und ein einfacher, ungekanter Jurist. Es hat also der Politiker Uhland vom Jahre 1848 an mit dem Dichter Uhland gar nichts zu thun.

Wie aus der eben angeführten Notiz über das Erscheinen der Uhlandschen Gedichte von selbst hervorgeht, gehört Uhland nicht zu den sogenanten Dichtern der Freiheitskriege. Soll er aber mit diesen verglichen werden, so kann eine solche Vergleichung nur zu seinen Gunsten ausfallen. Zunächst wird es wol Niemandem und auch uns nicht einfallen wollen, zu läugnen, daß die Vaterlandsdichter von 1813 viel Schönes und Großes hervorgebracht haben. Die Stimmung ihrer Zeit — und das war die begeisterte und teilweise heilige Stimmung einer großen Zeit — haben sie in ebenso begeisterten Liedern ausgesprochen, in hellen Kampfes- und Siegesliedern, mit wunderbarer Kraft und Frische, den Tapfern zur Ehre und zum Ruhme und den Mutlosen zum Troste und zur Stärkung, voll von glühender Vaterlandsliebe. Und was wir besonders hoch anschlagen müssen, ist dies, daß sich bei jenen Vaterlandsdichtern zu der patriotischen auch eine religiöse Begeisterung gesellt. Aber auf der andern Seite haben die Lieder dieser Dichter auch ihre großen Schwächen: sie enthalten viel Unwahrheit und Phrase, und nicht wenig herscht das rhetorische Element in ihnen vor. Auch die Gesinnung des Hasses und der Rache, das Verlangen nach „Henkerblut, Franzosenblut" (Arndt) klingt oft in zu grellen Tönen hindurch, und das versöhnende Element der Poesie geht darüber zu Grunde — eine Eigentümlichkeit, die in der Stimmung der Zeit, welcher jene Lieder ihre Entstehung verdanken, ihren Grund hat, die aber uns, die wir nicht mehr in jener Zeit und in ihrer Begeisterung des Hasses mitten drin stehen, den reinen poetischen Genuß oftmals stört und verbittert. Dazu komt noch, daß die gewählten Kraftausdrücke oftmals etwas zu sehr in das Unschöne und Unpoetische, um nicht zu sagen Rohe, übergehen.



Das eben Ausgesprochene gilt am meisten von Körner und Arndt, weniger oder gar nicht von Schenkendorf, dessen Lieder zarter, leiser und inniger, aber auch christlicher sind als die jener. Auch Rückert's geharnischte Sonette sind von rhetorischen Unnatürlichkeiten nicht frei. Zum Beweise für das Gesagte führen wir aus dem Körnerschen Liede: „Des Sängers Vaterland", die Stelle an:

Was will des Sängers Vaterland?
Die Knechte will es niederschlagen,
Den Bluthund aus den Gränzen jagen ꝛc.

Und aus einem Liede Arndt's: „Des Deutschen Knaben Schwur", die Worte:

Auch schwör' ich heißen, blut'gen Haß
Und tiefen Zorn ohn' Unterlaß
Dem Franzmann und dem fränk'schen Tand ꝛc.

Dazu komt noch, daß das Deutschtum, das in jenen Liedern uns entgegentritt, wir wollen nicht sagen in seiner Realität, aber in seinen Ausdrücken manchmal etwas forcirt erscheint: da soll ausgezogen werden zu der „Hermannsschlacht", da sollen die „Hermannstrommeten" ertönen, da ist die Rede von „Teuts und Hermanns Söhnen" ꝛc.

Aus allen diesen Gründen, die wir jezt aufgezählt haben, werden darum viele Lieder jener Vaterlandsdichter nicht um ihres poetischen Wertes willen den kommenden Geschlechtern in der Erinnerung bleiben, sondern mehr als Zeichen ihrer Zeit, als Denkmäler einer großen und herrlichen Vergangenheit.

Die Mängel, die wir so eben an den Vaterlandsdichtern von 1813 gerügt haben, zeigen sich aber noch auffallender bei den Dichtern von Vaterlands- und Freiheitsliedern, welche unmittelbar nach den Freiheitskriegen, besonders in studentischen Kreisen, auftraten. Bei ihnen wiegt das rhetorische Element in sehr bedeutender, oft unangenehmer Weise vor. Einer von ihnen ist der in dem von uns bekämpften Aufsatze genante A. L. Follen. Von den Ueberschwänglichkeiten und Unnatürlichkeiten, die sich in seinen Liedern finden, wollen wir nur zwei Beispiele anführen. In einem Liede: „Vaterlands Söhne, traute Genossen ꝛc.", sagt er:

Rüstige Brüder, hinan, hinan!
Ja, bis der Höllendamm zerborsten,
Reißen wir all in vereinigter Macht!
Fest wie die Eichen in Teutoburgs Forsten,
Drein die gedoppelten (?) Adeler horsten,
Drängt euch zusammen: Sturm erwacht!
Steig aus der Nacht, o Hermannsschlacht!

Klingt das nicht gar zu überspannt und unnatürlich? Und in einem andern Liede: „Augen glänzen, Herzen glühn ꝛc." sagt derselbe Dichter:

Brich, o Welt, in Trümmern gleich
Ueber uns zusammen!
Wir stehn mutig, nimmer bleich,
Fester als Stahl, Fels und Eich'
Mitten in den Flammen!

Ist das nicht sehr vermessen geredet, wenn es etwas anderes als poetische Phrase sein soll?

Die Burschenschaftler von 1819, in deren Kreisen diese Lieder besonders Aufnahme fanden, hätten es wol sollen bleiben lassen, „nimmer bleich" zu werden, wenn die Welt über ihnen zusammengestürzt wäre. — Wir können solchen poetischen Unwahrheiten keinen Geschmack abgewinnen.

Wie ganz anders tritt uns nun Uhland in seinen Dichtungen entgegen! In denselben findet sich nichts von jenen Uebertreibungen und Phrasen, nichts von jenen unnatürlichen Kraftausdrücken und Ungeheuerlichkeiten der Dichter aus den Freiheitskriegen, und trotzdem ist er nicht minder deutsch als diese, nicht minder kräftig und entschieden als sie. Ja, wir legen sogar seinen Liedern einen größern und bleibendern Wert bei, als den Liedern jener; denn Uhland hat uns nicht die subjective Stimmung einer vorübergehenden Zeitperiode in seinen Liedern gesungen, sondern vor allem die deutsche Sage und Geschichte, die, ob auch noch so alt, doch ewig jung bleibt für alle Zeiten; die hat er hauptsächlich seinem Volke ins Herz gesungen, in ebenso innigen und zarten, als tiefen und ergreifenden Tönen, mit welchen er alle Saiten des menschlichen Gemütes berührt. Wir erinnern an seine Lieder von Jung Sigfried, von Roland, vom König Karl, vom Grafen Eberhard dem alten Rauschebart u. a. Und unter diesen Dichtungen, die allerdings manchmal ein sehr „enges" und knappes Gewand tragen, aber nicht zu ihrem Schaden, sondern zu ihrem Vorteil, da es ja zu den Aufgaben der Poesie gehört, ihren Stoff nicht in die Länge, sondern in die Kürze zu ziehen, unter diesen Dichtungen befinden sich wahre Meisterwerke deutscher Poesie. Nehmen wir z. B. das Gedicht von „König Karls Meerfahrt" an: wie meisterhaft hat da der Dichter in vier Zeilen die Heldengestalt Karls des Großen gezeichnet, als eines Mannes der That, der in der Stunde der Gefahr den Mut nicht verliert, der nicht ohnmächtig schwazt, sondern mit ruhigem Gemüte und mit starker Hand der Gefahr Trotz bietet. Oder betrachten wir das Gedicht: „Graf Eberhard der Rauschebart." Da hat der Dichter in nur vier Bildern das ganze Leben des Helden gezeichnet, und der ungetrübteste Geist der alten Heldendichtung, wie wir sie im Nibelungenliede und im Homer bewundern, weht uns aus diesem Gedichte entgegen.

Es ist nicht der zornige Schlachtenruf und der blutige Waffenklang aus den Liedern der Freiheitssänger von 1813, was in Uhlands Romanzen und Balladen uns entgegentönt. Nein, es ist das hehre Geläute gothischer Dome oder der melodische Glockenruf der Waldkapellen, es sind Harfenklänge, die von stolzen Ritterburgen niederschallen, und wo kerniger Schlachtruf unser Ohr trifft, da fehlt es nicht an sanften Tönen, an versöhnenden Stimmen, die dazwischen klingen und ihn zu mildern suchen. Was der Dichter in seinem Liede: „Des Sängers Fluch", von den beiden Sängern sagt, das gilt von ihm selbst, die Worte:

„Sie singen von Lenz und Liebe, von sel'ger goldner Zeit,
Von Freiheit, Männerwürde, von Treu und Heiligkeit;
Sie singen von allem Süßen, was Menschenbrust durchbebt,
Sie singen von allem Hohen, was Menschenherz erhebt."

Wem aber bei solchen Tönen die „Phantasie kalt und Kopf und Herz ohne Interesse bleibt", den bedauern wir, daß er für ächt poetische Genüsse so wenig empfänglich ist.

Was Uhlands Lyrik betrifft, so wagen wir es freilich nicht, dieselbe gar neben oder über Göthes Lyrik zu stellen. Aber wie wäre das möglich? Was geht über Göthes Lyrik? Er hat ja, wenn auch nicht in allen, so doch in vielen seiner Lieder das Höchste, das Unübertreffbare geleistet. Daß aber viele von Uhlands Liedern in allen Schichten des Volkes gesungen werden, das ist wol nicht das schlechteste Zeugnis für sie. —

Göthe hat ein sehr absprechendes Urteil über Uhland gefällt. Bei Erwähnung der Gedichte von Gustav Pfizer schreibt er an Zelter: „Das Werklein ist an Uhland dedicirt, und aus der Region, worin dieser waltet, möchte wol nichts Aufregendes, Tüchtiges, das Menschengeschick Bezwingendes hervorgehen." Das schrieb Göthe aber ein halbes Jahr vor seinem Tode, wo nicht blos seine poetische Productionskraft, sondern, wie wir glauben, auch seine poetische Urteilskraft bedeutend abgenommen hatte. Außerdem ist es auch bekant, mit welcher anmaßenden Souverainetät Göthe über vieles Hohe und Bedeutende kurzweg den Stab brach; er hat dadurch genugsam bezeugt, daß an seine Unfehlbarkeit nicht zu glauben

ist. Er gebehrdet sich oftmals wie ein Haushahn, der auf seinem Hühnerhofe einen andern seines Gleichen nicht leiden will. Aber Göthe konte auch gar nicht anders über Uhland urteilen, als er gethan hat; er mußte so urteilen. Uhland war ja nach einer Seite, nach der vaterländischen, von der romantischen Schule ausgegangen. Diese Dichterschule suchte den deutschen Geist des Mittelalters wieder zu beleben und in die Poesie einzuführen. Dadurch wurde sie aber genötigt, zugleich auch den christlichen Geist, der ja im Mittelalter so tief in das Leben des deutschen Volkes eingedrungen war und so innig mit dem deutschen Wesen sich vermählt hatte, in ihre schwärmerische und farbenreiche Poesie aufzunehmen. Und die Erkentnis von dieser Einheit des Glaubens und Lebens im Mittelalter und die Macht dieser Erkentnis, das war es, was so lebendig auf die Romantiker einwirkte und einzelne Glieder, wie einen Friedrich Schlegel, zur römischen Kirche hinüberführte, wo sie diese Einheit von Glauben und Leben zu finden meinten. Das deutsche und das religiöse Element und zwar beide in poetischer Einheit, das war also der Grundcharakter der romantischen Schule.

Es handelt sich nun hier nicht um die Licht- und Schattenseiten dieser Dichterschule, noch auch darum, ob dieselbe die hohe Aufgabe, welche sie sich gestellt hatte, gelöst habe. Davon wollen wir jezt nicht reden. Aber das ist wol nicht zu läugnen, daß das Streben der Romantiker, den deutschen und den christlichen Geist des Mittelalters in die Poesie wieder einführen zu wollen, ein edles Streben war, welches die vollste Anerkennung verdiente. Wenn Göthe diesem Streben keine Anerkennung gezollt hat, so lag das darin, daß ihm das rechte Verständnis für dasselbe fehlte, weil er diesem Streben innerlich fern und fremd war, zumal in seinem höheren Alter, wo er, unbefriedigt von der Leere seines glaubenslosen Herzens, in seinem „westöstlichen Divan" gleichsam in den Orient sich flüchtete, um dort „schwelgend auf der Ottomane" zu finden, was seiner Sele fehlte. Wie des großen Dichters deutsche Gesinnung war, ist aus seiner Stellung zur französischen Fremdherschaft in Deutschland und zu den Freiheitsbewegungen im Jahre 1813 bekant. Napoleons Schmeicheleien waren ihm nicht zuwider, und als er aufgefordert wurde, seine Feder doch auch dem Werke der deutschen Befreiung zu weihen, sagte er mit kaltem Achselzucken: „Der (Napoleon) ist euch zu mächtig; ihr rüttelt vergebens an euren Ketten und werdet sie euch nur tiefer ins Fleisch drücken." Und über seine gleichgültige, wo nicht feindselige Stellung gegen das Christentum, ist es wol nicht nötig, noch ein Wort zu verlieren.

Aus dem Gesagten aber wird sich nun auch Göthes Urteil über Uhland erklären, über einen Dichter, der, von der romantischen Schule ausgegangen, das vaterländische Element mit weit mehr Wahrheit und in viel reinerer und lebensvollerer Weise als diese selbst zur Geltung gebracht hat, und dessen Dichtungen auch nach der andern Seite hin durch ihren sittlichen Ernst ihre Verwandtschaft mit der romantischen Schule bekundeten. Wer freilich wie Göthe zu den Grundelementen der romantischen Schule innerlich in einem teils gleichgültigen teils feindseligen Verhältnisse stand, der konte auch in den Dichtungen Uhlands nichts „Tüchtiges" finden, und der sittliche Ernst des Dichters mußte ihm zu einem „sittlich-religiösen Bettlermantel" werden, welcher poetische Blößen decken und verhüllen sollte. Die Nichtigkeit und Haltlosigkeit eines solchen Urteils ergibt sich aber nach dem Gesagten von selbst.



Ein weit richtigeres Urteil als der große Dichter Göthe hat das deutsche Volk über Uhland gefällt. Es hat seine Bedeutung besser zu würdigen verstanden. Wir meinen damit nicht „die Uhlandsfeier." Nein, wir meinen damit die weite Verbreitung der Uhlandschen Gedichte: denn wo im deutschen Lande wäre Uhlands Name und Uhlands Lied unbekant? Besonders ist es auch unsre Jugend, welche große Freude an Uhlands Dichtungen hat und sie gern „singt und sagt." Die weite Verbreitung der Uhlandschen Poesien wiegt aber um so schwerer für die Größe und Bedeutung des Dichters, wenn man bedenkt, daß die Samlung seiner Gedichte dem Umfange nach ziemlich unbedeutend ist. Er hat nicht dicke Bände voll geschrieben und dadurch seinen Namen bekant gemacht, sondern er hat nur wenige, aber tief empfundene Lieder gesungen, aus dem Herzen und in das Herz unseres Volkes, und hat sich dadurch den Kranz unvergänglichen Ruhmes erworben. —

Die eigentliche Meisterschaft Uhlands als Dichters hat Gutzkow nicht übel in folgenden Worten gezeichnet: „Uhland hat der Natur das Sontagskleid der Freude angethan, das Landschaftsgemälde zum Liede zu vergeistigen gewußt. Er zog die Glocken der Kapellen, stellte Hirtenknaben auf die Bergesgipfel und legte ihnen selige Lieder in den Mund. Er zauberte die Vergangenheit in verklärter Gestalt aus den Ruinen wieder auf, ließ noch einmal die alten Falken der Jagden steigen, ließ Sänger an den Pforten der Burgen um Einlaß klopfen, er zauberte uns Jungfrauen auf den grünen Plan und Königssöhne, die vorüberzogen und sie liebten: Uhland schuf, wie Schiller eine idealische, übersinnliche, so in seinen Gedichten eine idealische, wirkliche Welt."

Und Vilmar sagt in seiner Literaturgeschichte über Uhlands Bedeutung: „Uhland, mit Kraft und Entschiedenheit auch in der Dichtkunst dem wirklichen Leben zugewendet, hat zuerst wieder die deutsche Sage und die vaterländische Geschichte mit durchdringenden, oft erschütternden Tönen in die Gemüter der Jugend hineingesungen; daß wir von den Sagen der Väter nicht blos wissen, sondern daß wir sie als

geistiges Eigentum haben, daß wir sie wirklich besitzen, das verdanken wir ihm. — Seine Gesänge haben wie seine Gesinnung Wahrheit, die Gestalten seiner Dichtungen Wirklichkeit." —

Wir glauben darum, daß Uhland das, was einst Heinrich Heine von sich gesagt hat, mit viel größerem Rechte von sich sagen konte:

„Ich bin ein deutscher Dichter,
Bekant im deutschen Land;
Nent man die besten Namen,
Wird auch der meine genant."

---

# Nachrichten.

## Rheinprovinz.

### Die Gemeindewahl der Pfarrer.

(Schluß.)

Kaum erscheint ein der christlichen Religion ins Angesicht schlagendes Buch, so ist sofort ein Literat dahinter her und preist es mit wolklingenden Phrasen seiner Leserwelt an; kaum war Renan's eben Jesu ausgegeben, so eilte ein pariser Referent der Gartenlaube u dem Verfasser, um nachher in dem Blatte eine verherrlichende und obpreisende Beschreibung von Renan zu geben und damit möglichst iele Leser zur Lectüre des genanten unchristlichen Buches anzuregen. Das Leben Jesu von Wislicenus wird den Lesern der G. L. nachrücklichst zur Anschaffung empfohlen. Und da es die G. L. gesagt, elch edler Philister und Leser derselben wird wagen, das Gegenteil zu sagen? Was soll ich reden von der Volkszeitung und ihren Bemühungen ihre Leser in das Innerste christlicher Religion hineinzuühren! Es ist genug zu wissen, daß ihre Redacteure Reformjuden nd. Da darf man von vorn herein für positives Christentum Nichts, uch gar Nichts erwarten. In Mitteldeutschland leistet noch weit mehr n dieser Beziehung das Frankfurter Journal, ein Blatt so recht gegnet und geschickt redigirt für das sich für gebildet haltende Philiterium. Auch hier genügt es zu wissen, daß sein Hauptredacteur mit m Vorstande des religiösen Reformvereins (Ronge, Czerski, Struve) ist; es nent sich ein protestant. Blatt; aber in jeder Nummer protestirt es wie mit Recht gegen alle katholischen Uebergriffe, so auch egen Alles, was von positiv christlicher Seite zum Besten unserer ang. Kirche angestrebt wird. Baden und die Pfalz — siehe da die änder, wo noch protestant. Bewußtsein lebt! Ich darf enden mit er kurzen Anführung der Hauptquellen, woraus unsere Wähler ihre eligiöse Bildung ziehen. Eine Pfarrwahl naht heran: wen wählen ir? Nach absoluter Stimmenmehrheit wird entschieden. Werden ehr als die Hälfte, wie es doch notwendig wäre zu einer guten Wahl, nicht inficirt sein von dem Geiste, der sonst allgemein herrscht? Den wählen wir? Doch wol einen Solchen nicht, der sich nicht im



Einklang wüßte mit der von uns repräsentirten nicht eben geringen Bildung? Auch für die Theologen ist doch wol jezt, wo unsere Blätter so viel Schönes und Neues über Fortschritte der Naturwissenschaften berichten, endlich die Zeit gekommen, wo sie uns besser Belehrten nichts mehr von Wundern sagen dürfen; was sie reden das muß doch mit unserer Vernunft begriffen werden; das Wunder ist nur für die Leichtgläubigen. Was würde das benachbarte Städtchen sagen, was würden unsere politischen Freunde dort von uns denken, wenn wir uns einen Wundergläubigen, einen Pietisten wählen? Und sind wir nicht auch unsern Kindern schuldig, daß sie auch im Religionsunterricht mit den neueren Untersuchungen des religiösen Fortschritts bekant gemacht und nicht mehr mit den veralteten Lehren der Religion behelligt werden?

Was wird die Folge dieser Erwägungen sein? Wird ein christlich gesinter Pfarrer, der mit seinem Christentum ganzen und vollen Ernst macht aus der Wahlurne als Gewählter hervorgehen? Es dürfte gehen, wie in einem benachbarten Städtchen, wo bei einer Vacanz die „Männer der Intelligenz" sich an die Spitze stellten, Unterschriften in Menge sammelten und an das Consistorium einsandten — und für wen? Für einen Pfarrer, der ganz in der Nähe des Städtchens stand, von dem also Allen wol bekant war, daß er täglich Stunden lang im Wirtshause saß, stark Bier trank, sich natürlich oft betrank und mit Jedwedem, der sich fand, Karten spielte. Das sei der Mann, so dachten jene Intelligenten, der wäre ein treuer und bewährter Wirtshausgenosse, ein „gemeiner" Mann, wie da Volk sagt, der mit Terenz sprechen könte: nihil humani a me alienum puto. Zum Glück war doch das Consistorium anderer Ansicht und sandte einen fromm gläubigen Mann, dessen freundlicher Liebe es aber sehr schwer ward, einen Boden für seine Wirksamkeit in jenem Städtchen zu finden. Den Predigern wird in solchen Orten oft der Vorwurf, sie lebten zu sehr zurückgezogen, sie sollten doch „zur Gesellschaft" kommen, es sehe so aus, als verschmähten sie das Zusammensein mit ihren Pfarrkindern; es hat auch laxere Pfarrer gegeben, die diese Vorwürfe begründet fanden und darum öfter ihr Glas Bier mit der Gesellschaft tranken, denen die Pfarrer welche das mieden, einseitig vorkamen — die habe ich fragen dürfen, ob ihre Kirche nunmehr denn auch recht fleißig von den Wirtshausgenossen besucht würde; denn sie seien ja durch ihr Erscheinen in dem Kreise Jener ihnen zuvorgekommen, aber vom Wirtshausbesuche bis zum Kirchenbesuche ist ein weiter Sprung: die Kirche blieb nach wie vor leer; geschmeichelt aber fühlten sich Jene, daß auch der Pfarrer es nicht verschmäht habe, in ihrer Gesellschaft zu erscheinen. — Um so ernstere und christlich gesinte Prediger wird das Consistorium nach vorheriger genauer Kentnisnahme der Verhältnisse an solche Orten senden, wo das feste Stehen auf dem Worte und das offene Reden zur Besserung der Zustände so not thut. Würde in solchen Fällen die freie Wahl ein Besseres erzielen? Wie viele mögen darum für die leztere sich aussprechen, weil sie der Hoffnung leben, geschmeidigere und lenksamere Prediger zu erhalten; Solche die freilich wol das Wort Rationalist mit Entrüstung von sich weisen, am Ende aber doch nichts anderes sind, da ihre Vernunft sich mit manchen christl. Lehren nicht zu befreunden vermag. Hier fält uns ein Wort Dr. Hase's von Jena bei, der im Blick auf Dr. Schenkel und sein Gewissen sagt, was wäre es doch anderes als die liebe bare Vernunft — und ein solches von Dr. Fabri:

„die christl. Glaubenslehre vom Standpunkt des Gewissens aus entwickeln, ist consequent vollzogen nichts anderes als Leugnung einer specifischen Offenbarung in Christo, oder — vulgärer Rationalismus. Mit diesen Versuche „vom Standpunkt des Gewissens aus" sind die Factoren der Selbstrechtfertigung des Rationalismus in der That völlig verbraucht."

Siehe da — den von Vielen geteilten Standpunkt des Hauptchoragen des Gemeindeprincips!

Solche Anhänger des Gemeindeprincips, die es allein mit den Gemeinden offen und redlich meinen, während die Andern nur ihr eigenes „pfäffisches" Interesse im Auge haben, müssen wir wählen sagt der kirchlich Liberale. Ist ihr Haupt in Heidelberg, das aber, wie wir von Ohrenzeugen gehört, in seinem Seminar nicht den vielgepriesenen Liberalismus zeigt und divergirende Ansichten oft in der heftigsten Weise abweist, auf dem Katheder in rhetorischer Effecthascherei und niedrigen Angriffen die Würde eines Theologen außer Auge läßt (hierin ganz das Gegenteil seines von ihm so gern genanten und vorgeschobenen Collegen Dr. Rothe) und in einer schon Vielen widrig erschienenen Zudringlichkeit seine eigenen Vorlesungen anpreist, also geartet, wie werden die Nachtreter geartet sein! Was ist das eben erschienene Characterbild Jesu von rein menschlichen Standpunkt aus Anderes, als eine Entkleidung des Erlösers von seiner göttlichen Würde, seiner Gottheit? — So ist es ja doch eben nichts Anderes als der alte Standpunkt des Rationalismus, der nur sich denken kann, was sein endlicher Verstand und seine Vernunft begreift und für möglich hält.

Wie steht es, fragen wir zulezt, mit den Wahlen auf dem Lande? Sind die Bewohner des Landes der Mehrzahl nach fähig, nach einer gehörten Predigt ihr Urteil abzugeben? Freilich sollte man fast sagen, oft ist das Urteil eines Bauers über eine Predigt richtiger als das eines sogen. Gebildeten. Aber von der entscheidenden Mehrzahl der Repräsentanten darf man doch wohl das nicht sagen. Was gibt den Ausschlag bei der Wahl? doch in manchen Fällen nicht die christl. Tüchtigkeit des Predigers und die Gediegenheit der aus dem an Christus fromm gläubigen Herzen quellenden Predigt; sondern die Aufmerksamkeit mancher Wähler richtet sich mehr auf das Aeußere, die Person des Predigers, seine Vortragsweise. Ist diese bestechend, wird mit Pathos und mit lauter, kräftiger Stimme geredet, und komt auch hier und da etwas Rührendes vor, so wird einem solchen Prediger eine Wahl nicht fehlen. — Wäre das Wahlrecht ein allgemeines, so könte leicht ein gediegen theologisch gebildeter, von Herzen gläubiger Mann der nur nicht die Gabe des schönen Vortrages hat, lange Zeit warten müssen, bis ihm eine Stelle zu Teil würde, während er mit Schmerz sehen muß, daß Andere ihm vorgezogen werden, die sich an Tüchtigkeit der Durchbildung nicht mit ihm messen können, und nur die Gabe eines guten Vortrages vor ihm voraus haben. Nun aber gibt es sicherlich manchen Pfarrer, der mehr noch als durch seine Predigt durch seine sonstige seelsorgerische Thätigkeit wirkt und Selen für das Himmelreich gewint: soll nun grade ein Solcher, der durch Treue, fleißigen Kranken- und Hausbesuch reichlich ersezt, was ihm an Rednergabe mangelt zurückstehen bei der Wahl hinter dem, der bei aller Oberflächlichkeit doch durch eine gewandte und fließende Rede besticht? Und jedenfalls würde das ein öfteres Vorkomnis sein, wenn das Wahlrecht ein allgemeines wäre. Auch würden die älteren Pfarrer wol selten in bessere Stellen aufrücken, wie es doch billig ist, da die Wähler in den besser dotirten Pfarreien ihr Augenmerk meist auf jüngere Männer richten würden, deren Pensionirung nicht so leicht bevorsteht, oder deren Tod nicht so bald zu erwarten steht, durch etwaiges Ableben also auch der Gemeinde nicht so bald wieder Ueberzugskosten eines neuen Pfarrers verursacht werden.



Ich erwähne nur kurz, wie sehr durch eine Pfarrwahl eine Gemeinde fast regelmäßig in Spaltung und Uneinigkeit zerrissen wird, die manchmal auf den Dörfern in Thätlichkeiten übergeht: wie dadurch, daß die eine Hauptfamilie mit ihren Anhang sich für den einen, die andere für den andern Candidaten entscheidet, für lange Zeit Zwiespalt einreißt, und dem Gewählten nun die Partei, die gegen ihn stand, vielleicht für immer ihre Neigung entzieht.

Wie viele Schwächen und Menschlichkeiten auch bei den Candidaten einer Stelle mit unter laufen, welche Versuchung ihnen nahe tritt, Mittel zu ergreifen und Wege einzuschlagen, die nicht immer die ehrlichsten und edelsten sind, läßt sich denken; dafür zeugt auch die Erfahrung, und nur zur oft gelingt es dem Ränkeschmied, der alle Mittel wählt, wenn sie nur zum Zweck führen, das Feld zu behalten und als Sieger aus der Wahlurne hervorzugehen über den der alle unedleren Mittel verschmäht und mit Unwillen von sich weist.

Wenn wir Alles erwägen, so ist unsere Meinung also die: Die meisten Gemeinden und ihre Presbyterien und Repräsentationen sind nicht fähig und in der Lage, den rechten Pfarrer für sich zu wählen. — Um etwas eben Erlebtes hier einzufügen, was soll man denken von einem Presbyterium, in dem, als der betreffende Pfarrer erklärte, nicht wie sein Vorgänger handeln, sondern diejenigen Kinder nach verschärfter und wiederholter Bestimmung des Consistorium nur confirmiren zu wollen, die am Tage der Confirmation 14 Jahre alt wären, und nachdem die Gründe ausführlich entwickelt worden, gedroht wurde, die Gemeinde würde die Kirche nicht besuchen. Das nent man Helfer der Pfarrer, Genossen in sorgfältiger geistlicher Pflege der Kinder!

---

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz in Berlin. Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

# Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1864. Mittwoch den 27. April. № 34.


## Das Königreich Gottes.

(Fortsetzung.)

Sehr nötig ist es, daß wir diese umfassende Fülle und Einheit des Königreichs Gottes tief einprägen in unser Bewußtsein, besonders den materiellen Fortschritten dieses unsres Jahrhunderts gegenüber, — daß wir gewiß glauben, wie auch diese materiellen Fortschritte sich nicht vollziehen außer oder neben dem Königreiche Gottes, sondern in ihm, zunächst im Machtreiche, welches, wie gezeigt, dem Gnadenreiche dient und mit diesem im Reiche der Herrlichkeit sich vollendet. Umfassen wir die Entfaltungen der Welt nicht mit unserm festen Glauben an das Königreich Gottes, so sind wir in dringender Gefahr, den jezt so starken Versuchungen zur Weltvergötterung, zum Pantheismus, zu unterliegen, und im besten Falle behalten wir ein trübes Auge des Geistes und ein zwischen Welt und Gott geteiltes Herz. „Feuer, Hagel, Schnee und Dampf" — sagt der 148. Psalm — „sollen loben den Namen des Herrn" — also auch Eisenbahnen und elektrische Telegraphen; es ist merkwürdig, daß grade der Dampf erwähnt wird; — sie alle müssen dienen seinem Willen. Sein Wille aber ist unsere Heiligung, mithin die Vollendung des Gnadenreichs im Reiche der Herrlichkeit.

Halten wir dies fest in klarer Erkentnis, oder, wo die Erkentnis noch im Dunkel schwankt, in treuem standhaften Glauben, so werden wir allen Pantheismus überwinden, und durch freudige Anerkennung gerade der heutigen Fortschritte der Welt wird unsre Anbetung des ewigen Königs, der nicht aus der Welt ist, von Stufe zu Stufe immer tiefer, inniger und brünstiger werden.

---

Allein, wenn es mir auch gelungen sein sollte, den biblischen Begriff des Königreichs Gottes einigermaßen anschaulich zu machen, wie verhält sich derselbe zu dem andern biblischen Begriff: „Gemeine oder Kirche Gottes, ecclesia?"

Zunächst ist so viel klar, daß diese Begriffe sich nicht decken, daß nicht der eine Ausdruck für den andern gebraucht werden kann. Es hätte unser Herr nicht sagen können: „Thut Buße, denn „die Gemeine oder Kirche" ist nahe herbei gekommen. Er hätte uns nicht lehren können", im Vaterunser zu beten: „Deine Gemeine oder Kirche komme." Es hätte nicht die ganze Verkündung des Herrn und seiner Apostel als „Predigt von der Kirche" bezeichnet werden können. Von vorn herein leuchtet weiter ein, daß an Dignität, an Umfang, an Wichtigkeit, an Tiefe und Höhe der Begriff „Königreich Gottes", der, wie gezeigt, die ganze Schrift Alten und Neuen Testaments so mächtig durchtönt, der ungleich umfassendere und der Begriff „Kirche oder Gemeine" ihm untergeordnet und in ihm einbegriffen ist.

Ecclesia — das Wort des Grundtextes für Kirche oder Gemeine — bedeutet sprachlich: eine Versamlung. Das tumultuirende Heidenvolk in Ephesus wird in der Apostelgeschichte (C. 19) so genant. Das Stammwort ekkalein bedeutet „herausrufen", nämlich aus den Wohnhäusern auf den Versamlungsplatz. In der Anwendung auf die Versamlung der Gläubigen wird es gedeutet auf das Herausrufen aus der Welt. Ecclesia ist also die Summa der von Christo und seinen Aposteln und Jüngern durch den heiligen Geist in die Gemeinschaft mit dem dreieinigen Gott berufenen Menschen, in seine anfangs so kleine Herde, in sein Königreich.

Es versteht sich, daß diese Summa keine unorganisirte Kopfzahl, etwa wie unsre Urwählerschaft, ist. Sie besteht aus den gesammelten Kindern Gottes; sie hat die Verheißung, daß „die Pforten der Hölle sie nicht überwältigen sollen." (Matth. 16.) Ihr ist der Bann verliehen gegen den sündigenden Bruder: „Höret er die Gemeine nicht, so halte ihn als einen Heiden und Zöllner." (Matth. 18.) Sie ist nach St. Paulus (1 Tim. 3.) „das Haus Gottes, ein Pfeiler und Grundveste der Wahrheit", ihre Glieder „Gottes Hausgenossen" (Eph. 2), nach St. Petrus (C. 1): „lebendige Steine, die sich bauen zum geistlichen Hause." Die Gemeinde ist „Christi Leib", „Christi Braut" (nymphe, Neuvermählte) (Eph. 1. 5); sie ist, wie Calvin sagt (nach St. Paulus zu den Galatern, C. 4), die Mutter aller, deren Vater Gott ist. Alles dies deutet die kräftigste und zugleich zarteste Organisation an.

Aber auch wie die ecclesia zum Königreiche Gottes sich verhält, lehren uns diese Schriftworte. Christus, der König, ist der Baumeister, der Hausherr, — die Gemeine: die Bausteine, die Hausgenossen, — er das Haupt, sie der Leib, die Glieder, — er der Bräutigam, der Mann, sie die Braut, das Weib. So enthüllen uns diese geheimnisvollen und tiefsinni-

gen Bilder zugleich die hohe Vollkommenheit, die unzertrennliche Einheit und die zarte Gliederung des Königreichs Gottes, durch welche herrliche Eigenschaften es alle Königreiche aus dieser Welt weit überstrahlt.

Des Königs Christi Reich verhält sich also zur Kirche oder Gemeine Gottes wie der Staat zum Volk. König, Staat und Volk zusammen bilden das Königreich. Denken wir Christum und sein Reich hinweg, so ist die Gemeine oder Kirche ein Volk, das in Anarchie sich auflöst, ein Rumpf, der in Fäulnis übergeht. Darum sollten wir die Kirche oder Gemeine immer in der Einheit mit ihrem Haupte und Könige denken; diese Einheit ist die Wesenheit des Königreichs Gottes.

Misverständnisse zu vermeiden muß ich noch eine sprachliche Bemerkung machen. Ich habe die Worte „Kirche" und „Gemeine" als gleichbedeutend gebraucht. Ich weiß wol, daß ein anderer Sprachgebrauch aufgekommen ist, nach welchem man die Kirche der Gemeine entgegensezt. So sagt Stahl: „Gemeine ist die blos menschliche Verbindung, Kirche dagegen die Institution mit ihrem bindenden Ansehn über den Menschen."*) Eine große Zahl unsrer gläubigen lutherischen Pastoren würden protestiren, wenn man sie Diener der Gemeine nennte, während sie mit Freuden bekennen, daß sie Diener der Kirche sind. Aber biblisch ist dieser Sprachgebrauch nicht. Der griechische Grundtext hat nur Ein Wort: ecclesia, welches in den neulateinischen Sprachen in abgewandelten Formen: iglesia, église u. s. w. recht eigentlich Kirche bedeutet und in der Englischen Bibel auch immer mit church, Kirche, übersezt ist. Unsre deutsche lutherische Bibel dagegen braucht das Wort Kirche nur im Alten Testament, und auch da nur von den Heiligtümern der Götzendiener und der Abtrünnigen. Im deutschen lutherischen Neuen Testament kommt es gar nicht vor, sondern ecclesia ist daselbst immer durch: „Gemeine" wiedergegeben und zwar sprachlich richtig, wie ich vorhin gezeigt habe. Ob es recht war, dieses Wort Kirche als Gegensatz zur Gemeine einzuführen, darüber urteile ich nicht. Bedenklich ist es immer, wenn solche Nichtschriftworte bei Bezeichnung wesentlicher christlicher Begriffe sehr in den Vordergrund treten. Ein solches Wort ist auch das Wort „Sacrament", wenn es auf die zwei oder sieben Sacramente beschränkt wird. Man weicht dann leicht auch von den Gedanken der heiligen Schrift ab, die von den Worten nie ganz trennbar sind. Auch sind solche neben der Schrift aufkommende Worte sehr geeignet, Streit und Zwist zu erregen. Es hat wol zum Aufkommen des Wortes Kirche, als nicht gleichbedeutend mit, sondern als Gegensatz zur Gemeine, der Umstand mitgewirkt, daß man den biblischen Begriff des Königreichs Gottes, vernebelnd oder verhimmelnd, vielfach aus den Augen verlor. Ohne den Begriff Königreich Gottes ist der Begriff Gemeine wirklich ungenügend. „Gemeine" hat, besonders in unsern Tagen, leicht einen widrigen demokratischen Beigeschmack und läßt den so dringend nötigen Begriff: „Autorität" vermissen, den die lebendige Anerkennung des realen Königreichs Gottes uns so reichlich gewährt, und von welchem die christliche Kirche oder Gemeine nie als getrennt zu denken ist.

*) Evang. Kirchenzeitung von 1858 S. 557.



Aber — diese Frage kann nicht abgewiesen werden — wenn das Königreich Gottes, als das Königreich Christi des Menschensohnes, so scharf, so reell, so gründlich aufgefaßt werden soll, wie verhält sich dann dieses Königreich zu den Reichen aus dieser Welt, zu den Staaten, die rings um uns entstehen, bestehen und vergehen, und in denen wir selbst leben und existiren? Hat doch der Herr selbst gesagt: „Gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist", im Gegensatz zu dem „was Gottes ist." (Matth. 22.)

Hier muß ich ein Wort sagen über das Wesen der Reiche und Staaten aus dieser Welt.

Die gläubigen Christen forschen wol heut zu Tage in der Schrift, um das Wesen der Kirche zu erkennen. Aber ihren Begriff vom Staat nehmen sie unbefangen an, wie die Zeitungen oder die Tribünen der Landtage ihn überliefern, und daher bestimt und grundverdorben durch den herschenden Zeitgeist, etwa dahin, daß der Staat wesentlich eine Anzahl Menschen in einem gewissen Lande sei, welche — man weiß nicht recht wie — ein Volk geworden, das sich dann zu irgend welchem, jedenfalls zeitlichem, bloß menschlichem Zwecke Obrigkeiten und Verfassungen gesezt habe, also als ein Product, eine Schöpfung des (wenigstens der Idee nach) vorher existirenden Volks. Die h. Schrift dagegen lehrt uns, wie ich schon vorhin berührt habe, daß der Mensch als das Ebenbild Gottes wesentlich Vaterschaft und Königtum, als Quellen oder Wurzeln alles Staatstums, in sich habe, Adam zuerst nur potentialiter, keimartig; aber sein Wesen entfaltete sich nach Gottes Schöpfungswort (1 Mos. 1): „Seid fruchtbar und mehret euch und füllet die Erde und machet sie euch unterthan" in Familien, — in Väter und Kinder, — dann, unter Gottes fortwirkender stets gegenwärtiger Schöpfermacht, in Herschaften, — Obrigkeiten und Unterthanen, — Nationen und Staaten der mannichfachsten Beschaffenheit, — das alles aber unter dem obersten Gesetze des ewigen Vaters und Königs, nämlich dem Gebote der Liebe Gottes und des Nächsten.

Darum konte und mußte der heilige Paulus sagen (Röm. 13): „Es ist keine Obrigkeit ohne von Gott. Wo aber Obrigkeit ist, die ist von Gott verordnet als Gottes Dienerin und Rächerin zur Strafe über den, der Böses thut", und der heilige Petrus (C. 2): Die Obrigkeit sei verordnet „zur Rache über die Uebelthäter und zum Lobe der Frommen", also nicht zu blos äußerlichen zeitlichen Zwecken, — denn die Begriffe „Gottes Dienerin zur Rache, Uebelthäter, Fromme" — reichen weit hinaus über Welt und Zeit, — wie auch Vaterschaft und Familie nicht zu blos zeitlichen Zwecken von Gott geschaffen sind, sondern zur Aufrechthaltung und Vollstreckung des heiligen Gesetzes Gottes, dessen Inhalt die Liebe und dessen Erfüllung und Vollendung Christus ist.

Ohne den Sündenfall wäre aus dieser Entfaltung der Menschheit ein einiges unendlich reich gegliedertes Königreich Gottes entstanden, ohne feindlichen oder auch nur fremden Gegensatz von göttlichem und von menschlichem Königtum und Königreich. Denn alle menschliche Vaterschaft und Obrigkeit wäre im Gehorsam des Glaubens und in der Gemeinschaft der Liebe unter und *in* Gott gewesen. In schöpferischer Mannigfaltigkeit und zugleich in heiliger Harmonie hätte das Eine Königreich Gottes die sündlose Menschheit zu Einem vollgegliederten Leibe verbunden. Kein Gegensatz von Kirche und Staat, von dem was Gottes und dem was des Kaisers ist, hätte aufkommen können. Denn der Kaiser selbst und alles was ihm gehört wäre schlechthin Gottes gewesen. Und der Begriff und das Wesen des Königreichs Gottes wäre den gehorsamen, gläubigen freien Kindern des Reichs offenbar gewesen aus der Anschauung der Welt und des in der Welt geoffenbarten Königs der Welt mit derselben, ja! mit viel hellerer Klarheit und Gewissenhaftigkeit wie jezt für unsere sinnliche Wahrnehmung die Existenz der uns umgebenden Welt und der Familien und Staaten, in denen wir leben, offenbar ist.

Aber nun trat der Sündenfall ein. Adam, der gefallene, zeugte Kinder, die seinem, des gefallenen „Bilde ähnlich" (1 Mos. 5) waren. Der ältere Bruder erschlug den jüngern. „Die Menschen wollten sich den Geist Gottes nicht mehr strafen lassen; denn sie waren Fleisch" (1 Mos. 6), und einer von ihnen „fing an ein gewaltiger Herr zu sein auf Erden" (1 Mos. 10); der hieß „Nimrod", das heißt auf hebräisch: „Wir wollen uns empören", und der Anfang seines Reichs war *Babel*, das heißt, wie die Sprachforscher behaupten: „Verwirrung". So entstand — nicht die Mannichfaltigkeit der Staaten und Völker; diese hätte in unendlicher Fülle unter Gott und in Gott mehr als Raum gehabt — aber so entstand, als „die Menschenkinder den Thurm baueten, deß Spitze an den Himmel reichen sollte, daß sie sich einen Namen machten", die babylonische Sprachverwirrung und die Feindschaft der Staaten und Völker unter sich, und — was die Hauptsache ist — ihre Feindschaft gegen Gott und gegen das Königreich Gottes. Mit der Sünde war, nach Stahls vorhin erwähntem treffenden Ausdrucke, die „Gottentfremdetheit" der Staaten entstanden und somit deren „Aeußerlichkeit". Denn nun regierte das göttliche Gesetz nicht mehr *in* den Herzen, sondern es war durch das sündliche Fleisch geschwächt, wie St. Paulus (Röm. 4. 8) lehrt, und stand nun den verhärteten Herzen äußerlich gegenüber; es war nicht in die Herzen eingegraben und daher „richtete es Zorn an", wiewol es seinem Wesen nach und für gläubige Herzen „süßer ist als Honig und Honigseim"; denn sein Inhalt ist die Liebe. (Ps. 19.)

Mitten unter den Heiden blieb jedoch in Noahs und Abrahams Geschlecht, im auserwählten Volke, der reine Same des Königreiches Gottes. Die andern waren abtrünnige Kinder und rebellische Unterthanen. Sie verachteten, bedrängten und verfolgten das Volk Gottes. Auch Israel versank erst in Götzendienst, dann in pharisäische und sadducäische Gottlosigkeit. Nur die Auswahl, die kleine Herde blieb übrig, und als der König Christus erschien in seinem Eigentum, da nahmen ihn die Seinen nicht auf, sondern griffen und tödteten ihn; aber er stand wieder auf und sandte seine Jünger aus, alle Völker ihm gehorsam zu machen, weil ihm „alle Gewalt gegeben sei im Himmel und auf Erden." (Matth. 28.) Aber noch dreihundert Jahre lang wurde das Volk des Neuen Bundes hart bedrängt und oft blutig verfolgt von Juden und Heiden.



Gehörten denn nun diese von ihrem himmlischen Könige abtrünnigen Heiden und Juden, Staaten und Völker samt ihren Königen, nicht in das Königreich Gottes? Ja! sie waren und blieben Unterthanen dieses Königreichs, wie in irdischen Familien und Reichen ungehorsame Kinder Glieder des Vaterhauses, Rebellen Unterthanen des Königs bleiben, wie Judas ein Apostel war. Da ging der schon erwähnte zweite Psalm in Erfüllung: „Warum toben die Heiden und die Leute reden so vergeblich? Die Könige lehnen sich auf und die Herren rathschlagen mit einander wider den Herrn und seinen Gesalbten, und sprechen: lasset uns zerreißen ihre Bande und von uns werfen ihre Seile." Eben diese Worte wiederholte die erste Christengemeine in Jerusalem mit Anwendung auf sich selbst, als Petrus und Johannes vor dem hohen Rath gestanden hatten und gefangen gesezt worden waren nach dem ersten christlichen Pfingstfeste. Aber in demselben Psalm weissagt David, indem er des Vaters Wort zum Sohne verkündet: „Heische von mir, so will ich dir die Heiden zum Erbe geben und der Welt Ende zum Eigentum", und durch das ganze Alte Testament erklingt die Gewißheit, daß „der Herr König der Heiden, Erbherr über alle Heiden" (Ps. 47. 82) ist und die freudige Weissagung, daß den König Christum „alle Heiden anbeten und ihm dienen" werden (Ps. 72), bis auf den alten *Simeon*, der in dem Kinde auf seinen Armen das „Licht" erkante, welches „alle Heiden erleuchten" sollte, zum Preise „seines Volkes Israel." (Luc. 2.) So darf uns also die Abtrünnigkeit der Welt nicht irre machen an dem Königreiche Gottes. Die Abtrünnigkeit und den endlichen Sieg, beides haben die Propheten und Apostel im Geiste geschauet, in ihr lebendiges Bewußtsein vom Königreiche Gottes aufgenommen und uns verkündigt.

Aber auch die abtrünnigen Unterthanen des Königreichs waren doch auch während ihrer Abtrünnigkeit nicht ganz verlassen von Gott. Vaterschaft, Königtum, Obrigkeit dauerte fort unter ihnen. Diese Schöpfungen Gottes können auch in der äußersten Corruptheit der Menschen nicht ganz untergehen. Denn sie sind wesentlich enthalten in dem Ebenbilde Gottes, welches nach Gottes Schöpferwillen und Schöpfermacht alle Menschen unzerstörbar in sich tragen. St. Paulus, der die Sündhaftigkeit aller Menschen so mächtig predigt, lehrt uns gleichwol, daß „Gott sein Dasein, seine ewige Kraft und Gottheit auch den Heiden offenbart und sein Gesetz ihnen in ihre Herzen und Gewissen geschrieben hat, in welchem die Gedanken sich unter einander verklagen und entschuldigen." (Röm. 1. 2.)

Darum charakterisiren St. Paulus und St. Petrus, wie schon erwähnt, die jüdischen und heidnischen Obrigkeiten, die abtrünnig waren vom Königreiche Gottes, dennoch als, ihrem Wesen nach (Röm. 13. 1 Petr. 2), „von Gott verordnet, — als Dienerinnen Gottes, — den bösen, nicht den guten Werken zu fürchten, zur Rache über die Uebelthäter und zum Lobe der Frommen", und fordern auch für solche Obrigkeiten Ehre und Gehorsam.

Wie auffallend, wie paradox — möchte ich sagen — mußten solche Lehren, angewendet auf blutige Verfolger, — einen Nero und Domitian, — den jungen Christengemeinen erscheinen, und wie schwer waren sie zu befolgen! Aber St. Petrus hatte sie belehrt (1 Petr. 2): „Das ist Gnade bei Gott, so jemand um des Gewissens willen zu Gott das Uebel verträgt und leidet das Unrecht" wie Christus, „der nicht wiederschalt, als er gescholten wurde, und nicht drohete, da er litt; er stellte es aber dem heim, der recht richtet."

Für unsre Erkentnis des Königreichs Gottes ist es von hoher Wichtigkeit, hieraus zu lernen, daß auch heidnische und jüdische, abtrünnige und rebellische Obrigkeiten doch insofern in einem nahen Verhältnisse zu Gottes Königreiche stehen, als sie ihrem Wesen und ihrer Bestimmung nach dem Zwecke des Königreichs Gottes vorarbeiten, nämlich der Erfüllung seines heiligen Gesetzes, daß sie also, als „Zuchtmeister auf Christum" (Röm. 10. Gal. 3), mitten in ihrer Abtrünnigkeit dennoch dem Königreiche Gottes dienen, so sehr auch dieser Dienst geschwächt, ja! oft in sein Gegenteil verkehrt wird durch ihre Blindheit und ihre Sünde. Und dieser Zustand der Abtrünnigkeit soll nicht immer dauern. Daniel weissagt von den heidnischen Königreichen in den schon angeführten Worten, „das Königreich, welches Gott vom Himmel aufrichten werde, werde alle diese Königreiche zermalmen und verstören, aber es selbst werde ewig bleiben", und wir sehen in diesem unserm Jahrhundert, wie die Heidenvölker — jezt auch China und Japan — dahin schmelzen vor der überwältigenden Macht der Christenheit, welche kein nichtchristliches Reich mehr fürchtet. Der Sultan, der noch vor 150 Jahren der Schrecken unsrer Vorfahren war, hat in einen „kranken" Mann und Schützling der Christen sich verwandelt.

Aber, wenn nun die weltlichen Obrigkeiten nicht mehr abtrünnige Unterthanen des Königreichs Gottes sind, wenn — wie seit 1500 Jahren so reichlich geschehen — Könige mit ihren Reichen und Völkern den Gekreuzigten anbeten, wie verhalten sich dann solche — nun christliche — Staaten zu dem Königreiche Gottes und zu seiner Kirche oder Gemeine? Denn auch nach dieser Veränderung bleibt der Unterschied von Gesetz und Evangelium, von König und Bischof. Väter und Obrigkeiten sind als solche nicht specifisch-christliche Autoritäten. Ihnen ist als solchen die Predigt des Evangeliums, die Verwaltung der



Sacramente, die Regierung der Gemeine Gottes nicht übergeben, welche aus allen Völkern und Zungen zu Einem Leibe versammelt ist, nicht aus dem engen Gebiete Eines Königs. Die Obrigkeit führt das Schwert; dem Petrus aber hat der Herr geboten das Schwert einzustecken. Und dieser Unterschied wird bleiben bis zur endlichen Erfüllung des Gesetzes in Christo und im Leibe Christi, — der Gemeine, — also bis ans Ende der Tage. Es bleibt also die Frage nach dem Verhältnis der christlichen Obrigkeiten und Staaten als solcher zum Königreiche Gottes zu beantworten.

Und da sage ich zunächst, daß sie gewiß nicht neutral sein sollen, denn indem sie Christum bekennen und ihren Titeln das „von Gottes Gnaden" vorsetzen, huldigen sie dem Könige aller Könige als auch ihrem Könige; sie sind ihm also Dienst und Treue, nicht Neutralität schuldig. Unparteiisch sollen sie sein; aber nicht der Richter ist unparteiisch, der beiden Teilen Recht gibt, sondern der der Partei Recht gibt, die Recht hat. Tolerant sollen sie sein; aber diese edle und zarte christliche Tugend fängt erst da an, wo die Neutralität aufhört. Was ist es für ein Ruhm, daß ich tolerire was mir gleichgültig ist? Staaten, die neutral sein wollen dem Königreiche Gottes gegenüber, müssen bald als Feinde der Realitäten dieses Königreichs sich erweisen. Toleriren kann das Christentum; aber es kann nicht tolerirt werden. Das heidnische Rom tolerirte in weitem Umfange noch so fremdartigen und noch so widersinnigen Götzendienst. Aber die Christen mußte es verfolgen. Denn unser Herr sagt (Luc. 11): „Wer nicht für mich ist, der ist wider mich, und wer nicht mit mir sammelt, der zerstreuet." Und nun gar Christum bekennen als den König der Könige und doch neutral sein wollen, daraus muß eine Feindschaft entstehen wie die des Judas. Bei der aufgeklärten Gleichgültigkeit des Pilatus kann es nicht bleiben, wo mit dem Königreiche Gottes Ernst gemacht wird von Seiten der Gläubigen.

Als Knechte Gottes haben die christlichen Obrigkeiten vielmehr beide Tafeln des Gesetzes Gottes aufrecht zu halten, wie namentlich unsre Reformatoren ihnen dies so nachdrücklich zur Pflicht gemacht haben. Diese Pflicht hatten freilich die heidnischen Obrigkeiten auch, wie oben gezeigt worden. Aber „ihre Sinnen und Verstand" waren „mit Finsternis umhüllet" durch ihren Unglauben und ihre Sünde. Sie erkanten und verstanden Gottes Gesetz wenig oder gar nicht. Die christlichen Obrigkeiten dagegen sind als solche nicht mehr blind. Darum haben sie keine Entschuldigung. Sie wissen oder sollten doch wissen, daß nur in Christo die Erfüllung des Gesetzes ist, dessen erhabnes Amt sie führen.

(Schluß folgt.)

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz in Berlin. Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

# Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1864. Sonnabend den 30. April. № 35.


## Das Königreich Gottes.

(Schluß.)

Daher haben auch christliche Könige und Fürsten von jeher — ein Constantin, ein Theodosius, ein Karl der Große, ein Ludwig der Heilige — und mit erneuerter Energie so viele Fürsten, welche die Reformation angenommen hatten, dem Königreiche Gottes, wie sie es verstanden, von Herzen gedient, und in diesem Dienste die höchste Bestimmung, die kostbarste Perle ihrer Kronen gefunden. Mit gutem Grunde sahen sie in solchem Dienste ebenso sehr ihre heilige Pflicht als ihr heiliges Recht.

Das Königreich Gottes und die weltlichen Reiche stehen sich also nicht fremd gegenüber. Sie haben ihre endliche Bestimmung, ihr letztes Ziel mit einander gemein, nämlich die Aufrechthaltung und Erfüllung des heiligen Gesetzes Gottes. „Rache über die Uebelthäter und Lob der Frommen", wie St. Petrus den Beruf auch der heidnischen Obrigkeiten beschreibt, geht schon weit hinaus, wie gesagt, über alles blos äußerliche und zeitliche Wesen. Bekennen aber die weltlichen Obrigkeiten Christum als ihren König, leiten sie ihre Majestät her von der Gnade Gottes des Vaters unsres Herrn Jesu Christi, so ergibt sich eine sehr innige Gemeinschaft zwischen den Reichen der Welt und dem Königreiche Gottes. Und aus dieser innigen Gemeinschaft ist im Laufe der Geschichte immer wieder gemeinschaftliches Handeln und selbst in gewissem Grade gemeinschaftliches Regiment hervorgegangen zwischen dem Königreiche und der Gemeine Gottes einerseits und andrerseits den christlichen weltlichen Staaten.

Unter dem Alten Testamente standen allerdings die Priester und Propheten den Königen von Israel selbständig gegenüber. Aber vielfach handelten doch auch die Könige, welche thaten, „was dem Herrn wolgefiel", David, Salomo, und die reformirenden Könige Josaphat, Hiskias, Josias, als solche, die Stellung und Macht im Tempel hatten. Erinnern wir uns des Tempelbaues, der Tempelweihe und der Tempelgebete König Salomo's. David wurde sogar gewürdigt, als König ein weissagendes Vorbild des ewigen Königs, Christi, zu werden. Und so haben auch unter dem Neuen Bunde von jeher christliche Obrigkeiten mannichfach Teil genommen an der Regierung der Kirche Gottes als solcher. Die Evangelischen Kirchen gehen in der Anerkennung der kirchlichen Regierungsrechte weltlicher Obrigkeiten so weit, daß man die Evangelischen Könige oft — wiewol misbräuchlich — „oberste Bischöfe" nennen hört. Diese Kirchen können kaum anders, da sie nach Territorien und Landesherschaften sich gesondert und ihr Einheitsband fast aufgegeben haben. Aber auch die Römische Kirche läßt es sich gefallen, daß das Patronat, die virtuelle Ernennung und Bestätigung ihrer Bischöfe und andere hochwichtige kirchliche Regierungsrechte von weltlichen — selbst nicht-katholischen — Obrigkeiten ausgeübt werden. Und auf der andern Seite ist der römische Papst zugleich weltliche Obrigkeit eines katholischen Landes.

Wo die Gemeine Gottes schwach wird im Geist, wo sie zurücksinkt in das Fleisch, wo sie sich spaltet in einzelne Landes- oder Nationalkirchen oder in Parteien, die miteinander streiten, und somit nicht mehr regiert werden kann nach den dem Königreiche und der Gemeine Gottes eigentümlichen Ordnungen, welche ihrem Wesen nach weit hinausgreifen über die einzelnen Staaten, — da fällt sie naturgemäß zurück unter die Herschaft des Gesetzes, welches Macht hat über alles Fleisch, und unter das Amt des Gesetzes, die weltliche Obrigkeit. Und dann ist das kirchliche Regiment der weltlichen Obrigkeit rechtmäßig und kann gesegnet werden, ja! es ist vielfach reichlich gesegnet worden von unserm herablassenden Gotte, der Mitleid hat mit unsrer Schwachheit und uns nachgeht auf unsern Irrwegen. So hat er, wie ich schon vorhin berührte, reichlich und herrlich dasselbe Königtum in Israel gesegnet und begnadigt, welches doch die Sünde des Volkes nicht dem Propheten Samuel, sondern dem Herrn selbst abgerungen hatte.

Dann aber freilich werden die heiligen Rechte des Königreichs Gottes und seines Volks schwer verletzt durch das Kirchenregiment weltlicher Obrigkeiten, wenn, wie vielfach geschehen ist und noch geschieht, die weltlichen Obrigkeiten dem Königreiche Gottes nicht gehorsam sind, wenn sie darin, statt zu dienen, eigenmächtig herschen wollen, oder wenn sie gar ihr Kirchenregiment mit Beseitigung oder Verletzung der selbständigen Ordnungen oder des Bekentnisses der Kirche in ein bloßes Departement der Staatsregierung verwandeln, kurz, wenn sie wie die abtrünnigen Könige im zweiten Psalm sprechen: „Lasset uns zerreißen ihre Bande und von uns werfen ihre Seile." Jedoch nicht minder, vielleicht noch mehr, wird gefrevelt wider das

Königreich Gottes, wenn kirchliche Autoritäten ihren Namen beibehaltend doch ihr Wesen und ihren Beruf verleugnen, indem sie ihr Kirchenregiment als Mittel und Werkzeug egoistischer weltlicher Politik misbrauchen, wie dies vielfach von Bischöfen und Päpsten geschehen ist.

Aber führt denn nun nicht — auch abgesehen von solchem Unrecht — das dargestellte Verhältnis von Staat und Kirche zu eben der Vermengung geistlichen und weltlichen Regiments, gegen welche der Herr und seine Apostel so nachdrücklich Zeugnis abgelegt und vor welcher die Reformatoren so ernstlich gewarnt haben? Die Gefahr ist allerdings — und war von jeher — groß. Usah griff die auf einem Transport befindliche Bundeslade Gottes an, um sie vom Fallen abzuhalten; aber da, so heißt es 2 Samuelis 6, „da ergrimmte der Zorn des Herrn über Usah und Gott schlug ihn daselbst um seines Frevels willen, daß er daselbst starb vor der Lade Gottes." Und König Asarjah, der das Zeugnis hat, daß er sonst that, was dem Herrn wolgefiel, „da er mächtig geworden, da erhob sich sein Herz zu seinem Verderben. Denn er vergriff sich an dem Herrn seinem Gott und ging in den Tempel zu räuchern auf dem Rauchaltar. Und achtzig Priester, redliche Leute, standen wider ihn und sprachen: Es gebühret dir nicht zu räuchern dem Herrn, sondern den Priestern, Aarons Kindern, die zu räuchern geheiligt sind. Gehe hinaus aus dem Heiligtum; denn du vergreifst dich und es wird dir keine Ehre sein vor Gott dem Herrn. Da wurde der König zornig und hatte ein Rauchfaß in der Hand. Und da er murrete, fuhr der Aussatz aus an seiner Stirn und er eilete hinaus zu gehn, denn seine Plage war von dem Herrn. So ward der König aussätzig und wohnete in einem besondern Hause. Denn er war verstoßen vom Hause des Herrn." (2 Kön. 15. 2 Chron. 26.) Aber viel deutlicher noch tritt unter dem Neuen Testamente der Unterschied hervor zwischen dem geistlichen Wesen des nun nahe herbeigekommenen Himmelreichs und den Reichen von dieser Welt, als Unterschied, wie schon vorhin angedeutet, von Evangelium und Gesetz. Schon Jesaia hatte (C. 53) geweissagt von Christo als dem Mann der Schmerzen, dem verachteten, gemarterten, getödteten Knechte Gottes, und Jeremias (C. 31) von dem Neuen Bunde, wo Gottes Volk nicht mehr würde „gezwungen" werden, sondern wo der Herr „sein Gesetz in ihr Herz geben und in ihren Sinn schreiben" werde. Aber wie schwer faßten dies die Jünger! Sie hatten irdische Herrlichkeit gehofft, und als die Weissagungen vom Leiden und Sterben des ewigen Königs in Erfüllung gegangen, waren die zwei auf dem Wege nach Emmaus im Begriff, ihre Hoffnungen aufzugeben. Nicht auf dem Wege des Gesetzes sollte das Königreich Gottes wieder aufgerichtet werden. Das Gesetz — so lehrt Paulus — ist „geistlich und heilig." Aber es ist durch Sünde und Fleisch geschwächt; darum „richtet es Zorn an." Nur das Amt des Evangeliums, die frohe Botschaft von der Versöhnung, die Ausgießung des Geistes konte und sollte zur Erfüllung des Gesetzes, zur Herstellung des Königreichs Gottes führen. Nicht Moses,



durch den „das Gesetz gegeben", sondern Christus, der „Gnade und Wahrheit" gebracht (Joh. 1), erfüllt für uns und in uns das Gesetz. Darum war, als er erschien, „das Königreich Gottes nahe herbeigekommen." Bis dahin war es verhältnismäßig fern geblieben, so mächtig auch das Alte Testament Gottes Königliche Herschaft über Israel und alle Heiden verkündet hatte. Von des Menschen Sohne aber singen wir in dem schönen Kirchenliede: „Gar heimlich hielt er seine Gewalt. Er ging in einer armen Gestalt. Den Teufel wollt' er fangen." Er wollte nicht „Erbschichter" sein unter den streitenden Brüder (Luc. 12). Er lehrte seine Jünger, — denen es schwer einging, — daß sie nicht herschen sollten wie die weltlichen „gnädigen Herren"; sondern wer gewaltig unter ihnen sein wolle, der solle ein Diener werden, — wie er selbst gekommen war, „zu dienen" (Matth. 20). Vor Pilatus bekante er feierlich (Joh. 18), daß sein Königreich nicht „aus dieser Welt" sei, daß er aber gleichwol ein König sei, — ein König, der die ganze Welt erobern sollte. Denn „in alle Welt" sollten seine Jünger ausgehen, nach seinem Befehl vor der Himmelfahrt; „und alle Völker lehren zu halten alles, was er ihnen geboten hatte; denn ihm sei gegeben alle Gewalt im Himmel und auf Erden" (Matth. 29). Schon vorher hatte er ihnen verkündigt, daß er, der Menschensohn, wiederkommen werde am Ende der Tage in seiner Herrlichkeit mit allen heiligen Engeln, um alle Völker zu richten. Und so bauet nun seit 1800 Jahren der Herr sein Königreich als ein Kreuzreich bis es zu allen Völkern hindurchgedrungen sein wird. Dann wird das Ende, nämlich das Königreich Gottes in seiner Herrlichkeit und Majestät, offenbart werden.

Dieser Gegensatz nun, des durch die Sünde geschwächten Gesetzes und des durch den ausgegossenen Geist mächtigen Evangeliums dauert auch in der Christenheit fort. Denn auch da sind Fleisch und Sünde noch mächtig und thun Widerstand. Und darauf beruht auch innerhalb der Christenheit der Unterschied von Kirche und Staat, von Königreich Gottes und weltlicher Obrigkeit. Wenngleich also die christlichen Obrigkeiten kein anderes Amt haben als das Amt des göttlichen Gesetzes, wenngleich sie mittelst dieses Amts an ihrem Teil — wie jeder Christ an seinem — dem Evangelium und dem Königreiche Gottes dienen sollen, so gehört doch die weltliche Obrigkeit als solche, ebenso wie Vaterschaft und Familie als solche, der Menschheit überhaupt an, auch dem abtrünnigen Teile der Menschheit. Von der Familie und dem Staate als solchen gilt nicht was St. Paulus von der Gemeine Gottes sagt (Gal. 3): „Hier ist kein Jude noch Grieche, hier ist kein Knecht noch Freier, hier ist kein Mann noch Weib."

Diesen Unterschied, diese Schranke haben christliche Obrigkeiten festzuhalten in ihren Herzen und in ihrem Thun, damit sie nicht in Usah's und Asarjah's Sünden und Strafen fallen. Das von Gott ihnen anvertraute Schwert des Gesetzes verleiht ihnen ihre Majestät. Aber auch das heilige Gesetz Gottes kann der sündigen Menschheit die Gnade und den Geist nicht bringen.

Diese große Wahrheit und dazu das Bewußtsein der eignen Schwäche, Irrtumsfähigkeit und Sündhaftigkeit soll die weltlichen Machthaber in den Schranken der Demut, der Mäßigung und der Toleranz erhalten und besonders dann mit einer zarten Scheu vor dem Heiligen sie durchdringen, wenn sie der Teilnahme am Kirchenregiment unter den oben angedeuteten Umständen sich nicht entschlagen können.

Graf Zinzendorf wurde von einem deutschen Fürsten um ein Gutachten ersucht, wie er seine Regierung christlich führen könne. In diesem Gutachten sagt er unter anderem: Der christliche Fürst soll in seinem Staatsrath als ein Bild des allmächtigen Gottes ein Schrecken der Bösen sein; aber in seiner Antichambre muß er sich gefallen lassen, von seinem eignen Hofgesinde um des Heilands willen verspottet zu werden.

Auch die Familie, an sich allgemein menschlich, kann und soll, wie der Staat, christlich werden. Da entstehen dann dieselben zarten Fragen, dieselben feinen Unterschiede. Denken wir uns einen Hausvater, dessen Wahlspruch ist: „Ich und mein Haus wollen dem Herrn dienen.“ Aber seine Frau, sein erwachsener Sohn, ungläubig, vielleicht ungetauft, sind gleichwol vollberechtigte Glieder seines Hauses. Eines solchen Hausvaters Beruf, Hindernisse und Versuchungen, die Abwege, denen er ausgesezt ist in seiner schweren Aufgabe, und seine Erfahrungen können uns Anleitung geben, die zarte Verbindung und den Unterschied von Staat und Kirche zu verstehen, die Vermengung weltlichen und geistlichen Regiments zu vermeiden, und den schmalen Weg zu finden für weltliche Obrigkeiten in Erfüllung ihrer heiligen Pflicht dem Königreiche Gottes zu dienen.

Das Königreich Gottes steht über den weltlichen Königen und Staaten; es soll sie beherschen und regieren. Aber die Gemeine oder Kirche Gottes für sich betrachtet, so wie sie auf Erden zu jeder Zeit vorhanden ist, — zumal wenn sie geschwächt und verfinstert ist durch Sünde und Fleisch und geteilt in Parteien und nach Territorien, — steht nicht über, sondern neben und, in ihren weltlichen Beziehungen, in und unter dem Staate. Einer Herschaft der Kirche also oder gar der Geistlichkeit über den Staat, wie sie von mittelaltrigen Päpsten und, in gewisser Weise, von englischen und schottischen Puritanern des siebzehnten Jahrhunderts angestrebt worden, wird von mir nicht das Wort geredet. Vielmehr hat die Kirche, in ihrem Verfall und in ihren Spaltungen, sogar Reformationen dankbar anzunehmen, wie sie schon im Alten Bunde von den gottseligen Königen Josaphat, Hiskias und Josias, im Neuen von Karl dem Großen, der mächtig auch in Kirchensachen waltete, und seit dem sechszehnten Jahrhundert von so manchen Evangelischen Fürsten mit Beifall und Hülfe der Kirche und ihrer Amtsträger im Segen durchgeführt worden sind.

Die Zeit drängt, — aber wie wenig habe ich meinem Thema genug gethan! Es ist unerschöpflich reich. Ich habe hauptsächlich nur die Realität des Königreichs Gottes behandelt und seine Verhältnisse nach außen, zur Welt, und auch diese nur besonders in Beziehung auf die weltlichen Obrigkeiten und



Staaten. Wie viel wäre noch zu sagen gewesen von den Aemtern des Königreichs Gottes, von seinen innern Gnadenschätzen und Herrlichkeiten. Namentlich wäre, gegenüber der Autorität des ewigen Königs, auch von der Freiheit zu reden gewesen, mit welcher „der Sohn Gottes uns recht frei macht“ (Joh. 8), — von den herrlichen heiligen Rechten des Volkes Gottes, besonders von dem erhabenen Rechte, welches unser König uns dadurch verleiht, daß er uns „nicht Knechte, sondern Freunde und Brüder“ (Joh. 15. 20) nent, — von dem priesterlichen und königlichen Charakter der Kinder Gottes, die nach Mosis und St. Petri (1 Petr. 2) Wort: „ein königliches Priestertum“ sind, „ein heiliges Volk, ein Volk des Eigentums“ Gottes, und von denen St. Johannes (Offenb. 1), seinen Mund weit aufthuend, sagt, daß Christus sie „zu Königen und Priestern auf Erden“ gemacht habe. Es wird also in diesem herrlichen Königreiche die Freiheit ebensowol als die Autorität realisirt, und es stellt uns, mit weltlichen Staaten verglichen, das äußerste Gegenteil vor Augen wie einerseits von einer wüsten Demokratie, so andrerseits von einem schrankenlosen Absolutismus.

Aber — ehe ich abbreche werfe ich doch noch einen Blick auf einige weit verbreitete Meinungen, welche bewußt oder unbewußt die Tendenz haben, die Realität des Königreichs Gottes ins Ungewisse zu stellen.

Man sagt: das Königreich Gottes sei zukünftig, im Gegensatz zu Staat und Kirche, die gegenwärtig seien. Ich erinnere dagegen an die vielen von mir angeführten Aussprüche des Alten und noch viel mehr des Neuen Testaments, welche so kräftig durchtönt sind von der Gegenwart des Königreichs Gottes. Wie könnte das Reich blos zukünftig sein, dessen König uns sagt: „Wo zwei oder drei versammelt sind in meinem Namen, da bin ich mitten unter ihnen“ (Matth. 18), und: „Ich bin bei euch alle Tage bis an der Welt Ende!“ (Matth. 28.) Allerdings aber ist die Vollendung des Königreichs Gottes zukünftig, — unvollendet sind ja auch alle Staaten und Kirchen, die in der Zeit existiren. So ist zu verstehen, was Christus, hinweisend auf die Zeichen des Endes der Welt, gesagt hat: „Wenn ihr dieses alles sehet angehn, so wisset, daß es nahe ist“ (Matth. 24), und die Bitte im Vaterunser: „Dein Reich komme!“ Die Vollendung des Königreichs Gottes ist die Auferstehung der Todten und der jüngste Tag. Hier in der Zeit ist das Königreich Gottes gleich, nach des Herrn Wort (Matth. 13) dem guten mit Unkraut vermischten Weizen auf dem Acker, — dem im Acker verborgenen Schatze, — der Perle, die der Kaufmann suchte und fand, — dem Netze, das allerlei Fische fängt, — dem Senfkorn, — dem Sauerteig in drei Scheffeln Mehl. Es ist ein Kreuzreich; aber wie in dem Könige Christo aus der Knechtsgestalt die Majestät durchblickte, so auch in seinem Königreiche. Auch des einzelnen Christen Heiligung ist zukünftig und doch auch gegenwärtig. „Es glänzet der Christen inwendiges Leben, obschon sie von außen die Sonne verbrant“ singt die Kirche. „Nicht daß ich es schon ergriffen hätte“, sagt der heilige Paulus, „ich jage

ihm aber nach“ (Phil. 3). An den Christen, an welche er schrieb, hatte er viel Sünde zu strafen; dennoch nent er sie „Heilige und Geliebte“; ihre Heiligkeit blos in die Zukunft zu verlegen erlaubte ihm der in ihnen gegenwärtige Christus nicht. Die volle Herrlichkeit ist zukünftig; aber schon in der Kreuzgestalt ist das Königreich Gottes dennoch wesentlich gegenwärtig.

So sagt man auch: das Reich Gottes sei unsichtbar; der Herr selbst habe ja vor Pilatus gesagt: „mein Reich ist nicht von dieser Welt.“ Aber schon der heilige Augustinus warnt uns bei Auslegung dieser Stelle, daß der Herr nicht sage, es ist nicht in, sondern es ist nicht von (eigentlich „aus“) dieser Welt, (non ait: non est hic, sed: non est hinc), das heißt: nicht desselben Ursprungs wie die Reiche, welche aus der gefallnen Menschheit entstehen und vergehen, und welche befleckt, veräußerlicht und geschwächt sind durch die Sünde der Menschen; sondern Christi Königreich ist von Gott, vom Himmel, aufgerichtet in übernatürlicher Weise durch Gottes Wort und Geist, durch Christum, der Gnade und Wahrheit gebracht und das Gesetz erfüllt hat. Und eben wegen dieses Ursprungs nicht aus dieser Welt herscht das Königreich Christi real sichtbar über alles, was von dieser Welt ist; denn Daniel weissagt den Reichen von dieser Welt, die dem Königreiche Gottes nicht dienen wollen, daß dieses Königreich sie „zerstören und zermalmen werde.“ — Was hat es denn überhaupt mit der Sichtbarkeit eines Reichs für eine Bewandnis? Was sehen wir mit leiblichen Augen vom preußischen Staat? Doch gewiß nicht seinen Charakter, sein Wesen, wenn wir auch seine schwarzweißen Fahnen und seine blauen Uniformen sehen und wenn auch sein Charakter und Wesen in mannichfachen sichtbaren Erscheinungen sich offenbart. So sehen wir ja auch den einzelnen Menschen nicht leiblich, sondern in der Regel nur einen kleinen Teil der Oberfläche seines Leibes, seinen Geist aber niemals. — Die mächtig-überwältigende Sichtbarkeit seines Königreichs predigt uns der Herr selbst mit den nachdrücklichsten Worten; „ihr seid das Licht der Welt“, sagt er zu seinen Jüngern; „es kann die Stadt, die auf dem Berge liegt, nicht verborgen bleiben“ (Matth. 5). Wenn die ersten Christen, die unter der Verfolgung lebten und zunächst rings um sich nichts sahen als Judentum und Heidentum, heute durch unsre Christenländer reisten und unsre Dome sähen, die Kreuze auf unsern Thürmen und als Ehrenschmuck auf der Brust unsrer Könige, — die Gestalt, welche ihren Zeitgenossen einen Galgen vor Augen stellte, — würden sie nicht bei so viel Sichtbarkeit an die wunderbare Weissagung ihres Herrn denken: „Wer an mich glaubt, der wird die Werke auch thun, die ich thue, und wird größere als diese thun“ (Joh. 14)? Keinem irdischen Könige wird heute so weit und breit gedient als dem Könige Christo seit bald zwei tausend Jahren, — keines Königs Geburtstag gefeiert wie der 24. December, keines Todestag begangen wie der Karfreitag. Und Millionen über Millionen gehorchen von einer Generation



zur andern in der ganzen Welt seinem Gebote: „Darum sollt ihr also beten: „Vater Unser der du bist“ u. s. w. — Der Mensch gewordene Sohn Gottes selbst ist, wie unser Glaube uns lehrt, nicht unsichtbar, obgleich wir ihn seit seiner Himmelfahrt nicht sehen. Unsichtbar sollte man nur nennen, was seiner Beschaffenheit nach nicht gesehen werden kann, nicht was wir deshalb nicht sehen, weil es an einem andern Orte ist. Er wird wiederkommen und dann werden wir ihn sehen. Der heilige Geist, der Glaube, der Christen inwendiges Leben ist unsichtbar, aber Christus selbst, sein Wort, seine Sacramente, die heilige Schrift, die Aemter und die Predigt der Kirche, die Sontagsfeier sind sichtbar oder hörbar. Auch die Untreue so vieler Christen darf uns nicht irre machen an der realen Sichtbarkeit des Königreichs Gottes. Den Getauften, fiele er auch noch so tief in Unglauben und Sünde, hält in dieser Gnadenzeit noch immer ein sichtbares Band fest in der Gemeinschaft der Kirche. Judas blieb ein Apostel bis er ging an seinen Ort. Auch die Reiche von dieser Welt sind voll Untreue, oft voll Aufruhr; sind sie deshalb nicht sichtbar? Die Summa der Gläubigen — im Gegensatz der ungläubigen Getauften — „unsichtbare Kirche“ nennen ist ein Sprachgebrauch, von dem das Gleichnis vom Unkraut auf dem Acker uns abhalten sollte. In der Gnadenzeit ist kein Getaufter definitiv ausgeschlossen vom Königreiche und von der Gemeine Gottes. Wohin will man die Halbgläubigen, die Lauen, die Geistesschwachen, die Säuglinge rechnen? Mangelhaft ist allerdings die Sichtbarkeit des Königreichs Gottes, weil das Volk Gottes befleckt und zerrissen ist durch Sünde und Unglauben und gespalten in verschiedene Staaten und in entgegengesezte Parteien, und somit die Einheit, die zum Wesen des Königreichs Gottes gehört, nicht hell leuchtet. Aber über der Spaltung und tiefer als die Spaltung bleibt dennoch die Einheit; sie ist festzuhalten in der Anschauung, im Glauben, wo wir nicht sehen, und in der Praxis. Die Spaltung ist zeitlich, die Einheit ewig. Unser Vaterland ist jezt tief gespalten in feindliche Parteien, wie nie zuvor. Aber dennoch ist die Einheit Preußens als Eines Staats nicht blos vorhanden, sondern auch sichtbar. — Man hätte daher Bedenken tragen sollen, so leichthin, wie oft geschehen von einer unsichtbaren Kirche, oder einem unsichtbaren Gottesreiche zu reden, was in der h. Schrift nie geschieht, und womit viel Misverstand und Unheil angerichtet worden ist in dieser unserer Zeit, die den Versuchungen zum Wolken-, Nebel- und Gespenstertume so leicht unterliegt.

Weiter sagt man oft, „die Kirche bedarf des Staates nicht“ und meint wol damit die Kirche und ihre Selbständigkeit hoch zu ehren; oft will man aber nur mit dieser Behauptung die Kirche jenseits der Wolken verweisen und den Staat entchristianisiren. Es ist wahr, die Gemeine Gottes hat aus ihres Königs Munde die Verheißung, daß „die Pforten der Hölle sie nicht überwältigen sollen“, also noch viel weniger

irgend ein weltlicher Staat. Dennoch aber bedarf das Königreich Gottes, mithin auch die Kirche oder Gemeine Gottes als das Volk dieses Königreichs, aller Staaten und jedes Staats, weil Christus als „König aller Könige und Herr aller Herren" alle Welt sich unterwerfen, mithin alle Menschen, und zwar nicht blos als Einzelne, sondern auch alle Familien und Staaten in die Kirche Gottes sammeln will. Das Königreich Gottes bedarf ihrer aller, weil sie ihm gehören. — Auch bedarf das Königreich Gottes in seiner jetzigen Kreuzgestalt auch insofern der weltlichen Staaten, als diese ihm Schutz und Dienst gewähren sollen, ähnlich wie der in Knechtsgestalt auf Erden wandelnde Sohn Gottes der Handreichung der heiligen Frauen bedurfte, die ihm nachfolgten. Es gehört zur Menschwerdung Gottes, zu seiner Entäußerung und tiefen Herablassung, daß er der Menschen bedurfte, und zur Gestalt des Königreichs Gottes als Kreuzreich, daß es der weltlichen Staaten bedarf. Endlich aber bedarf der Staat seinerseits der Kirche. Denn nur in ihr findet er die Geisteskräfte, die nötig sind, um seine Zwecke — die Zwecke des heiligen Gesetzes Gottes — zu erreichen. Der Staat ist dazu, getrennt von der Kirche, nicht fähig, weil, wie Paulus lehrt, das Gesetz, dessen Amt der Staat führt, in der gefallenen Menschheit „durch das Fleich geschwächt" ist. Die einmal christlich gewordenen Staaten müssen, wenn und sofern sie der Kirche Gottes abtrünnig werden, in Fäulnis übergehen oder in Christen-verfolgende Staaten sich verwandeln und in beiden Fällen viel ärger werden als die Heidenstaaten und dem Zorne und den Strafen Gottes verfallen. Sie bedürfen daher dringend des Salzes, des Sauerteigs der Kirche.

„Die Kirche", sagt man ferner, „muß aus sich selbst sich erbauen", und meint damit absehn zu dürfen von ihrer Geschichte und realen Existenz, um sie in eine ungewisse nebelhafte Zukunft zu verweisen. Aber betrachten wir näher dieses schöne Wort König Friedrich Wilhelms des Vierten, so führt es uns auf die Frage: Was ist das Selbst der Kirche? Ihre Lehre, ihr Bekentnis, der in ihr ausgegossene heilige Geist, Christus, der in ihr gegenwärtig und dessen Leib sie ist, das Leben der Kirche durch Christum in Gott, — alles dies ist dem Selbst der Kirche wesentlich; es ist selbst das „Selbst" der Kirche. Nichts dagegen ist dem Selbst der Kirche mehr zuwider, nichts widerstreitet feindseliger dem Sinne, den König Friedrich Wilhelm in jenes Wort legte, als der Versuch, die Kirche von unten, aus der Menge, aus Kopfzahlen aufzubauen und zu constituiren nach Anleitung der politischen Revolutionen unsrer Tage.

Zu diesem groben Irrtume hat die feinere, aber ebenfalls grundirrige Meinung verführt, die jezt so weit verbreitet ist, als sei, nach Schleiermacherschem Lehrtypus, das „fromme Abhängigkeitsgefühl" des Individuums das Erste in der Religion, und als habe daraus, vermöge des Gemeinschaftstriebs dieser frommen Individuen, die Kirche sich gebildet, während vielmehr — umgekehrt — der König Christus es ist, der das Königreich Gottes uns nahe gebracht, in dieses Reich durch seine Jünger uns berufen und durch die heilige Taufe zu Gliedern der Kirche als seines Leibes uns gemacht hat. Das Heilige von oben, nicht das Unheilige von unten ist die Signatur des Königreichs Gottes, wie es auch, obschon minder vollkommen, die Signatur der Familien, der weltlichen Staaten und der Obrigkeiten ist, wie deren Titel „von Gottes Gnaden" solches bezeugt.

Endlich berühre ich noch, als gäng und gebe unter Evangelischen, besonders unter Lutheranern, die Meinung, als sei die Verfassung der Kirche menschlich, im Gegensatz zu ihrer Lehre, die göttlich sei, und daher die Verfassung von minderer Wichtigkeit als die Lehre; die Verfassung der Lehre gleichstellen an Dignität sei eben ein römischer Irrtum. Diese Auffassung schwindet in sich selbst, wenn wir nur festhalten, daß die Kirche das in das Königreich Gottes versammelte Volk Gottes ist, daß sie der Leib Christi und Christus, eben als König im Reiche Gottes, ihr Haupt ist. Ist er, wie er so feierlich beteuert hat, ihr König, so ist auch sein Königtum das Fundament, die Wesenheit ihrer Verfassung, und keine Lehre kann wichtiger oder höher an Dignität, als dieses sein Königtum und die Ordnungen und Gebote dieses Königs sein. Das Amt, die Autorität und die Verkündigung der Apostel und Propheten, die heilige Taufe und das heilige Abendmal mit ihren vom Herrn vorgeschriebenen Elementen und Handlungen, das ist der rechte Ausbau dieser Verfassung, und alles, was hernach daraus entfaltet, abgeleitet und hinzugethan ist von kirchlicher Ordnung und Verfassung muß sich messen lassen an diesem heiligen Urbau, ebenso wie das christliche Leben des Individuums überhaupt sich muß messen lassen an Gesetz und Evangelium und wie die Lehre unsrer Prediger und Theologen sich muß messen lassen an der heiligen Schrift. Wie sollte also die Verfassung der Kirche in irgend einem Sinne Nebensache sein können neben der Lehre oder von minderer Wichtigkeit als die Lehre, welche doch ebenfalls unter Mitwirkung irrtumsfähiger Menschen in ihren Details und Anwendungen entfaltet und ausgebildet worden ist, wie die Verfassung?

Ich bin zu Ende. Es bleibt mir nur die Bitte übrig um Ihre Nachsicht, daß ich mich unterfangen, an einen so erhabenen heiligen Gegenstand hinanzutreten und daß ich so

unvollkommen davon geredet habe. Ist es mir aber gelungen, Ihr ferneres Nachdenken anzuregen über das wunderbare Wesen des Königreichs Gottes und Ihnen Anlaß zu geben, tiefer einzugehen in seinen geheimnisvollen und segensreichen Inhalt, wie die heilige Schrift und die Geschichte der Welt ihn uns offenbart, so habe ich nicht vergeblich geredet.

---

## Aus einem Briefe an den Herausgeber, die Hausbesuche der Geistlichen betreffend.

Was Sie in der Ev. K. Z. über das Studium der Geistlichen in der Anmerkung zu dem Aufsatz über die Hausbesuche sagen, ist mir so recht aus dem Herzen gesprochen. Ich habe in Hausbesuchen Erfahrungen gemacht; wer die größere Hälfte von B. Haus für Haus besucht hat, der weiß es, wie es damit steht. In O. habe ich trotzdem noch gut zwei Drittel der 3300 Selen zählenden Schloßgemeinde besucht, aber abgesehen von der, so weit man sehen kann, sich zeigenden Erfolglosigkeit habe ich auch mich selbst nie dürrer und saftloser gefühlt, als nach diesen vielstündigen Hausbesuchen. Auf dem Lande wird der Pfarrer allerdings, wenn er komt, alle Häuser besuchen müssen; aber im übrigen glaube ich, daß er sich nur von besonderen Anlässen, an denen es ja nie fehlt, braucht leiten zu lassen; dann kann man auch als der Geistliche erscheinen. Und wo noch so einfache Verhältnisse sind, wie hier in meiner Gemeinde, da macht man auch hie und da den Leuten einen Besuch, auch wol mit der Frau. Darüber freuen sie sich und sehen, daß man sich um sie bekümmert. Man *sucht* dadurch auch in ihre Verhältnisse und Anschauungen einzudringen. Aber das sind nicht eigentlich selsorgerliche Besuche; und wollte man ihnen da immer predigen, — sie würden da wol meist viel weniger offene Ohren haben, als in der Kirche. — Man muß da gewiß auch auf die Gaben eines Jeden Rücksicht nehmen. Wer die Gabe hat, so unter der Kanzel den Leuten ans Herz zu reden, nun der mag sie treu nutzen. Aber eine allgemeine Regel daraus zu machen ist gewiß bedenklich. — Hinwiederum muß ich für meine Person sagen: Das theologische Studium, namentlich des Wortes Gottes, ist für mich ein Lebensbedürfnis, ohne das ich verknöchern würde. Leider, leider komme ich nicht so viel dazu, wie ich es wünschte.

---



# Nachrichten.

## Greifswald.

Als Professor Hanne hier vor 2½ Jahren seine erste Predigt hielt, glaubten Manche an ihm einen warmen und kräftigen Verteidiger des Evangeliums zu gewinnen; er versprach lauter und rein das Wort Gottes zu predigen, „vernünftig, nicht vernünftelnd" verhieß er die heiligen Bücher auszulegen. Und Anfangs schienen sich diese Hoffnungen auch wirklich zu erfüllen. Hanne lehrte nicht nur von der Kanzel Gottes Wort, nein er hielt auch liturgische Gottesdienste, Kinderlehren, Bibelstunden u. s. w. ab, kurz er suchte auf alle Weise den kirchlichen Sinn seiner Gemeinde zu heben. Doch sollten wir nicht mehr allzulange über seinen wahren Standpunkt im Unklaren bleiben, denn sobald er sich genügend Freunde erworben zu haben wähnte, rüttelte er überall an Christi Wort und der kirchlichen Ordnung, besonders bemühte er sich gewaltig, unsre Liturgie, die ihm teils aus religiösen, teils aus politischen Gründen nicht recht gefallen mochte, durch eine eigene zu verdrängen, was er natürlich nicht durchsetzen konte. Erbittert durch diese Verkennung seines Talentes hielt er mehrere Vorträge über das Wesen der Kirche, die, wie sein Verteidiger in der Schenkelschen Zeitschrift sagt, das geistig todte Leben der Stadt bessern sollten, in der That aber darauf hinausliefen, zu zeigen, wie großes Unrecht ihm geschehn und wie vortrefflich seine neuen Pläne seien. Da er nun in diesen Vorträgen mit einer beispiellosen Rücksichtslosigkeit gegen das orthodox kirchliche Christentum auftrat — verglich er doch seine Gegner, die er mit den „materialistischen Aaskrähen" in eine Kategorie stellte, den Nachteulen! — so verließen ihn natürlich bald die Meisten, die das Wol der Kirche wahrhaft im Auge hatten. Deshalb jedoch ließ Hanne, wie sehr ihn dies auch kränkte, seine Pläne nicht fahren, sondern gab im Sommer 1863 seine „Weihestunden in und außer der Kirche" heraus, ein Büchlein von 104 Seiten, welches durch seine Einleitung für seine Liturgie gewinnen, und durch seine vielfach entstellten Lieder für seinen Gottesdienst eine Grundlage sein sollte. Aber auch dieser Versuch hat wenig Erfolg gehabt.

Unterdessen hatten die Bibelstunden und Katechisationen schon lange aufgehört, und auch die liturgischen Gottesdienste wurden immer seltener, bis sie sich endlich ganz verliefen. Auf der Kanzel selbst zeigte sich Hanne von Woche zu Woche immer mehr als Irrlehrer, denn, nachdem er schon früher Teufel und Engel proscribirt hatte, hielt er es jezt auch für angemessen, der kirchlichen Trinität mit einem kühnen Handstreich den Garaus zu machen: in der Trinitatiszeit des vorigen Jahres hielt er unter andern eine Predigt über den Glauben an Christus den Sohn Gottes, der die Welt überwinde (doch nicht im Sinne von 1 Joh. 5), worin er es frei aussprach, daß Christus nicht wahrer Gott sei von Ewigkeit zu Ewigkeit (deshalb scheint auch das Bekentnislied in den Weihestunden pag. 78 so abscheulich verhunzt zu sein), was auch die vielfach angeführten Stellen Joh. 1, 1. Röm. 9, 5. nicht bewiesen, (Stellen wie 1 Joh. 5, 20., Joh. 20, 28., Hebr. 1, 8 wurden nicht beachtet), vielmehr sei er purer Mensch, wenngleich göttlich veranlagt, der sich erst durch seinen Wandel auf Erden die Gottessohnschaft erworben habe. Aehnliches soll er im lezten Winter im Protestantenverein geäußert haben in einer Rede über die Schäden der Kirche, jedoch können wir dies nicht sicher be-

haupten, da wir dieser Sitzung nicht beiwohnten. Später äußerte er, die jetzige moderne Bildung und die kirchliche Lehre müssen einander accomodirt werden, damit jeder Gebildete einstimmen könne in das Bekentnis und Gebet der Kirche. Natürlich sprachen sich über dies Alles wieder alle Gläubigen sehr misbilligend aus, und Hanne mußte dies auch wol erfahren haben, denn in einer der folgenden Sitzungen sagte er, er hoffe, daß keine Denuntianten da seien, die seine Worte vor die Behörde brächten. Braucht dies aber ein Mann zu sagen, der ein gutes Gewissen hat? Nein es zeugt vielmehr davon, daß Hanne selbst weiß, daß er Irrlehren vorträgt.

Doch halten wir uns nicht länger bei ihm selbst auf, sondern fügen wir noch einige Worte gegen seinen Verteidiger hinzu. Dieser geht von vornherein von der Ansicht aus, als ob Hanne auch seiner politischen Ansichten wegen in Greifswald nicht gut gelitten sei, „die reactionären Ungläubigen", meint er, hätten sich sofort mit den „orthodox Starrgläubigen" die Hände gereicht, um Hanne zu vernichten, „wie weiland Pilatus und Herodes." Dies ist aber ein Irtum, denn Anfangs waren Hanne's politische Ansichten vollständig unbekant. Daß er auch hier angegriffen ist, verdankt er nur sich selbst, indem er aller Orten, selbst auf der Kanzel, wenn auch verdeckt, die Conservativen auf alle Weise reizte, so daß ihm die Lection, die Pastor Wollenburg ihm gab, recht dienlich war, zumal dieser gegen Hanne nicht „perfide" aufgetreten ist, sondern offen und ehrlich, wie es einem Manne ziemt; nur Hanne's Verteidiger nimt, da er sich nicht anders zu helfen weiß, seine Zuflucht zu hämischen Bemerkungen, die eine theologische Zeitschrift nicht entehren sollten, oder was soll der Zusatz: „dessen Frau eine geborne Gräfin Hahn aus dem bekanten Geschlechte der Mecklenburger?" Ferner beklagt sich Hanne's Verteidiger darüber, daß der Gymnasiallehrer Kolbe auf Hanne's eigener Kanzel ein Zeugnis gegen diesen abgelegt und ihn bezüchtigt habe, ein Blatt nach dem andern aus der Bibel her auszureißen. Es ist dies aber dem Dr. Kolbe nicht eingefallen, vielmehr bekämpfte er im Anschluß an sein Evangelium Matth. 11, 2—10 den Unglauben, wie ihn jetzt David Strauß und die Tübinger Schule verbreitet haben; wenn also Hanne's Anhänger es auf diesen bezogen, so beweist das nur, wie viel Aehnliches Hanne mit David Strauß und Genossen haben muß. Übrigens aber würde diese Bezeichnung auch wirklich ebenso gut auf Hanne passen, denn wenn er nach Baurs Anleitung ein gut Teil der neutestamentlichen Schriften aus dem Kanon streicht, und die Hauptlehren der übrigen auf den Kopf stellt, so weiß ich nicht, was es anders darum sei, als daß er die Schrift zerpflücke. Endlich folgert er daraus, daß in der 4. und 5. Sitzung des Protestantenvereins diesem nur etwa 40 Personen beigetreten sind, daß die wenigsten Bewohner Greifswalds geistig angeregt seien, als ob es nicht auf der Hand läge, daß einem religiösen Vereine, in dem Hanne den Vorsitz hat, Niemand beitreten kann, dem mehr an Christi und der Apostel Wort, als an menschlicher Weisheit gelegen ist?

Doch in einem Punkte stimmen wir mit ihm überein, und zwar in dem Wunsch, daß Gott unsre Zustände bessern soll. Ja möge der Herr Christus uns Alle durch seinen heiligen Geist erleuchten, daß wir uns einigen in christlicher Liebe auf Grund seines Evangeliums! Das walte Gott!

---



## Aus einem Briefe eines Pastors in Böhmen.

Von besonderer Wichtigkeit war die Einführung einer neuen Agende und eines neuen Gesangbuches. Die alte Agende (zuerst 1787, dann 1829 vom k. k. Consistorium A. C. in Wien herausgegeben) ist wol die schlechteste die ich kenne; ich kann es mir nicht versagen, Ihnen zur Probe Einiges daraus mitzuteilen. — So heißt es im Taufformular. S. 153. „Die Erscheinung eines neuen Ankömlings auf Erden, und der Wunsch, ihn Gott und dem zu weihen, den Gott zu unsrer Erlösung und Beglückung gesandt hat, hat uns hier zu einer Handlung versammelt, an der das gefühlvolle Herz nicht ohne Empfindungen der Freude und des Dankes teilnehmen kann. Wir sehen vor uns ein neu gebornes Wesen, dessen Erscheinung das Gemüt liebender Eltern mit Freude erfüllt hat und an seinen Anblick knüpfen sich so manche frohe Rückblicke in die Vergangenheit, so wie manche erfreuliche Aussichten in die Zukunft . . . . Geliebter Säugling, schon jetzt die Freude des redlichen Vaters, der liebenden Mutter, mit frohen Empfindungen begrüßen wir dich auf dem Schauplatze des Lebens" u. s. w. S. 159. heißt's: „Sie sorgen zweckmäßig für sein wahres Beste, meine Geliebtesten, wenn Sie diesen neuen Ankömling sogleich nach seiner Geburt in die Gemeinschaft der christlichen Kirche aufnehmen und durch die heilige Taufe zu einem Bekenner der Religion der Wahrheit, Tugend und Liebe einweihen lassen. Gibt es irgend ein wirksames Mittel, ihn vor den Gefahren der Versuchung, vor Abwegen und Verirrungen zu schützen, ihn bei seiner Freude an Mäßigung und dankbaren Genuß zu gewöhnen, bei seinen Leiden zu trösten und zu beschützen, ihn des Vorzugs teilhaftig zu machen, unter die Guten und Edlen gezählt zu werden, und ihn im Leben, so wie im Tode zu beglücken, so ist es die Religion Jesu" u. s. w.

Bei der Taufe eines unehelichen Kindes heißt es: „Obgleich dies Kind nicht nach den Gesetzen der Ordnung, welche die Religion uns vorschreibt, sein Dasein erhalten hat, so dürfen wir ihm, als einem menschlichen Wesen, doch die Achtung nicht versagen, so dürfen wir es, da es schuldlos geboren worden und unschuldig unter uns eingetreten ist, auch von unsrer Liebe nicht ausschließen" u. s. w.

Das sind einige Pröbchen dieses traurigen Machwerks; die heil. Taufe ist die „Einweihung zum Christentume"; das heil. Abendmal „ein Gedächtnismal." Und wie platt und ordinär ist nicht die Sprache! Und doch ist ein Andachtsbuch des Verfassers dieser Agende, des verst. Cons. R. Glatz in Wien, in der ganzen österreich. Monarchie verbreitet und hat viele Auflagen erlebt. —

Ebenso schlecht war das Gesangbuch: ich habe gleich am Tage meiner Einführung die bairische Agende und das bairische Gesangbuch eingeführt mit Zustimmung des Presbyteriums.

Das Verhältnis zu den Katholiken ist überall ein freundliches; man findet vielfach Hinneigung zur evangelischen Kirche und die evangelischen Kirchen sind oft mehr von Katholiken besucht, wie von den eigenen Gemeindegliedern: — es beruht dies wol weniger auf Liebe zum Evangelium, als auf Abneigung gegen den äußerlichen Gottesdienst der Katholiken, gegen Heiligen und Ablaßwesen u. dgl. — Ein armer und ganz ungebildeter Mann kam im vorigen Herbst zu mir und sagte, er wolle gern evangelisch werden: als ich nach dem

Grunde forschte, drückte er sich endlich so aus: „In der katholischen Kirche könne man Alles für Geld werden" und das könne er doch nicht glauben, daß man für Geld in den Himmel kommen könne. Ich gab ihm ein neues Testament und einen kleinen Katechismus mit: er wohnt 3 Stunden von hier, sagte aber, in seinem Orte wären viele, die grade so dächten wie er. Besonders häufig sind persönliche Abneigungen gegen die katholische Geistlichkeit Ursache des Uebertritts. In der Nähe ist ein ganzes Dorf übergetreten wegen Differenzen mit der Geistlichkeit über ein Schulhaus. Jezt wird dort eine evangelische Kirche gebaut werden, ein (czechischer) Pfarrvicar ist schon längere Zeit dort. — Besonders verdrießts die Leute, wenn die Geistlichkeit so habgierig ist. Neulich gerieth ein katholischer Kutscher, mit dem ich fuhr, ordentlich in Wut, als er mir erzählte, in der Nachbarschaft sei ein Geistlicher gestorben, der 80,000 Fl. hinterlassen habe, und ein andrer sei ganz in der Nähe, der pfände den Armen das lezte Stück Hausgeräth ab, um seine Stola zu erhalten. Die katholische Geistlichkeit ist im Ganzen ungebildet, besucht fleißig das Wirtshaus, und über ihre Sittlichkeit gehen auch nicht die besten Gerüchte; — daß ein benachbarter „Dechant" einen Sohn habe, dem er einen Teil seines Vermögens hinterlassen wolle, davon spricht man ganz ungenirt, und dessen scheint sich der Herr Dechant selbst nicht zu schämen.

Was nun die Verhältnisse der Evangelischen überhaupt anlangt, so sind hier in Böhmen circa 60 Gemeinden, etwa 40 Helvet. Conf. (die alten Böhm. Brüder) und diese sämtlich czechisch, dann 20 Augsb. Conf. zur Hälfte czechisch, zur Hälfte deutsch, die ältesten stammen aus der Toleranzzeit (1782) fast alle sind arm und der Gustav-Adolf-Verein entfaltet hier eine gesegnete Wirksamkeit; die deutschen Gemeinden, meist die sächsisch-schlesische Grenze entlang liegend, sind noch besser daran, wie die national czechischen, weil sie mehr Verbindungen mit dem Auslande und darum auch mehr Hülfsquellen haben; doch fehlt auch hier noch überall viel. — Bis zum Jahre 1861 waren die Evangelischen sehr gedrückt, und sind zum Teil noch sehr im Nachteil gegen die Katholiken, — alle gemischten Ehen müssen vor katholischen Geistlichen getraut werden; wenn Leute übertreten, müssen ihre sämtlichen Kinder dennoch katholisch erzogen werden u. s. w. seit dieser Zeit, wo das bekante April-Patent und gleichzeitig das Statut erschien, soll wenigstens de jure staatl. Gleichberechtigung bestehen; alle Beschränkungen bei Ausübung des Cultus sind aufgehoben; — das Wichtigste ist aber das Statut, welches der evangel. Kirche eine neue Verfassung gibt. Dies soll ein Werk, wie man sagt, des k. k. Oberkirchenraths Präsidenten Joseph Zimmermann sein, eines Siebenbürgers. — Man scheint hier auch noch der wunderbaren Meinung zu sein, als ob das Heil der Kirche von der Verfassung abhinge, und ist drum mit großem Eifer bedacht gewesen, die „kirchenregimentliche Umgestaltung" der Gemeinden möglichst rasch herbeizuführen. —

Die Verfassung selbst, wol noch demokratischer wie die badener, ist, wie alle solche am grünen Tisch ausgeheckte Schablonen, so unpractisch wie möglich und ihre Befolgung manchmal gradezu unmöglich. Sie proklamirt vollständige „Autonomie der Gemeinden;" — wer 24 Jahr alt ist, unbescholten, seine Kirchenbeiträge bezahlt, kann



mitsprechen, wenn er 30 Jahr alt ist, kann er Presbyter werden, ja sogar „Curator" d. h. Vormund des Pastors. — Mit Recht wies Superint. Siebenhaar, der im vorigen Jahr Böhmen und Mähren bereiste, in der lezten Lübecker Gustav-Adolf-Versamlung darauf hin, daß den österreichischen Gemeinden die größte Gefahr drohe von der großen Freiheit der einzelnen Gemeinden und der Uebermacht des Presbyteriums. In Landgemeinden ist das weniger zu besorgen, als in Stadtgemeinden, wie weit es aber in solchen schon gekommen ist, das zeigen die traurigen Vorgänge in der deutsch evangelischen Gemeinde in Prag, wo das Presbyterium dem treuen und gläubigen Pastor Martius gegen seinen Willen einen Hülfsprediger nach eigenem Geschmack gesezt hat und nun das vor einigen Jahren eingeführte gute bairische Gesangbuch, ohne den Pastor zu fragen, abschaffen will. — Und bisher hat man nicht gehört, daß der Superint. oder der Oberkirchenrath dem Einhalt geböte.

Wie weit es in andern Stadtgemeinden noch kommen kann, sieht man aus einem mir vorliegenden Entwurf eines Statuts für eine Stadtgemeinde. — Dies vom Presbyterium ohne Zuziehung des Pfarrers fabricirte Actenstück bestimt in dem Abschnitt vom Pfarramte; „Der Pfarrer darf ohne Wissen des Presbyteriums seinen Kirchenbezirk nicht verlassen, hat aber auch seine jeweilige Entfernung von seinem Standorte, wenn sie mehr als 12 Stunden andauert, dem Curator anzuzeigen." Ferner wird festgesezt, daß er alle Schriften für das Presbyterium abfassen soll, daß er seine Register u. dgl. dem Presbyterium oder dem Curator auf Verlangen allezeit vorlegen muß. — Mit einem Wort, der Pastor wird zum Bedienten und Schreiber des Presbyteriums gemacht. — Wenn das so fort geht, dann geht allerdings die evangelische Kirche Böhmens schweren Zeiten entgegen. — In einer Beziehung ist die Verfassung ein Fortschritt, darin nämlich, daß in die einzelne, zerstreute Gemeinden nun ein gewisser Zusammenhang gekommen ist; die Amtsbrüder sehen sich wenigstens jährlich einmal auf dem Seniorats-Convent, während sie sich früher kaum kanten, und das Leben der Gemeinden tritt überhaupt mehr in die Oeffentlichkeit. — Um die Gemeinschaft der Amtsbrüder unter einander zu befestigen ist in unserm Seniorat im vorigen Sommer ein theologischer Lesezirkel gegründet; wir lesen in demselben: die evangel. Kirchen-Zeitung, Vilmars Pastoraltheol. Blätter, die Neue evangel. Kirchen-Zeitung und das Darmstädter Litteraturblatt. Jezt ist vorgeschlagen, eine Conferenz im Anschluß an den Seniorats-Convent zu gründen; und ich wünsche nichts mehr, als daß sie zu Stande kömt; durch uns Geistliche soll das Leben in die Gemeinden kommen, da muß es bei uns am meisten genährt und gepflegt werden, und das kann nur in gemeinschaftlichen Conferenzen geschehen, die um so notwendiger sind, als manche Amtsbrüder von ihren nächsten Nachbarn 10—12 Stunden entfernt wohnen.

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz in Berlin. Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

# Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1864. Mittwoch den 4. Mai. № 36.


## Leiden und Freuden der pfälzischen Kirche.

Am Sontag nach Trinitatis v. J. wurden die Wahlen für die Presbyterien nach der neuen demokratischen Wahlordnung vorgenommen. Die gerade auf den Sontag treffende Pericope war ominös: es war die tumultuarische Volksbewegung in Ephesus (Apgsch. 19, 23—40). Der ephesinische Goldschmied wußte, warum er seine Geschäftsgenossen gegen Paulus aufregte, aber „der mehrere Teil" der Schreier in Ephesus „wußte nicht, warum sie zusammengekommen waren." Bei den Presbyterwahlen wußte es auch „der mehrere Teil" nicht, warum es sich eigentlich handelte. Für die Geistlichen, die in der neuen Wahlordnung ein Preisgeben des Weinbergs des Herrn an die Füchse sehen, war der Wahltag ein harter Tag; aber wie Paulus in den Stunden, wo die Leidenschaften der Menge durch Demetrius entfesselt waren, in der Stille bleiben und schweigen mußte, so waren auch sie an dem harten Tage zum Stillesein genötigt. In Ephesus war übrigens das Feuer der Leidenschaft bald wieder ausgelöscht worden durch das weise Verfahren der Obrigkeit, bei uns aber ist durch die Wahlen noch Oel gegossen worden in das Feuer der Leidenschaften, das seit dem Gesangbuchsstreit ausgebrochen.

Die Kirchenbehörde hatte in einer Instruction zu der neuen Wahlordnung ermahnt, das Wahlgesetz „im Geiste christlicher Liebe und Milde zu vollziehen." Dem Friedensruf des Kirchenregiments antwortete der „protestantische Verein" mit einem Schlachtruf. Der Ausschuß desselben hat unmittelbar vor der Wahl eine Ansprache an alle seine Mitglieder von Dan bis gen Berseba ergehen lassen. Nachdem er die neue Wahlordnung für einen wesentlichen Fortschritt der Kirche erklärt, kann er nicht umhin, darauf aufmerksam zu machen, „daß der neuen Wahlordnung nebst mancherlei anderen Unvollkommenheiten einige tief eingreifende Mängel ankleben, welche dem Geiste des Protestantismus und der Gemeindevertretung geradezu entgegen sind. Die Bestimmung in §. 7, welche als notwendige Eigenschaft der Presbyter festsezt, nicht blos, daß diese kirchlich gesinnt seien, was wol selbstverständlich ist, sondern auch, daß sie ihre kirchliche Gesinnung durch Verrichtung bestimter äußerer Handlungen an den Tag legen, widerspricht, in solcher vorschriftsmäßigen Weise ausgesprochen, dem obersten Satze, dem Ausgangspunkte des Protestantismus, daß das Innere des Menschen, die Gesinnung, der Geist und der Glaube, welcher der Handlungsweise zu Grunde liegt, und nicht die Erfüllung der Form das Wertgebende sei; daß somit aller Werkheiligkeit und Heuchelei in der protestantischen Kirche der Boden entzogen sein sollte." .... „Indem wir beklagen, daß solche Bestimmungen nicht umgangen werden konten, setzen wir unsere Hoffnung darauf, daß die immer vollständiger sich entwickelnde Erkentnis wahrhaft protestantischen Wesens, und der natürliche gesunde Sinn, welcher immer mehr das Leben der protestantischen Kirche durchdringen wird, solchen Bestimmungen die Kraft nehmen und sie unwirksam machen werden."

James Fazy hat aus eigener Machtvollkommenheit der Kirche in Genf eine durch und durch ochlokratische Wahlordnung gegeben. Er decretirte einfach: „auf den protestantischen Cultus als die Religion der Freiheit haben wir das allgemeine Stimmrecht angewandt." Eine Fazysche Wahlordnung wäre offenbar dem „protestantischen Verein" am allerliebsten. Der eben auszugsweise mitgeteilte Erlaß des Ausschusses des „prot. Vereins", der sich immer noch als Oberkirchenrath der Pfalz, comité de surveillance, geberdet, ist ein offenbares Ankämpfen gegen das eben erst sanctionirte Kirchengesetz, das er selbst so sehr belobt. Man hat geglaubt, die Kirchenbehörde würde sich das nicht bieten lassen, sondern die Auflösung des Vereins bei der competenten Stelle beantragen. Washington sagt einmal: „Jede Opposition gegen die Ausführung der Gesetze, alle unter irgend einem Vorwande zusammentretenden Verbindungen und Vereine, deren Zweck ist, die regelmäßigen Berathungen der constituirten Gewalten zu dirigiren, zu hindern oder einzuschüchtern, sind dazu geschaffen, das Grundprincip der Verfassung zu zerstören und haben demzufolge eine unheilschwangere Tendenz. Diese Verbindungen dienen dazu, Factionen zu organisiren, ihnen eine künstliche außerordentliche Macht zu verleihen, dem Willen der Nation denjenigen einer Partei unterzuschieben, welche oft nur eine sehr kleine, aber geschickte und dreiste Minderheit repräsentirt." Diese Worte passen auch auf das Treiben des „prot. Vereins", der den Anspruch erhebt, der wahre Repräsentant der pfälzischen Kirche zu sein. Er hat sich allerdings eine Gegenregierung erobert, die jede andere Regierung hemmt. Noch mehr. Nach den aggressiven lichtfreundlichen Principien, die er in der bekanten Eingabe an das kgl. Subrectorat in Neustadt unverhüllt ausgesprochen, muß er notwendig die evangelische

Kirche ruiniren. Der Menschenhasser Timon hat einst den Alcibiades geküßt, weil er von ihm voraussah, daß er den Staat der Athener ruinirt. Wer seine Freude hat an der „Auflösung der protestantischen Kirche" der Pfalz, muß die gleiche Freude am „prot. Verein" haben, wie Timon am Alcibiades.

Wenn der Ausschuß des „prot. Vereins" so großen Anstoß nimt an §. 7 der Wahlordnung, der von den Presbytern kirchliche Qualitäten — Besuch des Gottesdienstes und Teilnahme am h. Abendmal — verlangt, so wollen wir ihm ein Wort Schleiermacher's entgegenhalten, den doch wol nicht alle „protestantischen Männer" für einen Schleier — macher ansehen werden. Derselbe sagt in seinem 1808 aufgestellten Entwurf einer Kirchenverfassung: „Die Vorrechte eines Mitgliedes der Gemeinde auszuüben komt nur denen zu, welche sich als solche dadurch beweisen, daß sie zweimal jährlich in den Communicantenlisten der Gemeinde aufgezeichnet stehen. Wer sich nicht so legitimirt, wird angesehen, als habe er sein Recht der Gesamtheit übertragen." Wir begreifen recht gut, warum §. 7 der Wahlordnung Unzähligen misliebig ist. Ist der gefallen, dann können auch die unkirchlichsten Menschen in die Presbyterien und Synoden gewählt werden; dann darf man Leute wählen, die mit Lessings Nathan von aller positiven Religion nichts wissen wollen; — Leute, die mit Jean Paul meinen, „durch die Jahrhunderte größere Blicke gewonnen" zu haben, „als Peter und Paul" und die in dem biblischen Christentum „Ueberchristentum" sehen; — Leute, die mit Petrus Bembo die Schriften der Apostel für „läppisches Zeug" halten, das sich für Männer, die auf der Höhe der Zeitbildung stehen, nicht schicke; — Leute, die mit Voltaire die ganze christliche Religion „dem schwarzen Brot" vergleichen, das höchstens noch „für Hunde" gut sei; — Leute, die mit Salzmann sprechen: „ich will lieber, daß mein Konrädchen Tauben rupfe, als den Katechismus lerne"; — Leute, die mit Basedow die Taufe für ein „veraltetes Institut" ansehen; — Leute, die mit Bahrdt Jesum auf gleiche Stufe mit Confuz und Socrates stellen und sich rühmen, daß sie in den geistigen „Adelsstand" erhoben worden seien an dem Tage, wo „die Sterbeglocke ihres Glaubens" geschlagen; — Leute, die mit Uhlich sprechen: „meine Religion ist der große Satz: ich bin ein Mensch, alles weitere ist nichts", und: „wer Jesus eigentlich war, das weiß ich nicht, darauf fehlt mir die Antwort"; — Leute, die mit Richard von der Alm an der „neuen Kirche" bauen, die in ihrem Glaubensbekentnis gar nichts mehr übrig hat von der Erlösung durch Christum, so daß auch die modernen Reformjuden sich ihr anschließen können; — Leute, die mit Feuerbach, Moleschott und Albert Dulk in die Welt hinausrufen: „An Gott ist nicht zu denken, und daß es kein anderes Leben gibt, ist erwiesen"; — Leute, die einen „julianischen Haß" gegen das Christentum haben und mit Karl Vogt offen bekennen: „wir wollen nicht die Freiheit der Kirche, sondern ihre Vernichtung."

Wie ein Schwamm das Wasser, so hat der „prot. Verein" alle Elemente der Opposition gegen das biblisch-orthodoxe Christentum in sich aufgenommen. Alle Abstufungen sind darin zu finden von der gemäßigten Zone des Sem'lerschen Rationalismus an bis zu den kalten Polargegenden des Feuerbachianismus. Damit haben wir auch, der Wahrheit die Ehre gebend, ausdrücklich anerkant, daß auch unter den Mitgliedern des „prot. Vereins" noch Leute zu finden sind, die eine gewisse allgemeine Religiosität haben, — Leute vom Schlag des alten Semler, der noch gottesfürchtig gewesen und insbesondere das Gebet heilig gehalten und in seiner Familie gepflegt und sich überhaupt noch frei gehalten hat „von roher Impietät gegen das überlieferte Kirchentum." Solchen Mitgliedern des „prot. Vereins", die mehr unschuldiger Weise, vielleicht nur durch den Namen des Vereins gewonnen, demselben beigetreten, ohne auch die destructive Tendenz desselben zu durchschauen und zu der ihrigen zu machen*) — wird es der Herr auch gelingen lassen, wenn sie anders nach der Wahrheit aufrichtig ringen, so gewiß Er einem Jung-Stilling oder dem alten Zeller, die anfangs nur im ersten Artikel feststanden und voll Ehrfurcht an die Person des Herrn hinaufschauten, die Sonne der Wahrheit in ihrem Mittagslichte gezeigt hat. Denen innerhalb des „prot. Vereins", die aufrichtig nach der Wahrheit ringen, möchten wir also gern die Hand reichen. Auf den weitaus größten Teil des „prot. Vereins" aber passen leider ganz die bekanten Worte Schleiermachers in seinen Reden an die Gebildeten: „Ich weiß, daß ihr weder in heiliger Stille die Gottheit verehrt, noch auch die verlassenen Tempel besucht." Es ist uns räthselhaft, wie Leute, denen der erste Artikel des Glaubensbekentnisses wenigstens noch ein Heiligtum ist, eine Mésalliance schließen können mit Leuten, die alles religiösen Lebens baar sind, die mit dem lebendigen Gott gebrochen haben und die Weisheit eines Feuerbach, Vogt und Moleschott zum Gemeingut der Menschen machen wollen. Eine solche Alliance erinnert an die der Gironde mit der Montagne. Bei den Presbyterwahlen hat an nicht wenigen Orten die deistische Richtung des „prot. Vereins" der materialistisch-pantheistischen Platz machen müssen. In einer Gemeinde ist es vorgekommen, daß die kirchlichen Montagnards in einem öffentlichen Anschlag vor den bibelgläubigen und kirchlichen Gemeindegliedern als vor „Muckern" und vor den deistischen Mitgliedern des „prot. Vereins" als vor einer „verdächtigen, muckerartigen Partei" die Wähler warnten. Einsender mußte bei dieser Geschichte unwillkürlich daran denken, wie die Montagnards in Frankreich zulezt ihre früheren Verbündeten, die Girondisten, ebenso verdächtig und verhaßt zu machen suchten, wie vorher die Royalisten. Wie man hört, sind manche Leute, die sich von der neuen Wahlordnung viel versprochen hatten, durch die inzwischen gemachten Wahlerfahrungen nüch-

*) Der „prot. Verein" hat nicht wenige Mitglieder dadurch gewonnen, daß er vorgegeben, er wolle sich auch die Versorgung armer Kinder angelegen sein lassen. Aber bis auf den heutigen Tag ist auch noch nicht ein einziges armes Kind vom „prot. Verein" versorgt worden!

tern und von ihrem Optimismus so geheilt worden, wie weiland Klopstock und Schiller von ihrer Begeisterung für die Ideen der liberté, égalité und fraternité. Die kirchlichen Montagnards verachten innerlich die kirchlichen Girondisten als Amphibiennaturen; von der deistischen Trias — Gott, Tugend und Unsterblichkeit — wollen sie eben so wenig wissen als von dem biblischen Christentum. Den fortgeschrittensten Materialisten und Pantheisten ist das Subtrahiren und Dividiren, das die fortgeschrittenen Deisten mit der biblischen Wahrheit vornehmen, eine Halbheit; sie wollen das ganze Christentum eliminiren und dafür die Humanität substituiren.

Der „prot. Verein" hatte bei seiner Gründung (1858) erklärt: „er stelle sich ganz auf den Boden der Vereinigungsurkunde von 1818 und wolle dahin wirken, daß die Vereinigung in wahrer Geltung bleibe." Aber gerade der „prot. Verein" war es, der Alles aufgeboten, die Verfassung der Vereinigungsurkunde, welche auf einer Verbindung des episcopal-consistorialen und des presbyterial-synodalen Elementes beruhte — die Wahl der Presbyter geschah durch Cooptation und auf den Synoden war das Verhältnis der geistlichen zu den weltlichen Mitgliedern wie 2 zu 1 — über den Haufen zu werfen! Und es ist ihm gelungen. Die neue demokratische Verfassung ist das hölzerne Pferd, durch das das Lichtfreundtum in die Mauern der Kirche geschleppt werden soll. Freunde der Kirche haben es an Warnungen nicht fehlen lassen, aber sie wurden ebenso wenig beachtet, wie die Stimme Cassandra's. Ein Verlangen nach der neuen demokratischen Wahlordnung war in den Gemeinden nicht vorhanden, sondern nur bei den Matadoren des „prot. Vereins." Nach den mit der größten Zuversicht ausgesprochenen Versicherungen des „prot. Vereins" und nach den alarmirenden Artikeln des „pfälzischen Kuriers" hätte man glauben sollen, die Gemeinden könnten den Tag nicht erwarten, wo sie ihre Presbyter wählen dürften. Die Wahltage aber haben eclatant gezeigt, daß der Kern der Bevölkerung durchaus kein Verlangen gehabt nach der neuen Wahlordnung. Die Beteiligung an den Wahlen war außerordentlich gering, trotzdem daß der „prot. Verein" es allen seinen Mitgliedern zur Pflicht gemacht hatte, „auf dem Wahlplatze" zu erscheinen. Selbst an den Orten, wo die Choragen des „prot. Vereins" ihren Sitz haben und alle Hebel der Agitation angesezt, war die Beteiligung überaus gering. In Neustadt a./H., dem Hauptherd der kirchlichen Agitation, fand sich am 27. September nicht einmal annähernd die Hälfte der Stimmberechtigten zur Wahl ein; es mußte deshalb ein zweiter Wahltermin angesezt werden. In Zweibrücken beteiligten sich von 750 Wahlberechtigten 260; auch hier mußte ein zweiter Wahltermin angesezt werden. Inzwischen war ein geharnischter Wahlaufruf im Zweibrücker Wochenblatt erschienen; aber trotzdem fanden sich beim zweiten Wahlgang nur noch 60—80 ein. In Bergzabern ward ebenfalls ein zweiter Wahlgang nötig. In Kirchheimbolanden war die Wahl im Wochenblatt, durch die Schelle und auf der Kanzel mehrmals bekant gemacht worden, und trotzdem mußte 3 Tage lang fortgewählt



werden, bis die vom Gesetz verlangte Anzahl der Stimmen zusammengebracht war; das erste Mal hatten sich von 450 Wahlberechtigten nur etwa 80 beteiligt. In Frankenthal hatten sich von 466 Stimmberechtigten nur 93 eingefunden. In Kandel mußte 4 Tage lang gewählt werden und doch machten unter 505 Wahlberechtigten nur 255 Gebrauch von ihrem Recht. In Pirmasens war von einem für die neue Wahlordnung begeisterten Geistlichen der Gemeinde von der Kanzel herab mitgeteilt worden, daß eine Handlung von solcher Wichtigkeit, wie die bevorstehende Wahlhandlung, noch nicht vorgekommen sei, seit Pirmasens stehe; er hatte es der Gemeinde zur Ehrensache gemacht, sich männiglich bei der Wahl zu beteiligen. Am nämlichen Tage beteiligten sich von über 800 Stimmberechtigten etwa 90 und beim zweiten Wahlgang noch 30—40, so daß im Ganzen blos 120—130 ihre „Ehrenschuld" abtrugen. Es gibt sogar Gemeinden, in denen das erste Mal gar Niemand erschien. Um Leute zusammenzubringen, hat ein alter Pfarrer an dem Ort K. sogar die Glocke so anschlagen lassen, wie es beim Sturmläuten zu geschehen pflegt; darauf erschienen — 3 Leute. Solche Thatsachen sind gewiß eine vollkommen ausreichende Illustration für die Behauptung des „prot. Vereins", die neue demokratische Wahlordnung sei ein dringendes Bedürfnis des pfälzischen Volks gewesen. In den wenigen Gemeinden, wo das neue Gesangbuch noch im kirchlichen Gebrauch ist, fielen die Wahlen trotz aller Anstrengungen der Gegner überaus günstig aus. Dies gilt auch von der Kreishauptstadt Speier.

Der unbefangene Beobachter konte an den Wahltagen mancherlei Lehren sammeln.

1. Das schreiende Bedürfnis nach der demokratischen Wahlordnung erwies sich lediglich als das Bedürfnis der Schreier. Was man selbst im Sinne hat, das läuten alle Glocken.

2. Die Mühle ist am lautesten, wenn kein Getreide aufgeschüttet ist. Die Leute, die bisher nur ein Interesse gezeigt, sich das Wort Gottes vom Leibe zu halten, der Kirche den Rücken zu kehren und ihren Einfluß zu untergraben, waren an den Wahltagen die lautesten und gerirten sich als die kirchlichgesinten. Die wirklich kirchlichen Leute haben sich an den Orten, wo der „prot. Verein" seinen Terrorismus ausübte, meistens der Wahl enthalten. Die Zahl der Wähler war gewiß nicht die überwiegende, die mit Kepler sagen konten: „Glaubenssachen behandle ich mit Ernst und nicht wie ein Spiel."

3. Die Wahlen sind größtenteils nur Minoritätswahlen, die von einigen Leithämmeln gemacht wurden.

4. Wie viel von dem „natürlichen gesunden Sinn" der Gemeinden zu erwarten stände, wenn auch der mehrerwähnte §. 7 der Wahlordnung, der nicht blos sittliche Unbescholtenheit, sondern auch Teilnahme am öffentlichen Gottesdienst und h. Abendmal von den Presbytern verlangt, völlig beseitigt wäre, — dafür haben uns die Wahlen in manchen Gemeinden ein Prognosticon gestellt. Trotz des §. 7 haben sich's Wahlmänner (für die leider keine kirchlichen Qualitäten verlangt werden) nicht

Gegen die bibelgläubigen Geistlichen werden fortwährend allerlei Vorwürfe erhoben. Besonders werden sie als Hierarchen gebrandmarkt. Der Einsender weiß, daß hochmütiges, anmaßendes Wesen in jedem natürlichen Menschenherzen wohnt und daß es mithin nicht blos einen Priesterdünkel gibt, sondern auch einen Laiendünkel. Wenn Plinius schreibt: „heutzutage wissen die Knaben gleich Alles und sind sich ihre eigenen Vorbilder," — so kann man auch sagen: heutzutage gibt es Laien, die gleich Alles wissen, wenn sie auch nicht einmal in den fünf Hauptstücken sicher sind und das ganze Jahr lang in keine Bibel hineinsehen. Was nun den Vorwurf hierarchischer Anmaßung betrifft, den man den positiven Geistlichen macht, so ist derselbe im Allgemeinen gewiß ungegründet. Uebrigens wollen wir den Vorwurf als eine Mahnung benützen, ja in lauterer Demut zu wandeln. Der Einsender bekent gerne, daß er von gläubigen gottgelehrten Laien oft schon weit mehr Anregung empfangen, als von studirten Pfarrern. Man kann ja die Glaubenslehre trefflich inne haben und dabei doch glaubensleer sein. Der gelehrte Theologe Lanfranc hat, nachdem er durch ein erschütterndes Ereignis zur Erkentnis gebracht worden war, daß ein Tröpflein Leben mehr wert ist als ein ganzes Meer voll Wissen, bei dem ungelehrten, aber von Gott gelehrten normänischen Ritter Herluin zu Bec mehr für sein Herz gefunden, als bei allen Theologen seiner Zeit. Ein gottgelehrter Laie war es auch, der dem berümten Prediger von Straßburg, Johann Tauler, sein Selsorger geworden und ihm eröffnet, daß er trotz seiner mit so viel Beifall aufgenommenen Predigten noch nicht die Süßigkeit des heiligen Geistes geschmeckt habe und darum auch noch nicht mit wahrem Nutzen predigen könne. Bei dem gottgelehrten und gottinnigen Laien hat der ausgezeichnete Prediger eine bessere Anweisung zum gottseligen Leben und gottgefälligen Predigen gefunden, als bei gelehrten Theologen seiner Zeit. Gottlob! es gibt heute noch solcher gottgelehrten Laien. Im Umgang mit solchen Kindern Gottes mußte der Einsender schon manchmal an den Ausspruch Lanfranc's denken, der von seinen Herluin sagte: „Wenn ich diesen Laien höre, so weiß ich nichts zu sagen, als: der Geist wehet wo er will." Ja, wie einst Elias dem Sohne Saphat's seinen Mantel umgeworfen und ihn vom Pfluge weg zum Propheten berufen, so hätte er gerne schon manchmal einem von Gott gelehrten Laien seinen Chorrock umwerfen mögen. Freilich haben wir da immer nur solche Laien im Auge, die ihr Pfingsten gefeiert und in denen Christus eine Gestalt gewonnen. Mit welchem Recht man uns aber hierarchisches Wesen vorwerfen kann, begreifen wir nicht. Hierarchisches Wesen könte man mit weit mehr Grund denjenigen unter den rationalistischen Geistlichen vorwerfen, die trotz ihrer Toleranz den Conventikeln im Land den Garaus gemacht wissen wollen. (Fortsetzung folgt.)

---

den kann, sich der Theologie zuzuwenden, wenn er sieht, daß man im geistlichen Stande ganz weltlich fortleben darf.



## Mitteilungen aus einer Festrede des Prof. Dr. Röper.*)

Entweder — oder! Entweder man beuge Herz, Kniee und Verstand vor dem Ur-Mysterium, durch welches aus Nichts Etwas, aus Garnichtseiendem Fertig-Vollkommenes ward, oder man halte sich Gott gleich, mache zunächst dem Menschenverstande sogar Unendlichkeit, Ewigkeit und Allmacht begreiflich, und versuche dann aus dem Nichts, wenn man dessen habhaft werden kann, auch nur ein Atom zu schaffen!

Der denkende Naturforscher erkent sehr bald, daß Schöpfungsacte nur der Schöpfer selbst verstehen könne, nicht das Geschöpf; ihm erscheint nicht allein der erste Schöpfungsact als unergründliches Mysterium, sondern auch alle folgenden, selbst diejenigen, bei denen nicht aus Nichts, wol aber aus Vorhandenem Neues gebildet wird. Er versucht nicht das Werden zu begreifen, sondern nur im Gewordenen das göttliche Gesetz nachzuweisen, und ihm erscheint insbesondere wunderbar, daß der Menschen Dünkel dem Urquelle aller Freiheit keine Freiheit zugestehen, daß er Ihn in Seine eigenen, noch dazu unvollkommen erkanten Satzungen wie in spanische Stiefel einzuzwängen sich unterfängt. Ist ja doch sogar des Menschen Wille frei, und unterscheidet sich in dieser Beziehung von dem Willen Gottes wesentlich nur dadurch, daß er nicht zu Schöpfungen sich gestaltet. Gott sprach: „es werde Licht!" und es ward Licht; der Mensch spricht wol Mancherlei, es hat aber mit Worten sein Bewenden. Verba et voces, praeterea nihil! So wenig wir vermögen irgend Etwas wirklich zu begreifen, ebensowenig sind wir im Stande selbst nur geistig wahrhaft schöpferisch aufzutreten. Alles was wir mit dem hochfahrenden Namen geistiger Schöpfung bezeichnen ist entweder das bloße Echo einer höheren Stimme, oder ein glückliches Zusammensetzen schon vorhandener Elemente — weswegen, für die Wissenschaften ebensowol wie für die Künste, der Ausdruck Composition als ein sehr zutreffender darf bezeichnet werden. — Zum Teil können wir die geistigen Schöpfungen des Menschen auch als getreue Nachahmungen Dessen betrachten, was uns die realen Gebilde auf Erden oder am Himmel offenbaren; in welchem Falle sie doch auch nichts Anderes sind als ein Wiederhall!

---

Daß hienieden wie „durch einen Spiegel in einem dunkeln Wort" gesehen wird (1 Cor. 13, 12) lehrt freilich schon die heilige Schrift, ohne daß es von ihren Auslegern sonderlich beachtet würde, doch nicht sie allein prägt uns diese Wahrheit ein, jede Naturerscheinung verkündigt sie, denkend betrachtet, in eindringlichst-überzeugendster Weise. Aber auch andere Wahrheiten offenbart, gleich der heiligen Schrift, die Schöpfung dem wahr-

*) Rostock 1863.

heitsuchenden Sinne. Zunächst, daß mindestens die edlere organische Welt, folglich auch wol die glänzende Staubwolke des gestirnten Himmels, so wie die dunkelen Wolken des so mannigfaltigen Erdenstaubes, nicht von Ewigkeit her bestanden, sondern durch Schöpfungsacte in der Zeit ihren Anfang nahmen. Zweitens, daß jeder dieser Schöpfungsacte sofort in sich Vollendetes herstellte und daß das in ihm Geschaffene wesentlich unveränderlich war und ist, also fortschrittlos seiner gottgewollten Grundform treu bleibt. Drittens erkennen wir, daß ein so vollkommenes Ineinandergreifen aller einzelnen Teile der Schöpfung in etwas Anderem seinen Grund haben müsse, als in einem zufälligen Gelingen, daß es einen einigen Schöpfer und Anordner voraussetze. Viertens offenbart sich uns, daß den besonderen, erschöpfend vielgestaltigen Formen thierischen und pflanzlichen Seins nicht allein besondere, specifische Aufgaben gestellt sind, sondern auch denselben die hiezu erforderliche Structur erteilt wird, und zwar so, daß die Organe oft lange zuvor entstehen, ehe sie zur Ausübung ihrer Functionen gelangen. So harrt das Windmühlenflügeln ähnliche, dem Blütenstiele der Linde angewachsene Blatt, Monate lang unbeweglich des Augenblickes, in welchem der Stiel mit den unterdessen gereiften Früchten vom Zweige sich löset, und nun, mit Hülfe seines geborgten Flügels nicht senkrecht zur Erde befördert, sondern in zierlichen Schraubenwindungen aus dem Wurzel-Bereiche des Mutterstammes hinausgetragen wird. Aehnlich verhalten sich die Federkronen des Löwenzahns und der Distel, die Zähne der Säugethiere, die Flügel der Vögel, und je tiefer wir in die Klassen der niederen Thiere hinabsteigen, desto häufiger treten Erscheinungen uns entgegen, die kaum anders wie prädestinirte Vorbereitungen zu künftigen, prädestinirten Functionen zu nennen sind. Dieses ist um so mehr hervorzuheben, als selbst in neuerer Zeit Einzelne, unter rauschendem Beifalle der urteilslosen, dilettantirenden Menge, die Lebensweise der Thiere von ihrer Organisation ableiten wollen. Gerade umgekehrt verhält es sich! Die Organisation richtet sich nach der künftigen Bestimmung! Und daß leztere gleichfalls eine unveränderliche sei, ward bei Gelegenheit des Arten-Typus dargethan.

---

Mit allem Guten ward auch das Buch der Natur uns durch Gottes Gnade verliehen und ist dasselbe schon aus diesem Grunde ein heiliges Buch, welches unfehlbar nur Wahrheit enthält und, richtig gelesen, den Gesetzes-Tafeln gleich, nur zu Gott führen kann; welches, wenn auch nicht den Erlöser, doch schon das Bedürfnis nach Erlösung und Vollendung predigt. Einige seiner Lehren, die wesentlichsten, legt es auf das Unzweideutigste dar; andere, nicht wenige, spricht es so aus, daß wir im Laufe der Jahrhunderte mühselig sie zu entschleiern vermochten; wieder andere, die Mehrzahl, sind in demselben so verhüllt ausgedrückt, daß unsere irdischen Augen, unser irdischer Verstand, seine Lehrsprüche nicht zu entziffern, geschweige zu



deuten im Stande sind. Auch darin stimt das Buch der Natur, nicht wunderbarer, sondern notwendiger Weise, mit einem anderen Buche, unserer heiligen Offenbarung, überein, daß Jahrtausende in Beiden forschten und Beide noch heute nicht ergründet sind. Aber noch mehr des Gemeinsamen ergibt die nähere Vergleichung! Beide Bücher verweisen wie auf ein unvergängliches Fortbestehen in verändert-verklärter Gestalt, so auch auf einen ewigen, allmächtigen, allwissenden, unbegreiflichen Schöpfer und Erhalter. In Beiden ferner suchten Millionen Kraft, Trost und Belehrung, und Beide fördern nur den Wahrheitsuchenden, blenden aber denjenigen noch mehr, der, schon halbblind, nur dem Irdischen nachjagt. Beide geben ihre Offenbarungen nicht in systematischer Ordnung, sondern, wenigstens anscheinend, willkürlich durcheinandergeworfen, und in der verschiedenartigsten Ausdrucksweise den verschiedenartigsten Bedürfnissen und Fähigkeiten angepaßt; Beide werden von gleichgültigem und engherzigem, gelehrtem wie ungelehrtem, niederem wie höherem Pöbel verachtet oder misbraucht; endlich an Beiden prallen die Geschosse der Feinde machtlos ab. Selig die, denen Beide lieb sind, deren suchendem Auge Beide als um einen gemeinsamen Schwerpunkt kreisende, herrlich leuchtende Doppelsterne sich offenbarten!

---

## Nachrichten.

### Versamlung des kirchlichen Centralvereins in der Provinz Sachsen.

Die ein für alle Male auf den Dienstag und Mittwoch nach Quasimodogeniti angesezte Versamlung unsers Vereins heißt die Frühjahrsversamlung, aber in diesem Jahre konte man sie eher noch eine Winterversamlung nennen. Ostern war früh gefallen, am 5. und 6. April kamen wir in unserm lieben Gnadau schon zusammen, aber daß wir bei gefrornen Fenstern in dem großen unheizbaren Sale unsere Berathungen hätten halten müssen, dessen erinnert sich Ref. nicht, und seine Erinnerungen reichen ziemlich weit. Diese Ungunst des Wetters hatte denn allerdings auch einigen Einfluß wenigstens auf die Zahl der Gäste geübt. Die Frühjahrsversamlungen erfreuen sich sonst eines sehr zahlreichen Besuchs, und in der zweiten Hälfte des ersten Tages waren im Sal auch wol 150 Brüder und noch eine Menge Zuhörer aus der Gemeinde und sonst woher, aber viele blieben nur kurze Zeit. Doch hat der Herr, obwol kaltes Wetter, doch warme Herzen und reichen Segen auch dies Mal in gewohnter Weise gegeben. Mit dem Streiterliede: „Rüstet euch, ihr Christenleute ꝛc.“, das hell und kräftig durch die Versamlung erscholl, wurde angefangen, und die Eröffnungsrede des Vorsitzenden war auch eine Heeres-predigt. Hiob frage: „Muß der Mensch nicht immer im Streit sein auf Erden?“ Die ganze Geschichte, seitdem Kain den Bruder erschlagen, bis auf diesen Tag gebe die bestätigende Antwort. Man höre zwar jezt nicht selten die Behauptung, der Civilisation werde es bald gelingen, den Krieg ganz zu beseitigen, es sei nur auffallend, daß solche Aeußerungen gerade zu einer Zeit sich besondern Beifall erwer-

ben könten, welche durch Erfindung von Mordwerkzeugen, wie man sie nie gekant, sich so sehr auszeichne. Wir haben aber jezt Krieg; unsere braven Soldaten ständen vor den Düppeler Schanzen, der zu erwartende Sturm werde zwar die Opfer vermehren, die dieser deutsche Krieg schon gekostet, und auch die Thränen von Vätern und Müttern, von Witwen und Waisen, aber wie ein Frühlingshauch nach dem langen Winter frostiger Declamationen und hohler Phrasen voll gottlosen Pathos ziehen diese Thaten des kriegerischen Heldenmuts durch alle Herzen. Hier dürfte daher von dem Kriege auch nicht geschwiegen werden, Gnadau pflege sich nicht mit Abstractionen, sondern mit lebendigen Zeitfragen zu beschäftigen. Wir seien zwar nicht berufen, vor den Düppeler Schanzen mit unsern Brüdern zu stehen, aber unsere Kameraden wären sie doch, wir auch Soldaten und Krieger, eingetragen nur in die Liste der großen Reichsarmee unsers obersten Feldherrn Jesu Christi. Der Krieg, den wir zu führen haben, wäre auch ein Krieg mit Gott für König und Vaterland, nur für einen König, der noch größer, wie unser unvergeßlicher König Friedrich Wilhelm der Dritte und unser heiß geliebter König Wilhelm: Gottes Sohn, aller Könige König, der sich selbst für uns gegeben in den Tod, und das ungezählte Heer der Märtyrer hätte gezeigt, daß es nicht allein Ehre, sondern auch Seligkeit sei, für ihn zu leiden und zu bluten, — auch für ein Vaterland hätten wir zu streiten, das noch größer wäre, wie unser teures deutsches Vaterland, das Reich des „Monarchen in dreien Reichen, dem ist niemand zu vergleichen in dem Ueberfluß der Schätze, in der Ordnung der Gesetze, in Vortrefflichkeit der Gaben, welche seine Bürger haben." Der Feind, gegen welchen unsere Brüder zu fechten hätten, wäre der Däne, nicht sowol die Dänen, als vielmehr der Däne, hinter welchem ein ganzer Haufe stecke. Unser Feind wäre der Welt ganz unbekant. Die Operationen dieses Feindes seien zwar dem, der ein Auge dafür habe, ganz offenbar; unverkennbar sei seit der französischen Revolution eine Einheit des Plans, durch den Umsturz aller göttlichen und menschlichen Autorität, aller göttlichen und menschlichen Ordnungen den Ruin menschlicher Wolfahrt in Zeit und Ewigkeit herbeizuführen. Menschen seien zwar die Acteurs in der mit furchtbarer Consequenz betriebenen Ausführung dieses Plans, ein Napoleon, Kossuth, Garibaldi, die Führer der Demokratie, nicht blos auf dem politischen, sondern in solidarischer Verbindung auch die auf dem kirchlichen Gebiete, aber es sei nicht zu denken, daß diese alle mit vollem Bewußtsein also an ihrem eignen Verderben arbeiten sollten; sie seien vielmehr willenlose Werkzeuge eines Andern, der ihre Augen und Herzen verblendet und den wir kennen als den Lügner und Mörder von Anfang, den Urheber und die Grundursache aller Sünde und allen Unglücks, den höllischen Agitator, welcher, nachdem er schon manches furchtbare Schauspiel auf der Bühne der Geschichte aufgeführt, dieses lezte nun auch in Scene setze, nachdem er schon ziemlich frei und los geworden von den Banden, die in den heiligen Ordnungen bisher ihn noch gehalten. Nie aber habe die Welt ihn weniger erkant, als jezt, es sei ein Hauptkunststück dieses Tausendkünstlers, daß er seine Diener nicht allein über seine Pläne, sondern auch über sein Dasein also zu täuschen gewußt habe, daß es zu den Ausnahmen gehöre, wenn jezt noch einer den Teufel glaube. Das Wort Gottes aber enthülle ihn und seine Pläne in immer steigender Klarheit und Vollständigkeit, bis endlich in dem lezten Buche der h. Schrift alles offenbar sei. Wir, die Diener dieses Worts, müßten ihn daher kennen als den Feind, mit dem wir es eigentlich zu thun haben, wir dürften uns nicht bei den Mittelursachen und äußern Erscheinungen aufhalten, sondern bedenken, auf wen wir allein gewiesen seien, wenn der Apostel sage: Wir haben nicht mit Fleisch und Blut zu kämpfen, sondern mit Fürsten und Gewaltigen, mit den Herren der Welt, die in der Finsternis dieser Welt herschen, mit den bösen Geistern unter dem Himmel. Wenn wir nicht diesen Feind, diesen Dänen, immer ansehen, so zersplitterten sich unsere Streitkräfte, so verliere unser Kampf die Energie, von welcher allein Erfolg zu hoffen sei. Wenn wir daher weiter fragten, welche die rechter Streiter seien, so seien es nicht die, welche blos von Fehlern, von Schwachheiten, von Gebrechen, ja auch nur von Sünden zu sagen wüßten, sondern nur die, welche auch den Teufel aus eigner Erfahrung kennen gelernt hätten; sie dürften jedoch in keinem, auch nicht in dem geheimsten Bunde mit ihm stehen, nicht minder müßten sie lebendig erfahren haben, daß sie mit eigner Macht nichts gegen diesen Gewaltigen vermöchten, hohes Selbstbewußtsein, hochfahrendes Wesen, Prahlerei sei die Art des Satans und seiner Diener, wie wir es jezt alle Tage sehen und hören, sie müßten aber auch wissen, daß der Auferstandene der Schlange den Kopf zertreten und glauben, daß sie erlöset seien von aller Gewalt des Teufels, und daß der Sieg ihnen gegeben, so lange sie in diesem Sieger lebten; und gleich wie es unser Herz jezt mit so hoher Freude erfülle, daß die Preußen und Oestreicher zusammen ständen gegen die Dänen, so müßten jezt alle Gläubigen, jeder in seiner Uniform, auch gegen diesen Erzfeind aller zusammentreten, des häuslichen Zwistes vergessend und nicht, wie die Mittelstaaten, zurückbleiben, das vereinte Heer der Gläubigen ohne Wechsel der Uniform sei das rechte Streiterheer gegen den höllischen Feind, der so großen Zorn zeige, weil er wisse, daß er noch wenig Zeit habe. Wenn wir wahrnehmen, wie die preußischen Waffen sich vor den Augen Europa's bewährten, so haben wir freilich zu bedenken, daß der Teufel sich noch nicht fürchte vor den gezogenen Kanonen und den Zündnadelgewehren, und daß die Waffen unserer Ritterschaft nicht fleischlich, sondern mächtig sein müßten vor Gott, zu verstören alle Befestigungen, damit wir verstören alle Anschläge und alle Höhe, die sich wider die Erkentnis Gottes erhebe. Die Waffen der Gegner seien fleischlich, und der Teufel habe für sie ein ganzes Arsenal davon bereit, Lug und Trug, List, Verrath, Prahlerei, Zorn, Spott und Blutgier. Auch haben wir wol zu bedenken, daß er listig genug sei, um auch den Gläubigen unvermerkt die Waffen zu vertauschen. Ihr Waffendepot sei aber die h. Schrift, insbesondere finden wir das Arsenal der schönsten Waffen Ephes. 6: den Harnisch Gottes, damit wir an dem bösen Tage Widerstand leisten und das Feld behalten mögen, den Gurt der Wahrheit, Ehrlichkeit und Aufrichtigkeit gegen alle Lüge der Feinde, den Krebs der Gerechtigkeit, wie des Glaubens, so des Lebens, Christi Blut und Gerechtigkeit, sonst keine, und „seiner Demut Bild, seiner Sanftmut Schild, denn vor ihm nichts gilt, als sein eigen Bild", den Schild des Glaubens, damit wir auslöschen können alle feurigen Pfeile des Bösewichts, den Helm des Heils auf dem hoch zum Himmel erhobenen Haupte voll trostreicher Hoffnung des gewissen Sieges und das gefeite, in den Kämpfen der Jahrhunderte wol bewährte Schwert des Geistes, welches ist das Wort Gottes. Diese Waffen aber dürfen wir niemals aus den Händen legen. Unsere Soldaten stehen Tag und Nacht in den

Waffen gegen den Dänen, dieser aber müsse doch schlafen, der Teufel schlafe nie, und in der Nacht treibe er am meisten sein Werk, die Braut aber sage: Ich schlafe, doch mein Herz wachet. Prinz Friedrich Karl habe zu seinen Soldaten gesagt, sie hätten es mit einem Feinde zu thun, der gewohnt sei, vor ihnen zu fliehen; der einmal durch den Herrn Christum überwundene höllische Feind habe keine Düppeler Schanzen mehr, hinter denen er sich noch wehren möge gegen das rechte Streiterheer unter der Fahne Immanuels, weiß und roth, das müsse uns unüberwindlichen Mut geben, daher keine Kapitulation mit ihm, auch keinen Waffenstillstand. War der erste Angriff unserer Soldaten ein Siegesflug, so ist das doch ihre rechte Ehre, daß sie nicht ermatten, seitdem er einige Hemmung erfahren. Es ist selten, daß die Streiter Christi wie im Fluge siegen. Muß der Mensch nicht immer im Streit sein auf Erden? Mußte Christus nicht solches leiden und zu seiner Herrlichkeit eingehen? Das Kreuz, das Kreuz ist unser Panier. Daher, wer beharret bis ans Ende, der wird selig werden. Recht beharren ist das Beste, Rückfall ist ein böser Gast. Darum sei getreu bis in den Tod, so will ich dir die Krone des Lebens geben. Gott helfe uns, daß wir ritterlich ringen, durch Tod und Leben zu Ihm dringen, daß wir dereinst alle mit Kronen vor Ihm stehen. Amen.

---

In der hier mitgeteilten Ansprache wurde gesagt, daß alle Gläubigen zusammenstehen müssen gegen den gemeinsamen Feind, der es mit Ernst jezt meint. Es ist bekant, wie viel noch daran fehlt. Mit besonderm Schmerze dachten die Versammelten jedoch daran, daß gerade von dort her, wo unsere Heere in so brüderlicher Einigkeit für das teure gemeinsame Vaterland kämpfen, ein Zwiespalt sich erhoben hat, der ein betrübendes Zeugnis davon gibt, wie sehr noch die brüderliche Einigkeit vermißt wird unter denen, welche unter dem Panier des Kreuzes Jesu Christi streiten wollen. Sie hielten es für eine heilige Gewissenspflicht, dazu nicht zu schweigen, und aus ihrer Versamlung einen Ruf ertönen zu lassen, der die Brüder mahne und bitte, zu prüfen, was vor dem Herrn recht ist, um der apostolischen Ermahnung Raum zu geben: Seyd fleißig zu halten die Einigkeit im Geist durch das Band des Friedens. Hier ist unsere Erklärung:

„Der am Dienstag nach Quasimodogeniti in Gnadau versammelte kirchliche Centralverein in der Provinz Sachsen richtet in seiner Gesamtheit mit Einstimmigkeit an die Herren Professoren und Amtsbrüder in Kiel auf deren herausfordernden Angriff gegen die Kreuzzeitung folgende Fragen:

1. Ist es Ihnen nicht erinnerlich, daß die tapferste Bekämpfung der Revolution im Jahre 1848 gerade da, wo die Wellen der allgemeinen Empörung gegen göttliche und menschliche Ordnungen am höchsten stiegen und über Thronen und Kronen hinwegschlugen, von der Kreuzzeitung ausgegangen ist?

2. Ist es Ihnen nicht bekant, daß die Kreuzzeitung bei ihrer Bekämpfung der Revolution und bei ihrer Verteidigung der wahren Freiheit unter der Aegide von Männern, wie Stahl, v. Gerlach, Leo und Wagner gestanden hat und noch steht? Und wagen Sie es, zu behaupten, daß diese Männer in ihrer heißen Arbeit nicht unter dem Kreuze Christi gekämpft haben?

3. Da Sie zugeben müssen, daß Sie in jener politisch so verwickelten Rechtssache von Gott nicht zu Erbschichtern eingesezt sind, woher nehmen Sie dann die Zuversicht, Ihre Anschauung von der Sache als einen unfehlbaren Richterspruch hinzustellen und diejenigen in den Bann zu thun, welche die erregten Geister auf den Ausspruch des competenten Gerichts zu verweisen sich bemühet und in diesem Rechtsgefühl dem wilden Geschrei der Tagespresse Stand gehalten haben?

Wir verkennen nicht die Bedrängnis Ihrer Lage und begreifen Ihre Sympathien; wir beklagen es aber, daß Sie sich von diesen Sympathien haben fortreißen lassen, die Gemeinschaft des Kreuzes Christi auch da abzuweisen, wo sie mit der brennenden Frage des Tages nichts zu schaffen hat, und bitten Gott, daß der Tag komme, wo alle aufrichtigen Christen unter dem Kreuze Christi zusammenstehen gegen die Feinde des Kreuzes Christi."

---

Den Lesern unserer Berichte wird erinnerlich sein, daß unser Verein sich schon längst dem Centralausschuß für die innere Mission angeschlossen hat, und daß die ersten Berathungen unserer jedesmaligen Versamlung sich mit den Angelegenheiten derselben beschäftigten. Da in der leztern Zeit sich öfter andere Gegenstände in den Vordergrund drängten, so mußte es uns willkommen sein, daß heute Pred. Hesekiel aus Berlin im Auftrage des Centralausschusses in unserer Mitte erschien, um unser Interesse aufs Neue für diese Angelegenheit des Reiches Gottes in Anspruch zu nehmen. Nachdem er in seiner Ansprache auf die Notstände unserer Zeit hingewiesen, hob er hervor, daß in der großen Masse unseres Volks eine eigentliche Feindschaft wider Christum nicht gefunden werde, vielmehr nur eine Entfremdung von Gott, eine große Gleichgültigkeit gegen ihn und vor allem eine allerdings weit reichende Unbekantschaft mit seinem Worte. Hier knüpfe die innere Mission an, und wenn ihre Arbeit auch oft schwer, so sei sie keineswegs hoffnungslos, denn sie habe sich der schönsten Erfolge zu rühmen. Namentlich habe auch unsere Provinz solche Erfolge aufzuweisen. Das solle uns ermutigen, die suchende Liebe mit neuem Eifer zu üben. Seit dem Jahre 1848 sei im Ganzen viel innere Mission getrieben, aber zu leugnen sei auch nicht, daß Viele diesem heiligen Werke den Rücken gekehrt haben. Und warum das? Sie haben ohne innern Beruf gearbeitet, sie haben es nur nachgemacht. Nur wer eine brennende Liebe im Herzen trage, könne innere Mission mit Erfolg treiben. Die leztere bewege sich vornämlich in zwei Gruppen von Thätigkeiten. Teils wolle sie das Wort Gottes überhaupt wieder nahe bringen denen, die es gar nicht mehr haben, das sei die Aufgabe der Bibelgesellschaften; teils wolle sie der entfremdeten Masse des Volkes dasselbe wieder lieb und wert machen und das Vorurteil gegen dasselbe ihr nehmen. Daran arbeiten z. B. die Jünglingsvereine, die Sontagsvereine u. s. w. Die Aufgabe sei schwer, es komme aber darauf an, sie recht im Auge zu

behalten. Das bloße Polemisiren gegen die Entheiligung des Sontags helfe wenig, man müsse den Segen der Sabbatsruhe den Leuten auch nahe bringen, die Vorführung eines einzigen Beispiels von diesem Glück wirke viel tausend Mal mehr, als alle Strafpredigten. Um dem Werke der innern Mission einen erfolgreichen Eingang zu verschaffen, verfolge der Centralausschuß ein zwiefaches Ziel. Zuerst suche er eine lebendige Verbindung mit den verschiedenen schon bestehenden Anstalten für die innere Mission zu vermitteln, indem er Reiseprediger aussende, wozu Ref. mit seinem Collegen bestimt sei. Sodann wolle er Anregung geben, das heilige Werk anzufangen. Diesen Zweck haben die vielfältigen Reisen des Hrn. Dr. Wichern größtenteils gehabt. Das Bedürfnis dieses Werks werde so oft nicht empfunden. Ref. habe in einer der größern Städte Mitteldeutschlands die Geistlichen befragt, ob nicht eine besondere Fürsorge für die Handwerksburschen dort notwendig sei; er habe die Antwort empfangen, dieselben zögen meist um die Stadt herum, und doch habe er in den Büchern der Polizei selbst gelesen, daß im Jahre vorher 53000 dort übernachtet hätten. Eben so haben jene behauptet, schlechte Bücher circuliren dort nicht, und doch habe er selbst an den Bilderläden die Erzeugnisse des Fleischhauerschen Verlags in großer Zahl gesehen, und in Erfahrung gebracht, daß durch 4 Colporteurs jährlich etwa 4000 französische Romane unter dem Landvolk verbreitet würden. Notstände seien überall. Der Centralausschuß sende alle Jahre drei bis vier Prediger nach Holland, um den sogenanten Hollandsgängern den Arbeitern, welche zu Hunderten dort hin gingen, um Torf zu graben, das Evangelium zu predigen; eben so sei ein Plan entworfen, die überall hin zerstreuten Ziegelbrenner um das Wort Gottes zu sammeln. Alles komme nur darauf an, daß man die Hülfe des Centralausschusses in Anspruch nehme, und darum bitte Ref. auch die Versamlung. Hieran knüpfte er den Vorschlag, daß, wie es bei andern Pastoralconferenzen bereits geschehen, auch hier ein Ausschuß für die Angelegenheiten der innern Mission sich bilden möchte, der die verschiedenen Zweige derselben besonders ins Auge fasse; sodann, daß die Pastoren in ihren Gemeinden auch Tage und Stunden bestimten, in denen sie ihnen Bericht über die Arbeiten und die Erfolge der innern Mission abstatteten, um teils selbst immer neues Interesse für diese wichtige Sache zu gewinnen, teils es bei ihren Gemeinden zu erwecken. Dieser leztere Vorschlag wird ja nicht vergebens an die gegenwärtigen Brüder gebracht worden sein, und in Bezug auf den erstern bemerkte der Vorsitzende, daß aus der Mitte der Versamlung bereits ein Ausschuß gewählt sei, der einem eignen Verein für die Heiligung des Sontags vorstehe. Dies sei ein Anknüpfungspunkt für die vollständige Ausführung des gemachten Vorschlags. Und nach weitern Besprechungen wird denn auch dieser Ausschuß seine Thätigkeit noch auf andere Zweige der innern Mission ausdehnen, insbesondere wird er die Fabriken und die Jünglinge ins Auge fassen, und einige Vorsteher von Jünglingsvereinen wollen sich ihm anschließen. Es wurde bei dieser Gelegenheit nun auch Bericht erstattet über die lezte Versamlung unsers Sontagsvereins, welche im November in Magdeburg abgehalten worden war. Sie hatte im Ganzen lebhafte Beteiligung gefunden, es waren Statuten für den Verein entworfen, in welche die Bestimmung aufgenommen wurde, daß der Verein ein Reiseprediger sein solle und an verschiedenen Orten der Provinz seine Versamlungen halten solle. Jedoch wurde bestimt, daß am 6. Juni erst noch einmal eine Versamlung in Gnadau, dann aber eine n Halle statfinden solle. Landr. v. Kröcher, dieser treue Förderer jeder guten Sache, machte so dann noch Mitteilung über die Erfolge der von ihm geleiteten Colportage. Sie seien nur ermutigend. Die beiden Colporteurs, welche er aussende, setzen jährlich für 2000 Thlr. Schriften ab und die Erfahrung zeige, daß mit dem vermehrten Verkauf das Verlangen nach den Büchern stets wachse. In einem braunschweigischen Dorfe sei sogar durch die dahin colportirten Schriften eine Erweckung entstanden. Ref. beklagte nur, daß seine Colportage bis jezt blos 3 landräthliche Kreise des Regierungsbezirks Magdeburg habe umfassen können, und wünschte, daß die Superintendenten für ihre Ephorien eigne Colportagen einrichteten. Es soll dazu um so mehr eine Aufforderung erlassen werden, als von einem Bruder noch besonders auf die allgemeine Vertreibung schlechter Lectüre unter dem Volke hingewiesen und die Notwendigkeit überzeugend dargelegt wurde, daß ein jeder Pfarrer für seine Parochie eine Lesebibliothek haben müsse.

Auf der Tagesordnung stand ein Vortrag des Pastors Ahrendts in Ilsenburg über den Cultus des Genius. Je mehr die Anwesenden auf diesen so zeitgemäßen Vortrag, der von der lezten Versamlung gewünscht und bestimt worden, gespant waren, desto mehr bedauerten sie, daß Past. Ahrendts keine Zeit gefunden, mit der Gründlichkeit, welche er für nötig erachtete, den interessanten Gegenstand zu bearbeiten. Statt dessen bot er der Versamlung acht Thesen über Kirchenverfassung, welche hier folgen;

1. Wie es seiner Zeit nötig war, dem Lichtfreundtum, der negativen Philosophie und der absorptiven Union gegenüber den Lehr- und Bekentnis-Schatz unserer Kirche ins Licht zu stellen und zu verteidigen, und wie damit aufs engste die Wiederausgrabung unseres liturgischen Hausschatzes zusammenhing, so ist es in den kirchl. Verfassungswirren der Gegenwart unabweislich notwendig geworden, das Fundament wahrer Kirchenverfassung wiederzufinden und wiederzugewinnen.

2. Was von allem korporativen Leben gilt, daß es nicht bestehen kann, wenn es nicht vom vierten Gebot als dem ihm immanenten Gesez durchdrungen ist, das gilt auch von der höchsten und heiligsten Corporation, von der christlichen Kirche.

3. Die auf Grund des vierten Gebotes in der Kirche erwachsene Ordnung, daß geistliche Aufseher oder Bischöfe jure divino über die Presbyter oder Pastoren gesezt sind, und die Presbyter ihr Pfarramt wiederum jure divino verwalten, und das Alles nach bestimten aus der göttlichen Offenbarung und aus dem christlichen Leben erwachsenen Normen, ist die Episkopal-Verfassung der Kirche.

4. Diese Episkopal-Verfassung ist von den Tagen des h. Ignatius an für das einzig richtige Schirmdach der Kirche angesehen und konservirt worden. Sie konte durch Willkür und Vergewaltigung der Päbste und Bischöfe wol geschädigt aber nicht vernichtet werden. Ihren Wert behält sie so gut in der Kirche für alle Zeiten wie die ständische Monarchie im Staat.

5. Auch die Reformatoren konten sich trotz ihrer Oppositionsstellung gegen die damaligen Träger des Episkopats je länger desto weniger der Ueberzeugung entziehen, daß ohne episkopale Verfassung die Kirche auf die Dauer nicht bestehen könne.

6. Es ist falsch zu meinen, die Reformatoren und namentlich Luther und Melanchthon hätten die Verfassung der Kirche zu den indifferenten Mitteldingen gerechnet, die Reformatoren bekanten sich

vielmehr zu der Ueberzeugung von der Notwendigkeit der Episkopal-Verfassung*) Sie bezeugen dies 1) in ihren öffentlichen Bekentnisschriften, 2) in ihren Privatbriefen und 3) in den von ihnen ausgegangenen Kirchenordnungen.

7. Weder Calvins Presbyterial-Verfassung noch das Territorial-System und landesherrliche Summepiskopat eines Thomasius und Böhmer, noch das halb-demokratische Collegial-System des Kanzlers Pfaff, noch die neueste uns zugedachte Presbyterial- und Synodal-Verfassung, noch Schenkels demokratische Gemeindebewußtseins-Kirche, noch Diedrichs Pastorenkirche entsprechen den Wünschen und Plänen der Reformatoren, sondern liegen weit davon ab.

8. Noch haben wir im Consistorial-, Superintendenten- und Pfarr-Amt starke Reste der Episkopal-Verfassung und unsre Pflicht wird es sein, sie festzuhalten und zu stärken. Auf den uns bevorstehenden Synoden aber haben wir zunächst das gute Recht der Lehre und des Cultus, das über den Majoritäten steht, zu verteidigen und weiter darauf hinzuarbeiten, daß die widernatürlichen Urwahlen zu den Gemeinde-Kirchenräthen durch das Recht der Cooptation beseitigt werden.

Ref. sprach sich zuerst über Th. 1—3 aus, und sagte, der Herr habe der Kirche keine bestimte Verfassung gegeben, aber wie für alles korporative Leben die allgemeine Norm in dem vierten Gebote liege, so sei dieser auch für die heilige Korporation der Kirche maßgebend. Alles Vateramt sei von Gott, dem rechten Vater über alles, was Kinder heißt im Himmel und auf Erden. Durch eine Art geistlicher Zeugung pflanze sich die Herrlichkeit des Vateramtes von daher fort. Der Herr habe die Apostel zu Vätern der Gemeinde eingesezt, und diese haben wieder andere dazu verordnet. Schon damals seien die Grundzüge der christlichen Verfassung der Kirche vorhanden gewesen. Aber viele haben keinen Blick dafür, der Rationalismus habe jedes Verständnis für dieses Verhältnis verlezt, jezt aber sei es an der Zeit, auf die wahren Grundlagen der Verfassung der Kirche mit allem Ernst hinzuweisen und sie geltend zu machen. Die Behauptung der dritten These, daß die Bischöfe jure divino über die Presbyter oder Pastoren gesezt seien, schien Ref. doch selbst einer ausführlichen Begründung zu bedürfen. Er sagte: jure divino sei jeder Vater Regent seines Hauses, er könne falsche Anordnungen machen, er könne Unrecht thun und sündigen, nichts desto weniger übe er sein Regiment jure divino. Eben so verhalte es sich mit dem Könige. Wenn er Befehle erlasse, die unrecht sind, können wir zwar Gegenvorstellungen machen, sogar den Gehorsam verweigern, aber jure divino könne er doch diesen als König fordern, und den Ungehorsam bestrafen. So seien auch jure divino die Bischöfe über den Pastoren, die Pastoren über den Gemeinden. Nicht aus Gemeinde-Gnaden, sondern aus Gottes-Gnaden seien wir Pastoren. Nach dieser Erklärung wurde Ref. zunächst befragt: Wo ist ein Gebot Gottes, daß die Presbyter den Bischöfen unterworfen sein sollten? Und die Besprechung drehte sich nun hauptsächlich darum, was göttliches Recht und menschliches Recht sei, worüber die verschiedensten Ansichten geäußert wurden. Wenn Ref. leugnete, daß zum göttlichen Rechte ein ausdrückliches Gebot Gottes gehöre, und daß allgemeine von Gott gewollte und auf

*) Siehe Friedrich Haupt „der Episkopat der deutschen Reformation." Frankfurt a. M. bei Heyder und Zimmer. 1863.



Grund göttlichen Worts geschichtlich herausgebildete Ordnungen auch ein göttliches Recht begründeten, so wurde er darauf aufmerksam gemacht, daß das göttliche Recht ein historischer Begriff sei, der mehr oder weniger einen bestimten göttlichen Willen involvire. Dagegen wurde freilich wieder geltend gemacht, daß es völlig abstract und auch unlutherisch sei, daß alles was nicht einen directen göttlichen Befehl für sich habe, nicht juris divini sein solle. Der Sontag, die Kindertaufe, das Abendmal am hellen Tage sei nicht ausdrücklich von Gott geboten, dessenungeachtet müsse dafür nicht ein menschliches Recht sondern ein göttliches Recht in Anspruch genommen werden. Der Geist Gottes walte in der Kirche und schaffe neue Bildungen. Ein Baum treibe Zweige und Schößlinge, sei der Baum von dem Herrn gepflanzt, so seien auch die Zweige und Schößlinge von ihm. Es treten auch menschliche Einwirkungen hinzu, es sei hier ein lebendiger Organismus, der sich unter Leitung des Geistes Gottes göttlich entwickle. Es sei also evident, daß in abstracter Weise das göttliche und menschliche Recht sich nicht scheiden lasse und zur Begründung des göttlichen Rechtes nicht immer ein bestimter göttlicher Befehl erforderlich sei. Dessenungeachtet wurde stark bezweifelt, ob das Episkopat jure divino sei, und insbesondere ob es sich aus dem vierten Gebote herleiten lasse. Die rechte Consequenz sei eigentlich das Papsttum, und wenn auf dem kirchlichen Gebiete dieses daraus folgen solle, so müsse auf dem politischen Gebiete das Königtum als die allein richtige Verfassung daraus gefolgert werden, während doch die h. Schrift sonst nichts über die Staatsverfassungen bestimme. Des Ref. Episkopat sei eigentlich nur eine aristokratische Republik, nicht eine Monarchie. Man könne aber sagen, die monarchische Verfassung sei die richtige, und der Episkopat sei das richtige, aber nicht jure divino und selbst die Bekentnisschriften unterscheiden, was beim Episkopat juris divini und juris humani sei. Noch manches Andere wurde zur Aufhellung des eigentlichen Sachverhältnisses beigebracht; da man aber wol fühlte, daß der schwierige Gegenstand noch nicht gehörig vorbereitet sei, indem die Thesen eben erst ausgegeben waren und vorher nicht durchdacht werden konten, so beschloß man, die weitere Besprechung bis zur nächsten Conferenz zu vertagen, und Ref. brachte nur noch einige Aussprüche der Reformatoren bei, welche zu Gunsten des Episkopats sich stark zu erklären schienen.

Ganz andern Inhalts war der Vortrag, welchen wir dann vom C. R. Arndt aus Wernigerode hörten: Die christlichen Volksfeste. Es hatte einen besondern Grund, daß gerade dieser Mann um diesen Vortrag so dringend ersucht worden war und daß er von der Versamlung einen besonders warmen Dank nachher empfing. In manchen Gegenden Deutschlands, welche von dem frischen Hauche des Glaubens belebt sind, gibt es ja schon Volksfeste, welche in Wahrheit christlich genant werden können, denn von solchen sollte nur die Rede sein, z. B. im Ravensbergischen sind alle Missionsfeste solche christliche Volksfeste, zu denen Tausende zu Fuß und zu Wagen unter Pilgerliedern hin und zurück ziehen, dort fröhlich ihren Gott preisen und dann lange noch von der Erinnerung des glücklichen Tages zehren. Die Gegend um Gnadau und die ganz nahe liegende Stadt Schönebeck her ist nun noch keineswegs eine zum Glauben geweckte zu nennen, sie war ja der Schauplatz, wo Uhlich mit so vielem Erfolge seine erste Wirksamkeit entfaltete, Schönebeck war der Ort, wo er seine ersten Volksversamlungen hielt, zu denen die ganze Umgegend hinströmte, und in dieser Stadt hat sich bis jezt noch eine freie Ge-

meinde erhalten, und kümmerlich gedeihet dort nur das kirchliche Leben. Und doch hat sich hier ein christliches Volksfest aufgethan, dem die Ravensberger kaum gleich kommen. Gerade Schönebeck gegenüber, am andern Ufer der Elbe, liegt eine liebliche grüne und waldige Insel mit großen Wiesen, welche von prächtigen Eichen umkränzt sind, und auf dieser das Dorf Elbenau. Und hier ist es, wo seit kurzer Zeit alle Jahr im Juni ein Missionsfest gefeiert wird, zu welchem nicht Hunderte, sondern Tausende hinströmen nicht allein aus Schönebeck und der ganzen Umgegend, sondern auch schon von fern her, so daß die Eisenbahn an dem Tage mit den nach Elbenau ziehenden Scharen bedeckt ist und ebenso die Elbe mit festlich geschmückten Kähnen voll fröhlicher Sänger. Die Festfeier selbst ist auf das Lieblichste geordnet. Es finden Umzüge statt unter flatternden Fahnen, um welche sich gesonderte Scharen gesammelt haben, es wechselt Gesang unter Posaunenschall mit geistlichen Ansprachen, von denen das Volksblatt Nr. 68 vom Jahre 1863 eine gebracht hat, welche die Bekehrung der Insel und der ganzen Umgegend auf eine ebenso kundige als frische Weise beschreibt, und auch zur leiblichen Erfrischung und Erheiterung wird dem Volke Raum gelassen. Es ist dieses Fest ein rechtes Wunderzeichen der göttlichen Gnade gerade in dieser Gegend, ein Morgenroth eines neu aufgehenden Tages im finstern Lande, und der Herr hat den teuern und verehrten Bruder, welcher heute den alle Herzen bewegenden Vortrag über die christlichen Volksfeste hielt, zum Werkzeuge dieser Gnade gebraucht. Er ist der Gründer des so viel gerühmten Elbenauer Missionsfestes; als Pastor in dem benachbarten Walter-Nienburg, wo er noch vor Kurzem war, ist er mit seinen Posaunenbläsern und einem großen Teile der Gemeinde auf festlich geschmückten Kähnen nach Elbenau gezogen, um das erste Missionsfest hier zu feiern, und durch seine Anregungen und Anordnungen ist es unter des Herrn Gnadenhülfe und dem Beistande gleichgestimter Brüder das geworden, was es nun ist, und darum gab es keinen, der so geschickt war, über christliche Volksfeste zu reden, als gerade er. Sein Vortrag war ein ganz freier, in frischer Lebendigkeit gehalten, daher es nicht möglich ist, ihn so wieder zu geben, wie er gesprochen wurde. Wir hören aber, daß er, von ihm selbst redigirt, bald öffentlich erscheinen wird. Wir verzeichnen hier nur die Grundzüge. Nachdem Ref. in einer längern Einleitung nachgewiesen, wie die persönliche Frömmigkeit sich zu einer kirchlichen ausbilde und der Glaube in jeder Beziehung Gestalt gewinne, des ganzen Leibes, aller Sinne und Glieder sich bemächtige, um sie zu Organen seines darstellenden und wirkenden Lebens zu machen, und es so vom zweiten Artikel durch den dritten zum ersten gleichsam zurückgehe, und diesen Prozeß auch ein jedes Volk als ein Gesamtindividuum durchzumachen habe, indem es das empfangene Glaubensleben nach allen Seiten hin ausbilde, so daß alle Lebensgebiete nach und nach von demselben durchdrungen und die wahre Humanität in voller Entfaltung dargestellt werde: so ging er nun zu dem christlichen Volksfeste über, welches die Blüte des christlichen Volkslebens sei. Zu einem Volksfeste überhaupt gehören vier Stücke: 1. eine objective Festunterlage; 2. Action und Motion; 3. Volksgemeinschaft; 4. Festfeier im Freien. Und diese Anforderungen müssen auch an das christliche Volksfest gemacht werden, nur in christlicher Gestaltung und Durchdringung. Zuerst also eine objective Festunterlage. Man kann kein Volksfest in die Luft bauen; es läßt sich nicht machen, es muß aus einer Wurzel hervorwachsen. Es muß ein Grundton da sein, aus welchem Melodie und Harmonie hervorklingt. Alle wahren Volksfeste haben eine historische Unterlage, so auch die christlichen. Die kirchlichen Feste, Weihnachten, Ostern, Pfingsten, haben ebenfalls eine geschichtliche Wurzel, es sind die vornehmsten Thatsachen der göttlichen Historie, welche die Kirche in ihren heiligen Räumen feiert. Die Volksfeste sind Feste zweiten Ranges. Sie werden nicht in der Kirche gefeiert, aber einen geschichtlichen Anhalt müssen sie auch haben. Nicht jedes Missionsfest ist zu einem eigentlichen Volksfest zu stempeln, das Elbenauer aber ist eins, weil es an die Einführung des Christentums an diesem Ort anknüpft. Die Kirchweihfeste sind wahre Volksfeste, nur daß sie meist ganz entartet sind, und es ist die Aufgabe, sie zu wirklich christlichen Volksfesten umzubilden. Zu solchen gehört weiter die Action und Motion. Im christlichen Cultus finden sich diese beiden Momente auch. Die Predigt ist Action, welche sich in heiliger Bewegung auf die Herzen der Gemeinde richtet. Das Sacrament des Altars ist die höchste Action, in welcher der Herr selbst es ist, der agirt. Auch Motion fehlt nicht im kirchlichen Gottesdienste: das Händefalten, das Kniebeugen, das Herumgehen um den Altar, nur beschränkt durch die Würde des Orts. Das Volksfest als Fest zweiter Klasse hat mehr Action und Motion. Es gehört dazu das Hinziehen, die eigentliche Feier und die Rückkehr. Oft ist der Hin- und Heimweg schöner als die Feier selbst. Es ist erhebend, wie bei dem Elbenauer Feste die Tausende auf Wagen, Kähnen und in geschlossenen Haufen zu Fuß mit ihren Fahnen und fröhlichen Liedern herbeikommen, wie sie durch den Wald ziehen, wie sie sich lagern und um das hoch aufgerichtete Kreuz sich bewegen, um ihre Gaben dem Herrn zu opfern, alles in der edelsten Action und Motion! Ebenso erhebend und lieblich ist aber auch die Volksgemeinschaft, die sich kund gibt. Alle Stände sind hier mit einander vereinigt. Eine Anzahl von Geheimräthen, und wäre sie noch so groß, kann kein Volksfest feiern. Im Cultus ist diese Gemeinschaft schon vorhanden. Alle vom König bis zum Bettler sind hier um die Kanzel und um den Altar versammelt, alle sind zur Anbetung des Einen Gottes und Heilandes hier vereinigt, alle essen von Einem Brot und trinken aus Einem Kelche. Um dies möglich zu machen, hat unser Gott selbst vom Himmel kommen und für alle sich dargeben müssen. Mit dieser Gemeinschaft läßt sich keine andere, was man auch jezt von Freiheit, Brüderlichkeit und Gleichheit faselt, vergleichen.

(Fortsetzung folgt.)

---

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz in Berlin. Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

# Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1864. Mittwoch den 11. Mai. № 38.


## Leiden und Freuden der pfälzischen Kirche.

(Fortsetzung und Schluß.)

Ein anderer Vorwurf, der oft von den Gegnern gemacht wird, lautet: die bibelgläubigen Geistlichen predigten die Leute zur Kirche hinaus. Die Erfahrung zeigt aber vielmehr, daß die Kirchen der Geistlichen, die ihre Gemeindeglieder zu den lebendigen Quellwassern Siloahs hinführen, immer noch am besten besucht werden, während die Kirchen der rationalistischen Geistlichen leer sind. Das ließe sich statistisch leicht nachweisen. Eins der Häupter der rationalistischen Aufklärung, Teller, hat einst noch eine Versamlung von 16 Zuhörern in der Kirche gehabt und auch diese kleine Zahl wäre noch vermindert worden, wenn sie seiner Predigt, das Kirchengehen sei nicht ein wesentliches Stück des Christentums, praktische Folge gegeben. Es ist aus der Geschichte leicht nachzuweisen, daß nicht die lautere Verkündigung des Wortes Gottes, sondern der Rationalismus mit seiner Gleichgültigkeit gegen die geoffenbarte Wahrheit die Kirchen leer gemacht. Gar naiv äußert sich darüber eine 1818 von Dassel herausgegebene Schrift mit dem Titel: „Ueber den Verfall des öffentlichen Religionscultus in teleologischer Hinsicht." In derselben heißt es: „Die Kirchenleere dauert nicht blos fort, sondern sie nimt von Jahr zu Jahr so sichtlich und so allgemein zu, daß gefürchtet wird, man werde bald einige Kirchen eingehen lassen und mehrere Gemeinden zusammenziehen müssen. — Es ist, als ob ein eigener Genius im Stillen und Verborgenen unter den Gemeinden herumschliche und den Menschen einen Sinn gegen die Kirchendienste unwiderstehlich einflößte. Dieser Geist ist unstreitig der Geist der Aufklärung, ob der falschen oder wahren, der bösen oder gutartigen? Wer vermag das sogleich zu entscheiden?" Die Zeit hat bereits über diese Frage entschieden. Wer nicht das Wort Gottes predigt, sondern Menschenfündlein, der bietet seinen Zuhörern statt stärkenden Brotes — Steine. Steine aber, und wären es schöne, kaleidoscopartige, sind keine Nahrung für eine Sele, die zu Gott schreit (Ps. 42, 1). In dem Menschenherzen ist ein Gotteshunger. Der läßt sich nicht durch leere Menschenworte abspeisen, der wird nur gestillt durch das lebendige Brot des Wortes Gottes, das dem Menschen die Gnade Gottes in Christo Jesu verkündet. Darin liegt das Geheimnis, daß die Kirchen der bibelgläubigen Geistlichen besser besucht sind, als die der rationalistischen, die nicht das volle Wort Gottes predigen.

Ein weiterer Vorwurf, der den bibelgläubigen Geistlichen gemacht wird, ist der: sie seien „Unionsfeinde". Der alte Name „Rationalismus" ist jezt außer Cours gesezt. Die Rationalisten nennen sich jezt bei uns „Unionsfreunde"; nur wenige bekennen offen: „unsere allerzeugende, allbeherrschende Maxime — sei und werde der Rationalismus." „Union" ist nach ihrem Wörterbuch völlig gleichbedeutend mit „Rationalismus". Alle Nichtrationalisten, alle Bibelgläubigen sind ihnen „Unionsfeinde", verkappte Lutheraner oder Reformirte. Diese werden dann von den „Unionsfreunden" teils so mistrauisch angesehen, wie die Brüder Josephs von ihrem Vater Jakob, als sie den Benjamin, an dem seine Sele hing, mit nach Aegypten nehmen wollten, teils auch so hart angefahren, wie die Daniten von Micha, als sie ihm seinen Abgott geraubt. Bei Nichttheologen ist die Confusion von Union und Rationalismus einigermaßen zu entschuldigen; wie aber auch Geistliche diese Confusion bestätigen und weiter verbreiten können, ohne von ihrem Gewissen gestraft zu werden, ist uns unbegreiflich. Nach unsern pfälzischen Rationalisten sind auch Männer wie Julius Müller, Tholuck, Hundeshagen — „Unionsfeinde". Ja, auch das praecipuum membrum der Unionstheologie, Melanchthon, fände vor ihnen schwerlich Gnade. Denn zwischen dem Verfasser der Conf. Augustana und zwischen dem Rationalismus kann's nur eine concordia discors geben. Den Misbrauch, den unsre Rationalisten mit dem Wort „Union" treiben, hat der k. Bezirksamtmann Medicus auf der lezten Synode in Bergzabern gezüchtigt mit den Worten: „man redet von Union und meint die Bekentnislosigkeit, man nent das Luthertum und meint das positive Christentum. Man muß gegenwärtig auf den Kanzeln viele Dinge hören, die man sonst nicht hörte; es wird gepredigt: die christliche Lehre müsse von ihren Schlacken gereinigt und die Wahrheit von dem sie umhüllenden Schleier der Dogmen befreit werden. Man geht in diesem Geschäft auch Schritt vor Schritt vorwärts und bald werden auch die wichtigsten christlichen Lehren als Schlacken beseitigt und als Schleierhüllen weggeworfen werden."

Vor unsrer Landesuniversität Erlangen haben die Männer des „prot. Vereins" eine solche Furcht, wie die Seefahrer vor dem Cap Guardafui. Das academische Eldorado sehen sie in Heidelberg und zwar vorzugsweise im Auditorium Schenkels.

Bei der fünfundzwanzigjährigen Stiftungsfeier des Heidelberger Predigerseminars sprach ein rationalistischer Pfarrer aus der Pfalz für die Verbindung der pfälzischen Kirche mit dem Heidelberger Seminar. Nur Heidelberg — meinte der Redner — könne der Pfalz solche Geistliche bilden, wie sie sie bedürfe. Wir unsrerseits meinen: solche Geistliche brauche unsere Kirche, die mit dem praeceptor Germaniae sagen können: ich bin mir bewußt, daß ich die Theologie nie zu anderem Zwecke getrieben habe, als zu meiner eignen Besserung, — und die von ihm beten lernen:

Fac ut possim demonstrare,
Qnam sit dulce Te amare
Tecum pati, Tecum flere,
Tecum semper congaudere.

Der Rationalismus regt sich wieder. Man hat zu früh gejubelt, er sei völlig überwunden. Er ist wie das Thier der Apokalypse, das tödtlich wund war „und seine tödtliche Wunde ward heil." Martensen nennt in seiner Dogmatik den Rationalismus „eine große theologia irregenitorum." Die Theologie der Unwiedergebornen ist wie der vielgestaltige Achelous oder wie der Riese Antäus, der, so oft er zur Erde niedergeworfen war, immer wieder sich erhob mit erhöhter Kraft zu neuem Kampf. Wie Hercules den Antäus nur dadurch überwinden konte, daß er ihn von der Erde emporhob in die freie Luft, so kann der Antäus der falschen Theologie nur überwunden und erdrückt werden, wenn er in die freie Luft des göttlichen Lichtes emporgehoben wird. Aber dazu gehört große Kraft — „die Kraft des heiligen Geistes." Pfarrer, die weiter nichts haben, als die mit dem Kopf angeeignete orthodoxe Glaubenslehre, Pfarrer, von denen man, um die Worte eines französischen Gelehrten zu gebrauchen, nur sagen kann: sie haben die christliche Wahrheit appris, aber nicht compris, sie sind avertis, aber nicht convertis — sind ja doch auch noch irregeniti. Das hat man zu oft vergessen: man begnügte sich zu schnell mit dem „rechtgläubig" und fragte zu wenig nach dem „rechtgläubig". Es wurde vielfach orthodox gepredigt, aber ohne Beweisung des Geistes und der Kraft; die reine Lehre ward nicht immer zugleich durch ein reines Leben gepriesen. Das ist aber ein übel Ding. Thiersch hat gewiß Recht, wenn er sagt: „der orthodoxe Unterricht von einem sittlich stumpfen Lehrer erteilt ist das schädlichste. In dem Unwissenden bleibt gewöhnlich noch eine Empfänglichkeit für das Christentum auf spätere Zeiten bewahrt. In dem aber, welcher unter einem unheiligen Lehrer zwangsweise die Wahrheiten des Christentums auswendig gelernt hat, stellt sich meist eine durch nichts mehr zu hebende Stumpfheit ein. Er kennt die Geheimnisse des Glaubens längst; aber sie sind für ihn zu Leichnamen geworden, welche durch keine Bemühung treuer Geistlichen wieder zum Leben erweckt werden können." Was vom Religionsunterricht in der Schule gilt, gilt auch von der Predigt in der Kirche. Orthodoxe Pfarrer ohne Leben in dem Herrn sind wie Lampen ohne Oel. Wer die Glaubenslehre der Kirche nur so studirt, wie der Mathematiker die Geometrie, — mit einem bloßen Verstandesinteresse, ohne zugleich die negative Kritik an seinem alten Menschen zu üben und Herz und Leben zu heiligen, der hat sein Haus auf Sand gebaut, das selbst bei einem kleinen Sturm zusammenstürzen kann. „Es ist ein köstliches Ding, daß das Herz fest werde, welches geschieht durch Gnade." Und solche Pfarrer brauchen wir, die die Gnade Gottes wirken lassen in ihrem Herzen; solche Pfarrer brauchen wir, die mit derselben Freudigkeit, wie Archimedes von seinem Fund, vom Kleinod des Evangeliums sagen können: „ich habe es gefunden!" solche Pfarrer brauchen wir, die „die Lehre Gottes, unsers Heilandes zieren in allen Stücken" mit einem heiligen Leben. Die beste Apologetik der christlichen Wahrheit ist ein geheiligtes Leben. „Wo der theoretische Zweifel am stärksten geworden, da hat ihn oft schon die praktisch sich bewährende Lebenskraft des Christentums wieder zu Boden geschlagen" — sagt mit Recht ein Kirchengeschichtschreiber unsrer Tage. Wie jener See auf der Insel Island, der von lauter Eis- und Schneefeldern umringt ist, nie zufriert, sondern immer warmes Wasser hat, so soll der Diener Christi, wenn auch Alles um ihn her kalt wäre wie Eis, stets warme Liebe haben zum Herrn und zu Seiner heiligen Sache. Soche Pfarrer brauchen wir!

Die gläubige Richtung in unsrer Pfalz hat im verflossenen Jahr drei ihrer tüchtigsten und literarisch thätigsten Kräfte verloren durch den Tod des Decan Blaul in Germersheim, des Prodecan Scholler in Minfeld und des Pfarrers Th. Culmann in Speier. Der letztgenante hat der Kirche noch ein Vermächtnis hinterlassen in seiner „christl. Ethik", die wenige Tage vor seinem Tode erschienen. Dies Werk darf als ein Zeugnis von dem religiösen Leben und von der wissenschaftlichen Strebsamkeit einer nicht kleinen Zahl unsrer pfälzischen Geistlichen betrachtet werden. Es sei uns daher gestattet, aus dem anregenden, erfrischenden, gewissenandringenden, auch für den Prediger und Selsorger lehrreichen Buch — als solches wird es jeder anerkennen müssen, der auf dem Boden der heil. Schrift steht, wenn er auch durchaus nicht mit so manchen philosophischen Hypothesen des Verf. übereinstimt — einige Stellen mitzuteilen. Die Ethik war dem heimgegangenen Verfasser wesentlich „die Wissenschaft der christlichen Ascese, in jenem weiteren Sinn, in welchem jeder, der Christ werden oder bleiben will, Ascet werden, seine Sache üben und treiben muß. Was ein Thomas a Kempis mit seiner Nachfolge Christi, ein Arnd mit seinem wahren Christentum, ein Scriver mit seinem Selenschatz, was die gesamte Erbauungsliteratur will und darlegt, das findet in der christlichen Ethik seine wissenschaftliche Formulirung und prinzipielle Construktion." Der erste Band der Ethik*) behandelt A. die Tugendstufen in den drei Teilen: I. der Zug des Vaters zum Sohn; II. die Assimili-

*) Der zweite ist noch nicht erschienen.

rung des Sohnes; III. der Mensch im Besitz des heiligen Geistes. — B. Die Lasterstufen: I. das Ignoriren Gottes; II. die Gottesscheu; III. der Gotteshaß. Ergreifend ist die Schilderung der Lasterstufen. Der Mensch auf der ersten Lasterstufe „ignorirt Gott und alles Religiöse, beobachtet ihm gegenüber mit Alexander von Humboldt eine „„schüchterne Zurückhaltung."" — Es kann dieser Zustand noch mit einer gewissen Harmlosigkeit verbunden sein. Man kümmert sich nicht viel um Gott und hofft, daß er sich auch nicht viel um uns kümmern werde. — Als mitwirkender Factor in den Constellationen unseres Denkens, Wollens und Thuns wird er nicht nur nicht beigezogen, sondern nicht einmal anerkant. Die Frage, ob es überhaupt nur einen Gott und eine jenseitige Welt gebe, betrachtet man als eine offene. Man wagt es nicht einmal recht, dieselbe in das Auge zu fassen, weil man fürchtet, daß plötzlich die Wahrheit zu gewaltig werden und mit ihrer Löwentatze in den Nacken fahren möchte. In diesem Zustand leben Dreiviertel der sogenanten gebildeten wie ungebildeten Menschheit. Man könnte ihn den der höheren Thierheit nennen. Da nur die Stellung eines Menschen zum Christentum seinen absoluten Wert bestimt und nur das Gewicht, welches er in diesen Lebenswassern behält, sein wahres specifisches Gewicht ist, so bleiben alle diejenigen, welche es ignoriren, doch nur höhere mit Vernunft begabte Thiere." — „Die von außen an den Menschen gelangende Predigt des Evangeliums soll diesem Zustande ein Ende machen. Je mehr die, welche ihm das Wort verkünden, wirklich Zeugen sind, nämlich solche, die von Selbsterlebtem reden können, — um so schwereren Stand haben alle die, welche sie und ihre Sache ferner ignoriren wollen. Hiemit verbindet Gott die Fügungen und Schickungen, die er dem Menschen widerfahren läßt. Hier tritt ihm bei einiger genauen Prüfung seines Lebens sehr deutlich bei entscheidenden Momenten und Knotenpunkten desselben das entgegen, was die Schrift „den Finger Gottes" nennt, dieses Hereingreifen Gottes in so unmittelbarer, unleugbarer Evidenz, daß selbst der, welcher sonst mit sehenden Augen nicht sieht, es wahrnehmen muß. Unter diesen Schickungen nehmen die Leiden und besonders die körperlichen Krankheiten eine hervorragende Stellung ein. Sie sind Pfeile in der Hand Gottes, durch die er recht eigentlich in den schwarzen faulen Fleck dieses widergöttlichen Zustandes hineintrifft." — „Mit jenen äußern Mitteln göttlicher Zucht und Züchtigung gehen parallel die innern. Der Mensch ist seiner ganzen Anlage nach für Gott bestimt. Der Trieb nach Gott ist in ihm viel centraler, tiefer und gewaltiger, als irgend ein anderer Naturtrieb. Die Unterdrückung desselben wird darum auch von den verheerendsten Folgen sein. Das macht sich dem Menschen zunächst fühlbar in den Stimmungen, die ihn hier überkommen. .... Das Gefühl einer inneren Verödung und Geistesleere, die unbestimte Wahrnehmung, daß uns etwas fehle, ohne daß wir wissen, was; geistige Unruhe, Hast und Haltlosigkeit — diese deutlichen Symptome eines centrums- uns gravitationslosen Zustandes — sie sind Kundgebungen unserer ebenbildlichen Natur, die bei dem ferneren Verharren in der Gottesignorirung in ihrem Rechte gekränkt und in ihrer Entwicklung gestört wird. Die Langeweile, welche Lord Byron mit treffendem Ausdruck „das Mysterium der großen vornehmen Welt" nennt, ist nur die etwas gemilderte Erscheinung jener Gottesleere." Ueber den „ethischen Stand unserer Zeit" lautet das Urteil Culmanns: „Die religiösen Fragen sind mehr als je brennende Fragen geworden, über die jeder ins Reine kommen muß. Heut zu Tage wird es einem bedeutenden Manne nicht mehr leicht werden, dem Christentum gegenüber gleichgültig in der Mitte zwischen für und wider stehen zu bleiben. Wol konte ein Göthe gegen Ende des vorigen Jahrhunderts an Lavater schreiben: „Zwar bin ich kein Widerchrist, kein Unchrist, aber doch ein decidirter Nichtchrist." Dies war möglich in einer Zeit, wo das Salz des Christentums im Rationalismus dumm geworden war und deshalb hinausgeschüttet werden konte. Es war hinfort zu nichts nütze, denn daß es zertreten und verachtet würde. Nun aber ist es anders geworden. .... Das Christentum ist gegenwärtig eine gewaltige, den Gemütern zusetzende Macht, mit der man nicht mehr so leicht wie früher fertig wird. .... Die, welche sich nicht bekehren, können sich bereits nicht mehr auf der Stufe der Gleichgültigkeit halten. Die Feindschaft gegen das positive Christentum und seine Vertreter tritt in der radicalen Presse, in kirchlichen Verfassungsexperimenten immer deutlicher hervor. Die Opposition der Liberalen gegen den Staat kehrt sich mehr und mehr gegen die Kirche. Auch den großen Haufen des Volks verläßt von Tag zu Tag mehr die gutmütige naive Freude und Lust am Leben.... Die Leichtigkeit, mit welcher bei den Massen die falschen Idole von politischen Projecten und materialistischen Anschauungen Eingang finden, beweist, daß das Gefühl der Leere und Bedürftigkeit vorhanden ist, aber nicht mit Gott und Christentum sich zusammenschließt, sondern nach unten in das Reich des Abgrunds gravitirt. Der versteckte Ingrim, den das Volk gegen die Träger conservirender Mächte in Staat und Kirche hegt, zeigt zugleich, daß das Kennzeichen des anhebenden Abfalls, die Verbitterung des Gemütes sich einstellt. Es kann dies auch nicht anders sein. Nach einem halben Jahrhundert der religiösen Gleichgültigkeit und Gottentfremdung müssen die ihrer wahren Speise beraubten und mit schwachen Surrogaten genährten Selen einer tiefen, innern Zersetzung und Fäulnisgährung entgegengehen, deren Schärfe, Säure und Bitterkeit mit jedem Tage wächst, wenn sie nicht durch die heilenden Einflüsse des Evangeliums temperirt wird."

Als ein Lebenszeichen unsrer pfälzischen Kirche ist uns die Ethik Culmanns doppelt wertvoll. Ein weiteres Lebenszeichen ist unsere neu constituirte Pastoralconferenz, die alljährlich zweimal abgehalten wird und deren Mitglieder sich die Pflege aller die Förderung des Reiches Gottes bezweckenden christl. Vereine angelegen sein lassen. Die Zahl der Mitglieder der Conferenz dürfte sich mindestens auf 80—90 belaufen. — Auch in unsern

Gemeinden finden sich immer noch Häuflein, die ihre Knie vor Baal nicht beugen, die Gottes Wort lieb haben und sich die Sache der Mission, der Diaconissenanstalt in Speier und der Rettungshäuser herzlich angelegen sein lassen. Es ist auch gewiß nicht ohne Bedeutung, daß gerade im J. 1863, in dem durch die neue demokratische Wahlordnung der Kirche schwere Wunden geschlagen worden, die Einnahmen der Mission, der Diaconissenanstalt und der Rettungshäuser nicht ab-, sondern zugenommen haben. Der Herr hat seinem Wort die Verheißung mitgegeben: „es soll nicht wieder zu mir leer kommen, sondern thun, das mir gefällt und soll ihm gelingen, dazu ich es sende." „Es sollen Tannen für Hecken wachsen und Myrten für Dornen." So sehr sich auch die Menschenkinder gegen das Wort Gottes zu verpanzern suchen, es ist doch kein Panzer so eng geschmiedet, daß nicht die „Pfeile des Allmächtigen" zwischen den Fugen durch ins Herz zu dringen vermöchten. „Das Wort Gottes ist lebendig und kräftig und schärfer, denn kein zweischneidiges Schwert und durchdringet, bis daß es scheidet Sele und Geist, auch Mark und Bein und ist ein Richter der Gedanken und Sinne des Herzens." Wo der Glaube an die Macht des Wortes Gottes im Herzen lebendig ist, da ist auch Hoffnung. Wie die Römer auch im schwersten Unglück die Hoffnung nicht verloren und in fröhlichem Siegesmut das Feld versteigerten, auf dem gerade das feindliche Heer Hannibals gestanden: so soll auch der Mut des Dieners Christi, selbst wenn die Sache des Herrn ganz zu unterliegen scheint, dennoch gut und fein stille bleiben. Das Schifflein Christi geht auf und ab, aber nicht unter. „Die Recht des Herrn behält den Sieg!" α.

---

## Nachrichten.

### Versamlung des kirchlichen Centralvereins in der Provinz Sachsen.

(Fortsetzung.)

Was diese Gemeinschaft bei dem Volksfeste an Tiefe einbüßt, das gewinnt sie an Ausdehnung. In der Kirche ist sie mehr innerlich und verborgen; hier aber gewinnt man, was die Soldaten nennen, Fühlung. Es ist keine Kleinigkeit, wenn ein Geheimrath einmal Fühlung mit einem Schuster bekomt. Als sichtbare, markirte Zeichen der Gemeinschaft sind die Fahnen da. Die einzelnen Gemeinden sammeln sich um ihre Fahnen und ziehen mit ihren Fahnen daher. Dadurch bekomt das Fest etwas Plastisches, eine lebendige Darstellung der innern Zusammengehörigkeit. Die Fahnen werden dann um das Kreuz vereinigt, hier die lebendige Darstellung der Einheit Aller in dem Gekreuzigten. Und nun wird gesungen und immer wieder gesungen, und in dem Einen Gesang fließen die Herzen zusammen. Hier ist die rechte Singeschule, hier wird die rechte Lust zum Gesange, der so jämmerlich darniederliegt, wieder geweckt und in die Gemeinden übertragen. Das Product dieser lebendigen christlichen Gemeinschaft ist aber die rechte christliche Freude und Fröhlichkeit, hier lernt man sich im Herrn wahrhaft freuen. Die Welt kennt ja diese wahre Freude nicht mehr. Sie nennt uns Finsterlinge, weil wir nicht mit ihr lachen. Wie kann aber ein Mensch lachen, der, wenn er stirbt, zur Hölle fährt? Was hilft es aber, wenn wir gegen ihre Freude, gegen ihre Gelage, ihre Tänze, ihr Kartenspiel eifern, wenn wir ihr das Bild der wahren Freude nicht zeigen! Es bleibt ein luftleerer Raum, und in dem fühlt sich keiner wol. In dem christlichen Volksfeste erscheint dieses Bild, und viele, die es in Elbenau gesehen, haben gesagt: 10 Thlr. sind mir nicht so lieb, als daß ich da gewesen bin! Aber um dies Bild recht darzustellen, ist auch die Feier im Freien wesentlich. Der Cultus scheint freilich sich durch die Mauern abzuschließen. Doch man holt ja zum Bau der Kirche die Steine aus den Bergen, das Holz aus den Wäldern und alle Creatur wird hier dienstbar. Man spricht von einem Himmel, von einem Schiff der Kirche. Nicht jeder Ort eignet sich freilich zur Feier eines Volksfestes, ein Bördedorf ist gerade nicht sehr passend. Je mehr die Creatur rings umher mit feiert, desto erhebender wird die Feier. Wasser, Wald, Wiese, Berg und Thal sind die willkommensten Festgenossen. Es ist erquickend, die Menge Volks auf den grünen Wiesen unter den schattigen Bäumen lagern zu sehen, wie sie ihre Lieder dem Herrn so fröhlich singen und dem Worte Gottes und seinem süßen Schall so hingebend lauschen! Auf dem Elbenauer Missionsfeste sprachen 5000 Menschen mit Einer Stimme den apostolischen Glauben als ihr einmütiges Bekentnis; das war ein großer Moment, unvergeßlich jedem, der ihn erlebt hat. Um den eigentümlichen Charakter des Volksfestes zu wahren, sind aber gewisse Ungehörigkeiten zu vermeiden. Der Altar mit den Lichtern, der ganze Altardienst mit der Liturgie gehört nicht in den Wald, wol aber die Liturgie der Nebengottesdienste. Ob der Pastor den Talar anzulegen hat, ist zweifelhaft, er könnte auch einmal einfach als Bruder mit den Brüdern reden. Jedenfalls wäre es wünschenswert, daß auch Laien sprächen. Die Ansprachen müssen kurz und markig sein, das Wort Gottes muß hier vor Allem Fleisch und Blut haben und ja kein Concept! Es muß auch alles verhütet werden, was der Welt Anstoß und Aergerniß geben könnte, also ein Uebermaß der Action und Motion, welches zu einer weltlichen Fröhlichkeit und Ausgelassenheit führen könnte. Ref. verhehlt sich nicht, daß die Herstellung solcher Volksfeste große Schwierigkeiten habe, aber sind sie einmal in Gang, so zündet das Feuer weiter. Past. Heldring in Holland hat, angeregt durch das Elbenauer Fest, dort ein ähnliches veranstaltet und es sind dazu 10,000 Menschen gekommen. Die Brücken dazu sind die Missionsfeste mit ihrer Nachfeier im Freien, welche reichlicher ausgestattet werden muß, und der lebendige Verkehr des Pastors mit seiner Gemeinde. Auf dem Lande mag er im Pfarrgarten geeignete Versamlungen veranstalten und versuchen, ob er nicht ein Posaunenchor bilden kann, damit der Gesang recht frisch und fröhlich erklinge. So hat Ref. angefangen, und wem es gegeben ist, folge nach, alles aber mit dem Wahlspruch: Soli deo gloria!

(Schluß folgt.)



Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz in Berlin. Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

# Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1864. Sonnabend den 14. Mai. № 39.


## Kirche und Schule.

Religions-Bekentnis und Schule. Eine geschichtliche Darstellung und Kritik von Jürgen Bona Meyer, Dr. der Philosophie und Privatdocenten an der Friedrich-Wilhelms-Universität zu Berlin. Berlin, 1863. 307 S.

„In fast allen Ländern unserer europäischen Civilisation ist zur Zeit das Verhältnis von Religionsbekentnis und Schule der Brennpunkt für die größten Schwierigkeiten in der zeitgemäßen Ordnung und Entwicklung des Schulwesens. Unzeitgemäß kann es daher gewiß nicht erscheinen, wenn gerade die Frage über das Verhältnis von Religionsbekentnis und Schule, über die in lezter Zeit aller Orten zerstreut und gelegentlich viel gestritten ist und gestritten wird, einmal in ihrem geschichtlichen und principiellen Zusammenhange geprüft und dargestellt wird. Nur in diesem vollen Zusammenhange fällt auf das Einzelne das rechte Licht. Der Streit über die preußischen Schulregulative, oder über den neuen hannoverschen Katechismus, über confessionelle oder confessionslose Schulen, über die Zulassung oder den Ausschluß der Juden zu oder vom öffentlichen Lehramte, alle diese und ähnliche Streitigkeiten sind, wenn sie nicht im Zusammenhange der Gesamtfrage erwogen werden, nur Plänkeleien, die zu keiner vollen Entscheidung über Recht und Unrecht der einander gegenüberstehenden Ueberzeugungen führen können. Wer daher gewissenhaft das Rechte sucht, muß auch die Mühe nicht scheuen, sich mit der Geschichte und dem gegenwärtigen Thatbestande des betreffenden Verhältnisses, sowie über die mit einander streitenden Grundsätze in umfassenderer Weise bekant zu machen."

„Zeitgemäß," das wird Niemand in Abrede stellen, ist die ganze in dem Buche vorgenommene Untersuchung. „Zeitgemäß," d. h. dem in der Zeit herrschenden Geiste entsprechend und dem Strome der Zeit folgend ist unzweifelhaft auch die Lösung der beregten Frage, welche es bietet. Die Zeit, die gegenwärtige Bildung und Entwicklung, der Wille der meisten Zeitgenossen, — das ist in den meisten Fällen die lezte entscheidende Instanz, an welche der Verf. appellirt und nach deren Ausspruch er erkent. Die Majoritäten sind ihm die herrschenden Mächte, die entgegenstehenden Minoritäten sollen zwar nicht ignorirt, aber doch nur vorläufig geduldet werden. Nur aus dieser irrigen Grundanschauung läßt es sich begreifen, wie der Verf. das Recht der Kirche an die Schule so leichtfertig hat behandeln können. Denn daß die Kirche ein Recht an die Schule hat, das kann ihm bei den geschichtlichen Kentnissen, die seine Darstellung bekundet, nicht unbekant sein; ja seine geschichtliche Darstellung bestätigt dieses Recht auf allen Punkten. Der ganze in vorliegender Schrift verhandelte Streit würde ja überhaupt nicht sein, wenn dieses Recht nicht wäre. Dies muß Dr. Meyer selbst stillschweigend anerkennen, indem seine ganze Erörterung ausgeht von dem Emancipationsruf der Schule, der, wenn auch nicht ausschließlich, so doch vornehmlich die Emancipation der Schule von der Kirche verlangt. Wie komt nun dennoch der Verf. um die Frage nach diesem Rechte herum? — Wie er sich überhaupt mit Fragen des Rechtes abfindet, dafür gibt seine Schrift an einem andern Punkte einen interessanten Beleg. Da wird die Frage erörtert, ob Juden zum akademischen Lehramte zuzulassen seien. Es muß dabei auf die Statuten und Stiftungsurkunden der Universitäten Rücksicht genommen werden, welche dem größtenteils entgegen sind. Wie wird dennoch die vorliegende Frage entschieden? Es heißt S. 58: „Der Staat ist gewiß vollkommen berechtigt sich bei der Bestimmung über das Halten oder Aendern der ursprünglichen Statuten an den innern Vorteil der Sache zu halten und mit ihm das äußere Recht in Einklang zu bringen. Ohne dies wäre weder der bisherige Fortschritt möglich gewesen, noch würde ohne dies je ein Fortschritt möglich sein. Komt bei dieser Frage ein Recht in Betracht, so ist es das des Gesetzes unserer Zeit, welches die bürgerliche Gleichstellung Aller ohne Rücksicht auf ihren Glauben verlangt. Dem gegenüber bleibt der principielle Ausschluß irgend welcher Glaubensgenossen von einem öffentlichen Amte ein Widerspruch, nur ein factischer Ausschluß läßt sich aus zeitweiligen individuellen Gründen rechtfertigen." — Ist freilich das Gesetz unserer Zeit das höchste Recht, dann können wir uns nicht mehr wundern, wenn mit der Berufung auf diese Instanz das Recht der Kirche an die Schule beseitigt wird. Und so geschieht es, wenn S. 10 geschrieben wird: „Ist später ein unkirchlicher Sinn der Emancipationsforderung beigetreten, so wird dies in nicht geringem Grade darauf zu schieben sein, daß die Geistlichkeit vieler Orten dem berechtigten Drange entgegen ihrerseits formelle Rechte geltend zu machen suchte, deren Aufrechterhaltung ihr bis

dahin wenig genug am Herzen gelegen hatte. Anstatt die Bewegung im rechten Geleise zu leiten, übte sie einen eitlen hemmenden Widerstand."

Es ist freilich richtig, was auf dem Brandenburger Kirchentage gesagt ist: „Ohne Widerspruch zu erfahren trat in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts immer mehr der Staat als der Herr der Volksschule auf. Bündige Theorien einer neuen Staatspädagogik wurden aufgestellt, welche es jedem Einsichtsvollen auf das Deutlichste nachwiesen, daß die Volksschule ihre Wurzeln im Staate habe: Die Kirche schwieg, die Schule horchte auf. Und das Jahrhundert sollte nicht zu Ende gehen, ohne daß die Kirche selbst durch eines ihrer vornehmsten Organe, durch das Ober-Consistorium in Berlin, in einer Relation vom 18. Juli 1799 zur „Bekämpfung des nur zu sehr verbreiteten Vorurteils aufforderte, als ob die Schulen zunächst eine Sache einzelner Religionsparteien wären und seien müßten." Denn es sei unleugbar, daß die Schulen als Institute des Staates und nicht als Anstalten einzelner Confessionen zu betrachten wären. Darum sei auch zu wünschen, daß in den Schulen der Religionsunterricht blos auf die allgemeinen Wahrheiten der Religion und auf die allen kirchlichen Parteien gemeinschaftliche Sittenlehre eingeschränkt, dagegen der specielle Confessionsunterricht blos dem Prediger bei der Vorbereitung der Katechumenen überlassen werde." Aber aus diesen Thatsachen darf man doch nicht folgern, daß die Sache der Kirche ungünstig stehe, wenn sie sich auf ihre historischen Rechte stüzt, einfach darum, weil die Geschichte lehrt, daß die Kirche das, was man ihr historisches Recht nent, aufgegeben habe. — Wenn ein Raub am Eigentum Jemandes ausgeführt wird zu der Zeit, wo er schläft, wenn deshalb der Eigentümer sich dem nicht widersezt, gibt er damit sein Eigenstumsrecht auf, und wird dadurch der Raub zum Rechte? — „Nur einem Hochverräther confiscirt man sein Eigentum ohne Entgelt. Die Schulen sind aber rechtliches Eigentum der Kirche und niemand anders hat ein Recht daran. Sie sind nur dadurch daß der Staat seit 1808 die Verwaltung der Kirche überhaupt sich anmaßte, unter dessen Verwaltung gekommen, haben aber darum ihren Eigentümer nicht gewechselt." Das Recht der Kirche an die Schule ist sogar von der Preußischen Verfassung anerkant. Denn dieselbe bestimt in Artikel 15: Die evangelische und römisch-katholische Kirche sowie jede andere Religionsgesellschaft ordnet und verwaltet ihre Angelegenheiten selbständig und bleibt im Besitz und Genuß der für ihre Kultus-, Unterrichts- und Wolthätigkeitszwecke bestimten Anstalten, Stiftungen und Fonds. Und Art. 24: Den religiösen Unterricht in der Volksschule leiten die betreffenden Religionsgesellschaften. Wie auf dem Brandenburger Kirchentage mit Recht bemerkt ist: „den religiösen Unterricht, nicht blos den Religionsunterricht. Danach hat die Kirche darauf zu sehen, daß überhaupt in der Volksschule nichts gelehrt werde, was irreligiös ist."

Aber die Kirche hat noch ein andres als das historische Recht, sie hat ein ideales, göttliches Recht die heranwachsende



Generation der Gemeinde für das Reich Gottes zu erziehen. Dieses Recht beruht auf dem Befehle dessen, dem gegeben ist alle Gewalt im Himmel und auf Erden, hinzugehen und alle Völker zu seinen Jüngern zu machen durch Taufe und Lehre. Es beruht auf seiner Weisung: Lasset die Kindlein zu mir kommen und wehret ihnen nicht, denn ihrer ist das Himmelreich. — Darum muß die Kirche die von ihr getauften Kinder auch halten lehren, was der Herr ihr befohlen hat. Wir können es nicht für einen Prüfstein weder eines guten Staates noch einer guten Kirche halten, ob sie es über sich vermögen, der Schule ihre gebührende Freiheit und Ruhe zu lassen. (S. 8.) Denn eine gute Kirche muß vor allem treu sein im Haushalt über die ihr anvertrauten Geheimnisse Gottes, und in der Bewahrung derer, die Gott ihr gegeben hat. Und dieses Recht kann die Kirche niemals aufgeben, ohne sich selbst aufzugeben, das kann ihr durch keine Erlasse der Behörden, keine Cabinetsordres und keine Verfassungsparagraphen genommen werden. Und wenn sie selbst es außer Acht gelassen hat, von dem Augenblicke an, da sie dies erkent, muß sie von ihrem Rechte wieder Gebrauch zu machen und die darin liegende Pflicht wieder zu üben mit ganzem Ernste bemüht sein. Sie kann bei Ausübung dieser Pflicht das umfassendste Gastrecht walten lassen gegen die Kinder andersgläubiger Eltern, aber Eingriffe in ihr Hausrecht und ihre Hausordnung darf sie nicht dulden, sondern muß von den zugelassenen Gästen fordern, daß sie sich in des Hauses Sitte und Ordnung fügen.

Die Lösung des Conflictes zwischen Religionsbekentnis und Schule überweist unser Buch ausschließlich dem Staate. Aber nicht dem christlichen Staate. Diesen behandelt es wie einen überwundenen Standpunkt, mit dem es einer ausführlichen Auseinandersetzung nicht bedürfe. Darüber können wir uns nicht wundern, wenn die Strömung der Zeit, die Meinung der Mehrheit der Zeitgenossen das oberste entscheidende Gesetz ist. Denn (Stahl, der christliche Staat S. 71) es ist nicht zu leugnen, daß vorerst der Vorteil in ungeheurem Maaß auf Seiten der Menschheitsreligion ist. Sie wogt in dem Meer von Büchern, Brochüren, Tageblättern, Katheder- und Kanzelvorträgen, in den Schulen trotz des äußern christlichen Namens, in den Conversationen des Hauses, sie hat die geistige Atmosphäre mit ihren Dünsten so gefüllt, daß keine Filtriranstalt des weltlichen oder kirchlichen Regiments sie zu reinigen vermag. Ja es könte darum thöricht scheinen den christlichen Staat noch festhalten zu wollen, da das christliche Volk fehlt, dessen That und Lebensordnung er sein soll. Es ist gegenwärtig wirklich ein ähnlicher Zustand der Christenheit wie in der spätern Zeit der Geschichte des jüdischen Volkes, das ja, wie überhaupt, so auch hierin Typus ist. Dort konte man fragen: wo ist das auserwählte Volk Jehova's, warum will es sich absondern von den Heiden, da doch auch seine Geschlechter alle auf den Höhen opfern und dem Baal dienen und ihre Kinder verbrennen? Mit gleichem Rechte fragt man jezt: wo ist der christliche Staat, warum will er die aufgeklärten Juden oder

die Deisten nicht an seiner Gesetzgebung oder Verwaltuug Teil nehmen lassen, da doch seine Bürger nicht andern Glaubens und Urteils sind als diese? u. s. w. Mit diesem scheinbaren Rechte überweist Dr. Meyer dem Staate die Entscheidung der Streitfrage. Der Staat aber soll nicht religionslos sein in dem Sinne, daß er sich um die Religion seiner Unterthanen gar nicht kümmert, vielmehr so daß er die Religion aller seiner Angehörigen zu eigen hat. Dieser Staat soll nicht der vielfach getadelten Guizot'schen politique de résistance, sondern vielmehr der politique de mouvement huldigen, die zur rechten Zeit und in richtiger Weise die fortschreitende Bewegung der Geister selbst in die Hand nimt und mit bewußter Sicherheit dem zeitweilig erreichbaren Ziele zuführt. Zunächst halten wir die Forderung, daß der Staat die Religion aller seiner Angehörigen zu eigen haben solle, für eine nicht zu realisirende Abstraction, da seine Organe doch einzelne Menschen sind. Der Verf. unseres Buches weiß zwar immer nur von religiösen Meinungen und Ansichten zu reden. Wir aber fordern religiöse Ueberzeugung. Und solche festgegründete und bewußte religiöse Ueberzeugung kann nicht indifferent sein gegen andre Ueberzeugungen. Man kann nicht alle Religionen zu eigen haben, sondern nur eine. Sie alle zu eigen haben heißt keine zu eigen haben. Stahl sagt daher mit Recht (a. a. O. S. 71): „Es ist eine völlige Täuschung, daß der Staat sich gleichgültig verhalten könne gegen das Christentum. Der Staat, die Nation kann es so wenig als der Mensch. Die öffentlichen Einrichtungen können so wenig als das Herz des Menschen tabula rasa sein. Ist der Staat nicht christlich in unserer Zeit, so ist er notwendig antichristlich. Die Gegenwart duldet keine Unentschiedenheit mehr. Ehe dem konten die Menschen sich selbst unbewußt bleiben über ihre religiösen Gesinnungen. Jezt teilt es sich in Bekenner des Christentums und in Gegner, ja erbitterte Gegner. Diese Spaltung geht jezt fast durch ganz Deutschland. Eben diese Entscheidung liegt auch der Nation, dem Staate vor, und wenn irgend wo, gilt hiefür die Weisheit des Athenienſischen Gesetzgebers, daß bei Spaltungen im Gemeinwesen niemand sich enthalten dürfe Partei zu nehmen. Einrichtungen und Maßregeln sind jezt nie mehr unbefangen, sie sind alle bedacht und bezogen auf jene Grundentscheidung. In dieser Krisis, ob das Christentum, ob die Menschheitsreligion die öffentliche Institution werde, befindet sich die Gegenwart. Es ist die schwerste und folgenreichste. Das Ergebnis — wenn auch nicht in der nächsten Zeit — kann nur entweder energischere und innerlich begeistertere Verwirklichung des christlichen Princips oder aber bewußte Aufhebung desſelben sein."

„Durch die gegenwärtige Strömung der öffentlichen Gesinnung, dürfen die, welche der Wahrheit des christlichen Glaubens gewiß sind, nicht irre werden. Es darf die Zuversicht nie weichen, daß das Licht des Evangeliums die Nacht, die es jezt deckt, dereinst wieder mit hellem Glanze durchbrechen werde. Es fehlt aber auch nicht an sichtbaren Stützen und Mitteln.



Eine Macht der Erhaltung liegt schon in der Institution selbst und ihrer historischen festbegründeten Berechtigung. Wie viel sie bedeutet, zeigt eben die enorme Anstrengung der Gegner sie zu entfernen. Da ist noch ein Fels, eine natürliche Burg, mitten in dem brandenden Meere, und Feigheit wäre es, sie aufzugeben, statt Posten für Posten sie bis aufs Aeußerste zu verteidigen, bis durch eine lebendigere religiöse Erregung, gleichsam ein Heer im freien Felde, ein Entsatz komt. Es ist auch noch eine Stütze in der großen Menge der Bevölkerung, besonders auf dem Lande, in welcher der Glaube der Väter nicht erstorben ist, die irre geleitet wird durch die laute und ununterbrochen tönende Stimme der Tagesmeinung, aber die noch den Funken in sich trägt, der wieder angefacht werden kann zu erwärmendem Feuer. Dann aber ist nicht zu verkennen, wie der neue Hauch von oben, der die Kirche in unsern Tagen ergriffen hat, und der gerade den heftigen Widerstand erregt, sich von Tag zu Tag ausbreitet, und wenn das alte Gesetz vom Senfkorn noch gilt, so eröffnet sich da ein trostreicher Blick in die Ferne. Das sicherste Unterpfand bietet die Theologie, deren Entwickelung den unverkennbaren Gang geht, je mehr und mehr zum lebendigen evangelischen Glauben zu kommen, so daß der Rationalismus in ihr entweder antiquirt ist, oder aber, wo er um seine Existenz zu fristen, zur Neuheit und Frische sich aufstachelt, mit einer Kraßheit und Verzerrung auftritt, die weder Breite, noch weniger Dauer erlangen kann. Mögen auch die ganze weltliche Wissenschaft, die Belletristik, die Ansicht der Gebildeten der Menschheitsreligion huldigen; auf dem Gebiete der Theologie wird der religiöse Kampf gekämpft und entschieden. Daß die Majorität auf unserer Seite sei, wollen wir nicht behaupten, Berufungen dieser Art, die man mitunter den Gegnern nachmacht, sind für unsere Sache ebenso unweise als ungeziemend. Die laute Majorität ist jedenfalls auf jener Seite, vielleicht die Majorität überhaupt, vielleicht in unermeßlicher Menge. Aber auf unserer Seite ist die Wahrheit und ist die Zukunft. Nur unter diesem Banner laßt uns streiten!" —

Die feste Ueberzeugung von der Wahrheit aber verbietet dem Christen jene politique de mouvement, da er sich vom Strome der Zeit mit fortreißen und treiben läßt und gebietet ihm vielmehr die politique de résistance, weil er in dem Geiste, von dem die Masse sich treiben läßt, den Fürsten und Gott dieser Welt erkent, von dem Gottes Wort ihm sagt: dem widerstehet fest im Glauben. (1 Petri 5, 9.) Er soll sich nicht vom Bösen überwinden lassen, sondern das Böse mit Gutem überwinden. Unser Glaube aber ist der Sieg, der die Welt überwunden hat, und der sie auch immer auf's Neue überwinden wird. Will daher der Staat, der religionslose Staat, den Conflict zwischen Religionsbekentnis und Schule schlichten, so hat der christliche Glaube solcher Anmaßung entgegenzutreten mit der Frage nach seiner Legitimation: Wer hat dich zum Richter oder Erbschichter über uns gesezt? — Da tritt das Wort Luthers in sein Recht ein: „Wenn dir dein Gut, dein Leib und Leben, und was du hast, von der Obrigkeit

genommen wird, so sprich: ich gebe es euch gerne und erkenne euch für meine Herren, ich will euch auch gerne gehorsam sein; gebrauchet ihr der Gewalt, von Gott gegeben, wol oder übel, da sehet ihr zu. Wie aber, wenn sie uns das Evangelium nehmen wollen, oder verbieten's zu predigen? Da sollst du sprechen: Das Evangelium und Gottes Wort will ich euch nicht geben; ihr habt auch hierüber keine Gewalt, denn euer Regiment ist ein zeitliches Regiment über weltliche Güter, aber das Evangelium ist ein geistlich, himmlisch Gut; darum erstrecke sich eure Gewalt nicht auf das Evangelium und Wort Gottes. Derhalben erkennen wir den Kaiser als einen Herrn über zeitliche Güter, und nicht über Gottes Wort; das wollen wir uns nicht lassen abreißen, denn es ist eine Kraft Gottes, dawider auch die Pforten der Hölle nichts vermögen."

Indeß soll ja der Staat, nach Dr. Meyers Vorschlägen durchaus nicht so weit gehen, christlichen Religionsunterricht zu verbieten oder auch nur zu erschweren. Er soll denselben vielmehr wie jedem andern Religionsbekentnis volle Freiheit gewähren. Es gilt die Selbständigkeit der Schule und ihre Emancipation nicht nur von der Kirche sondern auch vom Staate. Aber dennoch gesteht der Verf. dem Staate einen die Freiheit des Glaubens und der Lehre wesentlich beeinträchtigenden Einfluß auf die Einrichtung der Schule zu. Er tadelt es scharf, wenn der Staat durch die Kirche specifische Zwecke verfolgt. Aber dennoch sagt er S. 28: „Es liegt ohne Zweifel eine möglichst weite Ausgleichung der Zwiespalt säenden Confessionsunterschiede im höchsten Interesse des Staates, der seine Aufgabe nur bei gemeinsamem Zusammenwirken aller Staatsangehörigen verwirklichen kann. Diese Aufgabe wird Niemand dem Staate abstreiten; Mancher aber vielleicht bezweifeln, daß die Mischung der Confessionen in der Schule das zu diesem Ziele führende rechte Mittel ist. Wir können diesem Bedenken gegenüber gern zugeben, daß ein gewaltsames staatliches Zusammenzwängen der Kinder verschiedener Confessionen in der Schule wider den entschiedenen Wunsch der Bevölkerung gewiß nur das Gegenteil der Ausgleichung zu Wege bringen wird; allein es heißt doch sehr parteiisch blind sein, wenn man nicht anerkennen will, daß die seit diesem Jahrhundert im Sinn der Zeit und des Volks gewachsene Mischung der Glaubensgenossen in der Schule wesentlich mit dazu beigetragen hat die größere Toleranz zu erwirken, in der jezt die verschiedenen Glaubensgenossen mit einander verkehren und die gemeinsame Lösung der staatlichen Aufgaben erstreben. Der Staat hat erfahrungsmäßig allen Grund an seinem Princip möglichst festzuhalten. Nur insoweit durch den confessionellen Geist der Bevölkerung dem Geltendmachen seines Princips sich besondre pädagogische Schwierigkeiten entgegenstellen, hat er das Maas der Durchführung des Princips je nach Zeit und Land zu bestimmen und die Pflicht, sich zu bemühen durch vorsichtig und rücksichtsvoll gestellte Bedingungen die pädagogischen Nachteile möglichst zu verringern." — Und S. 304 heißt es: „Der Staat kann neben dieser Aufgabe der Vermittelung und Ausgleichung, die ja doch am Ende das ersehnte Ziel unserer weltgeschichtlichen Entwickelung ist, nur noch die Pflicht haben dafür zu sorgen, daß die mächtigeren Strömungen nicht zum Schaden des Landes die dem Umfange nach geringeren, aber doch in sich reichen Flüsse gewaltsam überfluthen." Geräth hier der Verf. nicht mit sich selbst in Widerspruch? Ist die Ausgleichung der Differenzen, die Beförderung des Friedens um jeden Preis kein specifischer Zweck des Staates? Was bei diesem Bestreben des Staates nach Ausgleichung und Vermittelung der Gegensätze herauskomt, das zeigen die Unionsbestrebungen nur zu deutlich. Es gewährt keine wahre Freiheit, sondern es artet notwendig aus in Vergewaltigung des einen Teiles zu Gunsten des andern, daher muß ihre Folge sein desto schärferes Anspannen der Gegensätze, durch einseitigeres Hervorheben der Besonderheit. Nur volle Anerkennung und unverkümmertes Gewährenlassen des Besondern führt zur wahren Freiheit und zu der wahren Toleranz, welche St. Paulus an die Epheser 4, 1 ff. so überaus treffend in den Worten geschildert hat: „So ermahne nun euch ich Gefangener in dem Herrn, daß ihr wandelt, wie sich's gebührt eurem Beruf, darinnen ihr berufen seid, mit aller Demut und Sanftmut, mit Geduld, und vertraget einer den andern in der Liebe, und seid fleißig zu halten die Einigkeit im Geist durch das Band des Friedens. Ein Leib und Ein Geist, wie ihr auch berufen seid auf einerlei Hoffnung eures Berufs. Ein Herr, Ein Glaube, Eine Taufe, Ein Gott und Vater unser Aller, der da ist über euch alle und durch euch alle und in euch allen. Einem jeglichen aber unter uns ist gegeben die Gnade nach dem Maas der Gabe Christi."

(Schluß folgt.)

---

## Nachrichten.

### Versamlung des kirchlichen Centralvereins in der Provinz Sachsen.

(Schluß.)

Nach Beendigung dieses so anregenden Vortrages nahm Pastor Schlunck aus Eisleben das Wort, um über die Vollziehung des Confirmationsactes und die richtige liturgische Behandlung desselben zu reden, und zwar auf allgemeinen und dringenden Wunsch, wie er sich auf der lezten Versamlung kund gegeben hatte. Auch diesen ausführlichen, mit so vielem Fleiße ausgearbeiteten Vortrag können wir nur nach seinem Hauptinhalt mitteilen. Ref. bemerkte zuerst, daß die richtige liturgische Behandlung des Confirmationsactes in eben dem Maße ein Gegenstand unserer ernstesten Aufmerksamkeit und Prüfung sein müsse, als seit dem Ende des siebenzehnten Jahrhunderts die Confirmation ohne festen Grund kirchlicher Lehre in allen evang. Landeskirchen eingeführt sei, und eben deshalb der Subjectivismus gerade hier den freiesten Spielraum ge-

wonnen, wovon die neueste Zeit die traurigsten Beweise gegeben habe. Auch das Formular unserer Agende sei so lückenhaft, daß es ganz erklärlich, wie auch hier wieder das subjective Belieben die Wahrheit in mannigfaltigster Weise trübe. Der einzige Weg, aus diesen bedenklichen Schwankungen herauszukommen, sei der Gewinn einer klaren Einsicht in die eigentliche Bedeutung der Confirmation nach gesunder kirchlicher Lehre. Diese sucht Ref. nun zunächst zu ermitteln. Er findet dies um so schwieriger, als er weder in der h. Schrift, noch in den Bekentnisschriften einen Anhalt zu dieser Ermittlung erlangen zu können meint. Von Stellen wie Act. 1, 8. 8, 17. 19. 6 führt er das Wort Martin Chemnitzens im Exam. conc. trid. an: „Die Apostel haben dort sichtbare einzelne Gaben des Geistes als Zeugengabe u. d. m. durch Handauflegung mitgeteilt, wozu sie allerdings des Herrn Befehl und Verheißung gehabt haben. Mit den Wundergaben sind aber auch des Herrn Befehl und Verheißung erloschen und als etwas Temporelles hingestellt, wie denn auch schon zu der Apostel Zeiten nicht allen die Hände aufgelegt, noch solche Gaben gegeben sind.“ Die Bekentnisschriften beschränken sich nur auf Verwerfung der römischen Firmelung als Sacrament und einer Handlung, die nötig sei zur Seligkeit (Apolog. C. VII.), und sie seien viel zu sehr in Bekämpfung derselben begriffen, als daß wir hier etwas Sicheres über die Bedeutung der Confirmation erfahren könnten. Wir seien also nur auf die geschichtliche Entwicklung gewiesen. Einen gewissen Anknüpfungspunkt habe die Confirmation allerdings bei der Firmelung gefunden, aber keineswegs sei sie positiv von ihr ausgegangen. Nach allgemeiner Verbreitung der Kindertaufe habe die Kirche in der Lehre in eben dem Maße nachgelassen, als sie vor Einführung derselben darin eifrig gewesen sei, und ohne vorhergegangene fleißige Unterweisung sei dann die Handauflegung in Gebrauch gekommen, woraus die Firmelung als Sacrament entstanden, welche die Reformatoren so entschieden bekämpft haben. Die lutherische Kirche habe aber da eingesezt, wo die ältere Kirche nachgelassen. Ohne den Sacramenten der Taufe und des Abendmals irgend etwas zu entziehen, habe sie die ihr eigentümliche Lehrthätigkeit den Getauften mit allem Eifer zugewandt, um sie zum Bewußtsein dessen zu bringen, was ihnen in der Taufe gegeben sei, damit sie dann an dem andern Sacramente mit wahrem Nutzen Teil nehmen können. Im Anschluß an die alte Sitte der Handauflegung habe die Confirmation den Abschluß der Lehrzeit gebildet, durch welche die Getauften in den Stand gesezt wären, ihren Glauben selbst zu bekennen, den die Pathen für sie bekannt, und so auch in würdiger Weise an dem Tische des Herrn zu erscheinen.. Nach dieser im sechszehnten Jahrhundert herschenden Auffassung der Confirmation sei dieselbe daher weder eine Ergänzung noch Bestätigung der Taufe, noch eine besondere Aufnahme in die christliche Gemeinschaft, diese sei bereits durch die Taufe geschehen, und in der lezteren haben die Kinder auch schon alles empfangen, was ihnen von der Gnade Gottes zugedacht sei, ja selbst den objectiven Glauben, der zur rechten Taufe nötig sei. Bei der Confirmation empfangen daher die Kinder von Gott nichts, was sie nicht schon in der Taufe erlangt hätten, sie thun nur selbst etwas, sie zeigen, daß sie unterrichtet seien, bekennen und versprechen selbst, was für sie in der Taufe bekannt und versprochen worden ist. Was an ihnen von Gott geschieht, das geschieht nur durch das h. Abendmal, an dem sie nach der Confirmation Teil nehmen, welche dargethan hat, daß sie in der christlichen Erkentnis weit genug gediehen sind, um ohne Gefahr und Aergernis zum Tische des Herrn zugelassen werden zu können. Und was außerdem an ihnen geschieht, fällt der Wirksamkeit des Wortes Gottes zu, in dem sie unterrichtet wurden, also dem ganzen katechetischen Unterrichte, aber nicht der Confirmation als solcher. Weil aber nur die Confirmanden etwas thun und also nur ein sacrificielles Element vorhanden ist, so ist für eine förmliche kirchliche Handlung hier auch kein Raum, zu welcher notwendig das sacramentale Element gehört. Es genügt ein Examen und dann ein Beichtverhör vor dem Genusse des h. Abendmals. Die Handauflegung als Mittel der Mitteilung, wie in der Firmelung, ist bei der Confirmation unstatthaft, die Kirche hat hier nichts mitzuteilen, und hat auch keinen Befehl von dem Herrn, jenes als Mittel der Mitteilung zu gebrauchen. Aber die Fürbitte kann und soll die Kirche für die Confirmanden anwenden. Ref. faßt alles zusammen, indem er sich die Erklärung Bachmanns aneignet auf die Frage: durch welche kirchliche Handlung wird den jungen Christen ihr Taufbund bestätigt? — Durch die Confirmation bei welcher den jungen Christen, nachdem sie vorher aus Gottes Wort im christlichen Gemeindeglauben gehörig unterwiesen sind, sich öffentlich zu ihrem Taufbund bekennen, unter Gebet und Handauflegung zur vollen evang. Gemeinschaft aufgenommen und durch den Genuß des h. Abendmals in ihrem Taufbunde versiegelt werden.

Um den hier entwickelten Begriff der Confirmation desto klarer ins Licht zu setzen und zur Geltung zu bringen, betrachtet Ref. nun die Abweichungen von demselben, wie sie sich in der Praxis nach verschiedenen Seiten hin kund gegeben haben. Nachdem er kurz darauf hingewiesen, daß bald nach der Reformation in Folge der Unionsversuche zwischen den Römischen und Lutherischen die Ansicht sich Geltung verschafft habe, daß durch die Handauflegung mit Gebet der h. Geist mitgeteilt werde, und diese Ansicht auch als Waffe gegen die Anabaptisten gebraucht worden sei, komt er zunächst auf die Hessische Kirche, wo durch Hyperius' († 1564) Einfluß die Formel in Gebrauch gekommen sei: „Nimm hin den h. Geist, Schutz und Schirm vor allem Argen, Stärke und Kraft zu allem Guten von der gnädigen Hand Gottes, des Vaters, des Sohnes und des h. Geistes.“ Er erklärt sich auf das Entschiedenste gegen dieselbe, weil sie ganz sacramental sei und dem Confirmanden etwas mitzuteilen sich anmaße, was er durch die Taufe bereits empfangen und die Taufe ihm allein geben könne. Er tadelt Löhe, daß er sie in seine Agende aufgenommen habe, und Ahlfeld, daß er ihr das Wort rede. Sodann führt er die sogenante kirchenregimentliche Auffassung der Confirmation an, welche seit dem 16. Jahrhundert bis in die neuesten Zeiten sich geltend gemacht habe. Darnach sei dieselbe der feierliche Act der Aufnahme in die engere, vollberechtigte und zur Handhabung der Kirchengewalt legitimirte Gemeinde. Hier werde die Gemeinde geschieden, und durch die Confirmation solle eine möglichst gesäuberte Gemeinde hergestellt und das bei derselben abgelegte Gelübde solle

das Mittel werden, um sie rein zu erhalten. Ref. meint, daß diese Auffassung so sehr allen Anschauungen der lutherischen Kirche widerspreche, daß kein Wort weiter darüber zu verlieren sei, wenn nicht aus Mangel an Klarheit in der Sache nur allzu viele Geistliche verleitet würden, Formeln bei der Confirmation zu gebrauchen, welche jene Auffassung durchaus voraussezten. Eine solche finde sich unter andern in Schubrings lutherischer Agende für die Provinz Sachsen. Es sei aber sehr bedenklich, diesen die Bedeutung der Taufe so sehr herabsetzenden Anschauungen Raum zu geben, weil dadurch das Volk verleitet werde, die Taufe für nichts zu halten und die Confirmation über alles zu erheben. Die Ansicht, daß die Confirmation eine Erneuerung des Taufbundes sei, fertigt Ref. nur kurz ab, diese Erneuerung sei alle Tage notwendig und gehe immer wieder auf die in der Taufe empfangene Gnade zurück, und es sei falsch, wenn die Taufe durch die bei der Confirmation geschehene Erneuerung des Taufgelübdes erst etwas Rechtes werden solle. Ref. schließt nun, daß die oben gegebene katechetische Auffassung der Confirmation die allein richtige und daß nach dieser ausschließlich die liturgische Behandlung der leztern zu bemessen sei.

Seien nun die drei wesentlichen Bestandteile der Confirmation die Prüfung, das Bekentnis und das Gebet, und liege es in der Sache, daß nicht eher über und für die Kinder gebetet werden könne, als bis sie bekant und gebetet haben, und daß wieder das Bekentnis erst folgen könne, nachdem die Prüfung vorangegangen sei, und liege das eigentlich Confirmirende in der Feier des h. Abendmals, so ergebe sich daraus für die Confirmationshandlung die Anordnung, daß sie mit dem Examen anhebe, durch Bekentnis und Gelübde zur Fürbitte übergehe und mit der Communion schließe. In kleineren Gemeinden sei diese Ausführung auch möglich, und wo sie bestehe, solle sie ja beibehalten werden. In größeren Gemeinden verteile sich in der Regel der Act auf drei verschiedene Tage, und von dieser Voraussetzung gehen die Vorschläge des Ref. aus. Was zuerst das Examen betrifft, so will Ref. es nicht so angesehen wissen, als ob die Gemeinde gleichsam eine Controle ausüben solle über den Pastor, wie er gelehrt, oder über die Kinder, wie sie gelernt, dazu sei die Gemeinde weder berechtigt, noch bei den gegenwärtigen Zuständen fähig. Das Examen solle lediglich als Act des Bekentnisses behandelt werden, damit es nicht als etwas Selbständiges erscheine und müsse sich ganz einfach gestalten. Nach einem Katechismusliede habe der Pastor eine kurze Anrede an die Kinder zu halten und das Examen selbst mit einem Gebete zu beschließen. Als Bekentnis müsse sich dasselbe an den lutherischen Katechismus anschließen, und weil es nur auf dieses ankomme, sei nichts dagegen zu erinnern, wenn nur, wie einige Kirchenordnungen wollen, das Examen sich auf das einfache Aufsagen des Katechismus beschränke, welches allerdings ein richtiges und ausdrucksvolles, von dem Verständnis zeugendes sein müsse. Die Confirmationshandlung selbst anlangend, will Ref. zum Eingangslied lieber „Wir glauben all an einen Gott" als „Komm, h. Geist" haben, zumal wenn das leztere Lied den Irrtum begünstigen sollte, als solle der h. Geist durch die Confirmation mitgeteilt werden. Die dann folgende freie Confirmationsrede soll bei aller Eindringlichkeit doch recht nüchtern gehalten werden und sich vor Ueberschätzung der Confirmation gegen die Taufe hüten. Eine liturgische Ansprache, welche den Zusammenhang Beider erklärt und noch einmal auf das abgehaltene Examen hinweiset, leitet zur Confession über. Das apostolische Glaubensbekentnis wird besser von allen im Chor, als von Einem für alle allein gesprochen, weil die Andacht des Leztern leicht durch die Befangenheit gestört werden kann. Von dieser Confession muß dann mit einem angemessenen liturgischen Formular (Dieffenbach S. 313) auf das Bekentnisgelübde übergeleitet werden, zu welchem sich am wenigsten die Abrenunciationsformel eignen soll, da ja die Kinder bereits durch die Taufe dem Reiche des Teufels entrückt seien. Ref. fragt: 1. Bekennet ihr von Herzen, daß der Glaube, welchen unsere evang.-luth. Kirche allezeit bekennt, und welchen ihr nach dem Katechismus erzählt habt, euer Glaube sei? 2. Gelobet ihr, diesem allerheiligsten Glauben gemäß durch die Gnade Gottes würdiglich zu wandeln, euch vor Sünden zu hüten und gottselig zu leben? 3. Wollet ihr in solchem rechten Glauben und gottseligem Wandel mit Gottes Hülfe bis an euer Ende beharren, und damit ihr solches wol vollbringen möget, euch mit fleißigem Gebet zu Gottes Wort und Tisch treulich halten? An diese Gelöbnisfragen schließt sich ganz natürlich die precatio als Dank- und Fürgebet (Dieffenb. 315) an nebst der Aneignung desselben durch Handauflegung mit Hinzufügung eines Segensspruches, wozu die Confirmanden einzeln vortreten. Ref. teilt eine Menge solcher Segenssprüche mit: Röm. 15, 5. 2 Thess. 2, 16. 1 Thess. 3, 13. Jud. 24. Hebr. 13, 20. 21 u. s. w. Den Handschlag als Bekräftigung des Gelübdes zu fordern, trägt Ref. kein Bedenken und teilt nicht die Besorgnisse Kliefoths, daß sich daran Gedanken eignen Verdienstes knüpfen könnten. Die Erteilung eines Denkspruches an die einzelnen Confirmanden hält er für angemessen. Aber eine förmliche Aufnahme der Confirmanden in die Gemeinde achtet er für unzulässig, da dieselbe schon durch die Taufe geschehen sei, dagegen muß den Schluß bilden eine Ermahnung an die Gemeinde, der Confirmirten als eine treue Mutter sich ferner anzunehmen. Ref. spricht nun zulezt nur noch den Wunsch aus, daß statt der in unserer Agende enthaltenen dürftigen Form für die Confirmation die Kirchenbehörde eine zweckmäßigere auf festen Principien beruhende entwerfen und bekant machen, und daß eine derartige Bitte von uns an dieselbe gerichtet werden möge. Zugleich aber fordert er die Anwesenden auf, zu prüfen, ob ihre Praxis auch dem Worte Gottes und der Lehre unserer Kirche gemäß sei und alles abzuthun, was ihr entgegen sei.



Leider fehlte die Zeit, um in eine eingehende Besprechung dieses gehaltvollen Vortrages einzutreten. Einige Stimmen widersprachen der in demselben kund gegebenen Ansicht geradezu und wollten den sacramentalen Charakter der Confirmation gewahrt wissen, andere traten derselben bei. Eine allgemeine Kundgebung, zu welcher der Vorsitzende aufforderte, zeigte, daß etwa die Hälfte der Anwesenden dem Ref. beistimte.

Damit war das Werk des ersten Tages geschlossen; nur am Abend hatten wir noch eine gemeinsame Andacht mit der Gemeinde, bei welcher C.-R. Bieck aus Erfurt uns den Auferstandenen nach Anleitung von Joh. 21, 7 als den uns allezeit tröstenden und helfenden Herrn vor die Sele stellte und in seiner schlichten herzlichen Weise uns innig erbaute.

Am andern Tage waren die Brüder schon bald nach 7 Uhr wieder zu ihrer Arbeit versammelt. Nachdem die Herzen durch den kräftigen Schall des Liedes: „Wachet auf! ruft uns die Stimme", geweckt waren, weihete der Vorsitzende das bevorstehende Tagewerk durch Gebet und durch eine kurze erbauliche Ansprache, welche sich an die Losung und vornämlich an den Lehrtext des Tages Offenb. 16, 15 anschloß: „Selig ist, der da wachet und hält seine Kleider, daß er

nicht blos wandle und man nicht seine Schande sehe.“ Dabei wurde auf den Zusammenhang dieser Worte hingewiesen, auf die drei unreinen Geister, gleich den Fröschen, die bei der sechsten Zornschale aus dem Munde des Drachen, des Thiers und des falschen Propheten hervorgingen, welche die Welt nicht sehe, aber laut genug vernehme man schon die Stimme dieser Frösche in allen Ländern, in unsern Kammern auch, es seien aber schreckliche Mächte der Hölle dahinter und die Zornschale, doch tröstlich sei es, daß der Herr sage bei dem allen: Ich komme! so müssen diese Mächte ihm doch unterthan sein; wenn er aber dabei sage: als ein Dieb, so folge eben daraus, daß wir wachen müßten. Die noch gar nicht aufgewacht seien aus dem ersten Sündenschlafe, über die gehe das Gericht ohne Weiteres und ebenso ergieße sich die Zornschale über alle, welche ihre Kleider noch nie gewechselt haben, und selig sind nur die Gläubigen, welche fort und fort wachen, und in der schrecklichen Nacht, die auch über den Herrn gekommen am Kreuz, weder wie die Jünger in Gethsemane, noch wie die thörichten Jungfrauen einschlafen, — was so leicht geschehe, — damit der Dieb sie nicht überrasche und ihre Kleider, Christi Blut und Gerechtigkeit, den einzigen wahren Trost, die einzige wirksame Hülfe in den großen Nöten und Versuchungen, ihnen nicht nehme, uns nicht nehme, auf daß unsere Blöße und Schande nicht offenbar werde.

Gleich an diese Ansprache schloß sich die Besprechung über 16 Thesen in Betreff des Verhaltens evangelischer Geistlichen unter den gegenwärtigen Zeitverhältnissen, welche Superint. Buchholz aus Walsleben aufgestellt hatte und welche er zunächst in einem zusammenhängenden, in lebendiger Anschauung und Kraft gehaltenen längern Vortrage erläuterte. Wir müssen uns indeß hier darauf beschränken, allein die aufgestellten Thesen mitzuteilen, da sie doch jedenfalls das Wesentliche von dem Vortrage enthalten und an sich schon verständlich genug sind.

I. Einleitung.

1. Die Aufgabe der Kinder Gottes überhaupt und der evangel. Geistlichen insonderheit: Gottes Reich zu bauen und zu bewahren (1 Mos. 2, 15), ist in dieser Zeit nur unter den schwersten Kämpfen zu erfüllen.

2. Die in unserer Zeit zu überwindende Welt hat a) den Glauben an den dreieinigen Gott nicht gewollt und ist darum bei der Verleugnung des lebendigen Gottes angelangt; b) hat sich von der einen Hoffnung in Christo emancipirt und jagt darum Schattenbildern nach; c) hat die Liebe Christi in sich erkalten lassen und liebt darum nur sich selbst.

3. Die Welt kann und soll nur dadurch überwunden werden, daß ihr gegeben wird, was ihr zur Gotteskindschaft fehlt. Darum sollen wir uns vor allem fragen: a) ob wir unser Amt führen im lebendigen Glauben an den allezeit gegenwärtigen König des ewigen Reiches; b) ob die eine Hoffnung auf Ihn uns ganz und immer erfüllt bei allem, was wir thun und leiden; c) ob wir diese heilige, und darum suchende, demütige Liebe weder in noch außer unserm Amte nie verleugnen.

4. Christliche Kirche und Schule und christlicher Staat sind Provinzen des einen Gottesreichs auf Erden; darum sollen wir im Verein mit den treuen Lenkern des Vaterlandes den Feind auch auf politischem Gebiete mit Mut und Ausdauer bekämpfen.



II. Verhalten auf kirchlichem Gebiete.

5. Bei der augenblicklich uns gewährten Ruhe gilt es, neben besonders treuer Ausrichtung aller Amtspflichten, die uns überlieferten Bausteine für Kirchenverfassung und Kirchenzucht mit Umsicht und Treue einzufügen.

6. Deshalb sollen wir a) in die bevorstehenden Kreissynoden nur mit Erklärungen eintreten, die das Bekentnis der Kirche und die leitende Stellung des Pfarramts in Bezug auf Gottesdienstordnung, Kirchenzucht und Seelsorge zu wahren suchen; b) bis dahin das Institut des Gemeindekirchenraths in diesem Geiste sorgfältig und fleißig pflegen.

7. Anlangend die Kirchenzucht würden wir uns schwer versündigen gegen unsern Gott, gegen unsere Obrigkeit, gegen unsere Gemeinden und gegen unsere Amtsbrüder, wollten wir den Circular-Erlaß des Königl. Consistoriums unserer Provinz vom 7. Dcbr. 1857 nicht treu in allen seinen Anordnungen in unsern Gemeinden in Anwendung bringen.

III. Verhalten auf dem Gebiete der Schule.

8. Der auf diesem Gebiete sich vielfach kund gebende Geist der Welt ist mit Ernst zu bekämpfen.

9. Christliche Königstreue und christliche Vaterlandsliebe ist hier sorgfältig zu pflegen.

10. Wir sollen mit den durch die obere Schulverwaltung in erfreulicher Weise reorganisirten Seminarien in Liebe und Treue zusammen wirken.

IV. Verhalten auf staatlichem Gebiete.

11. Als Feind auf diesem Gebiete haben wir um des Reiches Gottes Willen zu bekämpfen den Liberalismus in allen seinen Abstufungen, aus demselben Grunde, aus welchem wir den Rationalismus bekämpfen in der Kirche.

12. Politische Fragen, die mit der Kirche im Zusammenhange stehen, sind auf der Kanzel in angemessener Form zu erörtern, so oft und so weit Text und Gemeindebedürfnis es erheischen.

13. An conservativen Vereinen, sofern sie die evangel. Grundanschauung nicht verleugnen, haben wir uns durch unsere Mitgliedschaft, auch wol durch ein treffendes Wort zu rechter Zeit, in der Regel aber nicht als Hauptredner oder Ordner zu beteiligen. Dasselbe gilt in Betreff der Presse.

14. An Collectiv-Erklärungen politischen Inhalts in den Zeitungen sollen wir unsere Beteiligung auf Fälle von hervorstechender Wichtigkeit beschränken. Ob eine Erklärung gegen den Bannspruch der Kieler Professoren und Pastoren für einen solchen Fall zu erachten ist, wird der weitern Erwägung anheim gegeben.

15. In unsern Gemeinden haben wir christlich-conservative Gesinnung zu pflegen: a) durch Teilnahme und Anregung bei Samlungen für conservative und vaterländische Zwecke; b) durch Zeugnis, Belehrung und Ermunterung im geselligen Verkehr; c) durch Fernhalten liberaler Zeitschriften und Anlegung und Pflege guter Gemeinde-Bibliotheken.

16. Ein Netz kleiner Gebetsvereinigungen in der Stille sollte sich durch alle Kreise der Gläubigen ziehen.

Indem die Versamlung ihre völlige Zustimmung zu der ad I. gegebenen Schilderung der gegenwärtigen Zeitlage gab, so begann die

Discussion erst bei Thes. 6. Es wurde von manchen Seiten bezweifelt, ob es nötig sei, eine ausdrückliche Verwahrung für den Bestand des kirchlichen Bekentnisses bei Eröffnung der Kreissynoden einzulegen, da ja derselbe schon von der Kirchenbehörde gewährleistet sei, auch werde eine solche Verwahrung keine rechtlichen Folgen haben. Ein anwesender Bruder aus Pommern teilte mit, daß an manchen Stellen diese Verwahrung bei der dortigen Einführung der Kreissynoden sehr stark betont und eben deshalb in die Statuten aufgenommen worden sei, an andern sei sie wenigstens in den Protokollen ausdrücklich bemerkt. Bei der Gegenpartei habe dies Verfahren allerdings Misbilligung gefunden, auch wol bei der Kirchenbehörde. Sehr viele Stimmen erklärten sich aufs Nachdrücklichste für die Notwendigkeit, bei Eröffnung der Kreissynode den Bekentnisstand zu sichern, da er bei dem allgemeinen Unglauben die stärksten Anfechtungen zu erdulden haben werde und also eine allgemeine Gewährleistung desselben nicht genüge, und als von dem Vorsitzenden eine Kundgebung gefordert wurde, erfolgte allgemeine Beistimmung. Zweifelhafter wurde es gefunden, ob auch eine besondere Erklärung in Betreff der leitenden Stellung des Pfarramts in Hinsicht auf Gottesdienstordnung, Kirchenzucht und Selsorge abzugeben sei, da doch in allen diesen Dingen die Gemeindekirchenräthe nach der Verfassung mitzusprechen haben werden und zulezt die Stimmenmehrheit entscheide. Es wurden Fälle dieser Art auch namhaft gemacht. Ref. bemerkte, er habe in der betreffenden These auch nur gesagt, man solle bemüht sein, diese leitende Stellung des Pastors zu wahren, und man müsse in den Versamlungen der Gemeindekirchenräthe schon darauf bedacht sein, die Bedeutung des Pfarramts den Leuten recht zum Bewußtsein zu bringen, womit denn auch alle einverstanden waren.

Bei Thes. 7, die Kirchenzucht anlangend, trat man ganz der Ansicht des Ref. bei, daß sie mit allem Ernst zu handhaben sei, aus allen den Gründen, welche er in der These angeführt habe. Nur wurde allerseits darüber geklagt, daß die citirte Verordnung des Kgl. Consistoriums so wenig beachtet und befolgt würde. Einige Brüder waren daher auch zweifelhaft geworden, ob sie nicht blos das Ziel vorsteckte, dem man nachzustreben habe, und führten einzelne Thatsachen an, aus denen dies erhellen solle. Es wurde dagegen auf das Bestimteste, und zwar auf Grund von Entscheidungen der Kirchenbehörde selbst, versichert, daß diese Verordnung durchaus bindende Normen aufstelle, deren Vernachlässigung einfacher Ungehorsam sei. Die Sache schien allen aber so wichtig, daß der Beschluß gefaßt wurde, die genante Verordnung zum Gegenstande einer besondern Besprechung auf der nächsten Conferenz zu machen.

Mit den Thesen 8—10 war man wieder ganz einverstanden, nur ein Bruder fühlte sich veranlaßt, noch besonders darauf aufmerksam zu machen, wie wichtig es für den Geistlichen sei, um seinen Einfluß auf die Lehrer zu sichern, daß er auch mit Ernst durch fleißiges Studium der Schulwissenschaften die gehörige Qualification zur Leitung der Schule sich zu erwerben suche, woran es noch so sehr fehle. Es sei ein schlimm Ding, wenn er darin von seinem Lehrer übersehen würde. Ueber die folgenden Thesen ad IV. erhob sich eine lebhaftere Discussion. Ein Bruder fand es bedenklich, daß es Pflicht



sein solle für den Geistlichen, sich an einem conservativen Vereine zu beteiligen. Andere meinten, es sei darum nötig, daß niemand über die politische Stellung des Pastors in Zweifel sei, auch habe er in solchen Vereinen die beste Gelegenheit, für die gute Sache ein Zeugnis abzulegen und auch auf die Conservativen selbst zu wirken, welche oft nur egoistische Zwecke verfolgten und die wahre Grundlage des Conservatismus nicht kenneten. Keinenfalls dürfe der Pastor sein Amt hier verleugnen, und sein leztes Ziel müsse auch hier sein, das Reich Gottes zu bauen und für dasselbe zu kämpfen. Dagegen wurde von andern bemerkt, daß es manchen treuen Pastor gebe, der sich gar nicht an conservativen Vereinen beteilige, ja nicht einmal an den Wahlen, und sich ganz fern halte von den politischen Bewegungen. Dies wurde wieder von andern gemisbilligt und aufs Neue betont, daß es Amtspflicht für den Pastor in der gegenwärtigen Zeit sei, sich an der Politik zu beteiligen. Eine andere Stimme wollte es lieber als eine Amtsnot bezeichnet wissen, der Pastor solle bedenken, daß er auch zum Hirten der Andersgesinnten bestellt sei, welche oft nur aus Unwissenheit sündigten. Eine gewichtige Stimme schloß dann, es gehöre eine lange Erfahrung dazu, um das richtige Urteil in dieser verwickelten Sache zu gewinnen. Der Bruder bezeugte, daß seine Erfahrung ihn gelehrt habe, daß mit Bestimtheit kein allgemeines Urteil über das notwendigen Verhalten des Pastors in der Politik für alle Fälle aufgestellt werden könne. Das sei freilich außer allem Zweifel, daß er auf der Kanzel nicht schweigen dürfe in einer Sache, welche so nahe mit dem Reiche Gottes zusammenhänge, welche alle Gemüther so stark bewege und sie in so viele Sünden verwickle, aber die eigentliche Teilnahme an dem Parteileben sei immer mit vielen Gefahren verknüpft, und schon Mancher habe dadurch Schaden genommen an dem ganzen inneren Menschen. Es müsse daher Jeder vor Allem wachen und beten, daß sein Glaube und die Liebe bewahrt werden. Die Weisheit von oben müsse ihn lehren, wie weit er sich zu beteiligen habe an den politischen Bewegungen der Zeit, und ohne inneren Beruf solle er sich nicht darein mengen, damit er sich und Andere nicht verderbe. Und mit diesem aus tiefer Erfahrung geschöpften Rathe hatte die Besprechung gewiß den richtigen Abschluß gefunden, und da auch die derselben zugemessene Zeit verflossen war, beugten nach einem kurzen Schlußworte des Vorsitzenden die Brüder ihre Knie vor dem Herrn um ihm zu danken für die Gnade, die sie von Ihm auch in dieser Versamlung wieder so reichlich erfahren, ihm abzubitten, was etwa von ihnen versehen, und Fürbitte zu thun für die theure Gemeinde, deren Gastfreundschaft sich ihnen aufs Neue so treu erprobt, für ihre Gemeinden, für die Kirche, den König und seine Räthe, das Vaterland und das kämpfende Heer, schlugen ihre Hände ein, sangen ihr Bundeslied: Die wir uns allhier beisammen finden ꝛc. und zogen, neu befestigt im Glauben und in der Bruderliebe, Jeder seine Straße.

---

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz in Berlin. Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

# Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1864. Mittwoch den 18. Mai. № 40.


## Hamlet,

eine pastorale Studie.

Es bleibt ja bei dem Worte: Nascimur ex bibliis, wir werden aus der heiligen Schrift geboren. Ein Pastor, der nicht immer wieder an den heiligen Born tritt, um daraus das Wasser des Lebens zu trinken, dessen pastorale Quellen vertrocknen bald. Seine Predigten werden arm, wie er selber innerlich verarmt, der Sontag wird ihm eine Last, und während zur Zeit der ersten Liebe seine Predigten einen Hauch von ihr an sich trugen, werden sie allmälich trocken, ein erkältender Wind geht durch die dürren Stoppeln, aus denen das Leben entwichen ist. Nur der Pastor, welcher insbesondere die Sonn- und festtäglichen Evangelien und Episteln wirklich wieder studirt, sich auch nicht scheut, die immer neugebornen guten Commentare und sonstige Hülfsquellen allmälich herbeizuschaffen, wird finden, daß sie, um mit Hamlet zu reden, wieder da liegen wie der frische Hügel im Morgenthau, daß sie ihn mit immer neuen Augen anschauen, ihm immer eine neue Tiefe darbieten, deren Frucht für die Predigt und sonstige pastorale Verwendung nicht verloren sein wird, während das bloße Durchlesen derselben vor der neu zu beschaffenden Predigt in dem Gedanken: ich kenne dieses Evangelium, kenne diese Epistel schon hinlänglich, habe schon zehn, schon zwanzig Mal darüber gepredigt, die Lust an der Predigt selber abstumpft und zulezt einen gewissen stetigen Gedankenkreis schafft, innerhalb dessen der allmälich mehr und mehr verarmende Prediger sich bewegt, bis er auch nicht einmal eine neue Form mehr zu finden weiß, in der sich seine Predigten darstellen. Es sagte mir einmal ein Küster, der sontäglich seinem Superintendenten zuhörte, von dem ich wußte, daß er seine Predigten nicht mehr concipirte, sondern nach einer Disposition frei hielt: „Wenn ich nur erst sehe, wo er ungefähr hin will, so weiß ich gleich, wie die ganze Predigt verläuft.“ Und so wird es mehr oder weniger bei allen denen der Fall sein, die sich nicht immer wieder neu in das Wasser des Lebens tauchen, um frisch geboren und gewaschen daraus wieder hervorzugehen. Nascimur ex bibliis, das steht fest.

Damit im Zusammenhange stehen denn andere theologische, oder soll ich lieber beschränkend sagen, pastorale Studien. Es ist wahrlich nicht damit genug gethan, daß wir einem Lesekreise theologischer Zeitschriften angehören, die uns in gewissen Zeitabschnitten auf das Studirzimmer getragen und wieder abgeholt werden. Es ist davon ein so großer Reichtum vorhanden, daß auch eine sehr beschränkte Auswahl doch schon ein Nimium ist. Wer hat denn Zeit und Lust genug, nur die Hälfte von dem zu lesen, was so in den theologischen Zirkeln umzugehen pflegt, um Jedem Etwas zu bringen. Man lerne sich hier auf etliche wenige Zeitschriften beschränken, um sich an ihrer Hand auf dem Laufenden zu erhalten und hüte sich vor den Lesereien aller der Aufsätze, deren mannigfaltige Vielheit nur dazu beitragen wird, den Kopf zu verwirren, ohne doch eine erquickliche Frucht zurückzulassen.

Dagegen versäume man es nicht, sich in gewissen Zeitabschnitten wirklich in den Besitz solcher theologischer Werke zu setzen, welche die eben vorhandene Bewegung auf irgend einem Felde der Theologie beherschen, klären und fördern. Solche Bücher erscheinen selten, aber sie erscheinen, und das wiederholte fleißige Lesen und Aufnehmen derselben bringt mehr Gewinn, als alle zerstreuten Aufsätze der Journale zusammengenommen. Es ist ziemlich gleichgültig, was für ein Gebiet eben behandelt wird, sei es auf dem Felde der Exegese, der Geschichte, der Dogmatik, der Ethik u. s. w. Ich erinnere beispielsweise an Stahl's: die lutherische Kirche und die Union, oder auch an Wuttke's Handbuch der christl. Sittenlehre u. A. Solche und ähnliche Bücher gehören in die Bibliothek des Pastors hinein, sie aufzufrischen und zu beleben, wenn sie nicht ein stehendes Wasser werden soll, das allmälich austrocknet. Das Noscimur ex socio gilt auch von der pastoralen Bibliothek. Wenn man da zuweilen hineinschaut und wird gewahr, daß seit der Universität so ziemlich ein Stillstand eingetreten ist, so kann man mit ziemlicher Gewißheit schließen, daß ebenso viel Staub auf der Sele des Pastors liegt, als auf seinen Büchern, und dieser Staub wird sich durch seine ganze pastorale Wirksamkeit hindurchziehen. Statt der frischen duftenden Blumen wird man in der Gemeinde vertrocknete Stengel finden, die um so mehr zusammenschrumpfen, je länger die Zeit her ist, daß der Engel das Wasser nicht mehr bewegt hat.

Ich hätte hier noch manches andere auf dem Herzen, z. B. inwiefern auch die specifisch gelehrten Studien nicht fehlen dürfen, inwiefern der Pastor fremde praktische Arbeiten, z. B. je dann und wann einen Band von Predigten zu studiren habe, u. A. aber ich fürchte mich zu sehr von der Ueberschrift des

Aufsatzes zu verirren und kehre dahin zurück, wollte eben nur sagen, daß wenn ich die Pastoren auf Shakespeare verweise, ich nicht gemeint bin, sie von specifisch theologischen Studien zu entbinden.

Also es bleibt das: Nascimur ex bibliis. Aber genug ist es nicht. Wir Pastoren stehen, wenn irgend Jemand, mitten im Leben. Das Leben wälzt seine Fluten alle Tage an uns heran, und wir sind angewiesen, alle Tage wieder in das Leben hineinzugehen. Das, was aus der Schrift geboren ist, sind wir berufen im Leben wieder zu verwerten. So müssen wir auch das Leben kennen in möglichst allen seinen Gestalten, Formen und Aeußerungen, in allen Kreisen, auf allen Gebieten. Wenn es sich in der Tiefe seiner Bewegung wesentlich gleich ist, so sind doch die Formen und Erscheinungen desselben sehr verschieden, und von den Thronen bis zu den Hütten ist ein weiter Weg, wenn schon die Herzen hier und dorten in gleichen Pulsen schlagen und Alle durch dieselbe enge Pforte hindurch müssen. „Hast Du nie eine Comödie spielen sehen", fragte der Ritter Don Quixote seinen Knappen Sancho, „worin Kaiser, Könige, Ritter, Päpste, Damen und andere verschiedene Personen vorkommen. Einer spielt den Kuppler, der andere den Betrüger, der den Kaufmann, der den Soldaten, der den klugen Narren, der den dummen Liebhaber, und wenn die Comödie alle ist und die Kleider ausgezogen sind, ist ein Comödiant so viel als der andere und alle sind einander gleich. Grade so geht es in der großen Comödie der Welt, einige sind Kaiser, andere sind Päpste und spielen ihre Rollen, so verschieden und mancherlei sie sind, alle durch einander, und wenn es alle ist, zieht ihnen der Tod die Röcke aus, die sie von einander schieden, und dann sind sie im Grabe alle einander gleich, und Niemand kann uns lebhafter und eindrücklicher vor Augen stellen, was wir sind und was wir sein sollten, als die Comödie." So ist es, wir Pastoren aber stehen wie in der großen Comödie mitten inne, so ihr gegenüber, um auf die Spielenden zu wirken. Diese unsere Wirksamkeit ist aber an ein Verständnis und das Verständnis an offene Augen für die mannigfaltigen Gestalten und Bilder, unter denen die Welt zur Erscheinung komt, und an offene Ohren für die mancherlei Accorde und Dissonanzen gebunden, welche aus der Welt zu uns herüber klingen. Einem Pastor muß es völlig gleichgültig sein, ob er vor Königen und Kaisern erscheint, oder vor den geringsten und lezten ihrer Unterthanen, und beide Spieler dieser Rollen, der König und der Bettler, müssen das Bewußtsein haben, daß der Pastor, der ihnen gegenüber steht, ihre Selen kennt und was allein zu ihrem Frieden dient.

Zu dieser Freiheit den Formen und Gestalten des Lebens gegenüber, zu dieser dienenden und demütigen Herschaft gelangen wir aber nicht allein durch theologische Studien und jene Fülle, welche das frische Wasser des Lebens darreicht, sondern erst wenn wir in deren Besitz uns auch die sonstigen Quellen eröffnen, aus denen menschliches Leben und Sein herabfließt, und in denen es sich darstellt und abspiegelt.

Aus diesem Grunde darf sich auch der Pastor dem konkreten Leben, das sich außer ihm bewegt, nicht entziehen. Es ist leicht, nach gethaner Arbeit, auch die Selsorge mit eingerechnet, sich auf sein Haus, seine Familie oder auch die stille Studirstube zurückzuziehen und dann die Welt ihren Gang gehen zu lassen, mehr Frucht aber wird der finden, welcher in seinem Gebiete sich auch sonst umsieht, ein Herz für die Lust und das Leid des Lebens hat, während er sich zugleich von der Welt unbefleckt hält und am wenigsten sich an sie verliert. Vita parochi evangelium populi, das ist fest, und jeder Kreis, worin der Pastor erscheint, muß immer ein Gefühl davon haben, daß er nicht unter, sondern über ihm steht und sein Erscheinen dem Leben eine gewisse Haltung gibt. (Ich fürchte nicht hier misverstanden zu werden.) Ist das nicht der Fall und gibt es Kreise, wo das nicht zu erreichen steht, so bleibt er freilich lieber weg, eingedenk dessen, was Ps. 1, 1 geschrieben steht. Est modus in rebus, das gilt auch hier.

Vor allen Dingen aber fordere ich von dem Pastor, daß er nicht blos in der Bibel und theologischen Literatur zu Hause ist, sondern auch auf andern Gebieten Bescheid weiß. Nicht umsonst werden wir in die klassische Literatur der Griechen und Römer geführt, ehe wir zur Theologie kommen, und die irren, welche hier nur formale Zwecke verfolgen ohne auf das Leben einzugehen, was sich hier verhüllt und enthüllt. Es ist keine Frage, der ist caeteris paribus ein tüchtigerer Pastor, welcher auch den Aeschylus und Sophocles, den Horaz und Tacitus beherscht, als der, welchem diese Entfaltungen menschlicher Herzen unbekantes Land sind. Ist er der Sprache auf der Schule nicht so weit Herr geworden, um auch die Trilogie des Aeschylus ꝛc. im Original lesen und verstehen zu können; so stehen ihm gute Uebersetzungen zu Gebote, und wenn einmal ein Jahr lang die großen griechischen Tragiker auf dem Nebentische seiner Studirstube zu gelegentlicher Einsicht in geeigneten Stunden und müßigen Augenblicken aufgeschlagen liegen, so wird er einen ganz andern Gewinn daraus ziehen, wenn er es mit einem in Christo gereiften Auge ansieht, als da das noch nicht in dem Maße der Fall war. „Alles ist Euer", das gilt auch hier.

Nicht umsonst wird zur Reife für die Universität auch so viel Kentnis der neueren Sprachen gefordert, um mit Leichtigkeit sich in die Schätze derselben einfinden zu können. Freilich beschränkt sich das in der Regel auf die französische und englische Sprache, während das Spanische und Italienische ausgeschlossen bleibt. Das kann auch nicht anders sein, aber wer jener Sprachen Herr ist, findet vielleicht einmal Gelegenheit und Zeit, sich auch in die eine oder andere dieser hineinzufinden, jedenfalls suchen Cervantes und Calderon ihres Gleichen in der Welt und Dante steht einzig da. Dazu ist es christliches Leben, aus welchem ihre Schätze hervorsprudeln, und zwar in einem viel tieferen Sinne, als es bei nur oberflächlicher Bekantschaft erkant wird. Unbekant sollten diese unermeßlichen Reichtümer keinem Pastor bleiben. In ihren tiefen Schachten

liegt viel reines Gold neben köstlichen Edelsteinen, und nicht umsonst ruft Sancho aus: „Sollte nicht mein Herr gleich mir auf die Kanzel steigen und hat auch jemals ein Priester bessere Predigten gehalten?“ Es ist wirklich so, und es komt nur darauf an, daß wir den Schlüssel finden. In Theremin's Abendstunden, wer sie besizt, da ist dem Schreiber dieses der Schlüssel zum Don Quixote zum ersten Male gereicht und er hat seitdem viele schöne Säle damit aufgeschlossen. Wer freilich den Schlüssel nicht zu finden weiß, der findet nichts als Thorheiten.

Mit Einem Worte, es gibt gewisse Höhen, Gipfelpunkte in der Literatur, tiefste Offenbarungen menschlicher Herzen und reichste Gestaltungen irdischer Lebensverhältnisse — die sollten keinem Pastor unbekant sein. Von der deutschen Literatur will ich hier ganz absehen, deren möglichst genaue und gründliche Kentnis fordere ich unbedingt, und der Pastor, welcher Göthe nicht kennt und nicht gelesen hat, weil er ein Heide ist oder sein will, dem fehlt etwas. Der Heide Göthe redet gleichwol mit wundervollen Zungen, und mit Recht sagt Theodor Schwarz von seinem Faust: „Ein Weltkind hat's geschrieben und ein Heiliger kann daraus lernen.“ Ich habe Göthe beispielsweise genant, aber ihm gleichen leider, was das Fernsein von christlichem Leben anbetrifft, nicht wenige der Heroen unserer neueren sogenanten schönen Literatur, gleichwol ist der ganze Chorus ein wundervoller, ohne Gleichen bei andern modernen Völkern, und wer diesen Chorus nicht vernommen hat, der ist durch den Frühlingswald gegangen und hat die Vögel nicht singen hören, die Sonne nicht scheinen und die Bäume und Sträucher nicht grünen und blühen sehen. „Alles ist Euer.“ Auf der großen Leipziger Pastoral-Conferenz vom Jahre 1848 habe ich einen gewiß frommen, ehrenwerten, treuen Pastor kennen lernen von bereits vorgerückten Jahren. Er hatte niemals etwas von Göthe gelesen, wollte es auch nicht, wies auf die Schrift, als den einzigen Quell des Lebens. Nachher habe ich diesen Mann in seinem Hause und seiner Gemeinde kennen gelernt — die Armut war nicht zu verkennen, sowol in seinen Predigten als in seiner ganzen pastoralen Erscheinung. Wenn er schon seinen Herrn und Meister kannte und ihm in aller Treue diente, so ist das für den Pastor nicht genug, dieser muß auch die Gabe haben, aus sich herauszugehen, das inwendige Leben zu gestalten und wiederzugeben, es dem Leben vor ihm anzupassen und wiederum das Leben außer ihm in den Kreis der Strahlen der Lebenssonne zu ziehen, um es von dieser beleuchten zu lassen. Dazu aber ist es nötig, daß man sich im Leben umsieht. Ein sehr wesentliches Stück aber dieses Lebens komt in der Literatur zum Vorschein, welche eben ein Produkt desselben ist und dasselbe um so gewisser und wahrer abspiegelt, je objectiver sie erscheint.

Ich habe oben gesagt, der Pastor soll die eigentlichen Höhenpunkte der Literatur aller Völker kennen, sofern sie überall solche wahre, Alles beherschende lichte Höhen producirt haben, was nur bei etlichen der Fall ist. In Amerika gibt es nur



einen Chimborasso und in Asien nur einen Dolagir. Die Franzosen z. B., wenn sie schon meinen, an der Spitze der Civilisation zu marschiren, haben keine solche Höhe aufzuweisen. Molière möchte ich nicht dazu rechnen und Racine erst gar nicht. Ihre, der Franzosen, Gipfelpunkte sind die Voltaires und die Rousseaus, die Diderots und d'Alemberts, davon wir freilich aus andern Gründen Notiz nehmen, sie im Uebrigen aber ihnen lassen wollen. Auch die Niederländer, die Skandinavier, sämtliche Slaven, die Magyaren ꝛc. haben nichts dergleichen. Aber die Griechen haben ihren Aeschylus und Sophocles, die Italiener ihren Dante und auch Tasso, die Spanier ihren Cervantes und Calderon, die Engländer den Meister Aller, ihren Shakespeare. Die müssen wir kennen und zwar je gründlicher desto besser.

(Fortsetzung folgt.)

---

## Kirche und Schule.

(Schluß.)

Wenn der Verfasser es als einen Vorteil der gegenwärtigen Schuleinrichtung rühmt, daß dadurch die größere Toleranz erwirkt sei, in der jezt die verschiedenen Glaubensgenossen mit einander verkehren und die gemeinsame Lösung der staatlichen Aufgaben erstreben, so müssen wir unsererseits bekennen, daß wir von der gegenwärtigen sogenanten Toleranz nicht viel halten, überhaupt sehr wenig wahre Toleranz finden, desto mehr aber von dem furchtbarsten Indifferentismus, dessen Grundsatz ist: „Wir glauben all an einen Gott, Christ, Jude, Türk und Hottentott“, der darum auch, wenn es sein Interesse fordert, ganz harmlos nicht nur die Confession, sondern sogar die Religion wechselt, der aber unter Umständen in den entsetzlichsten Fanatismus umschlagen kann. Solcher Gesinnung möchten wir in keiner Weise Vorschub leisten oder sie befördern. Spricht doch der Verf. selbst an einer andern Stelle (S. 301) gelegentlich den Wunsch aus, daß unsre Zeitgenossen aus ihrer religiösen Gleichgültigkeit, aus der Halbheit und Unwahrheit ihrer religiösen Lebensstellung aufgerüttelt werden möchten. Und weil wir diesen Wunsch von ganzem Herzen mit ihm teilen, sind wir gegen jene Mischungs- und Ausgleichungstheorien, deren Resultat die religiöse Gleichgültigkeit und Halbheit zum guten Teile ist. So gering auch bei der Beurteilung des Satzes: „Wer die Schule hat, der hat die Zukunft,“ — der Verf. den Einfluß der Schule auf der einen Seite anschlägt, so hält er ihn auf der andern Seite doch für groß genug, um mit seiner Hülfe die gewünschte und erstrebte Ausgleichung zu erreichen. Und weil wir diese Ansicht des Verf. teilen müssen, darum sind wir ganz entschieden gegen eine solche Beeinflußung des Religionsunterrichtes der Schule von Seiten des Staates und müssen dem gegenüber vielmehr die volle Freiheit und Selbständigkeit der Kirche fordern, damit

die volle Eigentümlichkeit der Confession in dem Unterrichte der Schule zum Ausdruck kommen könne. — Und solche Stellung des Religionsbekentnisses in der Schule wird uns als wahre Freiheit gepriesen? Da müssen wir uns erinnern an Stahls Worte (a. a. O. S. 70): „Die religiöse Freiheit, die man als Fahne aufpflanzt, gewiß in redlicher Meinung, ist in der That nicht das Princip der Bewegung. Man will nicht die bloße politische Vollberechtigung für die Menschen aller Bekentnisse, man fordert überall zugleich Entchristianisirung des Staates, der Ehe, der Volkserziehung. Man will auch nicht Gleichheit der Kulte, Indifferentismus des Staates gegen die Religion, und damit den Zerfall der Nation in eine Unzahl religiöser Privatgesellschaften. Auf einen öffentlichen Nationalcultus will man keineswegs verzichten. Sondern man will, daß der Vernunft- und Aufklärungsglaube Nationalkultus werde, bloß mit Beibehaltung christlicher Reminiscenzen als ästhetischer Kultusformen. Man will den Deismus unter der Form des Christentums als öffentlichen Kultus. Das ist das Princip der Bewegung in Deutschland, wenn auch einem großen Teile ihrer Vertreter nicht bewußt, von vielen wirklich als religiöse Freiheit, Menschenliebe u. s. w. aufgefaßt. Von ihm aus sind alle jene Forderungen wolbegründet und unabweisbar, eben so wie es eine Schwäche der Einsicht ist, sie vom Boden des christlichen Glaubens aus für begründet zu halten." —

Indeß der Verf. hält die von ihm geforderte und von dem Staate zu fördernde Ausgleichung der Gegensätze der Confessionen für notwendig, um dadurch die Weltreligion zu verwirklichen, deren Darstellung nach seiner Ansicht das Ziel unserer weltgeschichtlichen Entwicklung ist. (S. 304.) Zwar sagt er anderwärts (S. 300): „Wer von der weltgeschichtlichen sittlichen Macht und Wahrheit der christlichen Religion überzeugt ist, wird auch den Glauben festhalten, daß die Erneuerung des religiösen Lebens der Menschheit uns keine Weltlehre, sondern abermals nur eine reinere und tiefere Erfassung des Kernes der christlichen Wahrheit bringen kann." — Aber was ihm dieser reiner und tiefer zu erfassende Kern der christlichen Wahrheit ist, das ist nach seinen Darlegungen nicht zweifelhaft. Es ist der Deismus. Und seine Erhebung zur Menschheitsreligion sollte das Ziel der weltgeschichtlichen Entwicklung sein? — Mag man sich dies Ziel träumen lassen, in Wirklichkeit ist es nicht das Ziel. Nicht auf Ausgleichung, sondern auf Schärfung der Gegensätze strebt Alles hin um den lezten entscheidenden Kampf vorzubereiten zwischen der Wahrheit und der Lüge, zwischen dem Reiche Gottes und dem Reiche des Fürsten dieser Welt, zwischen Glauben und Unglauben. Darum muß jede menschlich gemachte Ausgleichung notwendig in ihr Gegenteil umschlagen. Welches der Ausgang dieses lezten Entscheidungskampfes sein wird, das kann dem nicht zweifelhaft sein, der im Glauben an die Wahrheit des Evangeliums steht und seine Gotteskraft an sich selbst erfahren hat. „Es darf die Zuversicht nie weichen, daß das Licht des Evangeliums die Nacht, die es jezt deckt, dereinst wieder mit hellem Glanze durchbrechen werde." In einer Zeit des Entwicklungskampfes, wie die Gegenwart unbestritten ist, darf man nicht die Stellung eines Pilatus einnehmen, der der sich ihm persönlich bezeugenden Wahrheit gegenüber achselzuckend fragt: Was ist Wahrheit? Man kann nicht thatlos theoretisiren und mit Gamalielsklugheit wie man sagt, unbefangen über den Parteien stehen, sondern man muß in gewisser Ueberzeugung von der Wahrheit für dieselbe ganz entschieden Partei nehmen. Da gilt das Wort des Herrn: Wer nicht mit mir ist, der ist wider mich, wer nicht mit mir sammelt, der zerstreuet. Deshalb ist der ganze Standpunkt, den der Verf. unseres Buches einnimt ein unhaltbarer und die Entwicklung wird einen ganz andern Weg einschlagen, als den er ihr vorgezeichnet hat, weil sie einem ganz andern Ziele zustrebt, als welches er ihr sezt. Als ein Zeichen der Zeit, als eine Darlegung der Anschauungen, Wünsche und Bestrebungen derselben mögen wir sein Buch willkommen heißen. Es kann uns die Augen darüber öffnen, mit was für Gegnern wir es zu thun haben. Möchte es recht viele Diener der Kirche wach rufen, aus der Trägheit und Gleichgültigkeit gegen die Schule, um an derselben mit ganzem Ernste des Rechtes wahrzunehmen, welches die Kirche an ihr hat und zu dem Ende die Pflichten zu erfüllen, die daraus sich ergeben. Wer die Schule hat, hat die Zukunft, — dies Wort mag den Einfluß der Schule überschätzen. Das Heidentum hatte in den ersten christlichen Jahrhunderten zwar die Schule, aber die Zukunft hatte es doch nicht. Es ist möglich, ja sehr wahrscheinlich, daß das moderne Heidentum die Schule wieder bekomt, daß die Schule völlig entchristlicht wird, aber die Zukunft wird es dennoch nicht haben. Denn es ist des Vaters Wolgefallen, der kleinen Herde das Reich zu geben (Luc. 12, 32). Deswegen dürfen wir aber nicht gleichgültig zusehen und träge zuwarten, uns auch nicht der Hoffnung hingeben, durch Concessionen aller Art „den gestörten Frieden auf dem Gebiete der Schulordnung wieder herzustellen und den leidenschaftlichen Kampf der Ueberzeugungen in das Gebiet einer freien und friedlichen Entwicklung zu leiten." Vielmehr fordert die Treue gegen den Herrn wie gegen seine Gemeinde ein ganz entschiedenes Festhalten an dem Bekentnis unseres Glaubens auch in der Unterweisung der Schule. Denn unser Glaube ist der Sieg, der die Welt überwunden hat. Sind wir nur treu, dann wird der treue Herr seiner Gemeinde auch das gegenwärtige Gericht zum Siege hinausführen.

---

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz in Berlin. Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

# Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1864. Sonnabend den 21. Mai. № 41.


## Hamlet,

eine pastorale Studie.

(Fortsetzung.)

Will aber Jemand sagen: Ich habe dazu keine Zeit, so ist nicht das die Meinung, daß der junge Pastor, der eben in das Amt kömt, sich sofort angelegen sein lassen soll, seine Zeit und Kräfte dem eingehenden Studium jener Männer hinzugeben. Claus Harms sagt in seiner Pastorallehre einmal zu seinen jungen Freunden: „Haben Sie Geduld, späterhin lernen Sie auch solche Bücher kennen.“ Ich habe Pastoren im Auge, die ihre 10, 20 und 30 Jahre im Amte gewesen, und nicht grade in so großen und umfangreichen Gemeinden stehen, daß ihre ganze Kraft und Zeit von dem eigentlichen Amtiren weggenommen wird, wie es in ganz großen Städten zuweilen der Fall ist. Diese bedauere ich, ihre Gemeinden auch, und setze hinzu: Experto crede Ruperto, ich rede aus Erfahrung. Die bei Weitem größte Mehrzahl wird immer eine Stunde übrig haben für solche erfrischende Studien, und wenn einmal ein ganzes Jahr lang auf den Dante verwandt wird, so thut das gar nichts, ein anderes Jahr diene dem Cervantes; nur hüte man sich vor flüchtigen Lesereien. Diese Sachen wollen studirt sein und hier heißt es: eile mit Weile. Jedenfalls dient diese Zeit dem Pastorate besser als das Käfersammeln, oder die Bienenzucht, oder die Seidenraupen, oder gar das freilich abkommende Kartenspiel u. s. w. Zu einem aufgeschlagenen Buche können wir in jedem Augenblicke zurückkehren.

Wenden wir uns denn endlich zum Shakespeare! Wir unsererseits halten ihn für den unübertroffenen Meister, der weder bei den alten noch bei den neueren Völkern irgendwie seines Gleichen hätte, sowol was den Umfang, die innere originale Fülle seines Geistes, als auch die wundervolle tiefpoetische Form der Darstellung betrifft. Göthe sagt einmal bei Eckermann: „Tieck ist ein großes Talent, das ist wahr; wenn er sich aber mir gleichstellen will, so irrt er sich sehr, es ist das ebenso, als wenn ich mich Shakespeare vergleichen wollte.“ Das Urteil ist nach beiden Seiten wahr, namentlich auch nach der lezten Seite. Göthe reicht Shakespeare das Wasser nicht. Es gibt überhaupt nur einzelne Momente, in denen man eine Vergleichung Shakespeare's mit Andern wagen dürfte. Z. B. im Tragischen dürfen wir zu Aeschylus oder Sophocles hinüberblicken, müssen aber immer wieder das heidnische Fatum abrechnen, während alle tragischen Momente bei Shakespeare durchaus auf christlichem Grunde ruhen. Die Sünde ist immer der Abfall von Gott und die Versöhnung ist immer das Suchen nach der Gnade. Im Humor dürfen wir von Shakespeare allerdings nach Cervantes hinüberblicken. Er komt ihm nahe, namentlich auch darin, daß auch Cervantes' Anschauungen durchaus christlich sind und der ernste Hintergrund allenthalben sichtbar wird. Dagegen fehlt bei Cervantes jene Alles beherschende Gewalt des Tragischen, darin Shakespeare so mächtig ist. Falstaff mag immerhin dem Sancho die Hand reichen, aber einen Hamlet, Macbeth, Lear ꝛc. gibt es nicht weiter. Shakespeare allein durchmißt alle Tiefen und alle Höhen menschlichen Lebens. Von der höchsten Komik bis zur tiefsten Tragik liegt die ganze Summa menschlichen Fühlens und Denkens in seinen Personen erschlossen vor uns, und zwar in solcher Wahrheit und Wirklichkeit, daß wenn sie recht gelesen oder recht dargestellt werden, auch eines einfältigen Bauern Herz davon in seiner Tiefe bewegt und angefaßt werden muß.

Dabei ist der Maßstab, womit Shakespeare mißt, ein durchaus christlicher, so daß seine Sachen erbaulich wirken. In einzelnen Tragödien, z. B. im Hamlet, liegen mehr Predigten verschlossen, als ein Pastor in seinem ganzen Leben zu halten vermag. Es kömt nur darauf an, daß man sie sucht und zu finden weiß, und wer nach allen Theorien und Definitionen einmal auf praktischem Wege lernen will, was das Gewissen ist, welche Macht es übt, welche Tiefen es durchmißt, welchen Kampf es besteht, wie unbestechlich seine Herschaft, daß vor ihr allein noch das sonst so sündenstarke Herz in seiner Tiefe zittert, der gehe bei Shakespeare in die Schule. Aber das ist eben das Große und Objective im Shakespeare, daß er von den verschiedensten Gesichtspunkten angesehen und aufgefaßt werden kann. Ein Schauspieler wird tüchtiger in seiner Kunst, wenn er den Hamlet recht darauf ansieht, ein Dichter kann daran gar nicht auslernen, ein König und Staatsmann lernt besser regieren und die Kunst des rechten Hofmannes will auch studirt sein. Einen berühmten Professor der Theologie hörte ich einmal mit Bezugnahme auf den Monolog des Königs im 3ten Akte sagen: „darüber könnte man ein halbes Jahr lang ein Collegium lesen und würde ihn doch nicht erschöpfen“, und so sieht ihn jeder mit seinen Augen an, hat etwas für sich daraus zu gewinnen, während das Herz in Allen gleich schlägt.

Wir haben nun den Hamlet mit pastoralen Augen angeschaut und wollen versuchen zu sagen, was wir da gesehen haben, und eben darum haben wir den Aufsatz „eine pastorale Studie" genant, nicht daß wir meinen, die Bedeutung des Hamlet zu erschöpfen, wir bescheiden uns dessen und nehmen die Nachsicht des Lesers sehr ausdrücklich in Anspruch — aber genug würden wir erreicht haben, wenn wir Andere reizen könnten, den Shakespeare zu studiren.

Um den Hamlet verstehen zu können, müssen wir notwendig den Hintergrund näher kennen lernen, auf den das Drama zurückweist. Da finden wir denn den alten Hamlet, der im Stücke selbst als Geist erscheint, als einen höchst würdigen König, voll männlicher Kraft und nordischer Tapferkeit, eine Heldengestalt.

„So dräut er einst, als er im harten Zweisprach
Aufs Eis die gleitende Streitaxt geschleudert."
— — „Unser tapferer Hamlet,'
Denn diese Seite der bekanten Welt
Hielt ihn dafür." —

Dabei war er voll zärtlicher Liebe gegen seine Gemahlin Gertrud und gegen seinen Sohn Hamlet:

„Solch trefflicher Monarch! der neben diesem
Gott bei einem Satyr, so meine Mutter liebend,
Daß er des Himmels Winde nicht zu rauh
Ihr Antlitz ließ berühren. Himmel und Erde:
Muß ich gedenken? Hing sie doch an ihm
Als stieg der Wachstum ihrer Lust mit dem,
Was ihre Kost war."

Der jetzige König, obschon sein Bruder, darf im Entferntesten nicht mit ihm verglichen werden:

„Seht hier: auf dies Gemälde und auf dies,
Das nachgeahmte Gleichnis zweier Brüder.
Seht, welche Anmut wohnt auf diesen Brauen!
Apollo's Locken, Jovis hohe Stirn,
Ein Aug' wie Mars, zum Drohn und zum Gebieten,
Des Götterherolds Stellung, wann er eben
Sich niederschwingt auf himmelnahe Höhen,
In Wahrheit ein Verein und eine Bildung,
Auf die sein Siegel jeder Gott gedrückt.
Dies war Eur Gatte. — Seht nun her, was folgt,
Hier ist Eur Gatte, gleich der brand'gen Aehre
Verderblich seinem Bruder. Habt ihr Augen?
Die Weide dieses schönen Berges verlaßt ihr,
Und mästet Euch im Sumpf?
— — Sicher ist Eur Sinn vom Schlag gelähmt,
Denn Wahnwitz würde hier nicht irren, nie
Hat so den Sinn Verrücktheit unterjocht,
Daß nicht ein wenig Wahl ihm bliebe.
Genug für solchen Unterschied.
— Ein Mörder und ein Schalk, ein Knecht nicht wert
Des Zehntel eines Zwanzigteils von ihm,
Der Eur Gemahl war, ein Hanswurst von König,
Ein Beutelschneider von Gewalt und Reich,
Der weg vom Sims die reiche Krone stahl
Und in die Tasche steckte."
„O Schurke, lächelnder verdammter Schurke
Schreibtafel her, ich muß mir's niederschreiben,
Daß einer lächeln kann und immer lächeln
Und doch ein Schurke sein. Zum wenigsten
Weiß ich gewiß, in Dänmark kanns so sein,
Da steht ihr, Oheim." — —



Gleichwol wußte dieser „Lumpenkönig" seine Schwägerin zu gewinnen, daß sie eine Herodias wurde noch zur Zeit, da der alte König lebte, und der heimliche Ehebruch ist der düstere Hintergrund, auf dem sich das ganze Drama aufbaut, bis zulezt Alles in schreckvoller Katastrophe zusammenbricht. Jeder Bau, der aus Sünden erbaut ist, erfüllt die Erbauer und Bewohner mit einer fortwährenden Angst, wie im Kleinen so im Großen. Das Gefühl derselben teilt sich auch denen mit, die nicht unmittelbar bei der Sünde beteiligt sind, gleichwie auch ein sehr fernes Gewitter sich in der erdrückenden Schwüle kund gibt, die andern aber sind sich dieser Angst bewußt und sehen die Wolke drohend über ihren Häuptern schweben, aus der der Strahl in jedem Augenblicke herabfahren kann. Sie möchten dieser Angst enthoben sein, aber sie vergreifen sich fortwährend in den Mitteln, und während sie meinen mit einem Gewebe neuer Sünden die morschen Balken zu stützen, sehen sie nicht, wie sie eben nur den Sturz desto sicherer herbeiführen, der um desto tragischer nach allen Seiten eintreten wird, je länger sie eine Sünde mit der andern zu decken bemüht waren. Die Sünde ist blind und macht blind.

Daher denn auch die Frage kaum aufgeworfen werden darf, wie nahe sie auch immer liegt: „Wie war es nur möglich?" Die Sünde liegt eben im menschlichen Herzen und tritt bald in dieser bald in jener Gestalt heraus, wird sich aber ganz gewiß geltend machen, soweit sie nicht in Christo überwunden und ohnmächtig geworden ist, wie ein Keim des Unkrauts, der in der Erde ruht, mit Notwendigkeit sich entwickelt und sichtbar wird, auch Blüten und Früchte bringt, wenn er nicht zerstört oder gehemt wird. Der Dieb hat eben seine Lust am Stehlen, darum stielt er, und wenn er die Lust gebüßt hat, so verschenkt er sehr oft das gestohlene Gut, um deswillen er seine Ehre, seine Freiheit und die Ruhe seines Gewissens dahingegeben hat. Reiche Frauen stehlen die Theelöffel ihrer Gastgeber und sind nachher unglücklich im Besitz des geraubten Gutes, womit sie nichts anzufangen wissen, als sie etwa heimlich wieder hinzubringen. Damit ist auch der Ehebruch der Königin Gertrud im Hamlet erklärt und ein Pastor hat in seiner selsorgerischen Wirksamkeit hier ein reiches Feld.

Dahin deutet der Geist, wenn er die That der Königin bekundet:

— „Der blutschänderische Ehebrecher
Durch Witzes Zauber, durch Verräthergaben
— — — Gewann den Willen

Der scheinbar tugendsamen Königin
Zu schnöder Lust. O! Hamlet, welch ein Abfall
Von mir, deß Liebe von der Aechtheit war,
Daß Hand in Hand sie mit dem Schwure ging,
Den ich bei der Vermählung that; erniedert
Zu einem Sünder, von Natur durchaus
Armselig gegen mich!
Allein wie Tugend nie sich reizen läßt,
Buhlt Unzucht auch um sie in Himmelsbildung,
So Lust, gepart mit einem lichten Engel,
Wird dennoch eines Götterbettes satt
Und hascht nach Wegwurf. —"

Ist das der dunkele Hintergrund, auf dem sich das Drama erbaut, so erklärt sich von da aus die weitere That des Königs. Der Weg vom Ehebruch zum Morde ist nicht weit, das bezeugt schon die Schrift A. und N. T.'s. Ich erinnere an David und Urias, an Herodes und Philippus, an Herodias und Johannes, und die Erfahrungen des Lebens bezeugen uns, daß Ehebrecher und Giftmischer nahe zusammen wohnen. Heimlich, ohne Wissen der Königin, beschließt Claudius den Mord seines Bruders, und ladet damit „den ältesten der Flüche" auf seine Sele. Niemand ahnet die Vergiftung, doch legt sie sich wie ein dunkeler Schleier auf die Sele der Königin, den sie nicht zu heben wagt, aus Furcht, sie möchte Schrecknisse darunter sehen.

Aber obwol Niemand die That erfahren, doch fühlen wir es durch das ganze Drama hindurch, daß die Atmosphäre, darin sich der König und die Königin bewegt, von ihr durchdrungen und vergiftet ist. Aller Glanz der Krone ist verblichen, die Liebe des Volkes ist geronnen und sauer geworden, und als die schnelle Hochzeit folgte, da wälzte sich in ihr eine erdrückende Last auf das Herz des Sohnes — unseres Hamlet. Wer war Hamlet?

Um diese Frage beantworten zu können, müssen wir durchaus auf den historischen Quell zurückgehen, aus dem Shakespeare sein Drama geschöpft hat. Sämtliche Ausleger wissen zwar, daß dieser in dem alten Saxo Grammaticus (Libri XVI Danorum historiae) zu finden ist, allein kaum Einer hat den Quell selber eingesehen. Saxo war Probst zu Roeskilde um 1168, also bald nach Bekehrung der Dänen zum Christentume. Seine Chronik ist ein wunderbares Gewebe von heidnischen Sagen und Ueberlieferungen und ächt christlichen Anschauungen. Die sententiae, welche er allenthalben einschiebt, ruhen auf einer tiefen Erkentnis menschlicher Herzen im Lichte des Evangeliums, und doch hat das Heidentum, namentlich heidnischer Aberglaube und heidnische Sage noch eine so frische Gewalt über ihn, daß er sich nicht davon befreien kann, und es gewährt einen eigentümlichen Genuß, diese beiden Mächte im Herzen dieses in mehr als einer Hinsicht ganz originalen Mannes sich begegnen zu sehen. Das Ganze ist sehr concinn in dem eleganten Latein des Mittelalters geschrieben, aber nicht ohne Schwierigkeit. Erasmus kann sich nicht genug verwundern, woher einem Dänen in jenem Zeitalter eine solche Kraft der Beredsamkeit komme.*) Es komt hinzu, daß dieses umfassende Buch zugleich das erste dänische Schriftwerk ist, welches wir besitzen. Vor ihm gab es nur Runenschrift und wir lernen auch hier die Macht der christlichen Kirche kennen, deren Produkt es ist. Wir empfehlen das gelegentliche Studium dieses ältesten Probstes der nordischen Kirche, nicht sowol um daraus Geschichte zu lernen, denn es vermischt sich Wahrheit und Dichtung bei ihm noch viel mehr, als bei Göthe, sondern um zu sehen, wie sich in diesem wunderbaren Spiegel die alte nordisch-heidnische Zeit mit ihren Anschauungen christlich verwebt darstellt und abspiegelt. Wer sich weiter über ihn unterrichten will, den verweisen wir auf Neanders Kirchengeschichte und vor Allem auf Dahlmanns Geschichte von Dänemark in der Einleitung zum ersten Bande.



Das dritte Buch des Saxo enthält die Grundzüge unseres Dramas. Nun ist zwar der Dichter nicht an die strenge Wahrheit und Wirklichkeit der Geschichte gebunden. Es muß ihm freistehen, mit seinem Zauberstabe an sie heranzutreten, allein er darf nicht so von ihr abweichen, daß die Historie nicht mehr zu erkennen wäre, und die Dichtung wird um so viel mehr ansprechen, je näher sie der Wahrheit und Wirklichkeit komt. Egmont, Oranien, Alba, Wallenstein, Philipp II., Maria Stuart, Elisabeth ꝛc. sind geschichtliche Charaktere, und die Gewalt, welche die betreffenden Dramen ausüben, liegt in der poetischen Durchdringung des geschichtlich gegebenen Stoffes. Würde dieser fehlen oder wesentlich verändert, so wäre der größte Teil ihrer Anziehungskraft dahin. Von diesem Gesichtspunkte der Geschichte fallen bedeutende Schlaglichter auf das Shakespearesche Drama. Saxo erzählt uns die Geschichte des Königs Horvendillus. Sein Bruder Fengo ermordet ihn und heiratet seine Schwägerin Gerutha.**) Sein Neffe und Stiefsohn Amlethus stellt sich nun wahnsinnig, um dem Mordbeile des Fengo zu entgehen. Aber sein simulirter Wahnsinn ist ganz eigentümlicher Art. Er liegt zwar zu Tage, aber doch so, daß die Reden, welche er führt, immer von einer tiefsinnigen, scharfen und schlagenden Wahrheit getragen und durchleuchtet werden.***) In diesen Worten des alten Saxo liegt der Schlüssel zum Verständnis

*) In Daniam navigare malo, quae nobis dedit Saxonem Grammaticum, qui suae gentis historiam splendide magnificeque contexuit. Probo vividum et ardens ingenium, orationem nusquam remissam aut dormitantem, tum miram verborum copiam, sententias crebras, et figurarum admirabilem varietatem, ut satis admirari non queam unde illa aetate homini Dano tanta vis eloquendi.

**) Adeo ne a necessariis quidem secura virtus. Quisquis enim uni se flagitio dederit, in aliud mox proclivior ruit, ita alterum alterius incitamentum est.

***) Falsitatis enim alienus haberi cupiens, ita astutiam veriloquio permiscebat, ut nec dictis veracitas deesset, nec acuminis modus verorum judicio proderetur.

des Shakespeareschen Hamlet, und wenn wir dieser scharfsinnigen Bemerkung Saxo's zu den vorher von ihm erzählten Vorgängen unsere Anerkennung nicht versagen können, so müssen wir der poetischen Kraft Shakespeare's unsere ganze Bewunderung zollen, der offenbar aus diesen wenigen Worten seinen Hamlet so wunderbar schön und tiefsinnig aufzubauen verstanden hat. Darum sagt Polonius: „Ist dies schon Tollheit, so hat es doch Methode," weiterhin: „Wie treffend manchmal seine Antworten sind. Dies ist ein Glück, das die Tollheit oft hat, womit es dem gesunden Sinne nicht so gut gelingen könnte." Und der König ein andermal: „Und was er sprach, obwol ein wenig wüst, war nicht rein Wahnsinn." „Es ist ein Sinn in diesen tiefen Seufzern, wir müssen sie verstehen." — Es wäre anziehend genug, das eben Gesagte im Einzelnen nachzuweisen. Die Wahrheitsblitze leuchten allenthalben mitten im scheinbaren Wahnsinn Hamlet's auf und sprühen umher treffend und zündend, aber wir müssen uns dessen enthalten und dem Leser überlassen, diesem Gedanken selber nachzuspüren.

Saxo erzählt nun weiter, wie der König immer von der Angst gefoltert wird, daß der Wahnsinn Hamlet's nur ein verstellter sein könnte, aus dem zuletzt eine furchtbar strafende Rache über ihn hervorbrechen möchte. Er stellt die verschiedensten Versuche an, auf den Grund zu kommen*), wiewol immer vergeblich. Viele dieser Versuche läßt Shakespeare unerwähnt, aber etliche der bedeutendsten Scenen finden in dem Berichte Saxo's ihre Begründung, namentlich die ganze, so sehr bedeutende Scene der Unterredung Hamlet's mit seiner Mutter am Schlusse des dritten Akts samt der Ermordung des heimlichen Horchers Polonius.**) Auch der endliche Beschluß des Königs, den Hamlet nach England zu senden, um dort getödtet zu werden, ruht auf historischem Grunde samt Rosenkranz und Güldenstern und deren Schicksale.***)

Wir verlassen hier unseren Freund Saxo. Denn was nun weiter noch sehr ausführlich von der Geschichte Hamlet's erzählt wird, steht in keiner nahen Beziehung zum Drama, doch wird der Leser aus dem Bisherigen genugsam ersehen haben, wie sehr dieser historische Hintergrund dazu beiträgt, den Shakespeareschen Hamlet verstehen zu lernen.

*) Ut inextricabile calliditatis ingenium usitato insidiarum genere proderetur.

**) „Futurum enim, ut si quid filius saperet, apud maternas aures eloqui non dubitaret nec se genitricis fidei credere pertimesceret," das war der Rath, welchen der heimliche Horcher dem Könige gegeben.

***) Proficiscuntur cum eo bini Fengonis satellites, literas ligno insculptas (nam id celebre quondam genus chartarum erat) secum gestantes, quibus Brittannorum rege transmissi sibi juvenis occisio mandabatur. Quorum Amlethus quietem capientium loculos perscrutatus, literas deprehendit, quarum perlectis mandatis, quidquid chartis illitum erat, curavit abradi, novisque figurarum apicibus substitutis, damnationem suam in comites suos, mutato mandati tenore, convertit.



Sehen wir uns nun nach diesem näher um, so begegnen wir hier ohne Frage einem der edelsten Jünglinge, wie sie nur selten auf dem Throne geboren und erzogen werden. Tapfer, in den Waffen wolgeübt, voll mutiger Entschlossenheit, wenn es sein muß, auch vor den Geistern der Hölle nicht weichend:

„Erscheints in meines edlen Vaters Bildung,
So red ich's an, gähnt' auch die Hölle selbst
Und hieß mich ruhig sein."

Man will ihn zurückhalten, dem Geiste zu folgen, aber Hamlet entgegnet:

„Was wäre da zu fürchten?
Mein Leben acht' ich keine Nadel wert,
Und meine Seele, kann es der was thun,
Die ein unsterblich Ding ist, wie es selbst?
— — Mein Schicksal ruft
Und macht die kleinste Ader dieses Leibes
So fest, als Sehnen des Nemeer Löwen."

Es ist nötig, diese Seite seines Charakters hervorzuheben, weil die lange Zögerung, ehe er den vom Geiste seines Vaters ihm erteilten Auftrag vollzieht, ihn durch die Bestrafung des blutschänderischen, thronräuberischen und mörderischen Königs zu rächen, ihm als eine Feigheit angerechnet ist, von der doch keine Spur zu finden sein dürfte. Schon Saxo gibt den wahren Grund dieser Zögerung an.*)

Shakespeare läßt ihn bekantlich in Wittenberg studiren — daß Wittenberg damals noch gar nicht existirte, thut nichts zur Sache. Wir wissen wol, was er damit sagen wollte. Wittenberg war zur Zeit Shakespeare's die berühmteste aller deutschen Universitäten und noch von dem Lichtglanz umflossen, welchen es in der Reformationszeit erhielt. Denn Hamlet war gelehrten Studien mit Liebe ergeben, von feinen Sitten, und edlem Benehmen.

„O welch ein edler Geist ist hier zerstört,
Des Hofmanns Auge, des Gelehrten Zunge,
Des Kriegers Arm, des Staates Blum' und Hoffnung,
Das Merkziel der Betrachter, ganz, ganz hin!
Und ich der Frauen elendeste und ärmste,
Die seiner Schwüre Honig sog, ich sehe
Die edle hochgebietende Vernunft
Mißtönend, wie verstimte Glocken jetzt,
Dies hohe Bild, die Züge blühender Jugend,
Durch Schwärmerei zerrüttet." — —

Obwol noch jung, so hatte er doch bereits einen tiefen Blick in menschliche Herzen gethan, und namentlich ist ihm die

*) Hamlet spricht bei ihm zu seiner Mutter: „In animo tamen paternae ultionis studium perseverat, sed rerum occasiones aucupor, temporum opportunitates operior." Vom Hamlet selber aber behauptet er: „Itaque et se solerter tutatus, et parentem strenue ultus, fortior an sapientior existimari debeat, incertum reliquit."

Nachtseite der Sünde, davon die Herzen überwuchert sind, nicht unbekant geblieben. Wiederholt spricht er sich darüber aus, sich selber nicht ausschließend. Auf die Bemerkung des Polonius, daß er die Schauspieler nach ihrem Verdienst behandeln will, erwiedert Hamlet: „Potz Wetter, Mann, viel besser; behandelt jeden Menschen nach seinem Verdienst und wer ist vor Schlägen sicher? Je weniger sie verdienen, desto mehr Verdienst hat eure Güte.“ Zu Ophelia gewandt sagt er: „Gehe in ein Kloster. Warum wolltest du Sünder zur Welt bringen? Ich bin selbst leidlich tugendhaft, dennoch könnte ich mich solcher Dinge anklagen, daß es besser wäre, meine Mutter hätte mich nicht geboren. Ich bin sehr stolz, rachsüchtig, ehrgeizig, mir stehen mehr Vergehungen zu Dienst, als ich Gedanken habe, sie zu hegen, Einbildungskraft, ihnen Gestalt zu geben, oder Zeit, sie auszuführen. Wozu sollen solche Gesellen wie ich zwischen Himmel und Erde herumkriechen? Wir sind ausgemachte Schurken, alle, traue keinem von uns.“ — — „Wenn ihr tugendhaft und schön seid, so muß eure Tugend keinen Verkehr mit eurer Schönheit pflegen, denn die Macht der Schönheit wird eher die Tugend in eine Kupplerin verwandeln, als die Kraft der Tugend die Schönheit sich ähnlich machen kann.“ Dagegen ist ihm aber auch der Buß- und Gnaden-Weg nicht unbekannt. Er bezeichnet ihn seiner Mutter als den durchaus einzigen, auf welchem sie wieder zum Frieden kommen kann, während er es tief beklagt und wiederholt darauf zurück komt, daß sein Vater „in seiner Sünden Maienblüthe“ im Schlafe, ohne Beichte und jegliche Vorbereitung zum Tode dahin gegangen ist. Ueberhaupt finden wir bei Shakespeare wie im Allgemeinen, so besonders im Hamlet die beiden vornehmsten Pole alles christlichen Lebens, Sünden-Erkentnis und Gnadenbewußtsein aufs tiefste ausgeprägt und dargestellt, die Hölle gähnt uns an und der Himmel winkt uns. Hören wir, wie sich darüber die beiden Könige aussprechen, der Ermordete und der Mörder:

„Ich bin Deines Vaters Geist,
Verdamt auf eine Zeitlang Nachts zu wandern
Und Tags gebant, zu fasten in der Glut
Bis die Verbrechen meiner Zeitlichkeit
Hinweg geläutert sind. Wär's mir nicht untersagt,
Das Innre meines Kerkers zu enthüllen,
So höb ich eine Kunde an, von der
Das kleinste Wort die Sele dir zermalmte,
Dein junges Blut erstarrte, deine Augen
Wie Sterne aus ihren Kreisen schießen machte,
Dir die verwornen krausen Locken trente,
Und sträubte jedes einzle Haar empor
Wie Nadeln an dem zorn'gen Stachelthier.
Doch diese ewige Offenbarung faßt
Kein Ohr von Fleisch und Blut. — Horch, horch, o horch!
Wenn du je deinen theuren Vater liebtest.“ —

Hören wir nach diesem auch den König Mörder und Ehebrecher, belauschen wir doch recht das Gespräch seines Herzens. Es ist viel daraus zu schöpfen:

„O, meine That ist faul, sie stinkt zum Himmel,
Sie trägt den ersten, ältesten der Flüche,
Mord eines Bruders! — Beten kann ich nicht,
Ist gleich die Neigung dringend, wie der Wille:
Die stärkre Schuld besiegt den starken Vorsatz,
Und wie ein Mann, dem zwei Geschäfte obliegen,
Steh ich in Zweifel, was ich erst soll thun.
Und lasse beides. Wie? Wär' diese Hand
Auch um und um in Bruderblut getaucht,
Gibt es nicht Regen genug im milden Himmel,
Sie weiß wie Schnee zu waschen? Wozu dient
Die Gnad' als vor der Sünde Stirn zu treten?
Und hat Gebet nicht die zwiefache Kraft,
Dem Falle vorzubeugen und Verzeihung
Gefallnen auszuwirken? Gut, ich will
Emporschaun: Mein Verbrechen ist geschehn.
Doch o, welch' eine Wendung des Gebets
Ziemt meinem Fall? Vergib mir meinen schnöden Mord?
Dies kann nicht sein; mir bleibt ja stets noch Alles,
Was mich zum Mord getrieben: meine Krone,
Mein eigner Ehrgeiz, meine Königin,
Wird da verziehn, wo Missethat besteht?
In den verderbten Strömen dieser Welt,
Kann die vergoldte Hand der Missethat
Das Recht wegstoßen, und ein schnöder Preis
Erkauft oft das Gesetz. Nicht so dort oben!
Da gilt kein Kunstgriff, da erscheint die Handlung
In ihrer wahren Art, und wir sind selbst
Genötigt, unsern Fehlern in die Zähne
Ein Zeugnis abzulegen. Nun? Was bleibt?
Sehen, was die Reue kann. Was kann sie nicht?
Doch wenn man nicht bereuen kann, was kann sie?
O, Jammerstand, o Busen schwarz wie Tod!
O Sele, die sich frei zu machen ringend
Noch mehr verstrikt wird! Engel helft, kämpft mit!
Beugt euch, ihr starren Knie, gestähltes Herz,
Sei weich wie Sehnen neugeborner Kinder!
Vielleicht wird Alles gut.“

— — — — — — — —
— — — — — — — —

„Die Worte fliegen auf, der Sinn hat keine Schwingen
Wort' ohne Sinn kann nicht zum Himmel dringen.“

Kehren wir nach diesen tiefen Zeugnissen von dem Fluche der Sünde, von dem unausbleiblichen Gerichte, von den Strafen und Schrecknissen der Hölle, von dem, was Gnade kann

und was sie nicht kann, vom rechten und falschen Gebet, von rechter und falscher Buße, vom Jammerstande ungesöhnter Sünden ꝛc. zum Hamlet selbst zurück.

Außerdem, was wir bereits oben von ihm aus dem Drama gelernt haben, hören wir weiter von ihm, daß in seinem Herzen die zärtlichste kindliche Liebe zu seinem Vater und seiner Mutter lebt, daß er seinem Freunde Horatio aufs innigste ergeben war, während zugleich eine zarte stille Liebe zu der feinen Ophelia „ein Veilchen in der Jugend der Natur" seinem Herzen Duft und Labsal war. So steht einer der edelsten und glücklichsten Jünglinge vor uns.

Aber mitten in diesen Frühling sehen wir plötzlich zwei gewaltige Wetterstrahlen niederfahren, denen bald der dritte folgen sollte, um alle Blüten zu knicken und alle Zweige zu brechen. Noch hatte Hamlet den Schmerz über den plötzlichen, so ganz unerwarteten, Tod seines Vaters nicht überwunden, noch gab er der schmerzlichen Trauer den Ausdruck in den Trauerkleidern, die er trug, als er das viel schlimmere, ihn ganz überwältigend beugende Leid erfahren und erleben muß, daß wenige Wochen nach der Beerdigung des Vaters seine so tief von ihm geliebte Mutter sich wieder mit dem eben so sehr von ihm verachteten Bruder seines Vaters verheiratet.

Nun ist aller Duftglanz des Lebens dahin, alle Blüten sind geknickt, die schwersten Gedanken lagern sich wie ein Alp auf seiner Sele. Das ganze Leben ist ihm schaal geworden, nirgends sieht er einen Ausweg, nirgends findet er eine Haltung.

„O daß dies zu feste Fleisch doch schmölze,
Zerging und löste sich in Tropfen Thau's,
Oder hätte nicht der Ewige sein Gebot
Gerichtet gegen Selbstmord! O Gott, o Gott!
Wie ekel, schaal und flach und unersprießlich
Scheint mir das ganze Treiben dieser Welt!
Pfui, pfui darüber! 'S ist ein wüster Garten,
Der auf in Samen schießt, verworfnes Unkraut
Erfüllt ihn gänzlich. Dazu mußt es kommen!
Zwei Mond erst todt: — nein, nicht so viel, nicht zwei.
Solch trefflicher Monarch! der neben diesem
Gott bei einem Satyr — —
Laß mich's nicht denken! Schwachheit, dein Nam ist Weib,
Ein kurzer Mond; bevor die Schuh verbraucht,
Womit sie meines Vaters Leiche folgte
Wie Niobe, ganz in Thränen — sie, ja sie.
In einem Mond,
Bevor das Salz höchst frevelhafter Thränen
Der wunden Augen Röthe noch verließ,
War sie vermält! — O schnöde Hast, so rasch
In ein blutschänderisches Bett zu stürzen!
Es ist nicht und wird auch nimmer gut;
Doch brich mein Herz, denn schweigen muß mein Mund.

(Fortsetzung folgt.)

---



# Nachrichten.

## Ein Hirtenbrief aus Pommern.

Im Herrn geliebte Amtsbrüder!

Es hat mir seit Jahren am Herzen gelegen, in der heiligen Passionszeit ein Bruder-Wort an Sie zu richten, und das besonders aus dem Grunde, weil man in meiner amtlichen Stellung auch einen Vereinigungspunkt findet, in dem die Geistlichen der Provinz Hände und Herz näher bringen.

In einer Zeit, wo man bei Allem die Oeffentlichkeit, — oft ungebührlich, — sucht, liegt freilich Schweigen und Stillesein besonders nahe, — aber ich erhob mich über alle Bedenken und Schwierigkeiten bei diesem Rundschreiben und grüße sie Alle unter dem Kreuze des Herrn, dessen Heil wir jezt unsern Gemeinden verkünden, mit offener, herzlicher Liebe. Wenn hierbei alle persönlichen Anliegen zurücktreten sollen, so muß ich doch ein Wort des Dankes für die Liebe vorausschicken, die ich unter den Amtsbrüdern Pommerns und durch sie seit dem Eintritt in mein Amt erfahren habe; sie ist mir grade in dunkeln Zeiten sehr theuer gewesen. Stände ich Ihnen jezt gegenüber, Herz gegen Herzen, so würde ich hierüber noch unverhaltnere Bekentnisse thun, aber es gehört unter die Schranken zeitlichen Lebens, daß auch der offene Ausdruck der Liebe vor Misdeutungen sich zurückziehen muß.

Eine andere Schwierigkeit bewegt mich weniger, daß ich dieses Bruderwort mitten unter vielen, in unserer Provinz bestimt und scharf hervorgetretenen Gegensätze ausspreche. Ich lasse diesen Gegensätzen ihre kirchliche und wissenschaftliche Berechtigung, aber ich lasse sie und selbst die Worte, in denen sie sich besonders ausprägen, unerwähnt. Ich rede zu Ihnen, geliebte Amtsbrüder, für ein Gebiet und von einem Gebiete aus, auf dem wir nach unserm Ordinations-Gelübde Alle eins seins müssen. Wenn man, und zwar von entgegengesezten Seiten aus, mein Wort farblos nennen möchte; so soll es doch um so bestimter die Farbe des köstlichen Preises tragen, durch welchen der Herr Frieden machte an seinem Kreuze (Colossi. 1, 20). Dieses Schreiben soll nicht reizen, sondern an unsere Gemeinschaft auf dem Grunde unseres heiligen Amts erinnern; es soll uns Allen im Namen Aller die Aufgabe zum lebendigen Bewußtsein bringen, das Wort von Christo dem Herrn, der unsere Gerechtigkeit ist, und das Leben in Christo in das Herz unserer Gemeinden zu pflanzen, hierbei aber den Spuren der reichen Gnade, die über unsere Landes- und Provinzialkirche ausgegossen ist, nachzugehen, gegen die entsetzlichen Verderbnisse unserer entfesselten Zeit anzukämpfen, und den wolgemeinten Intentionen unseres Kirchenregiments zu entsprechen. Der Gegensatz gegen die Wahrheit der evangelischen Kirche, zu deren Bekentnis wir verpflichtet sind, der Gegensatz gegen die amtliche Selsorge, ihr Recht und ihre frischen Lebens-Aeußerungen, der Gegensatz gegen Aufsicht und Zucht der Kirche, als solcher, kann kaum größer sein, als er, zum Teil keck und alle Rücksichten verleugnend, jezt hervorgetreten ist. Wir werden, namentlich die wir in Stadtgemeinden wirken, uns nicht verhehlen, daß in diesem Gegensatze das Reich der Finsternis dem Reich des Lichtes einen Kampf droht, bei welchem auch über die Aemter in der Kirche Gottes Gericht gehalten werden wird. Lassen Sie uns aber — ich rede namentlich zu Brüdern, die ihr Amt mit Seufzen führen — nicht zagen, lassen Sie uns in dieser Feierzeit der Kirche festhalten, daß alle Aufgaben unseres Amtes mit dem heiligen Ster-

ben und Auferstehen des Herrn unsres Heilandes zusammenhängen. Hat die Vorsehung ihre Zwecke unter dem Kreuze des Sohnes Gottes nieder gelegt, steht mit der Weltversöhnung, die wir predigen sollen, das Heil einer jeden Menschensele im wesentlichen Zusammenhang, ruht die Kirche auf dem Siege des Lebensfürsten; — so gilt auch von allen jenen Gegensätzen das Wort unsers Herrn: Seid getrost! Ich habe die Welt überwunden. Lassen Sie uns diesem Sieger nachgehen mit Wachen und Beten, in Selbstsucht und Demut, in Liebe und Treue, namentlich auch mit priesterlichem Sinne, der von allem Weltwesen sich unbefleckt erhält. In unserer Provinz ist seit Jahrzehnten Vieles in frischem Gange, und man hat namentlich unter den drei Klassen von Gemeindegliedern, auf die der Herr besonders achtet, den Armen, den Kindern, den suchenden Selen, auch denen aus „Zölnern", zu wirken gesucht. Ich glaube, die Jugend, die confirmirte zumal, macht eine besondere Liebestreue nötig, auch aus dem Grunde, weil ich hierdurch vorzugsweise die entsetzliche Kluft gehoben zu sehen hoffe, die sich zwischen den Gemeinden und den Selsorgern als solchen erhoben hat. Grade die Jugend, die Gemeinde der Zukunft, muß vor dem Indifferentismus der Zeit sicher gestellt werden. Der Luxus unserer Zeit legt oft Künstlichkeit der Anstalten in der Kirche nahe. — Das ist durchaus ein Irrtum. Je einfacher wir die wenigen Hauptsachen unserer amtlichen Thätigkeit erfassen, desto gewisser werden wir der lezteren mächtig und es liegen in Pommern herzerhebende Thatbeweise vor, daß durch ein Handeln beim Predigen, durch Pflege des Sacraments-Segens, durch eine ebenso planmäßige als eingehende Selsorge gegen die verderblichsten Zeitrichtungen: Macht des Scheins — ungeistliches Wesen — Hingabe an die Lust und das sich Auflehnen gegen heiliges Recht und Ordnung, mit Segen angekämpft werden kann. Die Treue im Kleinen, ja im Kleinsten ist auch im Haushalte der Kirche eine goldene Tugend. Wollen wir uns grade zu ihr bei allen synodalen Zusammenkünften, die ich immer mehr zu pflegen bitte, ermahnen; wollen wir uns beugen, wenn das Amtsgewissen grade hierbei uns straft. So wir uns selber richten — auch von den Bewegungen, die in unserer Landeskirche im Anzuge sind, gilt das — so werden wir nicht gerichtet.

Eins lege ich Ihnen, teure Amtsbrüder, hierbei besonders an's Herz und spreche aus der Sele Vieler zu Allen: Lassen Sie uns Hand in Hand legen, um in der Liebe, die Alles hofft und trägt, das Leben in Christo zu wecken, wie es die Kirche durch Wort und Sacrament wecken soll. In einer Zeit, wo man sich überall befehdet und man selbst beim ehrlichen Kampfe Haß, Hohn und Hader zeigt, müssen Amtsbrüder, die der Kirche das Gelübde ihrer Amtsweihe nicht zurückgegeben haben, in Liebe und Ruhe einander unter die Augen treten und sich fragen können: Wo handeln wir gemeinsam? Nicht Alles läßt sich ausgleichen, aber auf dem Grunde des Schriftglaubens doch Vieles und zwar auch in Hauptsachen. Nicht alle Verstimte lassen sich versöhnen; aber bei Vielen findet ein gutgemeintes Wort eine gute Stätte. Ich spreche verhüllt, aber ich bitte, deuten Sie meine Mahnung nach dem Gebete unseres Herrn in der Passions-Nacht (Ev. Johann. 17.) in Ihrer Gebetseinsamkeit und bei Ihrem Abendmalsgenuß. Wir sind's unsrer Landes-Kirche und unserm Kirchen-Regiment schuldig, daß wir Alles daran setzen, kirchlich gesundes Leben in unsern Gemeinden zu wecken. „Leben, Leben" gilts in unsrer siechen, schielenden Zeit. — Leben und Tod, Leben und Ohnmacht, auch dieser Gegensatz verdient Beachtung. Hierbei muß es uns aber am Herzen liegen, unsere Gemeinden zur Mit-Thätigkeit heranzuziehen und heranzubilden. Wenn man bei Durchführung der Gemeinde-Kirchen-Ordnung über den Mangel an Kräften und Lebenswirkungen klagen wollte, so antworte ich teils durch eine Frage: Wer hat die Schuld? teils durch eine Erfahrung nicht Weniger: im Amte des Worts liegt auch für die Belebung der Gemeinde-Kirchenräthe eine Macht ohne Gleichen. Je reger die pfarramtliche Wirksamkeit, desto reicher der Stoff für jede Monats-Sitzung dieser Collegien. Wie viel Arbeit wird uns z. B. angewiesen durch die entsetzliche Zeitsünde, wider die der heilige Geist Ephes. 5, 3—6, zeugt! Wir haben alle Hoffnung, daß Pommern in der synodalen Entwicklung ebenbürtig neben andern Provinzen dastehen wird. Ich wende mich hierbei an Ihr Herz, geliebte Amtsbrüder: habt Salz bei Euch und habt Friede unter einander.



Wenn man aus der Fremde her durch den Protestanten-Verein es anstrebt, der neuen Gemeinde-Organisation in unserm Vaterlande andere Bahnen anzuweisen, so kann ich das Bekentnis nicht zurückhalten, schon die Pietät gegen Seine Majestät den König, die Pietät gegen die Träger des Kirchen-Regiments muß es uns zur Gewissenssache machen, bei dem mit erfahrungsmäßiger Weisheit eingeleiteten Modus der Gemeinde-Entwicklung stehen zu bleiben. Alle, die wir's mit Schmerz wahrnehmen, daß die Entfremdung von der Kirche auch ein Erkalten der Religiosität in den einfachsten Aeußerungen veranlaßt hat, werden ferner in aller Weise, namentlich durch eine apologetische Predigtweise und durch Gehobenheit der Gottesdienste darauf denken, die Wahrheit der Kirche grade den Gebildeten und diese jener Wahrheit näher zu bringen; aber eine Erneuerung der Kirche durch die Kultur-Entwicklung unserer Zeit können wir nicht suchen. Namentlich muß es uns Gewissenssache sein, das mit Blut und Thränen besiegelte, auch in unserem Vaterlande fest verbriefte Bekentnis der evangelischen Kirche weder der Kritik einer vom Worte Gottes sich losreißenden Wissenschaft, noch den Anmutungen oder wol gar dem Terrorismus der Massen Preis zu geben. Wie die Landeskirche sich entwickeln möge, so viel steht fest: alle Privat-Tendenzen müssen den großen, gottgeordneten Aufgaben der Kirche nachstehen — in der Kirche herschen darf niemand, am wenigsten die große Menge — und auf Synoden kann Niemand einen Lebenseinfluß ausüben, wer nicht gedient hat und dienen will.

Indem ich in beiliegendem Catalog*) Ihnen Allen ein unscheinbares gemeinsames Eigentum überweise und die Herren Candidaten unsrer Provinz Ihrer Liebe empfehle, grüße, segne ich Sie Alle in der Liebe unseres Herrn Jesu Christi, der in diesen Wochen sein großes Mandat an uns erneuert, an seiner Statt Botschafter zu sein in der Bitte: Lasset Euch versöhnen mit Gott! Die Gnade des Herrn sei mit uns Allen und unsern Gemeinden.

Stettin, den 8 März 1864.

Dr. A. S. Jaspis,
General-Superintendent der Provinz Pommern.

---

*) „Verzeichnis der bei der Generalsuperintendentur zu Stettin befindlichen theologischen Schriften für Geistliche und Candidaten der Provinz Pommern."

## Das neue Evangelische Kirchenbuch für das Großherzogtum Weimar.

In der evangelisch-lutherischen Landeskirche des Großherzogtums Weimar bestand seit länger insofern eine gewisse Agendennot, als die beiden für die Fürstentümer Weimar und Eisenach gültigen Landesagenden durch langjährigen Gebrauch in den Kirchen immer seltener geworden waren und die Geistlichen in Verlegenheit darüber sich befanden, welcher Agende nach dem Verbrauch der gesetzlich eingeführten sie beim liturgischen Teile des Gottesdienstes sich bedienen sollten. Auf die officielle Anfrage Einzelner war vom Kirchenregiment früherhin die Anschaffung der sächsischen Kirchenagende oder einer ähnlichen neu redigirten empfohlen worden, und neuerdings schien es, als wolle man die Wahl der jedesmal zu brauchenden Kirchenagenden dem betreffenden Geistlichen selbst überlassen. Der Befehl der altweimarischen Kirchenordnung, daß alle und jeder Pfarrer, Kirchen- und Schuldiener sich in Verrichtung ihres Amtes durchaus nach ihr richten sollten, hatte dadurch eine empfindliche Abschwächung erlitten, und der reformatorische Grundsatz, daß die Konformität und Vergleichung nicht allein in der Lehre, sondern auch in äußerlichen Ceremonien einmütig, nützlich und erbaulich sei, wurde ohne alles Bedenken ignorirt. Ja es war bereits die nicht genug zu beklagende Verirrung eingetreten, daß man eigene poetische und liturgische Produkte in den Gottesdienst einflocht, so daß dieser in einzelnen Gemeinden seinen evangelischen Charakter fast verlor und die Liturgie den Stempel einer freireligiösen Vereinigung annahm. Dieser Zustand konte selbstverständlich auf die Dauer nicht bestehen, wenn man nicht zugeben wollte, daß die Landeskirche in liturgischen Dingen an die schrankenlose Willkür ihrer Diener gewiesen sei und auf einem der wichtigsten Gebiete aller und jeder gesetzlichen Grundlage entbehre. Mit Rücksicht auf solche Verhältnisse hatte schon vor Jahren eine Anzahl Geistlicher Nachfrage gehalten, ob man es nicht für rathsam erachten müsse, den zuletzt im Jahre 1752 geschehenen Abdruck der Weimarischen Agende einfach zu wiederholen und die dadurch neu hergestellte Ausgabe eines anerkant guten älteren und bei uns zurecht bestehenden Kirchenbuchs dem Gebrauche der Landesgeistlichkeit darzubieten. Die betreffende Buchhandlung glaubte darauf ohne vorausgehende Verhandlung mit dem bestehenden Kirchenregiment nicht eingehen zu dürfen, fand es aber in ihrem eigenen Interesse, sich Raths zu erholen, wie sie sich bei ferneren Anfragen zu verhalten habe. Da erfolgte im Anfang des Jahres 1860 ganz plötzlich, ohne daß es vorher in weiteren Kreisen bekant geworden wäre, die Ankündigung, daß von der Böhlauschen Hofbuchdruckerei die Herausgabe eines auf Grund der älteren Weimarischen und anderer Agenden bearbeiteten Evangelischen Kirchenbuchs beabsichtigt werde und daß Bestellungen darauf angenommen werden würden. Bald darauf erschien auch wirklich der I. Teil des angekündigten Buches. In der Vorrede zu diesem Teile heißt es: „das vielfach geäußerte Bedürfnis nach einer neuen Auflage der Weimarischen Agende, welche als Auszug der verbesserten Kirchenordnung vom Jahre 1664 in unserem Verlage 1699, 1705 und 1752 erschienen ist und sich in



den meisten Kirchen des Landes noch in Gebrauch befindet, hat uns veranlaßt, eine weitere Ausgabe derselben zu veranstalten. Wir wurden jedoch darauf aufmerksam gemacht, daß eine Auflage ganz in der früheren Weise dem gegenwärtigen kirchlichen Bedürfnisse kaum entsprechen dürfte, vielmehr eine Erweiterung und Vervollständigung für den gottesdienstlichen Gebrauch dringend wünschenswert sei. Von sachkundiger Hand wurde daher auf unsre Veranlassung der besonders an Gebeten nach der Predigt, für Wochengottesdienste und Katechisationen, sowie an Formularen für die verschiedenen kirchlichen Handlungen ziemlich dürftige Inhalt der alten Agende vermehrt und erweitert, und soll in zwei Teilen erscheinen, deren erster die Intonationen. Collecten und Gebete darbietet, deren zweiter die Formulare für die kirchlichen Handlungen enthalten wird. Die Grundlage für beide Teile bildet die oben genante Agende des Fürstentums Weimar, deren Inhalt vollständig und möglichst unverändert aufgenommen und, soweit derselbe ausreichte, an die Spitze der einzelnen Abschnitte gestellt, dann aber aus den besten älteren und neueren Agenden dahin ergänzt worden ist, daß das Kirchenbuch eine für alle Sonn- und Festtage des Kirchenjahres, sowie für die Wochengottesdienste, Betstunden und Katechisationen hinreichende Anzahl der besten und erhebendsten Gebetsformulare in sich schließt. Die Samlung sezt die evangelische Cultusform voraus, welche von Alters her in den Kirchen der Ernestinischen Lande heimisch ist, und schließt sich vorzugsweise dieser Form des Gottesdienstes an, wird aber auch bei jeder anderen Form des evangelischen Gottesdienstes unschwer benuzt werden können. Der leitende Grundsaz bei der Bearbeitung war: an den alten Formularen, wie solche im Gottesdienste bis auf die neueste Zeit vielfach unverändert gebraucht und in das kirchliche Bewußtsein der Gemeinden eingelebt sind, möglichst wenig zu ändern, zugleich aber auch Gebete späterer Zeit, sofern sie in ächt evangelischem Geist und Ton gehalten und dadurch jenen ersten innerlich verwandt sind, nicht von der Samlung auszuschließen; um so, wie es einst Herder mit dem von ihm redigirten Weimarischen Gesangbuch that, das gute Alte in möglichst reiner Gestalt mit dem probehaltigen Neuen für die Erbauung der Gemeinde zu verbinden."

(Schluß folgt.)

---

### Berichtigung.

Wir werden darauf aufmerksam gemacht, daß eine Aeußerung, welche S. 431 dem Dr. C. Schwarz beigelegt wird, nicht diesem angehört, sondern vielmehr dem Correferenten Pfr. Jacobi in Ruhla.

---

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz in Berlin. Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

# Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1864. Mittwoch den 25. Mai. № 42.


## Hamlet,

eine pastorale Studie.

(Fortsetzung.)

Als ihm endlich die volle Wahrheit auch über die heimlichen Sünden seiner Mutter erschlossen wird, da thut sich ein Grab zu seinen Füßen auf, dahinein er Alles, Alles fallen sieht, was ihn an das Leben schloß, ihm das Leben lieb und wert gemacht. Auch seine stille Liebe zu der reizenden Ophelia hat keinen Raum mehr in diesem zerstörten Herzen, wiewol es ihm unermeßlich schwer wird, von ihr zu scheiden:

„Als ich in meinem Zimmer näht', auf einmal
Prinz Hamlet — mit ganz aufgerissnem Wams,
Kein Hut auf seinem Kopf, die Strümpfe schmutzig,
Und losgebunden auf den Knöcheln hängend,
Bleich wie sein Hemde, schlotternd mit den Knie'n,
Mit einem Blick, von Jammer so erfüllt,
Als wär er aus der Hölle losgelassen,
Um Gräuel kund zu thun — so tritt er vor mich.
Er griff mich bei der Hand und hielt mich fest,
Dann lehnt er sich zurück, so lang sein Arm,
Und mit der andern Hand so überm Auge
Betrachtet er so prüfend mein Gesicht,
Als wollt' er's zeichnen. Lange stand er so,
Zulezt ein wenig schüttelnd meine Hand,
Und dreimal hin und her den Kopf so wägend
Holt er solch einen bangen, tiefen Seufzer,
Als sollt er seinen ganzen Bau zertrümmern
Und endigen sein Dasein. Dies gethan,
Läßt er mich gehn, und über seine Schultern
Den Kopf zurückgedreht, schien er den Weg
Zu finden ohne seine Augen, denn
Er ging zur Thür hinaus ohn ihre Hülfe
Und wandte bis zulezt ihr Licht auf mich."

Man kann diese und ähnliche Scenen nicht ohne Rührung lesen und mit Erschütterung sieht man das Hohnlachen Satans, der seine Lust daran hat, wenn seine giftige Saat aufgegangen und nun der Fluch der bösen That um sich schlägt, daß Schuldige und Unschuldige gleichermaßen von ihr getroffen werden, und auch diese ihr ganzes Weh auf sich nehmen müssen.

Aber der tiefe Ernst des Schweigens, die unausgesezte beharrliche Trauer, welche ihn von den Hoffesten fern hält, oder sie durch sein bloßes Erscheinen sofort zerstört, der das Leben am Hofe überhaupt zuwider ist, daß er sich nach Wittenberg zurückzuziehen beabsichtigt, offenbar nur um dem Treiben in Helsingör zu entfliehen, die schwarze Kleidung, worin er allein noch einhergeht, während der Hof mit und nach der Hochzeit die Trauer abgelegt, fängt an den König und die Königin zu bedrücken. Wenn sie es schon nicht aussprechen mögen, so sehen sie doch in Hamlet gewissermaßen das böse Gewissen aus sich herausgetreten und vor ihren eigenen Augen umherwandeln. Sein bloßer Anblick ist eine unausgesezte Anklage wider sie, der sie innerlich nichts entgegenzusetzen haben, als die nackte Schuld. Daher das eitle und thörichte Bemühen, ihn zur Heiterkeit wieder umzustimmen. Denn es ist die Art der Schuld, so lange sie noch nicht zu wahrer Erkentnis gekommen, sich vor sich selbst zu verstecken und nach Mitteln zu greifen, von der sie sich zum Voraus sagen könnte, daß sie keine Heilung herbeiführen können. Sie reden ihm zu, die Trauerkleider abzulegen:

„Du weißt, es ist gemein, was lebt muß sterben,
Und Ewiges nach der Zeitlichkeit erwerben,
Weswegen scheint es so besonders dir?"

Hamlet: „Scheint, gnädige Frau? Nein ist, mir gilt kein scheint.
Nicht blos mein düsterer Mantel, gute Mutter,
Noch die gewohnte Tracht vom ernsten Schwarz,
Noch stürmisches Gesenfz beklemten Odems,
Noch auch im Auge der ergibige Strom,
Noch die gebeugte Haltung des Gesichts
Samt aller Sitte, Art, Gestalt des Grames
Ist das, was wahr mich kund gibt; dies scheint wirklich:
Es sind Geberden, die man spielen könnte.
Was über allen Schein, trag ich in mir,
All dies ist nur des Kummers Kleid und Zier."

Aber inmitten dieser schwersten Trauer sollen ihm plötzlich die Augen hell aufgethan werden. Der Geist seines Vaters erscheint ihm, unterrichtet ihn über das Bubenstück des Königs, öffnet ihm die Augen über die Schuld seiner Mutter und fordert von ihm die Sühnung dieser Thaten, doch so, daß er seiner Mutter gegenüber nie die Kindespflicht vergesse.

„Doch wie du immer diese That betreibst,
Befleck dein Herz nicht; dein Gemüt ersinne
Nichts gegen deine Mutter, überlaß sie
Dem Himmel und den Dornen, die im Busen
Ihr stechend wohnen." —

Zwei ethische Momente von hoher Bedeutung treten uns im Hamlet entgegen, die wir doch nicht übersehen wollen. Das eine ist die Kindesliebe und Kindespflicht, die hier sowol als in späteren Scenen ganz besonders gewahrt erscheint. Bei Hamlet tritt der Raub an seinem Thron völlig zurück gegen den Verlust seines Vaters. Dieser liegt ihm beständig im Sinne und ist das eigentlich Maßgebende, dahingegen der König, „der vom Gesims die reiche Krone stahl", nur ganz beiläufig erwähnt wird, und während ihm die Mutter das allertiefste Weh bereitet hat, vergißt er nie, daß sie seine Mutter ist, und wenn er schon die „Dolche" der Wahrheit zu ihr redet, so geschieht es doch immer nur, um sie wo möglich zu heilen und zu retten. Ihr gegenüber legt er den fingirten Wahnsinn völlig ab und zeigt ihr mit hohem Ernst den einzigen Weg der Rettung ihrer Sele aus den Stricken, welche Satan um sie geschlungen hat.

— — „Mutter, um Eur Heil!
Legt nicht die Schmeichelsalb auf Eure Sele,
Daß nur mein Wahnwitz spricht, nicht Eur Vergehn,
Sie wird den bösen Fleck nur leicht verharschen,
Indeß Verderbnis, heimlich untergrabend
Von innen angreift. Beichtet vor dem Himmel,
Bereuet, was geschehn, und meidet künft'ges,
Düngt nicht das Unkraut, daß es mehr noch wuchre.
Vergebt mir diese meine Tugend; denn
In dieser feisten, engbrüstigen Zeit
Muß Tugend selbst Verzeihung flehn vom Laster,
Ja kriechen, daß sie nur ihm wolthun dürfe."

Königin. „O Hamlet, Du zerspaltest mir das Herz."

Hamlet. „O werft den schlechtern Teil davon hinweg
Und lebt so reiner mit der andern Hälfte ꝛc. ꝛc."

Das andere ethische Moment ist die heilige Bedeutung des christlichen Ehebundes. Während sie, wie Hamlet sich ausdrückt, in dieser feisten, engbrüstigen Zeit, wo Tugend selbst vom Laster Verzeihung flehn, ja kriechen muß, daß sie nur ihm wolthun dürfe, allenthalben untergraben und gelockert wird, und der bald gröbere, bald feinere Ehebruch in so vielen Biographien seiner Zeit hochgefeierter Männer und Frauen uns widerlich entgegentritt, als ob es eben nichts wäre, so sehen wir dagegen bei Shakespeare und im Hamlet insonderheit die Ehe allenthalben auf dem Grunde ihrer göttlichen Stiftung und Heiligkeit gewahrt. Während in dieser feisten, engbrüstigen Zeit die Romane wie Pilze aus der Erde wachsen, in denen die Ehescheidung auf das Leichtfertigste glorificirt wird, daß Christen sogar den Regierungen und Ständekammern gegenüber auf das ernsteste kämpfen müssen, daß nicht auch die Ehegesetzgebung von einer lasciven Zeit inficirt und damit die Grundlage aller staatlichen Ordnung erschüttert werde, sehen wir im Hamlet die schweren Folgen der Entheiligung der Ehe wie vernichtende Wetter einschlagen und Verderben nach allen Seiten bringen.

Königin. „Was that ich, daß Du gegen mich die Zunge
So toben lassen darfst?"

Hamlet. „Solch eine That,
Die alle Huld der Sittsamkeit entstellt,
Die Tugend Heuchler schilt, die Rose wegnimt
Von unschuldvoller Liebe schöner Stirn,
Und Beulen hinsezt, Eh'gelübde falsch
Wie Spielereide macht; o eine That,
Die aus dem Körper des Vertrages ganz
Die innre Sele reißet und die süße
Religion zum Wortgepränge macht.
Des Himmels Antlitz glüht, ja diese Feste
Dies Weltgebäu, mit trauerndem Gesicht
Als nahte sich der jüngste Tag, gedenkt
Trübsinnig dieser That." —

Doch kehren wir zum Hamlet zurück. Nachdem ihm der Geist die Augen geöffnet, schlägt sofort die düstere Trauer in helle Flammen auf und statt ihrer füllt nur Ein Gedanke seine Sele, den Mord seines Vaters an dem Leben des fluchbeladenen Königs zu rächen. Um dieses Ziel desto sicherer zu erreichen, stellt er sich wahnwitzig. Diese Verstellung zum Wahnwitz erscheint, wenn wir von der Geschichte bei Saxo absehen wollen, im Drama allerdings nur wenig motivirt. Es ist eben nur eine Andeutung, die uns gegeben wird. Hamlet läßt sich's von seinen Freunden schwören, ihn auch nicht durch die geringste Andeutung zu verrathen.

„Wie fremd und seltsam ich mich nehmen mag,
Da mir's vielleicht in Zukunft dienlich scheint,
Ein wunderliches Wesen anzulegen."

Aber kaum begreiflich ist, daß manche Ausleger glauben, er sei wirklich wahnwitzig gewesen. Eben auf diesem fingirten Wahnsinn ruht sowol bei Saxo als bei Shakespeare die ganze Entwickelung des Dramas, und einen wirklichen Wahnsinn anzunehmen, heißt das Stück zerstören. Und finden wir denn auch nur die leiseste Spur vom Wahnwitz, wenn Hamlet mit seinem vertrauten Freunde Horatio spricht und handelt, ist auch eine Spur von Wahnsinn in jenen tiefsinnigen Monologen zu finden, davon das Drama durchwebt ist, gehören nicht diese eben zu den leuchtenden Glanzpunkten, darin sich die volle Tiefe des so schwer getroffenen Herzens offenbart? Nicht blos seinen Freunden, auch seiner Mutter gegenüber, zu der er doch in der erschüttertsten Erregung seines Gemütes spricht, sagt er es gradezu. Nachdem er ihr die volle Wahrheit ihres und seines Herzens ausgeschüttet, fordert er sie ironisch auf, nun hinzugehen und dem König Alles zu verrathen:

„Bringt diesen ganzen Handel an den Tag,
Daß ich in keiner wahren Tollheit bin,
Nur toll aus List. Gut wär's, ihr ließt ihn wissen,
Denn welche Königin, schön, keusch, klug,
Verhehlte einem Kanker, einem Molch
So teure Dinge wol? Wer thäte das?
Nein, trotz Erkentnis und Verschwiegenheit
Löst auf dem Dach des Korbes Deckel, laßt
Die Vögel fliegen, und wie jener Affe
Kriecht in den Korb, um Proben anzustellen
Und brecht euch selbst den Hals."

Wenn wir daneben den Brief halten, welchen er von der See aus an Horatio schreibt (Akt IV, Scene 3), so dünkt mich, kann kein Mensch auf den Gedanken kommen, daß hier auch nur eine Spur von Wahnsinn zu finden wäre.

Kommen wir bei dieser Gelegenheit auf einen andern oben bereits berührten Punkt, in dem man sich nicht zu finden gewußt, ja aus dem man dem Shakespeare'schen Hamlet hat einen Vorwurf machen wollen, ich meine den, daß es bei ihm bei den Worten bleibt und zu keiner entscheidenden That komt. Es verhält sich mit diesem Vorwurf ungefähr so, als wenn man dem Götheschen Faust den Vorwurf macht, daß er zwar im N. T. liest, aber sich nicht zu Christo bekehrt. Nun, dann hätte das ganze Drama nicht geschrieben werden können. Denn das ist ja grade das Wesen des Faust, daß er sich

„Der Magie ergeben,
Ob mir durch Geistes Kraft und Mund
Nicht manch Geheimnis würde kund."

Faust treibt eben Teufels-Künste und es ist seltsam, wenn man, wie in einem theologischen Zeitblatt geschehen, Göthe daraus einen Vorwurf gemacht, während er uns grade einen Mann zeichnen will, der mit diesen Künsten umgeht. Das Drama Hamlet entwickelt sich eben daran, daß Hamlet beständig darauf sinnt, erst sich die volle Gewißheit über die Ermordung seines Vaters zu verschaffen und dann wie er die rechte Gelegenheit und rechte Art finde, seinen Vater zu rächen. Diese Gelegenheit findet sich aber nicht und darf sich auch nicht finden, sonst wäre das Stück aus und es gehört die ganze Kunst Shakespeares dazu, das Stück sich dennoch in der anspannendsten Weise entwickeln zu lassen, auf der einen Seite der edle Jüngling mit seiner gluterfüllten Sele, auf der andern die immer gesteigerte heimliche Angst des fluchbeladenen Königs, der beständig unter dieser Wetterwolke steht, aus deren Tiefe er jeden Augenblick den herabfahrenden Schlag erwarten muß:

— — „Nein, sein Hang geht dahin nicht
Und was er sprach, obwol ein wenig wüst,
War nicht wie Wahnsinn. Ihm ist was im Gemüt,
Worüber seine Schwermut brütend sizt,
Und wie ich sorge, wird die Ausgeburt
Gefährlich sein."

Ein einziges Mal findet sich freilich die Gelegenheit, wo er dem Könige ans Leben kommen könnte. Er findet ihn mit abgewandtem Gesicht in einem verlassenen Zimmer auf den Knien im Gebete, Ruhe suchend für seine umnachtete Sele. Aber in diesem Augenblicke findet sich in Hamlet's Sele keine Spur von irgend einer Milde, Gedanken der Rache erfüllen ihn durch und durch, denn wenn er lange Zeit auch darum gezögert hat, seine That zu thun, weil er erst die volle Gewißheit haben wollte, ob er sie auch mit gutem Gewissen thun könne, ob auch jener Geist seines Vaters ihm die volle Wahrheit gesagt, denn es könnte ja ein Geist aus der Hölle sein, der ihn zu böser That umstricken wollte, so hat er eben durch das Schauspiel, welches



er vor dem Könige aufführen und worin er den Mord des Königs darstellen läßt, endlich die volle untrügliche Gewißheit erhalten, daß der König wirklich der Mörder ist. Diese Ungewißheit hat ihn bisher so gepeinigt, daß der Gedanke durch seine Sele fliegt, ob er nicht lieber durch Selbstmord seinem qualvollen Zustande ein Ende machen soll und aus dieser Situation ist der so berühmte Monolog entstanden, den wir dem Leser in diesem Zusammenhange nicht vorenthalten wollen.

„Sein oder Nichtsein, das ist hier die Frage:
Ob's edler im Gemüt die Pfeil' und Schleudern
Des wüthenden Geschicks erdulden, oder
Sich waffnend gegen eine See von Plagen
Durch Widerstand sie enden. Sterben — schlafen —
Nichts weiter! — und zu wissen, daß ein Schlaf
Das Herzweh und die tausend Stöße endet,
Die unsers Fleisches Erbteil — 's ist ein Ziel
Aufs Innigste zu wünschen. Sterben — schlafen —
Schlafen! Vielleicht auch träumen! — Ja da liegt's:
Was in dem Schlaf für Träume kommen mögen,
Wenn wir den Drang des Ird'schen abgeschüttelt,
Das zwingt uns still zu stehen. Das ist die Rücksicht,
Die Elend läßt zu hohen Jahren kommen.
Denn wer ertrüg' der Zeiten Spott und Geißel
Des Mächt'gen Druck, des Stolzen Mishandlungen,
Verschmähter Liebe Pein, des Rechtes Aufschub,
Den Uebermut der Aemter und die Schmach,
Die Unwert schweigendem Verdienst erweist —
Wenn er den Rechnungsschluß beenden könnte
Mit einem bloßen Dolch? Wer trüge Lasten,
Und stöhnt' und schwizte unter Lebensmüh?
Nur daß die Furcht vor etwas nach dem Tode
Das unentdeckte Land, von deß Bezirk
Kein Wandrer wiederkehrt — den Willen irrt,
Daß wir die Uebel, die wir haben, lieber
Ertragen, als zu unbekanten fliehen.
So macht Gewissen Feige aus uns allen;
Der angebornen Farbe der Entschließung
Wird des Gedankens Bläße angekränkelt;
Und Unternehmungen voll Mark und Nachdruck,
Durch diese Rücksicht aus der Bahn gelenkt,
Verlieren so der Handlung Namen."

Aus diesem Schwanken zwischen der angebornen Farbe der Entschließung und des Gedankens Bläße, aus dieser Unsicherheit des Gewissens war Hamlet entrückt, als ihm sein klug ausgedachter Plan vollständig gelungen. Der König hatte durch den Spiegel, darin ihm Hamlet im Schauspiele seine Mordthat vorgehalten, sich selber verrathen. Es war der Angst seines Gewissens nicht möglich, im Schauspiel auszuharren. Mitten im Stück bricht er plötzlich unter großer Alarmirung des ganzen Hofes auf. Er ist zwar sehr geübt durch alles mögliche Scheinwesen seine heimliche Angst zu verstecken. Denn das ist die schreckliche Kunst, die der heimliche Sünder fort und fort üben muß, ohne sie doch je auszulernen. Sein schweres Los ist's, fort und fort auf der Lauer zu liegen, daß ihn nicht

irgend ein Zufallswörtchen verrathe, und diese erdrückende Last läßt ihn niemals los. Shakespeare gibt dieser Situation einen Ausdruck in der ersten Scene des dritten Aktes. Denn als Polonius seiner Tochter Ophelia zum Schein ein Andachtsbuch mit den Worten in die Hand gibt:

— — „Les't in diesem Buche,
Daß solcher Uebung Schein die Einsamkeit
Bemäntle. — Wir sind oft hierin zu tadeln —
Gar viel erlebt mans — mit der Andacht Mienen
Und frommem Wesen überzuckern wir
Den Teufel selbst" —

spricht der König für sich:

— — „O allzu wahr, wie trifft
Dies Wort mit scharfer Geißel mein Gewissen.
Der Metze Wange, schön durch falsche Kunst
Ist häßlicher bei dem nicht, was ihr hilft,
Als meine That bei glattstem Wort.
O schwere Last!"

Aber bei dem, was er im Schauspiel hat erleben müssen, bleibt ihm das glatte Wort im Halse stecken, und Hamlet weiß nun gewiß, was er wissen will. Und diese Gewißheit spannt alle seine Nerven zu Rächerthaten an. Er schickt Alle fort und kaum ist er allein, als er in die Worte ausbricht:

„Nun ist die wahre Spukezeit der Nacht,
Wo Grüfte gähnen, und die Hölle selbst
Pest haucht in diese Welt. Nun tränk ich wol heiß Blut
Und thäte Dinge, die der bittre Tag
Mit Schaudern säh'. Still! jezt zu meiner Mutter.
O Herz, vergiß nicht die Natur. Nie dränge
Sich Nero's Sel' in diesen festen Busen!
Grausam, nicht unnatürlich laß mich sein;
Nur reden will ich Dolche, keine brauchen.
Hierin seid Heuchler, Zung' und du, Gemüt:
Wie hart mit ihr auch meine Rede schmäle
Nie willige darein, sie zu versiegeln, Sele.

Je ernster er sich aber hier in die Zucht nimt, desto wilder tobt und raset seine Sele gegen den König. Er wäre bereit, ihm das Schwert durch das Herz zu stoßen. Auf dem Wege zu seiner Mutter, da die Nacht schon hereingebrochen, trifft er den König in einem einsamen Zimmer, und nur der wilden Rache, die ihn gewiß zur Hölle senden will, verdankt der betende König sein Leben.

„Jezt könnt' ich's thun, bequem, er ist im Beten,
Jezt will ich's thun — und so geht er gen Himmel,
Und so bin ich gerächt? Das hieß': Ein Bube
Ermordet meinen Vater und dafür
Send ich, sein einziger Sohn, denselben Buben
Gen Himmel.



Ei, das wäre Sold und Löhnung, Rache nicht.
Er überfiel in Wüstheit meinen Vater,
Voll Speis', in seiner Sünden Maienblüte;
Wie seine Rechnung steht, weiß nur der Himmel,
Allein nach unserer Denkart und Vermutung
Ergeht's ihm schlimm; und bin ich dann gerächt,
Wenn ich in seiner Heiligung ihn fasse,
Bereitet und geschickt zum Uebergang?
Nein.
Hinein du Schwert! sei schrecklicher gezückt!
Wann er berauscht ist, schlafend, in der Wut
Beim Doppeln, Fluchen oder anderm Thun,
Das keine Spur des Heiles an sich hat:
Dann stoß ihn nieder, daß gen Himmel er
Die Fersen bäumen mag und seine Sele
So schwarz und so verdamt sei, wie die Hölle,
Wohin er fährt. Die Mutter wartet mein:
Dies soll nur Frist den siechen Tagen sein."

Uebrigens motivirt Shakespeare selbst die durch den historischen Untergrund und die ganze Anlage des Stückes bedingte Verzögerung der endlichen That Hamlets durch die eigentümliche natürliche Complexion seines Charakters. Er war phlegmatischer Natur, besonnen im Handeln, immer der Ueberlegung Raum gebend

— — — „oder sei's
Ein banger Zweifel, welcher zu genau
Bedenkt den Ausgang — ein Gedanke, der,
Zerlegt man ihn, ein Viertel Weisheit nur
Und stets drei Viertel Feigheit hat ꝛc."

und nicht umsonst sagt seine Mutter einmal von ihm: Er ist fett, damit auf das Phlegma seines Charakters hindeutend. Denn es ist eine sehr gewöhnliche Erscheinung, daß ruhige, besonnene, phlegmatische Naturen sich in einer körperlichen Fülle und Wolbeleibtheit darstellen. Wiederholt klagt sich Hamlet selber dieser Zögerung an, nennt sich feige, einen Träumer, redet von seiner Melancholie ꝛc.

Kehren wir nach dieser Erörterung der so oft aufgeworfenen Frage, warum es im Hamlet zu keinen Thaten komt, zu der oben abgebrochenen Situation zurück, die uns den ersten Versuch des Königs und der Königin zeigte, Hamlet durch möglichst freundliche Zuredung dahin zu bestimmen, daß er die innerliche und äußerliche Trauer, welche sie ängstigte, ablegen und sich der heitern Seite des Lebens wieder zuwenden möchte.

(Schluß folgt.)

---

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz in Berlin. Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

# Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1864. Sonnabend den 28. Mai. № 43.


## Hamlet,

eine pastorale Studie.

(Schluß.)

Der Versuch war vergeblich, wie alle folgenden. Denn es gibt für die Schuld durchaus nur ein Mittel, sich von ihrer erdrückenden Last zu befreien, das offene bußfertige Bekentnis. Sowol der König als die Königin wissen es sehr gut, wo der eigentliche Quell ihrer Unruhe und Angst liegt, aber diesen mögen sie sich selbst nicht bekennen. Nur ein einziges Mal spricht ihn die Königin gegen den König aus, und durch sein Schweigen gibt der König zu erkennen, daß er von der Wahrheit des Wortes der Königin getroffen ist. Auf die Bemerkung des Königs:

„Er (Polonius) sagt mir, liebe Gertrud, daß er jezt
Den Quell vom Uebel eures Sohn gefunden",

erwiedert die Königin:

„Ich fürcht, es ist nichts andres, als das Eine,
Des Vaters Tod und unsre hast'ge Heirat."

Es ist das eine sehr häufige Erscheinung, daß der schuldbeladene Mensch immer wieder versucht, sich selber zu täuschen und zu betrügen. Er sucht immer wieder nach einer Schminke, die er auf den garstigen Fleck legt, während er doch zum Voraus weiß, daß er in der nächsten Stunde wieder sichtbar ist und keine Schminke in der Welt im Stande ist, ihn wegzunehmen. Daher denn auch das immer neue Suchen und Haschen nach Mitteln, von denen sie sich zum Voraus sagen können, daß sie keine Heilung bringen. Sie senden nach zwei früheren Gespielen (der alte Saxo kennt anfangs nur Einen Collacteus Amlethi, späterhin auf dem Zuge nach England hat auch er bini satellites) Rosenkranz und Güldenstern, von denen sie hoffen, daß es ihnen gelingen werde, entweder allerlei Zerstreuung für Hamlet ausfindig zu machen, an denen er sich mit ihnen ergötzen werde, oder doch den Grund seines Benehmens ihm zu entlocken. Es ist Alles vergeblich. Gleich bei der ersten Unterredung durchschaut Hamlet mit seinem Scharfsinn den Zweck ihres Kommens und zwingt sie in einem meisterhaften Dialog unausweichbar zu dem Geständnis: „Ja, man hat nach uns geschickt", und so dienen sie denn zu nichts, als Botengänge zu verrichten. Alle ihre Kunst, den Hamlet auszuforschen, ist vergeblich, denn er „traut ihnen wie Nattern", und wenn sie nicht auf der Flöte blasen können, die ihnen Hamlet mit immer neuen Bitten vorhält, so soll es ihnen noch viel weniger gelingen, ihm sein Geheimnis zu entlocken. „Nun, seht ihr, welch ein nichtswürdiges Ding ihr aus mir macht? Ihr wollt auf mir spielen, ihr stellt euch, als kentet ihr meine Griffe; ihr wollt in das Herz meines Geheimnisses dringen, ihr wollt mich von meiner tiefsten Note bis zum Gipfel meiner Stimme hinaufklingen lassen; und in dem kleinen Instrument hier ist viel Musik, eine vortreffliche Stimme, dennoch könnt ihr es nicht zum Sprechen bringen. Wetter! denkt ihr, daß ich leichter zu spielen bin, als eine Pfeife. Nennt mich, was für ein Instrument ihr wollt, ihr könnt mich zwar verstimmen, aber nicht auf mir spielen." — —

Es wird endlich ein lezter Versuch gemacht, ihn auszuhorchen. Der geschwätzige, gutmütige, dienstbeflissene, aber ebenso einfältige als eitle Hofmann Polonius, der immerfort auf falscher Fährte geht, hat dazu gerathen, daß man eine Zusammenkunft mit der früher so sehr von ihm verehrten und geliebten Mutter veranstalte. Sie soll ihm tüchtig zusetzen und er will heimlich hinter der Tapete versteckt horchen und so Alles an den Tag bringen. Hamlet ist bereit, zu seiner Mutter zu kommen. Aber o weh! der armen sündenbeladenen Mutter, die dem Sohne ordentlich zuzureden sich vorgenommen. Nicht sie hat Gewalt über ihn, sondern er hat eine schreckliche Gewalt über sie. Denn sie hat ein völlig stumpfes Schwert, ist darum, wie jeder schuldbeladene Mensch dem gegenüber, dem er verschuldet ist, völlig ohnmächtig, während Hamlet das scharfe Schwert des verborgenen Geheimnisses ihrer Sünden in der Hand hält und unbarmherzig über ihrem Haupte schwingt. In jener glühenden Stimmung, in der wahren Spukezeit der Nacht, da er wol heißes Blut tränke, tritt er zu ihr, um ihr die Maske abzureißen, hinter der sie ihre Schuld versteckt und die Dolche der Wahrheit ihr ins Herz zu reden. Als er in dieser rasenden Stimmung, da er ganz allein mit seiner Mutter zu sein glaubt, plötzlich einen versteckten Horcher hinter der Tapete merkt, hält er ihn sofort für den König und stößt ihm durch die Tapete das Schwert ins Herz hinein.

In dieser tiefsten aufgebrachtesten Stimmung, da

„Er ras't wie See und Wind, wenn beide kämpfen,
Wer mächtiger ist",

wird er nur wenig davon betroffen, als er sieht, daß er nicht den König, sondern Polonius durchstochen:

„Du kläglicher, vorwitziger Narr, fahr wohl!
Ich nahm dich für 'nen Höhern, nimm dein Los,
Du siehst, zu viel Geschäftigkeit ist mislich." —

Als er später von seiner Mutter mit den tiefen Worten Abschied nimt:

— — „Nochmals schlaft wol,
Um euern Segen bitt' ich, wann ihr selbst
Nach Segen erst verlangt",

fährt er zu Polonius Leiche gewandt fort:

— — „Für diesen Herrn
Thut es mir leid; der Himmel hat gewollt,
Um mich durch dies und dies durch mich zu strafen,
Daß ich ihm dienen muß und Geißel sein,
Ich will ihn schon besorgen, und den Tod,
Den ich ihm gab vertreten."

In denke, wenn wir diese ganze Situation ins Auge fassen, so wird der Tod des Polonius, den man sich nicht recht zu erklären gewußt, genugsam motivirt sein, ganz abgesehen davon, daß er sich historisch bei Saxo findet. Der König weiß sehr wohl, was diese That bedeutet:

„In diesen tiefen Seufzern ist ein Sinn.
Legt sie uns aus, wir müssen sie verstehen,
O schwere That! so wär' es uns geschehen,
Wenn wir daselbst gestanden, Seine Freiheit
Droht aller Welt, Euch selbst, uns, jedem Andern.
O komm, hinweg mit mir! Entsetzen ist
In meiner Sel' und innerlicher Zwist!"

Und so muß denn die That des Hamlet dazu dienen, das Herz der Mutter zu bestimmen, ihre Einwilligung zur Einschiffung Hamlets nach England zu geben. Hat ihn der König erst da, so wird er schon dafür sorgen, daß sein Wahnsinn unschädlich gemacht werde. Das tributpflichtige und tributschuldige England soll ihm den Tod geben. Eine Sünde soll die andere, ein Verbrechen das andere, ein Mord den andern decken. Das ist eine alte Geschichte. Es brennen dem Könige die Schuhsolen, er hat keinen Augenblick zu verlieren, seine Angst vor Hamlet ist aufs äußerste gestiegen:

„Folgt auf dem Fuß ihm, lockt ihn schnell an Bord,
Verzögert nicht, er muß zu Nacht von hinnen
Fort, Alles ist versiegelt und geschehen,
Was sonst die Sache heischt. Ich bitt' euch, eilt."

Aber er hat sich abermals verrechnet. Wie klug er seinen Bau angelegt, er wird bald über ihm zusammenbrechen und alle mit erschlagen, die ihm nahe sind.

Ehe wir aber zur Katastrophe kommen, müssen wir uns noch einmal nach Ophelia umschauen. Hamlet hatte sie geliebt, sie ihn. Aber unter der schweren Last, die sich auf seine Sele gewälzt, war seine Liebe erblichen, gestorben. Sie freilich hatte keine Ahnung von dem, was auf seiner Sele lag. Desto tiefer



empfand das arglose Kind den Jammer, den sie mit ihren Augen sah, ohne ihn zu verstehen. Der Kummer nagte schon schwer an ihrem Herzen, und als nun der plötzliche schreckhafte Tod ihres Vaters durch Hamlets Hand dazu kam, hatte ihre Sele nicht Kraft, so viel zu tragen. Die Nacht des Wahnsinns legt sich über sie. Ihr Anblick, ihre Reden, ihre Lieder sind ebenso rührend als erschütternd, und so sehen wir denn die Folgen und Schläge, welche aus der Einen schweren Sünde herauswachsen, immer schreckhafter sich nach allen Seiten entfalten, daß in die Verstrickung ihrer Maschen die Schuldigen mit den Unschuldigen verschlungen werden. Denn die Sünde ist der Leute Verderben und das ist der Fluch der bösen That, daß sie weiter gehend immer neu das Böse muß gebären. Der König ahnt so etwas von dem Zusammenhange all dieser Leiden und fürchtet, daß das Ende noch lange nicht da sein möchte:

„O Gertrud, Gertrud! wenn die Leiden kommen,
So kommen sie wie einzle Späher nicht,
Nein, in Geschwadern. Ihr Vater umgebracht,
Fort eur Sohn, er selbst der wüste Stifter
Gerechten eignen Banns; das Volk verschlämmt,
Schädlich und trüb in Wähnen und Vermuten
Vom Tod des redlichen Polonius;
Und thöricht war's von uns, so unterm Busch
Ihn zu bestatten; dann dies arme Kind,
Getrennt von sich und ihrem edlen Urteil,
Ohn' welches wir nur Bilder sind, nur Thiere.
Zulezt, was mehr als Alles in sich schließt:
Ihr Bruder ist von Frankreich insgeheim
Zurückgekehrt, spielt den Verwunderten,
Hüllt sich in Wolken, und ermangelt nicht
Der Ohrenbläser, um ihn anzustecken
Mit gift'gen Reden von des Vaters Tod;
Wobei Verlegenheit, an Vorwand arm,
Sich nicht entblöden wird, uns zu verklagen
Von Ohr zu Ohr. O, liebste Gertrud, dies
Gibt, wie ein Traubenschuß, an vielen Stellen
Mir überflüss'gen Tod."

Noch schneller, als er es ahnt, brechen die Geschwader herein. Laertes ist schon mit den empörten Dänen vor der Thür, Ophelia im tiefsten Jammer ihres Wahnsinns tritt dazwischen. Da plötzlich komt die Kunde, daß auch Hamlet nicht nach England gefahren, sondern schon wieder gelandet ist. Verrath wird ersonnen, Degenspitzen geschliffen, Gift wird gemischt. Es ist Alles umsonst, der König rettet seine jammervollen Tage nicht. Es bricht Alles in einem entsetzlichen Sturze zusammen. Polonius ist erstochen, Ophelia im Wahnsinn ertrunken, Rosenkranz und Güldenstern werden an Hamlets Stelle hingerichtet, die Königin stirbt am Giftbecher, den der König für Hamlet gemischt, Hamlet selber durchsticht, nachdem er die Todeswunde bereits empfangen, mit dem für ihn selbst vergifteten Schwerte den König, und als auch Laertes an seinen

Wunden gestorben, beugt sich Horatio über den sterbenden Hamlet mit den Worten:

„Da bricht ein edles Herz. — Gute Nacht, mein Fürst,
Und Engelscharen singen dich zur Ruh!“

Wir stehen am Ende eines Dramas, das in seinem ganzen Aufbau, in der Entwickelung der einzelnen tragischen Momente, in seinen tiefsinnigen Monologen, in seinen blitzenden Wahrheitsfunken, in seiner ächt christlichen Anschauung von der Ehe, von Sünde, Buße, Gericht, Gnade ꝛc. in seiner feinen Erfindung und poetischen Gestaltung in seiner ernsten Mahnung und erbaulichen Wirkung schwerlich seines Gleichen hat. Es gibt viel zu denken, und Partien, die wir nicht mit einem Worte erwähnt haben, sind vielleicht noch ebenso reich, als was wir hier angedeutet und ausgeführt haben. Vor allem aber lernen wir das Wort Saxo's verstehen, das auch als Motto dem Drama vorangestellt werden könnte: Quisquis enim uno se flagitio dederit, in aliud mox proclivior ruit, ita alterum alterius incitamentum est.

Dglbk.. M. P.

---

## Tagelöhner, Edelmann und Pfarrer.

Einsender dieser Zeilen hat kürzlich von einem ihm sehr werten jungen, eifrigen, rüstigen und geschickten Elementarlehrer aus der Neumark, der ein treuer Jünger des Heilandes ist, einen Brief empfangen, in welchem zwei Mitteilungen ihn sehr schmerzlich berührt haben. Einsender würde auf einem directeren Wege denjenigen Personen, deren Verhalten die ihm schmerzlichen Thatsachen vornehmlich verschuldet, mit dem Ausdrucke dieses Schmerzes nahe zu treten suchen, wenn er sich nicht für verpflichtet halten müßte, die Mitteilung des lieben Lehrers als eine ganz vertrauliche zu behandeln. Er wendet sich deshalb an die Redaction der Ev. Kirchenzeitung mit der Bitte, ihm für den Ausdruck seines Schmerzes einigen Raum zu vergönnen. Auf diesem Wege gelangt das, was er auszusprechen hat, ja an mehr als einen Ort in der Neumark. In dieser Erwartung gedenkt Einsender der reichen Segengaben, welche der Herr der Neumark besonders in einer nicht geringen Zahl treuer Zeugen im Predigtamt und auch in einer Anzahl treuer Kirchenpatrone geschenkt hat. Gerade auf die Männer, welche in den gedachten Stellungen dem Herrn zu dienen haben, auf die Kirchenpatrone und die Prediger, bezieht sich aber auch die nachfolgende Mitteilung.

Der mitteilende Lehrer steht in einer Gemeinde, die meistens aus Tagelöhnern besteht. Eine Gutsherschaft, die sich in vielfacher Hinsicht in gutem Sinne vor andern Herschaften auszeichnet, ist im Orte. Er hat in der Schule seine Last zu tragen, weil die dieselbe fast ausschließlich besuchenden Tagelöhnerkinder andern Kindern an geistiger Regsamkeit bedeutend nachstehen. Er arbeitet aber gern in seiner Schule und fühlt sich wol in ihr. Die Kinder folgen und lassen sich leiten. Den ihm obliegenden Kirchendienst verwaltet er gern. Er möchte auch gern seinem Pfarrer in der Seelsorge helfend zur Seite stehen. — Welch ein Schatz ist ein solcher Lehrer! Einsender, der den Briefschreiber nicht blos aus seinen brieflichen Mitteilungen, denen das Vorstehende entnommen ist, sondern auch von Angesicht und aus einer unter seinen Augen geübten Thätigkeit kent, hätte ihn gern in seiner nächsten Nähe. — Aber der Lehrer kann in seinem Dorfe den Tagelöhner nicht nahe kommen, kein Verhältnis mit ihnen anknüpfen, weil sie gequälte Leute sind: an den 6 Werktagen arbeiten sie für die Herschaft, am Sontage arbeiten sie für sich. Als Mose den Kindern Israel das gnädige Vorhaben des Herrn eröffnete, hörten sie ihn nicht vor Verdrossenheit und harter Arbeit. Es wird auch dem Mose wol schwer geworden sein, an seine gequälte Brüder heranzukommen, aber er hat sich mit dem Auftrage Gottes Bahn gemacht. Ein junger Elementarlehrer ist aber kein Mose, den der Herr 40 Jahre lang in der Wüste präparirt hat, der darüber 80 Jahr alt geworden ist, und mit dem der Herr mündlich redete. Es ist aber schlimm, wenn ein junger, wol schüchterner aber doch eifriger Elementarlehrer nicht an die Leute kommen kann, auch am Sontage nicht. Die armen Leute stehen oft unter harter Dienstbarkeit. Der in den Geldbeutel hinein versunkene Sinn eines modernen Herrn belastet die Armen eben so schwer, wie die Unterdrückungspolitik Pharaos. Als Einsender Pfarrer in der Mittelmark war, und der Besitzer eines großen Mühlenetablissements Leute aus seine Parochie Sontags beschäftigte, und, wenn Einsender nicht irrt, sie an einem Karfreitag hatte Dünger abfahren lassen, ging Einsender zu diesem Herrn, der übrigens Wolthätigkeit übte und als Banquier in Berlin in einem sehr stattlichen Hause wohnte. Der meinte, er könne nicht anders; er habe, als er die Mühle angekauft, bei Berechnung des Kaufpreises welchen er zahlen könte, 7 wöchentliche Arbeitstage in Rechnung gestellt; wirtschafte er mit 6 wöchentlichen Arbeitstagen, so käme er zu Schaden. Das Mühlengrundstück hatte den Wert eines Ritterguts. Der Besitzer ließ sich nicht erweichen, Einsender mußte abgehen, als der Herr in höflicher Weise eine Geberde machte, welche sagte, daß es nun Zeit sei zum Gehen oder zum Hinausgeworfenwerden. Wenn ein Wucherer, der auf Speculation gekauft hat, so handelt, so ist das kläglich, aber nicht sehr zu verwundern. Unser Elementarlehrer hat es aber nicht mit einem Patron zu thun, von welchem anzunehmen ist, daß er ein Wucherer oder Spekulant sei. Einsender hat, um zu erfahren, wer der Patron ist, den Amtskalender des Frankfurter Regierungsbezirks pro 1864 aufgeschlagen, und einen adligen Namen von gutem Klang gefunden. Und in dessen Dorfe muß der Lehrer klagen, daß die Tagelöhner auch am Sontage gequält sind! Sie verrichten da freilich ihre eigne Arbeit. Aber sie thun ja das nur, weil der Edelmann nicht Einrichtung dahin getroffen hat, daß sie am Sontage ihre eigne Arbeit entweder zu verrichten nicht nötig haben, oder sie nicht verrichten dürfen. Das Nichtdürfen

kann er nicht erwirken, wenn er nicht zuvor in väterlicher Weise das Nichtnötighaben bewirkt hat. Erst wenn lezteres geschehen ist, hat er guten Muth, Kraft und Segen von oben, um es bei den Tagelöhnern durch väterliches Walten zu einem Nichtarbeiten zu bringen und in einzelnen Fällen ein Nichtarbeitendürfen am Sontage polizeilich zu erzwingen. Der Edelmann geht auf die Jagd, er hat Gäste und fährt zu Gaste. O einem Edelmann, der ein rechter Edelmann ist, der als ein Patriarch unter seinen Leuten dasteht und für sie als für seine Kinder sorgt, gönt man es mit Freuden, wenn er adlig lebt und adliger Beschäftigung nachgeht. Sein adliges Exterieur ist der Stolz seiner Untergebenen. Aber wenn ein Edelmann anders dasteht, wenn seine Leute am Sontage sich nicht in der Kirche sondern in hellen Haufen auf ihrem Kartoffelacker befinden, dann muß er, wenn er auf die Jagd geht, bei jedem Schritte, und wenn er beim Diner am wolbeseztem Tische sizt, bei allem sonstigen Behagen es fühlen, daß er wie auf einem unterhöhlten Boden ja auf einem Vulkan einhergeht oder sizt. Seine adlige Stellung hat ihre Unterlage verloren. Gott ist gerecht in allen seinen Gerichten. Jedem Menschen komt das Unheil, das er wirkt, auf seinen Kopf, und sein Frevel stürzt auf seinen Scheitel. Der in der Stelle 2 Mos. 6, 9 zuvor nach Stier mit Verdrossenheit überseżte hebr. Ausdruck bedeutet eigentlich Kürzung des Geistes oder, wie wir nach deutscher Weise wol sagen, Verengung des Geistes, wie sie bei dem niedergedrückten Armen eintritt, wenn er sich ganz auf seine irdische Last und Qual verschränkt und es bei ihm zu keiner Weitung des geistigen Blickes, zu keinem geistigen Aufschwung komt. Ein Ausdruck seines Elendes bleibt aber auch dann dem Menschen, das Schreien, und solch Schreien, selbst wenn es vor Menschen stumm sein sollte, hört der Herr. So hat er es bei den Kindern Israel in Egypten gehört, die Abrahams Samen waren und Kinder des Bundes, welchen der Herr mit Abraham gemacht hatte; er hört auch das Schreien unserer Tagelöhner, die ihm durch die Taufe angehören. In Folge dieses Hörens tritt dann bei dem Herrn eine Kürzung der Sele (so heißt es Richt. 10, 16 wörtlich, und es steht dasselbe Wort wie in 2 Mos. 6, 9 da) ein, die aber bei ihm nicht wie bei dem elenden Menschen eine aufgezwungene Verengung, sondern eine freie Concentrirung seines heiligen Eifers ist, eines Eifers, der die Errettung seiner unterdrückten Elenden und das Verderben der Unterdrücker wirkt. Einsender wünscht, daß solch Verderben Gottes nicht über unsern Adel komme, und schreibt dies in Hoffnung des Guten für diesen Stand und im freudigen Hinblick auf so manche verheißungsvolle Thatsachen, welche im gegenwärtigen Kriege in der Tüchtigkeit und Bravheit unserer Offiziere und in der aufopferungsvollen Thätigkeit des Johanniter-Ordens wie in den Friedenswerken nicht weniger treuer und opferfreudiger Kirchenpatrone zu Tage getreten ist. Einsender wünscht mit Anderen, die in gleicher Weise wie er ihrem Schmerze Worte gegeben, einen Schaden zu zeigen, damit er heil werde.

Einsender komt zu dem zweiten Punkt in dem Briefes seines Elementarlehrers. Lezterer steht, wie er mitteilt, mit seinem Pfarrer auf gutem Fuße, denn dieser ist ein lieber Mann, wie man wenige findet. Der Lehrer klagt aber, daß zwischen ihm und dem Pfarrer, dessen Mitarbeiter er sein möchte, ein inniger Verkehr nicht stattfinde, wie er ihn wünsche und derselbe nach Gottes Willen stattfinden solle. Er hat sich die Frage aufgeworfen, woran das liege, und ist beim Suchen der Antwort bei dem Umstande festgehalten worden, daß der Pfarrer gern Karte spielt, er (der Lehrer) aber nicht. Es werde dort viel Karte gespielt, die Noblesse seines Ortes gehe darin den übrigen voran (wen er mit Noblesse meint, weiß Einsender nicht), die Kirche werde schlecht besucht. Nun folgt noch eine Klage über den üblen Sinn der Lehrer in der Gegend. Die Nachricht über den Karte spielenden Pfarrer hat dem Einsender doch sehr wehe gethan. Dabei freut er sich, daß sein briefschreibender Lehrer dessenungeachtet mit so viel Ehrerbietung, Liebe und Anerkennung von dem Pfarrer redet. Das komt daher, weil er kein Karte spielender Lehrer ist. Die Karte spielenden Lehrer werden von dem Karte spielenden Pfarrer wol ganz anders reden. Es gibt Leute, bei denen man in Betracht ihrer geringen Gefördertheit im geistlichen Leben, besonders wenn dabei auch ihr geistiger Bildungsstand ein geringer ist, sich nicht wundern und es auch gelinde beurteilen kann, daß sie gerne Karte spielen. Aber der Pfarrer, der gern Karte spielt! Müssen dessen Predigten nicht nach den Karten schmecken? und muß es ihnen nicht an dem himmlischen Duft, der aus dem Worte Gottes uns anhaucht, fehlen? Die geistige Erregung, deren seine Sele fähig und deren auch jede Menschensele bedürftig ist, tritt hervor und verpufft am Kartentisch, als wenn ein Knabe zu seinem Plaisir ein Häufchen Pulver mit einem Schwefelhölzchen anzündet und in die Luft hinein verpuffen läßt. Die Abspannung und Müdigkeit, welche darnach eintritt, lagert sich in der Predigt ab und überträgt auf die Zuhörer, so viel deren sich einfinden, eine unwiderstehliche Neigung zum Einschlafen. Einsender hat es zu seinem Schmerze öfters bemerkt, daß in seiner Umgebung Elementarlehrer von guter Gesinnung, die auch in ihrem Berufe tüchtig sind und ganz Gutes leisten, doch der Neigung zum Kartespielen nicht widerstehen und darin eine Befriedigung finden. Er beurteilt es aber doch mit Nachsicht. Es sind Elementarlehrer, welche eben für eine bestimte Thätigkeit nur eine Abrichtung empfangen haben, übrigens ohne die Bildung sind, welche ihnen ein tieferes Eindringen in die Gegenstände, mit denen sie sich zu beschäftigen haben, ermöglichen könnte. Wenn ihr Herz nicht in tiefgehender Buße des Heils in Christo inne geworden ist, und es in ihrem Innern nicht sprudelt aus dem Brunn des lebendigen Wassers und dadurch als Ersatz für die mangelnde wissenschaftliche Bildung ein Forschen und seliges Suchen nach den reichen Schätzen des Hauses Gottes eintritt: dann greifen sie in geschäftsfreien Stunden und wenn sie sich in Gesellschaft befinden, zu den Karten. Aber ein

**Beilage.**

Pfarrer hat ja in Examinibus nachweisen müssen, daß bei ihm derjenige Grund wissenschaftlicher Bildung vorhanden ist, der ihn befähigt, die Gaben der Menge am Meer, die sich zu dem Herrn bekehrt hat (die Herrlichkeit Griechenlands und Roms), und die Schätze, welche die Menge der Kameele, die Läufer aus Midian und Epha herzutragen, um den Thron des Lammes Gottes zu stellen und sie allem Volk des Herrn vorzuzeigen und damit einen Chor zu bilden zum Preise des Herrn. Ist der Beruf nicht hoch und ergötzlich genug? und hat er damit nicht alle Hände voll zu thun? Wählt er dagegen die Ergötzungen des Kartentisches und treten die Erregungen der Wechselfälle des Spieles an die Stelle der Erhebungen, welche die stets sich erneuenden und mit stets sich verjüngendem Ergötzen uns anblickenden Herrlichkeiten unseres ewigen Königs bieten, dann wird der Glanz aus dem himmlischen Königspalaste, dessen der Pfarrer auf dem Bildungsgange teilhaftig geworden ist, welchen er innerhalb des heiligen Volkes Gottes auf Erden hat nehmen dürfen, erbleichen. Was von ihm komt, wird den Menschen vorkommen wie der Gestank von einem elenden ausglimmenden Talglichte. — Und nun die armen Tagelöhner unter einem Edelmanne, der es verschmerzen kann, daß sie Sontags auf ihr Fleckchen Land arbeiten gehen, und unter einem Pfarrer, der unter den Sorgen des Kartentisches ihrer Qual vergißt! Der Edelmann wird wol so viel Tact haben, daß er nicht auf der Pfarre beim Kartenspiel sizt. Was bleibt dem Pfarrer, da der Lehrer nicht von der Partie sein mag, übrig, als die Wirtschaftsinspectoren, welche täglich den Stecken des Treibers über die armen Leute schwingen, und den herschaftlichen Förster, vor welchem sie bei Tag und Nacht wegen des Kiefernstrauches und wegen der Waldstreu auf der Flucht sind, zum Kartentisch herbeizuholen. Solche Hirten über sein armes Volk sollte der Herr, der sein Blut für sein Volk vergossen hat, dulden und nicht richten! Wer diesem Gericht nicht verfallen ist, der erhebe seine Stimme gegen solche Diener am Heiligtum, ob sie sich möchten warnen lassen oder sich doch schämen wegen des lauten Zeugnisses wider sie.

---

## Nachrichten.

### Das neue Evangelische Kirchenbuch für das Großherzogtum Weimar.

(Schluß.)

Das Vorwort ist merkwürdiger Weise nicht vom Großherzogl. Kirchenrath, sondern von der Böhlau'schen Verlagsbuchhandlung in Weimar unterzeichnet, so daß man in der That in Versuchung komt, die naheliegende Frage aufzuwerfen, wie denn eine Buchhandlung überhaupt dazu komme, eine ganze Landeskirche mit einer neuen oder doch großenteils neuen Agende zu beglücken. Indeß deutet schon der Inhalt und die ganze Sprache des Vorworts darauf hin, daß die Ausgabe des Buches nicht ohne Genehmigung der kirchlichen Oberbehörde erfolgt sein werde. Man war allgemein darauf gespannt, ob die gesetzliche Einführung in den kirchlichen Gebrauch des Landes ins Werk gesezt werden sollte. Ein längerer Aufsatz im Kirchen- und Schulblatt, der bei greller Hervorhebung des liturgischen Notstandes die Anschaffung des evangelischen Kirchenbuchs in allen Kirchen empfahl, schien die gesetzliche Einführung vorbereiten zu sollen, und bald machte eine Verordnung des Großherzogl. Kirchenraths vom 2. Juli 1860 den Vermutungen ein Ende. Wir erlauben uns, diese Verordnung hier wörtlich wiederzugeben:

„Mehrfache Anzeigen und Anfragen von Geistlichen über das Bedürfnis und die Beschaffung einer Agende für ihre Kirchen, sowie die Kentnisnahme von dem teilweise sehr schlechten und unwürdigen Zustande der in den Gottesdiensten gebrauchten Exemplare der alten Agenden veranlassen uns, auf das in der hiesigen Hofbuchdruckerei erschienene Evangelische Kirchenbuch aufmerksam zu machen.

Dasselbe ist mit unserer Genehmigung auf Grund der älteren Weimarischen Agenden bearbeitet und in den Teilen derselben, welche für den gegenwärtigen kirchlichen Gebrauch nicht mehr ausreichen, dahin erweitert worden, daß sich in dem jezt ausgegebenen ersten Teil eine genügende Anzahl von Intonationen, Collecten, Gebeten, Fürbitten und Danksagungen für Sonn- und Festtage, sowie für Wochengottesdienste, Betstunden und Katechisationen vorfindet und dadurch eine entsprechende Auswahl und Abwechselung dem Geistlichen ermöglicht wird.

Indem wir daher zur Herstellung der in unsrer Landeskirche vielfach vermißten Uebereinstimmung und Einheit der liturgischen Formulare im Gottesdienst einen baldigen allgemeinen Gebrauch des evangelischen Kirchenbuchs wünschen müssen und dessen Anschaffung für die Kirchen dringend empfehlen, geben wir der Großherzogl. Superintendentur auf, die Geistlichen anzuweisen, daß sie

1. da, wo die älteren Agenden entweder nicht mehr vorhanden oder durch den langen Gebrauch in einem der Würde des Gottesdienstes nicht entsprechenden Zustande sind, sofort das evangelische Kirchenbuch anschaffen und in Gebrauch nehmen;
2. mit dem bisherigen Sontagsgebete nach der Predigt die Formulare S. 61 — 78 des Kirchenbuchs abwechselnd benutzen;
3. in den Festtagsgottesdiensten, in Wochenkirchen, Betstunden und Katechisationen sich der in dem Kirchenbuche dargebotenen Gebete in der Regel bedienen;
4. des Gebrauchs von Privatagenden sich im Gottesdienste hinfort enthalten; und
5. in keiner Weise, wie an einigen Orten vorgekommen ist, selbstgemachte Formulare, Verse oder fremde Lieder im

liturgischen Teile des Gottesdienstes am Altar oder auf der Kanzel vorbringen.

Die Großherzogl. Superintendenturen haben bei den Kirchenvisitationen davon Einsicht zu nehmen, ob und wie weit das evangelische Kirchenbuch vorhanden ist und beim Gottesdienste benuzt wird und darüber in ihren Visitationsberichten anher Nachricht zu geben. Weimar, den 2. Juli 1860.

Großherzogl. Sächsischer Kirchenrath.
von Wintzingerode."

Man sieht, eine directe und zwingende Einführung des evangelischen Kirchenbuchs in alle evangelischen Kirchen des Großherzogtums hat durch die Verordnung nicht geboten werden sollen. Man hat augenscheinlich davon Abstand genommen, um nicht auch bei uns einen Agendenstreit hervorzurufen, dessen Entwickelung und schließliches Resultat nicht mit voller Sicherheit vorausgesehen werden konte. Aber indem man sich zunächst auf den Wunsch der allgemeinen Einführung und auf die dringende Empfehlung des evangelischen Kirchenbuchs beschränkte, ergriff man zugleich die willkommene Gelegenheit, den Gebrauch von Privatagenden im Gottesdienste unbedingt auszuschließen, und die anderen vorgekommenen Willkürlichkeiten auf das Strengste zu untersagen. Nach dieser Seite hin begründet der Erlaß gegen den bisherigen Zustand einen unleugbaren Fortschritt, vorausgesezt daß der Inhalt des evangelischen Kirchenbuchs ein correcter und sachgemäßer ist und dem liturgischen Bedürfnis der Landeskirche thatsächlich entspricht. Soviel ist sicher, der Großherzogliche Kirchenrath bekent sich durch seinen Erlaß vollständig zu dem evangelischen Kirchenbuche und dessen Inhalt, die Bearbeitung ist mit seiner Genehmigung geschehen, er wird bei den Geistlichen überall Nachfrage darnach halten, und wenn außerdem die in den Unterabteilungen vorgeschriebenen Einzelheiten zur Ausführung gelangen, so wird innerhalb weniger Jahre das Kirchenbuch überall in Gebrauch sein. Man hat den Befehl der „Einführung mit einem Schlage" vermieden und hat schließlich doch dasselbe erreicht.

Sehen wir uns das evangelische Kirchenbuch etwas genauer an. Was zuerst den im Jahre 1860 erschienenen 1. Teil betrifft, so ist sein hauptsächlicher Inhalt bereits angegeben. Den Eingang bildet eine Intonationssamlung, welche zu den Intonationen der altweimarischen Agende noch eine Anzahl anderer hinzunimt und im Ganzen eine reiche Auswahl von wirklich guten und biblischen Inhalt bietet, wenn auch in der Aufeinanderfolge eine correctere Ordnung gewünscht werden muß und namentlich die Angabe des Halleluja für die hohen Feste ungern vermißt wird. Hierauf folgt die Collectensamlung, welche für die Sontage mit wenigen Ausnahmen wieder die Collecten der alten Agende beibehält, dagegen für die Festtage und für besondre Verhältnisse neben den alten einen reichen Schatz neuer Collecten in annehmbarer Form hinzufügt. Besonders reich ist die Gebetsamlung des Kirchenbuchs. Es ist uns keine evangelische Agende bekant, die so viele und so verschiedene Kirchengebete aufzuweisen hätte. Wir finden für die gewöhnlichen Sontage allein 12 angegeben, von denen Nr. 10 als eine Probe der altkirchlichen Gebetsermahnungen und ein Ansatz zum Diaconischen Gebet der morgenländischen Kirche erscheint, für die Adventszeit 3, für das Weihnachtsfest 3, zum Jahresschlusse 1, für das Neujahrsfest 3, für Epiphanias 2, für Mariä Reinigung 2, für Mariä Verkündigung 2, für die Passionszeit 4, für den Gründonnerstag 2, für den



Karfreitag außer dem Bußgebete 3, für das Osterfest 3, für Himmelfahrt 4, für Pfingsten 4, für das Trinitatisfest 3, für das Johannisfest 2, für Mariä Heimsuchung 2, für Michaelis 2, zum Erntefest 3, in Mißjahren 1, Fest aller Deutschen 3, Reformationsfest 3, Kirchweihfest 2, Allgemeiner Buß- und Bettag 3, Schluß des Kirchenjahres und allgemeine Todtenfeier 3, in Wochenkirchen und Betstunden 8, in Theuerung und Hungersnot 1, in Seuchen und großer Sterblichkeit 1, in Kriegsnot 1, nach überstandener Not 1, bei Katechisationen 6. Der in der Landeskirche an Gebeten vorgefundene Bestand ist hierbei im Ganzen gut bewahrt und in einer brauchbaren Gestalt wiedergegeben worden. Die neu ausgewählten Gebete schließen sich ausnahmslos den bewährten alten würdig an, nur hätten statt der würtembergischen und badischen Agende die vorhandenen Thüringischen Agenden, deren Vorbild näher lag, noch ergibiger benuzt werden können. Bei dem dargebotenen Reichtum an Gebeten fällt es etwas auf, daß die Apostteltage, die Missionsfeste, die Bibel- und Gustav-Adolf-Feste ganz unberücksichtigt geblieben sind. Woher soll man an solchen Tagen die Kirchengebete nehmen, da selbstgemachte mit vollem Rechte vom Gebrauche ausgeschlossen sind? — Die der neuen Agende einverleibte Recension der Litanei gereicht ihr zum wesentlichen Schmuck. Die Macht dieses von Luther äußerst hochgehaltenen Gebetes liegt in seiner erhabenen und strengen Einfachheit. Die weiter mitgeteilten kirchlichen Fürbitten und Danksagungen sind sämtlich frei von Sentimentalität, bekennen den Glauben und reden die Sprache der Schrift. Nur werden die kirchlich hergebrachten Einleitungen dazu, die doch bei Aufgeboten sogar rechtliche Bedeutung haben, vermißt, ebenso Formulare, wo es sich um Aufgebote geschiedener und unehrbarer Brautleute handelt. Sollen Leute die durch ihr Verhalten das siebente Gebot geradezu ins Angesicht geschlagen haben, gerade so behandelt werden, wie christliche ehrbare? Die Uebung der Zucht, die gewiß nicht hat abgestellt werden sollen, darf man nicht dem blossen Ermessen des Pastors überlassen. Warum ferner zulezt die Beichte und die Absolution im Anhange folgen, ist nicht recht einzusehen, ihre Stelle wäre besser im 1. Teil des Kirchenbuchs unter den kirchlichen Handlungen gewesen. Sie sind aber auch wegen der Art in der sie geboten werden, entschieden in Anspruch zu nehmen. Es fehlt die Retentionsformel, welche die alten Agenden fast ohne Ausnahme haben, und die Absolution bringt auffallender Weise zweimal das schon der Wortfassung nach schwerfällige „Verkündigen", während die altweimarische Agende richtig sagt: „ich verkündige euch die Gnade Gottes und vergebe euch anstatt und auf Befehl meines Herrn Jesu Christi alle eure Sünden im Namen Gottes des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes." Hier mangelt zur Aenderung jede Berechtigung.

Kirchenrath Dr. Teuscher, Herausgeber des officiellen Kirchen- und Schulblatts, hatte bei Gelegenheit der Ausgabe des 1. Teils die Erklärung abgegeben, daß unsre evangelische Landeskirche auf dem Grunde der reformatorischen Bekentnisse stehe, daß, so lange sie darauf stehe, kein Pfarrer das Recht habe, ihren Glauben zu alteriren, und daß das evangelische Kirchenbuch dazu bestimt sei dem liturgischen Teile des Gottesdienstes seine Uebereinstimmung mit Gesangbuch und Katechismus und dadurch mit den Bekentnisschriften der Landeskirche zurückzugeben und zu sichern (K. u. Schlb. 13. Heft, 1860). Diese Erklärung, zusammengehalten mit den im Vorwort des Kirchenbuchs dargelegten Grundsätzen, konte nur ein gutes Vorurteil für den Inhalt der neuen Agende erwecken. Wir freuen uns, bestätigen zu

können, daß dieses gute Vourteil in Betreff des 1. Teils im Allgemeinen nicht getäuscht worden ist. Der Tadel im Einzelnen darf uns nicht blind machen gegen die Gabe im Ganzen, namentlich nicht gegen die kirchliche Haltung, die sich durch alle Teile hindurchzieht. Die Mängel, die hervortreten, sind, wenn wir die Weglassung der beiden Collecten „wider den Satan" und „wider des Satans Gewalt" und die Veränderung der hergebrachten Absolutionsformel ausnehmen, im Uebrigen nicht dogmatischer Natur und verletzen nirgends die Treue des Bekentnisses. Bald nach dem Erscheinen der neuen Agende gab der kürzlich heimgegangene Ludwig Tümpel, Pfarrer zu Ernstrode im Herzogtum Gotha, bei Andreas Perthes eine sehr empfehlenswerte Schrift heraus, welche er „die liturgischen Verhältnisse Thüringens" betitelte und worin er die Gottesdienstordnung der Thüringischen Kirchen, ihre Intonationen, Collecten und Gebete mit besonderer Berücksichtigung des neuen Weimarischen Kirchenbuchs behandelte. Wir müssen seinem auf guten liturgischen Studien gegründeten Endurteile vollständig beistimmen: „Wenn in der Vorrede das Verfahren der Agendenredaction mit dem Herders bei Redaction des weimarischen Gesangbuchs verglichen wird, so können wir diesen Vergleich, und zwar zu Gunsten des Kirchenbuchs nicht zutreffend finden. Das Herdersche Gesangbuch enthält in seinem 2. Teile neben einzelnem Neuen, das wirklich probehaltig ist, sehr viel nicht selten im schlimsten Sinne Verwässertes, das zu dem guten Alten im schneidenden Gegensatze steht. Derartiges ist uns im neuen Kirchenbuche gar nicht begegnet. Ueberall wird in ihm das lutherische Bekentnis bestimt und unverkürzt laut, und es geschieht dies in einer Fassung, die kaum einmal vom kirchlichen, liturgischen Tone abirrt. Das ist gewiß ein Großes, welches dankbare Anerkennung verdient."

Dabei ist indeß nicht zu übersehen, daß dieses Urteil nach Lage der Dinge sich nur auf dem ersten Teil des Kirchenbuchs beziehen konte. Die Ausgabe des zweiten Teils erfolgte nicht so schnell, wie sie verkündet war, und mehrere Male wurde der schon festgesezte Termin der Ausgabe wieder hinausgeschoben. Offenbar haben vorher im Großherzogl. Kirchenrathe eingehende Verhandlungen statt gefunden, und was darüber verlautete, war nur teilweise beruhigend. Es handelte sich hauptsächlich darum, ob auch bei den heiligen Handlungen, welche der 2. Teil bieten sollte, die alten Formulare möglichst unverändert beibehalten und, da nötig, nur durch solche neue vermehrt werden sollten, die nach Form und Inhalt den alten verwandt wären, oder aber, ob man hier anders verfahren müsse. Z. B. beim Sacrament des Altars kent die im Fürstentum Weimar eingeführte alte Agende selbstverständlich nur eine Spendeformel, die lutherische. Man fragte sich: wird die neue Agende nur diese eine Spendeformel bringen oder wird sie mehrere zugleich darbieten? Und wenn das leztere, kann einer Buchhandlung, die doch das Vorwort als Herausgeberin unterzeichnet hatte, das Recht zuerkannt werden, eine solche Neuerung ohne weiteres vorzunehmen? Darf es in ihr Belieben gestellt sein, einer ganzen Landeskirche neben der bisher gültigen noch andere Spendeformeln als gleichberechtigt für alle Gemeinden zu octroyiren? Es kam das Gerücht auf, daß dies wirklich beabsichtigt werde, ja daß sogar neben der lutherischen auch die reformirte und eine sog. unirte Spendeformel Platz finden solle. Der Weimarische Sontagsbote, das Organ der bekentnistreuen Pastoren, fühlte sich veranlaßt, das freimütige Zeugnis abzulegen, die Kirchlichgesinnten im Lande könnten natürlich nur dann das dargebotene Kirchenbuch mit Freuden begrüßen, wenn sie darüber zur Gewißheit gelangt wären, daß durch sein Erscheinen und durch seine dringende Empfehlung der Bekentnisstand unsrer theuren evang.-luth. Landeskirche nicht im Geringsten alterirt werden solle; eine etwaige Einführung der Union auf dem Wege des Buchhandels würden sie lebhaft bedauern. Ein zweiter Aufsatz im Sontagsboten über dieselbe Angelegenheit schloß mit den Worten: „Wir haben die gute Zuversicht zu unsrer obersten Kirchenbehörde, sie werde die Herausgabe einer neuen Auflage der altweimarischen lutherischen Agende nicht dazu benutzen lassen, daß der Bekentnisstand der einzelnen Gemeinden in die Willkür ihres jedesmaligen Geistlichen gestellt und unter der Hand in unsre evangelisch-lutherische Landeskirche eine Art Union eingeführt werde, die dem Ursprung und der Geschichte unsrer Kirche gleich sehr widerspricht und die anderen Landeskirchen wahrhaftig nicht die Frucht der Eintracht gebracht hat. Geben wir uns der Hoffnung hin, daß durch die Gnade Gottes und durch die Weisheit unsres Kirchenregiments die unseligen Unionswirren von unserem Lande fern gehalten werden, die erfahrungsgemäß noch nirgends zum Guten ausgeschlagen sind."

Warnungen, wie diese, denen man die treue und redliche Gesinnung abfühlte, konten nicht unbeachtet bleiben. Sie wurden je länger, je mehr in gewissenhafte Erwägung gezogen. Die Folge davon war, daß man überall mit großer Vorsicht zu Werke ging und schließlich den ausgesprochenen Wünschen in der Hauptsache beipflichtete. Als endlich der 2. Teil des evangelischen Kirchenbuchs im Herbst 1863 ausgegeben wurde, konte er mit ungeheuchelter Freude und mit aufrichtigem Danke begrüßt werden. Wir sprechen diesen Dank um so lieber und um so freudiger aus, je weniger wir sonst Veranlassung haben, die Zustände unseres landeskirchlichen Lebens rühmend hervorzuheben.

Der 2. Teil des evangelischen Kirchenbuchs bietet die Formulare für die heiligen Handlungen und zwar so, daß jedesmal, wo es geschehen konte, das ursprüngliche der Weimarischen Kirche eigentümliche Formular vorangestellt wird und dann ein oder zwei meistenteils dem Würtembergischen Kirchenbuche entnommene Formulare sich anreihen. Wir können das hier zu Grunde liegende schon im Vorwort ausgesprochene Princip, das probehaltige Neue neben das ehrwürdige Alte zu stellen, im Allgemeinen nur billigen, obschon uns scheinen will, daß an einzelnen Stellen andere neuere Formulare einer sächsisch-thüringischen Landeskirche näher gelegen hätten, als immer blos die würtembergischen, die doch auf einem entfernten Boden erwachsen sind. Doch athmet das Würtembergische Kirchenbuch einen wirklich kirchlichen Geist, und es ist immerhin gut, daß man dieses als hauptsächliche Quelle benuzt hat, ehe man Gefahr lief, sich bei der Wahl anderer Agenden aus neuerer Zeit zu vergreifen. Die dargebotenen Formulare sind durchweg von solcher Beschaffenheit, daß durch sie nach keiner Seite hin das Bekentnis der lutherischen Kirche verlezt wird. Schwerfälligkeiten in den alten Formularen sind geebnet, Incorrectheiten in der Form sind getilgt worden, aber nirgends ist Unevangelisches und Modernes im üblen Sinne des Wortes neben das Evangelische und Altbewährte gestellt worden. Eine Concession an den Unglauben oder an den Rationalismus ist nicht bemerkbar; der liturgische Takt, in solchen Dingen eine besondere Gabe, ist überall gewahrt. Der 2. Teil des Kirchenbuchs, obwol an Umfang geringer, macht den Eindruck, als sei er noch genauer und fleißiger gearbeitet, als der erste, er ist mehr aus einem Gusse und redet in vielen Dingen eine bestimtere und festere Sprache.

In Betreff der Taufhandlung werden zunächst drei Formu-

lare für die Kirchentaufe dargeboten, dann eine besondre Anrede an die Paten bei Taufen unehelicher Kinder, ein Formular für die Haustaufe, für die Nottaufe, für Bestätigung der letzteren und zuletzt für die Proselytentaufe. Am meisten wird jedenfalls das erstre der alten Agende entlehnte Formular gebraucht werden, da es schon am meisten eingebürgert ist; es hat die Verbesserung erfahren, daß in ihm die Stiftungsworte der Taufe eine Stelle gefunden haben; die bei häufigerem Gebrauche allerdings zu lang erscheinenden Gebete sind in verkürzter Form mitgeteilt; die Abrenuntiation ist beibehalten, obwol in Klammern gestellt. Die Klammern sollen wol die facultative Benutzung bedeuten, was jedenfalls rathsamer erscheint, als wenn man die Abrenuntiation vorschreiben und hinterher die Geistlichen, die sich ihrer bedienen, preisgeben wollte. Das Formular für die Confirmation schließt sich in der Hauptsache an das altweimarische von 1699 an, macht das Taufbekentnis zur Grundlage und fügt mehrere Schlußgebete zur Auswahl bei. Für die Beichthandlung folgt die Beichte, fast scheint es im Gegensatz zu der im Anhang des ersten Teiles mitgeteilten Beichte, diesmal in ursprünglicher alter Form, die Absolution mit der von Vielen in der früheren Recension vermißten Retentions-Formel und mit den Worten: „ich vergebe euch anstatt und auf Befehl meines Herrn Jesu Christi alle eure Sünde im Namen Gottes des Vaters, des Sohnes und des heiligen † Geistes." Für die Zurückgabe dieser Form besonders dankbar, hätten wir doch noch den Abdruck der alten „Ermahnung an die Confitenten in der Beichtvesper" gern gesehen. Wenn die Ermahnung auch liturgisch wenig benutzt worden wäre, so konte sie doch als das Vorbild einer vom Geist gesalbten Beichtrede gelten und wäre besonders dem jungen Pastor von Segen gewesen.

Der Abendmalsritus, welcher mit gutem Rechte ohne Nebenformulare einzig und allein durch das alte Formular vertreten ist, wird erweitert und bereichert einmal durch die Paraphrase des Vaterunser und dann durch die alten Präfationen an Sontagen und an Festtagen. Als zulässige Spendeformeln werden nur die in den Ernestinischen Landen agendarisch festgestellten mitgeteilt, nemlich:

1. Herz. Heinrichs Ag. von 1539. Der Leib unsres Herrn Jesu Christi, für dich in den Tod gegeben, stärke und bewahre dich im wahren Glauben zum ewigen Leben. — Das Blut unsres Herrn Jesu Christi, für deine Sünde vergossen, stärke und bewahre dich im rechten Glauben zum ewigen Leben. Amen.

2. Kurf. Aug. u. Henneberg. K. Ordnung. Nehmet hin und esset, das ist der Leib Jesu Christi, der für euch gegeben ist, der stärke und erhalte euch im wahren Glauben zum ewigen Leben. — Nehmet hin und trinket, das ist das Blut Jesu Christi, das für eure Sünde vergossen ist; das stärke und erhalte euch im rechten Glauben zum ewigen Leben. Amen.

3. Casimir. u. Weimar. K. Ordnung von 1664. Nehmet hin und esset, das ist der wahre Leib eures Herrn Jesu Christi, für euch in den Tod gegeben; der stärke und erhalte euch im wahren Glauben zum ewigen Leben. — Nehmet hin und trinket, das ist das wahre Blut eures Herrn Jesu Christi, für eure Sünden am Stamme des Kreuzes vergossen; das stärke und bewahre euch im rechten Glauben zum ewigen Leben. Amen.

Diese ganze Fassung des Abendmalsritus, verbunden mit der dadurch bewirkten agendarischen Feststellung der Spendeformeln, ist ein großer Segen für unsre Landeskirche; es ist damit ausdrücklich und direkt ausgesprochen, daß das neue Kirchenbuch keine im Bekentnis verschwommene und halbwegs unirte Landeskirche, sondern eine Kirche im Auge hat, die, aus der lutherischen Reformation hervorgegangen ihres evangelisch-lutherischen Bekentnisses auch heute sich bewußt bleibt.

Von den Formularen für die Trauung konten wol die beiden lezten etwas gekürzt werden, da sie kaum jemals in ihrer ganzen



Ausdehnung werden gebraucht werden können. An die Formulare für Ordination und Investitur, die nach ihrem Inhalte dem Worte Gottes und dem Bekentnis der Kirche entsprechen und nach ihrer Form in der alten ehrwürdigen Sprache gegeben sind, schließt sich ein Formular für Einführung von Mitgliedern des Kirchgemeinde Vorstandes. Wir wollen eine Einwendung gegen das leztere nicht erheben, aber Männer, die dem allen, was in dem Formulare von ihnen verlangt wird, wirklich und gewissenhaft nachkommen, werden sich wol nur wenige unter den Kirchenvorstehern des Großherzogstums finden. Die Formulare für Einweihung einer neuen Kirche und für Einweihung eines neuen Gottesackers sind, weil ältere nicht vorhanden waren, neueren Ursprungs, ebenso die in großer Zahl mitgeteilten und auf die einzelne Alters- und Krankheitsverhältnisse Rücksicht nehmende Gebete vor und nach dem Begräbnis. Eine eigentümliche Zugabe, die von vielen besonders willkommen geheißen werden wird, sind die Schriftlectionen aus dem alten und aus dem neuen Testament, welche zum Gebrauche bei der Begräbnisfeier bestimt sind. Wer da weiß, welchen tiefen und nachhaltigen Eindruck ein bei solchem Anlaß verlesenes Schriftwort auf das Gemüt der Leidtragenden oftmals macht, wird die Wichtigkeit und das Heilsame einer passenden Auswahl solcher Schriftstellen anerkennen.

Eins vermissen wir, was wir, da es der erste Teil nicht brachte, wenigstens im zweiten erwartet hatten. Das ist die liturgische Ordnung des Hauptgottesdienstes. Die Vorschriften über den Gang des Hauptgottesdienstes, die sich in der altweimarischen Kirchenordnung von 1664 finden, gelten nicht für alle Teile des Großherzogtums, und auch im Fürstentum Weimar wird gegenwärtig an den meisten Orten der Hauptgottesdienst in so sehr verkürzter und verstümmelter Form gehalten, daß er einem vollständigen evangelischen Gottesdienste im Sinne der Kirchenordnung kaum mehr ähnlich sieht. Fast überall sind die altliturgischen Stücke des Introitus, des Kyrie, des Gloria, des Credo, des Confiteor abhanden gekommen, ebenso die Ersetzung derselben durch deutsche Lieder, wie sie die Kirchenordnung empfiehlt; und wo sie teilweise noch vorhanden sind, fehlt das Verständnis und die richtige Reihenfolge. Hier war in der That ein wirklicher und augenscheinlicher Notstand zu heben. Auf der historischen Grundlage, welche durch die Agende des Herzogs Heinrich von Sachsen für die Sächsischen Lande gegeben ist, vielleicht auch im Anschluß an die Ordnung des Hauptgottesdienstes in der Königl. Preußischen Agende von 1829 und noch mehr unter Benutzung der neuesten wissenschaftlichen Arbeiten, welche gerade auf diesem Felde durch ihre Tüchtigkeit sich auszeichnen, hätte eine bis ins Einzelne gehende Anweisung gegeben werden können, die jezt schmerzlich vermißt wird. Das Bedürfnis einer solchen Anweisung erscheint uns so wichtig und so zwingend, daß wir die Meinung nicht unterdrücken können, der Großherzogl. Kirchenrath habe nur deshalb davon Abstand genommen, weil die Einführung des ev. Kirchenbuchs zur Zeit nicht obligatorisch ist, und er habe deshalb vorgezogen, auf dem Wege einer besonderen kirchlichen Verordnung nachträglich eine allgemeine Ordnung des Hauptgottesdienstes der gesamten Landeskirche darzubieten.

Wie dem aber auch sei, das neue evangelische Kirchenbuch ist eine Zierde unsrer Kirche, und der in ihm dargebotene Reichtum liturgischer Schätze ist von der Art, daß er in jeder deutsch-evangelischen Kirche, die sich nicht ganz von ihrem Ursprunge gelöst hat, heilsam benuzt werden kann. Wir wünschen aufrichtig, daß recht viele Geistliche dieser theuren Gabe sich freuen und sie zum Segen der ihnen anvertrauten Gemeinden gebrauchen mögen.

---

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz in Berlin. Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

# Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1864. Mittwoch den 1. Juni. № 44.


## Das Verhalten der Kirche in der Schleswig-Holsteinschen Angelegenheit.

Ein Vortrag auf der Berliner Pastoralconferenz.

Wenn die Meinungen und die Neigungen der großen Menge einem Rohr gleichen, welches der Wind hin und her weht, so sollte man gleiches wenigstens nicht von denen sagen dürfen, die durch ihre christliche Erkentnis oder durch ihr Amt berufen sind zu den geistlichen Leitern des Volkes; und doch zeigt grade die Gegenwart, wie schwer es auch für die lezteren ist, sich von den beirrenden Einflüssen mächtiger Zeitströmungen freizuhalten. Noch bis zum vorigen Jahre war es, besonders in Süddeutschland auch in christlich-gläubigen Kreisen eine weitverbreitete Ansicht, daß Politik und Christentum nichts mit einander zu thun haben, daß die entgegengesezteſten politischen Parteistandpunkte sich mit der strengsten christlichen Auffassung vertrügen, daß ein gläubiger Christ auch in unseren Staatsverhältnissen ebenso gut fortgeschrittener Democrat wie Conservativer sein könne. Einer der hervorragenden Vertreter der evangelischen Kirche, Harleß, spricht in seiner im vorigen Jahre erschienenen Schrift: „Das Verhältnis des Christentums zu Cultur- und Lebensfragen der Gegenwart", am klarsten diesen Standpunkt aus. „Es graut mir vor nichts so sehr als vor dem, was man von mancher Seite her als politisches Verhalten eines Christen zu bezeichnen oder auch zu fordern sich berechtigt hält; denn das ist ganz dazu angethan, uns selbst und Andere entweder um den politischen Verstand oder um die richtige Wertschätzung und Verwertung des Christentums zu bringen; und solches pflegt überall da einzutreten, wo man meint, politische Theorien als Maßstab unseres politischen Verhaltens aus sogenanten christlichen Prämissen ableiten zu können. Denn diese Prämissen könnten in unsern innern geistigen Lebensbeziehungen zu Christo oder in dem Evangelium als Grund und Vermittelung dieser Beziehungen nur dann gesucht werden, wenn wir Christus und sein Evangelium zum Gesetz und Gesetzgeber machten, bei welchem die Entscheidung über kirchliche wie staatliche Rechtsfragen zu suchen seien", was eben durchaus nicht der Fall sei: „Die Rechtsform aber, in welcher sich der christliche Geist zu bethätigen hat, ist weder für die Kirche, noch viel weniger für den Staat von Anfang an mit dem Evangelio gesezt, sondern sie ist Sache der geschichtlichen Entwickelung, bedingt durch alle die verschiedenen Factoren des Culturlebens, wie sie in höchst verschiedener Weise den verschiedenen Entwickelungsstufen der Völker ihre eigentümliche Gestalt geben. Das Wachstum der Entwickelung und die hiermit gesezte Veränderlichkeit der Rechtsformen ist hier ebenso naturgemäß, als die ewige Gleiche des wahrhaft christlichen Geistes das der Natur des Christentums Entsprechende ist" (S. 66). „Ich weiß nicht, wem von beiden, dem Christentum oder der gründlichen Erwägung politischer Fragen, man mehr schadet, wenn man das Christentum in Dinge hereinzieht, über welche man aus jener Erkentnis, wie sie der Christ als solcher hat oder haben kann und haben muß, rein gar nichts weiß. Gleichwol fordert man im Namen des Christentums diese oder jene politische Parteistellung; ... da werden denn freilich alle diejenigen, welche das nicht wollen, im Handumdrehen zu Unchristen" (S. 74). „Deswegen sage ich: bleibt Christen in Allem, was ihr denkt und thut; aber laßt das Christentum aus der politisch-rechtlichen Prüfung und Entscheidung bei politischen Rechtsfragen weg! Ihr thut damit dem Christentum und der politischen Einsicht in gleichem Maße Eintrag" (S. 79). Wir meinen, das ist deutlich genug. Die Ev. K. Z. und die Berliner Pastoralconferenz haben sich im vorigen Jahre veranlaßt gefunden, gegen diese schroffe Abweisung des Christentums aus der Beurteilung politischer Fragen Einspruch zu erheben. Wie steht es nun jezt mit dieser Frage? Jezt geht grade von eben jenen Regionen, welche jene vollständige Trennung von Christentum und Politik verkündeten, die entgegengesezte Losung aus.

Haben wir uns entschieden dahin ausgesprochen, daß zwar nicht die Entscheidung bestimter weltlicher Rechtsfragen, wol aber die Entscheidung über die sittliche Geltung der Obrigkeit und das sittliche Verhältnis der Unterthanen zu ihr, über den Charakter und die sittliche Ordnung des christlichen Staates nach christlichen Grundsätzen zu geben sei, und daß die verschiedenen politischen Parteien nicht etwas außerhalb der christlichen Beurteilung Liegendes seien, so müssen wir jezt zu unserem nicht geringen Erstaunen hören, daß die Frage nach einer bestimter Erbfolge in einem deutschen und einem außerdeutschen Lande nicht blos eine christliche, sondern auch eine kirchliche Frage sei, daß es nicht blos für jeden gläubigen Christen, sondern und vor allem auch für die Geistlichen und für die theologischen Facultäten, „die unter dem Kreuze Christi stehen", in ganz Deutschland Beruf und heilige Pflicht sei,

hierin ihr Votum abzugeben und zwar zu Gunsten eines bestimmten Prinzen, und wo möglich alle, die noch einiges Bedenken über die rechtliche Sachlage und deren richtige Entscheidung haben, mit einem feierlichen Banne zu belegen; ja schon die bloße Ansichtsäußerung, daß diese Frage als eine schwierige und verwickelte nur von den rechtlich berufenen Instanzen, nicht aber von Volksversamlungen, geistlichen Vereinen und theologischen Facultäten entschieden werden dürfe, wird als Verrath am Vaterlande wie am Christentume erklärt.

Das Stärkste wol leistet in dieser Beziehung Dr. Ebrard („Wider die Kreuzzeitung", 3. Aufl. 1864), welcher zuerst sich ganz entschieden für jene vorhin erwähnte Nichteinmischung des Christentums in politische Fragen erklärt, und darin so weit geht, daß er selbst die Revolutionen beschönigt und sie wiederholt für einen Naturproceß erklärt, welcher nicht nach christlichen Principien beurteilt werden dürfe und an sich auch durchaus nicht wider das Christentum sei, unmittelbar darauf aber gegen die Kreuzzeitung und gegen diejenigen preußischen Conservativen, welche ihr Urteil über die Erbfolge in Schleswig-Holstein nicht unbedingt für den Prinzen von Augustenburg abgeben wollen, den heftigsten Vorwurf heuchlerischen Unchristentums schleudert, und die Anerkennung jener Erbfolge für eine unbedingte christliche Forderung erklärt. Auf die juridische Seite der Sache eingehend, von welcher er vermutlich nicht mehr versteht als die meisten andern Theologen, nennt er das bekannte wissenschaftliche Gutachten von Pernice „perfide", und diejenigen, welche die Sache noch nicht für ganz ausgemacht halten, werden mit Ausdrücken abgefertigt, die man bei einem den evangelischen Glauben vertretenden Consistorialrath eigentlich nicht erwarten sollte. „Keckheit, Schamlosigkeit, Sinnlosigkeit, Schildknappen der Kopenhagener Democratie, Schleppenträger der Kopenhagener Pöbelherschaft, scham- und ehrlose Lügenmäuler, die voller Lüge und Niederträchtigkeit den Leuten Sand in die Augen streuen, Kläffer, bubenhafter Jacobinerton" und ähnliche Bezeichnungen drängen sich förmlich in dieser Schrift, welche die Ehre des Christentums in dieser Rechtsfrage wahren will. Ebrard fordert von allen kirchlichen und gläubigen Predigern, daß sie für das Recht des Augustenburgers Zeugnis ablegen auf Grund des Gebotes: „Du sollst nicht stehlen", und fordert alle Christen auf, „Gott zum Richter aufzurufen, daß er den Lügnern und Königsverführern das Lästermaul stopfe"; denn „es gilt, die Krone Preußen und alle Kronen, es gilt, das Princip der Legitimität und des geordneten Staatsrechts und christlicher Rechtspolitik zu retten aus den Krallen einer Partei, die aussieht wie ein Lamm und redet wie ein Drache, die den Namen Christi in ihrem Munde und das Kreuz an ihrer Stirn führt, in Wahrheit aber darauf ausgeht, die Grundlagen christlich-sittlicher Ordnung im Staat und in den Staaten in gleißnerischer Selbstsucht zu unterwühlen; darum ergeht an alle Christen und vor allem an alle Prediger in Preußen, die dem Herrn Jesum lieb haben, der Ruf: „Machet euch auf und gehet aus von ihnen", ... und öffnet endlich einmal euern Mund



zu lautem Zeugnis in euern Kirchenblättern und auf euern Conferenzen und wo sonst passender Anlaß sich bietet! Um der Ehre des Herrn Jesu Christi und um des Heiles der euch anvertrauten Selen willen liefert dem Volke den Beweis, daß das bibelgläubige Christentum kein Werkzeug der Polizei und kein Deckmantel der Bosheit ist, und daß Christentum und Kreuzzeitung entgegengesezte Dinge sind! Das walte Gott. Amen."

Die Aufforderung an uns, auf unsern Conferenzen unsern Mund zu öffnen zu lautem Zeugnis für die Ehre des Herrn und für die christliche Wahrheit, können wir nicht abweisen, wir wollen sie erfüllen; wir können und wollen dabei aber nicht fragen die so offenkundig bis zum hassenden Fanatismus sich steigernde Parteileidenschaft, sondern auf Grund des Wortes Gottes die mit christlicher Besonnenheit erfaßte geschichtliche Wirklichkeit. Jene Eiferer sollten doch nicht vergessen, daß in aufgeregten Zeiten der einseitige Parteigeist auch das Urteil oft in seltsamer Weise irreleitet, wie wir das ja handgreiflich an den Urteilen der Engländer über die gegenwärtigen Streitverhältnisse erfahren können, Urteile, die großenteils von der Art sind, daß unser deutscher Verstand sie zu begreifen außer Stande ist. Das Maßlose in den Aeußerungen Ebrards erklärt sich zum Teil daraus, daß derselbe Geist in einem großen Teile der außerpreußischen Geistlichen und Theologen herscht, und jener also in seinem Rechte zu sein glaubte, diesem Geiste einen möglichst starken Ausdruck zu geben. Allbekannt ist die den Reigen eröffnende Erklärung der Kieler theol. Facultät gegen die Kreuzzeitung, in welcher leztere in regelrechter Form mit dem Banne belegt wird; die Aufforderung an sämtliche evangelischen Facultäten Deutschlands, sich diesem Banne anzuschließen, ist nur sehr spärlich erfüllt worden. In Baiern stehen die Erlanger Theologen und die hohen lutherischen Kirchenbeamten mit an der Spitze der Bewegung, deren Organe großenteils eine so feindselige Erbitterung gegen Preußen und gegen unsere conservative Partei bekunden, daß wir Bedenken tragen müssen, einiges davon an dieser Stelle wiederzugeben. Wir bemerken nur, daß die in steter Wiederholung wiederkehrenden Schlagwörter sind: Verrath an Deutschland, betroffen von dem Fluche der Nation, frevelhaft vergossenes Blut, schmachvolle Preisgebung der deutschen Ehre, freventliches und niederträchtiges Mitfüßentreten des zweifellosen und heiligen Rechtes, feiger Knechtessinn, Misachtung der Heiligkeit christlicher Ordnung, heuchlerisches Schänden des Christentums u. dgl.

Fürwahr, wenn in einem Augenblicke, wo Tausende von unseren Brüdern und Söhnen für die Befreiung Schleswig-Holsteins vom dänischen Joch in todesmutigem Kampfe ihr Blut vergossen haben, wo aller Deutschen Herzen nur von einem Gefühl des Dankes gegen Gott und vaterländischer Freude erfüllt sein sollte, wenn in solchem Augenblicke solche Worte ausgesprochen werden und nicht blos von Seiten derer, deren Natur es ist, die Majestäten zu lästern und den Samen der Zwietracht und der Auflehnung zu säen, sondern auch von

Seiten derer, die von sich selbst rühmen, unter dem Kreuze Christi zu stehen, und die wir gewöhnt sind, als unsere christlichen Mitkämpfer gegen den Geist der widerchristlichen Welt zu betrachten, so haben wir wol allen Grund, über solche Verirrungen aufgeregter Parteileidenschaft tiefen Schmerz zu empfinden und ein christlich Zeugnis abzulegen gegen unsere Brüder, daß sie Unrecht thun an ihres Volkes, an ihres Glaubens Genossen.

Wir fragen also: welche Stellung hat der gläubige Christ, insbesondere der christliche Geistliche einzunehmen zunächst in Beziehung auf die Lösung der Rechtsfrage und dann in Beziehung auf die gelöste? Die evang. Pastoralconferenz hat natürlich weder den Beruf noch das Recht, und ich glaube wol auch nicht die Neigung über die Rechtsfrage selbst ein Votum abzugeben, und wir halten uns auch schlechterdings nicht für befugt, gegen irgend jemand, welcher diese Frage nach der einen oder andern Seite entscheiden zu müssen glaubt, ein Verdammungsurteil auszusprechen; was uns aber obliegt, das ist über jene Einmischung der Theologie und der Kirche in rein bürgerliche Rechtsfragen ein entschiedenes Zeugnis abzulegen, als über ein ganz unevangelisches, von den Evangelischen gegen das Papsttum mit vollem Rechte gerügtes Verfahren. Wir erinnern nur an jenes gegen die eifernden Gegner schon mehrfach angewandte abweisende Wort des Herrn: „Mensch, wer hat mich zum Richter oder Erbschichter über euch gesezt" (Luc. 12, 14); da handelte es sich auch um eine Erbschafts- oder Erbfolgefrage, und der Fragende war auch der Meinung, Recht müsse doch auch Recht bleiben, und der Herr habe als Vertreter der Wahrheit auch hier eine Entscheidung zu treffen. Wenn nun der Herr selbst, der über alle irdische Obrigkeit erhaben war, dennoch weder in Anderer, noch in eigenen Angelegenheiten in das richterliche Recht der geordneten Obrigkeit eingriff, um wie viel weniger haben seine zur Verwaltung geistlicher Güter berufenen Diener den Beruf und das Recht, in das richterliche Recht der geordneten Obrigkeit durch vorgreifende Urteile einzugreifen und sich zu Richtern in weltlichen Rechtsfragen aufzuwerfen. Wenn sich die Kirche mit Recht dagegen verwahrt, daß die weltlichen Ordnungen in ihre inneren, rein geistlichen Angelegenheiten entscheidend eingreifen, so müssen wir uns im Namen der christlichen Ordnung überhaupt dagegen verwahren, daß die Kirche und ihre Diener in das Gebiet des Rechtes weltlicher Obrigkeit eingreife. Man vergesse nur nicht, daß es sich in dem vorliegenden Falle ja nicht um christliche Grundsätze, sondern um die Entscheidung über das persönliche Recht dieses oder jenes Fürsten handelt; und zu solcher Entscheidung sind in dem europäischen Völkerrecht bestimte richterliche Instanzen geordnet, deren Urteil vorzugreifen Niemand, geschweige denn die Geistlichen ein Recht haben. Man warte doch wenigstens ab, ob die bei diesem Rechtsstreit beteiligten Personen wirklich die theologischen Facultäten und die geistlichen Synoden um ihr Gutachten oder ihre Entscheidung befragen werden; so lange dies aber nicht der Fall ist, und ich halte es nicht für wahrscheinlich, daß er eintreten werde, so gilt wol der alte, wolbegründete Satz: was deines Amtes nicht ist, da laß deinen Fürwitz. — Sagt man aber: es haben ja doch so viele und hervorragende Rechtskundige ihr Urteil bereits abgegeben, und nach diesem richten wir uns, so ist einfach zu bemerken, daß dies eben Privaturteile sind, welche die endgiltige Entscheidung der berechtigten Behörde niemals ersetzen können, daß ferner thatsächlich entgegengesezte Urteile von Rechtskundigen vorliegen, und es sich für den Theologen nicht geziemt, als die höhere Instanz über dieselben entscheiden zu wollen, und daß endlich in einer offenkundig so überaus schwierigen und verwickelten Frage ein endgiltiges Urteil so lange auch für den Rechtskundigen unmöglich ist, als nicht die verschiedenen, die Erbfolge beanspruchenden Parteien, — und es sind deren bekantlich mehr als zwei, — gehört und mit ihren Ansprüchen geprüft sind; eine einzige, uns bisher noch unbekante Urkunde kann möglicherweise eine überraschende Wendung der Sache herbeiführen. Und da sollen die Geistlichen und Theologen von vornherein nicht blos ein entscheidendes Urteil haben und fällen, sondern dasselbe mit dem heiligen Salböl christlicher Weihe heiligen und mit dem feierlichen Bannfluch gegen Zweifelnde und Andersdenkende schützen?

Und wenn man in hocherregten Worten es ausspricht, daß es sich schlechterdings um nichts anderes handelt, als um das treue Festhalten des klaren Rechtes eines bestimten Fürsten, so möchten wir doch fragen, ob man sich von jener Seite dieses Rechtes mit demselben hohen Eifer annehmen würde, wenn, was doch rechtlich sehr wol möglich gewesen wäre, statt des Prinzen von Glücksburg der Prinz von Augustenburg zum Erben des dänischen Thrones erwählt worden wäre, und dieser nun vermutlich sich grade so unter die Kopenhagener Democratie gefügig gebeugt hätte, wie sein Vetter, und wie er es selbst unter die deutsche Democratie gethan, ob man da nicht doch vielleicht seine Erbfolge in Schleswig-Holstein zu verteidigen etwas weniger beflissen gewesen wäre. Wir würden diesen geringeren Eifer nicht tadeln, entnehmen aber daraus die Weisung, daß es sich in dieser Frage wirklich noch um höhere Interessen handelt, als um das persönliche Erbrecht einer bestimten Person; und grade in diesen höheren, eben auch von den kämpfenden Heeren vertretenen Interessen ist der Gegensatz zwischen unserer christlich-conservativen Partei und den christlichen Gegnern keineswegs ein so großer, daß um dessentwillen eine so lebhafte Zornesaufwallung, ein solches Aufbieten der kirchlichen Mächte gegen uns entschuldbar wäre. Auch wir erklären es mit voller Entschiedenheit, daß es einem gläubigen Christen durchaus nicht gleichgiltig sein könne, wie es in weltlicher Beziehung in seinem Vaterlande zugehe, daß warme und treue Vaterlandsliebe, nicht blos gegen das engere, sondern auch gegen das gemeinsame deutsche Vaterland, und nicht blos in Worten, sondern vor allem in aufopfernder That jedes Christen heilige Pflicht sei, daß er also für das Wol und die wahre Ehre seines Vaterlandes auch Zeugnis abzulegen habe

gegen alle, die es anfechten, und wir denken, es haben die evangelischen und die römisch-katholischen Geistlichen, die bei unsern Heeren sind, es haben die Brüder des Rauhen Hauses und die helfenden Schwestern beider Kirchen hinreichend bekundet, wie sich solche christliche Vaterlandsliebe zeige, wir billigen es auch, wenn die Vertreter der evang. Kirche an der berechtigten Stelle ihre Stimme erheben, um den vielen und argen Bedrückungen der deutschen Kirche und Schule in den Herzogtümern zu Hilfe zu kommen, — aber wir verwahren uns mit eben solcher Entschiedenheit dagegen, daß ein bestimtes Urteil über die Lösung der obschwebenden Erbfolgefrage den Ausweis gebe über christliche und unchristliche Gesinnung, daß also die Kirche und ihre theologischen Vertreter auf Grund ihres kirchlichen Berufs und ihres christlichen Charakters hierüber ein Urteil abzugeben hätten. Mit ganz gleichem, vielleicht mit noch größerem Rechte könnten die theologischen Facultäten und die Geistlichkeit ein Urteil über die Heeresreform oder über die Grundsteuerregulirung abgeben und für dasselbe von allen gläubigen Christen Zustimmung fordern.

Anders freilich als für die Geistlichen in dem übrigen Deutschland steht die Frage für die Geistlichen in Schleswig-Holstein selbst, an welche die persönliche Entscheidung in der Forderung des Diensteides unmittelbar herantrat. Man kann diese Frage nicht leichthin damit für abgemacht erklären, daß man sagt, die Geistlichen hätten einfach den Eid der thatsächlich vorhandenen, den Eid fordernden Obrigkeit zu leisten gehabt, denn jedermann sei unterthan der Obrigkeit, die Gewalt über ihn hat; — so leicht ist die Sache nicht zu lösen, denn der Apostel sagt ja nicht, jedermann sei unterthan jedem, der Gewalt über ihn hat, sondern der Obrigkeit, die Gewalt über ihn hat, wie Luther den Grundtext richtig übersezt. Die Obrigkeit mag sündlich, ungerecht, ja unrechtmäßiger Weise geworden sein, jedenfalls aber muß sie Obrigkeit sein, bevor sie Anspruch auf Unterthänigkeit machen kann. Welches aber in diesem Falle die Obrigkeit sei, das war eben die Frage, die durch die bloße Eidesforderung der einen Seite nicht gelöst wird, zumal wenn der Fall vorlag, daß der Inhalt des geforderten Eides ohnehin völlig gesetzwidrig war. Diejenigen Geistlichen der Herzogtümer, welche nach ihrer Einsicht der Sachlage der Ueberzeugung waren, daß der Prinz von Augustenburg der rechtmäßige Erbe der Herzogtümer sei, konnten nach ihrem Gewissen nicht anders, als den geforderten Eid verweigern; diejenigen, welche der Ueberzeugung waren, daß das Londoner Uebereinkommen die Frage endgiltig entschieden habe, haben ebenfalls ihrem Gewissen gemäß gehandelt, wenn sie den Eid leisteten; wir können der Ansicht sein, daß diese oder jene über die Rechtsfrage sich geirrt, wir können keinen der beiden vom christlichen Standpunkte aus einen Vorwurf machen. Wenn aber diejenigen Geistlichen, an welche jene Entscheidungsfrage gar nicht herantritt, sich ein entscheidendes Urteil zuschreiben und für dasselbe im Namen des Christentums Zustimmung fordern, so greifen sie ebenso in fremdes Amt, wie sie Misbrauch treiben mit dem Heiligen. Die mit solcher Heftigkeit für eine bestimte Entscheidung der Frage auftretenden Geistlichen und Theologen in Baiern, Würtemberg und Baden werden nicht dadurch gerechtfertigt, daß sie ja in Uebereinstimmung mit ihren Regierungen urteilen, denn es gehört ja wol nicht zum christlichen Unterthanengehorsam, bestimte Rechtsansichten seiner Regierung durch kirchliche Verdammung Andersdenkender zu stützen und zu verfechten, sintemal es auch nicht bekannt ist, daß sie dazu von ihrer Obrigkeit aufgefordert worden wären.

Gesezt nun aber, die Rechtsfrage der Erbfolge sei zweifellos klar und von juridischem Standpunkte aus entschieden, gesezt, was wir ebenso wenig behaupten als bestreiten wollen, das persönliche Anrecht eines bestimten Prinzen an die Herzogtümer sei rechtlich unanfechtbar, wie hat sich dann der evangelische Geistliche dazu zu verhalten? Haben dann nicht jene süddeutschen Geistlichen Recht, wenn sie auf Grund des Satzes: „Recht muß doch Recht bleiben", die Forderung stellen, daß alle Geistlichen und alle gläubigen Christen Deutschlands mit ihrem Zeugnis und mit allem ihrem Einfluß für dieses Recht eintreten? Diese Fragen müßten wir unter jener Voraussetzung unbedingt bejahen für alle diejenigen, die einen wirklichen Beruf haben, ein solches Urteil abzugeben, also für die, welche Mitglieder der rechtmäßig berufenen Ständeversamlung der Herzogtümer sind, wir müssen sie ebenso bestimt verneinen für alle diejenigen Geistlichen und Theologen, die solchen Beruf nicht haben; denn der geistliche Beruf ist es eben nicht, weltliche Rechtsfragen zu entscheiden und zu verfechten, sondern das Reich Gottes zu erbauen. Die Päpste und die Bischöfe der römischen Kirche mögen bei ihren Einmischungen in den weltlichen Stand oft genug das Recht vertreten haben, und einem Heinrich IV. ist von Gregor VII. nicht grade Unrecht geschehen, dennoch verwerfen wir jene Einmischung als eine Vermischung der von Gott gesezten Ordnungen, als ein Heraustreten aus der eigentümlichen Aufgabe der Kirche, darum als einen Misbrauch der geistlichen Macht. Hüten wir uns, daß wir im Wahne, das weltliche Recht durch die Kirche zu stützen, nicht jenem wie dieser Unrecht thun. Jener Jude, der Christum auch zur Vertretung seines Rechtes aufforderte, hatte wahrscheinlich auch das Recht auf seiner Seite, und Christus wußte darum, und doch lehnte er solche Einmischung ab; und der Frage: „ists recht, daß man dem Kaiser Zins gebe?" gab der Herr in der Antwort eine sittlich-religiöse Wendung. Es ist wol Sache der Kirche, durch die Selsorge und durch allgemeinere sittliche Einwirkung möglichst den Sinn für Recht zu wecken und Unrecht zu verhüten, aber direct und unmittelbar hat die Kirche und haben die Geistlichen nicht den Beruf, das weltliche Recht zu vertreten.

(Schluß folgt.)

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz in Berlin. Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

# Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1864. Sonnabend den 4. Juni. № 45.


## Das Verhalten der Kirche in der Schleswig-Holsteinschen Angelegenheit.

(Schluß.)

Liegt dies schon in dem auf das Innerliche, Geistliche gerichteten Wesen der Kirche und des geistlichen Berufs, so führt noch eine andere, unabweisbare Betrachtung zu demselben Ergebnis. Nur im idealen, sündlosen Zustande der Menschheit würden sittliches, positives und thatsächliches Recht einander decken und vollständig zusammenfallen, in dem wirklichen, von der Sünde und ihren Folgen durchzogenen Zustande gehen alle drei vielfach auseinander; die Kirche aber hat ihrem Wesen und ihrer Bestimmung nach nur das sittliche Recht zu vertreten. Wenn Johannes der Täufer dem Herodes rügend sagte: „es ist nicht recht, daß du deines Bruders Weib hast", so trat er für das sittliche, für das göttliche Recht ein; in die Thronfolgefrage haben weder der Täufer, noch Christus, noch die Apostel sich eingemischt. Das positive Recht ist von dem sittlichen oft sehr verschieden, und nicht von diesem, wol aber von jenem gilt der sehr richtige Satz: summum jus summa injuria; wollte die Kirche starr und steif die Vertretung des positiven Rechts zu ihrer Aufgabe machen, so würde sie damit unfehlbar oft in den Fall kommen, das sittliche Recht aufzuopfern. Die Kirche hat von alten Zeiten her vielfach für die Begnadigung der dem strengen Rechte Verfallenen sich verwandt und damit eben ihre sittliche Aufgabe im Gegensatze zu dem positiven Rechte erfüllt. Hat so das positive Recht, um dessen Vertretung durch die Kirche es sich ja jezt handelt, grade an dem höheren sittlichen Rechte, welches die Kirche rechtmäßig vertritt, eine sehr wesentliche Schranke, so hat es nach der andern Seite eine solche in dem thatsächlichen. Es ist jezt eine auch gesetzlich anerkante Wahrheit, daß in bestimten Fällen das Recht des Einzelnen dem Wole und dem darauf gegründeten Rechte des Gemeinwesens weichen muß. Das Recht des Eigentums ist eins der klarsten und zweifellosesten; aber wenn die Gemeinde oder der Staat durch mein Grundstück eine Straße legen will, so muß ich es hergeben, ich mag wollen oder nicht. Es mag ein gefährlicher und vielem Misbrauch ausgesezter Satz sein, daß das Wol des Ganzen das Recht des Einzelnen aufhebe, nichtsdestoweniger ist er nicht blos ein zu allen Zeiten und überall angewandter, sondern auch ein schlechthin notwendiger. Will man die strengen Regeln des Besitzrechts ohne die Anerkennung jenes Satzes an den Bestand der gegenwärtigen Staaten legen, dann ist der bei weitem größere Teil dieses Bestandes unrechtmäßig. Soll das uns wie ein Meduſenhaupt fort und fort entgegengehaltene Wort: „Recht muß doch Recht bleiben", in jenem Sinne folgerichtig angewandt werden, so muß Deutschland wieder in seine mehr als dreihundert reichsunmittelbaren Kleinstaaten aufgelöst werden, die aufgehobenen Klöster und Kirchengüter müßten wieder vom Staate herausgegeben werden, und ein nicht geringer Teil der europäischen Throne müßte an andere, rechtmäßigere Besitzer zurückgegeben werden. Es kann uns nicht einfallen, alle diese thatsächlichen Zustände sittlich gerechtfertigt zu finden; aber die endgiltige Ordnung der durch Unrecht verwirrten Rechtszustände liegt glücklicherweise nicht der Kirche ob, sondern den Mächten, denen nach göttlicher Fügung der Beruf und das Schwert gegeben ist. Was in dem einzelnen Staate die Obrigkeit, das ist in einer Gesamtheit von Staaten ihre Vereinbarung; und wie jener, so gebürt dieser von Seiten der christlichen Unterthanen auch gehorsame Unterwerfung. In dem Weiterschreiten der Geschichte wird es oft zur Notwendigkeit, daß die an sich wolbegründeten Rechte einzelner Staaten oder Personen umgewandelt werden in eine neue, der Gesamtheit der christlichen Völker ersprießlicheren Ordnung. Der europäische Staatenverband hat nicht blos Wachtdienste zu thun zum Schutze der besonderen Rechte der Einzelnen, sondern hat auch neues Recht zu erschaffen und zu ordnen. Das ist nicht blos ein unglücklicher Notstand, das ist eine sittlich rechtmäßige Ordnung. Jeder von uns hat gewiß seine bestimten Wünsche, in welcher Weise die gegenwärtig Europa aufregende und bereits mit Blut und Flammen gezeichnete Frage zu lösen sei; die Lösung selbst aber haben nicht wir, am wenigsten wir Geistlichen vorzuschreiben, die haben wir den dazu berufenen Obrigkeiten zu überlassen, die sie nach ihrem Gewissen und nach ihrem Vermögen zu vollbringen haben; unsere christliche Aufgabe ist nicht, durch Aufregung der Leidenschaften der leicht erhizten Menge der besonnenen Erwägung der Obrigkeit Schwierigkeiten in den Weg zu legen, sondern vielmehr die Gemeinden hinzuweisen auf das Vertrauen zu ihrer Obrigkeit, zur willigen Unterordnung unter das von ihr Beschlossene. Christliche Aufgabe ist es nicht, ein äußerliches Recht blindlings durchzusetzen durch Aufwühlen aller

Leidenschaften der einander feindseligen Völker, sondern das Erreichbare zu vollbringen mit weiser Besonnenheit; und der Kirche Aufgabe ist es nicht, die Abneigung der Völker und der Völkerstämme durch Aufreizen zum Haß zu steigern, sondern das Wort des Friedens zu verkünden.*)

---

## Die kirchliche Gleichheit der christlichen Konfessionen als theologischer Grundsatz.

Oder:

Sollen die gläubigen Christen aus andern Konfessionen zur evangelischen, bezüglich zur lutherischen Kirche übertreten?

Erster Artikel — zur Geschichte der Frage.

Wir brechen diese Frage nicht vom Zaune, sie ist alt genug und hat ihre Geschichte, und sie ist in ein neues Stadium ihrer Geschichte eingetreten. Sie ist neuerdings von lutherischen Bekennern verneint worden. Unsres Erachtens eine äußerst misliche Verneinung — mit dem lutherischen ja mit dem evangelischen Bekentnis und Predigtamt durchaus unverträglich. Wir möchten etwas dazu beitragen, daß diese Brüder in solcher Richtung nicht fortfahren. Orientiren wir uns zunächst zur Geschichte der Frage.

Ob es für die Gläubigen der andern Konfession rathsam, ob es ein Gewin für dieselben sei, evangelische Kirchgenossen zu werden — es gab eine Zeit, wo dies in der lutherischen Kirche überhaupt nicht fraglich war, mindestens eine feste Bejahung der Frage sich für jederman von selbst verstand. Wir meinen die Zeit, wo diese unsre Kirche ob der Fülle, Einheit und Reinheit ihrer Lehre, die sie wirklich erreicht hatte, mit einem heiligen Stolz erfüllt war. Sie wußte was ihr von Gott gegeben war (1 Kor. 2, 12). Ihr Bekentnis stand auf dem Felsen des göttlichen Wortes, eine hochgebaute und feste Burg. Und wenn sie dennoch, wie die Kirche Christi allerwege, auch einem Schifflein auf ungestümen Wassern glich, so fuhr sie mit dem schwellenden Segel der Zuversicht, daß vor der Macht ihrer Lehre, weil sie Gottes Wort sei, aller Wind und Sturm fremder Lehre zulezt verstummen müsse und werde. So fuhr sie auch als ein Missionsschiff daher, zwar nicht auf dem Ocean des Heidentums, aber auf dem breiten und tiefen Binnenmeer der Kirchenverderbnis — nicht um äußerlich Proselyten zu machen, sondern um Selen zu retten aus der großen gewaltigen Flut, in der unzähliges armes Christenvolk das Grab seines Glaubens und seines Friedens gefunden hatte. Dem Reichtum ihrer Lehre stand damals auch ein Reichtum gläubigen und gottseligen Lebens in der Gemeinde zur Seite. Armut am Gottesdienste und gottesdienstlicher Herlichkeit drückte sie noch nicht, und wenn auch ihr Kirchenregiment und ihre gesamte äußere Verfassung ein Zelt unter freiem Himmel war, für das man in der Dogmatik keinen rechten Platz finden konte und das man für die Zukunft nicht ohne Sorgen betrachtete, so befand sie sich unter dem Provisorium einstweilen doch wol. Es war gut sein in dieser Kirche Gottes, und kein rechter Lutheraner trug Bedenken, die ganze verarmte und verirrte Christenheit, auch die Kinder Gottes aus andern Konfessionen hereinzunötigen. Freilich war bei vielen Lutheranern mit diesem berechtigten kirchlichen Selbstgefühl auch der Schatten einer einseitigen oft blinden Unterschätzung, ja Verachtung der andern christlichen Kirchengemeinschaften verbunden. Man betrachtete diese, durch die Hitze des Kampfes verleitet, lediglich als Ausartungen, als Ausgestaltungen von Irrtümern in Lehre und Leben, in Gottesdienst und Verfassung. Man kante ihnen gegenüber kein andres Verhältnis, als das des Angriffes und der Verteidigung, und kein andres Ziel, als das ihrer endlichen Beseitigung. Diese Auffassung herschte wie in der Wissenschaft, so auch in der öffentlichen Lehre, bis in den Konfirmations- und Schulunterricht hinein. Prediger und Lehrer pflegten das Thema vom Unterschied der christlichen Konfessionen dadurch zu erledigen, daß sie die Eigentümlichkeit der reformirten Kirche durch eine Hinweisung auf die absolute Prädestinationslehre und auf die reformirte Herabsetzung der heiligen Sacramente beschrieben, in Betreff der römischen Kirche aber an einer Aufzählung ihrer handgreiflichsten, äußersten Verirrungen in Lehre und Gottesdienst, und an einem Auszug aus der Geschichte der hierarchischen Gräuel sich genügen ließen. — Die Herlichkeit unsrer Kirche kam zum Falle, ihr Licht fast zum Erlöschen, aber jene Schatten behaupteten sich auf geeigneten Räumen noch lange. Zwar der baare Unglaube hielt es für gleichgiltig, welcher der bestehenden Kirchengemeinschaften Jemand angehöre. Er begriff nicht, wie sich Jemand um seinen Konfessionsstand Sorge machen und aus Gewissensgründen an einen „Konfessionswechsel" denken könne. Dagegen hielt der gemeine Rationalismus, der das Predigtamt beherschte, den schroffen Gegensatz gegen die katholische Kirche mit mehr als protestantischer Zähigkeit fest. Die Lehrunterschiede der lutherischen und reformirten Kirche konten ihm gleichgiltig sein, nachdem er die höchsten christlichen Heilswahrheiten der Verachtung preisgegeben hatte; er konte sich gegen beide protestantische Konfessionen einstweilen überhaupt neutral verhalten, weil er in Beiden ein gleiches Maß von Aberglauben und auch einen gleich starken Ansatz zu einer Kirche der reinen Vernunft zu erblicken meinte. Aber die römische Kirche — nicht die Lehre und Konfession derselben, die ihm näher stand als die evangelische, sondern diese Kirche als Kirche mußte er haßen, denn hier waren noch Mauern, gegen die er nicht anlaufen konte. Und es gehörte daß ganze volle Maß seiner Beschränktheit dazu, wenn er eine nach seinen Principien gereinigte „evangelische" Kirche

*) Die Versamlung erklärte auf den Antrag des Vorsitzenden durch Aufstehen ihre herzliche Zustimmung zu dem Inhalte des Vortrages.

noch für wert hielt, ja um so mehr für wert hielt, von katholischen Christen ihrer eigenen Kirche vorgezogen zu werden.

Das neue Glaubensleben, das hernach in unsrer Kirche erwachte, nahm den Konfessionen gegenüber eine gegen ehedem völlig veränderte Stellung ein. Es lag in der Natur dieser jugendlich, frischen und innigen, an Erkentnis aber noch schwachen Frömmigkeit, daß sie die Reife des früheren kirchlichen Lebens noch nicht verstehen, geschweige denn sich aneignen konte. Sie bewegte sich auf breitester evangelischer Grundlage und traf hier mit einem gleichen Leben in der reformirten Kirche, auch mit den christlichen Lebensregungen zusammen, welche damals hin und wieder in der katholischen Kirche sichtbar wurden. Unbekümmert um konfessionelle Schranken reichte man Allen, die ihren Glauben an den Heiland und ihre Liebe zu ihm bekanten, die Bruderhand und eröffnete sich ihnen zu voller Lebens- und Liebesgemeinschaft. Man that recht daran — es war kindliche Einfalt. Aber doch nicht ohne Fehl. Das Nichtverstehen der Schranken, über die man sich hinwegsezte, führt leicht zum Misverstehen derselben. Man hielt sie für bloße Hemnisse und für schon hinfällige Hemnisse der Einheit aller Kinder Gottes, und meinte der Zeit die völlige Beseitigung derselben überlassen zu können. Aber die Hinfälligkeit war nicht auf Seiten der Konfession. Alles Frühlingsleben bringt auch taube Blüten, und es konte nicht fehlen, daß jene Erwartung als eine taube Blüte abfiel. In der römischen Kirche wußte man der jugendlichen Thorheit, aber auch dem jugendlichen Leben selbst ein baldiges Ziel zu setzen. In der evangelischen Kirche hat das neue Leben, das trotz aller Herodianischen Versuche hier erwuchs, jener kindlichen Anschauung sich selbst entledigen können. Aber es hat sich diese Erledigung in sehr verschiedener Weise und nicht ohne weitere Verirrungen vollzogen. Am gewöhnlichsten war der Uebergang aus der naiven Neutralität in einen bewußten Antikonfessionalismus, der in Betracht der beiden protestantischen Kirchengemeinschaften und zu Gunsten einer neu zu bildenden allgemeinen evangelischen Kirche den Unionsweg einschlug, während er der römischen Kirche gegenüber den reinen Protestantismus wieder aufnahm. Eine Richtung evangelischer Gläubigkeit, die ohne mancherlei Erbstücke von Rationalismus, und ohne mancherlei neue Vergleiche mit jenem alten Feinde kaum hätte eingeschlagen werden, geschweige denn bis zu solchen Erfolgen, wie es leider geschehen, hätte behauptet werden können. Es ist den Unionismus gelungen, seine Entscheidung über unsre obige Frage so weit zur Geltung zu bringen, daß in der ganzen protestantischen Christenheit nur noch selten ein Mensch an einen Uebertritt von der reformirten zur lutherischen Kirche denkt, ja in ganzen großen Gebietsteilen der evangelischen Kirche Deutschlands ein eigentlicher Uebertritt zur lutherischen Kirche einstweilen gar nicht stattfinden kann. Es ist ihm durch all sein Niederreißen und Planiren gelungen, die evangelische Kirche überhaupt auch in den Augen der katholischen Christenheit so weit herabzusetzen, daß Gläubige von drüben jezt wol seltener als je zu uns herüber kommen wollen.



Rom kent die alte lutherische Kirche; es hat sich mit dem Bekentnis derselben Jahrhunderte lang im Kampfe des Geistes — es hat sich mit Fürsten und Völkern aus dieser Kirche leider auch auf blutigen Schlachtfeldern gemessen. Achtung vor ihrem Namen ist drüben auch noch jezt hergebracht. Und gläubige Katholiken hatten vormals wol eine Liebe zu dieser Kirche, auch wenn sie sich scheuten, es mit der That zu bekennen. Aber die neu in Angriff genommene, noch im Bau begriffene Unionskirche flößt, so weit unsere Wahrnehmungen reichen, den Feinden des Evangeliums im römischen Lager keine Furcht vor ihrer Macht, und den Freunden keine Lust zu ihrer Schönheit ein.

Eine völlig neue Schätzung der bestehenden Kirchengemeinschaften unternahm unter den Gläubigen der evangelischen Kirche eine Partei, die keiner der christlichen Konfessionen einen unbedingten Vorzug vor der anderen einräumen, auch keiner derselben ganz angehören, aber auch jeder Mitwirkung zur Auflösung oder Vermengung derselben sich enthalten will. Eine Partei evangelischer Sonderlinge, aber es sind Männer darunter, deren Stimmen sonst in geistlichen und weltlichen Dingen und in weiten christlichen Kreisen hochgeachtet werden. Sie rühmen an der lutherischen Kirche die ächte Katholicität ihrer Lehre, und es ist ihnen wert und wichtig, als katholische Christen sich im Mitbesitz dieses lutherischen Erbes zu wissen. Aber sie theilen mit dem Unionismus das Misfallen an der Thurmhöhe und den Thurmspitzen des lutherischen Lehrbau's. Sie möchten wie jener das evangelische Bekentnis mit der Augsburgischen Konfession abschließen, und erachten wie jener den ganzen Ausbau der lutherischen Kirchenlehre für „Schultheologie", die für den Glauben wertlos sei und den Gegensatz gegen die andern Konfessionen ohne Not und Nutzen überspanne. Sie haben es hierbei, während der Unionismus den Schlagbaum der Konkordienformel gegen den Kalvinismus fallen läßt, vornehmlich darauf abgesehen, den massiveren Unterschied zwischen der evangelischen und der römischen Kirchenlehre wie er in der Apologie und in den Schmalkaldischen Artikeln vorliegt, zu bedecken, und eine relative Lauterkeit der Lehre auch für die römische Kirche zu retten: trotz des Tridentinums, wo sich der Koloß der römischen Irrtümer bekantlich noch ausgeprägter darstellt als in unsern symbolischen Büchern. Gewiß eine bei evangelischen Bekennern noch unerhörte Nachsicht, aber bei dem Maße der Sympathie und Vorliebe, das sie der römischen Kirche außerhalb der Lehre zuwenden, doch erklärlich. Die weltgeschichtliche Bedeutung und Leistung dieser Kirche — daß sie das abendländische Heidentum bezwungen hat — die Mittel, deren sie sich zur Lösung dieser Aufgabe bedient hat — der feste gewaltige, mit so glänzendem Geschick hinausgeführte Bau ihrer äußeren Verfassung, womit sie den Widerstand der Völker und Fürsten gebrochen — der mannichfaltige Reichtum ihres Kultus, womit sie die Sinnlichkeit des Heidentums fürs Himmelreich gefangen genommen — auch die Menge der Gaben und Kräfte, die ihrer äußern Gestalt noch einwohnen, und die sie für die ganze christliche Kirche er-

hält: das Alles steht in den Augen jener Freunde so hoch, daß sie es für Beschränktsein, auch für Undank und Splitterrichten erachten, wenn man mit der römischen Kirche noch nach altem Münzfuß um die Wunden und Schäden, auch um die Schmutzflecken rechnen wollte, die sie in ihrem Riesenkampfe mit der heidnischen Welt sich zugezogen. Also man leistet und verlangt Verzicht auf den Protestantismus, nicht blos auf den wirklich abkömmlichen, bornirten beschränkten Protestantismus, der in einem großen Teil der evangelischen Welt noch blüht und sich aufbläht, sondern auf den Protestantismus überhaupt, bis aufs Princip. Ein Verzicht, wobei man selbstverständlich auch darauf verzichtet, daß ein römisch-katholischer Christ um seines evangelischen Glaubens willen noch nötig habe oder gut daran thue, die römische Kirche zu verlassen. Wer selbst neben und zwischen den Konfessionen wohnt, und wer in dieser Lage sein Genüge und Behagen findet, der kann einem noch unfreien Konfessionellen, dem seine konfessionellen Verhältnisse Gewissensnot machen, nur dazu rathen, daß er sich ebenso einrichten möge. Jedenfalls ein viel leichterer Ausweg aus konfessioneller Beschwerung, als jener oft rauhe und schwere, auf den die Kirche je und je gehalten hat und halten muß. Es ist eine persönlich bequeme und heitere Lage, in welcher diese Gläubigen der evangelischen Kirche sich befinden. Sie entgehen vielen Kümmernissen und Sorgen, die einen armen unfreien Lutheraner plagen. Sie suchen und finden kraft ihres katholischen Anrechtes an die Gnadengaben aller Kirchengemeinschaften für Alles, was sie und was auch wir hüben vermissen, drüben den vollen Ersatz, und wo wir über die Schäden und Gebrechen unsrer Sonderkirche seufzen, erfreuen sie sich an den Harmonien ihrer katholischen Sphäre. Wir halten diese praktische Antwort auf unsre obige Frage für einen kräftigen Irrtum, der bei weiterer Verbreitung schweren Schaden für die Kirche bringen würde, der aber durch Gottes Gnade, vermöge der Wahrheit, die er enthält, bis jezt wol mehr gefördert als geschadet hat. Namentlich wir Lutherischen verdanken dieser Richtung manchen guten Fingerzeig, um unsrerseits das rechte Verhältnis zu den andern christlichen Konfessionen zu finden.

In das alte Verhältnis der lutherischen Kirche zu den andern Kirchengemeinschaften ist auch der neuerwachte lutherische Glaube nicht wieder eingetreten. Weder in die Licht- noch in die Schattenseite desselben. Die Lichtseite hat er noch nicht wieder einnehmen können. Wo sollte ihm jenes volle Maß kirchlichen Selbstbewußtseins und heiligen Stolzes herkommen, das seiner Mutter zu jener ihrer Blütezeit eignete und das ihr so wol anstand? Wol greifen wir wieder nach dem Schatz der herlich erbauten Lehre, der unserer Kirche durch Gottes Walten geblieben ist, wollen ihn immer fester erfassen und als den unsrigen wieder hoch emporhalten. Aber wir wissen, daß zwischen dem Reichtum unsrer Urkunden und dem Bekenntnisleben, das unsre Kirche jezt wieder führt, noch eine weite Kluft besteht. Ob auch das Bekentnis der Kirche in Tausenden ihrer Glieder, in Hunderten ihrer Zeugen und Diener wieder lebt — einer lutherischen Kirche nach alter Herlichkeit, mit jener Einheit, Reinheit und Fülle der öffentlichen Lehre können wir uns nicht rühmen. Nirgends auch nicht in solchen Deutschen oder außerdeutschen Landen, wo die Kirche vor dem thätigen Unionismus bis jezt noch volle Ruhe gehabt hat. Noch bietet die sichtbare Gestalt der Kirche auch in dem Betracht, wo sie einst schön und stattlich war, den Anblick des Verfalls dar — statt fester Mauern hängende Wände, schwach zum Trutz wider die Feinde und wenig einladend für Fremde, die etwa kommen und sich nach Wohnung bei uns umsehen. — In die Schattenseite jenes vormaligen Konfessionsstandes uns wieder hineinzustellen, davor hat uns außer allen Pfählen in Fleisch und allen Faustschlägen durch Satans Engel auch ein wesentlicher Fortschritt bewahrt. Wir haben uns mehr und mehr darauf besonnen, daß die von uns geschiedenen Konfessionen doch noch etwas Anderes sind, als bloße Irrtumsgebilde — daß sie auch über ihr ökumenisches Bekentnis hinaus noch Schöpfungen des heiligen Geistes sind, mit einem Reichtum besondrer Gaben und Kräfte, die ihnen die Gnade Gottes trotz aller Irrtümer und Verunstaltungen bisher erhalten hat. Wir erkennen, daß außer dem Angriff und der Verteidigung gegen die andern Konfessionen zum rechten Konfessionsstande noch ein Drittes gehört, das man allzulange verabsäumt hat: die Empfänglichkeit für das, was diese ihrerseits uns zu bieten haben. Der Ultra-Protestantismus glaubt es zwar nicht, aber es ist dennoch so, daß es gerade bei „steifen" Lutheranern jezt die offensten Augen gibt für gewisse Pfunde, mit denen die reformirte Kirche wuchert — offenere Augen als bei den Unionsfreunden, die an der Sondergestalt dieser Kirche so wenig Wertvolles und Wichtiges sehen als an der Selbständigkeit der unsrigen. Es würde mit diesem Verständnis lutherischer Seits schon weiter gediehen sein, hätte nicht eben der Unionszwang daran gehindert. Man kann ein paar Geschwister, die sich sonst vertragen, sehr leicht zum Streite bringen, wenn man sie zwingt, in einem Bette zusammenzuschlafen. Leichter wird uns in dieser Beziehung die Empfänglichkeit für die Gaben der katholischen Kirche. Hier hindert kein Unionszwang. Man hat uns dieser Kirche so fern gelassen, wie nur möglich. Beide Kirchen, die katholische wie die evangelische, hatten und haben volle Freiheit, wider einander zu Felde zu liegen, wenn nur gewisse landrechtliche Grenzen eingehalten werden. Beide haben es gelernt, von dieser Freiheit einen mäßigen, vorsichtigen Gebrauch zu machen, und wenn es auch auf römischer Seite mit der Anerkennung evangelischen Christentums noch lange nicht so weit ist, wie manche unsrer Freunde meinen, so befinden doch wir Lutherischen uns bereits in der Lage, wegen der von uns eingenommenen Stellung vom großen Haufen unsrer eignen Kirchgenossen samt und sonders des „Katholicismus" bezüchtigt zu werden. Analog dem angeblichen „Pietismus" aller christlichen Gläubigkeit. Je weiter wir in dieser Richtung vorgehen, um so mehr werden wir erkennen,

wie viel wir von der katholischen Kirche noch zu lernen — wie viel wir von dort her uns wieder zu holen und anzueignen haben. Und nicht blos von der römischen Kirche. Wir zweifeln nicht, daß auch die Kirche des Orients, deren Inneres uns Occidentalen durch ein fast tausendjähriges Schisma und die weite räumliche Entfernung fast unbekanter ist, als den heutigen Geographen das Innere Afrika's, noch kirchliche Schätze birgt, deren Oeffnung und Mitgenuß uns zu Gute kommen würde. Die sonst gangbare Vorstellung, als ob diese ehrwürdige Mutter des ökumenisch-christlichen Bekentnisses und der christlichen Theologie schon längst und lediglich zu einem Schemen ihrer einstigen Herlichkeit geworden und einer näheren Beachtung nicht mehr wert sei, hat ja nach den Ergebnissen neuester Bekantschafts-Versuche schon hinfallen müssen. — Es ist aber für alle Besuchs- und Entdeckungsreisen in andern Konfessionsgebieten die Vor- und Hauptbedingung, daß unser eigener Konfessionsstand dabei gesund bleibt. Und wir würden uns jenen Vorwurf des Katholicismus, der wider diesen nun betretenen Weg schon jezt nach den ersten Schritten erhoben wird, noch viel freudiger gefallen lassen, wenn wir nicht zugestehen müßten, daß manche unsrer Brüder wirklich schon auf Abwege hierbei gerathen sind.

Einer dieser Abwege, eine wirklich „katholisirende Richtung" ist schon vielseitig besprochen und zum Gegenstande der Warnung gemacht worden. Es fängt diese Richtung da an, wo man in dem Verlangen nach Gütern und Gaben, die wir entbehren, und die uns drüben in der römischen Kirche um so heller zu glänzen scheinen, den Blick auf das Besiztum der eigenen Kirche sich trüben, zur Unterschätzung desselben und zur Undankbarkeit dafür sich verleiten läßt. Man geht dann auch weiter, wird ungeduldig und eilig, und geräth auf doktrinelle oder praktische Thorheiten. Man begnügt sich nicht mit der Erforschung und Anerkennung des ächt Katholischen in der römischen Kirche und mit vorsichtiger Zurechtlegung des Fundes für den zu erhoffenden kirchlichen Gebrauch, sondern macht selbsteigene Anstalt zur Aufnahme neuer Bräuche und Elemente, und versucht es wol gar, sich auch mit römischen Irrtümern zu befreunden. Als eines Beispiels weitgehender Verirrung gedenken wir der anerkennenden Auffassung des römischen Marienkultus, die in einzelnen lutherischen Kreisen, zuerst in Süddeutschland, hervorgetreten ist, und die neuerdings auch einen norddeutschen lutherischen Pfarrer zu dem Versuche geführt hat, der Mutter Gottes durch biblische Beweisgründe auch in der evangelischen Kirche eine über das Menschliche erhabene Stellung zu verschaffen. Wir verweisen auf die beiden Artikel über das Büchlein „Ave Maria", welche die Ev. K. Z. im vorigen Jahrgang gebracht hat. Eine erhebliche Gefahr für die Kirche befürchten wir von dieser Richtung nicht. Sie wird vielleicht bei einzelnen Wenigen, die sich ganz darin gehen lassen, einen traurigen Ausgang haben. Unsre obige Frage muß von diesen verneint werden; dieselben werden auch vielleicht noch vor der umgekehrten Frage anlangen, ob gläubige evangelische Christen zur römisch-katholischen Kirche zurückkehren sollen, und können am Ende nicht umhin, sie zu bejahen. Aber im Allgemeinen ist dieses Gemisch von kränklicher Toleranz und Sympathie wol eine der Modekrankheiten mit leichterem Verlauf, wie sie im theologischen und auch sonst im „gebildeten" gläubigen Publikum zu kommen und zu gehen pflegen. Für die Gemeinden möchte diese Seuche wenig Ansteckendes haben. Die Masse des evangelischen Volkes katholisirt bekantlich auf ihre eigene, ganz abweichende und weit schlimmere Art. Sie ist in ihrem Glauben dem römischen Pelagianismus treu geblieben und den wahren Protestantismus — die Religion der engen Pforte und des schmalen Weges — hat sie noch nie verstanden. Aber gegen alles Römisch-Katholische in Kultus und Verfassung stellt sie sich in den entschiedensten, oft ganz beschränkten Gegensatz. Worüber viel zu sagen wäre. Diese herkömliche Abneigung, die den Interessen jener katholisirenden Richtung schroff gegenübersteht, eignet auch den einfältig Gläubigen im Volk, und wir werden noch viele Mühe damit haben, die Vorurteile gegen gut katholische Bräuche und Institutionen hinwegzuräumen.

Leider ist aber die lutherische Schätzung der andern Konfessionen auch noch auf eine andere Verirrung gerathen, die wir für weit bedenklicher erachten müssen, weil sie von einem ganz neuen, auf dem kirchlichen Gebiet noch unerhörten Grundsatz ausgeht. Man proklamirt die Gleichheit der christlichen Konfessionen, zunächst als theologisches Princip, aber in der Hoffnung, auch die Kirche werde es als das ihrige acceptiren. Sind es bis jezt auch nur Einzelne, welche diese Bahn beschritten haben, so nimt es uns doch Wunder, daß dieselbe anscheinend noch wenig Beachtung gefunden hat. Das Princip ist ein so energisches, daß zeitiger Widerstand dringend not thut. Zwar meint man mit diesem Paritätsprincip die Selbständigkeit und das Eigentum der lutherischen Kirche aufs Beste zu wahren. Aber alle Selbsttäuschung bei Seite ist's eine Entäußerung von Bekentnis und Kirche. Man erklärt und bekent die römisch-katholische und die lutherische Kirche, indem man die griechische und die reformirte Kirche als resp. „Gefolge" anschließt, als zwei völlig gleichberechtigte, gleich hochbegabte und für die kirchliche Entwicklung gleich notwendige Teile des kirchlichen Gesamt-Organismus. Keine von beiden Kirchen habe demnach Ursache und Recht dazu, eine Schwächung der andern durch Uebertritte von der einen zur andern zu be-

fördern, zumal es sich um eine dabei zu erlangende wesentliche Verbesserung für das gläubige Individuum gar nicht handeln könne. Ein Sieg dieses Princips würde die Lehre von der Kirche und die Kirche überhaupt auf den Kopf stellen. Darüber in einem folgenden Artikel.

---

# Nachrichten.

## Colenso vor dem geistlichen Gerichte in der Capstadt.

(Nach den Berichten der englischen Zeitschrift „The Guardian.")

Am 17. Nov. vorigen Jahres haben in der Capstadt vor dem Bischof Gray, als dem Metropoliten von Süd-Afrika die Verhandlungen gegen den Bischof Colenso von Natal begonnen. Als Beisitzer fungirten die Bischöfe von Grahamstown und dem Oranje-Freistaat. Als Ankläger erschienen der Dechant Douglas und die beiden Archidiaconen Merriman und Badnall. Der Curator der Gray'schen Bibliothek, Dr. Bleek, trat für den Angeklagten auf, jedoch nur, um einen Protest gegen das Verfahren zu Protokoll zu geben. Die Anklage umfaßte neun Punkte:

1. Der Angeklagte habe gelehrt, daß der Heiland den Tod nicht an Stelle der Menschen erlitten oder Züchtigung und Strafe für unsre Sünden auf sich genommen habe und daß Gott nicht mit uns durch den Tod seines Sohnes versöhnt sei. 2. Er habe gelehrt, daß die Rechtfertigung in dem Bewußtsein bestehe, für gerecht gerechnet zu sein; daß alle Menschen, selbst ohne dies Bewußtsein zu haben, von Gott als gerecht behandelt und für gerecht gerechnet werden; daß alle Menschen als Glieder der großen menschlichen Familie der Sünde gestorben und der Gerechtigkeit wieder auferstanden seien; er leugne also die Rechtfertigung aus dem Glauben. Er lehre: allen Menschen werde die neue Geburt zur Gerechtigkeit in der Stunde ihrer leiblichen Geburt zu teil, d. h. sie würden wiedergeboren wenn sie als Glieder der großen menschlichen Familie in diese Welt geboren würden; ebenso lehre er, daß alle Menschen zu jeder Zeit Anteil haben an dem Leibe und Blute Christi; er leugne also, daß die heil. Sacramente im allgemeinen nötig zur Seligkeit seien und daß sie irgend eine besondere Gnade mit sich brächten; er leugne, daß der Glaube das Mittel sei, wodurch Leib und Blut Christi empfangen und genossen werde und daß der Glaube nötig sei, damit die Gnade, welche Gott den Sacramenten mitteile, eine heilsame Kraft und Wirkung habe. 4. Er erkläre, die Lehre von der Ewigkeit zukünftiger Strafen nicht länger behaupten und vortragen zu können. 5. Er lehre, daß die h. Schrift das Wort Gottes zwar enthalte, aber nicht das Wort Gottes sei. 6. Er rede und handle von der h. Schrift als von einem rein menschlichen Buch, das durch Gott den h. Geist nicht inspirirt oder nur in soweit inspirirt sei, als man auch andere Bücher inspirirt nennen könne. 7. Er leugne die Authentie, Echtheit und Glaubwürdigkeit gewisser Bücher der Schrift ganz oder zum Teil, wodurch das Ansehn und die Kanonicität dieser Bücher ganz oder zum Teil in Frage gestellt und geleugnet würde. 8. Er lehre, daß der Heiland unwissend oder im Irrtum gewesen sei in Bezug auf die Verfasser und die Abfassungszeit der verschiedenen Teile des Pentateuch, und er leugne die Lehre, daß der Heiland Gott und Mensch in einer Person gewesen sei. 9. Das Allgem. Gebetbuch werde von ihm verleumdet, angegriffen oder sonst in Miscredit gebracht, besonders Teile der Ordinations- und Taufliturgie; dadurch verstoße er gegen das Gesetz der vereinigten Kirche von England und Irland, wie es enthalten sei im 36sten Abschnitt der kirchlichen Constitutionen und Canones.

Nachdem noch mehrere hierher gehörige Dokumente verlesen waren, u. A. der Eid, in dem der Bischof von Natal beim Antritt seines Amtes „alle schuldige Ehrerbietung und Unterthänigkeit gegen den Metropolitanbischof der Capstadt und seine Nachfolger und gegen die Metropolitan-Kirche S. Georg in der Capstadt" versprochen hatte, ferner ein Schreiben des Archidiaconen von Maritzburg und des Klerus von Natal, worin gegen die fernere Führung des bischöflichen Amtes seitens des Dr. Colenso protestirt wurde: trat der Dr. Bleek*) auf und verlas folgendes Schreiben des sich gegenwärtig in England aufhaltenden Bischofs Colenso:

„My Lord! Ich habe eine Citation empfangen, vor Ihnen am 17. November in der Capstadt zu erscheinen, um mich gegen eine Anklage wegen „falscher Lehre", welche der Dechant der Capstadt und die Archidiaconen von Grahamstown und George gegen mich vorgebracht haben, zu verantworten. Ew. Lordschaft hat durchaus keine Jurisdiction über mich und kein gesetzliches Recht, jene Anklage anzunehmen. Ich protestire daher gegen das wider mich eingeleitete Verfahren und bitte zu beachten, daß ich dessen Gesetzlichkeit nicht anerkenne und Maßregeln ergreifen werde, um die Rechtmäßigkeit Ihres Vorgehens anzufechten und mich im äußersten Falle der Vollstreckung jedes Urteils gegen mich zu widersetzen. Meine Abwesenheit vom Cap wird es mir unmöglich machen, Ew. Lordschaft Ansicht über die Frage der Jurisdiction zu erfahren bevor die Entscheidung veröffentlicht ist, und ich habe kein Verlangen, der Entwicklung dieser Angelegenheit irgend ein Hindernis zu bereiten, wie es entstehen würde, wenn ich mich auf einen bloßen Protest gegen Ihre Jurisdiction beschränkte. Ich halte es daher für besser, gleich die Antwort zu geben, welche ich, wenn Sie irgend welche Jurisdiction hierin hätten, auf die gegen mich vorgebrachte Anklage geben würde. Ich räume ein, die in der Anklageacte citirten Stellen veröffentlicht zu haben; ich verlange aber, daß die ausgezogenen Stellen im Zusammenhang mit dem Rest der Werke, daraus sie entnommen sind, gelesen werden, und ich leugne, daß die Veröffentlichung dieser Stellen ein Verstoß gegen die Gesetze der vereinigten Kirche von England und Irland ist. Zur weiteren Erläuterung meiner Meinung in einigen angegriffenen Stellen meines Commentars über den Römerbrief und meines Werkes über den Pentateuch erlaube ich mir, Ew. Lordschaft auf einen Brief zu verweisen, den ich an Sie im Mai 1861 richtete als Antwort auf einen von Ihrer Seite, der die stärkste Misbilligung einzelner Ansichten in jenem Werke ausdrückte. Ebenso richte ich Ihre Aufmerksamkeit auf die Vorrede zum 3. Teil meines Werkes über den Pentateuch. Dr. Bleek von der Capstadt habe ich beauftragt, vor Ew. Lordschaft meinerseits zu erscheinen, um

---

*) Ein Sohn des verstorbenen Professors in Bonn.

1. gegen Ew. Lordschaft Jurisdiction zu protestiren,

2. diesen Brief zu verlesen als meine Verteidigung, falls Sie es sich herausnehmen sollten, eine Jurisdiction zu üben,

3. um, falls Sie sich dieselbe anmaßen und ein Urteil gegen mich fällen, Ihnen meine Absicht zu erkennen zu geben, von diesem Urteil zu appelliren. Ich habe die Ehre u. s. w. J. W. Natal."

Hierauf verlas Dr. Bleek einen feierlichen Protest gegen die Zulässigkeit des ganzen Verfahrens, lehnte es jedoch ab, sich in eine weitere Verteidigung einzulassen. Dechant Douglas von der Capstadt versuchte dann in längerer Rede die Anklage zu begründen. Nachdem er auf die ernste Bedeutung der Verhandlung, die einen Bischof der christlichen Kirche betreffe, der der schwersten Irrlehren angeklagt sei, hingewiesen, fuhr er fort:

„Nach Dr. Colensos Meinung ist Gott das absolute Wolwollen. Berücksichtigt man aber, was der Mensch ist und wie beleidigend die Sünde für den höchsten Herrn ist, der sie absolut haßt, so fürchte ich, jenes unendliche Wolwollen, so großartig es klingt, ist nur ein anderer Name für gutmütige Schwäche; aber in diesem Licht und in diesem Licht allein will der Bischof den Allmächtigen angesehen wissen. Gott ist so sehr Liebe, daß er nur Liebe ist. Und im Einklang mit seiner Grundanschauung trägt der Bischof eine Reihe von Meinungen vor — Lehren kann ich sie nicht nennen —, welche die Versöhnung ihres genugthuenden, stellvertretenden und sühnenden Charakters entkleiden, den Glauben von seiner Stelle, die er als Einführung in den Stand der Erlösung einnimt, entfernen, den Sacramenten Nutzen und Kraft nehmen, das Bestehen einer Kirche leugnen und die Hölle über Seite schaffen. Ich weiß, daß die Sprache, die ich führen muß, eine starke ist, aber ich kann nicht umhin, zu erklären, daß Meinungen wie diese mehr als Irrlehre sind. Um die Liebe Gottes unsres Vaters in das rechte Licht zu stellen, bringt der Bischof ein unklares, obgleich mystisches und bestechendes System blinden Wolwollens zum Vorschein, grundstürzend in Bezug auf alles, was man bisher Christentum genant hat. In der Absicht, uns zu zeigen, daß Gott ganz Liebe ist, stellt er ihn dar, als gleichgültig gegen das Böse und behauptet, daß der Herr zu uns gesandt wurde, nicht um für die Sünde zu sterben und sie für uns zu tragen, sondern nur, um uns zu erfrischen und zu ermutigen in unsren Bemühungen für unsre eigene Befreiung, um uns zwar den Weg zu Gott zu zeigen, aber nicht um seines Vaters Zorn zu sühnen, denn eine wirkliche Trennung zwischen Gott und Mensch hat es nie gegeben. Dies ist im Ganzen der Inhalt der Lehre des Bischofs." Der Redner faßte darauf die einzelnen Punkte genauer in's Auge. Wir heben einiges daraus hervor. Bei der Lehre von der Versöhnung hält er sich besonders an den Commentar über den Römerbrief. „Der Bischof leugnet wieder und immer wieder, daß der Herr an unsrer Statt den Tod erlitten hat. Der Herr, lehrt er, starb für uns, uns zu gut, um seine Liebe für uns zu zeigen, sein grenzenloses Mitleid auszudrücken; aber er starb nicht, um unsre Sünden auf sich zu nehmen, er hat nicht die Last des Fluches getragen. Gott, sagte er, bedurfte nicht mit den Menschen versöhnt zu werden. Die Menschen bedurften wol mit Gott versöhnt zu werden, Gott aber hat uns alle Wege geliebt und war uns nie entfremdet. Der Bischof erklärt die Rede, daß Gott mit uns versöhnt worden ist für unstatthaft, weil darin liege, daß er vor der Versöhnung zornig auf uns war, was nicht der Fall sei. Diese Ansicht ist so oft und mit solcher Betonung und Klarheit vorgetragen, daß es schwer ist, sie mißzuverstehen. Für ihn ist die Lehre, daß der Herr an unsrer Statt starb, ein modernes Dogma." Redner suchte dann aus den Glaubensbekentnissen und der Schrift den Angeklagten zu widerlegen und schließt: „Dies Dogma ist so alt als die Offenbarung. Es ist geglaubt worden von den Tagen Adams an bis auf unsren Tag. Dunkel als in einem Spiegel geschaut in der Weissagung, in Abbildern, Typen, Ceremonien von Patriarchen und jüdischen Heiligen, ist es in der christlichen Kirche klar erkant als das wesentliche Gegenstück der Lehre von der Gottheit des Herrn und als eine Wahrheit die von niemand geleugnet werden kann, der nicht über kurz oder lang auch leugnen muß, das Jesus der Sohn Gottes ist. „Ein Dogma moderner Theologie!" Ich protestire gegen solche schändliche Einschwärzung (libellous insinuation). Ich appellire an jedes Schuldopfer, das je auf einem jüdischen Altar gebrannt hat, ich appellire an die Glaubensbekentnisse der Kirche, ich appellire an die Liturgien der Christenheit, an die Väter der ersten und aller Jahrhunderte und an das Zeichen des Kreuzes, schon so früh ein Sinnbild unseres Glaubens. Stets hat die Kirche gelehrt, daß Gott dem Menschen zürnte um der Sünde willen und daß unser Herr, gesandt von der Liebe des Vaters und bewegt von eigenem Trieb für uns, kam um seines Vaters Ehre Genugtuung zu schaffen, indem er die Strafe der Sünde auf sich nahm, um einen Gott zu besänftigen, der nur darauf wartete um gnädig zu sein, er opferte sich nicht dem Tode um einem Gotte zu gefallen, der Lust hatte am Leiden und Blutvergießen, wol aber tat er der Gerechtigkeit Genüge und machte es möglich den Sünder zu retten, während die Sünde bestraft und jeder Buchstabe und Titel vom Gesetz vollkommen erfüllt wurde." — Bei dem zweiten Punkte, daß alle Menschen, gleichviel ob sie ein Bewußtsein davon haben oder nicht von Gott für gerecht angesehen werden, drängt sich jedem die Frage auf: was soll dann die christliche Kirche? „Was hat es für einen Nutzen, Christ zu sein, wo ist der Unterschied zwischen Heide und Christ? Der Bischof antwortet: der Christ hat mehr Erkentnis; er ist sich seiner Vorrechte mehr bewußt; er ist voller Freude an Gott; in Bezug auf den wirklichen Zustand aber und die Lage gibt es keinen Unterschied zwischen Christ und Ungläubigen. Beide sind wiedergeboren; beide gehören zu Gottes Familie; beide haben die Gabe der Gerechtigkeit empfangen. Der Heide lebt nur jezt in Finsternis, die Wolke der Unwissenheit verhüllt vor ihm seine Seligkeit so lange er lebt, die Offenbarung hat ihm seine großen Privilegien, sein zukünftiges Glück nicht kund gethan. Mit andern Worten: das Gute, was ein Christ hat vom Christentum, von den Orakeln Gottes, von den Sacramenten der Gnade, von dem Werke Christi, vom Besitz der Kirche, ja von der Gabe des Geistes ist eine klarere Erkentnis in diesem Leben und die ihm einwohnende Freude und der Friede, welchen diese Erkentnis ihm gewährt. Eine Erkentnis wie diese, losgelöst von aller Gnade, ist ein rein intellectueller Besitz; der Christ hat nur mehr Erkentnis im dürftigsten Sinne dieses Wortes; das ist alles. Wir reden von den Gnostikern der ersten Jahrhunderte. Haben wir etwa keine Gnostiker? Und dies, My Lords, das ist die Lehre eines christlichen Bischofs, der aus dem christlichen England gekommen ist, um dem Wilden Afrika's zu predigen und ihn auf den Weg des Lebens zu führen." — Die Lehre des Angeklagten von der Taufe wird folgendermaßen dargestellt. „Der Sünde zu sterben und der Gerechtigkeit neu geboren

zu werden, ist notwendig für den Menschen. Dieser Wechsel findet aber nicht statt zur Zeit der Taufe oder an irgend einem Zeitpunkt, der in irgend welcher Weise mit der geistlichen Entwicklung des Menschen, im Unterschied von seiner natürlichen, im Zusammenhang steht. Derselbe findet vielmehr statt zu einer Zeit, wo wir am lezten einen solchen Wechsel erwarteten, nämlich „in der Stunde unserer Geburt", in welcher Stunde, sagt er, wir Christo verbunden und durch die Gnade Glieder seines Leibes geworden sind. Und diese Gabe wird nicht etwa nur gewissen Personen, etlichen Gliedern der menschlichen Familie gewährt, nein allen. Alle Menschen erlangen dies zweite Erbe vom zweiten Adam ebenso, wie alle Menschen eine sündliche Natur vom ersten Adam empfangen haben. Ein Misverständnis ist hier unmöglich. Er erklärt ausdrücklich, daß alle Menschen durch die zweite geistliche Geburt in demselben Verhältnis zum zweiten Adam stehen, in welchem sie durch die natürliche Geburt zum ersten Adam stehen. Und weil man nun den Einwurf machen könte, daß ja der Herr zum Nicodemus redete, als ob er von neuem müsse geboren werden und einer neuen Geburt bedürfte, so bemüht sich der Bischof diesem Einwurf zu begegnen. Er komt in der Tat zu dem Schluß, daß Nicodemus damals wirklich schon von neuem geboren war. Seine Theorie ist also die: alle Menschen müssen wiedergeboren werden und alle Menschen sind wiedergeboren eben in der Stunde ihrer Geburt. Was hat also dann die Taufe mit der Wiedergeburt zu thun? Sie ist für die Christen ein Zeichen und Siegel der Wiedergeburt, sie bestätigt ihnen ihre Wiedergeburt. Wie nach ihm die Rechtfertigung nichts als Kentnis von der Gerechtigkeit ist, das Bewußtsein gerecht gemacht und für gerecht gerechnet zu werden, die reine intellectuelle Bekantschaft damit als mit einer Tatsache, so ist die Taufe die Bestätigung dessen, daß der Mensch gerecht ist." — In Bezug auf die Ewigkeit der Höllenstrafen erklärt Colenso, früher anders gelehrt zu haben, er sei aber jezt zu anderer Erkentnis gelangt. „Sein Herz empört sich dagegen, daß alle, die nicht gleich in das Reich ewiger Freude eingelassen werden, das äußerste Elend als ihr Teil empfangen sollen, und er erklärt dies Dogma für eine Lästerung des Wesens Gottes. Dagegen glaubt er, daß Grund zu der Hoffnung vorhanden sei, daß die Strafe eine Züchtigung und als solche heilsam ist und daher das menschliche Geschlecht frei gemacht von der Knechtschaft der Verderbnis und zur Freiheit der Herlichkeit der Kinder Gottes gebracht werden wird. Das Wort „ewig" erklärt er für das Gegenteil von zeitlich (temporal); zeitlich bedeute aber nicht eine Beschränkung durch Zeit, sondern sei gleichbedeutend mit fühlbar (sensible). Ewige Strafe heiße so viel wie geistliche Strafe, nicht eine Strafe, welche die Sinne trifft, körperlicher Schmerz, Verlust von Gütern, sondern Strafe in Bezug auf geistliche Dinge, wirkliches inneres Elend, Gewissensbisse. Diese leiden die Bösen so lange, bis Gott sieht, daß die Reinigung der Seele vollbracht ist." — Die lezten Punkte der Anklage betreffen die bekante Lehre Colenso's über Inspiration und Authentie einzelner Bücher der Schrift. „Die Bibel ist ihm zufolge nicht das Wort Gottes, sie ist nicht untrüglich, nicht frei von Irrtum, Schwäche, Leidenschaft, Unwissenheit. Die Bibel ist nicht göttlich in Bezug auf den Buchstaben. Dies ist negativ seine Ansicht. Positiv lehrt er, die Bibel sei das Buch, in welchem das Wort Gottes niedergelegt sei, sie enthalte Gottes Wort. Sie sei das Mittel, Gottes wahren Namen zu offenbaren, das Mittel, richtige Begriffe von Gott zu geben. Sie sei dem Geiste nach das Wort Gottes. Sie rede vom Geiste Gottes aus direkt zum Geiste des Menschen ohne dazwischenliegendes Medium. Sie sei die Stimme, dadurch der Geist Gottes rede. Im Commentar zum Römerbrief lehrt er: Das Licht im Menschen ist das Wort Gottes und dies innere Licht ist das Höchste und höher als jedes äußere, d. h. als die Bibel; es ist die Norm, nach der die Handlungen der Kirche, die Entscheidungen der Concile, die Schriften der Propheten und Apostel, ja selbst die Worte unseres Herrn geprüft werden. Er sagt deutlich, das Gewissen sei der einzige Gesetzgeber, erhaben über Schrift und Kirche. Darum ist nur der Geist der Schrift göttlich und wahr, der Buchstabe kann irrig und irreligiös sein. Höchstens läßt sich für das Buch als Ganzes sagen, daß es besser als irgend ein anderes und darin mehr vom Geiste Gottes enthalten sei, als in irgend einem anderen. — Die Bibel, sagt er, sei ein menschlich Buch; es verdiene verehrt zu werden als das beste Buch, als das Werk lebendiger Menschen gleich uns. Wie die Griechen von Gott erwählt und vom Vater des Lichts begabt worden seien, um die Welt in Kunst, Wissenschaft und Literatur zu erziehen, und die Römer ebenso für Zwecke des Gesetzes und der Regierung, so sei es die Gabe der hebräischen Race gewesen, Werkzeuge der Offenbarung und besondere Boten der Gnade Gottes zu sein. Der Zeitgeist und das Volk haben daher bedeutenden Anteil an Form und Zusammensetzung des Buchs, das nach den Gesetzen gewöhnlicher Kritik beurteilt und kritisirt werden müsse wie andere Schriften des Altertums. Von dieser Anschauung aus sagt er uns natürlich, daß wir durchaus nicht zu besorgen brauchen, auf heiligem Boden zu stehen." Redner geht dann näher auf die bekanten Principien und Resultate der Kritik des Bischofs ein, wie sie besonders in seiner Schrift über den Pentateuch niedergelegt sind. Es folgten dann die Reden der Archidiaconen Merriman und Badnall, deren Inhalt wir aber übergehen.

Diese Verhandlungen hatten zwei volle Tage in Anspruch genommen. Am 19. November versammelte sich der Gerichtshof aufs Neue und nachdem der Archidiaconus Badnall noch kurz seine Anklage gerechtfertigt hatte, erhob sich der Bischof der Kapstadt und sagte: „Nach Beendigung der Anklage fordere ich den Sekretär auf, einen Brief des Bischofs von Natal zu verlesen, den er zu seiner Verteidigung angeführt und auf den er die specielle Aufmerksamkeit des Gerichtshofes gelenkt hat." Wir müssen uns damit begnügen, hier den Anfang dieses Briefes mitzuteilen.

(Schluß folgt.)

---

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz in Berlin. Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

# Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1864. Mittwoch den 8. Juni. № 46.


## Die Kirche im siebenzehnten Jahrhundert.

Tholuck, das kirchliche Leben des siebenzehnten Jahrhunderts. (Berlin, bei Wiegandt und Grieben. 2. Abteil.)

Die geschichtliche Vergangenheit wird in Beziehung auf ihre Würdigung bei den späteren Geschlechtern oft durch die nähere Vergangenheit eine Zeit lang verdeckt und in Vergessenheit gebracht, wie bei einer Reise oft eine Landschaft durch den so eben zurückgelegten Hügel gänzlich versteckt wird und erst in größerer Entfernung wieder dem Blick über jenen Hügel hinweg eröffnet wird. Das achtzehnte Jahrhundert mit seiner hochaufbrausenden Brandung der Geister entzog lange Zeit das dahinter liegende, in geistiger Beziehung stillere Jahrhundert den Blicken; besonders das kirchliche und das theologische Leben des siebenzehnten Jahrhunderts war für die vom rationalistischen Halbglauben überflutete Zeit ein fast ganz unbekantes und darum verachtetes Gebiet, und erst die lezten Jahrzehnte haben für dasselbe wieder eine gerechtere Anerkennung. Es ist ein nicht geringes Verdienst des in dem Bereiche der evangelischen Geistesgeschichte unermüdlich arbeitenden Verfassers, das kirchliche und theologische Leben Deutschlands im siebenzehnten Jahrhundert in einer sehr reichhaltigen, zum Teil aus noch unbenuzten und unbekanten Quellen geschöpften, äußerst lehrreichen Schilderung dargestellt zu haben. Es könte Mancher mit dem Verfasser vielleicht darüber rechten, ob grade ein solcher scharf abgegränzter Querdurchschnitt durch die Geschichte ein wirkliches und vollständiges, sich lebendig zusammenschließendes Bild ermögliche, ob die Umschränkung einer geschichtlichen Periode durch runde Jahreszahlen nicht eine zu künstliche, in Wirklichkeit notwendig vielfach zu durchbrechende Schranke sei; es könte auch Manchem scheinen, als ob die reichliche Fülle von Thatsachen bisweilen nur mehr in neben einander gestellte Gruppen zusammengestellt, als zu einem streng geeinigten Ganzen abgeschlossen sei, als ob die ergibige Ernte oft nur aufgespeichert, nicht auch schon ökonomisch verwertet sei, — wir halten diese und ähnliche leicht mögliche Ausstellungen jedenfalls nicht von solcher Bedeutung, daß dadurch dem unzweifelhaften Werte des uns dargebotenen Werkes wesentlich Abbruch geschähe. Nur das Eine möchten wir als Wunsch für die in Aussicht stehende Fortführung des Werkes aussprechen, daß das eigne Urteil des Verfassers über die mitgeteilten Thatsachen, Ansichten und Geistesrichtungen weniger hinter diese selbst zurückträte, mehr zu einem bestimten Ergebnis aus denselben sich zusammenschlösse; besonders Leser, welche in dem Stoffe selbst nicht sehr zu Hause sind, würden es gewiß oft gern gesehen haben, wenn der Verf. selbst mit seiner eignen Beurteilung der Sache weniger zurückhaltend gewesen wäre; und sie dürften bisweilen in den Fall kommen, über das Berichtete, so wie über des Verf. Ansicht über dasselbe anders zu urteilen, als der Verf. eigentlich gewünscht hat.

Das siebenzehnte Jahrhundert in die durch den westfälischen Frieden natürlich gegebenen zwei Hälften teilend, behandelt der Verf. in jeder dieser Perioden zuerst die lutherische, dann die deutsch-reformirte Kirche und zwar — in einer etwas wechselnden Gliederung — die Kirchenverfassung, die Kirchenlehre, die Toleranz und Intoleranz, — (in der ersten Periode etwas auffallend zur Kirchenlehre gerechnet), — das Kirchenamt, — (worüber vielleicht besser nach der hinter die Kirchenlehre zu stellenden Kirchenverfassung gehandelt wäre), den Kirchenkultus, die Kirchenzucht, — (in der zweiten Periode zum Kirchenkultus gezogen, was wol nicht ganz zutreffend ist), — das religiös-sittliche Leben, das bürgerlich-sittliche Leben, — (von beiden ist auch bei der Kirchenzucht natürlich viel die Rede; und das sittliche Leben der Geistlichen ist bei dem Kirchenamt behandelt). Wir teilen aus dem reichhaltigen und mit tiefer Kentnis des religiösen Lebens behandelten Buche Einiges, was auch für unsere Zeit von Wichtigkeit ist, mit.

Im Gegensatze zu den neueren Bestrebungen nach einer demokratischen Verfassung der Kirche hielt die lutherische von Anfang an eine organische, auf der christlichen Gesellschaftsbildung ruhende Gliederung der Kirche fest, indem die drei Stände der christlichen Gesellschaft: der obrigkeitliche, der geistliche Stand und der Hausstand die untrennbaren Grundlagen der Kirchenverfassung bilden. Die christliche Obrigkeit steht nicht außer der Kirche, nicht über ihr, sondern mit einer bestimten, von der der andern beiden Stände verschiedenen Aufgabe in ihr. Jedes einseitige Hervordrängen eines dieser Stände in dem Gesamtleben der Kirche, wie es besonders schon im siebenzehnten Jahrhundert bei der weltlichen Obrigkeit der Fall war, ist eine Ausartung des wahren lutherischen Kirchenbegriffs. Es lag in den geschichtlichen Zeitverhältnissen, daß das in der Theorie noch in dem ganzen siebenzehnten Jahrhundert ausdrücklich und bestimt anerkante Recht des dritten Standes zur Mitwirkung bei der

ordnenden Leitung der Kirche doch in der Praxis auf ein Geringstes beschränkt blieb. Denn die sogenante natürliche Vertretung des christlichen Volkes durch die Landstände und Fürsten oder durch die Laienmitglieder des Consistoriums (I, S. 4) kann nicht eine wirkliche Geltendmachung jenes Rechtes sein, da ja diese Personen die weltliche Obrigkeit vertraten; eher noch erscheint eine solche Vertretung in den den höheren Ständen angehörigen Laienmitgliedern der Generalsynoden in Sachsen, Braunschweig und Waldeck. Meist aber war jenes Recht nur bethätigt in der Teilnahme der Kirchenältesten an der Ausübung der Kirchenzucht und negativ in der Befugnis der Gemeinden, die ihnen präsentirten Geistlichen nicht anzunehmen. Größere Ausdehnung des dem dritten Stande zuerkanten Rechtes der Mitwirkung findet sich nur in vereinzelten Spuren; mit dem im Augsburger Religionsfrieden anerkanten jus reformandi der Fürsten, wonach diese die Religion ihrer Unterthanen zu bestimmen haben, den Andersglaubenden dagegen nur das Recht der Auswanderung zusteht, ist bereits ein solches Vorwalten des obrigkeitlichen Standes in der Kirche gesezt, daß der dritte Stand hierdurch sehr zurückgedrängt werden mußte. Aber auch das anfänglich viel entschiedener hervortretende Recht des geistlichen Standes wurde allmälich durch die Macht der weltlichen Obrigkeit immer mehr zurückgedrängt, und dies natürlich in demselben Maße, als die Fürsten und andere Obrigkeiten sich von dem wahrhaft christlichen Leben entfremdeten. Wol hat auch das siebenzehnte Jahrhundert noch schöne Beispiele ächt evangelischer Fürsten aufzuweisen, die ihren kirchlichen Beruf mit christlicher Treue verwalteten; im Allgemeinen aber neigt diese Zeit zu einem Misbrauch der Staatsgewalt in Beziehung auf die Kirche, indem die Fürsten die ihnen nur in Gemeinschaft mit den beiden andern kirchlichen Ständen zustehende Macht ganz allein für sich, ohne Zuziehung der andern, also willkürlich ausübten; und Luthers Klage: Sub papa Satan miscuit ecclesiam politiae, nostro tempore vult miscere politiam ecclesiae, unter dem Papste mischte der Satan die Kirche in den Staat, jezt will er den Staat in die Kirche mischen, fand in den folgenden Jahrhunderten eine noch größere Bestätigung. Rein kirchliche Anordnungen werden von Seiten der weltlichen Macht ohne Zuziehung oder auch nur Befragung der Geistlichen erlassen, Geistliche nach Willkür eingesezt und abgesezt; selbst in die Lehrstreitigkeiten mischte sich dieselbe; in den Reichsstädten war die Willkür am größten, und die eine rein kirchliche Macht noch vertretenden Consistorien und Superintendenturen wurden in ihnen großenteils abgeschafft. Als mit dem Ende des dreißigjährigen Krieges auch die Reichseinheit geschwächt, die Selbständigkeit der Reichsglieder gestiegen war, stieg auch die Aneignung der souveränen Gewalt der weltlichen Obrigkeiten über die Kirche. Friedrich Wilhelm von Brandenburg untersagt den lutherischen Patronen und dem Consistorium die Verpflichtung lutherischer Geistlichen auf die Concordienformel, verordnet für die Lutherischen die Zulassung reformirter Taufpathen, und gibt dem aus reformirtem und



lutherischem Consistorium zusammengesezten Consistorium in Berlin zweimal reformirte Präsidenten (II, 3). August von Braunschweig führt (1647) trotz entschiedenen Widerspruchs von kirchlicher Seite, selbst von Calixt, eine von ihm selbst verfaßte geschmacklose Paraphrase der Evangelienharmonie als Kirchenbuch ein; in Würtemberg werden die geistlichen Stellen durch den Herzog verkauft; der reformirte Kurfürst Karl Ludwig von der Pfalz läßt sich nach Verstoßung seiner rechtmäßigen Gemalin (nicht Scheidung) seine Buhlerin als zweite Gattin antrauen, indem er allen kirchlichen Protest drohend zurückwies und erklärte, ein Ehemann sei nur so lange an seine Gattin gebunden, als eine solche sich in allen Stücken pflichtmäßig betrage (II, 4. 213); hatte doch ein Herzog von Würtemberg um dieselbe Zeit ausdrücklich erklärt, daß ein lutherischer Fürst in solchen Gewissensfragen Niemandem als Gott allein Rechenschaft schuldig sei. Das dänische Königsgesetz von 1660 spricht ohne weiteres aus: „Der erbliche König von Dänemark soll von nun an von seinen Unterthanen als das höchste, über alle menschlichen Gesetze erhabene Oberhaupt auf Erden angesehen werden, das weder in geistlichen noch weltlichen Dingen einen andern Herrn über sich kent als Gott allein." Die allgemeinen Klagen innerhalb der Kirche über die überhandnehmende Cäsareopapie waren ohne Wirkung. In der reformirten Kirche ging es, wie auch schon obiges Beispiel zeigt, nicht besser. Die seit dem dreißigjährigen Kriege auch bei den fürstlichen Ständen sich verbreitende Irreligiosität trug nicht wenig dazu bei, die Kirche immer mehr in die Dienstbarkeit unter den weltlichen Staat zu stellen.

Diese Misachtung des Rechtes der Kirche von Seiten der weltlichen Macht macht einen um so traurigeren Eindruck, als grade von Seiten der evangelischen Kirche der christlichen Obrigkeit eine so hohe, ideale Bedeutung, eine so wesentliche Stelle in der irdischen Erscheinung des Reiches Gottes beigelegt wurde, wie es während der römisch-katholischen Zeit nie der Fall war und auch nie der Fall sein konte; und im Allgemeinen müssen wir das Benehmen der deutschen evangelischen Geistlichkeit in Beziehung zu ihrer Obrigkeit, selbst wenn diese unrechtmäßigen Druck auf die Kirche ausübte, als untadelhaft bezeichnen. Beachtenswert ist hierbei der wahrhaft conservative Charakter der deutsch-lutherischen Kirche in Beziehung auf den christlichen Staat und ihr entschiedenes Zurückweisen aller revolutionären Gedanken. Es ist wol nicht, wie der Verf. andeutet, das Pietätsgefühl gegen die römisch-katholische Mutterkirche (I, 44), was so viele evangelische Reichsstände, und mit ihnen viele hervorragende Geistliche und Theologen, unter ihnen Gerhard, den Krieg gegen den Kaiser und das Bündnis mit dem Schwedenkönige zurückweisen läßt; es war überwiegend die Achtung vor der rechtmäßigen Obrigkeit, der man selbst bei deren schweren Versündigungen Treue zu halten sich verpflichtet fühlte, dasselbe tief christliche Bewußtsein, welches Luthern bewog, sich entschieden einem Kriege gegen den Kaiser zu widersetzen. Die reformirten Fürsten und Theologen teilten diese Scheu vor einem

Kriege gegen den Kaiser nicht, sie traten vielmehr sämtlich auf Seiten des Schwedenkönigs.

Mit der Toleranz der Evangelischen stand es im siebenzehnten Jahrhundert nicht so schlimm, als man gewöhnlich meint. Allerdings wurde das nicht von den Evangelischen veranlaßte jus reformandi hier und da auch evangelischer Seits ausgeübt, in Kursachsen z. B. noch in der ersten Hälfte des Jahrhunderts kein Calvinist und kein Katholik geduldet, selbst dem reformirt gewordenen Kurfürsten von Brandenburg bei einem Besuch in Dresden die Abhaltung eines Privatgottesdienstes verwehrt (I, 38. 39), aber sonst scheint von jenem Rechte meist abgesehen worden zu sein, und schon 1624 spricht sich ein Gutachten der Wittenberger theolog. Facultät entschieden für Duldung Andersgläubiger aus. Die Wiedertäufer werden trotz der strengen gegen sie gerichteten Gesetze doch in vielen Gegenden geduldet, die Socinianer konten jedoch nur heimlich sich einschleichen. Herschte bei den Lutherischen auch im Allgemeinen eine sehr herbe, allerdings nicht ganz unveranlaßte und unbegründete Stimmung gegen die Calvinisten, besonders seitdem diese mehr heimlich als offen in Deutschland Wurzel zu fassen suchten, und ruhte diese Stimmung von Anfang an auf der Furcht, „der evangelischen Kirche das Sacrament verloren gehen zu lassen", auf der „Ehrfurcht vor dem Mysterium, welche auch an das unbegreifliche Wort glauben ließ, auf reformirter Seite aber nur die pietätslose curiositas erblickt" (I, 46), folgerte man auch aus der reformirten Christologie, welche keine Mitteilung göttlicher Eigenschaften an die menschliche Natur anerkent, daß Christus, der nur der Menschheit nach gestorben, auch kein wirklicher Versöhner sein könne, und aus dem Prädestinationsdogma, daß Gott auch der Urheber des Bösen sein müsse, — Folgerungen, die von reformirter Seite abgelehnt wurden, — schloß man daraus, daß eine tiefere Kluft uns von dem Calvinismus trenne als von der päpstlichen Kirche, billigte selbst ein Hutter die Verfolgungen der Huguenotten als rechtmäßig (I, 48. 49), — so zeigt sich andererseits in der kirchlichen Praxis doch auch vielfach eine brüderliche Duldsamkeit; in Danzig, wo gemischte Gemeinden waren, bedienten sich lutherische und reformirte Geistlichen beim Abendmal desselben Altars, und mehrfache Gutachten lutherischer Facultäten erklären eine solche Gemeinschaft für zulässig, sofern dadurch keine Vermischung der Confessionen veranlaßt werde (I, 50), und lutherische Fürsten verwenden sich vielfach für die in Frankreich verfolgten Reformirten. Zu bedauern ist es, daß die reformirte Wissenschaft von Seiten der Lutherischen fast nur polemisch, nicht auch zur eignen Förderung benuzt wurde; Calvins exegetische Werke blieben in Deutschland fast unbekant, während die römische Wissenschaft vielfach beachtet und benuzt wurde. Ein Religionsgespräch zu Leipzig 1631 zwischen lutherischen und reformirten Theologen zeigte viel gegenseitiges Entgegenkommen, blieb aber ohne praktisches Resultat. Eine thatsächliche Union in nicht eben lobenswerter Vermischung der noch unvermittelten Gegensätze und offenbar ohne allen Rechtsboden findet sich in Frankfurt a. O., wo der auch als theologischer Schriftsteller bekante Pelargus (Storch) als Professor der evang. Facultät und Generalsuperintendent der Mark (seit 1596) zum Calvinismus übertrat, nichtsdestoweniger im Amte blieb und unter Assistenz lutherischer Stadtgeistlichen reformirte und lutherische Prediger ordinirte, und wo die lutherische Facultät den Doctorgrad an Genossen beider Confessionen erteilte (I, 58).

In der theologischen Wissenschaft bildet sich nach der gewaltigen Geistesarbeit des sechszehnten Jahrhunderts naturgemäß ein mehr ruhiges Sichbefestigen in dem Errungenen hervor; aber dieser an sich nicht unrechtmäßige Charakter der Wissenschaft artet vielfach in Einseitigkeit aus; das stetige Forschen in der Schrift tritt oft sehr zurück hinter den formalen Ausbau des fertigen Lehrstoffs. Waren noch am Anfange des siebenzehnten Jahrhunderts die exegetischen Vorlesungen das Ueberwiegende auf den Universitäten, so verschwinden dieselben allmälich immer mehr, und das Studium der „Controversen" wird zur Hauptsache der akademischen Thätigkeit, die Kirchengeschichte wird fast nur im polemischen Interesse nebenbei getrieben, und mit Ausnahme von Helmstädt findet sich bis in die zweite Hälfte des Jahrhunderts weder Kirchengeschichte noch Moral unter den Vorlesungen (I, 72).

Das Ansehn der Geistlichen und der Theologen überhaupt in der bürgerlichen Gesellschaft war in diesem Jahrhundert noch groß; die theologische Fakultät behauptete auf allen Universitäten den unbestrittenen Vorrang. Die Geistlichen sind Mitglieder der kirchlichen Gerichte, zu deren Forum noch alle Ehesachen gehören; ihr Einfluß als Beichtväter und Rathgeber ist in allen Ständen, auch bei den Fürsten, noch groß; Kurfürst Georg I. von Sachsen befragt seinen Hofprediger Hoë um sein Gutachten über einen Krieg mit dem Kaiser, und zur Entscheidung über den Prager Frieden beruft er eine Theologenversamlung nach Dresden (I, 52). In den Reichsstädten haben die Pastoren einen Vorrang vor den Senatoren, und der fast immer nur durch ein schwieriges Examen zu erringende theologische Doctorgrad, der bei hervorragenden geistlichen Stellen oft Bedingung war, war auch in der Gesellschaft eine der höchsten Ehren. Sehr einflußreich war meist das Amt der Hofprediger, welches in dieser Zeit auch viele Beispiele wahrer geistlicher Selsorgerwürde aufweist, von christlichem Wahrheitsmut und Zeugentreue. Aber neben vereinzelten Beispielen von Missachtung treuer Selsorge von Seiten der Fürsten findet sich schon in der ersten Hälfte des Jahrhunderts viel Uebermut der Magistrate in den Städten und der Patrone der Dorfkirchen gegen ihre Pfarrer. Beispiele, daß die Verleihung von Pfarrstellen an erniedrigende Bedingungen geknüpft wird, z. B. daß der Candidat eine bestimte, zu versorgende Frauensperson heirate, sind nicht selten; oft kam es vor, daß der Patron, dem der Pfarrer nicht ganz zu Willen war, ohne weiteres die Kirche schließen ließ, und demselben anheimstellte, unter freiem Himmel zu predigen, was dann auch geschah (I, 90). In der zweiten Hälfte des Jahrhunderts stieg mit der politischen Unabhängig-

keit der einzelnen Reichsstände auch deren Misachtung der Geistlichen; treue Selsorger der Fürsten fielen in Ungnade und wurden abgesezt; auch Spener erfuhr Aehnliches als Hofprediger des Kurfürsten zu Sachsen. Als die beiden braunschweigischen Hofprediger dem um der österreichischen Heirat willen beabsichtigten Uebertritt der Prinzessin zur römischen Kirche selsorgerisch entgegentraten, wurden sie von ihrem Amte suspendirt, und das von Thomasius hierüber eingeholte juristische Gutachten erkante wegen dieser „Auflehnung gegen den Landesfürsten als evangelischen Bischof" (!) auf Bestrafung mit langem Gefängnis und Landesverweisung (II, 96). Thomasius gab der Abneigung der Fürsten, sich von ihrem Selsorger irgend etwas sagen zu lassen, in einer eigenen Schrift eine juristische Grundlage. Der Geistliche ist ihm auch als Beichtvater des Fürsten nichts anderes als ein Unterthan, der gegen den Willen seines Souveräns nicht zu „räsonniren" hat. „Da nun ein Hofprediger so unverschämt sein sollte, daß er gegen seinen Fürsten den Bindeschlüssel brauchen, oder selbigen nur damit bedrohen wollte, würde solches ebenso unverschämt, ja noch unförmlicher herauskommen, als wenn ein armer Präceptor, den ein ehrlicher Bürger angenommen, ihm und seinen Kindern die Postille zu lesen, sich eines Strafamts gegen diesen ehrlichen Mann, der ihm alle Augenblicke die Schippe geben könte und dem er seine Subsistenz zu danken hätte, unterfangen, ihn hofmeistern und reprimandiren wollte" (II, 96).

Die Anforderungen, die an einen zum geistlichen Amt zu berufenden Candidaten gemacht wurden, sind ziemlich gering. Die theologischen Prüfungen wurden meist nur von dem Superintendenten, allenfalls mit Zuziehung einiger Pastoren abgehalten; in Sachsen waren zwei Examina, das erste pro licentia vor den akademischen Consistorien zu Wittenberg und Leipzig, das zweite pro munere vor dem Oberconsistorium, dem Oberhofprediger und dem Generalsuperintendenten. Die Prüfung beschränkte sich meist auf eine compendiarische Kentnis der Kirchenlehre und der Controversen; die Kentnis des biblischen Grundtextes scheint sehr zurückzutreten, und Speners Klagen über Vernachlässigung der exegetischen Studien waren sehr begründet. Die große Ueberzahl von Candidaten führte bei den Amtsbewerbungen große Uebelstände herbei, im nördlichen Deutschland war es ziemlich allgemein Sitte oder sogar Bedingung, daß der Neuberufene die Witwe oder die Tochter des Vorgängers heiratete; man sah darin eine Pietät gegen den geistlichen Stand. Die den zu Berufenden von den Patronen vorgelegten Reverse fordern oft den Gehorsam, selbst „in allen Dingen" (I, 95). Löblich war die Einrichtung in Durlach, wonach jedem Candidaten oder Geistlichen schlechthin verboten war, sich um ein Amt zu bewerben, sie mußten es vielmehr von den Consistorien erwarten, welche durch die Synoden und jährlichen Visitationen das Leben, die Fähigkeit und die Bedürftigkeit der Geistlichen kanten.

Die Selsorge concentrirt sich innerhalb der lutherischen Kirche in der Privatbeichte, bei den Reformirten in den geistlichen Hausbesuchen. Leztere fanden zwar in der ersten Hälfte des Jahrhunderts auch bei solchen Gemeinden statt, die mit Reformirten in Berührung standen, also besonders im westlichen Deutschland, im Allgemeinen aber waren die Lutherischen dieser Einrichtung abgeneigt und in Frankfurt a. O. war den Geistlichen der Hausbesuch ausdrücklich untersagt; in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts jedoch wurden solche Hausbesuche, besonders unter dem Einflusse Spener's, häufiger und höher gehalten. Außerkirchliche Andachten, collegia pietatis, wurden, auch wenn sie von dem Geistlichen geleitet wurden, als eine Beeinträchtigung des öffentlichen Gottesdienstes betrachtet, und ein Darmstädtischer Hofprediger wurde 1623 mit Absetzung bedroht, unter anderm darum, „weil er mit etlichen Bürgern daheim ein Collegium gehalten und ihnen die Bibel erklärt." Es war nicht die Scheu vor dem Schein der Aufdringlichkeit, welches in den lutherischen Bereichen jene Hausbesuche bei Seite lassen ließ, es war vielmehr wie bei der Abneigung vor außerkirchlichen Andachten die Hochstellung des geordneten kirchlichen Gottesdienstes, welche vor dem Hinaustragen der kirchlichen Handlungen in das Haus Abneigung hatte, weshalb auch Haustaufen, Haustrauungen u. dgl. nur sehr selten stattfanden; Haustrauungen wurden 1670 bei schwerer Strafe untersagt. Uebrigens war trotz des Wegfallens des eigentlichen, so zu sagen amtsmäßigen Hausbesuches, der Geistliche dennoch von der selsorgerischen Thätigkeit im Hause nicht ausgeschlossen; vielmehr entwickelte sich aus der Privatbeichte ganz naturgemäß die Sitte, daß der Beichtvater zugleich der geistliche Hausfreund und Rathgeber seiner Beichtkinder wurde; und für die frommen Gemeindeglieder war dieses Verhältnis gewiß ersprießlicher, als die amtsmäßig geordneten Hausbesuche hätten sein können. Wie stand es nun aber mit denen, denen solcher Hausbesuch grade am meisten notgethan hätte, bei den Unfrommen, die gar nicht zur Beichte kamen? Berief sie der Pastor, so weigerten sie sich und ließen ihm oft „die allerschimpflichsten Worte entbieten." In solchen Fällen trat die weltliche Obrigkeit ins Mittel; in den Reichsstädten wurden die Schuldigen vor den Rath gefordert und ermahnt, in andern Staaten erfolgte Geld- und Gefängnisstrafe (I, 104).

(Schluß folgt.)

---

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz in Berlin. Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

# Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1864. Sonnabend den 11. Juni. № 47.


## Die Kirche im siebenzehnten Jahrhundert.

(Schluß.)

Nichtgeistliche werden in der lutherischen Kirche weniger als in der reformirten zur Amtshilfe des geistlichen Kirchendienstes herangezogen; im Anschluß an entsprechende Einrichtungen der römischen Kirche werden die sogenanten externa durch Laien verwaltet, das Kirchenvermögen und die Armenpflege unter Mitwirkung und Oberaufsicht der Geistlichen; an die Armenpflege aber schloß sich teils naturgemäß, teils nach ausdrücklicher Vorschrift, auch eine geistliche Einwirkung auf die zu Pflegenden an, indem sie zur Gottesfurcht ermahnt, zum Gebet und zum Gottesdienst angehalten wurden. Diese „Kirchenväter", „Schatzherren", „Kirchenpfleger", meist aus Gliedern des Rathes und der Gemeinde bestehend, hatten in manchen Gegenden die Vertretung der Gemeinde überhaupt, auch in andern als den erwähnten Dingen, so bei der Wahl der Geistlichen, bei der Aufsicht über Wandel und Lehre der Geistlichen, besonders aber bei der Handhabung der Kirchenzucht (I, 105 ff.).

Die wissenschaftliche Bildung der evangelischen Geistlichkeit des siebenzehnten Jahrhunderts zeigt einen auffallenden Unterschied unter den Geistlichen selbst. Während gegenwärtig von den Geistlichen überhaupt eine wesentliche gleiche Stufe von wissenschaftlicher Ausbildung gefordert wird, waren die damaligen allgemeinen Anforderungen an eine solche entschieden geringer als jezt, die wissenschaftliche Ausbildung der Mehrzahl der Geistlichen also auch niedriger, dagegen stand dieselbe bei der höheren Geistlichkeit auch unzweifelhaft höher als bei der Mehrzahl der jetzigen Geistlichkeit. Es bildete sich ganz von selbst ein jezt viel weniger hervortretender Unterschied einer theologisch hochgebildeten und einer nur dürftig ausgebildeten Klasse von Geistlichen, die sich schon in ihrer ganzen Studienweise unterschied; jene studirten fünf bis zehn Jahre, diese meist nur zwei Jahre; unter jenen war die nur durch schweres Examen zu erringende theologische Doctorwürde viel häufiger als jezt; und die theologische Literatur jenes Jahrhunderts bekundet, wie hoch die Gelehrsamkeit eines großen Teils der damaligen Geistlichkeit stand. Um so kläglicher stand es mit der niederen, besonders der Dorfgeistlichkeit, zumal dieselbe durch die Kärglichkeit der Besoldung vielfach zu anderweitigem Unterhaltserwerb genötigt war. Das sittliche Leben der Geistlichen war vielfach sehr mangelhaft; war die sittliche Verwahrlosung der Geistlichkeit in der römischen Zeit allmälig durch die Reformation überwunden worden, so war doch die durch den dreißigjährigen Krieg bewirkte Verwilderung der Sitten auch auf die evangelische Geistlichkeit von fühlbarem Einfluß; Trunk und anderes wüstes Leben, Vernachlässigung der Selsorge, willkürliches Aussetzen des Gottesdienstes u. dgl. bilden in den Visitationsberichten einen bedeutenden Teil der Klagen (I, 114 ff.; II, 105 ff.).

Der Gottesdienst war im siebenzehnten Jahrhundert viel mehr geübt als jezt. Bei allen größeren Kirchen täglich Morgengottesdienst und Vesper (liturgisch), Sontags drei vollständige Gottesdienste mit Predigt, Freitag und Mittwoch Predigt, so daß selbst in vielen kleineren Städten fünfmal wöchentlich Predigt war, nach der Freitagspredigt die Litanei zum Andenken des Todes Christi mit Glockengeläut; im Straßburger Münster war täglich Morgen- und Abendpredigt, in den andern dortigen Kirchen vier wöchentliche Predigten. In der zweiten Hälfte des Jahrhunderts werden die Predigten teilweise in Betstunden geändert. Nach der Vesperpredigt war großenteils Katechismusexamen für Kinder und Erwachsene; die Zahl der mit vollem Gottesdienst begangenen Feiertage war viel größer als jezt, in einigen Städten waren monatliche Bußtage, die Gesamtzahl der Predigten daher sehr groß; in Rostock wurden jährlich 1500 Predigten gehalten. Die Klagen aber über immer mehr abnehmenden Kirchenbesuch häufen sich in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts. Von Misbrauch der Kirchen zu unkirchlichen Zwecken wird oft berichtet; in Rostock führen die Studenten 1618 und später Komödien in der Kirche auf; in Coburger Dorfkirchen wurde das Pfingstbier gelagert und verzapft, weil es dort frischer war, und trunkene Bauern traten auf die Kanzel und hielten possenhafte Predigten (1626); in Westdeutschland behielten viele Männer während des Gottesdienstes die Hüte auf; in Dorfkirchen trieben mutwillige Bauern oft argen Unfug (I, 120 ff.).

Die Predigt war vielfach von ermüdender Länge; die meisten lutherischen Kirchenordnungen setzen für die Sontagpredigt eine volle Stunde fest, sehr häufig aber waren zwei- bis dreistündige Predigten; solche Ausdehnung aber fordert, um wirklich erbaulich zu sein, einerseits eine ungewöhnliche Begabung des Predigers, andererseits eine geistlich sehr geförderte Gemeinde; für die gewöhnlichen Verhältnisse wirkt sie Ermüdung und Ueberdruß. Vor den pietistischen Bewegungen trat in den gewöhnlichen Predigten das ethische Element allzusehr hinter

das dogmatische, das Wort der Buße allzusehr hinter das des Trostes zurück; in den meisten Predigten der ersten Hälfte des Jahrhunderts, mit wenigen Ausnahmen, wie Herberger, Heermann, zeigt sich ein Mangel an Innigkeit; „daß die Erkentnis des Wortes an sich die lebenanregende Kraft für den nicht Widerstrebenden enthalte, von dieser Ueberzeugung ging man aus, um so mehr bei Zuhörern, in denen nur die Taufgnade zu erwecken war, und begnügte sich, die Paränese an den Willen nur noch als Zweites folgen zu lassen; daß auch Gefühl und Phantasie zur Vermittelung der Erkentnis für den Willen dienen, war noch nicht zum Bewußtsein gekommen" (I, 135); der logische Schematismus und eine zum Teil sehr geschmacklose Rhetorik überwuchert oft den einfachen, erbaulichen Gedanken; rhetorische Spielereien wetteifern in dieser Zeit des sinkenden Geschmackes mit dem Haschen nach Schein großer Gelehrsamkeit. Ein Pfarrer zu Wernigerode predigte 1605 über Matth. 10, 30: 1. von unsers Hares Ursprung, Art, Gestalt und natürlichen Zufällen; 2. vom rechten Gebrauch des menschlichen Hares; 3. von der Erinnerung, Ermahnung, Warnung, Trost, die von den Haren hergenommen; 4. wie sie christlich zu führen und zu gebrauchen sind. Selbst geistvolle Männer, wie Heermann, konten sich dieser Zeitströmung nicht ganz entziehen; von ihm haben wir eine Predigt über das Evangelium von Zachäus, aus welchem er die Worte herausnimt: erat parvus statura, „er war klein von Person"; er handelt 1. über das Wörtlein „er", über personae qualitas; 2. über das Wörtlein „war", vitae fragilitas; 3. über „klein von Person", staturae parvitas. Sehr gewöhnlich war es, daß der Prediger die geringfügigsten und unpassendsten Dinge, besonders auch sein Misvergnügen über sein Einkommen auf die Kanzel brachte; ein Braunschweiger Prediger fing seine Predigt damit an: „drei Dinge müsse ein Prediger haben: ein gut Gewissen, einen guten Bissen und ein gutes Kissen", und machte damit den Uebergang zur Verbesserung seines Salars (I, 141); ein Superintendent in Königslutter predigt gegen Ende des 16. Jahrh. vier Stunden lang gegen einen Maurergesellen, worauf ihm dieser mit seinem Hammer einen Schlag gibt, daß er sogleich die Sprache verliert. Bei der Länge und dem vielfach unerbaulichen Charakter der Predigten dürfen uns die Klagen über schlafende Zuhörer nicht befremden; in mehreren Gegenden werden besondere Kirchendiener, mit einem Stock versehen, zum Aufwecken der Schlafenden angestellt. Als Lassen einen solchen Schläfer von der Kanzel bemerkt, ballt er sein Schnupftuch zusammen, um ihn durch einen kräftigen Wurf zum Bewußtsein zu bringen. Die oft zu ganz ungebührlicher Länge ausgedehnten Leichenpredigten, — (eine solche aus dem J. 1670 füllt 98 Quartseiten), — sind oft ein Muster von geschmacklosem Bombast; ein Leichenredner redet am Ende seiner Predigt die Leiche mit den Worten an: „zulezt wende ich mich auch zu dir, du hochadliger, seliger Leichnam, und rede dich also an." In der zweiten Hälfte des Jahrhunderts ringt sich in Männern, wie Heinrich Müller, Chr. Scriver, Lassenius u. A. ein besserer Geist wahrhaft erbaulicher Predigt hervor, und Speners weitgreifender Einfluß ist hier von den wolthätigsten Folgen (II, 114 ff.).

Die Kirchenzucht wird in der lutherischen Kirche keineswegs, wie man oft glaubt, in geringerem Maße gehandhabt, als in der reformirten, in Schweden wurde sie es in viel größerer Ausdehnung als in der lezteren. An die Stelle der Bischöfe traten in Deutschland zur Anordnung der Visitationen die Landesherren, und die Visitatoren selbst wurden in landesherrlichem Auftrage durch die ersten Landesgeistlichen und durch eine Anzahl „frommer und verständiger" höherer Beamten vollzogen. An die Stelle der früheren Sendzeugen und Schöffen traten die Ortsgeistlichen und die Gemeindeältesten; den früher durch den Bischof erfolgten Rechtsspruch that das ausdrücklich zu diesem Zweck angeordnete Consistorium; die kirchliche Gerichtsbarkeit im volleren Sinne ging also auf die Consistorien über, indem aber ihre Disciplinar-Urteile unter den Gesichtspunkt rechtlicher Erkentnisse gestellt wurden, erhielten sie nun den Charakter von Vergeltungsstrafen. Bei Errichtung der Consistorien, 1542, werden ständige Commissionen eingerichtet, und die dabei zur Anzeige gekommenen Vergehungen werden der weltlichen Behörde zur Bestrafung angezeigt. Seit der Kirchenordnung von 1580 erhält in Sachsen das Consistorium die Befugnis, auch „wegen aller ärgerlicher Sünde und Laster gegen die erste und andere Tafel (also auch Diebstahl, Trunkenheit, Wucher, Hurerei u. dgl.) das Urteil auf Geldbuße und Gefängnisstrafe zu sprechen und den Behörden zur Execution zu übergeben"; ganz ähnlich lauten die andern deutschen Consistorialordnungen. Viele Consistorien hatten besondere Consistorialkerker. Aber schon im Anfange des 17. Jahrh. hatte sich die Praxis dieser augenscheinlich das Geistliche und Weltliche bedenklich vermischenden Einrichtung fast allgemein dahin gestaltet, daß Urteil und Vollstreckung in allen wirklichen Vergehen gegen die öffentliche Sittlichkeit dem weltlichen Richter zufiel, und die Jurisdiction der Consistorien sich nur auf die rein kirchlichen Dinge und die Ehesachen beschränkte; und jene Consistorialkerker blieben nur als sogenante „Priestergehorsam" für strafällige Geistliche in Gebrauch (I, 174 ff.). Kirchendisciplin im weiteren Sinne wurde in fast allen lutherischen Kirchen von Anfang an teils privatim, teils öffentlich geübt, jenes wegen heimlicher Aergernisse durch die Versagung der Absolution in der Beichte, dieses wegen öffentlicher Aergernisse durch den kleinen Bann, d. h. durch Ausschluß von sämtlichen kirchlichen Gemeinderechten, Ausschluß vom Sacramente des Altars, von der Pathenschaft, christlicher Beerdigung, kirchlichen Ehrenrechten. Die Excommunication, welcher eine dreifache Admonition durch den Pastor, durch Pastor und Superintendenten und zwei Rathsglieder oder Kirchenväter, und durch das Consistorium vorausging, erfolgte durch das Oberconsistorium oder Generalsynodus; der mit Ausschluß von bürgerlichen Ehrenrechten, von ehrlicher Gesellschaft, Wehrtragen, bisweilen auch von ehrlichem Gewerbe verbundene größere Bann wurde von

der Obrigkeit verhängt. Wiederaufnahme der Excommunicirten erfolgte auf Verwilligung des Oberconsistoriums durch das Consistorium, indem der Bußfertige im Angesichte der Gemeinde niederkniete, die öffentliche Beichte sprach und darauf die Absolution empfing. Kirchenbußen für kirchliche und sittliche Aergernisse, wie Versagung des jungfräulichen Brautkranzes, des christlichen Begräbnisses bei Selbstmördern, der Pathenschaft, kniend gehörte private Admonition am Altar, rügende Fürbitte bei Abkündigung Gefallener u. dgl. waren ziemlich allgemein in Brauch. Oft wurden durch die Consistorien auch Geldbußen zu wolthätigen Zwecken verordnet, was allerdings nur als bedenkliche Ausartung bezeichnet werden kann.

Das religiös-sittliche Leben des christlichen Volkes zeigt neben vielfachen Spuren von Roheit doch bis zum Ende des dreißigjährigen Krieges noch überwiegend einen tiefchristlichen Charakter. Im Allgemeinen war dieser Zeit der Unglaube noch fern; aber seit dem dreißigjährigen Kriege schlich sich von Frankreich her in den höheren Schichten der Gesellschaft immer mehr irreligöser Sinn und wüste Lüderlichkeit ein, im Volke selbst durch die Kriegswirren sinnliche Genußsucht und Roheit. Beispiele von weitgehender Freigeisterei werden immer häufiger. Auch der Charakter der Frömmigkeit trägt im Allgemeinen einen etwas einseitigen, objectiven Charakter, die Sittlichkeit fließt nicht unmittelbar als frischquillender Born aus dem Glauben an die Rechtfertigung, sondern geht mehr mit dem Character einer äußerlichen Rechtschaffenheit und Gesetzesgerechtigkeit nebenher; Sirach und die Sprüche Salomo nehmen im Volksunterricht und in den gelehrten Schulen eine Hauptstelle ein; es fehlt vielfach die Innerlichkeit, die Wärme der Liebe, und selbst die Gewissenhaftigkeit in einem fleißigen Kirchenbesuche trägt vielfach den Charakter äußerlicher Gesetzlichkeit; auch hierin hat der Pietismus wolthätig gewirkt. Auch die häusliche Andacht trägt diesen etwas unfreien, objectiven Charakter; das freie Gebet ist vor der pietistischen Zeit nur selten, statt dessen werden nur Gebete vorgelesen. Eigentliche Erbauungsbücher fehlen vor Arndt; nur die deutsche Theologie, Tauler, Thomas a Kempis wurden vielfach gebraucht, die häusliche Erbauung wurde also weniger von Seiten der eigentlichen rechtgläubigen Kirche aus getragen als von der mehr mystischen Richtung. Die guten Werke, welche als Erweisung eines christlichen Sinnes dienen, die sich später in der Errichtung von Waisenhäusern, in unserer Zeit besonders in den Werken der äußern und innern Mission bekunden, zeigen sich im siebenzehnten Jahrhundert vorzugsweise in Armen- und Krankenpflegen, in Stiftungen für jene Zwecke, für Kirche und Schule, die meisten noch jezt bestehenden Stiftungen dieser Art stammen aus jener Zeit, auffallend aber ist es, daß nur selten eigentliche Wolthätigkeitsanstalten begründet wurden; Waisen- und Armenhäuser und ähnliche Anstalten kommen nur vereinzelt vor. Zeigt das interessante Gemälde, welches der Verfasser von den sittlichen Zuständen jenes Jahrhunderts entwirft, ebenso grelle Schatten wie helle Lichter, so ist das gerechte Urteil über jene so arg angefochtene Zeit dies, daß es die Kraft des christlichen evangelischen Glaubens war, welche in unserem durch die schwersten Zerrüttungen des deutschen Volkslebens gebrochenen Vaterlande die völlige Entartung verhinderte und in den Verheerungen, welche ein unerhört verderblicher Krieg über alle deutschen Länder brachte, die lebenskräftigen Keime bewahrte, welche nachher eine bessere, auch christlich lebendigere Zeit vorbereiteten.

---

## Die moderne belletristische Journalistik Deutschlands.

V.

Die Trias der Feinde des Christentums: „Gott, Tugend und Unsterblichkeit", haben wir in Rücksicht auf die „Gartenlaube", was das erste und das lezte Glied anlangt, bereits zu bloßen Worten, da nichts hinter ist, zusammenschrumpfen sehen. Mit dem mittleren Gliede „Tugend" hat es gleichfalls nicht viel, oder genauer nichts auf sich. Die G. L. legt zwar zu Zeiten eine gewisse sittliche Strenge, einen gewissen moralischen Ernst, eine gewisse bürgerliche Ehrbarkeit an den Tag; indessen will das nur bedeuten, daß die schrankenlose Verneinung aller Moral noch nicht vollständig und allgemein durchgedrungen ist. Unter den Lesern finden sich Tausende, welche zu den rechtschaffenen Leuten der breiten Straße gehören, auch manche schlichte Christen, die sonst auf dem schmalen Wege gehen, aber, in allem Literarischen ohne Führung, urteilslos zu Freunden des Hauptblattes der breiten Straße geworden sind. Diesen allen gegenüber kann das leztere nicht die ganze Blöße seiner sittlichen Gebrechlichkeit zeigen, es muß vielmehr — und am Ende auch mit Rücksicht auf die des „persönlichen Schutzes" bedürftigen Leser, welche immer besser scheinen wollen, als sie sind — eine Haltung annehmen, die dem ehrbaren Publikum im Allgemeinen nicht ärgerlich wird. Natürlich fällt das Blatt auf seinem schlüpfrigen Boden und bei seiner schwankenden Stellung leicht in den Schmutz gröberer oder feinerer Unsittlichkeit. Wer die zehn Gebote nicht mehr hat, der hat überhaupt kein Gebot mehr, sondern höchstens noch Neigung zur Accomodation. Das eine Mal erklärt die G. L., sich nur mit Originalbeiträgen befassen, am allerwenigsten aber die „leichtfertigen" Mühlbachischen Machwerke nachdrucken zu können, und das andere Mal führt sie selbst zu ihrer Empfehlung unter den Mitarbeitern auch „Luise Mühlbach" an. Mit sichtlichem Vergnügen teilt ein Berichterstatter über die mexikanische Bevölkerung Tehuantepecs mit: „Eine kleine, sehr delicate Race. Ihre Frauen und Mädchen sind ungemein schön und graziös, üppig entwickelt und noch schöner durch ihre malerische Bekleidung. — — Sie sind gutherzig, leidenschaftlich, vertrauungsvoll, großmütig und naiv in ihrer leicht weichenden Sittlichkeit." — Die ehemaligen Loretten sind, nach der G. L., samt den bereits erwähnten Grisetten weiter nichts, als

„die einstigen Anbeterinnen der Freuden des Lebens und der Gefallsucht." — „Ein gesuchter Damenarzt", der sich die in Göthens Faust dem Schüler empfohlene medizinische Praxis zum Vorbild genommen zu haben scheint, gibt in einem Artikel über die „nervenkranken Damen", diesen „pikanten und lucrativeren Teil der Praxis", in dem auch für die Jugend bestimmten „Familienblatte" Auseinandersetzungen, welche wir unmöglich wiedergeben, vielmehr nur andeuten können mit dem Geständnisse des Verfassers: er habe doch ein wenig aus der Schule geschwazt. — Ein hochgeschäzter Novellist der G. L., Otto Ruppius, entblödet sich nicht, den Geistlichen Nordamerikas nachzusagen, sie hätten die bei den religiösen Erweckungen in Ohnmacht gefallenen jüngeren Personen des weiblichen Geschlechts in die Sakristei gebracht und daselbst misbraucht. In derselben Novelle läßt aber der lüsterne Schreiber seinen angeblich deutschen Helden in dem Schlafcabinet einer Pflanzerstochter Dinge erleben, welche deutlich zeigen, daß in jener übeln Nachrede, neben dem vor der teuflischsten Verleumdung nicht zurückschreckenden Haß gegen die Kirche, lediglich eine unbezähmbare Fleischeslust in der Gestalt elender Heuchelei zu Tage komt. Bedenkt man nun, daß solche obscöne Geschichten von jungen Leuten beiderlei Geschlechts gelesen werden und daß trotz alledem und alledem die Beliebtheit des „Weltblattes" dieselbe bleibt, so kann es nicht geleugnet werden, daß die G. L. mit überzuckerten Pillen tausenden und aber tausenden verführten Lesern zuerst die Einbildungskraft vergiftet und denselben nach und nach alle geschlechtlichen Ausschweifungen nur als Folgen vorurteilsfreier Gesinnung erscheinen läßt. — Möchten doch wenigstens durch diese Zeilen ernste Väter und Mütter da und dort zur Erkentnis kommen, welche sittliche Gefahren in jenem Blatte, voll gewandter Verführung, zu bestehen sind, wie nur Unkentnis oder Leichtsinn sich in diese Gefahren begeben oder andere sich in solche begeben lassen kann. Möchten doch wenigstens die Kinder der einen oder anderen Familie dem verderblichen Einflusse jenes s. g., aber nur so genanten Familienblattes entzogen werden. Wenn die bösen Buben locken, so sollen wir ihnen nicht folgen. Es ist eine durch die Criminalstatistik nachgewiesene Thatsache, daß in unserem dem Gelde und dem Genusse nachjagenden, äußerlich civilisirten Zeitalter die in gewinnsüchtiger Absicht durch heimliches und hinterlistiges Schleichen begangenen, mittels eines erheuchelten, gesetzmäßigen Aeußeren maskirten Verbrechen die Mehrzahl bilden gegenüber jenen offenkundigeren, plumperen verbrecherischen Handlungen, deren Beweis in der Regel leicht herzustellen ist. Ganz diesem Verhältnis entspricht die sittliche Haltung der G. L. Offenbaren Mord, Raub, Brandstiftung u. dgl. wird sie mit sittlicher Strenge verabscheuen; dagegen hat sie nachweislich für Betrug, Lüge, Eidesbruch, dienstliche Untreue und derartige, mehr heimliche Verbrechen die größte Sympathie. So schwer dieser Vorwurf ist, so leicht ist der Beweis. Unter der Ueberschrift: „Wie man gesuchter Arzt wird", wird (im Jahrgang 1858) mitgeteilt: „Eine vornehme Dame habe sich einem unbekanten Arzte zu lieb krank gestellt, welcher, nach den vergeblichen Heilungsversuchen der angesehensten Aerzte, sehr bald die hartnäckige (erlogene) Krankheit gehoben habe. Dadurch sei der unbekante Arzt „der Arzt der Mode" geworden. „Glück, Ehre und reicher Lohn krönten von jezt ab seine Laufbahn." Dieses Pröbchen ordinären Betruges wird ohne den geringsten Tadel, ja im Gegenteil als ein nachahmenswertes Exempel erzählt. — Als ein „rettender Einfall glücklicher Imagination" wird mitgeteilt, wie ein Pariser Musiker die Steigerung seiner Wohnungsmiete dadurch rückgängig gemacht habe, daß er dem Hauswirte in gewandter Weise, durch Lügen aller Art den Glauben beibrachte: alle diejenigen, welche ihm — dem Musiker — früher die Miete gesteigert hätten, seien merkwürdiger Weise immer drei Monate später gestorben. — Dem Erfinder des berüchtigten scharfen Giftes „Schweinfurter Grün", eines Giftes, dessen Verkauf zwar allerwärts gesetzlich verboten, aber immer wieder durch betrügerische Veranstaltungen bewerkstelligt worden ist, widmet die G. L. einen warmen Nachruf. „Wie der weise Sokrates (jedoch ohne Gift) sei er ruhig im Bewußtsein eines wolgeführten Lebens vom Schauplatze seiner segensreichen Thaten" abgetreten. Vorher wird noch erwähnt, daß dieser sich über alle Gesetze hinaussetzende Gifthändler mit — — — Ronge und Moleschott in brieflichem und persönlichem Verkehr gestanden habe. — In einer Novelle wird ein Schauspieler verhaftet, weil er seinen Director bestohlen hat. Wegen Beziehungen des Diebes zu einem dem Untersuchungsrichter nahestehenden Frauenzimmer schlägt „der brave Beamte" aus eigner Machtvollkommenheit die Untersuchung nieder; derselbe lügt obendrein, um den Schauspieler zu retten, selbiger sei „unschuldig." Dem Dieb sagt der als Muster der Humanität hingestellte Richter nur: „Ihre Untersuchung wird niedergeschlagen, ich leiste dem Director vollen Ersatz, Niemand weiß das, Sie gehen an ein fernes Theater, werden ein guter Mensch." Das leztere ist nicht in Erfüllung gegangen, denn der Dieb hat sich alsbald erschossen. Gleichwol ruft der Director aus: „auch er ist nun glücklich." — Alle diese Ausflüsse der von der G. L. vertretenen Tugend werden indessen übertroffen von der bereits in den meisten conservativen Zeitungen gebührend gezüchtigten Art und Weise, in welcher die Flucht des ehemaligen Professors, Freischärlers und Züchtlings Gottfried Kinkel aus der preußischen Strafhaft erzählt wird. War doch dieser Ausfluß aus dem sittlichen Pfuhl der G. L. von so starkem Geruche, daß selbst die Obrigkeit (freilich wie fast bei allen Preßverbrechen zu spät) eingeschritten ist. Der Verfasser fraglicher Mitteilung, M. Wiggers, weiland Präsident der mecklenburgischen Kammer und noch heute ein wüster Demokrat, wird von der Redaction im Voraus ein „Ehrenmann" genant, von welchem nur eine „ruhige und durchaus würdige Darstellung" zu erwarten sei. Der

„Ehrenmann" erzählt nun ganz offen, wie die schwierige Aufgabe, einen Gefängnisaufseher zu gewinnen, mit wahrhaft teuflischer List gelöst worden ist. Zuerst seien nur Grüße, dann kleine Zettel, dann Briefe durch einen Aufseher dem gefangenen Kinkel zugestellt worden. „Hatte sich jener erst in strafbarer Weise compromittirt, so war die Gefahr des Verrathes von seiner Seite, wenn man sich ihm schließlich entdeckte, auf das geringste Maß zurückgeführt. Der Verrath hätte die eigne Bestrafung des Verräthers zur Folge gehabt", nämlich durch Denunciation seitens der Kinkelschen Genossen. Zulezt habe der Wärter seine Unterstützung beim Fluchtplane zugesichert und „er hat sein Manneswort treu gehalten." — Frecher kann die Sünde nicht verherlicht werden. Der Gefängniswärter hat mittels eines leiblichen Eides zu dem lebendigen Gott gewissenhafte, treue Dienstführung, insbesondere Hinderung jedes zu seiner Kentnis kommenden Fluchtversuches angelobt; der Wärter hat seinen Eid gebrochen, indem er nicht blos den Fluchtversuch beförderte, sondern durch seine Mithülfe allein möglich machte. Treulosigkeit und Eidesbruch sind also die Handlungen, um deren willen die G. L. einem Menschen „treues Halten eines Manneswortes" zuspricht. Und wenn der Berichterstatter-Ehrenmann erklärt: „die etwa angenommene Belohnung wirft keinen Schatten auf seine (des Wärters) That", so ist wegen des „Ehrenmannes" aus inneren Gründen mit aller Bestimtheit anzunehmen, daß der Eidbrüchige nicht aus bloßem Enthusiasmus für den gefangenen Exprofessor, sondern mit vierhundert Thalern durch die Demokraten bestochen die Flucht möglich gemacht hat. Aber der „Ehrenmann" rückt noch weiter mit der Farbe heraus, wenn er erklärt: „der strenge Moralist wird die That als einen Amtstreubruch verdammen", „aber es gibt Handlungen, welche nicht vom bloßen Standpunkte des positiven Criminalrechts beurteilt und nicht mit gewöhnlichem Maßstabe der Sittenkritik gemessen sein wollen." Der Wärter sei „einem höheren Pflichtgefühl gefolgt." „Die Liebe zu dem Menschen stand ihm höher als seine Amtspflicht." Kurz, der „Ehrenmann" hat nur Worte hochachtender Bewunderung für den Treubrüchigen. Von Bedeutung sind übrigens noch zwei weitere, bei Kinkels Flucht beteiligte „Ehrenmänner." Der eine, ein Student Namens Schurz, weiland badischer Rebell, jezt nordamerikanischer Consul, war bei der Flucht mit Pistolen bewaffnet, um einen etwa dazwischenkommenden Gendarmen niederzuschießen. Und der andere, der deutschkatholische „Pastor" Dülon, früher in Bremen, hatte in seinem Sontagsblatt, um die Verfolger irre zu führen, mit allen möglichen Einzelheiten die Lüge verbreitet, Kinkel sei über Bremen nach England entflohen.

Zu den im eminenten Sinne sittlich faulen Partien gehören auch die gelegentlichen, im frivolsten Tone gehaltenen Auseinandersetzungen Karl Vogts und Anderer über das sexuelle Leben der Thiere. — Das verhältnismäßig Beste der G. L. sind die Abbildungen. Außer der oben berührten Verherlichung der A. W. Faberschen Bleistiftfabrik ist uns nur eine, „Chronik der Stadt Leipzig" überschriebene Bildersamlung als in hohem Grade anstößig erschienen. Ein Künstler, dessen Namen wir nicht nennen wollen, hat die für seinen Verstand hervorragendsten Momente aus der Geschichte der Stadt Leipzig dargestellt durch Gruppen nackter und halbnackter Kinder (Knaben und Mädchen), welche sämtlich in Tracht, Haltung und Thätigkeit nichts anderes als erwachsene Menschen sind. Referent hat noch nie in seinem Leben eine bildliche Darstellung gesehen, welche so sehr, wie die fr. Zeichnungen, scheinbar in harmlosem Humor, in Wahrheit aber mit diabolischer, durch die Gestalten der Unschuld hindurch erkennbarer Sinnenlust gezeichnet ist. Zur Erhärtung unseres scharfen Urteils fügen wir nur an, daß derselbe „Künstler" in der G. L. auch verschiedene Meßabenteuer zum besten gegeben hat, unter welchen Bemerkungen über Riesinnen und was mit diesen vorgegangen, geradezu ins Bereich der Bestialität gehören. Und nun soll die deutsche Jugend sich mittels einer in so hohem Grade corrumpirten und auf Corruption berechneten Zeitschrift Bildung des Geistes und Veredelung des Herzens aneignen!

Sollen wir zum Schlusse das Gesamturteil über die G. L. zusammenfassen, so sagen wir, die G. L., diese vornehmste Repräsentantin der modernen belletristischen Journalistik, ist eine aus dem Zeitgeiste hervorgegangene und hinwiederum dem Zeitgeiste dienende Zeitschrift. Wie der Zeitgeist oder der Geist der Welt im Streite mit dem ewigen, heiligen Geiste, mit dem Geiste der Kirche überall nichts als Revolution, nichts als Widerstreben gegen Gott und gegen Gottes Ordnung will, so ist auch der Grundzug der G. L. nach allen Richtungen hin ein revolutionärer. In dem erst mit dem lieben jüngsten Tage aufhörenden Kampfe zwischen Geist und Fleisch, zwischen Glaube und Unglaube, zwischen Christentum und Atheismus, zwischen Gott und Welt, zwischen Christus und Belial, zwischen der ewigen geoffenbarten Wahrheit und zwischen der täglich neuen, fortschrittlich fabricirten Lüge steht die G. L. immer auf Seiten des leztgenanten Gegners. Sie widerstrebt dem Glauben an den lebendigen Gott und darum widerstrebt sie auch den großen göttlichen Institutionen: der von Gott verordneten Obrigkeit und der von Christo gestifteten Kirche. Und wie sie dem Evangelium keinen Glauben schenkt, so verachtet sie auch das Gesetz. Darum haßt sie das fürstliche Regiment und die Bezeichnung „Unterthan", darum haßt sie die kirchlichen

Bekentnisse und die „Orthodoxie", darum haßt sie die christliche Ehe, die christliche Schule, das christliche Volksleben, die christliche Sittenlehre. Und darum liebt sie die Rebellion, den Unglauben, die Freigeisterei, die Emancipation des Fleisches, die Profanirung der Ehe, der Schule, die Rand- und Bandlosigkeit in der Moral, Auflösung aller dem Zeitgeiste widerstrebenden Ordnung, überhaupt Widerstreben gegen alle menschliche und geschichtliche Ordnung, gegen alle überkommenen Gesetze, sogar gegen die Gesetze der Logik, der Sprache und des Geschmacks, ungenirtes Sichgehenlassen im Denken und Wollen, im Fühlen und Handeln, Nachlässigkeit und Oberflächlichkeit in der Behandlung aller Stoffe, das Streben mittels leichthingeworfener nichtiger Redensarten, wie aus der Luft gegriffener Lügen den Beifall der unverständigen Menge zu erregen, die Sucht mittels unverstandener Zauber- und Schlagwörter den s. g. sittlichen Eifer der verführten Leser aufzustacheln, Prahlerei und Schwindelgeisterei in allen materiellen und zeitgeistlich-idealen Dingen, und endlich, was am schwersten wiegt, sittliche Leichtfertigkeit und Frivolität, das alles sind die einzelnen Züge jenes Weltblattes. Daß die Kinder dieser Welt trotz all dieser Züge das durchscheinende Bild des Fürsten dieser Welt nicht erkennen, ist — wegen des mundus vult decipi — ebenso begreiflich, als es uns schwer begreiflich ist, wie nach manchen Versicherungen die G. L. sogar in den Häusern gläubiger Pfarrer, wenn auch nur gastweise, geduldet werden kann. Hat ein Christ in allen Lebenslagen Zeugnis für die ewige Wahrheit gegen die Finsternis abzulegen, so hat er ganz gewiß auch gegen die G. L. nicht allein rücksichtslos sich auszusprechen, sondern auch in den ihm zugänglichen Kreisen alles aufzubieten, den Leserkreis jenes Blattes zu beschränken. — Schon mehrmals ist der Versuch gemacht worden, den Einfluß dieser Zeitschrift durch äußerlich ähnlich eingerichtete, auf antirevolutionären Boden gestellte Blätter zu brechen. Es ist dies, namentlich auch mit der seit einer Reihe von Jahren von W. O. von Horn herausgegebenen Monatsschrift: „Die Maje", nur in geringem Umfange gelungen. Wie wir hören, soll übrigens in der allernächsten Zeit eine neue, reichlich mit Bildern und mannichfachem Inhalte zu versehende Zeitschrift, welche überdies entschiedener als „die Maje" auf christlichen Grund basirt werden wird, der Leipziger G. L. entgegenarbeiten. Großartige Erfolge wird wol auch dieses Unternehmen nicht haben, es gilt auch hier: sie glauben der Finsternis mehr denn dem Lichte. Doch steht der Erfolg in Gottes Hand, — freuen wir uns indessen, daß die treuen Glieder der Kirche endlich daran gehen, den Unglauben und das Werk der falschen Propheten auch in diesem Gebiete zu bekämpfen.

---



## Der Dichter und der Mensch.

Der Verf. des Artikels über Ludwig Uhland in Nr. 9 d. Bl. sieht sich durch die „Entgegnung" in Nr. 33 nicht veranlaßt, den Streit über Uhland fortzusetzen, muß aber doch einer dort aufgestellten allgemeinen Behauptung entschieden widersprechen.

Die Entgegnung stellt den Satz auf: „Der sittliche und politische Standpunkt des Dichters darf durchaus nicht in Anschlag gebracht werden, wenn es sich um die poetische Bedeutung des Dichters und um die Frage handelt, ob er ein wahrer Dichter gewesen oder nicht"; und abermals: „der wahre Wert eines Dichters als solchen, oder bestimter gesagt, der Wert seiner poetischen Producte wird durch den innern (?) sittlichen Wert desselben gar nicht bestimt. Wer will es z. B. leugnen, daß Heinrich Heine unserm Volke Lieder gesungen hat, die zu dem Schönsten, Zartesten, Innigsten gehören, was je in Deutschland gedichtet worden ist?" Das will der Verf. dieser Erwiderung leugnen, und zwar einer gegen einen, aber auch einer gegen tausende, die ihm vielleicht entgegentreten. Zunächst, wer ist Heinrich Heine? Ein Jude, und zwar ein Reformjude, d. i. ein Mensch ohne alt- und ohne neutestamentlichen Glauben, also nach der Schrift, da aus dem Glauben die Liebe komt, ein hohles Erz und eine klingende Schelle. Kann ein solcher herz-, glaubens- und liebloser Mensch in der That etwas Schönes, Zartes, Inniges hervorbringen? Kann das eine so gründlich ruinirte Natur wie dieser Heine, dem nichts Göttliches und Menschliches heilig war und der eben das Nichts seines Innern zum Ausgangspunkte seiner literarischen Productionen nahm? Der Mensch erzählt irgendwo, er habe einst — irren wir nicht, im paderborner Lande — ein Krucifix am Wege stehen sehen und dabei (dem Sinne nach) gedacht: „Armer Vetter, du hattest es gut mit deinem Volke vor, aber sie haben's dir schlecht vergolten" ꝛc. Daß dieser gottlästernde Mensch auch das menschlich Heilige lästere, wird nicht auffallen. Wir lesen in seinem „Romanzero" ein Gedicht, worin er den Hof des unglücklichen Ludwigs XVI. und seiner armen Königin Marie Antoinettte nach ihrer Enthauptung vorführt und sich in Bezug auf leztere folgendermaßen vernehmen läßt: „Zuerst erschien die Dame d'atour Und fächelt die Brust, die weiße, Und weil sie keinen Kopf mehr hat, So lächelt sie mit dem Steiße." Als wir diese Monstra von Lästerung und Cynismus lasen, wurde uns zuerst der eigentliche Grund klar jenes unheimlichen Gefühls, das wir bei allem, was uns von Heine zu Augen gekommen, empfunden hatten. Machten schon die flachen verschwommenen Züge seines Gesichts, das nichts von jenen wunderbar imponirenden Physionomien zeigte, wie wir sie so oft bei altgläubigen Juden mit großer Teilnahme betrachtet hatten, den Eindruck des Herzlosen auf uns, so zeigte jene Lästerung des Gekreuzigten und die niederträchtige Frivolität gegen das durch ruchlose Pöbelhände über den Gesalbten

des Herrn gebrachte namenlose Elend, daß bei diesem Menschen Herzlichkeit, Innigkeit und liebevoller Anteil an dem „großen gigantischen Schicksal", das durch das Menschenleben schreitet, wie sie dem wahren Dichter tief inwohnen, nicht zu suchen sei. Was aber im Herzen nicht lebt, was die Brust nicht erfüllt, das wird ihr auch mit Wahrheit und innerer Notwendigkeit nicht entströmen können, wenn ihrem Inhaber ein poetisches Talent von Gott verliehen ist.

Heine besaß ohne Zweifel ein solches Talent und sonstige geistige Gaben in beträchtlichem Maße, und die ihm eigene Volubilität ließen ihn sie in Prosa und Versen vielfach anwenden. Aber wie Einen auf bürgerlichem Standpunkte Entsetzen ergreift, wenn man einen schweren Verbrecher, überhaupt teuflisch gesinte Menschen mit Talent und Geistesgaben ausgerüstet sieht, so wandelte uns auf ästhetischem Standpunkte bei den Heinischen Productionen jenes oben erwähnte unheimliche Gefühl und ein Schauder an, der wol seinen tiefsten Grund darin findet, daß jeder Abfall des Talents von dem lebendigen heiligen Gotte, der es verlieh, etwas Judasartiges an sich hat und daß ein Judas um so abscheulicher erscheint, je mehr er sich mit unbefangener Miene, ja selbst mit einem Kuß an den Heiligen und Reinen herandrängt. Es ist Heine mehrfach gelungen, mit Geschick und Glück poetisch auszusprechen, was ein deutsches Herz im Gedicht und Gesang entzückt, und das ist deshalb möglich, weil er ja den Pulsschlag des deutschen Herzens, wenn auch nicht in sich, doch an andern hinlänglich wahrgenommen und genug künstlerisches Verständnis hatte, um den daher zu entnehmenden Stoff gehörig auszubeuten; aber seine Producte sind Nachahmungen, oft den ursprünglichen aus Herz und Sele voll eigenen Lebens erwachsenen täuschend ähnlich, aber doch so verschieden von ihnen, wie gemachte Blumen von natürlichen, ohne Duft und organisches Leben.

(Schluß folgt.)

---

## Nachrichten.

### Colenso vor dem geistlichen Gerichte in der Capstadt.

(Nach den Berichten der englischen Zeitschrift „The Guardian.")

(Schluß.)

„Bishopstown, den 7. Aug. 1861. Theurer Bruder, empfangen Sie meinen aufrichtigen Dank für Ihren Brief in Betreff meines Commentars über den Römerbrief. Es kann mich bei Ihren Ansichten über verschiedene von mir erörterte Punkte nicht überraschen, daß Sie in einem so dringlichen und ernsten Tone schreiben. Wie Sie jedoch aus meinem lezten Briefe werden entnommen haben, ist es jezt zu spät, selbst wenn ich es wünschte, die Veröffentlichung des Buches zurückzuhalten. Was Ihnen auch immer in dieser Sache gut dünken möge zu sagen oder zu thun, ich bin überzeugt, Sie werden einzig handeln aus einem Bewußtsein der Pflicht gegen die von Ihnen erkante Wahrheit, das sie zwingt, alles persönliche Gefühl einem höheren Gesetze unterzuordnen. Als ich schrieb was ich geschrieben und veröffentlicht habe, that ich es gleichfalls trotzdem ich mir bewußt sein mußte, Ihnen und Andren, die ich durchaus lieb und wert achte, Kummer zu bereiten. Einige meiner Ausdrücke freilich sind von Ihnen misverstanden worden, etliche — verzeihen Sie den Ausdruck — scheinen Sie falsch beurteilt zu haben. In Beziehung auf andere aber bin ich mir wol bewußt, daß meine Ansichten sich von den Ihrigen sehr unterscheiden, obgleich ich in dem Buche nichts gesagt zu haben glaube, das nicht in Einklang steht mit der Bibel oder das die von der englischen Kirche der Freiheit des Denkens über solche Gegenstände so weit gesteckten Grenzen überschritte. Ich möchte nun die Punkte, auf welche Sie meine Aufmerksamkeit gerichtet haben, der Reihe nach durchgehen. — Es ist mir durchaus nicht zweifelhaft, daß die kanonischen Bücher der Schrift allerdings Irrtümer und zwar etliche sehr schwere in Bezug auf Thatsachen enthalten und die geschichtlichen Erzählungen durchaus nicht in allen Details zuverlässig sind. Ich habe dies nie öffentlich ausgesprochen; aber wahrlich in dieser Zeit kritischer Forschung muß jeder gebildete Schriftforscher sich der Wahrheit dessen, was ich sage, bewußt sein. Es ist vergeblich, das zu leugnen, was jedem sorgfältigen und gewissenhaften Leser offenbar ist, der sich die Mühe gibt, einen Abschnitt der biblischen Geschichte mit dem anderen zu vergleichen. Und ich muß sagen, ich glaubte, es gebe heut zu Tage Wenige, ausgenommen in einer sehr engherzigen Schule von Theologen, die dies bestreiten wollten." U. s. w.

Am folgenden Tage erfolgte die Antwort auf die Verteidigung seitens der Ankläger. Der Bischof erklärte dann, sich für seinen Urteilsspruch Zeit nehmen zu müssen. Am 14. December war der Gerichtshof wieder versammelt und die assistirenden Bischöfe trugen ihre Ansicht über den Fall vor. Endlich am 16. Dec. erfolgte der Spruch. Nachdem der Bischof die Anklage in allen neun Punkten durchgegangen und dieselbe für erwiesen erklärt hatte, verkündete er das Urteil wie folgt: „J. N. G. Amen. Wir Robert durch Gottes Zulassung Bischof der Kapstadt und Metropolit fügen hiermit zu wissen: in Erwägung, daß der Bischof von Natal in dem uns am 8. Dec. 1853 unter J. Maj. Siegel zugegangenen Installationsbriefe als dem Stuhle der Kapstadt und dessen Bischof für untertan und untergeben erklärt ist, wie jeder Bischof und Bischofsstuhl der Provinz Canterbury unter erzbischöflicher Autorität des Stuhles jener Provinz und seines Erzbischofs steht: — in Erwägung ferner, daß in jenem Installationsbriefe verfügt ist, daß falls ein Verfahren gegen den Bischof von Natal eingeleitet werden sollte, dieses vor Uns begonnen und ausgeführt werden soll und Wir durch denselben Installationsbrief angewiesen und bevollmächtigt sind, von solchem Verfahren Kentnis zu nehmen; — in Erwägung, daß bei der Ernennung und Weihung des Hochw. J. W. Colenso, des genanten Bischofs von Natal, derselbe freiwillig die Bestimmungen jenes Installationsbriefes anerkannte und sich denselben unterwarf und das Amt eines Bischofs von Natal unter den oben angegebenen Bedingungen annahm, auch alle schuldige Ehrerbietung und Gehorsam dem Bischofe der Kapstadt und seinen Nachfolgern feierlich gelobte und

darauf in Uebereinstimmung mit solchem Versprechen und Gelöbnis sich fortwährend unserer Jurisdiction als Metropolit unterwarf und von jenem Versprechen und Gelöbnis nie entbunden ist; — in Erwägung, daß am vergangenem 12. Mai der sehr ehrwürd. Dechant der Kapstadt, der würdige Archidiacon von Grahamstown und der würdige Archidiacon von George vor Uns als Metropoliten gewisse Anklagen gegen den Hochw. J.W.Colenso vorbrachten, erstlich, daß er Meinungen verbreitet habe, welche dem katholischen Glauben, wie er in den 39 Artikeln und den Formularen des Allg. Gebetbuchs der vereinigten Kirche von England und Irland näher bestimt und ausgedrückt ist, widerstreiten, und zweitens, daß er das Allg. Gebetbuch und besonders Teile der Ordinations- und Taufliturgie verleumdet, angegriffen und sonst in Misgunst gebracht und so gegen das Gesetz der vereinigten Kirche von England und Irland, wie es in dem 36. Abschnitt der kirchlichen Canones und Constitutionen enthalten ist, verstoßen habe und genante Dechant und Archidiaconen sich bereit erklärten, jene Anklage zu beweisen und unser Urteil darüber zu verlangen; — in Erwägung, daß wir hierauf am vergangenen 18. Mai den genanten Bischof von Natal citiren ließen, um vor uns am folgenden 17. Nov. in der Cathedrale der Kapstadt zu erscheinen, um sich über obige Anklage zu verantworten; — in Erwägung, daß wir am 17. Nov. als Metropolit einen Gerichtshof in der Cathedrale versammelt haben, nachdem wir zuvor etliche Bischöfe dieser Provinz als Beisitzer eingeladen hatten und die Bischöfe von Grahamstown und vom Oranje-Freistaat hierauf als Beisitzer erschienen waren; — in Erwägung, daß an jenem 17. Nov. der genante Bischof von Natal in der Person seines Agenten erschien und darauf sowol durch jenen Agenten, als auch in einem an uns adressirten Briefe zugab, jene Citation und Kentnisnahme von der Anklage erhalten zu haben und er, aufgefordert, sich zu verantworten als Antwort auf jene Anklage erstlich einen Protest gegen unsre Jurisdiction niederlegte, zweitens gewisse Verteidigungsmittel gegen die Anklage unterbreitete und drittens uns seine Absicht zu erkennen gab, falls wir zu einem Urteilsspruch schreiten würden und derselbe gegen ihn ausfallen sollte zu appelliren; — in Erwägung, daß Wir darauf jenen Protest zurückwiesen und zum Verhör obiger Anklage schritten; — in Erwägung, daß der Dechant und die Archidiaconen in offenem Gerichtshof unserm Urteil gewisse Auszüge aus zwei Werken unterbreiteten, welche angeblich von dem Bischof von Natal geschrieben und veröffentlich sind — „der Brief St. Pauli an die Römer aufs neue übersezt und erläutert vom Standpunkte der Mission" und „kritische Untersuchung des Pentateuchs und des Buches Josua, Th. 1 und 2", — welche Auszüge dem Bischofe von Natal mit der Citation abschriftlich eingehändigt, hier auch abschriftlich beigefügt sind und hiermit registrirt werden; — in Erwägung, daß, nachdem Wir den Dechanten und die Archidiaconen gehört und die uns unterbreiteten Verteidigungsmittel gehörig geprüft haben und nach genügender Beratung mit den als Beisitzer gegenwärtigen Bischöfen von Grahamstown und dem Oranje-Freistaat, wir es genügend erwiesen gefunden haben, daß etliche von jenen Auszügen, nämlich die von Nr. 1—8 begriffenen, wie die Anklage besagt, Meinungen enthalten, die dem katholischen Glauben, wie derselbe in den 39 Artikeln und den Formularen des Allgem. Gebetbuchs der vereinigten Kirche von England und Irland näher bestimmt und ausgedrückt ist und etliche andere Auszüge, nämlich die unter Nr. 9 begriffenen, das Allg. Gebetbuch verläumden, angreifen und sonst in Misgunst bringen; — in Erwägung endlich, daß genügend erwiesen wurde, daß die Werke, aus denen jene Auszüge entnommen, sowol in dieser Provinz, als anderswo mit Wissen, unter Vollmacht und Zustimmung des Bischofs von Natal veröffentlicht sind; — in Erwägung dessen urteilen, erkennen und beschließen wir in Ausübung unsrer oben gemeldeten Jurisdiction, daß der Bischof von Natal von seinem Amt als Bischof abgesezt und hinfort demselben die Ausübung jeder kirchlichen Handlung in jedem Teil der Metropolitanprovinz der Kapstadt verboten ist. — Weil aber der Bischof von Natal nicht persönlich gegenwärtig ist und wir ihm genügende Gelegenheit bieten möchten, obige Auszüge zu widerrufen und zurückzunehmen bevor dies Urteil in Kraft tritt, schieben Wir den Termin der Rechtskräftigkeit jenes Urteils zum Zweck des Widerrufs bis auf den nächsten 16. April auf und beschließen und befehlen hiermit, daß wenn der Bischof von Natal an oder vor nächstem 4. März bei Douglas Dübois zu Doktors Commons in London, Anwalt, Advocat und öffenlichem Notar, unsrem Commissar in England, in dessen Büreau einen vollen, unbedingten und absoluten Widerruf aller oben genanten Auszüge schriftlich zu Protokoll gegeben haben wird oder aber vor nächstem 16. April bei dem Secretär dieser Diöcese in seinem Büreau in der Kapstadt solchen vollen, unbedingten und absoluten Widerruf zu Protokoll gegeben haben wird, in beiden Fällen dann am Tage der Protokoll-Aufnahme dies Urteil null und nichtig sein soll; ist aber am nächsten 16. April kein solcher Widerruf in der oben genanten Weise ausgesprochen, so soll dann dies Urteil volle Kraft und Wirkung haben und sobald es angeht nach dem 16. April in allen Kirchen der Diöcese Natal und in den verschiedenen Cathedralen der Provinz Capstadt veröffentlicht werden. Zum Zeugnis haben Wir Unser bischöfliches Sigel hieran gefügt und unterschreiben eigenhändig in offenem Gerichtshof an diesem 16. December im Jahre des Herrn 1863 in der Kathedrale S. George und übergeben dies dem Secretär der Diöcese, damit er es vorschriftsmäßig registire. R. Capetown."

Nachdem Dr. Bleek einen neuen Protest niedergelegt und die Appellation angemeldet hatte, erklärte der Bischof, er könne keine andere Appellation, als an den Erzbischof von Canterbury annehmen, welche binnen vierzehn Tagen anzumelden sei.

XX.

---

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz in Berlin. Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

# Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1864. Mittwoch den 15. Juni. № 48.


## Humanität und Christentum.

Ein auf der Berliner Pastoralconferenz d. J. gehaltener Vortrag.

Humanität und Christentum stehen offenbar in demselben Verhältnisse zu einander, wie Mensch und Christ; und wenn es keinem Zweifel unterliegt, daß erst im Christen der Mensch zur Wahrheit seines Wesens komt, so ist mit dem Christentum auch überall die rechte Humanität gesezt. Der Mensch bleibt entweder seiner sittlichen Beschaffenheit nach im Wesentlichen derselbe, als welcher er bei seiner fleischlichen Geburt ins Leben tritt, entwickelt sich, wenn auch unter äußerlichen Einflüssen und unter Beihülfe äußerlicher Bildungsmittel auf Grund seiner natürlichen Bestimtheit oder er wird durch die göttliche Gnade in der heiligen Taufe und unter dem weitern Walten des heil. Geistes, dem er gläubig sein Herz eröffnet, ein neuer Mensch. Wir könten hiernach sagen, die Humanität des natürlichen Menschen mit all seiner Cultur und Civilisation, mit all seinen etwanigen Tugenden und glänzenden Thaten ist entweder noch Unchristentum oder schon Widerchristentum, immer also nur scheinbare Humanität; die Humanität des aus dem Geiste Wiedergeborenen ist Christentum und als solches allein echte Humanität. Es wäre gut und jedenfalls der mir gegebenen Weisung, mich möglichst kurz zu fassen, gemäß, wenn wir bei diesen allgemeinen Bestimmungen stehen bleiben und auf Grund derselben in unsere Discussion sofort eintreten könten. Das Thema wird indessen immer reicher an Inhalt und Umfang, je mehr man es denkend zu durchdringen sucht; wir werden jedenfalls in nähere Betrachtung nehmen müssen, was als allein echte Humanität gegenwärtig laut gepriesen wird, und dies drängt mich zunächst zu der Bitte, die verehrte Versamlung wolle es nachsichtig tragen, wenn meine Rede über die mir zugemessene Zeit hinausgeht. —

Der Ausdruck „Humanität" ist sehr gäng und gäbe, der dahinter liegende Begriff aber keineswegs leicht faßbar. Die bekante Anrede: commilitones humanissimi, die Formel: humanissime rogare können in einem auch nur einigermaßen entsprechenden Deutsch nicht wiedergegeben werden. Ein humaner Mann, das ist ein Mann, der sein Verhalten nicht nach der besondern Stellung allein bemißt, in der er zu andern steht, sondern als Mensch jedem ohne Unterschied sich verbunden und verpflichtet weiß, der auch mit niedrig Stehenden freundlich verkehrt, in allen Lebenskreisen Menschenwol zu fördern, menschliches Elend zu lindern sich bereit zeigt. Die Humanität hat nichts Vornehmes, bewegt sich aber in feinen gefälligen Formen; es widerstrebt ihr, strenges Recht mit Bestimtheit geltend zu machen, vielmehr hat sie einen natürlichen Zug zur Nachsicht und Milde; alle Schroffheit ist ihr zuwider, Gegensätze sucht sie gern auszugleichen und so lange es irgend angeht, dem Willen Anderer sich anzubequemen. Humanität ist Leutseligkeit, Menschenfreundlichkeit, Menschenliebe. Im N. T. wäre wol φιλανθρωπία das hier entsprechende Wort. Es komt indessen überhaupt nur zweimal und von dem Verhalten der Menschen zu einander nur einmal vor. In der Weihnachtsepistel bezeichnet es die gnädige Herablassung Gottes zu den Menschen. Tit. 3, 4: „Da aber erschien die Freundlichkeit und Leutseligkeit (φιλανθρωπία) Gottes unseres Heilandes." Act. 28, 3 wird von den Bewohnern der Insel Melite berichtet, sie erzeigten den Schiffbrüchigen „nicht geringe Freundschaft" (φιλανθρωπίαν). Als Adverbium findet es sich Act. 27, 3. Julius hielt sich freundlich gegen Paulus. Oefter kehrt es in den alttestamentl. Apocryphen wieder. Die Weisheit heißt insonderheit ein φιλάνθρωπον πνεῦμα und die Vulg. übersezt zwar diese Worte benignus est spiritus, gibt aber sonst den Ausdruck immer wieder durch humanitas. Es sind das einzelne Seiten und Beziehungen des Begriffs, die aber seinen vollen Gehalt ebenso wenig bezeichnen, als Verdeutschungen, wie Menschlichkeit, Menschentum ihn ausreichend klar machen.

Herder, der als Hauptvertreter des Humanitätsprincips im vorigen Jahrhunderte wol auch zuerst den Begriff der Humanität einer näheren Erörterung unterzogen hat, versteht darunter die Gesamtheit menschlicher, durch normale Entwicklung aller in der menschlichen Natur liegenden Kräfte erwirkten Bildung, mit welcher zugleich ein rein menschliches, durch Wissenschaft und Kunst, Handel, Gewerbe und Betriebsamkeit gehobenes Leben verbunden ist und in welcher auch die Willigkeit der Einzelnen, allen ihren Menschenpflichten zu genügen, beschlossen liegt. „Ich wünschte, sagt er, daß ich in das Wort Humanität alles fassen könte, was ich bisher über des Menschen edle Bildung zur Vernunft und Freiheit, zu feinern Sitten und Trieben, zur zartesten und stärksten Gesundheit, zur Erfüllung und Beherschung der Erde gesagt habe. Denn der Mensch hat kein edleres Wort für seine Bestimmung, als er selbst ist, in dem das Bild des Schöpfers unserer Erde, wie er

hier sichtbar werden konte, abgedruckt lebt." Humanität als angeborene Anlage ist überall und an sich ein und dieselbe; in ihrer Entwicklung wird sie durch Zeit, Ort, anderweitige natürliche Bestimtheiten, Volkscharakter, Racenunterschiede aufs mannigfaltigste modificirt; dadurch entstehen verschiedene Arten und Formen der Humanität, die selbst in ihrer besten Ausbildung nicht gleichen Wertes seien; ihnen gegenüber müsse es ein Ideal der Humanität geben, und dieses Ideal zu finden, ihm durch angemessene Ausbildung seiner besondern Humanitätsform sich anzunähern, sei eben die Aufgabe wie jedes Einzelnen, so jedes Volks. Bezüglich der Stellung des religiösen Elements zur Humanität heißt es einerseits, der Mensch sei „zur Humanität und Religion gebildet" und es gewint den Schein, als ob Humanität auf das beschränkt werden müßte, was der Mensch von Natur ist und wozu er von Natur angelegt ist im Unterschiede nicht blos von dem, was er durch einseitige oder verkehrte Entwicklung seiner Anlagen wird, sondern auch im Unterschiede von seiner höhern, über die Natur hinausgehenden Bestimmung. Andrerseits bezeichnet Herder die Religion selbst als die „höchste Humanität", als die „erhabenste Blüte der menschlichen Sele", und jenes Ideal der Humanität fällt ihm im Wesentlichen mit der Idee Christi als des Menschensohnes zusammen.

Hundeshagen sagt in einer akademischen Festrede: „Ueber die Natur und die geschichtliche Entwicklung der Humanitätsidee in ihrem Verhältnisse zu Kirche und Staat", Berlin 1853, das Wort Humanität sei der Ausdruck „für eine bestimte Beschaffenheit des Menschen, näher, für die Angemessenheit des einzelnen Menschen sowol zu seinem eignen wahren Wesen, als auch die Erschlossenheit des menschlichen Ich für seine Beziehungen zu den Wesen seiner Gattung, dieselben wie als solche", d. i. als Menschen, folglich „ohne Unterschied betrachtet." Es werde unter ihm alles zusammengefaßt, „was zum wahren ächten Wesen des Menschen als solchen gehöre, was seine charakteristische Würde begründe, mit einem Worte, Humanität bezeichne den Adel der Menschheit als unveräußerliches Erbteil der Gattung, als einen für alle menschlichen Individuen gemeinsamen Ausgangspunkt ihrer Entwicklung, der auf ein gemeinsames Ziel für die Menschheit, auf Rechte und Pflichten hinweise, die nie in persönlicher Ausschließung besessen, in individueller Beschränkung geübt werden können, sondern auf deren gleichmäßigen Besitz und gleichmäßige Uebung der angeborne Adel des Menschen rein als solcher Anspruch mache." Die Bestimmungen sind, wie wir sehen, rein formaler Art. Sofort erheben sich die Fragen, worin besteht denn nun jener angeborene Adel, welches ist das allen gemeinsame Ziel, welches sind die eigentlichen Menschenrechte und Menschenpflichten? Die Antwort wird je nach der Verschiedenheit des religiösen Standpunktes und der in ihm begründeten allgemeinen Weltbetrachtung verschieden sein und der Nachweis ist nicht schwierig, daß die rechte Antwort allein der Christ zu geben im Stande sei. Im weitern Verlaufe der Rede, die allen Anwesenden hiermit bestens empfohlen sein soll, wird dieser Nachweis auch gegeben. Der Humanitätsgedanke, wird gesagt, trete erst spät in der Geschichte hervor, die ganze antike Welt habe ihn noch nicht gehabt; sie verkenne einerseits die Würde des Menschen, weil sie, und das sei ja die allem Heidentume gemeinsame Betrachtungsweise, sein Werden auf rein kosmogonischem Wege zu begreifen suche; selbst auf der griechischen Stufe bleibe der Mensch, so sehr er sich auch aus den Hüllen des Naturlebens zu entwickeln suche, doch in demselben gefesselt, stehe ihm noch nicht als freie sittliche Persönlichkeit gegenüber; er gelte nur als ein einzelnes Glied im Gesamtorganismus des kosmischen Daseins und daher komme es denn, daß andrerseits auch alle Gegensätze des Naturlebens als trennende Schranke in die Menschenwelt hineinragen, daß der Gedanke einer geistigen Einheit derselben nicht aufkommen könne. Particularistischer Racenstolz, schroffe Scheidung der Völker, Ueberhebung der eigenen Nationalität sei damit ganz von selbst gesezt; der Staat, in welchem die natürliche Volkseinheit sich zum Organismus entwickelt, sei notwendig die höchste und absolute Form für die Verwirklichung menschlich geselligen Daseins und selbst in ihm seien um der natürlichen Unterschiede willen besondere Klassen, Weiber, Sclaven von dem Vollgenuß der Menschenrechte ausgeschlossen. Weder der Inhalt der Humanitätsidee, noch der universelle Umfang derselben, der Inbegriff der Wesen, an welchen sie sich zu verwirklichen habe, komme zur Geltung und nur sporadisch ringe das heidnische Bewußtsein über seine eigne Schranke hinaus. Weissagend rede der Stoiker Zeno von einer Zeit, in welcher die Menschen nicht mehr nach Städten und Völkern geteilt, durch eigentümliche Rechtssatzungen geschieden wohnen, sondern alle als Volksgenossen und Mitbürger zu einem Leben, einer Welt vereinigt sein würden, sei aber ganz außer Stande, den Weg zu diesem Ziele anzugeben, und wenn nachher Plutarch behaupte, Alexander der Macedonier habe ausgeführt, was Zeno im Traume gesehen, so sei das ein schlagender Beweis dafür, daß für den ringenden Menschheitsgedanken der Griechen der Erlöser erst noch kommen mußte. — Ebenbildlichkeit des Menschen mit Gott, und zwar als einer über die Natur erhabenen, die Natur selbst setzenden Intelligenz, dieser wesentliche concrete Inhalt der Humanitätsidee sei nun zwar schon die klare Lehre des Judentums. Aber der abstracte Monotheismus, der das Göttliche lediglich als das in sich geschlossene Ureins fasse, habe es noch nicht vermocht, alle Consequenzen derselben zu verstehen und zu vollziehen. Weil der Begriff der göttlichen Liebe noch zurücktrete hinter dem der Allmacht und der vergeltenden Gerechtigkeit, so ergebe sich dadurch eine tiefe Kluft zwischen Gott und dem ohnmächtigen sündigen Menschen, und dieser Kluft entspreche eine Kluft zwischen Menschen und Menschenklassen. Schneidend schroff trenne sich im Judentume und im Islam der Gläubige von dem Ungläubigen, der gerechte Mensch von dem ungerechten, und nur auf den Höhen seiner prophetischen Entwicklung trete im Judentum die Idee der Menschheit über

den Nationalparticularismus hervor. Im Islam sei davon vollends gar nicht die Rede. Erst im concreten christlichen Monotheismus gewinne die starre Gottesidee durch die Lehre von der Dreieinigkeit in Gott jene Flüssigkeit, welche sie geschickt mache, den Begriff eines göttlichen Liebeswillens zu entwickeln, die Kluft zwischen Schöpfer und Geschöpf zu füllen. Mit der liebenden Herablassung Gottes zur Annahme der Menschheit sei die Schranke zwischen Gott und den Menschen gefallen, die Humanitätsidee habe ihren allein rechten Inhalt gewonnen: göttliches Leben in menschlicher Form, und damit sei denn auch die Scheidewand hinweggenommen worden, die die Annäherung des Menschen zum Menschen früher hinderte. Nun sei der gefallenen Menschheit es ermöglicht, zu ihrem Urbilde sich zu erneuen, in einem neuen geistigen Haupte, in Christo, dem Gottmenschen, dem zweiten Adam, den ganzen Leib der Menschheit zu einer organischen Einheit zusammenzuschließen, und mit klarem Bewußtsein stelle daher das urkundliche Christentum der vorhergehenden Menschheitszersplitterung seinen grandiosen Humanitätsgedanken entgegen: „hier ist kein Jude noch Grieche, hier ist kein Knecht noch Freier, hier ist kein Mann noch Weib: denn ihr seid allzumal Einer in Christo Jesu." Gal. 3, 28. Eph. 2, 14 ff. — Die Kirche als Trägerin der christlichen Weltanschauung sei daher auch die eigentliche Trägerin der Humanitätsidee, und wie leztere ohne das Christentum nicht vorhanden wäre, so habe die Kirche überall, wo sie ächtes Christentum pflanzte, auch ächte Humanität gepflanzt. —

Diese Betrachtungsweise hat ihr Recht und ihre Wahrheit. Zwar möchten wir nicht sagen, der Humanitätsgedanke selber sei schon ein specifisch christlicher. Wir würden dem Umstande gegenüber, daß die Griechen, wie es uns erscheint, nicht mit Unrecht, als die eigentlichen Typen humanen Wesens gelten, immer lieber mit Martensen gehen, der in seiner Dogmatik von heidnischer und christlicher Humanität spricht, und die erstere, obwol sie selbst im Griechentume um ihres falschen religiösen Hintergrundes willen von dem Principe der Barbarei sich nicht habe losreißen können, doch immer als Humanität anerkent. Aber es ist ja ganz außer Zweifel und gleich von vornherein mit Bestimtheit von uns ausgesprochen, daß wir den rechten Inhalt für den Humanitätsgedanken und die Möglichkeit, denselben seinem ganzen Umfange nach zu realisiren erst auf christlichem Boden gewinnen, wie denn der Herr allein es ist, durch den alle Bedürfnisse menschlicher Natur, soweit sie Wahrheit haben, befriedigt werden und in dem alles Sehnen und Suchen des Heidentums und alle Weissagungen des Judentums Erfüllung finden. Wol aber entsteht schon hier die Frage, ob es gut ist, daß von ihm uns Dargebotene mit dem ungewissen Namen „Humanität" zu bezeichnen und ob wir nicht unter allen Umständen besser thun, für die concreteren Gaben concretere Worte zu wählen. — Der Humanitätsgedanke sieht von allen in der empirischen Menschheit vorhandenen Unterschieden, mögen diese in der naturgemäßen Gliederung derselben oder in falscher Civilisation begründet sein, vollständig ab, geht auf den allen Individuen ohne Ausnahme zukommenden Gattungscharakter zurück und ist daher, wie Hundeshagen mit Recht hervorhebt, ein den Menschencomplex nivellirender und zwar schlechterdings nivellirender. Er sieht in dem Menschen überall den bloßen Menschen, verlangt, daß er in allen Lebensverhältnissen als Mensch sich erweise, seine Pflichten übe, seine Rechte gebrauche „in Angemessenheit zum Wesen seiner Gattung", und hat sich damit auf einen Standpunkt der Betrachtung erhoben, auf den ihm der Christ kaum wird folgen können. Lezterer ist gehalten, seine Pflichten und Rechte immer nach der besondern Stellung zu bemessen, die er inne hat, und findet sich selbst in dem weitesten Kreise, den es gibt, nicht blos als Mensch mit Menschen im Verkehre, sondern als Christ mit solchen, die gleichfalls schon Christen sind oder doch die Bestimmung haben, es zu werden. Humanität ist Abstraction. Es gibt keine bloßen Menschen. Bekantlich hat sie Diogenes in Athen mit der Laterne gesucht, aber es wird nicht erzählt, daß er deren gefunden habe.

Richten wir sodann unser Auge auf das, was als Humanität thatsächlich unter uns sich geltend zu machen sucht, so ergibt sich uns sofort die Wahrnehmung, daß dessen lauteste und entschiedenste Vertreter bezüglich des Christentums und seines Verhältnisses zur Humanität ganz anderer Meinung sind. Den einen erscheint beides geradezu als unvereinbar. Zwar solle, sagen sie, in Christo die Wahrheit menschlichen Wesens in die Erscheinung getreten sein, aber indem man ihn zum Gotte mache, rücke man ihn über alles Menschliche hinaus und gebe ihm eine Stellung, in der er aufhöre für Menschen, die nichts weiter sind als Menschen, Vorbild zu sein. Weiter tilge das Christentum an seinem Ideale alle Züge menschlicher Kraft und Kühnheit, alle edle Leidenschaft; es lasse keinen Raum für heitern Lebensgenuß, es predige eine Moral des Duldens und der Unterwürfigkeit unter die Gewalt;.. mit sich selbst in Widerspruch sei es unduldsam gegen Andersdenkende, setze den Glauben, die Gebundenheit des Geistes über die freie Sittlichkeit, gestatte keine freie Forschung, keine Selbständigkeit des Denkens u. s. w.; am schlimsten sei es in seiner kirchlich bestimten Fassung, hierarchisch, despotisch, fanatisch; aller Humanität zuwider sei das Gebahren der Orthodoxen, der Confessionellen, weniger der Reformirten, als der „Lutheranisten" und der „Dogmatismus" erweise sich alle Wege als der Inbegriff der Barbarei und als die eigentliche Quelle aller irdischen Trübsal. — Andere lassen das Christentum nur unter bestimten, sein eigentliches Wesen verletzenden oder ganz zerstörenden Modifikationen gelten. Man solle nicht vergessen, sagt Weiße, (in einem Aufsatze der Prot. K. Z. Jahrg. 1855 Nr. 13 über „Humanismus und Christentum"), daß die eigentliche und vollständige Wirksamkeit des Humanitätsprincips durch mehr als anderthalb Jahrtausende hindurch innerhalb des Christentums gehemt geblieben sei und sich genau erst von dem Zeitpunkt datire, der von den Anhängern der modernen Rechtgläubigkeit

als der Zeitpunkt eines beginnenden Abfalls vom Christentum, eines in das altbewährte kirchliche Christentum eingedrungenen Verderbens betrachtet zu werden pflege. Das christliche Mittelalter habe eine Mannigfaltigkeit schwer lastender, die Menschenwürde kränkender Unterthänigkeits- und Abhängigkeitsverhältnisse geschaffen; die härteste und unmenschlichste aller Gestalten der Sclaverei sei unter der Aegide des Christentums eingeführt und Jahrhunderte hindurch von Völkern katholischen und protestantischen Glaubens mit ganz gleicher kanibalischer Grausamkeit im Dienste des rohesten Eigennutzes geübt worden; als eine der ergibigsten Quellen inhumanen Thuns, humanitätswidriger Sitten und Gebräuche habe die den Völkern des heidnischen Altertums völlig fremde religiöse Unduldsamkeit sich erwiesen; und nun sei das alles freilich nur Misverstand und Misbrauch des Christentums. Es komme aber eben deshalb darauf an, auf seinen eigentlichen Kern zurückzugehen, das geschichtliche Christentum zu modificiren, zu ergänzen. Dasselbe müsse vornämlich seinen Heilsbegriff erweitern, mit den Ergebnissen moderner Wissenschaft und der gesamten Culturentwicklung unsrer Zeit sich in Einklang setzen; es müsse einen Heilsglauben anerkennen, der unabhängig von allen geschichtlichen und dogmatischen Voraussetzungen, rein durch sich selbst beselige, und wenn doch einmal das Göttliche heut zu Tage Vielen aus Schillers Worten und Werken in vernehmbarerer Gestalt entgegentrete, als sonst irgend woher, so solle man nicht länger anstehen, den, der allein aus dieser Quelle schöpfe, für ebenso wol berathen zu erachten, als den, der seinen Glauben auf Schrift und Kirche gründe. — „Die Unterscheidung des geschichtlichen Christus von dem idealen, d. h. dem in der menschlichen Vernunft liegenden Urbilde des Menschen, wie er sein soll, und die Uebertragung des seligmachenden Glaubens von dem ersteren auf das leztere, sagt David Strauß, (Leben Jesu für das deutsche Volk, S. 625), ist das unabweisliche Ergebnis der neuern Geistesentwicklung; es ist die Fortbildung der Christusreligion zur Humanitätsreligion, worauf alle edleren Bestrebungen dieser Zeit gerichtet sind.“ Die dem menschlichen Geiste zunächst nur als Anlage mitgegebene Idee menschlicher Vollkommenheit gewinne im Laufe der Zeit bei verschiedenen Völkern nach Maßgabe geschichtlicher und natürlicher Verhältnisse eine verschiedene Gestaltung und einen allmälichen Fortschritt. Jeder sittlich hervorragende Mensch, jeder große Denker habe mitgeholfen, sie zu berichtigen, weiter zu bilden und unter diesen Fortbildnern des Menschheitsideales stehe in jedem Falle Jesus in erster Linie. „Zwar in der einzigen Schrift des N. T., die vielleicht von einem unmittelbaren Schüler Jesu herrührt, in der Offenbarung Johannis, lebt ein Christus, von dem für das Ideal der Menschheit wenig zu gewinnen ist; aber die Züge der Duldung, der Milde und Menschenliebe, die Jesus zu den herschenden in jenem Bilde gemacht hat, blieben der Menschheit unverloren und sind es eben gewesen, aus denen alles das, was wir jezt Humanität nennen, hervorkeimen konte.“ So hoch indessen Jesus stehe, so habe er doch in Israel und Hellas, am Ganges und Oxus seine Vorgänger gehabt und sei auch nicht ohne Nachfolger geblieben; eine Ergänzung seiner durch Andere sei auch durchaus notwendig. „Voll“, durch ihn „entwickelt findet sich alles, was sich auf Gottes- und Nächstenliebe, auf Reinheit des Herzens und Lebens der Einzelnen bezieht: aber schon das Leben des Menschen in der Familie tritt bei dem selbst familienlosen Lehrer in den Hintergrund — — — und es ist ein vergebliches Unternehmen, die Thätigkeit des Menschen als Staatsbürger, das Bemühen um Bereicherung und Verschönerung des Lebens durch Gewerbe und Kunst nach den Vorschriften oder dem Vorbilde Jesu bestimmen zu wollen.“ Die hier erforderlichen Ergänzungen, die teils aus dem heraus erfolgen können, was Griechen und Römer schon vor sich gebracht haben, teils der weitern Entwicklung der Menschheit vorbehalten bleiben müssen, „schließen sich indessen dem von Jesu Gegebenen aufs Beste an, wenn man nur erst dieses selbst als eine menschliche, mithin der Fortbildung so fähige als bedürftige Errungenschaft begriffen hat.“

Humanität also, weit entfernt, daß sie im Christentum zu ihrem vollen Wesen käme, erfordert vielmehr ein Hinausgehen über das Christentum, ein Schöpfen aus andern Quellen; Humanität ist noch etwas anderes als Christentum; und nun kann man freilich sagen, was geht uns das an? wir haben den Inhalt der Begriffe nicht unsern Gegnern zu entnehmen und sind ganz ohne Schuld, wenn sie Humanität nennen, was eigentlich Barbarei ist. Aber immer werden wir doch zusehn müssen, ob nicht ihre Betrachtungsweise mit dem Namen, den sie aufgeworfen hat, bestehen kann; wir gewinnen auch nichts, wenn wir sie mit Hundeshagen als „Humanitarismus“ beseitigen; sie bleibt für unsere Zwecke vorzugsweise heute zu beachten. Rationalismus, Liberalismus, Unionismus bezeichnen geradezu das Gegenteil dessen, was ihr Name sagt; aber es sind stehend gewordene Bezeichnungen für bestimte geschichtliche Richtungen. Wir werden nicht gut thun, wenn wir ihnen noch eine Seite abzugewinnen suchen, an der sie Wahrheit haben, nur um den Namen uns aneignen zu können; wir halten es für ehrlicher, auch auf diesen zu verzichten, wenn er einmal, wenn auch misbräuchlicher Weise in einem Sinne gäng und gäbe geworden ist, in dem wir ihn uns nicht aneignen können. Es ist kein Zweifel, daß nur der conservative Preuße Freiheit und Fortschritt in seinem Vaterlande zu fördern im Stande ist, aber nur mit einer gewissen Gewaltsamkeit werden wir um deswillen z. B. die Kreuzzeitung als ein Organ der Fortschrittspartei bezeichnen können, und obwol der rechte Lutheraner principiell ein eifriger Anhänger und Förderer der Union ist, so dürfte er doch wol veranlaßt sein, den Namen eines eifrigen Unionisten sich mit Bestimtheit zu verbitten.

(Fortsetzung folgt.)

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz in Berlin. Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

# Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1864. Sonnabend den 18. Juni. № 49.


## Humanität und Christentum.

(Fortsetzung.)

Humanität ist Ausgangs- und Zielpunkt des Humanismus, d. h. derjenigen Richtung, die den Menschen, wie er ist, ganz auf sich selber stellt; die fußend auf seine natürliche Begabung, auf dem Wege rein natürlicher Entwickelung durch harmonische Ausbildung aller seiner geistigen und körperlichen Kräfte ihm seinem Ziele zuzuführen, zur Bethätigung aller wesentlichen, der menschlichen Natur einwohnenden Elemente ihm Raum gewähren und ihn also dahin zu bringen sucht, daß er seiner Bestimmung gemäß in allen Lebenskreisen und in jeder Lebenslage als Mensch sich erkenne und erweise. Homo est animal rationale, ein vernünftiges Wesen. Die Vernunft, durch die er denkend sich selber besitzt, mit Freiheit sich selber bestimt, durch die er Person wird, ist das Specifische seines Wesens, das göttliche Licht in ihm, und durch sie sieht er sich von vornherein an die Spitze aller Creatur gestellt. Es ist nicht denkbar, daß in ihr nicht alles beschlossen liegen sollte, was zur Wesenheit seiner Person gehört und wessen er zur Erreichung seiner Bestimmung bedarf. Seine Aufgabe kann also nur die sein, das ihm als Anlage Verliehene richtig zu entwickeln, die Vernunft zur Geltung zu bringen, durch sie über die eigne sinnliche Natur und über die Natur überhaupt zu herschen. Herschaft der Vernunft ist schon nach Plato das Höchste im Menschen; Herschaft der Vernunft über die Natur ist Sittlichkeit. Der Mensch ist ein sittliches Wesen. Wahre Sittlichkeit in allen Lebensverhältnissen zu realisiren, ist seine Aufgabe, seine Menschenpflicht, und was zur Uebung dieser Pflicht notwendig ist, ist sein Menschenrecht. Keine Sittlichkeit ohne Freiheit. „Es irrt der Mensch, so lang er strebt." Die Entwicklung geht durch Irrtum und Sünde, aber die Verirrungen Einzelner finden ihr Correctiv an der Gesamtvernunft, und trotz aller durch jene Elemente erwirkten Hemmungen und Störungen findet sich die Menschheit im Ganzen und Einzelnen in einer steten Bewegung nach Vorwärts. Volle Freiheit allseitiger Entwicklung ist daher die erste Forderung des Humanismus. Keine Beschränkung der Denk- und Lehrfreiheit, und wären die Resultate moderner Wissenschaft noch so bedenklich — sie sind aus der Tiefe des Geistes geschöpft, sie sind immer ein Fortschritt in der Entwicklung, und was wird's auch schaden, wenn man durch Popularisirung und Verbreitung der Werke von Renan und Strauß dem Volke den alten Aberglauben zu nehmen sucht? Man widerlege sie, wenn man's vermag, vergesse aber dabei nicht, daß auch die berechtigte Polemik mit Humanität zu führen ist. „Herzlicher Haß" allen „reactionären" Bestrebungen, und wer wird es tadeln, wenn man gegen Männer und Blätter, die ihnen huldigen, mit allem Ungestüm verfährt? Handelt es sich aber um die Verteidigung dessen, was der Christ als sein innerstes Heiligtum verehrt, so führe man allezeit eine fein säuberliche Rede und vergesse vornämlich die Anerkennung nicht, daß der Gegner auch in seinen grundstürzenden Irrtümern groß und als Mann der Wissenschaft höchst ausgezeichnet sei. — Vor allem kein Druck der Gewissen, keine Beschränkung des religiösen Bekentnisses; denn nur das hat sittlichen Wert, was aus eigner Ueberzeugung, aus dem eignen innern Leben mit Freiheit hervorgeht. Das Religiöse ist ein wesentliches Element menschlicher Natur, es ist ein Moment des Sittlichen. Was aber den eigentlichen Wert des Menschen bestimt, ist nicht sein religiöses Bekentnis, sondern seine sittliche Gesinnung, und es ist eine Thatsache der Erfahrung, daß es tugendhafte Menschen zu allen Zeiten und in allen Religionen gegeben hat. Hier also genügt religiöser Sinn, wie er auch äußerlich sich darstelle und seine Beziehung zum Göttlichen, zum Absoluten in Worte fasse. Schon Schleiermacher sagt, selbst der Pantheismus, der doch immer Gott und Welt wenigstens der Function nach noch unterscheide, ermögliche Zustände, die von den frommen Erregungen manches Monotheisten schwer sich unterscheiden lassen, und Weiße hält einen Heilsglauben für möglich und für christlich, der über die Annehmbarkeit des „Begriffs einer persönlichen Fortdauer der Creatur und der Persönlichkeit des Urgeistes und Weltschöpfers" noch im Zweifel ist. Daher unbedingte und uneingeschränkteste Toleranz für jedes religiöse Bekentnis und für alles, was als solches sich betrachtet wissen will. Die Forderung ist um so berechtigter, als ja auch hier noch Alles im Werden, in der Entwicklung ist und kein geschichtliches Bekentnis darauf Anspruch machen kann, das absolut vollkommene zu sein. „Eure Ringe sind alle drei nicht ächt; der ächte Ring vermutlich ging verloren. Wolan, es eifere jeder seiner

unbestochnen, von Vorurteilen freien Liebe nach!" Man mag die Thaten und das Leiden christlicher Glaubenshelden bewundern, „viel tröstender doch ist die Lehre, daß Ergebenheit in Gott von unserm Wähnen über Gott so ganz und gar nicht abhängt." Verdient der Christ Achtung, so doch nur darum, weil er ein guter Mensch ist; und jeder weiß, „daß alle Länder gute Menschen tragen." Man wird dem Ideale der Humanität um so näher kommen, je mehr es gelingt, die besondere Färbung des religiösen Bekentnisses zu verwischen. „Sind Christ und Jude eher Christ und Jude, als Mensch? Ach! wenn ich einen mehr in euch gefunden hätte, dem es genügt, ein Mensch zu heißen"; und weil man deren in der verbildeten Welt nun einmal nicht zu finden pflegt, so muß man zu den Naturvölkern Indiens gehen. Der Derwisch hat hellere Augen, als Diogenes. Er sagt: „Am Ganges, am Ganges nur gibt's Menschen." — „Wir glauben All' an einen Gott und die Liebe vereinigt uns Alle", und wenn vor einigen Jahren in der Stadtkirche zu Weimar ein hochgestellter Geistlicher die Trauung eines Juden mit einer Christin vollzog, die Pflichten des ehelichen Lebens von einem „allgemein religiösen Standpunkte aus" besprach und schließlich den Segen gab im Namen „des allgemeinen Vaters der Menschen, der mit gleicher Liebe und Güte auf Sinai, wie auf Golgatha sich offenbart", so werden wir das zwar nicht für groß christlich halten können, wol aber war es eine Handlung der Humanität.

(Fortsetzung folgt.)

---

## Der Dichter und der Mensch.

(Schluß.)

Diesen Unterschied wird freilich nur eine geübte und sichere Aesthetik erkennen, die Tausenden fern liegt und über welche sich mit Niemand streiten läßt. Wir bemerken nur noch, daß es sich hier keineswegs um das auch uns für durchaus unstatthaft geltende Verfahren handelt, bei Beurteilung poetischer Producte den gewöhnlichen sittlichen Maßstab ihren Verfassern anzulegen und je nach dem, was sich nach diesem Maßstabe von Mängeln und Fehlern an diesen findet, sogleich auch jene zu verwerfen. Aber es ist dem deutschen Gemüte eigen, sich von den Gedichten sogleich zu dem Dichter gleichsam hindurchzutasten und mit liebevollem Anteil an seine Person heranzudrängen. Wie sind in dieser Beziehung z. B. nicht Göthe's und Schillers Lebensumstände und persönlichen Verhältnisse bis ins Kleinste durchforscht worden? Und schon in diesem Betracht wird es auf die Dauer übel um einen deutschen Dichter stehen, der seinen Lebenslauf in der verpesteten Atmosphäre französischer Lüderlichkeit und bodenloser sittlicher Versunkenheit beschlossen und eher die Sprache und den Gebrauch seiner Zunge als die Lust zu spotten und zu lästern verloren hat. Für den denkenden Teil der Nation werden sich bald die verschiedenen Productionen Heine's immer mehr zu einem ganzen, einem persönlichen Bilde gestalten, von dem sein abschreckender Ausgang wie sein hellerer Anfang integrirende Teile bilden und dessen Name weit entfernt sein wird, da mitgenant zu werden, „wo man die besten Namen unsers Volkes nent." Gewiß würden sich Klopstock, Herder und Göthe, Voß, Schiller und Körner und vor allem E. M. Arndt die Gesellschaft Heinrich Heine's entschieden verbitten.

Sagt nun die Entgegnung: der Wert der poetischen Producte eines Dichters wird durch den sittlichen Wert desselben gar nicht bestimt, so sagen wir, wenn auch nicht bestimt, doch sicherlich bedingt; freilich nicht so gradezu und direct, aber doch sehr erheblich indirect. Bedingt wird durch des Dichters sittlichen (religiösen, politischen) Standpunkt ohne allen Zweifel wie seine ganze Welt- und Lebensanschauung, so auch notwendig die Beschaffenheit, also auch der poetische Wert seiner dichterischen Erzeugnisse, oft freilich weniger durch das, was sie sind, als was sie nicht sind. Man denke nur an Lord Byron, dessen durch schrankenlose Sinnlichkeit zerrüttetes Familienleben ihm Anlaß wurde, seinem Lande und Volke für immer den Rücken zu kehren. Was wäre Byron bei seinem eminenten Talente und seiner glücklichen bürgerlichen Stellung im Stande gewesen, in der Poesie zu leisten, wenn sein Genius sich in der gottgewollten, nicht in der eigenwillig eingeschlagenen Richtung entwickelt und gestaltet hätte? Er würde Walter Scott nicht um das unschätzbare Glück zu beneiden gehabt haben, sich selbst durch seine Gedichte am meisten erfreut und beseligt zu fühlen, er würde nicht des höchsten Lohnes des Sängers und Dichters verlustig gegangen sein, den Göthe meisterhaft in den Zeilen ausspricht: „Ich singe, wie der Vogel singt, Der in den Zweigen wohnet, Das Lied, das aus der Kehle dringt, Ist Lohn, der reichlich lohnet." Und umgekehrt, wie würde wol Schiller in so kurzer Zeit und unter so beengenden körperlichen und bürgerlichen Verhältnissen diese Reihe von Meisterwerken haben schaffen können, wenn sich sein Genius nicht an der Liebe eines ihm ganz angehörenden edlen weiblichen Herzens hätte entfalten und harmonisch gestalten können, wenn er nicht durch ein schönes reines Familienleben getragen und gehoben worden wäre? Und wieder umgekehrt, wie ganz anders würde wol Göthe's Faust zweiter Teil ausgefallen sein, wenn der Dichter einen andern religiösen Standpunkt eingenommen hätte und zum Glauben durchgedrungen wäre? Wahrlich, dieser Genius, bekränzt mit der Weisheit eines 82jährigen Greises und hochbegnadigt mit der poetischen Schöpfungskraft eines Jünglings hätte in diesem noch immer bewunderungswürdigen Schlußwerke seines Lebens unserm Volke doch ein ganz anderes Nationalwerk hinterlassen, als er es von seinem dermaligen religiösen Standpunkte aus thun konte und gethan hat.

---

## Zur Synodalfrage.*)

Es hat immer etwas sehr bedenkliches, wenn die Kirche der Zeitströmung folgt, statt ihr entgegenzuarbeiten. Wenn sie den Damm durchbricht, was will dann noch die wilden Wasser aufhalten? Man sollte sich nachgrade aus den Erfahrungen auf politischem Gebiete überzeugt haben, daß Verfassungen nicht im Stande sind, vom Krankheitsstoff zu befreien. Und nun will man der Kirche, deren Schäden nur durch innerliche Mittel, durch Wort und Sacrament geheilt werden können, dieselben Mittel octroyiren. Mag man die Synodalverfassung für ein Festgewand der Kirche ansehen — der gegenwärtigen Kirche angelegt erscheint sie uns, wie wenn man eine Schwindsüchtige in Ballkleider hüllen wollte. —

Wir sind überzeugt, daß der Ev. Oberkirchenrath mit der beabsichtigten Einführung der Synodalverfassung von seinem Standpunkte aus nur das Heil der Kirchenprovinzen, denen sie nun auch gegeben werden soll, im Auge hat. Wir bedauern nur, uns der Einsicht nicht verschließen zu können, daß mit dieser Einführung das Gegenteil von dieser Absicht erreicht werden wird.

Wenn auch von der Unionstendenz nicht verlangt werden darf, daß sie vor den Unterschieden der beiden Evang. Kirchen Achtung haben und deshalb das Zusammengehen dieser beiden Kirchen in ein und derselben Synode für eine Unmöglichkeit erklären sollte; so darf man doch bei Maßnahmen, die der zeitige Oberkirchenrath ergreift, das als unumstößlich gewiß voraussetzen, daß es demselben nicht allein um Erhaltung, sondern auch um alleinige Geltendmachung der specifisch christlichen, in specie evangelischen Wahrheit zu thun ist. —

Der Ev. Oberkirchenrath wird fern davon sein, die drei ökumenischen Symbole alteriren und die Augustana aufgeben zu wollen. Bei lezterer würde sich allerdings fragen, ob Variata oder Invariata? — Ebenso wird er die h. Schrift alten und neuen Testaments als Gottes Wort festhalten und nicht zugeben wollen, daß die Fundamente christlicher Wahrheit, daß Gott ein dreieiniger, Jesus Christus wahrhaftiger Gott und wahrhaftiger Mensch, daß der Teufel ein persönlicher, daß wir nur durch Christi Leiden und Sterben von Sünde, Tod und Teufelsgewalt erlöst sind u. dgl. m. umgangen oder gar umgestoßen werden. Schwerlich aber wird der gute Wille der hohen Behörde auf die Dauer ein Damm gegen das Andringen der widerwilligen Gemeindeelemente sein, wenn diese erst durch Einführung der Synodalverfassung zum legitimen Wort gelassen sind. —

Auf der Kreissynode sowol wie auf den Provinzialsynoden ist neben dem geistlichen das Laienelement fast in gleicher Zahl mit dem ersteren vertreten. Zu diesem Zwecke hat ja die Einrichtung der Kirchenräthe in den Gemeinden stattgefunden. Gesezt, es ständen alle Geistliche auf dem Boden der evangelischen Wahrheit — eine Voraussetzung, die bekantlich in größeren Städten nicht Platz greift —: darf man voraussetzen, daß alle auf den Synoden befindlichen Laien von derselben Wahrheit durchdrungen sind? — Wir classificiren. Der Pastor ist gläubig. Sein Kirchenrath besteht aus sechs Personen. Auf dem Lande: vielleicht ein gläubiger; vier todte, die sich bekantlich wiegen und wägen lassen und schließlich mit den unkirchlichen gehen; und ein entschieden ungläubiger. In der Stadt, z. B. in Berlin: einer ist gläubig, zwei liberal, die übrigen drei politisch, natürlich auch kirchlich Demokraten. Der Pastor ist ungläubig — wie wird da der Kirchenrath aussehen! — Wir meinen, daß Alle, denen Gott Augen des Verständnisses gegeben, diese Scala richtig befinden werden. Woher kann ein Pastor anders die Mitglieder seines Kirchenraths nehmen, als aus der geographisch abgegränzten Gemeinde? Zudem dürfen dieselben nicht gradezu den untersten Ständen angehören, sie müssen, wenn sie irgendwie zur Ausführung der Intentionen des Oberkirchenraths bei Einrichtung der Kirchenräthe tauglich sein sollen, auch eine äußerliche Lebensstellung haben, die von den Gemeindegliedern geachtet wird. Niemand wird sich aber verhehlen, daß grade in den mittlern Ständen entweder geistliche Erstorbenheit oder Unwissenheit in kirchlichen Dingen am weitesten verbreitet ist. Jede dogmatische Bestimtheit ist dieser Art Leuten natürlich unverständlich; ein entschiedenes Feststehen auf derselben, was natürlich vorkommenden Falles Streit zur Folge haben muß, erscheint ihnen als Intoleranz, als Abfall von der Liebe. Hierzu komt noch die natürliche Feindschaft gegen das Evangelium, die jedenfalls Leute dieser Art auf die Seite derjenigen treibt, die wissen, was sie wollen und unter demonstrativer Entfaltung der Fahne des s. g. Protestantismus mit dem Schlagwort: hierarchische Bestrebungen oder katholisirende Richtung dem Philister vor den Tendenzen des kirchlichen Lebens bange zu machen wissen. Eine aus solchem Material componirte Synode wird schwerlich auf die Dauer die Grundwahrheiten der Evangelischen Kirche festhalten. Wenigstens wird die Agitation wider dieselbe von Jahr zu Jahr mächtiger werden. Die Vorgänge in Baden liefern dafür den warnendsten Beleg. Wie wäre es auch anders möglich? Der Welt ist und bleibt der gekreuzigte Christus immerwährend ein Aergernis und eine Thorheit. Ist ihr darum durch ihr Synodalrecht Gelegenheit gegeben, auf eine kirchlich scheinende Weise ihre Gesinnung geltend zu machen, so wäre sie ja von ihrem Standpunkte thöricht, wenn sie nicht alles daransezte, das ihr verhaßte Dogma, mit dem sie selbst längst gebrochen, auch von der Kanzel, vom Altar und aus dem Confirmandenunterricht zu entfernen.

Will man uns entgegnen, daß es sich ja auf den Synoden nicht um das Dogma der Kirche handeln wird, daß ganz andere Fragen, wie z. B. die Gesangbuchsfrage, oder die Frage nach Regelung des Cultus, oder nach Belebung der Zwecke der

*) Wir wünschen, daß der wichtige, verschiedene Seiten darbietende Gegenstand mehrfach in diesen Blättern beleuchtet werde.
Anm. der Red.

s. g. innern Mission — sowie nach dem Selvgouverment der Kirche zur Verhandlung kommen werden; so möchten wir einesteils entgegenfragen, ob denn eine dieser Fragen ohne Recurs auf das Dogma der Kirche gründlich behandelt werden kann? Ich erinnere z. B. nur an die Gesangbuchsfrage oder an Fragen über die Ausgestaltung des Cultus. Und abgesehen davon, wer will die Agitatoren des Unglaubens, die fast auf jeder Kreissynode, sicherlich auf einer Provinzialsynode sich finden werden, daran verhindern, Anträge zu formuliren, die ihren Tendenzen entsprechen? —

Der Erfolg? — Ich will annehmen, daß durch Majoritätsbeschlüsse jene Agitationen wenigstens vielleicht in den ersten Jahren der neuen Einrichtung zurückgewiesen werden. So werden doch die Verhandlungen durch die Zeitungen veröffentlicht, und dadurch zum Gemeingut der Bierstuben und ihrer Räsonneurs. Welch ein Zunder des Streits, des Mißvergnügens, des Mistrauens, wenn nicht schlimmerer Dinge, wird dadurch in die Gemeinden geworfen! Die hannoverschen Vorgänge haben uns, wie uns däucht, zur Genüge belehrt, welcher Agitation Thür und Thor geöffnet ist, wenn kirchliche Fragen von der Masse der gegenwärtigen s. g. Gemeinden behandelt werden. —

Täusche man sich nicht, da man sich mit den Synoden, wie sie jezt beliebt werden, auf den abschüssigen Boden der Majoritätsbeschlüsse begibt, so wird man schließlich auch die Majoritätsherschaft des Unglaubens zu erwarten haben, und statt der Durchführung der Union, die, irren wir uns nicht, bei den gegenwärtigen Entschließungen der Hauptgedanke des Kirchenregiments ist, werden sich schließlich Zustände wie im Waadtlande erzeugen. Die noch festhalten am Glauben der Väter, an der Wahrheit des Wortes Gottes, an den Bekenntnissen der Kirche, werden sich durch die durch die Synoden legitim gewordene Herschaft des Unglaubens in der Kirche genötigt sehen, eine Gemeinschaft aufzugeben, in der ferner zu verharren eine Verläugnung des Herrn sein würde.

Oder glaubt das Kirchenregiment diesen destruktiven Bestrebungen dadurch einen genügenden Damm in den Weg legen zu können, daß es, wie es allerdings bisher möglich gewesen, von seiner Bestätigung die Ausführung der Synodalbeschlüsse abhängig macht. — Dr. Mejer hat in seiner Schrift: „die Grundlagen des lutherischen Kirchenregiments" den unauflöslichen Widerspruch zwischen Synodalverfassung nach heutigem Zuschnitt und zwischen landeskirchlichem Regiment dargethan. Nachdem er nachgewiesen, daß die Synode ihrem Wesen nach Darstellung eines sich selbst regierenden Vereins kirchlich gleichgesinter Genossen sei, das Kirchenregiment dagegen als solches obrigkeitliche Gewalt beanspruche, zeigt er, wie das Kirchenregiment notwendig die selbständige Vereinsnatur der Kirche verneine, die man mit Einrichtung ihrer Synodalverfassung gleichzeitig bejaht hat. „Dies Ja und Nein in Eins zu fassen ist unmöglich. Daher denn auch bei jeder derartigen Einrichtung zwischen dem festgehaltenen landesherlichen Kirchenregimente und den Selbständigkeitsansprüchen der Synode ein unversöhnlicher Kampf ist." So Mejer. Und glaubt der Ev. Oberkirchenrath, oder glauben die Königl. Consistorien diesem Kampfe gewachsen zu sein? — Ja ein Bischof wol, wenn er auf den Knien liegt, aber schwerlich eine königliche Behörde, ein Collegium, das schwerlich diese allein den Sieg in solchen Kämpfen verbürgende Position einnehmen wird. Wir fürchten, daß statt auf die Dauer den andringenden Wogen des Unglaubens Widerstand zu leisten, der Ev. Oberkirchenrath durch die beregte Maßnahme die Säge an den Ast legt, auf dem er bisher samt dem ganzen landeskirchlichen Regiment gestanden hat.

---

Der Eifer des Unionsvereins der Provinz Sachsen um sofortige Durchführung der Synodalverfassung, der diesen veranlaßt hat, dem Oberkirchenrath persönliche Beiträge zur Deckung der Kosten der noch in diesem Jahre zu berufenden Kreissynoden zu bieten, dürfte für Alle ein ernstes gardez vous sein, die noch nicht mit den geschichtlich überlieferten Bekenntnissen der beiden Evangelischen Kirchen gebrochen und noch nicht dem neueren Hallischen Beischlag zur alten Theologie ihre Zustimmung gegeben haben.

Die beabsichtigten Synoden haben nicht allein, nein, sie müssen eine absorptive Tendenz gegen die kirchlichen Bekenntnisse, namentlich gegen das der lutherischen Kirche haben. Dr. Mejer sagt in dem angeführten Buche mit Recht, daß die Synodalverfassung kirchliche Gesinnungseinheit voraussetze. „Sie organisirt die Kirche als Verein, und das vorwiegende Moment dieses Vereins ist übereinstimmende Gesinnung: Ein Glaube, und deswegen Ein Bekentnis." „Nimt man diese Basis weg, so ist ein derartiger Verein nicht zu denken." Da nun bekantermaßen innerhalb der Preußischen Landeskirche eine solche Glaubens- und Bekentniseinheit nicht existirt, und nach dem Wortlaute gewisser Cabinetsordres auch nicht vorausgesezt wird, da in ihr neben dem sich aller Orten findenden Gegensatze zwischen Glauben und Unglauben, sich auch bis auf etliche s. g. Consensusgemeinden der gegensätzliche Unterschied zwischen lutherischer und reformirter Lehre und Kirche in ihr erhalten hat, so liegt es auf der Hand, daß die Synoden, sollen sie Bestand haben, diesen Gegensatz und Unterschied notwendigerweise beseitigen müssen. Die reformirt-melanchthonische Richtung bildet, das läßt sich schwerlich in Abrede stellen, den Mutterschoß der Synodaltendenz. Sie ist zugleich diejenige, der, wenigstens in den Städten, die Wolgesinten im Laienstande meist ergeben sind. Es muß also mit Notwendigkeit mit der Lutherischen Kirche innerhalb der Landeskirche der Kampf eröffnet werden, und die zu erwartenden Synoden werden das Schlachtfeld für diesen Kampf bilden, wie das in Westfalen bereits der Fall ist.

**Beilage.**

Beilage zur Evangelischen Kirchen-Zeitung № 49.

Grade weil die Synode kirchliche Gesinnungseinheit voraussezt, müßten Alle, die bewußt auf dem Boden eines der kirchlich evangelischen Bekentnisse stehen, sie seien nun Lutheraner oder Reformirte, bei der Eröffnung der Synode auf klare Darlegung der Bekentnisgrundlage dringen, auf der man zusammenkomt und auf der die Verhandlungen geführt werden sollen. Bis jezt hat es bekantlich die Union trotz aller Vereine noch zu keinem formulirten kirchlichen Bekentnisse gebracht; die bisherige Phrase aber, hinter die man sich vor der Klarheit und Wahrheit zurückgezogen, als stehe die Union in dem Consensus beider Bekentnisse und Kirchen, wird sich auf einer Synode, auf der theologische Gründlichkeit eine Haupttugend bilden muß, in ihrer Nichtigkeit sofort herausstellen. Nicht in der Verschwommenheit, sondern nur auf dem Boden der präcis ausgesprochenen Wahrheit läßt sich ein gedeihliches synodales Wirken denken. Je gründlicher aber die theologische Erörterung der Cardinalfragen sich gestalten, je klarer sich so die tiefgehende Verschiedenheit beider Kirchen, der lutherischen und der reformirten, herausstellen wird, desto mehr wird es sich herausstellen, daß nur unter der Darangabe des specifisch lutherischen — und namentlich dieses eine Synode, wie die beabsichtigte sich denken läßt. Und wenn nun die Lutherische Kirche Gewissenshalber sich dagegen sträubt? Was dann? Eine itio in partes bei allen Fragen, die das Bekentnis der Kirche betreffen? Wo soll man da anfangen, wo enden? Es wird in der That, will man gründlich verfahren, Alles, was kirchliches Leben und kirchliche Gestaltung betrifft, von lutherischem Standpunkte aus anders beurteilt werden, als von dem der reformirten Denominationen. Es bleibt also dabei, sollen Synoden der Landeskirche zu Stande kommen und sollen sie Lebenskraft gewinnen, so kann das nur auf Kosten des bisherigen kirchlichen Bekentnisses oder eins derselben geschehen. Welches den Sieg davon tragen wird? Wol behält der Glaube den Sieg — aber in gegenwärtiger Zeit wol nur durch Niederlagen!

War es denn nicht möglich, daß der bisherige Zustand festgehalten wurde? Es hat der Herr in den lezten Decennien seiner Kirche viele treue Zeugen erweckt, die in aller Stille innerhalb ihrer Gemeinden das Königreich Jesu durch die von Ihm selbst befohlenen Mittel, Gottes Wort und Sacrament zu bauen suchen. Es ist diese Arbeit auch nicht ohne Segen gewesen. Dem Herrn ist ein Volk geboren —; grade die Macht des Unglaubens, die sich in unsern Tagen gegen das Zeugnis der Wahrheit aufgemacht, ist ein nicht geringes Dokument für diesen Segen. Diese stille Arbeit des Geistes Gottes durch Hervorzerren synodaler Einrichtungen zu stören, scheint uns ein für das wahre Leben der Kirche gefahrdrohendes Experiment.

---

## Zum Gedächtniß August Hermann Francke's.

Am Reformationsfest 1863.

Wir haben in diesem Jahre das Jubelfest zweier der wichtigsten Epochen unserer vaterländischen Geschichte gefeiert: die glorreiche Beendigung des siebenjährigen Krieges und die begeisterte Erhebung Preußens im Jahre 1813. Nicht minder folgenreich für unser Vaterland war die Begebenheit, der unsere heute wiederkehrende Jahresfeier gilt, — die Einführung der Reformation in der Mark Brandenburg. Denn diese drei Ereignisse sind es vor allem, welche unserem Vaterlande die Stellung angewiesen haben, die es als Schutzmacht des Protestantismus auf dem Festland an der Spitze der übrigen deutschen Staaten einnehmen sollte. — Doch noch ein anderes Erinnerungsfest wurde im Anfang dieses Jahres in unserem Lande, wenn auch nur in einem kleineren Kreise desselben, begangen. Es galt dem Andenken an den zweihundertjährigen Geburtstag eines Mannes, dessen Wirksamkeit unter GOttes sichtlicher Führung zu einem unermeßlichen Segen geworden ist nicht nur für seine Zeit und unser engeres Vaterland, sondern auch für die ganze evangelische Kirche Deutschlands, eines Mannes, dessen Name noch heute als der eines Wohlthäters und Vaters in den Herzen vieler Hunderte in dankbarer Liebe fortlebt — wir meinen August Hermann Francke, den Stifter des berühmten Hallischen Waisenhauses, jener großartigen Unterrichts- und Erziehungsanstalt, mit der sich an Umfang und Einfluß wol kaum eine zweite auf Erden zu messen vermag. Und wenn es schon an sich nicht als unpassend erscheinen kann, daß wir an unserem Reformationsfeste auf jenes gottgesegnete Werk unseren Blick richten, da es ja mit Recht als ein Ehren- und Siegesdenkmal deutschen evangelischen Glaubens angesehen werden darf, so tritt dasselbe unserer besonderen Theilnahme auch insofern noch nahe, als der Name dreier brandenburgisch-preußischer Fürsten mit der Geschichte der Anfänge wie der erneuerten Begründung der Stiftungen aufs engste verflochten ist. —

Schon der äußere Umfang der Franckeschen Stiftungen legt von ihrer Großartigkeit ein sprechendes Zeugniß ab, indem sie mit ihren zahlreichen Gebäuden, ihren Höfen und Straßen, ihren Gärten und Plätzen mehr den Eindruck einer Colonie oder einer kleinen Stadt als den einer einzelnen Anstalt machen. Denn sie umfassen nicht nur eine Waisenanstalt, in der 130 vaterlose Zöglinge völlig freien Unterhalt finden, die befähigteren Knaben bis zum Abgang auf die Universität, sondern außerdem zwei Gymnasien (das Pädagogium und die lateinische Hauptschule), eine höhere Realschule, eine höhere Töchterschule,

drei Bürgerschulen für Knaben und Mädchen und zwei Armenschulen, ebenfalls für Kinder beiderlei Geschlechts, — so daß die gegenwärtige Frequenz aller dieser Schulanstalten über 3490 Schüler beträgt, die von 140 Lehrern und Lehrerinnen unterrichtet werden. Dazu kommen neben zahlreichen Oekonomie- und Verwaltungsgebäuden eine umfangreiche Pensionsanstalt für die lateinische und die Realschule und ein Alumnat für das K. Pädagogium, eine große öffentliche Bibliothek, eine weite Räumlichkeiten umfassende Buchhandlung und Apotheke, eine Buchdruckerei und ein besonderes Gebäude für die mit den Franckeschen Stiftungen verbundene Canstein'sche Bibelanstalt: — und die Mehrzahl dieser Anstalten und Gebäude war bereits bei dem Tode Francke's errichtet und gewährte schon damals im ganzen das Bild, wie es heute dem Auge des Beschauers entgegentritt. —

Die Entstehung aber dieser Stiftungen ist wahrhaft wunderbar und erinnert einigermaßen an die Sagen über Entstehung mancher jener großen Dome, die arme Leute durch unverhoffte Auffindung von Schätzen gegründet haben sollen. Auch A. H. Francke besaß einen solchen Schatz, aber nicht an Gold oder Silber, sondern an lebendigem Glauben, an inniger Gottes- und Menschenliebe und an unerschütterlichem Gottvertrauen, das ihn nie wanken und an der Ausführung des in GOttes Namen begonnenen Werkes nie zweifeln ließ. — Aber es wäre auch vielleicht kaum eine frühere Zeit einem solchen Unternehmen so günstig gewesen als gerade das Ende des 17. und der Anfang des 18. Jahrhunderts. Denn eben damals war, theils durch Francke selbst, und mehr noch vor ihm durch Philipp Jacob Spener in der evangelischen Kirche eine Bewegung hervorgerufen worden, die den Sinn für fromme praktisch-christliche Unternehmungen ganz besonders förderte, — eine Bewegung, die von ihren Gegnern bekantlich mit dem Spottnamen des „Pietismus" belegt worden ist. Es war aber dieser (Spenersche) Pietismus in der That doch nichts anderes als nur die Wiedererweckung eines lebendigen Christenthums im Gegensatz einer im Kämpfen über die reine Lehre erstarrten Rechtgläubigkeit, die nicht selten den rechten Glauben und überhaupt die Bethätigung des Christenthums als einer Kraft des Lebens außer Acht ließ. Gegen diese Vernachlässigung hatte sich Spener erhoben und für Erweckung eines praktischen Christenthums zuerst als Senior der Geistlichkeit zu Frankfurt a. M., dann als Hofprediger in Dresden und zuletzt als Probst in Berlin durch Wort und Schrift einen tief eingreifenden Einfluß geübt.

Und auf eine gleiche Richtung des Sinnes und Wirkens war nun auch A. H. Francke von Jugend auf wie durch providentielle innere und äußere Lebensführung geleitet worden. Er war am 22. März des Jahres 1663 zu Lübeck geboren. Sein Vater, Syndikus beim dortigen Domstift, wurde im Jahre 1666 als Hof- und Justizrath von Herzog Ernst dem Frommen nach Gotha berufen, starb aber schon 1671. Der



verwaiste Knabe besuchte nun das Gymnasium in Gotha und konte schon in seinem 14. Lebensjahre als reif zur Universität entlassen werden. Er studirte dann auf den Universitäten Erfurt und Kiel, und weilte besonders längere Zeit in dem Hause des berühmten Orientalen Esra Edzardi zu Hamburg, um sich mit dem Hebräischen gründlich vertraut zu machen. Zurückgekehrt nach Gotha, las er hier in anderthalb Jahren die hebräische Bibel siebenmal durch, worauf er sich im Jahre 1684 mit einer Schrift de grammatica Hebraea an der Universität zu Leipzig habilitirte. Unter seinen Vorlesungen war die wichtigste ein sogenantes Collegium philobiblicum, in welchem er, unter großem Zudrang der Theilnehmer, des Sonntags Nachmittags nacheinander ein Kapitel aus dem A. und eins aus dem N. Testament erst philologisch, dann praktisch erklärte. Im Jahre 1687 ging er, in Folge einer Stiftung, auf einige Zeit nach Lüneburg, um sich bei dem dortigen Superintendenten Sandhagen noch weiter in der Exegese der Heil. Schrift auszubilden. Dieser Aufenthalt ward für sein inneres Leben von höchster Entscheidung. Fromm erzogen, hatte er zwar als Knabe schon gebetet, „daß sein ganzes Leben allein zu GOttes Ehre gerichtet sein möchte;" doch aber war die Art des damaligen Studirens auch bei ihm nicht ohne Einfluß geblieben. Die Begierde nach Wissen, Ehre und Besitz hatte sich unbewußt seiner bemächtigt, und als er nun bald nach seiner Ankunft in Lüneburg zu einer Predigt aufgefordert wurde, gerieth er in einen schweren inneren Kampf mit sich selbst. Er hatte zum Text das Schlußwort des Evangeliums Johannis gewählt: „Dies aber ist geschrieben, daß ihr glaubet, JEsus sey der Christ, und daß ihr durch den Glauben das Leben habt in seinem Namen." Er wollte in seiner Predigt von dem wahren und lebendigen Glauben reden im Gegensatz zu dem eingebildeten todten; da fühlte er tief, daß ihm selbst jener Glaube noch fehle. Er gerieth in große Unruhe; alles erschien ihm jetzt wankend und zweifelhaft; da rief er zu GOtt, „wenn anders ein lebendiger GOtt wäre," daß Er ihn aus diesem Elend erretten möchte. Und eines Sonntag-Abends, als er sich vom Gebet erhoben, fühlte er sich plötzlich wie durch ein Wunder von aller seiner Unruhe befreit; seine Zweifel waren geschwunden, und „ich ward (so erzählt er) der Gnade GOttes in JEsu Christo also versichert, daß ich Ihn nicht allein GOtt, sondern auch meinen Vater nennen konnte." Von da an datirte er den Anfang eines neuen Lebens, und noch nach 40 Jahren, nachdem er sein großes Tagewerk vollbracht, gedachte er in innigem Dankgebete dieser Erfahrung. Seitdem beseelte ihn nur ein Verlangen — sein Leben ganz dem Dienste GOttes hinzugeben. Nach einem etwa halbjährigen Aufenthalt in Hamburg, der für seine pädagogische Bildung von Bedeutung wurde, kehrte er wieder nach Leipzig zurück, um seine philobiblischen Vorlesungen mit neuem Ernst und großem Erfolge fortzusetzen: aber nun regte sich auch der Eifer seiner „rechtgläubigen" Collegen; man stempelte seine Zuhörer als Anhänger einer neuen Secte, die man „Pietisten" nannte, und die Vorlesungen wurden ihm un-

terſagt. Da erging an ihn ein Ruf nach Erfurt als Diakonus an die Auguſtinerkirche, dem er Folge leiſtete. Doch ſeine unermüdliche Thätigkeit als Seelſorger und ſeine bibliſche Predigt erregten auch hier bald den Widerſtand der orthodoxen Partei im geiſtlichen Miniſterium; Francke wurde als Stifter einer neuen Secte verdächtigt, am 18. September des Jahres 1691 ohne alle Unterſuchung ſeines Amtes entſetzt und durch kurfürſtlich-mainziſches Reſcript aus der Stadt verwieſen. Eben damals aber wurde, vornehmlich auf Speners Betrieb, vom Kurfürſten Friedrich III. von Brandenburg die Univerſität Halle geſtiftet. Dorthin wurde Francke als Profeſſor der griechiſchen und orientaliſchen Sprachen berufen und ihm zugleich das Pfarramt in der Vorſtadt Glaucha übertragen. Im Januar 1692 traf er in Halle ein, das nun der Schauplatz ſeiner großartigen 35jährigen Wirkſamkeit werden ſollte. —

Er hatte auch in ſeiner neuen Stellung nicht geringe Schwierigkeiten zu überwinden. Zunächſt nahm ihn vorwiegend ſein Pfarramt in Anſpruch. Seine Gemeinde, meiſt aus armen Leuten beſtehend, war in allen Beziehungen ſehr verwildert. Und das herzliche Erbarmen Franckes mit dieſer Noth der Armen und das Verlangen ihr abzuhelfen gab den erſten Anſtoß zu den nachmals ſo berühmten Stiftungen. Es pflegten nemlich nach einer alten Sitte jeden Donnerstag Arme vor das Pfarrhaus zu kommen, um Brot zu empfangen. Dieſe ließ nun Francke zu ſich eintreten, und während er an die jüngeren liebreich Fragen über die Chriſtenlehre richtete, mußten die älteren zuhören. Zu derſelben Zeit entzog er ſich, um Geld für Bedürftige zu gewinnen, eine Zeit lang das Abendeſſen. Im Jahre 1695 kam er auf den Gedanken, eine Armenbüchſe in ſeinem Hauſe zu befeſtigen. Da fand er um Oſtern auf einmal 7 Gulden von einer wohlthätigen Frau eingelegt. Indem er dieſe in die Hand nahm, ſprach er: „Das iſt ein ehrlich Capital, davon muß man etwas rechtes ſtiften. Ich will eine Armenſchule damit anfangen.“ Sofort kaufte er für einige Thaler Bücher und nahm einen armen Studenten an, um eine Anzahl hülfsbedürftiger Kinder täglich zwei Stunden unterrichten zu laſſen.

(Schluß folgt.)

---

## Nachrichten.

### Baden. Oeffentlicher Proteſt.

Herr Kirchenrath Dr. Schenkel, ordentlicher Profeſſor der Theologie und Director des evangeliſchen Predigerſeminars zu Heidelberg, zugleich Mitglied des Generalſynodalausſchuſſes der badiſchen evangeliſch-proteſtantiſchen Landeskirche, hat vor Kurzem ein für die Gemeinde beſtimmtes Buch, unter dem Titel: „Charakterbild Jeſu, ein bibliſcher Verſuch“, herausgegeben, welches uns unterzeichneten Geiſtlichen der evangeliſch-proteſtantiſchen Landeskirche die heilige Pflicht auferlegt, mit einem öffentlichen und lauten Zeugnis dagegen aufzutreten.

In dieſer Schrift iſt die ganze Entſtehung des Chriſtentums als eine rein menſchliche Entwickelung behandelt und ihr der Charakter einer göttlichen Offenbarung genommen. Es ſind darin alle Hauptthatſachen der göttlichen Offenbarung geleugnet.

Die ganze Chriſtenheit bekent einmütig den Glauben an Jeſum Chriſtum den eingebornen Sohn Gottes, empfangen von dem heiligen Geiſt, geboren von der Jungfrau Maria, der gelitten hat unter Pontio Pilato, gekreuziget, geſtorben und begraben; niedergefahren zur Hölle, am dritten Tage wieder auferſtanden von den Todten, aufgefahren gen Himmel, ſitzet zur rechten Hand Gottes, des allmächtigen Vaters, von dannen er kommen wird, zu richten die Lebendigen und die Todten.

Herr Dr. Schenkel leugnet die Menſchwerdung des Sohnes Gottes, er leugnet die übernatürliche Geburt Jeſu; er leugnet die Sündloſigkeit Jeſu; er leugnet die Wunder Jeſu, da ihm das Naturgeſetz der höchſte Maßſtab iſt, nach welchem die Thatſachen der göttlichen Weltregierung und Erlöſung bemeſſen werden müſſen; er leugnet die die Sünden verſöhnende Kraft des Kreuzestodes Jeſu; er leugnet die Thatſächlichkeit der Auferſtehung Jeſu, von welcher die ganze apoſtoliſche Verkündigung ausgegangen iſt; er weiß nichts von einer Himmelfahrt Jeſu. Anſtatt der Regierungsgewalt, die ſich Chriſtus durch ſein Leiden und Sterben, durch ſeine Auferſtehung und den Hingang zum Vater erworben hat, kent er nur einen Geiſt Chriſti, der in der Gemeinde lebt; er leugnet die Wiederkunft Chriſti. Er weiß nichts von einer Einſetzung der heiligen Taufe durch Chriſtum; und dem heiligen Abendmal ſpricht er nur die Bedeutung zu, welche ihm die Gemeinde geben will.

Herr Dr. Schenkel erkent in der heiligen Schrift nicht mehr eine göttliche Offenbarung; vielmehr ſtellt er dieſes Buch in eine Reihe mit den übrigen menſchlichen Schriftwerken. Nach ſeiner Willkür erkent er nur das in ihr an, was ihm zuſagt, und verwirft, was ihm misfällt; daher iſt ihm die heilige Schrift nicht mehr unbedingte und alleinige Richtſchnur, und hört auf, ein maßgebendes Anſehen für jeden Chriſten zu beſitzen.

Durch alles dieſes befindet ſich Herr Dr. Schenkel nicht etwa nur mit einer oder der andern Lehre der Kirche oder der theologiſchen Faſſung derſelben, ſondern mit den der Kirche von ihrem Herrn und Haupte als ihr unveräußerliches Heiligtum anvertrauten Grundwahrheiten in unzweideutigem Widerſpruch. Er widerſpricht nicht nur dem allgemeinen Bekentniſſe der Chriſtenheit, ſondern insbeſondere auch den ausdrücklichen Erklärungen der zu Recht beſtehenden Bekentniſſe unſerer Landeskirche, der augsburgiſchen Confeſſion, ſowie dem lutheriſchen und heidelberger Katechismus in ihrer übereinſtimmenden Bezeugung der chriſtlichen Glaubenswahrheiten.

Herr Dr. Schenkel hat ſich dadurch unfähig gemacht, ein Lehramt in unſerer Landeskirche zu bekleiden, und die künftigen Geiſtlichen für den Kirchendienſt vorzubereiten. Eine in ſeinem Sinne herangebildete Geiſtlichkeit würde den chriſtlichen Gemeinden geradezu das nehmen, was ihrem Glauben im Leben und im Sterben Kraft verleiht. Auf dieſem Wege würde unſerer Kirche ihre Bekentnisgrundlage entzogen, und ſie müßte zulezt aufhören, ein Glied der deutſchen evangeliſchen Kirche zu ſein.

Als Geistliche der evangelischen Landeskirche sind wir in unserem Gewissen verpflichtet, unsere Stimme gegen dieses der Kirche gegebene Aergernis zu erheben, und sowol die evangelischen Christen vor dieser der Kirche drohenden Gefahr zu warnen, als auch darauf hinzuwirken, daß die amtlichen Organe der Kirche nach der auf Grund der Kirchenverfassung ihnen obliegenden Verpflichtung für die Entfernung des Herrn Dr. Schenkel von seinem Amt als Seminardirektor Sorge tragen. — Wir unsrerseits protestiren hiermit öffentlich und feierlich gegen alle und jede Gemeinschaft mit solchen grundstürzenden Lehren, und können den, der solches Aergernis gegeben hat, nicht mehr als einen auf Grund der Bekentnisse stehenden Lehrer ansehen, müssen vielmehr nur Verderben von seiner Wirksamkeit für unsere Kirche erwarten.

Indem wir dies erklären, sind wir uns bewußt, daß wir weder der Glaubens- und Gewissensfreiheit, wie sie jeder evangelische Christ für seine Person anzusprechen ein Recht hat, noch auch der Freiheit der wissenschaftlichen Forschung zu nahe treten; wir müssen aber verlangen, daß die Kirche, deren Diener nur auf Grund ihres Bekentnisses zu wirken haben, vor jeder schrankenlosen Lehrwillkür ihrer Diener gewahrt und gesichert bleibe.

Nur um den Glauben und das Bekentnis der Kirche zu erhalten, für welches einzutreten wir Kraft unseres Amtes verpflichtet sind, erheben wir unsere Stimme vor unsrer Landeskirche, vor unsrer kirchlichen Behörde und vor der ganzen evangelischen Kirche Deutschlands, und befehlen die Sache dem Schutze des Dreieinigen Gottes.

Karlsruhe, den 2. Juni 1864.

H. Braun, Pfarrer in Neckargemünd. Bering, Pfarrer in Flinsbach. v. Bahder, Stadtpfarrer in Weinheim. Bähr, Pfarrer in Offenburg. Buch, Pfarrer in Stebbach. Braun, Pfarrer in Sandhausen. Dubbers, Pfarrer in Daudenzell. Ernst, Pfarrer in Meckesheim. Eberlin, Kirchenrath, Decan und Pfarrer in Handschuchsheim. Eisenlohr, Stadtpfarrer in Gernsbach. Frommel, Decan, Pfarrer in Wieblingen. Frommel, Diakonus in Gernsbach. Gräbener, Decan und Stadtpfarrer in Neckarbischofsheim. Gruner, Pfarrer in Königsbach. Gehres, Diakonus in Pforzheim. Goos, Pfarrer in Kisselbronn. Gscheidlen, Pfarrer in Neulußheim. Hottinger, Pfarrer in Eutingen. Heer, Pfarrer in Sexau. Herrman, Pfarrer in Mühlburg. Haag, Pfarrer in Brötzingen. Hagenmeyer, Pfarrer in Bödigheim. Hofert, Pfarrer in Hochhausen. Haaß, Pfarrer in Bischoffingen. Hecht, Pfarrer in Welschneureuth. Hagenmeyer, Pfarrer in Kälbertshausen. Krummel, Pfarrer in Neunkirchen. v. Langsdorff, Pfarrer in Rappenau. v. Leuchsenring, Decan und Stadtpfarrer in Weinheim. Leutwein, Pfarrer in Eisingen. Menton, Pfarrer in Friedrichsthal. E. Mickel, Pfarrer in Epfenbach. Mann, Decan und Stadtpfarrer in Eppingen. G. Mickel, Pfarrer in Hüffenhardt. Philipp, Pfarrer in Rußheim. Reinmuth, Pfarrer in Lichtenau. J. Riehm, Decan und Stadtpfarrer in Pforzheim. H. Riehm, Pfarrer in Sulzfeld. Röther, Pfarrer in Bargen. Schlusser, Pfarrer in Sandhofen. C. Schmitthenner, Pfarrer in Mühlhausen. H. Schmitthenner, Pfarrer in Neckarbischofsheim. Specht, Pfarrer in Ispringen. Th. Schellenberg, Pfarrer in Hesselhurst. R. Stern, Pfarrer in Leiselheim. Schmidt, Pfarrer in Niesern. H. Ullmann, Pfarrer in Söllingen. Wild, Pfarrer in Neckargerach. Winther, Pfarrer in Strümpfelbronn. Wilhelmi, Pfarrer in Hohensachsen. Wendling, Pfarrer in Knielingen. Wucherer, Pfarrer in Singen. Zimmern, Pfarrer in Graben. Zimmermann, Stadtpfarrer in Carlsruhe.



## Erklärung.

Einem aufmerksamen Leser des Artikels aus Greifswald (vergl. Evang. Kirchenzeitung No. 35 vom 30. April d. J.) wird es kaum zweifelhaft sein, daß dieser Artikel von dem Unterzeichneten nicht verfaßt sei. Wenn nun dennoch hin und wieder diese Annahme auftaucht, so erkläre ich unter der hiermit erbetenen Bestätigung von Seiten der verehrlichen Redaction*), daß diese Annahme eine irrige sei. Ich habe von dem fraglichen Artikel — dessen Inhalt übrigens nach meiner vollen Ueberzeugung durchweg nur auf Wahrheit beruht — nur durch das Zugehen der betreffenden Nummer Kentnis erhalten. Gleichzeitig benutze ich diese Gelegenheit, einer andern thatsächlichen Unrichtigkeit entgegen zu treten. In Schenkel's Zeitschrift (5ter Jahrgang, Heft 4, wenn ich nicht irre) wird in einer Correspondenz aus Greifswald behauptet, daß ich den Kirchenrath Rothe gleichzeitig und gleichbedeutend mit Männern wie Schenkel, Baurschmidt, Uhlich u. A. genant habe. Dem ist nicht so. Rothe selbst weiß es, daß ich allerdings mit tiefem Bedauern seinen kirchlichen Anschauungen in neurer Zeit nicht habe folgen können; aber er weiß auch, daß ich ihm das wärmste Gefühl der Liebe und Dankbarkeit bewahre, zu welcher er mich als mein Lehrer und Ephorus im Wittenberger Seminar verpflichtet hat. Im Uebrigen auf jenen Artikel etwas zu erwidern, liegt keine Veranlassung vor. Vielmehr gebieten mir die Regeln der guten Lebensart, jedem Gegner den Vorrang zu gestatten, sobald es sich darum handelt, auf der Stufenleiter des Anstands und guter Sitte in eine bodenlose Tiefe herabzusteigen.

Hanshagen bei Greifswald, den 10. Juni 1864.

G. A. Wollenburg, Pastor.

*) Geschieht hiermit.

Anm. der Red.

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz in Berlin. Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

# Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1864. Mittwoch den 22. Juni. № 50.


## Humanität und Christentum.

(Fortsetzung.)

Der Mensch ist von Natur Glied der Familie und auch Glied eines bürgerlichen Gemeinwesens. Es ist dahin zu sehen, daß in beiden Lebenskreisen den aus der Wesenheit seiner sittlichen Persönlichkeit fließenden Rechten kein Eintrag geschehe. Seine Erziehung muß, so lange er derselben bedürftig ist, nach den Principien einer vernünftigen, allseitig bildenden Pädagogik erfolgen; die Gemeinschaft muß ihm die notwendigen Bildungsmittel bieten, und wenn er mündig geworden ist, so hat er die Pflicht, für persönliche Freiheit und politische Freiheit rathend und thatend mit einzutreten. So berechtigt der Unterschied der Stände, Lebenskreise und Lebensstellungen sein mag, er darf nie bis dahin ausgedehnt werden, daß die allgemeine Gleichheit aller dadurch in den Schatten trete. Sie sind alle Staatsbürger und Urwähler, gleichberechtigt zu politischer That. Am inhumansten wäre es, den Genuß der politischen Rechte von einem bestimten Glaubensbekentnisse abhängig zu machen und weil der christliche Staat das bisher außer Acht gelassen hat, so scheint die Meinung obzuwalten, man müsse durch größtmöglichste Begünstigung der Juden es jezt erweisen, daß der frühere mehr oder weniger barbarische Standpunkt überwunden sei. Der Wille des Volks, die allgemeine Meinung, das öffentliche Gewissen ist eigentlich die oberste Instanz in allen bürgerlichen und politischen Dingen. Man wird gut thun, sich ihr zu beugen. Im Kampfe der Parteien ist Neutralität die beste Regel, auch wenn die Wahrheit ganz entschieden nur auf einer Seite liegt; man nehme jedenfalls die Stellung so, daß man den Weg nach allen Seiten hin sich offen hält, man huldige einem sanften Liberalismus und lese vornämlich die Kreuzzeitung nicht; denn „sie sieht aus wie ein Lamm und redet wie ein Drache", und „die trübe Mischung des Kirchlichen und Politischen, die sie kennzeichnet, hat dem Christentum den Verdacht erweckt, es sei der Freiheit der Völker nachteilig."

Weiter erheischt es das Humanitätsprincip, daß jeder im socialen Leben eine solche Stellung gewinne, in der ein wahrhaft menschenwürdiges Leben ihm möglich wird. Jeder hat ein Recht auf ein gewisses Maß des Besitzes, auf Eigentum und Lebensgenuß. Die Gesellschaft hat die Pflicht, durch Darbietung von Arbeit ihren Gliedern aufzuhelfen, durch Förderung aller Wissenschaften und Künste, durch Pflege des Handels, der Gewerbe und aller Zweige menschlicher Betriebsamkeit Wolstand zu begründen, das Leben schön und behaglich zu gestalten, und wenn etwa besondere Berufsklassen durch besondere Not gedrückt würden, hier wirksam helfend einzuschreiten. Daneben und so sehr auch jeder durch die besondern Pflichten, die Haus, Beruf und Vaterland ihm stellen, in Anspruch genommen ist, darf nicht vergessen werden, daß alle, die ein Menschenantlitz tragen, als Menschen auch unsere Brüder sind. πάντες κοσμοπολίται ἐσμεν. Der Humanismus erstrebt Anerkennung der Menschenrechte unter allem Volk, arbeitet für die sittliche Bildung des ganzen Geschlechts und darum führt die Fahne, der er folgt, die Inschrift: „liberté, égalité, fraternité pour tout le monde."

Es wird des nähern Eingehns auf die Frage nicht bedürfen, wieviel Wahrheitselemente diese Betrachtungsweise noch mit sich führt. Wie manchmal durchaus conservative Männer demokratische Anwandlungen haben, weil von dem demokratischen Dunste, in dem sie athmen müssen, ganz unwillkürlich sich etwas an sie absezt, so leben auch die Humanisten in einer christlichen Atmosphäre und können deren still wirkendem Einflusse sich nicht entziehen. Dennoch ist der Humanismus principiell unchristlich. Sein auf der Hand liegender Grundfehler ist, daß er, wie aller Rationalismus, die tiefgehende Kraft der Sünde verkent. Die Sünde ist keine bloße Schwachheit, kein in der Entwicklung allmälich und von selbst verschwindendes Moment, sondern sie ist eine finstre Macht, die aus der Hölle stamt, die immer weiter greift und immer tiefer geht, die alle Kräfte des Leibes und der Sele sich dienstbar und darum mit Notwendigkeit alle Wahrheit zur Lüge, alle Freiheit zur Knechtschaft, alle Schönheit und Heiterkeit des Lebens zur täuschenden Larve macht und also alle Güter und Gaben des Humanismus zur Carricatur verzerrt. Es ist nicht zufällig, daß der Humanismus eine entschiedene Vorliebe für das Antike hat. „Als ihr noch die schöne Welt regiertet, schöne Wesen aus dem Fabelland" — dieser Sehnsucht kann der Humanismus sich nicht erwehren, weil im Griechentume die menschliche Natur wirklich das geleistet hat, was sie, aus sich selber schöpfend, zu leisten vermag. Und was ist geleistet worden? Ueberall Blüte menschlicher Wissenschaft und Kunst, Schönheit des Lebens, heiterer Verkehr der Götter mit den Menschen; es ist aber eine Wissenschaft, die den lebendigen Gott nicht kent, eine Kunst, die nur das Sinnliche durch schöne Formen zu verherlichen weiß und hinter der glän-

zenden Außenseite liegt, wie jeder Kenner des Altertums zugestehen wird, eine Wildnis roher Gefühle, liegen weite wüste Gebiete des geistigen und socialen Lebens, auf denen principiell die Barbarei waltet. Die edelsten Geister fühlen sich unbefriedigt, fragen nach Wahrheit und wissen die Antwort nicht, suchen nach dem „unbekanten Gotte“ ohne ihn finden zu können und trotz aller seiner hervorragenden Weltweisen komt das Volk über den Glauben an das dunkle Fatum nicht hinaus, das mit herzloser Gewalt über Götter und Menschen gebietet. Martensen macht in seiner Dogmatik darauf aufmerksam, daß die antik-heidnische Anschauung vom Menschen bedeutungsvoll in der mystischen Sphinx sich ausdrücke; das menschliche Antlitz hebe sich hervor aus der wilden Thiergestalt, Symbol dafür, wie der Mensch aus dem Naturleben sich herauszuarbeiten strebe, aber doch in ihm gefesselt und gebunden, zu einem freien selbständigen Menschenleben es nicht bringen könne. Bekantlich sei die Sphinx es gewesen, die das Räthsel gab, was das für ein Thier sei, das des Morgens auf vier Beinen, des Mittags auf zweien und des Abends auf dreien gehe. Der Grieche habe das Räthsel gelöst, aber er habe es nicht richtig gelöst; denn auch die griechische Humanität sei nichts anderes als oben eine plastische Schönheit, unten ein Naturungeheuer. Desinit in piscem mulier formosa superne. Gewiß; dennoch aber ist seitens der Griechen geschehen, was geschehen konte. Nach dem ewigen Heilsplane Gottes war ihnen die Aufgabe zugefallen, alles Edle und Schöne, was der Mensch ohne Christum zu schaffen vermag, zur Erscheinung zu bringen, natürlich nur zu dem Zwecke, daß das Ungenügende desselben fühlbar und dadurch die Sehnsucht nach Erlösung eine allgemeine werde. Dieser ihrer Aufgabe haben die Griechen genügt und damit so gut wie die Juden, wenn auch in anderer Weise, Christo die Wege bereitet. Hätte in ihren Leistungen die menschliche Natur nicht gleichsam sich selbst erschöpft, die neue Schöpfung in Christo würde noch nicht eingetreten sein. Der durchaus berechtigte griechische Humanismus ist ein Suchen Christi, ein Pädagog auf Christum. Der moderne Humanismus ist Abfall von Christo, ein Verläugnen Christi; wird er es weiter bringen, als jener? Gleich sein erstes Auftreten in der christlichen Welt um die Mitte des 15. Jahrhunderts ist nicht etwa, wie man es öfters darstellt, eine einfache Rückkehr zu den bis dahin vernachlässigten Studien griechischer und römischer Klassiker. Klassische Bildung war nichts Seltenes im Mittelalter; auch hat nicht etwa Rom und die Hierarchie sie verhindert, vielmehr ist von der Seite her eher zu viel für sie geschehen, als zu wenig, und noch Leo X., selbst klassisch und künstlerisch gebildet, sammelte im Vatican allen Glanz der Kunst und Wissenschaft um sich. Möglich, daß einzelne Autoren erst im 15. Jahrh. zu den Abendländern gekommen sind, und jedenfalls sind sie alle erst durch die Buchdruckerkunst in weitern Kreisen den Einzelnen leicht zugänglich geworden; aber es ist keineswegs die Neuheit des Stoffs was jener Richtung ihr eigentümliches Gepräge gab, sondern der neue Geist, in welchem man die klassischen Productionen



auffaßte und behandelte. Der Humanismus jener Zeit w eine im Interesse einer allgemein menschlichen Cultur versuc Rückkehr zu einer heidnischen Denk- und Lebensweise, eine dur verschiedene Factoren erwirkte, alles Maß überschreitende B geisterung für die antike Welt. Demgemäß konte der Grie Gemistus Pletho im J. 1438 den Satz aussprechen, d das Menschengeschlecht in wenigen Jahren zu einer heidnisch Universalreligion zurückkehren werde. Die Umsetzung des Chr stentums ins Heidnische hatte er bereits in eine Art System g bracht, indem er die Ideenwelt der Neuplatoniker mit de christlichen Dogma von der Trinität verschmolzen und das Chri stentum zu einem Pantheismus verarbeitet hatte, der mit de Lehren Zoroasters, des Pythagoras und Plato's zusammenstim men sollte. Unter seinem Einflusse wurde Florenz der Si eines wahren Plato-Cultus. Plato's Geburts- und Todesta wurde feierlich unter Absingung orphischer Hymnen celebrirt Im Zimmer des Marsilius Ficinus hing nur Plato's Bild nis und vor demselben brante, wie vor einem Heiligen, ein ewige Lampe. Derselbe wollte, daß Plato's Dialoge neben de Bibel in den Kirchen vorgelesen und Predigttexte daraus ge nommen werden sollten. Petrus Pomponatius, Hauptvertreter der Neoperipatetiker, führte aus, daß nach den Grundsätzen der aristotelischen Philosophie die Unsterblichkeit der Sele und die Vorsehung mehr als zweifelhaft sei, und Machiavelli lehrte in seinem Buche: „vom Fürsten“, eine Politik, die ohne Kirche und ohne Christentum durch strenge Consequenz in egoistischer Klugheit zu allen ihren Zielen komt. Stand es nun auch in Deutschland nicht so schlimm, wie in Italien, hielt sich jene Vergötterung heidnischer Vorwelt mehr auf einzelne Gelehrtenkreise beschränkt, so konte doch auch hier in öffentlicher Disputation der Satz vertheidigt werden, „daß man in Freundschaft und in Frieden werde leben können, auch wenn gar kein Evangelium existirte.“ Laurentius Valla erklärte das Christentum für ein Product des gesunden Menschenverstandes, dem die Offenbarung nur zu Hülfe gekommen sei. Dem Platocultus in Florenz entsprach die Verehrung Virgils in Erfurt und Gotha, und Mutianus Rufus, Canonicus in Gotha (das also seinen Traditionen allezeit treu geblieben ist) und eins der hervorragenden Häupter deutscher Humanisten, sagt in einem Briefe an einen Freund: „es ist nur Ein Gott und Eine Göttin, aber es sind viele Gestalten und viele Namen: Jupiter, Sol, Apollo, Moses, Christus, Proserpina, Tellus, Maria.“ — Hand in Hand mit diesen Lehren ging überall Spott und Witz und zwar keineswegs blos über die Pfaffen und Mönche, sondern auch über die kirchlichen Gebräuche und über die Mysterien des Christentums, Misachtung der Gegenwart, leichtsinnige Lebensanschauung, freier Epicuräismus und roher Sinnengenuß. Man hört manchmal die Meinung, die Reformation sei durch den Humanismus gefördert worden. Gewiß! denn denen, die Gott lieben, müssen alle Dinge zum besten dienen. Soll das aber heißen, der Humanismus sei ihr innerlich verwandt, so ist es ein entschiedener Irrtum. Schon das christ-

he Volksbewußtsein hatte gegen dieses heidnische Unwesen
berall reagirt, und es ist gerade das Verdienst der Refor-
ation, diese Reaction zum Siege geführt und die Christen-
eit zur rechten Quelle aller Wahrheit wieder zurückgebracht
t haben.

Der Humanismus ist mit Notwendigkeit überall der-
elbe. Er ist Rückschritt ins Heidentum und würde, wenn
s ihm möglich wäre, aller christlichen, nicht in seinem Principe
iegenden Elemente sich zu entäußern, uns noch unter das Hei-
entum hinunter führen. — Die Würde, den Adel menschlicher
Natur will er ins Licht setzen und behaupten, und wir alle
kennen ja die moderne Theorie von der Entstehung des Men-
schen „auf dem Wege natürlicher Zuchtwahl", nach welcher von
einem persönlichen Schöpfer nicht mehr die Rede und das Thier
in abstracto sein eigentlicher Vater ist, eine Anschauung, die
noch hinter das Griechentum zurückgeht, aber die notwendige
Folge der naturalistischen Weltbetrachtung ist, über die der Hu-
manismus nun einmal nicht hinwegkommt. Weiße glaubt hoffen
zu dürfen, der „fromme Unglaube an eine persönliche Gottheit",
dieser „sogenante" Pantheismus modern humanistischer Wissen-
schaft, wesentlich erwirkt „durch den barbarischen Gottesbegriff"
der christlichen Kirche, würde sich nur als ein unvermeidlicher
Durchgangspunkt zu einer solchen Gotteslehre erweisen, welche
auch dem Begriffe göttlicher Persönlichkeit sein Recht werde wi-
derfahren lassen. Wir glauben das Gegenteil. Wir wissen, daß
geschrieben steht: wer den Sohn läugnet, hat auch den Vater
nicht, und wir sehen, daß der Pantheismus immer mehr zu
einem groben Materialismus sich verdichtet. „Der Natur-
kundige, heißt es in Virchow's Archiv für patholog. Studien,
und die Naturwissenschaft ist jezt Wissenschaft κατ' ἐξοχήν. —
kent nur Körper und Eigenschaften der Körper; was darüber
ist, nent er transscendent und die Transscendenz betrachtet er
als eine Verirrung des menschlichen Geistes." An einer andern
Stelle wird behauptet: „eine eigentümliche Anordnung natür-
licher Verhältnisse, ein ungewöhnliches, nur zu gewissen Zeiten
eintretendes Zusammenwirken der gewöhnlichen Stoffe, eine be-
sondere Art der Mechanik" ist der Ursprung der lebendigen
Schöpfung. Auf diesem Standpunkte ist kein anderer Gottes-
dienst mehr möglich, als der Cultus des Genius. Die Na-
tion feiert ihre großen Männer, ihre Helden und Dichter; ihre
Geburtshäuser und Gräber werden Wallfahrtsorte, ihre Ge-
burts- und Todestage Feste. Der antike Cultus des Genius
ist noch Religion, tritt mit der Verehrung der Götter nicht in
Widerspruch. Denn der Genius, den die alte Welt dem Ein-
zelnen zusprach, ist zwar dessen verklärte Persönlichkeit, aber doch
zugleich etwas objectiv Göttliches, ist ein für sich existiren-
des Wesen, das als Schutzgeist dem Einzelnen und ganzen Ge-
meinschaften nahe bleibt und vor dem also der Mensch als vor
einer göttlich herschenden Schutzmacht sich beugen kann. Der
moderne Cultus des Genius, bei dem der Mensch allein sich
selbst bespiegelt, nichts real Göttliches mehr außer oder
über sich hat, ist ohne Religion, ja wider die Religion.



Welcher Art die Toleranz ist, die von diesem Standpunkte
aus geübt wird, liegt klar zu Tage. Grundsätzlich wird sie
Allen gewährt, weß Glaubens sie auch sein mögen; thatsäch-
lich sind zunächst die „Orthodoxen" ausgenommen; im Hinter-
grunde liegt der Gedanke: „wir wollen nicht die Freiheit der
Kirche, sondern ihre Vernichtung", und jedenfalls soll der Christ
es geduldig tragen, wenn sie einen Stein nach dem andern aus
dem Hause wegbrechen, in dem er allein sich geborgen weiß. —
Humane Bildung für alle Welt! — Rousseau und die Phi-
lanthropen haben es gezeigt, was hier geleistet wird; und glaubt
man wirklich, daß wahre Sittlichkeit noch möglich ist, daß der
Egoismus, daß grober und feiner Fleischesdienst nicht überall
sich geltend machen muß, wenn man die notwendige Voraus-
setzung eines sittlichen Lebens, den Glauben an einen lebendigen
Gott und an eine vergeltende Ewigkeit beseitigt hat? „Ohne
mich könnet ihr nichts thun." Leuchtende Beispiele der Vater-
landsliebe, hingebender persönlicher Aufopferung, sittlichen
Ernstes finden wir auch in der vorchristlichen Heidenwelt. Wir
sind weit entfernt, die Tugenden der Heiden zu unterschätzen.
Aber ein anderes ist es, die Wahrheit noch nicht kennen und
der erkanten Wahrheit den Rücken kehren, und wir sind sehr
stark der Meinung, daß das bekante scharfe Wort von den „glän-
zenden Lastern" auf alle diejenigen wird angewendet werden
müssen, die unter Verläugnung Christi sich mit bloßen Tugenden
der Humanität zu schmücken suchen. — Politische Freiheit,
persönliche Freiheit, das sind erstrebenswerte Güter; von
Wolfahrt und Fortschritt kann da nicht die Rede sein, wo sie
noch fehlen. Aber gewiß, wir werden nur wenig von ihnen be-
halten, wenn wir dem Humanismus folgen. Aller natürlichen
Gliederung des Volks und dem in ihr begründeten corporativen
Wesen mehr oder weniger feind, Freiheit anstrebend auf
Grund der Gleichheit ist er nur im Stande, erstere zu ver-
hindern und muß schließlich, wenn er mit seinem Gleichheits-
principe Ernst macht, allen Fortschritt, ja selbst allen Verkehr
und alles Leben zerstören. Alles Lebendige ist von Natur un-
gleich, von Gott ungleich geschaffen, unter verschiedene Lebens-
bedingungen gestellt und auf verschiedene Kreise der Beschäftigung
gewiesen; es fühlt sich nur da frei, wo es nicht in dieselben
Formen eingezwängt, nicht mit demselben Maße gemessen,
sondern seiner Eigentümlichkeit und dem aus seiner besondern
Stellung fließenden Rechte gemäß genommen und behandelt wird.
Im Geben und Nehmen, im wechselseitigen Austausche dessen,
was den Einzelnen eigentümlich ist, besteht aller Verkehr des
Lebens, und in dem freien Zusammenklange der natürlichen Ver-
schiedenheiten alle Harmonie und Schönheit des Lebens. Es gibt
nur ein Gebiet, auf dem die Gleichheit herscht; es fängt da
an, wo alles Leben aufhört; es ist das Gebiet des Todes.
Die Leichen sind einander gleich, alle gleich geknechtet durch das
gemeinsame Band der Verwesung. Was im Interesse der rech-
ten Freiheit vor allem not ist, das ist Sicherstellung der ein-
zelnen Berufs- und Lebenskreise vor den rohen Angriffen eines
blinden, alles nivellirenden Liberalismus, Sicherstellung aller

besondern Rechte durch festes Regiment. Wo aber bleiben die Rechte der Minorität bei der Herschaft der Majorität? Majoritätenherschaft ist Gewaltthat und Tyrannei, und nur da kann vernünftiger Weise eine Entscheidung durch Majorität zulässig sein, wo sie durch solche erfolgt, die zugleich und von vornherein auch Auctoritäten sind. Und was nüzt alles Reden von Menschenrecht und Menschenwürde, alles Eifern gegen das Sclavenleben einer frühern Zeit, wenn eben durch jene verkehrte Gleichmacherei, durch Wegräumung der Freiheit und Wolstand in den einzelnen Lebenskreisen sichernden Schranken Zustände erwirkt sind und noch immer erwirkt werden, die ganzen Bevölkerungsklassen kaum noch das Notwendigste bieten und ohne den Einzelnen eine selbständige Existenz zu ermöglichen, sie zu bloßen Arbeitskräften für andere herabdrücken? Es ist der Neuzeit gelungen, die Kräfte der Natur in einer früher noch nie da gewesenen Weise zu Nutz des Menschen auszubeuten, und es liegt klar zu Tage, wie viel das äußerliche Leben durch den dadurch erleichterten Verkehr der Einzelnen und der Völker unter einander, durch den dadurch erwirkten Aufschwung des Handels und industrieller Unternehmungen aller Art an Schönheit und Behaglichkeit gewonnen hat. Wir sind weit entfernt, die Bedeutung dieser „Errungenschaften" verkennen zu wollen. Wir wissen, daß auch sie zur Ehre Gottes dienen können und sollen. Wir sehen aber auch, daß gerade sie die Herzen der Menschen von dem Ewigen und Himmlischen herniederziehen in den Tand und Staub der Erde, daß die materiellen Interessen fast allgemein als die wichtigsten erachtet werden und daß das Geld eine Macht gewonnen hat, wie früher nie. Hinter der Lichtseite unseres geselligen Leben liegt eine tiefe, immer mehr steigende Nacht unsäglicher sittlicher und socialer Not, und auch der äußerliche Glanz ist in gar vielen Fällen nichts anderes, als glänzendes Elend.

„Dem naturverachtenden Wunderglauben der früheren barbarischen und halbbarbarischen Jahrhunderte" gegenüber ist „dem modernen Weltbewußtsein als sein sittlicher Genius der Humanismus aufgegangen." Nun, wers nicht lassen kann, der folge ihm. Wol aber werden wir Eins mit Bestimtheit fordern müssen. Ehrlichkeit und Wahrhaftigkeit sind Tugenden, die jedenfalls auch im Humanitätsprincipe liegen; und da begreifen wirs denn wirklich nicht, wie man immer noch die Stirn haben kann, dies moderne Heidentum, das nicht nur alle eigentümlich christlichen Dogmen beseitigt, sondern in einem durchgreifenden Gegensatze zum christlichen Gottes- und Weltbewußtsein steht, als gereinigtes Christentum uns anzupreisen. Also man sage es gerade heraus, mit dem alten Glauben sei es jezt vorbei, die Menschheit habe in ihrer Entwicklung eine höhere Stufe erstiegen und mache zu seinem Wahlspruche: „Humanität und nicht Christentum."

Wir aber sagen: Christentum und nicht Humanität. Das Christentum hat die Thatsache zur Voraussetzung, daß alle Menschen Sünder und als solche von Natur unfähig sind, ihrer Bestimmung gemäß zu leben und ihr Ziel zu erreichen. Von Gott und zu Gott geschaffen, hat der Mensch allein in Gott das Leben, findet er allein in Gott die Wahrheit seines Wesens. Er hat das Band mit Gott zerrissen, er ist um deswillen dem Tode, dem allmäligen Absterben aller seiner leiblichen und geistigen Kräfte und damit einer Entwicklung verfallen, die notwendig, falls sie nicht von oben her durch eine unmittelbare That des allmächtigen Gottes wieder umgebogen wird, mit dem ewigen Tode endigen muß und für einen großen Teil des menschlichen Geschlechts leider auch so endigen wird. Gott will nicht, daß der Sünder sterbe, kann aber seine notwendige Hülfe nur dann eintreten lassen, wenn den in seinem heiligen Wesen liegenden Bedingungen derselben Genüge geschehen, d. h. wenn eine vollgültige Sühnung der Sünde erwirkt worden ist. Christus hat sie erwirkt. „Derselbige ist die Versühnung für unsere Sünde, nicht allein aber für die unsrige, sondern auch für die der ganzen Welt." 1 Joh. 2, 2. Er ist das Lamm Gottes, welches der Welt Sünde trägt; er hat durch sein heiliges Leben zugleich thatsächlich es erwiesen, daß die Menschen, falls sie nur erst wieder durch ihn in integrum restituirt, durch seinen Geist innerlich erneut sein würden, es sehr wol vermöchten, die Sünde sowol in ihrem Einzelleben als auch im Leben des ganzen Geschlechts vollständig zu überwinden und den ursprünglichen Schöpfergedanken Gottes zu realisiren. Wiederanknüpfung des zerrissenen Bandes mit Gott, normale Entwickelung der Einzelnen und des ganzen Geschlechts ist allein durch ihn, durch sein Verdienst uns möglich gemacht. Die Humanisten verstehen die Lehre von der Versühnung nicht, weil sie die sittliche Schwere der Sünde unterschätzen; oder aber, sie sehen sich zu lezterem genötigt, weil sie meinen, die biblische Lehre von dem Opfer Christi, die einen zornigen Gott voraussetze, streite mit der reinen Gottesidee. Sie verlangen das Zugeständnis, daß Gott die Sünde zugelassen habe, entweder weil er sie nicht habe verhindern können, oder weil er sie nicht habe verhindern wollen. Wir stehen nicht an, das einzuräumen, kommen aber um deswillen keineswegs zu jener aller Erfahrung widersprechenden, schon tiefer blickenden Heiden als unannehmbar erscheinenden Theorie von der Sünde als einer bloßen Schwachheit menschlicher Natur, noch sehen wir uns genötigt, den biblischen Begriff göttlicher Allmacht und Heiligkeit in humanistischer Weise zu modificiren, sondern wir sagen, daß eine Selbstbeschränkung des Gottes, der die Liebe ist, der Allmacht Gottes keinen Eintrag thue, daß er, freie Wesen ins Dasein rufend, die Sünde nicht habe verhindern können, weil er sie nicht habe verhindern wollen, und daß er ihr Raum gewähren durfte, ohne mit seinem heiligen Wesen in Widerspruch zu treten, weil er zugleich mit der Schöpfung auch die Erlösung verordnet hat.

(Schluß folgt.)

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz in Berlin. Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

# Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1864. Sonnabend den 25. Juni. № 51.


## Humanität und Christentum.

(Schluß.)

Allein Christus, aber nicht die Philosophie des Humanismus macht die Zulassung des Bösen uns begreiflich, macht einen Gott uns denkbar, der, weil er treu ist und gerecht, uns unsere Sünde vergibt. 1 Joh. 1, 9. Zunächst also im Interesse der durch ihn zu vollziehenden Sühne hat Christus das ganze Gesetz erfüllt, das Ideal eines wahrhaft menschlichen Lebens, eines Lebens nach Gottes Willen in seinem Leben realisirt. Zugleich hat er uns damit ein Vorbild gelassen, daß wir sollen nachfolgen seinen Fußtapfen. Auf jeder Lebensstufe, in jedem Lebensverhältnisse, in jedem Momente seines Thuns und Leidens steht er vor uns als der vollkommene Mensch, d. h. als Gottes lieber Sohn, auf dem das Wolgefallen Gottes ruht. Es ist ein unzutreffender Einwand, daß sein Beispiel für besondere Lebensverhältnisse Lücken lasse. Sein Wort, wie es die Apostel uns hinterlassen haben, gibt uns Auskunft über Alles, was uns zu wissen nötig ist. Im Römerbriefe ordnet Paulus vom christlichen Standpunkte aus das ganze Leben und alle Lebenskreise; die heil. Schrift gibt uns Vorschriften für unser Verhalten in Familie, Staat und Kirche, für unsere Stellung zur Welt, zur weltlichen Bildung und Wissenschaft, für unser Betragen auf Hochzeiten und an Sterbebetten. Sie zeigt uns unsern tiefen Fall, den allein rechten Weg zu unserer Erhebung und das eigentliche Ziel unseres Strebens. In Stelle der abstracten Schemen des Humanismus sezt sie überall concrete Begriffe. Nicht als Menschen werden wir geboren, sondern als Sünder; nicht Entwickelung, auch nicht bloße Besserung ist es, worauf es zunächst ankomt, sondern: „es sei denn, daß jemand von Neuem geboren werde, kann er das Reich Gottes nicht sehen"; nicht wahre Menschen sollen wir werden, sondern Gottes Kinder, Bürger mit den Heiligen und Gottes Hausgenossen; nicht Humanität sollen wir anstreben, sondern: „ihr sollt vollkommen sein, gleichwie euer Vater im Himmel vollkommen ist." „Weiter, lieben Brüder, was wahrhaftig ist, was ehrbar, was gerecht, was keusch, was lieblich, was wol lautet, ist etwa eine Tugend, ist etwa ein Lob, dem denket nach." Wie wir im N. T. kein entsprechendes Wort für Humanität finden, so finden wir auch für den Begriff keine entsprechende Stelle in der christlichen Ethik. Nicht Humanität, Gerechtigkeit ist auf christlich-sittlichem Gebiet die erste und die allgemeinste Tugend. „Das ist meine Speise, spricht der Herr, daß ich thue den Willen deß, der mich gesandt hat und vollende sein Werk." „Weil er gehorsam war bis zum Tode, ja zum Tode am Kreuz, darum hat ihn Gott erhöhet." „Gleichwie durch Eines Menschen Ungehorsam viele Sünder geworden sind, also auch durch Eines Gehorsam werden viele Gerechte." Gerechtigkeit ist ein dem Willen, dem Gesetze Gottes durchaus gemäßes Verhalten; gerecht sein nach allen Seiten hin heißt sittlich vollendet, heißt vollkommen sein. „Wir warten eines neuen Himmels und einer neuen Erde, in welchen Gerechtigkeit wohnt." Die Gerechtigkeit gibt jedem, was ihm gebührt, was ihm nach seinem aus seiner eigentümlichen Stellung fließenden Rechte zukomt. „Jedem das Seine", nicht weniger, aber auch nicht mehr. Die humanen Tugenden des nachsichtigen Wolwollens, des über Recht und Pflicht hinausgehenden Edelmuts sind, so hübsch sie auch aussehen und so viel Beifall sie auch finden bei den Menschen sehr zweifelhafte Dinge. Man kann sich nicht auf sie verlassen, sie haben oft nur ihren Grund in natürlicher Gutmütigkeit und augenblicklicher Erregtheit. Die Freundlichkeit ist nur Höflichkeit. Das Wolwollen ist launisch und eigensinnig. „Verlasset euch nicht auf Menschen!" und der Herr bezeichnet einmal sein ganzes Leiden mit den Worten: er werde überantwortet werden in die Hände der Menschen. Gerechtigkeit ist das notwendige Princip aller Erziehung und erst diejenige menschliche Gemeinschaft ist die beste, in welcher am unbedingtesten Gerechtigkeit gehandhabt werden kann. Gerechtigkeit aber ist ihrem innern Wesen nach Liebe, aller subjectiven Willkür entnommene, der Liebe zu Gott entfließende, allein nach dem Gesetze Gottes normirte brüderliche Liebe und allgemeine Liebe. — Der Humanismus ist wieder in Irrtum, wenn er die Menschen schlechthin und von vornherein als Brüder nimt. Sie sollens werden, sinds aber noch nicht. „Haben wir nicht alle Einen Vater, hat uns nicht alle Ein Gott geschaffen?" Gewiß, wären wir nur alle auch in der Gemeinschaft mit Gott geblieben! Die gemeinschaftliche Abstammung allein begründet noch nicht die rechte Brüderschaft. Gottes Kinder sind auch unter einander Brüder. Aber „welche der Geist Gottes treibt, die sind Gottes Kinder." Der Brudername und die Bruderliebe ist im N. T. durchweg auf die Gläubigen, auf diejenigen beschränkt, die durch denselben Einen Geist zu Einem Leibe

getauft sind, zu dem Leibe, an welchem Christus das Haupt ist, an welchem ein Glied an dem andern hanget durch alle Gelenke und eins dem andern Handreichung thut in der Liebe. Matth. 23, 8. Apgsch. 9, 38. 11, 1. 21, 7. 1 Cor. 7, 12 u. öfter. In der brüderlichen Liebe sollen wir darreichen allgemeine Liebe (ἐν τῇ φιλαδελφίᾳ τὴν ἀγάπην), 2 Pet. 1, 7. Friedfertigkeit, Röm. 12, 18. Hebr. 12, 14. Wolthätigkeit, Gal. 6, 10. Barmherzigkeit, Luc. 10, 30 ff. Fürbitte, 1 Tim. 2, 1. selbst unsere Feinde sind von ihr nicht ausgeschlossen, Röm. 12, 17—21. 1 Pet. 2, 23. Mt. 5, 44. Wir würden über der christlichen Bruderliebe die rechte Nächstenliebe vergessen, wenn wir andere lieblos richten, wenn wir unsere Liebesbeweise nur auf die Brüder beschränkend, uns zu schroff von jenen sondern wollten, wenn wir es versäumen würden, uns als ein Salz und als einen Sauerteig für die Andern zu erweisen, auf die Welt zu wirken, um sie zu bekehren. Andererseits aber — und erst hier handelt es sich um das neue Gebot, das Christus gegeben hat, Joh. 13, 34. 35. — dürfen wir auch der brüderlichen Liebe nicht vergessen, indem wir, wie der Humanismus thut, bei den Forderungen der allgemeinen Nächstenliebe stehen. Jedem das Seine! — das ist immer die oberste Regel. Die in Christo eins Gewordenen sollen halten die Einigkeit im Geiste, Eph. 4, 3. Phil. 1, 27. und zu dem Ende „ausgehen von den Ungläubigen und sich von ihnen sondern", 2 Cor. 6, 17. Sie sollen das ihnen anvertraute heilige Gut bewahren, 1 Tim. 6, 20. und alle falsche Lehre als ein Gift der Sele fliehen. Sie können und dürfen Irrlehrern und Schwarmgeistern die Aemter der Kirche nicht überantworten und müssen unter allen Umständen dabei stehen bleiben, daß auch die christliche Wissenschaft nur den Zweck haben kann, die über allen Zweifel erhabenen Grundthatsachen des Heils denkend zu begeisen. Sie dürfen, um mit den Menschen Frieden zu haben, das Strafen nicht unterlassen, der Welt sich nicht gleich stellen, der evangelichen Wahrheit, dem Bekentnisse ihrer Kirche nichts vergeben, und wol wäre hier über freie Forschung, Toleranz noch manches Wort zu sagen, wenn wir nicht schon durch das Bisherige zu viel Zeit in Anspruch genommen hätten.

Das Alles aber ist ja noch nicht die eigentliche Hauptsache. Das Christentum ist kein bloßer Complex von Lehren und Vorschriften; es bleibt auch nicht schon dabei stehen, daß es in Christo ein absolut vollkommenes Vorbild zeigt. Das Christentum ist auch nicht blos ein neues Lebensprincip, sondern das Lebensprincip schlechthin. „In Christo war das Leben und das Leben war das Licht der Menschen." Als der Eingeborene vom Vater ist er die Wahrheit und darum die alleinige Wahrheitsquelle für alle Creatur. Im heiligen Geiste durch den Sohn dem Vater geeinigt, sind wir wieder Gottes Kinder, erkennen die Wahrheit, kommen zur Freiheit und haben keinen Mangel mehr an irgend einer Gabe. Unter dem Walten des heil. Geistes verwirklicht sich nach Inhalt und Umfang, was der Humanismus umsonst erstrebt. Schon sind durch ihn die Völker des Erdkreises zusammengebracht in Einigkeit des Glaubens, unter Christo zu einer Gemeinschaft versammelt, in welcher die Nationen und die Einzelnen, und zwar unter Bewahrung ihrer Eigentümlichkeiten, einen großen Bruderbund zu gegenseitiger Lebensförderung bilden, in welcher die Gleichheit aller, soweit sie Wahrheit hat, zu ihrem Rechte komt, denn sie sind alle erlöst aus einerlei Elend, teilhaftig geworden einerlei Gnade, berufen zu einerlei Hoffnung ihres Berufs und in welcher in demselben Grade, als Kraft und Leben vom Haupte aus in alle Glieder übergeht, das Leben Aller ein Leben in der Wahrheit wird. Das nun erreichbare Ziel der Entwicklung, das Ende aller Wege Gottes, es ist Verwirklichung des ursprünglichen Schöpfergedankens Gottes, Aufrichtung eines Reiches Gottes, das Himmel und Erde, Engel und Menschen umschließt, in dem alle Wahrheit der Wissenschaft, alle Schönheit der Kunst, alle rechte Lebensfreude seine Stelle hat und in dem der Mensch sich selig fühlt, weil nun Gott alles in allem ist.

Handelt es sich also schließlich nur noch um die Frage, wie wir der steigenden sittlichen und materiellen Not unter uns zu begegnen haben werden, so ergibt sich das Unzureichende der Mittel, über die der Humanismus zu gebieten hat, ganz von selbst. Handwerkervereine, Bürgerrettungsvereine, Spar- und Darlehnskassen, Armen- und Krankenanstalten, Sontagsschulen, Kinderbewahranstalten u. s. w. — das sind ja alles sehr nützliche Dinge; aber man übergebe sie den rechten Händen und leite sie in rechtem Geiste. Die rein polizeiliche Armenpflege wird die Not der Armen niemals heben. Gewerbefreiheit, Freizügigkeit, uneingeschränkte Teilbarkeit des Grundbesitzes arbeiten dem Gelde und den Juden in die Hände, zerstören die natürliche Gliederung der Gesellschaft und sind also positiv schädlich. Die notwendige Grundlage auch des äußerlichen Wolergehens ist christliche Gottesfurcht, 1 Tim. 4, 8. Wo sie das Thun der Menschen bestimt, hebt und bessert sich alles von selbst; es gibt kein Lebensverhältnis, in dem sie nicht ein wesentlicher Factor wäre und darum ist Förderung derselben, allgemeine Rückkehr zu dem frommen Glauben unserer Väter neben dem entschiedenen Kampfe gegen die modernen Volksbeglückungstheorien das Erste, was not ist. Von Gott verordnete Trägerin und Pflegerin des christlichen Elementes aber ist die christliche Kirche. Sie ist nicht blos Gemeinschaft gläubiger Menschen zur Darstellung ihres Glaubens, sie ist zugleich auch Anstalt Gottes zur Erweckung, Stärkung und Verbreitung des Glaubens; sie ist Heilsanstalt, hat in dem Worte, das sie predigt, und in den Sacramenten, die sie spendet, wirkliche, Leben weckende und stärkende Gnadenmittel und hat im Laufe der Geschichte an Völkern und an Einzelnen ihren segensreichen Einfluß auf die rechte Bildung, auf die rechte Organisation des Volkslebens, auf politische und sociale Verhältnisse aufs Tausendfache bewährt. Wir sind die lezten, die Bedeutung freier christlicher Vereine, die Bestrebungen innerer Mission zu unterschätzen; wir wissen, wie not sie thun. Aber so wenig Jüng-

lingsvereine, auch wenn sie in durchaus christlichem Geiste geleitet werden, die Zucht und Ordnung ersetzen können, die mit den früheren Innungen gegeben war, so wenig können die freien Vereine innerer Mission ein Ersatz sein für die Ordnungen der Kirche. Sie können nur mithelfen und wir sind überzeugt, daß namentlich auch hier in Berlin viel mehr erwirkt werden würde, wenn die in so viele Vereine sich zersplitternden Kräfte sich mehr concentriren wollten zunächst zur Abhülfe der so überaus großen Kirchennot. Die Ordnungen und Aemter, die im Laufe der Jahrhunderte aus dem in der apostolischen Zeit keimartig von Gott dem Herrn Gesezten sich entwickelt haben, sind Gottes Ordnungen und Gott der Herr hat in seiner Barmherzigkeit vornämlich sie erwählet, durch sie sein Volk zu segnen. Je mehr aber jezt der Zug der Zeit gegen alles, was Auctorität heißt, gerichtet ist, um so mehr sollte man darauf Bedacht nehmen, die vorhandenen Auctoritäten zu halten und zu stützen; denn trotz alles kirchlichen und politischen Liberalismus sind und bleiben sie es vorzugsweise, die nach Gottes Willen das Leben der Menschen bestimmen und leiten. Man erkenne also die Kirche an, als das, was sie ist; man schaffe ihr Freiheit, daß sie den ihr zustehenden Einfluß namentlich auch auf die Schule, auf die so überaus wichtige Lehrerbildung überall zur Geltung bringen könne; man organisire sie weder nach dem Heidelberger, noch nach dem „biblisch-modificirten Gemeindeprincip", sondern nach ihrem Wesen und nach den Lehren ihrer Geschichte und lasse es nicht außer Acht, daß die Sünden Einzelner in ihr, so groß und schwer sie auch sein mögen, nicht auch die Institution als solche treffen. — Zunächst aber mögen die, denen das Amt des Regiments in ihr zugefallen ist, immer entschiedener dahin sehen, daß die so notwendige Einheit in der Verkündigung evangelischer Wahrheit erwirkt und daß also das Wort Gottes rein und lauter in allen Schulen und Kirchen dem Volke dargeboten werde. Es ist richtig, die „Orthodoxie" thut es nicht; aber man sehe wol zu, ob sie, soweit sie jezt von der öffentlichen Stimme verworfen wird, noch etwas anderes, als der einfache schlichte Christenglaube ist. Ihn sollen und müssen wir predigen, wie die heil. Apostel ihn predigten, wie die Kirche ihn bekent und nun wird freilich einerseits durch alles das das Elend sich nicht mindern, auch die sündige Entwicklung wird weiter schreiten, bis sie ihr Ziel im Antichristen findet, aber andererseits wird mit dem kirchlichen Sinne der christliche Glaube, die ächte christliche Sittlichkeit wieder wachsen und damit ist das allein feste Fundament gelegt auch für unser äußerliches Wol.

„Kindlein, hütet euch vor den Abgöttern!" Der Genius der Menschheit? Niemals! Jesus Christus gestern und heute und derselbige auch in Ewigkeit. Amen.



## Mitteilungen über die Evangelische Pastoral-Hülfs-Gesellschaft in Berlin.

Vorgetragen von dem Vorsteher, Staatsminister a. D. v. Westphalen in der Pastoral-Conferenz zu Berlin.

Die Pastoral-Hülfs-Gesellschaft hat dem Vorstande der verehrten Pastoral-Conferenz den Wunsch ausgesprochen, mir, als ihrem Vorsteher, zu gestatten, über ihre Angelegenheiten hier einige Mitteilungen zu machen, deren Zweck ist, Ihnen das Bedürfnis der Gewinnung neuer Mitglieder für die Pastoral-Hülfs-Gesellschaft und der Verstärkung ihrer Mittel durch Sammlungen als ein dringendes darzulegen.

Indem ich Ihrer Tagesordnung zufolge das Wort nehme, und die Erhaltung und weitere Entwickelung der Pastoral-Hülfs-Gesellschaft als in dem Interesse der Evangelischen Landeskirche begründet, und als einen Gegenstand, welcher die besondere Teilnahme und Förderung der Herren Geistlichen in ihren Gemeinden in Anspruch nimt, in dieser verehrten Versamlung anerkant voraussetzen darf, — glaube ich, meine Aufgabe auf die Mitteilung von Thatsachen beschränken zu sollen, die Sie, meine Herren, in den Stand setzen können, die bisherigen Leistungen der Gesellschaft, ihre jetzigen Mittel und ihre Aussichten für die nächste Zukunft zu überblicken, und sich die Frage zu beantworten, was geschehen müsse, um das fernere Gedeihen der Gesellschaft zu sichern, — auch zu erwägen, welche Verbesserungen etwa ihre Statuten bedürfen möchten.

Ich beziehe mich zuvörderst auf den verteilten gedruckten Bericht über die Thätigkeit der Pastoral-Hülfs-Gesellschaft im verflossenen Jahre 1863.

Im Laufe desselben sahen wir zu unserm Schmerz die Kräfte unsers Vorstehers, des verehrten Grafen von Voß, dahinschwinden. Schon im Anfange des Jahres fand er sich durch die zunehmende Schwäche seines Gesichts und Gehörs genötigt, sein Amt als Präsident des Consistorii der Provinz Brandenburg niederzulegen; jedoch fuhr er fort, die Geschäfte seiner ihm besonders lieben Pastoral-Hülfs-Gesellschaft zu verwalten; und es war beweglich zu sehen, und zu preisen, wie der teure Mann aus dem Druck seiner Körperhinfälligkeit mit der ihm verliehenen Willenskraft und Geistesfrische sich erhob, seine Pflicht zu thun, und wie er noch immer Herr der Geschäfte blieb. Die monatlichen Sitzungen der Gesellschaft hielt er mit strenger Regelmäßigkeit; noch in der lezten, vom 7. Januar d. J., in welcher er erschien, führte er den Vorsitz. Am 3. Februar d. J., nachdem er sein Alter in Mühe und Arbeit zu 78 Jahren gebracht, nahm ihn Gott durch einen sanften Tod zu sich.

Die Pastoral-Hülfs-Gesellschaft hat in dem Grafen v. Voß ihren Stifter und Pfleger, ihren Wolthäter verloren. Zweiundzwanzig Jahre hindurch war er ihr thätiger Führer, der ihre Angelegenheiten mit seiner ganzen Persönlichkeit vertrat,

mit ausgezeichneter Begabung, unübertrefflicher Sachkentnis und Erfahrung leitete. Als das Haupt einer der ältesten, angesehensten Familien des Landes, in der Unabhängigkeit, welche sein großer Grundbesitz, sein hohes kirchliches Amt und seine Charakterbildung ihm gewährten, war seinem entscheidenden Einfluß die rechte Weihe und Richtung durch den in seinem Herzen treubewahrten Glauben an den Einigen Herrn Jesum Christ gegeben. In den unruhigen Bewegungen seiner Zeit stand Er fest in der beharrlichen Verteidigung unsrer Heiligtümer: — sein Name wog in der Schar der bewährten Vorkämpfer der Evangelischen Kirche und der Monarchie. Der besondern Gnade seines Königs, Friedrich Wilhelm's IV. Majestät, sich erfreuend, wirkte Er in entschiedener Gesinnung mit zur Auferbauung des kirchlichen Lebens auf der Grundlage des evangelischen Bekentnisses.

Es war zu Weihnachten des Jahres 1841, als Er im Verein mit Otto von Gerlach, dem Prediger an St. Elisabeth, die Pastoral-Hülfs-Gesellschaft ins Dasein rief. Der Zweck dieser Gesellschaft war und ist geblieben:

> „Vermehrung der kirchlichen Anstalten und Mittel, vorzüglich aber der Personen, welche in dem Geiste und nach der Verfassung unserer Evangelischen Landeskirche das Reich Gottes in ihrer Mitte zu fördern bestimt sind."

Das Nähere, auf welchen Wegen die Gesellschaft diesen Zweck zu erreichen sucht, und über ihre Organisation enthalten die am 23. December 1841 vollzogenen und am 19. Februar 1842 bestätigten Statuten, und eine am 14. April desselben Jahres bekant gemachte „Nachricht von der Stiftung der Pastoral-Hülfs-Gesellschaft." In Betracht des bleibenden Wertes dieser Documente über die erste Gründung derselben ist eine namhafte Anzahl noch vorräthiger Exemplare zur Entnahme für Diejenigen bereit gelegt, welche es interessiren möchte, sie zu besitzen. Ich erlaube mir nur die Hauptbestimmungen der Statuten hier in Erinnerung zu bringen; sie lauten:

§. 3.

Die Gesellschaft wird es sich daher angelegen sein lassen:

1. Solchen Pfarrern der Landeskirche, welche deshalb an sie sich wenden, Kandidaten des Predigtamtes, mit Genehmigung der kirchlichen Oberen, unter gewissen, in jedem einzelnen Falle näher festzustellenden Bedingungen zuzuweisen, und für einen Teil des Unterhalts derselben Sorge zu tragen.

§. 4.

Sie wird:

2. da, wo dergleichen Gehülfen mit ihrer Unterstützung angestellt worden sind, oder wo sich sonst nachweislich ein entschiedenes Bedürfnis danach herausstellt, jedoch immer nur unter ausdrücklicher Zustimmung des Pfarrers, Unterstützungen bewilligen, um Lokale zu Erbauungsstunden und Nebengottesdiensten, zu welchen die höhere Erlaubnis eingeholt worden ist, zu ermitteln und einzurichten.



§. 5.

Sie wird:

3. auf die Erbauung und Dotirung von Hülfskirchen da, wo ein dringendes Bedürfnis sich danach herausstellt, hinwirken.

§. 6.

Wie die Anstellung eines Gehülfen nur auf ausdrücklichen Wunsch des Pfarrers geschieht, so kann das Verhältnis auch wieder aufgelöst werden. Es soll jedoch in jedem einzelnen Falle in dem deshalb abzuschließenden Vertrage eine Frist zu gegenseitiger Kündigung, sowol Seitens des Pfarrers als des Gehülfen, festgestellt werden. Außerdem kann aber auch, nach vorgängiger, in festgesezter Frist geschehener Kündigung, Seitens der Gesellschaft das Verhältnis aufgelöst werden, wenn sie findet, daß es ihren Zwecken nicht mehr entspricht.

Die Zahl der mit jährlichen Beiträgen sich verpflichtenden Mitglieder der Gesellschaft war anfänglich nur gering: im Jahre 1842 nur 32, 1843 schon 99. Die ihr dargereichten Mittel verwendete die Gesellschaft zunächst nur dazu, in großen Gemeinden, vornehmlich hier in Berlin, und in Gegenden, wo die Ausgedehntheit der Pfarrbezirke und die Landescultur-Verhältnisse, wie in der Eifel, dem Oderbruch, das Bedürfnis besonderer Pfarrgottesdienste längst hatte hervortreten lassen, den Geistlichen tüchtige Gehülfen beizugesellen, — besonders da, wo bei der sehr vermehrten Bevölkerung die bestehenden Pfarr-Einrichtungen nicht ausreichten, und wo es darauf ankam, neue Kirchen zu bauen und neue Pfarreien zu gründen: — Wobei die Gesellschaft aber nur eine vorläufige Hülfe zu gewähren übernahm, indem sie stets den Gedanken festhielt, daß, wie das bestehende Bedürfnis nur erst durch die That Anerkennung gefunden haben würde, die dauernde Begründung neuer Kirchen und Pfarren nachfolgen werde.

Hiermit wurde gleich anfangs in Verbindung gesezt — die Errichtung eines Candidaten-Convicts an der hiesigen St. Elisabeth-Kirche, unter der Leitung des Predigers, nachherigen Consistorialraths von Gerlach. Dasselbe hat sieben Jahre hindurch bestanden, und ist 1849 mit seinem Tode eingegangen. In diesem Convict wurden 4 — 5 Candidaten des Predigtamts mit Wohnung und Mittagskost versorgt, durch besondern Unterricht fortgebildet und praktisch im Pfarrdienst unterwiesen. Die Candidaten wohnten in Einem Hause, hatten täglich gemeinschaftliche Morgenandacht, erhielten Gelegenheit, von Zeit zu Zeit in der Elisabethkirche zu predigen, und über ihre Predigten fanden entweder vor- oder nachher Besprechungen statt. Alle Sontag-Nachmittage leiteten zwei von ihnen einen katechetischen Kindergottesdienst in 2 Sälen, woran beinahe 300 Kinder teilnahmen. Jeder der Candidaten hatte einen Bezirk in der Parochie, worin er die von dem Pfarrer ihm zugewiesenen Kranken oder andere Personen besuchte. Die Candidaten erhielten jeder eine möblirte freie Wohnung nebst Aufwartung und Heizung in einem für solches Zusammenleben

zweckmäßig eingerichteten Hause, und außerdem freien gemeinschaftlichen Mittagstisch, den übrigen Lebensunterhalt mußten sie sich selbst beschaffen. Näheres über diese Einrichtung und ihre Erfolge enthält der Jahresbericht pro 1847. — Der verstorbene Graf von Voß hatte den Plan, ein solches Convict wieder herzustellen und dauernd zu gründen. Zu dem Ende beabsichtigte er mit der Pastoral-Hülfs-Gesellschaft einen besondern Vertrag abzuschließen, indem er ihr ein angemessenes Grund-Capital überweisen wollte. Schon hatte er die dazu noch nötige Verleihung der Corporationsrechte an die Gesellschaft nachgesucht und solche im verflossenen Jahre ausgewirkt, — auch war bereits auf seinen Wunsch von der Gesellschaft zur Errichtung und Unterhaltung dieses Convictes eine jährliche Zulage von 100 Thlrn. bewilligt worden, — als Ihn der Tod ereilte! — bevor noch eine Urkunde über seine beabsichtigte Stiftung aufgenommen werden konte. —

Nachdem in den ersten Jahren ihrer Wirksamkeit es der Gesellschaft gelungen war, außer der Anstellung mehrerer Hülfsgeistlichen in den übergroßen Pfarrbezirken Berlins, auch zur Gründung neuer Kirchen, z. B. in Stadt Worbis im Eichsfelde, in der Filiale St. Vith bei Malmedy, wirksame Anregung zu geben, — nachdem die Anzahl ihrer beitragenden Mitglieder bis zu 138 sich gehoben hatte, — erlitt auch sie durch den tiefen Fall des Jahres 1848 einen empfindlichen Rückgang. Ihre Beiträge sanken bis auf die Hälfte herab. Doch Gottes gnädige Fügung half; es kam ihr eine außerordentliche Hülfe zu aus einem gerade in diesem Jahre eröffneten herrenlosen Nachlaß, dessen Erlös Se. Majestät der König der Gesellschaft überwies. Dadurch und durch einige Geschenke wurde sie in den Stand gesezt, den Ausfall der Jahresbeiträge zu decken und auch forthin, in den folgenden Jahren, die fehlenden Mittel zu ersetzen, um die angestellten Hülfsgeistlichen ziemlich wieder auf die frühere Anzahl zu bringen. In den 7 Jahren von 1842 — 1849 waren im Ganzen 21 ordinirte und 15 nicht ordinirte Candidaten von der Pastoral-Hülfs-Gesellschaft angestellt worden. Die ordinirten Hülfsgeistlichen waren angestellt an 20 verschiedenen Kirchen, und zwar 8 in den Marken, 1 in Schlesien, 2 in Preußen, 3 in Sachsen, 1 in Westfalen und 5 in der Rheinprovinz; die nicht ordinirten Candidaten an 7 Kirchen, und zwar 5 in den Marken und 2 in Pommern. Der Rückgang in den 3 Jahren 1848, 1849 und 1850 zeigte sich deutlich in dem Fallen der Zahl der Beitragenden von 128 auf 90, 84 bis 82. Vom Jahre 1851 an äußerte sich wieder ein steigendes Interesse für die Aufgabe der Pastoral-Hülfs-Gesellschaft in den Jahresbeiträgen, indem sich die Zahl der beitragenden Mitglieder auf 138 und 1855 auf 162 hob; auf dieser Höhe erhielt sie sich jedoch nur einige Jahre, indem sie dann wieder, vom Jahre 1858 an, allmälig bis auf 115 im Jahre 1862, und 112 im Jahre 1863 herabsank.

Ebenso zeigte sich bis 1847 in der Zunahme der Anträge auf Ueberweisung von Hülfsgeistlichen, überhaupt in den sich vermehrenden Ansprüchen auf die Hülfe der Gesellschaft, ein steigendes Vertrauen zu ihr; — diese Anmeldungen verminderten sich in den Jahren 1848 — 1850, worauf sich von 1851 an wieder ein neu belebtes Verlangen, den kirchlichen Bedürfnissen gerecht zu werden, hervorthat, wachsend bis zum Jahre 1855. Dann trat ein gleichsam stationärer Ruhestand ein, auf welchen ein allmäliges Abnehmen der Anträge auf die Hülfe der Gesellschaft gefolgt ist. Es mag diese Erfahrung ihre Erklärung zum Teil darin finden, daß das Kirchenregiment, nach wiederhergestellter äußerer Ruhe und Ordnung, selbst eine wirksamere Thätigkeit zur Befriedigung der kirchlichen Anforderungen zu entwickeln angefangen hat, — wozu die eingeführte allgemeine Collecte für die Evangelische Kirche erheblich genüzt, — teils in der Hauptstadt Berlin, wo einige der über jedes Maß großen und übervölkerten Pfarrbezirke geteilt und 6 neue Kirchen erbaut wurden, teils in den Provinzen durch Bildung neuer Pfarrsysteme. Aber, vergleichen wir nur das wirkliche Bedürfnis eines geregelten kirchlichen Gottesdienstes, der geistlichen Amtshandlungen und der Selsorge, mit Berücksichtigung der überall in Stadt und Land während eines fast halbhundertjährigen Friedens so ausnehmend angewachsenen Bevölkerung, — mit den vorhandenen Kräften des Predigtamtes und der Selsorge, welche die bestehenden Pfarr-Einrichtungen darbieten; so können wir nicht anders als eingestehen, daß die Hülfeleistungen der Pastoral-Hülfs-Gesellschaft im Verhältnis zu der vorhandenen Not, — würde diese nur recht erkant und empfunden, — ganz unzureichend gewesen sind. Es sei mir erlaubt, hier daran zu erinnern, wie sich die Gesellschaft schon in ihren Jahresberichten für 1846 und 1852 geäußert hat. Sie sagte 1846:

„Der größte Schmerz für die Gesellschaft war es bisher, nicht blos, daß ihre Beiträge nicht bedeutend im Steigen waren, sondern vor Allem, daß so wenig Ansprüche an ihre Hülfe gemacht wurden. Wenn ganz innerhalb der Gränzen unser Kirchenverfassung, mit verhältnismäßig geringen Opfern von Seiten der Pfarrgeistlichen, eine bedeutende Hülfe für ihre Amtsthätigkeit ihnen angeboten wird, sollte man nicht ein freudiges Entgegenkommen von allen Seiten erwarten? Immer aber fehlt es noch daran gar sehr, und mit Bedauern sehen wir daher, daß bei dem geringen Betrage unserer Einnahmen auch im verwichenen Jahre unsere Ausgaben nicht noch mehr zugenommen haben. Wenn christliche Vereine durch ihre zunehmende Thätigkeit alle ihre Bestände allmälich aufwenden müssen, wenn die Ausgabe immer beträchtlicher die Einnahme übersteigt, ja wenn sie selbst in Schulden

zu gerathen befürchten müssen, und nun, durch offene Darlegung ihrer statutenmäßigen, immer wachsenden, sich ausbreitenden Thätigkeit nachweisen, wie nur der reichlichere Segen des Herrn sie in diese Lage versezt hat: das ist die Zeit ihrer Blüte, und wir würden uns nicht scheuen, auch wenn hie und da es uns in Verlegenheit setzen sollte, in diese Umstände uns versezt zu sehen; vorausgesezt, daß in einem solchen Falle die thätige, eifrige Hülfe unserer Freunde, namentlich unter den Geistlichen, uns nicht entstehen würde.

Wir können es jedoch nicht unterlassen, besonders die Pfarrer, welche sich an uns wenden, auf unsere Statuten und den eigentlichen Zweck unserer Wirksamkeit aufs Neue aufmerksam zu machen, weil noch immer über diesen Gegenstand uns Misverständnisse aller Art begegnen. Schon früher nahmen wir Gelegenheit, uns gegen den Vorwurf zu verteidigen, als wolle die Gesellschaft neben der Aufsicht der kirchlichen Behörden noch eine besondere Kontrolle über die von ihr angestellten Pfarrgehülfen ausüben. Wir haben es seitdem durch Wort und That bewiesen, daß wir die Gehülfen ganz der respektiven Aufsicht ihrer Pfarrer, Superintendenten ꝛc. von ihrer Anstellung an übergeben und in keinerlei Weise eine Einmischung in ihre von da an beginnenden amtlichen Verhältnisse, Streitigkeiten mit andern Personen uns anmaßen. In dem vergangenen Jahre ist uns dieser Vorwurf seltener begegnet, dagegen ist aus der falschen Auffassung der eigentlichen Bestimmung unserer Gesellschaft ein anderer Uebelstand hervorgegangen, der uns genötigt hat, eine bedeutendere Anzahl den Zwecken unserer Gesellschaft nicht entsprechender Gesuche als früher ablehnen zu müssen. Noch immer meinen viele Geistliche, daß unsere Gesellschaft auch altersschwache, oder längere Zeit kränkliche Pfarrer, ja solche, die aus Rücksicht auf ihre Familie oder aus andern Gründen die ihnen bevorstehende Emeritirung vermeiden oder aufhalten möchten, mit Gehülfen zu unterstützen bereit sei, ja, es ist sogar der Wunsch ausgesprochen worden, daß doch hierauf vorzugsweise die Thätigkeit der Gesellschaft sich richten möchte. Wir bitten dringend diejenigen unserer Brüder, welche diese Forderungen an uns stellen, unsere früheren Bekantmachungen zu lesen und in Erwägung zu ziehen, und dadurch über den Zweck unseres Wirkens sich mit uns zu verständigen. Die gesunden, frischen Kräfte da, wo sie wegen zu großer Ansprüche an sie nicht ausreichen, zu verstärken und zu unterstützen, und auf diese Weise das Gebiet der Pfarrthätigkeit zu erweitern, das ist der Zweck, den wir durch Gottes Gnade verfolgen, und wir haben uns sorgfältig davor zu hüten, daß nicht durch Berücksichtigung anderer gleichfalls löblicher und heilsamer, aber uns ferner liegender Bedürfnisse die geringen uns anvertrauten Mittel zersplittert werden.

Es wäre dringend zu wünschen, daß eine statistische Uebersicht derjenigen Gemeinden in unserem ganzen Vaterlande, welche ohne die geringste Schuld der Geistlichen die nötige Selsorge entbehren, bekant gemacht würde. In Ermangelung einer solchen halten wir es aber für eine ernste Pflicht der Geistlichen und der Christen überhaupt, auf solche Misverhältnisse ihre Aufmerksamkeit zu richten, und geeignete Schritte zu deren Abhülfe zu thun. Alle dahin zielenden Nachrichten würden wir mit dem herzlichsten Danke annehmen. Sodann aber würden wir es als ein Zeichen des mächtigeren Erwachens und Umsichgreifens eines ächt evangelischen Geistes in unserer Kirche ansehen, wenn ihre Diener und Glieder eifriger als bisher für unsere Zwecke Samlungen veranstalteten und Liebesgaben uns zusendeten.



Warum geschehen solche Samlungen nicht auf den Pastoral-Konferenzen? Warum nicht durch die Pfarrgeistlichen auf geeignete Weise in ihren Gemeinden? Warum predigen sie nicht öfter von der geistlichen Not im Vaterlande, warum suchen sie nicht auch durch Verbreitung oder Vorlesung unserer Jahresberichte auf Vermehrung unserer Kräfte zu wirken?“

und 1852:

„So nahe sich nun auch unsere Thätigkeit mit den Bestrebungen des Oberkirchenraths berührt, so bleibt uns doch immer noch leider ein viel zu großes Feld übrig, um darauf mit unseren geringen Kräften in treuer Arbeit fortzufahren. Wir wiederholen daher unsere dringende Bitte um Hülfe und um Unterstützung. Die Uebelstände, die wir bekämpfen, sind ja so offenbar, daß nur eben die Gewohnheit und die allmäliche Art, in der sie sich ausgebildet haben, es erklärlich macht, daß sie die Gewissen der Gläubigen nicht schwerer drücken. Die Bevölkerung hat in den lezten 50 oder 100 Jahren sich fast verdoppelt; die Zahl der Kirchen und Pfarren hat sich aber nicht vermehrt. Nur der Rationalismus und sein natürliches Resultat, der Indifferentismus, hat bisher dazu schweigen können. Wir weisen hin auf die Punkte, wo die Notstände in unserer Nähe am grellsten in die Augen fallen, auf die neu entstandenen Gemeinden im Oder- und Warthebruch, und vor allen Dingen auf die Haupt- und Residenzstadt Berlin. Unter den Augen der hohen und höchsten kirchlichen und weltlichen Behörden haben sich hier Zustände ausgebildet, die ganz nahe an eine gänzliche Auflösung der Kirche gränzen. Im Anfange des 17ten Jahrhunderts hatte Berlin etwa 12,000 Einwohner mit 8 Geistlichen und 5 Kirchen. Als der große Friedrich auf den Thron stieg, war die gesamte Bevölkerung Berlins auf 90,000 gewachsen. Nach Abzug der Garnison, der Katholiken und Juden blieben für 80,000 Evangelische 14 Pfarrkirchen und 33 Geistliche. In diesem Augenblick zählt die Georgen-Parochie allein 80,000 Selen mit 1 Kirche und 3 Geistlichen. Im Jahre 1851 sind in dieser verwahrlosten Gemeinde getauft 2359 Kinder, getraut 810 Pare und eingesegnet 1021 junge Christen. Man darf nur diese Zahlen ansehen, und auch der, der von den kirchlichen Bedürfnissen eine sehr oberflächliche Kentnis hat, muß gestehen, daß von einer wirklichen Selsorge und einem christlichen Gemeindeleben nicht mehr die Rede sein kann. Das Traurigste ist aber, daß die Not noch immer nicht in dem Grade gefühlt wird, daß auf baldige Hülfe zu hoffen wäre. Die neueste Zeit hat laut genug gepredigt, wohin die kirchliche Verwahrlosung der großen Städte führt. Unsere Zeit ist durchaus entweder dem sinnlichen Wolleben oder den materiellen Interessen zugewendet; Palläste, Schauspielhäuser, Museen u. dergl. sind mit großen Kosten und großem Glanze gebaut. Riesenartige Mittel sind zur Anlage von Eisenbahnen und Fabriken in Bewegung gesezt. Die geistigen Bedürfnisse des Volks sind aber entweder ganz übersehen, oder mit ungerechtfertigter Sparsamkeit versagt. Die Folgen solcher Ersparungen sind sehr kostspielige Revolutionen und der Bau von Gefängnissen, die überall nötig werden, und auch bereits haben müssen gebaut werden. Das sind die modernen Klöster, hinter deren schauerlichen Mauern die ihre Strafe büßen, die die Kirche versäumt und vernachlässigt haben.“

(Schluß folgt.)

# Zum Gedächtniß August Hermann Francke's.

Am Reformationsfest 1863.

(Schluß.)

Das ist der erste geringe Anfang der ausgedehnten Anstalten, die sich nun in ununterbrochener Folge mit außerordentlicher Schnelligkeit und auf wahrhaft wunderbare Weise unter Francke's Leitung entwickeln sollten. Bald traten nemlich zu jenen Armen auch Bürgerkinder hinzu, die für ein geringes Schulgeld an dem Unterrichte theilnahmen: das war der Keim der schon im Herbst desselben Jahres zu gesonderten Zweigen sich herausbildenden Armen- und Bürgerschulen. Nicht lange nach Eröffnung jener Armenschule wurden ihm drei Knaben bemittelter Eltern anvertraut, um sie unter seiner Aufsicht erziehen zu lassen: das ist der Ursprung des nachmaligen K. Pädagogiums. Da sich bei den armen Kindern bald die Nothwendigkeit aufdrängte, ihnen neben dem Unterricht auch Erziehung zu gewähren, so beschloß er einige elternlose Kinder ganz zu sich zu nehmen. Am 5. November 1695 nahm er die ersten Waisen auf, und zwar ihrer gleich vier, statt eines, wie er beabsichtigt hatte; nach wenigen Tagen war ihre Zahl auf neun gewachsen. Da sich unter ihnen befähigte Knaben fanden, wurden sie auch in Sprachen und Wissenschaften unterwiesen; und wiederum schlossen sich diesem Unterricht Kinder bemittelter Familien an: das ist der Anfang der großen lateinischen Hauptschule des Waisenhauses. Nun nahm die Menge der Kinder in den verschiedenen Stiftungen immer mehr zu, so daß nach kaum drei Jahren die Zahl derselben schon 409 betrug, die von 56 Lehrenden unterrichtet wurden; woneben zugleich 72 arme Studenten durch Francke's Wohlthat freien Tisch genossen. Jetzt stellte sich die Nothwendigkeit heraus, alle jene verschiedenen Stiftungen, die bisher in einzelnen Häusern untergebracht waren, in einem geeigneten Raume zu vereinigen, und so faßte Francke endlich den kühnen Entschluß, im Namen GOttes jenen großartigen Bau zu beginnen, der die Front der Franckeschen Stiftungen bildet und an den sich nach und nach Gebäude an Gebäude anschloß, bis zuletzt das Ganze, größtentheils schon zu des Stifters Lebzeiten, zu dem Umfang heranwuchs, in dem es sich noch heute uns darstellt. —

Und welche Mittel standen Francken zu Gebote, als er, der arme Pfarrer von Glaucha, zu diesem großen massiven Vordergebäude von 125 Fuß Länge am 24. Juli 1698 den Grundstein legte? — Das was äußerlich vor Augen war und worüber unmittelbar verfügt werden konnte, war meist so wenig, daß die Ausgaben für den Unterhalt so vieler Menschen und für die Bedürfnisse des Baues oft kaum auf die nächsten Wochen, ja zuweilen nicht auf die nächsten Tage gedeckt schienen. Auch hat es an Bedenken, selbst Wohlmeinender, wie an Hohn von Spöttern nicht gefehlt; erklärte doch einer, als die Mauer der Vorderseite schon bis zur Hälfte aufgeführt war, laut und öffentlich: „Wenn die Mauer in die Höhe kommt, so will ich mich daran henken lassen." Das Kapital, womit Francke bauete, war sein felsenfester Glaube, ein Glaube, der, wie er sich selber ganz und bedingungslos GOtt hingegeben hatte, so in der Wahrheit GOtt allein die Ehre gab. „Seit der Grundstein gelegt war (schreibt Francke), hat mir der HErr von Woche zu Woche, von Monat zu Monat zugebröckelt, wie man den kleinen Küchlein das Brot zubröckelt, das die Nothdurft erfordert." Stockten die Mittel, so tröstete er sich damit: „GOtt weiß, daß Er ein Waisenhaus haben will." Und (schreibt er weiter) „ich bezeuge es vor dem HErrn, daß ich das ganze Werk als ein Werk meines GOttes ansehe und mir kein eigener Ruhm gebühret; ich bekenne frei, daß GOtt mich so hineingeführt hat, daß ich nicht weiß wie, und daß die Sache nicht sowol aus meinem Vorsatz als aus einer verborgenen Handleitung herrührt; bis hieher hat der HErr geholfen, Er wird weiter helfen." Und sein Glaube ist nie zu Schanden geworden. Immer, wenn die Noth aufs höchste gestiegen war, war auch die Hülfe nahe. Hunderte von Beispielen hat Francke in seiner Geschichte der Stiftungen als „segensvolle Fußstapfen des noch lebenden und waltenden liebreichen und getreuen GOttes" veröffentlicht, manche so eigenthümlich und merkwürdig, daß wir schwanken möchten, ob wir Francke's inniges Gottvertrauen bewundern oder über seine in entscheidenden Augenblicken oft unbegreifliche Gelassenheit und fast ein Wunder herausfordernde Zuversicht erstaunen sollen. —

Dennoch hätten Anstalten dieser Art allein aus den von nah und fern herzuströmenden freiwilligen Beiträgen einen auf die Dauer gesicherten Bestand wol nicht gewinnen können, wären nicht gleich anfangs auch einige erwerbende Institute hinzugekommen, deren Entstehen und Wachsen zum Theil ebenso wunderbar ist als das der eigentlichen Stiftungen selbst: es sind die Buchhandlung des Waisenhauses und die ehemals so berühmte Waisenhaus-Apotheke und Medicamentenexpedition. Die letztere verdankt ihren Ursprung dem Vermächtniß eines Sterbenden, der Francken eine Anweisung übergab zu „einer aus Gold zu bereitenden sehr herrlichen Arzenei." Nach mehrfach vergeblichem Bemühen gelang es endlich dem, auch durch seine tiefsinnigen frommen Lieder bekannten, Waisenhausarzt Christian Friedrich Richter, die Arbeit zu Stande zu bringen. Diese Waisenhausmedicamente gewannen bald einen außerordentlichen Ruf und eine unglaubliche Verbreitung, die sich weit über Deutschland hinaus bis nach Amerika und Afrika erstreckte, so daß aus ihrem Ertrage der Waisenhauskasse die bedeutendsten Summen zuflossen, die um die Mitte des 18. Jahrhunderts die Höhe von 30,000 Thalern des Jahres überstiegen. Den Anfang der Buchhandlung bildete ein kleiner Tisch, auf dem im Jahre 1698 während der Leipziger Messe der Candidat Heinrich Julius Elers, unbeirrt von Spöttern und Lachern, eine Predigt Francke's: „Von der Pflicht gegen die Armen" zum Verkauf auslegte. Und schon nach wenigen Jahren stand derselbe Mann inmitten zahlreicher Gehülfen, geschätzt und geachtet von den vornehmsten Buchhändlern, in einem großen

Gewölbe, an der Spitze einer Handlung, die zu den ansehnlichsten Deutschlands zählte und nicht nur in Halle ein umfangreiches Lager unterhielt, sondern zugleich auch in Berlin und Frankfurt a. M. Läden eröffnet hatte. Den Geist aber, in welchem Elers das Werk betrieb, das durch seine Umsicht und Treue einen so überraschenden Aufschwung genommen hatte, charakterisirt am besten seine Antwort, die er dem Könige Friedrich Wilhelm I. gab, als dieser im Jahre 1713 das Waisenhaus besuchte. Verwundert über den Umfang des Lagers und die Ausdehnung des Geschäftsbetriebes, fragte ihn der König: „Und was hat Er von dem allen?" — „Ihro Majestät (erwiederte Elers mit rührender Naivität), wie ich gehe und stehe." Er hatte nemlich nie Gehalt genommen und außer seiner Hausbibel und der Kleidung, die er trug, nannte er nichts sein eigen. Da klopfte der König Francken auf die Schulter und sagte: „Nun begreife ich, wie Er so etwas zu Stande bringt; solche Leute habe ich nicht." Und gewiß, jene treuen Gehülfen und Mitarbeiter, die, zu gleicher Gottes- und Menschenliebe erweckt, Francken zur Seite standen, wie ein Elers, ein Richter, ein Neubauer, der erste Waisenaufseher und Leiter aller äußeren Angelegenheiten, ein Freylinghausen, Francke's Vikar, Schwiegersohn und späterer Nachfolger, — sie müssen vor allem als der herrlichste Gottessegen betrachtet werden, welcher Francken die Ausführung seines Werkes möglich machte. —

So wirkte nun Francke in Halle 35 Jahre hindurch bis zu seinem Tode, der am 8. Juni 1727 erfolgte, mit unermüdetem Eifer und in immer erweiterter Thätigkeit, die nur in der letzten Zeit erst durch Körperleiden gehemmt wurde. Von Halle aber trugen den empfangenen Segen viele Tausende hinaus in alle Gegenden des deutschen Vaterlandes; ja bis in das ferne Asien erstreckte sich der Einfluß Francke's, da mit dem Hallischen Waisenhause bekanntlich auch die Anfänge der evangelischen Heidenmission in Verbindung stehen, und aus Francke's Schule jene Missionare Indiens hervorgingen, die um ihrer aufopfernden Liebe, Geduld und Treue willen selbst von heidnischen Fürsten zu Vormündern erwählt und noch im Grabe als „Väter" mit Thränen der Dankbarkeit und Liebe geehrt wurden. Von Francke's Bedeutung aber für das evangelische Schul- und Erziehungswesen sagt der competenteste seiner Biographen mit Recht: „Er war ein Pädagog im größten Stil, wie es keinen vor ihm und keinen nach ihm gegeben hat." Und so hat sich auch an den Stiftungen, die seinen Namen weltberühmt gemacht, trotz mancher Mängel und Einseitigkeiten, die besonders nach des Gründers Tode hervortraten, trotz allen Wechsels der Zeiten und des Geistes, von dem auch das Waisenhaus nicht unberührt geblieben ist, trotz schwerer Geschicke und harter Erfahrungen, wie namentlich zur Zeit des 7jährigen Krieges und während der französischen Fremdherrschaft, die fast den ferneren Bestand der Stiftungen in Frage stellten, — es hat sich dennoch an ihnen bis diese Stunde bewahrheitet, was Francke einst voll Glaubenszuversicht und wie in prophetischem Geiste gesprochen: „Ich habe es in vorigen Jahren mit aller Freudigkeit gesagt und sage es noch jetzt mit gleicher Freudigkeit, daß der HErr sein Werk nicht verlassen noch versäumen wird. Des sollt ihr Zeugen seyn, die ihr das Leben haben werdet, zum Preise und Lobe Dessen, der unser Helfer ist, daß er, wenn er scheint sein Werk zu verlassen, alsdann erst recht anhebet es zu verherrlichen und groß zu machen." — —

Wer in Halle die Stiftungen besucht und schaut vom Franckensplatz hinauf zu dem hohen Giebel des Vorderhauses, der erblickt oben das Bild zweier Adler, die zu einer goldenen Sonne emporstreben, mit der Unterschrift: „Die auf den HErren harren kriegen neue Kraft, daß sie auffahren mit Flügeln wie Adler:" es ist das Symbol der inneren geheimnißvollen Lebensquelle, aus der der Stifter bei allen Kämpfen und Mühen seines großen Tagewerkes immer neuen Muth und neuen Segen schöpfte. Kehren wir aber von unserer Wanderung durch die weiten Räume der Anstalt mit ihren zahlreichen Wohnzimmern, Classen und Sälen, ihren Häusern und Straßen, ihren Gärten und Plätzen vom inneren Hof aus sinnend zum Ausgang des Vordergebäudes zurück, so treten uns auf einer Tafel, die die Nachwelt stiftete, wie eine stille Mahnung die Worte entgegen:

Fremdling, was du erblickt hat Glaub' und Liebe vollendet;
Ehre des Stiftenden Geist, glaubend und liebend wie Er!

---

## Nachrichten.

### Berichtigung. An den Herrn Herausgeber.

Es heißt in dem Artikel über „Irving" S. 291, das Presbyterium von Annan sei ein „aus Krämern und Farmern eines kleinen Landstädtchens bestehender Gerichtshof", und daraus wird gefolgert: „Das Monströse einer demokratischen Kirchenverfassung ... springt hier recht lebhaft in die Augen." Einsender, der in Annan gut bekant ist, erlaubt sich hiegegen zu sagen, daß die obige Thatsache falsch ist, und also die gezogene Consequenz als solche. Der Verfasser verwechselt die Kirk Session of Annan, den lokalen Kirchengemeinderath, bestehend aus dem Pfarrer von Annan und etlichen Aeltesten, mit dem Presbytery of Annan, — so genant nach dem Hauptorte des Bezirks, — welches aus 10 (1832 aus 8) ordinirten Pfarrern und den diesen beigegebenen, aber fast nie anwesenden Abgeordneten der 10 Kirk Sessions besteht. Die lezteren, die Laienmitglieder, zählen gegenwärtig beispielsweise unter sich einen Baronet und einen großen Grundbesitzer, überhaupt die besten und einsichtsvollsten aus den einzelnen kirchlichen Ortsbehörden. Von den Pfarrern, die über Irving zu Gericht saßen, kent Einsender drei, die noch leben, zum Beweise der Wahrheit seiner Berichtigung.

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz in Berlin. Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

# Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1864. Mittwoch den 29. Juni. № 52.


## Mitteilungen über die Evangelische Pastoral-Hülfs-Gesellschaft in Berlin.

(Schluß.)

Können wir dasselbe, was damals, nun vor 12 Jahren, gesagt worden, nicht noch heute wiederholen? ja, müssen wir es nicht in höherem Maße und wo möglich mit lauterer Stimme betonen, wenn wir, bei einer seitdem um 2 Millionen Selen im Staatsgebiet und 150,000 Selen in der Hauptstadt vermehrten Bevölkerung, — im Angesicht der riesenhaft sich ansammelnden materiellen Reichtümer, der Verbreitung des Wollebens und Luxus bis in die untersten Stände des Volks auf der einen, und der Armut und Verbrechen auf der andern Seite, sehen, wie dagegen der Aufbau neuer Kirchen und die Ausstattung neuer Pfarrsysteme zurückgeblieben, ja fast vergessen ist, wie die treuen Pfarrer unter der täglich auf sie eindringenden Last der Verrichtungen ihres Amts erliegen, wie gleichwol die unter Gottes Barmherzigkeit uns erhaltene Predigt der reinen Lehre zu immer tieferer Erkentnis der Wahrheit, zu sehnsüchtigerem Verlangen nach dem Heil leitet, welches allein zu finden ist in dem Namen des Herrn Jesu Christi, — und wenn wir uns nun, im Rückblick auf unsere Arbeit, gestehen müssen, daß die Anträge auf Hülfe unserer Gesellschaft, und entsprechend unsere unterstützende Mitwirkung, von der Höhe, zu welcher sie sich bis zum Jahre 1856 wieder erhoben hatten, von da an, besonders merklich seit 1860, wieder beträchtlich sich vermindert haben! — Gewiß ist also, daß unsre Aufgabe bestehen bleibt, und mit den wachsenden Bedürfnissen kirchlicher Lebensordnung auch unsere Mittel und unsere Thätigkeit vermehrt werden müssen.

Um ein deutlicheres Bild der Gesamtwirksamkeit der Pastoral-Hülfs-Gesellschaft von ihrer ersten Stiftung an bis zum Ablauf des vorigen Jahres zu geben, gestatten Sie mir nun noch folgende Zahlen-Nachweise.

Die Beiträge, welche der Gesellschaft in den 22 Jahren seit ihrer Gründung bis 1863 einschließlich zugeflossen sind, beliefen sich auf die Gesamtsumme von 18,728 Thlr. 19 Sgr. 4 Pf., d. i. im Durchschnitt jährlich 851 Thlr. Am niedrigsten standen sie in den 3 Jahren 1848 — 739 Thlr., — 1849 — 725 Thlr., und 1850 — 756 Thlr., — am höchsten 1844 — 1044 Thlr., und 1845 — 1010 Thlr., eine Höhe, die sie später in keinem Jahre wieder erreicht haben. 1855 waren sie noch auf 933 Thlr. gestiegen, aber von da an sind sie auf 800 Thlr. circa herabgegangen, so daß der Durchschnitt von 851 Thlr. in keinem der lezten 8 Jahre wieder erreicht worden ist. Doch, beherzigen Sie ferner, meine Herren! daß in diesen Beiträgen alljährlich 300 Thlr. von Sr. Majestät dem hochseligen Könige und 100 Thlr. von dem Grafen von Voß sich befinden, d. i. in 22 Jahren 6600 Thlr. von Sr. Majestät und 2200 Thlr. von dem Grafen, so daß alle übrigen Beiträge sich auf die Summe von 9928 Thlr. in der ganzen Zeit, d. i. auf 451 Thlr. jährlich beschränkt haben.

Dennoch hat die Gesellschaft in den 21 Jahren ihrer Wirksamkeit in Summa = 21,518 Thlr. 21 Sgr. 3 Pf. an Remuneration und Reiseauslage-Entschädigungen an die von ihr angestellten Hülfsgeistlichen gezahlt, d. i. jährlich im Durchschnitt 1024 Thlr. Dies und die Unterstützung des Candidaten-Convicts während der 7 Jahre seines Bestehens mit 1025 Thlr., nebst den Kosten des Botenlohnes, 777 Thlr. in 21½ Jahren, zusammen 23,320 Thlr., ist bestritten worden mit den Beiträgen (18,728 Thlr), den Zinsen des aus dem überwiesenen Groß'schen Nachlaß und andern Geschenken gebildeten Capitalvermögens der Gesellschaft, welche Zinsen in dem 21jährigen Zeitraum 1672 Thlr. 4 Sgr. 8 Pf. betragen haben, und endlich aus dem Ertrage der Collecten bei den Jahresfesten, welcher, nach Abzug der Kosten, nur 265 Thlr. ergeben hat, zusammen 20,666 Thlr.; das Fehlende mit 2654 Thlr. aber hat aus dem Groß'schen Nachlaß und den Geschenken entnommen werden müssen. Das Capital-Vermögen bestand in

| | | | | |
|---|---|---|---|---|
| 3717 Thlr. | 5 Sgr. | — Pf. | aus dem überwiesenen Groß'schen Nachlaß, |
| 500 = | — = | — = | Geschenk Sr. Majestät des Hochseligen Königs, |
| 1700 = | — = | — = | Geschenken des Grafen von Voß, und |
| 2598 = | 18 = | 8 = | Geschenken von mehreren andern Personen, überhaupt in |
| 8515 Thlr. | 23 Sgr. | 8 Pf. | |

Aus diesem Capital sind nach und nach zu Unterstützungen für Kirchen- und Pfarrbauten, zur Gründung eigener Pfarr-Systeme, zu Erbauung von Betsälen und für andere kirchliche

Zwecke, als den Kinder-Gottesdienst in der St. Elisabeth-Parochie, den Gottesdienst der hiesigen Droschkenkutscher, — überhaupt 2676 Thlr. 7 Sgr. 6 Pf. verwendet worden: hierzu der schon erwähnte Zuschuß zur Deckung des Fehlenden der Beiträge zur Bestreitung der Remuneration der Hülfsgeistlichen mit 2654 Thlr. 4 Sgr. 1 Pf.; so ist der Capitalstock auf 3185 Thlr. 12 Sgr. 1 Pf. herabgeschmolzen, von welchem 2750 Thlr. in sicheren Wertpapieren angelegt sind und ein Baarbestand von — 332 Thlr. 2 Sgr. 6 Pf. am 1. Januar d. J. vorräthig war. Die noch übrige kleine Summe von 103 Thlr. 9 Sgr. 7 Pf. fällt auf Druckkosten und kleine extraordinäre Ausgaben, welche in der ganzen Zeit seit Bildung der Gesellschaft sonst noch vorgekommen sind.

Was hat nun die Pastoral-Hülfs-Gesellschaft mit diesen Mitteln für ihren vornehmsten Zweck, — Vermehrung der Personen, welche nach der Verfassung unserer Landeskirche das Reich Gottes zu fördern bestimt sind, — ausgeführt? Sie hat mit ihren Unterstützungen, unter strenger Beschränkung auf die nach der Vorschrift ihrer Statuten dazu geeignet erkanten Fälle und nur auf an sie gebrachte, motivirte Anträge, während des verflossenen Zeitraums von 21 Jahren, jährlich im Durchschnitt 9 ordinirte und 2 nicht ordinirte, von ihr angestellte Geistliche unterhalten, und zwar um das Steigen und Fallen näher anzugeben, beispielsweise in den Jahren 1844 — 1846 jährlich 10 ordinirte und bis zu 6 nicht ordinirten, — im Jahre 1849 nur 6 ordinirte und 4 nicht ordinirte, — dann von 1853 bis 1858 11 oder 12 ordinirte Geistliche und 1 oder 2 nicht ordinirte Candidaten, — endlich aber vom Jahre 1860 an nur 9, 8 oder 7 ordinirte Geistliche und einen nicht ordinirten Candidaten. Ueberhaupt waren von ihr bis zum Ablauf des Jahres 1858 an ordinirten und nicht ordinirten Hülfsgeistlichen 69 (von denen sich damals 11 noch in ihren Diensten befanden, die übrigen 58 aber anderweitige Anstellungen im Pfarramt gefunden hatten) angestellt worden; die Gesamtzahl aller von ihr angestellten seit ihrer Stiftung bis 1863 einschießlich beträgt 75 ordinirte Hülfsgeistliche und 21 nicht ordinirte Candidaten, im Ganzen 96, und zwar an 50 verschiedenen Pfarrgemeinden. Mag dies Resultat, welches die Jahresberichte der Gesellschaft ergeben, doch gering erscheinen, so möge man, wie ich mit dem Schluß des Berichts für 1858 zu bemerken mir erlaube, „es sich selbst sagen und Andern, daß ja allerdings ein so gottgefälliges Werk größerer Anstrengung wert sei, und daß man bei sich selbst anfangen müsse, mehr dafür zu leisten.“ „Im Uebrigen aber treten die Fälle, da von uns Hülfe geleistet werden kann, nicht so oft hervor, als man erwarten mag, am meisten deswegen, weil die Unterstützung, welche wir spenden, in der Regel zugleich mit einem Anspruche an die Mittel dessen, der sie begehrt, verbunden ist. Hierin ist der Grund zu suchen, weshalb unsere Handreichung im Ganzen seltener gesucht und unsere Thätigkeit in engerem Kreise gehalten wird. Wäre mehr Begehren vorhanden, so würde auch das Gebet um Mittel zur Stillung desselben dringender und die Erweisung des reichen Gottes zur Stärkung unserer Hände eine überschwänglich große sein.“ —

Aus den durch die actenmäßigen Zahlen belegten thatsächlichen Verhältnissen werden Sie, meine Herren, die Ueberzeugung gewonnen haben, daß die Pastoral-Hülfs-Gesellschaft ihre Wirksamkeit, wenn die Beiträge in der bisherigen beschränkten Beteiligung fortdauern sollten, nur mit Aufzehrung des noch vorhandenen kleinen Reservecapitals von kaum 3000 Thlr. einige Jahre noch fortsetzen könnte und dann eingehen müßte. Zu ihrer Erhaltung und um ihrer Hülfsthätigkeit eine, dem Bedürfnis entsprechende, weitere Ausbreitung und Entwickelung zu geben, ist daher notwendig:

Vermehrung der Jahresbeiträge, vornehmlich durch Gewinnung einer bedeutend größeren Zahl neuer, beitragender Mitglieder der Gesellschaft. Ich erlaube mir, hier darauf hinzuweisen, daß die Evangelische Pastoral-Hülfs-Gesellschaft für Rheinland und Westfalen viel mehr Beitragende zählt, als die unsrige, daher denn auch, obgleich sich unter den Beiträgen unsrer Gesellschaft, im Einzelnen genommen, viel mehr große Summen befinden, als bei der dortigen, die Beiträge der Rheinisch-Westfälischen Gesellschaft im Jahre 1859 auf 1639 Thlr. 4 Sgr. 9 Pf. sich belaufen haben, d. i. das Doppelte der hiesigen, — ein Beweis, daß das Interesse an kirchlichen Einrichtungen in den östlichen Provinzen bei Weitem nicht so lebendig ist, als in den westlichen. Wir bitten daher die Mitglieder und Freunde unserer Gesellschaft, insbesondere in den sechs östlichen Provinzen, und vornehmlich die Herren Geistlichen, wiederholt und dringend, in ihren Kreisen und Umgebungen die Aufmerksamkeit auf unsere Gesellschaft hinzulenken, damit die Zwecke derselben allgemein bekant und kräftiger gefördert werden. Wie viele selbst unter den gläubigen und kirchlich-gesinten Gliedern unserer Kirche mögen von der Existenz unserer Gesellschaft noch gar keine Kentnis haben! — Namentlich an die Herren Superintendenten und Pfarrer richten wir wiederholt die Bitte, sich der Sache unserer Pastoral-Hülfs-Gesellschaft in ihren Bezirken und Gemeinden eifrig annehmen zu wollen und dahin zu wirken, daß das Interesse der Evangelischen Gemeindeglieder, ihren Brüdern zu helfen, um den kirchlichen Bedürfnissen Befriedigung zu verschaffen, zum Verständnis gebracht, belebt, und Samlungen bei Synodal- und Pastoral-Conferenzen und in den Gemeinden veranstaltet und neue beitragende Mitglieder der Gesellschaft zugeführt werden.

Insbesondere ist sehr wünschenswert, daß die Herren Kirchenpatrone ihren vielvermögenden Einfluß und ihre Unterstützung der Sache unserer Gesellschaft zuwenden und sich selbst dauernd an den Beiträgen beteiligen mögen.

Indem wir der verehrten Versamlung die Angelegenheit der Pastoral-Hülfs-Gesellschaft ans Herz gelegt haben, geschieht es im Sinne der Gesellschaft, wenn ich mit dem Wunsch schließe, daß aus der Mitte der verehrten Versamlung selbst Gedanken und Wünsche über die bisherige Wirksamkeit unserer Gesellschaft, auch über ihre Statuten und deren weitere Entwickelung mögen

ausgesprochen werden; und werden wir es besonders dankbar anerkennen, wenn es gefallen sollte, Vorschläge zu deren Verbesserung zu machen und näher zu begründen. In dieser Beziehung erlaube ich mir nur noch die Hindeutung, daß der §. 7 des Statuts schon eine Form und den Weg anzeigt, in welchen etwaige Vervollkommnungen der Statuten zur weiteren Berathung gefördert werden können.

---

## Aus Baden.

Die theologische Fakultät zu Heidelberg ist nun nach verschiedenen Entwickelungsperioden wieder bis zu dem Punkte rückläufig geworden, auf welchem sie sich zur Zeit des bekanten geh. Kirchenraths Paulus vor etlichen dreißig und mehr Jahren befand. Denn abgesehen davon, daß Prof. Hitzig das alte und Prof. Holzmann das neue Testament kritisch zersetzen und daß selbst Rothe durch seine bekanten Aufsätze über Offenbarung und Inspiration redlich dazu beitrug, die h. Schrift ihres göttlichen Charakters zu entkleiden und zu einem bloßen Literarprodukt herabzudrücken, ist Seminardirektor Schenkel durch sein bekantes neuestes Buch: „das Charakterbild Jesu", ganz in die Fußstapfen jenes modernen Paulus getreten. Freilich wird es Schenkel nicht Wort haben wollen, daß sein Buch kaum mehr als eine etwas veränderte neue Auflage des seiner Zeit so großen Rumor machenden „Lebens Jesu" von Paulus sei, er scheint im Gegenteil wirklich die Meinung zu haben, daß sein Buch eine noch nie da gewesene Erscheinung und ein völlig neues Resultat besonderer Studien sei. Allein sieht man davon ab, daß Schenkel ganz in der Art der „Zeitstimmen" und der neuern Theologie in Frankreich von der Person Jesu mit besonderer Emphase redet und rechnet man hinzu, daß Paulus die größere Consequenz für sich hat und nach seiner besondern Begabung sich jedes Wunder bis ins Detail zurecht legt, so sind beide Werke doch nur Zwillingsbrüder auf einer Wurzel oder vielmehr das „Charakterbild" ist ein schwächlicher nachgeborner Bruder jenes ältern und originelleren „Lebens Jesu" von Paulus.

Wie ist es doch mit Schenkel schnell bergab gegangen und wie hat dieser Mann namentlich in den lezten Jahren sich in fieberhafter Hast in alle möglichen fortschrittlichen Bestrebungen hineingearbeitet, bis er vor einem gähnenden Abgrunde angekommen ist! So geht es denen, die immer auf Majoritäten sehen und den flüchtigen Beifall des großen Haufens höher achten als die Ehre bei Gott. Freilich haben einzelne und nach dem Erfolg darf man wol sagen, tiefer blickende Männer schon bei der Berufung Schenkels in unser Land und bei seinem ersten Gebahren in Heidelberg ihre Bedenken gehabt und auch in diesen Blättern ihre Stimme erhoben, als Schenkel von einem Teil der Gläubigen wie ein Schoskind gehätschelt wurde. Dieses instinktive, damals herb getadelte Mistrauen ist nun in auffallend bedauerlicher Weise gerechtfertigt. Doch ist es gut, daß Schenkel nun die lezten Consequenzen seiner Theologie gezogen und der Welt die reife Frucht seines Geistes gebracht hat. Es werden nun Vielen die Augen aufgehen und Ernüchterung und ein heilsamer Rückschlag ist ja oft dann am nächsten, wenn Zustände oder Lehren sich bis zu ihrer äußersten Consequenz entwickelt haben.



Was Gott über unsere arme Kirche beschlossen hat und wie sich ihre Zukunft gestalten werde, wissen wir zwar nicht, aber so viel ist gewiß, daß unsere Zustände an einem Punkte angekommen sind, wo besonnenes Stillestehen, weises Einlenken und treue Rückkehr zu den alten Glaubensgrundlagen an der Zeit wäre. Wie hat sich doch seit 1860 und namentlich seit Einführung der neuen Kirchenverfassung so Vieles geändert! Von der theologischen Fakultät haben wir schon geredet. Neue, der ungläubigen Wissenschaft dienstbare Kräfte sind herbeigezogen worden, ältere Kräfte, die früher für manche Jünglinge wenigstens die Brücke zum Glauben wurden, haben sich nachgerade den ungläubigen und unkirchlichen Bestrebungen angeschlossen, wie denn Rothe sich an die Spitze der Protestantenvereine stellt und durch die Feinheit seiner Rede und den Nimbus seiner Person, wenn auch vielleicht in Selbsttäuschung, grundstürzende Tendenzen fördert. Auch in unserer Kirchenbehörde ist in jüngster Zeit eine tief eingreifende Veränderung vorgegangen, die uns für die nächste Zukunft unserer Kirche nur mit Schmerz erfüllt. Für den zum Hofprediger ernanten Oberkirchenraths-Assessor D. wurde Licentiat Hausrath in Heidelberg ernant. Schon die Jugend des Mannes, der vor kaum drei Jahren sein Candidatenexamen gemacht hat und noch nie im Pfarramt stand, muß Bedenken erwecken bei einem Amt, das gereifte Erfahrung und einen besonnenen Blick voraussezt. Aber der neu ernante Oberkirchenraths-Assessor gehört auch der extremsten Fortschrittspartei an und soll sich in hervorragender Weise am bekanten Heidelberger kirchlichen Wochenblatt beteiligt haben, dessen Grundsätze in Bezug auf Heranziehung der Massen in kirchlichen Dingen selbst Krause in Berlin gemisbilligt hat. Das Schmerzliche ist aber nicht blos, daß diese Person in den Oberkirchenrath kam, sondern ganz besonders die sich aufdringende Ueberzeugung, daß der verneinende Geist der herschende und leitende sein soll. Wir halten zwar nicht gerade viel auf Vermittlungen, allein man hätte doch erwarten dürfen, daß ein maßhaltender Mann gewählt worden wäre und nicht ein solcher, der zur äußersten Linken gehört und gerechtes Mistrauen verursachen muß. Oberkirchenrath Mühlhäuser, der einzige aus dem alten Regime und der bisher noch positive Grundsätze zur Geltung zu bringen suchte, hat seinen Austritt angekündigt. Wer wird ihm nachfolgen und was wird das Verhalten der übrigen Mitglieder der Behörde sein? Haben sich dieselben selbst ihren neuen Collegen gewählt oder ist er ihnen aufgenötigt worden?

Wir wollen nun nicht sagen, das sind die Früchte die am Baum der neuen Kirchenverfassung gewachsen sind, denn der theoretische und praktische Unglauben keimt, wächst und reift ohne alle äußere Verfassung. Aber das sagen wir aus gereifter Erfahrung, die ungläubigen Elemente, die sich in Durlach versammelten, haben die Kirchenverfassung so stürmisch und beharrlich verlangt, weil sie wol wußten, daß unter dem Schutze derselben *ihr* Waizen am besten blühen werde. Und sie haben richtig gerechnet. Gutes ist bisher durch die Verfassung wenig oder nichts gediehen. Die Gemeinden sind noch, zumal auf dem Lande, wie sie waren. Wo treue Hirten sind, da sind in der Regel volle Kirchen, da sind erweckte Selen und es ist Liebe zu den Anstalten des Reiches Gottes, da erwächst ein innerlicher Segen, und wo rationalistische, wenn auch sehr verfassungseifrige Pfarrer sind, da ist der Gottesdienst schlecht besucht und der geistliche Tod lagert breit über den Gemeinden. Dagegen ist unter dem Dach

der neuen Verfassung schon mancher Streit entstanden, manche Gehässigkeit geübt und der kirchliche Frieden in vielfacher Weise gestört worden. Die Parteien stehen sich jezt schroffer gegenüber, als dies seit vielen Jahren der Fall war. Der Friede kann dauernd nur hergestellt werden, wenn sich das Kirchenregiment nicht von der sogenanten öffentlichen Meinung drängen läßt, sondern sich in seinen Anordnungen und bei Besetzung von Aemtern offen und fest auf die einmal gegebenen und gottlob auch in der neuen Verfassung anerkanten Bekentnisgrundlagen stellt, die Kirche nicht als eine werdende, aus den gährenden Elementen und Zeitanschauungen sich zu entwickelnde betrachtet, sondern als eine geschichtlich gewordene, auf den durch die Reformation gelegten Grundlagen ruhende. So würde das Vertrauen allmälig zurückkehren. Innerhalb dieser gesetzlichen Schranken bliebe noch Raum zur Bewegung und Freiheit, wahrlich es wäre keine Stagnation zu befürchten. Ausschreitungen nach beiden Seiten könten in der rechten Weise abgewehrt werden. Jeder gläubige Christ hat ein Recht, daß die geschichtlich bewährten Grundlagen respektirt und erhalten werden, wer aber um jeden Preis mit denselben zerfallen ist und seine Träume mit Verachtung des Wortes Gottes geltend machen will, der mag sich ein eignes Haus dafür einrichten.

Unsere Kirche steht jezt durch das „Charakterbild" Schenkels an einer großen folgenschweren Entscheidung. Dieser Mann, welchem als Seminardirektor die praktische Ausbildung der künftigen Geistlichen anvertraut ist, von seinen übrigen Aemtern nicht zu reden, leugnet offen alle Grundthatsachen des Heils und macht aus Jesu, der sich selbst den eingebornen Sohn Gottes nent und an den die Kirche auf Grund der Schrift glaubt als an den im Fleisch erschienenen Sohn Gottes und eben damit an ihren einigen Heiland, Versöhner und Erlöser, einen bloßen Menschen und Reformator im Sinne des Gemeindeprincips, so daß man glauben könte, es hätte ihm bei Zeichnung dieses Carrikaturbildes irgend eine kirchenfortschrittliche Größe als Original gesessen, er raubt so viel an ihm ist der ev. Christenheit unsres Landes allen Trost im Leben, Leiden und Sterben; denn wie kann ein erschrockenes Gewissen bei diesem Schenkelisch präparirten Christus noch einen Trost finden? Es ist doch anzunehmen, daß Sch. sein allem gesunden Blick in die h. Schrift hohnsprechendes trostloses Bild seinen Schülern einzubilden versuchen wird, und wer möchte bei der Schwachheit des menschlichen Herzens und dem ungereiften Zustande so mancher Jünglinge zweifeln, daß wenigstens manche das Zerrbild aufnehmen und in die Gemeinde tragen? Wie weit gehen die Folgen, wie groß ist die Verantwortung der Behörden? Es handelt sich hier wahrlich nicht um Dinge, die an der Peripherie liegen, sondern recht eigentlich um das Centrum alles Glaubens, in lezter Instanz um der Selen Seligkeit. Es ist doch wahrlich keine Kleinigkeit, wenn die Wahrscheinlichkeit vorhanden ist, daß in Zukunft die jungen Theologen, wenn sie nicht durch Gottes Gnade besonders bewahrt werden, als aufgeblasene, mit der Bibel gründlich zerfallene Leute aus dem Seminar hervorgehen, daß Wölfe statt Hirten, Zerwühler statt Gärtner in die christlichen Gemeinden gesendet werden. Die fortschrittlichen Zeitungen, die allen Unglauben beklatschen, meinen zwar, da sei nichts zu machen, das sei weiter nichts als Gebrauch der Lehrfreiheit. Allein wollen denn diese Leute schon im Allgemeinen nicht wissen, daß wenn sie einen Weingärtner zur Pflege ihres Weinbergs bestellen und er rottet alle Weinstöcke aus und pflanzt Dornen dafür, das nicht mehr Gebrauch, sondern strafbarer Misbrauch ist. Wäre Sch. nur ein Privatgelehrter, so könte er ein ganzes Dutzend solcher Bücher schreiben und es könte von irgend welcher amtlichen Einschreitung nicht die Rede sein, allein er ist Seminardirektor und Professor der Theologie, er steht im Dienst des Staates und jedenfalls indirekt auch in dem der Kirche. Da sind Pflichten und Gränzen, innerhalb deren man sich halten oder ausscheiden muß. Der Licentiateneid der theologischen Fakultät zu Heidelberg heißt wörtlich: „Ich N. N., nachdem die theol. Fakultät zu Heidelberg beschlossen hat, mir die Würde eines Licentiaten der Theologie zu erteilen, gelobe, so viel an mir ist, unter dem Beistand des h. Geistes der Forschung der h. Schrift mein unausgesetztes wissenschaftliches Bemühen zu widmen, zum richtigen Verständnis ihres Wortes und Geistes nach bestem Vermögen beizutragen, die aus der h. Schrift gewonnene Erkentnis gewissenhaft sowol selbst zu bewahren, als, wo es not thut, gegen Irrtümer und Angriffe sicher zu stellen, insbesondere die Summe der Heilswahrheiten, welche die ev. Kirche aus dem lautern Wort Gottes geschöpft und in den reformatorischen Bekentnissen einmütig niedergelegt hat, durch Wort und Schrift zu theologischer Geltung bringen und in derselben erhalten zu helfen." Wir wissen nun zwar nicht, ob Sch. als Professor und Seminardirektor diesen Eid geleistet hat, allein man wird doch nicht von einem Licentiaten Treue zu dem Wort Gottes und den reformatorischen Bekentnissen verlangen und den Professor und Seminardirektor davon dispensiren? Wo bliebe da schon ganz einfach die Logik? Nun hat sich aber Sch. durch sein „Charakterbild" mit diesem Eid in diametralen Gegensatz gesezt und es ist ja bekant genug, wie man eine solche Handlungsweise im gemeinen Leben heißt. Also mit dem vielbelobten Hinterthürlein der Lehrfreiheit ist's nichts, die Sünde ist zu colossal, als daß sie entschlüpfen könte.

Besondere Beachtung verdient noch der Umstand, daß alle Theologie Studirenden gezwungen sind, das Seminar ein Jahr zu besuchen. Es ist für dieselben also gar nicht möglich, einer Einwirkung Schenkels zu entgehen. Dabei hat Sch. so ziemlich die Vergebung der Seminarstipendien in seiner Hand. In welche Gewissensnot müssen christliche Eltern gebracht werden, deren Söhne Theologie studiren! Wer seinen Sohn Kaufmann oder Schuhmacher werden läßt, hat jedenfalls die Freiheit, ihn nicht in ein Haus zu thun, wo er um seinen Glauben betrogen wird, und wenn ein Sohn den Beruf erwählt, der gerade darin besteht, christlichen Glauben zu pflanzen und zu pflegen, soll er eine Anstalt besuchen müssen, wo ihm voraussichtlich sein Glauben verspottet und genommen und er selbst vielleicht auf immer für seinen Beruf ruinirt wird? Und in welche Gewissensnot müssen christliche Seminaristen kommen, wenn sie ein ganzes Jahr lang in die Lage gedrängt werden, entweder ihren Herrn aus Rücksicht auf den Seminardirektor zu verleugnen, mindestens zu aller Verdrehung des Wortes Gottes zu schweigen, oder sich mit ihrem Lehrer, dem sie um seiner amtlichen Stellung willen Achtung schuldig sind, in beständigen Widerspruch zu setzen und seine Empfindlichkeit zu reizen.

Was wird die Kirchenbehörde in dieser Sache thun? Sie kann unmöglich unthätig sein; der Schaden und die Verantwortlichkeit sind allzugroß. Die Augen von ganz Deutschland sind auf dieses große Aergernis gerichtet. Das Seminar ist zwar Staatsanstalt und der Direktor wird auch vom Staate berufen und angestellt. Aber die Kirchenbehörde wird jedenfalls bei einer solchen Berufung zu Rath gezogen. Und wenn ein Seminardirektor, der bei seiner Berufung innerlich ganz anders gerichtet war, im spätern Verlauf seiner Amtsführung alle Grundlagen des christlichen Glaubens leugnet, so erfordert es gewiß das Wächteramt der Kirchenbehörde, die Stimme laut zu erheben und Alles aufzubieten, ein solches Aergernis zu entfernen und die Kirche vor unsäglichem Jammer zu bewahren. Jeder, der nur halbwegs zu dem christlichen Glauben steht, würde die Behörde segnen, wenn sie energisch aufträte. Gott schenke ihr Treue und Freudigkeit, daß sie in dieser verantwortungsvollen Sache ganz auf Ihn sieht!

Die Behörde hat auch Anlaß, Partei zu ergreifen und sich irgendwie zu entscheiden. Am 26. v. M. versammelten sich zu Carlsruhe eine Anzahl Geistlicher, denen dieser Schaden am Herzen liegt, und vereinigten sich dahin, vor allem einen Protest vor Deutschland zu veröffentlichen und eine motivirte Eingabe an die Kirchenbehörde um entschiedene Abhülfe dieser großen Not einzureichen.



Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz in Berlin. Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

# Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1864. Sonnabend den 2. Juli. № 53.


## Aus den Lazarethen des Kriegsschauplatzes.

Nach dem Siege bei Düppel befanden sich in F., wohin ich auf 6 Wochen als Lazarethgeistlicher geschickt wurde, 18 mit preußischen und dänischen Verwundeten gefüllte Lazarethe, von denen auf 2 Amtsbrüder und mich je 6 kamen. Etwa 12 Krankencommunionen, die ich auch in andern Lazarethen hatte, mit eingerechnet, haben 12 Tage nach Erstürmung der Düppeler Schchnzen in jenen mir zugefallenen 6 Samariterherbergen noch folgende Krankencommunionen stattgehabt:

30. April 20, 1. Mai 16, 2. Mai 10, 3. Mai 8, 4. Mai 7, 5. Mai 10, 6. Mai 2, 8. Mai 5, 11. Mai 1, 17. Mai 4, 19. Mai 2, 22. Mai 1, 25. Mai 2 — Summa 88 Krankencommunionen. Die Mehrzahl der Communikanten ist gestorben.

Das sehr kurze Beichtgebet begann ich fast immer mit dem Spruche: „Kommet her zu mir Alle, die ihr mühselig und beladen seid, ich will euch erquicken!“ und richtete es meist so ein, daß auch die nichtcommunicirenden Kranken in den oft großen Sälen mich gut verstehen konten, was dadurch möglich wurde, daß bei den laut gesprochenen Eingangsworten: „Im Namen des Vaters u. s. w.“ allgemeine Stille und Aufmerksamkeit eintrat. Unter diesen Communikanten waren auch viele Dänen, bei denen ich die Einsetzungsworte des h. Abendmals und das Vaterunser meist in ihrer Muttersprache las, wobei ich ihnen dann ein dänisches neues Testament mit den bezüglichen Stellen in die Hand gab, damit sie andächtig nachlesen konten. Freilich bei der Beichte mußte ich, um der fehlenden sprachlichen Vermittelung willen, auf tieferes Eingehen bei ihnen verzichten, aber allemal konte ich den Zöllnerseufzer verspüren und merken, daß der Herr Seine Lust daran hatte. Einst führte mich eine katholische Schwester zu einem armen Dänen, der bereits aufgegeben war und die Besinnung fast verloren hatte. Ich wußte erst nicht recht, was mit ihm anfangen, verfiel dann aber auf den Gedanken, laut zu beten und den Namen Jesu dabei recht deutlich auszusprechen. Das half. Der süße Heilandsname brachte ihm Heil. Es schien ihm damit seine Selennot zum Bewußtsein gekommen. Er verlangte das h. Abendmal, und, obwol er den Leib des Herrn kaum noch genießen konte, so daß ich mit dem Finger nachhelfen mußte, fühlte ich doch nachher an seinem dankbaren und innigen Händedruck, daß hier ein mühseliges und beladenes Herz erquickt worden war.

Neue Testamente, deutsche und dänische, die mir teils von Privatpersonen geschickt, teils vom Johanniterdepot sehr freigebig dargereicht wurden, habe ich über 200 verteilt, in die ich Stellen der h. Schrift, wie Ps. 50, 15. Jes. 38, 17. Jes. 43, 1. Jes. 66, 13. Jerem. 29, 11. Mtth. 11, 28. Joh. 3, 16. Act. 4, 12. Jac. 1, 12 gern vorn einzuschreiben pflegte.

Gute populäre christliche Schriften aus dem norddeutschen Verein, die Schillingsbücher aus dem rauhen Hause, Büchsels Erinnerungen, Bücher von Caspari, Josephson, Biernatzki, Missionsblätter u. s. w. kamen auch zur Verteilung, nur hätte man wünschen mögen, daß recht viele Exemplare zehnfach vorhanden gewesen wären; auch gute Predigten circulirten.

Den ersten Gang in eins der dortigen Lazarethe zu thun war allerdings schwerer, als ich mir dachte: ich habe dabei Zittern und große Furcht verspürt, und meine Sele hatte ihre Seufzer. Doch der Herr hat sie gehört und mir bald eine offene Thür gegeben. Am ersten Tage meiner Ankunft nämlich traf ich im gräflich Stolbergschen Hause die Mutter eines armen Verwundeten, dem ein Bein abgenommen war: ich wurde ihr als ein eben angekommener Lazarethgeistlicher vorgestellt und sofort von ihr zu dem kranken Sohne in das betreffende Lazareth geführt. Und wie fand ich den? — Ein jugendliches Gesicht mit fast schalkhaftem Ausdruck, im Verein mit der Mutter fröhlich wie ein Kind, dem gar nichts fehlt, lachte mir vom Krankenbette entgegen, so daß ich nach Vorlesung einiger Verse des 103. Psalms mit Mutter und Sohn nur loben und danken konte. Hiermit war ich in die Stätten meiner neuen Wirksamkeit eingeführt, gewann auch die Zuversicht, daß ich Ps. 103, wie jezt zu Anfange, so auch am Schlusse meines Aufenthalts in F. mit vollstem Herzen würde anstimmen können. Und wie hat der Herr mir auch da den Mund voll Lachens und die Zunge voll Rühmens gemacht! Daß ich es an dieser Stelle, da ich ausführlicher doch nicht darauf eingehen kann, gleich vorwegnehme: ich habe am Tage vor meiner Abreise einen Gläubigen aus der Beschneidung taufen dürfen, und diese Taufstunde gehört zu den schönsten Gnadenstunden meines Lebens.

Den jungen Amputirten und seine Mutter habe ich später noch häufig besucht, ihm auch das h. Abendmal gereicht. Er war immer gleichmäßig heiter und in der Regel über wolge-

wählter Lectüre, auch allezeit begierig nach Gottes Wort und gemeinschaftlichem Gebet. Mit seiner Genesung ging es gut vorwärts.

In demselben Lazareth fand ich einen Predigersohn aus der Nähe meiner heimatlichen Gemeinde vor, dem die feindliche Kugel noch im Leibe saß, von wo sie herauseitern sollte. Beide Eltern waren ihm gestorben. Als er hörte, ich wäre aus L., zog ein heiteres Lächeln über sein schwermütig Gesicht: es gingen Heimatsgedanken durch seine Sele und thaten ihr wol. In den nächsten Tagen fand ich ihn wieder tieftraurig und fragte nach dem Grunde. Er blieb mir lange die Antwort schuldig und bat dann endlich: „Ein Capitel vorlesen!" Seine Sele war sehr trostbedürftig. Trotz seiner schweren Verwundung trug er sich mit großer Hoffnung auf Wiedergenesung und machte sich deshalb auch Sorge um seine irdische Zukunft. „Unser lieber Heiland", sagte ich ihm einmal, „hält ja alle Menschenherzen in Seiner Hand und kann sie lenken wie die Wasserbäche: Er wird's auch schon machen, daß man Ihnen Gutes thut; vertrauen Sie nur!" Hindeutungen auf seinen Tod schien er nicht gern zu haben, aber auch da kam der Herr zu Hülfe. Die Gemalin meines Patrons nämlich, deren Güte und Fürbitte ich diesen Kranken empfohlen hatte, sendet eines Tages ein kleines Bild für ihn, Abrahams Berufung darstellend, mit den von ihr daneben und darunter geschriebenen Strophen:

„O Ewigkeit, du schöne,
Mein Herz an dich gewöhne:
Mein Heim ist nicht in dieser Zeit!"

Das wolverstandene Bild erquickte ihn: es that ihm sichtlich wol, daß Jemand also seiner gedachte. Und was die Strophen sagten, ging an ihm in Erfüllung. Er wurde nach und nach an die selige Ewigkeit gewöhnt und ist endlich unter den lauten Triumphrufen: „Herr Jesu, ich komme bald zu Dir! Liebster Heiland, ich komme bald!" in das Heim, das nicht in dieser Zeit ist, eingegangen. Wenige Tage vor seinem Tode erhielt er von derselben Hand noch Starks Gebetbuch zugeschickt, woraus er sich alle Morgen vorlesen ließ. Er wollte sich noch selber brieflich dafür bedanken, ist der lieben Geberin dann aber doch das Danken schuldig geblieben, was da oben wol nachkommen und viel schöner klingen wird. Ein köstliches Gebet, das ein preußischer Pastor nach dem Siege bei Düppel gehalten und das, in die Lazarethe gelangt, manches Herz erquickt hatte, kam auch in seine Hände. Er hat es nicht wieder von sich gelassen: die Lebensströme rauschten darin, und er war sich bewußt geworden, daß ihn und wonach ihn dürstete! —

Ich habe diesen Predigersohn zugleich mit einem andern Soldaten beerdigt, an dem die Macht der Gnade auch herlich offenbar geworden. Nur eine leichte Verwundung am Arme, die anfangs gut heilte, mußte er zum Schmerz seines Arztes doch sterben, weil eine innere Krankheit hinzugetreten war. Er erhielt von den Seinigen köstliche Briefe, die zulezt durch meine Hände gingen; es waren einfache, aber gewaltige Zeugnisse von Christo. Etwa 2 Tage vor seinem Tode kam ein Brief von seiner frommen Schwester an, der mit den Worten begann: „Die Gnade unsers Herrn Jesu Christi, und die Liebe Gottes, und die Gemeinschaft des heiligen Geistes sei mit Dir! Amen", und den ich seinem erbaulichen Inhalt nach in Gegenwart des Arztes und mancher Anderen ihm vorlesen durfte. Wir Alle waren tief ergriffen, und es flammte dem Zeugnisse dieses armen Bauermädchens gegenüber in mir das Wort des Herrn auf: „Wer an mich glaubet, wie die Schrift sagt, von deß Leibe werden Ströme des lebendigen Wassers fließen." Joh. 7, 38. Selbst in seinen Phantasien war dieser Kranke viel mit dem Einen, das not ist, beschäftigt. Einmal hörte ich ganz deutlich, wie er klagte, alle Anderen hätten den heiligen Geist bekommen, nur er nicht, und die Ausgießung desselben wäre doch gar zu schön gewesen, er müßte Ihn auch haben. Und er hatte Ihn und ließ sich als Gottes Kind von Ihm treiben. Vor dem lezten Stündlein las ich ihm einige Verse aus dem 91. Psalm vor und ermahnte ihn dann anzuhalten am Gebet. Er verstand wol, er solle immer laut beten, und klagte mir mit ängstlicher Geberde und schon schwacher Stimme: „Ich kann ja aber nicht mehr reden!" „So seufzen Sie nur immer im Herzen: Herr Jesu, erbarme Dich meiner! das ist vollständig genug!" erwiederte ich ihm. Er nickte mir Verständnis zu und ist dann bald gestorben. Ich aber habe die selige Gewißheit, daß auch er „mit Ruhm und Dankgeschreie" seine Ehrenkrone entgegengenommen hat.

In einem Krankensal des Lazareths, wo dieser liebe Heimgegangene lag, hatte ich neben andern Erbauungsbüchern Bogatzki's Schatzkästlein ausgeteilt. Ein Verwundeter erbot sich, alle Morgen seinen Kameraden daraus vorzulesen. Als ich fortreiste, bat er, das Buch behalten zu dürfen, er hätte es zu lieb gewonnen. Glücklicherweise hatte mir der Besitzer desselben das Verschenken gestattet.

Sehr viele Patienten waren, namentlich um die Pfingstzeit, vom Heimweh arg mitgenommen, obwol doch auch manche, unter dem in ihrer Trübsal gewaltigen Zuge nach oben hin, die irdische Heimat über der himlischen vergessen lernten. Einst hatte ich in einem sehr großen Krankensale zu thun, als von einem fernen Bette ein Verwundeter mir zurief: „Herr Pastor, wollen Sie nicht mal mit mir beten?" An der Aussprache merkte ich, daß es ein Westfale war, ging auch sofort zu ihm und erfüllte seinen Wunsch. Aber immer noch hing es wehmütig über seinem Gesicht. „Was möchten Sie denn nur?" fragte ich, ihm sanft über die Stirn streichend. „Bei meiner lieben Mutter sein!" antwortete er unter heftigem Weinen. Später wurde er ruhiger, ich aber verwebte seitdem in meine Gebete an den Schmerzenslagern gern den Spruch: „Ich will euch trösten, wie einen seine Mutter tröstet!" und er verfehlte wol nie seine Wirkung. Derselbe Mann war es, der, als ich einst neue Testamente verteilte, schon von weitem mir die Hände verlangend entgegenstreckte und, als er sein Kleinod empfangen, bewegt ausrief: „Nun, Gott sei Dank!" —

Ein Däne hatte so tiefes Heimweh nach Frau und Kind,

daß man ihm für lezteres eine Schachtel Spielzeug zum Nachhauseschicken als Ableiter dieses sein Aufkommen gefährdenden Wehs gekauft hatte. Ich kam gerade dazu, wie er, aufrecht im Bette sitzend, die Figuren in dieser Schachtel wolgefällig betrachtete und hatte den schönen Holzschnitt „Christus am Kreuz" von Gaber in der Hand. Seinen Zustand erkennen und das Bild vor ihm aufrollen, geschah im Nu. „Allerliebster Christus!" rief er halb dänisch, halb deutsch aus, und war überglücklich, als ihm verdollmetscht wurde, er möchte seiner Frau mit diesem Bilde ein Geschenk machen.

Ein Preuße, dem ich das h. Abendmal reichte, trug ebenfalls schwer an der Sehnsucht nach den Seinen. Er ging heim, nachdem er noch mit einem herzensfrommen Candidaten, der ein treuer Gehülfe meiner Freude war, einen heilsamen Zusammenstoß erlitten hatte. Dieser komt nämlich gerade dazu, wie der Todtkranke von einem fernen Bruder zu dessen „lustiger Hochzeit" brieflich eingeladen wird, und in natürlicher Liebe zum Leben will er der Einladung folgen. „Sie sollten doch aber auch lieber an die Hochzeit des Lammes denken!" entgegnet ihm der Candidat ernst und mild. Und dies Wort faßt und zündet; es kämpft wie Murren, aber auch wie Ergeben auf des Kranken Angesichte, dann verliert er das Bewußtsein. Vielleicht hat durch jenes Wort der Herr ihm die Sele, die so fest mit der Welt zusammenhing, gelöst und sie an seiner durchgrabenen Hand in den schönsten Hochzeitssal geleitet.

Mit den lieben amputirten Preußen hatte ich viel zu thun, ihrer manche sind gestorben. Einem Arbeitsmanne, der daheim 4 Kinder hatte, war das linke Bein abgenommen: kurz vorher bekam er durch den gläubigen Genuß des h. Abendmals die Vergebung seiner Sünden versiegelt und ist dann als Christ dem Tode männlich entgegengegangen, seine Kinder dem anderen Vater befehlend, der da reich ist über Alle, die Ihn anrufen. Eine tiefe Freude war es mir, ihm noch von dem Hause sagen zu können, das unser teurer Kronprinz für die Waisen gefallener Krieger in Berlin einrichten läßt.

Ein anderer Preuße, eine rechte Kindessele, der bereits zu den geheimen Wegen, die der Herr mit ihm ging, still geworden war, behielt seine kindliche Heiterkeit bis fast zum lezten Augenblicke bei. Er hatte eine Schußfraction am Arm erhalten und in Folge dessen den Starrkrampf bekommen, so daß, damit er nicht verhungerte, man ihm den Mund aufreißen und vermittels einer Röhre Speise einflößen mußte. Eine halbe Stunde vor seinem Tode hört er unter Sang und Klang preußisches Militär am Lazareth vorüberziehen und schlägt mit den Fingern den Tact dazu. Seine beiden katholischen Pflegerinnen lächeln darüber, er merkt es und sagt: „Fünf Thaler gäbe ich drum, wenn ich von hier bis zum Fenster gehen und meine Kameraden sehen könte!" — Und gewiß wäre es ein lohnender Blick für ihn gewesen! denn die fast unübersehbaren preußischen Truppen, die durch F. südwärts marschirten, glichen den Zugvögeln, die im Frühlinge heimwärts ziehen, oder sahen aus wie Pilgerkarawanen, bei deren Anblick einem leicht das Gast- und



Fremdlingsgefühl auf Erden und die Sehnsucht nach der zukünftigen bleibenden Stadt in der Sele laut wurde.

Eines Sontags Abends kommen 2 dänische Damen mit der Bitte zu mir, in einem nicht unter meine specielle Selsorge gehörigen Lazareth einem sterbenden Preußen das h. Abendmal zu reichen. Ich folge ihnen sofort und komme zu einem jungen Manne, der tief ergriffen ist und voll Verlangen nach Vergebung seiner Sünden. Als ich bei ihm fertig und bereits in demselben Sale zu einem andern Kranken verlangt worden bin, bekomme ich den Eindruck, als läge ihm noch etwas auf dem Herzen. Auf meine Bitte, mir doch seine Pein zu sagen, fing er weinend an: „Ich bin gegen meine verstorbene Mutter nicht immer gewesen, wie ich sollte!" — Der starke eifrige Gott stand vor ihm mit Seinem heiligen vierten Gebot, und in die verborgenste Falte Seines Gewandes hätte der arme Uebertreter vor lauter Scham sich hüllen mögen. Nachdem ich ihn im Namen Jesu auch über diese Sünde getröstet, fuhr er fort: „In meinen Beinkleidern, die hinter mir am Pflock hängen, stecken 10 Thaler", er sprach so leise, daß nur ich es hören konte, „nehmen Sie dieselben doch an Sich und schicken Sie dies Geld nach meinem Tode an einen Onkel, dessen Adresse ich Ihnen sagen will, damit er davon meiner Mutter ein Grabdenkmal setzen läßt." Ich that nach seinem Wunsche und nahm das Geld vorläufig an mich. Nach einigen Tagen teilt man mir mit, er könne möglicherweise besser werden. Ich eile mit einem schönen geistlichen Buche und dem Gelde zu ihm, doch will er lezteres, an seiner Wiedergenesung zweifelnd, nicht nehmen. Nach längerer Zeit schrieb er mir dann einen längeren Brief und hat den Liebesdienst gegen seine teure Schläferin auf dem fernen Friedhofe selber in Ausführung gebracht. Auf seinem Krankenbette aber hat er einen noch köstlicheren Schatz gehoben und wandelt jezt, hoffentlich mit vielen gleich ihm aus leiblichem und geistlichem Sterben gerissenen Gefährten, den Königsweg des Lebens, Halleluja! —

Eine Persönlichkeit, die mich auch lebhaft interessirte, war ein junger Bergmann, eine Perle von Christenmensch. Josephsons Brosamen und Caspari's Jude und Christ, die ich ihm zum Lesen gegeben, brachten uns einander näher, und als ich ihm später auf seinen Wunsch den Reisepsalter geschenkt und ihm „Zieh in Frieden deine Pfade" hineingeschrieben hatte, wurden wir gute Freunde. Manch köstliche Viertelstunde habe ich an seinem Bette zugebracht und mich an der tiefen christlichen Erkentnis, mit der er begnadigt war, innig erquickt. Fast mit allen selbst weniger bekanten Liedern und Gedichten, durch die nur ein Hauch des h. Geistes ging, war er vertraut. Einmal bat er mich um Woltersdorfs Lieder, die ich ihm leider nicht verschaffen konte. Statt deren erhielt er durch die schon oben erwähnte Geberin das Gesangbuch der Brüdergemeinde; vorn hatte sie ein geistlich Lied und hinten ein hübsches Bergmannslied eingeschrieben, das ihm auch wolbekant war. Auf einen wunden Punkt aber traf man bei ihm mit der Frage nach seinem heimatlichen Pfarrer, dessen Kirche er seit längerer

Zeit gemieden hatte, weil er ihm in seinen Predigten, die gerade nicht ungläubig wären, doch nichts Rechtes gäbe. Diesem subjectiven Urteil und Thun gegenüber bemerkte ich, ob er auch nicht zu weit ginge, der Herr habe ihm doch diesen Prediger gesezt. Hochroth im Gesicht antwortete er: „Ja, nicht wahr, es klingt wol hart? Aber meine Frau ist darin eins mit mir, ebenso meine Eltern, Brüder und Schwestern: ich gehe dahin, wo ich Speise kriege für meine Sele!" Da er sehr erregt war, konte ich nur noch leise einschieben: „Vergessen Sie aber nicht, Ihren Pastor in die Fürbitte zu nehmen, das verlangt der Herr von Ihnen!"

Glück auf! möchte ich aus vollstem Herzen diesem lieben Bergmann immer zurufen, nicht blos, wenn er nach seinem irdischen Berufe wieder in die Tiefen der Erde steigen wird, sondern auch weil sein Christenpfad überwärts geht und er ihn hurtig läuft, die Lenden umgürtet und die Lampe in der Hand. Fahr' wol, du lieber Bergmann du!

Wie diesem Bergmann bei Lectüre, die ihm zugeschleppt wurde und ihm zu oberflächlich war, das Urteil „gewogen und zu leicht erfunden" gleichsam schon auf der Stirn stand, so gab sich auch bei andern Verwundeten in dieser Beziehung ein gesunder christlicher Geschmack kund. „Gottes Arbeiten an den Selen" hatte einer mit Begier gelesen und das Buch sich schön überzogen, und ein Unteroffizier hat mich um Bunyans Pilgerreise, die etwas lange ausblieb, unablässig angesprochen: ich athmete wirklich freier, als das Buch endlich ankam, durch welches der h. Geist ihm mal besonders ins Herz gegriffen hatte. Einst wurden „Kamerad Hechel" und „das Trostbüchlein" in vielen Exemplaren geschickt, aber es gab in 2 großen Krankensälen ein solches Eifern darum, daß ich für ein in Betreff guter Lectüre etwas stiefmütterlich behandeltes Lazareth fast nichts davon retten konte, sondern auf andere Hülfstruppen warten mußte, die dann auch aus Berlin, aus der Niederlausitz und vom Rhein her recht zahlreich einpassirten. Tausend Dank den lieben Büchersendern bei dieser Stelle! Der Herr vergelt's! — Die guten Bücher sind meist als Eigentum der Verwundeten mit in ihre Heimat gewandert und üben hoffentlich dort ihre stille Mission.

Wunderbar ist's mir mit einzelnen Tractaten, die ich verteilte, gegangen. Die gebildeteren Soldaten schreckten davor förmlich zurück, als ekelte sie solcher Speise, und ich fürchte, das kam nicht blos vom natürlichen Menschen her, sondern die Leute merkten an feinen Fühlfäden die klug berechnete arme menschliche Zuthat bei den meisten Geschichten und verloren von vornherein den Geschmack dafür: Gottlob! daß ich's bezeugen darf, gerade solche haben das Wort Gottes mit Heißhunger verlangt und selbst eine scharfe Bußpredigt gern hingenommen. Mich dünkt, es wäre drum gut, wenn auch das Tractateschreiben mehr unter der Zucht des h. Geistes, der ja ein Geist der Wahrheit ist, geschähe: durch fingirte Geschichten, die als wirklich vorgekommene Thatsachen angesehen werden sollen, reißt man Zions Mauern mehr nieder, als daß man sie bauen hilft.

Der religiöse Sinn unter unserm preußischen Militär hat mich aufs Neue mit inniger Liebe und tiefem Respect gegen dasselbe erfüllt. Wie andächtig und demütig habe ich Offiziere und Gemeine auf die Predigt des Evangeliums lauschen sehen, und es ist mir wie ein heilig Glaubenslachen durch die Sele gezogen, daß der Herr sich auf diesen Krankenfeldern manche Garbe für die himlischen Scheuern gebunden!

Sonderlich der 23. Psalm — eine Erfahrung, die ich auch von Amtsbrüdern habe aussprechen hören — war an den Schmerzensbetten ein willkommenes Labsal: es schien, als hätte es der h. Geist den Fiebernden gleichsam „mit der grünen Aue und mit den frischen Wasserbächen" angethan und als fühlten die, welche durchs dunkle Todesschattenthal mußten, sich wirklich den Stecken und Stab in die Hand gedrückt, auf den gestüzt sie jubiliren konten: „Wir fürchten kein Unglück!" — Ich glaube, man lernt diesen kurzen Psalm in seinen reichen Tiefen erst verstehen, wenn bei der begnadigten Sele das Flügelheben schon begonnen und sie die arme morsche Leibesbehausung zu verlassen im Begriff steht.

Lazarethgottesdienst habe ich oft gehalten, leider kam ich damit bei den vielfach weit entlegenen Häusern nicht sehr herum, und häufig gebot die locale Einrichtung, daß ich mich auf das Vorlesen eines Schriftabschnitts und Gebets an den einzelnen Krankenbetten beschränkte.

Unvergeßlich werden mir der Himmelfahrts- und erste Pfingsttag sein. Wie ergreifend war es, als an ersterem von den Schmerzensbetten aus verschiedenen Zimmern das herliche Pilgerlied erklang: „Himmelan geht unsre Bahn!" und brünstiger konte ich danach über meinen Text reden, der vom Schächer am Kreuz und seiner Paradiesesfahrt handelte. Und das liebe Pfingstfest in den Lazarethen?! — Nun freilich, ohne heimatliche Maien, ohne Kalmus! — aber doch nicht ohne den heiligen Geist, hochgelobet samt dem Vater und dem Sohne in Ewigkeit! Halleluja! Als ich gern vor einer Predigt das Lied: „O heil'ger Geist" gesungen und dazu gute Stimmen werben wollte, rief mir einer entgegen, er habe es schon den ganzen Vormittag leise für sich gesungen. Die Pfingstpredigt hatten manche aus guten Predigten schon lange vorher gelesen. Wie gern wären sie daheim mit dem Haufen zum Hause des Herrn gewallt! —

Und mit welcher rührenden Liebe nahmen die preußischen Verwundeten sich der verwundeten Dänen an, durch deren Geschosse sie doch häufig unheilbares Siechtum davontragen! Statt einzelner Fälle, die ich anführen könte, gebe ich als Belag dafür folgende Geschichte, die ein durchreisender Amtsbruder mir mitteilte. Ein schwerverwundeter dänischer Offizier liegt auf dem Sterbebette, ein gesunder preußischer Lieutenant befindet sich in demselben Zimmer. Von dem Dänen ans Bett gerufen,

wird er aufgefordert, ihm das liebe Vaterunser zu beten. Er thut's mit großer Freude. „Nun aber auch den christlichen Glauben!" fährt jener fort. Der Preuße thut's sehr gern. „Und nun noch ein Gebet so recht innig aus dem Herzen!" bittet jener. Und dies Gebet ist sehr lang geworden, der Däne hat nicht genug hören können, und der Preuße hat immer wieder aufs Neue anfangen müssen und ist in seiner betenden Liebe nicht müde geworden. Das hat von 3 — 6 Uhr Morgens gewährt; um 6½ Uhr ist der Däne zum Herrn gegangen, um mit Ihm noch süßere Zwiesprach unter den Lebensbäumen zu halten, die nie ein Ende nimt.

Den armen Dänen konte ich außer neuen Testamenten und Gesangbüchern auch christliche Bilder verabreichen, mit denen ich aus meiner heimatlichen Gemeinde reich versorgt wurde. Einen sehe ich immer noch, wie er sich an dem Bilde des guten Hirten, der das verlorne Schäflein auf den Achseln trug, labte. Derselbe fand groß Wolgefallen an der Christenfreude, woraus er mir einst sehr erbaulich „O Haupt voll Blut und Wunden" las; er konte auch gut den Dollmetscher für seine nicht deutsch sprechenden Landsleute abgeben.

Von der dänischen Sprache nur drei kleine Proben, die leicht verständlich sind, und, wenn man sich dieselben als geistliches Labsal von armen Verwundeten gelesen denkt, tief ergreifend klingen. Es sind für die Dänen in den Lazarethen tausend kleine Gesangbücher gedruckt, die alle mit den Versen anfangen:

„Skrivdig, Jesu, paa mit Hjerte,
O min Konge og min Gud!"

Wie leicht verständlich auch der Vers:

„Befal du dine Veie
Og al din Hjertesorg
Til hans trofaste Pleie,
Som boer i Himlens Borg!
Hom, som kan Stormen binde
Og lede Bølgen blaa,
Han kan og Veien finde,
Hvorpaa din Fod kan paae!"

Endlich Joh. 3, 16: „Thi saa haver Gud elsket verden, at han haver givet sin Søn den eenbaarne, paa det at hver den, som troer paa ham, ikke skal fortabes, men have et evigt liv."

Das Dänische hat mit dem Plattdeutschen viel Verwandtes: das durchgestrichene o wird = ö, v = w gesprochen.

Was Ezechiel 30, 24 von dem Winseln eines tödtlich Verwundeten zu lesen steht, habe ich bei zwei Dänen und einem Preußen gefunden. O über die Verlegenheit, die einen da befällt! Es ist, als wären die Gebetsflügel geknickt und als wollte der h. Geist nur unaussprechlichem Seufzen im Herzen Raum geben!

So fand ich einen frommen Dänen, dem ich bei seinem heißen Schmerze immer nur das Wort „Gott!" wie einen Lichtfunken in die Sele werfen konte. Später bekam er, wie sein oben erwähnter Landsmann, großes Wolgefallen an der Christenfreude und an sonstigen christlichen Bildern. Er ist besser geworden und betete immer sehr gern mit mir. Ein anderer Däne aber schien eine nationale Abneigung gegen mich zu haben und ließ mich, so oft ich nach seinem Befinden fragte, immer sehr kurz an. Da verlangte er eines Tages ein Buch von mir, wo auf einer Seite dänisch und deutsch zugleich stand, eine Sprache in die andere übersezt. Ich konte aber beim besten Willen solch Buch lange nicht auftreiben und der Däne verbarg sich mir in immer unangenehmere Kürze. Endlich brachte ich eins und sein Gesicht strahlte vor Freude: ich hatte ihn gewonnen, denn er hatte gefühlt, daß ich ihn liebte: leider war diese günstigere Stellung zwischen uns beiden kurz vor meiner Abreise, ich habe sie doch aber, was ihn betrifft, ohne den Stachel im Herzen antreten können, daß er etwas wider mich habe. Noch einem andern Dänen war das linke Auge ausgeschossen: ich klang an die Stelle Mc. 9, 47 an, und er dankte mir einverstanden.

Ja, ein köstlich Amt war es, allen diesen teuer erkauften Selen als Diener Christi den Frieden predigen zu dürfen, den die Welt nicht kent. Nur so oft bin ich verstimt gewesen, daß ich nicht mehr Geschick, nicht Mund, Hände, Füße und Güter tausendfach gehabt: aber der Herr ist Alles in Allem gewesen und hat meine Schwachheit angesehen! — Von einem Ekel über Wunden habe ich nie etwas empfunden, wol aber eine große Schüchternheit, wenn viel besuchendes Publicum die Krankensäle füllte und die gesegne Stille derselben unterbrach. Ich sagte mir dann wol leise ins Herz: „Um Jesu willen!" und suchte mich an die ganze Welt nicht zu kehren. Einmal hatte ich das Evangelium vom reichen Mann und armen Lazarus vorgelesen und betete eben mit den Verwundeten, als mit großem Geräusch eine dänische Dame ins Zimmer trat und Kind und Dienerin mit Eßwaren im Gefolge. Ich unterbrach mich, bat sie, einen Augenblick Geduld zu haben und betete dann weiter. Gut wäre es gewesen, wenn wir Geistliche, von besonderen Notfällen abgesehen, solche Stunden zu Lazarethbesuchen hätten haben können, wo diese materielle Pflege, die ja sonst sehr dankenswert war, nicht störend eingriff. Die lieben pflegenden Schwestern waren darin ungemein zart und wußten immer mit feinem Tact jede Störung fern zu halten: sie sind mit ihrem stillen Dienen in der Liebe manchem armen Soldaten Predigerinnen der Gerechtigkeit geworden und werden Allen, die in

ihre Pflege befohlen waren, am jüngsten Tage fröhlich in die Augen schauen können.

Auch der köstliche Johanniterorden, den der Herr vieltausendmaltausend segnen wolle, hat uns Dienern am Wort seinen Johannessinn reichlich kund gegeben. Möchte allen seinen edlen Gliedern in Zeit und Ewigkeit der Platz beschieden sein, da St. Johann gelegen! — Auch haben sie nach Art des Johannes, dem sie ja eigentlich ihren Namen verdanken, manch im Sündigen stark gewordenes Herz zur Buße gerufen. „Welche Opferfreudigkeit haben die Johanniter! Mit welcher Treue dienen ihre Frauen und Töchter den Kranken!“ „Welch ein Geist ist das? Woher komt das?“ So habe ich öfter entschiedene Weltleute ausrufen und fragen hören, und es war der h. Geist, der mit solchen Ausrufen und Fragen ihnen und Andern ans Herz klopfte und von dem für sie Geheimnisvollen im Wesen dieses Ordens sie sänftiglich in Seilen der Liebe zu dem Verständnis des Opfergeheimnisses auf Golgatha ziehen wollte.

Die teuren Verwundeten aber, die geistlich und leiblich krank des barmherzigsten Samariters Durchhülfe haben erfahren und dabei schmecken dürfen, wie zerbrochenen Rohrstäben und glimmenden Tochten gegenüber Sein Gang leise ist und Sein Odem sacht, wolle Er hingehen lassen in das Leben, desgleichen zu thun in Seiner Nachfolge, bis einst ihre Augen dunkel und ihre Füße müde werden.

Derer aber, die da überwunden haben durch des Lammes Blut, gedenke ich unter Lob und Preis in der Glaubenszuversicht, daß das Kyrie eleison auf ihren Lippen gewandelt ist in die Stimmen, die da sind als der Harfenspieler, die auf ihren Harfen spielen!

---

## Dankgebet eines preußischen Pastors nach dem Siege bei Düppel.

Herr Gott, himlischer Vater, Du Herr der Herscharen, die hienieden und die droben sind, wir sind hier vor Deinem Angesichte, um die Opfer unseres Dankes zu bringen, daß Du durch Jesum Christum unsre Macht bist und unser Psalm und unser Heil, daß man mit Freuden singet von dem Siege in den Hütten der Gerechten: „Die Rechte des Herrn behält den Sieg, die Rechte des Herrn ist erhöhet, die Rechte des Herrn behält den Sieg.“ Ps. 118, 14—16.

Das ist die Freude, die in diesen Tagen durch unser ganzes Volk und Land zieht, und von dem Palaste unseres Königs bis zur niedrigsten Hütte, durch alle Fluren daheim und durch die Gezelte in den Lagern der Krieger geht der helle Ton der Freude: „Der Herr hat Großes an uns gethan, deß sind wir fröhlich!“ Denn nicht uns, Herr, nicht uns, sondern Dir allein geben wir die Ehre.



Du hast geholfen und Deine Verheißung bei denen nicht lassen zu Schanden werden, die ihre Hoffnung auf Dich setzen. Du hast unsere Brüder unter den Waffen zu Helden gemacht, daß sie ihre Schwachheit nicht angesehen, sondern sich auf Dein Wort verlassen und durch dasselbe eine Kraft angezogen haben, die alle Feinde und ihre Wehr niederwerfen konte. Du hast ihre Augen wacker gemacht mit dem hellen Lichte Deiner Zusagen, ihre Arme gestählt mit Deiner Stärke und am gesegneten Rüsttage ihr Verlangen gestillt, noch einmal, ehe sie den entscheidenden Gang zum Ueberleben oder Sterben, aber immer zum Siege, antraten, sich mit dem Leibe und Blute Deines lieben Sohnes im heiligen Abendmal zu verbinden. Du warst mit ihnen, daß sie die Schrecken der Ewigkeit und das Gericht derselben nicht zu fürchten hatten, sondern — mit Dir versöhnt — als Deine erwählte Schar, unter dem Rauschen ihrer Preußenfahnen das eigne Blut im fröhlichen Opfergange und als Gott ergebene Helden verspritzen konten — wer wollte da wider sie sein? — Da mußte fallen die Burg von Erde gebaut, wie fest und sicher sie auch war, denn eine feste Burg ist unser Gott. Mit Deiner Kraft konten sie über die Mauern springen und über die Wälle und Schanzen steigen. Du führtest durch unsichtbare Scharen sie unwiderstehlich und sicher über die Gräben, die der Feind gegraben, und dessen Spieße und Schwerter und Schilde zerbrachst Du. Du, Herr Gott, der Du die Elemente dieser und jener Welten in Deiner Hand hast, der Du mit Wolken und Regen oder mit Nacht und Tag die Erde zur Hülfe für Helden und die Mere unter Brausen zu Genossen des Kampfes machen kanst, hast dem Dräuen der Feindesschiffe geboten, daß sie keinen Rath mehr wußten, Ps. 107, sondern ohnmächtig davon mußten! Wie sollen wir für Deine Güte genugsam danken und die Wunder erzählen, die Du gethan hast? Laß es Dir wolgefallen, daß wir den Glanz des Sieges, den Du verliehen, mit dem glorreichsten Schmucke umkleiden, indem wir ihn als ein Geschenk Deiner Gnade und als ein Unterpfand für die Gewißheit hinnehmen, daß Du Dich zum Rechte und zur Gerechtigkeit auf Erden bekenst und den Gebeugten aufrichtest und den Unterdrückten zum leuchtenden Zeichen Deiner Wahrheit setzest.

Darum dürfen wir getrost den Mund aufthun, gewiß Du erhöreſt die Bitten, die wir im Herzen bewegen. So befehlen wir Dir vor Allem den teuern König und sein ganzes Haus. Wie Du ihm unter schweren Sorgen Deinen starken Arm geoffenbaret und ihn wider alle Feinde mit dem Glanze dieses Sieges umgeben, wie Du ihn seinem Königlichen Hause zur Freude und zum Heile des Volkes mit einem weichen landesväterlichen Herzen begnadigt hast, das warm und tief die Lust und das Leid seiner Unterthanen mitfühlt und teilt, so fahre fort, ihn im Bekentnisse zu Deinem Dienste zu bewahren und ihn zum starken Hort der Wahrheit und Gerechtigkeit in unserm und allen deutschen Landen zu machen. Vornämlich decke Deinen Schild über Leib und Sele seiner mannhaften Krieger.

Erfülle sie mit dem Gefühl von der Herlichkeit dieses Berufes, daß sie sollen Unschuld und Recht wider alle Gewalt und List beschirmen und Sünde und Frevel in Deinem Namen bewältigen; daß sie Dein Gebot und ihres Kriegsherrn ehrenden Ruf allein vor Augen und ihren heiligen Schwur im Herzen haben. Gib allen ihren Führern und Feldherren, von dem fürstlichen Helden an bis zu dem lezten Vorgesezten, Gottesfurcht und Glück im Streit, Treue im Dulden, Klugheit im Ausführen des Kampfes, felsenfestes Vertrauen bis zur Vollendung. Gieße den Geist des Gehorsams über alle Glieder des Kriegsheres, bewahre sie in keuscher Zucht unter den Versuchungen ihres Berufes und laß sie eingedenk bleiben, daß sie auch als Vollstrecker Deines Willens Nachfolger Deines lieben Sohnes Jesu Christi sein sollen. —

Diejenigen unter ihnen, die Du wolbehalten aus dem blutigen Kampfe geführt hast, wolleſt Du unter der seligen Gewißheit, daß, ob Tausend fallen zu ihrer Seite, es sie ohne Deinen Willen doch nicht treffen kann, fröhlichen Mutes weiter ziehen lassen zu neuen Siegen, bis aus dem lezten entscheidenden Siege ein redlicher und dauernder Friede hervorgehe.

Mit ihnen begleite die Fahnen unserer tapfern Bundesgenossen mit gleichem Segen und erhalte das herliche Band der Gemeinschaft auch nach dem Kriege zum Heile unseres engeren preußischen und zur Wolfahrt unseres weiten deutschen Vaterlandes, damit vor der Eintracht der Geist der Zwietracht und des Haders schwinde, und der Welt es überwältigend vor die Augen trete, daß von Dir die deutsche Nation gerüstet ist, geduldig und schwer zu tragen und still und demütig ihre Wege zu gehen, daß sie aber, wenn sie aufsteht auf Dein Geheiß und ihrer Fürsten Ruf, durch Deine Gnade nicht ein ohnmächtiges Volk ist, geordnet zum Werkzeuge des Friedens und der Wolfahrt unter den Völkern.

Die Verwundeten unter unsern Brüdern erquicke unter dem Aechzen ihrer Lippen mit dem Gefühle Deiner Nähe. Wenn die zerrissenen Glieder brennen, gieße Balsam in die Wunden, daß sie schnell und glücklich heilen. Ihre Selen aber fülle mit dem größeren Mute, so lange es Dir gefällt auch zu entsagen und zu verzichten, wo der Thatendrang forteilen möchte und reich zu werden in der heiligen Stille des Krankenlagers an Geduld und Erfahrung himlischer Kräfte.

Den Gefallenen bereite ein ehrenvolles Grab im fremden Lande und laß unter dem Kreuze, als dem Zeichen des Todes aber auch des Sieges ihres und unseres Lebensfürsten, ihre Leiber ruhen bis zur fröhlichen Auferstehung, ihre Selen aber wolleſt Du durch Jesum Christum gnädig ausgeführt haben in die ewigen Hütten, wo sie von dem Siege singen über Tod und Gericht und die Palmen der Ueberwinder tragen.

Denen aber in unserem Vaterlande, die noch harren auf Kunde von ihren Lieben und schwanken zwischen Furcht und



Hoffnung, schenke bald fröhliche Nachricht und laß sie in der Ungewißheit stark sein in der Gewißheit, daß denen, die Dich lieben, Alles, auch die Zeit eines langen und bangen Wartens, muß zum Besten dienen.

Lieber himlischer Vater, der Du Liebe geboten hast auch gegen die Feinde, wir bitten Dich, daß Du auch an unsern Widersachern mit Deinem Segen nicht vorübergehest. Auf welche unter ihnen das Gewicht der Schuld fällt, daß sie Gewalt und Unrecht geübt und in unbändigem Trotze beharrt haben, wir wissen und verstehen es nicht, das weißt Du allein vollkommen. Aber das wissen wir, daß Du es gerne siehst, und daß es doppelte Freude wäre, wenn den Ueberwundenen und Gefangenen immerdar die Hand der Versöhnung gereicht würde, und wenn das ganze Volk der Gegner mit uns, ein jeder an seinem Herde und in seinem Hause, in Ruhe Dir dienen könte; wenn das Land, durch das die Kriegeswetter toben, dessen Fluren verwüstet, dessen Dörfer und Städte verhert werden müssen, sich bald wieder aufrichten könte in der ganzen Schöne, die Du ihm im Kranze der Völker bestimt hast und alle Teile darin im wachsenden Wolstande gedeihen könten. Laß darum wiederkehren das Kleinod des Friedens und bewahre uns ihn als Abbild Deines ewigen Friedens.

Wir aber, getreuer Gott, zu deren Dank und Bitte Du in Deinem Heiligtum Dein Ohr geneigt hast, wollen freudig vor Dir geloben, in den Opfern unserer Liebe für die Brüder, die auch für uns auf die Wahlstätten treten müssen, nicht müde zu werden, sondern gern uns Herz und Hand bewegen zu lassen zu Gaben für die Verwundeten, diesen zur Freude, und zu Unterstützungen zum Troste für die, welche in den Entschlafenen Väter und Versorger verloren haben, damit der Witwen und Waisen Thränen getrocknet werden und ihre Augen nicht anklagend zu Dir aufblicken. Und da wir nach Deinem Willen in unserm Berufe den Ehrenschmuck der Krieger nicht umthun und die Waffen von Stahl und Eisen in unsere Hand nicht nehmen können, so wollen wir vor Dir allezeit fürbittend die Waffen des Gebets führen und mit ihm allezeit die Feinde des Leibes und der Sele, die nach unsern Brüdern stehen, abwehren und herbeirufen die unsichtbaren himlischen Herscharen, auf daß sie um die Unsrigen sich lagern, bis wir nach Deinem Willen hier oder dort mit ihnen wieder vereint werden und einst Dich ohne Aufhören in den Hütten des ewigen Sieges loben und preisen können. Halleluja! Amen.

## Jacob Grimms Schüler und Verehrer nach ihrer kirchlichen Seite.

Johann Heermanns geistliche Lieder. Herausgegeben von Philipp Wackernagel. Stuttgart, Verlag von S. G. Liesching.

Jacob Grimm hat nach der kirchlichen Seite eine merkwürdige Mannigfaltigkeit von Schülern und Verehrern nachgelassen. Heinrich Leo eignet ihm den zweiten Band seiner Universalgeschichte zu, und Gervinus in der Dedication seiner Geschichte der deutschen Dichtung kann nicht Worte genug finden, dem berühmten Bruderpaar, dem er in Erinnerung an das Göttinger Exil noch den Namen Dahlmann beigefügt hat, seine Ovation zu Füßen zu legen. Leo und Gervinus eins in einer Verehrung! Mustern wir in kirchlicher Hinsicht die Jüngerschar noch genauer, so treffen wir auf der einen Seite bei Leo die enschlossenste Tapferkeit, für den Herrn und sein Reich einzutreten; Vilmar sieht seine specielsten Landsleute, auf die er stolz ist, als seine Nutritoren an, aber kent auch keine Furcht für die Kirche, wenn es sein müßte, zum Märtyrer zu werden; Giesebrecht in seiner Kirchengeschichte faßt diese in ihrer ersten Hälfte, was sie auch wesentlich ist, was aber in der modernen Zeit Niemand auszusprechen gewagt hat, als Missionsgeschichte auf; und Philipp Wackernagel, wie sein oben genantes Buch abermals bezeugt, hat den Grimmschen Erwerb zur Wiederherstellung, Erläuterung und Verbreitung unsrer kirchlichen Poesie verwandt, — hier streitet und missionirt man also für die Kirche. Lassen wir aber auf der andern Seite die Namen Perz, Waiz, Schaumann, Lamdau, Droysen, Gervinus, Häuser, v. Sybel, Scherr an uns vorübergehen, so finden wir bei hohen historischen Verdiensten eine Nüancirung des Kirchlichen, die vom kirchlichen Anstand und Berücksichtigung der noch bestehenden Anstalt, durch innere und äußere Kälte bis zum gänzlichen Indifferentismus und durch diesen hindurch, wenigstens bei dem lezten Namen, bis zum kirchlichen Haß fortschreitet; wenn die erstgenanten für die Kirche missioniren, die Heiden gern in Christen verwandeln wollen, so fehlen hier solche nicht, denen es ganz recht wäre, wenn man die Christen wieder in Heiden verwandelte.

Erlauben wir uns hier bei Nennung des lezten Namens, für dessen neuestes Buch, Blücher betitelt, das unsymmetrisch in drei Bänden eine Geschichte der neuern Zeit von 1740 bis 1815 enthält und uns viel Kummer gemacht hat, eine kleine Abschweifung; dieser Blücher ist ein elendes und doch bedrohliches Buch. Jean Paul Richter hat bekantlich den Sterneschen Humor aus England hergeholt und ihn bei reichlichem Biertrinken mit Mondenschein, Rosenblättern, Nachtigallentönen und Wolken, die Engel verhüllen, edlen Schulmeistern und unedlen Pastoren, vornämlich aber mit einem Treffer Namen zu geben, ausgestattet. Der Engländer Thomas Carlyle nimt nun den Richterschen Humor nach England zurück und prägt ihn Johnbullisch aus, steht zur Kirche ungefähr wie Shakespeare, cultivirt aber das Richtersche Namen-Geben weiter bis zum Beinamen-Geben an historische Personen seiner Französischen Revolutionsgeschichte und seiner Geschichte Friedrichs II., wodurch er diesen Geschichtswerken, in denen sich die Personen so leicht verwischen und verschwimmen, den Dienst unserer jezt so beliebten Illustrationen erweiset. Die Demokratie und Ausländerei in dem Zürcher Scherr (wir wissen nicht, ob er ein geborner Schweizer oder Deutscher ist) kopirt nun den Engländer in seinem „Blücher" dergestalt, daß man auf allen Schritten und Tritten auf den Britten stößt, mitunter nicht ohne Geschick; wenn ersterer aber in seinem Nationalstolz sich mit Spott- und Beinamen-Geben gegen Franzosen und Deutsche wendet, so hat dieser elende Deutsche nur Spottnamen für alle Deutsche, die keine Demokraten sind, vornämlich für den König Friedrich Wilhelm III.; er läßt deutsche Fürsten und deutsche Kirche genießen, womit der Engländer das Ausland bedenkt. Das Resultat seiner Geschichtsforschung und Darstellung ist, Interessen und Leidenschaften machen die Geschichte, die Kirche ist eitel Pfaffenbetrug und die Fürsten sind nichts Besseres, als wozu sie Behse gemacht hat. Und dieses Menschenkind, diese deutsche Unnatur hat sich mit dem Nibelungenliede beschäftigt, hat viel darüber geschrieben und hat seiner Verehrung gegen Jacob Grimm kein Hehl. „Wird einst der Freiheit Stunde schlagen" und wir Geistlichen bleiben ungehangen, so wird es dieser Männer Schuld nicht sein.

Doch kehren wir zu Jacob Grimm zurück und wenden uns der Frage zu, wie diese disparaten kirchlichen Ausschreitungen bei seinen Schülern und Anhängern zu erklären sind. Wir finden einen doppelten Grund, einen, der in Jacob Grimms Persönlichkeit, einen andern, der in dem Charakter seiner Zeit vorliegt.

(Schluß folgt.)

---

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz in Berlin. Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

# Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1864. Mittwoch den 6. Juli. № 54.


## Fichte und die Kirche.

Johann Gottlieb Fichte im Verhältnis zu Kirche und Staat von Adolph Lasson. Berlin und London, 1863.

Unter der Flut von Schriften und Schriftchen, welche der nach hundert Jahren wiedergekehrte Geburtstag des großen deutschen Denkers hervorgerufen hat, nimt das angezeigte Buch eine bedeutende Stellung ein. Es ist ungleich mehr als eine bloße Gelegenheitsschrift und gibt nicht, wie die meisten, vom Standpunkt irgend einer Partei, eine Apotheose des Philosophen, sondern läßt ihn aus seinen Schriften selbst zu uns reden, so daß das Bild, welches wir von ihm gewinnen, kein aufgedrungenes, sondern ein frei in uns erzeugtes ist, wobei der Verfasser für sich nur die Aufgabe festhält, gewisse Gesichtspunkte hinzustellen und das ganze Bild ins rechte Licht zu setzen. Ein solcher Gesichtspunkt ist vor Allem gleich dieser, daß uns die ganze Erscheinung Fichte's nötigt, zu ihm in ein persönliches Verhältnis zu treten, den Menschen und den Denker nicht auseinander zu halten. Denn Alles, was Fichte gedacht hat, das hat er auch gelebt; Alles, was er geschrieben und geredet, ist durchwärmt von dem Lebenshauche einer eigentümlich gearteten, charaktervollen Persönlichkeit; und dieses Leben und diese Persönlichkeit bedarf keiner Verschleierung oder Beschönigung. „Je treuer das Bild, je tiefer die Kentnis, desto mehr wird man ihn lieben und ehren" — ist freilich das Wort seines liebenden Sohnes; aber so lange wir bei dem Maßstabe der Justitia civilis stehen bleiben, müssen wir diesem Urteil beipflichten. Hat Fichte nun schon als Mann aus einem Guß unsere volle Teilnahme, wie denn bei einfachen aber starken Charakter meist Inneres und Aeußeres vollkommen zusammenstimmen: so steigert sich dieselbe, wenn wir uns genötigt fühlen, ihn auch als einen recht eigentlich deutschen Denker anzusehen. Die Familiensage gibt ihm freilich einen Schwedischen Eltervater, einen Wachtmeister aus Gustav Adolfs Here, der, verwundet zurückgeblieben, zuerst ein Pflegling, dann ein Glied der alten Lausitzer Familie geworden wäre; aber die Schweden waren ja auch damals noch nicht und sind im Kern des Volkes auch jezt noch nicht die „Franzosen des Nordens", wie man heut zu Tage die oberen Schichten desselben genant hat. Jedenfalls waren Fichte's nähere Voreltern Männer von ächt deutschem Schlage, von starkem Willen und festem Wort, und dieses Gepräge ist unverfälscht auf den Enkel fortgeerbt. Ist's auch etwas hart für die Franzosen, unsere Erbfeinde, wenn er bei ihnen das Grundübel unserer Zeit findet: „das Abgestorbensein für die sittlichen Mächte des Lebens", so liegt doch eine Wahrheit darin, die besonders für unsere Modernen ein Warnungsruf sein müßte. Also Fichte ein ächt deutscher Denker, aber auch ein christlicher? — dieses zu beantworten, ist eben die Aufgabe, die sich der Verfasser gestellt hat. Ehe wir aber seinen eingehenden Untersuchungen folgen, wollen wir noch einmal den Stamm ansehen, auf dem dieser kräftige Zweig erwachsen ist. Da möchten wir schon des heimatlichen Bodens gedenken, wo Fichte's Wiege gestanden. Sein Heimatsdorf Rammenau liegt in der Oberlausitz nahe bei Pulsnitz, von wo der erste Lutherische Missionair (Ziegenbalg) und der Bildhauer Rietschel ausgegangen ist, der geniale Meister des Lutherdenkmals in Worms, und es gibt außer dem Kernvolk der Altpommern und Westfalen wol kaum einen Stamm im deutschen Lande, bei dem sich so viel ächtchristliche Zucht und Sitte erhalten hätte, als die Bewohner der Oberlausitz. Auch in Fichte's Elternhause war das gute Erbe frommer Väter treulich bewahrt worden. Mit dem Lesen zugleich lehrte ihn der treue Vater fromme Sprüche und Kernlieder, und bald erhielt der Kleine das Amt, der Familie das Morgengebet und den Abendsegen vorzulesen. Aus treuer Elternpflege kam der Knabe in die geistige und geistliche Zucht eines würdigen Predigers, Namens Diendorf, der bald die Gabe an ihm bemerkte, eine vernommene Predigt fast wörtlich wiederzugeben, und zwar so, daß man an Ton und Ausdruck die Beteiligung des Herzens wahrnehmen konte. Durch ihn ward er dem Freiherrn von Miltitz empfohlen, der den strebsamen Knaben nach einigen Jahren der Vorbereitung der Fürstenschule zu Pforta übergab. Inwiefern nun da der Keim kindlicher Frömmigkeit genährt worden sei, läßt sich schwer nachweisen. Obgleich die Sächsischen Fürstenschulen ursprünglich auf dem Grunde eines enschiedenen Bekentnisses erbaut waren und alle ihre Ordnungen eine religiöse Basis hatten, so war doch das antik-classische Moment so vorwiegend, daß die kirchlichen Institutionen, die das ganze Anstaltsleben durchzogen und regelten, von den jugendlichen Geistern nur als Fesseln getragen, selten geliebt und geehrt wurden. So war denn auch der Wahlspruch, den sich unser Fichte wählte:

„Si fractus illabatur orbis, impavidum ferient ruinae",

mehr der eines Cato, als eines Paulus, und das Stehen auf

der Kraft des „Ich", welches später den Grundton in seinem Leben und Denken bildete, machte sich schon damals geltend. Nur ein Zug aus seinem Schulleben *) weist zurück auf das Paradies kindlicher Frömmigkeit, welches im Elternhause so lieblich gepflegt wurde. Als ihm einmal der Druck des Pennalismus von Seiten eines rohen Obergesellen unerträglich wurde, beschloß er, sich dem Unerträglichen durch die Flucht zu entziehen. Schon lagen die düstern Mauern Pforta's hinter ihm und die weite, freie Welt vor ihm. Da gedachte er im Laufen des Spruches seines alten Predigers, daß man jedes Werk mit einem Gebete um göttlichen Beistand beginnen solle, und auf einem schönen Hügel sank er nieder auf die Knie. Aber während des Gebetes fielen ihm seine Eltern ein, ihre Sorge um ihn und der sie vielleicht tödtende Gram, wenn er jezt plötzlich verschwände (denn seine Phantasie war voll von Robinsonaden, die jenseits des Weltmeeres spielen sollten). Sie niemals wiederzusehen, dieser Gedanke faßte ihn mit ganzer Gewalt, und sein Mut und seine Freude am Wagstücke waren mit einem Male dahin. Er beschloß eilig umzukehren und jeder Strafe sich auszusetzen, um nur seine Mutter einst wiedersehen zu können.

Man verzeihe diesen biographischen Excurs. Es kam nur darauf an, nachzuweisen, wie dem Gemüte Fichte's in der zartesten Kindheit Züge eingeprägt worden waren, die sich später durch alle Gänge und Irrgänge einer sceptischen Speculation nicht ganz austilgen ließen. Wie Schleiermacher und Jacob Fries, die Beide Kinder der Brüdergemeinde waren, so fern sie, namentlich lezterer, in späteren Jahren dem positiven Christentum standen, sich allezeit einen stillen leisen Zug zum „Schönsten unter den Menschenkindern" bewahrt haben, wie selbst Ephraim Lessing die pietätsvollen Erinnerungen an das alte Pfarrhaus in Camenz niemals ganz los wurde: so finden wir auch bei Fichte allezeit eine gewisse Beugung vor der Macht des Kreuzes. Es hat etwas Ergreifendes für uns, wenn wir den titanenhaften Philosophen selbst zu der Zeit, als er öffentlich des Atheismus bezüchtigt und seines Lehramts in Jena entsezt wurde, jeden Tag die Hausgenossen um die Bibel versammeln sehen, wo er ihnen einen Psalm oder einen Abschnitt aus dem Lieblingsevangelium des heiligen Johannes auslegte, und was des Tages Lauf gebracht hatte, betend im Herzen bewegte. Nehmen wir dazu, daß seine Lebensgefährtin — bekantlich eine geborne Rahn aus Zürich, Klopstocks Nichte —, die an dem Ringen seines Geistes den innigsten Anteil nahm und in alle seine philosophischen Arbeiten eingeweiht war, die Bibel ihr liebstes Buch nante und nach ihres Gatten Tode das Studium derselben und anderer religiöser Schriften neben den Werken christlicher Liebe fast zu ihren ausschließlichen Beschäftigungen machte — weshalb ihr auch Merz unter seinen „christlichen Frauenbildern" eine Stelle geben hat*) —: so sind wir zu der Annahme vollkommen berechtigt, daß neben dem philosophischen Geiste in diesem Denker noch ein anderer Geist sein Werk gehabt hat, und daß in manchen Stunden ein Stärkerer über den Starken gekommen ist, wenn auch die Weisheit dieser Welt sich nicht bleibend beugen wollte unter die göttliche Thorheit des Kreuzes.

Dieses aus Fichte's Schriften nachzuweisen ist nun auch im Wesentlichen die Aufgabe, die sich Lasson in seiner gediegenen Arbeit gestellt hat. Es konte ihm nicht in den Sinn kommen, Fichte mit Gewalt zu einem Christen stempeln zu wollen, wie man es in eiteler Weise früher mit Hegel, Schiller und Göthe versucht hat; — denn dazu gehört vor Allem das Eine, daß man die Vernunft unbedingt gefangen gebe unter den Gehorsam Christi —; wol aber hatte er im Sinne darzuthun, daß Fichte's Denkweise „bei allen Mängeln eine innerlich kräftige Reaction des christlichen Geistes war gegen die Flachheit der Verstandesaufklärung" — S. 32 —, daß wir darum kein Recht haben, „eine Gestalt, wie Fichte's, kurzweg von der Kirche zurückzuweisen unter die Profanen und Ungeweihten, wie denn auch die aufgeklärten Leute unserer Tage sich hüten sollten, ihn für den Ihrigen zu halten" — S. 156.

Wir haben zu sehen, wie die Aufgabe gelöst worden ist. Zuerst ist nach Lasson festzuhalten, daß Fichte die Principien, die er gleich am Anfang seiner philosophischen Laufbahn aufgestellt, im Wesentlichen festgehalten und nur die Form der aus diesen Principien hergeleiteten Anschauungen und die Anwendung auf specielle Punkte geändert hat. Wir könten demnach nur von einem Unterschied des werdenden und des gereiften Denkens reden, nicht aber von zwei ganz verschiedenen Standpunkten seines Philosophirens, von denen der eine der Jugend, der andere dem gereiften Alter angehörte, wie solches etwa bei Schelling der Fall war.

Die „Selbständigkeit des Ich" allem äußerlich Bedingenden gegenüber, die Hoheit und Herlichkeit des sittlichen Willens war Inhalt und Ziel seines ganzen Systems, wie solches schon in „der Grundlage der gesamten Wissenschaftslehre" sciziert und dann durch die Arbeit eines ganzen Lebens nach allen Seiten hin ausgebaut und ausgebildet worden ist. — In der sittlichen Idee suchte und fand er allein wahre Realität; alles Andere ist ihm nur gesezt, damit der sittliche Wille sich demselben gegenüber geltend machen könne, alles materielle Sein im Wesentlichen nur Schein, und weit entfernt, das Gewisseste zu sein, nur Schatten des Schattens.

Fragt man aber: wo bleibt dem Ich gegenüber, nachdem die Sinnenwelt vor seiner Macht zusammengebrochen ist, die Gottheit, so erhalten wir die Antwort: „durch die freien Iche hindurch und in ihrer Freiheit wirkt als höchstes Harmonisirendes derselben ein heiliger Wille, eine moralische Ordnung, die Gottheit, welche damit zugleich höchster Quell der Freiheit

*) Nach „Fichte's Leben und Briefwechsel" von seinem Sohne. Leipzig 1862.

*) Merz, Christliche Frauenbilder (Stuttg. 1861). II. 290—308.

und der (inneren) Notwendigkeit ist." So ist Gott unserem Denker die einzige Realität, und die Liebe zu Ihm die Quelle aller Wahrheit und Gewißheit; denn das Absolute erfahren wir nicht im Wissen, für das Begreifen stellt es sich dar als das Unbegreifliche, man muß es in eigner Person sein und leben, um es sich anzueignen. — Verfolgen wir hier den Fichte'schen Gottesbegriff gleich weiter, so erkennen wir einerseits noch die mächtige Einwirkung Kants auf den Gang seines Denkens. Er sezt in der Abhandlung: „Ueber den Grund unseres Glaubens an eine göttliche Weltregierung", wie jener, an die Stelle des lebendigen Gottes die Abstraction einer „sittlichen Weltordnung" und kent nur die „wahre Religion des freudigen Rechtthuns." Andererseits folgt er aber auch dem Zug pantheistischer Anschauung, der, von Spinoza ausgehend, in der späteren Philosophie eine so mächtige Strömung gewann. Er spricht seinem Gott alles substantielle Dasein, alle Persönlichkeit ab; Gott ist ihm kein Sein, sondern ein reines Handeln, nicht Weltschöpfer, sondern lediglich Regent der übersinnlichen, sittlichen Welt, und darum ein Beweis für sein Dasein aus dem Dasein einer Sinnenwelt unmöglich und widersprechend.

Dennoch würden wir Fichte unrecht thun, wenn wir ihn einfach zu einem Pantheisten stempeln wollten. Die von ihm festgehaltene Unterscheidung zwischen dem Sein Gottes und seinem Dasein, zwischen dem Wesen Gottes und seiner Erscheinung rettet ihn vor diesem Vorwurf.

(Fortsetzung folgt.)

---

## Jacob Grimms Schüler und Verehrer nach ihrer kirchlichen Seite.

(Schluß.)

Wir wissen nicht, wie weit Grimms kirchliche Bedürfnisse je gegangen, noch ob, wie, wo und wann er sie in früherer oder späterer Zeit befriedigt hat, mögen auch darnach nicht forschen, um kein Geschrei zu machen, überblicken wir aber sein Wirken von der Herausgabe der Volks- und Hausmärchen an, durch die mittlere Zeit hindurch, wo uns Zuhörer aus seinen Vorlesungen erzählten, bis zu seiner Abhandlung über die Sprache, die uns sehr wehthat, und dem lezten öffentlichen Vortrage über die Freuden des Alters', wobei er ganz in die Stoa eingekleidet erscheint, so erinnert er unwillkürlich an einen andern Mann, der schon dem Urteil der Geschichte verfallen ist, Lichtenberg. Als in dessen jüngern Jahren die Welt der Empfindung für Klopstocks Messias schwärmte, wie für eine ausgeschüttete Salbe, und meinte, die Welt müsse vom Geruch der Salbe voll werden, wie das Haus davon voll ward, in welchem das Weib unserm Jesus die Füße salbte und mit den Haren ihres Hauptes trocknete, schüttelte er den Kopf und meinte, Alles, was hinter den Worten stände: Sing, unsterbliche Sele, der sündigen Menschen Erlösung, könne in seiner Erhabenheit ihm an die Stelle nicht reichen: ehe denn die Berge worden und die Erde und die Welt erschaffen worden, bist du Gott von Ewigkeit zu Ewigkeit; später klagt er, daß der religiöse Trieb in ihm sei wie ein erlöschend Feuer, und wollte den Untergang und das Ende aller Religionen daraus folgern und in Aussicht stellen. Aber wie große Gelehrte oft das Einfachste nicht begreifen, so begriff dieser große Physiker und Witzbold nicht, daß ein Feuer ausgehen muß, wenn kein Holz hinzugetragen wird, und die Kirche seiner Zeit hatte das Holz nicht oder er suchte es nicht, das Feuer mußte erlöschen. Diesem Geschick scheint auch Jacob Grimm erlegen zu sein. Dazu komt ein anderes; große Gelehrte, wenn sie lange leben, haben Kummer von ihren Schülern, so war es in früherer Zeit mit Heyne und Voß, und jüngst haben wir es erlebt mit Lücke, der nicht einmal lange gelebt hat. Wie viele seiner Schüler segnen ihn noch im Grabe für die Anregung und Wegweisung, die sie ihm verdanken, als aber das Kirchliche sich ausprägte, das seiner doch immer schwimmenden und schwebenden Natur widerstrebte und er so viele seiner besten Schüler mußte Lutheraner werden sehen, ward sein liebreiches Herz gallicht; ein Erlanger Student, der zu ihm kam und sich als solchen kundgab, konte Erlangen auf seinem Gesichte lesen und sein früher so segensreicher Studentenverkehr beschränkte sich zulezt auf Schweizer. Die Gnade Johannis des Täufers: er muß zunehmen und ich abnehmen, ist nicht immer den Gelehrten gegeben gewesen! Wie Heeren, der in seinen lezten Lebenstagen ein Buch von einem seiner Schüler über die Vertreibung der Könige aus Rom, die er vorzugsweise als eine Adelsrevolution hinstellte, in den Göttinger gelehrten Anzeigen bekant machte und seine Anzeige mit den Worten schloß: es sei für einen Lehrer eine besondere Freude, von seinem Schüler lernen zu können, erscheint uns Jacob Grimm in dem kurzen, aber bald gedämpften Streit zwischen ihm und seinen Schülern Müller und Schaumann nicht. Nehmen wir dazu: das von ihm geweckte deutsche Leben war schon da, als das christliche aufkam, man wandte sich ihm zu, die Repräsentation desselben in seinem Schwager Hassenpflug mit dessen Entschlossenheit, Raschheit, Rücksichtslosigkeit und politischer Eigenmächtigkeit war nicht geeignet, ihn dafür zu gewinnen, und so hören wir ihn denn auf dem Tage der deutschen Geschichts- und Altertumsforscher zu Lübeck es als einen Kanon verkündigen und aussprechen, daß alles Kirchliche von diesem Vereine sollte ausgeschlossen bleiben und sehen ihn in dieser Stimmung bis an sein Ende verharren. Wenn nun ein Teil seiner Schüler sich den Bestrebungen für das Religiöse und Kirchliche zuwandte und ihres Meisters Erwerb für die Kirche verwertete, so pflanzte der andere die Fahne der Demokratie auf. Aber als man ihn bei der bekanten Berliner Geburtstagsfeier mit unter die Fahne ziehen wollte, erklärte er öffentlich hinterdrein, daß er mit seinem Bruder „im Qualm von politischen Demonstrationen und Parteiungen nicht leben und gedeihen könte" und büßte dabei den größten Teil seiner politischen Popularität ein. Aber vor

der Vermälung des Deutschen und Religiösen verschloß er fortwährend seine Augen, das specifisch Christliche und dessen Träger waren ihm zuwider und von einer deutschen Volkskirche, die er nach unserm Dafürhalten hätte anstreben müssen, wollte er nichts wissen.

Die von Jacob Grimm abgewiesene Vermälung des Deutschen mit dem Religiösen hat sich nun in seinem hervorragenden Schüler Philipp Wackernagel, dessen Herausgabe von Johann Heermanns geistlichen Liedern wir hiemit zur Anzeige bringen wollen, vollzogen; wir gedenken bei dieser Anzeige nicht seiner zahlreichen Sammelwerke christlich-deutschen Lebens, sondern erinnern nur an seine Ausgabe von Paul Gerhardts geistlichen Liedern, die eine ungemeine Verbreitung erfahren und ihm sein Bestreben, das Grimmsche Wissen zur Wiedererweckung und Reinigung unsrer geistlichen Poesie zu verwenden, nach Verdienst gelohnt hat. Diese weite Verbreitung ist sehr begreiflich; denn Paul Gerhardt hat in seinem christlichen Gehalt eine solche unverwüstliche Volkstümlichkeit, daß er auch in der Rationalistenzeit vorhielt. Welchem Prediger hat es bei der Selsorge nicht schon das Herz bewegt, wenn er eine verirrte Sele gestraft und auf den rechten Weg zurückgebracht hatte, und sie ihn dann unter Handreichung bat, sie wegen der Uebertretung „nicht zu verachten!“ Paul Gerhardt hat es aus der Volkssele genommen und in den Vers seines: O Haupt voll Blut und Wunden, da es heißt: ich will hier bei dir stehen, verachte mich doch nicht, hineingetragen oder sie als etwas Verwandtes aus ihm geschöpft. Und werfen wir uns auf die andere Seite, auf die Seite des Volks und großen Haufens, so schließt das Posthorn des Schwagers, der Münchhausen durch das kalte Rußland fuhr, als die verfrornen Töne am Ofen aufthaueten, die Reihe seiner Volkslieder mit dem: Nun ruhen alle Wälder. Der Kreis der Heermannschen Dichtung ist nun nicht so weit, als der Gerhardtsche; sie ist aus den Leiden eines siechen Leibes und der betrübten Zeit des dreißigjährigen Krieges herausgeboren, aber sie verarbeitet diese Erfahrung mit einer intensiven Macht, namentlich die Schauer des Grabes zu überwinden, die der Gerhardtschen nicht blos gleichkomt, sondern sie noch übertrifft. Wir haben in Heermann unsern deutsch-poetischen Baxter wieder, nachdem wir den prosaischen Engländer des Namens, dessen Schriften aber nie in unserm Volke wurzeln werden, schon lange gehabt haben; beide tragen das sieche Leben in ihren Händen, es jederzeit abzugeben, und sind dadurch Tausenden von Traurigen und Sterbenden eine Trostquelle geworden. Welcher Prediger hat nicht bei Kranken-Beichtigung den Segen und die Macht des Heermannschen: Jesu deine heiligen Wunden, oder wie die reine Leseart ist: Jesu deine tiefen Wunden, erfahren und fehlte uns sein: o Jesu Christe wahres Licht, Erleuchte die dich kennen nicht, so wären wir bei unsern Missions-Gottesdiensten gar sehr verlegen, denn was die modern-christliche Poesie in ihrer großen Liebe für die Mission darüber zu Tage gebracht hat, das ist so. Wir leben nun nicht in den Zeiten eines dreißigjährigen Alles verwüstenden Krieges, sondern genießen undankbar den Segen einer fu-fzigjährigen Friedenszeit; wenn aber, wozu sich alle Zeichen anlassen, die Zeit des neuen dreißigjährigen Krieges hereinbricht, von dem drei Jahre unserm papiernen Zeitalter größere Verherung bringen werden, als jene dreißig ihren Zeitgenossen brachten, wo zwischen Königtum und Demokratie ausgefochten wird bis aufs Messer, wie einst zwischen Katholicismus und Protestantismus ausgefochten war, dann wird die Zeit für Heermanns Lieder gekommen sein und man wird von ihm lernen, für den Frieden zu beten.

Die Heermannschen Gesänge, sowol die, welche in den gäng und geben Gesangbüchern sich finden, als auch die, welche man in dieser Samlung zum ersten Mal erblickt, haben, wie alle Gesänge des 16. Jahrhunderts, das Mächtige des Dranges, das Kurze, Geschlossene und Hochpoetische der Jugendzeit der Lutherischen Kirche nicht; es ist viel Reflexion darin und manche sind zu weit ausgesponnen, um so auffallender ist die Auslese von Seufzern und Gebetlein aus den Erquickstunden, welche das Buch enthält, die zum Teil einen ächt epigrammatischen Ton haben, als wenn es zu seiner Zeit schon Albums gegeben hätte und er für diese hätte sorgen wollen. Die kurze Biographie des Dichters, die dem Buch vorgesezt ist, läßt uns in ein schönes Verhältnis zwischen Pfarrer und Pfarrpatron blicken und steht unsrer Zeit wol zu lesen an, die sich an freier Pfarrwahl in reformirter Weise ergötzt. Als Freund der Geschichte, ihrer Quellen und Denkmale, hat es uns ansprechen müssen, unter der lezten Abteilung, zur Bibliographie betitelt, Abdrücke von den Titelblättern der einzelnen Gesangeswerke, die lauten devoti musica cordis, exercitium pietatis, Schlußglöcklein und die schon erwähnten poetischen Erquickstunden, mit ihrer ursprünglichen Buchstabengestalt und Orthographie, zu finden, denn solche Ausgestaltung bringt uns die entschwundene Zeit näher und vermittelt ihr Verständnis; darum wir nicht blos dem Herausgeber unsern Dank für seine Gabe bezeugen, sondern auch von der Hoffnung nicht lassen können, es werden von der gegenwärtigen und von der kommenden Generation Viele diesem durch Grimm vermittelten Erwerbe sich zuwenden und in den Fußtapfen dieses Schülers gehen.

Gr. b. G. K. v. H.

---

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz in Berlin. Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

# Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1864. Sonnabend den 9. Juli. № 55.


## Fichte und die Kirche.

(Fortsetzung.)

Gottes Dasein, d. h. die Form seiner Sicherscheinung, vollzieht sich unserem Philosophen allerdings nur in der Ichform, d. h. er ist nur da, soweit wir ihn denken; aber außer diesem Dasein, das ja nur an Gott ist als Folge seines innersten Wesens, hat Gott auch reine Wesenheit für sich, an die der Begriff nicht hinanreicht. Nur weil diese Sonderung zwischen Wesen und Erscheinung bei Fichte zwar angestrebt, aber nicht überall klar vollzogen ist, ja bisweilen wieder aufgehoben erscheint, hat es den Schein, als ob er über die Identität Gottes und des denkenden Ich nicht hinausgekommen wäre, und deshalb kann man ihm nur mit Einschränkung vorwerfen, daß nach seinem Gottesbegriff Gott zu einer wirklichen Existenz nur gelange in dem Selbstbewußtsein der Individuen. Das Hegel'sche: „Gott ist nur, so weit wir ihn denken", ist mit allen seinen Consequenzen von Fichte nicht ausgesprochen worden. Die Scheu, die Persönlichkeit Gottes klar und fest hinzustellen, hing bei ihm genau damit zusammen, daß er glaubte, damit auch die Gottesidee beschränken und der Begreiflichkeit unterwerfen zu müssen, weil es ihm schlechthin unmöglich schien, die reine Intelligenz in einen Begriff zu fassen und zu beschreiben, wie sie von sich selbst und anderen wisse. So war denn in diesem Punkte, wie er es auch selbst ausspricht, das Göthe-Faust'sche Glaubensbekentnis auch das seinige:

> Wer darf ihn nennen (Begriff und Wort für ihn suchen),
> Wer bekennen,
> Ich glaub' ihn? — —
> Ich habe keinen Namen
> Dafür. Gefühl ist Alles!
> Name ist Schall und Rauch,
> Umnebelnd Himmelsglut. *)

Dieses Gefühl brach denn auch bei dem Denker in einzelnen bewegten Momenten so stark und kräftig hervor, daß der Ausdruck des speculativen Denkens hinter dem Zeugnis des Herzens weit zurückbleibt. Als ihm die Kunde von dem Hinscheiden seines geliebten und verehrten Schwiegervaters Rahn wurde, schrieb er seiner Gattin: „Ruhe sanft, du guter Geist, nach der langen Arbeit; schlafe deinen Abend nach dem heißen Tage! Ist ein Gott — und es ist einer — so ist es nicht möglich, daß das Leben dieses Guten nun geschlossen, daß mit ihm nun Alles aus sei!"

Ja, Fichte hatte seinen Gott, aber es fehlte ihm der Name, und diesen freilich finden wir nur in dem Worte der Offenbarung, welche für ihn als ein specieller Act der göttlichen Thätigkeit nicht vorhanden war. Er sagt freilich: „Alle Philosophie ruht auf dem faktischen Boden der Offenbarung"; er sagt: „Die übersinnliche Welt sieht nur derjenige, der sie eben sieht, und man kann in diese Anschauung keineswegs durch die leibliche Geburt hineinversezt werden, sondern nur durch eine neue geistige Wiedergeburt." (F. W. III. 116. 196); aber man würde irren, wenn man dabei an ein unmittelbares Reden des göttlichen Geistes, an ein Hereinleuchten des himmlischen Lichts in die Finsternis dieser Welt denken wollte. Was der Philosoph mit der einen Hand gibt, nimt er mit der anderen doppelt wieder; denn anderswo sagt derselbe: „Die Philosophie enthält den Inhalt aller möglichen Offenbarung in ihrer vollständigen und genetischen Klarheit, also die Vollendung und das Ziel alles Aufsteigens der Kirche" (III. 14), und wiederum: „Der Philosoph findet ganz unabhängig vom Christentum dieselben Wahrheiten (wo bleibt da 1 Cor. 2, 1 und 6?) und erblickt sie in einer Consequenz und Wahrheit, die das Christentum nicht hat" (V. 485). So konte natürlich auch die Bibel für Fichte im eigentlichen Sinn eine Autorität nicht sein. Entweder sie bestätigt sein Philosophiren oder scheint ihm dasselbe zu bestätigen; dann läßt er sie gelten. Oder sie widerspricht demselben und lehrt für den Denker Unbegreifliches: nun so erklärt er die Lehre für misverständlich, aus Irtümern der Zeit herausgebildet, für jüdisch oder heidnisch. Dieser Kritik über die heilige Schrift in ihrer Gesamtheit entspricht auch des Denkers Stellung zu den einzelnen Teilen derselben. Das Dogma des Christentums erscheint ihm nur bei Johannes rein und lauter, mit dessen Evangelium auch seine Lehre durchaus übereinstimmen soll; dagegen vermischt mit Vorstellungen, die sich an das Jüdische anlehnen, bei Paulus und den übrigen Aposteln, die, Christen geworden, dennoch nicht Unrecht haben wollten, Juden gewesen zu sein. (Lasson S. 126). So hören die Bücher der Offenbarung auf, Erkentnisquellen zu sein, und es bleibt ihnen schließlich der arme Ruhm, als Vehiculum des Volksunterrichts gebraucht zu werden, „welche ganz unabhängig von dem,

*) Fichte's Werke V. 189. Fichte's Leben I. 280. 281.

was die Verfasser etwa wirklich gesagt haben, beim wirklichen Gebrauche also erklärt werden müssen, wie die Verfasser hätten sagen sollen (sic!)" Dem steht auch das nicht entgegen, was Fichte viele Jahre später, im Jahre der Volkserhebung (1813) schrieb, als er den seltsamen, aber kühnen Gedanken hatte, als eine Art von Feldprediger das preußische Hauptquartier zu begleiten, um mit seinem flammenden Wort die Begeisterung der vaterländischen Krieger zu heben und zu heiligen: „Ich von meiner Seite mache mich anheischig, wirklich Christentum und Bibel vorzutragen, nicht etwa, was so häufig geschehen ist, eine Bibelstelle nur als Motto einer moralisch philosophischen Abhandlung zu benutzen. Dies liegt in meinem Zwecke: ich will in die geistige Welt heben; wo ich das nicht durch Spekulation soll, da muß ich es durchs Christentum thun. Daß aber die Stellen dabei oft einen tiefern Sinn bekommen dürften, als der ihnen gewöhnlich beigelegt wird, muß man mir im Voraus zugeben." (Fichte's Leben I. 446). War ihm die Bibel oben ein Vehiculum für den Volksunterricht, so erscheint sie hier nur als ein Notnagel für die, welche sich durch die Speculation nicht in die geistige Welt hineinheben lassen. Und der tiefere Sinn der Schriftstellen? — nun der ist allerdings da, aber nicht für den Philosophen, der der Offenbarung gegenüber auf eigenen Füßen stehen will, sondern nur für den, der sich bei gläubig demütiger Forschung durch den Geist leiten läßt, der alle Dinge erforscht, auch die Tiefen der Gottheit (1 Cor. 2, 10). Nur eins unterscheidet Fichte auch hier von den ordinären Jüngern Kants und von deren Nachtretern, den rationalistischen Predigern und Schulmeistern, daß es für ihn in der Bibel überhaupt noch Tiefen gab, und er sie nicht blos als eine leidliche Fundgrube für die Moral ansah.

Dieser tiefere Sinn gibt sich auch in den Anschauungen kund, die Fichte über Religion und Glauben überhaupt hegt und in seinem System walten läßt. „Religion besteht ihm in dem Bewußtsein, daß Gott wirklich in uns lebe und thätig sei und sein Werk vollziehe, darin, daß man in seiner eignen Person, und nicht in einer fremden, mit seinem eigenen geistigen Auge und nicht durch ein fremdes Gott unmittelbar habe und besitze." — „Ein vor der Erscheinung der übersinnlichen Welt besessenes und durch sie im Thun getriebenes Gemüt, heißt ein religiöses Gemüt, und diese ganze Erscheinung heißt Religion." (F. W. V. 418 u. III. 161 nach Lasson S. 45.) „Die Religion ist nicht ein für sich bestehendes Geschäft, das man, abgesondert von anderen Geschäften, etwa in gewissen Tagen und Stunden treiben könte; sondern sie ist der innere Geist, der alles unser, übrigens seinen Weg ununterbrochen fortsetzende Denken und Handeln durchdringt, belebt und in sich eintaucht. Zu der durch die Religion gesezten Form der Moralität gehört nichts mehr, als daß man sein Geschäft als den Willen Gottes an uns und in uns erkenne und liebe. So Jemand in diesem Glauben sein Feld bestellt oder das unscheinbarste Gewerbe mit Treue treibt, so ist dieser höher und seliger, als ob Jemand, falls dieses möglich wäre, ohne diesen Glauben die Menschheit auf Jahrtausende hin beglückseligte. Für die Religion ferner gibt es kein Schicksal, sondern eitel Weisheit und Güte, in die man sich nicht notgedrungen ergibt, sondern die man mit unendlicher Liebe umfaßt. Alles, was dem Religiösen komt, ist der Wille Gottes mit ihm, und darum das Allerbeste, was da kommen konte. Denen dagegen, die Gott nicht lieben, müssen alle Dinge zur Qual und Pein dienen." „So ist nun der Standpunkt der Religion das wahre Leben, und das Leben selber ist die Seligkeit. Der Unselige lebt nicht wahrhaft, sondern ist in den Tod, das Nichtsein versenkt. Die ganze Form und Kraft des Lebens entsteht aus der Liebe und besteht in der Liebe. Was du liebest, das lebst du. Das wahrhaftige Leben liebt das Eine, Ewige, Unveränderliche, — Gott. Vereinigtsein mit dem Geliebten und innigst mit ihm verschmolzen, ist Seligkeit." Endlich: „So lange der Mensch noch irgend etwas selbst zu sein begehrt, komt Gott nicht zu ihm; denn kein Mensch kann Gott werden. Sobald er sich aber rein, ganz und bis in die Wurzel vernichtet, bleibt allein Gott übrig, und ist Alles in Allem. Der Mensch kann sich keinen Gott erzeugen; aber sich selber als die eigentliche Negation kann er vernichten und sodann versinkt er in Gott." Das klingt allerdings ganz anders, wie Kant'scher Nationalismus, da erinnert Vieles an die Tiefen edler, christlicher Mystik, aber wer sähe nicht auch die Klippen, die in dem Strom der hinreißenden Rede verborgen ruhen? Es ist wieder der unverkennbare Zug des Pantheismus, der keinen Mittler und keinen Versöhner braucht, um zu dem lebendigen Gott zu kommen, sondern sich durch eine bloße Negation des selbstsüchtigen Ich (woher komt aber die Kraft zu einer solchen?) ohne Weiteres in die Tiefen Gottes versenkt, um ihn zu haben und in ihm zu leben und zu weben. Zugleich aber drängt sich unwillkürlich die Frage auf: wie steht diese mystische Liebesinnigkeit zu dem Abstractum einer „moralischen Weltordnung", zu dem Gott, der wie der Homunculus in Göthe's Faust nicht zu einer persönlichen Gestaltung kommen kann? Verlangt nicht das liebende Ich ein geliebtes Du? und wenn das Selbst durch Versinken in Gott, der keine Persönlichkeit hat, vernichtet ist, — was bleibt dann übrig? —

Wir sehen daraus, wie sehr wir uns hüten müssen, in Redeweisen, die ganz nahe an das Christliche heranstreifen, auch wirklich überall einen christlichen Gehalt zu finden; der Gebrauch derselben dient nur zum Beweis, daß Fichte — und er hat ja in diesem Punkte viele ihm Aehnliche — im Christentum heilige Tiefen der Wahrheit ahnte, die ihm die eigene Philosophie nicht geben konte und sie nun als einen Raub dem nimt, „in welchem verborgen liegen alle Schätze der Weisheit und Erkentnis" (Col. 2, 3). — Nur in diesem Sinne konte auch Lasson von Fichte sagen: „Die gänzliche Wiedergeburt als die ausschließende Bedingung des Heils, die Ertödtung des Fleisches und das Absterben der Welt, das Leben im Himmel, ohnerachtet man sich noch in diesem Leibe befindet: das Alles lehrt er gerade wie es im N. T. gelehrt wird."

Daß dieses Urteil über Fichte kein hartes und ungerechtes ist, ergibt sich besonders auch da, wo es sich um den Begriff „Glaube“ handelt. Allerdings ist ihm der blos äußerliche, historische Glaube ein niederer verwerflicher, schlechthin aufzuhebender Standpunkt, der wahre dagegen das innerliche Erleben des Uebersinnlichen und die dem entsprechende gänzliche Umschaffung des Menschen. Er läugnet nicht, daß das Hervorbrechen der absoluten Evidenz durch Vernunftgründe nicht zu bewirken sei, sondern erlebt werden müsse, daß darum auch diejenigen, die einmal nicht sehen, durch logische Zwangsmittel zum Sehen nicht gezwungen werden können; ja er verlangt dazu eine absolut neue Geburt und Schöpfung (F. W. III. 116). Wie aber steht nun dazu Fichte's Wort: „Glaube ist nur, was ich mir in jedem Augenblicke, auch wenn es erschüttert ist, selbst innerlich wieder erzeugen kann?“ — Kann Jemand sein eigener geistiger Vater und Schöpfer sein? oder ist Jemand, der seiner Länge eine Elle zusetzen möge, ob er gleich darum sorget? (Matth. 6, 27.) Es weiß Fichte überall nur von einem subjectiven Glauben, dem das Object fehlt, wenn sich das Subject dieses nicht selbst gibt. Er will einen Glauben ohne Glaubensgrund. Denn der Glaubensgrund ist das, was Gott geredet hat, und was kein Mensch aus sich selbst reden oder erzeugen kann. Dieses Gottreden in der Geschichte ist für Fichte nicht da. „Gott hat geredet, sagen sie; was soll der Mensch da noch weiter richten? und das ist die lezte Höhe ihres Autoritätsbeweises. Sie besinnen sich nicht, daß Jeder, der nicht selbst dabei war, als dies geschah, wol an ihrer eignen oder an ihrer Zeugen Glaubwürdigkeit zweifeln kann, und daß er keineswegs Gott, sondern nur sie der Lüge oder des Irrtums bezüchtigt.“ (F. W. III. 116.) Mit diesem Worte schlägt Fichte die ganze heilige Geschichte in Trümmer, er läßt die Möglichkeit gellten, daß die ehrwürdigen Zeugen derselben Betrüger oder Betrogene seien, selbst sein Johannes, mit dessen Urkunde seine Lehre durchaus übereinstimmen soll, der Jünger, der da schreibt: „Das da vom Anfange war, das wir gehört haben, das wir gesehen haben mit unseren Augen, das wir beschauet und unsere Hände betastet haben, vom Worte des Lebens ...., das verkündigen wir euch.“ (1 Joh. 1.) Läßt sich denn die Lehre von der Geschichte trennen? Lassen sich der Schrift metaphysische Dogmen entnehmen, ohne daß man an eine heilige Offenbarungsgeschichte glaubte, in der Wort und That überall zusammengehen? Fichte fürchtet sich vor dem Autoritätsglauben; „aber wie denn, entgegnet Lasson mit Recht, wenn die innere Stimme des Gewissens eines jeden Gläubigen ihm den Beweis für die Göttlichkeit jener Geschichte oder jenes Wortes bietet, und er so dem inneren Zeugnis des Geistes vertraut.“ Fichte sezt bei jeder philosophischen Belehrung einen gegebenen Zug zur Wahrheit voraus, sonst käme es nicht zur Erkentnis derselben. Aber soll dasselbe nicht auch vom religiösen Glauben gelten? Ohne den Zug der Gnade hilft keine Art der Belehrung und Gottes Wort selbst nicht; nur „wer aus der Wahrheit ist, der hört der Wahrheit Stimme.“ Darum hätte auch Fichte — denn solches bleibt auch dem gewaltigsten Geiste nicht erspart —, wie jener Mann im Evangelio einfach beten müssen: „Ich glaube, lieber Herr, hilf meinem Unglauben!“

Es versteht sich fast von selbst, daß bei diesem unerschlossenen Sinn für die Wahrheit der Offenbarungsgeschichte auch das biblische Wunder an Fichte einen entschiedenen Gegner haben mußte. Freilich ist ihm zulezt alles Geschehen und Sein ein großes Wunder, unbegreifliche Lebensäußerung seines Absoluten; aber das ist nicht das Wunder des religiösen Glaubens. Dagegen protestirt er vielmehr mit einem fast fanatischen Eifer. „Zeichen und Wunder, sagt er, mag der Fürst dieser Welt thun, des himlischen Vaters ist dies durchaus unwürdig. In seinem Reiche soll innerhalb dieser Sinnenwelt nichts geändert werden, außer durch Freiheit nach dem göttlichen Pflichtgebot. Der Wunderglaube und das Halten darauf sind rein heidnisch, verstoßend gegen die ersten Principien des Christentums (dagegen: Joh. 5, 36; Joh. 10, 25 u. a.). Ehe dieser Sinn nicht ausgerottet ist bis auf die Wurzel, ist kein Christentum. Jene Wunder sind Hexenmittel, die einen willkürlichen Gott voraussetzen.“ Da fragen wir nur: Ist das derselbe Fichte, der in dem armen Nicolai einerseits die Anmaßung geißelt, als berufener Vertreter des „gesunden Menschenverstandes“ über Alles sich ein abschließendes Urteil zuzuschreiben, andererseits die Verkehrtheit, alle Geheimnisse des Glaubens und der Religion hübsch vernünftig zu erklären und zu deuten? — Und wenden uns nun zu den Cardinalpunkten der christlichen Lehre, zur Lehre von der Sünde und ihrem Erlöser. Wie steht Fichte zu diesen Lebensfragen? Ein Blick in sein System zeigt uns gerade hier am meisten die Kluft, die ihn von der Kirche trent. „Jedes denkende und empfindende Wesen, lehrt er, muß notwendig so existiren, wie es existirt. Weder sein Handeln, noch sein Leiden kann ohne Widerspruch anders sein, als es ist. Was die gemeine Menschenempfindung Sünde nent, entsteht aus der notwendigen, größeren oder kleineren Einschränkung sinnlicher Wesen. Es hat notwendige Folgen auf den Zustand dieses Wesens, die aber so notwendig, als die Existenz der Gottheit und also unvertilgbar sind.“ (Lasson S. 33.) Erscheint hiernach die Sünde als etwas Notwendiges, so hat sie für unseren Denker andererseits einen rein negativen Charakter. „Sie ist ihm ein blos Nichtseiendes, auch nicht entstanden aus einem Abfall von Gott, einer That des Willens, sondern sie ist der bloße Ausdruck der Endlichkeit und daher von vornherein mit dem Menschen zugleich gesezt.“ — „Der Mensch kann sich mit der Gottheit nie entzweien; und in wie fern er sich mit derselben entzweit wähnt, ist er ein Nichts, das darum auch nicht sündigen kann, sondern um dessen Stirn sich blos der drückende Wahn von Sünde legt, um ihn zum wahren Gott zu führen. Ja es ist selbst ein sündiger Hochmut des Menschen, zu glauben, daß er sündigen und etwa den göttlichen Willen realiter stören könne. So ist denn der Satz des Christentums, daß Alles, was aus dem eignen Willen hervorgehe und nicht aus Gott, nichtig und sündlich sei, ein rein aprioristi-

scher, und es muß deshalb auch Sündenangst und Buße als thöricht verurteilt werden." (Die hieher gehörigen Aussprüche Fichte's bei Lasson S. 132.) Daß in einem System, welches die Realität der Sünde läugnet, noch viel weniger der Begriff der Erbsünde einen Platz finde, versteht sich von selbst. In den Reden an die deutsche Nation heißt es: „In der Wurzel des Menschen ist ein reines Wolgefallen am Guten, und dieses Wolgefallen kann so entwickelt werden, daß es dem Menschen unmöglich wird, das für gut Erkante zu unterlassen, und statt dessen das für bös Erkante zu thun." (Wie ganz anders lehrt die Psychologie eines Paulus — Röm. 7, 15 ff.) „Die gewöhnliche Annahme, daß der Mensch von Natur selbstsüchtig sei und auch das Kind mit dieser Selbstsucht geboren werde, ist durchaus falsch. Das Kind ohne alle Ausnahme will recht und gut sein, keineswegs will es, wie ein junges Thier, blos wol sein. Es ist eine abgeschmackte Verläumdung der menschlichen Natur, daß der Mensch als Sünder geboren werde." (Lasson S. 134.) Diese Behauptungen sind so extremer Natur, widersprechen so diametral Allem, was die tieferen Geister aller Völker und Zeiten über das Böse im Menschen erkant und gelehrt haben, und zum Teil auch dem, was Fichte anderswo lehrte und forderte, wenn er sagt, daß der Naturwille in uns gänzlich aufzuheben, daß der Charakter des Sittlichen nicht blos Selbstverläugnung, sondern Selbstlosigkeit sei, wenn er, wie oben angeführt, sogar in biblischen Ausdrücken von Ertödtung des Fleisches und Absterben der Welt redet, daß man fast meinen möchte, sie seien ihm blos im Eifer der Polemik entschlüpft und hätten eigentlich keine Stelle in seinem System; wenn wir aber sehen, daß er zugleich an der Möglichkeit einer vollkommenen Heiligung schon auf Erden, eines Lebens ganz ohne Sünde und ohne Kampf gegen die Sünde festhält: so bleibt uns doch nichts übrig, als auch bei ihm das πρῶτον ψεῦδος Aller derer zu finden, die keinen Erlöser haben und brauchen, weil sich ihnen die Tiefe der Sünde verschlossen hat.

Wir kommen nun zu Fichte's Christologie. (Lasson S. 109 ff.) Daß wir hier, was zunächst die Stellung Christi in und zu dem göttlichen Wesen betrifft, unseren Denker im Gegensatz gegen die kirchliche Trinitätslehre finden, darf uns nicht befremden. Er redet in Sabellianischer Weise nur von einer dreifachen Offenbarungsform Gottes. Jenseits der Erscheinung, in dem ewigen Wesen Gottes ist nach ihm nur absolute Einfachheit; das Wort, das vom Anfang bei Gott war, den Sohn, der von Ewigkeit in des Vaters Schoße ruhte, kent er nicht, und wenn Jesus selbst und seine Nachfolger von Vater, Sohn und Geist, von einer Dreiheit in der Einheit, reden, so ist dieses nur die Form des erscheinenden Gottes (F. W. 4, 551). Wie Gott sich nun in der historischen Erscheinung als Mensch offenbart habe, sucht Fichte so zu begreifen: Er sagt, die factische Entwickelung des Menschengeschlechts fordere von vornherein einen Mittel- und Höhepunkt, den Anfänger aller wahren Geschichte. Das menschliche Geschlecht habe die Aufgabe, durch Vernichtung der bloßen Natürlichkeit sich zu einem Reiche Gottes zu erbauen. Solches müsse nun freilich durch jedes Individuum geschehen, aber es bedürfe dazu eines Bildes (Vor- oder Urbildes) dieses sich Ertödtens und Hingebens. Dieses Bild aber habe sich einmal als Realität schlechthin und ursprünglich verwirklicht und zwar in der Person Jesu (IV. 541). So sei Jesus der erste Bürger des Gottesreichs, der erste eingeborne Bürger und Sohn, durch den allein Alle selig werden können (IV. 552), und was die Wissenschaftslehre als etwas Metaphysisches postulire, das sei in ihm historisch geworden. Wie sich aber die absolute Wahrheit in einer bestimten begeisterten Persönlichkeit dargestellt habe, sei aus irgend welchen Gesetzen des menschlichen Erkennens nicht zu erklären — es sei ein Wunder. Ja Jesu ganzes Dasein sei das größte Wunder im ganzen Bereich der Schöpfung. (Natürlich wird das Wort Wunder wieder nicht im Sinne der Schrift genommen: Jesus hat Wunderbares in Fülle gethan, weil er ein erhabener Mensch war; Wunder im gewöhnlichen Sinne hat er nicht thun können noch sollen, indem diese mit Fichte's Gottesbegriff in Widerspruch stehen.) Nach diesem könte es scheinen, als ob Fichte mit seinen Gedanken über Christus wenigstens bis zur Idee der Schleiermacher'schen Urbildlichkeit komme; aber dem ist nicht so. Im Grunde ist für ihn der Unterschied Christi von anderen großen Menschen doch nur ein gradweiser. Zu allen Zeiten wird ohne Ausnahme in Jedem, der seine Einheit mit Gott lebendig einsieht und der wirklich und in der That sein ganzes individuelles Leben an das göttliche Leben in ihm hingibt, das ewige Wort ohne Rückhalt und Abbruch ganz auf dieselbe Weise Fleisch, d. h. ein persönliches, sinnliches, menschliches Dasein. Damit stellt sich Fichte, gewissermaßen den modernen Cultus des Genius vorausnehmend, in seiner Christologie so ziemlich auf den Standpunkt von David Strauß. Wir werden an den bekanten Satz desselben erinnert: „Es kann keinen Menschen geben, in welchem als Einzelwesen die ganze Fülle, die dem Geschlechte eigentümlich ist, eingeschlossen wäre." (Str. Glaubenslehre II. S. 214. Leben Jesu II. S. 962.) Freilich sagt Fichte nicht wie Strauß: „Das Vorrecht, ein non plus ultra für alle Zeiten zu sein, muß jeder geschichtlichen Persönlichkeit ohne Unterschied abgesprochen werden", sondern in scheinbarem Gegensatz zu Strauß: „Jesus von Nazareth ist durch sein bloßes Dasein, Natur, Instinct (!), ohne besonnene Kunst, ohne Anweisung die vollkommene sinnliche Darstellung des ewigen Worts, so wie es vor ihm schlechthin Niemand gewesen und alle Andern erst durch ihn werden sollen" (V. 482); aber der Gegensatz reducirt sich auf ein Minimum, wenn wir anderswo lesen: „Wenn wir nur den wesentlichen Begriff des Christentums in uns wohnend haben, so brauchen wir Jesum selbst zur Seligkeit nicht", und wiederum: „Wer Jesus selbst für seine Person gewesen oder nicht gewesen sei, daran kann blos dem Pauliner liegen, der

ihn zum Aufkündiger eines alten Bundes mit Gott und Abschließer eines neuen in desselben Namen machen will. Der reine Christ kent gar keinen Bund noch Vermittelung mit Gott, sondern blos das alte, ewige, unveränderliche Verhältnis, daß wir in Ihm leben, weben und sind." Man sieht, in welch abgeschwächtem Sinne das „durch ihn" genommen wird; denn ist Christus nicht Mittler, so ist er nur Vorbild, und kann der Begriff des Christentums auch ohne die Person Jesu erzeugt werden, so fällt damit einmal die oben postulirte Notwendigkeit der Menschwerdung Gottes in Christo (auch im Fichte'schen Sinne), dann ist kein Grund vorhanden, nicht anzunehmen, daß nicht das Gottesreich (das Absolute des Philosophen) in Zukunft zu einer noch reineren und vollkommeneren Darstellung kommen könne, als in Jesu von Nazareth. —

Die Verkennung des eigentlichsten Wesens des Christentums als einer That Gottes zur Erlösung und Erzeugung eines neuen Lebens offenbart sich bei Fichte besonders auch darin, daß ihm der Charakter des Christentums ausschließlich Lehre ist, selbsteigene Einsicht, unmittelbarer Zusammenhang mit Gott, während er das Wesen der alten Religionen des Altertums (der jüdischen und heidnischen) in stellvertretender Offenbarung, Autoritätsglauben und Mittlerschaft zwischen Gott und dem Menschen sucht. Das Christentum enthält ihm nicht den metaphysischen Satz, daß eine neue Ordnung der Dinge, Versöhnung, Entsündigung, eingetreten wäre, sondern nur daß eine neue Ansicht der Dinge eintritt. In das Gebiet dieser Ansichten gehört auch die Lehre von der Erlösungsthätigkeit und dem stellvertretenden Verdienste Christi. Sie hat ihre Bedeutung bloß im Gegensatz zur jüdischen und heidnischen Opfertheorie. Nach diesen, besonders nach den Begriffen des Judentums bedurfte es erst einer besonderen Erwählung, Gnadenwahl, Einverleibung in ein Bürgertum, da war die Rede von einem Unterschiede zwischen Ausgestoßenen und Auserwählten, Sündern und Gerechten. Davon weiß das Christentum nichts; zur Seligkeit gehört seit Christi Auftreten nur, daß man seine Lehre vom Himmelreich wisse, und eine andere Bedeutung hat für Fichte auch die evangelische Formel nicht, daß man „gerecht werde allein durch den Glauben." Wenn bei dem Weg der Seligkeit auch vom Tode Jesu die Rede ist, wenn die Jünger Jesu namentlich den Beginn des Reiches Gottes von diesem Tode datirten, so hat das nur den Sinn, daß sie die Bestimmung seines Lebens wesentlich nur in ihrer Vorbereitung fanden; erst mit seinem Tode begann ihre Aussendung und mit derselben die Predigt an die entsündigte Welt. Darum sagten sie, daß die Sünde durch den Tod Jesu aufgehoben sei, daß sein Blut sie hinweggenommen habe, und es sei dieses nichts anderes, als ein von dem jüdischen Opferdienste hergenommenes Bild. Der Tod mit Jesu sei allerdings das einzige Mittel zur Seligkeit, aber das sei nichts anderes, als der Tod der Selbstsucht. (Lasson 114—117.) — Damit hängt auch die Auffassung unseres Denkers zusammen, daß das Opfer und die Genugthuung Jesu sich beziehe auf die von der Vorwelt geglaubte Verworfenheit von Gott, auf die Sünde des Geschlechts — die Erbsünde — nicht aber für die Sünde des Einzelnen; da habe sich jeder selbst zu erlösen durch eigene Heiligung. Alle Heilsordnungen außer der einfachen, daß man sich selbst verläugne und vernichte in jedem Augenblick, seien dem Christentum feindselig, ja antichristlich. (F. W. IV. 565.) So verkehrt Fichte die evangelische Heilslehre recht eigentlich in ihr Gegenteil, und dabei verläuft sich seine Lehre in eine Seichtigkeit, die eines Geistes, wie der Fichte'sche war, geradezu unwürdig erscheint, wenn er das Wort des Johannes, mit dem er überall im vollsten Einklange zu stehen vorgibt, das Wort vom „Lamme Gottes, das der Welt Sünden trägt", interpretirt: „Jesus ist zwar ein Lamm, welches der Welt Sünde wegträgt; das heißt aber nur so viel als: er hat den ganzen Wahn von Sünde und die Scheu vor einer Gottheit, die durch Menschen sich beleidigt finden könte, weggetragen und ausgetilgt." (Lasson 130.)

Was hätte da der heilige Geist noch zu lehren und woran zu erinnern (Joh. 14)? Ist die Sünde ein bloßer Wahn, der sich „drückend um des Menschen Stirn gelegt hat," ist der historische Christus etwas Entbehrliches, und hat die Stellung zu seiner Persönlichkeit mit unserer Seligkeit nichts zu schaffen, können wir die Gottesfülle durch einen bloßen Act des Willens in jedem Momente haben, — wo bleiben da die Tiefen, in die uns der Geist einzuführen hätte? So ist denn unserem Denker der von Christo versprochene Tröster, der vom Vater im Namen des Sohnes gesandte heilige Geist nichts Anderes, als die im ganzen Menschengeschlechte liegende Anlage für das Uebersinnliche, die vor Christus noch nicht entwickelt war, der natürliche allgemeine Verstand, der durch seine Beschäftigung mit dem Himmelreiche der heilige Geist werden soll, da er vorher nur ein profaner war. Dieser natürliche Verstand bedarf des factisch in Jesu gelieferten Bildes, welches er für sich nie gefunden haben würde; dieses Bild aber macht er durch die Einsicht seiner Gesetzmäßigkeit aus dem Gesetze a priori klar und verständlich und so verklärt er Jesum, indem er die Wahrheit seiner Lehre beweist. Eben dadurch aber wird die Person Jesu gänzlich überflüssig für die Seligkeit der Individuen. Uebrigens war dieser vom Vater ausgehende Geist schon vor Christus objectiv geworden in dem Athenienser Socrates; durch Kant aber ist der lezte Schritt geschehen, daß jene Socratik, die Kunst des Verstandes, sich selbst erkante, und Fichte's Wissenschaftslehre ist der Schlußstein an diesem Tempel des heiligen

Geistes. Nun ist der lezte Endzweck des Christentums nicht mehr bedingt durch die zufällige Form des Glaubens, jener besonderen individuellen und gleichsam genialischen Verwandtschaft zum Christentume; es bedarf keiner Genialität mehr, weil das Christentum sich anknüpft an das, was eben Allen gegeben ist, an den gemeinsamen Verstand Aller. So beginnt mit Kant und Fichte in aller Weise nichts Geringeres, als eine neue Epoche der Weltgeschichte! (Lasson 120 u. 121).

Hat nach diesem unser Philosoph dem allgemeinen Menschenverstande unbedingt den Herscherthron eingeräumt, so bleibt in seinem lichten Reiche für das Mysterium selstverständlich überall keine Stelle, am wenigsten für das größeste und tiefste — das Sacrament. Von diesem spricht Fichte geradezu mit Verachtung. „Da haben sie in der Religion Zaubermittel, ein Wasserbad, welches gebraucht, eine Speise, welche genossen, ein Salböl, welches angestrichen ohne Weiteres den Menschen heiligt zur Tugend. (F. W. IV. 416). An den Gebrauch von Mitteln weisen, die auf eine geheimnißvolle und schlechthin unbegreifliche Art die Heiligung hervorbringen sollen, ist verkehrt. Das bestärkt den Menschen in seiner Trägheit. Man kann tolerant sein gegen den Aberglauben, so lange er blos leere Speculation bleibt; wenn er aber praktisch wird und über den Gebrauch von Zaubermitteln von dem Gebrauch des rechten und wahren Mittels abhält, so wäre die Duldung Verrath an der Sache der Menschheit." (III. 58. 59.) Allerdings eifert der Philosoph zunächst gegen die römische Fassung des Sacraments als ein opus operatum, da aber dasselbe auch bei der innerlichsten und geistigsten Anschauung immer ein Mysterium bleibt, so dringen seine Pfeile auch in das Heiligtum der evangelischen Kirche; denn das arme Bild, welches er stehen läßt, ist noch geistloser, als der nüchternste Zwinglianismus. „Das Blut Jesu Christi, das uns rein macht von allen unseren Sünden, ist nur bildlich zu verstehen, als sein in uns getretenes Gemüt und Geblüt; sein Leben in uns. Sein Fleisch essen und sein Blut trinken heißt: ganz und durchaus er selbst werden und in seine Person sich verwandeln, wol auch ohne alle vorhergehende Kentnis seiner Person." (V. 488 vergl. Lasson 130. 131.)

Danach gestaltet sich auch Fichte's Auffassung der Lehre von den lezten Dingen; nur offenbart sich hier besonders ein vielfaches Schwanken, indem die Gefühle des Denkers mit den Consequenzen des Systems in einen Conflict treten. Einerseits kann die Wissenschaftslehre über die Unsterblichkeit der Sele nichts statuiren; denn es ist nach ihr keine Sele (als bewußte Persönlichkeit) und kein Sterben oder Sterblichkeit. (II. 158.) Anderswo wird aber doch eine bestimte Lehre über die Unsterblichkeit vorgetragen, und zwar so, daß es zwar keine Hölle, wol aber einen Himmel gibt für die Auserwählten, und daß die Fortexistenz bald eine mehr schattenhafte, bald eine concretere, lebendigere Form annimt. „Die Todesstunde, heißt es, ist die Stunde der Geburt zu einem neuen höheren Leben. Es ist gar kein möglicher Gedanke, daß die Natur ein Leben vernichten sollte, das aus ihr nicht stamt; die Natur, um deretwillen nicht ich, sondern die nur selbst um meinetwillen lebt." (II. 315.) Allerdings ist es hierbei schwierig zu denken, wie, vom Fichte'schen Standpunkte aus angesehen, die Individuen, die schon auf Erden gar keine wahre Existenz haben, diese nun im künftigen Leben erlangen, wie „ein dünner Faden der Persönlichkeit in alle Ewigkeit fortgesponnen" werden sollte, doch in diesem Sinne will der Denker keine Unsterblichkeit. Die Individuen können in aller Ewigkeit nicht werden, was sie nie waren oder sind — Wesen an sich; sondern, wie sich das eine und sich selber gleiche Leben der Vernunft lediglich durch die irdische Anschauung in verschiedene individuelle Personen zerspaltet hat, so dauert diese irdische Ansicht wenigstens in der Erinnerung auch ins ewige Leben fort.

Unter keiner Bedingung soll der Tod einen tiefer gehenden Einschnitt bilden im Verlaufe des Lebens, oder das Jenseits von dem Diesseits wesentlich verschieden sein. Der „Sittliche" hat schon auf dieser Erde eine vollkommene Seligkeit, und da die Sittlichkeit rein in dem Willen ruht, so kann jeder, der nur will, auf der Stelle selig sein, und nur für den, für welchen die Seligkeit schon diesseits des Grabes begonnen hat, liegt sie auch jenseits desselben. Durch das bloße sich Begrabenlassen komt man nicht in die Seligkeit; aber sie kann auch in keiner Weise als Lohn angesehen werden für diesseitiges Thun und Leiden, da der Religiöse schon hier das ewige Leben mit all' seiner Seligkeit unmittelbar und ganz besizt und darum einer Anweisung auf das Jenseits nicht bedarf. (Lasson 150 u. 151.) Dagegen kann jedes Ich, welches kein wahrhaftes Leben hat, weil es nicht als „Leben des Begriffs" erscheint, der absoluten Vernichtung seiner Persönlichkeit sicher sein, es war schon hier unbedingt dem Tode verfallen.

Eben so wenig, wie die positiven Lehren von Himmel und Hölle, Seligkeit und Verdamnis, konten auch die christlichen Glaubenssätze von der Auferstehung, dem Gerichte in der Fichte'schen Betrachtungsweise eine Stelle finden, sie erschienen ihm nur als Misverständnisse des bildlichen Ausdrucks Jesu. Nur eine triumphirende Kirche, ein Reich der Herlichkeit, verkündete er, freilich in seinem eignen weit von der Schrift abweichenden Sinne. „Jesus wußte, sagt er, daß er selbst sein Werk nicht vollenden könne, und dennoch sollte er es vollenden; deshalb lehrte er, er werde zunächst als Lehrer immer bei ihnen sein, zulezt aber in aller Kraft realen Wirkens wieder erscheinen; d. h. das Christentum ist nicht blos Lehre, sondern Princip einer Weltverfassung, und das Erstere ist es nur für eine Zeit und als Sollzustand, um das Leztere zu werden. Es muß dazu kommen noch auf dieser Welt, daß Gott allein und allgemein herrsche als sittliches Wesen, durch freien Willen und Einsicht, daß schlechthin alle Menschen wahrhafte Christen und Bürger des Himmelreichs werden, und daß alle andere Herschaft über die Menschen rein und lauter verschwinde. Die

persönliche Gegenwart Christi dabei ist zu deuten als wirkende Kraft; nicht auf einmal tritt das ein, sondern durch langsame Entwickelung, wie ja auch die Ausgießung des Geistes Jahrhunderte gedauert hat. Es ist darum auch am Ende der Zeiten der Sohn, durch welchen bisher der Vater regierte, unterthan und aufgegangen im Vater. Die Heiligen aber, welche mit Jesu regieren tausend Jahre, sind die Regenten und Lehrer in diesem Reiche."

Wenn Referent diesen von Fichte erwarteten und verheißenen Zustand eine ecclesia triumphans nante, so lieh er dem Philosophen nur den kirchlichen Ausdruck für ein Ideal, welches aus einem anderen Boden erwachsen ist; denn die Kirche, die wir im dritten Artikel bekennen, hat für ihn nur einen provisorischen Charakter. Sie ist in Wahrheit nur eine Notkirche, deren Zweck es ist, sich selbst überflüssig zu machen, indem die ideale Menschengesellschaft, in der die vollendete Einheit aller Willen realisirt ist, der Kirche nicht mehr bedarf. (F. W. 453 nach Lasson 77.) Ja selbst diesen provisorischen Charakter derselben läßt er nicht überall unangetastet. „Die frühere Erziehung, sagt er, lag in den Händen der Kirche. Eine solche Pflanzschule aber für den Himmel, wie die Kirche, steht aller tüchtigen Bildung nur im Wege und muß des Dienstes entlassen werden. Aus der gründlichen Erziehung für das Leben auf der Erde ergibt sich die für den Himmel als eine leichte Zugabe (!) von selbst." An die Stelle der Kirche, als deren Glieder wir uns im Glauben wissen, an die Stelle des Leibes Christi setzt Fichte nur ein „ethisches Gemeinwesen," eine Wechselwirkung Aller mit Allen zur Hervorbringung gemeinschaftlicher practischer Ueberzeugung, und für diese verlangt er auch ein Symbol d. h. eine Feststellung dessen, worüber Alle einig sind. Freilich stellt er an dasselbe höchst seltsame Anforderungen; denn es soll nicht blos möglichst unbestimt und allgemein sein, sondern auch in stetem Fluß begriffen und stets verändert werden. Es soll wie die Kirche eine Notkirche, so auch nur ein Notsymbol sein, welches bei fortschreitender Erkentnis sich immer wieder aufhebt und überflüssig macht. Nur Eins soll als Wesentliches in jeder Fassung desselben bleiben, nämlich der Satz: Es gibt überhaupt etwas Uebersinnliches und über jede Natur Erhabenes. Wer dies im Ernste nicht glaubt, kann nicht Mitglied einer Kirche sein: er ist aller Moralität und aller Bildung zur Moralität völlig unfähig. (F. W. III. 105; IV. 242; Lasson S. 76.) Wer sieht nicht, daß eine Kirche mit solchem Symbol nicht blos für alle Formen des Monotheismus, sondern auch für Schamanen und Fetischdiener einen Platz hätte, und doch würde heut zu Tage ihr Bann Viele treffen müssen, die sich, ohne schamroth zu werden, Christen nennen lassen.

Das wäre also die Summe des Fichte'schen Glaubensbekentnisses, wie uns Lasson dasselbe mit großem Fleiß und möglichster Objectivität aus seinen Werken zusammengestellt hat. Wie läßt sich nun nach diesem der von dem Critiker ausgesprochene Gedanke rechtfertigen, daß „Fichte's Denkweise bei allen Mängeln eine innerlich kräftige Reaction des christlichen Gedankens gegen die Flachheit der Verstandesaufklärung bilde?" (Lasson S. 32.) Haben wir doch in Fichte's System nichts von dem Grund des Glaubens, den wir auch nur in unserem Apostolicum bekennen: Wir haben nicht Gott den Vater als allmächtigen Schöpfer des Himmels und der Erde; denn die Annahme einer Schöpfung ist nach Fichte der absolute Grundirrtum aller falschen Metaphysik und Religionslehre und das Urprincip des Juden- und Heidentums *), und bei ihrer Annahme wird in Gott eine mit seinem Wesen unvereinbare Willkür gesetzt. (F. W. V. 478; Lasson S. 90.) Wir haben nicht Gott den Sohn als den Erlöser, denn die Sünde ist ja nur ein Nichtseiendes, ein drückender Wahn, der sich um des Menschen Stirn gelegt, und von dem Jeder sich selbst zu erlösen hat. Wir haben keinen heiligen Geist; denn den „natürlichen, allgemeinen Verstand, der sich mit dem Himmelreich beschäftigt", die menschliche Entwickelung der Gedanken zur Wahrheit hin wird Niemand so nennen wollen. Wir haben statt der Kirche ein „ethisches Gemeinwesen"; statt des Himmels ein diesseitiges Volleben in Gott, dem dort nichts mehr geboten werden kann; statt der Hölle die Vernichtung eines individuellen Seins, welches in Wahrheit nie gelebt hat. Was bleibt da noch, und was hat Fichte voraus vor anderen ausgesprochenen Feinden des Christentums? — Wir antworten: schon das, daß er kein Gegner desselben sein wollte, daß er kein Wolgefallen daran fand, mit knabenhaftem Mutwillen einzureißen, was, wie er selbst sagt, „in dem Fortfluß der neueren Zeit das einzig Bestehende und Unwandelbare ist und es bleiben wird bis an das Ende der Tage." (F. W. VII. 214; Lasson S. 54.) Er hatte keine äußere Nötigung dazu, wie so viele beklagenswerte Leute, die ihre Stellung zu behaupten haben auf der Kanzel oder dem Lehrstuhl, sich den Schein christlicher Gesinnung zu geben; aber eine innere Nötigung trieb ihn immer wieder zu jener großen Lebensmacht hin, der schon so mancher Starke zum Raube geworden (Jes. 53, 12). Freilich ist er mit der Consequenz seines Denkens nicht dahin gekommen, daß er als verlorner und verdamter Mensch sich keines Anderen getröste, als des heiligen teuern Bluts seines Erlösers; dennoch aber müssen wir Lasson beistimmen, wenn er sagt: „Ein Philosoph, der die reine Sittlichkeit als eigentliche Form des Lebens und die Unsittlichkeit als den eigentlichen Tod betrachtet, der die Seligkeit als das wahre Ziel und die Aufgabe des Lebens hinstellt und ihre Bedingung in der Vernichtung des eigentlichen natürlichen Selbst und in gänzlicher Hingabe an Gott den Heiligen, in vollständiger Umschaffung und Wiedergeburt findet: ein solcher mußte notwendig an der eignen Nichtigkeit des Menschen anlangen

*) Ist nicht vielmehr gerade der Mangel eines wahren Schöpfungsbegriffs das Wesen jedes tieferen, philosophirenden Heidentums: Hylozoismus, Pantheismus, Dualismus, Emanatismus?

und erkennen, daß der eigentliche Sinn alles Geschehens die göttliche Liebesthat der Erlösung ist." (Lasson 148.) Und wenn nun Fichte zu solcher Erkentnis und solchem Bekentnis doch nicht gekommen ist, so können wir einerseits freilich nichts sagen, als was der große Apostel von dem Geheimnis der Gnade bezeugt (Röm. 9, 16): „So liegt es nun nicht an Jemandes Wollen und Laufen, sondern an Gottes Erbarmen"; andererseits müssen wir die Fesseln bezeichnen, die diesen Starken banden, daß er nicht durch die Wahrheit frei ward. Fichte war in eminentem Sinne Verstandesmensch, Mann des Begriffs, und was er nicht denkend durchdringen und bewältigen konte, blieb ihm unerreichbar. Die Welt des reinen Begriffs aber reicht auch bei dem mächtigsten Ringen und Streben nur bis an die Schwelle des Heiligtums; um hineinzugelangen bedarf es einer Brücke, die der Menschengeist aus sich zu schlagen nicht vermag. Es binden ihn die Mächte des Diesseits, welches seine Sphäre ist. Diese Mächte kennzeichnet Lasson treffend in Folgendem: „Gegen das Zeugnis der Nichtigkeit des Menschen empört sich der humanistische Stolz auf die Größe des Menschengeistes; gegen die Anerkennung der göttlichen Wunderthätigkeit das rationalistische Vorurteil, es müsse sich Alles natürlich erklären lassen; gegen die Anschauung der erbarmenden Liebe Gottes die pantheistische Voraussetzung von immanenten Processen des Absoluten." — Dennoch ist Fichte über den Bann des Begriffs in einzelnen Momenten hinausgekommen, und das ist die Seite seines Lebens, wo die Gnade ihr stilles Werk an und in ihm geübt hat. So ist gewiß das Zugeständnis nicht unwesentlich, das er in seiner Verteidigungsschrift gegen die Anklage des Atheismus ablegt, wo er sagt: „Der Philosoph als solcher habe gar keinen Gott, sondern nur einen Begriff vom Begriffe oder der Idee Gottes. Gott und Religion gebe es nur im Leben. Der Philosoph sei nicht der ganze vollständige Mensch, sondern im Zustande der Abstraction, und es sei unmöglich, daß Jemand nur Philosoph sei." (Lasson S. 41.) Wie weit liegt dieses Geständnis von dem Hochmut der stolzen Geister ab, die ihr Denken ohne Weiteres gleich dem Sein setzen und auch Gott nur so weit sein lassen, als sie ihn denken. Dieser Lebenswärme gibt auch Lasson ein treffendes Zeugnis mit den Worten: „Trotz aller Anklänge an den Spinozismus hat die innere Lebenswärme des Mannes ihn auch in seiner Auffassung der Gottesidee dem lebendigen Gottesbewußtsein näher erhalten, als die meisten seiner Vorgänger und Nachfolger in gleichen Bahnen." Damit hängt auch das zusammen, daß sich Fichte gerade zu dem Apostel am mächtigsten hingezogen fühlte, dessen Schriften dem dialectischen Denkproceß am Fernsten liegen, zu Johannes, dem Jünger der Liebe, der das Licht nur hatte im Leben und in der Liebe. Oder ist es nicht, wie ein Hauch des Johanneischen Geistes, wenn Fichte in seiner Anweisung zum seligen Leben (10te Vorlesung, W. V. 511) sagt: „Nicht die Reflection, welche vermöge ihres Wesens sich in sich selbst spaltet und so mit sich selbst sich entzweit, nein, die Liebe ist die Quelle aller Gewißheit, aller Wahrheit und aller Realität." Mit dieser Liebe zur Wahrheit hängt auch das zusammen, daß bei Fichte Lehre und Persönlichkeit ein unteilbares Ganze bildeten und sich gegenseitig unterstützten und erklärten, und daß er sich einer Philosophie bemächtigt zu haben glaubte, die auch sein Herz vollkommen befriedigte. (Fichte's Leben I. S. 171.) Und wie die Liebe nie ohne Demut ist, so fehlt auch dieser Schmuck dem kühnen Denker nicht ganz. So stolz und frei er den Menschen gegenüberstand, beugte er sich doch in Demut vor der Macht der Liebe, deren Walten er in seinem Leben erfuhr. Nehmen wir es nicht blos als die Aeußerung einer momentanen Erregung, sondern als den Ausdruck tieferer Herzenserfahrung, wenn er voll Dankes, eine treue, liebende Sele als Lebensgefährtin gefunden zu haben, ausruft: „Womit habe ich es doch verdient, daß mir das größte Glück zu Teil wird, das einem Sterblichen werden kann, vor so vielen Anderen, die würdiger sind, als ich? Allgerechter Regierer der menschlichen Schicksale, dankbar werfe ich mich in deine Arme; mache mit mir, was du willst!" (F. Leben I. 154.) So redet keiner von den Gewaltigen, die ihr Ich setzen wollen auf den Thron der göttlichen Herrlichkeit.

So dürfte denn Lassons Schlußurteil wol eine gewisse, wenn auch sehr beschränkte Berechtigung haben: „In Fichte's Persönlichkeit kämpfen zwei entgegengesezte Principien um die Herschaft. Es ist offenbar von christlichen Ideen durchdrungen, aber sie haben sich bei ihm nicht zu einem concreten Lebensprincip geklärt. Nicht blos wegen seines sittlichen Eifers, wegen seines heiligen Ernstes, der ja auch weltlichen Interessen zugewandt sein konte: — nein, besonders auch wegen seines Strebens nach Verständnis des Christentums und wegen seiner positiven Leistungen auf diesem Gebiete gehört er zu den hervorragenden Gestalten der neueren Kirchengeschichte." Diesen lezten Satz sucht Lasson besonders dadurch zu begründen, daß das Christentum des speculativen Gedankens nicht entbehren könne, daß die Gnosis seit Johannes und Paulus ein wesentliches Element, wenn nicht im Glauben, so doch in Verkündigung des Evangelii gewesen sei und es bleiben müsse, als Waffe der Abwehr und des Angriffs gegen die der Kirche feindlichen Mächte.

(Schluß folgt.)

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz in Berlin. Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

# Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1864. Mittwoch den 13. Juli. № 56.


## Fichte und die Kirche.

(Schluß.)

Daß man aber die Waffe der Speculation brauchen lerne, dazu sei das Studium der Fichte'schen Philosophie eine tüchtige Schule und zwar nicht blos in formaler, sondern auch in materialer Hinsicht, indem seine Philosopheme über die Liebe Gottes, über die Mittel der Wiedergeburt, über ein seliges Leben, ja über die Person Christi, so sehr sie ein Minimum enthielten, doch ein Zeugnis gewesen seien gegenüber der Gedankenlosigkeit der Zeitgenossen. Nach allem diesem glaubt Lasson behaupten zu dürfen, daß Fichte, der Feind der Kirche, nicht der ganze Fichte, ja, daß er nicht der wahre Fichte sei. (S. 159.) Dieses lezte Wort ist allerdings ein sehr kühnes, ja gefährliches, denn wir würden nach demselben genötigt sein, jeden edlen Gegner des positiven Christentums und der Kirche, jeden namentlich, der in ihre Gemeinschaft hineingetauft und mit ihrer Milch genährt ist, so lange er innerlich nicht ganz von derselben loskommen und sich der Macht ihres Geistes entziehen kann, für einen verborgenen Freund derselben anzusehen. Wir meinen, daß sich auch ein Fichte dem Urteil nicht wird entziehen können: „Wem viel gegeben ist, von dem wird auch viel verlangt werden." Dennoch aber hat die Kirche kein Anathema für den Mann, der da sagt: „In Gottes Welt gedeiht Alles; dieses genügt mir, und in diesem Glauben stehe ich fest, wie ein Fels. Was aber in seiner Welt nur Keim ist, was Blüte, was Frucht, das weiß ich nicht. Das aber weiß ich, daß ich in der Welt der höchsten Weisheit und Güte mich befinde, die ihren Plan ganz durchschaut und ihn unfehlbar ausführt; und in dieser Ueberzeugung ruhe ich und bin selig" — und wiederum: „In aller Fülle des Lebens, der Ordnung und des Gedeihens, welche ich in ihr schaue, ist sie doch nur der Vorhang, durch welche eine unendlich vollkommnere mir verdeckt wird, und der Keim, aus dem diese sich entwickeln soll. Mein Glaube tritt hinter diesen Vorhang und erwärmt und belebt diesen Keim. Er sieht nichts Bestimtes, aber er erwartet mehr, als er hienieden fassen kann und je in der Zeit wird fassen können." (Schlußwort der Abhandlung über die „Bestimmung des Menschen.") Kein Anathema, sagen wir, hat die Kirche für einen Solchen, wol aber ein Auge der Liebe für den Keim, den er in des Lebens Fülle erkante und in seinem Herzen trug. Er hat sich gebunden durch innere Hemmnisse, aber auch gehemmt durch den Geist der Zeit, über die er nicht hinaus konte, nicht entfaltet zur vollen Blüte; aber sollte der, welcher diesen hohen Geist geschaffen und ihm einen so mächtigen Durst gegeben nach dem Schauen seines Angesichts, in seinen Vorhöfen nicht eine Stätte haben, wo solche Keime zu Lebensbäumen werden? — Als Fichte auf seinem Sterbebette lag und sein liebender Sohn ihm mit einer Arznei nahte, sprach er mit einem Blick dankbarer Liebe: „Laß das, ich bedarf keiner Arznei mehr, ich fühle, daß ich genesen bin!" Das war sein leztes laut gesprochenes Wort. Dürfen wir nicht vielleicht hoffen, er habe seine Genesung bei dem gefunden, der da heilt all' unsere Gebrechen und uns krönt mit Gnade und Barmherzigkeit?

---

Lasson schließt seine Darstellung des Verhältnisses Fichte's zum Christentum damit, daß er ihn mit zwei Männern zusammenstellt, von denen der eine einen offenbaren Einfluß auf seine Gedanken gehabt, der andere nach des Verfassers Ansicht ein vollkommenes Widerspiel Fichte's ist — Lessing und Schleiermacher. Mit Lessing hat sich Fichte selbst verglichen. „So tief vielleicht die Nachwelt, sagt er, mich unter diesen großen Mann setzen wird, so darf ich doch in Rücksicht des Hasses gegen Seichtigkeit, Halbheit und Wahrheitsscheu kühn an seine Seite treten." (F. W. IV. 372.) Wer sollte das nicht ohne Weiteres einräumen? Aber es bieten sich noch viele andere Punkte dar, in denen die Gedanken beider Männer sich teils berühren, teils geradezu zusammenfallen. Fichte will die Offenbarungsgeschichte in keiner Weise als Grundlage für Glaubenssätze gelten lassen; Lessing sagt: „Zufällige Geschichtswahrheiten können nie ein Beweis für notwendige Vernunftwahrheiten werden." Fichte unterscheidet Jesu Lehre von dem späteren apostolischen, namentlich Paulinischen Christentum; desgleichen findet sich bei Lessing eine Unterscheidung zwischen der Religion Christi und der christlichen Religion. Fichte nent es geradezu unsittlich, wenn der Gedanke an eine zukünftige Glückseligkeit ein Motiv für unser Handeln abgeben sollte; ebenso verwirft Lessing den Hinblick auf die Seligkeit als Triebkraft für ein sittliches Leben. Besonders nahe aber stehen sich beide Denker in der Auffassung des Christentums als Lehre, wobei auf die

Person Christi und eine gläubige Herzensstellung zu ihm nichts ankomme, in der Forderung, geoffenbarte Wahrheiten (d. h. im Sinne Beider natürlich nur historisch überlieferten) zu Vernunftwahrheiten fortzubilden, in der speculativen Deutung der Idee des Sohnes Gottes und in der Hinweisung auf ein schließliches Ziel in der Erziehung des Menschengeschlechts, die Errichtung eines Vernunftreiches, in dem die Kirche sich selbst überflüssig gemacht hat. (Lasson S. 160 f.) Von dem Unterscheidenden sieht Lasson ab, und dennoch muß auch dieses betont werden, wenn wir Fichte in seiner vollen Eigentümlichkeit erkennen wollen. Es liegt die Verschiedenheit nicht blos darin, daß Lessing eine vorwiegend kritische, Fichte eine speculative Natur war, daß Lessing nicht blos ein suchender und zweifelnder Geist war, sondern es auch bleiben wollte und darum auch nie an die Aufstellung eines philosophischen oder theologischen Systems gedacht hat und nach seiner ganzen Persönlichkeit auch nicht denken konte. Der Gegensatz liegt noch tiefer: Fichte wäre die Herausgabe und die, wenn auch nur teilweise Vertretung der „Wolfenbüttelschen Fragmente", nach denen die heilige Geschichte als das Resultat einer schlauen kalten Berechnung erscheint, sittlich unmöglich gewesen. Eben so wenig konte er einen „Nathan" schreiben mit dem ausdrücklichen Bekentnis: „Nathans Aeußerung gegen alle positive Religion ist von jeher die meinige gewesen." Das Christentum war und blieb ihm eine durchaus unvergleichbare Macht des Lebens.

So nahe Lasson die Gestalten Lessings und Fichte's an einander rückt, so weit stellt er Schleiermacher und Fichte von einander. „Wenn Fichte, sagt er, vermöge seiner persönlichen Eigentümlichkeit vielfach hinter dem zurückgeblieben ist, was sich aus den Principien seines Systems erreichen ließ: so ist Schleiermacher ein sprechendes Beispiel davon, wie das persönliche Lebensprincip es vermag, den Menschen weit über die Tragweite seiner eigenen Gedanken hinauszuheben." Und nun sucht er zu zeigen, daß Fichte mit seinen Principien auf allen Punkten dem Christentum näher stehe, als sein jüngerer Zeitgenosse. War bei jenem der Ausgangspunkt für das Religiöse der sittliche Glaube, die Strenge der sittlichen Anforderung; die Vorbedingung derselben die Wiedergeburt, die vollständige Aufhebung des blos natürlichen Seins: so sieht er Schleiermacher nur auf dem Standpunkte des empirischen Individuums, in unklarer Gefühlsseligkeit hingegeben an einen Gott, der nicht heiliger Wille ist, sondern blos umfassende Einheit, Weltgeist, Universum, das höchste Allgemeine im Gegensatz zu jedem Einzelnen. Ja Schleiermachers Frömmigkeit ist ihm nichts, als ein nebelhaftes Angeregtwerden durch das Weltall, das leicht in Schönthuerei mit den sentimentalen Regungen des natürlichen Menschen ohne innere sittliche Erhebung ausarte. Diese Anschauung sucht Lasson aus den Ideen zu begründen, die Schleiermacher in seinen Reden über die Religion entwickelte, und zwar um dieselbe Zeit, als Fichte des Atheismus angeklagt wurde. — Der Grundton derselben ist ihm ein durch romantische Innerlichkeit verklärter Spinozismus, seine Religion ohne persönlichen Gott, ohne Gottes Sohn und Gottes Wort, ohne Kraft der Heiligung, ohne Wunder, Offenbarung, Gnadenmittel und Gnadenwirkung, ohne Hoffnungsblick in eine jenseitige Welt. — Ja, Lasson's Ausstellungen an Schleiermacher im Gegensatz zu Fichte steigern sich bis zur sittlichen Anklage. Ist ihm Fichte — und das ist er uns gewiß auch — ein durch und durch in sich abgeschlossener Charakter, ein ganzer Mann, so kann er das von dem Redner an die „Gebildeten" nicht sagen. Wird dann auch von der ganzen Liebenswürdigkeit seiner Erscheinung geredet, so wird dadurch doch der sittliche Makel von seiner Persönlichkeit nicht entfernt. So gern wir dem Verfasser in der Charakteristik Fichte's gefolgt sind, hier können wir nicht ganz mit ihm gehen. Der Redner an die Gebildeten war doch in mancher Hinsicht ein anderer als der, welcher später in der Dreifaltigkeitskirche in manches Jünglings Brust das erste Sehnen nach dem Schönsten der Menschenkinder erweckte.

Wenn Fichte und Schleiermacher einmal neben einander gestellt werden sollen, so fordert uns ein Punkt zu tiefer eingehender Vergleichung gleichsam heraus, wir meinen die Stellung zur Persönlichkeit Jesu. Das erschien uns bei Fichte wie bei Lessing als der größte Mangel, daß sie den Schwerpunkt nur in der Lehre Jesu fanden und sich ein religiöses Verhältnis zu Gott denken konten ohne persönliche Lebensgemeinschaft mit dem, der da spricht: „Niemand komt zum Vater, denn durch mich." Mag auch Schleiermacher, wie Lasson ihm vorwirft, „über die Gottheit Christi mit einer rhetorischen Wendung hinweggegangen sein", mag er sich nicht zu dem Gedanken der vollen gottmenschlichen Mittlerschaft und einer versöhnenden Stellvertretung erhoben haben: so steht ihm doch die unbedingte Urbildlichkeit und die schlechthinige Vollkommenheit des Erlösers so fest, daß es ihm unmöglich gewesen wäre, mit Fichte zu sagen: „das Wort wird Fleisch in Jedermann"; andererseits ist ihm das Aufgenommenwerden in die Lebensgemeinschaft mit Christo und das dadurch wesentlich veränderte Verhältnis des Menschen zu Gott so sehr der Mittelpunkt seiner Heilslehre, daß die Fichte'schen Formeln: „Durch das Christentum tritt nicht eine neue Ordnung der Dinge — Entsündigung, Versöhnung ein, sondern nur eine neue Ansicht der Dinge", und wiederum: „Jeder Einzelne wird die Sünde nur los durch eigene Heiligung", auch nicht einmal annäherungsweise mit der Schleiermacher'schen Vertiefung in die Heilslehre verglichen werden können. Und dies, meinen wir, und nicht blos „die Macht seiner Persönlichkeit und die vielfach geförderte Stimmung eines späteren Geschlechts ist das Geheimnis seiner Wirksamkeit."

E. W.

# Dr. Schenkel und seine Apostasie.

„Der Hochmut ist die tiefste Quelle des Unglaubens."
Schenkel, Ev. Zeugnisse. 1854. B. 2. Pred. 8.

Erster Artikel.

Als das Renan'sche sog. Leben Jesu in Deutschland bekant wurde, hörte man wol hie und da die Meinung äußern, ein so frivoles Machwerk könne doch auf dem Boden der deutschen Theologie nicht mehr entstehen. Nur zu schnell sollte sich diese Meinung als eine irrige ausweisen. Das sog. „Charakterbild Jesu" von Dr. Schenkel ist dem Renan'schen Machwerke eilends an die Seite getreten, mit ihm um die Palme des Erfolges bei dem großen Haufen des Unglaubens zu ringen. Die verderbliche Tendenz dieses Buches, das in bitterer Feindschaft gegen die gesamte kirchliche Theologie und die bestehende Verfassung der evangelischen Landeskirchen Deutschlands geschrieben ist, verpflichtet uns, nicht blos den Inhalt dieses Buches selbst, sondern, da dasselbe nur der jüngste Sproß der ganzen Schenkelschen Theologie ist, die leztere überhaupt nach ihren Grundzügen und in ihrer immer weiter gehenden Verleugnung der christlichen Wahrheit zum Gegenstande einer eingehenden Darstellung und Beurteilung zu machen. Wir wollen dabei nicht in den gehässigen Ton einstimmen, der die Schenkelsche Feder seit längerer Zeit in beklagenswerter Weise ausgezeichnet hat und vermöge dessen er sich in der Vorrede zu seinem Charakterbilde z. B. nicht entblödet, „die deutschen theolog. Fakultäten meist Ableger einer erstorbenen Satzungslehre und Ueberlieferung, die nicht besser sei, als die, welche der Erlöser bis aufs Blut bekämpfte", zu nennen. Aber was wir mit desto klareren Zügen nachzuweisen versuchen werden, ist das, daß der Unglaube einer schiefen Ebene gleicht, auf der Jemand, wenn er einmal hartnäckig seinen Stand darauf genommen hat, nicht eher einen Halt findet, als bis er in die Tiefe gelangt ist (Matth. 13, 12).

Wir fassen zunächst den principiellen Standpunkt der Schenkelschen Theologie ins Auge. Er hat ihn ausführlich in seiner 1846 ff. zuerst erschienenen Schrift über „das Wesen des Protestantismus", wie in kleineren Schriften und Aufsätzen dargelegt. Die Grundgedanken derselben sind folgende: Während wir in der Reformation die Wiederherstellung und Neubegründung von etwas Objektivem und Konkretem sehen, nämlich die auf Grund der Schrift ermöglichte Wiederherstellung der apostolischen Kirche mit ihrer Lehre und ihrem Leben, sieht Dr. Schenkel die Reformation ihrem Wesen nach als ein im Gegensatze gegen die katholische Kirche sich Geltung verschaffendes Abstractum an, als ein Princip, das in der Gründung der reformatorischen Kirchengemeinschaften nur seine erste noch unvollkommene Wirkung hervorgebracht habe und sich noch immer mehr und immer vollkommener dahin auswirken müsse, daß an die Stelle einer katholisirenden Gebundenheit an das Objekt bestimmter Lehren und Institutionen je mehr und mehr die volle Glaubens- und Gewissensfreiheit des Subjektes trete. Der Protestantismus hat zwar nach Dr. Schenkel zwei Seiten, eine formale und eine reale. Die formale ist die Geltendmachung der Gewissensfreiheit, die reale besteht in der Gebundenheit an den Inhalt des göttlichen Wortes. Aber trotz dieser realen Seite protestirt er nicht blos gegen die Lehre des römischen Katholicismus, sondern gegen alle und jede „Lehrstagnation", gegen jeglichen Versuch, die christliche Lehre irgendwie definitiv zu bestimmen und damit der sog. freien Auslegung des göttlichen Wortes, wie freien Bewegung des christlichen Lebens traditionelle Fesseln anzulegen. Der Protestantismus, behauptet Schenkel, sei eine Religion, deren Lehre sich in stetem Flusse der Bildung und Entwickelung befinde. Ihr Kern sei zwar die Lehre von der Rechtfertigung aus dem Glauben allein. Aber diese Lehre bestehe eben nur darin, daß vor Gott Nichts gelte, als das aus der Schrift wiedergeborne und mit ihrem Inhalte erfüllte Gewissen, während keine kirchliche Doctrin diesen Inhalt der Schrift dem Gewissen gegenüber festzustellen habe. Daher sei der Protestantismus an sich weder Lehre noch Kirche, weder Bekentnis noch eine Anstalt, sondern eben nur ein Princip des religiösen und sittlichen Lebens, ein Princip der Freiheit aus dem Gewissen und der Wahrheit aus Gott, das keinerlei Schranken dulde.

Aber schon Luther habe sich ein Schwanken zwischen der Geltendmachung dieses Princips und der Festhaltung des katholischen Traditionalismus zu Schulden kommen lassen. Er sei Reformator geworden, aber zugleich Mönch geblieben, und während in der ersten Periode seines Wirkens jener über diesen die Oberhand gewonnen habe, so habe doch in der späteren (natürlich der symbolbildenden) wiederum dieser das Uebergewicht über jenen erlangt. In gleicher Weise hätten später die protestantischen Kirchengemeinschaften, namentlich die lutherische, die Gewissensfreiheit nicht zu ihrem vollen Rechte kommen lassen, sondern die Lehre und Wissenschaft in den Fesseln der Symbole festgehalten, die Autonomie des göttl. Wortes durch eine eng begrenzte Lehrüberlieferung wesentlich beeinträchtigt, auf kirchliche Institutionen ein übergroßes Gewicht gelegt und zugleich die freie Bildung von Religionsgemeinschaften im Bereiche ihres Territoriums unterdrückt. Der Protestantismus stehe darum bis auf den heutigen Tag in der Geschichte als eine Aufgabe da, nämlich als die, sich als Princip der Gewissensfreiheit immer entschiedener und nachdrücklicher geltend zu machen, und die Ideen, welche als Potenz in ihm lägen, freie Schriftforschung, freie kirchliche Institutionen, freie Kirchenbildung, freie Entwickelung des vom Staate geschiedenen Gemeindelebens ꝛc., im Kampfe mit den von Anfang ihn drückenden und sich in neuester Zeit stark wieder hervordrängenden katholischen Elementen immer kräftiger ins Leben zu rufen.

Wäre nun der Protestantismus wirklich Nichts weiter, als was er nach diesen Gedanken Dr. Schenkels sein soll, so wäre die Kirche wol Nichts weniger, als eine Heilsanstalt. Denn das gläubige Subjekt könte dann ja den Inhalt des Glaubens nie für objektive, d. h. überhaupt nicht für Wahrheit halten. In

dem Augenblicke, in welchem es sich einer derartigen Ueberzeugung hingäbe, würde es aufhören, wahrer Protestant und Christ zu sein, da ja eben niemals der Inbegriff des Glaubens auf allgemeine oder objektive Geltung soll Anspruch machen dürfen. So trostlos demnach dieser Schenkelsche Begriff des Protestantismus für das heilsbedürftige, nach Heilsgewißheit und Frieden verlangende Gemüt ist, so unbefriedigend ist er ferner in geschichtlicher, wie logischer Beziehung. Wol haben sich die Reformatoren in der Speierschen Protestation, wie bei jeder ähnlichen Veranlassung, der katholischen Kirche gegenüber stets auf ihr Gewissen berufen, das ihnen keine Nachgibigkeit gestatte; aber haben sie jemals dieses ihr Gewissen von einem bestimten Inhalte des göttlichen Wortes losgelöst gedacht? Wol besteht der Protestantismus aus einem formalen und aus einem realen Faktor, aus dem der Gewissensfreiheit und aus dem der Schriftwahrheit; aber wenn es so ist, so darf auch der reale Faktor nie und nimmer von dem formalen verschlungen, so darf die Schriftwahrheit niemals der Gewissensfreiheit zum Opfer gebracht werden, was eben dann gefordert wird, wenn der Protestantismus es nie zu einem bestimten Lehrbegriff soll bringen dürfen, wenn jede Festhaltung an einem solchen eine Lehrstagnation sein soll, gegen die er aufs nachdrücklichste um des Gewissens willen zu protestiren habe. Soll die evangelische Kirche den Inhalt der Schrift und ihres Glaubens niemals definitiv bestimmen können und dürfen, nun so gibt es eben für sie keinen solchen Inhalt und damit keine evangelische Wahrheit. Der Protestantismus hätte dann eben keine reale Seite; die Bethätigung der formalen dagegen bestände dann in nichts Anderem, als in einem steten Schnappen nach Wahrheit, Heilsgewißheit und Frieden, ohne des wirklichen Besitzes dieser Güter jemals gewiß zu werden. Eine Lehrentwickelung, die es nie zum Abschluß bringt, ist, wie jede nicht zum Ziel gelangende Entwickelung, überhaupt keine Entwickelung und gewährt dem heilsbedürftigen Herzen Nichts, als den steten Mangel an Befriedigung.

Nach dem Obigen werden wir uns nicht mehr wundern dürfen, wenn wir Dr. Schenkel nicht zu allen Zeiten eine und dieselbe christliche Lehre vertreten, ihn vielmehr bald dies, bald das für christliche Wahrheit ausgeben sehen. Daß jenes Schenkelsche Princip des Protestantismus in der That sehr geeignet ist, den Glauben in stetem Flusse zu erhalten, hat Dr. Schenkel durch Nichts klarer bewiesen, als durch den wechselnden Strom seiner eigenen Theologie. Welch ein Unterschied zwischen dem Theologen, der das Gutachten über Dulon und die „Evang. Zeugnisse von Christo“ (1852—54) geschrieben und weiter dem, der die „Christliche Dogmatik“ (1858. 59) verfaßt, und endlich demjenigen, der das „Charakterbild Jesu“ (1863) zusammengestellt hat! Mag das Gewissen Dr. Schenkels die Widersprüche der verschiedenen Lehrbegriffe, welche diese Schriften enthalten, ertragen können, ohne an sich selber irre zu werden; wir, und hoffentlich mit uns jeder nüchterne Christ, würden an unserm Gewissen irre werden, wenn wir uns auf solchen Widersprüchen ertappten — und dennoch jene principielle Anschauung, aus der sie hervorgegangen, festhielten, und würden uns dazu der leidenschaftlichen Ereiferung gegen Andere schämen, die Gewissensbedenken trügen, sich der vagirenden Leitung solcher Anschauung anzuvertrauen.



Das erwähnte, von Dr. Schenkel ausgearbeitete „Gutachten der theol. Fakultät zu Heidelberg über den durch Pastor Dulon angeregten Kirchenstreit zu Bremen“, wie Dr. Schenkels „Evang. Zeugnisse von Christo“, Predigten über das Evangelium St. Johannis, haben zwar keine wissenschaftlich theologische Bedeutung, sind aber dennoch in sofern für die Erkentnis der Schenkelschen Theologie von besonderer Wichtigkeit, als sie besonders deutliche Zeugnisse sind, wie Schenkel damals noch zu dem konkreten Inhalte des christlichen Glaubens stand. Er konte noch damals nicht blos die Ueberzeugung Umbreits, Ullmanns und Hundeshagens über die wesentlichen Lehrpunkte des christlichen und kirchlichen Glaubens theilen, sondern diese Theologen konten ihm damals auch noch die Ausarbeitung eines Gutachtens über den Dulonschen Kampf gegen dieselben anvertrauen, wie andererseits eine christliche Gemeinde sich bis zu einem gewissen Grade noch an seinen Predigten zu erbauen vermochte.

Pastor Dulon, ein Freigemeindler, war 1848, als die Demokratie zu Bremen das Regiment führte, zum Prediger an der reformirten Liebfrauen-Kirche gewählt. Als Pantheist und socialistischer Demokrat wurde er die Sele des kirchlichen und politischen Radikalismus, der mehrere Jahre nicht blos die kirchlichen, sondern auch die staatlichen Ordnungen Bremens mit einer vollständigen Vernichtung bedrohte, und arbeitete mit eben so großer Verschlagenheit, wie Energie in Predigten und Reden mündlich und schriftlich in dem Tone Pariser Revolutionshelden auf die Verwirklichung der gottlosen Zwecke der socialistischen Demokratie hin. Die Aufregung und Verwilderung, welche er erzeugte, war eine so ungeheuere, daß z. B. die St. Martinikirche auf eine schmähliche Weise geschändet wurde und das Leben der Führer der conservativen Partei, wie die Entdeckung eines Complotts bezeugte, aufs Ernstlichste bedroht war.

(Schluß folgt.)

---

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz in Berlin. Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

# Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1864. Sonnabend den 16. Juli. № 57.

## Dr. Schenkel und seine Apostasie.

Erster Artikel. (Schluß.)

In dieser Not wandte sich der Bremer Senat, der, so lange die Verwüstung nur auf kirchlichem Boden sich hält und die äußere Ordnung nicht stört, bis auf den heutigen Tag ein ziemliches Maß von Freigeisterei in seinen Mauern duldet, an die theologische Fakultät zu Heidelberg mit den folgenden Fragen, um sich auf diese Weise der Demokratie gegenüber beim Einschreiten gegen den gefährlichen Demagogen durch eine Autorität einigermaßen zu decken. Die Fragen lauteten auf Grund einer von der Vertretung der biederen Stephani-Gemeinde, wenn wir nicht irren, erhobenen Beschuldigung: 1. Ob Pastor Dulon die von der reformirten Kirche, ja von allen protestantischen Confessionen als wesentlich anerkanten Glaubenslehren der heil. Schrift verleugne, die Glaubwürdigkeit der heil. Schrift selbst und die Wahrheit des in ihr enthaltenen Evangeliums bestreite und verhöhne und dem Christentume überhaupt nicht mehr angehöre, demselben vielmehr feindlich gegenüber stehe? 2. Welche Maßregeln, wenn diese Fragen zu bejahen seien, nach den von der protestantischen Kirche angenommenen Grundsätzen gegen ihn zu ergreifen seien? Dr. Schenkel beantwortete die erste Frage mit einem entschiedenen Ja! Denn Dulon bekämpfe 1. die Lehre von der Erbsünde, d. h. die Lehre, nach welcher die Sünde in Folge einer freien, mit dem göttlichen Gebote in bewußten Widerspruch tretenden Entscheidung des ersten Menschen als ein krankhafter böser Hang und eine verderbliche böse Macht in dem Menschengeschlechte fortgepflanzt werde und das Uebel, den zeitlichen und ewigen Tod, erzeugt habe, nach welcher demnach alle Menschen als Sünder geboren würden vermöge einer Gesamtverderbnis und sich als Sünder in ihrem Gewissen schuldig fühlten vermöge einer Gesamtschuld des Menschengeschlechts (Gutachten S. 10); 2. bekämpfe er die Lehre von der Rechtfertigung durch den Glauben, nach welcher der Mensch nicht die Kraft besitze, sich selbst zu erlösen, sondern an Jesum Christum, den Sohn des lebendigen Gottes, gewiesen werde, um im Glauben an ihn ohne eigenes Verdienst durch die freie Gnade Gottes gerechtfertigt zu werden, zu der verlornen Gemeinschaft mit Gott zurückzukehren und die ewige Seligkeit zu gewinnen (a. a. O. S. 21); 3. bestreite er die Lehre von dem lebendigen persönlichen Gott, an dessen Stelle er den sogenanten Weltgeist, d. h. die sittlich indifferente Lebendigkeit der Welt setze (S. 30 ff.); 4. verwerfe er die wahre Lehre von Christo, dem von Ewigkeit her gewesenen eingebornen Sohne Gottes, der Mensch geworden (S. 39 ff.); 5. bekämpfe er die protestantische und biblische Lehre vom Reiche Gottes oder der Kirche, an dessen Stelle er ein socialistisches Demokratenreich setze (S. 44). — Dulon bestreite ferner und verhöhne die Glaubwürdigkeit der heil. Schrift, indem er behaupte: „In der Bibel sei sowol Menschenwort als Gotteswort, sowol vergängliche Zeitvorstellung als ewige Wahrheit, sowol Ausfluß des irrenden Menschengeistes als Offenbarung des ewigen Gottesgeistes. Das neue Testament sei, so gut wie das alte, reich an Mythen und Sagen, und könne darum in Glaubenssachen keine richterliche Autorität mehr für uns besitzen." Es sei dies ein gefährlicheres Attentat auf die Bibel, behauptete 1852 derselbe Dr. Schenkel, der 1863 ganz eben so lehrt, es sei dies ein gefährlicheres Attentat auf die Bibel, als wenn die Autorität derselben einfach geleugnet werde (S. 55 ff.). Demnach lehre Dulon nicht nur unchristlich, sondern habe eine dem Christentume durchaus feindselige Stellung eingenommen und sei nicht länger berechtigt, sich zu den Angehörigen des Christentums oder der christlichen Kirche zu zählen (S. 70 ff.). — Die zweite der vorgelegten Fragen beantwortete Schenkel dahin: Wie die reformirte Kirche berechtigt sei, Bekentnisse aufzustellen, ihren Glauben in gewissen bindenden Artikeln zu formuliren und ihre Prediger auf dieselben zu verpflichten, so sei sie auch berechtigt zu sagen, wer nicht mehr auf demselben Glaubensgrunde mit ihr stehen wolle, der gehöre auch ihrer Gemeinschaft nicht mehr an und könne ein Predigtamt in ihr nicht mehr verwalten (S. 81 ff.). Eine christliche Obrigkeit erfülle darum nur ihre Schutzpflicht gegen dise evangelische Kirche, wenn sie das in Predigtamt und Selsorge durch einen Mann, wie Dulon, gegebene Aergernis wegräume (S. 130).

Nachdem Schenkel sich in dieser Weise über den Inhalt des christlichen Glaubens und Bekentnisses, wie über die Angriffe auf denselben erklärt hatte, ohne zu ahnen, daß er sich damit einst sein eigenes Urteil gesprochen haben würde, veröffentlichte er in den unmittelbar folgenden Jahren (1853. 54)

die erwähnten, in dem Universitätsgottesdienste zu Heidelberg gehaltenen Predigten. Es muß ihm damals nicht blos die Johanneische Autorschaft des vierten Evangeliums noch fest gestanden, sondern grade dieses Evangelium muß ihm damals auch noch ganz besonders teuer gewesen sein, da er es zum Gegenstande einer zusammenhangenden Reihe von Predigten machte. Die Predigten enthalten nun die entschiedensten Zeugnisse und Bekentnisse von dem menschlichen Verderben, der Sünde und ihrem Solde, dem Tode (I. S. 25. II. S. 22. 63. 77), von der wahrhaft gottmenschlichen Person Christi I. S. 61. 84. 106. 197. 183—85. II. S. 1. 2. 27. 113, 123. 141), von seinem unsere Schuld sühnenden und uns mit Gott dem Vater versöhnenden Opfertode (I. S. 110. 121. 129. 145. 203. II. 98. 165. 183), von seiner göttlichen Wundermacht, wie sie sich, was wir hier absichtlich im Einzelnen aufführen, an dem Sohne des Hauptmanns zu Capernaum sogar als Heilung aus der Ferne (II. 15), ferner in der Heilung des Kranken am Teiche Bethesda (II. 43), in der Speisung der Fünftausend mit wenigen Broden und in der Verwandlung des Wassers in Wein zu Cana (II. 171), in dem Gange auf dem Mere (II. 201) und in der Auferweckung von den Todten (I. 16) erwies, und zwar als eine in Gotteskraft schaffende (II. 174) oder als der Sieg des Geistes und der Kraft Gottes über die unwiedergeborne und ungeheiligte Natur (I. 15). Nicht minder begegnen wir in den Predigten noch dem entschiedensten Zeugnisse von der wahrhaften Auferstehung des Herrn, wie von seiner Himmelfahrt, seiner Erhöhung zur Rechten Gottes und seiner Wiederkunft zum Gerichte der Lebendigen und der Todten (I. 123. II. 3. 67). Um von dem Grade der Klarheit und Bestimtheit, in welchem Schenkel sich damals der Gemeinde gegenüber zu diesen Lehrsätzen des christlichen Glaubens bekante, eine Anschauung zu geben, möge hier eine Stelle über die Person Christi angeführt werden, die als solche besonders geeignet ist, den Gegensatz zwischen den „Evangelischen Zeugnissen" und dem späteren „Charakterbilde Jesu" in centraler Weise zu vergegenwärtigen: „Viele haben gewiß den Herrn Jesum lieb. Wenn sie ihn jedoch für einen bloßen Menschen halten, obgleich für einen reinen, großen, edlen Menschen, erkennen sie ihn dann recht und völlig? Wenn er nicht mehr als ein Mensch gewesen ist, so ist er auch ein Sünder gewesen (!), und wenn er ein Sünder gewesen ist, so kann er nicht für uns Sünder in den Tod gegangen sein, so kann er uns den Trost der Sündenvergebung auch nicht erworben haben. Wir haben ja die Erfahrung gemacht, daß wir uns selbst nicht versöhnen können mit Gott. Darum müssen wir den wieder erkennen, der unsere Versöhnung bei Gott geworden ist, der um unserer Sünden willen gestorben und um unserer Gerechtigkeit willen auferweckt ist, der unsere Strafe auf sich genommen hat, auf daß wir Friede hätten, der an unserer Statt als ein heiliges Opferlamm unsere Schuld getragen hat. Wir haben erkant, daß wir uns selbst nicht erlösen können. Darum müssen



wir wieder zu dem zurück, der als der eingeborne Sohn Gottes, als der König der Wahrheit und der Fürst des Lebens den Stachel des Todes abgestumpft und die Pforten der Hölle überwältigt hat" (I. 183—85).

Und diese Zeugnisse sprach Schenkel im ausdrücklichen Gegensatze gegen den Unglauben aus, den er als hochmütige Erhebung der menschlichen Weisheit und Gerechtigkeit über das Wort Gottes bezeichnete. „Unsere menschliche Weisheit ist es, heißt es z. B. II. 53. 59, vgl. 134. 35, die, wie unsere eigene Gerechtigkeit, noch immer fort an dem Evangelium Jesu Christi Anstoß nimt. Unsere eigene Weisheit ist es, die mit offenem Widerspruche oder mit verborgenem Widerstande das Evangelium Jesu Christi immer noch zu nichte zu machen sucht. Und ach! wie tiefe Wurzeln hat dieses Selbstweiseseinwollen in jedem Menschenherzen geschlagen! Wer hat noch nie zu sich selbst gesagt oder wenigstens bei sich selbst gedacht in Stunden des Zweifels: „„Wie ist es denn möglich, daß der allmächtige und ewige Gott in diese arme Hütte des Fleisches eingegangen, daß Gottes eingeborner Sohn als ein armes hülfsloses Kind geboren worden und in der Krippe zu Betlehem gelegen, daß Gottes Sohn alle unsere menschlichen Bedürfnisse gekant, alle unsere Beschwerden getragen, daß er gar den blutigen Tod am Kreuze erlitten, aus dem Grabe wieder auferstanden und zur Rechten Gottes erhöht sein soll?"" Das Evangelium Jesu Christi macht nun die Gedanken dieser eigenen Weisheit zu nichte. Mit wunderbarer Kraft und Stärke ruft es dir zu: „„Deine eigene Weisheit ist in allen diesen Angelegenheiten, die dein ewiges Heil betreffen, doch nur Thorheit, und die göttliche Thorheit dagegen ist viel weiser, denn die Menschen sind. Du mußt glauben, daß Gott ist offenbart im Fleische, glauben, daß der Sohn Gottes gekommen ist in die Welt zur Versöhnung seiner Feinde, glauben, daß er dich von der Knechtschaft der Sünde erlöst hat, glauben, daß er deinen Tod durch seinen Tod besiegt und durch seine Auferstehung auch die Pforten der Hölle überwunden hat, glauben, daß er jezt sizt als der Todesüberwinder und Lebensspender der Menschheit zur Rechten Gottes."" Da gilt es mit jenem verständigen und doch auch wieder von Herzen frommen deutschen Liederdichter zu sprechen:

Wenn ich dies Wunder fassen will,
So steht mein Geist vor Ehrfurcht still;
Er betet an und er ermißt,
Daß Gottes Lieb unendlich ist.

Wenn Christus nur ein guter, edler, frommer Mensch gewesen wäre, dann freilich könten wir auch unter seinem Kreuze nichts Anderes thun, als mit den Frauen von Jerusalem sein Schicksal beweinen. Licht, Kraft, Trost würde in diesem Falle nicht von seinem Kreuze ausgehen. Wenn er nun aber spricht: der Vater hat mich gesandt, auf daß Alle, die an mich glauben, nicht verloren werden, und: der Vater, der mich gesandt hat, zeuget auch von mir; wenn er erklärt: Ehe denn Abraham war, bin ich; wenn er uns verheißt: Ich will euch nicht Waisen lassen, ich komme zu euch — Ich gehe hin, euch die Stätte zu be-

reiten — Ich will den Vater bitten, und er soll euch einen andern Tröster senden, den Geist der Wahrheit, daß er bei euch bleibe ewiglich; wenn er dem Hohenpriester, der ihn beschwört, ob er sei Christus, der Sohn Gottes, antwortet: Von nun wirds geschehen, daß ihr sehen werdet des Menschen Sohn sitzen zur Rechten Gottes und kommen in den Wolken des Himmels; wenn er beim Scheiden von der Erde den erhabenen Ausspruch that: Mir ist gegeben alle Gewalt im Himmel und auf Erden, und: Siehe, ich bin bei euch alle Tage bis an der Welt Ende — — dann muß es uns zur Gewißheit werden, daß der Mann, welcher so sprechen konte, nicht nur ein guter, edler, frommer Mensch, sondern daß er der eingeborne Sohn des himlischen Vaters, der Herr und Heiland der Welt ist."

Im Anschluß an die oben dargelegte principielle theolog. Anschauung Schenkels finden sich jedoch in den Predigten neben diesen im Allgemeinen gläubigen Bekentnissen bedenkliche Auslassungen gegen die kirchlichen Bekentnisschriften und kündigen, als auf die Dauer mit jenen unvereinbar, den später so entschieden hervorgetretenen Bruch mit dem Inhalte der göttlichen Offenbarung von ferne an. „Wir wollen nicht loben, heißt es unter Anderm B. I. Pred. 3, daß der Gewissensernst bei Manchen sehr gelockert ist, daß Manche ein falsches Freiheitsziel erstreben, nicht die Freiheit in Gott, sondern ohne Gott, nicht von der Sünde, sondern in der Sünde. Allein wie sollen wir nun von solchen Uebelständen frei werden? Etwa damit, daß man die Selen wieder bindet, sie in die alten Fesseln und Stricke zurückbannt? Etwa damit, daß uns jenes Joch äußerer Satzungen wieder auferlegt wird, das Jahrhunderte lang vor der Reformation unser deutsches Volk gedrückt hat; etwa damit, daß goldene und eiserne Ketten für die Gewissen der deutschen Christenheit wieder geschmiedet werden? Oder damit, daß man die 300jährige Bewegung der Geister hemmt und lähmt, der unverkümmerten Forschung in der heil. Schrift Hindernisse in den Weg legt und nach einem äußerlichen Maßstabe richtet, was gerichtet sein will nach dem Gesetze des heil. Geistes?" „Aufs Neue sagen sie wieder in unserer Zeit, das ewige Heil hange von äußeren Bedingungen ab; nur wenn man sich ihrer kirchlichen Gemeinschaft anschließe, ihrem Kirchenbekentnisse und ihren Kirchengesetzen unterwerfe, werde man heil und selig. Legt denn der Herr der Samariterin irgend eine solche äußere Bedingung vor? Verlangt er von ihr, daß sie ihre Volksgemeinschaft verlasse und sich bestimten Lehrartikeln und Kirchenordnungen unterwerfe?" „Wir bedürfen eines lebendigen Glaubens; bringen uns nicht Manche statt desselben nur das todte Bekentnis?" (I. 41. 188. II. 194.)

Daß aber Treue gegen den christlichen Glauben und Feindschaft gegen die kirchlichen Bekentnisse desselben bei irgendwie tieferer Erwägung unvereinbare Dinge sind, bewies Schenkel wenige Jahre später, als er in seiner Dogmatik eine wissenschaftliche Durchführung seines principiellen Standpunktes versuchte.

---



## Die Behandlung der Eheverlöbnisse vor dem Stadtconsistorium zu Braunschweig von 1550—1600.

### 1.

Durch die Einführung der Reformation wurde nirgendwo jählings das goldene Zeitalter der Sittlichkeit hervorgezaubert. Wol überall traten nach längerer oder kürzerer Frist teils alte Gebrechen erst recht heraus, teils kamen ganz neue zum Vorschein. Nicht wenige der leztern hatten sichtlich ihren Boden in dem Wahne, fortan dürfe Jeder ohne Scheu nach seinem Kopfe leben. Auch zu Braunschweig, wo Bugenhagen im Jahre 1528 das Kirchenwesen evangelisch geordnet hatte, schoß hernach allerhand Antinomismus auf. So fand z. B. die reformatorische Behauptung, durch sogenante gute Werke könne keine Sünde getilgt, kein Verdienst begründet werden, sehr lauten Beifall. Aber was geschah? Unter Anderm dies, daß der Rathsbauherr Tafelmaker bitterlich klagen mußte, es hätten die für den gleichmäßigen Ausbau der Thürme bei St. Andreä notwendigen milden Gaben seitdem zu fließen aufgehört.

Dem ähnlich ward auch die Verbrennung des päpstlichen Rechtsbuches durch Luther und sein Hinwegtun der Ehe aus der Zahl der Sacramente hier und da auf Mutwillen gezogen. Einige unter den Gesetzstürmern wollten hinfort die Ehe samt dem Verlöbnis, womit sie begint, blos einem Privatvertrage gleichachten, welcher, durch gegenseitiges Uebereinkommen geschlossen, sich eben dadurch, etwa unter Hinzutritt einer wirklichen oder scheinbaren Abfindung, wieder aufheben lasse. Andere gingen noch weiter. Sie meinten sogar, das eheliche Band dürfe nunmehr schon in Folge einseitigen Beliebens gelöst werden. Auf diesem abschüssigen Wege fortschreitend, hätte man schließlich zur vollen Emancipation des Fleisches gelangen müssen.

Dagegen stemmte sich aber zu Braunschweig vereint mit der geistlichen Gewalt die weltliche. Beide waren von der Ueberzeugung durchdrungen, daß, um nicht allmälig zum Spielball und Gespött zu werden, jede gute Ordnung unausgesezt der Obrigkeit als treuer Hüterin bedarf, insonderheit die Ehe als Urverhältnis des menschlichen Daseins und ein Hauptpfeiler aller irdischen Wolfahrt. Weil sich im Jahre 1561 Heinrich Dettmer der Verheiratung seines Sohnes mit Catharine Tunselmann widersezte und einen ihm beigemessenen Consens im bezechten Zustande erteilt zu haben vorgab, ward ihm sein Bericht vom Gegenpart ins Gewissen geschoben. Pochend auf seine stadtbekante Rechtlichkeit, weigerte er sich, in dieser nach seinem Dafürhalten losen Sache zu schwören, es müsse ihm darum ergehen, wie es wolle. Da führte ihm das Consistorium in Worten, die aus Luthers Traubüchlein nachklangen, mit Entrüstung zu Gemüte, daß Ehesachen keine Spielsachen sind, befahl ihm auch, er sollte über so hohe Dinge mit mehr Bescheidenheit sprechen. Noch bessere Zeugnisse des

hin und wieder sich zur Schärfe steigernden Ernstes, womit jene Behörde zwischen 1550 und 1600 dem Gottesinstitut der Ehe allen ordentlichen Schutz angedeihen ließ, wird das Folgende bringen.

Um die Behandlung der Eheverlöbnisse während des genanten Zeitraums vor dem aus Verordneten des Ministeriums und des Rathes gebildeten Consistorium in Braunschweig kennen zu lernen, sucht man vergebens nach einem Ehegesetzbuche oder einer dessen Stelle vertretenden Edictensamlung. Dergleichen gab es bei uns nicht. Als materielle Rechtsbasis galt die im Anschluß an Gottes Wort und beziehungsweise an den Gebrauch der alten oder der erneuten Kirche sich in der Praxis immer mehr entwickelnde Observanz. Kamen Verlegenheiten vor, so that man, was „gemeine Vernunft und natürliche Billigkeit" zu thun riethen. Im Notfall wurden auch wol Gutachten von auswärtigen Consistorien oder Juristenfacultäten begehrt. Dieselben sprachen indeß immer blos die Ansicht rechtskundiger Privatpersonen aus. Eine gesetzliche Auctorität, welche zu befolgen den fragenden Richtern obgelegen hätte, besaßen solche Responsa niemals.

Innerhalb der uns beschäftigenden fünf Jahrzehnte erschien zu Braunschweig über Eheverlöbnisse nur ein Edict. Es wurde kurz vor Neujahr 1550 angeschlagen und lautet folgendermaßen: „Wir Bürgermeister und Rath dieser Stadt Braunschweig wollen hiermit jeden unsern Bürgern und Bürgerschen, Inwohnern und Diensten ernstlich angesagt, eingebunden und sie vermahnt haben, nachdem wir befinden, daß mancherlei ungebührliche, mutwillige und unordentliche Aergerung in und mit den Ehelübden wird vorgenommen, daß ein jeder darauf fleißige Achtung soll legen und geben, wenn er seine Kinder, Verwandte oder Freunde zur Ehen wird geloben und zusagen, daß einer dem andern nach gehaltenem Gelübde nicht wieder auf- und absagen möge. Wo aber solches geschehen, soll gegen den schuldigen Teil nach Verhörung und Erwägung der Sache mit Verweisung unsrer Stadt und, sowie sich deßfalls will gebühren, mit Ernst verfahren werden. So sollen auch keine Winkelgelübde gehalten werden oder gelten."

Nur teilweise läßt sich aus diesem Edicte die Art erkennen, wie damals vor dem städtischen Consistorium zu Braunschweig die Eheverlöbnisse behandelt wurden. Weit vollständiger tritt sie beim Blick in die lebendige Praxis heraus. Zu dem Behuf leistet ein den oben bemerkten Zeitraum umfassendes, viele Excerpte aus alten Memoranden- und Sentenzenbüchern enthaltendes Foliomanuscript in unserm Stadtarchiv dankenswerte Dienste. Aus diesem Buche das Wichtigste zusammenstellend, lade ich den Leser ein, mir auf das ursprünglich zugleich theologische und juristische Gebiet der Verlöbnisse zu folgen. Ich werde aber nicht jede sich hervordrängende Frage beantworten können, sondern da schweigen müssen, wo meine Urkunden es auch thun.

(Schluß folgt.)



## Für und wider Wolfgang Menzels Literaturblatt.

Unser Zeitalter kann im gewissen Sinne ein „papiernes" genant werden; denn „geschrieben wird viel, aber es mangelt die That." Wie reichlich in unseren Tagen der Büchermarkt versorgt ist, und wie die Fluten des Buchhandels auf allen Gebieten menschlichen Wissens fort und fort neue Erzeugnisse productiver Federn an das Land treiben, das ist bekant. Niemand wird es nun läugnen, daß diesem Reichtum an Literatur gegenüber die Kritik an ihrem Platze ist, die Kritik, welche als eine unbestechliche Richterin ihr Urteil spricht, welche mit sicherem Auge das falsche Gold vom ächten scheide und mit scharfem Messer das wilde Fleisch verderbenbringender Vorurteile wegschneidet. Solche Kritik, wenn sie im christlichen Geiste ihr Werk treibt und allenthalben den Aufbau des Reiches Gottes im Auge hat, kann großen Segen stiften. W. Menzels Literaturblatt ist nun ein Blatt, welches solche Kritik übt, und wer es kent, wird gewiß gern in dieses Urteil einstimmen.

Aber bei aller Vortrefflichkeit und Gediegenheit, welche das genante Blatt besizt, ist es doch tief zu beklagen, daß dasselbe dem Werke und der Zeit der Reformation gegenüber eine Stellung einnimt, wie sie bei einem katholischen Blatte nicht befremden würde, aber bei einem evangelischen unbedingt befremden muß. Denn wenn das Menzel'sche Blatt auf den erwähnten Punkt zu sprechen komt und von Erscheinungen und Personen der Reformationszeit redet, so möchte man oft zweifelhaft sein, ob die betreffenden Artikel von Protestanten oder Katholiken geschrieben sind, und möchte eher das Leztere glauben. Der Verfasser gegenwärtiger Zeilen gehört nicht etwa zu den sogenanten „Katholikenfressern"; im Gegenteil, er sympathisirt mit niemandem weniger, als mit denen, welche der römischen Kirche nur mit Haß gegenüber stehen und in ihr nur Babel sehen und nichts Gutes in ihr und an ihr anerkennen wollen. Ebenso wenig kann er sich aber auch mit der Richtung befreunden, wie sie in Menzels Literaturblatt vertreten ist — einer Richtung, welche ihre eigene evangelische Kirche mit Koth bewirft und, mit der römischen Kirche liebäugelnd, sich vor allem darin gefällt, die Sünden ihrer Mutterkirche aufzudecken und mit einer gewissen hämischen Schadenfreude besonders auf das hinzuweisen, was in der Zeit und am Werke der Reformation gesündigt worden ist.

Daß, wie bei allen großen geschichtlichen Ereignissen, so auch bei dem Werke der Reformation viel Unreines und selbst Beklagenswertes mit untergelaufen ist; daß die Reformatoren und ihre fürstlichen Beschützer und die, welche nach ihrem Tode ihr Erbe antraten, nicht in allen Stücken fleckenlos und ohne Tadel dastehen, weil sie keine Engel, sondern auch arme, schwache, sündige Menschen waren, das ist bekant, und niemand, der die

Geschichte der Reformation genau kent, wird es läugnen wollen. Aber wozu ist es nötig, wie das Menzelsche Blatt es thut, immer und immer wieder dasselbe Lied in den verschiedensten Variationen zu singen? Sieht das nicht aus, als ob man, recht nach der Art Ham's, seine Freude daran fände, von der aufgedeckten Blöße zu reden, anstatt sie zu verhüllen? Dazu komt noch, daß von dem genanten Blatte dabei manchmal Beschuldigungen ausgesprochen und Thatsachen behauptet werden, die in ihrem vollen Umfange schwer zu erweisen sein möchten.

Zum Beweise dafür wollen wir nur ein Beispiel, das uns besonders frappirt hat, anführen. In Nummer 15 des Menzelschen Literaturblattes von diesem Jahre findet sich ein Aufsatz, in welchem eine kleine Schrift: „Johann Major, der Wittenberger Poet", recensirt wird. In dieser Recension heißt es: „Major war ein treuer Anhänger Melanchthons und kämpfte für denselben gegen dessen Gegner, namentlich gegen Flacius, in lateinischen Satiren. Kaum ist jemals ein theologischer Zank bissiger und liebloser geführt worden. Die Reformation schien nur Haß geboren und alle Teufel losgelassen zu haben. Während die protestantischen Fürsten kein Gebot Gottes und keiner Menschen gute Sitte mehr achteten, das Haupt dieser Fürsten, der sächsische Kurfürst, Vater und Sohn, fast nie aus viehischer (!) Besoffenheit erwachten, der Brandenburger in Wollust schwelgte, der Hesse Vater zwei Weiber nahm und die armen Reformatoren zwang, seine Schandehe einzusegnen, der Hesse Sohn an den Erbfeind sich verkaufte ꝛc., während die Juristen Stände und Volk um die lezte Freiheit betrogen und den altrömischen Despotismus einführten, dabei in den crassesten Aberglauben versunken und in dämonischer Mordgier lechzend nach der Carolina gräßlichen Vorschrift die unglücklichen Deutschen zu vielen Tausenden jährlich foltern und in gräßlicher Mannigfaltigkeit hinrichten, die unschuldigen Weiber zu vielen Tausenden als angebliche Hexen lebendig verbrennen ließen; während alledem lagen sich die Theologen, die erstgebornen Söhne Luthers, die das Wort Gottes allein gepachtet zu haben meinten, einander wüthend in den Haren und verfolgten einander bis zum Tod auf dem Schaffot. Denn indem jede Partei das Wort Gottes anders auslegte, bettelte sie, um den Sieg zu behaupten, um die Gunst der Fürsten und ihrer abgefeimten Juristen und verschaffte sich dadurch die Mittel, ihre theologischen Gegner peinlich anzuklagen, ins Gefängnis, in die Marterkammer und endlich aufs Blutgerüst zu bringen. Natürlich triumphirte die äußerste Einseitigkeit, hier bei den Lutheranern, dort bei den Calvinisten. Hier fiel das Haupt des edlen Crell unter dem lutherischen Eisen, dort wurde Servet auf dem calvinischen Holzstoße verbrant. Das schlimmste Los traf dabei die Gemäßigten und Liebevollen, die gern zwischen den Extremen vermittelt hätten." — —

Was hier über die protestantischen Fürsten gesagt wird, von denen es heißt, daß sie „kein Gebot Gottes und keiner Menschen gute Sitte mehr achteten", das nennen wir gradezu eine Sünde wider das achte Gebot. Ist der Verfasser jener Zeilen sich dessen klar bewußt gewesen, welche schwere Beschuldigung gegen einen Menschen erhoben wird, wenn man von ihm sagt, daß er kein Gebot Gottes und keiner Menschen gute Sitte mehr achte? Des Landgrafen Philipp Doppelehe ist ja beklagenswert genug; aber ist sie nicht immer noch besser, als die unsaubere Maitressenwirtschaft, wie sie vor und nach der Reformation an katholischen Fürstenhöfen gäng und gebe gewesen ist? Und was Luthers Urteil und Stellung dieser Doppelehe gegenüber betrifft, so möchten wir den Verfasser jenes Artikels auf das Gutachten verweisen, das Luther, durch den Landgrafen selbst dazu aufgefordert, in dieser Sache abgab und in dem er diesem die ernstlichsten Mahnungen und Warnungen zu Teil werden läßt. Aber wozu, fragen wir, werden diese Scandalgeschichten, die jeder wahre Lutheraner ja aufrichtig beklagt, immer wieder aufgewärmt und noch dazu in einem Zusammenhange, wo es gar nicht von Nöten ist? Sieht das nicht aus, als ob man seine Freude an solchem Scandal hätte? — Um nicht zu breit zu werden, wollen wir auf die Beschuldigungen alle, welche gegen die einzelnen protestantischen Fürsten der Reformationszeit erhoben werden, nicht näher eingehen; nur das, was gegen die sächsischen Fürsten gesagt wird, wollen wir etwas genauer prüfen. Von diesen heißt es: „Das Haupt dieser Fürsten, der sächsische Kurfürst, Vater und Sohn, erwachte fast nie aus viehischer Besoffenheit." Damit sind die beiden Kurfürsten Johann der Beständige und Johann Friedrich der Großmütige gemeint. Wir wissen nicht, aus welcher Quelle unser Gegner die schwere Beschuldigung geschöpft hat, die er gegen diese beiden Fürsten schleudert. Unser Gewährsmann soll Luther sein. In seiner Leichenpredigt, die er dem entschlafenen Kurfürsten Johann dem Beständigen gehalten hat, sagt er: „Ich will ihn nicht loben seiner hohen Tugend halben, sondern ihn auch lassen einen Sünder bleiben, wie uns alle: ich will unsern lieben Landesherrn nicht so gar rein machen, wiewol er ein sehr frommer, freundlicher Mann gewesen ist, ohne alles Falsch, in dem ich noch nie mein Lebtag einigen Stolz, Zorn noch Neid gespürt hab', der alles leichtlich tragen und vergeben konte, und mehr denn zuviel mild gewesen ist. . . . Wir wollen unsern lieben Landesfürsten unter die rechnen, die in Jesu schlafen, sonderlich aber darum, daß er nicht abgefallen ist vom Bekentnis des Todes und der Auferstehung Christi, sondern drob

gelitten mancherlei Schaden und Schmach." — Würde Luther den Kurfürsten Johann einen sehr frommen Mann genant, ihm hohe Tugenden zugeschrieben und ihn unter die Seligen, die in Christo schlafen, gerechnet haben, wenn derselbe in viehischer Besoffenheit gelebt hätte.

Und was den Kurfürsten Johann Friedrich den Großmütigen betrifft, so sagt Luther in Bezug auf das Laster der Trunkenheit, welches demselben Schuld gegeben wurde, in seiner Schrift wider Hans Wurst Folgendes: „Item, da Teufel Heintz den Kurfürsten einen Trunkenbold, Nabal u. s. w. lästert und, als wäre er selbst ein nüchterner Christ, die Schrift führet: „Saufet euch nicht voll Weines ꝛc.", Eph. 5, 18, wiewol mir's übel ansteht, meinen Herrn zu loben; denn der Heintzische Teufel kann wol darauf sagen: des Brot ich esse, des Lied ich singe, doch kann ichs dem Teufel auch nicht so lassen gut sein; ich muß ihm sagen, wie er seiner Art nach lüget, auch wenn er gleich die Wahrheit sagt. Und erstlich kann ich das nicht ganz entschuldigen, daß mein gnädigster Herr zu Zeiten über Tisch, sonderlich mit Gästen, einen Trunk zuviel thue; das wir auch nicht gern sehen, wiewol sein Leib eines größern Trunkes mächtig ist vor andern. Aber das wird Heintz nicht beweisen, sondern muß es lügen, daß er ein Trunkenbold sei oder unordig Wesen da folge. Es muß Heintz, Meintz und alle Teufel bekennen (wie leid es ihnen auch ist), daß der Kurfürst ein groß Fürstentum zu regieren, viel Sachen zu handeln, dazu mit der Religion und des Reiches neben andern Sachen überschüttet, daß da wenig Muße noch Ruhe übrig, sondern Arbeit über Arbeit ist, wie das am Tage und das ganze Reich weiß. Zu solch hohen, großen, vielen, wichtigen, täglichen und abläßlichen Sachen ist freilich kein Trunkenbold nütze noch geschickt, wie das wol ein Kind und Narr verstehen kann, ohne daß es das giftige Lügenmaul zu Wolfenbüttel nicht verstehen kann; wie ihn denn Gott gestraft hat, daß er keine Wahrheit, noch Tugend, noch Ehre verstehen kann, sondern ist übergeben dem Teufel, alles zu lügen, ja alles Böse zu thun, alles Gute zu verstören. — So ist auch da, Gott Lob, ein züchtiges, ehrliches Leben und Wandel, ein wahrhaftiger Mund, eine milde Hand, Kirchen, Schulen, Armen zu helfen, ein ernstes, beständiges, treues Herz, Gottes Wort zu ehren, die Bösen zu strafen, die Frommen zu schützen, Friede und gut Regiment zu halten, und ist der Ehestand so rein und lieblich, daß es ein schön Exempel sein kann allen Fürsten, Herren und jedermann: da höret man täglich Gottes Wort, gehet zur Predigt, betet und lobet Gott, will nicht sagen, wieviel der Kurfürst selbst lieset und schreibet alle Tage. Solch christliches, kurfürstliches, ehrliches Leben wirst du nicht können ein unordig oder Trunkenbolds-Wesen schelten, du wolltest es denn thun mit der Zunge, damit du Gott selbst und Menschen schändest und lästerst. Denn ausgenommen den Trunk über Tische wirst du nichts finden anders, denn eitel große Gaben Gottes und allerlei Tugend eines lieblichen, christlichen Fürsten, auch eines keuschen, züchtigen Ehemannes. Die Früchte zeugen von dem Baum. Nun muß man leiden, ob etwa an einem schönen Leibe eine Warze oder Grindlein sei, wo mans nicht kann wenden, als man gern wollte."

So schreibt Luther von dem großmütigen Kurfürsten und von dem Laster, das ihm Schuld gegeben wurde. Wir haben keine Ursache von der Wahrhaftigkeit Luthers, als eines Zeitgenossen und Augenzeugen, der öfters am kurfürstlichen Hofe weilte, zu zweifeln. Auch trauen wir einem Luther die Erbärmlichkeit nicht zu, daß er aus Menschenfurcht und Liebedienerei die Wahrheit verhehlt und einen versoffenen und lüderlichen Menschen zu einem guten und frommen Christen gemacht habe, der sogar andern zum Exempel dienen könne. Es ist freilich leicht, solche geschichtliche Zeugnisse zu ignoriren und nach Belieben Geschichte zu machen; aber ehrbar ist es nicht, und um so beklagenswerter, wenn es von Protestanten geschieht in der Absicht, um das Werk der Reformation und die Männer, welche daran gebaut und geholfen haben, ja recht in den Schatten zu stellen und zu verunglimpfen. Das ist katholisirende Geschichtsmacherei.

Als Zeugnis für die Frömmigkeit des Kurfürsten Johann Friedrich führen wir auch noch das Lied an, das er während seiner Gefangenschaft dichtete: „Wie's Gott gefällt, so gefällt mir's auch ꝛc.", und überlassen es dem Urteile eines jeden unbefangenen Lesers, ob ein Mensch, der sein Lebtage fast nie aus „viehischer Besoffenheit" erwachte, im Stande gewesen sein möchte, ein solches Lied zu dichten. Wie lieblich ist auch das Ende dieses Kurfürsten gewesen, der im Jahre 1554 auf dem Schlosse zu Weimar mit den Worten starb: „Herr Jesu, in deine Hände befehle ich meinen Geist; sei mir armen Sünder gnädig!" — Gott gebe einst uns allen so ein seliges Sterbestündlein!

Nach den Fürsten bekommen in dem von uns bekämpften Artikel die protestantischen Juristen ihr Teil, von denen es heißt: daß sie den altrömischen Despotismus „einführten." Der Verfasser jenes Artikels wird nun recht gut wissen, daß das römische Recht lange vor der Reformation schon in Deutschland zur Geltung kam. Wir glauben aber, daß auch dies nicht ohne Gottes Willen geschehen ist, weil wir die Ueberzeugung haben, daß, wie es dem griechischen Volke von Gott gegeben war, durch seine Leistungen auf dem Gebiete der Kunst und Poesie ein Salz für die Völker aller Zeiten zu werden, so das römische Volk von Gott den Beruf empfangen hatte, das Recht auszubauen, nicht für sich allein, sondern auch für kommende Geschlechter. Und hätten die deutschen Völkerstämme, nachdem sie zu einem großen, geordneten Staate sich verbunden und immer mehr Bildung und Cultur in sich aufgenommen hatten, mit den einfachen und unvollkommenen Rechtssatzungen, wie sie einst, unter ganz andern Verhältnissen, in den deutschen Wäldern Geltung hatten, wol ferner bestehen können? Und ge-

sezt auch dieses alte deutsche Recht wäre noch weiter ausgebildet und ausgebaut worden, hätten bei Handhabung desselben nicht die gleichen oder andern Ungerechtigkeiten wie bei Ausübung des römischen Rechtes stattfinden können? Doch dem sei, wie ihm wolle. Warum aber der von den Juristen geübte „altrömische Despotismus" unter die von der Reformation „losgelassenen Teufel" gerechnet wird, begreifen wir nicht.

Unter die aus der Reformation hervorgegangenen Teufeleien wird von dem Menzelschen Blatte ferner auch gerechnet, daß die Juristen „die unschuldigen Weiber zu vielen Tausenden als angebliche Hexen lebendig verbrennen ließen." — Bekantlich war es Papst Innocenz 8., welcher im Jahre 1484, also lange vor der Reformation, durch die Bulle summis desiderantes affectibus die Hexenprozesse in Deutschland anordnete und zwei Hexenrichter installirte. (Das Menzelsche Blatt spricht das an einer andern Stelle selbst aus; denn in einer spätern Nummer d. J. (18) heißt es in der Critik eines die Reformation betreffenden Werkes: „der greuliche Unfug der Hexenprozesse begann erst in der Zeit der Renaissance; ein erst von der Renaissance verführter Papst war es, der das Signal zu den vielen tausend Hexenbränden gab, die dann aber doch seltner in dem katholischen Süden als im protestantischen Norden Europas aufflamten.") Leider brachte nun freilich die Reformation keine principielle Aenderung in das höchst beklagenswerte Treiben der Hexenprozesse. Aber nach der Reformation wurden nicht blos in protestantischen, sondern auch in katholischen Ländern Hexen nach wie vor verbrant. Als der fromme Jesuit Friedrich von Spee († 1635 zu Trier) von dem Domherrn Philipp von Schönborn gefragt wurde, warum er schon vor dem vierzigsten Jahre eisgraue Haare habe, antwortete er: „der Gram hat mein Haar grau gemacht, darüber daß ich so viele Hexen habe müssen zur Richtstatt begleiten, und habe unter allen keine befunden, die nicht unschuldig gewesen." So klagte ein Katholik über die vielen Hexen, die in seiner Kirche unschuldig verbrant worden seien. — Ein Protestant, Christian Thomasius, ist es aber gewesen, welcher zuerst die schauerlichen Hexenprozesse erfolgreich bekämpfte, im Anfange des 18. Jahrhunderts. „Aber in Oberdeutschland, also in dem vorzüglich katholischen Teile unseres Vaterlandes, sind noch bis an das Ende des 18. Jahrhunderts Hexen verbrant worden. Im „katholischen Süden Europas" aber hatte man keine Zeit so viele Hexen zu verbrennen, als im Norden, weil man schon genug mit der Verbrennung der Ketzer zu thun hatte. Doch wo man absichtlich darauf ausgeht, der Reformation und ihrer Kirche soviel Sünden als möglich aufzubürden, sieht man über Thatsachen, wie die angeführten sind, gern hinweg. —

Wenden wir uns schließlich noch einmal zu den schon oben berührten Kämpfen zwischen den Lutheranern und Philippisten und vorzüglich zu der Person des „edlen" Crell und den von ihm in Kursachsen heraufbeschwornen Streitigkeiten. Ueber die Persönlichkeit Crells wollen wir folgende geschichtliche Documente aufführen. Derselbe hatte seine Schulbildung auf der Fürstenschule Sanct Augustin zu Grimma erhalten. In Bezug darauf heißt es nun in der „Leichpredigt über den Custod. Dr. Nicolaum Crell" (Leipz. 1602), welche ihm Nic. Blumius, Pfarrer zu Dohna, gehalten hat, und welche zugleich mit unterzeichnet ist von den zu Crells Selsorgern mitdeputirten Dresdner Diaconen Rudloff und Mollerus also: „Siberus, Rector der Kurfürstlichen Schule zu Grimma, seliger, soll einmal seinem discipulo Nicolao Crelln prophezeiet und gesagt haben: Tu eris aliquando pestis patriae, Du wirst einstmals eine Seuche und Pest Deines Vaterlandes werden. Ich frage, ob nicht solche Leute alle mit einander dem ganzen Kurfürstentum Sachsen, Kirchen und Schulen, Land und Leuten eine schreckliche Pest und Verderben gewesen seien? Trotz sei allen Calvinisten angeboten, daß sie darthun und beweisen, daß diejenigen, welche man lutherisch nent, jemals also gehandelt haben. Ist doch mehr Heulens, Weinens, Klagens, Ach und Wehe in diesen und andern Ländern als in Egypten gewesen. O Herr Gott, behüte uns vor solchen Leuten!" — Und der bekante Dinter erzählt in seinem „Leben" von dem Grimmaischen Rector Adam Sieber Folgendes: „Dieser stand noch nach Jahrhunderten als genauer Kenner seiner Schüler in Ruf und Achtung. Dem nachherigen Kanzler Nicolaus Crell, der wegen heimlicher Einführung der reformirten Religion enthauptet wurde, hatte er, weil der junge Mensch häufig Verschlagenheit, Arglist, Ränkemacherei unter den Schülern gezeigt hatte, öffentlich vorausgesagt: Du wirst einst die Pest des Vaterlandes sein." — Das sind geschichtliche Urteile über den edlen Crell. Uebrigens hat Crell seine Schuld auch selbst erkant gehabt; in der schon angeführten Leichenpredigt heißt es von seiner letzten Beichte, die hinter verschlossenen Thüren abgehalten wurde: „Dieselbe ist also beschaffen gewesen, daß wir, ob wir wol dasjenige, so er bekant, billig mit uns in die Grube nehmen, dennoch ungescheut sagen dürfen, daß er vor Gott und uns, seinen Dienern, so viel erkant und bekant, daß er diesen Tod gar wol verschuldet habe."

(Schluß folgt.)

---

## Nachrichten.

### Komm herüber und hilf uns!

Eine Bitte für Amerika.

Die geistliche Not der Deutschen in Amerika ist schon vielfach in neuester Zeit ein Gegenstand der Betrachtungen und Fürsorge in christlichen Kreisen gewesen, so daß sich eine ungefähre Bekantschaft mit den dortigen Zuständen voraussetzen läßt. Wird ja doch jene neue Welt jenseits des Oceans von Tag zu Tag der unsern näher gerückt, nicht

nur durch tausendfache Fäden der Verknüpfung auf dem Gebiete der Industrie und Politik, sondern durch die persönlichen Bande des Blutes oder der Bekantschaft, welche nicht mehr wie ehedem, durch die Trennung zerrissen oder gelöst erscheinen. Kaum gibt es in den alten Provinzen unsers Vaterlandes Gemeinden — bald wird man vielleicht sagen müssen — größere Familien, die nicht eins oder mehrere Glieder hätten hinüber ziehen sehen. Wo ein solcher Abschied stattfindet, da werden die hier Zurückbleibenden, wenn es einigermaaßen ernste und aufrichtige Menschen sind, sich schwerlich einem Gefühl der bangen Besorgnis verschließen können, das nicht seinen Grund in der weiten, gefährlichen Reise, sondern in den wogenden jährenden Zuständen jener jungen Staaten hat, in denen ein wahrer Fanatismus ruheloſen Handelns bis jezt keine festen Formen des öffentlichen sittlich-religiösen Lebens entstehen läßt, wo eine krankhafte Selbständigkeit der Individualität und überhastete Concurrenz beständig Jedermanns Hand wider den Andern erhebt.

In dieser Athmosphäre leben Millionen unserer deutschen Glaubensgenossen.

In den Gegenden, denen wir unsere schwachen Kräfte der Hülfe zugewandt haben, nämlich im Staate Wisconsin und den angrenzenden, ist von den unmittelbaren, äußerlichen Folgen des jetzigen furchtbaren Krieges Nichts zu sehen und wenig zu spüren; weil die Deutschen meist dem Farmerstande angehören. Hier herscht aber in ganzer Strenge die Not, die ein Volk drückt, wenn Gottes Wort teuer ist im Lande, der Fluch wilder Ehen, das Elend ungetaufter Kinder, die Bosheit der Gottesverächter und Sakramentsschänder. Zum Anschluß an die nun aus mehr als 50 Geistlichen bestehende, evang.-lutherische Synode von Wisconsin, deren Glieder nach Abschnitt II. ihrer Constitution vom 29. Mai 1863 sich zu den sämtlichen symbolischen Schriften der evang.-lutherischen Kirche bekennen, haben bis jezt durch unsers Gottes Hülfe, der die thätige Liebe unserer Brüder erweckt hat, in Zeit von 2 Jahren fünf ordinirte Geistliche der preußischen Landeskirche, nämlich die Pastoren Hönecke, Giese, G. Vorberg, Thiele und Maierhoff, sowie einige in Missionshäusern gebildete christliche Männer als Geistliche und Lehrer oder auch als Zöglinge für das noch im Entstehen begriffene Predigerseminar von Wisconsin ausgesandt werden können. Doch unser Reiseprediger Moldehuke hat bereits eine große Anzahl von deutschen Gemeinden gesammelt und begründet, welche noch auf geistliche Pflege warten, und in jede freudige Aeußerung der Dankbarkeit, welche die Unsern uns von drüben zugehen lassen, mischt sich der wehmütige Nachhall: „aber was ist das unter so viele!“

Nun, wir leben der freudigen Gewißheit, daß derselbe Herr und Meister, der schon so oft dieses Wort zweifelnden Kleinmuts in staunenden Preis und Dank verwandelt hat, auch bei unserm Werke — sofern es das Seine ist! — den Reichtum seiner Gnade wolle erscheinen lassen. Er gebe dem gläubigen Beginnen einen segensreichen Fortgang!

So wenden wir uns an Euch, geliebte Brüder und Amtsbrüder, und bitten, Ihr wollet unsere Sache zu der Euren machen und sie mit Wort und That unterstützen, als eine Sache unsers gemeinsamen Herrn, durch Gaben der Liebe, durch Verbreitung unsers Vereinsblattes „der Ansiedler im Westen,“ durch Reden vor den Menschen und vor allem vor Gottes Angesicht durch Gebet und Fürbitte. Insonderheit wenden wir uns aber an Euch, Ihr Brüder aus dem geistlichen Stande, die ihr noch durch kein geistliches Amt, in den unmittelbaren Dienst der Kirche eingetreten seid und doch dem Herrn der Kirche dienen möchtet, mit der bittenden Frage, ob sich nicht der eine oder der andere getrieben und gedrungen fühlt, der geistlichen Not der fernen Brüder ein Helfer zu werden, sei es auf Lebenszeit, sei es auf eine kürzere Reihe von Jahren.

Die einzelnen Konsistorien erteilen im Einverständnisse mit dem hochwürdigen Ober-Kirchenrathe in dankenswertester Bereitwilligkeit unsern Sendboten vor ihrer Abreise die Ordination zum Predigtamt, und behalten ihnen gegen Nachweis einer tadellosen Amtsführung von fünf bis sechs Jahren die Anstellung in ihrer Heimaths-Provinz vor. Durch jährlich einzureichende Berichte an das betreffende Konsistorium wird der Zusammenhang mit der heimischen Kirche aufrecht erhalten.

Der unterzeichnete Verein gewährt seinen geistlichen Sendboten die Kosten der Ueberfahrt und Reise und weist sie zunächst an den Präsidenten der evang.-lutherischen Wisconsinsynode (gegenwärtig Pastor Bading, z. Z. in Deutschland für das Seminar seiner Synode wirkend,) der mit ihnen beräth, welche der hirtenlosen Gemeinden zunächst versorgt werden soll. Der dargebotene Unterhalt ist überall auskömlich, wenn auch sehr verschieden nach Größe und Verhältnissen der Gemeinden, so daß die Verheiratung der Geistlichen nicht nur möglich, sondern aus manchen Gründen sogar wünschenswert ist. Ueber alle Verhältnisse des Lebens und Amtes gibt übrigens das erwähnte Blatt „der Ansiedler im Westen“ (erscheint bei Wiegandt u. Grieben, pro Jahr 10 sgr. durch alle Postämter und Buchhandlungen zu beziehen) hinreichende Auskunft.

So befehlen wir denn unser Werk der treuen Fürsorge Dessen, Der uns mit seinem Worte betraut hat, dasselbe zu predigen und auszubreiten bis an der Welt Enden, und der uns durch seinen Knecht auffordert: „Lasset uns Gutes thun an Jedermann, allermeist aber an des Glaubensgenossen.“ Lasset die Stimme der vertrauensvollen Bitte nicht fruchtlos verhallen, die wir an euer Ohr und Herz tragen, Es sind Deutsche, es sind evangelische Christen, Brüder dem Fleische und dem Geiste nach, welche durch uns bitten: „Komm herüber und hilf uns!“

Berlin, den 4. Sontag post trinitatis.

Die Berliner Gesellschaft für deutsch-evangelische Mission in Amerika.

Prediger Eichler, an der Stadtvoigtei. Lic. Dr. Hollenberg, Heiligegeiststr. 5. Buchhändler Grieben, Linksstr. 7. Oberlehrer Dr. Rühle, Heiligegeiststr. 5. Stadtrath a. D. Gravenhorst, Potsdamerstr. 134. Hülfsprediger Vorberg, im Domstift.

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz in Berlin. Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

# Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1864. **Mittwoch den 20. Juli.** № 58.


## Sulpice Boisserée.

Stuttgart, Cotta'scher Verlag, 1862. Bd. I. S. 884. Bd. II. S. 595. 8.

Ein dem Dienst heiliger Kunst — und zwar der Rettung ihrer herlichsten und reinsten Blüten deutschen Wesens — geweihtes 70jähriges Leben (1783 — 1853) thut sich hier unsern Blicken auf! Wer in unsern Tagen hätte nicht vom Kölner Dombau und von der Boisserée'schen Samlung wieder und wieder vielfach gehört und etliche der schönen Bilder gesehen, die durch Steindruck eine so weite Verbreitung in der gebildeten Welt gefunden haben! Wir lernen hier hineinschauen in die Mühen und Freuden dieses Strebens; in die der Erhaltung, Wiederherstellung, endlich auch dem Fortbau des Doms gewidmete langjährige Arbeit; in die rastlose Thätigkeit des Samler-Fleißes vom ersten Anfang an bis zum Erwerb der berühmten Gemälde-Gallerie durch die Krone Baiern und ihre Bergung an dem Orte, an welchem sie noch heut in wunderbar beweglicher Weise zu uns redet, der Münchener Pinakothek. Wir begreifen, welche Kraft der Liebe, Geduld und Opferwilligkeit dazu gehörte, dieses große Resultat zu erzielen und staunen dankbaren Herzens die Wunderwege Gottes an, die grade da, als es galt, diese Schätze unserer Kirche vor dem Untergang zu retten, diesen Mann nebst seinem Bruder Melchior und dem Freunde Bertram an diese ihre Lebensaufgabe hinanführten, die sie dann unablässig und mit großer Treue verfolgten.

Die vorliegenden beiden starken Bände, von denen der erste den Anfang einer Selbstbiographie, Auszüge aus B.'s Tagebuch und eine große Zahl von Briefen mehr oder minder bedeutender Zeitgenossen an B., so wie seiner eigenen, der zweite aber ausschließlich B.'s Briefwechsel mit Goethe enthält, bieten auch für die Leser der Ev. K. Z. ein mannigfaches Interesse dar. Es ist nicht blos die Entstehungsgeschichte der erwähnten Bilder-Gallerie und der Herstellungs- und Vollendungsbauten am Kölner Dom, diesen „schönsten Thoren der ganzen Welt", wie unser hochseliger König sie voll Begeisterung nante, welche dieses Interesse in hohem Grade in Anspruch nimt, sondern es sind gar viel feine und merkwürdige — in religiöser Hinsicht merkwürdige Züge an den Bildern der bedeutendsten und begabtesten Männer unserer Zeit, die die Kentnis, die wir von ihnen und ihrem Wesen besitzen, vervollständigen und berichtigen und die daher unsere volle Aufmerksamkeit verdienen.

In ersterer Beziehung müssen wir auf das Buch selbst verweisen, denn es ist kaum thunlich, einen Ueberblick über jene Geschichte des Bildersammelns und der wachsenden Teilnahme an dem Dombau zu geben, ohne einen erheblichen Teil des ganzen hiervon durchzogenen Werkes auszuschreiben. Nur des ersten unscheinbaren Anfangs sei gedacht, wie ihn B. selbst in der Beschreibung seines Lebens (die leider nur bis zum Jahre 1808 reicht) mitteilt. Im September 1803 hatten die drei Freunde, Sulpice und Melchior Boisserée nebst Bertram — Sulpice hatte eben sein 20stes Lebensjahr vollendet — einen Ausflug aus der Vaterstadt Köln nach Paris unternommen, der ursprünglich nur eine Ferienreise sein sollte, um mit dem Winter in Jena die Universität zu beziehen, sich aber durch Fr. Schlegel's Einfluß, der sie in sein Haus aufnahm und ihnen Vorlesungen hielt, bis zum April 1804 verlängerte. Schlegel, der damals in Paris indischen Studien lebte, ging sodann mit nach Köln, wo er den Sommer hindurch öffentliche Vorträge über Geschichte der Literatur hielt. „Während unserer Abwesenheit", erzählt Sulpice, „zu Anfang des Winters waren die aufgehobenen Klöster und Kirchen geräumt worden, und was die ausgestoßenen Bewohner nicht mitgenommen, die Regierungsbevollmächtigten nicht mit Beschlag belegt hatten, war in schnödester Hast an Händler und Trödler verkauft worden. Durch diese gewaltsame Umkehrung kamen gleich mehrere schätzbare, bis dahin unbekante alte Gemälde zum Vorschein, die von Kennern und Liebhabern, besonders von Canonicus Wallraf und Kaufmann Lieversberg, in ihre Samlungen aufgenommen wurden. Wir fanden darunter Bilder, welche nicht nur an sich sehr bedeutend waren, sondern auch die größten Erwartungen von dem erregten, was noch im Dunkel und in der Vergessenheit begraben sein könte. Es war überhaupt ein seltsamer Zustand, alles, was wir von Kunstwerken sahen und hörten, erinnerte an den ungeheuren Schiffbruch, aus dem die einzelnen Schätze geborgen worden; wie viel Köstliches konte in dem Sturm untergegangen sein, wie Vieles konten die bewegten Wellen noch an den Strand spülen. In der Stimmung, welche dieser Zustand erregte, mußte der Wunsch, zu retten, was noch zu retten war, gleich auftauchen und zur That werden, sobald nur die Gelegenheit sich darbot; diese führte einen jener glück-

lichen Zufälle herbei, welche im menschlichen Leben oft so entscheidend wirken. Denn es geschah in den ersten Monaten nach unserer Rückkehr, als wir mit Schlegel auf dem Neumarkt, dem größten Platz der Stadt, spazierten, daß wir einer Tragbahre mit allerlei Geräth begegneten, worunter sich auch ein altes Gemälde befand, auf dem die goldenen Scheine der Heiligen von fern leuchteten. Das Gemälde, die Kreuztragung mit den weinenden Frauen und der Veronica darstellend, erschien nicht ohne Vorzüge. Ich hatte es zuerst bemerkt und fragte nach dem Eigentümer, der wohnte in der Nähe, er wußte nicht, wo das große Bild zu lassen, und er war froh, es für den geforderten Preis los zu werden. Nun hatten wir für die Unterbringung zu sorgen; um Aufsehen und Spottreden zu vermeiden, beschlossen wir, das bestaubte Altertum durch eine Hinterthür in unser elterliches Haus zu fördern. Als wir dort anlangten, erschien durch ein eignes Zusammentreffen unsere alte Großmutter an der Thüre, und nachdem sie das Gemälde eine Weile betrachtet hatte, sagte sie zu dem etwas verschämten neuen Besitzer: „„Da hast du ein bewegliches Bild gekauft, da hast du wol daran gethan."" Es war der Segensspruch zu dem Anfang einer folgenreichen Zukunft." —

Der erste Keim der Liebe für die deutsche Kunst war in Sulpice aber durch die großartigen Kirchen, namentlich den Dom gelegt, die er von Kindheit auf in Köln, wohin sein Vater aus dem Lütticher Lande eingewandert und der Handelsgenosse und Haupterbe des Oheims seiner Gattin — einer gebornen Brentano — des reichen Kaufherrn Nicolas de Tongre — geworden war, vor Augen gehabt. Es war daher natürlich, daß die so entstandene Liebe sich vor allem dem Dome selbst und den Denkmälern christlicher Bauart in Köln zuwandte und sich in den Bestrebungen für die Erhaltung und den Fortbau des Domes äußerte. „Die Nachforschung nach dem Entstehen dieser eigentümlichen, wunderbaren deutschen Baukunst", schreibt S. in dem ersten Brief an Goethe, 6 Jahre nach jener ersten Anregung, unterm 8. Mai 1810, „vorzüglich auch die Mannigfaltigkeit der in der Gegend gut erhaltenen Gebäude aus den verschiedenen Perioden der christlichen Kunst vom siebenten bis ins dreizehnte Jahrhundert hat in mir den Wunsch erregt, auch einen Beitrag zur Geschichte der christlichen Baukunst überhaupt zu liefern. Ich besitze schon mehrere Zeichnungen dazu, besonders von Gebäuden, die zum Niederreißen bestimmt waren, und jezt bereits ihr Los erfahren haben. Das Uebrige wird aber nun Alles aufgenommen; in etwa siebzig bis achtzig mäßigen Folioblättern glaube ich eine vollständige Reihe nicht nur von Kirchen, sondern auch von bürgerlichen Häusern, Klostergängen, Säulen, Grabmälern u. s. w. vom gänzlichen Verfalle der römischen und griechischen Kunst an, bis zur Entwicklung der deutschen im dreizehnten Jahrhundert geben zu können. Wenn Gott und die Menschen ihre Hülfe dazu nicht versagen, könte das Werk bis zur Entstehung der italienischen Baukunst fortgeführt, und allenfalls mit Darstellungen kunstreicher Kirchen- und Hausgeräthe jener Zeit bereichert werden, wozu nebst dem, was noch der Art vorhanden, der reiche Schatz alter Malereien in Köln eine gute Zugabe liefern würde. Daß ich selber mit meinem jüngeren Bruder und einem Freunde, durch das glücklichste Zusammentreffen begünstigt, ich darf sagen die vollständigste Samlung alter kölnischer Malereien zu Stande gebracht habe, wird Ihnen zum Teil vielleicht schon durch öffentliche Blätter bekant sein. Wir haben nicht nur merkwürdige, sondern wenigstens durch den Ausdruck höchst edele und schönere Gemälde, als man gewöhnlich von der altdeutschen Malerei sieht. Der glücklichste Zufall hat es gewollt, daß dies selber bei den Stücken der Fall ist, die uns von auswärtigen Malern, als van Eyck, Dürer und Lucas Leyden in die Hände gerathen sind."

So wuchsen die Bestrebungen für den Kölner Dom und die Bilder-Gallerie, aus Einer Wurzel entsprossen, mit einander fort, sich gegenseitig fördernd und bedingend. Wir können, wie gesagt, dies nicht im Einzelnen verfolgen. Aber Folgendes müssen wir noch hervorheben, weil es uns ein uns so teures Bild in lieblicher und lebendiger Weise vor die Augen stellt. Als bald nach dem Regierungsantritt des hochseligen Königs, der schon als Kronprinz die Pläne Boisserée's auf das Wärmste unterstüzt und bei seinem ersten Besuch des Doms im Juli 1814 sofort den, damals Allen unmöglich erscheinenden, Gedanken des Fort- und Vollendungsbaus fest in das Herz gesenkt hatte, eben dieser Fortbau des Doms kräftig in Angriff genommen war und am 4. September 1842 die feierliche Grundsteinlegung hiezu stattfand: da gingen die Wogen der Freude in dem Herzen Boisserée's hoch. Seine Frau schreibt hierüber an den Schwager Melchior unterm 5. Sept. 1842:

„Der König kam am Samstag Abend, eine halbe Stunde früher als er erwartet wurde; der Jubel war sehr groß. Sulpiz war beim Empfang im Regierungsgebäude; als er vorgestellt werden sollte, rief der König: „ist er gekommen? ist er da? wo ist er denn?" — Sulpiz dankte ihm, daß er auch an ihn gedacht habe; darauf sagte der König: „An wen hätte ich denn denken sollen, wenn ich nicht an Sie gedacht hätte? Wie viele Jahre sind es, daß ich Sie kenne? — es war in Frankfurt, im December 1813; ja ich erinnere mich noch recht wol, drei Nächte habe ich über Ihre Zeichnungen vom Dom nicht schlafen können." — Gestern versammelten sich die Herren auf dem Rathhaus, um im Zug nach dem Dom zu gehen. Sulpiz ging wieder wie am Freitag mit dem Herzog v. Aremberg und Hr. v. Wittgenstein. Frau Zwirner nahm mich in den Dom zum Hochamt. Beschreiben kann ich Dir den wunderbaren Eindruck nicht, den der wiederhergestellte Chor mit dieser prächtigen Versamlung machte. Der König und die Königin mit den Prinzen und ihrer Umgebung waren im Hochamt. Ich mußte immer an unsern Sulpiz denken; ich wußte, wie ihm bei dieser Feier um die Sele war. Er gestand mir, daß ihn sein Gefühl einmal überwältigt habe, in dem Augenblick, wo er auf den Knien lag, das Gesicht in beiden Händen verbergend. Später bei der Grundsteinlegung konte ich ihn immer sehen, was mich

sehr beruhigte. Der König hielt eine Rede, die ihm alle Herzen gewann. Er stand vor dem Grundstein, schon den Hammer in der Hand haltend, den er im Feuer der Rede mehrere Male in die Luft schwang."

Unterm 9. Sept. schreibt Sulpiz selbst an Melchior hierüber: „Ich kann diese reiche, bedeutungsvolle Gegenwart nur mit den Tagen von 1813, 1814 und 1815 vergleichen, wo in der großen Bewegung jeder dem andern nahe kam, alle vom gleichen Gefühl durchdrungen. Es ist wie die Abendröthe jener großen Zeit, die aber zugleich auch die Morgenröthe einer neuen Zeit, einer, wenn nicht alle Zeichen trügen, hoffnungsreichen, segensvollen Zukunft ist! Der Fülle der freudigsten, erhebendsten Gefühle mischt sich aber eine stille Wehmut bei, in der Erinnerung an die vielen unserer liebsten Freunde, die wir unterdessen verloren, in der Erinnerung auch an das lange Harren und Warten, bis es seit den gerechten Aussichten, die uns die Befreiungsjahre eröffnet, endlich wieder besser geworden. Diese Wehmut war am Sontag bei denjenigen, die an jener Zeit mit vollem Herzen Teil genommen, allgemein; sie mischte sich mit der Rührung, welche die höchste Freude und Erhebung hervorbringt. Schon am Samstag Abend, als der König davon sprach, daß es schon 29 Jahre seien, daß er mich im Hauptquartier kennen lernte, bemerkte ich in seinem Auge und in dem plötzlichen Ernst, der über seine so freundlichen, heitern Züge fuhr, eben die bewegte Stimmung, die sich meiner bei dieser Erinnerung bemeisterte. Am Sontag aber blieb kein Auge trocken, die alten Generale, die neben mir standen, der Erzherzog Johann, selbst Humboldt und auf seine Weise Metternich waren tief ergriffen und drückten sich die Hände. Humboldt sagte mir, Metternich habe über die Rede des Königs bemerkt: „Il y a là un enivrement mutuel, qui est peut-être plus dangereux pour celui qui le produit que pour les autres." Mit vielen dieser und andern Herren, mit dem Minister Bodelschwingh, Bülow, dem Gesandten Arnim, kam ich wieder so nahe, wie in jenen alten hochbelebten Zeiten. Prinz Karl von Baiern kam quer über die Estrade auf mich zu, um mir die Hand zu schütteln, auch er hatte, wie der Erzherzog Johann, die Augen voll Thränen der Rührung. — Warum, lieber Melchior, hast Du das nicht mit erlebt, Du, der Du mich in allen Nöten und Leiden wie auf den Armen gehalten, mich beschützt und behütet und mir immer neuen Mut eingeflößt hast!"

Ein ähnliches Fest fand bekantlich im August 1848 statt. Noch im Juli war B. in der größten Besorgnis, daß der Bau werde sistirt werden müssen aus Mangel an Geld. Wie er die Bewegungen dieses Jahres der Schande auffaßte, ergibt die folgende Stelle eines Briefes vom 12. Juni 1848 an Köster: „Da muß ich am Abend meiner Tage statt friedlichen Zusammenhaltens und Vergessens alter Sünden und Unbilden die Wiederkehr alter Gehässigkeiten und Anfeindungen, Pöbelaufstand gegen die braven Kriegsleute und alle möglichen undeutschen Laster, Großsprechereien und Nachäffereien erleben! Bald will der deutsche Michel auf einmal alle Dänen, Russen und Franzosen fressen, und Flotten aus seiner Tasche schütteln, bald will er sich mit den schändlichen Polen und den falschen Franzosen verbinden, ihnen ihre republikanischen Verbrechen und Thorheiten nachahmen. Wenn sich der gesunde Teil der Nation nicht erhebt und durch die That Zeugnis von der alten Treue und Ehre gibt, so stürzt uns die freche Minderzahl böser Buben und Gottesleugner in ein unabsehbares Elend; ich bete daher täglich mit König David: „Auf dich, o Herr, setzen wir unsre Hoffnung, laß uns nicht zu Schanden werden ewiglich!"



Am 27. Januar 1849 aber schreibt er an Schelling: „Den Irrwahn der Frankfurter Schriftgelehrten und Gewaltschöpfer, so wie manches Andere will ich nicht berühren, ich weiß, daß ich mit Ihnen darüber gleich gesint bin. Wozu helfen auch die Klagen, der Zustand muß eben ausgehalten sein; haben wir doch, seit sich die Armee in der großen Prüfung überall so ehrenhaft und tüchtig bewährt, einen Anker der Hoffnung, der uns im Sommer noch fehlte, und dabei müssen wir immer das Wort des königlichen Sängers beherzigen: „Wenn der Herr uns nicht beschüzte, wer sollte uns denn beschützen!" Ich habe dieses Spruches auch recht bei dem Kölner Dombaufest im August gedacht. Die Verhältnisse waren grade damals sehr unsicher, und die Vorbereitungen wurden mit vielen Bedenken und Sorgen unternommen; aber dann fügte sich Alles so über die Maßen günstig, daß dieses Fest wie heitere Sonnentage zwischen langem stürmischen Wetter wirkte. Die Begegnung des Königs mit dem Erzherzog und mit den Frankfurter Gesetzgebern, die Stimmung des Volkes, alles machte sich vortrefflich; so daß man versucht war, zu wähnen, die Ordnung der Dinge sei vollkommen hergestellt. Leider waren es nur Halcyonentage, die neuem Sturm vorangingen. — — Von den außerordentlichen Fortschritten des Dombaus, die bei dem Jubelfest" (1248 hatte der Erzbischof Conrad von Hochstetten den Bau begonnen) „zur Anschauung gekommen, werden Sie vielleicht gehört haben. Immerhin wünschte ich sehr, daß Sie bei Wiederkehr des Sommers ruhige Tage fänden, um einmal wieder an den Rhein zu kommen, um sich mit eigenen Augen zu überzeugen, was wir in den sechs Jahren von 1842 bis 1848 an dem ewigen Bau gewonnen."

Zum Schluß dieser den Dombau betreffenden Mitteilungen sei nur noch erwähnt, daß schon damals der Plan verfolgt wurde, die Mittel zum Dombau durch eine großartige Zahlen-Lotterie zu beschaffen. Ein widerwärtiger Plan, dem die katholische Geistlichkeit billig einen entschiedenen Widerstand hätte entgegensetzen sollen. B. spricht schon 1842 von dem Ekel, den dieser Plan einflöße, wenngleich freilich auch ihm der Zweck diesen Ekel schließlich überwunden und das Mittel der Lotterie, wenn auch nicht geheiligt, doch verdeckt zu haben scheint.

---

Wir wenden uns nun zu dem andern Teile unserer oben charakterisirten Aufgabe. Unter der großen Zahl der Personen,

mit denen Boisserée in Briefwechsel stand und von denen die vorliegende Samlung Briefe mitteilt, — außer den Gliedern der Boisserée'schen Familie und dem Freunde und Mitarbeiter Bertram begegnen wir neben den bereits genanten dem Könige Friedrich Wilhelm IV. (als Kronprinzen) und der Prinzessin Marianne von Preußen und insbesondere folgenden Namen: A. W. Schlegel und L. Tieck, E. M. Arndt, Hegel, Schelling, Cornelius, Schinkel, Schwanthaler, Olfers, Schubert, Christ. und Fritz Schlosser, Görres, Gneisenau, Eichhorn, Perthes, Sailer, Thibaut, Wilken, Rauch, Schorn, Dannecker, Creuzer u. s. w. — unter dieser großen Zahl heben wir nur zwei heraus, um zu prüfen, welch ein Licht die mitgeteilten Briefe auf ihren Charakter und insbesondere auf ihr religiöses Innere werfen. Es sind dies Goethe und Fr. Schlegel. In Betreff eines jeden von ihnen werden wir einen nicht unwichtigen Beitrag zu ihrer religiösen Charakteristik zu liefern im Stande sein.

Zuerst also

## Goethe.

Am merkwürdigsten in religiöser Beziehung erscheinen uns die Stellen, die sich über das hypsistarische Bekentnis Goethes verbreiten. Wir müssen zunächst Goethe und Boisserée selbst hierüber hören.

Goethe schreibt an Sulpice Boisserée aus Weimar nach München am 22. März 1831, also grade ein Jahr vor seinem Tode († 22. März 1832):

„Die lezte Seite bin ich nun veranlaßt, in Ernst und Scherz mit etwas Wunderlichem zu schließen.

Des religiösen Gefühls wird sich kein Mensch erwehren, dabei aber ist es ihm unmöglich, solches in sich allein zu verarbeiten, deswegen sucht er oder macht sich Proselyten.

Das leztere ist meine Art nicht, das erstere aber hab' ich treulich durchgeführt, und von Erschaffung der Welt an keine Confession gefunden, zu der ich mich völlig hätte bekennen mögen. Nun erfahre ich aber in meinen alten Tagen von einer Sekte der Hypsistarier, welche, zwischen Heiden, Juden und Christen geklemt, sich erkärten, das Beste, Vollkommenste, was zu ihrer Kentnis käme, zu schätzen, zu bewundern, zu verehren, und in sofern es also mit der Gottheit im nahen Verhältnisse stehen müsse, anzubeten. Da ward mir auf einmal aus einem dunkeln Zeitalter her ein frohes Licht, denn ich fühlte, daß ich Zeitlebens getrachtet hatte, mich zum Hypsistarier zu qualificiren; das ist aber keine kleine Bemühung; denn wie komt man in der Beschränkung seiner Individualität wol dahin, das Vortrefflichste gewahr zu werden?

In der Freundschaft wenigstens wollen wir uns nicht übertreffen lassen."



Boisserée antwortet unterm 18. April:

„Die Sekte der Hypsistarier, die Sie in der älteren Kirchengeschichte entdeckt haben, war mir ganz unbekannt Wenn sie wirklich das Beste und Vollkommenste von der Heiden, Juden und Christen sich angeeignet haben, so müßte ihre Lehre mit jener der Dreieinigkeit, vom höchsten Standpunkt aus genommen, zusammenfallen, denn das Vollkommenste des Heidentums wie des Judentums gehört dem Reich des Vaters und zum Teil, besonders als Vorbereitung, dem Reich des Sohnes an, und das Reich des Geistes geht sowol dem kirchlichen als dem philosophischen Begriff nach aus beiden hervor, und ist als das Ziel aller Entwicklung mit beiden ewig eines. Auf diese Weise kann ich mir denken, daß Sie sich als Hypsistarier erkennen, und würde ich mich auch dazu bekennen; wäre aber die Lehre dieser Sekte bloßer Rationalismus und Deismus, wie einige behaupten, so müßte sie Ihrem tiefen Geist und Gemüt zu leer und unbefriedigend sein. Also die Erkennung und Verehrung der Unität in der Trinität, wie sie sich in der höheren Geschichte der Menschheit offenbart, wäre das Hypsiston, wonach wir zu streben hätten. Sagen Sie mir, ob ich Sie recht verstanden, und stoßen Sie sich nicht an die Schulausdrücke, deren man sich in der Kürze immer bedienen muß. Legen Sie ihnen durchaus den höchsten, umfassendsten Sinn unter."

Aber der Katholik hatte nicht recht verstanden. Denn der Sänger des Faust, der Dichter des Hexen-Küchen-Einmaleins, erwidert am 24. April:

„Mehr sag' ich nicht, denn das ist ein weit auszuführendes Capitel.

Ebenso wenig darf ich heute meiner vielleicht übereilt vertrauten Confession gedenken; mir ist sehr ernst bei der Sache, aber, genau besehen, nach meiner eigenen Weise, die nicht einen jeden anmuthen möchte und der meine Freunde schon so oft nachgesehen haben."

Boisserée bittet noch einmal unterm 16. Juli um näheren Aufschluß:

„Ihre Mitteilung über die Hypsistarier hat mir viel zu denken gegeben, und es wäre mir lieb gewesen, wenn Sie auf meine Aeußerung darüber eingegangen wären. Keineswegs aber sollen Sie fürchten, daß sie sich mit jener Mitteilung übereilt hätten; da Sie wissen, wie sehr ich die Eigentümlichkeit Ihrer Denkweise ehre, so kann Ihnen meine Frage bei näherer Betrachtung keinen Grund zu einer solchen Furcht geben."

Aber der alte Herr erwidert nur (25. Juli):

„Findet sich einmal eine heitere, herzöffnende Stunde, so versuch' ich meine hypsistarische Lehre aufs Papier zu bringen. Was mir auferbaulich ist, sollte es freilich meinen Freunden auch sein."

(Fortsetzung folgt.)

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz in Berlin. Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

# Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1864. Sonnabend den 23. Juli. № 59.


## Sulpice Boisserée.

(Fortsetzung.)

Damit wird dieses Capitel beschlossen. Bevor wir unsere Gedanken hierüber aussprechen, müssen wir aber noch des Schlusses dieser 22jährigen vertrauten Correspondenz gedenken. Er ist nicht minder merkwürdig.

Boisserée hatte um die Erklärung des Regenbogens gebeten und Goethe sucht, an der Hand verschiedener Experimente und Beobachtungen, zu denen er Anleitung gibt, dem Freunde seine Ansicht aufzuschließen. Dabei sagt er (25. Febr. 1832):

„Es ist ein großer Fehler, dessen man sich bei der Naturforschung schuldig macht, wenn wir hoffen, ein complicirtes Phänomen als solches erklären zu können, da schon viel dazu gehört, dasselbe auf seine ersten Elemente zurückzubringen; es aber durch alle verwickelten Fälle mit eben der Klarheit durchführen zu wollen, ist ein vergebenes Bestreben. Wir müssen einsehen lernen, daß wir dasjenige, was wir im Einfachsten geschaut und erkant, im Zusammengesezten supponiren und glauben müssen. Denn das Einfache verbirgt sich im Mannigfaltigen, und da ist's, wo bei mir der Glaube eintritt, der nicht der Anfang, sondern das Ende alles Wissens ist."

Später heißt es in diesem lezten Briefe: „worauf wir denn nach und nach in unsern Andeutungen fortzufahren und des eigentlichen reinen Glaubens uns immer würdiger zu machen suchen werden."

Und der Schluß lautet:

„Ich kehre zu meinem Anfang zurück und spreche noch aus, wie folgt: Ich habe immer gesucht, das möglichst Erkennbare, Wißbare, Anwendbare zu begreifen und habe es zu eigener Zufriedenheit, ja auch zu Billigung anderer darin weit gebracht. Hiedurch bin ich für mich an die Gränze gelangt, dergestalt, daß ich da anfange zu glauben, wo andere verzweifeln, und zwar diejenigen, die vom Erkennen zu viel verlangen und, wenn sie nur ein gewisses, dem Menschen beschiedenes erreichen können, die größten Schätze der Menschheit für nichts achten. So wird man aus dem Ganzen ins Einzelne und aus dem Einzelnen ins Ganze getrieben, man mag wollen oder nicht."

Dies sind die lezten Worte an den geliebten Freund.

---

Wir fragen uns nun zunächst, was für eine Bewandtnis es mit der Sekte der Hypsistarier und ihrer Lehre hatte.

Die vorhandenen Nachrichten sind zwar dürftig, aber zuverlässig.*) Gregor von Nazianz († 389) erwähnt diese Sekte in der Trauerrede auf seinen Vater Gregor, der derselben angehört hatte, bis er, überwunden durch Wandel und Gebet seiner christlichen Ehefrau Nonna, bekehrt, getauft und als Bischof der Gemeinde zu Nazianz in Cappadocien erwählt worden war, in welchem Amt er nach 45jähriger Wirksamkeit, fast 100jährig starb (374). Jene Sekte war also in der ersten Hälfte des vierten Jahrhunderts in Cappadocien verbreitet und aus jüdischen und heidnischen, vorzüglich persischen Elementen gebildet. Sie verehrte Einen allmächtigen Gott, welchen sie den Höchsten nante. Sie verwarf Idole und Opfer, hatte aber eine Art von Feuer- und Lichtdienst. Sie hielt den Sabbat und gewisse Speisegesetze, verwarf aber die Beschneidung. Den Christen gegenüber leugnete sie, daß Gott Vater eines Sohnes sei, wie dies Gregor von Nyssa ausdrücklich bezeugt.

Also nicht das Höchste, Beste, Vollkommenste zu schätzen und anzubeten waren die Hypsistarier bestrebt, sondern sie verehrten den höchsten Gott; sie waren also nicht Pantheisten wie Goethe, sondern Monotheisten wie die Juden, deren Sabbat und Speisegesetze sie beobachtet zu haben scheinen. Aber sie leugneten den Sohn, und darin mag sich Goethe ihnen mit Recht beigezählt haben. Wer ein Christ wurde und sich in den Tod des Sohnes taufen ließ, wie Gregorius, konte daher unmöglich ein Hypsistarier bleiben. Auch konte ein Christ kein Hypsistarier werden, ohne Christum zu verleugnen und zu verlassen.

So viel zur Orientirung über diese Sekte. —

Merkwürdig ist es, daß dem alten Dichter, dem die heitere herzöffnende Stunde, die er erhoffte, um seine hypsistarische

---

*) Cf. Ullmann: Gregor von Nazianz. Darmstadt, 1825. S. 18. 558 — 567. Gieseler: Lehrbuch der Kirchengeschichte. I. 3te Aufl. Bonn, 1831. S. 349.

Lehre aufs Papier zu bringen, eine Lehre, die ihm auferbaulich war, in diesem seinem lezten Lebensjahre nicht mehr gekommen zu sein scheint, grade am lezten Jahrestage vor seinem Tode dies Bekentnis — wie in der Uebereilung — entschlüpfen mußte. Ein Jahr Frist war noch gegeben zur Besinnung und Samlung, zur Einkehr und Umkehr. Und ein naher Freund weist ihn in Folge dieser seiner Uebereilung auf den Mittelpunkt der christlichen Wahrheit, auf das große, kündlich große Geheimnis der Dreieinigkeit hin. Aber vergebens. Das lezte Jahr läuft ab gleich den 82 vorangegangenen und die lezte Stunde bringt als leztes Wort kein frohes und dankbares Bekentnis zu dem, der das Licht der Welt ist, sondern dieses lange, lange Leben schließt mit dem lezten Seufzer: „mehr Licht."

Wir erinnern uns dabei aus den Eckermannschen Gesprächen der Aeußerung Goethe's, die er wenige Tage vor seinem Tode über die Anbetung der Person Christi in Verbindung mit der Verehrung der Sonne that. Er sprach (III. 371): „Dennoch halte ich die Evangelien alle vier für durchaus ächt, denn es ist in ihnen der Abglanz einer Hoheit wirksam, die von der Person Christi ausging und die so göttlicher Art, wie nur je auf Erden das Göttliche erschienen ist. Fragt man mich, ob es in meiner Natur sei, ihm anbetende Ehrfurcht zu erweisen? so sage ich: Durchaus! — Ich beuge mich vor ihm, als der göttlichen Offenbarung des höchsten Princips der Sittlichkeit. — Fragt man mich, ob es in meiner Natur sei, die Sonne zu verehren? so sage ich abermals: Durchaus! Denn sie ist gleichfalls eine Offenbarung des Höchsten, und zwar die mächtigste, die uns Erdenkindern wahrzunehmen vergönt ist. Ich anbete in ihr das Licht und die zeugende Kraft Gottes, wodurch allein wir leben, weben und sind und alle Pflanzen und Thiere mit uns."

Wer wird nicht hiebei an das entsetzliche Wort erinnert, das der 30jährige Goethe an Lavater schrieb: „Ich denke auch aus der Wahrheit zu sein, aber aus der Wahrheit der fünf Sinne!" (vergl. Ev. K. Z. 1862. S. 777). Die Wahrheit der fünf Sinne ist an sich der Wahrheit aus Gott nicht entgegen. Vielmehr ist sie dieser unterthan, denn Himmel und Erde sind zu des höchsten Gottes Dienst und Ehre geschaffen, ihre Wahrheit ist Seine Wahrheit, ihre Gesetze sind Seine Gesetze und ihre wahre Erkentnis dringt und führt hinein in die Tiefen der Gottheit. Aber der Mensch in seinem Abfall von Gott und Gottes Wort macht einen Riß in diese Einheit der Natur- und Gottes-Wahrheit, er glaubt den fünf Sinnen mehr als dem Worte Gottes, er lehnt sich, geblendet von dem Schein, der die Sinne trifft, gegen die Leitung seiner Erkentnis durch die göttliche Offenbarung auf, er erhebt sich in seiner aus den fünf Sinnen gezogenen Weisheit über Gottes Weisheit und wird, wenn sich dieser sein Lauf in den Abgrund consequent vollendet, zum Leugner Gottes, zum Lügner an Seiner ewigen Wahrheit, zum vollendeten — Narren, der in seiner Narrheit verzweifelt und stirbt.

Goethe war — und auf diesen Nachweis komt es uns hier



vorzugsweise an, nicht der Mann solcher entschiedenen Consequenz seines Denkens und Thuns. Es ist merkwürdig, wie selbst sein Erforschen der Natur — und wir glauben nicht zu irren, wenn wir dies als die größte Kraft seiner hierauf gerichteten Studien bezeichnen — geleitet wurde von der Anerkennung eines dem Menschen nicht erkennbaren Gebietes. Die Wahrheit der fünf Sinne und ihre Consequenz, im Gegensatz zu der Wahrheit aus Gott, weiß hievon nichts. Goethe wußte davon, wie die obigen Regenbogen-Mitteilungen so klar an den Tag legen. Deshalb war Goethe keineswegs lediglich aus der Wahrheit der fünf Sinne, und jenes frevelhafte Wort des jugendlichen Mannes an Lavater oder Bettina's noch ungleich frevelhaftere Apotheose: „Das Fleisch ward Geist" — hatte nicht sein Inneres der ganzen Wahrheit nach gezeichnet. Wenn Goethe bekent, daß da, wo Andere verzweifeln, bei ihm der Glaube begint, der nicht der Anfang, sondern das Ende alles Wissens sei, so ist das ein schönes Bekentnis, das wir eben deshalb gern neben jenes hypsistarische gestellt haben, weil es einen Schimmer der Hoffnung läßt, wo sonst nichts zu hoffen wäre.

In Verbindung mit diesem Glauben auf dem Gebiete der Naturforschung steht Goethe's Anerkennung einer höheren Macht, eines geheimnisvollen, dem menschlichen Thun und Leben Schranken setzenden Waltens über ihm, vor dessen Gewalt er sich zu beugen, die er zu verehren habe. Der vorliegende Briefwechsel läßt erkennen, wie Goethe selbst die Ausführung von Lieblingsplänen sofort aufgab, wenn er dieses Walten zu spüren glaubte als damit nicht im Einklang stehend. So hatte er im Jahre 1816 eine ihm sehr erfreuliche Reise angetreten, auf der er mit Hofrath Meier B. besuchen wollte, von der er viel Förderung für sein Leben, Arbeiten und Dichten erwartete. Wenige Meilen hinter Weimar wird der Wagen umgeworfen, Hofrath Meier hiebei beschädigt und dadurch die Rückkehr geboten. Goethe war nicht zu bewegen, diese Reise aufs Neue anzutreten; die Bitten Boisserée's blieben ohne Erfolg. Goethe antwortet ihm: „Wunderlich komt es mir manchmal vor, wenn ich mit Meiern mitten in Thüringen in einem kleinen Land- und Badestädtchen (Tennstedt) auf- und abgehe und von den Vorzügen Ihrer Samlung spreche, woran wir uns nun schon zusammen ergözt haben sollten. Da es aber ein Geschehenes ist, welches man immer als eine Gottheit verehren muß, so möge das daraus Erfolgende heilsam werden!" Boisserée geht auf diesen Ton ein und erwidert: „Daß Sie auf unsere Gegenden für dieses Jahr Verzicht gethan, ist uns sehr schmerzlich, doch sage ich nichts dagegen, die geheimnisvolle Macht verehrend, von der alle guten Entschlüsse kommen."

(Fortsetzung folgt.)

# Die Behandlung der Eheverlöbnisse vor dem Stadtconsistorium zu Braunschweig von 1550—1600.

(Schluß.)

2.

Bei Verlöbnissen machten sich Braut und Bräutigam, je nach den Vermögensverhältnissen, herkömlicher Weise allerhand Geschenke. Unter Wohlhabenden wurde auch eine Eheberedung zu Papier gebracht. Endlich hielt man, wenn es die Zustände zuließen, im Beisein von guten Freunden ein mehr oder minder splendides Gastgebot. Was in dieser Hinsicht von Alters her die Sitte vorschrieb, galt zwar dem Volke für nötig zu einem bündigen Ehehandel. Allein das Consistorium legte diesen Dingen nur insofern Werth bei, als eben durch sie und mitunter bloß durch sie außer Zweifel zu setzen war, daß die betreffenden Personen wirklich und ernstlich an eine Ehe gedacht hatten.

Das einzige positive Erfordernis zur Giltigkeit eines Verlöbnisses war die ausdrückliche, freiwillige und unbedingte Zustimmung aller derjenigen, welche solch ein Ehehandel von Gottes und Rechtswegen zunächst anging, also eines Teils der beiden Brautleute, andern Teils der Eltern oder ihrer legitimen Stellvertreter, zu welchen mithin Geschwister, Verwandte, Curatoren, bloß als solche betrachtet, nicht gehörten.

Fehlte in dieser Beziehung irgend ein unentbehrliches Stück, so wurde gleichwol nicht flugs auf Nichtigkeit des Verlöbnisses erkant. Weil mit Ehesachen nicht zu scherzen sei und ernstlich Zusammengefügtes leichtlich keineswegs zerrissen werden dürfe, machte man vielmehr in solchen Fällen erst den mühseligen Versuch, sich über das Mangelnde aufzuklären, oder den gewöhnlich noch mühseligeren, es nachträglich zu beschaffen So wollte im Jahre 1594 Anna Ulrich die zwischen ihr und Heinrich Frank verabredete Ehe hinterziehen. Deshalb beschwerte sich dieser beim Consistorium. Der Vater gestand, daß er seine Tochter wider ihren Willen versagt und sie gezwungen hätte, das Brautgeschenk anzunehmen. Weil aber ihre Zustimmung weder zu entbehren noch zu erlangen sei, bat er, den Kläger mit der Klage abzuweisen. Anna Ulrich, die von ihrem Vater anderswohin gebracht war, mußte nach vierzehn Tagen selber kommen. Auf die ihr vorgelegte Frage, warum sie denn von Heinrich Frank Nichts wissen wolle, da sie doch sein Geschenk angenommen, gab sie zur Antwort, sie habe solches aus Zwang ihres Vaters thun müssen. Heirathen könne sie den Frank nicht, möge es ihr darüber gehen, wie der liebe Gott wolle. Nun ward ihr befohlen, durch Zeugen zu beweisen, daß sie schon vor dem Verlöbnis erklärt hätte, sie könne ihn nicht ehelichen, denn im Fall solches Widersprechen erst nach demselben geschehen wäre, gölte es nicht. Als die Zeugen zu ihren Gunsten ausgesagt, sprach das Consistorium sie vom Kläger los, jedoch wurde der weltlichen Obrigkeit wider den Vater wegen geübter Leichtfertigkeit und Misbrauchs väterlicher Gewalt die gebührende Strafe in alle Wege vorbehalten.

Daran möge sich ein zweiter Fall reihen. Im Jahre 1596 wurde Anna Dalem, eine braunschweigische Bürgerstochter, mit Zustimmung ihrer verwitweten Mutter Braut von Gerhard Steinmann aus Osnabrück. Hinterher versagte aber sein Vater, in dessen Gewalt er noch stand, die Einwilligung. Das Consistorium ersuchte nun den Rath zu Osnabrück, man möge doch den Vater vorbescheiden, nach Darlegung der Klage sich seines Gemüts erkundigen, auch falls er in besagten Ehehandel nicht willigen werde, ihn mit allem Nachdruck dahin vermahnen, daß er diese beschlossene Ehe nicht hindre noch trenne oder seines Sohnes Gewissen beschwere, und, da etwa gar alle getreue Ermahnung nicht fruchten wolle, ihn von Amts- und Obrigkeitswegen dahin gebührlich anhalten, daß er genugsame Ursachen seiner Widersprechung vorbringe. Erst nachdem der Vater erklärt hatte, er gedächte sein Jawort niemals zu geben, publicirte das Consistorium dies Urteil, nunmehr könne vermöge göttlicher und menschlicher Rechte zwischen den beiden Verlobten keine Ehe vollzogen werden.

Das einzige negative Erfordernis zur Giltigkeit eines Verlöbnisses war dies, daß zwei Personen in keiner zu nahen und darum verbotnen Verwandtschaft oder Schwägerschaft standen. In derselben Entfernung, wie jene, wurde auch diese als ein trennendes Hindernis betrachtet, nämlich bis zum dritten Grade ungleicher Linie einschließlich. Als im Jahre 1569 der Anwalt Volkmar zu einer zweiten Ehe schreiten wollte, befand das Consistorium, daß es bei wohlbestallten geistlichen Gerichten unter Evangelischen bisher nicht üblich gewesen, im dritten Grade ungleicher Linie heirathen zu lassen, und sah es deswegen für rathsam an, daß der Petent seiner verstorbnen Hausfrau Vaters Bruders Tochter Kind zur Ehe nicht nehmen noch Andern dadurch ein ärgerlich Beispiel geben solle. Bei dieser Entscheidung beruhigte sich Volkmar nicht. Allein das Consistorium erkante aus seiner eingewandten Läuterung folge durchaus nicht, daß es pflichtig sei, über eine althergebrachte Ordnung hinwegzugehen und des Appellanten beabsichtigte Ehe zu gestatten.

Was indeß den dritten Grad gleicher Linie betrifft, so wurde am 28. Juni 1575 im Consistorio verabschiedet: „Demnach fast an allen Orten von wohlbestallten geistlichen Gerichten zu Recht gesprochen wird, daß im dritten Grade gleicher Linie die Ehe bündig und standhaftig, und aber bis anhero hierin nichts Gewisses allhie gehalten ist worden, darum haben sich die ehrbaren Herren des Rathes und die Geistlichen dahin verglichen, daß nun hinfüro im dritten Grade gleicher Linie die Ehe gelten und vor beständig geachtet werden soll."

Hierbei ist noch zu erwähnen, daß man neben die wirkliche Schwägerschaft auch eine nachgebildete setzte. Letztre erwuchs aus Verlöbnissen, war aber, um zahllosen Streitigkeiten vorzubeugen, auf einen einzigen Grad beschränkt. Demnach durfte sich Niemand mit seines Bräutigams Bruder oder seiner Braut Schwester verloben: So hatte Philipp Wegmar mit Catharina Retz eine Ehe verabredet. Als letztre vor der Hochzeit starb, dachte er

deren Schwester Magdalena zu heirathen. Ihr Vater willigte zwar ein, aber mit dem Beding, wenn solches nicht wider Gott und die Billigkeit wäre. Weymars Gesuch um Dispensation wurde abgeschlagen. Als er zum zweiten Mal den Rath gebeten hatte, ermahnte das zum Bericht aufgeforderte geistliche Ministerium die Herren, ja nicht durch eine vermeinte Dispensation in folgenden Zeiten ein ärgerlich, abscheulich Exempel in dieser löblichen Bürgerschaft einzuführen und damit Gottes Zorn und Strafe auf diese Stadt zu bringen. Denn jedes bündige Verlöbnis müsse durchaus einer vollzogenen Ehe gleichgeachtet werden, einerseits wegen 2 Mos. 22, 4, wo dem Mose vom Herrn befohlen werde, den Schänder einer Verlobten zu steinigen, weil er in ihr das Weib des Nächsten entehrt habe, andererseits auf Grund von Matth. 1, 20, wo Maria als Josephs Verlobte gradezu dessen Weib heiße. Sei aber Catharine Retz in Folge ihrer Verlobung mit Weymar sein Weib geworden, so dürfe er jezt mit ihrer Schwester ebenso wenig sich verheiraten, als es einem Ehemanne zu thun gestattet sei mit der Schwester seiner verstorbenen Frau. Diesen Motiven stimte der Rath bei und wies den Petenten mit seinem Suchen abermals ab.

3.

Stand nun jedes ordentliche Verlöbnis, wie wir eben hörten, mit der wirklichen Ehe auf einer Linie und lag die Heiligkeit dieser wesentlich schon in jenem, so folgte ganz von selbst, daß Braut und Bräutigam nur aus den erheblichsten Ursachen geschieden wurden. Grade wie bei vollzogenen Ehen ließ das Consistorium auch bei begonnenen, d. h. bei Verlöbnissen, blos zwei Scheidegründe als legitime gelten, den Ehebruch und die Verlassung. Die leztere anerkante es jedoch nicht in jedem ihrer Grade. Es beschränkte sie auf solche Fälle, wo der oder die böslich Entwichene durch richterlichen Zwang nicht zu erreichen war. Erschien der abwesende Teil trotz wiederholt ausgesandter Ladungsbriefe nicht, um seine Entschuldigung vorzubringen, so wurde er als schuldig angesehen und als treubrüchig verurteilt, dem anwesenden Teil aber, falls er sich, wie es in den Sentenzen gewöhnlich heißt, ohne Gefahr seiner Ehre und seines Gewissens außer dem Ehestande nicht enthalten könte, nach seiner Gelegenheit anderweitig zu verheiraten erlaubt. Weil böswillige Verlassung und wirklicher Ehebruch für schriftgemäße Scheidegründe gehalten wurden, so sah man jedes um deswillen gelöste Band für ein nicht durch Menschen, sondern durch Gott selbst gelöstes an.

Sollte übrigens eine Scheidung rechtliche Wirkungen haben, so genügte keineswegs schon die That der Verschuldung eines der beiden Verlobten. Es war dazu vielmehr durchaus der richterliche Spruch vonnöten. Demgemäß galten denn auch Winkelscheidungen ebenso wenig wie Winkelverlöbnisse. In beiden erblickte man gleichverwerfliche und gleichstrafbare Ausflüsse einer und derselben Leichtfertigkeit. Der Rector an der Martinischule, Martin Baremius, sprach ein Jahr nach dem Tode seiner Frau seine frühere Köchin Anna Beyer wiederholt wegen der Ehe an. Er wollte sie nehmen, sagte er zu ihr, oder es sollte ihn der Teufel wegführen. Um sie zu versichern, daß er keine andere freien werde, schenkte er ihr ein Goldstück auf die Ehe. So lautete wenigstens Anna Beyers Bericht, den sie an Eidesstatt von sich gab. Hernach wurde er andres Sinnes und hielt mit einer Voigtswitwe ein öffentlich Verlöbnis. Um deswillen aber hatte er nicht blos von seiner ersten Braut jenes Geschenk zurückgefordert, sondern ihr auch für den Abstand funfzig Thaler ausgezahlt. Der Rath bekam von diesem Vertrage Kunde. Er hielt sich zum Einschreiten für ebenso befugt, wie verpflichtet. Die Herren könten, sagte der Stadtsyndicus Mascus, nicht zusehen und geschehen lassen, daß Leute, welche einander die Ehe versprochen, sich von einander kaufen sollten. Baremius ließ sich vor dem Consistorio vernehmen, er habe seiner Köchin die funfzig Thaler nur aus Liebe und Freundschaft, das Goldstück nach Gewohnheit zum Jahrmarkt, das Eheversprechen aber mit dem ausdrücklichen Vorbehalt gegeben, sofern seine Eltern zustimten. Nach längerer Verhandlung wurde nun zwar sein erstes Verlöbnis auf Grund dessen, daß bei den Unterredungen Niemand zugegen gewesen, der bezeugen könne, wie die Sache zwischen ihnen verlaufen, als ein heimlich geschehenes für unbündig erklärt, hingegen der Voigtswitwe, welche mittlerweile dem lügnerischen Baremius die Ehe wieder gekündigt hatte, der Bescheid erteilt, es stände ihr nicht frei, ihre Zusage aufzurufen, sie müsse derselben nachkommen und ihren Bräutigam heiraten.

Kein gültiges Verlöbnis konnte eigenmächtig von Seiten eines der beiden Verlobten durch ein zweites aufgehoben werden, mochte letzteres an und für sich noch so erlaubt sein. Das jezt Mode gewordene Sitzenlassen war ehedem streng verpönt und nahezu ein Ding der Unmöglichkeit wenigstens für solche Verlobte, die an Ort und Stelle zu bleiben dachten. Im Jahre 1592 wollte sich Barthold Herweg mit Anna Engelke trauen lassen. Es geschah Einsage durch Catharine Dedekind. Sie erklärte, daß Herweg ihr schon früher die Ehe versprochen, was sie durch gute Leute beweisen könne. Das Endurteil in dieser Sache lautete auf Vollziehung seiner Ehe mit ihr, denn das spätere Verlöbnis, in welches er sich leichtfertig eingelassen hätte, werde durch das frühere unkräftig. Dieser Ehehandel wurde nach Jahresfrist wieder aufgenommen. Der Anwalt Herweg's sagte vor dem Consistorium, sein Client erbiete sich, Catharine Dedekind mit Geld abzufinden, und bat, zu erkennen, was in diesem Fall geschehen möge. Dagegen setzte der Anwalt der Dedekind den Bericht, daß Herweg bei ihr oft dergleichen gesucht und zugleich erklärt hätte, da er sie zu ehelichen gezwungen wurde, wolle er ihr Arm und Bein zerschlagen. Daraufhin wäre seine Clientin geneigt geworden, sich mit Geld abfinden zu lassen. Das Consistorium aber befand, das jetzige Suchen sei dem Rechte zuwider, und schlug es rundweg ab. Auch wurde, wie am Schlusse des Protokolles angemerkt

ist, den beiden Anwälten ein gut Capitel gelesen, daß sie solche ungereimten Dinge über Geldabfindung auf die Bahn gebracht hätten.

4.

Wenn sich's beweislich und unläugbar herausstellte, daß zwei Personen rechtskräftig verlobt waren, so lautete trotz aller Einwendungen und Ausflüchte das Urteil des Consistoriums jedes Mal auf Ehevollziehung. Im Jahre 1576 hatten sich Hans Lüdemann und Andreas Voigts Witwe mit einander versprochen. In drei Wochen nach dem Verlöbnis sollte der Kirchgang gehalten werden. Allein es weigerte sich die Braut, die Ehe zu vollziehen. Vor dem Consistorium, das sie compelliren sollte, es ohne Verzug zu thun, trat ein Anwalt für sie auf. Er sagte, sie sei der Klage wol geständig, aber als eine kindische Frau, beinahe achtzig Jahre alt, mit List überredet. Auch werde es mit diesen Brautleuten, weil der Kläger nicht über zweiundzwanzig Jahr zähle, ein ungleicher Ehestand sein und derselbe vielleicht nicht wol gerathen. Deshalb, von andern Nebengründen zu schweigen, wollten ihre beiden Curatoren sie ihm auch nicht geben. Alles Bitten um Lossprechung blieb jedoch unerfüllt. Es ward vielmehr vom Consistorium dieser Ehehandel für verbindlich und die Angeklagte für schuldig erklärt, die Ehe zu vollziehen, wenn anders nicht nach Stadtrecht gegen sie verfahren werden sollte. Wider solchen Spruch ließ sich insofern Nichts einwenden, als es hinsichtlich des Abstandes zweier Verlobten im Alter an gesetzlichen Bestimmungen fehlte.

Es kamen zuweilen Fälle vor, in denen das Consistorium noch weit bedenklicher werden mußte, als in dem so eben erwähnten. Dorothea Dettem, von ihrem Bräutigam lange hingehalten, erklärte 1596 in der Sitzung, sie habe die Sache Gott und den versammelten Herren befohlen. Sie bat, doch den Kläger anzusehen, was für ein Mensch er sei. Er könte sie nicht ernähren. Sie müßte betteln gehn. Er habe all das Seine umgebracht und sei viel schuldig. Wenn sie ihn kriegte, würde er ihr Gut nehmen und davonziehen. Alle diese Aussagen betrachtete das Consistorium jedoch als ebenso viele Ausflüchte. Der Syndicus Broitzem erwiderte darauf, die Beklagte solle die Sache nur wirklich unserm Herrgott befehlen und den um seinen Segen bitten, so werde derselbe wol folgen. Sie sollten einander gute Worte geben und sich vertragen. Der Kläger sollte nicht schlungeln gehn, dann würde Gott das Seine thun. Wenn jener nicht fleißig arbeitete, wollte der Rath die Hand auflegen und ihn strafen. Schließlich ward beiden eröffnet, die Beklagte habe die durch Decret bereits bestätigte Ehe zu vollziehen und würde in Verweigerung dessen durch gebührliche Mittel dazu angehalten werden.

Manche wankelmütig gewordene Verlobte erklärten sich noch ganz anders entweder vor dritten Personen oder gar vor dem Consistorium. Catharine Böhme sagte gradezu, sie wisse zwar keine Ursachen anzuzeigen, möge aber gleichwol den Albert Voigt, ihren Bräutigam, nicht zum Manne haben und sei ihm so gram, daß sich Fleisch und Blut verwandle, wenn sie ihn sehe. Anna Fricke ließ sich vernehmen, ehe sie den Heineke Sandmann heirate, wolle sie lieber mit dem Diebshenker davonlaufen. Gesen Dröscher fuhr damit heraus, wenn sie mit Matthias Rhode den Kirchgang halten müsse, wolle sie demselben geloben und schwören, der Teufel solle es ihm auch wol nicht schwerer machen können, also daß er lieber im Kulke liegen solle zwei Mal, denn bei ihr wohnen. Was leztere und ähnlich giftige Worte betrifft, so heißt es im Protocoll: „Die anwesenden Herren haben die gewisse Vermutung geschöpft, wo diese Leute ehelich zusammenkommen sollten, könte der Kläger bei der Beklagten seines Lebens nicht sicher sein." Leider sind die Acten über diesen dritten Ehehandel nicht ganz vollständig. Höchst wahrscheinlich wird aber, ungeachtet jener gewissen Vermutung der Consistorialen, grade wie in den beiden andern, auf Vollziehung der Ehe erkant sein, und zwar unter Androhung der gebührlichen Zwangsmittel im Weigerungsfalle.

Beim Bestätigen derartiger Verlöbnisse mußte es die Mitglieder des Consistoriums, sollte man denken, heiß und kalt überlaufen, im Fall sie sich vergegenwärtigten, daß die Ehe nach ihrer Idee nicht blos ist ein äußeres Verhältnis unter Zweien, sondern die innere Einheit von Zweien, und daß dieses persönliche Verschmelzen in der Schrift sogar als Symbol des wundersamen und wunderseligen Bandes zwischen Christo und seiner Gemeinde betrachtet wird. Wenn trotzdem damals von Gerichtswegen zusammengelassen wurde, was jezt Manche, ja die Meisten zu trennen sich alsbald entschlössen, so dürfte jenes unschwer zu erklären sein. Unter den früheren Richtern mögen sich etliche damit beruhigt haben, daß sie dachten, der Gerechtigkeit müsse ein Genüge geschehen, selbst wenn die Welt darüber in Nichts versänke. Andere damit, daß sie sagten, es sei durchaus beim Dispensiren jeder schlimme Präcedenzfall zu verhüten, weil in der Folge sonst keine bestimte Gränze mehr eingehalten werden könne, zumal in Ehesachen, wo es von Alters her Mühe gekostet habe, der anflutenden Begehrlichkeit feste Dämme entgegenzusetzen. Die wahrhaft gottesfürchtigen jedoch unter den Herren des Consistoriums werden wol ihre Ruhe gefunden haben einerseits in der Ueberzeugung, daß wer das Heiligste aller menschlichen Verhältnisse zur Sache des Spieles und Vorwitzes machen und ohne Gott eine Ehezusage thun kann, sich längst entschlossen habe, sein ganzes Leben ohne Gott hinzubringen, und erfahren müsse, was das heißt, andererseits aber in der Hoffnung, daß grade in der bittersten Leidensschule, als

welche jeder unglückliche Ehestand zu betrachten ist, am Meisten zu lernen sein werde für Zeit und Ewigkeit.

5.

Von dieser Abschweifung nach dem Gebiete des Vermutens hin auf das der documentirten Facta zurückkehrend, bleibt mir noch übrig, genauer anzugeben, mit welcher Strafe man in Braunschweig, wenn das Consistorium gesprochen hatte, Widerspenstige und Ungehorsame belegte. Es sind schon im Obigen gebührliche Zwangsmittel erwähnt. Diese bestanden natürlich nicht darin, daß man solche Verlobte, deren einer sich weigerte, der Sentenz gemäß innerhalb der angesezten zwei oder vier oder sechs Wochen der gethanen Zusage nachzukommen, mit Gewalt an den Traualtar führte. Dem ungehorsamen Teile wurde vielmehr angekündigt, daß er nach Ablauf der vom Gericht bestimten Frist die Stadt und das Stadtgebiet zu räumen hätte oder, falls er das nicht freiwillig thäte, hinaustransportirt werden sollte. Darauf zu halten war indeß nicht mehr Sache des Consistoriums, sondern der weltlichen Obrigkeit, welche jenem ihren Arm lieh.

Es fehlte nicht an solchen, die, um mit dem Consistorium zu reden, sich nicht unter den Willen des Gesetzes beugen wollten. Im Jahre 1567 brachte Hans Wilke klagend vor, er habe sich in rechter Weise mit Lucie Nahde verlobt. Nun werfe ihm aber seine Braut ohne alle erheblichen Ursachen wieder auf und erkläre sich, daß sie ihn zu ihrem Ehemanne nicht nehmen noch haben wolle. Die Braut ließ anzeigen, sie habe in ihrem Herzen zu diesem Ehehandel nie Ja gesagt. Was darin geschehen, sei durch ihre Mutter und ihre Freunde wider ihren Willen unternommen. Allein das Consistorium befand bei genauerer Prüfung, daß ein kräftiges und bündiges Verlöbnis stattgehabt. Lucie Nahde sollte sich binnen vierzehn Tagen mit Hans Wilke in den Ehestand begeben. Als sie vorher aus der Stadt entwich, wurde der Bräutigam von ihr losgesprochen, sie aber sollte sich bei dessen Lebzeiten nicht wieder in der Stadt finden lassen.

Unter dem 6. April 1568 schrieb Herzog Wilhelm der Jüngere von Gifhorn aus an den Rath, es hätten Domina und Versamlung des Klosters Isenhagen wegen Jungfrau Lucie Nahde einen Brief an ihn gesandt. „Da es sich, heißt es in dem fürstlichen Schreiben, ihrem Berichte nach verhielte, wollen wir gnädiglich gesonnen und begehrt haben, Ihr wollet die ermelte Jungfrau wiederum in Eure Stadt und zu den Ihren gestatten und Euch in dem also erzeigen, daß wir spüren mögen, daß dies unser Schreiben der gedachten Jungfrau ersprießlich gewesen." Der Rath antwortete aber auf des Herzogs Intercessionsschrift, es verhielte sich die Sache anders, als der Bericht der Suplicanten sage, und schloß folgendermaßen: „Deßhalb will uns nicht gebühren, Lucie Nahde bei Wilkens Lebzeiten wieder in unsre Stadt zu gestatten. Es könte solches auch ohne Abbruch unsrer Statuten füglich nicht geschehen."

Noch eines lezten Falles soll Erwähnung gethan werden.



Es hatte sich im Jahre 1570 ein Bürger, mit Namen Georg Mühlig, wider Gesetz und Ordnung auf einem Dorfe bei Harzburg seines Stiefsohnes Witwe antrauen lassen. Als beide nach Braunschweig zurückkamen, wurden sie zu Verhütung ärgerlichen Exempels und weil man solche Blutschande nicht leiden noch dulden wolle, aus der Stadt und dem Stadtgebiet verwiesen. Nun klagte Mühlig beim Rathe ganz erbärmlich, daß er mit Weib und Kind nirgends bleiben könne und fast Hungers sterben müsse. Aus Gunst und Mitleid bekam er schließlich die Erlaubnis, draußen vor dem Thore auf dem Rennelberge zu wohnen, aber der Stadt Aus- und Eingangs sollten sich beidesamt enthalten. Späterhin ward ihm auf sein inständiges Bitten auch dies noch freigegeben, daß er, um sich und die Seinigen zu ernähren, seine Leuchtenmacherwaaren innerhalb der Thore verkaufen dürfe. Wohnen und Haushalten aber mußte er Zeit seines Lebens draußen auf dem Rennelberge.

Die voraufgehenden Mittheilungen werden zunächst als ein Stück Sittengeschichte des sechszehnten Jahrhunderts anzusehen sein. Wer aber wollte läugnen, daß die Behandlung der Ehesachen überhaupt und die der Eheverlöbnisse insbesondre, zusammen mit den Vorstellungen auf welchen sie ruht, ein brauchbarer, um nicht zu sagen untrüglicher Maaßstab für die ethische Höhe oder Tiefe der betreffenden Menschengeneration ist? Sodann dürfte sich denen, welche das mittelalterlich-katholische Eherecht kennen und demnach zu Vergleichungen befähigt sind, wieder lebhaft gezeigt haben daß die lutherische Kirche, mit der weltlichen Obrigkeit einen Strang ziehend, bei und nach ihrem Entstehen, auch auf dem Gebiet der Eheverlöbnisse zwar viel von Vätern, Concilien und Päpsten Aufgebrachtes abschaffte, aber dabei nicht stürmisch, sondern ihrem besonnenen Charakter gemäß möglichst conservativ verfuhr und daß sie, selbst eine Institution, eine andere Institution neben sich gegenüber launenhaften Velleitäten mit eiserner Festigkeit in Schutz nahm, auf die Gefahr hin, im lebendigen Interesse für das Volksganze mitunter den Volksgliedern hart und herzlos zu erscheinen. Endlich aber veranlaßt das im Obigen Dargelegte hoffentlich den Einen oder Andern zu der abermaligen Untersuchung, ob Dies und Jenes, was etwa seit hundert Jahren, im Zeitalter der Philosophie und Humanität, hinsichtlich der Eheverlöbnisse Ordnung und Gewohnheit geworden ist, für eine heilsame Fortbildung im gottesfürchtigen Geist der Kirche Christi gelten könne oder nicht weit eher als eine schädliche Verunstaltung nach dem schlaffen Sinn der Welt zu betrachten sei.

C. O.

## Für und wider Wolfgang Menzels Literaturblatt.

(Schluß.)

In dem von uns bekämpften Artikel wird von den Kämpfen zwischen den Lutheranern und Calviniſten geredet, als ob dieſelben nur aus bloßer Streitluſt und purem Raufboldsſinn geführt worden wären, und wenn es auch nicht offen ausgeſprochen wird, ſo iſt es doch zwiſchen den Zeilen zu leſen: die Schuld an dieſen Kämpfen hat an den Lutheranern gelegen!

Was nun die calviniſtiſchen Streitigkeiten zur Zeit Crell's in Kurſachſen betrifft, ſo möchten wir dem Verfaſſer jenes Artikels den guten Rath geben, einmal die Chroniken kurſächſiſcher Städte zu ſtudiren (eine für die Geſchichte des Cryptocalvinismus ſehr ergiebige und noch nicht genug benuzte Quelle). Daraus wird er erkennen, daß der „edle" Crell ſamt ſeinem Anhange nichts Geringeres im Schilde geführt hat, als die reine lutheriſche Lehre im kurſächſiſchen Lande abzuſchaffen und dafür die ſelengefährdende Lehre des Calvinismus einzuführen, und daß er damit allenthalben viel Jammer und Elend angerichtet hat. Dieſe Chroniken in ihrer einfachen, ungeſchminkten und ganz abſichtsloſen Darſtellungsweiſe geben ein treues Bild von den Umtrieben der Calviniſten in Sachſen und von den Feindſeligkeiten, welche dieſelben gegen die Lutheraner geübt. Wir führen ein Beiſpiel aus der Chronik der vor der Reformation den Meißniſchen Biſchöfen zugehörigen alten Stifts-Stadt Wurzen an. Da heißt es: „Anno 1588 am Sontag Quaſimodogeniti iſt vor Kurfürſtl. Durchlaucht zu Sachſen in der Domkirche auf der Kanzel der Herr Superintendens Dr. Mamphraſius auf- und vorgetreten und hat mit unerſchrockener Freudigkeit die Ehre des erſtandenen Jeſu, inſonderheit die mitgeteilte göttliche Herlichkeit ſeines Leibes aus dem Evangelio erwieſen und zugleich dargegen die Gloſſen der Calviniſten über den Text von „verſchloſſenen Thüren" (Ev. Joh. 20, 19—23) öffentlich widerleget, mit höchſtem Verdruß des Salmuths (Hofprediger zu Dresden) und Crellens, welche beide die Predigt mit angehört, ſolches hoch empfunden und ihn angegeben, er habe wider das Kurfürſtliche Mandat gehandelt und wäre von Rechtswegen in große Ungnade gefallen. Es hat ſich aber Kurfürſtliche Durchlaucht dazu nicht wollen bewegen laſſen ꝛc." Und weiter unten heißt es dann: „Es iſt auch Dr. Gundermann (ein Calviniſtenprediger an der Leipziger Thomaskirche) her nach Wurzen kommen und hat ſich bemühet, die Calviniſche Religion hier auszubreiten. Darauf alſobald iſt der Streit erſt recht angegangen, abſonderliche Notulae ſind vor die Meißniſchen Geiſtlichen geſtellt und Commiſſarien verordnet worden, ſie darüber zu vernehmen und dahin anzuhalten, daß ſie bei Verluſt der Dienſten die Formulas Wurcenensibus oblatas unterſchreiben ſollten. Die Calviniſten waren dabei ſehr verwegen, wie denn Dr. W. Harder, Paſtor zu St. Nicolai in Leipzig, ſich unterſtehen durfte zu dem hieſigen Cantor Valentin Klaffenbach zu ſagen: Sie wollten den Superintendenten Dr. Mamphraſium ſchon zurechte bringen und die Lutheriſchen austreiben; denn ſie hätten einen ſtarken Rückenhalter an Dr. Crellen." — So hat der „edle" Crell mit ſeinen Genoſſen in Kurſachſen es getrieben und die reine, zu Recht beſtehende lutheriſche Lehre und ihre treuen Diener zu verdrängen geſucht. Seine Strafe war eine harte und ſchwere, aber eine gerechte, und nach der oben ſchon angeführten Leichenpredigt zu urteilen, ſcheint ſie ihm ſelbſt zum Heile ſeiner Sele gedient zu haben. Eine große Ungerechtigkeit iſt es aber, ſeinen Tod als eine Folge wüthenden Haſſes von Seiten der Theologen darzuſtellen, welche einander aus bloßer Streitluſt blutdürſtig verfolgten. Das iſt Geſchichtsmacherei, und inſofern es geſchieht, um die Sache der Reformation zu verunglimpfen und in ein möglichſt ſchlechtes Licht zu ſtellen, bezeichnen wir es als katholiſirende Geſchichtsmacherei. Und es iſt zu beklagen, daß dieſe tendenziöſe Darſtellung der Reformation, ihres Werkes, ihrer Perſönlichkeiten und ihrer Folgen nicht blos hin und wieder einmal in dem Menzelſchen Blatte ſich findet, ſondern gleichſam der rothe Faden iſt, der durch daſſelbe ſich hindurchzieht. Möchte das ſonſt ſo vortreffliche Blatt durch dieſe katholiſirende Geſchichtsmacherei doch nicht den Segen verderben, den es ſtiften kann und gewiß vielfach ſchon geſtiftet hat!

---

## Ein guter Traktat.

Traktate ſind im eminenten Sinne Volksſchriften. Funken hineingeworfen in die erſtorbenen Herzen; Fragezeichen, was ſoll ich thun, daß ich ſelig werde; ein aufgehobener Finger, ſieh zu, daß du nicht verloren gehſt — das ſollen ſie ſein. Dieſe Tendenz, chriſtliches Leben zu erwecken oder zu pflegen, und zwar durch ein Blatt, oder wenn's zum Buch komt, durch ein Buch von wenigen Seiten, das kennzeichnet ſie vor andern Volksſchriften als Traktate. In Darſtellungsweiſe, Ton und Friſche müſſen ſie, wenn ſie ihres Zwecks nicht verfehlen ſollen, mit guten Volksſchriften auf einer Linie ſtehen. Es iſt eine arge Täuſchung, wenn man meint, durch fromme Salbadereien auf das Volk wirken zu können. Den Miscredit, in den vielfach die Traktatenliteratur gerathen, verſchuldet nicht allein die Feindſchaft wider jene Tendenz der Traktate. Wenigſtens kann das der Traktat erzwingen, daß er auch von denen gern geleſen wird, die dem Evangelio fern ſtehen. Eine Kirche, die aus den Gedanken des Königreichs Jeſu hervorgewachſen, zieht auch die an, die von der ſpecifiſch chriſtlichen Wahrheit noch nichts wiſſen mögen, und eine ſtille Waldeseinſamkeit durchſchauert auch das Gemüt mit einem Ahnen Gottes, das einer dogmatiſchen Faſſung noch ſehr fern ſteht. Weiß der Traktat in der ſilbernen Schale volkstümlicher Darſtellung die goldnen Früchte von den

Bäumen des ewigen Paradieses zu bieten, wird auch das Weltkind ihn nicht unbefriedigt aus der Hand legen. Und unter dem Lesen genießt er dieser Früchte.

Allerdings ist es nicht Jedermanns Sache, so zu schreiben. Darin finden wir die Entschuldigung für manche Erzeugnisse unsrer Traktatenliteratur. Desto erfreulicher ist es — und desto dankbarer anzuerkennen, daß der Hauptverein für christliche Erbauungsschriften in den Preußischen Staaten in der lezteren Zeit Traktate geboten hat, die dreist in dem genanten Sinn zu den Volksschriften gezählt werden dürfen. Lezthin wieder. Der Traktat führt den Titel: „Heinrich Treplin oder wie Gottes Wort und der Sontag zu Kahne kam." Man erkent bald die geschickte Feder und das warme Herz des Verfassers von „Taufe und Wiedertaufe." Pastor Rühl versteht es, aus dem Volke heraus nicht allein in der rechten Volkessprache zu reden, sondern auch dem das rechte Wort zu geben, was der Bürgersmann und Bauer denkt und empfindet. Und hinter der einfachen, körnigen Darstellung steckt erstaunlich viel Theologie und tiefe christliche Lebenserfahrung. Aber beides merkt der Leser nicht, der das sicher nicht wollte, wenn's ihm in frommer Phraseologie oder abstraktem Wort geboten würde. Er nimmt's, ohne daß er's weiß, weil doch nun einmal der Leib nicht ohne die Sele aufgenommen werden kann. Bei Rühls Geschichten wird man nicht an Goethes Wort erinnert: „man merkt die Absicht und wird verstimt." —

Das Büchlein ist kurz, es hat nur 112 Seiten. So mögen's denn auch Leute lesen, die vor dicken Büchern zurückschrecken. Auf diesen 112 Seiten wird in 21 Abschnitten erzählt, wie ein Bruder eines frommen Schusters auf der Gubener Vorstadt in Frankfurt a./O. — eben der Heinrich Treplin, ein Kahnschiffer, aus einem wilden Gesellen, der dem Teufel manches lange Jahr gedient, endlich ein Schiffer wird, der den Herrn Jesum zum Schiffspatron hat. Der fromme Schuster auf der Gubener Vorstadt ist auch ehedem ein rechter Sausewind gewesen, aber das macht ihn grade zu einem rechten Handlanger des Herrn für seinen Bruder, den gottlosen Kahnschiffer. Es verräth eine nicht gewöhnliche Kentnis der Führungen des Herrn, wenn der Verf. den wilden Schifferknecht, den der Bruder mit seinen sanften Ermahnungen nicht fassen kann, durch ein Wort seiner Schwägerin, das sie ihm auf alle Redensarten in lakonischer Kürze erwidert, ohne sich weiter auf Verteidigung oder Entgegnung einzulassen, getroffen werden läßt: „Gott läßt sich nicht spotten" — das Wort kann der Treplin nicht wieder los werden. Wenn der Kahn auf seichten Stellen festsitzt, oder sonst ihm Fährlichkeit droht, heißt's immer in ihm: „Gott läßt sich nicht spotten, Gott wird dich finden." Der gottlose Mensch, den Gott aber nicht los läßt, will um jeden Preis von Gott los sein. Es ist ja auch zu erschrecklich, vom gottlosen Leben nicht loslassen zu wollen und doch zu fühlen, daß man nicht von Gott los ist. Er wirft das N. T., das ihm sein Bruder gegeben, und in dem er, wenn der Kahn festliegt, wie er meint, dann und wann aus Langeweile liest, aufs Spotten der übrigen Fischerknechte ins Ried am Ufer und verschwört sich hoch und teuer, „er wollte mit dem Buche und was darin stände in Zeit und Ewigkeit nichts zu schaffen haben." Diese That ist der Wendepunkt in seinem Leben. Sie nagt ihn heimlich, und als er nachher von seinem Bruder, der natürlich von dem verworfenen Testament nichts weiß, von der Sünde wider den h. Geist sprechen hört, sezt sich in ihm der Gedanke fest, die Sünde habe er begangen, weil er das Testament weggeworfen.

Ergreifend ist die Schilderung im 5. Abschnitt „in der Fischerhütte am Bromberger Kanal." Die immer mehr unter allem Saus und Braus, in das er sich stürzt, sich steigernde Gewissensangst treibt ihn bis in den Selbstmordversuch; — eigentlich kann man's so nicht nennen. „Wer doch ein Kind wäre" — so sagt Treplin am Bromberger Kanal zu sich selbst: „wer doch noch einmal könte getauft werden, wer doch so sterben könte." Er hörte auf das Plätschern im Kanal; seine Augen waren stier auf das Wasser gerichtet. Ein unwiderstehlicher Zug brachte ihn aus dem Dickicht heraus allmälig an das Ufer. Er bückte sich tiefer und tiefer mit ausgestreckten Armen vorn über. Plötzlich fühlte er sich von hinten zurück und zu Boden gezogen. — Ein Fischer rettet ihn und ein katholischer Priester thut an ihm Samariterdienst. Die Herberge aber, in der der ewige himlische Samariter sein pflegt und ihn nach mancherlei „Fahrten und Schwankungen" dahin bringt, daß „Gottes Wort und der Sontag zu Kahne" kam, das ist und bleibt die Evangelische Kirche.

Wir enthalten uns einer eigentlichen Recension dieses trefflichen Traktats um so lieber, als etliche Ausstellungen, die wir hier und dort, namentlich gegen die langen Gespräche zu machen hätten, die vielleicht auch etwas lebendiger hätten gehalten werden dürfen, von seinen guten Eigenschaften aufgewogen werden.

Wenn die Berliner Traktatgesellschaft — wir nennen ihren populären Titel — fortfahren sollte, Traktate wie diesen und die von Pastor Ziethe geschriebenen herauszugeben, wenn sie alsdann noch eine Revision der früheren vornehmen und diejenigen ausmerzen wollte, die sich doch nur als Makulatur herausstellen würden — so glauben wir ihr die Versicherung geben zu dürfen, daß ihr bisheriges stilles anspruchsloses Wirken auch von dem Segen begleitet sein wird, den Gott der Herr auf Schriften legen wird, die Seines hochheiligen Namens Ehre zu ihrem Ziel haben, und deren Darstellung liebend der Weise und Eigentümlichkeit des Volkes darum abgelauscht ist, um die Herzen desto besser Jesu zu gewinnen.

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz in Berlin. Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

# Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1864. Mittwoch den 27. Juli. № 60.


## Sulpice Boisserée.

(Fortsetzung.)

Das Verhältnis beider Männer zu einander hatte sich von Anfang an, bestimter tiefer Differenzen ungeachtet, als ein sehr vertrauensvolles und mitteilendes gestaltet. Schon in einem der ersten Briefe (29. Juli 1811) schreibt Boisserée an Goethe: „Meine ganze Denkart und Ansicht der Welt, so verschieden sie sein mag, scheint sich mit der Ihrigen freundlich verbinden und Ihnen in manchen Stücken erfreulich sein zu können. Grade diese stete Forderung dessen, was da wirklich und leibhaftig ist, bei allem Suchen und Erkennen eines höheren geistigen Lebens, bei allem Spiel einer freien, schöpferischen Einbildungskraft, bei aller Innerlichkeit eines tiefen Gefühls, grade dieser treue ruhige Sinn für menschliches Maß und Wahrheit überhaupt, den ich bei keinem unserer ausgezeichneten Geister so gefunden wie bei Ihnen, eben das ist es, worin ich einen Grund zu entdecken geglaubt, aus dem mir, trotz meinem ungeheuren Abstand von Ihren großen Eigenschaften, ein freundschaftliches Verhältnis mit Ihnen erwachsen kann, das zur Erhebung meines ganzen Treibens und Thuns wie ein edler Wein wirken und Ihnen eben dadurch schon zu einem Wolgefallen gedeihen muß." Und im folgenden Jahre, als Goethe öffentlich für die Bestrebungen Boisserée's ein erstes Zeugnis abgelegt, schreibt lezterer ihm (20. Dec. 1812): „Sie haben, vielverehrter großer Freund, in Ihrer Biographie bei der altdeutschen Baukunst meiner Bemühungen dafür auf eine Weise gedacht, die mir mit tiefer Rührung alle Erinnerungen jener glücklichen Tage hervorrufen, in welchen ich einen so guten Teil Ihres Herzens gewonnen. Ihre feste ernste Liebe leuchtet mir freundlich und ermunternd im dunkel wogenden Strom der Zeit, wie ein unverlöschbares Licht aus ferner höherer Heimat. Solche Teilnahme bei dem Bewußtsein einer großen, schönen Sache gibt Zuversicht und Hoffnung, trotz der großen Schwierigkeiten doch das Ziel zu erreichen, dem ich mein Leben gewidmet habe, und noch an mir selber auf eine andere Art das gute Wort zu erfahren, welches Sie von Sich mit einem wahrhaft heiligen Gefühl der Verehrung für das gemeinsame Göttliche im Menschen aussprechen. Eben dieser empfängliche herzliche Sinn für die ganze Sie umgebende Welt macht Ihr Leben in Hinsicht der Bildung, der Sitten und Denkart seiner Zeit recht eigentlich zum wahrsagenden Spiegel derselben. Es gleicht einem klaren, tiefen Strom, den wir allwärts, wo er vorüberzieht, ein Bild aufnehmen sehen von der Landschaft, von den Menschen, ihrem Treiben und seinem Verkehr mit ihnen, während er uns in seinen stillen Thälern, von dunkeln Felsen eingeschlossen oder vom gestirnten Himmel umwölbt, seine eigenen Geheimnisse kund gibt."

Die erste persönliche Begegnung zwischen Goethe und Boisserée hatte im Mai 1811 statt; Goethe ließ warten, kam dann gepudert, mit Ordensbändern am Rock, „so steif vornehm als möglich." B. war wieder gebunden, entschlossen der Vornehmigkeit ebenso vornehm zu begegnen. Goethe machte, wie B. schreibt, dabei „ein Gesicht, als ob er mich fressen wollte." Zum Abschied gab er B. ein oder zwei Finger. Schon nach wenigen Tagen ging es aber vortrefflich. „Bekam ich auch den ersten Tag nur einen Finger, den andern hatte ich schon den ganzen Arm." B. aß täglich bei Goethe, der damals mit seiner Lebensbeschreibung beschäftigt war. Es ward, wie Goethe in den „Tag- und Jahresheften" (Bd. 32. S. 66) bezeugt, „ein treuer Sinnes- und Herzensbund mit dem edlen Gaste geschlossen, der für die übrige Lebenszeit folgereich zu werden versprach." Am 2. Juni 1815 schreibt Goethe an B.: „Nicht zu viel sage ich, wenn ich Sie versichere, daß ich täglich und stündlich Ihrer gedenke, und nicht zu fromm drücke ich mich aus, wenn ich hinzusetze: in meiner Art von Gebet."

Im September und October 1814 hatte Goethe einige Zeit mit B. am Rhein, Main und Neckar verlebt, die Samlung der Bilder in Heidelberg gesehen und hierüber öffentlich Zeugnis gegeben. Zum dritten Male sahen sich die Freunde im August 1815 in Wiesbaden wieder. Ueber diese längste Periode ihres persönlichen Verkehrs — er währte über 2 Monate — gibt das Tagebuch ausführliche Mitteilungen. Uns interessirt daraus besonders, daß Goethe einst gegen B. seine Vorliebe für das Römische daraus erklärte, daß er gewiß schon einmal unter Hadrian gelebt habe. B. sei gewiß schon einmal im 15. Jahrhundert da gewesen. B. gesteht, daß ihm auch schon dergleichen Wahn durch den Kopf gefahren sei. „Ich schäme mich aber dessen, als närrischer, abergläubischer Einbildung." Goethe erwiderte: „Ja, nun lobe ich Euch, Ihr seid gescheidter, als Ihr wißt." Man sieht, wie abhängig Goethe von den größten Fabeleien war, sobald seine Gedanken den Bereich der fünf Sinne verließen. Diese Gemeinschaft beider Freunde scheint eine sehr innige gewesen zu sein. Sie schliefen sogar in Einem

Zimmer. Nach dem Abschied heißt es: „Ich gehe in den Dom. Gebet.“ — Im Jahre 1826 ging B. noch einmal nach Weimar zu Goethe, dessen Verlags-Angelegenheit mit Cotta er so eben unter großen Schwierigkeiten vermittelt hatte. Der Aufenthalt dauerte aber nur etwa 14 Tage, in denen nach dem Zeugnis des Tagebuchs viel gelästert wurde. „Mit allen diesen moquanten Reden komme ich mir zulezt wie auf dem Blocksberge vor! Ich sage es dem Alten, er meint: Ei nun, wir kommen noch nicht herunter, so lange wir die Welt noch nicht ganz durchgesprochen haben, müssen wir auf diesem saubern Gespräch über die Gesellschaft verweilen.“ Der Abschied war sehr herzlich. „Die Thränen traten dem herrlichen Greis in die Augen, und ich riß mich schnell aus seinen Armen mit dem Ausdruck des lebhaftesten Wunsches, ihn wiederzusehen.“ Dieser Wunsch wurde nicht erfüllt. Eben, als er zu einem Besuch in Weimar im Frühjahr 1832 abreisen wollte, ereilte ihn die Todesbotschaft in Stuttgart am 27. März. „Es sind nun 22 Jahre“, schreibt er selbigen Tages an seinen Bruder Melchior, „daß wir mit dem alten Herrn in dem schönsten Freundschaftsverhältnis gestanden haben. Ich fühle, es kann uns nie ersezt werden. Danken wir darum desto mehr Gott, daß er uns dasselbe so lange vergönt hat, und bitten wir ihn, daß er uns die Freunde, die uns bleiben, noch weit hinaus erhalte.“

Charakteristisch ist es, wie Goethe über den Tod seiner Frau und über den Tod seines Sohnes an B. schreibt. Von ersterem schreibt er am 8. Juni 1816 in einer eigenhändigen Nachschrift: „Füge ich hinzu: daß meine liebe kleine Frau uns in diesen Tagen verlassen hat, und so nehmen liebe Freunde gewiß Teil an meinem Zustande.“ Und den Tod des einzigen Sohnes erwähnt Goethe am 20. März 1831 nur mit den Worten: „Von mir selbst kann ich nur sagen, daß ich die geneigte Manifestation der moralischen Weltordnung nicht genug verehren kann, die mir erlaubte mich körperlich und geistig auf eine Weise wieder herzustellen, die dem Augenblick allenfalls genug thut.“ Nicht minder charakteristisch und deshalb auch hier nicht zu übergehen ist endlich, daß der 66jährige Greis auf der Reise, die er 1815 mit B. machte, ein die Reisenden Mittags bedienendes Dienstmädchen (nicht schön, aber mit verliebten Augen) in seine Affection schloß. „Der Alte sieht sie immer an. Kuß.“

Wir schließen diese Mitteilungen über das Verhältnis Boisserée's zu Goethe. Sie geben einen Einblick in Goethe's Herz und Leben, der in vieler Beziehung wolthut, in der Hauptsache aber leider das moderne Heidentum aufs Neue bezeugt, das selbst die herrlichsten Blüten Goethescher Dichtkunst — vergl. den Aufsatz über Goethe's Iphigenie 1862 S. 97 — predigen. Wir trauern darüber voll tiefen Schmerzes, sind aber voll Dank und Jubel, weil wir nicht sind wie die, die keinen Gott und keine Hoffnung haben.

Wir kommen nun zu

### Friedrich Schlegel.

Wenn der Herausgeber der Briefe aus Schleiermachers Leben in dem Vorwort zum dritten Bande bemerkt, daß in diesen vertraulichsten Mitteilungen Fr. Schlegel ungleich edler als in dem Bilde erscheine, das, freilich großenteils durch seine eigene Schuld, von ihm unserer Generation überliefert sei: so gilt dies, in Betreff jener Briefe nicht unbedenkliche, Wort wirklich mit besserem Recht von der hier mitgeteilten Correspondenz. Sie beginnt im Jahre 1807 und endigt 1828, während die vielleicht bedeutenderen, jedenfalls wärmeren und wolthuenderen Briefe von Schlegels Frau bis zum Schluß des Jahres 1834 reichen. Von 1804 bis zum April 1808 hatte sich Schlegel mit einigen Unterbrechungen in Köln aufgehalten, wo er Vorlesungen, privatim und öffentlich, über Logik, Kritik der philosophischen Systeme, Universalgeschichte und Philosophie hielt. Er wohnte in einem Garten bei der mit 600 Franken pensionirten, über 70 Jahr alten, Aebtissin von St. Maria auf dem Capitol, deren ehemaliger Kutscher — charakteristisch genug für die damaligen Zustände Kölns unter französischem Regiment — das Abteigebäude nebst Garten von der Domainen-Verwaltung gemietet und durch Einrichtung einer Weinschenke für eine geschlossene Gesellschaft geistlicher Herren die Kosten aufgebracht hatte, um seiner Gebieterin eine freie Wohnung zu verschaffen. Die Aussichten für Schlegels Anstellung in Köln hatten sich inzwischen verloren, sein Bruder, der in Wien mit großem Beifall Vorlesungen hielt, lud ihn ein, ebenfalls dorthin zu kommen. Er beschloß, diesem Rufe zu folgen. Zuvor aber, am 16. April 1808, traten beide Eheleute ganz in der Stille zur Katholischen Kirche über. Selbigen Tages teilten sie dies den überraschten Freunden mit. „Es war“, erzählt B., „eine große Ueberraschung für uns; wir kanten zwar die entschiedene Neigung, welche Schlegel für den katholischen Glauben und Gottesdienst gefaßt hatte, seit langer Zeit, und sahen voraus, daß er seine Ueberzeugung einmal öffentlich bekennen würde, und freuten uns, ihn mit unsrer eignen religiösen Gesinnung übereinstimmend zu wissen; aber in diesem Augenblick, wo der Uebertritt, der reine Gewissenssache war, so leicht den Schein äußerer Absicht und dadurch das widerwärtigste Aergernis erregen konte, war es uns schwer, die Ausführung eines so wichtigen Schrittes zu begreifen. Beide Freunde versicherten uns freilich, daß sie eben aus Rücksicht auf persönliche wie auf die Zeitverhältnisse diesen Schritt ganz im Stillen gethan, daher sie auch uns nicht einmal etwas davon vorher gesagt hätten, und daß man ihnen, bis zur angemessenen Zeit, vollkommene Geheimhaltung versprochen habe.“ Die französische Kölner Zeitung posaunte aber schon nach wenigen Tagen die Nachricht in die Welt hinein und es entstand das unangenehmste Geschwätz über die Sache. „Wir mußten alles aufwenden, um die Redlichkeit unserer Freunde in Schutz zu nehmen, die das, was sie als eine Gewissenssache betrachteten, nicht an die große Glocke hatten hängen wollen, und weil sie ihre Ueberzeugung im stillen Heiligtum der Brust zu hegen gewünscht, deswegen sie zur rechten Zeit und Gelegenheit nicht hatten verläugnen wollen.“

Schlegel schreibt hierüber von Weißenfels an B. am 9. Mai 1808! „Geliebter Freund! wie schmerzlich war es mir, daß Sie meinetwegen noch so viel Verdruß und einen harten Stand gehabt haben!“ Er billigt dann durchaus, was B. für ihn in dieser Sache gethan, empfiehlt, die Verletzung dieses Geheimnisses als eine Verletzung des Beichtgeheimnisses, nötigenfalls selbst vor dem Bischof, zu behandeln und fährt dann fort: „Halten Sie das Schweigen in den lezten Tagen doch ja nicht für einen Mangel an Vertrauen. Ich hatte Ihnen ja oft und noch in der lezten Zeit gesagt, daß ich entschlossen sei — vor meiner Abreise aus Köln — vor Ostern u. s. w. Sie wußten es ja, und so wollte ich Sie grade mit Tag und Stunde nicht weiter belästigen. Es scheint, wir haben uns nicht verstanden, denn sonst würden Sie mich wol viel deutlicher und bestimter gewarnt haben. Doch das ist nun vorbei und mit allem Ueberlegen würden wir denn doch nichts herausgebracht haben, als daß es in Köln durchaus nicht werde geheim bleiben können. Das hätte denn aber einen langen Aufschub erfordert, der für mich selbst drückend gewesen sein würde, so daß ich dies noch nicht recht bereuen kann. Hardenberg ist darin freilich viel glücklicher gewesen, und ich sehe nun erst aus dem Vergleich die Weltunkentnis und das grobe Ungefühl der Kölnischen recht klar.“ Vier Wochen später schrieb er an Schleiermacher von Dresden aus (9. Juni): „Was Du in den Zeitungen über mich gelesen haben wirst, ist sehr zur Unzeit öffentlich geworden. Zur Unzeit schon an und für sich, noch mehr wegen des Irrtums der Angaben und selbst in äußerer Rücksicht. Doch was das betrifft, so bin ich nun schon so lange gewohnt, von meinen edeln Landsmännern verkant und gemishandelt zu werden, daß ich mich endlich wol darin ergeben kann. Nur werde ich dadurch vielleicht eher als gut und mir lieb ist zur Ausstellung meiner Philosophie und meiner theologischen Ansichten fortgetrieben und genötigt werden, da die nächsten zehn Jahre wenigstens noch ganz der Geschichte und Poesie angehören sollten. Doch das muß nun seinen Gang gehen.“ Am 24. Mai hatte Schleiermacher an seinen schwedischen Freund Brinckmann hierüber geschrieben: „Was sagst Du nur zu Fr. Schlegels Katholicismus? Die Geschichte davon, nicht etwa als ob ich glaubte, er hätte eine äußere, sondern die innere möchte ich gern wissen. Ich kann den Uebergangspunkt aus seiner Denkart, wie sie mir zulezt bekant war, durchaus nicht finden. Ueber meinen Erz-Protestantismus, weiß ich, hat er schon lange geklagt.“ Im Jahre 1809 scheint Schleiermacher über diese tiefgehenden Differenzen ausführlich an Schlegel geschrieben zu haben. Die Antwort des leztern aus dem Jahre 1813 läßt erkennen, daß „so viele Wolken von Misverständnissen“ zwischen beiden, ehemals so eng verbundenen Männern sich erhoben hatten, daß Fr. Schlegel nicht hoffte, sie durch einen Brief zerstreuen zu können. Tiefer läßt in dieses Verhältnis der nachfolgende Brief A. W. Schlegel's an Schleiermacher aus den lezten Tagen des Jahres 1809 sehen, aus dem wir die betreffende Stelle mitteilen, da dieser Brief unseres Wissens



bisher noch nicht gedruckt worden. Er ist datirt „Coppet, den 4. December 1809.“

Es war mir ein erfreulicher Beweis Ihrer Offenherzigkeit, daß Sie in Betreff meines Bruders etwas in Anregung bringen, worüber Sie wol die gänzliche Abweichung unserer Ansichten voraussetzen konten. Rechnen Sie es nicht auch zu den durch den Protestantismus behaupteten Rechten, seiner Ueberzeugung gemäß handeln zu dürfen? Und warum sollte man seine Gesinnungen nicht auch in Gedichten äußern? Kente ich Friedrichs Gedichte nicht selbst, so würde ich nach Ihren Aeußerungen glauben müssen, sie handelten eine Seite um die andre von der Messe. Ich kann nur die einzige von Ihnen angezogene Stelle finden, die sich darauf bezieht. Freilich, wenn die Messe, wie es im Heidelberger Katechismus lautet, für eine verruchte und vermaledeite Abgötterei gilt, dann muß dies immer anstößig bleiben; Wäre aber dies Wunder, wodurch das große Versöhnungswerk gleichsam sichtbar immerfort vor unsern Augen bestätigt wird, dennoch wahr, so würde es auch wol erlaubt sein, sich darüber zu freuen. Daß mein Bruder dies, wie Sie sagen, in unpoetischen Versen, meines Bedünkens in innigen und einfältigen Ausdrücken, gethan, dies ist nun nicht mehr eine theologische, sondern eine kunstrichterliche Beschuldigung, die ich dahingestellt sein lasse.

Es war eine löbliche Sache um das Protestiren, so lange es noch Etwas gab, wogegen, und Etwas, womit man protestiren konte. Jezt aber, da es einen so gedeihlichen Fortgang mit dieser schönen Erfindung gehabt, daß wir uns leiblich und geistlich gleichsam Grund und Boden unter den Füßen weg protestirt, wäre es wol Zeit, auf die Rückkehr von der Trennung zur Einheit bedacht zu sein. Die Deutschen in ihrem Zwiespalt unter sich unter solchen Umständen kommen mir vor, wie zwei Advocaten, die noch immer nicht aufhören können, zu zanken und zu schimpfen, während der ganze Gerichtssal, worin sie ihre Beredsamkeit auskramen, unter ihnen einstürzt. Der Protestantismus war vormals die Triebfeder heldenmütiger Handlungen, und als solche gewiß achtungswürdig. Glauben Sie, er würde jezt noch, ich will nicht sagen Märtyrer bilden, sondern überhaupt auf irgend eine Weise, außer gegen das Gute, Widerstand leisten? Es ist damit wie mit der Stute des Roland, die gar manche Tugenden besaß, nur daß sie leider todt war.

Friedrich wird sich wol zu rechtfertigen wissen, wie er es meint, und hat sich schon zum Teil durch die That gerechtfertigt. Viele seiner neueren Gedichte sind nicht bloß herliche Werke, sondern rühmliche Handlungen; mich dünkt, jeder ächte Deutsche muß es so fühlen. Von einem alten Freunde, ich gestehe es, hätte ich eine ganz andere Anerkennung seiner Laufbahn erwartet, als die ich in Ihrem Briefe finde. Sein Buch über die indische Sprache und Weisheit, wovon unsre Philosophen auch nichts wissen wollen, wird seinen Ruf in Europa gründen: es wird gegenwärtig in Paris übersezt. Nehmen Sie meine freimütige Erwiederung nicht ungütig auf, erfreuen Sie mich bald wieder mit Nachrichten von Ihnen und dem Befinden und Thun der ehemaligen dortigen Bekanten, als Fichte, Steffens ꝛc., und leben Sie recht wol.

Der Ihrige

A. W. Schlegel.

Die einzige Stelle aus Schlegels Gedichten, auf welche sich dieser Brief beziehen kann, lautet:

„Das Siegel unsers Bundes
Im Schrein des Herzensgrundes,

Sei inniges Gebet;
Und die verborg'ne Handlung,
Wo Gott in der Verwandlung
Sichtbar vor uns entsteht;
Sog je den Wein des Lebens
Ein Kranker wol vergebens?"

(Aus dem Gedicht: „An seinen Freund." Herbst 1806.)

Aus diesen Mitteilungen ergibt sich nicht nur mit voller Gewißheit die Zeit des förmlichen Uebertritts von Fr. Schlegel zur römischen Kirche, welche die seinen Werken einverleibte Biographie des Frh. v. Feuchtersleben fälschlich in das Jahr 1803 setzt, sondern auch das, daß dieser Uebertritt Schlegels eine Angelegenheit seines innersten Herzens und ein tiefes Bedürfnis seiner Sele war, sich auch durch sein Leben in Köln, seine dort gewonnenen Anschauungen und getriebenen Studien allmälig vorbereitet und entwickelt hatte. Der damalige Zustand der protestantischen Kirche tritt in erschreckender Gestalt aus dem Briefe A. W. Schlegels vor unser Auge. Und wenn wir jezt aufs Neue aus den Briefen des Schleiermacherschen Kreises erfahren, wie selbst die gefeiertsten Lehrer der protestantischen Theologie über die wichtigsten Thatsachen und Wahrheiten des christlichen Glaubens offen aburteilten und die einfachsten ethischen Fragen im Leben behandelten: so darf es uns wahrlich nicht Wunder nehmen, wenn die tiefsten und bedürftigsten Geister einer Kirche den Rücken kehrten, die Alles fortprotestirt zu haben schien, und wenn sie fortan auf „die Rückkehr zur Einheit" bedacht waren. Daß Fr. Schlegel, der unstreitig zu diesen tiefen Geistern gehörte, es nicht gegeben war, die Wahrheit der lutherischen Lehre zu erfassen — obwol er sie in ihrem Gegensatz zur reformirten mit Meisterschaft, ganz ähnlich der Zeichnung Stahls, darzulegen wußte*) — das müssen

*) In der 16ten der Vorlesungen über die neuere Geschichte, gehalten zu Wien 1810, sezt Schlegel den charakteristischen Unterschied zwischen lutherischem und reformirtem Wesen in der verschiedenen Stellung zu dem Mysterium. Die Anerkennung des leztern auf jener, die Leugnung, ja die Feindschaft gegen alles Mysterium auf der andern Seite ist die Quelle der gesamten verschiedenartigen Lebensgestaltung in beiden Kirchenparteien. „In der Anerkennung dieses Geheimnisvollen", sagt er, „waren die ersten Lutheraner ganz mit den Katholiken einverstanden; eben daher erklärt es sich, daß so viele vorurteilsfreie Männer von beiden Seiten in der ersten Zeit eine Wiedervereinigung für möglich halten konten, denn man war mit jener gemeinschaftlichen Anerkennung des Geheimnisvollen wirklich eins in den ersten und wesentlichsten Grundsätzen, grade in dem, was einem in der Schule der Philosophen gebildeten Geiste am Christentum am schwersten zuzugestehen und in die eigene Denkart aufzunehmen sein muß. Dagegen Zwingli's und Calvin's Lehre durch die Ableugnung des Geheimnisses in dem wesentlichsten von allem, was äußerlich schien, den innersten Grund des alten Glaubens berührte und erschütterte. Es zeigte sich die große Verschiedenheit auch gleich im Aeußeren sehr auffallend. Wie der Glaube an das Unbegreifliche, eben weil es das, weil es für den Verstand nicht zu fassen ist, zu einer bildlichen Darstellung und Andeutung führt, so hatte auch die alte Kirche mehrere äußere Mittel, Zeichen und Gebräuche nicht nur für wesentlich gehalten, sondern auch sinnbildliche Darstellungen aller Art geduldet, ja befördert, die schönen Künste zur Verherrlichung des Glaubens gebrauchend. Alles dies bildliche Aeußere verwarf nun die reformirte Partei ohne alle Schonung, ja mit Haß als ganz schädlich, und zeigte sich damit als eine Lehre des reinen Verstandes-Glaubens. Dies konte aber keineswegs auf die älteren Lutheraner angewandt werden, weil sie doch das Princip aller jener äußeren Bildlichkeit, das wesentliche Geheimnis selbst anerkanten. Daher behielten sie auch ungleich mehr von den äußeren Gebräuchen bei, und würden, da ohnehin nicht alles Aeußere von der alten Kirche selbst für gleich alt, wesentlich oder bedeutend gehalten wurde, wol noch mehr, ja das Meiste davon angenommen haben und annehmen können, wenn nur sonst Friede und Wiedervereinigung möglich gewesen wäre." Auch den Einfluß dieser Grunddifferenz auf die politische Denkart schildert Schlegel: „So wie im Gebiete des Glaubens die unbegreifliche, auch auf Herz und Einbildung wirkende Idee sich zur reinen Verstandeserkentnis von Gott; grade so auch im Staate der König, der lebendige sichtbare Stellvertreter der Gerechtigkeit, der nicht blos dem Verstande und dem Willen, was Pflicht und Rechtens ist, vorzeichnet, sondern auch das Herz und die Liebe des Volks in Anspruch nimt, und selbst auf die Einbildungskraft durch den Glanz der äußern Erscheinung wirkt, gegen das todte Gesetz, welches der Verstand im Staat fordert. Wo der Verstand, die Ansicht und der Glaube des Verstandes allein herschen, da wird man die alleinige Herschaft des Gesetzes als das Wesen des Staats betrachten, welches jede fremde Zuthat nur verunstalte, wird den lebendigen Stellvertreter des Gesetzes höchstens als eine solche an sich unwesentliche Zugabe, als einen für die nicht rein verständige Menge zur Zeit noch erforderlichen Notbehelf ansehen und dulden. Aber es sind außer dem Verstande noch andere Kräfte im Menschen, welche der königlichen Würde eine ganz andere Bedeutung und Würde geben, und sie nicht als eine mit den Fortschritten der Bildung verschwindende Unvollkommenheit des Staats, sondern als das rechte Wesen desselben ansehen lehren. Nicht also zufällig, sondern wesentlich ist die Verschiedenheit, daß die alte Kirche, worin die älteren Lutheraner mit ihr einstimmen, mehr monarchisch, die Gemeinde der Reformirten nach Zwingli und Calvin in der Schweiz, in Holland, England und Nordamerika mehr republikanisch gesint war. Nicht zum Tadel ist dies gesagt, sondern zur Entwicklung des innern Grundes von dem, was wirklich geschehen ist."

Man vergleiche hiermit dieselben Gedanken, nur tiefer begründet und weiter ausgeführt, bei Stahl: „Die lutherische Kirche und die Union S. 35. 62. 68 flg.



wir freilich auf das Entschiedenste accentuiren. Aber ebenso bestimt dürfen wir behaupten, daß ein Zug des Friedens, der Um- und Einkehr, der wahren Anbetung des lebendigen Gottes aus Fr. Schlegels erster katholischer Zeit, und auch aus den hier mitgeteilten Briefen, sehr wolthuend uns berührt, ja daß ein Moment der Sühne darin liegt für die großen sittlichen und literarischen Schäden seiner früheren Lebensperiode, welche in theoretischer und praktischer Beziehung durch die Lucinde wol für immer gebrandmarkt bleibt.

(Schluß folgt.)

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz in Berlin. Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

# Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1864. Sonnabend den 30. Juli. № 61.


## Sulpice Boisserée.

(Schluß.)

Wir wollen uns freuen, daß Fr. Schlegel den Weg aus dem modernen Heidentum in die Kirche Jesu Christi gefunden hat, obgleich wir die Decke beklagen müssen, die seinen Augen die wahre Gestalt der evangelischen Christenheit und das Wesen des evangelischen Glaubens gleich sehr verhüllte, wie die wahrlich nicht lockende Gestalt der römischen Kirche am Anfang dieses Jahrhunderts; noch tiefer aber müßten wir die sittlichen Irrwege bedauern, auf welche spätere Jahre ihn noch einmal zurückgeführt haben, wenn die hierüber gebrachten Mitteilungen gegründet sind.

Welchen Einfluß der Kölner Aufenthalt und die Gemeinschaft mit Boisserée auf diese Entwickelung Schlegels gehabt hat, wird wiederholt in seinen und seiner Frau Briefen bezeugt. „Meine ganze Sele bekent die Ufer des Rheins zu ihrem Vaterlande", schreibt leztere 1808 und abermals 1813: „Köln ist und bleibt unsre wahrhafte Vaterstadt im rechten und ächten Sinn, denn von dort schreibt sich das Meiste, ja wol Alles, was in den Söhnen, was wir in unserer eigenen Sele für gut achten dürfen; denken Sie also selber, was Sie uns sind und Alle, die Teil daran haben, daß wir in Köln waren." Schlegel selbst schreibt 1812: „Wenn ich nun über jeden Ihrer Briefe eine ganz ungemeine Freude, une joie indicible, um mich kaiserlich auszudrücken, empfinde, so dürfen Sie doch keineswegs glauben, daß dies blos dem Geist und Witz zuzuschreiben ist, mit welchen Sie so erfreuliche Gesichter, als des alten, heidnischen Götzen Bekehrung zur hilligen Kunst oder Helminas reichen Fischfang des abtrünnigen Primas'schen Herzens uns mitteilen und darzustellen wissen. Vielmehr ist es Ihre treue Liebe vor allem, welche mein altes Herz erquickt in dieser dürren Menschenzeit, und die ich, aufrichtig zu reden, unter die wenigen glücklichen Ereignisse meines Lebens rechne."

Im Jahre 1809 war Schlegels Anstellung als Hoffecretair unter Graf Stadion erfolgt, „für dessen Charakter sowol, als seine Gesinnungen und Kentnisse man nicht anders als Liebe und Verehrung haben kann. Die Bestimmung ist ganz Friedrichs Sinn und Wünschen angemessen, und er ist ganz glücklich, er wird vorzüglich viel reisen müssen und diesen Sommer sich nicht in Wien aufhalten. — — Ja, lieben Kinder, will das Glück uns wol, so ist dies der Anfang zu einer ehrenvollen, ersprießlichen Thätigkeit, mit welcher eine ganz neue Epoche für uns und für viele andere anhebt; betet nur fleißig! — Was wirklich herrlich ist und was wir Euch wol wünschten, daß Ihr es mit angesehen hättet, das ist die Art und Weise, wie Friedrich dazu gelangt ist, es hätte Euch gewiß Freude gemacht, so gerade, so ehrenvoll, so redlich und milde, kurz, so daß man sich auf jede Art geehrt und wol aufgehoben fühlt. Warum kontet Ihr nicht Zeuge sein? Wir haben hier herrliche, thätige, treumeinende Freunde gefunden, und sind recht zur guten Stunde hergekommen. Ehrlich währt am längsten! Dies bleibt die Losung. Jezt wollte ich wieder, ich wäre in Köln dabei, wenn dieser Brief gelesen wird . . . ! Wie oft wir Eurer gedenken, brauch' ich gewiß nicht noch einmal zu versichern, das jetzige schöne Los fing ja eigentlich mit Eurer Bekantschaft und mit dem Leben in Köln an, nie werden wir das vergessen!" „Noch oft erinnere ich mich", schreibt Schlegel 1810, „an den Kauf jenes ersten (an Nachfolgern so fruchtbaren) Bildes auf dem Neumarkt, und an meine Prophezeihung, die damals noch wenig Glauben fand und jezt schon so glorreich in Erfüllung geht. Einmal in meinem Leben war ich also doch ein vorwärts gekehrter Prophet!" Schlegels Teilnahme an dem Werke und der Lebensaufgabe der Kölner Freunde blieb allezeit dieselbe, während sein Verhältnis zu älteren Freunden, wie Schleiermacher, oder selbst zu dem Bruder A. Wilhelm sich natürlich umgestalten mußte. Ueber Schleiermacher findet sich nur Eine Bemerkung in den Briefen, die hierauf hindeutet. „Die andern philosophischen Thiere und Unthiere", schreibt Schlegel 1812 bei der Mitteilung über das damals projectirte „Museum" „werden nun nach der Reihe folgen; Schelling bin ich es lange schuldig, da seine sogenante Freiheit doch eigentlich ganz gegen mich geschrieben ist." „Der freundliche Potrympos (ich meine den großen Schleiermacher, Verfasser des calvinischen Krippenspiels, der verächtlichen Religion und ähnlicher) soll zulezt daran kommen."

Dagegen machte die Bekantschaft mit Franz Baader einen tiefen Eindruck auf Schlegel. „Jezt ist Baader hier", schreibt er bereits 1810 aus Wien. „Das ist freilich eine andere Art von Menschen. Er spricht ungleich besser als er schreibt, oder viel-

mehr sehr gut. Wenn er nur schreiben könte, es würde doch viel aufgeräumt werden in der deutschen Philosophie. Es ist ihm aber bei einer sehr großen Thätigkeit so wol für sich, daß er noch nicht sehr den Willen dazu hat. Von Schelling urteilt er mit Güte, trotz des großen Abstandes der Ansicht und der Kraft. Er hat mir sogar einen Gruß von Schelling gebracht, auch behauptet er, Schelling habe neuerdings etwas Gemüt bekommen, über welche späte Gnade ich dann hart genug gewesen, etwas zu lachen. Ich denke mir aber, es wird dieses wol darin bestehen, daß er seit einiger Zeit Baader sehr nach dem Munde redet; in welchen Punkten auch die Vorzüglichsten unter denen, welche vom Adam abstammen, etwas schwach zu sein pflegen. Baader lebt ganz in Jacob Böhme; und ich glaube auch, daß Keiner so mit Allem ausgerüstet ist, diesen zu verstehen, als er. Könte er die vielen Arbeiten darüber, die er liegen hat, einmal ins Licht und ans Licht bringen, gewiß der Sprung würde ebenso groß sein von der jetzigen Constructionsspielerei bis dahin, wie von unsern jetzigen Gartenhäusern und Brückenbau zur Erkentnis der gothischen Baukunst." *) Im folgenden Jahre komt Schlegel auf Baader wiederholt zu sprechen. Er äußert: „Seit geraumer Zeit ist Baader hier und Sie können sich leicht denken, daß ich ihn oft sehe; aber nicht blos sehe, sondern auch höre und vernehme. Ich bin es nun schon so gewohnt, mich ganz allein zu befinden, daß es mir selten und wolthätig dünkt, jemand zu finden, mit dem ich doch einigermaßen übereinstimme. Könte er schreiben, so wie er zu sprechen versteht, so würde von Schelling und Fichte wenig mehr die Rede sein..... Der merkwürdigste, der geistvollste, der tiefste Mensch, den ich seit lange gesehen, ist Baader wol. Es ist mir Vieles durch ihn klar geworden. Wer weiß, ob ich nicht nächstens den Entschluß fasse, gar nichts mehr in Rede von mir zu geben, außer in Poesie. Doch werde ich mich zuvor meiner Philosophie ein für allemal entledigen, die als Philosophie des Lebens (im Gegensatz gegen die bisherige todte Philosophie des Todes) bei Perthes erscheinen soll."

Von dem Bruder trente Fr. Schlegel nicht blos die religiöse und kirchliche Richtung, sondern auch die politische Thätigkeit. A. Wilhelm hatte in Begleitung des Kronprinzen von Schweden eine Veranlassung erhalten, als politischer Schriftsteller über und wider Dänemark aufzutreten. Gegen Schleiermacher hatte er hierüber „Ceterum censeo, Daniam esse delendam" geäußert. Fr. Schlegel hatte ebenfalls einen politischen Auftrag erhalten, worüber seine Frau unter entschiedener Misbilligung jener Schrift des Bruders am 21. August 1831 schreibt: „Der Wille Gottes geschehe! Bitten wir um Kraft und Erleuchtung, daß wir, so viel an uns liegt, ihn wirklich erfüllen helfen auf Erden. Ich kann ihnen nicht verschweigen,

*) Wir erinnern hiebei an die Bedeutung, welche neuerdings Culmann (prot. Pfarrer in Speyer) in seiner christlichen Ethik (Stuttgart, 1864) Jacob Böhme vindicirt.



obgleich es vor jedem Andern ein Geheimnis ist, daß Friedrich auch einen Auftrag erhalten hat, mit welchem er sehr beschäftigt ist; aber Gott sei gedankt, von ganz anderer Art, als jener an seinen Bruder; ob es je bekant wird, was er schreibt, ist wol sehr unwahrscheinlich, wol nicht anders, als durch seine Wirkungen, wozu uns Gott seinen Segen und Erfüllung geben wolle. Auf jeden Fall dient seine Arbeit zur Ehre Gottes, zum Nutzen der Menschen und zum Heil der Sele." Als A. Wilhelm noch nach langen Jahren für nötig hielt, öffentlich gegen den Katholicismus seines Bruders zu zeugen, schreibt dessen Frau (22. April 1828): „Was sagen Sie zu A. W. seinem Einfall oder Anfall, sich gegen etwas zu verteidigen, was ihn nicht verwunden konte, und dabei die zu verwunden, die sich auf keinen Fall gegen ihn verteidigen werden. Ich habe das Ding nicht ordentlich gelesen, die ersten Seiten waren mir hinreichend, zu sehen, daß es höchst überflüssig, und wenn er nicht die Absicht hat, sich der preußischen Regierung dadurch angenehm zu machen, ihm selber gar nicht einmal zum Vorteil gereichen kann, auf keine Weise; Friedrich soll als blind gewordener Adler darin vorkommen. Armer Wilhelm! Immerhin, ein blinder Adler ist doch mehr wert, als ein Kukuk. Das Beste ist, daß Friedrich eben nicht sehr afficirt von diesem curiosen Betragen ist, im Gegenteil ist er von der Schrift selber eher besänftigt; bevor sie erschien, hatte Wilhelm ihm in einigen sehr wunderlichen Briefen förmlich den Krieg erklärt, und ihn darauf vorbereitet, daß er ihn auf alle erdenkliche Weise angreifen würde. Dieses war Friedrich viel kränkender und schmerzlicher, als das Buch selber; indessen ist es immer arg genug, und wir trauern sehr um den Armen." — —

Wir schließen diese Mitteilungen, das ganze Buch, dem sie entnommen sind, und das des Interessanten so viel enthält, der eigenen Durchsicht angelegentlich empfehlend, mit einer merkwürdigen französischen Weissagung aus dem Jahre 1798*), worin der Sturz der französischen Tyrannei, noch ehe eine Generation ihr Ende erreicht haben würde, vorhergesagt worden. Der Hofprediger Stark zu Darmstadt machte B. am 8. Januar 1812, als Napoleon auf dem Gipfel seiner Macht stand, hierauf aufmerksam, mit fester Zuversicht seinen Untergang ankündigend. „Daß ein Volk, welches 2 Millionen Menschen durch den Henker hat umkommen lassen; welches täglich so viele in den Spitälern verliert; welches seit 20 Jahren auf der ganzen Erde zerstreut, von Egypten bis nach Polen, von Ungarn bis nach Spanien und St. Domingo, allerwärts den Boden mit seinem Blut getränkt hat, daß ein solches in einem besondern Gericht Gottes stehe, darüber könne doch wol keine Frage sein!" Die Erfüllung dieser Prophezeihung, die schneller hereinbrach, als jener Hofprediger wol selbst damals ahnden mochte, sei uns und un-

*) Histoire de l'église revelée dans l'apocalypse. (Augsburg, 1798.)

erer Zeit immer aufs Neue eine Mahnung an den Ernst und
n die Güte unsers Gottes, deren Offenbarung unsere Väter
n den gewaltigsten und erschütterndsten göttlichen Gerichten als
Augenzeugen schauen durften. Wenn aber dieses Buch zugleich
Zeugnis gibt von der in unsere Tage hineinragenden Erfüllung
ener anderen, die Lebensaufgabe Boisserée's betreffenden Weissa-
gung, von der wir aus Schlegels Munde hörten, so dürfen
wir in Beidem den Sieg des deutschen, christlichen Geistes, der
gottgefälligen, aufbauenden und erhaltenden Gesinnung über die
zerstörenden Mächte des falschen Zeitgeistes, des französisch-
revolutionairen Wesens, feiern, dessen zertrümmerndes Wirken
sogar dienstbar werden mußte der schönen und herrlichen, ächt
christlichen und ächt deutschen Lebensaufgabe, an der wir uns
hier, voll Dankes gegen Gott und Menschen, erquicken können.
Möge diese Erquickung aus dem tiefen und lebendigen Brunnen
der christlichen Kunst deutscher Art recht Vielen zu Teil werden!

---

## Das Henneberger Gesangbuch.

Herausgegeben und verlegt von den Pastoren Preuß, Kämmerer und Schweitzer. Leipzig, 1863. 1. Auflage: 4000; bereits vergriffen.

Veranlassung zu diesem neuen Gesangbuch hat das Be-
ürfnis der Gemeinden Hennebergs gegeben. Das alte Schleu-
inger Gesangbuch („Geistliche Herzensmusik") war längst nicht
nehr zu kaufen. Ursprünglich beabsichtigte man, dasselbe blos
u revidiren und eine neue vermehrte Auflage erscheinen zu
assen. Man gab diesen Plan auf, weil sonst außer den be-
eits vorhandenen zwei Anhängen noch ein dritter unumgäng-
ich nötig geworden und hierdurch das Ganze zu sehr zersplit-
ert worden wäre.

Das neue Gesangbuch enthält 640 Lieder. Hieran schließt
ich ein Gebetbuch für den täglichen Hausgottesdienst, für Fest-
eiten, für Beicht- und Abendmals-Tage und für besondere Fälle
für Kranke und Sterbende 5 Gebete, 1 Gebet um ein seliges
Ende, auch für die gesunden Tage passend, und 1 Gebet für
en Kirchgang einer Wöchnerin). Weiter schließen sich an:
Wechselgesänge zwischen dem Geistlichen und der Gemeinde, mit
Nummern versehen wie die Lieder und nach dem Kirchenjahr
geordnet; alsdann die Augsb. Confession bis zum 21. Artikel
einschließlich; ferner ein Verzeichnis der Liederdichter und ganz
kurze Angabe ihrer Lebensverhältnisse mit besonderer Bezeich-
nung und Berücksichtigung derer, welche entweder in Henneberg
geboren sind oder eine Zeit lang dort gelebt haben; endlich ein
alphabetisches Liederregister und ein Verzeichnis der Parallel-
Melodien.

Vor dem Druck ist das Gesangbuch einer eingehenden
Prüfung von Seiten des Hochw. Ev. Oberkirchenraths und des



Hochw. Consistoriums der Provinz Sachsen unterworfen wor-
den. Anerkennende Zeugnisse sind den Herausgebern bereits von
hohen kirchlichen Würdenträgern zugegangen; ja es ist die Em-
pfehlung dieses Gesangbuchs zur Einführung auch in weitern
Kreisen in Aussicht gestellt worden. Und in der That entspricht
das Gesangbuch allen billigen Anforderungen. Es vereinigt
äußere und innere Vorzüge. Zu den ersteren gehört die vor-
treffliche äußere Ausstattung (weißes Papier, guter Druck u. s. w.)
und die Billigkeit, indem der Preis bei 608 Seiten mittleren
Octavs nur 10 Sgr. beträgt, ein Vorzug, der nur dadurch
ermöglicht worden ist, daß man schon die erste Auflage hat
stereotypiren lassen.

Die Hauptsache aber sind die innern Vorzüge des Ge-
sangbuchs. Es versteht sich von selbst, daß der Urtext fast überall
unverändert geblieben ist. Nur in den Fällen, wo der Ausdruck
entweder ganz veraltet und unbekant oder anstößig und für die
Erbauung störend erschien, ist möglichst behutsam und fast im-
mer im Anschluß an bewährte Gesangbücher, besonders das
Elberfelder, Jauersche und Minden-Ravensberger geändert.
Einige Aenderungen hätten allerdings unterbleiben können, z. B.
in dem Adventsliede: Liebster Jesu, sei willkommen, wo der
Refrain: Du bist mein und ich bin Dein, allerliebstes Jesulein,
trotzdem, daß er so schön zum Christfest paßt, leider verändert
ist in: Du bist mein und ich will Dein, allerliebster Jesu, sein.
Im Ganzen aber sind die wenigen und geringfügigen Aende-
rungen recht glücklich zu nennen.

Die Auswahl der Lieder ist ebenfalls wol gelungen. Es
gibt auf der einen Seite wenig Lieder, die man ohne Schaden
missen, auf der andern ebenso wenig, die man noch hinzuwün-
schen möchte. Von Luther sind 25, also etwa zwei Drittel sei-
ner Lieder, von Heermann 22, von Rist und Olearius dem
Aelteren je 17, von Neumeister 12, von Paul Gerhardt 38,
von Benj. Schmolck 44 Lieder aufgenommen. Hiernach erscheint
Benj. Schmolck doch hier wie auch anderwärts, z. B. in der
neuen Ausgabe des Porst, allzusehr bevorzugt. Von neueren
Liedern hätte man mehrere Preis geben können. Von Gellert
sind z. B. 14 Lieder aufgenommen, von Klopstock 4. Außer-
dem sind manche von den weiteren c. 30 Liedern neuerer Zeit,
die außer den Gellertschen und Klopstockischen sich hier finden,
doch ziemlich unbedeutend, und hätte etwa die Hälfte ohne Scha-
den wegfallen können. (Wir finden sogar ein Lied von einem
noch lebenden freimaurerischen Würdenträger und Mitheraus-
geber des neuen Berliner Gesangbuches.) Wenn also auch
einige der aufgenommenen Lieder ihren Platz weniger verdie-
nen, so ist dabei zu berücksichtigen, daß manche von den weniger
bedeutenden Liedern älterer Zeit durch das Schleusinger Ge-
sangbuch in den Henneberger Gemeinden Bürgerrecht erlangt
hatten, und daß die Herausgeber sich den neueren Liedern ge-
genüber immer noch weit kritischer verhalten haben, als von
mancher Seite gewünscht worden ist.

Die Kernlieder unserer Kirche und diejenigen, die sich in

erster Reihe darum gruppiren, haben mit wenigen Ausnahmen Platz gefunden. Indessen vermißt man doch folgende: O Jesu Christ, dein Kripplein; Komt und laßt uns Christum ehren (Epiphanias); Die Sele Christi heil'ge mich; O Jesu, Jesu, Gottes Sohn; O was für ein herrlich Wesen; Die Tugend wird durch's Kreuz geübet; Keinen hat Gott verlassen; Ich bin ja, Herr, in deiner Macht; und außer den genanten noch einzelne andere Sterne zweiter und dritter Größe. Die Herausgeber gehen zwar mit dem Gedanken um, späterhin noch einen Anhang zu liefern. Eine längere Frist würde aber sowol um der Gemeinden als um des Buches selbst willen ganz unerläßlich sein. Erst eine längere Erfahrung im fortgesezten Gebrauch kann den Blick für etwaige Lücken ausreichend schärfen. Die Gemeinden aber, die durch einen allzufrüh erscheinenden Anhang nur an dem sonst so trefflichen Gesangbuch irre werden könten, werden auch bei der jetzigen Gestalt desselben keinen geistlichen Mangel leiden.

Ein wirklicher Vorzug des Gesangbuchs besteht ferner darin, daß wir neben den älteren Missionsliedern: O Jesu Christe, wahres Licht; Wach' auf, du Geist; u. s. w. auch die bewährtesten neueren Missionslieder finden, so daß dieser Abschnitt das Bedürfnis der Gemeinden vollkommen befriedigt.

Ebenso halten wir es mindestens für keinen Nachteil, wenn auch sonst die Perlen neuerer geistlicher Dichtung aufgenommen sind, nur daß, wie schon bemerkt, hier eine noch schärfere Sichtung ihre Stelle gehabt hätte. Gewiß wird es manches Herz erfreuen, hier folgenden Liedern zu begegnen: Ach, mein Herr Jesu, dein Nahesein; Dein Wort, o Herr, ist milder Thau*); Ich hab' von ferne; Eines wünsch' ich mir vor allem andern; Einer ist's, an dem wir hangen. Auch die Lieder: Müde bin ich, geh' zur Ruh', und Weil ich Jesu Schäflein bin, möchten als Kinderlieder ihren Platz verdienen. Auffallend aber erscheint es, daß bei der stärkeren Berücksichtigung neuerer Lieder Novalis und Claudius (Abendlied) ganz übergangen sind. —

Was nun die Beilagen betrifft, so ist zuerst das Gebetbuch als eine treffliche Arbeit zu bezeichnen. Nach Luthers Morgen- und Abend-Segen kommen Gebete auf jeden Wochentag, Morgens und Abends, nicht zu lang und nicht zu kurz, von Habermann, Joh. Arndt, Lassenius, Scriver, aus Porst, von Christ. Storr (1). In den folgenden Gebeten ist außerdem noch Minsinger, das Rigische Gebetbuch von 1707, Gottfr. Arnold, Georg Rost † 1629, Bernh. Albrecht † 1636, Siegmund Scherertz † 1639, Caspar Neumann, Joh. Friedr. Stark, und von Neueren Joh. Gottl. Heym, Löhe's und besonders stark Dieffenbachs Agende benuzt. Ein Gebet zum Todtenfest ist von Augustinus. Schon diese Namen charakterisiren hinlänglich den Geist dieses Gebetbuchs.

Die Wechselgesänge, welche im Hennebergischen nach alter Sitte nicht blos in den Nachmittagsbetstunden, sondern auch in den Frühgottesdiensten gesungen werden, können, da sie mit Nummern versehen sind, wie die Lieder selbst, an der Tafel angesteckt werden. Für die Hennebergischen Gemeinden zumal ist auch diese Zugabe von hohem praktischem Werte.

Ebenso ist das Verzeichnis der Parallelmelodien am Schlusse nicht blos für Cantoren und Organisten, sondern auch für die Laien, deren Melodienschatz doch meistens nicht allzugroß ist, eine schätzenswerte Gabe. — Ueber die andern Beilagen dürfen wir hinweggehen. —

Aus dem Angeführten erhellt hoffentlich, daß das Henneberger Gesangbuch sich den besten Erscheinungen neuerer Zeit auf dem Gebiete der kirchlichen Hymnologie würdig an die Seite stellt. Die Herausgeber, die ohne alles eigene Interesse das Werk in die Hand genommen haben, sind für ihre jahrelange Mühe und Arbeit vor allen Dingen dadurch reichlich entschädigt, daß die Gemeinden ihre Gabe mit der größten und herzlichsten Freude aufgenommen haben. Besonders haben sich kranke Gemeindeglieder noch vor der officiellen Einführung in ein förmliches Studium des Gesangbuches vertieft. Die Gesangbuchsnot, unter der noch so viele seufzen, ist an den glücklichen Gemeinden Hennebergs vorübergegangen. Sie sind mit Freuden von ihrem alten guten Gesangbuch zu dem besseren und vollständigeren neuen, das aus demselben Geist wie jenes geboren ist, fortgeschritten. Der Herr aber wolle Seinen Segen ferner auf dies Werk legen und viel Frucht durch dasselbige schaffen zum ewigen Leben!

Gck. Wr.

*) Außer diesen beiden Liedern aus der Brüdergemeinde sind noch 8 andere, meist ältere, darunter: So lange Jesus bleibt der Herr; Herz und Herz vereint zusammen; Marter Gottes; Ei, wie so sanfte schläfest du; von den böhmischen Brüdern aber nur 5 und dabei von dem Liede: Christus, der uns selig macht, nur der lezte Vers aufgenommen. Beiläufig sei hier auch bemerkt, daß Terstegen mit 6 und von Pfeil mit 3 Liedern vertreten sind.



## Archäologische Brosamen.

### 1. Das Gleichnis von den zehn Jungfrauen.

Zu den besonders häufig wiederkehrenden Bildnereien, namentlich an den Portalen der Kirchen gehören die 5 klugen und die 5 thörichten Jungfrauen: so kann man sie an der schönen Thüre auf der Nordseite der Sebalduskirche sehen, jene mit aufgehobenen Lampen und fröhlichen Angesichtern auf der einen, diese mit gesenkten Lampen und Häuptern auf der andern Seite der Thürlaibung. Als Schreiber dieses — es

war gerade in der Zeit des baierischen Agendenstreits, wobei die gute Stadt Nürnberg ihre christliche Erkentnis nicht eben sonderlich documentirte — die köstliche Arbeit dieser Thür betrachtete, fand er eine von den Jungfrauenstatuen decollirt und zwar eine von den fünf klugen, und als er sein Bedauern über diesen Defect einem Nürnberger Amtsbruder aussprach, empfing er von diesem den Bescheid: „Ja sehen Sie, das ist ein Wahrzeichen, die thörichten Jungfrauen sind nun einmal bei uns in der Majorität.“ Um so mehr freute sich denn nun der Schreiber, als er zehn Jahre später die defecte Bildsäule sauber restaurirt und also wenigstens die Stimmengleichheit hergestellt fand, welche auch in dem Gleichnis des Herrn herrscht.

Ungleich seltener finden wir die Darstellung dieses Gleichnisses im Innern der Kirchen. Es ist dies der Fall im Dome zu Magdeburg und zwar stehen hier die 10 Jungfrauen an den fünf Seiten des Chorschlusses, wobei noch das Eigentümliche ist, daß, während sie sonst stets auf zwei Seiten einander gegenüber gestellt sind, hier kluge und thörichte mit einander abwechseln. Ein lieber Amtsbruder, der hart am Dome wohnt und mit diesem seinem langjährigen Freunde so vertraut ist, daß er, wie einmal Einer von ihm gesagt hat, an den mancherlei Steingebilden des alten Herren jede Eidechse nachzuweisen und zu erklären versteht, hat einmal in seinen Beichtreden von dieser eigentümlichen gemischten Aufstellung der 10 Jungfrauen die feine praktische Anwendung gemacht, daß im Schoße der Kirche die klugen und thörichten Jungfrauen ja auch noch unter einander gemischt seien, daß aber an der Pforte des Himmels die Scheidung unfehlbar erfolgen werde. Man sieht daraus, wenn die Steine nicht selbst predigen, so helfen sie doch predigen.

## Nachrichten.

### Die Wupperthaler Festwoche

soll, so Gott will, in diesem Jahre vom 7. — 14. August gefeiert werden. Die Reihenfolge der Feste und Versamlungen wird folgende sein:

Sonntag, den 7. August, Nachmittags: Jahresfest des Rheinisch-Westphälischen Jünglingsbundes.

Montag, den 8. August, Nachmittags: Jahresfest und funfzigjähr. Jubiläum der Bergischen Bibelgesellschaft. Festredner: Hr. Gen.-Superint. Dr. Jaspis von Stettin und Hr. Cons.-Rath Ball von Coblenz. Abends: Nachversamlung.

Dienstag, den 9. August, Vormittags: Jahresfest des Rheinisch-Westphälischen Vereins für Israel. Festredner: Hr. Missionsprediger Sutter aus Carlsruhe und Hr. Prediger Arenfeld aus Cöln. — Nachmittags: Jahresfest der evangelischen Gesellschaft für Deutschland. Festredner: Hr. Pastor Jäger aus Frankfurt a. M., Hr. Pastor Rinck aus Elberfeld und Hr. Pastor Stern aus Leiselheim in Baden. — Abends: Nachversamlung und Begrüßung der Festgäste.

Mittwoch, den 10. August, Vormittags: Jahresfest der Rheinischen Missionsgesellschaft. Festredner: Hr. Pfarrer Blumhardt von Bad-Boll und Hr. Missions-Inspector Fabri von Barmen. — Nachmittags: Allgemeine Missions-Conferenz mit Ansprachen von Festgästen. — Abends: Special-Conferenz der Freunde Israels.

Donnerstag, den 11. August, Vormittags: Allgemeine kirchliche Conferenz. Thema der Besprechung: Das Lebensbild Jesu Christi nach der Schrift, in seiner Bedeutung für das christliche Leben und im Gegensatze zu modernen Darstellungen. Referent: Hr. Professor Dr. Zöckler von Gießen. — Nachmittags: Freie Versamlung mit Ansprachen von Vertretern verschiedener Vereine und von Festgästen.

Freitag, den 12. August, Vormittags: Pastoral-Conferenz. Einleitende biblische Ansprache von Hrn. Pfarrer Blumhardt. Thema der Besprechung: Der Apostel Paulus als Prediger. Referent: Hr. Pastor Disselhoff von Kaiserswerth. — Nachmittags: Jahresfest und funfzigjähriges Jubiläum der Wupperthaler Traktatgesellschaft. Festredner: Hr. Consist.-Rath Thelemann von Detmold und Hr. Pfarrer Ohly von Haiger in Nassau.

Samstag, den 13. August, Nachmittags: Ordination und Abordnung mehrerer Missionare.

Sonntag, den 14. August, Nachmittags: Jahresfest der Rhein.-Westphälischen Pastoral-Hülfsgesellschaft. Festredner: Hr. Pastor von Bodelschwingh von Dellwig in Westfalen und Hr. Pfarrvikar Garschagen von Engelskirchen.

Am Mittwoch und Donnerstag Abend werden in verschiedenen Kirchen des Thales auswärtige Geistliche predigen.

Freunde, die ein freies Logis wünschen, sind gebeten, sich bis spätestens den 3. August im Missionshause anzumelden.

Barmen und Elberfeld, Anfang Juli 1864.

Das Fest-Comité.

## Die Pastoral-Konferenz in Bonn.

Dinstag den 28. Juni sammelte sich im Musiksale des Universitätsgebäudes zu Bonn eine aus verschiedenen Ständen bestehende Anzahl Freunde der innern Mission, um Bericht von der Thätigkeit des Vereins für innere Mission in Rheinland und Westfalen innerhalb des lezten Jahres zu vernehmen. Der Vorstand, welcher seinen Sitz in Langenberg hat, begrüßte nach dem Gesange einzelner Verse des Liedes: „Ach bleib mit deiner Gnade ꝛc." die Anwesenden und gab dann durch seinen zeitigen Agenten Bericht über seine bisherige Wirksamkeit. In Anschluß an das Wort des Herrn, welches er der Gemeinde zu Philadelphia Offenb. 3, 8. schreiben läßt, berichtete nun derselbe über seine Reisen und Bemühungen, die einzelnen Zweige der innern Mission teils weiter zu führen, teils neu zu beleben und soll das Interesse für die Magdalenen Stifte besonders erweckt werden, wozu eine dafür bald erscheinende Denkschrift dienen wird. Ebenso ward die Wirksamkeit bei den Gemeinden und der Diaspora hervorgehoben, deren Erhaltung und Stärkung für unsre Provinzialkirche von außerordentlicher Wichtigkeit ist. Zur Vermehrung des Stipendienfonds der Rheinischen Universität ward die dritte Samlung öffentlich gehaltener Vorträge angekündigt. Zugleich wurde mitgeteilt, daß die Verhandlungen zur Herausgabe einer illustrirten Zeitung unter dem Namen „Daheim" bis dahin gediehen wären, daß das dazu erforderliche Kapital von 30,000 Thlr. gezeichnet, ein Redakteur in der Person des Dr. König zu Leipzig gefunden wäre und die Probenummer im August versendet werden würde. Möge dies Unternehmen hiermit allen, welche die große Bedeutung der Presse für Bildung unsers Volkes erkant haben, bestens empfohlen sein.

Diesem Berichte folgte ein Vortrag des Prof. Huber aus Wernigerode über das Verhalten und Verhältnis des christlichen Gemeinsinnes zur Arbeiterbewegung und Arbeiterfrage und zu den Genossenschaften. Derselbe ging zunächst von der engen Verbindung des Leiblichen und Geistlichen aus, wie eins des andern Wachstum fördere oder aufhalte. Eine Genossenschaft setze immer einen gewissen Grad materieller und sittlicher Kräfte voraus und stehe nie auf der Stufe völliger Hülflosigkeit. Es handle sich dabei um das Vorwärtskommen der Leute, es gebe einen gerechtfertigten und einen ungerechtfertigten Eudämonismus. Wir dürften uns nicht begnügen, Leuten aus der Not zu helfen, sondern müßten ihr Fortkommen auch sichern und uns den modernen Eudämonismus gefallen lassen. Die Hülfe derer, welche zwischen Hülflosigkeit und Ueberfluß stehen, sei eine brennendere Frage, als die der Armut. Es trügen zwar alle die sozialen Gebrechen die Möglichkeit in sich, durch die Macht der Verhältnisse sich selber zu heilen, aber um ein Leiden zu heilen, müsse die Heilkunst auf die vorhandenen gesunden Kräfte wirken, sonst gehe der Kranke zu Grunde. Das Mittelalter und die folgende Zeit fand das Hauptheilmittel in gewissen, organischen, korporativen Verbindungen, welche durch alle Umstände der damaligen Zeit bedingt waren. Ein Uebermaß solcher Bindung, wo dieselbe über ihre Grenzen hinausging, war die Schattenseite derselben. Die Neuzeit hat dafür das Princip der Auflösung aller Verbindungen aufgestellt, als Korrektiv tritt nun die Wiederverbindung des Aufgelösten auf. Gleiche Berechtigung aller in ungleichem Maße bestehenden Kräfte, ist die Konkurrenz, welche natürlich den Untergang der schwachen Kräfte nach sich ziehen muß. Organisation der Arbeit bedingt schon eine Organisation der Arbeiter. Die Arbeiterbewegung ist Reorganisation der atomistischen Freiheit. Der Staat kann nicht, auch wenn er es wollte, das alte Zunftwesen, wie es sogar verschärft verlangt wird, dem Handwerkerstande wieder geben, vielmehr wird das Handwerk zur Genossenschaft der Arbeiter geführt werden. — Die Arbeiterbewegung hat eine doppelte Gestaltung, eine, deren Führer gegenwärtig Lasalle ist, wo die Arbeit zur Staatsarbeit werden soll und welche die demokratische Republik voraussezt. Aber der Staat kann hier nichts thun. Die andere, welche Schultze-Delitzsch leitet, verlangt Genossenschaft und Bildung des Arbeiterstandes. Die Genossenschaft ist der gesunde Niederschlag aller der verschiedenen Vereine in der Arbeiterbewegung, sie ist sozial konservativ und wünscht die weitere Entwickelung der Freiheit im Gewerbe, Zugehörigkeit u. s. w. sie sucht die atomistische Freiheit da, wo sie am drückendsten ist, aufzulösen und zu binden, will und verlangt vom Staate nichts, als Gleichberechtigung mit allen andern, sie ist fähig der aller geringsten Anfänge, sie nimmt die Sachen, wie sie sie findet, um aus ihnen das möglichst Beste zu machen und ist der großartigsten Ausdehnung fähig. Sie kann alle Faktoren der Arbeit in sich aufnehmen, das Kapital und das aristokratische Element. Die Genossenschaft ist das Feld, wo die Aristokratie der Zukunft (die Bildung) Wurzel schlagen kann. Sie proklamirt die Selbsthülfe, sie hebt innerhalb ihrer Grenzen die Konkurrenz und Gegensätze von Kapital und Arbeit auf, indem sie beide in eine Hand legt und die Interessen innerhalb ihrer Grenzen die gemeinsamen sind, aber stärkt die Konkurrenz außerhalb ihrer Grenzen, als Konkurrenz der Genossenschaft, tritt in Kampf mit dem großen Kapital, aber der Kampf ist ein Kampf des Förderns und die Interessen müssen hier ihre Versöhnung finden. Ihr Mittel ist die Vereinigung vieler kleinen Kräfte zu einer großen und sie gibt dadurch dem geringsten Atome die Vorteile eines Großbetriebes, Befriedigung des Geistes und des Fleisches. Zeugnis gibt dafür die Statistik, wie auch die Stimme der Autorität. Als leztere ward die des englischen Staatsmannes Gladstone angeführt. Als statistisches Zeugnis wurden die Resultate der Thätigkeit einzelner, besonders englischer Genossenschaften angeführt. Zahlen, bemerkte der Vortragende, bezeichnen nicht blos materielle, sondern auch sittliche Kräfte, menschliche Leiden und Freuden. In Deutschland gibt es 1000 solcher Vereine mit 40 Millionen Thalern. Das Gesamtkapital aller freien Vereine in Deutschland, Frankreich und England beträgt etwa 544 Millionen Thaler. — — Der christliche Gemeinsinn hat als innere Mission alle schädlichen Einflüße abzuwehren und den Genossenschaften gute Einflüsse zu zuführen. Um aber das zu können, muß man sich damit bekant machen durch eignes Sehen und Hören. Die Arbeiter müssen für die Genossenschaften vorbereitet werden.

Dem Redner folgte der Dank der ganzen Versamlung, er hatte vielen einen Blick in diese große Zeitbewegung gewährt und mußte Abends, wo sich die Versamlung in einem der großen Hotels am Rhein wieder vereinigte, noch manche Frage beantworten und geäußerte Bedenken rechtfertigen. Auch beschäftigte man sich lebhaft mit der in neuester Zeit wieder angeregten Frage über das Duell beim Militair. Doch nahm man in Anbetracht des gegenwärtigen Krieges Abstand von einer öffentlichen Erklärung, wie solche von einzelnen beantragt wurde.

Andern Tags fand die eigentliche Pastoralconferenz in demselben

Sale statt. Nach kurzem Gesange leitete dieselbe Prof. Kaehler durch eine biblische Betrachtung über Joh. 17, 4 — 24 ein, in welcher er unsre Aufgabe festzuhalten am Glauben und an der Einheit des Friedens durch den heiligen Geist, erhebend vorführte. Ihm folgte Prof. Schlottmann mit einem Vortrage, dessen einzelne Sätze den Mitgliedern der Konferenz vorher gedruckt übergeben waren, über kirchliches und kirchlich-politisches Parteiwesen. Derselbe ging davon aus, daß Parteien ein Hauptfactor aller geschichtlichen Entwickelung wären, daß das Christentum aber der in feindliche Parteien zerklüfteten Menschheit die Versöhnung und das Gottesreich gebracht habe. Zu seiner Knechtsgestalt gehörte es jedoch, daß es selbst zunächst als Parteisache erschien. Innerhalb des Christentums traten allmählig mancherlei Meinungs-Unterschiede auf, an denen nicht selten Unrecht und Verkehrtheit hafteten, deren Ueberwindung durch die Macht der Wahrheit und Liebe zu den herlichsten Erweisungen des echt christlichen Geistes gehört. Alle Kirchen und Denominationen, in denen das apostolische Symbolum gilt, müssen gegenwärtig auch noch als christliche Gemeinschaften anerkant werden. In der römisch-katholischen Kirche haben wir wol zwischen einer wahrhaft christlichen und einer scheinchristlich-pharisäischen Strömung zu unterscheiden, der Kampf gegen leztere ist Bethätigung der brüderlichen Liebe gegen die wahrhaften Christen katholischen Namens. Ein Sieg des Evangeliums über den Parteigeist ist die Anerkennung, daß in den großen evangelischen Hauptbekentnissen die gegenseitige Ergänzung das Gegensätzliche mit überwiegt. Auf Grund dieser Wahrheit sind der evangelische Bund und der deutsche evangelische Kirchentag erstanden, welche durch freie Vereinigung das Getrente näher zu bringen trachten. Diese Vereinigungen können nicht in der Zustimmung zu den überlieferten Dogmen in gesetzlicher Buchstäblichkeit, sondern in der Treue und brüderlichen Liebe des gemeinsamen Glaubens bestehen. Einzelne Mängel und Misgriffe konnten bei Leitung und Gestaltung dieser großen freien Vereinigungen, wegen der Neuheit und Schwierigkeit ihrer Aufgaben nicht ausbleiben, aber darum dieselben und die von ihnen ausgehende Liebesthätigkeit verdächtigen zu wollen, zeugt von Mangel an Verständnis dessen, was der evangelischen Kirche der Gegenwart not thut. Diejenigen, welche nach radicaler Beseitigung der Dogmen die evangelische Kirche auf den Glauben an Christus und die evangelischen Grundprincipien neu gründen wollen, werden doch notwendigerweise sagen müssen, wer der Christus sei, den sie bekennen, d. h. sie werden neue Dogmen aufstellen müssen, sonst gerathen sie in zukunftslose Experimente. Wenn man der evangelischen Kirche eine öffentlich geltende Lehre schlechthin abspricht, so erhalt das nakteste Heidentum volles Anrecht an die christliche Kanzel. So geschieht es bereits n gewissen Teilen der deutschen Schweiz, daß während ein Prediger das ewige Leben im biblischen Sinne verkündigt, sein Nachbar die persönliche Unsterblichkeit zuversichtlich leugnet. Wäre ein solches Chaos von Dauer, so würde es zur Auflösung der Kirche führen. Wir dürfen uns auch nicht fürchten vor einem möglichen Kleinwerden der Kirche durch Austritt der einen oder andern Seite. Die Auflösung der Kirche ist sogar neuerdings, mit einem Schimmer eines hegelianisch gefärbten politischen Chiliasmus umhüllt, als jüngstes christliches und protestantisches Dogma unermüdlich proklamirt werden. Doch trotz des drohenden Misbrauchs der evangelischen Freiheit dürfen wir an ihrem Werke und an ihrer Notwendigkeit nicht irre werden. Auch Stahl erkante an, daß die göttlichen Ordnungen des Staats und der Kirche nicht mehr blos über, daß sie auch in der Nation und der Gemeinde stehen, daß Nation und Gemeinde daher auch Mitträgerinnen der Macht jener Ordnungen sein sollen. Dazu bedarf es allerdings einer festen kirchlichen Autorität, nicht einer amtlich hierarchischen, einer Autorität, welche durch den im apostolischen Sinne bekenntnistreuen Kern der Gemeinde getragen, deren Organe befähigt, die pädagogische Mission der Kirche zu erfüllen. Die weite Verbreitung christlicher Elemente in allen unsern Lebens- und Bildungs-Sphären ist längst anerkant worden. Alles natürliche edlere Streben ist mit Achtung und Zartgefühl zu behandeln, wollte man aber alle Getaufte, welche gerade nicht unter polizeilicher Aufsicht stehen, über die schwierigsten kirchlichen Fragen mitsprechen lassen, so würde das gegen die Wahrhaftigkeit und die echte Liebe zugleich verstoßen. Eine solche Demagogie wäre auf kirchlichem Boden noch frevelhafter, als auf politischem. Daher ist beim Kampf um die Wahrheit, wo es also auf die Verständigung durchs Wort ankommt, eine schroffe Sonderung und solidarische Taktik der Parteien ganz besonders unheilvoll und korrumpirend. Die Gefahren des kirchlichen Parteiwesens steigern sich durch dessen Verflechtung mit den politischen Parteiungen, welche Verflechtung zu Zeiten schwer zu vermeiden ist, indem eine Wechselwirkung zwischen beiden immer eine sittliche Forderung bleiben wird, welcher der Vinet'sche Individualismus nicht ganz gerecht zu werden vermag. Auch für die Kirche ist es notwendig, über das, was in den großen politischen und nationalen Bestrebungen der Gegenwart berechtigt und unberechtigt, gut und böse ist, ein richtiges Urteil zu erstreben. Für Krisen, wie die französische Revolution, welche unsern Erdtheil gewaltig erschütterte, bietet einzig das Christenthum den genügenden religiös-sittlichen Maßstab. Zur Ueberwindung des Giftes der Verwirrungs- und Empörungslust, ist die Kirche berufen, ihrerseits durch die Heilkräfte des Evangeliums mitzuwirken. Sie hat die Versuchungen zu dem Wahne fürstlicher und büreaukratischer Allwissenheit und Unfehlbarkeit nicht geringer anzuschlagen, als die zu dem Dünkel jenes wirklichen beschränkten Unterthanenverstandes, der ohne Kentnis und Erfahrung alle Geheimnisse der Staatsweisheit zu durchdringen meint. Sie hat ebenso nachdrücklich die Könige und Obrigkeiten zur unbedingten Beugung unter die Schranken des Rechts und der Sittlichkeit zu ermahnen, als das Volk zum Gehorsam um des Gewissens willen. In den Kampf der politischen Parteien hätte sich die Kirche nur dann zu mischen, wenn auf der einen Seite das Christentum, auf der andern das Antichristentum stände. Sie darf sich mit einer einzelnen politischen Partei niemals deshalb identifiziren, weil die letztere augenblicklich irgendwelche noch so wichtige und begründete kirchlichen Interessen auf dem bürgerlichen Forum vertritt. Um so entschiedener darf sie selber ihr Recht von allen Parteien fordern. Der einzelne Geistliche hat auch seinen staatsbürgerlichen Pflichten gewissenhaft nachzukommen, aber dem Getriebe der disciplinirten politischen Parteien gegenüber, ist er auf möglichste Zurückhaltung angewiesen. Ein ganz besonderes Augenmerk haben die Vertreter der Kirche auf die Tagespresse zu richten, wolleingedenk der Gefahren, welche alle Partei-Journalistik, kirchliche wie politische, durch die ihr ganz eigentümlichen Versuchungen zur Selbstüberhebung, Leichtfertigkeit und Unwahrhaftigkeit mit sich führt. Je mehr die Kirche überhaupt Ernst damit machte, gerade auch die in ihrem und in des Christentums Namen begangenen Parteisünden rück-

sichtslos zu bekämpfen und den stillen, sanften Geist der Liebe walten zu lassen, um so mehr stände zu hoffen, daß es mehr und mehr gelingen würde, auch die Parteisünden der dem Christentum entfremdeten und feindlichen Welt zu überwinden.

Dieser Vortrag war zu umfassend, als daß die einzelnen Sätze hätten in genügender Weise besprochen werden können, daher beschränkte man sich nur darauf, einige wenige Punkte anzufassen, um sie teils zu limitiren oder teils weiter zu entwickeln.

Nach kurzer Pause hielt der Pf. Höpfner einen Vortrag „über die Tendenzen des Protestanten-Vereins", dessen Hauptinhalt etwa war; Der Protestanten-Verein vom Kirchenrath Schenkel angeregt, fordert die Kritik heraus. Derselbe hat sich nach seinem Statut auf den Grund des Evangeliums gestellt und will eine Erneuerung der evangelischen Kirche im Geiste evangelischer Freiheit und im Einklange mit der modernen Kultur unserer Zeit, eine Ausbildung der Kirchen-Verfassung auf Grundlage des Gemeindeprinzips; er will die Duldung, Anerkennung und Achtung aller deutschen Landeskirchen und die organische Verbindung derselben auf diesem Prinzipe. Damit erweckt er richtig verstanden das Interesse aller evangelischen Christen. Doch es gilt, alles zu prüfen und das Gute zu behalten. Denn unsre Zeit weiß, wie keine, das Dunkel für Licht auszugeben. Der Konflikt der modernen Bildung mit dem Dogma der Kirche läßt sich zwar nicht in Abrede stellen, aber man kann auch zu schwarz sehen. Die evangelische Kirche steht nicht im Großen und Ganzen unter dem Einflusse eines hierarchischen Despotismus. Sie hat ihre Lehre nicht den Normen der modernen Kultur anzupassen, denn diese geht hauptsächlich nur aufs Genießen des Diesseitigen aus, leugnet jede Offenbarung und erwartet jedes Heil von der sich selber überlassenen Menschheit. Die Kirche hat vielmehr die Aufgabe, ihr würziges Salz der Offenbarung Gottes der modernen Bildung mitzuteilen und ihre Kräfte und Wahrheit der modernen Kultur zu bringen, auch ihre Sprache dafür zu wandeln, aber ohne ihrer Wahrheit dabei etwas zu vergeben. — — Man sollte eher eine Erneuerung der Kirchenlehre von dem Protestanten-Vereine erwarten, weil das moderne Kulturleben eben mit ihr zerfallen ist, als die der Kirchenverfassung. Allein man fühlte, auf dem Gebiete der Lehre nicht zur Einigung zu kommen, darum richtete man sich auf die Verfassung und hoffte, von da auf die Lehre zu kommen. Die Verfassungstendenzen sind das Centrum des Protestanten-Vereins. Darnach ist die Gemeinde der Inbegriff aller 25 jährigen Mitglieder, welche für unbescholten gelten. Unsere Gemeinden sind aber keine apostolischen, und welche Forderungen wurden doch da an die Diakonen und Vertreter der Gemeinden gestellt! Aber das Gemeindeprincip erkennt gerade darin einen hierarchischen Despotismus und weiß von keiner Kirchenzucht. Doch sagen sie, die Gefahren des Gemeindeprincips seien grundlos und haben sich nicht erwiesen. Aber diese Erfahrungen sind nicht nach Jahrzehnten, sondern nach Generationen zu machen. Der Verein steht mit sich in Wiederspruch, indem er die Entkirchlichung unsrer Zeit proklamirt und gerade durch die Entkirchlichten die Kirche wieder herstellen und erneuern will, er ruft die Kranken zusammen, um durch sie ihre Heilung zu bewerkstelligen. Der Verein glaubt, um das Volk der Kirche wieder zuzuführen, alle kirchliche Wahrheit und Form dem Volke und der Welt mundgerecht, d. h. den schmalen Weg für jedermann breit zu machen. Der Verein unterschätzt und ignorirt alle Bestrebungen für christliche Belebung unsers Volkes von Seiten der innern Mission. Derselbe ist nicht zu den erfreulichen, sondern zu den betrübenden Erscheinungen unserer Zeit zu rechnen. Doch ist er weniger zu fürchten, da er trotz seiner scheinbar positiven, doch nur eine negative Richtung zeigt. Es gilt für uns laut dagegen Zeugnis abzulegen, die Erneuerung der Kirche kann nur durch lebendige Predigt des Wortes erzielt werden.

Die Versamlung bekante sich zu den in diesem frischen und warm vorgetragenen Referate aufgestellten Hauptpunkten, welche nach längerer Verhandlung noch besonders formulirt wurden und wünschte den Abdruck des Ganzen im hiesigen Gemeindeblatte.

---

## Schreiben an den Herausgeber.

Wenn ein lutherischer Pfarrer den Versuch machen würde, „der Mutter Gottes durch biblische Beweisführung in der evangelischen Kirche eine über das Menschliche erhabene Stellung zu verschaffen", so wäre dies ein Aergernis, gegen welches nicht nur jeder evangelische, sondern auch jeder römisch-katholische Christ protestiren müßte. Ein solcher Versuch ist aber in der Schrift: „Evangelisches Ave Maria" nicht beabsichtigt, und — so viel dem Verfasser bewußt — auch nicht gemacht worden. Die hierauf lautende Anklage in Nr. 45 der Ev. K. Z. kann wol nur auf einem Misverständnisse beruhen, welches ich gern bereit sein würde zu lösen, sobald näher angegeben wäre, auf welche Stellen des „Ave Maria" die Anklage sich gründet. Gewiß gestatten Sie aber dieser Erklärung einen Raum in der Ev. K. Z., wenn auch sonst deren Spalten für eine Apologie der genanten kleinen Schrift aus Gründen, welche ich anerkenne, verschlossen sind. Stemmern, 12. Juli 1864.

Dietlein.

---

†* **Bayreuth**, 6. Juli.

Seit dem 1. Juli erscheint dahier bei C. Giessel unter dem Titel: „Bayreuther Sontagsblatt" eine für Erbauung und Belehrung berechnete Wochenschrift. Die Redaktion des Sontagsblattes hat unter Mitwirkung mehrerer Herren Geistlichen Herr Consistorialrath Dr. Krausfold dahier übernommen. Der Preis des Blattes beträgt vierteljährlich 18 Kreuzer.

---

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz in Berlin. Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

# Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1864. Mittwoch den 3. August. № 62.


## Dr. Schenkel und seine Apostasie.

Zweiter Artikel.

Nachdem Schenkel in den erörterten Schriften den Widerspruch seiner theologischen Principien mit dem Inhalte der göttlichen Offenbarung und kirchlichen Lehre auf eine ihm wahrscheinlich selbst unklare Weise noch zu verbergen und zurückzuhalten gesucht hatte, kam derselbe in der 1858. 59 erschienenen „Christlichen Dogmatik vom Standpunkte des Gewissens" auf eine den Lehrgehalt der h. Schrift und des kirchlichen Bekenntnisses zerstörende Weise zum Durchbruch, wenn auch die Autorität der h. Schrift dem Scheine nach noch festgehalten und die Verneinung oder Verdrehung der einzelnen Glaubenswahrheiten entweder durch eine künstliche Exegese oder durch allgemeines Raisonnement vom Standpunkte des sog. Gewissens möglichst übertüncht wurde. Der Gothaer Herold der radikalen Aufklärung bemerkt darum in seiner „Geschichte der neuesten Theologie" von diesem Buche Schenkels: „So vollkommen wahr der Grundgedanke der Schenkelschen Dogmatik, so sehr kam es doch auch wieder auf die Durchführung desselben in allen einzelnen Lehrsätzen an. Und hier begegnen wir wol öfter noch solchen Reihen von dogmatischen Reflexionen, welche nicht aus dem religiösen Gewissen der Gegenwart (!) stammen und nicht vor seinem Forum die unerbittliche Prüfung bestanden haben, die vielmehr einer theologischen Tradition angehören, welche bereits im Absterben begriffen ist. Sicherlich würde bei einer erneuten Revision noch mancher Ballast der Vermittelungstheologie über Bord geworfen werden, noch manche künstliche Construktion einer ganz einfachen Wahrheit weichen."

Die christliche Dogmatik soll nach Schenkel „die wissenschaftlich zusammenhangende, in persönlicher Ueberzeugung begründete Darstellung von der Wahrheit des christlichen Heils sein, wie dieselbe vermittelt ist in der Form des christlichen Gemeindebewußtseins." Wir ahnen gleich aus dieser Definition, womit wir es in dem Buche zu thun haben. Nicht mit einer Darstellung des objektiven Inhaltes der göttlichen Offenbarung, sondern mit dem, was das Subjekt, genauer Dr. Schenkel, als Wahrheit anzusehen beliebt. Denn wenn auch im Anschluß an Schleiermacher von einem christlichen Gemeindebewußtsein die Rede ist, so ist doch in dem ganzen fast 2000 Großoctav-Seiten umfassenden Buche nicht einmal ein solches klar definirt, geschweige denn nachgewiesen und zum Erkentnisquell gemacht. Das Gewissen ist vielmehr das große Schlagwort, von Bunsen schon ins Feld geführt, kraft dessen ein subjektivistisches Lehrkonglomerat, dem nach dem Obigen der treueste Freund des Princips die innere Consequenz abspricht, von Schenkel angeblich als christliche Glaubenslehre in unabläßiger Polemik gegen die kirchliche Lehre zusammengebracht ist.

Das Gewissen soll das „religiöse Centralorgan", der Quell und Richter des Gesamtinhalts der christlichen Dogmatik sein; kein Lehrsatz soll in derselben Aufnahme finden, der sich nicht auf eine Aussage des Gewissens zurückführen läßt (I. S. 213). Was ist denn nach Schenkel das Gewissen? Es ist das Selbstbewußtsein des Menschen in seiner ursprünglichen Bezogenheit auf Gott, genauer das Selbstbewußtsein, in welchem das Gottesbewußtsein ursprünglich und unmittelbar gegeben ist und zwar in doppelter Beziehung, einerseits als das Bewußtsein von einem Sein Gottes in uns, andererseits als das Bewußtsein von einem Nichtmehrsein unser in Gott. Als Bewußtsein von einem Sein Gottes in uns soll es der religiöse, als Bewußtsein von einem Nichtmehrsein unser in Gott der ethische Faktor im Menschen sein (I. S. 135).

Schenkel hat nicht nur zur formellen und materiellen Begründung dieses Fundamentalsatzes seiner Dogmatik aus dem biblischen, wie aus dem allgemeinen Sprachgebrauche nicht das Geringste beigebracht, sondern es wird auch, abgesehen von der stets wiederkehrenden allgemeinen Phrase über die alleinige Gültigkeit dieses „religiösen Centralorgans", bei keinem Lehrsatze auch nur der Versuch gemacht, ihn in irgendwie eingehender Weise aus jenem abzuleiten. Weil uns darum Nichts zu widerlegen geboten ist, können wir uns mit folgenden Bemerkungen über denselben begnügen. Die Momente, welche den Begriff des Gewissens konstituiren sollen, sind für sich allein betrachtet ebenso falsch, wie ihre Konstituirung zum Begriff des Gewissens, wie endlich die Behauptung, daß das Gewissen das wahre und einzige dogmatische Erkentnisprincip sei. Es ist nämlich erstens falsch, daß das religiöse und das ethische Bewußtsein im Menschen sich wie positiv und negativ, wie das die Gottesgemeinschaft besitzende und das dieselbe vermissende (I. S. 146) zu einander verhalten; denn das Wachstum des einen würde dann die Abnahme des andern, die Vollendung des einen die Vernichtung des andern mit sich führen, oder mit andern Worten: je mehr die Religiösität eines Menschen zu-

nähme, desto mehr nähme die Moralität desselben ab! Es ist ferner falsch, daß das religiöse Moment im Begriff des Gewissens dem ethischen koordinirt wird. Das ethische ist vielmehr die eigentliche Substanz des Gewissens und das religiöse das Accidens, d. h. das Gewissen bezieht sich seinem Wesen nach auf das göttliche Gesetz, sofern es die unverbrüchliche Ordnung des gesamten menschlichen Lebens ist, und nur insofern, als dies Gesetz eben Gottes Gesetz, Gottes Wille ist, schließt das Gewissen auch ein Bewußtsein von Gott in sich. Das Gewissen ist das sittliche Gesetz, sofern es sich als ein Trieb in der Tiefe der menschlichen Sele regt und sich unmittelbar und unbedingt von daher Geltung zu verschaffen sucht; es ist der sittliche Herzschlag des Menschen, der sich selbst als einen von höherem Willen hergesezten bezeugt und mit seinem Takt alle Regungen und Bewegungen des menschlichen Lebens, so weit dieses dem Gebiete des freien Willens angehört, bald weckend, bald leitend, bald richtend zu beherschen sucht (Röm. 2, 14—16). Es ist auch bei den Heiden, wie der Apostel bezeugt, nicht vollkommen abgestorben. Sein vollkommener Untergang würde das Ende aller und jeder sittlichen Lebensregung und Lebensordnung sein, wie der Stillstand des leiblichen Herzschlages das Ende des leiblichen Lebens ist. Aber in jedem Menschen ist es durch die Sünde im hohen Grade geschwächt und gestört. Als getrübte Offenbarung des göttlichen Willens im Subjekte komt es indeß im Spiegelbilde der objektiven reinen Offenbarung des göttlichen Willens durch das Wort Gottes, wie dieses vor Allem das Wort von Christo ist, wieder je mehr und mehr zum Bewußtsein und zur Kraft. Das christliche Gewissen ist darum nie ohne die innigste Einheit mit dem Worte Gottes zu denken. Es ist darum endlich auch falsch, gründlich falsch, das Gewissen in seinem isolirt subjektiven Bestande zum Princip der Glaubenswahrheiten zu machen, es zum Richter der in der Geschichte des Reiches Gottes und in dem Worte Gottes uns dargebotenen Offenbarung des göttlichen Willens zu erheben. Das heißt eben nichts Anderes, als unter einem treu und ehrlich scheinenden Gewande von vornherein die Verleugnung aller objektiven Offenbarung einschmuggeln, und kann nur, wie es in dem ausführenden Teil der Schenkelschen Dogmatik geschehen ist, zur Zerstörung derselben führen. Zwar soll es sich bei der „unerbittlichen Strenge, mit welcher jeder Lehrsatz, der nicht eine Gewissensthätigkeit als seine ursprünglichste Quelle nachzuweisen vermag, aus der christlichen Dogmatik ausgeschieden werden muß", von selbst verstehen, daß „etwa nicht blos das Gewissen des Darstellers, sondern der christlichen Gesamtheit (!) und nicht blos der gegenwärtig lebenden, sondern der Christen aller Zeiten (!) hiebei maßgebend sein muß" (I. S. 214). Aber daß es mit dieser Versicherung dem Verfasser der Dogmatik vom Standpunkte des Gewissens auch nicht der mindeste Ernst gewesen ist, davon zeugt die durch das ganze Buch sich hindurchziehende fundamentale Polemik gegen die Bekentnisschriften und Lehrüberlieferung der allgemeinen christlichen Kirche, wie der besonderen Kirchengemeinschaften, während sich andererseits keine Spur davon entdecken läßt, wo Schenkel sich eigentlich die Gemeinde gedacht habe, für deren Glaubensbewußtsein er den Lehrkomplex seiner Dogmatik ausgibt.

Einen ebenso argen Misbrauch, wie mit dem Worte und Begriffe des Gewissens, treibt Schenkel mit dem der Offenbarung. Wir haben bereits bemerkt, während die göttliche Offenbarung in Wahrheit dem Gewissen übergeordnet ist und dasselbe wieder normirt, kehrt Schenkel auf seinem subjektivistischen Standpunkte dies Verhältnis grade um. Er läßt sich dabei folgendermaßen über die Offenbarung und ihr Verhältnis zum Gewissen aus: „Die göttliche Offenbarung ist ihrem Wesen nach eine derartige persönliche Selbstmitteilung des göttlichen Geistes an den menschlichen, vermöge welcher Gott das Heil demselben auf unmittelbare Weise darbietet. Das Organ, vermittelst dessen der menschliche Geist die göttliche Heilsdarbietung sich aneignet, ist das durch den göttlichen Geist normirte Gewissen. Der menschlich angeeignete Offenbarungsinhalt ist jedoch nicht die göttliche Offenbarung selbst, sondern Offenbarungskunde, in welcher nicht blos der göttlich vollkommene, sondern der menschlich unvollkommene Faktor mitgesezt ist. In dem Augenblicke nämlich, in welchem die offenbarende Thätigkeit in das menschliche Bewußtsein eingeht (d. h. aus der Gewissenserregung sich in Gedanken und weiter in Worte umsezt), hört dieselbe auf, göttliche Offenbarung im eigentlichen Sinne zu sein. Sie wird dann vielmehr nur menschliche Kunde von der Offenbarung, die, während die Offenbarung selbst rein göttlich und wahr ist, sich mit menschlichen und irrtumsfähigen Zusätzen gemischt findet. Wenn weiter die herkömliche Dogmatik auch durch äußere, in dem Gebiete der uns umgebenden Welt sich ereignende Erscheinungen, wie Naturereignisse, Engel u. dgl., ja durch die uns umgebende Schöpfung überhaupt Gott sich offenbaren läßt, so vergißt sie, daß Gott Geist ist und jede die Selbstoffenbarung Gottes in den Wechsel der sinnlichen Erscheinungen herabziehende Vorstellung eine gotteswidrige und den reinen Gottesbegriff zerstörende ist. Die heil. Schrift endlich ist das in ein Schriftwerk verfaßte Ganze der Offenbarungskunde, in welchem sich darum außer der göttlichen vollkommenen die menschliche unvollkommene Seite findet. Nicht die Zugehörigkeit einer Schrift zum biblischen Kanon, nicht der Name des Verfassers entscheidet über die Göttlichkeit ihres Inhalts, sondern über den Inhalt derselben im Ganzen, wie im Einzelnen entscheidet in höchster Instanz allein das Gewissen; ihm allein steht das endgültige Urteil darüber zu, ob ein biblisches Schriftstück wirkliche Kunde von göttlicher Offenbarung enthalte, und wenn das, was nach Abzug des Menschlichen in demselben an Göttlichem übrig bleibe" (I. S. 223 ff. 290 ff.).

Die beiden Mittel der göttlichen Offenbarung also, Natur und Wort Gottes, die von jeher in der Christenheit Geltung gehabt haben, sie werden durch dies Schenkelsche Raisonnement beseitigt, und das räthselhafte X, das Schenkelsche Gewissen, das, sobald es sich über die empfangene innere Offenbarung in

Gedanken klar werden und in Worten äußern will, sofort den menschlichen Faktor mit dem göttlichen mischen und sich damit zu einem trüben Teiche machen soll, wird dafür an die Stelle gesezt. Heißt das nicht, alle und jede göttliche Offenbarung zur Unmöglichkeit machen? Es wird uns immer klarer, daß ein theologisches Denken, welches in solcher Weise die sichern Erkentnisquellen der göttlichen Wahrheit hat verkennen und verlassen können, um sich in subjektivistischen Nebel zurückzuziehen, heute dies, morgen das für göttliche Wahrheit hat ansehen und ausgeben müssen. In der reformirten Kirche begegnet uns als ein Grundzug ihrer religiösen Anschauung allerdings oft eine so abstrakte Auffassung des geistigen göttlichen Wesens in seinem Verhältnisse zur sinnlichen Welt, daß dieser alle Berechtigung im Gebiete des religiösen Lebens abgesprochen wird. Wir erinnern nur an die reformirte Lehre von den Sakramenten, wie an die Kultusformen des rein reformirten Gottesdienstes. Aber die Welt nicht mehr als eine Stätte göttlicher Offenbarung anzusehen, so weit hat sie es doch selten in der dualistischen Anschauung kommen lassen. Gott ist allerdings Geist; aber ist denn die Welt blos Materie, ist nicht ihr eigentliches Wesen und Leben jenes Reich göttlicher Ideen, welches die Weltmaterie zum Kosmos, zu einem harmonischen Kunstwerke und Organismus macht, in welchem wir täglich als in einem Spiegel die Erkentnis Gottes und seines Logos, der das Leben und das Licht der Welt ist, gewinnen können? (Röm. 1, 19. 20. Joh. 1, 4. 10. 1 Kor. 15, 12.) Ist so die Welt schon an sich die Offenbarung Gottes, warum sollte Gott nicht auch in besondern Akten und Erscheinungen sie dazu haben machen können? Sind denn alle Gottes- und Engelerscheinungen des alten Bundes, wie des neuen, alle wunderbaren Thaten Gottes im Gebiete des Naturlebens, von denen insbesondere die alttestamentliche Geschichte voll und ohne welche sie unerklärlich ist, wirklich nur jüdische Mythen? Welch ein finsteres Reich des Wahnes hätte denn in ununterbrochener Folge ein Jahrhundert dem andern bis an den Abschluß der Offenbarung in Christo überliefert, ohne daß auch nur in Einem Manne Gottes ein Gewissen sich gefunden hätte, aus dem ein Strahl der Entdeckung dieses Wahnes heraus- und in die Nacht des Irrtums hineingeleuchtet hätte. Was ferner die Offenbarung Gottes in seinem durch die heil. Schrift überlieferten Worte anbetrifft, so wird keine besonnene Theologie es verkennen, daß sich in ihr auch ein menschlicher Faktor findet, da die göttliche Offenbarung, um überhaupt für Menschen sein zu können, sich in die Darstellungsformen des menschlichen Geistes gekleidet, durch sie sich mitgeteilt und auf die Dauer fixirt hat. Aber sollte darum die ursprüngliche göttliche Offenbarung nicht mehr ungetrübt und rein darin enthalten sein? Wenn dadurch die göttliche Offenbarung von vornherein mit menschlichen Zuthaten gemischt und verunreinigt wird, daß sie sich in das Gewand der menschlichen Gedanken und Worte kleidet, so gibt es überhaupt keine göttliche Offenbarung, auch für Dr. Schenkel auf seinem Gewissensstandpunkte nicht; der göttliche Lichtstrahl, der aus dem



Innern heraufstiege, erführe sofort eine Fälschung, wenn der menschliche Geist sich ihn als klaren Gedanken zu objektiviren suchte. Wie der Schleiermacher'sche Fundamentalsatz, daß das Gefühl in seiner begrifflichen Unbestimtheit und Allgemeinheit das Organ für die Aufnahme und Gemeinschaft des pantheistischen göttlichen Wesens sei, dem Schenkelschen Gewissensbegriffe zum Grunde liegt, so beeinflußt er auch den Schenkelschen Offenbarungsbegriff, während nach der Schrift und in Wahrheit der persönliche Gott dem Menschen seinem Ebenbilde durch konkrete Gedanken und Worte und Thaten sich klar und bestimt hat offenbaren können und geoffenbart hat. Man beachte übrigens, wie eigentümlich mit dieser Schenkelschen Lehre von der Offenbarung teils die später zu berührende Lehre von der Welt, nach welcher Gott sich in ihr sogar als in seinem andern Selbst spiegeln soll, teils die auf einer Gleichsetzung des Göttlichen und Menschlichen beruhende Lehre von Christo kontrastirt, um zu erkennen, welche einander widersprechende Lehrsätze eine Dogmatik in sich zu vereinigen vermag, die sich der Norm und Zucht des göttlichen Wortes entzieht.

Was schließlich die Behauptung betrifft, daß nicht die Zugehörigkeit einer biblischen Schrift zum Kanon, auch nicht der Name des Verfassers über den Offenbarungsinhalt derselben entscheide (I. S. 364), so bedarf es wol nur der Bemerkung, daß sich hier der Subjektivismus eben so sehr gegen die geschichtliche Autorität des kirchlichen Altertums, wie gegen die den Evangelisten und Aposteln gegebene Verheißung: Wer euch höret, der höret mich, und wer euch verachtet, der verachtet mich (Luk. 10, 16), im Interesse seiner Willkür erhebt. Es sei hier schließlich indeß noch bemerkt, daß derselbe Theologe, der in seinem Charakterbilde Jesu das Evangelium Johannis als Quelle der Erkentnis Christi gänzlich beseitigt, in seiner Dogmatik noch geschrieben hat: „Im innersten Centrum der Dignität der Schriftbestandteile, welche das geschichtliche Lebensbild der Person Jesu Christi in urkundlich getreuen und anschaulichen Zügen abspiegeln, stehen die Evangelien, und unter diesen wieder vorzugsweise dasjenige, welches die unmittelbare und unbedingte Uebereinstimmung des Selbstbewußtseins Jesu mit demjenigen Gottes aufs Entschiedenste bezeugt und aufs Unzweideutigste verbürgt: das Evangelium des Johannes" (I. S. 339).

Nach den hiemit erörterten Grundlagen der Schenkelschen Dogmatik wird es Niemanden mehr überraschen, wenn sich in dem *lehrausführenden* Teile derselben, zu dessen wesentlichem Inhalte sich jezt unsere Darstellung wendet, fast nicht ein einziger gesunder Lehrsatz findet, vielmehr beinahe ein jeder der Anforderung des Buches, eine *christliche* Dogmatik zu sein, Hohn spricht.

Von *Gott* wird zunächst gelehrt, daß er zwar absoluter Geist oder Persönlichkeit, sein Wesen jedoch, *wie es an sich* ist, unerkennbar sei, und zwar teils wegen unserer sittlichen Mangelhaftigkeit, teils weil wir uns ihn, das Unendliche, mit unserer Vernunft nur unter der Form des Endlichen, also nur auf eine inkongruente Weise vorstellen könten (§. 1—5). Wir

müssen hierauf gleich entgegnen: Wenn man nicht erkennen kann, was Gott an sich ist, so kann man überhaupt keine Erkentnis von ihm haben, kann auch das nicht wissen, daß er absoluter Geist oder Persönlichkeit ist. Als Geschöpf eine unvollkommene Gotteserkentnis besitzen und überhaupt nicht erkennen, was Gott an sich ist, das sind gar sehr verschiedene Dinge, die auch Schenkel nicht auseinander zu halten weiß. — Die Welt soll für Gott durchaus notwendig sein, weil es zu seinem Wesen als dem des absoluten Geistes, der absoluten Liebe und Güte gehören soll, nicht nur in sich selbst, sondern auch in unzähligen kreatürlichen Spiegelbildern seines Wesens er selbst zu sein. Er schafft sie, um sich als lebendiger Geist in ihr zu manifestiren und sich nach seiner Liebe und Güte in ihr zu offenbaren und abzuspiegeln. Und dennoch soll die Welt nur der Idee nach ewig, der Wirklichkeit nach zeitlich sein (§. 6. 7).

Was die Schrift und die Kirchenlehre also von dem eingebornen Sohne Gottes, was sie von dem Logos oder persönlichen Worte Gottes, dem Abglanze seiner Herlichkeit und dem Ebenbilde seines Wesens lehrt, das sehen wir hier in einem pantheistischen Anfluge auf die Welt übertragen. — Von dem Menschen wird gelehrt (S. 121 ff.), daß er dem Leibe nach der Gattung angehöre und von Adam stamme (Traducianismus,) aber dem Geiste nach in jedem Individuum unmittelbar von Gott geschaffen werde (Creatianismus). Die Sünde ist wie im Anfange, so heute noch nach ihrer formalen Seite die selbstbewußte und selbstgewollte Entgegensetzung des menschlichen „Personlebens" oder des Lebens des menschlichen Geistes gegen die göttliche absolute Persönlichkeit, nach ihrer realen Seite eine Hingebung des ersteren an die Natur oder Welt (S. 181 ff.). Sie ist nur dadurch möglich, daß der Mensch als Leib und Geist eine Zwischenstellung zwischen Welt und Gott einnimt und so durch die Einwohnung seines Geistes im Leibe in die Versuchung geräth, sich nicht Gott, sondern der Welt hinzugeben. Rein geistige Wesen, wie die Engel, können darum gar nicht sündigen, da sie des Leibes und mit ihm der Versuchung, sich der Welt und Natur zuzuwenden, entbehren (S. 296 ff.). Teufel im Sinne der Kirchenlehre oder gefallene himmlische Geister kann es darum nicht geben. Selbst Christus hat sich bei seinen Aussagen über den Teufel nur der volkstümlichen Vorstellungen vom Teufel bedient, wie alle biblischen Aussagen von demselben auf einem Ineinanderspielen von Volksvorstellung und Lehrdarstellung, von Symbol und Begriff beruhen. Der Teufel ist Nichts weiter, als das Wesen dieser Welt und der Geist dieser Zeit in seiner Emancipation von Gott und der widergöttlichen Selbstbestimmung (S. 238 ff.). So verwerflich die Sünde an sich ist und so sehr ihr Reich ein Reich der Lüge und Finsternis ist, so wäre sie dennoch nicht, wenn Gott sie nicht gewollt hätte. Sie ist aber Gottes vorzeitlicher Wille, damit auf ihrem dunklen Grunde die Sonne seiner Weisheit sich spiegele und sein ewiges Licht um so herrlicher strahle, indem er das Gute im heißen Kampfe mit dem Bösen sich bewähren läßt (S. 296. 239. 646). Wo aber, so fragen wir bei dieser schon so oft widerlegten und immer von Neuem auftauchenden oberflächlichen Lehre vom Bösen, wo aber bleibt die Schuld? Eine Dogmatik vom Standpunkte des Gewissens fordert uns entschiedener, denn irgend eine, bei diesem mit der Sünde tändelnden Philosophen zu dieser Frage auf. Aber in Betreff derselben begegnet uns bei Schenkel die größte Verwirrung. Die Sünde soll sich nach der obigen Theorie von der Entstehung des Menschen allein auf der leiblichen Seite desselben fortpflanzen, während der Geist sündlos dieser leiblichen Seite mit jedem Menschen neu eingeschaffen wird, und soll ihren Entstehungsgrund als erbliche Uebermacht des Leibes über den Geist nur in der der Entfaltung des geistigen Lebens voraufeilenden Manifestation und Erstarkung des leiblichen Lebens mit seinen Trieben und Begierden haben (S. 370. 73 ähnlich Schleiermacher). „Der Geist, heißt es, nimt innerhalb des Personlebens von vornherein eine verkehrte Stellung ein. Er, der berufen ist, die organischen Kräfte nach sich zu bestimmen, ist anfänglich schon durch dieselben bestimt. Diese anfängliche Verkehrtheit des Personlebens, die an sich indeß keine Schuld in sich schließt, ist der natürliche Grund ihrer Fortsetzung durch die Funktionen des von Anfang an verkehrt bestimten Geistes." So soll die Sünde einen physischen und darum von Gott gewollten Ursprung haben und ihre Fortsetzung natürlich erscheinen — und nichtsdestoweniger soll doch kein Mensch zum Sündigen genötigt sein, sondern ein jeder erst kraft seiner geistigen Freiheit sein geistiges Leben dem sinnlichen dienstbar machen und erst mit dieser Erhebung der Natursünde zur persönlichen Sünde persönliche Verschuldung auf sich laden (S. 413. 23). Wir müssen bekennen, in solchen Sätzen vermögen wir nicht logischen Zusammenhang, sondern nur Widerspruch zu entdecken. Ein jeder Versuch, den Ursprung der Sünde im physischen Leben nachzuweisen, muß in solchen Widerspruch gerathen; denn er vernichtet von vornherein, was er in seiner Entstehung erklären will, nämlich die Sünde, sofern dieselbe vom ersten Augenblick an doch die Schuld in sich schließt, und redet noch von Freiheit, wo er bereits eine Determination hat obwalten lassen. — Wie dem Begriff der Sünde, so wird dann weiter auch dem des Todes, ihres Soldes, seine wahre und ernste Bedeutung genommen. Nicht an und für sich, sondern nur seiner gegenwärtigen Form nach, nicht als Auflösung der leiblichen Natur überhaupt, sondern nur als eine mit Schmerz und Schrecken verbundene soll er eine Folge der Sünde sein. Ohne Sünde würde die Auflösung angst- und schmerzlos stattgefunden haben, der Mensch würde „sanft in die andere Welt hinübergeschlummert sein" (S. 448 ff. 1181).

(Schluß folgt.)

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz in Berlin. Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

# Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1864. Sonnabend den 6. August. № 63.


## Aus der Zeit vor, in und nach dem Befreiungskriege.

I.

Im Jahre 1810 war die Berliner Universität gestiftet und eröffnet. Sie war bald zahlreich besucht. Außer den Studenten, welche von der damals aufgelösten Frankfurter Universität nach Berlin übersiedelten, trafen viele Studirende von andern Universitäten ein. Schon im Jahre 1811 konte man einzelne Hörsäle mit mehr als hundert Zuhörern besezt sehn. Von Haus aus konte nicht zweifelhaft sein, daß das neue Institut in der großen Haupt- und Residenzstadt einen Charakter annehmen werde, durchaus verschieden von dem der Universitäten in kleinern Städten. In dem damals sehr besuchten Göttingen z. B., von wo auch nicht Wenige nach Berlin übergingen, waren die Studenten in dem Genusse einer Freiheit, die nicht größer sein konte. Mit der sorgsamsten Rücksicht wurde ihnen Raum gelassen, ja ihnen wurden Aufmerksamkeiten und Ehren erwiesen, die freilich sehr weit gingen. Keiner der Professoren (gewiß keiner der älteren) erlaubte sich, anders sein Katheder zu besteigen als in feierlichem Anzuge und in Eskapins Sie nanten die Zuhörer im Collegio ihre hochzuverehrenden oder auch höchstzuverehrenden Herrn. Die Studenten, in dem Gefühle, daß sie eine sehr bevorzugte große Korporation bildeten (Landsmannschaften und Corps gab es damals dort nicht), wachten sehr sorgfältig darüber, daß ihnen die freieste Bewegung nicht verschränkt werde. Sie übten eine Disciplin aus, nicht nur unter sich, sondern, in ihrer Art und nicht ohne Erfolg auch über Professoren und Bürger. Die sogenanten Studentenstreiche gehörten fast zur Tagesordnung, da aber im Ganzen ein anständiger Ton bei den Studirenden vorherrschend war, Rohheiten nur in seltnen Ausnahmefällen vorfielen, der Uebermut, welcher in jenen Streichen hervortrat, vielmehr durchschnittlich mit einer gewissen Bonhommie geübt wurde, so ertrug man ihn willig, so lästig er auch bisweilen werden mochte, freute sich selbst wol des Witzes, der etwa damit verbunden war. Die Studenten waren fast wie die vorwaltenden Herrn in der kleinen Stadt.

In Berlin konten solche Richtungen und eine solche Stellung natürlich nicht Raum finden und nicht geduldet werden. An Versuchen fehlte es freilich nicht, sich, so weit es gehen wollte, eine freie, gemeinsame Stellung zu erobern, aber schon in den engsten Grenzen konte das nicht gelingen. Ein Unternehmen der Art war zur Kentnis des Königs gelangt und er hatte sich sehr rügend darüber ausgesprochen. Die Studenten sahen wol, daß sie es mit dem ernsten Herrn nicht verderben durften, deshalb wurde beschlossen, durch eine Deputation dem übeln Eindruck Abhülfe zu schaffen. Se. Majestät hatte die Gnade, den Empfang der Deputation zu bewilligen. Es wurden drei Deputirte gewählt, zwei aus den höchsten Ständen und als dritter ein Mediziner, von dem man annahm, daß ihm die Gabe der Rede in besondrem Maße verliehen sei. Die Sache mißlang ganz vollständig. Der vorgelassenen Deputation sagte der König: es seien Unordnungen vorgefallen, die dürften nicht geduldet werden, Se. Majestät werde der Universität und den Studenten alle Gnade erweisen, aber u. s. w. Nun sollte der Redner den Versuch der Rechtfertigung beginnen. Er that es mit den Worten: „Erlauben Eure Königl. Majestät, daß wir Sie eines Bessern belehren.“ Man kann denken, welchen Eindruck dieser Anfang der Rede auf den König machte. Er wandte sich unwillig um, ging in sein Zimmer und der Deputation wurde die Weisung ertheilt, sich zu entfernen. Die Sache war schlimmer als vorher.

Die Jugend wollte ausbrausen. Ein öffentliches Auftreten war ihr sehr, wo nicht ganz beschränkt. Die Versuchungen, welche die große Stadt bot, blieben nicht ohne Einfluß. So fehlte es denn nicht an Häusern, in denen bei den Zusammenkünften der Studenten ein übles, wüstes Treiben hervortrat.

Das war aber nur ein Durchgangs-Stadium. Es wurde bald überwunden. Schon die ersten Monate des Jahres 1813 zeigten, welch eine gesunde Kraft in der ganzen Studentenschaft sich entwickelt hatte, zu welcher opferwilligen Treue sie fähig war. Und, daß die Studenten (Inländer und Ausländer) damals fast ohne alle Ausnahme auf den Königl. Aufruf vom 3. Februar sich sofort freiwillig zum Kriegsdienst stellten, daß schon am Abend des Tages, an welchem der Aufruf in den Zeitungen stand, Scharen von Studenten, die nicht an Berlin gebunden waren, bewaffnet unterwegs waren nach den für die Zeit der Anwesenheit der Franzosen in Berlin bestimten zwei Sammelplätzen oder nach den von ihnen gewählten Regimentern, daß selbst die leiblich Schwachen und Gebrechlichen nicht zurückblieben, — das war nicht Sache einer augenblicklichen und vorübergehenden Aufwallung. Niemand hat sagen können, daß sie

in den Kriegs-Beschwerden, die sich zu Zeiten fast bis zum Unerträglichen steigerten und in den oft so überaus blutigen Kämpfen es an sich hätten fehlen lassen. Sie haben ehrlich und treulich durchgeführt, was sie damals unternahmen.

Dies mutige und besonders das rasche, sofortige Auftreten der gesamten Studentenschaft machte in Berlin einen ganz außerordentlichen Eindruck. Die Studenten hatten sich auf einmal eine Anerkentnis und ein Ansehn erworben, wie sie es sich nur wünschen konten und wie sie es in der Art bis dahin auf keiner andern Universität je gehabt hatten, aber freilich, sie zogen nun auch fort. Die Professoren hatten ihre größte Freude daran und teilten lebhaft die Begeisterung. Zwischen ihnen und den Studenten bildete sich damals das vertraulichste, ja eine Art kammeradschaftlichen Verhältnisses. Die Professoren gewährten oder verschaften dürftigen Studirenden die Ausrüstung. Niebuhr, besonders lebhaft angeregt, sprach mündlich laut und schriftlich seine Bewunderung über das aus, was er vor Augen sah. Er beneidete die jungen Leute und beklagte bitter, daß er sich ihnen nicht anschließen konte. Der ausgezeichnete und liebenswürdige Eichhorn schloß sich ihnen wirklich an. Er führte während des Krieges seine Schwadron und kehrte mit dem eisernen Kreuze auf sein Katheder zurück. Es war eine schöne frische Zeit.

Woher kam nun die oben erwähnte gesunde Kraft der Studenten, der treue Ernst, den sie zeigten und bewährten?

Man kann den Druck der Zeiten anführen und er war auch nicht ohne Einfluß. Das Wiedereinrücken der Franzosen, die nach Rußland zogen im J. 1812, hatte den widerlichsten Eindruck gemacht und eine sehr bittre Stimmung gegen sie erregt. Aber im Ganzen litten die Studenten unter jenem Drucke wenig, auch schlugen sie sich solche Eindrücke gern aus dem Sinn. Im Allgemeinen war es den Studenten jener Zeit völlig fremd, sich mit Politik zu beschäftigen. Wenige von ihnen mochten eine Zeitung auch nur sehen. Zeitungen, die eine bestimte und bewußte politische Richtung verfolgten, gab es übrigens damals nicht. Völlig verfehlt ist die neuerlich öfters aufgestellte Ansicht, daß der Gedanke an ein Einiges Deutschland zu der Begeisterung des Jahres 1813 beigetragen habe. Ob einige hervorragende Geister schon damals ihre Zielpunkte so weit hinausgesezt, mag dahin gestellt bleiben, in der Masse derer, die in den Krieg zogen, dachte Niemand daran, unter den Studenten ganz gewiß kein Einziger. Was diese wollten, war, daß die Franzosen aus dem Lande getrieben und das alte Preußen wieder hergestellt werde. Im Gegenteil, vor und besonders in der Kampagne war der Haß gegen die Deutschen, welche in den Reihen der Franzosen fochten, viel größer, als gegen diese Leztern. Daß, um die Franzosen aus dem Lande zu treiben, auch deutsche Bataillone niedergeritten oder niedergeworfen werden mußten und daß gerade die Kugeln diesen so häufig vorangestellten Truppen so schwere und so unendlich viele Verluste herbeiführten, erregte große Erbitterung. Es war eine rein preußische, durch eine Zuversicht auf Gottes gnädige Durchhülfe getragene und hiedurch geheiligte Begeisterung, die sich in der Liebe und in einer herzlichen Anhänglichkeit an den König wie koncentrirte.

Soll den Gründen nachgegangen werden, welche die Berliner Universität auf den Punkt hob, auf welchem sie solche Früchte zeigen konte, so ist vor Allem an die Männer zu denken, welche der König auf die Lehrstühle berufen hatte. Mancher jezt hochbejahrte Mann würde noch von Andern erzählen können. Aus der Erfahrung eines Einzelnen kann nur Folgendes angeführt werden:

1. Fichte, der ernste, feste Mann, zog durch die scharfsinnige Darlegung seiner philosophischen Doktrin nicht wenige sehr an und sein mutiges, kühnes politisches Bekentnis gab dem Ernste, den er seinen Zuhörern mitteilte, zugleich eine Richtung, in der sie innerlich wesentlich erstarkten. Er war ein Mann von tiefgehendem Einfluß.

2. In ganz andrer Weise wirkte Savigny. Der theure Mann war damals etwa 30 Jahre alt, er stand aber in einer Achtung, die keine Gränzen hatte. Seine klaren, durchsichtigen Vorträge fesselten in einer ganz ungemeinen Weise. Wenn er einen Satz seiner Doktrin wie in der Hand hielt und in seinen Ableitungen dann daraus ein neuer Satz nach dem andern wie von selbst herabfiel, so hatte jeder seiner Zuhörer die große Befriedigung, daß ihm alles ganz klar geworden und daß er täglich ein erworbenes Neues mit nach Haus nahm. Dazu sezte sich Savigny in die nächste Beziehung zu seinen Zuhörern. Auf seine Aufforderung im Kollegium meldeten sich etwa ein Dutzend, welche ihre Plätze zu seiner Seite erhielten, denen er ab und zu während der Vorlesung mündlich Fragen vorlegte, Stellen zum Interpretiren gab und mit denen er dann kurze Diskussionen hielt. Allen erteilte er ab und zu Aufgaben zu schriftlichen Arbeiten. Diese waren nicht leicht und ihre Lösung erregte einen allgemeinen Eifer. Dazu wirkte die ganze edle, milde Erscheinung des bewunderten Mannes neben dem doch damit verbundenen, nie unterbrochenen Ernste in einer Weise, daß er eine Begeisterung für seine Person und ein Interesse an der Wissenschaft hervorrief, welche die ganze Persönlichkeit der Zuhörer ergriffen und einen Grad erreichten, der schwer, der vielmehr gar nicht darzustellen wäre. Sein Einfluß auf die ganze Richtung und Haltung der Studenten kann nicht hoch genug angeschlagen werden.

3. Als ein dritter Mann, der damals tiefgreifende Eindrücke hervorrief, muß Schleiermacher genant werden. Er that dies mehr durch seine Predigten, als durch seine Kollegien. In jener Zeit, in welcher das christliche Bewußtsein, sehr seltne Ausnahmen abgerechnet, wenigstens in der jüngern Generation ganz entschwunden war, zogen diese geistreichen Predigten zunächst dadurch sehr an, daß sie in der heil. Schrift Tiefen der heiligsten Erkentnis nachwiesen oder doch ahnen ließen, an die man nie gedacht und auf die man nie hingewiesen war. Als aber die Katastrophe in Rußland eingetreten war, als die Möglichkeit einer glücklichen Wendung der traurigen politischen Zustände immer näher trat und die Hoffnung auf einen Bruch

mit Frankreich immer mehr Anhalt gewann, gab er seinen Predigten einen, zwar immer geistlichen, aber doch solchen Inhalt, der eine sehr nahe liegende, jedem verständliche politische Anwendung zuließ. Das hatte er mit kühnem Freimut schon damals gethan, als die Franzosen noch die Macht in Händen hatten; als aber der Aufruf erschienen war (auch damals hielten die Franzosen Berlin noch besezt) und nicht mehr gezweifelt werden konte, daß nun ein Krieg mit Frankreich in Aussicht stehe, da machte er den Ernst, die Not und die Aufgabe der Zeit auch zum direkten Inhalt seiner Predigten. So hielt er die merkwürdige Predigt über Matth. 11, 2 flg., in welcher er zu zeigen suchte, welche Anwendung die Antwort, die der Herr Johanni sagen ließ: „die Blinden sehen, die Lahmen gehen, die Aussätzigen werden rein, die Tauben hören, die Todten stehen auf und den Armen wird das Evangelium gepredigt", in Zeiten, wie die damaligen, wo alles eine neue, bessere Zeit ersehne und zu ihrer Herbeiführung mitzuwirken bereit sei, auch auf weltliche Verhältnisse erleiden könne. Und das that er im tiefsten Ernste und mit den schärfsten Mahnungen. „Der Scheidepunkt sei eingetreten, das Los sei geworfen. Entweder Untergang oder Freiheit und Erlösung. Aber Niemand möge sich täuschen, Niemand seine Hoffnung zu leicht hin gründen und aufbauen. Das ersehnte und erflehte Heil sei nicht zu erreichen, wenn nicht jeder in männlicher Selbstverläugnung bereit sei, alles, auch sein Leben willig daran zu setzen ꝛc." Solche Predigten steigerten die vorhandene Begeisterung, aber auch den Ernst in derselben auf das Höchste. Die Freiwilligen einer großen, in Berlin zusammengezogenen Abteilung baten Schleiermacher, ihnen vor dem Ausmarsch das heilige Abendmal zu reichen. Er that es. Draußen um die Dreifaltigkeitskirche und an deren Wänden standen die Büchsen der Jäger, drinnen empfingen sie in der gedrängt gefüllten Kirche im Beisein ihrer Angehörigen das heilige Mal. — Aber noch einen wichtigern Segen schafften die Schleiermacherschen Predigten, und auch das mag hier schon erwähnt werden, obgleich es der Zeit nach dem Kriege angehört. Die Zurückkehrenden, so viele überhaupt noch zurückkehren konten, sammelten sich wieder in der Dreifaltigkeitskirche zu denen, die hier gebunden geblieben waren. Aber die Einen wie die Andern waren doch in einer andern Stimmung, wie vor dem Ausmarsch. Die innere Freude darüber, daß durch den Segen, den Gott der Herr auf den treuen Kampf gelegt hatte, das ersehnte Ziel erreicht war und der äußere Jubel hierüber, konten die Männer, von denen die Rede, doch nicht befriedigen. Die Einen und Andern hatten doch einen zu tiefen Eindruck von jenem Segen, als daß sie dabei diese Treue hoch anrechnen konten. Der so überaus blutige Gang des schweren Krieges hatte in Vielen eine ernste Stimmung erzeugt, bei der sie wol sahen und fühlten, daß ihnen noch ein andrer Frieden not thue, als der in Paris geschlossen war. Diesen Ernst nährten Schleiermachers Predigten, aber doch konten sie nur dazu führen, das Bedürfnis nach jenem andern Frieden zu steigern, nicht aber dazu, es zu befriedigen.



Schleiermacher hielt nur alle 14 Tage eine Vormittagspredigt. Immer mehr seiner Kirchgänger wandten sich in den Zwischensontagen in die kleine Gertraudtenkirche, in welcher der begabte und gottselige Pastor Hermes, damals schon in hohem Alter, das Evangelium in aller Einfalt lauter, rein und lebendig verkündigte. Da und auch bei dem gottseligen Jaenicke fanden jene Männer, wonach sie sich gesehnt und mit der Zeit kam es dahin, daß sie alle Sontage zu Hermes in die sogen. kleine Spitalkirche gingen und Schleiermachers Predigten nun nicht mehr besuchten. Dieser Leztere war dadurch nicht verlezt. So viel erinnerlich, hatte er einmal geäußert: „er begreife das sehr wol; was die Leute bei Hermes fänden, sei ihm nicht gegeben." Ab und zu sah man ihn selbst in der Predigt des sel. Hermes, und als dieser im Jahre 1818 abberufen würde, hielt Schleiermacher am Altar der sehr kleinen Kirche, vor dem der Sarg kaum Platz fand, ihm die Leichenrede, in der er ein gutes, voll anerkennendes Zeugnis für den seligen Mann ablegte. — Eine ganze Reihe von Männern, deren Namen später weithin bekant geworden, könten hier genant werden, die in ihrer innern Entwicklung diesen Weg geführt wurden und mit Dank der Anregung gedenken konten, die ihnen in der ersten Zeit von Schleiermacher zu Teil geworden. Noch in der neuesten Zeit sind zwei Männer als selige Kinder Gottes in Frieden entschlafen, die solch Zeugnis ablegen konten und ablegten, der Eine im Alter von 77 Jahren*), der Andere im 82sten Jahre**), beide zulezt in den höchsten amtlichen Stellungen.

---

Gegen Ende des Jahres 1811 oder zu Anfang des Jahres 1812 wünschten Sieben Studenten (alle Juristen), die unter sich einen engern Kreis bildeten, aus dem lauten Wirtshausleben sich zurückzuziehen. Im rothen Adler in der Kurstraße ließen sie sich in einem abgesonderten Zimmer ihren Mittagstisch bereiten, an dem sie, wie auch sonst, vereint blieben, bis sie unmittelbar nach dem Aufrufe vom 3. Februar sämtlich in die Armee eintraten. Zwei von ihnen blieben vor dem Feinde, die übrigen kehrten, zum Teil mit schweren Wunden, zurück. Zwei leben jezt noch in den Siebenziger Jahren. Zu diesem Kreise gehörte Gustav von Below, und, wenn auch in einer frühern Zeit, sein Bruder Heinrich, der schon vor jener Zeit nach Pommern zurückkehrte. Beide waren Söhne eines alten Dragoner-Kapitains, der auf seinen Gütern in Hinterpommern lebte. Der alte Herr war ein besonders kräftiger und lebendiger und dabei höchst liebenswürdiger Mann. Die große Liebe zu seinem Sohne Gustav bewog ihn, nach dem Jahre 1816 einige Winter in Berlin zu leben, wo er sich ganz auf den Umgang mit diesem Sohne und dessen gleich jungen Freunden beschränkte.

Beide Gebrüder Below (Gustav, der ältere, und Hein-

---

*) General der Infanterie v. Thile II.

**) Staatsminister a. D. von Savigny.

rich, der jüngere) hatten das unter sich mit ihrem Vater gemein, daß sie ungewöhnlich kräftige Naturen waren und daß sie zu aller Zeit mit dem offensten, mutigsten Aussprechen sich zu dem bekanten, was sie für Recht hielten. Beide waren witzig, mitteilend und lebhaft, aber beide waren doch auch sehr verschieden von einander. Während Heinrich das Studiren eben nicht sehr am Herzen lag, während er sich in dem lebhaften und auch wilden Treiben in Berlin anfangs gefiel, bald aber, da ihm dies zuwider geworden war, sich nach Pommern zurückzog und dort ein Gut seines Vaters (Pennekow mit Seehof) übernahm, widmete der mit seltenen geistigen Gaben ausgestattete Gustav sich den ernstesten Studien. Er war einer von denen, die, neben ihren juristischen Studien, mit dem größesten Eifer und dem ernstesten Eingehen Fichte's Kollegien hörten. Diese nahmen ihn innerlich ganz in Beschlag. Das Evangelium war ihm damals ganz fremd. An einem Abende, den die oben erwähnten Sieben Freunde bei einem von ihnen zubrachten, kam es zu einem lebhaften Gespräche über Christi Person. Einer von ihnen behauptete die Gottheit Christi, Gustav von Below bekämpfte sie in der gewöhnlichen rationalistischen Ausführung. Einem der Anwesenden wurde dies ernste Gespräch, wie er später bekante, zum Segen, Below aber blieb damals in seiner philosophischen Befangenheit fest.

Beide Brüder traten als Freiwillige in die Jägerschwadron des 2. Brandenburg. Dragoner-Regiments (damals Prinz Wilhelm K. H.) ein, Gustav wurde sogleich zum Oberjäger gewählt und damit Führer eines Zuges. Vor dem Feinde bewies er in dieser Stellung eine Energie und einen Mut, die alle Proben bestanden. An dem zweiten Schlachttage von Bautzen kam die auf den Kreckwitzer Höhen stehende Schwadron bei den wiederholten, wenn auch immer zurückgeschlagenen heftigen und massenhaften Angriffen, durch welche der Feind diese Stellung zu forciren suchte, einmal in eine sehr bedenkliche Lage, die von recht übeln Folgen für sie hätte sein können. Gustav v. Belows, in dem heftigsten Feuer sich bewährender, rücksichtsloser Energie allein war es zu danken, daß die Verlegenheit gehoben wurde. Noch Anderes der Art könte angeführt werden. Below stand im höchsten Ansehn in der Schwadron. Er nahm an allen drei Feldzügen (1813, 1814 und 1815) Teil, zulezt als Lieutenant in dem erwähnten Regiment. In der Schlacht von Ligny erfuhr er eine besondere göttliche Bewahrung. Ein Lieutenant M. desselben Regiments war ins Hauptquartier kommandirt und hatte von dort weithin eine Ordre zu bringen. Sein Pferd war aber schon so angegriffen, daß er, als er bei dem Regiment vorbeikomt, die Hoffnung aufgibt, den Befehl auszurichten. Er bittet deshalb Below, ob er es an seiner Stelle thun wolle. Dieser ist dazu bereit, jagt fort und M. tritt an seine Stelle. Dort wurde dieser erschossen, Below blieb gesund. Nach dem zweiten Pariser Frieden blieb das Regiment in Frankreich stehen, Gustav v. B. wurde aber 1816 in das Garde-Dragoner-Regiment und also nach Berlin versezt. Seine Absicht war, nunmehr sich mit erneuetem Eifer der Fichte'schen Philosophie wieder zuzuwenden, und, wie er in einem späteren Briefe sagt, seine Stellung zu derselben einer Revision zu unterwerfen. „So in dieser Gesinnung", schreibt er, „kam ich hier an und machte mich sogleich an einige Fichte'sche Bücher, die ich mit allem Ernste aufs Neue las"; aber — in alten Bekanten, die er hier wieder traf, und in neuen, die er gewann, fand er Altersgenossen, die sich dem Evangelium zugewandt hatten, er entschloß sich, die heil. Schrift zu lesen, besuchte die Kirche des sel. Hermes und wie ein plötzlich hereinschlagendes unwiderstehliches Licht erfaßten ihn die Heilslehren, denen er sich nun mit der ganzen Energie seines Wesens in Studium und Bekentnis hingab. Bei einem Besuche im Jahre 1817 hatte er sich in Pommern verlobt, 1818 nahm er den Abschied und übernahm gleichfalls Güter, die ihm sein Vater abtrat (Raddentin und Symbow).

Heinrich v. Below war schon verlobt, als er 1813 in das Regiment trat. Dies Verhältnis nahm ihn innerlich ganz in Beschlag. Sein von Natur sehr zur Fröhlichkeit gestimmter Sinn wurde dadurch so gehalten, daß er in der Campagne mit männlicher Tapferkeit von allen Ueberschreitungen sich fern hielt. Der schwesterliche, fast mütterliche Inhalt der schönen Briefe seiner Braut, die er in der Freude darüber einem vertrauten Freunde mitteilte, waren ihm ein sehr großer Segen. Heinrich v. B. war eine durch und durch liebenswürdige Natur, teilnehmend und zu Opfern bereit. In derselben Schwadron mit ihm stand ein Freiwilliger v. d. O., ein junger Mann von mehr stillem, angenehmen Wesen; auch einer aus den oben erwähnten Sieben Freunden. Wie es gekommen, ist nicht mehr erinnerlich, beide waren aber in Streit mit einander gerathen, was zur Folge hatte, daß der eine den andern auf Pistolen forderte. Es ward aber ausbedungen, daß das Duell erst nach dem Frieden stattfinden solle. In der Schlacht von Bautzen, eben auf den erwähnten Kreckwitzer Höhen, riß eine Kanonenkugel dem vor seinem Zuge haltenden O. das eine Bein ab, schlug durch sein Pferd, welches sich hob, durch beide Glieder der Schwadron sprang und dort mit O. hinstürzte. Dieser wurde zurückgebracht und es war gelungen, einen Ochsenwagen für ihn zu kaufen, auf dem er nach einem Orte sollte gebracht werden, wo er Hülfe finden konte. Aber die Armee ging ja zurück und der Ochsenwagen hatte immer nicht weiter gelangen können als die Truppen. Der arme O. mag wohl ganz ohne Hülfe geblieben sein. So trat der Waffenstillstand ein und nun war es gerade der mit O. entzweite Heinrich v. B., welcher sich nicht beruhigen konte, sondern die Erlaubnis sich erbat und erhielt, O. aufzusuchen, um nach aller Möglichkeit für ihn zu sorgen. Wer noch Geld zu geben hatte, gab's ihm, andre gaben ihm ihre Uhren oder was sie sonst an Sachen von Werth hatten und so ritt er fort. Nach längerer Zeit kam er wieder. Er hatte O. gefunden, aber als Leiche, er

hatte ihn begraben und teilte das Erhaltene wieder aus. In der Schlacht von Dennewitz hatte die Schwadron sehr viele und teilweis besonders schwere Verwundete. Wieder war es Heinrich v. B. der nicht ruhte, bis er fortreiten durfte, um sie aufzusuchen und nach Kräften zu versorgen.

Als Gustav v. B. nach Pommern zurückkehrte, war Heinrich schon verheiratet. Die offne, freie Verkündigung des Evangeliums durch jenen machte auf diesen keinen Eindruck. „Eines Tages liegt er auf dem Sopha. Er greift nach einem kleinen Büchlein, welches seine Schwägerin, die den Anregungen Gustav v. B.'s zuerst zugänglich gewesen, dort hatte liegen lassen. Es war die kleine Perlenschnur von Tersteegen. Er blättert darin, fängt an zu lesen und sein Auge verweilt, wie gebannt, bei dem Abschnitt, in welchem Luc. 15 ausgelegt wird. Was er liest, läßt ihn nicht wieder los. Bezierig liest er weiter, bis plötzlich in ihm die Stimme laut und mächtig erschallt: „„Der verlorene Sohn bist du!"" Erschüttert ruft er die Seinigen zusammen und spricht: „„Wir sind sämmtlich bisher auf falschem Wege gewesen, wenn wir so bleiben, und uns nicht bekehren, gehn wir alle verloren!"" Dann wirft er sich aufs Pferd und will zu seinem Bruder Gustav nach Reddentin und sagt ihm, was in ihm vorgegangen sei, bekennt seine gänzliche Unerfahrenheit auf diesem Gebiet und bittet um Aufschluß und um Bücher, aus denen er fernere Belehrung finden könne." (Wangemann).

Gustav schrieb damals an einen Freund: „Mein Bruder Heinrich ist durch die Gnade Gottes zur Erkentnis der Wahrheit in Jesu Christo gekommen und ich kann Dir nicht in Worten beschreiben, wie schnell und überschwenglich reich ihm alle Gnadenschätze zu Teil geworden."

Also auch diesen Bruder erfaßte die göttliche Gnade wie im Sturme.

---

Alles Bisherige ist geschrieben, um den Bessern ein Bild von diesen beiden theuern Männern, ihrer Zeit und ihren Verhältnissen zu geben.

Beide Brüder sind die Werkzeuge und Zeugen, deren hauptsächlich sich der Herr zu den umfangreichen, wunderbaren Erweckungen bedient hat, mit denen Pommern in der Zeit seit 1818 gesegnet gewesen ist.

Diese Erweckungen, ihren Beginn und Verlauf, haben durch den Archidiakonus und Seminardirektor D. Wangemann in der Schrift: „Geistliches Regen und Ringen am Ostseestrande" (Berlin bei Wilh. Schultze), eine gründliche und ausführliche Darstellung erhalten. Die überaus wichtige und interessante Schrift hat in der Ev. K. Z. (1862 S. 319) bereits eine ausführliche und gründliche Beurteilung gefunden. Es mag aber erlaubt sein, dem noch ein paar ergänzende Bemerkungen hinzuzufügen. Es geschieht dies in dem lebhaften Interesse für die nun längst abberufenen Gebrüder v. Below und um sie vor übereilten Urteilen zu bewahren.

Beide Brüder standen in jener Zeit der Erweckungen in einem sehr ernsten und treuen Kämpfen nach Innen und Außen bei gesunder Lehre und in großer Demut; beide bei einem einfachen Gange unter der Zucht des Wortes Gottes in fortwährendem Wachstum. Gustav immer contemplativ und gründlich vordringend in der Lehre und in ihre Tiefen hinein; Heinrich in Einem Schritt das lezte Ziel wie im Siege vorwegnehmend und dies mit Drangabe aller Eigenheit sich aneignend und Andern ans Herz legend. Beide in dem offensten und mutigsten Bekentnisse nach Außen, sei's zur Zeit oder zur Unzeit und beide mit ganz ungewöhnlichem Segen, der sich mehr und mehr selbst in fernern Gegenden ausbreitete und den viele selige Kinder Gottes als den Anfangspunkt des ihnen zu Teil gewordenen Heils anzusehen haben. Aber, beide Brüder traten zulezt aus der Kirche aus und — unter sich in noch verschiedenem Wege — in separatistische Richtungen ein.

Wer meint, sich allein oder hauptsächlich an dies Resultat halten und daraus Rückschlüsse machen zu dürfen, der ist in Gefahr, jenen theuern Männern schwer unrecht zu thun und ihnen wenigstens nicht das billige Urteil zu Teil werden zu lassen, auf welches sie vollen Anspruch haben.

Als die Hausandachten der Gebr. v. B. und die darin, zum Teil unter merkwürdigen Erscheinungen, erfolgten umfangreichen Erweckungen mehr und mehr Aufmerksamkeit erregten, als von nah und fern Christen, die in der Stille gelebt und in Einsamkeit gestanden hatten, herbeikamen, sich an der lauten Verkündigung des Evangeliums zu erfreuen, als denn immer Mehrere herzuströmten, als die rührend treuen Versuche der B.'s, die Prediger an ihren Kirchen von der Wahrheit des Evangeliums zu überzeugen, mislangen, traten nun die Gegensätze schärfer gegen einander hervor. Die Geistlichen, die mit wenigen Ausnahmen, nach den überaus traurigen Nachrichten, welche die Wangemann'sche Schrift bringt, in einem jezt kaum glaublichen Grade durch Abfall vom Evangelium in ungeistliches und rohes Wesen versunken waren, fühlten sich durch die Below'schen Verkündigungen auf das Schärfste verlezt, sie traten in ihren Predigten um so Entschiedener für die Irrlehre und direkt gegen die B.'s selbst auf und diese wurden denn auch um so schärfer in ihren Gegenzeugnissen.

(Schluß folgt.)

## Dr. Schenkel und seine Apostasie.

Zweiter Artikel. (Schluß)

Wie wir in dem Obigen den Spuren der Schleiermacherischen Anschauung begegnen, so tritt uns dieselbe auch ganz besonders in der Schenkelschen Lehre von der Dreieinigkeit entgegen. Sie kann als ein in modern-philosophischen Formen gegossener Sabellianismus bezeichnet werden. Die göttliche Dreinigkeit soll nur eine dreifache Bezogenheit Gottes zur Welt sein. Die drei Personen in Gott sind nur ein dreifaches Bewußtsein der Einen göttlichen Person der Welt gegenüber. Gott als überweltlicher Grund der Welt ist sich seiner als der Vater, als aus seinem Grunde heraus und als Leben in die Welt eintretend ist sich seiner als der Sohn, endlich als Zweck der Welt oder als die Welt zur vollkommenen Offenbarungsstätte seines ewigen Wesens auswirkend ist sich seiner als Geist bewußt. Oder: Sofern sich Gott seiner als der Unendliche bewußt ist, ist er der Vater; sofern er die Idee der Welt als das Endliche in sich aufgenommen hat und sie als sein Eigenes weiß, ist er sich seiner als Sohn bewußt; sofern er die Welt als das Endliche zu sich dem Unendlichen zurückführt, ist er sich seiner als Geist bewußt (S. 511). Obgleich es nun anzuerkennen ist, daß diese Schenkelsche Lehre von der Dreieinigkeit sich dadurch von den eigentlich pantheistischen unterscheidet, daß sie das göttliche Selbstbewußtsein nicht erst mit der sog. dritten Person oder mit der Zurückführung des Gegensatzes von Unendlichem und Endlichem in die Einheit zu Stande kommen läßt, so unverkennbar hat sie doch einen pantheistischen Anstrich und so entschieden widerspricht dieselbe, was kaum der Bemerkung bedarf, doch der Schrift, die nicht ein dreifaches Bewußtsein einer und derselben Person, sondern drei Personen in Gott unterscheidet, die stets den Vater dem Sohne und den Sohn dem Vater als Ich und Du einander gegenüberstellt und eben so den h. Geist als das dritte persönliche Für sich sein von dem Vater und dem Sohne unterscheidet. Man versuche z. B. die Taufformel (Matth. 28, 19) oder Worte, wie Joh. 3, 16. 17, nach dieser Schenkelschen Lehre zu umschreiben, um sich von der Schriftwidrigkeit und Sinnlosigkeit derselben zu überzeugen. Mag die Theologie getrost den Versuch fortsetzen, immer tiefere und klarere Blicke in das Mysterium der Dreieinigkeit zu thun, sie darf nur nie, so lange sie schriftgemäß sein will, einen Weg der Lösung betreten, auf welchem die wahre Dreiheit in der Einheit untergeht, und dazu der trinitarische Unterschied in Gott von der Existenz und Entwickelung der Welt abhängig gemacht wird.

Daß neben solcher Lehre von der göttlichen Dreieinigkeit keine biblische Lehre von der Person Christi möglich ist, versteht sich von selbst. Die Person Christi erscheint schon in der Schenkelschen Dogmatik als eine nur menschliche. Aber während in dem „Charakterbilde“, wie wir später sehen werden, das menschliche Wesen derselben zu dem aller übrigen Menschen heruntergezogen wird, sehen wir es in der Dogmatik zur Gottgleichheit erhoben. Christus ist nämlich nach derselben die Idee oder das vollkommene Urbild der Menschheit. Er ist ewig und göttlich, sofern diese Idee der Menschheit in Ewigkeit als derjenige Gegenstand, an den Gott sein göttliches Wesen vollkommen mitteilen wollte, vor dem Selbstbewußtsein Gottes als anderes Selbst gestanden hat. Diese Idee hat sich der Zeit nach als Mensch verwirklicht, was auch in dem Falle geschehen sein würde, wenn die Sünde nicht in die Welt gekommen wäre. So fern die Idee der Menschheit in Christo als central und urbildlich verwirklicht ist, kann kein Mensch ganz werden wie Christus, von welchem die ganze Menschheit als von ihrem Centrum zusammengehalten und ihrer Vollendung entgegengeführt wird. So weiß Christus sich einerseits als Gott, da Gott sich ganz an ihn mitgeteilt hat, andererseits als Mensch, da die ganze Mitteilung des göttlichen Wesens an ihn um der Gesammtmenschheit willen geschehen ist. (S. 643. ff. 710). Es kann an dieser christologischen Anschauung wol die Selbstüberhebung nicht stark genug gerügt werden, die der Gleichsetzung von Gottheit und Menschheit zum Grunde liegt. Eine Dogmatik, die sich eine derartige Verwischung der Linie zwischen dem Göttlichen und Menschlichen zu Schulden kommen läßt, möchte eher den Namen einer heidnischen, als den einer christlichen verdienen. — Damit nun, wird weiter im Unterschiede von dem späteren Charakterbilde in der Dogmatik noch gelehrt, bei der Menschwerdung des ewigen menschlichen und gottgleichen Urbildes die organische oder leibliche Natur in Jesu nicht das sinnliche und sündliche Uebergewicht bekomme, mußte, da es durch die geschlechtliche Koncupiscenz begründet wird, der männliche Anteil bei der Zeugung ausgeschlossen und die leibliche Seite, wie die geistliche, von Gott nach dem ewigen Urbilde in der Jungfrau Maria geschaffen werden (§. 35). Die Versuchung des Herrn soll nur durch den im Volke Israel herschenden Geist der Genuß-, Ehr- und Herschsucht geschehen (§. 87), die Verklärung desselben auf dem Berge nur eine besonders kräftige Manifestation, der sonst verborgenen Majestät seines Geistlebens gewesen sein (§. 88). Die Wunder des Herrn, welcher nur im Vorübergehen Erwähnung geschieht, werden bezeichnet als freie Bethätigungen des unmittelbar auf Gott bezogenen sündlosen Geistlebens und in so fern von den gewöhnlichen Naturgesetzlichkeit nicht mehr abhängige Wirkungen innerhalb des noch nicht vom Geiste durchdrungenen Naturlebens (S. 762. 63). Der Tod Jesu war an und für sich natürlich, da ein Uebergang in die jenseitige Daseinsform nötig war. In der Auferstehung nahm er jedenfalls ein anderes leibliches Organ an, was der jenseitigen Daseinssphäre entsprach (S. 763. 69). Die Höllenfahrt ist das Hinabsteigen ins Todtenreich, um allen die Erlösung zu predigen (§. 89). Die himmlische Leiblichkeit des Herrn ist stofflich, wenn auch von noch so verdünnter Stofflichkeit, und darum räumlich und

zeitlich. In seiner Erhöhung hat Christus als die vollkommene Selbstoffenbarung Gottes in der Menschheit die Macht, das göttliche Leben durch seinen Geist der Menschheit mitzuteilen (§. 91). Der Himmel ist nicht immateriell, sondern materiell wie die irdische Welt, wenn auch höherer Art. Christus kann darum seit seiner Himmelfahrt nicht zugleich auf Erden sein, wo er nur durch den Geist, die dritte Selbstoffenbarung Gottes ist (§. 92).

Was ferner das Werk Jesu Christi anbetrifft, so ist die Schenkelsche Lehre darüber folgende. Der Tod Christi ist kein stellvertretendes Strafleiden, und zwar 1. weil kein Unschuldiger für einen Schuldigen sterben und Strafe leiden kann. (Und doch soll Christus die Centralpersönlichkeit der ganzen Menschheit sein!); 2. weil ja die Strafe noch im Tode auf uns liegt (und doch soll die Strafseite des Todes nur ethischer Art, nur die Furcht vor dem jenseitigen Gerichte sein, die doch offenbar aufgehört hat! S. 450); 3. weil Christus als Unschuldiger gar nicht die volle Strafe fühlen konte. Weder im Gewissen noch in der Schrift findet auch demgemäß die herkömliche Lehre, daß Christus in seinem Tode an der Stelle der Menschheit ein dem göttlichen Zorne oder Gesetze genugthuendes Strafleiden erlitten habe, einen ausreichenden Stützpunkt. Daß das Gewissen der gesammten gläubigen Christenheit seit 1800 Jahren sich des Sühnopfers ihres Heilandes mit fester Zuversicht getröstet, daß sie demgemäß bis auf den heutigen Tag die Schrift verstanden hat, alles das hat für Schenkel keine Geltung, er hat für die Thatsachen des Gewissens und der Geschichte keinen Blick. Das Werk der Versöhnung besteht ihm zwar darin, daß Christus die durch die Sünde in ihrer Gemeinschaft mit Gott gestörte (passiv!) Menschheit in diese Gemeinschaft wieder aufgenommen und zugleich die Wirkungen der Sünde, Schuld und Strafe, aufgehoben hat. Aber dieser Erfolg ist nur dadurch möglich geworden, daß Christus in seiner Person das Wesen der Menschheit zur vollendeten sittlichen Darstellung gebracht und insbesondere in seinem Leiden und Sterben, in seinem dem Bösen gegenüber bewiesenen Widerstande die Sünde in ihrer Ohnmacht eben so sehr gerichtet, als seine opferwillige, gottinnige Liebe geoffenbart hat. Indem Gott diese sittlich vollendete Opferthat nicht blos als einen individuellen Vorgang, sondern als eine der gesamten in Christo vertretenen Menschheit gemeinsame That anschaut, beurteilt und behandelt, schaut, beurteilt und behandelt er die Menschheit überhaupt so, als ob die durch Jesum Christum in ihr begonnene normale Entwickelung bereits vollendet wäre (S. 790. ff. §. 98). Man muß hier erstaunt fragen: Aber wenn die Idee der Sittlichkeit kein stellvertretendes Leiden als Grund der Versöhnung zuläßt, wie kann sie denn ein stellvertretendes Thun als solchen erscheinen lassen? Und weiter: Wenn in dieser Beziehung das Werk der Versöhnung auf die stellvertretende Bedeutung der Person Christi zu gründen ist, wozu denn das ganze Werk schließlich auf ein Hysteronproteron zurückführen? Das Eine macht doch das Andere überflüssig!



Die individuelle Aneignung der Wirkungen der Versöhnung von Seite der einzelnen Subjekte ist nach Schenkel nun weiter die Erlösung. Mit welchem Rechte in dieser Weise der Begriff der Erlösung von dem der Versöhnung unterschieden wird, darüber bleibt man im Unklaren. Die in dieser Weise definirte Erlösung geschieht durch den Glauben d. h. dadurch, daß vermöge eigener, unter dem Einflusse des göttlichen Wortes und Geistes sich vollziehender Gewissensthat jeder einzelne Mensch das Personleben Christi zum Mittelpunkte seines eigenen Lebens macht und Gott dann proleptisch um dieses Principes willen diese That als vollendet ansieht (S. 865 ff.). Die Gesamtheit aller (solcher) Gläubigen, in welchen das Personleben Christi durch sein Wort und seinen Geist zur Selbstverwirklichung gelangt, ist die Gemeinde Christi oder die Kirche. Die einzig wahre Kirche ist die unsichtbare. Die äußeren Confessionsgemeinschaften sind weder adäquate Erscheinungen, noch sichtbare Teile der unsichtbaren Kirche, sondern dem Irrtume zugängliche und unvollkommene Versuche, das Wesen der unsichtbaren Kirche in der Welt darzustellen, und werden in demselben Verhältnisse ihrer Auflösung entgegengehen, als das Leben der unsichtbaren Kirche sich der Menschheit immer allseitiger eingestaltet (S. 919 ff.). Die früher schon beachtete abstrakte, das geistige und leibliche, das unsichtbare und sichtbare Lebensgebiet aus einander ziehende Weltanschauung, welche wieder in diesem Kirchenbegriffe unverkennbar ist, tritt noch zerstörender in der Lehre von den Sakramenten auf. In ihr geht Schenkel über Calvin hinaus auf die Zwinglische Aermlichkeit zurück. Die Taufe soll nur eine sinnbildliche Handlung der sichtbaren Kirchengemeinschaft sein, welche die Zugehörigkeit zur unsichtbaren voraussezt. Sie versinnbildlicht, was durch das Wort und den Geist Gottes schon bewirkt ist, und verpflichtet durch die Aufnahme in die sichtbare Kirche den Täufling, seine Bekehrung auch vor der Welt zu bethätigen (S. 1031. 1045). Die Kindertaufe ist darum ohne alle Wirkung und geschieht auf Hoffnung, daß bei christlicher Erziehung, zu der sich Eltern und Pathen verpflichten, die Wiedergeburt des Kindes folgen werde (S. 1070. §. 134). Das Abendmal ist ebenfalls nur eine sinnbildliche Handlung, nämlich die symbolische Feier des Todes Jesu und seiner Aneignung (§. 39), ohne daß man nach der Schenkelschen Bedeutungslosigkeit desselben darüber aufgeklärt wird, was eigentlich noch von ihm angeeignet werden soll. Von Zwingli will sich Schenkel in dieser Anschauung vom Abendmale nur dadurch unterscheiden, daß jener dasselbe nur als sinnbildliches Gedächtnismal eines geschichtlich vergangenen Ereignisses, des Todes Jesu, auffaßte, während er es zugleich als Sinnbild des gegenwärtigen Verhältnisses Christi zu den Seinen oder der in dem Innern jedes Gläubigen sich vollziehenden Persongemeinschaft Christi ansieht (S. 1150). Es wird hier also nicht blos der unauflösliche Zusammenhang des Geistigen und Leiblichen oder nach Schenkels Ausdruck der Person- und Naturseite in Christo, wie in jedem erlösungsbedürftigen Menschen verkant und die dem

auf beiden Seiten des menschlichen Wesens von Adam stammenden Verderben gegenübertretende Erlösung beider Seiten durch Christum aus den Augen gesezt, sondern auch selbst die einseitige Bedeutung, welche das Abendmal als rein geistiges Gnadenmittel nach Calvin hat, wird zu nichte gemacht.

Nach dem Tode leben die Gläubigen in reiner Geistigkeit zunächst in einem Zwischenzustande fort, um sich durch Verinnerlichung in einem allmäligen Entwicklungsproceß zu vollenden (§. 146). Die Wiederkunft Christi zum Endgerichte kann ihrem Wesen nach nicht anders, als die zum Anfangsgerichte erfolgen, und wenn es nun feststeht, daß der Herr bei der Zerstörung Jerusalems nicht in leiblicher Gestalt gekommen ist, so ist aller Grund für die Annahme vorhanden, daß auch sein leztes Kommen nur in der Kraft seines Wortes und Geistes geschehen, also nur eine geistige sein wird und zwar zu dem Zwecke, um die Macht des Bösen durch die Herschaft des Geistes in seiner Gemeinde vollkommen zu überwinden (§. 147). Die Auferstehung der Gläubigen wird dann in Erlangung eines geistigen Leibes und in dem dadurch bedingten Uebergange aus dem leiblosen Zwischenzustande in die himmlische Welt, in die vollkommene Offenbarungsstätte der göttlichen Majestät bestehen, wobei es wol begründet erscheint, daß eine kleinere Anzahl von Auserwählten zuerst auferweckt werden soll (§. 148). Im Zustande der Weltvollendung oder des Gerichts wird die Qual der Verdamten nur in ihrem Fernsein von Gott bestehen können. Aber so lange sie diesen Zustand noch als eine Qual empfinden, ist noch ein glimmender Funke des Guten, ein lezter Rest des Personlebens mit seiner Bezogenheit des Gewissens auf Gott in ihnen und darum auch noch die Möglichkeit einer Wiederherstellung zur vollen Gemeinschaft mit Gott vorhanden. Erst dann, wenn das Individuum schlechthin aufgehört hätte, Person d. h. Geist zu sein, wäre Jeder geistige und sittliche Zusammenhang mit Gott abgeschnitten; aber eben dann wäre auch an der Persönlichkeit jener Vernichtungsproceß vollzogen, dessen Annahme sich so wenig aus dem Gewissen, wie aus der h. Schrift begründen läßt. Eine ewige Verdamnis gibt es also auf Grund dieser Gleichstellung des ethisch mit dem metaphysisch Guten nach Schenkel nicht. Entweder vollendet sich das Reich Gottes nach seiner Ueberzeugung nie, indem noch immer eine Zahl von Unerlösten übrig bleibt, oder, da doch ein Weltende eintreten soll, die endliche Bekehrung Aller ist das Ziel des Reiches Gottes. Das ist denn auch wirklich die Meinung Schenkels, und darum kann ein Jeder bei den Drohungen des Herrn, wie Luc. 14, 24. Matth. 25, 41, sich getrost beruhigen (§. 149. S. 123). Das Weltende oder Gericht wird nicht die Vollendung des gesamten Universums, sondern nur des Teiles sein, welches mit der Geschichte der Menschen verflochten ist und durch das Böse eine



Störung erfahren hat. Damit wird zwar die diesseitige, aber nicht die jenseitige Geschichte der Menschen abgeschlossen sein, sondern innerhalb der Unendlichkeit des Universums wird in größeren oder kleineren Zwischenräumen die Wiederbringung der gottentfremdeten Individuen stattfinden. In der Vollendungssphäre des Jenseits wird dann das menschliche Person- oder Geistleben zur Engelgleichheit und Gotteskindschaft entwickelt sein; die Mitglieder der himmlischen Gemeinde werden sich in unmittelbarer Gemeinschaft mit Gott befinden und an der wesentlichen Herrlichkeit ihres, in das Reich der Vollendung ihnen vorangegangenen Hauptes teilnehmen. Das lezte Ziel der Schöpfung, das nie in einem abgeschlossenen Punkte der Zeitentwickelung, sondern nur in einer unendlichen Reihe von Evolutionen erreicht werden kann, wird auch die große Berufsaufgabe der seligen Geister sein, nämlich in Gemeinschaft mit Christo Gott in den himmlischen Schöpfungskreisen zu verherrlichen und in immer neuen Farbentönen das Licht seiner Wahrheit, Weisheit, Liebe und den Glanz seines Friedens auszustrahlen, auf daß Gott Alles in Allem sei.

Der Mangel an Ernst in der Auffassung des Bösen, der in der Lehre vom Menschen, wie in der von Christo und seinem Werke auf eine durchschlagende Weise die Schenkelschen Lehrbestimmungen beeinflußt, tritt vor Allem auch in diesem eschatologischen Lehrstücke hervor. Ist eben das Böse eine von Gott im Grunde gewollte Naturbeschaffenheit des Menschen, hat es darum keines stellvertretenden Sühnopfers bedurft und hat auch noch der verhärtetste Mensch einen sittlichen Fond in sich, nun, so ist es eben so natürlich, daß Gott schließlich Keinen von seinem Reiche ausschließt, wie daß Jeder sich zulezt zu Gott bekehrt. Daß aber grade eine „Dogmatik vom Standpunkte des Gewissens" sich diese sittliche Oberflächlichkeit zu Schulden kommen lassen kann, müßte Jeden, auf den das ganze Lehrkonglomerat den Eindruck noch nicht gemacht hätte, doch schließlich davon überzeugen, daß das Schenkelsche Gewissen Nichts gemein hat mit der von einem heiligen sittlichen Ernste erfüllten Schrift, Nichts mit dem Gewissen der nach ihren Bekentnissen von gleichem Ernste erfüllten allgemeinen christlichen Kirche, aber wol eins ist mit dem, was bisher für natürliche menschliche Vernunft gegolten und als solche die göttliche Wahrheit stets gemeistert hat, von deren Weisheit aber der Apostel sagt, daß sie Thorheit sei bei Gott (1 Kor. 3, 19).

---

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz in Berlin. Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

# Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1864. Mittwoch den 10. August. № 64.


## Aus der Zeit vor, in und nach dem Befreiungskriege.

(Schluß.)

Nur jene Geistlichen fanden die Unterstützung der geistlichen und weltlichen Behörden, die B.'s keinen Schutz, keine auch nur einigermaßen gerechte oder auch nur billige Beachtung und Prüfung. Selbst die Untersuchungen, welche die vom Könige im Jahre 1822 abgesandte Immediat-Kommission zur Prüfung der Sache an Ort und Stelle anstellte, hatten bei dem damaligen Zustande der geistlichen Behörden bei Weitem keinen irgend genügenden Erfolg. Es traten Verfolgungen ein. Die Regierung ließ die Versamlungen durch Gensd'armen überwachen und die Personen aufzeichnen, welche sie besuchten. „Im Laufe der darauf folgenden Woche wurden von den bei der Betstunde aufgezeichneten Personen die Geldstrafen eingezogen. Wo es am Gelde gebrach, fanden Auspfändungen statt. Auf diese Weise kam ein armer Mann um die einzige Kuh. Wer nicht bezahlen konte, wurde ins Gefängnis geworfen. Es kam so weit, daß die Königl. Regierung in Cöslin bereits Vorschläge machte zu einer ärztlichen Untersuchung der Herren von Below, und daß sie dem Blücherschen Husaren-Regiment den Auftrag erteilte, die Betversamlungen auseinander zu sprengen. Daß es nicht wirklich dazu gekommen ist, hat man — — wie S. Mila berichtet — allein dem braven Obristen von Arnim zu danken, welcher außer sich war, daß sein Regiment „„von den Federfuchsern in Cöslin““ commandirt werde und daß seine Husaren gegen Leute marschiren sollten, welche sich nicht wehrten. Es kam durch Vermittlung des Kronprinzen noch rechtzeitig genug Gegenbefehl von Berlin, und die Husaren blieben in ihren Garnisonen.“ (Wangemann S. 54 u. 55.)

Wie kann man sich wundern, wenn unter solchen Zuständen, nachdem die Belows lange willig geduldet hatten, in der damaligen Zeit, in welcher die Richtung aller zum Glauben Erweckten ganz allein dahin gerichtet war, die eigne Seligkeit zu schaffen und andern das Heil zu verkündigen, in der die Lehre von der Kirche, von ihrer durch keine Untreue gefährdeten Festgegründetheit auf ihrem Bekentnisse allen fern lag und selbst von denen unter B.'s Freunden, welche diese von dem Austritt abmahnten, nicht in voller Klarheit geltend gemacht werden konte; — wie kann man sich wundern, wenn nun in den Belowschen Kreisen die Ansicht Geltung fand, es sei die Kirche, in der das ärgste Widerchristentum laute und dreiste Verkündigung und diese Verkündigung Schutz fand, das Babel, von dem auszugehn, Pflicht der Gläubigen sei. Die Belows hielten es für eine sündhafte Verläugnung der Wahrheit, wenn sie mit einer solchen Kirche in Gemeinschaft blieben. Kamen dabei die theuern Männer in ihrem ernsten und mutigen Kampfe über die Gränze, welche sie hätten inne halten sollen, so mögen die, welche einer solchen Gefahr nicht unterlegen sind, ernstlich prüfen, ob sie nicht einer andern und viel schwerern Gefahr ausgesezt sind, wenn dereinst nach den Früchten ihres Bekentnisses gefragt wird, ob ihr Christentum, dessen Bekentnis ihnen nicht, wie damals, Schmach und Hohn, nicht ein Ausgeschiedenwerden von fast allen Umgebungen, und nicht Verfolgung, vielmehr kaum irgend eine Anfechtung von außen, jezt selbst Ehren bringt, bei denen, an deren Anerkennung ihnen irgend nur gelegen sein kann, ob dieses Christentum, wenn ihm nach Außen hin die Früchte fehlen (— und über diesen Mangel wird jezt ja so viel geklagt —), nicht der rechten Lebendigkeit, des Ernstes, des Mutes und der Treue entbehrt? Ob die Schuld lediglich oder auch nur hauptsächlich an den Umgebungen liegt, die im Tode bleiben?

Der ehrwürdige, gottselige Dr. Heubner, welcher Mitglied der Immediat-Kommission vom J. 1822, also in einer Zeit in Pommern war, in welcher der Austritt der Belows aus der Kirche bereits erfolgt war, fand keinen Anlaß zu einem harten, sondern zu einem ganz andern Urteil. „Er sprach sich im J. 1826 gegen P. Fischer im Rückblick auf diese Zeit so erfreut aus, daß er sie die schönste Zeit seines Lebens nante. Er habe bei Stolp zwar Separatisten, aber Separatisten aus Not gefunden, wahre Kinder Gottes, vom heiligen Geiste erleuchtet und im rechten Glauben geheiligt. Er habe dort Gaben gefunden, welche ihn in Erstaunen gesezt hätten. Einfache Leute, Gärtner, Handwerker, Tagelöhner hätten gepredigt, wie man es in den Kirchen vergeblich suche. Namentlich einen Jüngling von 18 Jahren, einen Tischler, habe er predigen gehört, daß er sich der Thränen nicht habe erwehren können. Dabei habe des Jünglings Angesicht in seligem Frieden und heiliger Begeisterung gestrahlt, wie das eines Engels. Das Schönste aber, was er je von geistlicher Beredtsamkeit vernommen,

habe er aus dem Munde Gustavs v. Below gehört." (Wangemann S. 65.)

Das ist ein Zeugnis, welches vor einem vornehmen und leichten Aburteilen bewahren, wol aber zum Preise Gottes anreizen kann über die großen Gnaden, die Er den Seinen vorbehalten hat und gern zu Teil werden läßt.

Und nun nur noch zwei kurze Notizen.

Gustav v. Below starb im Jahre 1843. Heinrich schrieb damals an einen Freund beider: Gustav ist mit einem guten Bekentnis selig entschlafen.

Heinrich wurde am 14. December 1857 abberufen. Wie ein Sieger legte er, nach den schönen Mitteilungen bei Wangemann S. 244, seinen Stab nieder und ging in voller Glaubenskraft und Freudigkeit und in voller Gewißheit seiner Seligkeit zu seinem Herrn.

---

## Noch einmal Nathan der Weise!

Wozu? wird man vielleicht fragen; — doch nicht um etwa die Mängel dieses dramatischen Produkts zu kritisiren? — die sind ja bekant genug und liegen so sehr auf der Oberfläche, daß es zur Einsicht in dieselben einer eingehenden Kritik in keiner Weise bedarf. — Es ist auch die Absicht nicht hier eine solche zu geben, vielmehr geht diese dahin, die sonderbare Erscheinung zu erklären, daß man ein Drama dieser Beschaffenheit noch immer unter die Meisterwerke der deutschen Literatur zu zählen vielfach gewohnt ist; daß man auch nicht den geringsten Anstand nimt, Lessings Nathan, in schwärmerischer Verehrung, nahezu als eine der vorzüglichsten Leistungen des deutschen Genius aufzuführen.

Mit denen, welche ein Urteil dieser Art durch den inneren dichterischen Wert des Stücks rechtfertigen zu können glauben, wird sich weder streiten, noch eine Verständigung erzielen lassen; sie werden es nahezu als eine Art von Lästerung des Genius empfinden, wenn man, für die Erklärung der Gunst, welcher sich das Stück fortwährend zu erfreuen hat, von der Behauptung ausgeht, daß nicht der dichterische Wert, sondern gerade umgekehrt, der, diesen Wert auf ein äußerst bescheidenes Maß herabdrückende Charakter desselben, als Tendenzstück ihm diese zugewendet und bisher erhalten hat. — Gleichwol wird man sich dazu entschließen müssen, wenn eine genügende Erklärung dafür gefunden werden soll. — Man wird hierbei als selbstverständlich voraussetzen können, daß der fragliche Umstand, an sich, sehr wol geeignet ist, die Erscheinung genügend zu erklären; daß, um mit einem Worte Alles auszusprechen, das Bestreben eine, die Zeit gerade beherschende Idee zur Geltung zu bringen, einem Werke, auch bei sonst bedeutenden Mängeln, die Gunst der, von dieser Idee Beherschten gar wol gewinnen und wenigstens so lange erhalten kann, als die fragliche Idee ihren Einfluß behauptet. Demnach wäre zu untersuchen, ob man berechtigt ist, „Nathan" als Tendenzstück zu bezeichnen; wobei die Idee, die er zur Geltung bringen soll, natürlich von selbst hervortreten und sich beurteilen lassen müßte, ob und in wie weit solche, als die die Zeit beherschende, sich in genügender Weise darstellt und somit zur Erklärung der Thatsache ausreicht. — Das Hauptinteresse der beregten Frage, so wie die Berechtigung, dieselbe in diesen Blättern zur Sprache zu bringen, liegt jedoch darin, daß bei der Erwägung derselben sich zugleich mit ergeben muß, was denn nun Lessing für ein Ideal aus jener Zeit heraus zu Stande gebracht hat. — Um den Leser nicht im Ungewissen darüber zu lassen, was mit dieser Idee gemeint ist, möge dieselbe hier vorerst kurz als das Princip des absoluten Humanismus bezeichnet werden.



Die Aufgabe, nachzuweisen, daß man Nathan als Tendenzstück zu betrachten habe, ist eine sehr einfache; Lessing selbst hat dafür gesorgt, daß seine Absicht, ein solches zu geben, deutlich genug hervortritt, um keinen Zweifel darüber zu lassen.

Ob er seine famosen drei Ringe selbst fabricirt oder von dem Italiener erborgt oder käuflich an sich gebracht hat, das kann uns ziemlich gleichgültig sein; daß die Fabel des Stücks in der Erzählung von denselben culminirt, steht nicht zu verkennen. — Von entschiedener Wichtigkeit aber für unsere Frage ist der Umstand, wie das Verhältnis dieses Culminationspunktes zu dem Ganzen zu fassen ist. Dieses Verhältnis kann nämlich das sein, daß die Erzählung von den drei Ringen des Stücks wegen da ist, aber auch das, daß das Stück der drei Ringe wegen da ist; — deutlicher, daß die Personen und die Handlung gedichtet sind, um jenen Culminationspunkt zu celebriren. In dem ersten Falle hätten wir — natürlich nur der Anlage nach, als eine Möglichkeit, bezüglich deren Verwirklichung die dichterische ꝛc. Befähigung des Autors entscheiden wird — Poesie, Kunst, Drama in höherem Sinne, im lezteren unvermeidlich — Tendenzstück.

Welcher dieser Fälle liegt nun vor?

Mit den, aus dem Lebensgange des Autors, aus den, bei der Abfassung seines Stückes gerade vorliegenden Bestrebungen und Zeitumständen zu entnehmenden Wahrscheinlichkeits-Gründen dafür, daß der leztere anzunehmen sei, wollen wir den Leser nicht ermüden; sie sind ohnedem bekant genug, und wir haben es eben nur mit dem Stücke selbst zu thun. Halten wir uns an dieses. Schon seine Anlage, die Oekonomie desselben im Allgemeinen wird genügen, um die Ueberzeugung zu begründen, daß mit dieser Annahme Lessing kein Unrecht geschieht. — Versuche man es einmal, den Nathan so zu lesen, daß die Erzählung von den drei Ringen ausfällt, und man wird unausweichlich den Eindruck erhalten, daß die Dichtung damit einen Charakter annimt, welcher sie so ziemlich in das Gebiet des Märchens stellt, bei dem es auf innere Wahrscheinlichkeit, Motivirung des Wollens und des Thuns im Mindesten nicht ankomt. — Mit einer ganz kleinen Umstellung — die Erzählung von dem verlornen Bruder des Sultans voran — wird man das Ganze, ohne wesentliche Aenderung dessen, was geschieht, was die Per-

sonen wollen und thun, als Kindermärchen erzählen können, ohne besorgen zu müssen, daß es den Eindruck eines solchen nicht machen werde. — Der Schlüssel, der den inneren Zusammenhang begreiflich machen kann, wäre alsdann fort; der Sultan, der dem Juden um den Hals fällt, der Jude, der mit Mohamedanern und Christen in absoluter innerer Harmonie sich findet u. s. w., sind alsdann ebenso kuriose Figuren geworden, als irgend ein Zauberer und verwünschter Prinz eines Märchens irgendwie nur sein kann. — Bleiben wir bei dieser Wahrnehmung vorerst stehen, sie sagt uns deutlich genug, was wir vor uns haben, sagt uns, daß der Dichter nicht von dem Gedanken ausging, Charaktere, menschliche Verhältnisse, Leidenschaften zu schildern, mit denen etwa die Idee, die in den drei Ringen sich zu Tage legt, in Berührung, Conflict, Wechselwirkung trat, sondern einfach von dem Gedanken, diese Idee an den Dingen und Menschen in ihrer Erhabenheit und Vortrefflichkeit, in ihren glänzenden Erfolgen zur Anschauung zu bringen. — Daraus aber läßt sich nun einmal kein Drama im höheren Sinne, sondern nur ein Tendenzstück machen.

Wie dieser Zweck und Ausgang auf die Ausführung wirkt und dem Produkt den bezeichneten Charakter aus innerer Notwendigkeit aufprägt, das wird später zu erörtern sein; vorerst werden ein paar Worte, über den Inhalt der Idee, die Lessing verfolgt, um so weniger als zu viel erscheinen, als sich daraus der Ungrund eines Urteils ergeben wird, das man wol über die Charaktere, welche im Nathan auftreten, gefällt hat, indem man Lessing den Vorwurf machte, er habe einen Juden, der kein Jude sei, und Mohamedaner und Christen, die weder das eine, noch das andere seien, gedichtet. Gegen diesen Vorwurf wird man den Verfasser des Nathan in Schutz nehmen müssen. — Seine Absicht ging ganz und gar nicht dahin, der Beschauung Angehörige eines bestimten Bekentnisses vorzuführen, sondern vielmehr, geradezu im bestimten Gegensatze, in den Hauptpersonen seines Stücks die Bekentnislosigkeit als das Ideal der Menschheit zu verherrlichen. Mittelst der Erzählung von den drei Ringen schafft er sich gleichsam ein in fraglicher Beziehung neutrales Gebiet, auf welchem Nathan als Stern erster Größe glänzt; Saladin ihm am nächsten komt; dem sodann der Templer, gleichsam unbewußt, zufällt, indem bei ihm, wie bei Recha, die schwachen Barieren, welche die Reste confessioneller — im Sinne Lessings — Vorurteile dem selbstbewußten Eintritt in dieses Gebiet entgegenstellen, durch den Gang der Ereignisse überwunden und beseitigt werden; während — mit Schiller zu reden — der aufgegebene Teil des Personals, dem von Intelligenz und sittlicher Würde auch nicht einmal der Anteil an der allgemeinen Sonne gehört, die schmutzige Zuthat ergibt, welche das Relief erheischt, den dunklen Hintergrund bildet, auf welchem sich die leuchtenden Gestalten glänzend abheben, und schließlich in dem confessionellen Schmutze zurückbleibt und versinkt.

Nicht also von der Ansicht wird man für die Beurteilung auszugehen haben, daß Lessing in confessionelle Verhältnisse hineingestellt habe, was da nicht stehen könne; man wird nicht etwa Nathan für einen unmöglichen Juden erklären dürfen; die Billigkeit fordert, daß man ihn auf den Standpunkt stelle, den ihm der Dichter gegeben hat, und den er selbst klar genug bezeichnet, wenn er ihn zum Templer Act 1. Sc. 6 sagen läßt:

— Sind
Wir etwa unser Volk? Was heißt denn Volk?
Sind Christ und Jude ehr Christ und Jude,
Als Mensch? — —



man hat zuzusehen, was er auf diesem, nicht christlichen und nicht jüdischen, sondern rein menschlichen Boden hat erwachsen lassen. — Es tritt nun hier gleichsam von selbst die Frage ein, ob die Opposition, die hiermit gegen alles Confessionelle klar ausgesprochen ist, das Religiöse mit begreift oder nicht? Principiel ist dieses so wenig der Fall, daß Lessing vielmehr die ganze Entwickelung des Charakters Nathans auf den Grund des Religösen gestellt hat. Act 4. Sc. 7 würde, wenn auch das sonst nicht ausgesprochen und klar wäre, darüber keinen Zweifel gestatten, das Können aus der Vernunft und dem Wollen wird auf Gott dort so direct bezogen, das Erlebte so klar unter die Fügung Gottes gestellt, daß es vollkommen überflüssig erscheinen muß, über diesen Punkt noch irgend etwas zu bemerken. Hiermit tritt denn die Idee, die Lessing verfolgt, mit möglichster Schärfe hervor. — Als Gegner jeden confessionellen Gaubens kündigt er sich an, dieser ist ihm nicht ein Mittel zur Entfaltung der Idee des Religiösen, wol gar eine notwendige Bedingung, sondern im Gegenteile ein Hemmnis; jedes Fassenwollen desselben in irgendwelches Dogma, jeder Offenbarungsglaube muß diese Entfaltung unmöglich machen und zerstören; nur aus der reinen Innerlichkeit der Kräfte der menschlichen Natur kann das Höhere — wofür er, nebenbei gesagt, das sittliche Wollen ausschließlich ansieht — zur Geltung kommen und wird es in überschwänglicher Weise.

Ehe wir uns damit beschäftigen zu ermitteln, was denn nun Lessing im Nathan für die Verherrlichung dieser Idee leistet, wird hier der Ort sein, darauf hinzuweisen, wie Lessing damit zu der herschenden Zeitrichtung steht. — Diese Zeitrichtung selbst näher zu charakterisiren dürfte wohl am wenigsten hier Not sein, aber man wird hervorzuheben haben, daß Lessing so ziemlich einer der ersten sein möchte, der die, allerdings langeher schon eingeleitete Opposition gegen den positiven Religionsglauben, gegen jedes Confessionelle — sagen wir es kurz auf die Bühne brachte; der es nicht blos unternahm dasselbe negativ, mit den Waffen einer zersetzenden Critik zu bekämpfen, sondern, und darin besteht eigentlich das charakteristisch Eigenthümliche, das Neue, man möchte sagen, das bis dahin Unerhörte dieses Versuchs, sich gleichsam anheischig machte, in positiver Weise ein leuchtendes Bild dem Publikum vor Augen zu stellen, an dem sichtbar würde, welcher herrlichen Entfaltung das, was seine Idee dem positiven Dogma und Glauben entgegenstellt, fähig sein könne. — Es war ein kühner Gedanke, eine großartige, aus tiefer Auffassung der Dinge hervorgehende Unternehmung,

nicht etwa nur etwas zu schaffen, was bis jezt gefehlt hatte, sondern auch damit zugleich die Basis vollkommen zu zerstören, auf welcher das bekämpfte Princip ruhte, denn wenn es gelang, eine Entwicklung, wie sie in Nathan gezeichnet ist, als möglich nur, oder gar als wahrscheinlich nachzuweisen, dann war offenbar die Basis eines jeden Offenbarungsglaubens vollkommen vernichtet. Faßt man die Sache unter diesem Gesichtspunkte auf, so kann der Enthusiasmus für Nathan nichts Befremdendes mehr haben, die dem Offenbarungsglauben abgewendete Zeitrichtung mußte ihm ein freudiges: Gefunden! entgegen rufen. Es wird dann auch vollkommen begreiflich, wie dieser Enthusiasmus sich so weit hat versteigen können, den Verfasser des Nathan mit Luther in Paralele zu stellen, und zu behaupten, er habe der Cultur einen gleichen Dienst, wie der große Reformator geleistet; ja dies ist sogar ganz richtig, wenn es nämlich richtig ist, daß sein Versuch ihm gelungen ist. — Mag dann die Zeitrichtung fortgeschritten, über den Standpunkt, auf dem er stand, weit hinausgekommen sein; die Bahn hätte er alsdann gebrochen, den Grund und Boden auf dem sie fortschreiten und sich entwickeln konte, hätte er ihr erobert. —

Hiermit gewint dann aber die Frage, wie weit ihm das, was er mit seinem Nathan gewollt, gelungen oder mislungen ist, ein hohes Interesse für Alle, welche den Offenbarungsglauben, das mit ihm eng verbundene Confessionelle nicht aufzugeben gewillt sind, weil sie es für unentbehrlich und schlechthin zur Entwicklung der Menschheit in der Sphäre, welche die Begriffe Religion und Sittlichkeit bezeichnen notwendig halten; weil sie eine gedeihliche Entwicklung dafür, aus dem Lessingschen Humanitäts-Princip heraus für mehr nicht und weniger nicht, als für eine reine Chimäre zu erklären nicht umhin können. — Wenn ein geistig hochbegabter Mann, und das war Lessing ohne Widerrede, es unternimt, die Erfolge auf den höheren Lebensgebieten, welche das Aufgeben des Offenbarungsglaubens, des confessionalen Inhaltes eines solchen, haben kann als das Höchste, wonach zu streben sei, dramatisch zu entwickeln, das heißt als verwirklicht in einer Persönlichkeit darzustellen, und zwar so darzustellen ihrer Idee nach, daß kein Hemnis aus dem Conflikt der Idee mit der Wirklichkeit, dem realen Leben und seinen Erscheinungen dabei beirrt und eine Schranke sezt, die er für jenen Erfolg mit berücksichtigen und in Anschlag bringen müßte; so sollte man denken, daß eine genaue Prüfung dessen, was er zu Stande gebracht hat, ein geeignetes Mittel wäre, zur Einsicht darüber zu kommen, welche Wahrscheinlichkeit für die fraglichen Erfolge etwa Bekentnislosigkeit zur Seite stehen möchte. — Viel strenger beweisend, als nach der Seite hin, für welche der Nathan eintreten soll, möchte dann namentlich, wenn es sich etwa zeigen sollte, daß die versuchte Entwicklung selbst in der idealen Leistung des Drama als



eine dürftige, ungenügende und verfehlte sich darstellt, die Annahme sich begründen lassen, daß eine solche im Leben noch viel dürftiger und ungenügender ausfallen werde. —

Gehen wir zur Inbetrachtnahme dessen, was Nathan in dieser Beziehung darbieten kann, über. — Wir werden dabei den oben bezeichneten Gesichtspunkt festhalten können und, wie das Drama bisher seiner Anlage nach als Tendenzstück bezeichnet werden mußte, diese Bezeichnung als gerechtfertigt durch seine Ausführung nachzuweisen haben. Die Punkte, auf welche es bei der Beurteilung der zu Grunde liegenden Idee ankomt, werden sich dabei schon selbst ergeben.

Daß, wenn ein Mann wie Lessing es unternimt, ein Tendenzstück zu schreiben, die specifischen Eigentümlichkeiten, die ein Opus der Art zu charakterisiren pflegen, nicht mit der Plumpheit hervortreten werden, mit welcher sie sich bei solchen meist bemerkbar machen, die dergleichen zu versuchen für ganz unbedenklich halten, wird man unbedingt von vornherein erwarten müssen. Wenn indessen gleichwol die fraglichen Mängel auch bei ihm sich so stark bemerkbar machen sollten, daß sie überall leicht erkennbar sind, so möchte eine starke Warnung für Dramatiker, sich doch auf Tendenzstücke lieber nicht einzulassen, darin ziemlich klar vorliegen. — Doch nicht mit dramatischer Kunst haben wir es hier zu thun; sondern mit Lessings Erfolgen; dafür wird es genügen, zu bemerken, daß Lessing es nicht vermocht hat die Schwierigkeiten, welche die fragliche Absicht der Ausführung bereitet, zu überwinden. — Den erforderlichen Nachweis für diese Behauptung können wir hier, schon des Raumes wegen, nicht durch detaillirtes Eingehen auf alles Einzelne geben; es wird dieses für unsren Zweck aber auch ganz und gar nicht erforderlich sein; das nähere Eingehen auf die Hauptperson wird genügen, um die ausgesprochene Ansicht sattsam zu dokumentiren. Wir gehen daher nur auf den Charakter Nathans ein und die Nebenfiguren des Stücks mögen nur so weit berührt werden, als dies etwa für das Verständnis erforderlich sein kann. — Der leichteren Uebersicht wegen möge, ehe wir uns darauf einlassen, bemerkt werden, daß Lessing an zwei Hauptpunkten scheitert, die für das Urteil normgebend sein müssen. Er will eine positive Größe, wie oben bemerkt, entwickelt aus dem Princip confessionsloser Humanität zeichnen, bringt aber, hingegeben der Tendenz, nur eine negative, beinahe inhaltslose zu Stande; so zwar, daß die Versuche, welche er macht, einen festen Grund und Boden, und einen positiven Inhalt dafür zu gewinnen, ihn entweder zu psychologischen Unmöglichkeiten, oder dazu führen, jenen positiven Inhalt für sein Humanitätsprincip zu eskamotiren oder, wenn man lieber will, von dem bekämpften Offenbarungsglauben zu entlehnen.

Doch wenden wir uns dem zu erbringenden Nachweise zu.

(Fortsetzung folgt.)

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz in Berlin. Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

# Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1864. Sonnabend den 13. August. № 65.


## Die Goßnersche Mission unter den Kols.

Man hat den alten Goßner wol oft einen Einspänner genant, und wenn man damit andeuten will, daß er ein durchaus selbständiger Mann war, der sich nicht auf Andere verließ, sondern die Wege ging, die er unter Gebet und durch Leitung des h. Geistes als die rechten erkant hatte, so kann man ihn allerdings einen Einspänner nennen. Conferenzen und Comité-Sitzungen liebte er nicht, und umgab sich daher nur mit solchen Männern, die willig waren, seine Ideen auszuführen und die ihm keine Hindernisse in den Weg legten und keine Schwierigkeiten machten. Man hat ihn auch wol eigensinnig genant, und im guten Sinne des Wortes war er es auch. Er war ein Mann von unendlich reichen Erfahrungen in der Entwicklung des Reiches Gottes, von einer tiefen Erkentnis der Sünde, und hatte Blicke in die Geheimnisse der Gnade gethan, wie wenige. Der Gang seines Lebens war so eigentümlicher Art, daß er auch in seiner Erscheinung nicht mit dem gewöhnlichen Maße gemessen werden konte, und daher wurde er auch von denen nicht begriffen, die alle Menschen mit einer Elle messen, und alle die verwerfen, denen ihre Schnürleiber und ihre spanischen Stiefeln nicht passen. Ebenso wenig, wie er die Gunst der Großen suchte, buhlte er um den Beifall der Menge. Er konte oft in rücksichtsloser und schonungsloser Weise die Wahrheit in sarkastischen und derben Ausdrücken sagen. Alles halbe Christentum und das Hinken nach beiden Seiten war ihm ein Gräul, und reizte ihn wol zur Satyre und zum Spott. Er konte das von ihm sogenante vornehme Christentum, das dem feinen weltlichen Leben sich anzubequemen suchte, mit scharfer Lauge begießen und mit Dornenruthen geißeln. Er forderte oft im Laufe des Gottesdienstes die Gemeinde auf, mit ihm niederzuknien zum Gebet; als er einmal aufstand und sah, daß Mehrere nicht ihre Knie gebeugt hatten, sagte er: „wir müssen noch einmal knien und beten für die vornehmen Heiligen, die heute unter uns sind, daß der Herr ihnen auch Gnade gebe, sich vor ihm zu demütigen.“ Die Theologie, die weltliche Gelehrsamkeit und Bildung mit dem Evangelio aussöhnen wollte, haßte er, und hatte ein scharfes Auge für jede Abschwächung der Heilslehre, weshalb ihm auch mit Unrecht wol nachgesagt wurde, er verwerfe alle Bildung und Gelehrsamkeit. Ganz besonders verabscheuete er alle und jede bureaukratische Form; Protokolle und Acten reizten ihn zum Spott; der Verkehr mit den Behörden, mit dem Consistorium und der Regierung war ihm höchst lästig, er durchbrach gern die Schranken der Berichte und Verfügungen und sah darin Hindernisse der guten Sache. Bei alle dem war er ein fröhlicher Mann, der seines Gnadenstandes gewiß war, der in allen Unternehmungen der Widersacher des Reiches Gottes nur Bestrebungen der Ohnmacht sah, wodurch sie sich ihr eigenes Grab graben. Als ich einmal in öffentlichen Blättern im Jahre 1848 sehr geschmäht wurde, kam er zu mir und sagte: „ich komme, um zu gratuliren“, sezte aber hinzu: „sie erweisen ihnen viel mehr Ehre, als sie verdienen.“ Die Persönlichkeit Goßners hatte etwas gewaltig anziehendes, und niemals ging man von ihm, ohne daß der alte Mensch einen Hieb erhalten oder der neue Mensch ein Brosamlein empfangen hatte. Was es heißt: „habt alle Zeit Salz bei euch“, konte man von ihm lernen. Als einst sein gnädiger König Friedrich Wilhelm IV. das Elisabeth-Krankenhaus besuchte und beim Abschiede ihn fragte, ob er einen Wunsch habe, den er ihm erfüllen könne, antwortete er: „ja, ich habe einen großen, herzlichen Wunsch, ich wünsche, daß mein König einst die Krone des ewigen Lebens tragen möge.“ Merkwürdig ist es mir, daß er bei der Originalität und der scharf hervortretenden Eigentümlichkeit seiner Person, es verstand, die Leute nicht blos zu dankbaren Anhängern an seine Person zu machen, sondern sie auch wirklich zum wahren und gesunden Christentum zu führen. Es sind wenige Geistliche, die so viele geistliche Kinder haben, als er, viele lebendige Christen in Petersburg und in Berlin sind durch ihn zum Glauben erweckt worden, weil er aber fern von aller Eitelkeit zur wahren Demut hindurchgedrungen war, darum konte er auch seine Gemeinde von sich zu dem hinführen, dem allein alle Ehre und aller Ruhm gebührt. Er liebte durchaus die Stille und das Verborgenbleiben, und wußte, daß Rennen und Laufen nicht hilft zum reich werden, dagegen hatte er einen beständigen Umgang mit dem Herrn, und konte mit ihm reden, wie ein Sohn mit dem Vater, wie ein Freund mit dem Freunde, er hatte eine feste Zuversicht im Gebete und war sich der Erhörung mit fröhlichem Herzen gewiß. Der vielbeschäftigte Mann brachte täglich mehrere Stunden im Gebete zu; darin liegt der Schlüssel zu den wirklich großen Erfolgen, die er in

seinem Amte und in seiner Wirksamkeit überhaupt hatte. Das Elisabeth-Krankenhaus hat er durch sein Gebet erbauet und durch sein Gebet ist es gewachsen, und sein Segen ruht bis heute darauf. Besonders aber hatte der Herr seinem treuen Knechte die Sorge um die Bekehrung der Heiden auf das Herz gelegt, und noch nach seinem Tode kann man seine Augen nicht verschließen gegen die Ueberzeugung, daß seine Gebete Erhörung gefunden haben. Die ersten Missionare, die er im Jahre 1838 aussandte, gingen zu den Hindus, unter denen gegenwärtig noch auf 5 Hauptstationen und 2 Nebenstationen 10 Missionare arbeiten, und wenn auch gerade dieses Volk große Schwierigkeiten der Bekehrung zum Christentum darbietet, so ist es doch gelungen, auf allen Punkten kleinere und größere Gemeinden zu sammeln. Die Brüder arbeiten mit unermüdlicher Treue fort. Das Evangelium wirkt unter diesem Volke wie ein Sauerteig, und sie sehen mit Zuversicht der Zeit entgegen, wo auch hier die Stunde schlagen wird, in der das Feld zur Ernte reif sein wird. Die Hindus selbst sprechen die Ueberzeugung aus, daß ihr Götzendienst der Macht des Evangeliums unterliegen, und daß die Religion der Europäer das ganze Land durchdringen werde. Besonders wirksam sind die von dem begabten und treuen Missionar Sternberg in der Volkssprache verfaßten Tractate, die eine weite Verbreitung gefunden haben. — Unter den zahlreichen Boten, die Goßner ausgesendet hat, sind am meisten bisher gesegnet gewesen, die ihren Weg zu den Kols gefunden haben, und ich will versuchen, eine kurze Geschichte dieser Mission hier zu geben, um vielleicht eine größere Teilnahme dafür zu erwecken.

Im Jahre 1844 sandte Goßner 4 Missionare — Schulz, Brand, Frd. Batsch und Janke — nach Indien; ein bestimtes Feld der Arbeit war ihnen nicht angewiesen, sie sollten gehen, wohin der Herr sie rufen, wo er ihnen eine Thür aufthun werde. Gehorsam dieser Weisung, warteten sie in Calcutta. Auf ihren Wegen durch die Stadt sahen sie oft arme schwarze, sehr verkommene Menschen, die die Straßen der Stadt reinigten; sie fragten, wer diese sind und woher sie kommen; man sagte ihnen, daß sie zu einem Volksstamm gehörten, der nordwestlich seinen Wohnsitz habe und Kols genant werde. Der Herr zündete die mitleidige Liebe zu diesen besonders elenden Leuten in ihren Herzen an, und sie verstanden seinen Ruf: „gehet hin und nötiget sie hereinzukommen.“ Die christlichen Freunde, die sie in Calcutta gefunden, waren mit ihrem Vorhaben einverstanden, und der Gouverneur der Provinz kam ihnen freundlich entgegen. So traten sie im Februar 1845 ihre Reise zu den Kols an. In westlicher Richtung von Calcutta, etwa 50 deutsche Meilen entfernt, erhebt sich eine Hochebene, in der dieses Volk, das zu den Ureinwohnern Indiens gehört, wohnt. Die Hindus haben es nach und nach unterjocht und behandeln es mit tyrannischer Willkür und Härte. Der Hindu verachtet den Kol, und hält ihn für geringer als die Thiere. Die einst Herren des Landes waren, sind jezt Knechte geworden, ohne Schutz gegen jegliche Mishandlung. Erst in der neueren



Zeit ist dies Land durch die Engländer bekant geworden. Der Kol liebt besonders den Ackerbau, da aber der Grund und Boden ein Eigentum der Hindus geworden ist, so sind sie genötigt, als Pächter diesen zu dienen. Der Teil des Landes, in dem diese Ureinwohner am dichtesten und am wenigsten vermischt beisammen wohnen, heißt Tschota Nagpore. Hierher begaben sich die Missionare, und am 11. November 1845 nahmen sie den Platz in Besitz, auf dem noch heute die Station Bethesda sich befindet.

Die Kols sind kleiner als die Hindus, aber kräftiger und gedrungener gebaut, von fast ganz schwarzer Farbe mit etwas aufgeworfenen Lippen. Sie sind tüchtige und kräftige Arbeiter, denen es auch an Ausdauer nicht fehlt. Um ihr elendes Dasein zu fristen, verlassen sie auch ihr geliebtes Vaterland und suchen in der Ferne ihren Lebensunterhalt zu verdienen.

Viel trauriger aber als die äußere Lage dieses armen Volkes sind die sittlichen Zustände desselben. Ihre Religion besteht eigentlich nur in einer Furcht vor den zahllosen Teufeln (Bongos), an die sie glauben, und denen sie Opfer bringen und Feste feiern. Sie wissen zwar auch von einem guten Geist zu reden, aber sind weit entfernt, ihn zu verehren und anzubeten, denn sie sagen, es ist ja eben der gute Geist, der thut uns keinen Schaden. Sie sind darin vielen Christen ähnlich, die an einen Gott glauben, der so gut ist, daß er ihre Sünden nicht straft, und darum ihn auch nicht anbeten und verehren. Die bösen Geister, an die die Kols glauben, sind verschiedener Art, die einen sind weniger böse als die andern, und die einen fordern andere Opfer, um sie zu versöhnen, als die andern. Kälte, Frost, Miswachs, alle Krankheiten und Unglücksfälle werden den verschiedenen Bongos zugeschrieben, und der Priester der Teufel (Deona) bestimt nach den wunderlichsten und thörigsten Ceremonien, welcher Teufel das Unheil angerichtet habe und wem das Opfer zu bringen sei. Die Feste, die den Teufeln gefeiert werden, werden in wahrhaft teuflischer Art begangen, mit Saufen, Fressen, unzüchtigen Tänzen und andern schandbaren Gebräuchen. Dieser Art von Religion entspricht nun ganz das Leben der Kols. Die Frau wird für ein geringes Geld vom Manne gekauft, und auch wieder weggetrieben, wenn sie nicht mehr gefällt; gibt es viele Arbeit, so werden auch zwei oder drei dazu genommen. Die Kinder wachsen auf mit den Thieren in der Wildnis. Die furchtbarste Unzucht, der die Kinder von 10 Jahren an schon ergeben sind, erzeugt die schrecklichsten Krankheiten. Die Trunksucht ist ein ganz allgemein verbreitetes Laster, und schon das Kind an der Mutterbrust wird mit betäubenden Getränken genährt. Bei aller Arbeitskraft und Not ist der Kol faul, den geringen Verdienst vertrinkt er, und geht nicht eher wieder an die Arbeit, bis ihn der Hunger treibt. Eine besondere Fertigkeit und Gewandtheit haben sie im Lügen und Stehlen, daher traut keiner dem andern. Unter sich sind die Kols, so wie auch von andern Volksstämmen, durch die Kaste streng gesondert, sie vermischen sich nicht durch die Heirat, und sind besonders vorsichtig, daß keiner

aus der einen Kaste mit einem aus einer andern Kaste zusammen ißt. Die Schranke der Kaste wird gebrochen, sobald einer mit dem andern gemeinschaftlich ißt.

Unter diesem tief gesunkenen und verkommenen Volke fingen die Goßnerschen Missionare ihre Arbeit an. Zuerst baueten sie ein Haus, und lernten so viel als möglich die Sprache kennen. Auf die Errichtung einer Schule waren zunächst ihre Bemühungen gerichtet, aber nur 6 Waisenkinder, die ihnen übergeben waren, konten sie zusammenhalten, die andern liefen bald wieder davon und konten sich durchaus an keine Regel und Ordnung gewöhnen. Voller Schmutz und Ungeziefer sammelten sie einige und reinigten sie, kleideten sie auch ein wenig, aber die Eltern dachten, wie auch in der Mark einige Bauern denken, wir können unsere Kinder besser zum Viehhüten gebrauchen, und ließen nicht zu, daß sie die Schule besuchten. Besonders feindlich waren die Weiber und verbreiteten das Gerücht, die Missionare wollten die Kinder an sich ziehen und verkaufen. Der Besuch des sontäglichen Gottesdienstes war gering, und nur dadurch, daß die Missionare auf die Landstraßen und in die Dörfer gingen, konten sie einige bewegen, zu kommen. Goßner schickte mehrere Brüder nach, und es wurden neue Stationen angelegt, aber eine Frucht ihrer Predigt sahen sie nicht. Sie zogen von Dorf zu Dorf, predigten in Zelten und thaten immer tiefere Blicke in das Elend des Volkes, aber keine Thür that sich auf. Die Missionare arbeiteten mit großer Treue, sezten sich vielen Gefahren aus, und einige unterlagen dem ungesunden Klima. Nur wenn leibliche Not die Kols drückte, kamen sie und suchten Hülfe. Die ekelhaftesten Krankheiten sollten die Missionare heilen, aber wenn sie auch sahen, wie das arme Volk schwer geknechtet war von den Hindus äußerlich, und von der Furcht vor dem Teufel innerlich, so zeigte sich doch kein wahres Verlangen nach dem Evangelio. Sie verzagten in dem Grade, daß sie an Goßner schrieben: „Die Kols bekehren sich nicht, unsere Arbeit ist umsonst, wir wünschen uns ein anderes Feld zu suchen, wo wir mit größerer Hoffnung arbeiten können." Die Antwort lautete: „Ob sich die Kols bekehren oder nicht bekehren, das sei euch ganz gleich; wollen sie das Wort nicht annehmen, so mögen sie es sich zum Gericht hören. Ihr aber betet und arbeitet fort; wir hier wollen auch mehr beten." Sie gehorchten dieser Weisung, arbeiteten und beteten fleißig fort. — Im März 1850 fanden sich vier Männer ein, die regelmäßig dem Gottesdienste beiwohnten und sich den Missionaren näherten mit dem Verlangen: Jesum zu sehen. Diese waren die ersten, die die Schranken der Kaste durchbrachen und mit den Missionaren aßen, und waren auch die ersten, die durch das Sakrament der h. Taufe in das Reich Gottes eingingen, zugleich mit sieben Kindern, die von den Eltern den Missionaren zum Unterricht schon früher übergeben waren.

Die ersten Nachrichten, die der alte Goßner empfing, waren voller Jubel, Dank und Freude. Eine in die Tiefe gehende Bewegung ging von da an durch das Volk in der Nähe und in der Ferne. Das Begehren, das Wort von Jesu zu hören, nahm mächtig zu. Am 18. November 1851 wurde der Grundstein zu der großen schönen Kirche gelegt, der Goßner den Namen „Christuskirche" gab. 1855 war der Bau durch reichliche Unterstützung der Engländer vollendet und gab Raum für 1000 Zuhörer. Bei der Einweihung der Kirche war die Zahl der Getauften schon auf 300 gestiegen. Wie es aber zu allen Zeiten geschehen ist bei dem Anfange der Kirche des Herrn, so mußten auch die neuen Gemeinden noch die Taufe des Märtyrertums empfangen. Die Feindschaft gegen sie regte sich besonders bei den Hindus, ihren leiblichen Herren; sie, als die Grundbesitzer (Semindare), wandten alle möglichen Unterdrückungen und Grausamkeiten an, um die armen Neubekehrten zum Abfall zu zwingen und die Erweckten abzuhalten, den entscheidenden Schritt zu thun. Die die Kaste durch das Miteſſen mit den Christen gebrochen hatten, wurden mit großem Hasse verfolgt und geplagt. Ihre Felder wurden boshafterweise kurz vor der Ernte verwüstet und ihre Wohnungen zerstört. Aber auch hier dienten die Verfolgungen nicht dazu, das Werk des Herrn zu hemmen, sondern vielmehr zum Wachstum desselben. Im Jahre 1857 war die Zahl der Getauften schon auf 900 gestiegen. Da brach die große und schreckliche Militärrebellion aus, und die Feindschaft gegen die Christen regte sich in der mächtigsten Weise. Die Missionare waren gezwungen, ihr gesegnetes Bethesda zu verlassen, und mit vielen Thränen begaben sie sich auf die Flucht nach Calcutta. Kaum hatten sie die Station verlassen, so wurde sie von den Rebellen überfallen und ausgeplündert, die massiv gebaute schöne Kirche aber blieb bewahrt.



So schien nun die mühevolle treue Arbeit von 12 Jahren gänzlich zerstört; die Flucht der Missionare war überaus traurig, innerlich voller Gram und Kummer und äußerlich von Not, Hunger und vielen Gefahren umgeben. Was aber die Menschen böse meinten, das hat der Herr in seiner wunderbaren Gnade gut gemacht. Als die Brüder nach Monaten zurückkehrten, ward ihr Herz sehr getröstet durch die Treue, die die armen Kols unter harten Entbehrungen und in schweren Versuchungen gehalten hatten. Sie waren in die Wälder geflüchtet, und einige waren wol aus Mangel gestorben, aber abgefallen war keiner. Die Feindschaft gegen das Evangelium war so weit gegangen, daß man Preise auf die Köpfe der Christen sezte, und es war auf eine gänzliche Ausrottung derselben abgesehen. Mit der Rückkehr der Brüder begann ein neues Regen und Bewegen im ganzen Volke. Als die Schaar der Treuen wieder sich sammelte, da wuchs der Mut der bis dahin Unentschiedenen und schon im Jahre 1858 konten 240 durch die Taufe der Gemeinde hinzugethan werden. Die Zahl derer, die die Kaste brachen, sich vom Heidentum lossagten, und den Unterricht begehrten, wurde bald nach Tausenden gezählt. Am Ende des Jahres 1862 war die Zahl der Getauften gerade 1900 und die Macht des Heidentums unter den Kols so gut wie gänzlich gebrochen. Die Brüder unterlagen fast unter der

Last der Arbeit. Im Jahre 1863 haben 10 Brüder unter diesem Volke gearbeitet auf 3 Stationen, von denen 5 verheiratet und 5 unverheiratet sind. Sie sind besonders damit beschäftigt gewesen, die in der weiten Provinz zerstreuten eingebornen Christen zu eigenen Gemeinden zu sammeln, aus denen einst selbständige Parochien sich bilden sollen. In dem vergangenen Jahre haben diese armen Christen aus ihren Mitteln 9 Capellen gebaut und 14 andere sollen in diesem Jahre in derselben Weise gebaut werden. Zwei Gemeinden haben ihre Bethäuser erweitern müssen, um auch die aufnehmen zu können, die zwar noch nicht getauft sind, aber doch schon die Kaste gebrochen haben und die Taufe begehren. Den einzelnen Kreisen stehen Gemeindeältesten vor und die Zahl der zu Catecheten ausgebildeten Eingebornen ist im Wachstum begriffen. Im Jahre 1863 sind im Ganzen 1296 getauft, wegen ihres sittlichen Verhaltens haben 6 müssen ausgeschlossen werden. Der Taufunterricht wird auf den Stationen erteilt und erfolgt erst, wenn die Gemeinde, zu der sie gehören, und besonders die Aeltesten sich damit einverstanden erklären. Während des Unterrichts wohnen sie auf der Station in dem sogen. Fremdenhause, und beziehen ihren Lebensunterhalt aus der Heimat, der sie angehören. — In diesen Tagen erhielt ich einen Brief von dem Bischof der englischen Kirche in Calcutta vom 4. Mai c. Nachdem er zuerst anführt, daß er oft mit großer Teilnahme und dankbaren Gefühlen von dem ausgezeichneten Erfolge gehört habe, mit dem Gott die Arbeiten der Missionare gesegnet, welche Goßner nach Tschota Nagpore gesandt, aber seither die Station nicht gesehen habe, berichtet er, daß er am 23. April in Bethesda gewesen und was er dort gesehen. „Unter tiefen Eindrücken", schreibt er, „habe ich mit Dank das großartige Werk kennen gelernt, welches die Missionare mit hingebender Treue und in großer Selbstverleugnung treiben. Ich war Zeuge, wie 143 Kols durch die Taufe in die Kirche Christi aufgenommen wurden. Beim Gottesdienst am Sontage waren ungefähr 1200 von ihnen gegenwärtig und etwa 600 empfingen das h. Abendmal. Auf dem Hofraum des Missionsgrundstücks bivouakirten ungefähr 2000 von den eingebornen Christen. Die Kirche ist ein starkes gothisches Gebäude, mit guten Einrichtungen für alle Zwecke. Die Schulkinder waren reinlich und folgsam, und scheinen wolunterrichtet zu sein. Der Gesang war höchst lieblich, einfach und andächtig, und erhöhet sehr den Ernst und die Feierlichkeit des Gottesdienstes. Die Civilbeamten geben den eingebornen Christen ein gutes Zeugnis. Natürlich sind sie nicht ohne Fehler, aber wir hörten viel Gutes von ihrem allgemeinen Betragen, von ihrem Fleiße, von ihrer sittlichen Häuslichkeit und von ihrer Sorgfalt, auf den Wegen der Gottseligkeit zu wandeln, daß es zu sehen ist, daß ihre Bekehrung vom Heidentum zum christlichen Glauben wirklich eine Veränderung vom Tode zum Leben ist. Die ganze Zahl der Bekehrten beläuft sich gegenwärtig auf 5000."

Der Bischof weist darauf nach, wie die vorhandenen Kräfte nicht ausreichten, um das reich gesegnete Werk fortzuführen, und wie die Brüder nicht allein mit Arbeit überhäuft wären, sondern auch noch bei der zu kärglichen Unterstützung an Geld mit schweren Sorgen zu kämpfen hätten; er sagt: „jeder Gläubige müsse mit Schmerz und Scham erfüllt werden, wenn dieses Werk sollte unterbrochen werden; es sei hart für die, die mit solchem Eifer arbeiten, daß sie in täglicher Sorge wegen ihres Unterhalts sein müßten."

Nach den von den Brüdern uns zugegangenen Berichten sind in den drei ersten Monaten d. J. mehr als 1000 getauft.

Der schwerste Schlag, der die Mission unter den Kols treffen konte, ist der am 30. März 1858 erfolgte Heimgang des treuen Knechtes Goßner. In seiner stillen Zurückgezogenheit hatte er die Brüder mit fester Hand geleitet, und in wahrhaft väterlicher Weise für sie gebetet und gesorgt. Er war in seinem ganzen Wesen eine so originelle Eigentümlichkeit, daß nicht daran zu denken war, einen Nachfolger zu finden, der ganz in seinen Wegen die große Angelegenheit weiter führe, und der sie mit derselben aufopfernden Liebe auf seinem Herzen trage. Der aus Indien zurückgekehrte Missionsprediger Prochnow nahm mit Umsicht und Treue und rastloser Thätigkeit die Leitung in die Hand. Das Comité ergänzte sich, aber Goßners Tod machte sich nach allen Seiten hin fühlbar, zur Leitung der Missionare fehlte seine Auctorität, und das Comité konte nicht das Vertrauen beanspruchen, das er in so hohem Grade besaß. Wenn auch nicht die Beiträge zur Unterhaltung der Station abnahmen, so wuchsen sie doch nicht in dem Grade, wie der schnelle und gewaltige Wachstum der Mission es erforderte. Ein besonders begabter Bruder kehrte zurück nach Europa, wegen seiner wankenden Gesundheit, und neue Kräfte standen dem Comité nicht zu Gebote. Es sind nun freilich einige junge Leute ausgesendet, aber die Ernte ist groß und der Arbeiter sind viel zu wenig. Es ist ein dringendes Bedürfnis, daß in Bethesda ein Seminar gebildet werde, in dem eingeborne Christen zu Lehrern und Predigern ausgebildet werden. Ein Anfang ist zwar gemacht, und mehrere von den Eingebornen dienen und arbeiten schon als Catecheten und Gemeindevorsteher, aber es muß mehr, viel mehr geschehen. Es stehen hier in der Heimat so viele Candidaten müßig am Markt, aber bisher ist es noch nicht gelungen, Einen zu gewinnen für diese große heilige Sache. Das Missionsblatt „die Biene" bringt wol monatliche Nachrichten von den großen Notständen und ruft treulich um Hülfe, aber dies Blatt hat seinen beschränkten Kreis von Lesern und ist weniger bekant als es sollte. Darum habe ich den verehrten Herausgeber der Ev. K. Z. gebeten, diesen Aufsatz aufzunehmen. Er soll ein Notschrei sein an Pastoren und Candidaten — komt und helft in dieser so sichtbar gesegneten Arbeit! Ebenso bitte ich dringend und herzlich alle, die dies lesen, und denen Gott irdische Güter anvertraut hat, um

Unterstützung und Gaben für diese Mission. Der Bischof von Calcutta sagt mit Recht, es wäre eine Schande für die Gläubigen in Deutschland, wenn sie hier nicht wollten ihre Hand aufthun. Die Ausgaben für die Mission sind bei der größten Sparsamkeit im Wachstum begriffen. Ein Teil der älteren Missionare ist durch die schwere Arbeit angegriffen, und die Reise hierher, um die wankende Gesundheit wieder zu befestigen, fordert bedeutende Summen; dazu komt, daß die Kinder der Brüder dort nicht erzogen werden können und hier in Pension gegeben werden müssen, weil wir keine Anstalt haben, um sie selbst in Pflege zu nehmen.

Die Mission für Afrika, die mit ihren Hülfsvereinen ein Netz über die östlichen Provinzen gezogen hat, hat die Missionsfreunde um sich gesammelt, und wir freuen uns, daß sie über größere Mittel zu verfügen hat. Es liegt uns sehr fern, unsre Hand nach denen auszustrecken, von denen sie ihre Gaben empfängt und ihre Einkünfte zu schmälern, aber wenn die Mission unter den Kols nicht soll in Stocken gerathen, so müssen wir unsre Einnahmen vermehren. Goßner verstand es, von dem Herrn sich zu erbitten, was er brauchte, und war gewiß, daß ihm gegeben werde, was nötig war. Wunderbar ist es zu sehen, teils die Ruhe und Zuversicht, mit der er wartete, teils wie oft aus weiter Ferne gerade die Hülfe kam. Man kann uns nicht auf dieselben Wege weisen, denn nicht jeder kann, was Hermann Francke konte, und nicht jeder kann, was Goßner konte. Aus England, Finnland und Rußland sind uns nicht geringe Beiträge zugegangen, aber gerade aus dem Vaterlande, und namentlich aus Berlin, empfangen wir wenig. Viele sind dem seligen Goßner zum Dank verpflichtet und haben durch ihn das Lebensbrod empfangen, und Mancher gebraucht noch täglich das Schatzkästlein von Goßner. Seines Namens Gedächtnis hat er durch das Elisabeth-Krankenhaus und seine Mission gestiftet. Wer sein Andenken in Ehren hält, der helfe in diesen Anstalten das Reich Gottes bauen. Sollte ein Candidat oder Prediger sich veranlaßt fühlen, nach Indien zu gehen und Teil zu nehmen an dieser gesegneten Arbeit, oder sollte Jemand mit seinem Gelde uns unterstützen wollen, so ist sowol der Inspektor Prediger Prochnow, als auch das unterzeichnete Mitglied des Comités zu jeder weitern Auskunft gern bereit, und jede Gabe wird von uns dankbar angenommen werden. Ich schließe diesen Aufruf mit betendem Herzen zu dem, der die Herzen der Menschen lenken kann, der auch die armen Kols zu seinem Eigentum sich erwählt, sie durch sein theures Blut erkauft hat, und sie von der Finsternis des Heidentums berufen hat zu seinem Lichte.

Ueber die äußere Lage der Mission füge ich aus dem Jahresberichte von 1863 noch nachstehende Angaben hinzu. Die gesamte Einnahme hat nicht die Höhe von 15,000 Thlrn. erreicht. Die gesammelten Beiträge sind nicht ganz auf 8000 Thlr. gestiegen. Die übrigen 7000 Thlr. fließen aus den Zinsen von dem Capital, das Goßner hinterlassen hat, und aus dem Verkauf der von ihm verfaßten Schriften, so wie auch des Missionsblattes, das monatlich unter dem Namen der Biene erscheint. Zur Unterhaltung der Missions-Stationen unter den Hindus und Kols haben davon nur 8000 Thlr. verwendet werden können; das Uebrige ist für die Ausbildung der Missionszöglinge, für die Erziehung der uns aus Indien zugeschickten Kinder der Missionare, und zur Unterhaltung und Fortsetzung des Buchhandels verausgabt. Das Capital, das Goßner für die Mission gesammelt hat, bestand bei seinem Tode in 50,000 Thlrn.; Alles, was er hatte, sein und seiner Cousine Privatvermögen gehörte der Mission. Das Meiste davon soll nach seiner Bestimmung nicht angegriffen, sondern es sollen von den Zinsen die Kinder der Brüder erzogen werden. Zu dieser Summe gehören auch die Gelder, die von den Missionaren bei ihrer Aussendung ihm als ihr gesamtes Vermögen ausgehändigt worden sind. Jeder hat gegeben, was er hatte, Einer eine Summe von 11,000 Thlrn. Wir haben freilich, um außerordentliche Ausgaben zu bestreiten, die durch neue Aussendungen und durch die Reisen einzelner Brüder, um sich hier in der Heimat zu erholen und zu stärken, entstanden sind, schon das Capital so weit, als es uns erlaubt war, angreifen müssen, sind aber auch damit an die Gränze gekommen. Der alte Goßner hat noch kurz vor seinem Ende zu mir gesagt: „das Elisabeth-Krankenhaus soll ein Bettelhaus bleiben", und so wird auch seine Mission in großer Armut, aber doch im großen Segen fortbestehen.

Berlin, den 1. August 1864.

Büchsel.

---

## Noch einmal Nathan der Weise!

(Fortsetzung.)

Daß die Hauptfigur die Nebenfiguren überragt und überragen muß, liegt in der Natur des Drama, aber daß sie dieselben so weit überragt, daß solche neben ihr so ziemlich die Natur der Marionetten annehmen, deren Köpfe der Held ohne allen Widerstand dreht, wie er will, das ist die Eigentümlichkeit des Tendenzstücks. — Der Dichter stellt in jedem Falle seine Charaktere so hin, wie er sie für seinen Zweck braucht; er erreicht im Drama diesen Zweck, die Hauptfigur zu heben, so, daß er Kraft mit Kraft ringen läßt, und erhält so einen posi-

tiven Inhalt für seine Charaktere; im Tendenzstück, wozu das? man hat es leichter; die Hauptfigur soll gehoben werden, und das geschieht ebenso gut, indem man die Nebenfiguren möglichst tief herabdrückt. — Aber man hat es nicht blos leichter, sondern es geht eben nicht anders, es liegt in der Natur des Tendenzstücks. Daß und warum lezteres, kann hier füglich unerörtert bleiben; ebenso der Grund, weshalb die so zu Stande gekommenen Charaktere damit einen mehr negativen Charakter annehmen müssen und höchstens negative Größen sein und werden können; wir haben zuzusehen, wie weit sich dieses Criterium am Nathan offenbart. Und in der That, er ist ein ziemlich auffallendes Beispiel, wenigstens für die Behauptung, von der wir ausgingen. Mag man es versuchen, ihn in seine Umgebung hineinzustellen, oder ihn mit dem inneren Maßstab zu messen, welchen der Dichter gibt, indem er ihn den Weisen nent und als solchen will anerkant wissen, das Resultat wird in beiden Fällen ganz dasselbe sein.

In ersterer Beziehung wird diese Größe unter dem Nullpunkt des Positiven dadurch am deutlichsten hervortreten, daß man es sich klar macht, was denn daraus werden möchte, wenn man einer der Nebenfiguren etwa einen positiv-confessionellen Inhalt und ein klein wenig Willenskraft gäbe, oder gar, wenn man irgend eine starke Leidenschaft eine derselben zu selbständigem Handeln aufregen ließe und die Weisheit Nathans, die jene Nebenfiguren vollständig beherscht und damit ihre Größe in der Wirkung offenbart, in Conflict brächte. — Lasse man etwa Saladin einen Mohamedaner, den Templer einen Mann, Recha, statt der nebelhaften Sphinx von glühendster Empfänglichkeit der Phantasie und kältester Verstandesmäßigkeit, ein wirkliches lebendiges Weib sein und Nathans Weisheit wird sicher und gewiß, von der hier berührten Seite aus, eine höchst untergeordnete Rolle spielen. Der Nimbus, der sie umgiebt, wird schwinden und ihre nebelhafte Flüssigkeit sich offenbaren; sobald sie an etwas Festes stößt, wird sich zeigen, daß sie, vollkommen unfähig, auf dieses einzuwirken, nur das nicht Widerstrebende anzuziehen vermag, dem Widerstrebenden aber — klüglich aus dem Wege gehen muß. — Wir müssen es dem Leser überlassen, sich von der Richtigkeit dieser Bemerkung durch eingehende Lectüre zu überzeugen. — Da man jedoch wol, zur schuldigen Vergeltung dafür, daß wir so respectswidrig waren, in Lessings Figuren Marionettenhaftigkeit und Nebelhaftigkeit zu finden, uns den Einwurf machen dürfte, daß wir selbst aus einem nebelhaften Wenn heraus argumentiren, daß es unzulässig sei, in Betracht zu ziehen, was etwa werden wolle, wenn das Stück anders angelegt wäre, da es ja eben der Dichter so angelegt hat, weil es so werden sollte; so werden wir die Freiheit noch weiter treiben, und an ein paar Beispielen nachweisen müssen, daß diesem etwas Menschliches begegnet ist, indem er es versehn und den Nebenfiguren eine kleine Zuthat von Positivem gegeben hat. — Wie schwach und haltlos er auch den Charakter der Daja zu zeichnen bemüht war, das unklare Stück Christenglauben, das er dazugethan, reicht schon hin, um es der Weisheit Nathans herzlich sauer zu machen, nicht etwa mit ihr fertig zu werden, denn dazu bringt er es nicht, sondern — um sie herum zu kommen; ja, am Ende auch das nicht einmal, denn Daja folgt zulezt doch — ihrem Gewissen, und Nathan muß die Remedur da suchen, wo die Sympathie — sagen wir besser, die gleiche Antipathie ihm Genossen schafft, welche zu gewinnen seine Weisheit auch nicht das geringste thut oder auch nur vermag. — Noch übler ergeht es ihm mit einer zweiten Nebenfigur — wir meinen seinen Derwisch. — Es ist freilich nur eine ganz kleine Nebenfigur; es ist freilich nur ein gar erbärmlich geringer positiver Inhalt, den er ihr gibt, der — Cynismus, der sich in diese verirrt hat; aber, sonderbarer Weise, ist auch dieses doppelte Minimum schon ausreichend, nicht etwa nur um zu bewirken, daß die Größe der Weisheit Nathans, so weit sie sich als Macht über Andere ausweisen soll, völlig in Scherben geht, sondern auch um Nathan zu der Einsicht zu bringen:

„Der rechte König ist doch nur der rechte Bettler!"

das heißt doch wohl zu dem Bekentnisse, daß des Derwisches Kopf wol so ziemlich an seine Länge heranreichen möge; ja sogar, daß man so recht eigentlich doch nicht wissen könne, wer von beiden der Weisere sei. — Das wenigstens hätte Lessing seinen Nathan nicht verrathen lassen sollen; es wirft ein eigentümliches Licht auf seinen Glauben an sein Ideal; — es klingt fast, als ob ihm die Ahnung stark zu Kopf gestiegen sei, daß es seine Schwierigkeiten haben möge, aus der blos negirenden reinen Confessionslosigkeit heraus, auch nur selbst für das Drama einen tüchtigen positiven Charakter zu Stande zu bringen, daß dazu der absolute Cynismus eine bessere Grundlage geben möge, als die, welche er sich gewählt hat.

Auf den hier berührten Punkt, Lessings eigene Befriedigung von seiner Schöpfung, werden wir am Schlusse noch kommen müssen. Hier haben wir die Bemerkung anzuknüpfen, daß einem so kritisch-scharfsichtigen Mann, wie der Verfasser des Nathan unstreitig war, die Betrachtung seiner Hauptfigur für eine solche Ahnung gewiß vollkommen ausreichenden Grund geben konte. Sie führt auf die Berücksichtigung der inneren Factoren der Größe Nathans. Also Nathan an sich, abgesehen von seinen Beziehungen zu Anderen.

Der Weise soll er sein, das ist des Dichters ausgesprochene und scharf betonte Absicht — der Gute allerdings auch, doch das eben nur als Consequenz, Ausfluß der Weisheit — man wird demnach die Frage aufzuwerfen genötigt sein, welches ist der positive Inhalt seiner Weisheit? Man wird sich aber in der entschiedensten Verlegenheit finden, wenn auf diese Frage Antwort gegeben werden soll. Die Weisheit Nathans hat keinen positiven Inhalt. — Dieser Inhalt müßte sich finden lassen, wenn bestimt würde, was Nathan will, wofür er lebt. Für diejenigen aber, welche nicht etwa einen reinen verkörperten kategorischen Imperativ für einen positiven Inhalt der Weisheit

nehmen mögen, dürfte es schwer sein, dies zu bestimmen; denn alle seine Lebenszwecke, so weit sie nicht aus dem Humanitätsprincip heraustreten, sind negativer Natur. — Er lebt nicht für die Wahrheit; — sie ist ihm eine mit Sicherheit nicht erkennbare, und seine Weisheit ist, Jedem seinen Glauben — besser Aberglauben zu lassen. — Er lebt nicht für den Lebensgenuß; er behandelt die Mittel dazu als indifferente Objecte, die er für Zwecke aller Art disponibel hält. — Er lebt nicht für die Tugend — was man so nent; wenn: „So ganz Stockjude sein zu wollen doch nicht geht!" — so besint er sich, wie er sich Saladin gegenüber aus der Klemme hilft und stellt als Lebensgrundsatz auf: „Nicht blos die Kinder speist man mit Märchen ab!" Daja beschwichtigt er mit Stoffen und Schmuck, Saladin mit Geldsäcken. — Wie es eben geht. Auf die possirliche Weise, wie er die Geldspende an den Sultan sich auf edle Dankbarkeit bucht, und Feuer und Flamme ist, zu thun, was er, auch wenn der Sultan den Templer nicht begnadigt hätte, eben so gewiß gethan hätte — beiläufig gesagt, ein durchaus verfehlter Zug, da, wo Lessing einen Juden zeichnen will, der nicht Jude ist — brauchen wir weiter nicht einzugehen, denn daß wir da nackte und bare — Weltklugheit, nicht Tugend vor uns haben, liegt auf der Hand. — Danach bleibt also etwa übrig anzunehmen, höchster Lebenszweck, und damit positiver Inhalt der Weisheit Nathans sei der, Anderen Gutes zu thun — so etwas wie allgemeine Menschenliebe, womit ja bekantlich die Tendenz, für die Lessing eintritt, von jeher sich gar viel zu thun gemacht hat (wir sagen gemacht hat, denn daß sie auf dem Boden des Princips dieser Tendenz ein ausländisches Gewächs ist und nicht sonderlich gedeiht, wird später bemerkt werden müssen). — Leicht möglich, daß Lessing die Sache so gedacht hat, daß er sie hinstellen wollte, aber gewiß, daß ihm das sehr übel geglückt ist; er hat es nicht vermeiden können, die Bezugnahme der Wolthätigkeit Nathans auf die eigne Person, die Berechnung für seine Zwecke überall so erkennbar hervortreten zu lassen, daß damit die Annahme der Wolthätigkeit als Selbstzweck gar nicht zu vereinigen ist, und der Eindruck, daß diese als Mittel für, auf seine Person Bezug habende Zwecke auftritt, unausweichlich gegeben wird. — Aber welches kann etwa dieser Zweck sein? — Es ist nach der ganzen Anlage und Durchführung nur ein einziger noch denkbar, und dieser ist — Dank dem absolut negativen Charakter der Tendenz des Princips, das zur Geltung gebracht werden soll, abermals rein negativer Natur — ein Quietismus, der Alles, was stören könte abweist, der ihm ohne Streit und Kampf auszuweichen und etwa so viel Gutes zu thun, als mit dieser Maxime sich allenfalls vereinigen läßt, zur Lebensaufgabe gemacht hat.

Wir müssen es dem Leser überlassen, sich durch die Einsicht in das Stück selbst die Ueberzeugung zu verschaffen, daß nur alsdann, wenn man Nathan unter dem hiermit gegebenen Gesichtspunkte auffaßt, ein innerlich abgerundetes Charakterbild zu Stande komt, unter jedem anderen dagegen die Einheit desselben



verschwindet, — gewiß der beste Beweis für die Richtigkeit der Beurteilung; doch der Raum gestattet nicht, darauf näher einzugehen, wir wenden uns zur Inbetrachtnahme der Versuche, die Lessing macht, diesem Charakter einen festen Boden, nebenbei einen positiven Inhalt zu geben. —

Man wird wol schwerlich verkennen können, daß Nathan den Absichten seines Verfassers entsprochen haben könte, wenn ihm keine anderen Vorzüge, als die eben erwähnten, zu eigen gegeben wären. — Man würde Lessing allzusehr unterschätzen und seine geistige Befähigung verkennen, wollte man annehmen, daß ihm nicht klar gewesen, sein Nathan werde mit allen den guten Eigenschaften, von denen da die Rede war, es nicht höher, als zu dem Prädikat, er sei ein guter Mann, bringen können; — um den Titel des Weisen, den er ihm beilegen will, zu rechtfertigen, mußte er ihn besser ausstatten. Aber woher nehmen und nicht stehlen?

Sehen wir vorerst zu, welche anderen Vorzüge er ihm beilegt. Es sind nur zwei, noch dazu innerlich so eng mit einander verbunden, daß sie schwerlich jemals von einander getrent auftreten können, aber dennoch, sie genügen, um den Charakter, dem sie eigen sind, hoch genug für Lessings Absicht zu stellen, und Lessings Geistesstärke offenbart sich in der allerglänzendsten Weise darin, daß er erkante, damit seiner Darstellung eines Ideals die vollkommenste Anerkennung und Bewunderung unbedingt sichern zu können, indem er ihn darstellt als den, der sich durchgekämpft hat durch die Schmerzen des Lebens, die Schläge des Schicksals und die Bosheit der Menschen, und Sieger geblieben ist; indem sie ihm weder die heitere Ruhe der Sele nach innen, noch die hingebenste und umfassendste Menschenliebe nach außen haben rauben können.

Daß Lessing die Sache so hat hinstellen, so seinen Charakter hat modificiren wollen, ist an sich klar; man hat nur die Erzählung der Umstände, unter denen ihm Recha übergeben wurde, nachzulesen, um zu der Gewißheit zu kommen, daß der Dichter in dem vollen Bewußtsein, daß die Größe, die er zu zeichnen vorhat, nur durch den vollen Sieg über die Leidenschaft, im Kampfe mit der schwersten Versuchung zu Stande kommen kann, die Gewaltigkeit des Verlaufs, die Macht der Eindrücke, welche überwunden werden mußten, so scharf hervortreten läßt, um dem Leser fühlbar zu machen, hier stehe der Mann, der den schwersten Sieg errungen — der, fast hätten wir gesagt, die Welt, und sich selbst und — — überwunden hat; doch das klänge ja für Lessing und Nathan zu christlich; — so etwas könte höchstens seine Daja sagen.

Ehe wir weiter forschen, wie es denn komme, daß Einem bei der Erwägung dieser Dinge ein derartiges quid pro quo unbesehens in die Feder läuft, wird vorerst anerkant werden müssen, daß Lessings Geistesschärfe und richtiges Urteil sich in dieser genetischen Begründung ebenso glänzend offenbart, als in der Wahl der Eigenschaften, mit denen er sein Ideal schmücken will. Es wird nicht zu viel gesagt sein, zu behaupten, daß es

eine absolute Albernheit wäre, sich die Art der Resignation, die wir bei Nathan finden, die nicht sich den Dingen unterwirft, sondern sich über dieselben erhebt, als in anderer Weise zu Stande gekommen zu denken. — So weit geht Lessings Humanismus nicht, daß er eine derartige Entwicklung aus der Theorie der grundwesentlich guten Menschheit, die etwa nur der Leitung zur Entwicklung bedürfte, aber nicht des Streites, Kampfes und Sieges gegen und über die Macht des inwohnenden Bösen, zu Stande bringen und für psychologisch wahrscheinlich verkaufen zu können vermeinte. Doch das werden die Humanisten mit ihm auszumachen haben. Wir wollen, da wir einmal daran sind, die Punkte zu bezeichnen, bezüglich welcher wir ihm unsre Anerkennung zu Teil werden zu lassen uns verpflichtet halten, sogleich lieber noch eine weitere Rücksicht zur Sprache bringen, in welcher dies der Fall ist. — Die großartige Naivetät neuerer Nachtreter, welche eine derartige sittliche Entwickelung, als losgetrent von der Grundlage des Religiösen möglich, und selbst wirklich zu Stande gekommen, als ein ganz annehmbares und glaubliches Ding uns herstellen zu können vermeinen, hat Lessing nicht; zu einer derartigen Unbefangenheit ist er zu sehr — Denker. Daher mag es denn kommen, daß er sehr sorgfältig bemüht ist, den confessionslosen Nathan nicht auch als einen religionslosen erscheinen zu lassen; die psychologische Möglichkeit und Wahrscheinlichkeit des gezeichneten Charakters dadurch zu sichern, daß er das Religiöse zur Grundlage der Entwickelung nimt. — Den Beleg dafür geben Act 1. Sc. 2 und Act 4. Sc. 7.

Damit wären wir denn aber fertig, mit dem, worin die Geistesschärfe Lessings sich offenbart, was in der Charakterisirung seines Ideals als psychologisch gerechtfertigt und wahrscheinlich anerkant werden kann. Es wird aus der Beurteilung selbst schon klar sein, daß die aufgeführten Momente doch so recht eigentlich in das Princip, das Nathan zu verherrlichen bestimt ist, nicht hineinpassen wollen; daß der Beweis, die Grundideen mögen wol ziemlich weit in das Gebiet des christlichen Princips und einer christlichen Anschauungsweise hineinstreifen und hineinpassen, so gar schwer nicht zu erbringen sein dürfte. Es liegt jedoch kein Grund vor, darauf weiter einzugehen, denn der Versuch Lessings, die psychologische Wahrheit seines Nathan auf seine Religion zu basiren, ist wirklich ein so durchaus verunglückter Versuch, daß solcher kaum irgendwo sonst in der dramatischen Literatur vorkomt. — Die Absicht, ein Tendenzstück zu schreiben, verleitet ihn zu den stärksten psychologischen und historischen Irrtümern. — Kann denn auf der religiösen Grundlage, die Lessing hat, und seiner Tendenz der Opposition gegen den Offenbarungsglauben nach allein haben kann, eine Resignation, ein Sieg über sich selbst und die Welt, der Beschaffenheit, wie sie in jenem Charakterbild gezeichnet ist, zu Stande kommen?

Erwäge man die vollkommen stille Ruhe — die reine Milde, der auch nicht die geringste Schärfe mehr beigemischt ist, die im vollkommensten inneren Frieden mit sich selbst, mit der Welt, mit dem Schicksal ihr eigenstes Wesen hat, die dabei mit entschiedenster Thätigkeit einzugreifen und Alles zum Besten zu kehren fortwährend bemüht ist, die durch keinen Haß, keinen Undank, keine Bosheit sich reizen und erbittern läßt. Die nun soll auf den religiösen Grund, den Nathan hat, sich bauen lassen? Wir wissen recht gut, daß unter dem Einflusse eines Glaubens an einen persönlichen Gott, der Macht hat, zu thun, was er will, dem der Mensch in Demut sich zu unterwerfen hat — und auch unterwerfen kann in stillem Frieden, weil seine Liebe, seine Verheißung ihm Bürge ist, daß auch die schmerzvollste Prüfung ihm zum Segen werden muß, wenn er dies thut, eine Resignation dieser Art zu Stande kommen kann. — Wir wissen das und haben das Zeugnis der Geschichte dafür, neben der Möglichkeit, uns begreiflich zu machen, wie das geschieht und geschehen kann. — Wir wissen auch, daß durch starke Schicksalsschläge ohne diese Grundlage in dem Menschenherzen eine Art von Resignation, rein aus ihm selbst heraus, hervorgebracht werden kann, die aber in diesem Falle etwas ganz anderes sein wird und sein muß; so weit fast das direct Entgegengesezte von jener, als sie sich durch das Aufgeben jeder Hoffnung und Erwartung, anstatt des inneren Selenfriedens; durch passive Hingabe, statt des thätigen Bestrebens für die Zukunft, für das Gute zu schaffen und zu wirken; durch rauhes Zuschließen des Herzens, statt der thätigen Menschenliebe notwendig charakterisiren wird. Beide mit einander zu verwechseln, dürfte wol absolut unmöglich sein, und Lessing hat gut und bestimt genug gezeichnet, um zu sorgen, daß man sie hier nicht verwechsele; aber fast stärker noch als ein Irrtum dieser Art ist die Zumutung Lessings an den Leser, die von ihm gezeichnete Art von Resignation auf seine Religion, oder sagen wir es besser, auf seinen Gott beziehen zu sollen.

(Schluß folgt.)

---

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz in Berlin. Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

# Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1864. Mittwoch den 17. August. № 66.


## Noch einmal Nathan der Weise!

(Schluß.)

Gar weislich unterläßt Lessing, irgendwie darauf einzugehen, wer denn der Gott sei, der, mittelbar oder unmittelbar, als eine erbetene Gabe oder als natürliche Frucht des Glaubens an ihn, solch herrlichen Sieg verleihen könte; gar weislich, denn wenn er es that, so mußte er entweder Unsinn vorbringen oder sein Tendenzstück als undurchführbar in den Ofen werfen. Gar weislich überläßt er es dem Leser, sich zu denken, so gut er eben mag und kann, wie es doch möglich sein konte, daß Nathan, als Recha ihm gebracht wurde, niederfiel vor diesem Gott und beten konte:

„Gott! auf Sieben doch nun schon eines wieder!"

wie in aller Welt das doch zugehen soll, daß die Worte Gebet und nicht — ein Rechenexempel wurden. Gar weislich überläßt er das dem Leser, doch gar unweislich — oder besser, aus der Fatalität seiner Tendenz heraus, macht er es dem denkenden Leser so schwer, daß ein Zurechtkommen daraus unmöglich wird. Er plaudert zu viel über Nathans Gott aus, im Eifer der Tendenz, des Widerwillens gegen Offenbarung und Confession. — Der Gott, der die drei Ringe — wie der Richter meint, absichtlich — so machen läßt, daß man sie nicht unterscheiden kann, also nicht einmal erkant sein will, den soll der, welcher mit dieser Erzählung über sein Inneres Aufschluß zu geben in dem Falle ist, so nahe haben, so persönlich — sagen wir nur erkennen, dem, „dem näher kommen zu wollen, Unsinn oder Gotteslästerung ist", dem soll er sich so nahe fühlen, daß er nicht nur zu ihm beten, sondern ihm auch in der Demut der Unterwerfung danken kann. Dem, der seine Wunder nur in der Naturordnung thun kann, dem soll er sein Schicksal vertrauend in die Hand legen, dem das Vertrauen der Liebe zuwenden, die überall sich bewußt bleibt, unter seinem speciellen Schutze, seiner individualen Fügung und Führung zu stehen. — Es soll genug sein, wenn „die rückkehrende Vernunft spricht: und doch, es ist ein Gott!" ohne weitere Vor- und Nachfrage, wer oder was dieser Gott ist, wir möchten sagen, mit gleichen Füßen, über alle Versuchung hinweg, in das Gebiet der reinsten Tugend mit der Reflexion: „Komm, übe was Du längst begriffen hast!" und der Hingabe: „Ich will, willst Du nur, daß ich will!" mitten hineinzuspringen.

Es ist ein schweres Stück Arbeit, lieber Leser, was uns Lessing da aufgibt, und es dürfte wol das Beste sein, auf die Lösung der Aufgabe ohne weiteres zu verzichten. Weniger Mühe und ein begreiflicheres und planeres Resultat wird man jedenfalls haben, einzusehen, daß seine Tendenz den sonst so kritisch scharfen Lessing mitten hineingeführt hat in den bodenlosen Sumpf des allbekanten und bis zum absoluten Ekel wiederholten rationalistisch-naturalistischen Gewäsches, das sich so lange allenfalls anhören und zur Not besprechen läßt, als es und so lange es negirend gegen den Offenbarungsglauben zu Werke geht, aber, wenn es positiv etwas geben und bauen soll, die Unfähigkeit des Princips dazu so vollständig documentirt, daß jede Verhandlung darüber als durchaus unnütz sofort abfällig wird.

Es hätte uns somit die Rücksichtnahme auf die psychologischen Irrtümer in der Charakterzeichnung des Lessingschen Ideals auf die Wahrnehmung geführt, daß in der oben bezeichneten großartigen Unternehmung des Autors gegen die Fundamente des confessionellen Offenbarungsglaubens nichts mehr und nichts weniger vorliegt, wenn man die Ausführung damit vergleicht, als ein — parturiunt montes, da Lessing nicht einmal etwas Neues, geschweige etwas Brauchbares oder gar Durchschlagendes für die Behauptung, daß solche Frucht auf dem Boden, den er ihr geben will, werde erwachsen können, vorzubringen vermocht hat. Wir können indessen hiermit nicht abbrechen. Es wurde der Irrtum, zu dem die Tendenz Lessing verleitet, nicht blos als ein psychologischer, sondern auch als ein historischer bezeichnet. Die Rechtfertigung dieser Bezeichnung wird also noch zu erbringen sein. Für die Nachweisung des Mislingens der Lösung des Problems, das Lessing zum Vorwurfe nahm, wäre sie unnötig, aber gleichwol fehlt es ihr nicht an Interesse, sie wird die Aermlichkeit des humanistischen Princips nachweisen, indem sich zeigt, daß die Züge für die Persönlichkeit, die ein Ritter St. Georg für den Offenbarungsglauben werden sollte — bei dem Offenbarungsglauben geborgt werden mußten, weil der Humanismus derartiges nicht aufzuweisen hat.

„Nathan, ihr seid ein Christ!"

ruft der Klosterbruder erstaunt aus, und Lessing hat damit in

den Mund der Einfalt eine Satyre auf seine Absicht, einen confessionslosen Gegner des Offenbarungsglaubens zu zeichnen gelegt, die nicht schärfer sein kann, und die er durch die Gegenrede: „Was mich Euch zum Christen, macht Euch mir zum Juden!“ — vergeblich abzustumpfen bemüht ist, da an dem Klosterbruder schwerlich etwas specifisch Jüdisches, wol aber an Nathan sehr viel specifisch Christliches zu entdecken sein möchte.

Die Züge, welche diesen Charakter so hoch stellen, als er stehen muß, um der Ansicht Lessings genügen zu können, und welche demselben, wie wir nachgewiesen zu haben glauben, allein eine Anerkennung, für mehr als einen guten Mann, im allergewöhnlichsten Sinne des Wortes, gelten zu können, sichern und ihn über das Niveau des Unbedeutenden stellen, kommen überhaupt nur einmal in der Geschichte der Menschheit vor. Nathan hat die Sünde so besiegt, daß für ihn die Versuchung nicht mehr existirt, er steht so im vollen Frieden mit sich selbst, mit seinem Gott und mit seiner Zukunft, daß nichts Aeußeres, auch nur auf einen Moment diesen Zustand unterbrechen könte. Die Liebe, welche Alles trägt, Alles glaubt, Alles duldet und Alles hofft, ist groß in ihm geworden, daß sie Alles überragt und beherscht, und diese Wahrnehmung ist's eben, die den Klosterbruder zu jenem Ausruf veranlaßt, denn eine solche Liebe ist eben nur an einem, an Christo dem Sohne des lebendigen Gottes sichtbar geworden und der, welcher, gleich ihm, allen Haß, alle Bitterkeit so überwunden hat, daß sie ihn überhaupt nicht mehr reizen und versuchen können, der, der von sich sagen kann, wie Nathan dies thut, Act 5. Sc. 4: „Die Patriarchen und die Tempelherren . . .

Vermögen mir des Bösen nie so viel
Zu thun, daß irgend was mich reuen könte,
Geschweige das!“ —

der steht so unverkennbar da, als gezeichnet nach einem Vorbild, das so wenig dem Gebiete des religionslosen und bekenntnislosen Humanismus entnommen sein kann, daß dieses nicht einmal eine Idee von einer Existenz dieser Art hat, viel weniger ein Vorbild, nach welchem sie gezeichnet werden könte. — Der Klosterbruder hat Recht, Nathan, d. h. die Charakterzeichnung Nathans nach der Seite hin, welche hier zu Tage tritt, ist eine lediglich und allein dem Christentum entnommene. — Der Ausspruch des Horaz über das, was Jedermann thun werde, wenn der Maler durchaus verschiedenartige Gliedmaßen zu einem Leibe vereinen wollte, leidet hier seine vollste Anwendung; Nathan ist, von dieser Seite aus besehen, geradezu als ein dramatisches Ungeheuer leicht zu erkennen, über das man nur — lachen kann.

Doch die Sache dürfte neben der lächerlichen Seite leicht auch eine bedenkliche haben, die nämlich, daß man heutzutage schwerlich sicher davor sein kann, von denen, welchen nun einmal Lessing und Nathan über Alles geht, selbst für eine Art Ungeheuer, für einen Blinden, der den Tag nicht sieht, wenigstens angesehen zu werden. Hat denn, werden sie etwa verwundert ausrufen, der Mensch, der über Lessings Nathan ein Urteil zu fällen sich erdreistet, niemals von einem Socrates etwas gehört!!!



Auf diesen Einwurf wenigstens wollen wir, zwar nicht im eignen Interesse, aber doch in dem derer, die ihn machen könten, antworten, und zwar einmal, daß gerade Socrates, wenn man ihn mit Nathan in Parallele stellt, auf das entschiedenste für unsre Behauptung spricht, dann aber, daß die Berufung auf Socrates das erdenklich beste Zeugnis gegen Lessings Verfahren, einen Charakter der Art auf den Grund der Verwerfung aller Offenbarung zu stellen, geben würde.

Lessing, das ist zweifellos gewiß, hat im Nathan nach Socrates gezeichnet; ja er hat danach sogar recht gut gezeichnet, denn man wird sich kaum des Eindrucks bei der Lectüre erwehren können, daß er diesen als Vorlage bei dem Entwurfe seines Bildes vor sich hatte; erwehren können, Vorlage und Zeichnung zu vergleichen, um zu bestimmen, wie viel davon aus jener in diese übergetragen wurde. Bei der Vergleichung aber wird man sich ebenso wenig des Eindrucks erwehren können, daß er seinen Socrates idealisirt hat, er hat ihn genommen und gegeben, wie es sein Zweck forderte. — Erkennen wir hierin die Geistesschärfe des Mannes, der sich wol bewußt bleibt, er dürfe uns nicht den Socrates, wie er ist, als das Ideal der Menschheit an den Kopf werfen, um damit die Nutzlosigkeit des Offenbarungsglaubens gründlich zu erweisen und Christum abzuthun, wie das von Anderen oft genug geschieht; der begreift, daß er ihn idealisiren muß, ehe und bevor er dazu brauchbar erscheinen kann; — er idealisirt ihn also. — Und woher nimt er die Züge zu dem Ideal, zu dem er ihn auszumalen Willens ist? Darauf wurde oben Antwort gegeben, und diese zu wiederholen, dürfte hier unnütz sein. Nur das wäre allenfalls zu bemerken, daß selbst die Antwort, welche die begeisterten Verehrer Lessings auf die Frage zu geben geneigt sein könten, er habe diese Züge aus seinem dichterischen Genie genommen, für den Fall der Frage, mit der wir es hier zu thun haben, gar nichts ändern konte, und, zugegeben die Richtigkeit einer solchen Antwort, sich etwa nur das daraus sich folgern ließe, daß Lessings Genie groß genug gewesen, um Züge zu dichten, deren Verwirklichung weit über den Bereich des Humanismus hinaus lediglich in Christo und seiner Offenbarung zu finden sein werde. Darüber können wir, unserem Zwecke gemäß, Jedem seine Meinung gar wol lassen, so unwahrscheinlich sie auch sein mag, und so nahe es liegt, anzunehmen, daß der Dichter seine Züge daher genommen haben möge, wo er sie in voller Wirklichkeit vorfand; um so näher, je mehr die christliche Cultur, die er verwirft, die Einwirkung wenigstens auf ihn gehabt hatte, daß sie ihn mit diesen Zügen bekant machte.

Doch es komt im Ganzen für die Rechtfertigung der ausgesprochenen Ansicht überhaupt weniger an auf diesen ersten Punkt, als auf den zweiten, zu dem wir hiermit übergehen. — Mags am Ende sein, daß Socrates als eine der Nathans völlig gleichwertige Erscheinung auf hier fraglichem Gebiete ge-

sezt wird; — aber ist denn der Boden, auf dem Socrates steht, der des Lessingschen Humanismus, der des Nathanschen Antagonismus gegen den Offenbarungsglauben? — Er ist dies so wenig, daß, im entschiedensten Gegensatze dazu, gerade umgekehrt der Lebensgrund dieser Entwickelung geradezu in den Offenbarungsglauben hineinverlegt werden muß; daß gerade das Ruhen derselben auf diesem Grunde das charakteristisch Eigentümliche und Unterscheidende ausmacht, was ihn unterscheidet von allen Zeit- und Volksgenossen; daß gerade sie dadurch so modificirt wird, daß man überhaupt auf die Idee kommen kann, diese Lebensentwickelung mit einer christlichen in Parallele zu stellen, der die auf dem Princip Nathans erfolgten lediglich als diagonal entgegengesezt erscheinen. — Socrates Offenbarungsglaube ist kein jüdischer, kein mohamedanischer, kein christlicher, aber Offenbarungsglaube ist er so gewiß, als einer dieser nur dies ist und sein kann. Sein Genius ist so gewiß keine reine Vernunft, im Sinne Nathans; sein Glaube an die innige Verbindung mit den Göttern, an eine Hülfe, eine directe Einwirkung derselben so gewiß kein Dictat der Speculation; sein fester Unsterblichkeitsglaube so wenig ein Analogon der Idee, daß nach tausenden von Jahren vielleicht einer einmal kommen werde, von dem man vielleicht werde erfahren können, was denn so eigentlich der Wille Gottes sei, — was wahr, was falsche Thorenhoffnung, daß Socrates und Nathan auseinander fallen um die ganze Entfernung des Gebiets des Offenbarungsglaubens und des Humanismus, der die Begründung des Sittlich-Religiösen, die höhere Cultur auf die reine Vernunft, den kategorischen Imperativ und — was sonst noch Alles! gestellt wissen will.

Doch wozu weiter ausführen, was so klar zu Tage liegt; begnügen wir uns damit, einfach auszusprechen, daß mit einer etwanigen Bezugnahme auf Socrates, um Lessings Ehre zu retten, dieser der erdenklich übelste Dienst geschähe, und daß es, wenn sonst nichts dagegen einzureden ist, wol dabei wird bleiben müssen, daß den sonst so scharfsinnigen Mann der unglückliche Vorsatz, ein Tendenzstück zu schreiben, zu den ärgsten Misgriffen bei der Entwerfung des Charakterbildes seines Nathan verleitet hat, so zwar, daß seine Absicht, dem Offenbarungsglauben seinen Boden zu entziehen, indem er auf der Bühne eine ohne diesen Glauben zu Stande gekommene Entwickelung positiven Inhalts und Charakters vorführt, als ganz und in jeder Beziehung vollkommen misglückt, bezeichnet werden muß.

Doch gerade diese Bemerkung führt uns auf einen weiteren Einwurf gegen diese Ansicht der Sache, dem wir schließlich noch die erforderliche Beachtung zuzuwenden vollen Grund um deswillen haben, weil aus dieser sich vielleicht die Vermutung ergeben dürfte, daß des Autors eignes Urteil nicht so weit von dem unsrigen abgewichen haben möge, als man, abgesehen von diesem Umstande, anzunehmen nicht umhin könte. —

Von Lessings verständigeren Verehrern hört man wol das Urteil, man dürfe diesen nicht nach Nathan beurteilen, indessen diese sind im Ganzen selten, und so dürfte man wol von der überwiegend großen Mehrzahl, d. h. von allen denen, welche der Tendenz des Stücks sich hingeben, ohne gerade zu einer tiefer eingehenden Prüfung befähigt zu sein, den Einwurf erwarten, wie es denn doch nur möglich sei, daß der scharfsinnige Lessing solche Mängel sollte übersehen haben; daß es doch weit wahrscheinlicher sei, anzunehmen, der irre sich, der solche handgreifliche Versehen und grobe Irrtümer ihm aufbürden wolle, als zu glauben, er habe dergleichen sich zu Schulden kommen lassen, ohne das zu bemerken. Der Einwurf hat auch in der That, man muß das gestehen, eine um so größere Bedeutung, als derselbe mit der Bemerkung unterstüzt werden kann, daß gerade einem so ausgezeichneten Kritiker — denn das war doch Lessing jedenfalls in weit höherem Grade als Dichter — dergleichen Versehen begegnet sein soll; daß er gerade so sehr aller Kritik seines eignen Werks vergessen haben solle, daß er es so zu geben im Stande war. Höchst auffallend ist die Erscheinung, das läßt sich nicht läugnen, und selbst dann, wenn man für die Erklärung derselben den Umstand zu Hülfe nehmen wollte, daß ja eine leidenschaftliche Opposition, eine mit Eifer vertretene Tendenz das Urteil bekantlich abstumpfe und verwirre und veranlassen könne, Dinge so hinzustellen, die man in unbefangener Stimmung, bei ruhiger leidenschaftsloser Prüfung sicher ganz anders zu beurteilen nicht umhin gekont hätte, wird man sich kaum mit der Annahme recht befreunden können, daß die durch Opposition und Tendenz veranlaßte Abstumpfung des Urteils eben bei Lessing so weit gegangen sein könne, als dies notwendig der Fall sein müßte, um die Wirkung, die hier vorläge, daraus genügend zu erklären. Anders gestaltet sich die Sache, wenn man annehmen könte, daß Lessing jene Mängel seines Werks nicht übersah, aber trotz derselben sich entschloß, dasselbe dem Publikum zu übergeben, denn daß die Absicht der Opposition, die, ein Tendenzstück zu geben, bis zu dem Punkte den Willen beeinflussen kann, namentlich dann, wenn, wie dies bei Lessing der Fall war, ein erbitterter Kampf mit entschiedenen Gegnern eine Reizbarkeit und Gereiztheit hervorgerufen hat, die bei Lessing in der Zeitperiode, in welche die Herausgabe des Nathan fällt, auch sonst überall sich bemerkbar macht, dürfte kaum zu bezweifeln sein. — Es wurde nun schon oben gelegentlich einer einzelnen Aeußerung, die Nathan bezüglich des Derwisches und seines Cynismus in den Mund gelegt ist, bemerkt, daß es fast scheine, als sei Lessing ein wenig an seinem Ideal irre geworden; eine weit wahrscheinlichere Begründung dieser Annahme wird sich jedoch aus der Behandlung des Schlusses des Stücks ergeben.

Man hat vielfach das verwunderlich kahle Abfallen desselben bemerkt, wie man denn auch nicht wol anders konte, da sein wesentlichster Inhalt sich ganz wol dahin wird zusammenfassen lassen, daß der Templer sich Recha als Schwester will gefallen lassen und — Alles ein Herz und eine Sele ist. — Man hat sich dadurch zu der Vermutung veranlaßt

gesehen, daß der Autor der strengen Arbeit möge müde geworden sein und den Schluß gemacht haben, wie er sich eben darbot, um mit der Sache zu Ende zu kommen; und man kann diese Vermutung gelten lassen, sie stimt gut genug zu dem, was vorliegt. Läßt man sie aber gelten, dann tritt als unmittelbar berechtigt die Frage ein: Was vermag denn eine Stimmung, wie die hier vorausgesezte bei einem Schriftsteller, seinem Werke gegenüber hervorzubringen? Die Antwort darauf ist äußerst einfach, denn Jedermann, der von Dingen der Art nur eine Idee hat, weiß sehr wol, daß sie niemals einzutreten pflegt, so lange der Autor mit seinem Werke zufrieden ist, so lange er in demselben eine gelungene und genügende Ausführung der ihm vorschwebenden Grundgedanken, des Planes, den er sich für seine Arbeit vorzeichnete, erkennen zu können glaubt; Jedermann weiß aber auch, daß sie unvermeidlich komt, wenn diese Ausführung ihm ungenügend zu erscheinen anfängt, wenn er Fehler, Schwächen darin entdeckt, die er zu beseitigen sich außer Stande fühlt. Danach aber beantwortet sich die aufgeworfene Frage dahin, daß, wenn Lessings Stimmung beim Schlusse seines Stücks richtig gedeutet ist, der Grund derselben in nichts anderem gesucht werden kann, als darin, daß er das Fehlerhafte, das Ungenügende der Arbeit recht wol erkante.

Nur ein Bedenken wäre dagegen etwa zu erheben, das, daß er dann doch wol seinen Nathan so überarbeitet hätte, daß er ihm genügte, oder daß er denselben, wenn er dies nicht wollte oder konte, als eine verfehlte Arbeit unvollendet zurückgelegt haben würde. Darauf wäre indessen zu erwidern, daß Lessing ganz sicher eins von diesen beiden gethan hätte, wenn es nicht seine Absicht gewesen wäre, ein — Tendenzstück zu schreiben. — Die Ueberarbeitung, wie sie erforderlich gewesen wäre, um ein tüchtiges Drama daraus zu machen, würde, das erkent man sofort aus der Beschaffenheit der hervorgehobenen Mängel, nichts mehr und nichts weniger zur Voraussetzung gehabt haben, als das Aufgeben der Tendenz; der Held mußte auf einen ganz anderen Boden, und gerade auf den, der als durchaus unfruchtbar, ja verderblich dargethan werden soll, gestellt werden. Das wollte und — konte aber Lessing nicht, damit hätte er sich selbst aufgegeben. Und als verfehlt zurücklegen? Dazu war wol der Herausgeber der Fragmente, der aufs Aeußerste erbitterte Gegner der Vertreter eines positiven Offenbarungsglaubens, ja alles Confessionellen, so wenig im Stande, daß es für ihn zur Notwendigkeit wurde, seinen Nathan, trotz aller seiner Mängel — fertig zu machen.



## Geistliche und Richter.

(Von einem Juristen.)

Theologie und Jurisprudenz sind durch viele Jahrhunderte hindurch eng befreundete Wissenschaften gewesen, so daß hervorragende Meister der einen Diener oder selbst Lehrer der andern sein konten; — Geistliche und Richter sind, so weit wir sie in der Geschichte als besondere Stände verfolgen können, fast immer zusammengestanden in gemeinsamen Kampf für das geschichtlich Gewordene und haben gegenseitig ihre Würde und ihr Ansehen zu befestigen gesucht; — und beiden Ständen ist ja auch in dem Organismus der menschlichen Gesellschaft eine bis zu einem gewissen Grade gemeinsame Aufgabe geworden, da sie beide besonders für die Entfaltung des geistigen Lebens des Volkes zu wirken und dasselbe gegen Verwilderung und Entsittlichung zu schützen haben. Dessen ungeachtet bildet sich in neuester Zeit und zumal in Preußen ein tiefer Gegensatz zwischen beiden Ständen aus, der sich auch dem Fernstehenden mehr und mehr erkennbar macht, so daß es schon als fast selbstverständlich gilt, daß der gläubige Pastor und der Kreisrichter „nicht gut mit einander stehen"; die gegenseitige Misachtung erstreckt sich dann auch über die Parteiungen hinaus, welche sich um jeden Teil gruppiren, so daß das Publikum der kleinen Städte glaubt, entweder für den Pastor und gegen den Kreisrichter oder für den Kreisrichter und gegen den Pastor Partei nehmen zu müssen, und ein inniges Hand- in Handgehen beider Aemter und eine gegenseitige herzliche Unterstützung und Förderung ist immer seltener geworden.

Das sind aber unsers Erachtens recht ernste und beachtenswerte Erscheinungen, die wol geeignet sind, beide Teile zur eindringlichen Erwägung und insbesondere auch zur Selbstprüfung anzuhalten, da die Wirksamkeit beider Stände durch ihre Reibung an einander beengt, ja selbst ganz gefährdet sein und so dem Gesamtwol des Volks und der einzelnen Gemeinden großer Schaden erwachsen kann. Der Richter kann erfahrungsmäßig in wenigen Stunden das niederreißen, was ein treuer Pastor in langen Jahren gebaut hat, — und darum muß es der Pastor sich wol angelegen sein lassen, sich zu prüfen, ob er selbst nicht dem Richter Veranlassung zur Antipathie und Rücksichtlosigkeit bietet, und ob er damit nicht selbst mehr oder weniger beiträgt, das feindliche Verhalten des Richters hervorzurufen.

Wenn wir, wie wir hiermit schon angedeutet haben, einen Teil der Schuld auch auf Seiten der Pastoren suchen, — voraussichtlich in Widerspruch mit der großen Mehrzahl unserer Leser, — so sind wir doch keineswegs gesint, die Juristen von Schuld frei zu sprechen.

(Schluß folgt.)

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz in Berlin. Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

# Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1864. Sonnabend den 20. August. № 67.


## Geistliche und Richter.

(Schluß.)

Schreiber dieses weiß wol und hat auch schon an andern Orten solch Standessündenbekentnis ablegen zu müssen geglaubt, wie die Rechtswissenschaft sich jezt in einem Zustand der Verflachung befindet und sich damit begnügt, sich die Errungenschaften einer früheren Generation, der aus den Banden des Rationalismus wieder zur Erkentnis des Rechts hindurchgedrungenen sog. historischen Schule, ohne eigene ernste Kämpfe lediglich mit dem Gedächtnis anzueignen, — wie es deshalb innerhalb der Wissenschaft an großen Gegensätzen und an dem den Geist erhebenden und läuternden Ringen fehlt, — wie das Studium der Jurisprudenz für die weit überwiegende Zahl ihrer Angehörigen ein bloßes Brodstudium ist, welches auf bequeme Weise eine angesehene Stellung gewähren soll, und wie es drum diese Art von Jüngern zu keiner Erhebung und keiner Stählung zum Kampf mit dem Zeitgeist zu bringen vermag; — wie dann insbesondere noch den preußischen Juristen die geringen Resultate wissenschaftlicher Forschung nur zu leicht durch die Oberflächlichkeit und Seichtigkeit ihrer Rechtsquellen, namentlich des preußischen allgemeinen Landrechts, verloren gehen, da sie sich in Folge des täglichen ausschließlichen Gebrauchs dieser Quellen unwillkürlich an die glatten Anschauungen derselben über Staat, Kirche, Ehe u. s. w. gewöhnen und sich in dieselben hineinleben. So wird ihnen der Wunderbau des Kirchenrechts zum unverstandenen Geheimnis und statt dessen wird schon durch das Landrecht eine gewisse Misachtung der evangelischen Geistlichkeit in ihnen groß gezogen. Denn im Landrecht hat der tiefe Verfall, in welchem sich die evangelische Kirche in damaliger Zeit befand, und welcher sich vor Allem in der heruntergekommenen Geistlichkeit zeigte, einen dauernden Ausdruck gefunden. Die evangelischen Geistlichen, denen nach §. 443. Tit. 11. Thl. II. A. L. R. von den Landesjustizcollegien die Trauung solcher Katholiken aufgetragen werden soll, denen die katholische Kirche die nur nach den Landesgesetzen statthafte Ehe versagt, sind dieselben Geistlichen, die in der damaligen Modeliteratur eines von Thümmel u. s. w. als die alle Zeit devoten Diener vornehmer Leute erscheinen, welche sich glücklich schätzen, ihre Stelle durch die Heirat mit der Kammerjungfer des Patrons erlangt zu haben u. s. w. Wer nur das Landrecht liest, sollte auch meinen, es müßte gar viele Geistliche geben, die gar anders dächten, als sie lehrten; denn es gebietet ihnen (§. 73 f. daselbst), nur in ihren Amtsvorträgen und bei dem öffentlichen Unterricht nichts zum Anstoß der Gemeinden einzumischen, was den Grundbegriffen ihrer Religionspartei widerspricht, und überläßt es dagegen ausdrücklich ihrem Gewissen, ob sie bei innerer Ueberzeugung von der Unrichtigkeit dieser Grundbegriffe ihr Amt dennoch fortsetzen wollen.

Komt nun zu solchen aus den Gesetzbüchern auf die Juristen übergegangenen Anschauungen noch, wie sich leider nicht bestreiten läßt, eine Entfremdung sehr vieler Standesgenossen von dem Worte Gottes hinzu — eine Entfremdung, die der Juristenstand mit den meisten andern Ständen teilt und worin er sich ganz auf dem allgemeinen Niveau befindet, weil sein besonderes Studium ihn nicht, wie es sollte, in besonderer Weise zum Worte Gottes lockt und reizt, — so läßt es sich nur zu gut begreifen, wenn die Juristen im Großen und Ganzen wenig geneigt sind, die Diener des Worts in ihrem Amte zu unterstützen und zu fördern, ja selbst wenn sie solche zu hindern und zu lähmen suchen. Aber dennoch glauben wir einen Teil der Schuld an dem Misverhältnis auf Seite der Geistlichen suchen zu müssen; man unterläßt es dort so oft, die Herzen der Richter durch Demut, Bereitwilligkeit, Sorgfalt und Dienstwilligkeit zu gewinnen, und reizt dagegen vielfach durch Mangel an Präcision im Geschäftsverkehr und dadurch herbeigeführte Vermehrung der Geschäftslast, durch Nichtbeachtung der gesetzlich vorgeschriebenen Obliegenheiten, durch rechtlich unzulässige Zumutungen und Ansprüche, und durch harte Urteile über das Verhalten des Richters auch in solchen Fällen, in denen er gesetzlich nicht anders handeln kann. Und was das Schlimmste ist, so ist das Misverhältnis unter beiden Ständen im Wachsen, indem die beiderseitige Schuld, wie uns deucht, bei der jüngeren Generation größer ist, wie bei der älteren. Die allerjüngst angestellten Pastoren wissen am meisten von dem Formalismus, der Rücksichtslosigkeit, der Nichtbeachtung geistlicher Gesichtspunkte, der Hartherzigkeit oder gar der Chikane der Kreisrichter zu reden, — und doch fehlt grade diesen jungen Pastoren am meisten die Sicherheit und Stetigkeit in dem so vielfachen geschäftlichen Verkehr mit den Gerichten, sie können so selten

das ethische und das Rechtsgebiet auseinanderhalten und haben am wenigsten ein Verständnis von der Bedeutung des formalen Elements in der Rechtspflege, und während sie daher das ihnen unverständliche Verhalten des Richters vorschnell verurteilen, gilt es in der juristischen Welt als eine ausgemachte Sache, daß mit Niemandem schlechter zu verhandeln sei, als mit Geistlichen, zumal mit jüngeren, und zwar ebenso sehr in ihren Privatangelegenheiten, als im amtlichen Verkehre. Wir wagen es nicht, den Grund dieser Erscheinung in irgend einer besondern Richtung des jetzigen theologischen Studiums suchen zu wollen, — wir möchten es aber denen, die es angeht, zur Erwägung und Prüfung empfehlen, und für sie als Merkmal hinzufügen, daß nach unsern, auch von andern Richtern bestätigten Erfahrungen sich bei der jüngern katholischen Geistlichkeit im Großen und Ganzen derselbe Mangel findet; ihre Tauf-, Trau- und Todtenscheine, ihre Todtenlisten und Geburtsanzeigen sind um der strengern Controlle willen, unter welcher sie stehen, wol exacter, prompter und den gesetzlichen Vorschriften entsprechender, — aber in dem Verwirren des Ethischen und des Rechtlichen und in dem Mangel an Verständnis für die Bedeutung der Rechtsformen ist sich die Geistlichkeit beider Confessionen durchaus gleich.

Wir haben schon früher einmal bei Gelegenheit von Aufsätzen über die Civilehe in diesen Blättern darauf hingewiesen, wie es grade in jetziger Zeit eine ernste, ja selbst heilige Pflicht der Pfarrer sei, die ihnen obliegende Führung der Kirchenbücher und damit der staatlichen Civilstandsregister, sowie die daraus fließenden Geschäfte mit aller Treue, Gewissenhaftigkeit und mit genauer Beachtung der gegebenen Vorschriften zu besorgen, und wie diese oft kleinliche und rein mechanische Arbeit dennoch im Dienste der Kirche und zu ihrem Besten geschehe. Wir suchten damals darzulegen, wie die mancherlei Mängel, deren sich die Geistlichen auf diesem Gebiete schuldig machen, teilweise Ursache geworden sei, daß in der Geschäftswelt ein so großes Verlangen nach den französischen Civilstandsregistern entstanden sei, und wie dies bei dem Streben nach Zwangscivilehe nicht ohne Einfluß geblieben sei. Diese selben Mängel tragen auch dazu bei, den Richtern ihr Amt so oft zu erschweren und bilden daher sehr leicht eine fortdauernde Veranlassung zu Verstimmungen und Uebelwollen. Mancher Geistliche möchte dagegen nun freilich schnell ein Heilmittel zur Hand haben und vorschlagen, ihm ganz die Bürde des Kirchenbuchs abzunehmen. Und wenn man aprioristisch construirt, mag man auch wol fragen, — und wir haben schon von gläubigen und conservativen Pastoren ernstlich so fragen gehört, — was haben die Geburts- und Todeslisten und die sich daran anschließenden Erbschaftsstempel-, Aushebungs- und sonstigen statistischen Tabellen, sowie die Anzeigen über die erforderlichen Siegelungen bei Erbschaften u. s. w. mit dem geistlichen Amte zu thun. Achtet man aber auf den tiefen Sinn dieser geschichtlich gewordenen Verbindung des geistlichen und weltlichen Amts, so kann man sich der Wahrnehmung nicht entziehen, daß eine weise göttliche Fügung den Kirchendiener so zum Staatsdiener gemacht hat, und daß sich nur revolutionaire Eigenmacht unterfangen kann, sich von solcher Dienstbarkeit ohne Weiteres frei machen zu wollen. Solche Pastoren, die über die Last des Kirchenbuchs seufzen und klagen, mögen es sich nur einmal recht vergegenwärtigen, wie es sein wird, wenn ihnen keine Geburt und kein Tod mehr angezeigt zu werden braucht, wie sie dann ganz fremd in der Gemeinde werden können, und wie viele Gelegenheiten ihnen fehlen werden, in denen sie jezt den Herrn verkünden und für ihn werben können. Nimt man der Kirche die mächtigen Angeln, welche sie jezt noch mittelst des Kirchenbuchs in das Leben der einzelnen Familien auswirft, so wird sie vielleicht sehr bald aufhören, eine Volkskirche zu sein und wird zur ecclesiola werden, an welcher die Fluten des täglichen Lebens ungehemt vorüberfließen, und welche es ruhig abwarten muß, bis sich ein Vorüberziehender auf sie besint und ihre Hülfe in Anspruch nimt. Da nun jede Nachlässigkeit in der Erfüllung der den Geistlichen in Bezug auf die Civilstandsregister obliegenden Pflichten und jeder dabei begangene Fehler ein Atom ist, welches bei den Geschäftsleuten die Lust mehrt, der Geistlichkeit die Führung dieser Register abzunehmen, so mögen die Pastoren auch bei jeder Ausstellung eines Kirchenzeugnisses bedenken, daß diese unscheinbare Schreibarbeit ein Mittel ist, um der Kirche ihre Bollwerke zu erhalten. Mag es immerhin für den Pastor, dem kein schreibenskundiger Küster zur Seite steht, eine schwere Bürde sein, mitten aus geistlichen Conceptionen herausgerissen zu werden, um die langen Zahlen von Geburtsregistern in Ziffern und Buchstaben fehlerlos niederzuschreiben, — aber er wird diese Bürde zu tragen vermögen, wenn er sie als eine ihm auferlegte heilsame Kasteiung ansieht. Wer glaubt, es sei einmal seiner Natur nicht gegeben, solche mechanische Arbeiten vorschriftsmäßig auszuführen, der möge bei den alten Märtyrern in die Schule gehen, und er wird erfahren, daß Demut und Gehorsam viel Schweres hat lernen können.

Zur getreuen Uebung dieser Art von Amtspflichten gehört aber vor Allem, daß der Geistliche sie kenne und also sich solche mit Fleiß und Hingabe einpräge; — aber grade dazu haben wir bei jungen Geistlichen oft sehr geringe Neigung gefunden. Der „legale Pastor" ist freilich eine traurige Erscheinung, wenn er das Wesen seines Amts eben nur in der Legalität sucht und mit der Erfüllung seiner legalen Obliegenheiten genug gethan zu haben glaubt, — allein der illegale Pastor ist unsers Erachtens eine ebenso bedenkliche Erscheinung, und wir können an den Ernst und die Treue eines Dieners nicht recht glauben, dem es zu mühevoll ist, den sämtlichen Pflichten seines Dienstes nachzuforschen und sie sich einzuprägen. Einer solchen sehr mangelhaften Kentnis der amtlichen Stellung der Pastoren und ihrer Pflichten müssen wir Richter leider aber nur zu oft bei den Geistlichen begegnen, und die Folge davon ist, daß sich diese auf dem Gerichte in einem unvorteilhaften Lichte zeigen; sie sind in ihrem Auftreten unsicher, thun bald zu viel, bald zu wenig, und können deshalb auch da, wo ihnen

Unpassendes zugemutet werden sollte, ihre amtliche Stellung nicht wahren und die Rechte ihrer Kirche nicht immer mit Würde vertreten. In solchen Gegenden, wo confessionelle Gegensätze scharf ausgeprägt sind und ein fortwährender kleiner Krieg zwischen den verschiedenen Confessionen geführt und dadurch die Berührung mit den Gerichten gesteigert wird, machen sich diese Mängel ganz besonders fühlbar.

Es läßt sich nicht leugnen, daß jedem einzelnen Geistlichen insofern eine Entschuldigung zur Seite steht, als es bei der Ausbildung unserer Theologen fast ganz versäumt wird, sie auch für die formale und geschäftliche Seite ihres Amts vorzubilden, und es dürfte für Alle, die es angeht, wol zu erwägen sein, ob nicht in dieser Beziehung ein Mehreres geschehen müßte als geschieht, und ob nicht etwa die Absolvirung „eines praktischen Jahres“ in einer Pfarre oder noch besser bei einem Superintendenten, die Anfertigung gewisser Probearbeiten, der Nachweis tieferer kirchenrechtlicher Studien u. dgl. zur Bedingung für den Eintritt in ein Pfarramt gemacht werden könte. Wir können selbst auf die Gefahr hin, eine große Ketzerei zu begehen, die Meinung nicht unterdrücken, daß in dieser Beziehung die Wiederherstellung der Militairdienstpflicht für die evangelischen Candidaten ganz wolthätig wirken würde, — wenigstens haben wir von manchem geschäftstüchtigen Pastor oder Superintendenten es offen bekennen hören, daß er das Beste, was er an Ordnung und Promptheit besitze, seinem Militairjahre verdanke und dort gelernt habe, Zucht an sich zu üben.

Aber, wie wir schon oben andeuteten, die Mängel in der Geschäftsführung sind es nicht allein, welche den Geistlichen in den Augen des Richters herabsetzen, sondern es ist auch der bei unzähligen Gelegenheiten und in den verschiedensten Formen sich zeigende Mangel an Verständnis für das Wesen des Rechts und der Rechtsformen. Derselbe Sinn, der in der Kirche dahin führt, daß fast jeder Pastor das eine oder andere an der Gottesdienstordnung ändert, und so Viele sich ihre eigene Liturgie zurecht machen, und daß sich so Wenige unbedingt einer objectiven Norm unterwerfen können, derselbe Sinn führt dahin, daß so manche Geistliche sich auch das weltliche Recht nach ihrem jedesmaligen subjectiven Ermessen zurechtlegen wollen und sich nicht bestreben, sich ein Verständnis für das unwandelbare Gesetz und seine tieferen Gründe zu schaffen und sich demselben auch innerlich zu beugen. Ein Geistlicher und fast nur ein solcher ist im Stande, dem Richter zuzumuten, er solle dem Gläubiger sein gesetzlich begründetes Recht verkümmern, weil dieser ein gottloser, hartherziger Mensch, der Schuldner aber eine treue, demütige Sele sei, — ein Geistlicher kann dem Richter gram sein, weil dieser in Processen seinen vom Gegner bestrittenen Behauptungen nicht ohne Weiteres Glauben schenkt, sondern einen formalen Beweis nach den strikten Regeln des Prozeßrechts fordert, oder weil er bei Familienangelegenheiten das einfache Versprechen des Geistlichen nicht genügend hält, sondern, den gesetzlichen Vorschriften gemäß, hypothekarische Sicherstellung u. dgl. fordert, — einem Geistlichen kann es als ungerecht erscheinen, wenn ein im Uebrigen frommer Mensch für einzelne Vergehungen mit gleichem Maß gemessen wird, wie der überall wilde und ruchlose Bursch, — er kann ein Gesetz, das ihm einmal bei einem einzelnen seiner Meinung nach unschädlichen oder gar heilsamen Unternehmen entgegensteht, ohne Rücksicht auf den ganzen Zusammenhang desselben mit dem übrigen Rechtssystem schonungslos verurteilen, und auf der andern Seite bitter über den Mangel des Rechts klagen, wenn er wahrnimt, wie nicht für jede irgend mögliche Unziemlichkeit ein fertiges Strafgesetz vorhanden ist, und für alle diese Gebrechen liebt er es, die Juristen im Ganzen oder seinen Richter speciell verantwortlich zu machen, obwol doch die Richter durchaus nicht identisch mit den Gesetzgebern sind.

Doch genug der Anschuldigungen; es kam uns nur darauf an, zu zeigen, wie der unsere Zeit beherschende Subjectivismus auch als Störenfried zwischen Richter und Geistliche tritt, und unsere Behauptung zu belegen, daß viele Geistliche für jene Scheidung zwischen Recht und Moral, welche die Grundlage des gesamten Rechtszustandes aller Kulturvölker bildet, nur geringes Verständnis haben. Weder Raum noch Zeit gestatten uns, hier eine Verteidigung dieses unsers Rechtszustandes zu unternehmen und darzulegen, wie erst durch die Trennung von Recht und Ethos die Freiheit des Individuums geschaffen ist, wie darauf unsere ganze Gesittung beruht, und wie ein gewisser Formalismus der notwendige Begleiter jedes gesunden Rechts ist, so daß die Entstehung von bestimten Formen, in denen sich der Rechtsgang bewegen muß, die Voraussetzung aller Kultur und Völkerfreiheit ist. Dies auseinanderzusetzen und zu begründen, muß Sache eingehenderer Besprechungen sein, und wir möchten nur hier die Lehrer der theologischen Jugend gebeten haben, daß sie den gerügten Mangel ins Auge fassen und nach Abhülfe dafür suchen.

---

## Noch eine Stimme für Uhland.

Das „unmaßgebliche“ Urteil über Uhland, welches wir zu Anfang dieses Jahres in der Ev. K. Z. lasen, hatte dem Schreiber dieser Zeilen den Gedanken erweckt, trotz seiner Blödigkeit und seines ungeschickten Wesens auf dem Kampfplatze zu erscheinen, um für den edlen deutschen Sänger eine Lanze zu brechen. Bis er sich jedoch gerüstet, ist ein besserer Streiter ihm zuvorgekommen, der in ebenso eingehender wie schlagender Weise gezeigt hat, daß unser Volk nicht irre, wenn es im Kranze der besten und gefeiertsten Dichter auch Uhlands Namen sehen will und den Klang seiner Lieder weit über die Gränzen der engern schwäbischen Heimat durch das ganze große Deutschland getragen hat. Follen's „Stimmen“, die der Verfasser des ersten Artikels so hoch erhebt, haben heut zu Tage nur noch ein historisches Interesse, als ein Zeugnis jener

mächtig gährenden, aber unklaren und unreifen Zeit; sie haben wol die Brust manches trefflichen Jünglings bewegt, aber ins Volk sind sie nie gedrungen und konten auch nicht hineindringen. Da meine ich nun, sei es für einen wahren und wesentlichen Fortschritt zu erachten, daß in den Lesebüchern für unsere Volksschulen neben Arndt und Schenkendorf auch Uhland seine berechtigte Stelle erhalten. Man muß den Jammer jüngst vergangener Zeiten nur miterfahren haben. Ich erinnere mich noch lebhaft, wie uns Kindern als das Höchste und Herrlichste des ganzen deutschen Liederschatzes Kotzebue's „Es kann ja nicht immer so bleiben" angepriesen wurde, und in der Elementarschule lernten wir 8—10jährigen Knaben und Mädchen, der eine: „Das Grab ist tief und stille", der zweite die Worte des Wahns, der dritte:

„Weit in nebelgrauer Ferne
Liegt mir das vergangne Glück."

Mein erstes Gedicht, das ich auswendig wußte, ehe ich noch richtig zu lesen vermochte, war Tieck's

„Dicht von Felsen eingeschlossen,
Wo die stillen Bächlein gehn,
Wo die dunkeln Weiden sprossen,
Wünsch ich bald mein Grab zu sehn.
Dort im kühlen abgelegnen Thal
Such ich Ruh für meines Herzens Qual."

Das ist nun freilich Poesie, ächte Poesie; aber was hat das Büblein, welches rechts und links nicht zu scheiden weiß, zu schaffen mit dem Ritter Golo und seiner sündigen Liebe? Mag ich auch kaum glauben, was jemand erzählt, daß einst in höheren Töchterschulen die Kindesmörderin bis in die speciellste Specialität gedeutet und ausgelegt worden; so ist doch gewiß, daß manche deutsche Jungfrau horribile dictu! solch wunderlich Gedicht unseres Schillers zum Klavier gesungen, und erst wenig Jahre sind es her, da bekam ich ein Dienstmädchen, in einer Armenschule gebildet, welches die Bürgschaft und den Kampf mit dem Drachen zu declamiren verstand, auch Göthe's Namen kante und zu citiren wußte, doch habe ich nicht finden können, daß diese Kentnis von den Heroen unserer Literatur das Kind zu ihrem Stande und Beruf sonderlich tüchtig gemacht hätte, des alten ehrlichen Mathesius Wiegenlied für gottselige Kindermädchen würde ihm mehr gefromt haben.

Und doch war das alles, zwar nicht das Rechte, nimmer das Schlimmste. Aber nun auf der andern Seite die fadeste, süßlichste Sentimentalität, das flachste Tugendgeschwätz, der crasseste Nationalismus, diese Ingredienzen in platte Reimereien verpackt und der armen Jugend, dem armen Volk als Speise versandt — es war entsetzlich! Rechnet man hinzu die modernen Kirchengesangbücher, ohne festen Grund und Glauben, sonder Saft und Kraft, wo die edelsten Kleinodien unseres evangelischen Liederschatzes zu unkentlichen Fratzen verzerrt sind, wo die wenigen guten Körnlein unter einer Masse von Spreu vergraben liegen: kann man sich noch wundern über die grauenhafte Oede und Verwüstung, welche uns an manchem Orte in den Herzen der Leute entgegentritt? Diese trostlose Leere wird dann ab und zu unterbrochen von dem Strom der Schand- und Schelmenlieder, die in des Teufels Küche gebrauet, hinausschäumen über unser einst von Tacitus als keusch gepriesenes Volk.

Darum ist eine entschiedene Wendung zum Bessern eingetreten; man bietet unserer Jugend wenigstens eine kräftige, gesunde Kost in edler Form, „runde deutsche Worte", und wenn auch das weltliche Lied, nach etlicher Meinung, zu sehr des specifisch-christlichen Gepräges entbehrt, hier gilt des Herrn Wort: „Wer nicht wider uns ist, der ist für uns." Klingen doch in Uhland's Liedern Stimmen und Töne aus der himmlischen Heimat gar hell und vernehmlich an. Es war mir eigen zu Mute, als ich vor etlichen Jahren die Straße einer großer Stadt durchschritt, wo ich ehedem gewohnt war, die Gassenbuben ihre wüsten Zoten brüllen zu hören, während sie den Fremden mit Koth und Steinen bewarfen. Wolhabenheit und Wolanständigkeit schienen allerdings sehr gewachsen zu sein; doch saß ein groß Häuflein Kinder zusammen und sangen mit klarer Stimme:

„Ich hatt' einen Kameraden,
Einen bessern findst du nit ꝛc."

Das ist Fortschritt, über den ich mich herzlich freuen mußte. Schwerlich möchte ich ebenso erbaut gewesen sein, wenn die Jugend noch so züchtiglich Follen's „Brause du Freiheitssang" angestimt hätte.

Was nun aber das harte und strenge Urteil Göthe's über Uhland, seine ganze Richtung und Schule anlangt, in dem er sie alle zur Sippschaft des Bettelsacks wirft, so entsinne ich mich noch sehr wol, welch' eine Entrüstung das seiner Zeit hervorgerufen. Manche Verehrer des großen Dichterfürsten waren drauf und dran, Göthe's Büste mit Trauerflor zu verhüllen oder sie gar mit dem Antlitz gegen die Wand zu drehen. Es mögen politische Regungen dabei mitgewirkt haben. Allen Ruhm und alle Größe Göthe's unangetastet, muß denn jedes, was der alte Herr zulezt orakelt, eitel Wahrheit sein? Es gibt freilich Verehrer desselben, die sich und andern einreden wollen, der zweite Teil des Faust sei so hoch über den ersten erhaben, wie der Himmel über der Erde. Glücklicher Weise glaubt ihnen Niemand.

Nun ist allerdings zuzugeben, daß Uhland's lyrische Dichtungen, wenn man sie in der Reihenfolge, wie sie in der bekanten Samlung stehen, durchliest, zunächst den Eindruck des Bescheidenen und Harmlosen, aber auch des Kümmerlichen und Aermlichen machen. Darüber hat der Sänger sich zur Genüge in dem Vorwort ausgesprochen:

„Anfangs sind wir fast zu kläglich,
Strömen endlos Thränen aus,
Leben dünkt uns zu alltäglich,
Sterben muß uns Mann und Maus u. s. w."

und:

„Bleibt euch dennoch Manches kleinlich,
Nehmt's für Zeichen jener Zeit,
Die so drückend und so peinlich
Alles Leben eingeschneit!"

Uhland's Bedeutung liegt aber gar nicht auf dem Gebiete der Lyrik; es wäre unbillig, ihn mit dem Maßstabe des gewaltigen Göthe zu messen; er hat in seinem ganzen Liederschatze nichts, was an das einzige Lied Wilhelm Müller's reichte:

„Aus des Meeres tiefem, tiefem Grunde
klingen Abendglocken dumpf und matt,
Uns zu geben wunderbare Kunde
von der schönen alten Wunderstadt u. s. w."

Doch ist des Zarten, Sinnigen, Schönen genug; wir erinnern nur an die Kapelle, des Schäfers Sontagslied, aus den Wanderliedern die Einkehr und ähnliche.

Viel bedeutsamer ist er in seinen erzählenden Gedichten, in den Balladen und Romanzen. Hier genügt indeß, auf das zu verweisen, was unser wackerer Vorkämpfer treffend ausgeführt, namentlich auch auf das Bild, was Vilmar mit einigen meisterhaften Strichen in seiner Literaturgeschichte hingeworfen.

Des deutschen Volkes Vergangenheit, großartig und einzig, wie keiner andern Nation der Jetztzeit, sie lag völlig verschüttet und vergraben, wenigstens im Bewußtsein der großen Menge, auch der Menge der Gebildeten. Was man noch kante, verdankte man den alten Römern. Einzelne Stockgelehrte mochten freilich vorhanden sein, welche von dem Sturm und Drang der Völkerwanderung, dem Reiche Karls des Großen, den gewaltigen Thaten der Ottonen und ersten Salinger, dem Glanze der staufischen Zeit zu berichten im Stande waren. Waren doch beides, Urkunden und geschichtliche Darstellungen, lateinisch abgefaßt. Aber das eigentümliche geistige Leben und Weben jener Zeit, Liebe und Leid, Lust und Schmerz, Freude und Klage, wie es durch Lieder tönet, aus Sang und Sage der alten Heldendichtung hervorleuchtet, das war verschollen und vergessen. Es stand zu Cöln am Rhein der hohe Dom, ruinenhaft, ein stummer Zeuge versunkener Herrlichkeit, um ihn herum und in nächster Nähe armselige Buden, in denen unter andern die alten Volksbücher in verwilderter und fast verrotteter Gestalt verkauft wurden, ein lezter unscheinbarer Faden, der hinablief in jene vergangene Welt. Wie ist es seitdem anders worden; die Nacht ist gewichen und in glühender Farbenpracht liegt unseres Volkes ehemalige Größe, der deutschen Nation Herrlichkeit vor unsern Blicken dar. An diesem glücklichen Resultat haben nächst Gottes wunderbarem Rathe viele gearbeitet, Gelehrte und Künstler. Aber ein anderes ist es, die alten Gesänge mühsam aus dem Staube der Bibliotheken herauszuziehen und in kritischen Ausgaben ans Licht zu stellen, ein anderes wieder dem gegenwärtigen Geschlecht ein Verständnis zu eröffnen für das Alte, wie unter andern es auch Simrock gethan. Es bleibt dabei immerhin eine weite Kluft zwischen heute und ehemals, und die Riesengestalten der Vorzeit erscheinen fremd und seltsam in der modernen Gesellschaft. Ein Drittes aber ist, eine Brücke schlagen über diese Kluft und einen traulichen Verkehr anspinnen mit den Gestalten und Gebilden der Altvordern, also daß sie wie liebe Freunde und Gesellen, nicht als Gespenster bei uns erscheinen, daß unsere Gegenwart wieder fest an die Wurzeln und den Stamm unserer Geschichte wächst, und in diesem Stücke hat Uhland sich Verdienste erworben, die ihm Niemand schmälern soll. Am schönsten zeigen sie sich in seinem Drama: „Herzog Ernst von Schwaben", dessen Mängel zwar nicht verschwiegen werden sollen, das aber ein Edelstein ist und bleibt und von dem der scharfe Kritikus Platen in der verhängnisvollen Gabel anerkennend zeugt:

„Kam doch Herzog Ernst aus Schwaben, kam doch aus
Burgund Renata!"

Offenbar hat sich der geehrte Einsender des ersten Artikels zu sehr von politischen Sympathien und Antipathien leiten lassen, und wer bei dem Lesen von „Des Sängers Fluch" gleich an den Großherzog von Weimar denkt, daß selbiger es nicht so machen würde, beraubt sich eines wesentlichen Teils des Kunstgenusses. Nun müssen wir aber auch zugeben, daß Uhland ab und zu in die Politik gepfuscht hat — wozu kann ein ehrlicher Deutscher nicht alles kommen — und den alten Satz bewiesen, daß große Politiker meist schlechte Poeten und große Dichter meist schlechte Diplomaten sind. Friedrichs des Großen Ruhm wird durch seine von Voltaire corrigirten Verse wenig erhöht; Lamartine scheint mir jedenfalls ein besserer Poet als Staatsmann zu sein. Bei der Beurteilung von Uhland als Politiker müssen wir aber nicht vergessen, daß er ein Süddeutscher ist. Wir Conservativen sollten doch des heil. Apostels Vorschrift, mit Waffen der Gerechtigkeit zur Rechten und zur Linken zu kämpfen, auch dahin ausdehnen, daß wir den Leuten, die linkwärts gehen, mehr Liebe und Gerechtigkeit erweisen, als es gemeiniglich geschieht. Was für eine Geschichte hat Schwaben, hat Würtemberg erlebt! Mir fällt ein Wort Hormayr's ein, was wol aus der Welt geworden sein würde, wenn statt des unglücklichen Paul, Friedrich von Würtemberg Selbstherscher aller Reussen und Thugut sein Minister gewesen wäre. Daß etwas von eingefleischter Opposition und Neigung zur Republik in einem Schwabenherzen sich regt, im Lande, wo bis 1803 31 Republiklein ihr Leben gefristet, ist, wenn auch übel, doch erklärlich.

Und was nun zum Schluß das enfant perdu, den rheinischen Landsmann Heinrich Heine, anlangt, so muß ich auch hier dem verehrten Manne widersprechen, so sehr ich seine gerechte Entrüstung über die bodenlose Niedertracht und Gemeinheit teile, in die Heine je mehr und mehr hineingesunken. Eine Anlage dazu ist in jedem sündigen Herzen, bei etlichen aber auch ein Zug, in diesen Stücken eine Virtuosität zu erlangen, freilich nicht ohne die tiefste eigene Verschuldung. Heine's Bild im deutschen Musenalmanach zeigt den ächten Düsseldorfer Hallunken, wie der dortige Kunstausdruck lautet. Dennoch kann ich nicht gelten lassen, Heine sei nur ein geschicktes Falschmünzertalent gewesen, welches das deutsche Volk hinten und vorn mit seinen falschen Groschen geprellt. Gutmütig sind freilich die Deutschen, aber so ganz einfältig doch nicht. Vielmehr dünkt mich der Dichter ächtes und lauteres Gold gehabt zu haben, hat aber seine Freude gefunden, es in Koth zu werfen und als er zuletzt verarmte, d. h. sittlich ganz verlumpte, da hat er nur noch mit Schmutz und Unflat hantiert. Mich wundert nur, daß dem Herrn Verfasser entgangen ist, wie große Künstler auch große Taugenichtse sein können. Ich kante einen Musiker, der eigentlich nie aus dem Weinrausche kam und Weib und Kind fast verhungern ließ, ein Ausbund von Gemeinheit; setzte er sich jedoch ans Klavier und phantasierte, so waren alle Herzen hingerissen und wie gefeiet. Als ich studirte, kam Paganini durch unsere Musenstadt. Einige Kunstfreunde fingen ihn auf und bewogen ihn ein Concert zu geben. Anfangs sträubte er sich, er meinte, er würde nicht genug Geld verdienen; man rechnete ihm aber vor und er schien zufrieden. Alle Räume des Hauses waren trotz der hohen Preise gefüllt, aber man wartet und wartet. Paganini ist unwohl, sehr unwohl geworden. Da komt jemand und berichtet, welch gutes Geschäft er machen könne. Rasch läßt er sich ein Klystier geben und erscheint dann, um mit seinen Zaubertönen alles rasend zu machen; ein Student schlug zu Hause seine Geige in Stücken, weil er, nachdem er solchen Meister gehört, nie mehr einen Strich spielen könne. Hier war nicht blos Talent, hier war etwas von dem Genius wirksam, der nur in anderer Gestalt in Heine wirkte. Wenn man in der fetten Magdeburger Börde, wo Augen und Gedanken sich zwischen Zuckerrüben und Cichorien bewegen, Heine's Lied von der Lorelei singen hört, singen in der Schule auf Grund der Regulative, dann regen sich freilich mancherlei Bedenken, aber es erwacht auch ein wundersam süß und sehnsüchtig Heimatsgefühl hin nach dem schönen grünen Rhein, wo man die goldne Jugendzeit verträumt.

Auch biblisch läßt sich die Sache begründen. Der Teufel ist selbst ein Dichter, obzwar im schlimmsten Sinne; er singt mit Sirenenstimme ein Lied von ewiger Freiheit und Gleichheit. Das erste Liedlein aus Menschenmund ist Lamechs trotziges Schwertlied, die ersten Meister in Flöten- und Saitenspiel, in Erz und Eisenwerk, sind kainitischen Geschlechts. Daß also jemand ein Künstler sein könne und dennoch ein verworfener



Geist, läßt sich wol zusammenreimen. Die große Kunst kann selbst nach des Heiden Festus Meinung jemand rasend machen, selig macht nur das Evangelium von der Gnade Gottes.

Und nun zum Schlusse, warum sollte der Jude und speciell der Reformjude nicht einmal etwas singen können, was tief im Herzen des deutschen Volkes anklingt? Der Jude, er mag noch so unausstehlich, noch so ekelhaft sein, es mag von ihm Fouqué's Worte gelten:

„Wenn er schläft, so schnorcht er,
Wenn er spricht, so schwazt er,
Wenn er schweigt, so horcht er,
Wenn er ißt, so schmazt er u. s. w."

er gehört dennoch zu jenem Volk, das ein Zeugnis göttlichen Gerichts, noch einmal zu großen Dingen berufen ist, wenn die Fülle der Heiden wird eingegangen sein, aus dem zu Zeiten einzelne gläubig werden und dann als auserwählte Rüstzeuge in der Kirche Großes ausrichten. Wir denken nur an den einen Stahl. Falsch ist es auch, weil viele Reformjuden namentlich unsere politischen Gegner sind, darum alle Reformjuden als Greuel und Scheusal hinzustellen. Warum soll der talmudisch verbarrikadirte Jude dem Evangelium näher stehen, als der aus den Fesseln pharisäischer Satzung losgekommene? Ein liebenswürdiger Judenmissionar bat mich einst dringend, doch dieses thörichte Vorurteil gegen die Reformjuden fallen zu lassen. In Summa, wir wollen sondern Furcht vor den Juden, ihren Lästerungen und ihrem Hohnsprechen, wider alles, was von Christo komt, kräftiglich widerstehen, uns aber nicht erbittern lassen, daß wir nicht eifrig suchen, ihrer etliche selig zu machen; wollen dankbar erkennen, was Gott Großes an unserm Volk gethan und nach langem Schlafe manche Sele erweckt zum frischen fröhlichen Glauben; wollen uns durch die Politik nicht verstimmen und griesgrämig oder stolz oder faul werden lassen, vielmehr auch der Veilchen und Vergißmeinnicht auf dem Anger unserer Dichtung uns freuen, bis in bessern Tagen einmal die süße Rose aufgehen wird und in allen Herzen blühen, davon es im alten schönen Liede heißt:

„Das Röslein, das ich meine,
Davon Jesaja sagt,
Hat uns gebracht alleine
Maria, die rein Magd;
Aus Gottes ew'gem Rath
Hat sie ein Kind geboren
Wol zu der halben Nacht.

Gr. Rod. F.

# Nachrichten.

## Neudietendorfer Pastoral-Conferenz.

Am 15. und 16. Juni war wieder die kleine Schar von Brüdern in Neudietendorf zur Conferenz versammelt, welche dort aus dem Regierungsbezirk Erfurt und den Thüringischen Fürstentümern seit 15 Jahren zusammenzukommen pflegt. Nachdem das stehende Eingangslied: „Komm, heiliger Geist, Herre Gott" gesungen und vom Ordner, P. Eyle aus Mühlhausen, des Herrn Beistand und Segen zum Werke erfleht war, hielt derselbe eine Ansprache über Offb. 2, 10: „Sei getreu bis an den Tod, so will ich dir die Krone des Lebens geben", deren Hauptgedanken folgende waren:

In den Zeiten der Trübsal, die über die Gemeinde zu Smyrna hereingebrochen sind, zeigt sich ihr zum Trost der Herr Jesus in Seiner Siegergestalt und ermahnt mit dem Worte zu rechter Treue. So lange es noch Versuchung zum Abfalle gibt, geht der Ruf an die Gemeinden. Jeder einzelnen mit Christi Blut besprengten Sele gilt das köstliche Wort. Bis zum Tode und bis auf den Tod sollen alle Christen widerstehen. Im Dienst des Herrn sollen sie ausharren, mag's auch Leib und Leben kosten. Dazu verpflichtet sie ihr Taufbund, dazu treibt sie die Liebe ihres Herrn. Die Treue aber zeigt sich in der vollen Hingabe an Ihn und Seinen Dienst, in der Beständigkeit des Glaubens, im Bleiben in Seiner Liebe, im heiligen Eifer für Sein Reich, im Gehorsam gegen Sein Wort, in Seiner Nachfolge, im Nachtragen Seines Kreuzes.

Uns, den Dienern Christi, gilt die Mahnung in besonderer Beziehung. Er hat uns in unser heiliges Amt gesezt. Wir sollen Ihm dienen mit Wort und Sacrament, in Uebung der Schlüsselgewalt, müssen Acht haben auf die ganze Herde, stehen in stetem Kampfe wider Teufel, Welt und Sünde, auf daß die gerettet und bewahret werden, welche mit Christi Blut erlöset sind. Welch ein Amt! Welch eine Aufgabe! Wie fordert es den ganzen Mann, volle Hingabe an den Herrn, tägliche Aufopferung im Gebet, tägliche Versenkung in Gottes Wort, kindlichen Glauben, brünstige Liebe, unermüdliche Geduld und Sanftmut, beständige Selbstverleugnung und Entsagung! Wem wird da nicht oft bange, wenn er in sich wenig von Gaben und Kraft, Glauben, Liebe und Treue sieht? Wenn man in dieser Zeit des Abfalls wenig Frucht sieht — und das Zeichenfordern der Juden steckt uns doch auch in Fleisch und Blut —, welche Kämpfe! Aber der Herr spricht: Fürchte dich vor der keinem! Sei getreu bis an den Tod! Wir sollen thun, was unsers Amts ist; den Erfolg sollen wir Ihm befehlen.

Wo sich rechte Treue zeigt, da speit der Teufel Feuer und Flamme, da lästert Satans Schule, ja auch gutgesinten, aber schwachen Leuten, die das ewige Evangelium für die Ohren der Kinder unsrer Zeit zurecht gemacht sehen möchten, sind treue Pastoren, die Gottes Wort nicht blos auf der Kanzel predigen, sondern auch mit ihm Ernst machen im Leben, gar lästige, misfällige Personen. Wenn wir nun so gehaßt werden um Seines Namens willen — freilich läuft auch immer von unserm sündigen Wesen etwas mit unter, aber der Hauptanstoß ist doch immer Sein Name, denn gegen das sündige Wesen ist ja die Welt sehr tolerant —, dann liegt die Versuchung nahe, aus Furcht vor den Menschen, aus Rücksicht auf das Wol der Familie, um des lieben Friedens willen, um mehr wirken zu können, wie man sagt, ein wenig von der Treue nachzulassen, das Wort der Wahrheit ein klein wenig abzuschleifen oder hier und da zu verschweigen, die anstößige Christenweise nicht so grell hervortreten zu lassen und uns ein wenig zu accomodiren. Wer hätte das nicht an sich erfahren? In solcher Gefahr aber sieht uns der Heiland an, wie dort den Petrus am Feuer, spricht zu uns, wie dort zu jenem am Meer: Hast du mich lieb? Der mit Preis und Ehren gekrönte Jesus mahnt: Sei getreu bis an den Tod! Und Seine Liebe beugt, Sein Wort erhebt uns. „Herr, ich will's", klingt's aus der Sele. Deine Liebesglut stärket Mut und Blut ꝛc.

Wolan denn, m. th. Br., laßt uns getreu sein bis an den Tod, treu ihm, dem alleinigen Haupte Seiner Kirche in unmittelbarem, persönlichem Verhältnisse zu Ihm und seligem Umgange mit Ihm! Zwischen Ihn und uns darf sich kein Mensch schieben. Wenn die Rücksicht auf Consistorium und Superintendenten, denen wir ja in rechter Weise Ehre und Gehorsam schuldig sind, größer ist, als die auf den Erzbischof im Himmel, das gibt wol eine schöngegliederte Hierarchie und büreaukratischen Mechanismus, aber das Reich Christi, der zarte, himmlische Organismus wird dadurch den Reichen von dieser Welt gleich, und eine Treue, die alles hingibt, ist da nicht möglich. Laßt uns treu sein in der Verkündigung des Wortes Gottes! Ganz und voll laßt's uns bieten! Haben wir nichts zu schaffen mit denen, die da sagen: Die Bibel enthält Gottes Wort, oder es etwas gelehrter ausdrücken: Die h. Schrift ist Offenbarungsurkunde, nicht die Offenbarung selbst. Die Aufgabe des Theologen ist, aus ihr den Thatbestand der Offenbarung zu erheben, den offenbarungs- und nicht offenbarungsmäßigen Schriftinhalt zu sondern. Das destillirte Wasser der sogenanten gläubigen Wissenschaft ist matt und abgestanden; das Gesetz des Herrn ohne Wandel erquickt die Sele. Laßt uns treu sein in der Verwaltung der Sacramente! Spenden wir sie in ihrer ganzen Kraft, mit ihrem vollen Troste! Hüten wir uns bei ihnen vor geschäftsmäßigem Abmachen! Lasset uns treu sein in der Uebung der Schlüsselgewalt, nicht blos lösen, sondern auch binden! Handhaben wir ohne Ansehen der Person, in heiligem Ernste, mit herzlichem Erbarmen die Kirchenzucht! Was soll man von den Pastoren sagen, die den vortrefflichen Erlaß unsres Consistoriums zu Magdeburg vom 7. December 1857 zu den Acten genommen haben und nicht ausführen! Laßt uns treu sein im Gebet für uns und mit den Unsern, für die Gemeinden und einzelnen Selen, für das Kommen des Reiches Gottes in und außer der Christenheit, für den König und alle Obrigkeit! Laßt uns treu sein in der speciellen Selsorge, in der Aufsicht über die Schule, in der Pflege des Instituts der Gemeinde-Kirchenräthe, in der Bewahrung der überlieferten Schätze der Kirche, im Lesen der Schrift, im Studiren, in der Teilnahme an theologischen Conferenzen, in unserm Wandel, in der Handhabung der Ordnung des Pfarrhauses und der Zucht über die Hausgenossen. 1 Tim. 3, 2—4.

Daß wir armen untreuen Diener Christi immer mehr treu werden, laßt uns aufsehen auf Ihn, den Anfänger und Vollender des Glaubens (Hebr. 12, 2), hinsehen auf die Wolke der Zeugen um uns! Die heiligen Menschen Gottes alle, die Propheten und Apostel, haben ihr Leben nicht geliebt bis an den Tod (Hebr. 11, 36. 37). Die Märtyrer sind mit Freuden für ihren Heiland gestorben. Die

Missionare verlassen, was ihnen lieb ist. Scharenweise sind sie auf der Westküste von Afrika in den Tod gegangen, und mit Ehrfurcht haben wir vor zwei Jahren die römischen Bischöfe und Priester in Cochin-China sterben sehen. Sei getreu bis an den Tod, ruft uns der Herr, aus dem allen zu. Ja vor wenigen Wochen hat Er uns auch die todesmutigen Krieger, welche in Treue gegen ihren König die Schanzen stürmten und mit ihrem Blute unsre schlaffe Zeit erfrischt und zu größerer Opferfreudigkeit begeistert haben, als Vorbilder vor die Augen gestellt. Sie haben sich nicht umgesehen; wir sollen uns auch nicht so viel umsehen. Und wenn General v. Raven das schöne Wort spricht: „Es ist Zeit, daß einmal wieder ein preußischer General für seinen König stirbt", das hat für Pastoren eine tiefe Bedeutung in einer Zeit, wo man so gern ruhig lebt. Den bis an den Tod Getreuen will der Herr die Krone des Lebens geben. —

Am Schlusse der Ansprache wurde der beiden Glieder unserer Conferenz, des Rectors Reinthaler und des Pastors Tümpel, gedacht, welche im Laufe des Jahres heimgegangen waren. Dann sangen wir: Halte aus, Zion, halte deine Treu! und alle Brüder haben gewiß dem Herrn neue Treue im Herzen gelobt.

Pastor Trebitz aus Beutnitz bei Jena leitete nun die Besprechung seiner Thesen „vom Kirchenamt, seiner göttlichen Stiftung, seinem Verhältnis zur Gemeinde" ein. Er sagt im Wesentlichen Folgendes:

Die Signatur unsrer Zeit ist Kampf der Kirche gegen die nicht nur ihr gegenüber, sondern in ihr mächtig gewordene Welt. Unwahrheit und Unheiligkeit setzen sich in ihr fest, geberden sich als legitim, ja als gebühre ihnen Recht und Macht allein. Nur eine Macht gibt es, die wahren kann und erhalten: Christus und Sein Wort. Nur ein Mittel, diese Macht zu gewinnen: Der lebendige Glaube. Er ist der Sieg über die Welt. Daß wir siegen, müssen wir den Feind in seiner wechselnden Gestaltung ins Auge fassen. Die Potenz der Unwahrheit ist vertreten nicht blos durch eine gottentfremdete Bildung, deren breiter, flacher Strom alle Stände des Volks durchdringt, auch durch eine gewaltige Phalanx falscher Weisheit und Wissenschaft, die sich hoffärtig gegen die göttliche Weisheit bäumt. Die falsche Philosophie will der Gotteswissenschaft keinen Raum mehr lassen als einer selbständigen Wissenschaft, höchstens soll leztere die Schwachen in unvollkommner, vorbereitender Weise lehren. Das schlimmste aber ist: Diese kalte, stolze Weisheit sizt heute mitten in der Kirche und Theologie. Da muß der Christenglaube kämpfen und protestiren, und Anklagen, wie sie die Ev. K. Z. Hengstenberg's, Forderungen, wie sie Stahl gebracht hat, erscheinen als schmerzliche Notwendigkeit.

Andernteils ist die unwissenschaftliche Menge gut genug, um als Werkzeug zu dienen, als Piedestal für die Ruhmessäule; denn die andere Potenz des Geistes der Finsternis ist unheiliges Herschaftsgelüste. Nicht Napoleon III. allein, auch Kathedergrößen und Bücherhelden begreifen es, welch ein Gewicht heutiges Tages die



Massen und ihr Beifall in die Wagschale legen. Da muß denn die „freie Wissenschaft" Fündlein finden, die dem vielumbuhlten Götzen als Schmeichelbrocken hingeworfen werden, damit die Flut der Volksgunst das eigne Schifflein hebe. Man sieht's an Schenkel, der nun bei dem „Charakterbild Jesu" à la Renan angelangt ist. Die Verquickung jener beiden Potenzen erscheint auf kirchlichem Gebiete als Bündnis des Rationalismus mit dem Demokratismus. Jener hat statt des verschossenen Alltagsrocks die Professorentoga umgeworfen, sich in den Nebelmantel subjectiver Christlichkeit gehüllt, weiß den Schmuck des Schriftbeweises feiner zu wählen, koquetter zu tragen. Der Demokratismus aber übt einstweilen seine Kräfte im Hause Gottes, wie in einer Turnhalle, in der Hoffnung, sie als geschulte Truppen in das andere Haus überführen zu können, wo Gott ihm bisher die Macht verwehrt hat. Indessen rütteln und reißen beide mit vereinter Kraft an den Grundsäulen der Kirche. Hand in Hand sind sie im lezten Decennium durch die Gauen unsres Vaterlandes gerannt. Wir leben in der Epoche der Kirchenstürmerei. Ja wir sind in den Abschnitt derselben eingetreten, wo Vertreter des kirchlichen Amtes, der kirchlichen Lehranstalten, des Kirchenregiments die Stürmenden anfeuern und ihnen die schwachen Stellen zur Bresche zeigen.

Da ist es kein Wunder, daß auch das Amt der Kirche angetastet wird, welches ja mit der Kirche so wesentlich zusammenhängt, daß, wer sie angreift, notwendig auch ihr Amt herunterzusetzen streben muß. Der Amtsträger soll eine Creatur der Gemeinde werden. Einem solchen folgt sie nicht mehr als ihrem Hirten, und der Haufe ist dann nach eignen Lüsten zu lenken, wie in einer Armee, die ihre Officiere selber wählt, Zucht und Ordnung aufhören und der Feind Herr wird mitten im Lager. Darum sezt unser Feind alles daran, die Lehre plausibel zu machen, welcher vieles günstig ist, das natürliche Menschenherz, der Zustand unsrer Gemeinden, die allgemeine Zeit- und Weltlage: „Die Geistlichen sind nicht von Gottes Gnaden, sondern von der Gemeinde Willkür." Hinfort soll es nicht mehr heißen: „Gott hat das Amt gegeben und wir reden als Botschafter Christi an Gottes Statt" — sondern: „Das Amt ist Ausfluß der Machtfülle der Gemeinde", oder im Schmuck der Schriftbegründung: „Das Amt ist eine Emanation und Concentration des allgemeinen Priestertums aller Christen", ähnlich entstanden, wie nach der Lehre des contract social der Staat, oder endlich, wie ein neuerlichst aufgestellter, socialistische Weisheit in die Kirche einführender Satz lautet: „Das geistliche Amt ist eine schon durch die Teilung der Arbeit sittlich-bedingte Notwendigkeit."

(Fortsetzung folgt.)

---

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz in Berlin. Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

# Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1864. Mittwoch den 24. August. № 68.


## Arnold Ruge.

Aus früherer Zeit von Arnold Ruge. Berlin, 1862 und 1863. Band 1—3.

I.

Indem wir uns anschicken, das oben angezeigte Buch aus früherer Zeit in der Ev. K. Z. zur Anzeige zu bringen, fühlen wir uns veranlaßt, selber in eine frühere Zeit zurückzugreifen. Vor uns liegt ein Convolut vergilbter Briefe. Sie sind sämtlich von Arnold Ruge geschrieben, der älteste datirt vom October 1837 und der lezte vom August 1839. Sämtliche Briefe beziehen sich auf die Hallischen Jahrbücher und dahin gelieferte und etwa zu liefernde Aufsätze. Anfangs ging es ja vortrefflich, aber doch nicht gar zu lange. Freundliche Bezeugungen über Leo in den ersten Briefen verwandeln sich bald in Anklagen gegen ihn, und in dem vorlezten Briefe wird dann die Umarbeitung zweier gar zu sehr die Orthodoxie anerkennenden Aufsätze empfohlen. So können sie in die Hallischen Jahrbücher nicht aufgenommen werden, sie wären eher für Tholuck's Anzeiger passend, und Ruge hat Anerkennung für Tholuck's Streben genug, um sie, falls es gewünscht wird, dahin abzugeben. „Mit Einem Worte, die Welt der Wahrheit hat kein Christentum außer sich und das wahrhaft positive ist der wirkliche Befund und Bestand des gegenwärtigen Selbstbewußtseins; dadurch entsteht nun der Krieg des philosophischen Geistes, wenn Sie so wollen, des neuen, d. h. spekulativen Rationalismus oder der von aller Connivenz und Cooperation gereinigten Hegelschen Philosophie gegen das Gemüthswesen ohne Einsicht (Pietismus) sowol als gegen den Orthodoxismus, sofern er mehr als historisch inhaltsvoll, d. h. sofern er berechtigte Form des gegenwärtigen religiösen oder besser theologischen Geistes sein will. Ich freue mich, daß Sie bei allem Positivismus sich wahrhaft freisinnig erhalten haben, anderer Seits legen Sie auf die crude Form des Absoluten in der Orthodoxie zu viel Gewicht. Der Rationalismus bleibt immer Element des endlichen Wissens, so wie der Positivismus und die Orthodoxie endliche Form des absoluten Inhalts. Der Inhalt hat sich ja nun in der absoluten und historisch vertieften Philosophie wieder gefunden, wie sollte denn da die orthodoxe Verstandesform in aller Mangelhaftigkeit noch Wert haben neben der Methode? Die Voraussetzung der Orthodoxie als des Absoluten ist unberechtigt. Wollen Sie dagegen bei dieser Voraussetzung bleiben, so können Sie dem Schicksal nicht entgehen, auf die Seite der Reaktion geworfen zu werden, während Sie sich doch selbst einmal gegen Hengstenberg erklären" ꝛc.

Der lezte Brief schließt mit den Worte: Au plaisir de vous revoir, sagt der Franzose."

Ja wiedergesehen haben wir Herrn Arnold Ruge, nicht ohne einige Bewegung. Denn die Hallischen Jahrbücher haben wir einst mit großem Interesse bis zu ihrem Verbot verfolgt, es waren geistvolle Aufsätze darin zu finden und der Plan war gut ersonnen und angelegt, aber die Strömungen gingen bald sehr links, der „Positivismus" ward immer flüssiger, bis die rothe Fahne allenthalben zum Vorschein kam. Damals glaubte man noch etwas mit Verboten ausrichten zu können gegen die wilden Wasser, heut zu Tage ist die Flut so schäumend roth und wild geworden, daß sich die weiland Hallischen Jahrbücher dagegen wie „Positivismus" ausnehmen. Und dennoch — hier ist der Quell, aus dem die wilden Fluten unserer Tage hervorgebrochen, und wenn Arnold Ruge heute noch am Webstuhle der Hallischen Jahrbücher säße, sie würden blutroth geworden sein. Als wir ihn wiedersahen, standen wir — es war in den ersten Tagen des August 1848 — auf der Gallerie der Paulskirche und waren kaum eingetreten, als das Wort des großen Heinrich zu uns herüberklang: „Herr Ruge hat das Wort." Da stand er vor uns leibhaftig, verstimt, zornmütig, für die Polen redend mit allerlei bösen Seitenblicken.

Nun, es war das Jahr 1848. Seitdem ist viel Wasser über die Mühlen gelaufen und manch Einer hat sich besonnen. Wir haben immer die gute Zuversicht zu zwei Feinden des Kreuzes Christi, zu David Strauß und zu Arnold Ruge gehegt, es würde ihr Weg zulezt nach Damascus gehen. Nach menschlichem Ermessen haben wir die Hoffnung nun aufgeben müssen. Beide Männer sind auf ihren Bahnen weiter gegangen, beide sind nun ins Alter getreten. Ruge aber ist nicht blos weiter gegangen, sondern hat sich so sehr wider Christum verbittert, daß in dem vorliegenden Buche jede Erinnerung daran sofort irgend einen bittern Hohn aus seiner Sele preßt.

Dennoch bieten die bereits erschienenen drei Bände „Aus früherer Zeit" einen gewissen Reiz dar, sofern sich in ihnen ein reiches Lebensbild von mehr als vorläufig einem Menschenalter, vom Jahre 1802 biszum Jahre 1838, vor uns entrollt, dem, wie es scheint, noch einige Bände folgen werden, bis wir das Kind von der Insel Rügen nach gar mannigfach be-

wegtem Leben auf der Schule, den Universitäten, der Burschenschaft, den Gefängnissen, der Festung, auf Reisen, auf dem Katheder, in der Revolution und endlich im Exile wiederfinden. Allenthalben aber begegnen wir einem eisernen Fleiße bei guter Begabung. Der Schulknabe arbeitet schon im Voraus heimlich einen ganzen Band lateinischer Exercitien aus in reinlichster Abschrift, um sie schon alle fertig zu haben, wenn sich die neue Klasse öffnen wird, der hervorragende Burschenschafter verläßt und vergißt die Musen und die Hörsäle niemals, und dem sechsjährigen Arrestanten in strenger Festungshaft komt der Abend immer zu schnell, und er ruht nicht eher, bis er sich in kalten winterlichen Nächten früh Morgens 3 Uhr Licht zu verschaffen weiß, um den Plato, Sophokles, Aristophanes, Thucydides, Pindar, Homer 2c. bis zum Auswendigkönnen zu studiren, und als er nach sechsjähriger Haft bei seiner Entlassung aus dem Gefängnisse zu Kolberg bei einem Freunde eintrat, den er sich in der Festung erworben, dem Kriegsrath Hänisch zu Kolberg, „dem Haupte der Frommen", wie ihn der rationalistische Superintendent nante und ihn darum als seinen Gegner bezeichnete, und dieser ihm rieth, sich sofort auf einer Universität zu habilitiren und seine tiefen Studien über und in den Alten zu verwerten, antwortete Ruge: „Ich bedaure nur, daß ich nicht ordentlich zum Aristoteles gekommen bin. Ich hatte immer einen gewissen Widerwillen gegen sein lebloses Dociren, dem die Form der Entwickelung fehlt, und als ich den unendlichen Schatz, der in ihm zu heben ist, endlich dennoch gewahr wurde, da war es zu spät. Auch kenne ich Hegel nicht, weiß auch nicht, wie ich ihm beikommen soll."

Hänisch wurde sehr heiter und rief den Damen zu, die umherstanden: „Da habt ihrs, was ich euch immer gesagt, unser junger Freund bedauert, daß er nicht noch einige Jahre und zwar mit Aristoteles und Hegel eingesperrt worden." — Kurz wir haben hier mit einem Manne zu thun, der gearbeitet hat, daß von ihm das Wort bezeugt werden muß: sudavit puer et alsit. Um so tiefer haben wir es zu beklagen, daß von ihm weiter gilt, was 1 Cor. 1, 20 und in folgenden Versen geschrieben steht.

Doch daß wir einen Ueberblick gewinnen von dem, was uns hier geboten wird, so kehren wir bei dem ersten Bande ein. R. erzählt uns da seine Kindheit auf Rügen, seine Knabenjahre und die Schulzeit zu Stralsund bis zum Abgange nach Halle.

## 1. Die Kindheit.

Der Vater hatte ein Landgut gepachtet, das von den Wellen der Ostsee bespült wurde. Da ward R. im Jahre 1802 geboren. Es sind gar liebliche Bilder, welche er uns aus dem unermeßlichen Reichtum der Kindheit aufbewahrt hat. Wie beneidenswert gegenüber den armen Stadtkindern, die auf der Etage wohnen und erst an die Luft getragen werden müssen, je dann und wann zwischen die gepuzten Spaziergänger, wie beneidenswert ist dem gegenüber das Kind, das auf den Wiesen und Weiden, in den Gärten, Feldern und Wäldern spielt, dessen Fuß gar von den Wellen des Meres benezt wird und das von den steilen Höhen über die Fluten und Wogen hinüberschaut, über denen sich der blaue Himmel wölbt, wie beneidenswert das Kind, das heute mit den Enten im Wasser patschelt, morgen der Herde am Weideberge folgt, mit den Pferden heimkehrt, den Jagdhund zum Freunde hat, der ihm die Nüsse aufknacken muß, und verloren an den freundlichen Pintscher, der mit dem Schwanze wedelt, ausruft: „Ach hätte ich doch auch so einen Schwanz zum Wedeln." Heute gehen wir zu den Hafermähern. Ach seht, da läuft der kleine Hase hin, aber er verbirgt sich unter die Haferschwaden. Der Knabe schleicht sich leise heran, und „ich habe ihn, ich habe ihn ganz allein gefangen." Ja welch eine Lust ist's, den Hasen in die Kinderstube zu bringen, und was will doch das Gebot des strengen Vaters gegen das Bitten aller Kinder, die den Hasen streicheln wollen, ihm von ihrer Milch geben, Hafer und Klee vom Felde holen, dem Hasen schnell einen Namen geben und ihn pflegen und lieb haben, bis er auch einmal aus dem Fenster sehen solle, da er schon groß geworden. O weh, da macht sich der Hase los, läuft schnell über den Hof, an den Ställen hin aus dem Thore und alle Kinder hinterdrein. Weg ist der Hase. Aber morgen graben wir Füchse aus, fangen den Lachs, gar Robben, sehen zu, wie stolze Hirsche gejagt werden, bis wir auf der Höhe von Stubben-Kammer angekommen sind, an deren Fuße die stolzen Wellen der Ostsee dahinrollen.

Wir haben diese wenigen Andeutungen hierher gesezt, um dem Leser zu zeigen, wie R. noch im fernen Exile, und da die Kindheit so weit hinter und so tief unter ihm liegt, sie nicht vergessen hat. Sein Gemüt ist doch auch in wilden Stürmen des Lebens, darin er gestanden, und die er, so viel an ihm war, selber heraufbeschworen, ja in denen er noch heute mit seinem friedlosen Herzen steht, nicht so sehr vertrocknet, daß er nicht mit Wehmut die alten Bilder aufrollt und sie mit dem Entzücken der Kindheit dem Leser zeigt. Ruge's Kindheit ist nicht blos dadurch so reich und so lockend, daß es eben ein reichbegabtes Kind ist, dem wir hier in ländlichen Umgebungen begegnen, sondern doch auch dadurch, daß sie oben auf der Insel Rügen, dem hohen Gestade des Meres, in einer tiefbewegten Zeit durchlebt wurde. Bald laufen dem Kinde die Engländer, bald die Franzosen in das Garn, heute sieht er vom hohen Uferberge die stolze englische Flotte, welche nach Kopenhagen segelt, morgen hört er die Kanonen sausen, welche Alarmirungs-Zeichen der Franzosen bestreichen, während er ein andermal die verzweifelten Anstrengungen der Schiffbrüchigen mit durchleben muß, die der Vater mit seinen Leuten zu retten bemüht ist, und welch ein Anblick für einen lebhaften Knaben, wenn 13 Kauffahrer, zum Scheitern gezwungen, zulezt angezündet werden, um vor seinen Augen auf dem Mere zu verbrennen, damit ihre Waare dem Lande nicht zur Beute wird.

Wir werden R. noch als einen ungemein energischen Charakter kennen lernen, so wollen wir doch auch hören, woher der

amt. Ein einquartirter Franzose forderte eine Suppe. Ruge's Mutter bereitete sie ihm. Der Franzose wollte sie kosten, da sie noch auf dem Feuer stand. Sie war ihm nicht salzig genug. Die Mutter reichte ihm das Salzfaß, damit er sie selbst nach seinem Geschmacke salze. Er warf eine ganze Hand voll hinein. Die Suppe war nun versalzen. Da ward der Franzose zornig, nahm ein Rohrstöckchen und schlug die Mutter damit über den bloßen Arm. Er war an die unrechte gekommen. Die Mutter war eine starke, entschlossene Frau, stieß sofort den Besen mit dem Fuße vom Stiel und schlug den Franzosen dermaßen auf den Kopf, daß er sofort betäubt zu Boden sank. Sie wollte nicht, daß ihm einer der Hausgenossen zu Hülfe käme. „Er wird schon wieder aufkommen." So war es denn auch, er verband sich den Kopf und ging zu seinem Capitän. Alles zitterte im Hause vor dem erwarteten Strafgericht. Allein der Capitän war ein besonnener, gerechter Mann. Nachdem er sich über den Hergang unterrichtet, wies er dem Soldaten ein anderes Quartier an und sagte dann zu der Mutter: „Ihm ist vollkommen recht geschehen. Aber Sie sind furchtbar in Ihrem Zorn, verehrte Frau. Wahrlich, wir hätten die Ostsee nie erblickt, wenn die ganze Nation unsern Angriff so erwidert hätte, wie Sie heute Morgen den Frevel dieses Menschen."

Wir schließen mit dieser Erzählung, die noch in die frühe Kindheit fällt, die Erinnerungen daran ab. Wer einige Empfänglichkeit für den lieblichen Duft, der die arglose Kindheit umschwebt, in seinem Herzen trägt, der wird hier noch reiche Nahrung finden und mit innigem Ergötzen die Fahrten dieses Knaben begleiten. Eines nur hätten wir hier gern entbehrt, daß R. es nicht lassen kann, seine bis zum Irrsinn verschrobenen Ideen von Freiheit, Menschenwürde, Volksbeglückung, seinen Ingrimm auf alles Bestehende, das er noch immer stürzen und brechen will u. s. w. auch in diese Kindergeschichten zu verflechten. Aber sie ziehen sich durch das ganze Buch hindurch in immer gesteigerten Potenzen. Darin ist er grade wie Don Quixote, der mit seinen Ideen von der Ritterschaft in die Welt hineinreitet und beständig dabei bleibt, er mag so viel Prügel bekommen, wie er will. Ob der edle Ritter aus der Mancha in allen andern Dingen noch so gescheidt ist, in dem einen Stücke bleibt er beständig ein Narr. Als R. uns die Geschichte von dem Hasen erzählt, dessen Verbleiben im Hause sich die Kinder von dem Vater zu erobern wissen, sezt er hinzu: „So sezt sich das Volk in den Besitz seiner Rechte." Wenn der Vater sagt: „der Hase ist ein freies Thier", so kann er das Wort gar nicht vergessen, wenn schon er selber den Hasen einsperrt, und ihm lieber den Schwanz ausreißt, als daß er ihm die Freiheit gönnt. Wenn Mutter und Geschwister anderer Meinung sind, als der Knabe, so bleibt ihm nichts übrig, „als sich der öffentlichen Meinung anzuschließen." Wenn der Graf Brahe, dessen Gut der Vater gepachtet, seinen hörigen Kossäthen die Freiheit schenkt, diese aber voll Mistrauen das Geschenk nicht annehmen wollen, so sagt Ruge dazu: „Diejenigen, welche mir Schuld geben, ich hätte den Deutschen immer zu viel zugetraut, wissen nicht, wie früh ich ihr Talent, sich ihren Befreiern zu widersetzen, kennen gelernt habe." Ueber dieselbe Erfahrung klagte bekantlich der hispanische Ritter während seiner ganzen Ritterschaft. Sein ganzes Misgeschick kam ja lediglich daher, daß man sich nicht von ihm wollte befreien und beglücken lassen. Die Welt war zu spröde, und wenn er es doch versuchte, so schlugen ihn die Windmühlenflügel, daß er um und um fiel. Erst wenn er sich von seinen Schlägen erholt hatte, konte er seine Ritterfahrten aufs Neue beginnen. Geheilt wurde er von diesem Irrsinn nie, bis er auf seinem Todesbette lag. Erst da fielen ihm die Schuppen von den Augen. R. schreibt noch heute, da er auf die Siebziger lossteuert, in Erinnerung der unter der Schwedenherschaft verlebten Kindheit auf der Insel Rügen: „Ich sage nicht, daß wir den Luxus, den man Regierung nent, nicht gehabt hätten." Im Uebrigen mag er uns verzeihen, wenn wir in Beziehung auf seine eigentümliche und unausgesezte Bekämpfung wie aller christlichen Staatenordnung so des Christentums überhaupt fortwährend an die fixe Idee des Ritters von der traurigen Gestalt erinnert wurden. R. selber hat uns dazu berechtigt, indem er „das deutsche Volk" dem Löwen vergleicht, welcher nicht aus seinem Käfig kommen wollte, obwol ihn Don Quixote geöffnet hatte. Es ist ein sehr mislicher Vergleich, den er hier anstellt. Wehe, wenn der grimmige Löwe herausgekommen wäre! Wie übel würde es dem edlen Ritter gegangen sein, der seiner Herr zu werden gedachte! Und nicht blos ihm, vermutlich würde noch viel Blut geflossen sein, ehe die losgelassene Bestie wieder eingefangen sein möchte. Als der Löwe in Frankreich wirklich einmal herauskam, stürzte er sich bekantlich am ersten auf die, welche ihn loszulassen am eifrigsten bemüht waren. Von ihnen ist keiner verschont. Es ist das die Natur der Bestialität, die weder Freund noch Feind schont und sich am wenigsten um die Philosophen genirt, die ihr vordemonstriren, wie sie sich zu benehmen habe.

(Schluß folgt.)

---

## Nachrichten.

### Neudietendorfer Pastoral-Conferenz.

(Fortsetzung.)

Gegenüber diesen Angriffen stellen wir die Thesen, nicht nur zur Abwehr, sondern hauptsächlich zur Samlung und Einigung der Gläubigen. Der Vorwurf, sie seien oratio pro domo, wiegt nicht schwer. Zu verargen wäre es nicht, aber nicht dem geistlichen Stande und seiner Ehre, sondern der Gemeinde des Herrn wollen sie in herzlicher Liebe zu den Selen dienen. Die Ehre des Amts dürfen wir nicht vernehren lassen, und wo wir das Kirchenamt hochheben, haben wir ehrliche Vorläufer, den Herrn Christus, die lieben Propheten und Apostel, die frommen Kirchenväter, Luther und Melanchthon, endlich die Stimme unsrer Kirche in ihren officiellen Zeugnissen, als welche

die symbolischen Bücher doch wol auch von den „freien Protestanten“ anerkant werden.

Freilich ist auch das andere Extrem zu meiden. Es kann uns Evangelischen nicht beikommen, das Amt zu einer Höhe hinaufzuschrauben, die ihm nicht gebührt, die Kirche, welche auf dem Grunde des Wortes steht, auf das Amt gründen zu wollen. Gottes Wort stellen wir hoch über das Amt. Gottes Wort ist in der Kirche für Amt und Gemeinde, für des Amtes Segen in der Gemeinde alles; denn es ist der Kirche Licht. Auch gelüstet uns nicht nach der äußern Herrlichkeit, welche das Amt in der römischen Kirche umgibt. Sie ist eine menschlich gemachte, darum hinfällige. Wir sind zufrieden mit der Knechtsgestalt, die dasselbe mit der wahren Kirche Christi in der Welt trägt. Aber für das Licht des Worts ist das Amt des Worts der Leuchter. Der soll sich nicht für das Licht halten; weil er jedoch um des Lichts und der Erleuchtung der Hausgenossen willen notwendig ist, achten wir darauf, daß er in seinen von Gott gegebenen Ehren gehalten werde. Der Gemeinde gegenüber, in der wir stehen, nicht über ihr, nicht außer ihr, wollen wir uns ebenso sehr hüten, uns als „Herren ihres Glaubens“ zu geberden, als „Menschenknechte“ zu werden, sondern danach trachten, „Gehülfen ihrer Freude“ zu sein. Ach könten wir nur auch sagen: „Denn ihr steht im Glauben.“

In Summa, wir hoffen zwischen den Klippen hindurchzusteuern. Der hierarchische Amtsbegriff macht das Amt des N. Ts. zu einem neuen levitisch-gesetzlichen Institute, weil ihm die Gnadenmittel nicht zureichend erscheinen. Diese herabsetzend erhebt er den Stand, die Personen des Standes, ungebührlich über sie, mindestens neben sie. Gegen ihn eifern die symbolischen Bücher, z. B. Art. Smalk. 321 und Apol. Conf. 203, 7 ff. Gegen ihn zeugen fast alle evangelischen Schriftsteller, die über das Amt geschrieben haben, bis zu unsern Tagen. Die rationalistisch-demokratische Schwärmerei dagegen sezt das Amt herab, weil sie ebenfalls die Gnadenmittel nicht zu schätzen weiß. Nur hebt sie nicht den Stand der Personen, sondern ihre Gaben zu ungebührlicher Höhe. Das Amt ist ihr eigentlich kein Amt mehr, sondern nur eine menschliche, zweckmäßige, aber nicht notwendige Einrichtung. Die Gemeinde, die Vollmachtgeberin, überträgt gewisse Functionen den Begabten. Die Verwaltungsweise, das Amtstum, wird mit dem Amtswesen verwechselt. Folgerichtig muß die göttliche Einsetzung geleugnet werden. Aber damit sezt man nicht nur die Gemeinde, sondern auch die Amtsgaben über das Amt, gleich als erzeugten sie das Amt. Es werden die Diener über den Dienst erhoben. Es wird vergessen, daß die Kirche ein Amt hat, nicht weil sie begabte Glieder hat, sondern weil sie die Gnadenmittel hat und Christi Befehl, sie zu verwalten. Wir sagen:

1. Christus schuf seine Gemeinde, die Kirche, nicht zur ungestalteten Masse, sondern zum geordneten Organismus, seinem heiligen Leibe und Tempel seines heiligen Geistes. Darum mußte Er Fürsorge treffen für ihre Pflege, Nährung, Erbauung, Ordnung, Leitung. Er beschenkte sie mit seinen Heilsgaben, den Gnadenmitteln, und mit der werkzeuglichen Stiftung des Amtes. Die Organisation der Gemeinde und ihres Amtes (Aemter) im einzelnen, namentlich auch die Besetzung der Aemter ist gewirkt durch den heil. Geist, welcher der Lebenstrieb der Kirche ist und durch das Amt in ihr wirket.

2. Die mannigfaltigere Ordnung der Aemter in der apostolischen Gemeinde ist Musterbild, kein bindendes Gesetz für die Kirche. Aber ohne das eine, unteilbare Pflegeamt (Aeltesten, Lehrer, Hirten) kann sie so wenig bestehen, als ohne die von demselben gespendeten Gnadenmittel. Ein göttlich geordnetes Regieramt, geistlich Oberamt gibt es in der Kirche Christi nicht. Dem menschlich geordneten ist Gehorsam zu leisten — nach Gottes Wort und Gewissen.

3. Das evang. Pfarramt, wesentlich das biblische Presbyter- oder Aeltesten-Amt, ist Lehramt, die Versöhnungsbotschaft Gottes an Christi Statt predigend; Haushalteramt, die Sacramente verwaltend; Hirtenamt, zur Selsorge an den Einzelnen, zur Leitung der ganzen Gemeinde mit Wort, Zucht und Vorbild geordnet.

4. Christus hat das Kirchenamt nicht nur gewollt, sondern gestiftet, indem Er a) die Zwölfe und neben ihnen die Siebzig berief, bevollmächtigte, rüstete und bestätigte; b) den Aposteln Aufträge gab, die über den Beruf als „Zeugen“ hinaus, ja weit über ein Menschenalter bis ans Ende der Tage reichen. Also hat Er in und mit dem Apostolat ein fortgehendes Lehr- und Hirtenamt gesezt.

5. Der Apostolat als solcher steht höher, als das gewöhnliche Kirchenamt, steht einzig da, weil die App. a) durch persönlichen Umgang mit dem Herrn bereitete Zeugen desselben sind; b) die Fülle der Salbung mit dem heil. Geiste empfangen haben; c) alle Aemter der Kirche in sich vereinigen; d) der Gesamtkirche Hirten und Lehrer sind; e) in der vollendeten Kirche der Herrlichkeit höhere Würde haben werden. Abgesehen davon ist das Kirchenamt nicht ein bloßes Nachbild, sondern die Fortsetzung des apostol. Amtes.

6. Die Apostel selbst erkennen die neben ihnen stehenden Amtsträger willig als Mitälteste, Mitknechte u. s. w. an, nennen sie sogar (in gewissem Sinne) „Apostel“. So bezeugen sie auch überall das geistliche Amt im Allgemeinen als ein göttliches, ein Amt des Herrn.

7. Aus der göttlichen Stiftung des Amtes folgt keineswegs die Notwendigkeit unmittelbarer göttlicher Besetzung im Einzelfalle. Noch weniger das Bedürfnis oder Dasein einer opfernden, vermittelnden Priesterschaft.

8. Das als Gnadenrecht aller Christen anerkante allgemeine Priestertum ist die gottgewollte Unterlage des geistlichen Amtes, hat aber mit dem Amte als solchem zunächst nichts zu thun. Auch die durch Ausnahmzustände gerechtfertigte Vollziehung von Amtshandlungen durch Nichtgeistliche — Nottaufe, Notbeichte, Noteucharistie — bezeugt die Unentbehrlichkeit, wie der Gnadenmittel, so des zu ihrer Darbietung der Regel nach geordneten Amtes.

9. So hat das geistliche Amt Ursprung, Stiftung, Auftrag, Vollmacht, Recht und Pflicht nicht aus oder von der Gemeinde, sondern von Christo. In seiner Grundlage war es da vor ihr, entschieden vor der Einzelgemeinde. Aber es ist mit der Gemeinde (Kirche) geordnet, mit dem Object der Heilszuwendung zugleich das Werkzeug.

10. Unter der Leitung des heil. Geistes, durch Menschen, geschah und geschieht die Besetzung des Amtes. In der apostolischen Kirche wählten nicht die Gemeinden die Geistlichen oder sezten sie ein, sondern die Apostel unmittelbar oder mittelbar. Wer auch heute Namens der Kirche sie wähle, bestätige, weihe — ihr Amt ist nicht Kirchen-, sondern Gottesstiftung; sie führen es in Gottes Namen, stehen und fallen dem Herrn des Hauses, dem Haupte des Leibes.

11. Nicht um seiner selbst willen ist das Amt da, sondern für die Gemeinde, der es, sie regierend, dient. Von Christo kommend, soll der Amtsträger die Gemeinde als eine Braut dem Herrn zuführen; sie soll sich Ihm willig zuführen lassen. Das Amt soll über die Gemeinde nicht herschen, die Gemeinde nicht über das Amt; beide dienen Christo, dem Einen Herrn, darum einander in der Liebe.

12. Das Amt ist kein heilwirkendes Gnadenmittel. Seine Segenswirkung ist weder an das Maß der Gabe, noch an den subjectiven Glauben des Amtsträgers gebunden, sondern an die Gnadenmittel, Wort und Sacrament. Die hat es rein darzubieten, treu zu verwalten. Auf diese Reinheit und Treue ist vor Allem Gewicht zu legen. Mit ihr wird ausgerichtet, was der Herr durch das Amt ausrichten will, ohne sie verliert das Amt Würde und Recht, und jeder Anspruch auf Gehorsam wird unevangelische Anmaßung.

(Schluß folgt.)

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz in Berlin. Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

# Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1864. Sonnabend den 27. August. № 69.


## Arnold Ruge.

I. (Schluß.)

### 2. Die Knaben- und Schulzeit.

Lassen wir den Philosophen und kehren wieder bei dem fröhlichen Knaben und fleißigen Schüler ein. Denn das Kind wuchs heran und mußte nun das väterliche Haus und die väterliche Flur verlassen. Da sehen wir nun den fleißigen, lebhaften, aufmerksamen Knaben zu den Füßen des Cantor Dammas sitzen, von dem Gedanken getragen, daß der Vater doch gewiß zufrieden mit ihm sein würde, wenn er nur alles lernte, was der Cantor Dammas wüßte. Beinahe hätte er auch den ersten Preis im Buchstabiren bekommen, wenn er nicht noch zulezt an dem 54. Worte gescheitert wäre und Deutschland buchstabirt hätte anstatt Teuschland. „So hatte ich von Anfang an Unglück mit diesem Lande der „Täuschungen"; aber ich bin ein Thor gewesen, daß ich nicht bei meiner ersten Lesart geblieben und mir durch das hinzugesezte t habe weismachen lassen, Deutschland sei ein Land des „Volkes". Dies sind nun 50 Jahr her und es streitet sich immer noch darum, ob ich oder der Cantor Dammas damals richtig buchstabirt, ob unser gemeinsames Vaterland ein Land der Täuschungen oder ein Land des Volkes sei. Genug, ich verlor die Wette nicht nur damals, als ich „den Umständen Rechnung trug", sondern auch später, als ich „dem Volke Rechnung trug", welches feierlich erklärte, es wolle sich nun nicht länger täuschen lassen, sondern seine Angelegenheiten selbst in die Hand nehmen, und sich das t in seinem Namen durch sein Betragen verdienen. — Deut heißt bekantlich das Volk, woher denn auch das Sprüchwort: „es ist keinen Deut wert", weil früher (d. h. vor dem Jahre 1900) das Volk gleich Null war" — — —. Welch lächerliche Expektorationen gelegentlich des Knaben, der das Buchstabiren lernen soll!

Vom Cantor Dammas, den er bald eingeholt hatte, kam der Knabe in das Pensionat des Pastor Gildemeister zu 15 andern Knaben; aber wie er eifrig immer die im Auge behielt, die ihm voran waren, und sich heimlich die Bücher zu erwerben wußte, woraus diese ihre reiferen Kentnisse erwarben, so hatte er sie bald alle eingeholt und überholt. Im Griechischen, Lateinischen, der Mathematik, im Anfertigen deutscher Aufsätze ꝛc. war er bald Meister, und erwarb sich dadurch die volle Gunst des strengen und ernsten Lehrers, ohne daß er darum in der Knabenlust, in den gymnastischen Künsten des Schwimmens, Springens ꝛc. irgendwie zurückgeblieben wäre, und wie er denn den lebendigsten Anteil an allem nahm, was sonst das Leben brachte, so finden wir den 13jährigen Knaben auf die Kunde, daß Napoleon von Elba zurück und wieder an der Spitze eines Heres gegen Deutschland marschire, einsam in der Laube des Pfarrgartens auf seinen Knien liegen, Gott anflehend, der Tyrann möge zu Grunde gehen, ehe er unsere freie Erde wieder erreiche. „Ich war damals sehr fromm und je ernstlicher mir die Sache zu Gemüte ging, um so weniger teilte ich sie irgend Jemand mit."

Aber leider ward diese Frömmigkeit weder zu Langenhanshausen beim Pastor Gildemeister, noch von Haus aus in die rechten Bahnen gewiesen, und wenn wir früher einmal gesehen, woher seine Energie stamte, so läßt uns R. auch darüber nicht in Zweifel, woher sein Unglaube kam.

Der Vater war so sehr ein Freund der natürlichen Religion, daß er einen Aufsatz darüber aus einer Zeitschrift abschrieb und diesen dem Sohne als ein Erbstück mitgab, damit er später, wenn er erst erwachsen genug sei, diesen Aufsatz fleißig lesen und sich die Weisheit zu eigen machen möchte. Wie es um das Christentum der Mutter stand, erfahren wir aus einem Briefe vom Jahre 1846, auf den sich R. viel zu Gute thut, darin es heißt: „Sage Arnold die Lichtfreunde ließen ihm sagen, ihr Licht brennte hell und klar und sollte ein heller schein bleiben. Niemeyer ist tapfer und alle Stadtverordneten. Wislicenus seine erklärung gegen den minister könneritz ist kostbar auch Schwarz seine, sie machen ihn orndlich zum schuljungen ich habe es mit vergnügen gelesen. (R. freut sich darüber, daß sie den Minister Könneritz klein schreibt ohne Weiteres, dagegen die Lichtfreunde, das Licht und die Stadtverordneten groß — — und das risum teneatis amici liegt nahe.) Nicht viel anders stand es mit dem Pastor Gildemeister. Denn als dieser den für die Prima wolausgerüsteten Knaben auf das Gymnasium nach Stralsund brachte, zweifelte er zwar durchaus nicht an den notwendigen gelehrten Kentnissen desselben, aber eins fiel ihm unterwegs noch ein: „Hm, sage mir, was für eine Religion ist die christliche?"

„Was konte er meinen? Ich faßte mich kurz und antwortete: eine vernünftige, sollte ich denken."

„Das ist es nicht grade, dessen sie sich rühmt, denn die will ja höher sein als alle Vernunft", erwiderte er.

„Wenn sie aber höher ist als alle Vernunft, so sehe ich nicht ein, wie diese sich in Besitz setzen soll."

„Ja das ist allerdings die Schwierigkeit, mein Sohn, und eine so große, daß ich sie in den Religionsstunden lieber nicht hervorgehoben habe. Es wird aber gewöhnlich mit den Schwierigkeiten blindekuh gespielt, und wenn sie auch Niemand lösen kann, so pflegt sie doch Jedermann im Munde zu führen. Es wäre also wol möglich, daß dich der Rektor nach dem Ausdruck fragte, mit welchem man sich gewöhnlich jene Schwierigkeiten zu lösen gesucht und auf den so viel Gewicht gelegt wird, daß es nach der Ansicht der Rechtgläubigen ohne ihn gar keine Theologie gäbe. Ich will daher jezt die Versäumnis nachholen, die ich aus guten Gründen habe eintreten lassen. Die christliche Religion heißt die geoffenbarte, und die Bibel ist diese Offenbarung, das Wort Gottes."

„„Ach das meinst Du? Nun das habe ich freilich genug gehört, man nent ja die Landprediger „das Wort Gottes vom Lande", und in den Einleitungen zu den alten Bibeln wird es auf jeder Seite einige Mal wiederholt, daß dieses nun das Wort Gottes sei, aber ich dachte nicht, daß es damit so ernstlich gemeint sei. Hat doch die Religion den Gott und nicht Gott die Religion zu offenbaren.""

„Der Pastor wandte sein Gesicht zum Wagen hinaus, vermutlich um ein Lächeln zu verbergen, dann schloß er dieses Gespräch mit den Worten: „Du verstehst jezt meine Frage und weißt, worauf es ankomt. Wenn man Dich in der Religionslehre prüft, hast Du nicht sowol zu sagen, was vernünftig sei, als zu wissen, was überliefert ist."

R. schließt die Expektorationen über dieses „herrliche Gespräch und die idealisirende Kraft dieses edlen Mannes" (der ihm doch das Heucheln lehrte) mit der Bemerkung ab:

„Es bilde sich Niemand ein, daß er den Weg zur Freiheit des Geistes allein gefunden, glücklich ist, wer in seiner Jugend eine philosophische Welt vorfindet, und von einem redlichen Führer mit sicherer Hand bis an den Eingang der Wissenschaft geleitet wird." — Es ist nicht nötig, nach diesen Vorgängen etwas hinzuzusetzen, wenn sich R., in Halle angekommen, wundert, daß ein „völlig ausgewachsener Mensch", der Prof. Knapp, die Dichtungen und Phantasien der Juden für Wahrheit hält.

— Abgesehen von diesen Episoden, davon das ganze Buch durchzogen ist, haben wir die Schilderung des Lebens im Pensionate und auf dem Gymnasium, so viele anziehende kleine Erzählungen aus beiden Lebenskreisen mit Befriedigung gelesen. Das alte Schülerleben und die alte Schülerlust in ihren Kämpfen und Verwickelungen unter den Schülern selbst, mit den Lehrern und der übrigen Umgebung hat R. mit vielem Humor und großer Empfänglichkeit dafür darzustellen gewußt, und wer einmal durch diese Lebensphasen hindurchgegangen ist, wird sich jugendlich erfrischt und angeregt finden an der Hand eines so fleißigen, strebsamen und aufgeweckten Comilitonen aus alter Zeit. Denn wir haben das Alles auch erlebt, wenn schon in andern Formen und Kreisen, und das sunt pueri etc. tritt uns frisch und fröhlich entgegen. Ach wenn doch das elende Wiederkäuen des Polizeistaates, die Barbarei des Soldatentums, die Metternichschen Dummheiten, die Krippensetzer von Beamten samt Kotzebue und Sand wenigstens so lange beigesperrt wären, bis wir den fröhlichen Schüler Ostern 1821 nach wolbestandenem Examen in Halle wiederfinden.

Beim Abgange von der Schule erwiderte er auf die Bemerkung eines andern Abiturienten: „Ich hoffe durch Kentnisse in der Welt fortzukommen, aber es fällt mir nicht ein, die Welt zu ergründen."

„„Nun, ich habe auch nicht die Absicht, zu verhungern, aber ich schlage mich zu denen, die den Dingen ernstlich auf den Leib rücken. Solche Leute hat es gegeben und gibt es noch. Diese will ich entdecken und nichts geringeres habe ich vor, als meinen Namen unter die Sterne zu schreiben, wie es schon so Manchem gelungen ist, der es gewagt und gewollt hat. Wer den Hochmut zu lernen und im Reiche des Wissens etwas auszurichten nicht hat, der sollte sich doch gar nicht mit so hohen Dingen befassen. Wollte ich nur Geld verdienen, so würde ich doch gleich ein Jude."" —

Mit diesen hochfahrenden Aussichten schließen wir den ersten Band.

---

## Das allgemeine Kirchengebet.

Wie verlautet, geht die oberste Kirchenbehörde damit um, das agendarische allgemeine Kirchengebet, das ja so schon seit einer Reihe von Jahren nicht unerhebliche Zusätze erhalten hat, einer Revision zu unterwerfen. Das ist gewiß ein nötiges und löbliches Unternehmen. Gott gebe Seinen Segen dazu. Es ist wahrlich nicht wenig daran gelegen, daß einem Gebet, das Sontag für Sontag in so vielen tausenden von Gemeinden gebetet wird, nichts von dem ermangele, was allen Christenselen Herzenssache sein muß und was sie drängt, es in und mit der Gemeinde vor dem Herrn laut werden zu lassen; daß es auch in der Form des Ausdrucks ein gesalbtes Gebet sei, also daß es durch die Fülle heiliger Gedanken nicht nur, sondern auch durch eine heilige geweihete Gebetssprache die Herzen mit fortzieht, die Gebetsglut in ihnen anfacht und sie mit hinaufhebt zum Throne des Allerheiligsten Gottes.

Von größter Wichtigkeit ist es dabei zunächst, daß das Gebet, welches den Gemeinden dargeboten wird, durch und durch wahr sein; es muß Gebet, nichts als Gebet sein, nicht nur in der Form, sondern auch im Inhalte. Das wird leider oft vergessen; es schleichen sich leicht mancherlei Nebenabsichten ein. Da wird etwas eingefügt, was der Sache nach gar nicht an Gott den Herrn, sondern an die gerichtet ist, die beten sollen, sei's eine Mahnung, eine Belehrung, eine Ankündigung. Eine Meisterschaft in der Fabrikation solcher Gebete besaß der Rationalismus. Er hatte keinen lebendigen Gott, er konte darum

auch nicht in einem wahren Verkehre mit Ihm stehen, er konte nicht betend mit Ihm reden. Er hielt es auch nur für einen Anthropomorphismus, zu wähnen, unser Gebet könne wirklich bestimmend auf Gottes Entschließungen einwirken. Aber doch wollte man das Gebet nicht aufgeben. „Der Segen des Gebets besteht darin, daß es das Andenken an Gott stets lebendig in uns erhält, uns zum vertraulichen Umgange mit Gott gewöhnt und vor vielem Bösen bewahrt, zum Guten kräftig stärkt und uns in allen Leiden die beste Beruhigung gewährt." (Weiter ging freilich mein Amtsvorgänger, der am Kartentische sitzend erklärte: das Gebet helfe nicht nur nichts, es sei nicht nur Unsinn, sondern es sei Sünde zu beten, denn damit täusche der Mensch nur sich selbst, das bestärke ihn in seiner Faulheit u. s. w.) Bei dieser rationalistischen Betrachtungsweise des Gebets konte es nicht anders kommen, als daß das Gebet nur der Form nach eine Anrede an Gott, der Sache nach aber nur zur Belehrung, Mahnung, Tröstung für den Menschen bestimt war.

Aber auch in Gebeten von entschieden christlichem Gepräge hat man diese Gefahr, die so nahe liegt, namentlich in neuerer Zeit nicht immer ganz vermieden und hie und da etwas eingeflochten, was weniger an Gott, als an die Menschen gerichtet ist. Das ist ein großer Mangel in einem Gebet, es verliert dadurch an Wahrheit, und das macht sich dem Beter, sei's bewußt oder unbewußt, alsbald fühlbar, und kann nicht anders als erkältend auf ihn einwirken und die Gebetsandacht stören und lähmen. Darauf wird also sorgfältig zu achten sein.

Ein weiteres wesentliches Erfordernis eines sontäglichen Gebets ist: reiche Gedanken, knapper gedrängter Ausdruck, viel Inhalt, wenig Worte; nicht nur damit das Gebet nicht zu lang werde, sondern auch weil nur ein geistreiches Gebet im alten Sinne des Worts bei der sontäglichen Wiederholung die Gebetsflamme des christlichen Herzens zu nähren im Stande ist. Auf tiefen Wassern ist's gut schwimmen. Wenn das Gebet solchem tiefen Brunnen gleicht, der immer aufs Neue frisches Wasser gibt, da kann sich die Sele immer wieder hineintauchen und sich von ihm heben und tragen, laben und erquicken lassen. Dagegen wo das Gegenteil sich findet: Viele Worte und wenig Inhalt, da wird man solches Gebetes bald überdrüssig und es ist nicht zu verwundern, wenn die Leute dabei schrecklich langweilige Gesichter machen. Es soll darum alles, was irgend an bloße Redensarten erinnert, gründlich vermieden werden; denn die vertragen sich auch nicht mit der Wahrheit.

Und dann möchte ich eins noch recht betonen: Daß das Gebet einfach, deutlich und für jeden einfältigen Christenmenschen verständlich sei, nicht abstract, denn das versteht der zehnte Städter nicht einmal, viel weniger der Bauer; sondern recht concret, nur die Dinge bei dem rechten Namen genant, da weiß jeder, um was es sich handelt. Es ist eine alberne Scheu, eine dumme Vornehmheit, zu thun, als wäre es unpassend, in einem öffentlichen Gebete mancherlei Verhältnisse gradezu zu nennen; es ist das namentlich eine Krankheit der größeren Städte. Es verträgt sich auch nicht mit der christlichen Einfalt, aus mancherlei



Rücksichten sich verblümt auszudrücken, statt des kurzen klaren Wortes eine breite Umschreibung zu geben, die so leicht dunkel und misverständlich wird.

Und nun die Sprache selbst. Wollte Gott, daß nur erst die Einsicht sich Bahn bräche, daß wir in unserer Zeit durchaus unfähig sind, auf unsere eigene Hand eine kirchliche Sprache zu reden, die sich für den Altar eignete. Wir können's wirklich nicht, weil wir Kinder unserer Zeit sind; unsere Aufgabe ist vielmehr ganz und gar die, uns an die kirchliche Gebetssprache unserer Väter anzulehnen, sie herüberzunehmen. Ich zweifle nicht, daß alle, die sich in die Sprache unserer Väter eingelebt haben und neben dieser sprachlichen Bildung auch einen einigermaßen gebildeten liturgischen Sinn und Tact besitzen, diesem meinem Urteile bestimmen werden. — Da wird denn also bei der Revision des allgemeinen Kirchengebets auf die Sprache besonderer Fleiß zu wenden sein, namentlich sorgfältiges Eingehen auf die älteren Vorbilder der lutherischen Kirche, und möglichst ausgedehnte Benutzung derselben bis ins Einzelnste hinein. Es ist bei der Wichtigkeit und Schwierigkeit der Sache dringend zu wünschen, daß die grundlegenden Vorarbeiten zu dieser Revision Männern anvertraut werden, die dazu ausreichende sprachliche und liturgische Bildung besitzen; dazu aber auch einen in dem Dienste der Anbetung Gottes geübten und gereiften Sinn; sonst kann's nichts Rechtes werden.

(Schluß folgt.)

---

## Nachrichten.

### Neudietendorfer Pastoral-Conferenz.

(Schluß.)

Thesensteller erläuterte die Thesen und begründete sie aus der Schrift und den symbolischen Büchern. Bei der Besprechung, welche mit Ausnahme von anderthalb für den Weber'schen Vortrag bestimten Stunden den ganzen Tag dauerte, trat bei Uebereinstimmung mit den Thesen im Allgemeinen, doch diese und jene abweichende Ansicht hervor, manches erhielt im Laufe der Diskussion eine genauere Bestimmung. Alle waren einverstanden, daß das Amt διακονία, ministerium, eine von Gott befohlene Thätigkeit sei, zu der Er Gnadengaben verliehen hat. Ob es bestimten Menschen ausschließlich übertragen sei, bezweifelten die Einen, die Andern bejahten es. Alle waren darin einig, daß das Amt, divini juris, vom Herrn gestiftet sei. Die Einen sagen nur: Die Gemeinde ist vor dem Amte. Erst muß Gabe und Kraft vom Herrn empfangen sein, ehe die Thätigkeit des Amtirens eintreten kann. Die Andern behaupten: Das Amt ist vor der Gemeinde, und verweisen auf die Predigt unter den Heiden. Noch Andere lassen mit der Stiftung der Gemeinde das Amt gesezt sein. Es sei nicht vor und nicht nach ihr. Auf die Frage: Wie ist das Amt in die Kirche gekommen? antworten die Einen: Es ist mit der Gemeinde organisch verbunden. Der ganzen Gemeinde ist's gegeben. Sie bestellt es mit Personen, welche die Gabe und den Drang haben, Gottes Wort zu predigen. Es ist (nach Luther) der Ausfluß des allgemeinen Priestertums, nur um der Ordnung willen wird es einem Bestimten übergeben. Die Andern berufen sich auf C. Aug. V: Solchen Glauben zu erlangen, hat Gott das Predigtamt eingesezt. Es ist nicht Ausfluß des allgemeinen Priestertums, das gibt nur die Befähigung zu ihm, der Auftrag ist von Gott. Indem der Herr Jesus gebietet, das Evangelium zu predigen bis an der Welt Ende,

hat Er damit implicite das Amt fort und fort gestiftet, und der Apostel spricht auch Ephes. 4 von bestimten Personen, die allerdings jezt durch Menschen erwählt werden, aber nicht von Menschen das Amt tragen.

Einen genußreichen Ruhepunkt zwischen der sehr belebten Diskussion gewährte der Vortrag des Hülfspredigers am Dome zu Magdeburg G. Weber. Derselbe hatte seinem Vortrag über kirchliche Baukunst die Ueberschrift gegeben: „Die Predigt der Steine, ein Wort zum Verständnis der kirchlichen Baukunst des Mittelalters." An das Wort des Herrn anknüpfend Luc. 19, 40: „Wo diese werden schweigen, so werden die Steine schreien" — zeigte er zuerst die nächste Erfüllung desselben an den Trümmern der Stadt Jerusalem und des Tempels, welche durch alle Jahrhunderte ein Zeugnis sind von dem Ernst der Gerichte Gottes über sein abtrünniges Volk. Von Jerusalem verwies er auf Rom, wo die gewaltigen Ruinen des Colosseums gleichsam den zweiten Teil zu jener Predigt geben, denn bei dem Aufbau desselben sind über 10,000 gefangene Juden den Strapazen der Arbeit erlegen, nach seiner Vollendung haben Tausende von Christen auf seiner Arena unter den Zähnen der wilden Thiere Christum bekant, bald aber ist alle Kaiserpracht Roms zerbrochen, und das Kreuz Christi herscht in Rom seit anderthalb Jahrtausenden. Zwei Bilder wurden einander gegenüber gestellt: die Juden, welche noch immer Freitags an den Tempelruinen von Jerusalem weinen (nach einer alten Weissagung im Talmud soll der Messias an einem Freitag erscheinen), und die Franziskaner-Prozession, welche sich jeden Freitag Nachmittag 3 Uhr durch die Arena des verfallenen Colosseums bewegt, um darin einen Gottesdienst zu halten. So reden an diesen beiden wichtigsten Stätten der Erde und außer ihnen an unzähligen andern die Steine von den großen Thaten Gottes. Doch nicht in diesem historischen Sinne soll jezt von der Predigt der Steine die Rede sein, wie Gott durch dieselben den Menschen ein Zeugnis gibt, sondern in dem, wie die Menschen in den Werken der Baukunst durch die Steine ein Zeugnis ablegen von der Herrlichkeit Gottes. Deutlicher als andere Künste drückt die Baukunst in ihren Werken die Anschauungen eines Volkes, eines ganzen Zeitalters aus, die kirchliche Baukunst die religiösen Anschauungen. So erinnern uns die Höhlentempel der Indier an die Urzeit des Menschengeschlechts; so drücken die Riesenbauten der Aegypter den finstern, geheimnisvollen, doch an der Erde haftenden Sinn dieses Volkes aus; so reden die griechischen Tempel von dem freien heitern Geist der Griechen, die in schöner menschlicher Form die Götter auf die Erde herabsteigend sich dachten mit allen menschlichen Liebenswürdigkeiten und Sünden behaftet; so deutet das runde Pantheon der Römer auf ihren stolzen weltbeherschenden Sinn — der orbis terrarum mit dem Mittelpunkte Rom. — In der geoffenbarten Religion beruht auch der Kirchenbau auf Offenbarung. Die Stiftshütte war nach dem himmlischen Bilde gebaut, das der Herr dem Moses zeigte, der Salomonische Tempel war nur eine weite Ausführung der Stiftshütte, und die christlichen Kirchen sind eine Uebersetzung des alttestamentlichen Tempels ins Christliche; eine Vergleichung der Grundverhältnisse und der ganzen Einrichtung zeigt die interessantesten Beziehungen. — Es folgte ein historischer Ueberblick über den Entwickelungsgang der christlichen Kirchenbaukunst von der alten Basilika an bis zur Renaissance und deren weiteren Ausläufern. Die Basilika, zum Teil noch unter dem Druck des Heidentums, von außen sehr einfach, birgt hinter dieser unscheinbaren Hülle eine reiche Pracht der inneren Ausschmückung, lehnt sich aber noch an manche heidnische Kunstformen an. Die romanische Kirche, einheitlicher die christlichen Gedanken ausdrückend, von außen noch immer verhältnismäßig einfach, obschon sehr stattlich, gleicht mit ihren festen Thürmen, dicken Mauerwänden, kleinen Fenstern, halbrunden Apsiden an Haupt- und Seitenschiffen, einer festen Burg, die inwendig aber in reichem Schmuck und Farbenpracht prangt. Die gothische Kirche von außen und innen aufs reichste geschmückt, ein vollendetes Kunstwerk, alle Künste in ihren Dienst ziehend, zeigt in ihrem ganzen Bau, in der Auflösung der schweren Mauern in schlanke Pfeiler und großartige gemalte Fenster, in ihren bis zu geheimnisvoller Höhe hinaufsteigenden Wölbungen, in ihrem kunstreichen Maßwerk, in ihren durchbrochenen Thurmkrönungen, eine wunderbare Ueberwindung der Materie durch den Geist, und predigt, einem Palaste Gottes vergleichbar, auch durch ihre außen sichtbare Pracht weit hinaus von dem Siege der Kirche über die Welt. — Aber nicht blos im Allgemeinen reden diese Kunstwerke von Stein von der Herrlichkeit Gottes, sondern durch alle drei genanten Baustile, — am deutlichsten ausgeprägt im gothischen, — zieht sich ein symbolischer Charakter; es sind in ihnen die Geheimnisse des Reiches Gottes dargestellt, sowol im Ganzen (die Kirche nicht blos ein Haus Gottes, sondern der Leib Christi selbst in der symbolischen Gestalt des Kreuzes) als auch in der inneren Einrichtung und in dem einzelnen Schmuck und Bildwerk. — Diese Predigt der Steine, welche aus den Bauwerken des Mittelalters uns entgegenklingt, ist in den Bauten des 16. Jahrhunderts verfälscht und endlich fast ganz verschollen. In der sogen. Renaissance, mit ihrer überladenen Pracht nicht mehr auf ächt christlichem Geiste fußend, können wir nur eine Verirrung der Kirche in die Welt erkennen, der dann bald die weitere Ausartung in völlige Nüchternheit auf der einen und bäurischen Ungeschmack auf der andern Seite folgte. Einige humoristische Beispiele von der Verunstaltung alter schöner Kirchen durch spätere Geschmacklosigkeit wurden zum Ergötzen der Versamlung angeführt. Doch sind, Gott sei Dank, bessere Zeiten angebrochen, man sucht alte Sünden wieder gut zu machen und die Kirchen von den Entstellungen, die sie durch Tapezierer, Tischler, Klempner u. s. w. erfahren haben, zu reinigen. Ein gewisses Verständnis der kirchlichen Baukunst ist daher für Geistliche von besonderer Wichtigkeit, damit in den Kirchen alte Uebel gründlich beseitigt werden und nicht neue an ihre Stelle treten. Was die Bauformen betrifft, so ist eine reiche Literatur in der neuesten Zeit erschienen, und unter den größeren Werken von Schnaase, Kugler, Förster u. A. geben die kleineren von Otte, Lübke, v. Lützow u. A. auch für Laien eine gute Anleitung; was jedoch die symbolische Bedeutung der Bauformen anlangt, so wird ein klares, eingehendes, auf kirchlicher Grundlage ruhendes Werk noch immer vermißt. — Besonders ward auch die Lectüre des „christlichen Kunstblattes für Kirche, Schule und Haus von Grüneisen, Schnaase und Schnorr — Verlag von Ebner und Seubert in Stuttgart" — und die Beteiligung an dem Verein für christliche Kunst in der evangelischen Kirche (Berlin) den Brüdern dringend ans Herz gelegt. — Mit besonderer Anerkennung ward des „Paramentenvereins" Erwähnung gethan, eines Vereins vornehmer Damen unter dem Vorstande der Gräfin Anna v. d. Schulenburg-Wolfsburg zu Wolfsburg bei Braunschweig, welcher es sich zur Aufgabe gemacht hat, Altar-, Taufstein-, Kanzelbekleidungen u. dgl. für evangelische Kirchen zu arbeiten; eine Menge trefflicher Sachen, besonders schöne Goldstickereien ist im Laufe weniger Jahre aus den Händen dieser Damen hervorgegangen.

In der an den Vortrag sich anschließenden Diskussion wurden noch einige Punkte näher erörtert und Fragen beantwortet, während eine Samlung von Bildern aus den verschiedenen Perioden der Baukunst unter den Zuhörern circulirte.

Nachdem um 6 Uhr der Vorsitzende noch einiges Geschäftliche erledigt und ein von P. Straube in Falkenhagen herausgegebenes Blatt: „Nöthiger und heilsamer Unterricht von der Gevatterschaft ꝛc." zur Einlage in die Gevatterbriefe empfohlen hatte, wurde die Sitzung geschlossen. Um 7 Uhr waren wir wieder im Betsale mit der Gemeinde zur Abendandacht versammelt, welche P. Koch aus Henschleben hielt, nach 1 Joh. 1, 7 von der Gemeinschaft derer redend, die im Lichte wandeln. Dann saßen wir bis 11 Uhr in brüderlicher, herzerquickender Gemeinschaft, die grade in Dietendorf bei der geringen Anzahl der Conferenzglieder so lieblich ist, bei einander.

Am Morgen des zweiten Tages hielt P. Obermann aus Nieder-Dorla die Andacht über die Losung. Die Thesen, welche P. Grüning aus Klettstedt als Leitepunkte für eine Besprechung über specielle Seelsorge gestellt hatte, führten uns auf ein Gebiet, wo uns reiche Gelegenheit geboten wurde, unsere Erfahrungen auszutauschen, vor Abwegen und Misgriffen zu warnen, einander in der Liebe zu den Selen zu stärken. Die ausführliche Darstellung ist uns hier durch die Rücksicht auf den Raum versagt, wir hoffen sie an einer andern Stelle geben zu können. Nachdem wir unsre Knie vor dem Herrn gebeugt hatten, erteilte uns der Gemeinde-Geistliche Pf. Wenck den Segen, und wir zogen unsre Straßen mit Dank für die wieder erfahrene Gnade, neugestärkt zu dem Amte, das uns befohlen ist.



Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz in Berlin. Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

# Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1864. Mittwoch den 31. August. № 70.


## Das allgemeine Kirchengebet.

(Schluß.)

Damit nun das Gesagte um seiner Allgemeinheit willen nicht in der Luft schwebe, will ich auch im Einzelnen auf Manches hinweisen, was bei der Revision des allgemeinen Kirchengebets zu berücksichtigen sein dürfte, und ich wünsche sehr, daß dadurch noch manch einer, der mit diesen Dingen vertraut ist, sich möge aufgefordert fühlen, zu dieser so wichtigen Sache guten Rath und Winke zu geben Es ist doch zu hoffen, daß der Kirchenbehörde solche Winke und Andeutungen willkommen sein und bei ihr Berücksichtigung finden werden.

Ehe ich jedoch zu einer Kritik des bisherigen allg. Kirchengebets übergehe — denn ohne Kritik kann's ja keine Revisionsvorschläge geben — so ist es wol eine einfache Pflicht der Dankbarkeit, daß wir uns zuvor daran erinnern und anerkennen, wie viel wir doch an diesem Kirchengebete gehabt haben. Wenn ich mich in die Zeit hinein denke, in der es den Gemeinden geboten wurde, diese dürre, glaubenslose Zeit, diese Zeit der kraft- und saftlosen empfindelnden Sprache — man vergleiche nur rationalistische Privatagenden aus jener Zeit und ihre Gebete — da muß ich sagen, ich staune, daß ein solches Gebet, wie das unserer Agende, zu Stande gekommen ist. Christlicher Inhalt und eine edle würdige Sprache machen es uns schätzenswert, und daß es sich bis auf unsere Tage, da das kirchliche Bewußtsein so große Fortschritte gemacht hat, noch im Segen hat gebrauchen lassen, das ist für seinen Wert ein nicht geringes Zeugnis. Doch je aufrichtiger wir das anerkennen, desto offener können wir auch die Mängel des bisherigen Kirchengebets aufdecken, ohne uns den Vorwurf der Undankbarkeit zuzuziehen; und wir befinden uns ja dabei in Uebereinstimmung mit der Kirchenbehörde, die doch eben aus Anerkentnis seiner Mängel die Revision vorzunehmen beabsichtigt.

Es fragt sich nun zunächst: soll das allg. Kirchengebet nur eine Form für das ganze Kirchenjahr haben? Bisher war es so. Denn die Stücke, die nach der Agende I. S. 92 eingeschaltet werden können, haben auf das Kirchenjahr keinerlei Bezug. Gewiß muß das anders werden. Es fühlt jeder, daß etwas fehlt, wenn an den hohen Festtagen das, was die Herzen der Gemeinde bewegt, im allgem. K. G. keinen Ausdruck findet. Daß es in der Kollekte geschieht, das genügt noch nicht; einmal kann wegen der für die Kollekte nötigen Knappheit der Hinweis auf die Heilsthat, die gefeiert wird, nur sehr kurz sein; es ist an dieser Stelle kein Raum für das eigentliche Flehen der Sele. Und dann wird auch grade erst durch das gepredigte Wort die betreffende Gottesthat dem Herzen recht nahe gebracht und damit auch der Trieb in ihm erweckt, die empfangenen Eindrücke im Gebet und Flehen vor den Herrn zu bringen.

Anders wird die Sache schon, wenn die Präfation sich, wie es die alte kirchliche Weise ist, nach den festlichen Zeiten des Kirchenjahres wandelt, denn darin haben wir nach der Predigt ein Gebet, das sich an die festliche Bedeutung des Tages eng anschließt. Allein einmal bietet die Agende nur eine Form der Präfation fürs ganze Jahr; wer also eine praefatio de tempore haben will, der muß sie sich aus einer älteren Agende oder aus einer solchen neueren, in die sie wieder aufgenommen sind, selber holen. Dann aber wird ja leider nur in wenig Gemeinden sontäglich das heil. Abendmal gefeiert, und darüber ist man ja doch jezt im Reinen, daß, wo das Sakrament nicht verwaltet wird, die Präfation wegzulassen ist. Endlich aber, die praefatio de tempore macht doch das Festgebet an der Stelle des allgem. K. G. nicht überflüssig. Denn die Präfation ist Lob Gottes, das allgem. K. G. aber mehr ein Bitten und Flehen; und das will eben in den Festtagen seinen besonderen Ausdruck haben.

In der Agende finden sich nun S. 40 ff. Festgebete vor dem Evangelio, die ursprünglich Anfänge des allgem. K. G. an den Festtagen waren. Vgl. die Magdeb. K. O. Da nun überdies diese Gebete vor dem Evangelio eine durchaus unberechtigte Stelle haben, wo sie den Gang des Gottesdienstes nur unterbrechen und stören, so wird es das einfachste und zweckmäßigste sein, sie wieder an ihre alte Stelle zu bringen und als Anfänge des allgem. K. G. zu gebrauchen.

Es wird also nur nötig sein, daß wir uns mit der sontäglichen Form des allgem. K. G. eingehender beschäftigen.

Ich würde es nun schon für wünschenswert halten, die Anrede: „Herr Gott, himmlischer Vater" umzuändern. Sie hat zwar auch älteren Ursprung, findet sich z. B. in dem Himmelfahrtsgebete der Magdeb. K. O., und im Neujahrsgebete daselbst die ähnliche Anrede: Allgütigster Gott und himmlischer Vater, und daß solche Anrede für eine getaufte Christengemeinde an sich kein Bedenken hat, ist gewiß. Allein in unsern Tagen wird die große Menge in der Anrede: Himmlischer Vater,

eben ihren Begriff von der Vaterschaft Gottes finden, der mit der Erlösung durch den Sohn und mit der heil. Taufe nichts zu thun hat. „Gott ist aller Menschen Vater, weil Er uns geschaffen hat.“ Es wird dazu auch noch eine Bibelstelle angeführt: Haben wir nicht alle einen Vater? hat uns nicht ein Gott geschaffen? Mal. 2, 10 — eine Stelle, die man leider auch noch in vielen sonst guten Katechismen als Beleg dafür findet, daß Gott in gewissem Sinne aller Menschen Vater sei, während doch der Zusammenhang, in dem jene Worte stehen, aufs deutlichste zeigt, daß nicht von der Menschenschöpfung sondern von der geistigen Schöpfung des Volkes Israel, von der Bundschließung mit Ihm die Rede ist. — Jene Meinung von der Allvaterschaft Gottes ist ja grade dadurch so verderblich, daß sie den Menschen hindert, nach dem wahren Kindesverhältnis zu Gott, nach der Kindschaft bei Ihm durch den Glauben an Christum zu streben. Darum wird man wol thun, diesen für unsere Zeit misverständlichen Ausdruck nicht in dem stehenden Kirchengebete zu gebrauchen, sondern eine andere Anrede zu wählen, in der sich das christliche Verhältnis der Gemeinde zu Gott bestimter ausspricht, z. B. Allmächtiger ewiger Gott, barmherziger Vater in Jesu Christo, oder: Allmächtiger ewiger (und barmherziger) Gott, Du Vater unsers Herrn Jesu Christi, oder: Allmächtiger Gott, ewiger Vater unsers Herrn und Heilands Jesu Christi u. dgl. Solche Anrede macht dem christlichen Herzen gleich frischen Mut und Freudigkeit zum Gebet.

Daß die Fürbitte für die Lehrer und Diener der Kirche mit dem Glauben und der Liebe der Gemeinde in engen Zusammenhang gebracht wird, ist ja berechtigt. Allein nach den Worten unsers Kirchengebets: Du wolleſt deine christliche Kirche mit allen ihren Lehrern und Dienern durch deinen heiligen Geist regieren, daß sie bei der reinen Lehre deines Wortes erhalten, der wahre Glaube in uns erweckt und gestärt werde, auch die Liebe gegen alle Menschen in uns erwachse und zunehme — gewint es den Schein, als ob der Glaube und die Liebe der Gemeinde allein durch den Dienst der Lehrer, namentlich durch die reine Lehre bedingt wäre. So ist's doch wahrlich nicht. Wie viele treue Zeugen in unserer Zeit predigen reine Lehre, predigen sie auch in der Kraft des heil. Geistes; aber sie predigen doch tauben Ohren und müssen seufzen und klagen: Wer glaubt unserer Predigt und wem wird der Arm des Herrn offenbaret? Also der heil. Geist muß nicht nur für die Lehrer, sondern auch für die Gemeinden erbeten werden. Am kürzesten geschieht dies wol, wenn, wie ich das vor Jahren in einer westfälischen Kirche sontäglich hörte, gebetet würde: Deine christliche Kirche mit allen ihren Lehrern, Dienern und Gliedern. Und wenn, was doch gewiß wünschenswert ist, auch das Kirchenregiment im Gebete bedacht werden soll, so könte man sagen: mit allen ihren Wächtern, Lehrern, Dienern und Gliedern. Aber es kann nicht geleugnet werden, daß in dem bisherigen K. G. das Geistliche überhaupt zu kurz wegkomt, und das wenige, was gesagt wird, ist noch dazu in unsern Tagen misdeutig und unbestimt genug. Der wahre Glaube; — ja dabei denkt sich jezt jeder was er will; viele halten ja den Glauben der Protest. K. Z. oder den Glauben von Herrn Schenkel und Genossen für den wahren Glauben. Und die Liebe gegen alle Menschen — das ist doch auch sehr vag ausgedrückt. Gewiß verstehen nicht wenige darunter die Toleranz des Indifferentismus gegen Andersdenkende, gegen Uhlich und Genossen, gegen Juden und Türken. Ich bin zwar weit entfernt, zu argwöhnen, daß die Worte irgend in der Absicht gewählt wären, solche Deutung möglich zu machen — sie sind ja auch älteren Agenden entnommen — aber faktisch thun sie's doch, und ein Gebet muß doch nicht zu vag und allgemein, sondern so bestimt und unzweideutig als möglich sein; es muß so beschaffen sein, daß es der Ungläubige nicht mitbeten kann. Das wird ihn zur Entscheidung, und wenn Gott Segen gibt, auch zur Besinnung bringen. Es ist schon in manchem die Erkentnis, die sich ihm in einem Gottesdienste aufdrängte: Du bist doch eigentlich dem christlichen Glauben ganz entfremdet, der Wendepunkt in seinem inneren Leben geworden. — Aber die Not der Kirche in unserer Zeit überhaupt, ihre Gefahren und Bedrängnisse, der Unglaube, der geistliche Tod — die sollten uns wol mit Macht ins Gebet treiben, und was alle frommen Herzen so sehr bewegt, das muß notwendig auch in dem öffentlichen Gebete seinen Ausdruck finden. Da ist mir nun kein Gebet bekant, das diesen Anforderungen so entspräche und sich durch Kürze, heiligen Gedankenreichtum und edle würdige Kirchensprache so auszeichnete, als der Anfang des allgem. K. G. aus der Magdeb. K. O., das übrigens in dem Anhange zur Landesagende II. S. 65 vollständig abgedruckt ist; ich meine den Anfang bis zu den Worten: und schaffe ihr Pfleger und Säugammen an allen Herschaften und Regenten. Dieser Anfang sollte künftig nicht mehr blos im Anhange stehen, sondern in das Hauptformular zu stehendem Gebrauche aufgenommen werden.

Es folgen nun die eingeschaltete Fürbitte für die Juden und Heiden, für die Christen unter den Türken und für die Evangelischen unter den Katholiken. Diese Reihenfolge ist schwerlich zu billigen. Es entspricht doch wol der Gebetserfahrung und Gewöhnung und dem inneren Triebe des betenden Herzens, derer am eheſten zu gedenken, die uns am nächsten stehen, und dann weitet sich das Herz immer mehr aus und schließt auch die Fernen in seine Fürbitte ein. Dieser Gang findet sich denn wol auch in allen überlieferten Gebeten, die den Charakter der Fürbitten haben. So müßte denn also die Reihenfolge eine umgekehrte sein, und die Fürbitte für die evangelischen Brüder, die noch in Gefahr, Not und Verfolgung leben, würde sich passend an den oben erwähnten Eingang des Gebetes anschließen. Aber das ist auch nötig, daß sie deutlich genant werden. Was soll die Umschreibung: die mit uns denselben teuren Glauben bekennen? Das läßt sich ebenso gut auf den allgemeinen christlichen, als auf den evangelischen Glauben beziehen, und ich kann aus Erfahrung versichern, daß diese Worte wirklich von vielen nicht verstanden werden, selbst von Städtern nicht, wie soll's nun erst mit den Bauern sein? Sagt's doch lieber deutlich: unsere evangelischen Brüder, da weiß man, wer gemeint ist, und das ist warm geredet, wie's im Gebete sich ziemt. Eine andere Frage ist freilich die, ob es sich empfiehlt, diese Fürbitte sontäglich einzuschalten. Das glaube ich verneinen zu müssen. Eigentliche Verfolgungen der Evangelischen von den Katholiken finden doch im Ganzen nicht statt; es sind nur einzelne Fälle, die hier in Betracht kommen könten; dies aber und die Ausbreitung der evangelischen Wahrheit unter den Katholiken ist in unsern Tagen nicht solch eine dringende Not, daß sie zur sontäglichen öffentlichen Fürbitte hinreichenden Grund böte; wir haben jezt vielmehr mit den Katholiken gemeinsam Front zu machen gegen das Anstürmen des Unglaubens; das ist eine viel schreiendere Not. Das Gebet aber für die Nöte der Evangelischen unter den Katholiken kann füglich für das Reformationsfest aufgespart werden. Da hat es eine geeignete Stelle.

Viel wichtiger ist gewiß die Fürbitte für die Christen, welche von den Anhängern des falschen Propheten zu leiden haben, und ich habe mich immer daran gestoßen, daß es in der

bisherigen Einschaltung nach der Fürbitte für diese heißt: sei aber insonderheit denen gnädig und barmherzig, die mit uns denselben teuren Glauben bekennen u. s. w., als ob die Scheidewand zwischen Evangelischen und Katholiken und die Verfolgung von den lezteren größer wäre, als die Scheidewand zwischen Christen, auch katholischen, und den Türken und der leztern Feindschaft gegen die Christen. Doch gewiß nicht. Es hat in der Türkei selber die Christenverfolgung noch kein Ende genommen, und ich möchte sagen, auf der ganzen weiten Gottes Erde wüthen und toben die Anhänger des falschen Propheten gegen das Kreuz Christi. Man denke an den Aufstand in Indien, an die Gräuel auf Borneo, — alles das Werk der Muhamedaner. In dem weiten Gebiet der großen und kleinen Sundainseln haben sie ihr Wesen, Vorderasien ist voll von ihnen; in Nordafrika erweitern sie mit Feuer und Schwert ihre Herschaft nach dem Süden hin, und an allen Ecken suchen sie durch ihre Mission dem Evangelium Abbruch zu thun. Ja gegen die gilt es alle Sontage die Gebetshände aufzuheben. Aber sie müssen auch deutlich genant werden. Bei den Ungläubigen denken ohne Zweifel viele an ungläubige Christen. Warum sollen wir nicht sagen: die unter dem Joche der Türken seufzen? Das wäre doch eine zu große Zärtlichkeit gegen den Erzfeind der Christenheit. Da aber auch von den Heiden blutige Verfolgungen der Christen nichts seltenes sind (Borneo, Indien, Madagaskar), so ist es gut, wenn diese auch genant werden. Wird dann statt der abstrakten Umschreibung: alle die deinen Namen bekennen, gesagt: alle deine Christen, die unter dem Joche der Heiden und Türken seufzen, so ist alles einfach klar und deutlich.

Daran schließt sich nun recht passend an das Gebet um die Bekehrung der Heiden. Es muß dies ja in dem sontäglichen Kirchengebete gewiß kurz gefaßt sein. Um so mehr müssen solche Allgemeinheiten vermieden werden wie die: laß dir den Dienst deiner Knechte in diesem Werke wolgefallen. Auch das vorhergehende: Segne nach deiner Verheißung die Predigt des Evangelii zur Ausbreitung deines Reiches (unter den Heiden) ist etwas vag und jedenfalls sehr schwerfällig in der Form. Einfach, einfach! sonst können's die meisten nicht mitbeten. Es ließe sich vielleicht besser dies Gebet etwa so fassen: Begleite mit der Kraft deines heil. Geistes die Predigt des Evangeliums (deines Wortes) unter den Heiden, thu auf ihre Augen, daß sie sich bekehren von der Finsternis zu dem Lichte und von der Gewalt des Satans zu Dir, o Gott, zu empfahen Vergebung der Sünden und das Erbe samt denen, die geheiliget werden.

Ist es angemessen, die Fürbitte für die Juden in das sontägliche Kirchengebet aufzunehmen? Da uns größere Erfolge durch das Wort Gottes hier erst dann in Aussicht gestellt werden, wenn erst die Fülle der Heiden eingegangen ist, so ist es gewiß passender, diese Fürbitte für besondere Tage, namentlich für den Karfreitag (nach dem Vorgange der katholischen Kirche) und auch wol für den zehnten Sontag p. Tr. aufzusparen.

Für die Fürbitten, die hier zu Anfange des allgem. K. G. beibehalten werden, ist es aber dringend zu wünschen, daß nicht mehr, wie bisher, solche allgemeine Ausdrücke gebraucht werden: Segne, wende die Augen deiner Barmherzigkeit auf alle, sei gnädig und barmherzig, sondern daß das, was begehrt wird, bestimter genant wird, damit jeder Gedanke an bloße Redensarten unmöglich werde. Also lieber: Tröste und schirme kräftiglich alle deine Christen, die unter dem Joche der Heiden und Türken seufzen u. s. w.



Aus demselben Grunde erscheint es besser, in dem nun folgenden Gebete für den König die Worte: Laß deine Gnade groß werden, wegzulassen, und dafür lieber gleich concretes zu sagen, z. B.: Verleihe unserm Könige samt seiner Gemalin, dem Kronprinzen und dem ganzen königlichen Hause beständige Gesundheit samt aller zeitlichen und ewigen Wolfahrt. Gib dem Könige Gnade, das Land nach deinem Willen zu regieren, auf daß die Gerechtigkeit gefördert, aller Gottlosigkeit aber gewehret und der Sünden und Seufzer des Landes weniger werden. Das kann ein jeder Christenmensch jeden Sontag wieder freudig und von Herzen mitbeten, während dies bei der jetzigen Form, in der viele Namen genant, aber die eigentliche Bitte gar nicht ausgesprochen wird, kaum möglich ist. — An Stelle der lezteren Worte kann dann auch nach Umständen die bisherige Einschaltung 1 (I. S. 92) treten, die Bitte um ein weises Herz u. s. w.

Die Fürbitte für das Heer, die nun folgt, ist eine specifisch preußische, resp. brandenburgische Einrichtung. Ich habe sie wenigstens in keinem älteren Kirchengebete gefunden, und es wird auch für Friedenszeiten völlig genügen, für die treuen Räthe und Diener des Königs überhaupt zu beten. Denn wenn wir auch die große Bedeutung der Armee für unser Staatsleben nach Außen und nach Innen gegenüber allen Demokraten und Preußenfeinden aufs Entschiedenste anerkennen, so muß doch eine zarte Scheu die Kirche abhalten, solche specielle staatliche Einrichtungen vor den Altar zu bringen. Anders ist's in Kriegszeiten; das sind Landesnöte, die werden mit vollem Rechte dem Herrn vorgetragen, doch muß auch dann im Gebete der Ton weniger auf den Sieg, als auf den Frieden gelegt werden. Denn nicht jeder Krieg ist ein gerechter Krieg; zu einem ungerechten Kriege aber kann ein christliches Gewissen nicht den Sieg erbitten; ob aber gerecht oder ungerecht, darüber hat die Kirche nicht zu entscheiden (es müßte denn gradezu ein Religionskrieg sein). Soll aber dennoch die Fürbitte für das Kriegsheer bleiben, so muß die Fassung wenigstens eine andere werden. Der Ausdruck: das königliche Kriegsheer, gehört wol in amtliche Erlasse, aber nicht in ein Kirchengebet; da ist es passender zu sagen: das Heer unsers Königs. Sodann ist das: beschütze, viel zu vag. Namentlich auf das Heer angewandt, weiß man nicht recht, was man sich darunter denken soll; und es ist damit überhaupt zu wenig gesagt. Besser etwa: Segne das Heer unsers Königs und alle seine treuen Räthe und Diener, erhalte sie in deiner Furcht, regiere sie durch deinen Geist und laß ihre Dienste gereichen zu deiner Ehre, zum Schutz der Kirchen und zum Heile des Vaterlandes. Daß der Kirche dadurch Schutz gewährt werde, das muß ja der Kirche gewiß sonderlich am Herzen liegen, und darum zu bitten, soll sie nicht versäumen, am wenigsten in dieser Zeit, da der Beruf der Machthaber, ein Schutz der Kirche zu sein, von ihnen so vielfach vergessen und verleugnet wird. — Die Worte: Lehre sie stets wie Christen ihres Eides gedenken, sind nun hier weggelassen. Die müssen auch wegbleiben. Einmal ist doch der Eid gar nichts specifisch christliches. Ferner, wir haben's hier nicht mit einer Mahnung an des Königs Diener zu thun, dann wäre freilich die Erinnerung an ihren Eid angebracht, sondern mit einem Gebete für sie. Da will es doch nicht recht passen, es dem lieben Gott zu sagen, wie Er's machen soll, daß die Leute ihre Schuldigkeit thun. Der Eid soll doch auch wahrhaftig bei einem Christenmenschen nicht das einzige und höchste sein, was ihn zur Treue in seinem Dienste gegen den König treibt.

Die Fürbitte für den Patron wird gewiß jedem wichtig

scheinen, der die ländlichen Verhältnisse und den großen Einfluß des Patrons auf die Gemeinde kent. In unsern Tagen sonderlich, wo so viele Patrone ihren Namen mit der That haben, muß es schon als eine einfache Pflicht der Dankbarkeit erscheinen, daß die Gemeinde, die ihnen so viel verdankt, auch für sie betet. Es gibt ja freilich auch „schlimme Patrone", namentlich gewisse vielköpfige in den Städten. Aber die haben's ja besonders nötig, daß für sie gebetet wird. — Für diese Fürbitte ist nun in der Agende gar keine Form geboten. In den alten Kirchengebeten scheint diese Fürbitte auch gefehlt zu haben, es wird dafür also eine angemessene Form zu stellen sein. Ich bete so: Nimm in deinen Schutz auch den Patron dieser Kirche. Laß all sein Thun und Vornehmen zu deiner Ehre gedeihen. Schirme, begnade und benedeie ihn und sein ganzes Haus. Aber ich denke, dafür wird sich wol eine noch viel bessere Weise finden lassen.

Hier dürfte nun eine passende Stelle sein zu einer Fürbitte für die Konfirmanden, nämlich für die, gewöhnlich sechs Wochen dauernde — Zeit des eigentlichen Konfirmandenunterrichts. Ich halte eine solche Fürbitte für sehr angemessen. Mag man dogmatisch über die Konfirmation urteilen wie man wolle, so viel steht fest, daß in unserer Zeit ihre Wichtigkeit sehr groß ist. Es ist so ein großes Unglück, daß durch unsere ganzen Verhältnisse und durch die Sitte, vermöge deren confirmirt werden und aus der Schule kommen eins ist, auf die Entscheidung des Pastors über Zulassung zur Konfirmation ein so schwerer Druck geübt wird. Ach ich weiß davon zu sagen, mit welch zerrissenem Herzen ich früher in einer Gemeinde diese Handlung am Altare vollzogen habe, wo das vorauszusehen war, daß die Mehrzahl selten würde wieder in der Kirche zu sehen sein. Und herscht auch eine äußerliche Kirchlichkeit — nun so stellt doch jede Konfirmation ein neues Kontingent von solchen, die mit unbekehrtem, ungläubigem Herzen das allerheiligste Sakrament empfangen, und doch hat die Kirche ihnen ausdrücklich das Recht daran zugesprochen. Eins dagegen können wir gewiß thun, beten, und zwar auch in und mit der Gemeinde. Ich habe es von Anfang an, so lange ich im Amte bin, gethan, und ich glaube, daß da doch mancher herzlich mitgebetet hat. Die Form, in der ich diese Fürbitte bisher vor den Herrn gebracht habe, befriedigt mich selbst noch recht wenig; doch kann sie ja vielleicht hie und da die Anregung zu Besserem werden. Darum stehe sie hier mit etlichen Abänderungen: Segne, liebreicher Gott, diese unsere Gemeinde, sonderlich auch die Konfirmanden. Erwecke ihre Herzen durch deinen heil. Geist und bekehre sie von allen Sünden, von allem Leichtsinn und der Lust dieser Welt zum wahren Glauben an deinen lieben Sohn und hilf, daß sie nicht nur mit den Lippen, sondern von Grund des Herzens dir ihre Gelübde darbringen, den heil. Leib und das teure Blut deines Sohnes sich nicht zum Gericht und Verdamnis, sondern zum Segen und Leben genießen und dir mit einem heiligen und unbefleckten Wandel dienen bis ans Ende.

Die Worte: Segne uns und alle königlichen Länder, dürften nun wol entbehrlich sein, wenn die Bitte für den König und die Wolfahrt des Landes sich in der oben angedeuteten Weise gestaltet. Ueberdies erscheint diese Abgränzung der Fürbitte auf das Territorium des Landesherrn für die Gemeinde Christi wenig geeignet. Grade die Kirche ist die Stätte, wo



die territoriale und nationale Verschiedenheit vor der Einigkeit des Glaubens mehr als sonst wo zurücktreten soll.

Nun folgt gar ein Gebet für die Einheit Deutschlands. Wenn's noch die confessionelle wäre! Aber nein, die politische ist gemeint. Was geht denn die Politik die Kirche an? Wer bürgt uns denn dafür, daß solche politische Einheit ein Segen für die Kirche sein werde? — Gibt es nicht viele ernste Christen, die grade die politische Geteiltheit Deutschlands für einen großen Segen ansehen? — Darum verschont die Kirche, verschont den Altar des Herrn mit der Politik! — Ich will nur nebenbei erwähnen, daß auch in dieser Fürbitte die Worte weitschweifig und schwülstig sind: Verleihe aller christlichen Obrigkeit deine Gnade und deinen Segen. Segne unser deutsches Vaterland. Vereinige die Herzen seiner Fürsten und Völker durch das Band des Friedens und fördere es in Eintracht und Treue. Wie viel kürzer wäre es, zu sagen: Segne alle christliche Obrigkeit. Segne unser deutsches Vaterland und gib Frieden und Eintracht seinen Fürsten und Völkern. Aber ich bin aus den angegebenen Gründen für die gänzliche Weglassung dieser Fürbitte.

Anders ist's mit der für den Landtag, der ja gewisse obrigkeitliche Rechte und darum auch Ansprüche auf unsere Fürbitte hat. Nur die Form muß auch hier billig eine andere werden. Die leicht als bloße Uebergangsformel erscheinenden Worte: Blicke in Gnaden herab auf — sind wegzulassen und statt dessen doch gewiß besser gleich zu sagen: Erleuchte die Mitglieder beider Häuser des Landtages, auf daß ihre Berathungen u. s. w. Leider haben die betr. Anordnungen der Kirchenbehörde in den lezteren Jahren grade die Hauptsache, die Bitte um Erleuchtung, weggelassen und die wegen ihrer Allgemeinheit so wenig kraftvollen Worte: Blick in Gnaden herab, beibehalten. Die Notiz, daß der Landtag versammelt ist, ist für den lieben Gott unnötig und gehört darum nicht ins Gebet.

Die Bitte um Abwendung der Landplagen, wie sie sich unter den einzuschaltenden Stellen S. 94 Nr. 8 findet, ist den älteren Agenden wörtlich entnommen und durchaus würdig in der Form; dagegen die Einschaltungen Nr. 5 — 7 sind dünn und unbrauchbar. Einfacher und kräftiger dürfte es etwa heißen: Sei ein Vater der Witwen und Waisen, ein Tröster der Bekümmerten, ein Beschützer der Einsamen und Verlassenen, der Kranken Arzt und der Sterbenden Hoffnung. Die Einschaltung am Karfreitage und am Todtenfeste: Bereite uns je mehr und mehr zu einem seligen Ende u. s. w. ist überaus köstlich und an den genanten Tagen durchaus passend. Die ursprüngliche Form findet sich im Anhange S. 69. 70. In den lezten Worten des fontäglichen Schlusses endlich: Hilf einem jeden in seiner Not u. s. w., dürfte sich eine kleine Aenderung wol empfehlen, nämlich statt der Worte: bringe endlich uns alle in dein ewiges Himmelreich, die folgenden der Bibelsprache entlehnten: hilf uns (allen) aus zu deinem himmlischen Reiche durch J. Chr. unsern Herrn.

---

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz in Berlin. Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

# Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1864. Sonnabend den 3. September. № 71.


## Hölty, Matthisson und Salis.

Auf die Unnatur der zweiten schlesischen Dichterschule mußte mit innerer Notwendigkeit eine Zeit der Reaction, des Zurückgehens auf das Einfache und Natürliche folgen. Hatten die Hoffmannswaldau und Lohenstein die üppigen und erbärmlichen italienischen Dichter nachgeahmt, so war man, der eklen Kost sinnlich-fleischlicher Poesien überdrüssig, in dem specifisch deutschen Streben, sich stets bei den Nachbarn Raths zu erholen, an die Engländer gewiesen, wenn man durch Aufnahme sittlichen Ernstes, ächter Einfachheit und wahrer Natürlichkeit die schwülgewordene Luft reinigen wollte. Hierbei wandte man sich nun zunächst der Betrachtung der Natur selbst, der uns umgebenden Schöpfung Gottes zu. Die Menschen und die Verherlichung ihrer Sünden war man müde geworden und darum suchte man sich zu erquicken an den Wundern der Schöpfung. Man gedachte des Psalmwortes: „Herr, wie sind deine Werke so groß und viel! Du hast sie alle weislich geordnet und die Erde ist voll deiner Güter."

Fast zu derselben Zeit haben im Norden der Hamburger Brockes durch die Uebersetzung von Thomsons Jahreszeiten aus dem Englischen, sowie durch sein eignes Werk: „Irdisches Vergnügen in Gott" (1732—1740) und im Süden der Schweizer Albrecht von Haller durch sein berühmtes Gedicht: „Die Alpen" (1729) die Naturschilderung als besondere Gattung der Poesie in Deutschland eingeführt. Seit dem zweiten Drittel des 18. Jahrhunderts kann man von deutschen Naturdichtern sprechen, zu welchen neben anderen, auch die in der Ueberschrift genanten, dem lezten Drittel jenes Jahrhunderts angehörenden Dichter zu zählen sind.

Charakteristisch ist bei Brockes und Haller das ihrer Naturpoesie eigne religiöse Element. Beide standen noch in Verbindung mit der geoffenbarten Wahrheit und nahmen einen ganz anderen religiösen Standpunkt ein, als am Ende des Jahrhunderts Matthisson. Auch Ewald von Kleist, dessen Frühling (1746) unmittelbar unter dem Einflusse Hallers entsprossen ist, hat in seinen Frühlingsbildern und Oden einen innig-religiösen Zug, der freilich mit dem lebhaften Enthusiasmus für die „Tugend" schon auf die Zeit des fast verschwindenden christlichen Glaubens oder auf die Herschaft des Rationalismus hinweist. Daß der Ausgang des Gottsched-Bodmerischen Streites um die Mitte des Jahrhunderts, welcher in dem Siege der wirklichen Poesie und des sittlichen Ernstes über die Reflexionspoesie und sittliche Laxheit bestand, die Naturdichtung fördern mußte, liegt auf der Hand. Bodmer, Klopstock und der an diesen sich anschließende Hainbund lehnen sich an die Engländer an und stehen gegenüber dem in der literarischen Fehde überwundenen Gottsched und seinen, wenn auch nicht Bundes-, so doch Gesinnungsgenossen Hagedorn, Gleim, Wieland, welche alle den Franzosen nachahmten und jezt glücklicherweise so gut als vergessen sind.

Neben dem Zuge zur Natur finden wir aber bei jenen Dichtern eben darum, weil bei ihnen nach hartem Streite wiederum das Gemüt sein Recht gefunden hat, ein Ueberwiegen weicher, für Liebe und Freundschaft, Sehnsucht und Trennung überaus empfänglicher Stimmung, sowie wegen des nationalen Gegensatzes des Germanischen und Romanischen einen tiefen Haß gegen alles französische und eine, freilich bei den Einzelnen sehr verschieden geartete Vorliebe für deutsches Wesen und deutsche Geschichte. — Endlich ist man bei dem Zuge zum Einfachen und Ursprünglichen, neben dem beginnenden Bekantwerden mit unserer mittelhochdeutschen Poesie, auch zu den altgriechischen und römischen Klassikern, zunächst zwar in formaler Hinsicht, zurückgekehrt. Das entschieden Christliche dagegen tritt nur bei Klopstock hervor. Bei seinen Nachfolgern und den durch ihn angeregten Dichtern findet eine fortgehende Abschwächung bis zum nackten Rationalismus und Paganismus statt. Alle diese Richtungen werden wir bei Hölty, Matthisson und Salis wahrnehmen. Innerlich sind sich diese Dichter durchaus verwandt, aber auch äußerlich lassen sich, von der intimen Freundschaft der beiden leztgenanten ganz abgesehen, verschiedene Anknüpfungspunkte auffinden. Beginnen wir mit dem im Leben und im Tode, wie auch an innerem poetischen Gehalte den beiden anderen vorangehenden Hölty.

Ludwig Heinrich Christoph Hölty, ein Sohn des luth. Pfarrers Philipp Ernst Hölty zu Marienſee bei Hannover, wurde am 21. December 1748 geboren. Sein Leben war wie ein Gras, das doch bald welk wird, das da frühe blüht und bald welk wird. Ein Klage- und Sterbeton geht durch sein ganzes Leben hin. Im neunten Jahre verlor er seine fromme, treue Mutter, Elisabeth Juliane Gößel, und unmittelbar darauf erkrankte er an den Blattern, die das Gesicht des bildschönen Knaben entstellten und ihn in ihren Nachwirkungen

lange Zeit hindurch der Gefahr, blind zu werden, aussezten. — „Dein eh'rner Fußtritt hallte mir oft, o Tod, In meiner Kindheit tagender Dämmerung, Und manche Mutterthräne rann mir Auf die verblühende Knabenwange." — Während der Universitätsjahre drückten Höltyn die beschränkten ökonomischen Verhältnisse seines Vaters; um diesen Druck zu lindern, mußte er Privatunterricht erteilen, der viel Zeit in Anspruch nahm und gering, oftmals gar nicht honorirt wurde. Nach wiederholtem Unwolsein erkrankte er im vierundzwanzigsten Jahre an der Schwindsucht. In einem Strome von Thränen suchte sich das Herz des, nach den Rathschlägen des Arztes, mit aller Bestimtheit seinen frühen Tod voraussehenden Kranken bei dem Freunde Voß Linderung zu verschaffen. Eine Todesahnung ging sehr früh, in der der damaligen Zeit entsprechenden Weise, durch eine große Anzahl Hölty'scher Lieder. „Des Mädchen Dank küßt mein zärtliches Lied, drückt es an ihre Brust, seufzt: du redlicher Jüngling, warum barg dich die Gruft so früh" (1773). „Mein Klaggesang ruft der Vergangenheit, bis mich hüllet die Rasengruft und die hüllet mich bald" (1773). Des Mondes Silberschein wird bald den Leichenstein bescheinen, der seine, des Jünglings, Asche birgt.

Nicht lange nach seiner ersten heftigen Erkrankung versezt ihn der Tod seines Vaters (1775) in die tiefste Trauer. Durch die Rückkehr nach Marienſee, wo seine Stiefmutter, Maria Dorothea Johanna Niemann mit seinen Geschwistern wohnte, kräftigte sich zwar sein Körper in der ländlichen Stille und Ruhe wieder so sehr, daß er auf Erholungsreisen einige Freunde besuchen konte, aber im folgenden Winter, 1775 auf 76, nahmen seine Kräfte schnell ab. Er war der ärztlichen Hülfe wegen nach Hannover gezogen, und um die Kosten seines Aufenthalts bestreiten zu können, war der Todtkranke genötigt, durch Uebersetzungen aus dem Englischen sich ein kümmerliches Einkommen zu verschaffen. Mit dem damals in Wandsbeck wohnenden Voß wechselte Hölty Briefe, aber was konten ihm die noch so gut gemeinten Tröstungen jenes helfen? Konten den der Ewigkeit und dem Gericht Entgegengehenden die Worte stärken: „Ich weiß gewiß, daß wir auch droben nicht unnütze Glieder in der Schöpfung sein werden, denn sonst würde uns Gott nicht von hier rufen, wo wir so viel Hoffnung haben, Gutes zu thun", oder acht Wochen vor dem am 1. September 1776 erfolgten Tode Höltys die Zusprache: „Lebe wol, guter Junge, und sei so heiter, als du kanst." — Im siebenundzwanzigsten Jahre, sehr bald war die Blume seines Lebens hingewelkt. Ungewöhnlich früh war auch das geistige Leben des Dichters emporgeblüht. Als Knabe hat er sich durch einen, häufig bis tief in die Nacht hinein ausgedehnten Eifer einen solchen Schatz an Wissen angeeignet, als viele nicht beim Abgange auf die Universität besitzen. Im eilften Jahre fing er an Verse zu machen. Noch ehe er 1769 nach Göttingen ging, war ein Gedicht entstanden, das Voß für wert gehalten hat, es der Nachwelt zu überliefern. —

Ehe wir einen Blick auf die das Leben Höltys getreu wiederspiegelnden Gedichte werfen, haben wir kurz des Hainbundes zu gedenken, dessen Mitglied Hölty von Anfang an gewesen ist. Um uns an die diesen Bund bewegenden Gedanken zu erinnern, haben wir indessen nur nötig, nach Voß, die Geschichte der am 12. September 1772, in einem nahe bei Göttingen gelegenen Dorfe, bei Vollmondschein erfolgten Stiftung des Bundes zu beachten. Die durch das Leben und Treiben in Göttingen vielfach zurückgestoßenen Freunde überließen sich an einem heiteren Abend „ganz den Empfindungen der schönen Natur, aßen in einer Bauernhütte eine Milch und begaben sich ins freie Feld. Hier fanden sie einen kleinen Eichgrund und sogleich fiel allen ein, den Bund der Freundschaft unter diesen heiligen Bäumen zu schwören. Sie umkränzten die Hüte mit Eichenlaub, legten sie unter den Baum, faßten sich alle bei den Händen, tanzten so um den eingeschlossenen Stamm herum, riefen den Mond und die Sterne zu Zeugen ihres Bundes an und versprachen sich eine ewige Freundschaft." Von den in dieser Begebenheit sich offenbarenden Grundzügen des Dichterbundes: Naturschwärmerei, Freundschaft (Liebe) und deutscher Freiheitssinn finden wir namentlich die beiden ersten in Höltys Gedichten ausgeprägt. Die Lebensverhältnisse der gesamten s. g. gebildeten Welt waren damals so sehr nach französischem Schnitte eingerichtet und standen in so schneidendem Gegensatz zu dem fast überall noch wolerhaltenen Bauern- und Handwerkerstande, daß es unverdorbene Dichternaturen mit unwiderstehlicher Gewalt zum Landleben hinzog. So erzählt Ernestine Voß, es sei ein Lieblingstraum Höltys und ihres Mannes gewesen, einmal als unabhängige Männer die schönsten Gegenden Deutschlands und — Italiens zu durchwandern, um das Leben und die Geschäfte der Landbewohner veredelt in Liedern und Gedichten darzustellen. Ja, Voß hatte sich 1775, im Gegensatz zu den früheren Hofpoeten, dem Markgrafen von Baden gradezu als „Landdichter" angetragen. Und der der christlichen Offenbarung gegenüber so ungläubige Sänger des redlichen Pfarrers von Grunau konte dabei allen Ernstes daran glauben, daß er als „Landdichter" die Sitten des Landes bessern, die Freude eines unschuldigen Gesanges ausbreiten, jede Einrichtung des Staates durch seine Lieder unterstützen (!) und besonders dem verachteten Landmanne freiere Begriffe und ein regeres Gefühl seiner Würde beibringen könne. Mag immerhin die Aussicht baldiger Verheiratung hierbei mitgewirkt haben, Voßens aufrichtige Meinung war es, trotz dem daß er auf dem Lande geboren und erzogen worden, er könne in etlichen Jahren eine ganze Samlung von Idyllen und Liedern für die glücklichen Unterthanen des damals schon als Muster gepriesenen Landes Baden liefern. Sehr unpraktische Städtergedanken über das Leben auf dem Lande!

In literarischer Hinsicht waren Voß sowol als Hölty in ihrer Vorliebe für Natur und Landleben vorzugsweise durch Kleists Frühling bestärkt worden. Voß erzählt in einem Briefe an Ernestine Boie, wie er mit Hölty nach einem nahen Dorfe

gegangen sei, Kleists Frühling in der Tasche. Im kleinen Wirtsgarten sei Leinwand ausgebreitet gewesen, in der Stube habe Hölty nicht lesen wollen, so seien sie zum Pfarrer gegangen, um in dessen Gartenlaube Kleists Frühling im Frühling zu zu lesen. „Die Nachtigall sang, die Tauben girrten, die Hühner lockten, von fern ließ sich eine Schar Knaben auf Weidenflöten hören und die Apfelblüten regneten so auf uns herab, daß Hölty sie von dem Buche wegblasen mußte. Wie wir fertig waren, lagerten wir uns noch eine Stunde unter einem blühenden Baume und beobachteten die kleinen Würmer, die im fetten Grase herumschwärmten. Hierauf bedankten wir uns, aßen ein Butterbrot in der Schenke und gingen im Wehen der Abendkühle wieder nach Göttingen."

Daß ein Dichter von solch träumerischer, weicher, kindlicher Natur, wie Hölty, der bescheiden und unbeholfen, still und in sich gekehrt, nichts mehr haßte denn „das Stadtgeräusch und französischen Modewitz", aus innerster Sele sang: „Wunderseliger Mann, welcher der Stadt entfloh! und einem wahren, von Jugend auf genährten Bedürfnisse seines an die Einsamkeit in der Natur gewöhnten Herzens zu genügen, nicht weniger denn 9 Mailieder dichtete, und dazu je 3 Lieder auf die ländliche Ruhe und den Mond, in dessen Schein auf nächtlichen Spaziergängen manches Lied entstanden ist, kann nicht seltsam erscheinen. Ja es ist nicht allein die Sympathie für die liebenswürdige Persönlichkeit des früh entschlafenen Dichters, sondern ebenso sehr die seinem innersten Leben entsprungenen Lieder, welche nach hundert Jahren das Andenken an Hölty lebendiger erhalten haben, als es bei ganzen Dutzenden von Dichtern des zweiten Viertels unseres Jahrhunderts der Fall sein wird. Das bekante Lied: „Ueb immer Treu und Redlichkeit" ist überschrieben: „Der alte Landmann." (Beiläufig bemerkt, findet sich in diesem Liede neben einer ziemlich dürren rationalistischen Moral der bei Hölty in nicht unbedeutendem Maße vorhandene Zug zum Geister- und Gespensterhaften.) In dem Mailiede: „Tanzt dem schönen Mai entgegen" mahnt der Dichter: „Flieht der Stadt umwölkte Zinnen." Ein Lob- und Trostgedicht muß er einem Freunde senden, „der sich in ein schönes Landmädchen verliebte." — „Die Elegie auf ein Landmädchen" und „der arme Wilhelm" sind allerdings mehr sentimentale Dichtungen, aber ein Ernte- und ein Schnitterlied sind wiederum specifische, obwol sehr matte Landlieder. „Der schöne Mai ist so weggeschlupft", schreibt Hölty an Voß. „Ich schlenderte den ganzen Morgen im Garten oder im nahen Walde herum, oder lag im Grase und las den Messias oder im Shakespeare." Und ein andermal bekent er: „Den größten Hang habe ich zur ländlichen Poesie und zu süßen melancholischen Schwärmereien in Gedichten." Aber er singt doch auch in seinen Mailiedern vom Tanzen und Singen und Kosen, ja die bekanten Lieder: „Rosen auf den Weg gestreut" und „Wer wollte sich mit Grillen plagen" sind in dem Todesjahre des Dichters entstanden. — Voß nante Höltyn, nachdem er kaum mit ihm bekant geworden, einen „malerischen Dichter" und „vortrefflichen Kopf, von dem noch Vieles zu erwarten sei." „Hölty ist ganz so, wie er sich in seinen Gedichten malt. Dem Ansehen nach glaubt man in ihm wenig Witz, gar keine Munterkeit zu entdecken. Er sizt in Gesellschaft in Gedanken, die Augen unbeweglich zur Erde geheftet und hört nicht, was man redet. Das ist aber ein gutes Zeichen; man lasse ihn! Des andern Tages belohnt er uns für dieses Schweigen durch ein vortreffliches Gedicht. Zu einer andern Zeit ist er ziemlich aufgeräumt und ich hab ihn lustig gesehen. Aber alles hat doch so einen besonderen Anstrich mit seiner Lustigkeit. — Mit der größten Empfindung verbindet er das edelste Herz und eine nicht gemeine Belesenheit in Dichtern. Er liest sie in griechischer, lateinischer, französischer, englischer und italienischer Sprache."

Der Inhalt des elegischen Gedichtes „Mainacht" führt uns zu der mit Hölty's Naturliebe eng zusammenhängenden Liebes- und Freundschaftsschwärmerei. Im schlummernden Lichte des silbernen Mondes hört er die flötende Nachtigal und das girrende Taubenpaar. Die einsame Thräne rint und er fragt: „wann, o lächelndes Bild, welches wie Morgenroth durch die Sele mir strahlt, find' ich auf Erden dich?" Auch in der Frauenliebe waren dem Dichter nicht Rosen, sondern Dornen auf den Weg gestreut. Während seiner Universitätsjahre hat er ein Mädchen aus Göttingen kennen gelernt, welches er zum erstenmale bei dessen in Marienfee verheirateter Schwester sah. Er selbst erzählt in einem Briefe, welchen Eindruck es auf ihn gemacht habe, als er zum erstenmale Laura oder Julia — so nante er das Mädchen —, das weiße Kleid von der untergehenden Sonne beschienen, an einem schönen Maiabend, während die Nachtigallen schlugen, durch einen Gang blühender Apfelbäume habe gehen sehen. Keine Entfernung vermochte diesen ersten Eindruck bei ihm zu löschen, aber er hatte so viel sittliche Kraft, daß er die Geliebte niemals seine Liebe merken ließ. Er konte ihr nichts bieten. Und als späterhin Laura sich verheiratete, schrieb Hölty mit christlicher Entschiedenheit: „es ist Sünde sie ferner zu lieben." Dieses Verhalten muß um so schwerer in die Wage fallen, als einerseits der ihm befreundete Bürger sich nicht scheute lange Jahre hindurch mit seiner Schwägerin im Ehebruch zu leben und als man andererseits überhaupt in den höheren Schichten der Gesellschaft höchst frivole Ansichten von der Ehe und dem Verhältnis der Geschlechter zu einander hatte. Gleichwol bot seine unglückliche Neigung Höltyn den Vorteil, daß er im Gebiete der erotischen Poesie wenigstens wie Klopstock, die künftige Geliebte besingen konte. „Wenn ich an das Land denke, schreibt er in seinen Briefen, so klopft mir das Herz. Eine Hütte, ein Wald daran, eine Wiese mit einer Silberquelle und ein Weib in meiner Hütte ist alles, was ich auf diesem Erdboden wünsche." Der künftigen Geliebten sind die vielen „Traumbilder" gewidmet, um deren willen dem Dichter von den Freunden der Titel „Traumbilderdichter" beigelegt wurde. Er hat im Traum die Geliebte gesehen und kann sie wachend nicht finden. — Ihr Bild erscheint ihm in

Wald und Feld und daheim in der stillen Kammer. — Daß die hieher gehörigen, nicht selten an die alten Minnesinger erinnernden Lieder teilweise sehr überschwenglich sind und das von den Meistern des Mittelalters eingehaltene Maß nach einer Richtung überschreiten, beweist der Umstand, daß ihm die Geliebte zur „Gottheit" wird, die ihn zur „Tugend" stärkt, ihm „Unsterblichkeit durch die Lippen spricht" und ihn selbst „zum Gotte lächelt". Und während die Minnesänger nicht ablassen frou Even den Sündenfall vorzuwerfen und den argen Biß, macht Hölty Eva und ihre Töchter zu Engeln, welche des Mannes besserer Teil und sein Heil seien, und reimt ganz wielandisch: „Einmal bot sie zwar schlimme Frucht ihm dar; doch wird leicht versüßet, was sie mitgenießet. Edens Vollgenuß ruft zurück ihr Kuß." —

Auch bezüglich der künftigen Geliebten Hölty's erscheint uns Voß als einer, der sich von der Wahrheit gewandt und zu den Fabeln gekehrt hat. Schwer ist's, es für Ernst zu halten und doch ists voller Ernst, wenn Voß an Hölty im Hinblick auf dessen baldigen Tod schreibt: „Du bist gegen mich noch sehr glücklich, denn du hängst nicht mit so vielen Banden an diesem Leben. — — Dich erwarten deine Eltern und vielleicht das unbekante Mädchen, das die Vorsehung deiner Liebe bestimte und der Tod ist dein Brautführer. Wenn Du vor mir stirbst, so schwebe Dein Geist um mich, wenn meine Todesstunde über mir schattet. Sie kann nicht mehr fern sein, ich fühle beständig Schmerz in der rechten Brust und habe kurzen Odem"; und nach Höltys Tode das einemal an Ernestine Boie: „Vielleicht erwartete ihn die Mädchenseele, die für ihn geschaffen war, schon unter Edens Lebensbäumen", und das anderemal an Johann Martin Miller: „Es war doch ein herzensguter Kerl. Nun wird er uns freundlich willkommen heißen, wenn wir in den Himmel kommen und uns sein Mädchen, die er hier vergebens suchte, entgegenführen."

Daß die Vereinigung gleichstrebender junger Männer im Hainbund an sich schon den Wert ächter Freundschaft schätzen lehrte, liegt auf der Hand, aber dazu komt noch, daß durch den Anschluß an Klopstock eine Art Freundschaftsschwärmerei entstand. Hölty freilich ist in diesem Punkte nie bis zu den Ausschreitungen der Voß, Gleim ꝛc. gelangt. Vielmehr muß seine briefliche Aeußerung: „Eben komme ich aus der Versamlung unserer Freunde. Ich danke dem Himmel, daß er uns zusammengeführt hat, und werde ihm danken, so lange Odem in mir ist. Heilige Freundschaft, wie sehr hast du mich beseligt!" dem damals üblichen, in Umarmungen, Thränen, Seufzern und erstickender Stimme schwelgenden Enthusiasmus gegenüber für ebenso maßvoll gelten, als die an die Freunde Voß und Miller gerichteten Gedichte. Ersterem weissagt er: Durch ihn (Voß) werde die Nachwelt Gott und seine Natur, herzliche Brudertreu, Einfalt, Freiheit und Unschuld, deutsche Tugend und Redlichkeit heißer lieben; und die Trennung von Millern und den andern Freunden stürzt „den Dolch in sein blutendes Herz hinab"; weder sein flammender Wunsch, noch sein bethränter Blick kann den Freund und seinen Tugendgesang, der ihn oft himmelan geflügelt, zurückrufen. Aber das Misliche ist doch auch mit dieser weniger exaltirten Schwärmerei verbunden, daß der Dichter mit den andern Göttinger Freunden darnach trachtete, nicht sich in die Welt und Zeit zu schicken, sondern die sentimentalen und poetischen Ideen zu verwirklichen, was nach Merck nichts als „dummes Zeug" geben konte. So legte sich Hölty bei Freundesschmausereien auf Rosenblätter, salbte sich den Bart und machte Anstalten zum Trinken, als ob der Toast in einem seiner Trinklieder: „Es lebe jeder deutsche Mann, der seinen Rheinwein trinkt, so lang ers Kelchglas halten kann und dann zu Boden sinkt!" notwendig verwirklicht werden müßte. Ebenso affektirt und phantastisch war es, daß er einst in Münden die Tochter des Conrectors von Einem, in dessen und anderer Gegenwart, streichelte, sie seine Schäferin nante und sich vor ihr auf die Knie legte. Doch paßten solche Dinge in den damals herschenden Ton. Hat doch Voß mit der siebzehnjährigen Erneſtine Boie, ohne dieselbe jemals gesehen zu haben, die zärtlichsten Briefe gewechselt.

Nicht minder ungesund als die Freundschaftelei war auch die Deutschtümelei des Hainbundes. Gegen die Glorie der deutschen Kaiserzeit verschloß man die Augen, weil man nur eitel Finsternis zu sehen glaubte. In Luthern sah man mit allen Afterweisen nur einen Revolutionär. Aber negativ hat dies sonderbar geartete Deutschtum das Gute gewirkt, daß man sich gegen den Einfluß der Franzosen und gegen das Ansehen der von diesen abhängigen Poeten Deutschlands erhob. Es ist bekant, mit welchem Entzücken der Hainbund Klopstocks Geburtstag feierte und mit welcher zornigen Lust man beim Abschiedsschmause eines Freundes rief: „es sterbe der Sittenverderber Wieland! es sterbe Voltaire!" Wielands „Fratzengesicht" wurde verbrant und aus seinen Schriften machte man Fidibuse. Aber in demselben Jahre, in welchem Hölty in einer in den Göttinger Musenalmanach für 1773 aufgenommenen Ode dem Freunde „Teuthard" gegen die Franzosen und ihren Nachtreter Wieland zurief: „Schwing deine Geisel, Sänger der Tugend! schwing die Feuergeisel, welche dir Braga gab, die Natternbrut, die unsere deutsche Redlichkeit, Keuschheit und Treue tödtet, zurückzustäupen!" fiel Hölty mit der elenden Reimerei: „Leander und Ismene" ganz in die Wielandische Leichtfertigkeit. Aehnlicher Weise hat Voß, der mit entsetzlich schnaubender Wuth den edlen Grafen Friedrich Stolberg um des christlichen Glaubens willen verfolgte, nach Jahren nicht das mindeste dabei gefunden, trotz aller sittlichen Strenge die Freundschaft Wielands zu gewinnen.

Fragen wir zum Schlusse, wie stand Hölty zu Christentum und Kirche, so kann uns Voßens Erklärung: „Von Höltys Frömmigkeit zu reden, schien unnötig. Seine Gedichte beweisen es, daß er, wie jeder gute Mensch, die Religion ehrte",

natürlich nicht genügen. Voß konte sich ja nur wolfühlen bei solchen religiösen Empfindungen, „die Homer und Sokrates auch empfinden konten", und „wenn er Gott anbetete, so dachte er sich alle Guten unter allen Völkern als Mitanbeter und Brüder." — Vor allem muß billig erwogen werden, daß seit der Mitte des 18. Jahrhunderts der immer mehr hereinbrechende englische Deismus und der mehr und mehr überhandnehmende französische Naturalismus in Verbindung mit der deutschen Philosophie und der ausländischen Freimaurerei den deutschen Rationalismus erzeugten, der zwar dem Protektor des Hainbundes, Klopstock, entgegenstand, im Hainbund selbst aber, namentlich durch Voß, Helfershelfer gewann. Der christliche Gottesdienst wurde verachtet und ein Götzendienst, in welchem Klopstock selbst neben Gleim u. A. als „Heilige" verehrt wurden, kam in Aufnahme. Der Conrector Biester in Büzow hatte an Klopstocks Geburtstag Mädchen um einen Altar tanzen und Blumen darauf werfen lassen. Biester wurde deshalb abgesezt, ein Ereignis, das Voß dem Kirchenregimente sehr übel genommen hat. Für eine Zeit daher, in welcher Tugendschwärmerei und Unsittlichkeit Hand in Hand gingen, so lange man es in der lezteren nicht zu arg trieb, darf man es nicht zu hart beurteilen, wenn Hölty von dem im elterlichen Hause ihm eingepflanzten Christenglauben mannigfach abgewichen ist. So ist ihm die heidnische Unsterblichkeit seiner Gedichte „ein süßer Gedanke", „eine Entzückung", um deren willen er alle Mühseligkeiten des Lebens dulden will. Ein Jahr vor seinem Tode wünscht er sich noch „ein par Olympiaden, um mit den Freunden des Lebens sich zu freuen und um nicht unerhöht mit der großen Flut hinunterzufließen." Auch der von ihm so oft empfohlene Lebensgenuß entbehrt der christlichen Basis: „Drum werdet froh, Gott will es so, der uns dies Leben zur Lust gegeben! Genießt der Zeit, die Gott verleiht." Wie ein ächtrationalistischer Gesangbuchsvers klingt die Strophe:

„O wunderschön ist Gottes Erde
und wert, darauf vergnügt zu sein!
Drum will ich, bis ich Asche werde,
mich dieser schönen Erde freun!"

Den Himmelssal, wo „nach der Väter Lehre Engeln und Verklärten Freuden sonder Zahl blühen" denkt er sich, wie Voß, etwas aufgeklärter und modernisirter:

„Jedem lächelt traut
eine Himmelsbraut;
Harf und Psalter klinget
und man tanzt und singet."

Im 90. Psalm heißt es: „Lehre uns bedenken, daß wir sterben müssen, auf daß wir klug werden." Auch in Höltys Leben hat es sich bewährt, daß dem Menschen nichts heilsamer ist, denn an den Tod zu denken, um klug zu werden. Gleich das erste, uns aus dem Jahre 1768 erhaltene Gedicht: „An Laura, als ihre Schwester starb", spricht es aus, daß die Heimgegangene am Throne des Gottversöhners mit der Siegerkrone belohnt worden und fügt daran die ernste Mahnung:

„Denke dieser bleichen Todesmiene,
dieses Lagers, wo du weinst,
wenn du wieder auf der Narrenbühne
deiner Stadt erscheinst.

Ihres Kampfes denk und ihres Röchelns,
Erdgedanken zu zerstreun,
ihres Glaubens, ihres lezten Lächelns,
Gottes dich zu freun."

In dem Gedichte: „Der Tod" (1772) heißt es:

„Stärke mich durch deine Todeswunden,
Gottmensch, wenn die seligste der Stunden,
welche Kronen auf der Wage hat,
meinem Sterbebette naht!"

Der Dichter sehnt sich nach der hellen Siegerkrone, nach Himmelsluft und nach Engelsruhe, in welcher schon lange seine selige Mutter und seine kindjung heimgeholten Geschwister, frisch und schön, unter Blumen spielen und mit den Engeln süße Lieder singen:

„Wohnt ich doch, von diesem Erdgewimmel
schon entfernt, in eurem Freudenhimmel,
treue Selen! Kniet ich, kniet ich schon
an des Gottversöhners Thron!"

Gleicherweise wahrhaft ergreifend ist die „Elegie bei dem Grabe meines Vaters." „Selig alle, die im Herrn entschlafen! Selig, Vater, selig bist auch du!" In Gottes Ruhe eingegangen, schaut der selige Vater das Angesicht Gottes und wird, wie der Sohn hofft, diesem im Todeskampfe Kühlung zuwehen, wie sie von den Bäumen des Lebens träuft, daß er sonder Grauen die Thäler schauen kann, wo die Auferstehung reift." — Bedeutungsvoll für Höltys religiöses Leben ist endlich auch der Umstand, daß auf ein „Laura" überschriebenes, abgöttisches und wol darum oft in Anthologien aufgenommenes Gedicht, in welchem er, durch den „Wonnetod" erlöst, über die betende und das heil. Sakrament genießende Geliebte solch süßen Schauer strömen will, daß „des schönen Busens Wallung, des blauen Auges bethräntes Wonnelächeln ihm unter Himmelspalmen mit einem Kusse vom Rosenmunde danken" soll, sofort das Lied: „Reue" folgt, in welchem der Dichter Gott seiner verirrten Sele Empörung bekent. Aus einem bunten, der Verwelkung wachsenden Blümchen habe er sich eine Gottheit gemacht, die er mehr denn den Ewigvater angebetet habe. Selbst in der Beichte

und bei der Absolution habe ihn der Name der Geliebten durchschauert und Sehnsuchtsthränen seien in den Kelch des heil. Abendmals geflossen. Darum bittet er: „Laß Gnade vorgehn deiner Gerechtigkeit, du Gott der Langmut." — Wenn wir Höltys wahren Dichterberuf, seinen innig-wahren, treuen, einfachen Sinn an einem Gegensatze erkennen wollen, so haben wir nur nötig, dem zweiten in der Ueberschrift dieses Aufsatzes genanten Dichter, Matthisson, uns zuzuwenden.

Friedrich Matthisson war dreizehn Jahre jünger als Hölty. Schon im äußeren Leben dieser beiden Dichter findet sich ein mannichfacher Gegensatz. Hölty starb in der Jugend, Matthisson starb als siebzigjähriger Greis. Hölty hatte viel mit Nahrungssorgen zu kämpfen, Matthisson erfreute sich stets einer ihn vor jedem Mangel schützenden Versorgung. Hölty lebte eingezogen und hat nur selten mit oder zu seinen Freunden kleine Ausflüge unternommen, Matthisson lebte im Umgange mit fürstlichen Personen, mit angesehenen, vornehmen Leuten, mit berühmten Männern und Frauen, in deren Begleitung er große Reisen machte. Reisen scheint er überhaupt für seinen Beruf gehalten zu haben, wenigstens schrieb er einst in eine Zelle der großen Karthause: „Jedem freisinnigen, nach Licht, Wahrheit und Selbstanschauung dürstenden Manne wurde das Reisen vom Weltgeiste selber zum Hauptelement angewiesen."

Der Vater M.'s, Johann Friedrich Matthisson, war einen Monat vor der Geburt des Sohnes (23. Januar 1761) als Pfarrer in dem Magdeburgischen Dorfe Hohendodeleben gestorben. Er war im siebenjährigen Kriege Feldprediger gewesen und hat in dieser Stellung einmal eine Predigt in improvisirten Versen gehalten. Vom neunten Jahre an war der junge M. zuerst bei einem Oheim väterlicherseits und nach dessen Tode bei dem Großvater Matthias Matthisson, welcher Pfarrer in Krakau war. Auch die jungfräuliche Tante väterlicherseits, welche den Neffen mit der deutschen Literatur bekant machte, starb, wie jener Oheim in der Blüte der Jahre. Nachdem 1773 auch der Großvater gestorben war, kam M. in die Schule Kloster Bergen bei Magdeburg. Von hier aus bezog er die Universität Halle, um Theologie zu studiren. In der Folge hat er zwar, wie sein Biograph H. Döring mitteilt, einigemal die Kanzel betreten und seine fleißig memorirten Reden ohne Anstoß(!) recitirt, aber wiederholte Brustbeklemmungen, welche sich nach diesen oratorischen Uebungen einstellten, haben den jungen Candidaten glücklicherweise genötigt, vom geistlichen Berufe zum Lehr- und Erziehungsfache überzugehen. Zunächst wurde M. 1781 Lehrer am Basedow'schen Philantropio zu Dessau. Fortwährende Zänkereien der Lehrer an dieser menschenfreundlichen Anstalt verleideten ihm jedoch sehr bald seine Stellung und nachdem er anfangs in Altona und dann in Heidelberg die Söhne der lievländischen Gräfin Juliane von Sievers, einer geb. Gräfin Manteuffel, unterrichtet hatte, begann er 1787 mit einer Rheinreise sein vielbewegtes Wanderleben. Von Heidelberg aus hatte er den nachmals zum bernischen Landvoigt beförderten Karl Viktor von Bonstetten kennen gelernt und



innige Freundschaft mit demselben geschlossen. Der Einladung dieses Freundes folgend, ging er 1788 in die Schweiz. 1789 wurde er Erzieher bei einem Banquier in Lyon und sechs Jahre später Vorleser und Sekretär der Fürstin (nachmals Herzogin) Luise Henriette Wilhelmine von Anhalt-Dessau, einer geb. Prinzessin von Preußen, in deren Gefolge er wiederholt die Schweiz, Tyrol und Italien besuchte. In Wörlitz, dem gewöhnlichen Wohnorte der Fürstin, lernte er Luise Schoch, die Tochter eines fürstlichen Beamten, kennen, mit welcher der vorher vom Könige von Würtemberg in den Adelstand erhobene Dichter 1810 in die zweite Ehe trat. Von seiner ersten Ehe, welche, 1794 geschlossen, angeblich bald wieder hatte aufgelöst werden müssen, teilt sein Biograph nichts weiter mit. Nach dem Tode der Herzogin bekleidete M. von 1811 an die Stelle eines Oberbibliothekars zu Stuttgart. Nachdem er auch noch in den lezten Jahren seines Lebens viel auf Reisen war, stellten sich von 1829 an körperliche Leiden ein, welche ihn bis zu seinem am 12. März 1831 erfolgten Tode immer hinfälliger machten.

Da M. bei dem Tode Hölty's erst 15 Jahre alt war, so hatte er mit diesem nicht in Verbindung treten können, aber durch seine Beziehungen zu Johann Martin Müller in Ulm, dem innigsten Freunde Hölty's, war er ebenso, wie durch seine Beiträge zum Göttinger und Wandsbeck-Eutiner Musenalmanach, mit den Hainbündlern in Berührung gekommen.

(Fortsetzung folgt.)

---

## Die Kreissynoden.

Der Allerhöchste Erlaß vom 13. Juni a. c. stellt die Einberufung der Kreissynoden in den Provinzen Brandenburg, Schlesien und Sachsen in nahe Aussicht. Sonach ist es an der Zeit, daß wir Geistliche dieser Provinzen ernstlich erwägen, was uns zu thun obliegt, damit die Hoffnungen erfüllt, die Befürchtungen aber abgewendet werden, welche die Einrichtung dieser Synoden für unsere Kirche in uns weckt. Wir sind hiebei in der glücklichen Lage, die Erfahrungen, welche in Preußen, Posen und Pommern bei Abhaltung der Kreissynoden bereits gemacht sind, zur Lehre, zur Warnung und Ermunterung benutzen zu können. Und auch das ist gut, daß wir nicht mehr darüber zu streiten haben, ob Kreissynoden wünschenswert sind oder nicht, sondern nur noch vor der praktischen Frage stehen, was jeder von uns zu thun habe, daß ein Segen aus denselben komme. Die nachfolgenden Bemerkungen sollen und wollen daher keine erschöpfende oder systematische Behandlung der Synodalfrage versuchen, sondern lediglich einzelne praktische Vorschläge den Brüdern im geistlichen Amte zu eingehender Prüfung anheim geben.

Die zweite Stufe für den verfassungsmäßigen Ausbau unserer Kirche soll errichtet werden, nachdem die erste Stufe in

den Gemeinde-Kirchenräthen bereits gelegt ist. Das Erste zum Bau ist ein sicheres Fundament. Daß dies aus alter besserer Zeit noch vorhanden und als solches anerkant ist, macht es uns möglich, mit frischem Mute und gutem Gewissen in die Synoden einzutreten. Was wollte auch wol werden, wenn wir etwa in der Weise der Protestantenvereine versuchen sollten, die luftigen Hirngespinnste glaubensloser Massen zu formen, um Grundsteine für den Aufbau einer neuen Kirche zu gewinnen?

Wie die Union von ihrer Einführung an bis hierher sich genötigt gesehen hat, das Recht der Gemeinden anzuerkennen, daß ihr Bekentnisstand durch keine Behörde geändert werden kann, so haben auch alle bisherigen Erlasse und Verfügungen über die weitere Fortbildung der Verfassung unserer Kirche das Bekentnis in seiner Berechtigung und Geltung belassen. Die Minist. Verf. v. 2. Mai 1826 sagt: „Der Beitritt zur Union ist nicht als ein Confessionswechsel zu betrachten," ebenso der Allerh. Erlaß v. 25. Febr. 1834: „Die Union bezweckt und bedeutet kein Aufgeben des bisherigen Glaubensbekentnisses, auch ist die Autorität, welche die Bekentnisschriften der beiden evangelischen Confessionen bisher gehabt, durch sie nicht aufgehoben worden." Desgleichen der Allerh. Erl. v. 27. Febr. 1860: „Auch wird in dem Bekentnisstande der Gemeinden und in ihrer Stellung zur Union nichts geändert." Es ist hier nicht zu übersehen, daß dieser Allerh. Erlaß die Ueberschrift trägt: „betreffend die Fortbildung der evangelischen Kirchenverfassung in den östlichen Provinzen der Monarchie." Er giebt also ausgesprochener Maßen nicht nur die Grundlage für die Einrichtung der Gemeinde-Kirchenräthe, sondern auch für alle folgenden Stufen in der Fortbildung unserer Kirchenverfassung, für Kreis- und Provinzial-Synoden. Daher sagen auch die Verordnungen über die Einrichtung von Kreissynoden in der Provinz Pommern pag. 6: „Nicht minder ist festzuhalten, daß die Synodal-Einrichtung nicht die Alterirung eines Confessionsstandes bezweckt." Endlich ist speciell für die Provinz Brandenburg die Erklärung des Königlichen Consistoriums zu Berlin in dem gegen den Prediger Hofmeier zu Straupitz ergangenen Erkentnis vom 4. Juni 1862 von besonderer Wichtigkeit: „Wie schon die Competenz der Gemeinde-Kirchenräthe keine unbegrenzte, vielmehr nach §. 6 des Allerh. Erlasses durch die für die bisherige verfassungsmäßigen Attributionen des geistlichen Amtes, den Bekentnisstand und die Unionsstellung der Gemeinden gewährten Garantien limitirt ist, so gilt dies nach §. 8 ibid. ebenfalls für die Synoden. Hiermit ist die Grenze, welche dieselben mit ihren Beschlüssen nicht überschreiten dürfen, gegeben."

Es ist schon wiederholt dargethan worden, daß aus dem Allen sich das unbestreitbare Recht, wie die unabweisliche Pflicht der Synoden ergiebt, vor Allem den Bekentnisstand jeder einzelnen, in ihr vertreteren Gemeinde klar zu legen. Es muß doch für die Beschlußfassungen der Synoden eine Norm vorhanden sein und es ist mit Dank anzuerkennen, daß der zulezt angeführte Ausspruch des Königl. Consistorii der Provinz Brandenburg das Bekentnis als solche bezeichnet. Somit überhebt uns derselbe der Wiederholung aller jener Gründe, welche hierfür in anderweitigen Erörterungen über die Synoden schon zum öfteren aufgeführt worden sind, und es komt nur noch darauf an, festzustellen, welches Bekentnis für jede einzelne Gemeinde, resp. Synode, das normirende, das geschichtlich gezebene und geltende ist, ob das lutherische, ob das reformirte.

Demnach fragt es sich nur, wie diese Erklärung über den Bekentnisstand der Gemeinden herbeizuführen und niederzulegen ist? — Selbstverständlich ist, daß jede Erörterung über Einführung oder Nichteinführung der Union in den einzelnen Gemeinden von aller Verhandlung völlig ausgeschlossen bleibt. Denn einmal ist solche Erörterung ganz unnütz, da die Union den Bekentnisstand nicht hat ändern sollen, zum Anderen ist sie schädlich, da sie sofort die erste Fackel der Zwietracht in die Versamlung wirft. Gerade im Interesse der rechten Union und zur Sicherung des wahren Friedens müssen wir es dagegen nachdrücklichst betonen, daß vor Allem der Bekentnisstand jeder Gemeinde klar gelegt und ausgesprochen werde. Diese Frage im Unklaren und unentschieden in der Schwebe lassen, heißt nur einen faulen Frieden schließen, der niemals etwas anderes ist, als eine Vertagung des entschiedenen Kampfes. Unklarheit in diesem Punkte läßt jeder Partei ein Mißtrauen im Herzen übrig, unter Umständen der einen oder anderen vielleicht gar das Gefühl des Uebervorteilten oder Unterdrückten und wird zu einem Bann, der lähmend auf allen Verhandlungen der Synode lastet. Mit Recht weisen die Verordnungen über Einrichtung von Kreissynoden in der Provinz Pommern S. 6 hin auf die Kreissynode Elberfeld. Gerade dem Umstande, daß das Sonderbekentnis der Gemeinden dort „sehr ausgeprägt" und klar ausgesprochen ist, verdankt es jene Synode, daß lutherische und reformirte Gemeinden friedlich mit einander wirken. Nur nicht obschon — sondern: weil.

Fragen wir nun, wie diese Erklärung herbeizuführen sei, so ist vor Allem dem Grade der Erkentnis in kirchlichen Angelegenheiten, welchen die bei weitem überwiegende Zahl der Laienmitglieder zu den Verhandlungen mitbringt, in schonendster und freundlichster Weise Beachtung zu gewähren. Also in einfachster, populärer allen faßlicher Weise werde diese Erklärung zur Sprache gebracht. Man frage, gab es vor Einführung der Union, oder giebt es in hiesiger Ephorie reformirte Altäre, ohne Schmuck, ohne das Bild des Gekreuzigten? Aus welchem Katechismus lernen eure Kinder die Hauptstücke? Aus welchem Gesangbuche singt die Gemeinde? Aber man frage nicht nach liturgischen Dingen, namentlich nicht nach der Spendeformel vor Einführung der Union, die überdies ausgesprochener Maßen nichts mit Union und Bekentnis zu thun haben soll. Mindestens neunzig Procent der Laienmitglieder der Synode wissen nicht, welcher Unterschied in den Spendeformeln liegt. In der Synode, welcher Schreiber dieses angehört, steht es im Voraus unbestreitbar fest, daß nie eine reformirte Gemeinde in ihr vorhanden

war. Die wo möglich von den Laien einzufordernden Antworten auf jene Fragen werden aber in der Synodalversamlung jene im Voraus feststehende Thatsache sofort auch den Laien klar machen und dieselben in den Stand zu setzen, mit gutem Gewissen und mit Verständnis der Sache der Erklärung beizutreten, daß sämtliche Gemeinden der Ephorie lutherischen Bekentnisses sind, also die Bekentnisse der lutherischen Kirche, welche seit der Reformation hier Geltung gehabt, die Grundlage und Norm für alle künftigen Synodalverhandlungen bilden. Diese Erklärung (vgl. die Verhandlungen der Synode Samter in der Evang. Kirchenz. 1862 Nr. 105) werde sodann in das Synodalstatut aufgenommen. Sind in der Ephorie ursprünglich reformirte Gemeinden vorhanden, so nenne man im Synodalstatut die Gemeinden einzeln, welche von Alters her lutherischen und welche reformirten Bekentnisses sind.

Sollte gegen diesen Beschluß ein allzu unionistisches Mitglied der Synode seine Stimme erheben, — (wie dies zu verhüten, davon weiter unten) — so ist dasselbe darauf hinzuweisen, daß diese Klarlegung des Bekentnisstandes der einzelnen Gemeinden allerdings die Bekentnislosigkeit der falschen Union unmöglich, um so mehr aber die wahre Union und ein friedliches Zusammenwirken möglich mache. Sollte dasselbe bis zur Bekämpfung der Rechtmäßigkeit und Zulässigkeit dieser Erklärung fortschreiten, so ist demselben darzuthun, daß es sich etwas anmaße, was keiner der Könige Preußens und keine Behörde bisher gethan, wie die obigen Anführungen der betr. Erlasse zeigen, indem es der von ihm vertretenen Gemeinde ihren überkommenen Bekentnisstand streitig machen wolle. Hierzu ist jedem Gliede der Versamlung jegliches Recht abzusprechen und es ist um so nötiger jene Erklärung auch für die übel vertretene Gemeinde niederzulegen, um deren Recht auch für die Zukunft und selbst gegen ihre dermaligen Vertreter zu schützen.

Dies ist der Punkt, aus welchem uns Bedenken erwachsen gegen das Verfahren, welches in vielen Synoden Pommerns eingeschlagen worden ist, wo einzelne Geistliche mit ihren Gemeinde-Kirchenräthen eine solche Erklärung oder eine Rechtsverwahrung schriftlich zu den Akten eingereicht haben. Einmal können wir uns des Eindruckes nicht erwehren, daß solche einzelne Erklärungen zu den Akten geben in vielen Fällen nichts wesentlich anderes heißt, als Todte zu den Todten begraben. Zum Anderen werden diejenigen Gemeinden, deren gegenwärtiger Pfarrer sich nicht entschließen kann, eine solche Erklärung niederzulegen, preisgegeben, obgleich ihr Recht an das lutherische Bekentnis vielleicht völlig unbestreitbar ist. Gerade für jene Gemeinden, deren Pfarrer, sei es aus Zaghaftigkeit, sei es aus falschem Unionismus der Erklärung nicht beipflichten wollen, ist eine Synodalerklärung über ihren Bekentnisstand am unerläßlichsten. Eine Specialerklärung für die einzelne Gemeinde ist nur als allerletztes Mittel da anzuwenden, wo die Synode in der überwiegenden Zahl ihrer dermaligen Vertreter eine Erklärung der Minorität, welche den Bekentnisstand sämtlicher Gemeinden der Ephorie feststellt und aus Thatsachen erweist, schlechterdings nicht zulassen will. Solche Minoritätserklärung wird auszuführen haben, daß die Majorität ihren Gemeinden ihr gutes Recht vorenthält, und sich gegen alle Folgerungen verwahren müssen, welche etwa aus dieser Rechtsverletzung für die Provinzialsynoden gezogen werden könten. Ist, wie gesagt, auch eine solche Minoritätserklärung nicht zu beschaffen, dann, aber nur dann reiche man eine Specialerklärung für die einzelne Gemeinde ein. Man thue dies auf Hoffnung und um ein gut Gewissen zu bewahren. In wenigen Jahren kann schon manches anders sein und vielleicht ist es dann noch möglich, jezt Versäumtes oder jezt Unmögliches nachzuholen, obschon es dann wol schwieriger sein dürfte, als heut.

Es kann gegen den Vorschlag, eine solche Synodalerklärung herbeizuführen und in das Synodalstatut aufzunehmen, nicht geltend gemacht werden, daß die wiederholten Versicherungen in den Allerh. Erlassen: der Bekentnisstand werde weder durch die Union, noch durch die Fortbildung der Kirchenverfassung alterirt, an sich genügende Bürgschaft gewährten und dergleichen Erklärungen somit überflüssig seien. Wir können uns ja leider der schmerzlichen Erkentnis nicht verschließen, daß trotz dieser wiederholten Versicherungen die Entscheidungen in einzelnen Fällen die gerechten Wünsche und Hoffnungen, welche die Liebe zu unserer teuren lutherischen Kirche und das Bewußtsein unseres guten Rechtes in uns nährt, nicht erfüllen. Eine Vergleichung der Ereignisse in Straupitz und in Bahn ist hierfür sehr lehrreich. Jene Versicherungen hätten aber gar keinen realen Wert, wenn die Verdunkelung, welche den Bekentnisstand der Gemeinden schon jezt vielen Augen völlig verbirgt, trotz fortgesezter Wiederholung ähnlicher Versicherungen sich zu nächtlicher Finsternis allmälich verdichten könte, ehe noch das jezt jüngere Geschlecht grau geworden. Und das ist doch wahrlich nicht die Meinung unserer Behörden, daß diese Zusicherungen zu Leichensteinen werden sollen, die nur noch zeigen, wo unser Teuerstes begraben liegt. Ist die lutherische Kirche nicht auf den Aussterbeetat gesezt, so muß mit der Erfüllung dieser seit 1817 immer erneuerten Zusagen einmal voller Ernst gemacht werden.

(Schluß folgt.)

---

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz in Berlin. Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

# Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1864. Mittwoch den 7. September. № 72.


## Hölty, Matthisson und Salis.

(Fortsetzung.)

„Gewissen Jugendperioden" und namentlich bei den Frauen war M., und ist es teilweise noch jezt, ein hochgeschäzter Lieblingsdichter. Das Urteil der Literarhistoriker steht in ziemlich bedeutendem Gegensatze zu diesem Erfolge. Einem „Anhange" seiner Gedichte hat M. die Worte mitgegeben: „Ephemeren, die ihren Tag mitflattern mögen unter den ähnlichen Ephemeren dieser Zeit", — ein Satz, der sich recht gut über die gesamte M.'sche Poesie setzen läßt. Gesteht er doch von sich selbst, daß ihm die Botanik höher stehe als die Poesie, ein Umstand, dem es gewiß zuzuschreiben ist, daß manche Blumen und gewisse Lieblingsbäume, namentlich außer den von ihm, wie von Napoleon I. begünstigten und zum Grabschmuck begehrten Pappeln, die Erlen und Cypressen ein immer wiederkehrendes Decorationsstück seiner „Abendlandschaften" und „Abend- und Mondscheingemälde" bilden. Seine Briefe (Zürich 1795, 2 Tle.) sind voll Nachrichten über erbeutete Pflanzen. Linnés System ist ihm ebenso ehrwürdig als die Bibel. Immortellen möchte er dem Genius seiner Freundschaft mit Salis opfern. Mit Epheu bekränzte er sich bei einem „platonischen Symposion" in Rom. Lorber- und Myrthenzweige warf er auf die Gräber der Petrarca, Dante, Arioſt und Tasso. Ja in seiner zarten Liebe zur Pflanzenwelt fühlt er sich abgestoßen von der deutschen „Barbarei", welche den Blumen Namen gebe, die in der Poesie nicht anzubringen seien. Die vom Volksmund treffend und sinnreich „Stiefmütterchen" und „Kraßäuglein" genanten Blumen möchte er, dem französischen pensée nachgebildet, Sinnviolen genant haben. Wie wird ihm erst vor der „Weibertreu", dem „Löwenmaul", dem „Tausendgüldenkraut", dem „Hahnenfuß", der „Wolfsmilch" gegraut haben! Dieser der Wirklichkeit abgewandte Sinn führt uns zu einem charakteristischen Zuge M.'s. Daß ihm ein reger Sinn für die Schönheit der Natur innegewohnt hat, läßt sich schon aus dem Bisherigen abnehmen, aber da sein Wesen und Behaben, wie Hillebrandt mit Recht bemerkt, „ohne Energie war, obwol nicht ohne Selbstgefälligkeit", so war er allezeit quietistisch in „Freundschaftelei und Briefwechselempfindsamkeit" versunken. Er möchte, „fern von den Lavaströmen und dem Aschenregen politischer Vulkane, nur der Natur, den Musen und der Freundschaft leben." „In ländlicher Abgeschiedenheit möchte ich im Elysium des Genfersees die mir noch bestimten Jahre (der betr. Brief ist aus dem Jahre 1792) mit dem ähnlich denkenden und ähnlich empfindenden Wesen verleben, das ich so lange vergeblich suchte und endlich fand. Glücklich durch den reinen Einklang unserer Herzen fänden wir dann, unbetäubt vom Getümmel und ungeblendet von den Schimmerscenen des Weltlebens, unseren höchsten Genuß im Schoße der Natur und in der weiteren Ausbildung unseres Geistes. Jeden Morgen würden wir uns wie zu einem Feste wecken und der Schlummer unwillkommen unsere Augen schließen. Kaum würden wir den Wechsel der Jahre bemerken und ohne ängstliche Vorahnung uns plötzlich am Ziele befinden. Mitleidig berührte der Tod mit sanfter Hand unsere Augenlider zugleich und keiner begrübe den andern." Eine Wohnung auf den Borromäischen Inseln müßte „jeden für ächte Lebensweisheit, stillen Naturgenuß und edle Geistesthätigkeit reingestimten Sterblichen — alle weitere Ausflüge in die täuschende Welt abschwören und in ländlicher Stille, froher Genügsamkeit und ruhigem Selbstgefühl an keine Reise mehr denken lassen, als an jene, deren geheimnisvolle Plane wir nur aus den dunkeln Hieroglyphen ahnen, welche die Hand der ewigen Liebe den Pforten der Geisterwelt eingrub." —

Als Naturdichter nimt M. eine besondere Stellung darum ein, weil er zuerst die Schönheit der landschaftlichen Natur an sich in poetischer Form dem Leser vor die Sele zu zaubern sucht. Bekantlich hat Schiller in seiner überaus günstigen Beurteilung M.'s die Hoffnung ausgesprochen, der Dichter werde künftighin seine Landschaften mit menschlichen Gestalten beleben, eine Erwartung, die vollständig getäuscht worden ist. M. war kein Dichter von wirklichem Berufe, sondern nur ein gewandter Beobachter, der die poetischen Formen zu handhaben verstand. Den Unterschied zwischen dichterisch vollendeten und lediglich in poetischer Form dargestellten Naturbildern kann man am besten an den Heidebildern der Droste-Hülshoff und an den „Gemälden" M.'s erkennen. Die lezteren sind eigentlich nur versificirte Motive für Landschaftsmalerei. So z. B. in dem „Abendgemälde": Strophe 1: Birkenwald, Abendroth, Rohrbach, Gartenteich mit Steinkornellen und Nußgesträuch; Strophe 2: Gebirge in röthlichem Duft, Mühle, Fichtengruppe mit Wild; Strophe 3: Ritterburg, Ulmen, Wappenschild, gothisches Portal, halb von Epheu überwachsen; Strophe 4:

aufgehender Mond in Nebelduft; Strophe 5: Felsen, Eiche, Fischerhof, Quelle; Strophe 6: Platanen, „ein ländlich Sorgenfrei", Thyrsus bei Wiesen und Gärten, Bohnen an weißer Wand; Strophe 7: Nelken und Rosen am Fenster, am Gebälk eine Schwalbe, die ihr Nest baut, Bienen am Brunnentrog, wogendes Aehrenfeld. Zum Schlusse hofft der Dichter, auch ihm werde einst, fern von der Narrenbühne, an Freundesarm der Dämmerung schöner Stern blinken; fern von Spiegelsälen lockt ihn der Abendtanz der Mädchen, des Vollmonds milder Schein und „ein Veilchen, das mit Lächeln ihm die Erwählte pflückt." Es ist nicht zu hart, wenn Hillebrandt von M.'s Landschaftereien urteilt: „es sind meist zusammengeflickte Schildereien, bei denen es kaum zur wirklichen Einheit eines Gemäldes komt, geschweige denn zu handelnder Staffage. Sentimentale Koketterie mit der Natur muß die Stelle der lezteren vertreten, und der reine freie Zug weicht nur zu oft der Ziererei und Gesuchtheit. Schillers Urteil über die Wahrheit, Anschaulichkeit, musikalische Schönheit und den Geist der M.'schen Gedichte ist verfehlt, da so ziemlich das Gegenteil richtig ist." Kurz und treffend sagt Vilmar „jedenfalls ist diese Dichtungsart eine der untergeordnetsten unter allen und kann kaum auf den Rang Anspruch machen, welchen die Landschaftsmalerei in der Malerkunst einnimt; an sich dürfte sie nicht viel höher stehen, als die Decorationsmalerei."

Die Selbstgefälligkeit M.'s kann man am besten an dem berühmten Gedichte: „der Genfersee" kennen lernen. Da spricht er von der Beschäftigung seines Geistes mit Xenophon und Platon, mit dem englischen Dichter Gray, mit Bonstetten (Agathon genant), mit Bonnet. Dann ist die Rede vom Tell, von Attika, vom Thal Tempe, von Haller, Geßner, Claude Lorrain, Horaz und von „des freien Volkes Glück, auf Menschenrecht und auf Vernunft gegründet." Zu guterlezt schmeichelt sich der Dichter, „den eitler Größe Schimmer nie geblendet", mit einer Sage, die dereinst nach seinem Tode im Dorfe gehen werde; wie an seinem von Rosen und Trauerweiden umgrünten und von Nachtigallen umsungenen Grabe, „gedämpft wie ferne Bienenchöre, sanft, wie am Blütenbaum des Frühlings Wehn, der Hirt in stiller Mondnacht Lieder höre." — Im Ganzen herscht bei M. eine große Monotonie. Sechsundzwanzig Gedichte beziehen sich auf den Abend nebst Nebel und Mondschein. Außerdem finden sich noch folgende, ausdrücklich sich auf den Abend beziehende Gedichte: Der Abend, Abendfeier, der Fühlingsabend, der Herbstabend, an den Abendstern, der Abend am Zürchersee, Abendwehmut, Abendlandschaft, Abendspaziergang u. s. w. — So wahr und getreu nun auch die Bilder einzelner Strophen sein mögen, so unwahr sind die dabei ausgesprochenen Empfindungen. Es ist eine leere Phrase, wenn er die Wehmut anredet und ihr ein Lied weiht. Menzel hat ganz recht, wenn er dazu bemerkt: „der Dichter soll uns wehmütig stimmen, aber nicht von der Wehmut reden." Und wenn man weiß, wie behaglich und glücklich sich der Dichter bei vornehmen Freunden und Gönnern fühlte, so wird man auch diese Strophe für affectirt halten:

„Sehnsuchtsvoll, mit hoher Ahnungswonne,
ruhig wie der mondbeglänzte Hain,
lächelnd, wie beim Niedergang der Sonne,
harr ich, göttliche Vollendung, dein." —

Und dann gar noch:

„Eil, o eile, mich empor zu flügeln." —

All die Gedichte: Grablied, der Grabstein, an den Tod, Elysium, Todtenopfer, lezter Trost u. s. w. verdanken lediglich der herschenden Sentimentalität ihren Ursprung. Bei Hölty ist der Gedanke an Tod und Grab im innersten Grunde wahr, bei M. ist er ebensosehr heidnische Phrase, als die scheinbar ganz ins Reich der Phantasie gehörigen, in Wirklichkeit aber völlig phantasielosen Stücke: Elfenkönigin, Feenreigen, Elementargeister, Geistertanz, das Feenland, Lied der Nixen, die Gnomen u. s. w. — Noch stärker aber als in den Gedichten, findet sich die bis zum Butterweichen gesteigerte Gefühligkeit in den bereits erwähnten Briefen und in den „Erinnerungen" (5 Bde. Zürich 1810—16). In einem Briefe an Bonstetten zählt er „die Minuten bis zur Stunde des Wiedersehens." Er grüßt den Freund mit „hinstrebender Sele" Die Vorstellung, daß derselbe vielleicht in derselben Morgenstunde am Kamine seiner gedenkt, beseligt sein Herz, das zwar von dem des Freundes entfernt, aber nie geschieden sein kann. Von Bonnet kam er nie anders zurück, „als trunken von der reinen Seligkeit der Tugend, Weisheit und Freundschaft." Salis wird einst seinem „Schatten" „bethränte Kränze" opfern. Denkt er doch selbst an diesen Freund „mit der Sehnsucht heißer Thräne." — „Wer auf der unsicheren Wanderung nach dem Grabe sich des beneidenswerten Glückes rühmen konte, bei heiterm Himmel und blühender Erde, auf dem Albanerberge nur ein Freundschafts- und Naturfest gefeiert zu haben, der sollte zufrieden den Pilgerstab seinen Hausgöttern opfern und selbst einen Forster nicht weiter beneiden." Nun hat M. dieses enorme Glück wirklich genossen, aber seine großen Reisen hat er nach wie vor gethan. — Die unwahren Empfindungen ziehen jedesmal auch einen unwahren phrasenhaften Styl selbst bei der Besprechung solcher Dinge mit sich, die zu dem Alltäglichen gehören. Von der glücklichen Ehe eines Freundes schreibt er: „er erfreut sich einer Lebensgefährtin, die das Ziel seiner Wallfahrt mit Morgenroth umgibt. Sie windet ihm die lieblichsten Blumen der häuslichen Glückseligkeit zu unverwelklichen Kränzen, womit er dankbar das Haupt seiner Penaten schmückt." Um zu sagen, er habe sich bei Cette (Südfrankreich) mit großem Vergnügen in der See gebadet, verkündigt er: „Ich warf mich in die lauen Fluten; mit der Wonne habe ich nie gebadet. Die Geschwader der Karthager, Syrakuser und Römer gingen vor meinem Geiste vorüber; die großen Schatten der Scipionen schwebten über den Wassern und klagende Stimmen der Heldenvölker schollen aus ihren fernen Grüften über die unermeßliche Meeresfläche, welche sie vormals herschend umwohnten." Beim Verlassen

eines Naturaliencabinets bringt er „dem großen Geiste der Natur und seinen ewigen Gesetzen der Analogie ein Dankopfer.“ Durch ein an einen Brunnen festgekettetes Trinkgeschirr spricht uns „der Genius der Humanität wolthuend an“; warum nicht auch „der Genius der Vorsicht vor Dieben“? Verherte Wälder sind ihm „durch den eisernen Mars erwürgte Dryaden.“ Die Schweiz heißt bei ihm „Helvetien“; General Mack hat Ulm im „südgermanisch-gallischen Kriege“ übergeben. Geradezu „barbarisch“ ist ihm die Verwandlung der Namen Rubikon und Liris in Pisatello und Garigliano. Das beinahe Unglaubliche wird uns aber in einer Schilderung des Jagdfestes zu Bebenhausen geboten. Aus „Humanität“ berührt er nur kurz die alten Amphitheaterjagden und doch war das Vorbeitreiben der gefangenen Thiere am Schießstand des Königs von Würtemberg das gerade Gegenteil von dem, was die eigentliche Jagd ausmacht, es war nichts anderes als eine brutale Schlächterei. Aber freilich der König that auf jedes „nicht mit voller Sicherheit dem schnellsten Tode geopferte Thier den die Humanität, im ächten Sinne des unsterblichen Herder, wahrhaft ehrenden Doppelschuß.“ Und weil „plötzlicher Tod in der Fülle der Lebenskraft, vor der Winterperiode des Alterns und Abwelkens jeder Creatur das köstlichste Geschenk vom Himmel ist, das schwerlich durch irgend ein Wol oder Gut, so des Erdenwallens flüchtige Wechselscenen darzubieten im Stande sind, aufgewogen wird“, so hätten diejenigen, „fern von dem Talente, die Thiere mit der Schnelle des Wetterstrahles in die Schattenwelt zu befördern“, „das bessere Teil erwählen sollen, ihr Geschoß vorzugsweise in den unermeßlichen und niemals zu verfehlenden Luftraum abzufeuern, als durch Mistreffen das Verschweißen und Verenden des gefallenen Wildes über jede Gebühr zu verzögern.“ Eine widerlichere Verherlichung einer Metzgerei, die in zwei Stunden 823 Stück Wildpret abgeschlachtet hat, läßt sich wol nicht leicht auffinden.

Fragen wir auch bei M. zulezt nach seiner Stellung zu Christentum und Kirche, so muß anerkant werden, daß er im Gegensatz zu vielen Dichterpersönlichkeiten seiner Zeit als ein Mann von sittlich reiner Haltung erscheint. Deshalb ist auch Schiller ein ebenso milder Beurteiler M.'s, als im umgekehrten Falle ein harter Richter Bürgers geworden. Da aber M. dem christlichen Glauben nicht blos fern, sondern nicht selten geradezu und ausgesprochenermaßen gegenüber stand, so kann es nicht ausbleiben, daß sein sittlicher Rigorismus gelegentlich als ein vergoldetes Bild mit thönernen Füßen erscheint. So meint er z. B., einer „Unwahrheit im Andrange der Gefahr wird selber die eigensinnigste Moral kein Verdammungsurteil sprechen können.“ Im leichtesten Tone erzählt er von dem verführerischen und bezaubernden Eindruck, welchen die Pariser Loretten auf ihn gemacht haben und wie ihn der in den Worten einer sehr weisen und geistreichen Genferin bestehende Talisman geschüzt habe: „si vous ne craignez pas Dieu, craignez la vérole.“ — Mit dem schamlosen Wilhelm Heinse hatte M. eines Tages ein Trappistenkloster bei Düsseldorf besucht. Heinse machte seine Witze über die „Schanzgräberei“ der ihr eignes Grab grabenden Mönche. „Er meinte sogar, daß man weit besser dabei wegkomme, einer Aspasia die Kissen des Ruhebettes in Ordnung zu rücken, als auf diese lugubre Manier für sein leztes Unterkommen Hand an den Spaten zu legen.“ Und dieser Notiz folgt bei M. nicht die geringste, einen Tadel andeutende Bemerkung. — Endlich hat er wirklich herausgebracht, daß die Alten an dem Phallusdienst „in keiner Hinsicht ein Aergernis nahmen, sondern vielmehr durch die feierliche Uebertragung in ihre religiösen Mysterien ihm eine Art von göttlicher Verehrung zugestanden.“ Als ob nicht grade das das Entsetzliche wäre, daß die Alten kein Aergernis nahmen. Und obgleich auf einem Phallus die lästerliche Inschrift zu lesen ist: ΣΩΤΗΡ ΚΟΣΜΟΥ, so nimt M. doch keinen Anstand zu bedauern, daß man um der seit Perikles und August „gleich im launenhaften Zeitgeiste“ umgestalteten Begriffe von Sittlichkeit und Aergernis willen „eines der schönsten und merkwürdigsten Gefäße“ des Museums zu Neapel unter dem Schlüssel halten muß. Und was ist das für ein schönes Gefäß? Aus den reichlichen Andeutungen M.'s ergibt sich, daß es sich um ein schamloses und schandvolles Bild (Verherlichung des Phallus) handelt. — Dahin kommen die Apostaten.

M. stamt aus einer Pfarrfamilie. Jener Oheim, bei dem er ein Jahr lang gewesen, war Diakon in Großen-Salza und, wie H. Döring bemerkt, ein tüchtiger Theologe und unermüdlich in seinem Amte. „Aber er neigte zum Pietismus hin. Selbst mit einigen Mitgliedern der benachbarten Herrnhutercolonie zu Gnadau stand der Oheim in enger Verbindung.“ Der junge M. mußte bei diesem Oheim Zinzendorfische und andere Gesangbuchslieder auswendig lernen. Auf der Schule Kloster-Bergen, so erzählt er selbst, sei er in Gefahr gewesen, „an Leib und Sele durch das ärgerliche Beispiel zuchtloser Stubengesellen verdorben zu werden, aber Lavaters Geheimes Tagebuch eines Beobachters seiner selbst habe ihn gerettet, ja er sei dadurch auf einige Zeit eine Art von Pietist, Kopfhänger, Betbruder oder Herrnhuter geworden.“ Noch als Schüler in Bergen erblickte er, von einem seiner Lehrer dazu überredet, bei den Freimaurern der Loge „Zu den drei Kleeblättern“ in Magdeburg „das Licht der Welt.“ Seiner Reisen wegen hat er es zwar nie zu den höheren Graden gebracht und darum auch nie die Tiefen der „vorgeblichen Mysterien“ ergründet, aber er gedenkt doch mit großer Wärme seiner Maurersgänge von Halle nach Aschersleben, die ihn mit „vielen guten und weisen Männern“ in Verbindung brachten und ihm „nicht anders als religiöse Wallfahrten zum heiligen Grabe“ erschienen sind. Das Aufgeben des geistlichen Berufes scheint ihm nicht leicht geworden zu sein, denn er meint in seinen „Erinnerungen“, „daß ein Dorfprediger, nach dem Herzen Gottes und nach dem Herzen der Natur, insofern er sich nur einer leidlichen Wolhabenheit erfreut, unstreitig zu den glücklichsten Sterblichen gehören müsse, die in dem rauhen Prüfungsthale des ewigen Unbestandes gedacht werden können.“ Wahrscheinlich dachte M.

hierbei an den ihm befreundeten Pfarrer, der ihn beim Abschiede „dem Schutze des großen Geistes der Natur" empfahl. (Vielleicht hat der Pfarrer auch „Gott sei mit Ihnen" gesagt und M. hat diesen Wunsch in die Sprache der Phraseologie übersezt.) Als Candidat hat er den misglückten Versuch gemacht, seine Predigten („Religionsvorträge") bei dem Verleger des Millerischen „Siegwart" erscheinen zu lassen. Etwas glücklicher war er 1780 bei den von ihm und jenem Lehrer, der ihn den Freimaurern zugeführt, gemeinschaftlich, unter dem Titel: „Von einem verstorbenen Freunde", herausgegebenen „Reliquien eines Freidenkers." Ein Jahr später starb ihm sein intimster Jugendfreund. Dieser Verlust brachte ihn fast bis zur Verzweiflung, doch haben ihm Moses Mendelsohns Morgenstunden „den Glauben an ein Wiederfinden und Wiedererkennen auf einer höheren Stufe der Veredlung" lebendig gemacht. In späteren Jahren muß er wieder „philosophisch-zweifelnd über das große Jenseits gegrübelt haben", denn er ruft dem Freunde Bonnet, dessen Gattin dem Christentum nahe gestanden haben mag, noch über die Sterne hinaus seinen Dank dafür nach, „daß er an Wiederfinden und Wiedererkennen im Lande der Befreiung kindlich-vertrauend glaube." Indessen war ihm dieses Land bis zum Jahre 1811, laut Vorrede zu seinen, den Freunden Haug und Weiße in überinniger Weise gewidmeten Gedichten, „das unbekanteste aller Länder." Den Eintritt in dieses Land eröffnet ihm, nach dem Gedicht: „der Tod", nicht das Furchtgerippe „des finstern Pöbelwahnes", sondern „ein lachendes, holdes Bild in des Misgeschickes entsternter Nacht", „mit hohen Göttermienen, herlich von der Hoffnung Licht umstrahlt." Im Einklange mit solchen, dem Worte Gottes: „der Tod ist ein König der Schrecken und der Sünden Sold", schnurstracks entgegenstehenden Ansichten ist M. unser Herr und Heiland nichts weiter, als „der göttlichste und menschlichste Völkerlehrer und Völkererzieher." Wer aber den Sohn nicht ehret, der ehret auch den Vater nicht. Im Juni 1790 hatte sich M. im Hochgebirge verstiegen. Nach langem Klettern und Arbeiten schlief er zulezt ein und würde ohne Zweifel erfroren sein, wenn nicht ein Steinadler mit lautem Geschrei ganz dicht über ihn hingeflogen wäre. Er raffte die lezte Kraft zusammen und gelangte durch das wasserleere Bette eines Waldstromes zu Sennhirten. Dazu die nackte Bemerkung: „Ich werde das Ereignis, dem ich meine Rettung danke, immer als eines der außerordentlichsten meines Lebens ansehen. Dem ungefähren Vorbeifluge eines Raubvogels (der vermutlich daherum sein Nest hatte) war es vorbehalten, mich Dir (Bonstetten) und der menschlichen Gesellschaft wiederzugeben." M. ist wirklich zum Heiden geworden und hingegangen zu den stummen Götzen. Die Dichterin Friederike Brun ist ihm „eine Schwester in Apollo"; irgend ein gelehrter Mann hat irgend etwas „nicht ohne Einwirkung der Minerva" gethan; an der Stelle der Beschränkung „so Gott will" hat er „so die Musen wollen." Auf einem „wahren Weisen" ruht nicht der Geist des Herrn, sondern „der Geist des Sokrates zwiefach." Das Gedicht: „die Petersinsel" citirt in 5 Distichen 7 Heidengötter. In einem „Opferliede" bittet er Zeus um das Schöne zum Guten, sowie darum, daß sein Lebensgeist Luft, Erde, Feuer und Fluten durchathme. Nachdem die Fürstin von Anhalt gesund geworden, schreibt er: „Hygea, du hehre, du freundliche Göttin, o neig' auf Elektra dein Antlitz herab." Selbst von Rafaels Verklärung sehnt er sich nach dem alten Rom und seinen Göttern zurück; das christliche Rom ist ihm nur „die Bann- und Fluchstadt der Gregore und Alexander"; „wo der Pfaffe nun plörrt", habe früher Horaz gesungen, von den Göttern belauscht. — Die Buß- und Betwanderungen der Katholiken sind M. entsetzlich und er fürchtet, daß sie nicht abkommen, „so lange das Heiligtum der Vernunft noch einer Freimaurerloge gleicht, wozu nur dem Häuflein weniger Auserwählten der Hauptschlüssel zu Gebote steht", aber „mit religiöser Ehrfurcht" betrat er das Kabinet, in welchem Geßners Porträt und seine lezten Landschaften hingen und „mit religiöser Ehrfurcht betrachtete er bei Gleim „die heiligen Reliquien aus dem Nachlaß Friedrich des Einzigen." Vor Rafaels Bildern meint er „ohne Sünde das Knie beugen" zu dürfen. Auch vor den Obelisken in Rom beugt sich seine Sele bald in Anbetung, bald schwingt sie sich in Begeisterung empor. — Selbst das gute Dessauer Volk soll vor den Parcen, Musen, Horen und Dryaden niedersinken. — In dem Gedichte: „das Kloster" bedauert M., daß die früheren Nonnen desselben sich nicht verheiratet haben und daß somit die in ihrem Schoße ruhenden Keime zu einem Timoleon oder Luther vernichtet worden seien. — Der aufklärungsfromme Semler ist ihm „ehrwürdig", weil er dem geschwornen Feinde Satan die Hörner „beraspelt und einige Krallen weggekneipt" habe. — Nikolai ist ihm „um Deutschlands Literatur und Aufklärung hochverdient." Nach alle dem ergibt sich, daß die Vergessenheit, welcher M. um seiner Gehaltlosigkeit willen anheimgefallen, in gerechter Weise die Ueberschätzung bei seinen Zeitgenossen aufgewogen hat.

(Schluß folgt.)



Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz in Berlin. Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

# Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1864. Sonnabend den 10. September. № 73.


## Die Kreissynoden.

(Schluß.)

Dann erst, wenn aus diesen Versprechungen die ersten notwendigsten praktischen Folgerungen gezogen und diesen hochwichtigen Verheißungen die ersten entscheidenden Thaten gefolgt sein werden, dann erst können sie des vollen Vertrauens und ungeteilten Dankes gewiß sein. Sind aber die Synoden ein Glied in dem kirchenregimentlichen Organismus, „eine Erweiterung des Kirchenregiments", so übernehmen sie auch einen Teil der Erbschaft desselben, auch einen Teil dieser Passiva, und es ist nunmehr auch ihre unabweisliche Pflicht, zur Erfüllung jener Verheißungen mitzuwirken und die ersten thatsächlichen Folgerungen aus denselben zu ziehen. Hierzu aber ist jene Synodalerklärung ein erster Anfang, mit welchem die Synode nichts anderes, als ihre erste kirchenregimentliche Schuldigkeit thut. Denn sie darf nicht zugeben, daß ihr von dem Concordienbuche das Schweinsleder mit dem vergoldeten Titel auf dem Rücken verbleibe, während was darin eingebunden war, unter dem Zanken um seinen Besitz in Stücke geht. Uebrigens sind wir, ohne weissagen zu können, aber weil wir uns nicht zu täuschen suchen über die Zeichen dieser unserer Zeit, der festen Ueberzeugung, daß wir nicht nur unserer lutherischen Kirche, sondern gleicherweise auch dem gegenwärtigen Kirchenregimente mit diesem Verfahren den allerwichtigsten Dienst leisten. Gewinnen wir nicht festen Boden unter den Füßen vor den Provinzialsynoden, dann treiben wir auf unsicheren Fluten und Niemand kann im Voraus sagen, wohin? Die größeren Synoden können und dürfen keine Constituanten werden, um mit Protestantenvereinen und ihren Stammverwandten einen gemeinsamen Cultus für den lebendigen Gott und den, der sich sezt in den Tempel Gottes und vorgibt, er sei Gott, zu vereinbaren, sonst würden wir uns vergeblich nach unserem alten, guten Rechte sehnen, wenn es zertreten und zerrissen ist. Noch reden wir als von unserer Zeit, es könten aber vorübergehend Tage kommen, die wir nicht unsere Zeit nennen dürften.

Aus dem Gesagten ergibt sich eine weitere Folgerung. Ist eine Synode gemischten Bekentnisses, so haben die Vertreter jeder Confession, Lutheraner wie Reformirte, das unbestrittene Recht, zu verlangen, daß kein Beschluß ihre Bekentnisse und deren Anwendung beeinträchtige, nach §. 6 des Allerh. Erlasses vom 27. Febr. 1860. Es ist also völlig unzulässig, daß in den Fragen nach Liturgie, Kirchenzucht, Katechismus und dergl. in gemischten Synoden die Majorität entscheide. Solche Vergewaltigung der einen Confession durch die andere würde die Versamlung der Boten des Friedens zur Arena bitteren Parteihaders machen. Es muß um des Friedens willen, ja um der Möglichkeit gemeinsamen Arbeitens willen Bürgschaft gegeben werden, daß nicht das Recht des Sonderbekentnisses durch die Verbindung von Lutheranern und Reformirten zu einer Kreissynode, wenn doch nun einmal beide miteinander tagen sollen, bedroht oder gekränkt werden könne. Darum müssen wir eine itio in partes verlangen in allen den Fragen, welche je nach dem verschiedenen Bekentnis eine verschiedene Erledigung erheischen. Es versteht sich hierbei von selbst, daß diese itio in partes niemals eine Dreiteilung sein kann, da es neben dem lutherischen und reformirten Bekentnisse innerhalb der Landeskirche kein Drittes gibt und es sich hierbei um Realisirung der allerhöchsten Zusicherung handelt, daß in dem Bekentnisstande der Gemeinde nichts geändert werden soll. Wenn daher die in Ausführung des Allerh. Erl. v. 13. Juni a. cr. zu erwartenden Verordnungen der Königl. Consistorien eine itio in partes nicht vorschreiben sollten, so ist dieselbe um so mehr zu beantragen, da sie ja innerhalb der kirchlichen Behörden bereits besteht, also auch den Synoden als einer Erweiterung des Kirchenregiments zukomt. Dieser Punkt gewint noch seine besondere Bedeutung durch die Erwägung, daß in dem neuen Organismus die Kreissynode die erste Stufe ist, auf welcher die Gefahr hervortritt, daß eine solche Union, eine unzulässige Vermengung der beiden Bekentnisse, so zu sagen, Fleisch und Blut annehmen kann, da hier zuerst Vertreter lutherischer und reformirter Gemeinden zu einer Körperschaft verwachsen sollen. Und diese Gefahr, die auf der unteren Stufe, in den Gemeinde-Kirchenräthen noch nicht vorhanden ist, muß auf den folgenden höheren Stufen sich noch steigern, wenn sie nicht in den Kreissynoden beseitigt wird. Es würde sich gewiß schwer strafen, wenn wir diese Gefahr unterschäzten und es dahin kommen ließen, daß zulezt keiner mehr recht wüßte, was er zu vertreten hat.

Ist durch Klarlegung des Bekentnisstandes der Gemeinden und durch Annahme einer itio in partes in den Synoden die Grundlage und Norm für deren Verhandlungen gewonnen, so tritt nun die Frage nach der Competenz derselben in den Vor-

dergrund. Den Anhalt für die Entscheidung dieser Frage gewährt wiederum der Allerh. Erl. v. 27. Febr. 1860: „Die verfassungsmäßigen Attributionen der kirchenregimentlichen Behörden, des geistlichen Amtes und die Gerechtsame des Patronates werden durch diese neue Einrichtung nicht berührt und bleiben dieselben in ihrer bisherigen Geltung bestehen." Demgemäß erklärt das Königl. Consistorium der Pr. Brandenburg in jenem schon angeführten Erlaß an den Prediger Hofmeier: „Die Lehre, das Amt am Wort und Sacrament, ist von der Competenz der Synoden ausgeschlossen und der Pfarrer wie die Gemeinden dürfen in dieser Beziehung den Schutz der Behörden erwarten. Ueberhaupt kann es ja nicht die Absicht sein, Beschlüsse der Synoden ohne Weiteres für gültig und bindend zu erachten; sie werden dies vielmehr erst durch Bestätigung der kirchlichen Behörden, welche ein Ueberschreiten der gestellten Gränzen nicht zu gestatten haben." Daß die Competenz der Synode in formeller Beziehung dadurch eine Beschränkung erleidet, daß ihre Beschlüsse erst durch die Bestätigung gültig werden, wird als notwendig anerkant werden müssen, zumal in den ersten Jahren ihres Bestehens, ehe eine Ausgleichung der abweichenden Beschlüsse der verschiedenen Synoden und der Provinzialsynode möglich ist und diese in ihrer Rückwirkung auf Richtung und Haltung der Kreissynoden Einfluß gewint. Andererseits darf aber auch eine milde Ausübung dieses Bestätigungsrechtes der Behörden mit Zuversicht erhofft werden, da dieselben ja wünschen, daß die Synoden am Leben bleiben, die andernfalls in dieser Bestimmung von vornherein die Schlinge um ihren Hals tragen.

In materieller Beziehung werden die Synoden mit äußerster Vorsicht von ihrer Befugnis Gebrauch machen müssen, um im Einklange zu bleiben mit dem Allerh. Erl. vom 27. Febr. 1860 §. 6, welcher das geistliche Amt ausnimt, wenn dagegen der Allerh. Erl. vom 5. Juni 1861, betr. die Einrichtung der Kreissynoden in der Pr. Preußen, Art. V. 1: „die Mitaufsicht über die Geistlichen", unter den Befugnissen der Synode aufführt, und das Königl. Consistorium der Pr. Pommern, Verordnungen ꝛc. S. 12, diese Bestimmung dahin declarirt: „Diese Mitaufsicht erstreckt sich auch auf die Träger der geistlichen und anderer kirchlichen Berufsämter. Was insbesondere die Geistlichen betrifft, so sind die Mittel, in welchen sich jene Aufsichtsbefugnisse bethätigen sollen, zur Zeit auf die brüderliche Ermahnung und Warnung beschränkt, die eigentliche Disciplin ist aber in den Händen der landesherlichen Behörden gelassen worden. Erst wenn die Synoden sich in ihren Beruf mehr eingelebt haben werden, wird die Uebertragung eigentlich disciplinarischer Befugnisse über die Geistlichen in Frage kommen." Diese Ausführung hat in Pommern gerechte Bedenken erregt und zu dem Antrage geführt, die brüderliche Ermahnung und event. Anzeige beim Consistorium der geistlichen Synode zu belassen und der gemischten Synode nur zu gestatten, dahingehende Anträge anzunehmen und an die geistliche Synode zu übergeben. Hierfür gewährt in Pommern die noch in Geltung stehende Kirchenordnung hinreichende Grundlagen. Nicht in derselben glücklichen Lage befinden wir uns bei diesen Bedenken, für die wir uns nicht auf eine in gleicher Geltung stehende Kirchenordnung berufen können, und die doch um so schwerer wiegen in einer Zeit, in welcher nicht mehr die Würde des Amtes den Geistlichen trägt, sondern die Würde des Geistlichen das Amt tragen muß. Gleichwol werden wir uns zu demselben Antrage genötigt sehen, die Befugnis zur Aufsicht über die Geistlichen und zur Ermahnung den neben den gemischten Synoden fortbestehenden jährlichen Synodalversamlungen der Geistlichen zu übertragen. Sollte dieser Antrag keine Gewährung finden, so würde ein Beschluß herbeizuführen sein, durch welchen die Synode sich dieses ihres Rechtes selbst entäußert. Denn es ist doch für einen Geistlichen, der in besonderer Weise in die Hände des allmächtigen Gottes fällt, wenn er sich nicht selbst freiwillig in Jesu Hände legt, nicht gut und billig, daß er noch obenein in der Menschen Hände fallen soll. Wir schweigen von allen den weiteren Bedenken, die es hat, das Versehen eines Geistlichen actenmäßig vor der ganzen Ephorie an den Pranger zu stellen.

Was die weiteren Gegenstände der Berathung anlangt, so soll die Lehre, das Amt am Wort und Sacrament von der Befugnis der Synoden ausgeschlossen sein. Nun liegt es in der Natur der Sache, daß die Befugnis der Synoden im Vergleich mit den Befugnissen, welche den Gemeinde-Kirchenräthen eingeräumt sind, eine erweiterte sein muß. Fassen wir aber zusammen, was die Instruction für die Gemeinde-Kirchenräthe vom 11. Juni 1860 und das Formular c für die kirchliche Einführung derselben als das Gebiet ihrer Thätigkeit bezeichnet, so sind liturgische Fragen, Einführung eines neuen Gesangbuches, Einführung eines Katechismus, Sontagsheiligung, Kirchenzucht und dergl. ihrer Berathung und Beschlußfassung nicht entzogen. Wie dergleichen Fragen behandelt werden können, ohne die Lehre zu berühren, ist uns unverständlich. Was wir aber zu erwarten haben, wenn etwa die Gesangsbuchsfrage oder die Katechismussache, ohne daß das Bekentnis als unverbrüchliche Norm der Beschlüsse festgehalten wird, durch Majoritäten entschieden werden soll, darüber haben uns die Vorgänge in Hannover genügend belehrt. Wir können daher nur dringend bitten, wenn nicht eine genauere Umgränzung der Befugnis der Synoden zu erreichen ist, daß die geistlichen Mitglieder derselben vorher eingehend und gemeinsam erwägen wollen, ob sie in die Berathung einer Frage, deren Behandlung leicht die Gränzen der Competenz der gemischten Synoden überschreiten kann, auf denselben eintreten dürfen. Nur mehrjährige Erfahrung und genaue Kentnis der Versamlung wird ein Urteil darüber zulassen, ob die Behandlung solcher Gegenstände unbedenklich sein werde.

Indem wir nun eine Reihe von Fragen, die ihrer Wichtigkeit nach mit den bisher besprochenen nicht auf gleicher Linie liegen, wie die Frage nach der Weise der Abstimmung (in Betreff deren wir wol wünschten, daß es mindestens dem Ermessen der Synode anheimgegeben würde, ob sie der geheimen Abstim-

mung durch Stimmzettel die einfache Acclamation vorziehen wolle), die Frage nach der Oeffentlichkeit der Verhandlungen, nach dem Recht, Bittschriften einzureichen, nach der Dauer des Mandates der Laienmitglieder u. dergl. hier übergehen, und auch die Frage nach dem Recht des Patronats zur Teilnahme an den Synoden anderen zu beantworten überlassen, wollen wir hier nur noch auf einige Gefahren hinweisen, die unseres Erachtens in den bisherigen Erörterungen über die Synoden noch nicht hinreichende Berücksichtigung gefunden haben.

Es ist bedenklich, wenn sich auf den Synoden eine Kluft zwischen den Geistlichen und Laienmitgliedern bildet, es ist aber noch bedenklicher, wenn vor den Augen der Laienmitglieder der bereits bestehende tiefe Riß zwischen den Geistlichen verschiedener kirchlicher Richtung rücksichtslos blosgelegt wird. In Betreff dieser Bedenken haben wir bestimte Vorgänge auf bereits abgehaltenen Kreissynoden vor Augen, welche uns zur Lehre dienen müssen.

Leider ist es ja Thatsache, daß noch immer Geistliche der verschiedensten Richtung und kirchlichen Stellung die Gemeinde-Kirchenräthe als ein leidiges, aber nicht zu beseitigendes Uebel ansehen und deshalb keine Freudigkeit und keinen Eifer haben, dieselben durch Belehrung und Heranziehung zur Mitarbeit an der Gemeinde für die Thätigkeit auf den Synoden vorzubereiten. Daher sind die meisten Laienmitglieder fürs Erste bei den Verhandlungen nur Statisten und bei den Abstimmungen nur das Echo ihres Pastors. Man gebe sich aber nicht der trügerischen Hoffnung hin, daß das so bleiben werde! Die Stellung und Thätigkeit der Gemeinde-Kirchenräthe wird wiederholt auf den Synoden zur Sprache kommen müssen, wie dies in den anderen Provinzen der Fall gewesen. Spiegelt sich nun in diesen Verhandlungen der Widerwille gegen die Einrichtung der Gemeinde-Kirchenräthe, fallen Hiebe gegen Untüchtigkeit und Unthätigkeit derselben vom hohen Roß herab, schweben die Vorträge in wissenschaftlicher Vornehmheit hoch über dem Gesichtspunkte der einfachen Laien aus den ländlichen Gemeinden, so fühlen sich dieselben zunächst gelangweilt, dann verlezt und werden endlich notwendig in einen Gegensatz zu den Trägern des geistlichen Amtes gedrängt. Zwar vermögen sie, anfangs noch unbewaffnet und unorganisirt, sich kaum zu offener Opposition zu erheben, doch finden sie ihren Führer etwa in einem Beamten oder Doctor einer der Städte des Kreises, so fallen dem die Herzen zu, welche die Geistlichen sich entfremdet haben, uud es thut sich eine Kluft auf zwischen Geistlichen und Laien, die später sehr schwer auszufüllen sein dürfte. Wir haben, wie gesagt, hier Thatsachen vor Augen. Darum müssen die Vorträge auf den Synoden nicht nur möglichst kurz sein, um der Besprechung der Gegenstände genügenden Raum zu lasseu, sondern vor Allem innig, warm, einfach, klar und populär, ohne alle Phrasen, ohne wissenschaftlichen Anstrich, insbesondere ohne Seitenhiebe, ohne beißenden Witz, ohne alle Bitterkeit. Die Verhandlungen müssen bei aller Ueberzeugungstreue und Kampfbereitschaft vor Allem jene Milde und Ruhe bewahren, welche der Besitz der Wahrheit gewährt, die ihres endlichen Sieges sicher ist, damit es zu spüren sei, daß es Boten des Friedens sind, die hier in einen heiligen Streit ziehen. Es muß den Laien fühlbar werden, daß die Geistlichen darnach verlangt, sie zur Mitarbeit an Jerusalems zerbrochenen Mauern tüchtig zu machen. Nicht geringschätzige Behandlung, nicht kleinliche, beleidigende Bemerkungen, nicht das ihnen aufgezwungene Gefühl ihrer Unwissenheit in kirchlichen Dingen darf sie beschämen, sondern die Größe der Aufgabe, die Heiligkeit des Werkes, zu dem sie mit berufen sind, muß sie beugen und demütigen und zu der Erkentnis bringen, wir sind unreiner Hände. Dann werden sie willig sein, sich zu bescheiden und sich leiten zu lassen. Wir können alle Brüder im Amte, welche beauftragt werden, auf den Synoden das Wort zu nehmen, nicht dringend genug bitten, diesen Andeutungen recht eingehende Erwägung schenken zu wollen.

Noch bedenklichlicher fast, als eine Entfremdung zwischen Geistlichen und Laien, erscheint die Bloßlegung des tiefen Risses zwischen den Geistlichen verschiedener kirchlicher Richtung auf den Synoden. Es richtet um so größeren Schaden an, wenn die einfachen Leute aus den ländlichen Gemeinden die Pastoren wider einander in heftigem Streite sehen, je weniger sie selbst im Stande sind, die Bedeutung und den Gegenstand des Streites zu fassen. Nun meinen wir nicht, daß die Kreissynoden jenes Wort: „Ich bin nicht gekommen Friede zu bringen" für ihre Sitzungen ganz streichen könten — so sind sie nicht zusammengesezt — aber wenn sie als ein endlich gewährter Kampfplatz angesehen werden, so vermögen wir dem nicht beizupflichten. Einmal ist ihre Competenz zu beschränkt, um namentlich confessionelle Fragen da zum Austrag zu bringen, das wird erst auf den größeren Versamlungen möglich sein; zum Anderen werden die Laien nur in sehr seltenen Fällen für die eine oder andere Partei brauchbare Hülfstruppen abgeben, so daß nicht einzusehen ist, wie auf den gemischten Kreissynoden etwas erreicht werden könte, was in den jährlichen Synodalversamlungen der Geistlichen unerreichbar war. Auf was es ankomt in den Kreissynoden, haben wir anfangs darzuthun versucht; durch Klarlegung des Bekentnisstandes der Gemeinden eine sichere Vorstufe für die Provinzialsynoden zu gewinnen. Da dies Ziel wol nur hin und wieder wird ohne Streit zu erreichen sein, halten wir es für das Richtige, daß dieser Streit vor Zusammentritt der Kreissynoden in einer besonderen Synodalversamlung der Geistlichen bereits ausgefochten werde, damit den Laien dieser Anblick erspart bleibe. Als Ziel werde festgehalten eine Erklärung über den Bekentnisstand sämtlicher Gemeinden der Ephorie. Sind in einer Ephorie nur wenige, welche dies anerkennen und anstreben, so mögen die Wenigen unter vollständiger Aufführung aller beweisenden Thatsachen sich zu der Erklärung vereinigen, daß sämtliche Gemeinden, oder sind reformirte darunter, welche Gemeinden der Ephorie lutherischen Bekentnisses sind, und daß sie sich daher von vorn herein gegen alle Beschlüsse der Synode für sich und diese Gemeinden ver-

wahren, welche dem Bekentnisstande derselben zuwider laufen. Wir können hiernach dem Verfahren, welches in Pommern zum Teil beobachtet worden ist, daß nur die confessionell gesinten Geistlichen vorher miteinander in Verbindung treten und dann vor der Synode die bereits fertigen Rechtsverwahrungen niederlegen, nicht ganz beistimmen. Denn es liegt ja auf der Hand daß diejenigen Amtsbrüder, welche zu diesen Verhandlungen über eine gemeinsame Erklärung nicht zugezogen worden und nun auf der Kreissynode erst ersehen, was hinter ihrem Rücken abgemacht worden ist, durch dies Verfahren verletzt, und zu um so erbitterterer Opposition gereizt werden, wie es bereits der Fall gewesen ist. Um den Frieden den Kreissynoden möglichst zu bewahren, erscheint es uns dringend wünschenswert, daß in vorangehender Synodalversamlung entweder eine einmütige Erklärung oder eine ehrliche Sonderung der Parteien herbeigeführt werde, damit in Gegenwart der Laien schlimmsten Falles nur noch Erklärungen und Gegenerklärungen abgegeben werden, aber kein Streit mehr stattfinde. Nur wo eine Synodalversamlung vorher nicht zu erlangen, oder dieselbe völlig resultatlos wäre, scheint sich uns das in Pommern eingeschlagene Verfahren privater Verständigung der Gleichgesinten als leztes Mittel zu empfehlen.

Es kann nicht eingewendet werden, daß wo eine einmütige Erklärung nicht zu erreichen sei, dieselbe wenn sie nur von wenigen Geistlichen für die ganze Ephorie abgegeben werde, eine Anmaßung in sich schließe, denn die Unterzeichner derselben handeln hierbei nicht als einzelne Pastoren für fremde Gemeinden, so daß sie in fremdes Amt griffen, sondern sie handeln hierbei als die Minorität der Synode, welcher es gleicherweise, wie der Majorität zusteht, ihr Urteil über jede Frage auszusprechen, welche die ganze Ephorie und jede einzelne Gemeinde angeht. Ebenso wenig kann eingewendet werden, daß darin eine Uebergehung oder Zurücksetzung der Laien liege, wenn vor Beginn der Kreissynode, so zu sagen, Alles fertig und abgemacht wird; denn einmal haben wir oben schon verlangt, daß die Erörterung der Thatsachen zur Feststellung des Bekentnisstandes der einzelnen Gemeinden vor den Laienmitgliedern in der Eingangs angegebenen Weise zusammengestellt und als Resultat jene Erklärung vorzüglich von den Laien verlangt werde; zum Anderen handelt es sich ja nur um die unerläßliche Vorbereitung, damit auf der Kreissynode die Erklärung über den Bekentnisstand der Ephorie ohne leidenschaftlichen Streit zu Stande komme und die Bloßlegung des Zwiespaltes zwischen den Geistlichen vor den Augen der Laien vermieden werde, die nach unserer Ueberzeugung dies jezt noch nicht tragen können.

Ob aus den Kreissynoden ein Segen erwachsen kann oder nicht, hängt außer allem bisher Gesagten noch wesentlich ab von der Leitung durch den Vorsitzenden. Hat derselbe die Gabe, unter Umständen etwas schwerfällig im Geschäftsgange sein zu können, so wird es ihm leicht werden, 4 bis 5 Stunden mit



Legitimationsprüfung, mit den Wahlen, kurz mit Constituirung der Synode hinzubringen. Dann hat schon niemand mehr Lust, viel zu hören, um so mehr aber hat dann die Ungeduld einzelner ihren Höhepunkt erreicht, endlich reden zu können. Denen läßt er dann ein wenig die Zügel schießen, bis die lautwerdende Unzufriedenheit der Versamlung zum Schlusse drängt. So hat er es erreicht, daß namentlich die Laienmitglieder nur mäßiges Verlangen darnach tragen werden, bald wieder einmal die Reise zu machen, um sich einen halben Tag auf diesen Plätzen zu langweilen. — Es ist namentlich für die ersten Kreissynoden unerläßlich, so viel ihr irgend möglich ist, im Voraus vorzubereiten, damit die Constituirung derselben möglichst schnell zu Stande komme. So kann das Verzeichnis der Mitglieder fertig auf dem Tische liegen, so daß der Vorsitzende nur die Legitimationen einzusehen und mit demselben zu vergleichen hat. Zur Erleichterung der Abstimmungen ordne er die Versamlung nach den Parochien, so daß jeder Geistliche das Laienmitglied seiner Gemeinde neben sich hat, halte streng auf vorherige Meldung zum Wort, schneide, wo nichts Neues zu dem bisher Gesagten beigebracht wird, in milder, aber entschiedener Weise unnützes Gerede ab. Die Wahlen des Vorstandes, wie der Patrone können ebenfalls so weit im Voraus vorbereitet werden, daß leztere zum Erscheinen auf der Synode schon eingeladen werden können. Insbesondere verständige sich der Vorsitzende genau über den Inhalt der zu haltenden Vorträge mit den Brüdern, welche er dazu beauftragt, ebenso über die etwa zu stellenden Anträge, die mindestens 4 Wochen vorher bei ihm einzureichen und zur Kentnis der Synodalen zu bringen sind. Vor Allem aber gilt hier des h. Jacobus Wort: So jemand Weisheit mangelt, der bitte Gott. —

Einen Hauptgegenstand der Berathung wird die Beschaffung der Geldmittel zur Abhaltung der Synoden bilden. Nun ist es leider richtig, daß kein Tribunal und kein Rechtstitel vorhanden ist, um den Klagen der Kirche über ihre vom Staate eingezogenen Güter Abhülfe zu gewähren; gleichwol ist der Nachweis notwendig, wie bedeutende Einkünfte der Staat aus den ehemaligen Kirchengütern jedes Kreises bezieht. Vielleicht, daß derselbe zu einer guten Stunde doch einmal zu bewegen ist, der Kirche zu ihrer weiteren Ausgestaltung etwa durch einige Procent jener Einkünfte die nötigen Mittel zu gewähren. Die Fürsten sollen ja ihre Säugammen sein. Das freilich dürfen wir wol nicht erwarten, daß der Staat von seinem Standpunkte aus je zugeben werde, daß wir nicht der Magd Kinder sind, die nicht miterben sollen, sondern der Freien. Aber mag er auch die Kirche für die Hagar halten, so können wir (Verf.-Urkunde Art. 15) doch das begehren, daß er sie nicht ohne Brod und Wasser ziehen lasse. —

Es werden wol manche schon um deswillen Bedenken tragen, den vorstehenden Vorschlägen beizustimmen, weil an dem Namen, den sie durch Ausführung derselben sich zuziehen könten, heut

**Beilage.**

zu Tage Schmach haftet. Wir geben ihnen zu bedenken, daß an einem anderen Orte der Name „Preuße" beinahe zu einem Schimpfnamen geworden wäre, und doch sind es gerade die, die ihn in Wahrheit trugen, welche vor anderen den Thron gestüzt. Es ist ja wol möglich, daß die Zeit nicht fern ist, da auch der Name „Lutheraner" wieder zu Ehren komt, wenn es sich erweisen wird, daß die gerade es sind, die ihn tragen, auf welche sich, wenn schon vieles andere brechen wird, das Regiment der Kirche stützen kann. Doch nicht darum, sondern weil wir nicht können wider des Herrn Wort, bitten wir: prüfet Alles, das Gute behaltet.

---

## Hölty, Matthisson und Salis.

(Schluß.)

Ein Jahr jünger als Matthisson ist der 1762 zu Sewis im Kanton Graubündten geborne Freiherr Johann Gaudenz von Salis. Ueber 150 Burgruinen dieses Kantons sind die Ueberreste eines reichen mittelalterlichen Adels. Auch das Geschlecht derer von Salis ist ein sehr altes. Wie die meisten jungen Adligen der Schweiz trat Johann Gaudenz als Officier bei der Schweizergarde zu Versailles ein. „Die Schimmerscenen der üppigen Hauptstadt und des glänzenden Hofes hatten für ihn höchstens den flüchtigen Reiz einer Feenoper; und die feine Welt, die sonst dem Neuling in zauberischem Helldunkel zu erscheinen pflegt, zog seine Blicke nur so lange an, als nötig war, um, nach dem Ausdruck eines weisen Briten, auch dies Capitel des Buchs der Menschheit im Original zu lesen." Der Heimat fern, abgeschnitten von deutscher Literatur und wenig berührt von deutschem Umgang stimte ihn in der Fremde wahre Sehnsucht zu Liedern. Seine poetische Gabe, welche früh und schnell, wie bei Matthisson, vom Jünglingsalter bis zum dreißigsten Jahre ihre schönsten Blüten trieb, ist zunächst durch Kleists Frühling und Hallers Alpen wachgerufen worden. Später übten Hölty und ganz besonders Matthisson einen bedeutenden Einfluß auf Salis. Aus den Schloßhallen und dem Thiergarten von Versailles zog es ihn in die Stille ländlicher Abgeschiedenheit und einsamer Wälder. Einen schneidenden Gegensatz zu diesen Zeiten eines ruhigen Lebens bilden die Schrecken der hereinbrechenden und in immer wilderen Wogen schäumenden Revolution. Durch den Sturm auf die Tuillerien am 10. August 1792 wurde Salis mit dem Rest seines Regiments von einer Gränze Frankreichs zur andern verschlagen. Nach vielen Märschen und Gefahren war er endlich in die Schweiz zurückgekehrt. Im Januar 1793 besuchte er Matthisson, mit dem er bereits in Versailles bekant geworden, und im Juli desselben Jahres machte Matthisson auf dem Schlosse Bodmar, wo sich Salis bei seinem Vater aufhielt, seinen Gegenbesuch. Nicht lange darnach vermälte sich der junge Salis mit einer Tochter des Obersten von Pestalozzi in Malans, welche, wie er sagte, „sein Schwert in Myrthen hüllte." Von 1798 an lebte er als Oberintendant der Schweizer Landwehr bald da bald dort. 1834 ist er als Stadtvogt und Kantonoberst in Malans (Graubündten) gestorben. Seine, zum großen Teile in Frankreich entstandenen Gedichte stehen in formaler Hinsicht hinter Matthisson zurück. Verse wie:

„Durch des Gehaues Stumpen,
wo wilde Erdbeern stehn,
Klimm ich auf Felsenklumpen,
das Land umher zu sehn."

kommen bei Matthisson nicht vor. Dagegen zeichnet sich Salis vor seinem Freunde durch größere innere Wahrheit aus. Mehr noch als bei Matthisson herscht bei S. die in süßer Wehmut und Sehnsucht schwelgende Sentimentalität. Er neigt sein Ohr „zu Höltys Ton wo Gräber grünen" und pflückt „mit Matthisson Mos von den Burgruinen." Mit die trefflichsten Gedichte sind in dieser Richtung: „die Entfernte" (1789) und „Abendsehnsucht", namentlich in lezterem Stücke die Schilderung:

„Frischer dunstet der Thau; tiefere Dämmerung
spannt den trübenden Flor über die Fernung hin.
Wo die Formen vernachten,
Weilt hinstarrend der lange Blick."

Nur Schade, das unmittelbar vorher der bekantlich sehr früh zur Ruhe gehende Haushahn noch einmal krähen muß.

Da aber des Dichters Leben nicht immer Anhalt zur Schwärmerei in Gefühlen bot, ja da er selbst mit gesundem Sinne bekent: „in politisch aufgeregten Zeiten habe er nicht nur nichts im Dienste der Musen thun können, sondern es sogar eines freien Mannes unwürdig gehalten, „sich die gefahrlose Muße" eines Harfners oder Minstrels auch nur zu wünschen, so ist die trotzdem vorhandene Anzahl sentimentaler Dichtungen, deren Ueberschriften: „Erinnerung", „Ermunterung", „Mitleid", „Wehmut", „Sehnsucht nach Mitgefühl", „Psyches Trauer" und „Ergebung" ganz abstract lauten, nur dem Einfluß der damals herschenden Sentimentalität zuzuschreiben.

Auch Salis hat, wie Matthisson, Beiträge zu den Almanachen Voßens und Bürgers geliefert. Voß insbesondere hielt große Stücke auf ihn. In einem Briefe an Miller, in welchem er ihn den „wiederauferstandenen Hölty" nent, bittet er: „wenn Du an Salis schreibst, so erinnere ihn, mich reichlicher mit Beiträgen zum Almanach zu unterstützen." (1789.)

Wie Hölty hat Salis die Vorzüge des Landlebens gepriesen in den Gedichten: „Entzogenheit", „die Tochter des Landes", „an ein Thal", „Elegie an die Ruhe", „ländliches Glück." Wie Hölty wünscht er sich und seiner Geliebten ein „Hüttchen" mit Wiese und Bach und einen Freund. Wie Hölty läßt er die Geliebte an seinem Grabe weinen. In den eigentlichen Landschaftsbildern ist Salis ganz in die Fußstapfen Matthissons getreten. Das zeigt schon ein Blick auf das der vierten Auflage seiner Lieder beigefügte, ohne Zweifel zu dem Gedichte „die Herbstnacht" gezeichnete Titelblatt:

„Der Mond, umwallt von Wolken, schwimmt
im feuchten Blau der Luft;
der Forstteich mattversilbert glimmt
durch zarten Nebelduft;
Die Glut, vom Hirtenkreis umwacht,
verschwärzt, entflackernd, rings die Nacht;
eintönig rollt vom Brunnenrohr
der Wasserstrang, der sich verschlürft;
und zarte graue Schatten wirft
schräghin das Kirchhofthor."

Aber auch in den Gemälden übertrifft Salis seinen Freund. Ein Gedicht wie das Abendlied: „Wenn der Abend, kühl und labend, sich auf Thal und Waldung senkt", hat Matthissson, der stets die Menschen verbannt, nicht zu Stande gebracht.

Während der leztere den Umgang mit der vornehmen Welt suchte und es sich einst gefallen lassen mußte, daß ihm der König Friedrich von Würtemberg, den er im Garten nach dem Diner sehr belästigte, um ihn los zu werden, den Befehl gab, an einem gewissen Platze in der Mittagshitze stehen zu bleiben, bis er ein Mondscheingedicht vollendet haben würde, scheint Salis auf seinen guten alten Adel nicht viel gehalten zu haben. Es wird nicht absichtslos sein, daß in der 1803 von ihm selbst besorgten Ausgabe seiner Gedichte sein Name auf dem Titelblatte und unter der Vorrede nur mit „J. G. Salis" angegeben ist. Wenn ihm auch die französische Revolution ein Gräuel gewesen, so sind doch, wie es scheint, gewisse Ideen aus der Revolution bei ihm hängen geblieben. Es klingt fast wie eine Verwünschung seiner Jugendjahre, wenn er, „undingbar, keines Fürsten Waffenknecht, zu edelstolz um Rang und Sold zu werben", für Völkerglück siegen und sterben will.

Welcher Kirche Salis angehört hat, wissen wir nicht. Vielleicht der römischen, wenigstens war eine Klosterfrau von Salis-Sewis Patin der berühmten Malerin Angelika Kaufmann. Aus seinen Gedichten ergibt sich kein Anhalt. Nur der Rationalismus tritt in denselben offen zu Tage. In dem bekanten, sechsmal componirten Grablied mit dem „unbekanten Land" ist von dem christlichen Glauben nichts zu merken. — Auch für Salis ist der Leib eine bloße Fessel des Geistes: „Psyche seufzt in dieser Kerkerhalle nach Erlösung", „Psyches



Aetherflügel sind gebunden." Das Leben auf Erden ist nur ein Dulden, ein Bürdetragen, ein stummes Beugen vor des Schicksals Schluß und das ewige Leben bringt die Belohnung für das Entsagen und Entbehren:

„In des Geisterreiches Stille
tobt kein Sturm der Leidenschaft
und des Guten reiner Wille
lohnt sich durch erhöhte Kraft;
Selen, fremd im öden Thale
der umschränkten Wirklichkeit,
fanden froh die Ideale
seliger Vollkommenheit."

Doch findet sich auch bei Salis der Ansatz zur Wahrheit:

„Nur das Dunkel der Nacht enthüllt uns die höheren Welten,
blendendes Sonnenlicht deckt sie mit nichtiger Luft.
Also Vernunft, die Erderleuchterin hellet die Nähe,
aber verbirgt uns das Land, welches dem Glauben nur strahlt,"

Und dann darf nie vergessen werden, daß Dichter, wie Matthissson und Salis, mögen sie selbst auf der äußersten Gränze eines kühlen Deismus stehen, den in Materialismus und Fleischeslust verkommenen Poeten unserer Zeit gegenüber wahrhaft ehrwürdig erscheinen. Jene haben in ihren Poesien doch immer noch die Arbeit eines freien, die Materie beherschenden Geistes und nicht, wie diese, zufällige Resultate bloßer Cerebralthätigkeit gesehen.

Die Naturdichter Hölty, Matthissson und Salis gehörten einer lediglich auflösenden Zeit an. Das Alte ging vielfach unter und die Schwärmer für das unbekante Neue schieden sich in subjectivistischer Zerfahrenheit von einander. Jene Dichter fühlten einen mehr oder minder wahren Zug zum Landleben, zur Einfalt und Natur. Da sie aber innerlich, ihrer ganzen Bildung und Existenz nach dem schlichten Volke möglichst fern standen, so artete ihr Streben vielfach in Unnatur und Manier aus. Hätten sich jene Dichter an die Naturpoesie des 104. Psalms gehalten oder sich das Lied: „Nun ruhen alle Wälder" zu Herzen gehen lassen, so würden sie vielleicht durch wahre Volkstümlichkeit, welche stets mit dem Christlichen Hand in Hand geht, einen bedeutenderen und nachhaltigeren Einfluß geübt haben oder, wie Claudius, noch üben, als durch ihre im Ganzen gelehrten, im Rhythmus und im Inhalt nur allzuhäufig dem Heidentume entlehnten Dichtungen.

# Die Vorbereitung auf das geistliche Amt.

Erster Artikel.

Wie auf allen Lebensgebieten die Wurzeln eines vorhandenen Uebels niemals auf der Oberfläche liegen, sondern tiefer zu suchen sind: so verhält es sich auch mit den Schäden, welche der Vorbereitung auf das geistliche Amt in der evangelischen Kirche anhaften. Deshalb suchen wir auch die primitive Ursache jener Schäden auf dem Gebiet des Familienlebens. Daß die Jugend, (nicht allein für das bürgerliche, sondern auch für das kirchliche Leben) so wenig mehr aufwächst in der Zucht und Vermahnung zu dem Herrn, und eine gesunde christliche Frömmigkeit in so bedenklichem Maße aus den Häusern entschwunden ist, dieser eigentliche Krebsschaden unserer Zeit ist es, welcher auch zugleich die erste Vorbedingung zu einer gründlichen Reformation des geistlichen Standes aufhebt. Denn woher ergänzt sich der leztere? woher kommen unsere Theologie-Studirenden, die angehenden Candidaten, die zukünftigen Diener der Kirche, wenn nicht aus den Familien der verschiedenen Stände, namentlich des bürgerlichen Mittelstandes? — Wie aber, so fragen wir weiter, sollen diese künftigen Träger des Amtes, das die Versöhnung predigt, dazu recht gründlich geschickt werden, einen so heiligen verantwortungsvollen Beruf auszurichten, wenn sie die süße Milch des Evangeliums nicht schon gleichsam mit der Muttermilch eingesogen haben, wenn sie nicht von Jugend auf zu persönlichem, lebendigen Gebetsumgang mit dem Heiland angehalten werden, und Lust und Liebe, aber auch Ehrfurcht und Achtung vor dem geistlichen Amt schon frühzeitig in ihren Herzen erweckt werden? Wir begreifen es leicht, daß ein Augustin, ein Bernhard v. Clairvaux, ein Scriver und so viele Andere auserwählte Rüstzeuge der göttlichen Gnade geworden, und Ströme lebendigen Wassers von ihnen ausgegangen sind über den Weinberg des Herrn, weil sie schon im Mutterleibe für den Dienst des Herrn geweiht und in der ernsten Zucht des göttlichen Wortes aufgewachsen sind. Wir wundern uns auch nicht, daß ein Graf von Zinzendorf allen Glanz seiner hohen Geburt und äußeren Lebensstellung freudig aufgab, um eine Brüder-Gemeinde nach apostolischem Vorbild zu gründen und ihr selbst als ein ordinirter Prediger des göttlichen Wortes zu dienen, weil er eben von den zartesten Anfängen des erwachenden inneren Lebens an im unmittelbaren, persönlichen Verkehr mit dem Heiland gestanden, und die Taufgnade als ein fast nie abgerissener goldener Faden von früh auf sein Leben durchzogen hatte. Darum aber solten auch wir, die wir nach einer Reformation des geistlichen Standes trachten, vor Allem das Uebel bei der Wurzel angreifen und dazu mithelfen, daß das heranwachsende Geschlecht für den Herrn gewonnen werde. Es müßte denn doch wunderbar zugehen, wenn nicht schon frühzeitig in vielen jugendlichen Selen ein innerer Beruf und ein lebendiger Eifer für das geistliche Amt erwachen sollte! — Doch, ich möchte nicht blos so im Allgemeinen reden, sondern gern an jedes einzelne Gewissen herandringen und noch genauer auf das hinweisen, was wir Geistlichen selbst schon auf dem Gebiete des Familienlebens thun können und thun müssen, um eine Hebung unseres Standes wenigstens für die Zukunft anbahnen zu helfen. Deshalb lege ich uns Geistlichen und zumal denen unter uns, welchen Gott der Herr Kinder beschеert hat, die Gewissensfrage vor: woher komt es, daß im Ganzen jezt so wenig Pastorensöhne den Beruf ihrer Väter aus freier Lust, aus innerem Triebe wiederwählen, sondern lieber Philologen, Aerzte, Soldaten oder fast noch öfter Oekonomen werden, während früher das Forterben des geistlichen Berufs von Vater auf den Sohn fast Jahrhunderte lang als Tradition festgehalten wurde? Woher komt es, daß bisweilen ganze Synoden kaum zwei oder drei Pastorensöhne aufzuweisen haben, die sich wieder dem theologischen Studium widmen? Liegt das nicht daran, daß unsere lieben Pfarrfrauen jezt so selten, einer Hanna oder Aleth gleich, die noch Ungebornen dem geistlichen Berufe weihen und es dem Herrn geloben, aus allen Kräften dahin zu wirken, daß dieselben einst treue Diener werden an den Heiligtümern seines Hauses? Liegt es nicht ferner daran, daß unsere Pfarrhäuser nicht so, wie sie es sein sollten, von dem Pfingstodem des heiligen Geistes durchweht sind, sondern es vielmehr oft gar geräuschvoll und wirtschaftlich darin zugeht? Liegt es nicht endlich daran, daß selbst in sog. christlichen Pfarrhäusern die Uebungen zur Gottseligkeit oft so gar herz- und gemütlos, mehr als ein äußerliches Gesetz, denn als eine heilige Lust betrieben werden, und wir Pfarrer selbst unser Amt so gar handwerksmäßig ausüben, daß eben darum unsere Kinder von der Heiligkeit und Süßigkeit desselben keinen Vorschmack empfinden? Wer also unter uns von dem aufrichtigen Wunsche beseelt ist, ein besseres Geschlecht von Geistlichen heranwachsen zu sehen, der suche in seinen eigenen Kindern den inneren Beruf zum geistlichen Amt durch Wort und Vorbild zu erwecken; er lasse seine Kinder nicht als wilde Ranken um seinen Tisch her aufwachsen, sondern als wol gezogene edle Reben; er verleide ihnen auch nicht die Liebe zu Gottes Wort durch methodistischen oder falsch-pietistischen Zwang, sondern erbitte sich die rechte Weisheit von oben her, um sie in lauterer Einfalt dem Dienste des Herrn entgegenzuführen; vor Allem aber seien wir rechte Hauspriester, die ihrem eigenen Hause wol vorstehen und in fleißiger Fürbitte den Herrn anliegen, daß einst alle unsere Kinder selig werden! Es muß uns dann gelingen, wenn es anders Gottes Wille ist, und wir Anlage und Neigung dazu bei diesem oder jenem unserer Kinder wahrnehmen, dasselbe so zu erziehen, daß es einst mit Segen in dem Dienst des Herrn wirken könne! — Aber das ist nicht Alles! Wir sollen eben nicht blos auf unsre eigenen Häuser sehen, sondern auch auf andere Familien, in denen noch ein lebendiger, kirchlicher Sinn heimisch ist, ob wir aus denselben nicht tüchtige, viel versprechende Kräfte für den Dienst der Kirche gewinnen können. Noch steht es ja Gottlob so, daß mancher

ehrenwerte Vater und manche fromme Mutter es für eine besondere Ehre ansehen, die ihrem Hause widerfahren könte, wenn einer ihrer Söhne einst die Kanzel besteigen würde, und daß sie sich um dieser Hoffnung willen nicht unbedeutende Opfer auferlegen. Sollen wir diese Vorliebe für das geistliche Amt, wo dieselbe noch vorhanden und aufrichtig gemeint ist, nicht unterstützen und erwecken helfen, so sehr wir auch bemüht sein sollen, die so leicht daran anklebende Eitelkeit abzuschneiden? Luther wenigstens handelte in diesem Sinne, da er in der Predigt, „daß man die Kinder zur Schule halten soll", u. A. ausruft: „Du magst von Herzen Dich freuen und fröhlich sein, daß Du von Gott dazu auserwählt bist, mit Deinem Gut und Arbeit einen Sohn zu erziehen, der ein frommer, christlicher Pfarrherr, Prediger oder Schulmeister wird, und damit Gott selbst erzogen hast einen sonderlichen Diener, ja einen Engel Gottes, einen rechten Bischof vor Gott, einen Heiland vieler Leute, ein Licht der Welt u. s. w." Ja, ich meine, daß wir solche heranwachsenden Knaben und Jünglinge, welche der fromme Eifer ihrer Eltern oder der eigne innere Trieb verbunden mit der nötigen geistigen Begabung entschieden auf den Dienst der Kirche hinweisen, auch besonders ins Auge fassen und ihnen wo möglich selbst einen Teil unsrer Zeit und Kräfte widmen sollten, um sie so früh wie möglich auf die rechte Bahn zu leiten. Und vollends, wenn uns Gott der Herr in ein solches Amt gestellt hat, wie es bei uns Stadtgeistlichen vielfach der Fall ist, daß wir etliche oder vielleicht gar eine ganze Schar von Gymnasiasten unter unsern Confirmanden zählen, von denen dieser oder jener schon eine gewisse Neigung zum theologischen Studium zeigt, sollten wir ihnen nicht besonders nahe treten, sie vor allen Andern im Wort und Glauben zu befestigen suchen und immerdar die künftigen Hirten über die Gemeinde Gottes in ihnen vor Augen haben? Es liegt auf der Hand, daß wir so für den Weinberg des Herrn Kräfte gewinnen helfen, welche ohne eine solche Fürsorge demselben verloren gingen. Eine Erfahrung aus meinem nächsten Berufskreise bestätige das: ein hochgestellter, geistvoller und entschieden angeregter Offizier, mit welchem ich bei einer festlichen Gelegenheit in ein sehr ernstes, geistliches Gespräch verwickelt wurde, gestand es mir im Laufe desselben offen ein, daß, wenn er heute noch über seinen Lebensberuf zu bestimmen hätte, er unbedingt die Theologie wählen würde, so sehr er auch jezt mit Leib und Sele Soldat sei. War dieser Mann nicht vielleicht wirklich nach dem Willen Gottes für den Dienst der Kirche bestimt? und lag die falsche Wahl seines Lebensberufs nicht eben daran, daß er der vorherschenden Neigung seines adligen Standes gefolgt war, während die Einwirkung einer frommen Mutter oder eines treuen Selsorgers wahrscheinlich die schlummernde Neigung in ihm erweckt und sein dunkles Streben auf



die rechte Fährte geleitet hätte? Und gerade auf die vornehmeren Stände sollten wir dabei ein gewisses Augenmerk richten; denn obwol sich für den Dienst im Reiche Gottes nichts weniger schickt, als Hoffart und Standesvorurteil, so würde es dennoch die Stellung des geistlichen Amtes gegenüber den höheren Schichten der Gesellschaft vielfach erleichtern, wenn dasselbe seine Träger nicht so vorwiegend aus den mittleren und niederen Ständen sammelte, sondern auch Kinder der vornehmsten Häuser sich entschließen könten, in frommer Demut dem Altar Gottes und der Verkündigung des Evangeliums zu dienen. Freilich wird es immerhin schwer halten, die sogenanten höheren Stände für den Dienst der Kirche zu gewinnen, weil (wie Löhe treffend bemerkt) „Reichtum und Verweltlichung dort so leicht die tief im Herzen schlummernde Lust zu einem Studium ersticken, welches das Sichtbare gering und klein, die unsichtbaren Güter dagegen groß erscheinen läßt und das Gewissen unruhig machen kann"; dennoch sollten eifrige Selsorger, welche derartigen Familien näher stehen, ihren Einfluß auf dieselben dahin geltend machen, daß auch dort die Neigung zum geistlichen Amt (die vocatio Dei interior, wie unsere alten Theologen sie nennen) in dem aufwachsenden Geschlechte erwache, und entgegenstehende Vorurteile und Versuchungen beseitigt werden. Denn das ist eben die erste Bedingung zur Erneuerung des geistlichen Standes, wie der gesamten Kirche, daß Alles, was in der aufwachsenden Jugend vom Geiste Gottes erfaßt und mit den nötigen besondern Charismen für den Dienst des Herrn ausgestattet ist, auch wirklich zu diesem h. Beruf herangezogen werde!

---

Wir verlassen jezt das Gebiet des Familienlebens, wo allerdings naturgemäß der erste Keim von Neigung für das geistliche Amt erwachen und von Seiten frommer Eltern und treuer Selsorger gepflegt werden soll — und richten jezt unsern Blick auf die Schule, als die Bildungsstätte des heranwachsenden Geschlechts. Vornehmlich aber haben wir es hier bei unserer Frage mit den gelehrten Schulen, den Gymnasien, zu thun, auf denen derjenige Teil der Jugend unterrichtet wird, welcher über die gewöhnlichen bürgerlichen Verhältnisse hinausstrebt, um in Staat oder Kirche einst eine einflußreichere Stellung einzunehmen.

(Schluß folgt.)

---

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz in Berlin. Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

# Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1864. Mittwoch den 14. September. № 74.


## Die Vorbereitung auf das geistliche Amt.

Erster Artikel. (Fortsetzung.)

Auf dem ganzen Gebiet der evangelischen Kirche (so viel wir wissen, mit alleiniger Ausnahme Würtembergs) steht es nun so, daß es besondere Lehranstalten auf dieser Altersstufe für die zukünftigen Diener der Kirche nicht gibt, und leztere auch auf den Gymnasien, außer dem Unterricht im Hebräischen, in keinerlei Weise eine besondere Vorbildung genießen. Es fragt sich, ob wir das im Interesse des geistlichen Standes billigen sollen, oder ob wir nicht schon für die Schulzeit die Errichtung besonderer Lehranstalten wünschen müssen, auf denen eine eigentliche Vorbildung für das Fachstudium der Theologie stattfände, und außerdem die heranwachsende Jugend durch eine strengere Disciplin und Zucht auf den Dienst der Kirche vorbereitet würde? Vieles scheint auf den ersten Blick eine solche Einrichtung zu empfehlen; ja es könte sogar scheinen, als wäre das eins der vorzüglichsten Mittel, um eine rechte Vorbereitung für das geistliche Amt anzubahnen; dennoch müssen wir uns nach einer eingehenden Prüfung dagegen erklären. Es würde nämlich eine gewisse Einseitigkeit in der Vorbildung der jungen Theologen davon die unfehlbare Folge sein (wie sie in ihrer Weise beispielsweise unserm in Kadettenhäusern ausgebildeten Offizierstande anklebt); der weite, freie Geistesblick, welcher durch das gründliche Studium des klassischen Altertums gewonnen wird, und ohne welchen ein wissenschaftliches Studium der Theologie gar nicht möglich ist, würde dadurch eingeschränkt, und der geistliche Stand von vornherein eine exotische Pflanze werden, dessen Stellung im öffentlichen Leben auf diese Weise wesentlich alterirt und mehr als gut beengt würde. „So wie es nun einmal geworden ist — äußert sich selbst Löhe (dem man ein Streben nach Gleichstellung des geistlichen Standes mit der Welt gewiß nicht zum Vorwurf machen wird) — verlangt man von einem Diener der Kirche Kentnis und Ueberblick aller menschlichen Verhältnisse und muß sie auch verlangen. Gerade dazu aber bedarf er einen Grad der allgemeinen Bildung, vermöge dessen er allen Ständen der Gesellschaft gleichstehen und offenen Zugang zu jeder Höhe derselben in Anspruch nehmen kann. Es ist daher auch jene allgemeine Vorbildung für den Geistlichen, so wie er unter uns gestellt ist, nicht wol entbehrlich.“ In der That, es würde namentlich in unsrer, einer einseitigen Verstandesbildung sich stark zuneigenden Zeit nichts so sehr dem Einfluß des geistlichen Standes auf weite Lebensgebiete schaden, als wenn man demselben mit Recht den Vorwurf machen könte, es fehle ihm an einer allseitigen, wahren Geistesbildung; sieht doch schon jezt die hohle, oberflächliche Halbbildung unsers Geschlechts mit einer gewissen souveränen Verachtung auf die Theologie herab! — Doch auch abgesehen von diesem Punkt, können wir noch aus einem andern Grunde besonderen theologischen Lehranstalten für die Schulzeit nicht das Wort reden. Man darf nämlich der Jugend auf dieser Altersstufe im Allgemeinen eine reuelose, besonnene Wahl des künftigen Lebensberufs nicht zutrauen. Sollte also etwa schon im zwölften Lebensjahre eine Scheidung der künftigen Theologen von den übrigen Schülern stattfinden, so würden sicherlich manche Unberufene auf diese Bahn gelenkt werden (zumal wenn mit solchen Klosterschulen besondere Beneficien verbunden wären), und weil die Umkehr von einem einmal betretenen Wege unter allen Umständen nicht leicht ist, auch darauf verharren und so zum Schaden der Kirche allmälich in das geistliche Amt einrücken. Unter den jetzigen Verhältnissen dagegen hat der Jüngling bis zum 17. oder 20. Lebensjahre Zeit, um sich aus freier Wahl fest und bestimt für seinen künftigen Lebensberuf zu entscheiden, den er alsdann natürlich auch mit desto größerem Eifer und Vorliebe verfolgen wird. Freilich müssen wir zugestehen, daß es eine Art innerlicher Berufung zum geistlichen Amt gibt, welche bisweilen schon in der frühesten Kindheit zum Durchbruch komt und sich in einer unüberwindlichen, alle entgegenstehenden Hindernisse besiegenden Neigung für dasselbe kundgibt. Aber es schadet wahrlich diesem inneren Beruf nicht, wenn auch die endliche bestimte Entscheidung für den geistlichen Stand bis an das Ende der Gymnasialjahre hinausgeschoben wird. Jene Vorliebe, wo sie rechter Art ist, wird dadurch weder ausgetilgt noch abgeschwächt, sondern vielmehr in dieser Wartezeit desto mehr bewährt, geläutert und befestigt werden, so daß sie dann um so zuversichtlicher ihrem Ziele entgegengeht. Oder müßte man nicht mit Recht auch die ausgesprochenste Neigung zum Dienst der Kirche mit Mistrauen ansehen, wenn dieselbe die Schwierigkeiten der herkömlichen wissenschaftlichen Vorbildung zu überwinden und die Resultate derselben sich anzueignen nicht im Stande wäre? — — Wir verzichten also für die Schulzeit auf besondere geistliche

Institute und erwarten von einer solchen Einrichtung keineswegs eine Reformation des geistlichen Standes. Dennoch haben wir für die Ausbildung der Jugend auf den Gymnasien sehr dringende pia desideria, deren Erfüllung nicht blos den künftigen Theologen, sondern dem ganzen heranwachsenden Geschlecht, das einst bestimmend auf die Geschicke des Vaterlandes wie der Kirche einwirken soll, zum größten Segen gereichen würde. Wir verlangen dabei nichts specifisch Theologisches oder gar die wahre Geistesbildung Beengendes, sondern nur was allen Schülern ohne Unterschied nötig und heilsam ist, nämlich daß die Gymnasien eine ernste, sittliche Zucht über ihre Zöglinge ausüben und ihnen über die Pflege des klassischen Altertums die lautere Milch des Evangeliums und die kräftige Kost der christlichen Heilslehre nicht vorenthalten. Wie viel schnöde Versäumtes aber in dieser Beziehung die höheren Lehranstalten wieder gut zu machen haben, das dürfte uns Allen (vornehmlich den Aelteren unter uns) von selbst einleuchten, wenn sie sich im Geist in ihre Gymnasialzeit zurückversetzen. Wenigstens was mich betrifft, kann ich nicht ohne Entrüsten daran zurückdenken, wie Sittenverderbnis und Zuchtlosigkeit die oberen Klassen unsers (allerdings in der Hauptstadt einer Provinz gelegenen) Gymnasiums zerfressen haben, so daß selbst die gemeinsten Laster ohne Scheu von den Schülern ausgeübt, ja sogar ein gewisser Stolz darin gesezt wurde, in dergleichen Dingen erfahren zu sein! Ist es da zu verwundern, daß von ganzen Generationen, auf die ich mich besinnen kann, soweit ich deren ferneren Lebensgang habe verfolgen können, fast die Mehrzahl an Leib und Sele zu Grunde gegangen ist und man ihnen nur ein wehmütiges: „sie sind gestorben — verdorben!" nachrufen kann? Und doch muß es wol auf andern Schulen noch schändlicher zugegangen sein; denn wenn ich den Erzählungen eines ehemaligen Alumnus des Francke'schen Waisenhauses glauben darf, so ist dort zu seiner Zeit der ruchlose Frevel so weit getrieben worden, daß die Schüler der ersten Klassen, wenn sie zum Gottesdienst oder gar zur gemeinsamen Beichte in die Kirche geführt wurden, innerhalb der altertümlichen, rings verschlossenen Gestühle sich mit Kartenspielen beschäftigten — ganz zu geschweigen der Orgien, mit denen der Abgang zur Universität gefeiert zu werden pflegte! Darf es uns da befremden, daß in einem so ruchlosen Geschlecht wenig Trieb zum Studium der Theologie vorhanden war, und wo dasselbe dennoch beim Abgange von der Schule gewählt wurde, es meistens eben nur als ein elendes Brotstudium ergriffen ward? Ja, ist es nicht zu natürlich, wenn manche Geistliche von einer so verlebten Gymnasialzeit wie von den späteren Ausschweifungen des Studentenlebens noch einen Bann mit sich umhertragen, welcher, wenn er nicht durch gründliche Buße ausgetilgt ist, bis auf diesen Tag ihre Amtsfreudigkeit zerstört? — Und was sollen wir erst sagen von dem Religionsunterricht, wie ihn wol die Meisten von uns auf dem Gymnasium genossen haben? Schreiber dieses hat fast sieben Jahre lang dasselbe besucht, aber er kann mit gutem Gewissen versichern, daß er während dieser Zeit (abgesehen von dem Confirmanden-Unterricht) kein einziges Hauptstück des Katechismus, keinen einzigen Spruch aus der Bibel, sondern höchstens einige verwässerte Gesangbuchsverse gelernt hat. Was überhaupt in den sog. Religionsstunden von Quinta bis Secunda vorgenommen, das ist ihm, obwol er sich sonst eines leidlichen Gedächtnisses erfreut, heute schlechterdings nicht mehr erinnerlich; es ergeht ihm vielmehr in diesem Stück wie jener späterhin sehr ernsten, christlich gesinten Dame, welche versicherte, daß sie von ihrem Confirmanden-Unterricht nichts weiter mehr wisse, als daß sie mit ihren Altersgenossinnen in einem grüntapezirten Zimmer gesessen, wo ein ältlicher, würdiger Herr mit einem Sammetkäppchen ihnen allerlei vorgetragen habe, während sie inzwischen die von Zweig zu Zweig fliegenden Vögel in dem benachbarten Garten mit ihren Blicken verfolgt habe. Nur aus Prima her ist es mir erinnerlich, daß uns von einem persönlich entschieden frommen und auch sonst höchst ehrenwerten Manne eine sog. Dogmatik vorgetragen wurde, deren Sätze, aus Hegelscher Religionsphilosophie entlehnt, unser unreifer Geist nicht zu fassen vermochte, weshalb sie selbst den Bessergesinten unter uns mehr zur Qual als zur Anregung dienten, so gut das Alles auch von dem Vortragenden gemeint war. Und nehmen wir nun dazu, daß im Allgemeinen der Religionsunterricht von Männern getrieben wurde, die selbst mehr oder weniger alles religiösen Ernstes bar waren oder vielleicht gar mit schlecht-verhehltem Spott auf die Mysterien des Glaubens herabsahen, so wird Niemand sich über die Gottentfremdung und Glaubenslosigkeit wundern dürfen, welche heutzutage in den gebildeten Ständen herscht, die in hellen Haufen auf der Bahn des Fortschritts wandeln und der Göttin der sog. Freiheit huldigend mit vollem Munde einstimmen in das allgemeine Geschrei: „Groß ist die Diana der Epheser!" — Freilich läßt es sich nicht bestreiten, daß in dem lezten Decennium sich Vieles auf den Gymnasien zum Bessern gewandt hat, seitdem Männer wie der selige Minister von Raumer, der noch immer in Segen wirkende Geheimrath Wiese und so mancher ernst-gesinte Provinzial-Schulrath ihren Einfluß auf die höheren Lehranstalten dahin geltend gemacht haben, die sittliche Zucht auf denselben zu schärfen und den Religionsunterricht im positiv-christlichen Sinn zu heben. Doch darf man dabei nicht aus den Augen verlieren, daß vielen Philologen diese Begünstigung des positiven Bibelglaubens ein Dorn im Auge und ein Stachel ist, gegen den sie mit offenbarer oder geheimer Feindschaft ausschlagen, weshalb trotz aller höheren Vorschriften und alles äußeren Scheins lange nicht das erreicht wird, was von oben her gewollt wird und im Interesse der aufwachsenden Jugend so sehr heilsam wäre. Nur ein Mittel kann nach unserer Meinung hier durchschlagend wirken, so misliebig dasselbe auch den eben erwähnten Philologen sein mag, nämlich die von dem Minister v. Raumer angebahnte Anstellung wissenschaftlich durchgebildeter und ernst-gesinter Theologen

an den Gymnasien, welchen der Hauptsache nach der Religionsunterricht vollständig in die Hand gelegt werden müßte. Diese theologischen Religionslehrer haben nach unserer Meinung auch noch eine besondere Aufgabe zu erfüllen für die Lebensfrage, die wir in dem vorliegenden Aufsatz behandeln. Sie sind es nämlich, welche, soweit der Religionsunterricht wirklich in ihren Händen ist, nicht nur eine auf Bibel und Katechismus sich stützende und von Klasse zu Klasse sich immer mehr vertiefende Heilserkentnis bei ihren Schülern anzustreben haben, sondern auch den von Lüsten der Jugend oder Zweifeln des Unglaubens angefochtenen Selen mit besonderer Liebe nachgehen sollen und dadurch zunächst mittelbar darauf einwirken können, daß hie und da eine verborgene Neigung zum Dienst des Reiches Gottes in den jugendlichen Gemütern erwache. Sie aber sind es auch, welche die beste Gelegenheit haben, eine solche schlummernde Neigung weiter zu fördern, sie in die rechte Bahn zu leiten und jungen Leuten, die sich innerlich für die Theologie entschieden haben, bis zu ihrem Abgang von der Schule mit besonderem Rath zur Seite zu stehen. Sie sind es endlich, welche am Besten dem traurigen Vorurteil entgegenzuwirken vermögen, dem die übrigen Lehrer nicht selten Vorschub leisten, als ob bessere Köpfe für die Theologie nicht taugten, sondern mittelmäßig Begabte gut genug dafür wären. Sie sollen es im Gegenteil nicht allein durch das eigne Beispiel beweisen, daß gründliche wissenschaftliche Tüchtigkeit und positiver Bibelglaube sich sehr wol mit einander vereinigen lassen, sondern es ihre Schüler auch im Unterrichte fühlen lassen, „daß der christliche Glaube aufwärts führt bis in die höchsten Höhen und abwärts bis in die tiefsten Tiefen der Weisheit, daß er das weiteste Feld der Erkentnis umspant und alle anderen Gebiete des Lebens von ihm Licht, Leben und Bedeutung empfangen." So würden die Religionslehrer an den Gymnasien wesentlich dazu beitragen können, daß gerade die reicher begabten Geister und die tiefer angelegten Gemüter sich zur Theologie hingezogen fühlten, wie das Eisen zum Magnet. Wie wichtig das aber wäre zur Beförderung der theologischen Wissenschaft, für die Erneuerung des geistlichen Standes und für das Heil der Kirche überhaupt —, wie wichtig namentlich auch dafür, daß die Heiligtümer des christlichen Glaubens gegenüber den grundstürzenden Irrtümern der Zeit nicht allein mit Eifer bezeugt, sondern auch mit Weisheit vertheidigt würden: das braucht mit diesen Worten eben nur angedeutet zu werden!

---

Aus der Schule begleiten wir nunmehr den künftigen Diener der Kirche auf die Universität, wo für ihn in jeder Beziehung ein neuer Lebensabschnitt anfängt. Statt der bisherigen Gebundenheit begegnet ihm dort eine fast unbeschränkte Freiheit, statt einer strengeren Leitung, welche an der Hand der Lehrer ihn von Stufe zu Stufe aufwärts führte in das Gebiet des Wissens, soll der für mündig Erklärte nunmehr selbständig sich entscheiden, was und wieviel er lernen will; statt der allgemeinen Wissenschaften soll er jezt ein bestimtes Berufsstudium im Einzelnen weiter verfolgen. Es liegt in der Natur der Sache, daß mit diesem Wechsel auch zugleich sehr große Versuchungen an den jungen Studirenden herantreten, denen nur wenige unter ihnen völlig aus dem Wege gehen. Folgende Gefahren aber dürften es vornehmlich sein, welche sowol das academische Studium im Ganzen, wie die Vorbereitung auf das geistliche Amt im Besonderen nur zu leicht in Schaden setzen.



Fürs Erste meinen wir, daß ein zweck- und zielloses Umherschweifen auf dem Gebiet der theologischen Wissenschaften für den jungen Studirenden eine sehr nahe liegende Gefahr sei, zumal derselbe bei Weitem in den meisten Fällen weder von Hause, noch von der Schule her, noch auf der Universität selber speziellen Rath erhält, wie er sein Studium einzurichten habe. Denn wenn auch meist in jedem Semester über theologische Encyclopädie und Methodologie eine Vorlesung gehalten wird, wer hält denn den jungen Studiosus dazu an, daß er dieselbe wirklich hört? und wenn er sie auch hört, kann ihm, dem Unerfahrenen, das beste Colleg so viel nützen als persönliche Unterweisung, die in diesem Fall so sehr vonnöten wäre? Darum wäre leztere von vornherein für jeden angehenden Studiosus anzubahnen. — Freilich leugnen wir nicht, daß auch ein gewisses sorgloses Lernen, ein freies Sichbewegen in den unbegränzten Räumen der Wissenschaft seine Vorteile bietet, indem es das Herz weit und das Urteil unbefangen macht; jedoch bringt es diese Vorteile im Allgemeinen nur erst gereifteren Geistern, die eigentlich schon ausgelernt haben, oder den wenigen, welche schon von Hause aus mit vorzüglichen Gaben ausgestattet sind und sich deshalb von selbst leichter zurechtfinden oder auf Umwegen doch schließlich zum Ziel kommen. Die Uebrigen aber tappen im Dunkeln umher, wissen weder Weg noch Ziel bei ihrem Studiren und fangen bald dies bald jenes an, bis sie sich schließlich aus Rathlosigkeit oder Trägheit vollends gehen lassen, wobei sie zwar nicht ohne Schrecken an das Ende der academischen Laufbahn, an Examen und Amt denken können, sich jedoch meistens leichtfertig und schnell damit trösten, daß es doch schon mit so vielen Andern vor ihnen gegangen sei und sich mit der Zeit auch der Rath finden werde. Solche Theologen bleiben in der Regel, wenn sie nicht späterhin noch besondere Wege geführt werden, armselige Stümper ihr Lebelang, die, weil sie überall etwas, nirgends aber Gründliches gelernt haben, natürlich auch niemals Tüchtiges leisten können — selbst in der Praxis nicht, die, wenn sie nicht zu einem äußerlichen Formalismus oder einseitigen Methodismus herabsinken, auf einer soliden Basis, auf einer tüchtigen wissenschaftlichen Durchbildung ruhen muß.

Aber noch viel mehr als das zweck- und ziellose Umherschweifen auf dem weiten Gebiet der Theologie schadet den Meisten ein geist- und herzloses Studiren, welches einer tauben Blüte gleicht, die keinen fruchtbaren Keim ansezt weder

für das eigne innere Leben, noch für eine spätere segensreiche Führung der Amts. Gehören nicht selbst jezt, wo doch allenthalben in der Kirche ein frischerer Wind zu wehen angefangen hat, solche Studirende noch immer zu den Ausnahmen, welchen es eine redliche Herzenssache ist, zur Selbst- und Gotteserkentnis zu gelangen, und über die großen Lebensfragen, die das zeitliche und ewige Heil der Sele entscheiden, auf befriedigende Weise zur Klarheit zu kommen? Studiren nicht die meisten Theologen ihre Wissenschaft wie einen Gedächtniskram, nehmen blos den mit allerlei Kentnissen auszustopfenden Kopf, aber nicht ein heilsbedürftiges Herz mit in die Vorlesungen, und begnügen sich damit, wenn sie nur Alles schwarz und weiß auf dem Papier haben, statt es in Fleisch und Blut übergehen zu lassen? Ja sind nicht selbst die Besseren unter ihnen meistens befriedigt, wenn sie nur auf dem Wege der Verstandesoperation diesen oder jenen dogmatischen Satz sich angeeignet haben, und ihn allenfalls auch auf diese Weise gegen Andere verteidigen können, statt für die großartigen Wahrheiten, Wunder und Weissagungen der h. Schrift einen offenen Sinn zu haben und vor dem majestätischen Wunderbau der christlichen Heilslehre, an welchem Jahrtausende gearbeitet haben, ehrfurchtsvoll dazustehen mit dem herzlichen Verlangen, in das innerste Heiligtum desselben forschend einzudringen? „Oratio, meditatio, tentatio faciunt theologum", aus Gebet, Betrachtung, Versuchung wächst ein Theologe hervor, so lautet der bekante Wahlspruch des großen Reformators. Aber wie viele Theologen sagen sich und Andern heutzutage dies Wort mit vollem Ernst? und wie wenig wird namentlich die oratio und tentatio auf der Universität betont neben der meditatio? Innerliches Gebetsleben (oratio) und Bewährung im Kampf gegen die Lüste der Jugend, wie gegen die Netze des im Geheimen die Sele so leicht bestrickenden Zweifels (tentatio) thun dem ächten Studium keinen Abbruch, sondern ermöglichen allein ein wahres, tiefes und umfassendes Lernen — ein Lernen, welches nie zum Götzendienst wird, sich auch nie überhebt, sondern heilsam zurückwirkt auf das eigne Herz wie auf die Selen derer, die unsrer geistlichen Führung anvertraut werden. Das ist die Gelehrsamkeit, wie sie ein Thomas von Aquin, ein Luther, ein Joh. Gerhard und so viele ehrwürdige Kirchenlehrer besaßen, und diese Gelehrsamkeit schafft eine theologische Bildung, welche den Schatten des Pietismus nicht hinter sich hat, welche vielmehr den Studierenden kräftig zum Leben vorbereitet, ohne in ein verschwommenes Gefühlsleben oder geistlosen Formalismus auszuarten. Wer aber wollte leugnen, daß *diese Theologie gerade unserer Zeit zwiefach notthut*, weil sie allein in die dunkelsten Trübsalsnächte die leuchtende Fackel trägt, weil sie allein dem betenden Geist zur Läuterung und Zuversicht dient, weil endlich sie allein fähig macht, die brennenden Fragen der Gegenwart zum Heil der Gemeinde Gottes auf Erden zu entscheiden. Und weil diese Theologie so wenig auf den Universitäten getrieben wird, ist es da ein Wunder, daß die meisten von dort abgehenden Kandidaten, selbst wenn sie aus den examinibus mit den besten Prädikaten hervorgehen, doch so gar ungeschickt und unerfahren sind zu dem h. Amt, das ihrer wartet, daß sie in den einzelnen Geschäften desselben, namentlich in der speciellen Selsorge, so erstaunliche Misgriffe thun und endlich den vorher berührten Fragen auf kirchlichem und staatlichem Gebiete so unentschieden oder verlegen gegenüberstehen? Ja, es werden von jungen Geistlichen ganze Gemeinden irregeleitet, und viele Selen aus Not und Verzweiflung deshalb nicht gerettet, weil (nach jenem scharfen, aber nicht ungerechten Worte Löhes) „den nunmehrigen Geistlichen während ihrer Vorbereitung die Zeit nur *zwischen Buch und Krug* zerrann." Genug, es leuchtet ein: *das geist- und herzlose Studium, das nicht aus der oratio Kraft und Saft entnimt und nicht zur tentatio an sich und Andern hinführt, ist ein unendlicher Schade für die angehenden Diener der Kirche selbst, wie für das Selenheil ihrer zukünftigen Gemeinden!* So lange also diese Art von theologischem Studium auf den Universitäten die Oberhand behält, wird die Kirche im Großen und Ganzen darauf verzichten müssen, innerlich tüchtig und in der Hauptsache wol vorbereitete Candidaten von dorther zu erhalten! Und doch ist dieser Schade verhältnismäßig noch immer erträglich, weil das Leben mit seiner ernsten Schule, das Wehen des h. Geistes auf den verschiedenen Gebieten des Reiches Gottes und die dem jungen Geistlichen entgegentretenden Bedürfnisse der Gemeinde einen jeden mehr oder weniger von selbst in die lebendige Herzenstheologie hineinführen, der überhaupt noch eine Ahnung hat von den hohen Aufgaben seines Amts und von der schweren Verantwortlichkeit desselben. Noch viel schlimmer aber ist es, daß auf manchen Fakultäten noch jene *selenverderbliche Richtung* die Herschaft ausübt, welche erst recht im vollen Sinn des Worts „*geist- und herzlos*" genant zu werden verdient, indem sie von dem sog. Höhepunkt der spekulativen Wissenschaft herab auf die heil. Schrift und die Grundwahrheiten des Christentums mit kritischem Hochmut niederschaut, mit dem Gold des Glaubens spielt wie mit Rechenpfennigen und wol gar ihre Virtuosität darin sezt, solche Schätze, deren Verlust heilsbedürftige Selen in die tiefste Betrübnis versenken, ja sie alles Trostes im Leben wie im Sterben berauben würde, leichtfertig über Bord zu werfen.

(Schluß folgt.)

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz in Berlin. Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

# Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1864. Sonnabend den 17. September. № 75.


## Arnold Ruge.

II.

### 3. Die Universitätszeit.

Der zweite Band umfaßt die Universitätsjahre zu Halle, Jena nnd Heidelberg bis zu R.'s Verhaftung zu Heidelberg im Januar 1824.

R. war in Halle angekommen in dem Vornehmen, jene hohe Stufe der Wissenschaft, die ihm bei seinem Abgange von der Schule vorschwebte, an der Hand der Theologie zu ersteigen. Er war um so weniger von diesem Vornehmen abzubringen, als ihn die Fülle und Schärfe der Gedanken und ihrer Entwickelung in einem Collegium bei Schleiermacher auf seiner Durchreise durch Berlin so mächtig angezogen hatte, daß er schwankte, ob er nicht lieber hier bleiben sollte, zumal noch ein anderes Collegium bei Wolff hinzukam, daß ihn nicht minder fesselte. Vermutlich würde sein Lebensgang in mancher Beziehung ein anderer geworden sein, wenn er diesen Schwankungen nachgegeben hätte. Denn in Berlin gab es keine Burschenschaft und kein Demagogentum, darin er in Halle sofort verwickelt wurde, während ihn die dortigen Professoren der Theologie durchaus nicht zu fesseln vermochten. Wie sehr er selber bereits im Rationalismus steckte, wie wir gesehen haben, so war er doch ein zu scharfer Denker, als daß er die hausbackene und geistlose Hohlheit an den Repräsentanten desselben zu Halle nicht sofort weit genug durchschaut hätte, um mit einem unüberwindlichen Widerwillen dagegen erfüllt zu werden. Er versuchte es bei Gesenius, bei dem Kanzler Niemeyer und Andern, aber es ging nicht. Als er Niemeyer sagen hörte: „Was Sie von der Dreieinigkeit zu halten haben, meine Herren, das wissen Sie", dachte er bei sich selbst: „das wissen wir wahrhaftig nicht, und ich wäre doch neugierig, mehr darüber zu erfahren, als ich schon weiß." „Mein Widerspruch gegen seinen Vortrag", sezt er hinzu, „war ganz und gar kein rechtgläubiger, aber ich hatte das Gefühl, die Sache verdiene erklärt zu werden und sei mit der bloßen Verwerfung keineswegs abzuthun. Es lag uns wol schon im Blute, „Alles, was ist, das ist aus der Vernunft", darum wollte dieser leichte Ton mir nicht behagen, während Schleiermachers schweres Geschütz der philosophischen Entwickelung mich entzückt und hingerissen hatte." Er verließ diese Collegia bald gänzlich.

Aber Knapp war auch nicht der Mann, der ihn fesseln konte, obwol er seine ächte Frömmigkeit anerkent. Er versuchte es mit der Exegese und mit der biblischen Dogmatik. Wir wissen aber schon, wie R. die Bibel hatte auffassen lernen. Er wußte sich von vornherein in einem bewußten Gegensatze zu Knapp, und dieser hatte nicht das Zeug, diesen Gegensatz zu überwinden. R. sagt: „er las für die Dummen, erklärte jedes Und und Aber." Wie es in diesem Collegio hergehen mochte, das sehen wir daraus, daß bei der Erzählung von den Gergesenern das ganze Collegium laut auflachte, worauf denn Knapp drohend den Finger aufhob und mit schwacher Stimme sagte: „Lachen Sie nicht, m. H., das ist das einzige strafende Wunder, das der Herr verrichtet." R. aber sezt wesentlich wol aus seinen jetzigen Anschauungen hinzu: „Ich hatte genug von der Erklärung einer Offenbarung, die sich denn doch mit einem allzu handgreiflichen Aberglauben beschäftigte, und statt europäische Wissenschaft vorzutragen, uns die burlesken Phantasien orientalischer Nomaden über das Tollwerden ihrer Schweine als Glaubensartikel verkaufte." Er wandte sich von nun an der Philosophie zu, namentlich auch die Philologie, Pädagogik ꝛc. verfolgend. Die Griechen schienen ihm die Einzigen zu sein, „die da sagen, was ein Jeglicher sei und wie Alles zusammenhänge." Wir werden auf seine akademischen Studien nicht weiter zurückkommen und wollen hier nur noch bemerken, daß er das Talent besaß, sich durch die burschenschaftlichen Treibereien, darin er bald eine Rolle spielte, durchaus nicht in seinen unabläßigen ernsten Studien beirren zu lassen.

Denn das war es eben, was damals in der Luft lag — die burschenschaftliche Demagogie, namentlich in Halle, in Jena, in Gießen, in Würzburg ꝛc. Völlig frei mag sich davon keine einzige Universität gehalten haben, wiewol das Treiben sich in Heidelberg abschwächte, in Göttingen eine sehr unschuldige Gestalt annahm und in Berlin wol kaum bemerkbar sein mochte. Das vorliegende Buch unterrichtet uns über die Zustände auf den verschiedenen Universitäten ziemlich genau. Der angehende Student erhielt nämlich von seinem Vater 200 Thlr., um damit ein Jahr lang hauszuhalten, und weil er ein sehr sparsamer und nüchterner Haushalter war, so bestritt er mit der Hälfte dieser Summe nicht blos seine Reise nach Halle, einen Besuch in Leipzig und Jena und alle übrigen regelmäßigen Ausgaben, während er doch in den studentischen Kreisen durchaus heimisch war, sondern hatte am Ende des Semesters noch

fünf Goldstücke übrig. Dazu legte ein Freund — zugleich ein Haupt des Jünglingsbundes, wiewol das R. damals noch unbekant war — fünf andere Goldstücke und man beschloß so weit nach Süden zu wandern, bis die Hälfte ausgegeben sei, und mit der andern Hälfte den Rückweg zu bestreiten. Die rüstigen und fröhlichen Burschen wanderten wol neun deutsche Meilen in einem Tage, z. B. von Halle bis Jena, und als sie in Jena angekommen waren, hatten sie noch Nichts von ihrem Gelde ausgegeben. Der Schatten des Baumes war ihr Obdach, die Quelle löschte ihren Durst und der Ranzen umfaßte auch den Mundvorrath. Auf den Universitäten waren sie denn freilich versorgt, der Burschenschafter fand allenthalben seine Bundesgenossen, und wer kent nicht die Gastfreundschaft der studentischen Verbindungen? Man blieb viele Tage lang in den Universitätsstädten, und so sahen sie außer Jena, Würzburg, Erlangen, Tübingen, auch Stuttgart, Zürich, den Rigi, kamen tief in die Schweiz, über Basel, Heidelberg, Frankfurt, Cassel und Göttingen zurück, und das Geld hatte so weit ausreicht, daß in Solingen auch noch ein schöner Dolch gekauft wurde. R. wußte nicht, wozu, und fragte seinen Reisegefährten: „Was wolltest Du mit dem Dolche, sprich?“ Erst später ging ihm ein Licht auf. Auf dieser Reise reifte R. zu einem Haupte der Burschenschaft, obwol er noch nicht wußte und auch auf der Reise nicht lernte, daß sein Reisegefährte schon in die tieferen Geheimnisse eingeweiht war. Er kam ihm wie ein Hexenmeister vor, der allenthalben sofort die besten Freunde fand, wenn er sie schon im Leben nicht gesehen hatte. Wo sie in ihrer burschenschaftlichen Tracht den Genossen begegneten, die während der Ferien allenthalben zu finden waren, hieß es sofort: „Seid gegrüßt, ihr deutschen Brüder!“ und neue Connexionen machten sich sofort.

(Fortsetzung folgt.)

---

## Die Vorbereitung auf das geistliche Amt.

Erster Artikel. (Schluß.)

Woher aber komt es, daß diese negirende Richtung auf gewissen Universitäten in der theologischen Jugend um sich frißt wie ein Krebs? Liegt das nicht daran, daß es unter den academischen Docenten, ja selbst unter den ordentlichen Professoren der Theologie leider noch immer so manche gibt, „welche ohne Weihe und Würde, ohne allen innerlichen Beruf und daher ohne Salz des Heiligtums ihr so heiliges und verantwortungsvolles Amt treiben; Männer, die mit heilloser Kälte das Heiligste treiben, die aber dennoch vermöge ihrer Gelehrsamkeit darauf Anspruch machen, als competente Richter das Wort Gottes zu meistern und Alles als unhaltbar zu verwerfen, was ihrem trockenen Verstande, ihrem bedürfnislosen Herzen, ihrem fleischlich-natürlichen Sinn unaufgeschlossen bleibt.“ Ist es aber etwa zu verwundern, daß junge Studirende, zumal wenn sie von Hause her nicht schon einen ernsten religiösen Sinn oder doch wenigstens eine gewisse Achtung vor dem Worte Gottes mitgebracht haben, „sich durch den Nimbus von Gelehrsamkeit, mit welchem jene Theologen sich umgeben, blenden und verwirren lassen, und von dem kalten Fieber, an welchem jene kranken, auf bedenkliche Weise ansteckt werden?“ (Krummacher, Expectorationen S. 3—4.) Und wenn auch von den lezteren durch Gottes Gnade mancher nachher die rechte Fährte wiederfindet, so bleiben doch noch viele übrig, welche ihr lebelang nicht frei werden von den Vorurteilen, die sie auf der Universität eingesogen haben und darum fortwährend in einem inneren Zwiespalt stehen mit sich selbst und den hohen Aufgaben ihres Amts, zum größten Nachteil der ihnen anvertrauten Gemeinden.

Ein weiterer Schade des Universitätslebens, welcher die innere Weihe des theologischen Studiums vielfach antastet und selbst die moralische Integrität der Studirenden gefährdet, ist die Ausartung der academischen Freiheit in sittliche Zügellosigkeit. Daß die Versuchung dazu besonders dem eben immatriculirten Studenten sehr nahe liegt, ist erklärlich. Nach der mehr oder weniger scharfen Disciplin der Schule schlürft derselbe die auf einmal gewährte Freiheit mit vollen Zügen ein, der jugendliche Uebermut will austoben und die altertümlich-ritterlichen Formen des Studentenlebens ziehen den phantastischen Sinn der Jugend unwillkürlich an, während man späterhin vielleicht nicht ohne ein stilles Lächeln auf dieselben zurücksieht. Nun, wir wollen deshalb auf die academische Jugend nicht scheel sehen, denn es ist wirklich etwas Schönes an ihrem frischen Leben und Treiben, das von drückenden Amtssorgen nichts weiß, und von seinem idealen Standpunkt aus auf die elende, spießbürgerliche Philisterei der gewöhnlichen Alltagsmenschen mit Verachtung herabsieht, und wir möchten also um keinen Preis, daß die deutsche studirende Jugend ihrer eigentümlichen, althergebrachten Freiheit beraubt würde, um statt dessen in die engen Mauern eines englischen Colleges oder eines katholischen Priesterseminars eingepfercht zu werden. Ja, gestehen wirs nur offen ein: wer von uns, ohne an den edelsten Gütern Schiffbruch zu leiden, das academische Leben durchgemacht hat, sieht auch heute noch mit einer freudigen Erhebung seines Gemütes auf dasselbe zurück. Aber ein jedes Ding hat sein Maß, und gerade um die edelsten Gewächse rankt sich nicht selten eine giftige Schmarotzerpflanze, um dasselbe zu ersticken. So aber verhält es sich eben auch mit der viel gepriesenen academischen Freiheit. Nach der wissenschaftlichen Seite haben wir das bereits im Vorhergehenden angedeutet; in sittlicher Beziehung aber liegt der Schade noch viel mehr zu Tage. Oder wer will es in Abrede stellen, daß der studentische „Comment“ mit seinen traditionellen Pertinentien, mit Kneipe und Hauboden, mit Fackelzug und Commers und was sonst dazu gehört, für viele wirklich den Hauptreiz des Universitätslebens ausmacht, und ihr ganzes Treiben darin aufgeht, bis etwa in den späteren Semestern sich die Pforten des Examinationssales von fern zeigen,

und der ernüchterte Student seinem academischen Triennium mit reuevoller Beschämung ein „perdidi“ nachrufen muß, ohne den Fehler jemals wieder gut machen zu können! Darüber wird vollends kein Zweifel obwalten, daß ein Theologe, welcher in solchen Dingen lebt und sich den studentischen Possen, sei es mit Pathos, sei es aus Leichtsinn und Arbeitsscheu hingibt und seinen eigentlichen Studienzweck völlig aus den Augen verliert, innerlich seinem zukünftigen Beruf sehr fern steht, und daß dergleichen Auswüchse des Studentenlebens den zum Diener Gottes bestimten Jüngling gründlich entweihen. Und ob derselbe auch späterhin dies Zeug von sich wirft, so hat er doch nicht blos viel verlorne Zeit zu beklagen, sondern vielleicht noch manche tiefere Gewissenswunde, welche selbst bei einer völligen Umkehr nie ganz vernarbt, sondern einen schmerzlichen Stachel im Herzen zurückläßt, so oft er sich jener verlorenen Jahre erinnert. Außerdem aber ist nicht zu vergessen, daß leider keineswegs Alle, die einst so zügellos auf der Universität gelebt haben, dies burschikose Wesen — diese sittliche Rohheit völlig abstreifen, sondern ein Rest davon unwillkürlich in ihrer ganzen Amtsführung, wie in ihrem häuslichen Leben und Umgang hervortritt, welcher die Erscheinung solcher Geistlichen wahrhaft unleidlich macht.

Der schwierigste Teil unserer Aufgabe bleibt uns noch übrig: „das Candidatenleben.“ Das soll der Gegenstand eines zweiten Artikels sein.

C. S.

---

## Nachrichten.

### Aus der Geschichte der evangelischen Kirche Danzigs in den ersten vier Jahrzehnten des neunzehnten Jahrhunderts.

Für die Förderung der theologischen Wissenschaft als solcher hat Danzig in dem gedachten Zeitraume wenig geleistet. Bewegter war das Leben in den die Kirche unmittelbar angehenden Verhältnissen, und wenn auch das Nachfolgende zeigen wird, daß hier ein Fortschritt zum Bessern nicht zu verkennen ist, so soll doch auch das, was auf eine freie und gesunde Entwickelung des kirchlichen Lebens in Danzig nachteilig eingewirkt hat, nicht unerwähnt bleiben.

Seit dem Jahre 1812 ist die evangelisch-lutherische Predigerstelle an der St. Jakobi-Kirche, eine evangelisch-lutherische Predigerstelle an der Kirche zum heil. Leichnam, eine an der St. Johannis-Kirche, eine an der evangelisch-lutherischen Kirche zu St. Salvator, eine an der evangelisch-lutherischen Kirche zu St. Bartholomäi, die evangelisch-lutherische Predigerstelle zum heil. Geist und die evangelisch-reformirte Predigerstelle an der Elisabethkirche, also in einer Zeit von 30 Jahren sieben Predigerstellen unbesezt geblieben und als eingegangen anzusehen.*) In den meisten Fällen begünstigte der gesunkene Zustand des Kirchenvermögens, so wie die gesunkene Teilnahme der Gemeinden für das, was die Kirche anging, diese Maßregel.

Manche wolthätige Einrichtung der Urzeit, durch welche die Liebe für die Kirche in den Gemeinden und namentlich in der heranwachsenden Jugend geweckt und gepflegt wurde, ist geschwunden, und besonders sind dahin die jezt ganz eingegangenen „Kinderlehren“ zu rechnen. Vor dem Jahre 1813, welches Jahr für Danzig so ereignisreich und durch die ein Jahr währende Belagerung so prüfungsreich war, wurden in allen Kirchen Danzigs an einem Wochentage öffentliche Kinderlehren gehalten. Durch die Kriegsunruhen wurden dieselben aber unterbrochen, und dieses**), so wie die späterhin eintretenden Veränderungen im Schulwesen, durch welche eine Kirchschule in ein Gymnasium, andere Kirchschulen in sogenante höhere Bürgerschulen umgewandelt wurden, haben zur Folge gehabt, daß die Kinderlehren nur noch in der Barbarakirche sich bis in den Anfang des fünften Jahrzehnts hinein gerettet hatten, um dann auch hier zu verschwinden. Dadurch, daß man den Confirmanden-Unterricht auf ein Jahr ausgedehnt hat, ist dieser Schade gewiß nicht ersezt worden und das um so viel weniger, als der Prediger im Confirmanden-Unterricht den Confirmanden gegenüber doch nur wie ein Lehrer erscheint, während bei der in der Kirche gehaltenen Kinderlehre Alles in den Kindern das Bewußtsein ihrer Verbindung mit der Kirche weckte und stärkte.

Es konte auch nur als ein Zeichen der Zeit angesehen werden, als in einem öffentlichen Blatte Danzigs, in dem von einem ehemaligen Sattlergesellen und nachherigen Naturdichter herausgegebenen „Danziger Dampfbote“, einem Blatte, das sich die Unterhaltung seiner Leser zur Aufgabe gestellt hatte und in mehreren Nummern zu hoher Belustigung seiner zahlreichen Leser von einem Pelze erzählen konte, der seinem Herausgeber gestohlen worden war, von einzelnen evangelischen Geistlichen, die wegen ihrer ernsten kirchlichen Gesinnung als „Mucker“ bezeichnet wurden, die wunderlichsten Dinge erzählt wurden. Das Dampfbot sagte von ihnen: „schwarz wie ihre Röcke, sind ihre Herzen.“ Um die Leser darüber zu orientiren, was ein Mucker sei, schrieb es:

Das rechte Aug' von einem Fuchs,
Das linke Aug' von einem Luchs
Und ein wenig Zucker,
Sieh, das ist ein Mucker.

Im Herbste des Jahres 1832 kamen auf Einladung des Archidiakon von St. Marien, Dr. Kniewel, in dessen Amtswohnung einige evangelische Prediger der Stadt Danzig und ihrer Umgegend, an welche sich noch zwei Geistliche aus der Provinz und einige Predigtamtscandidaten angeschlossen haben, zu einer Pastoral-Conferenz zusam-

---

*) Diese Thatsachen dürfen um so weniger Verwunderung erregen, da die evangelischen Geistlichen Danzigs selbst bei der Königl. Organisations-Commission auf „Einziehung der überflüssigen (!) Predigerstellen zur Verbesserung der übrigen“ schon im Jahre 1814 angetragen und von dieser Commission eine günstige Resolution erlangt hatten. Das Rescript vom 2. Januar 1817 begünstigte ebenfalls diesen Antrag und die Geistlichen richteten daher in der Synode vom 7. October 1819 ein Gesuch an den Danziger Rath, auf Einziehung „überflüssiger evangelischer Predigerstellen.“

**) Auf der Synode zu Danzig am 16. October 1828 wird der Antrag zur Wiederherstellung der öffentlichen Kinderlehren gemacht. Doch heute weiß man nichts mehr von öffentlichen Kinderlehren.

men, um sich durch gemeinsame Besprechung über Gegenstände der praktischen Theologie in der Tüchtigkeit zur Führung des kirchlichen Amtes zu fördern. Unter den hier besprochenen Propositionen befand sich auch die Frage über die Wiederverheiratung geschiedener Personen. Dr. Kniewel erklärte, daß er Geschiedene nicht traue und also ebenso verfahre, wie es der Prediger Maresch in Pommern gemacht habe, den deshalb das Consistorium der Provinz Pommern mit Amtsentsetzung bedroht habe, falls er sich auch künftig weigern sollte, Geschiedene zu trauen. Dr. Kniewel berief sich hierbei auch auf die Ev. K. Z., welche bekantlich den Prediger Maresch und seine Handlungsweise sehr entschieden in Schutz nahm. Prediger Leistico aus Finkenstein fragte hierauf, was aus den Geschiedenen geworden, denen Dr. Kniewel die Trauung verweigert habe, und ob sie von dem Vorhaben ihrer Verheiratung Abstand genommen hätten. Dr. Kniewel: „Ich stellte das Dimissoriale aus und weiß nicht, was weiter aus ihnen geworden. Pred. Leistico: „Hat man ein Bedenken, gleichviel ob ein staatsrechtliches, kirchenrechtliches oder biblisches, gegen Vollziehung einer Trauung, so darf man kein Dimissoriale ausstellen." Dr. Kniewel erkante dieses an und erklärte, er werde künftig Geschiedene nicht trauen und ihnen auch kein Dimissoriale ausstellen. Am Schlusse der Conferenz sprachen die Versammelten den Wunsch aus, diese Zusammenkünfte alljährlich zu widerholen. Kaum aber hatte sich die Kunde von dieser Conferenz in Danzig verbreitet, als das genante „Danziger Dampfbot" bekant machte: „In Danzig ist ein Privat-Consistorium zusammengetreten" und weitere Bemerkungen hinzufügte. Diese Worte erregten die Aufmerksamkeit der hohen, ja höchsten Behörden und die Teilnehmer an der Conferenz wurden im Dr. Kniewel aufgefordert, Rechenschaft von ihrer Handlungsweise zu geben, welches denn auch dadurch geschah, daß das in der Conferenz geführte und von Conferenzmitgliedern unterzeichnete Protokoll eingesendet wurde. Ob ein weiterer Bescheid hierauf erfolgt ist, weiß Ref. nicht, wol aber, daß die Teilnehmer an dieser Conferenz beschlossen, für die Folgezeit das zu unterlassen, was sie in wolgemeinter Absicht unternommen hatten, weil sie es für gerathen hielten, dem Verdächtiger gegenüber auch den bösen Schein vor andern zu meiden.

Folgenreicher wurde das Erscheinen Ehrenströms in Danzig, welcher früher den Rectorat in Meseritz verwaltet hatte und dann wegen seines Anschlusses an die von Prof. D. Scheibel und Prof. D. Huschke zu Breslau geleitete kirchliche Bewegung in Schlesien die Stadt Meseritz verlassen und sich nach Danzig begeben mußte. Da Ehrenström sich in Danzig einen „lutherischen Pastor" nante, muß er vorher irgendwo — vielleicht in Breslau — ordinirt worden sein. Er kam um Weihnachten 1838 in Danzig an und bald darauf suchte er solche Personen auf, die schon durch ihr christliches, frommes Leben (als sogen. „Mucker") bekant waren. Sehr bezeichnend war der damals übliche Ausspruch: Ehrenström gehe „im Fischkasten fischen." Er suchte diesen Personen klar zu machen, daß es ihnen bei ihrem Ernst, nach der Selen Seligkeit zu trachten, doch noch nicht gelungen wäre, das Rechte zu finden; denn sie wären von ihren Geistlichen getäuscht worden, weil es in Danzig keine lutherische Kirche mehr gäbe und nur in ihr das Heil den Selen mitteilbar werde. Die Bestimtheit, Sicherheit, ja Derbheit, mit der die Richtigkeit des Behaupteten hingestellt wurde, machte bald Einzelne wankend, und wenn sie auch noch zu den Geistlichen hingingen, denen sie früher nahe gestanden hatten, so hatte doch der Argwohn, als wollten diese Geistlichen, bei eigener besserer Erkentnis, sie täuschen, in ihren Herzen Raum gewonnen, und die Wahrheit der Thatsache, daß Ehrenström für seine Ueberzeugung Manches geopfert hatte, ließ sie in ihm einen Märtyrer für die lutherische Kirche erblicken. Es währte nicht lange, so hatte sich schon eine größere Zahl von Zuhörern, namentlich Anwohnern am Mottlau- und Weichselufer aus Strohdeich, um Ehrenström gesammelt, welche ihn für den Mann hielten, der noch allein in Danzig das ächte Luthertum trage und stütze, und regelmäßig versammelten sie sich in einem Hause der Breitgasse in einem geräumigen Sale, der damals noch vollkommen für diejenigen ausreichte, welchen Ehrenström hier predigte. Specielles über den Inhalt der in diesem Hause gehaltenen Predigten hat Ref. nicht erfahren, weil damals diese Angelegenheit in Danzig noch nicht in die volle Oeffentlichkeit gedrungen war. Ueberdies verschwand Ehrenström um diese Zeit plötzlich und konte trotz der sorgfältigsten polizeilichen Nachforschungen nicht aufgefunden werden, was um so mehr auffallen mußte, da sein Verschwinden gerade in eine Zeit fiel, in der er aufgefordert war, Rechenschaft von seiner Handlungsweise außerhalb Danzigs zu geben, und ihm also Gelegenheit geboten war, für seine Ueberzeugung zu zeugen. Gegen den Herbst des Jahres 1839 erschien Ehrenström abermals in Danzig und fing an in der Breitgasse zu predigen. Jezt war die Jahreszeit eine günstigere; denn die Abende wurden länger, die Geschäfte fingen an zu stocken und der Zudrang zu seinen Predigten wurde so groß, daß sich seine Freunde im Anfange des Jahres 1840 nach einem andern Versamlungsorte umsahen und denselben auch in einem auf dem Hofe eines Gasthauses (die drei Mohren) gelegenen großen Sale in der Holzgasse fanden. Dieses Haus sollte nun der Ort werden, an welchem Ehrenströms heftige Controvers-Predigten die Ausmerksamkeit der ganzen Stadt erregen sollten; denn der Versamlungsort war groß genug, um auch eine bedeutende Menge von Neugierigen aufzunehmen, die dann mit der größten Eilfertigkeit das Gehörte durch die Stadt hin verbreiteten. Vor einer sehr zahlreichen Versamlung predigte Ehrenström am dritten Sontage nach Epiphanias 1840 über das Sontagsevangelium und schon in dieser Predigt wurde er Vielen zum Anstoß, weil er in sehr derber Weise gegen die Reichen anging und ins Besondere zu bedenken gab, wie wenig heute die höheren Militairpersonen dem Hauptmann zu Capernaum gleichen. Ein solches Reden gegen einen ganzen Stand, dem es wie allen andern Ständen geht, daß er Kinder der Welt und Kinder Gottes zu den Seinen zählt, war eine Ungerechtigkeit, und je platter die ganze Haltung der Rede war, desto widerlicher mußte der Eindruck sein, den die Predigt im Allgemeinen machte, wenn man namentlich noch dabei erwägt, daß nur auf die Sünden der Reichen hingehalten wurde, während die Mehrzahl der Freunde Ehrenströms in Danzig der arbeitenden Klasse angehörte.

(Fortsetzung folgt.)

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz in Berlin. Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

# Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1864. Mittwoch den 21. September. № 76.


## Arnold Ruge.

(Fortsetzung.)

Es ist nicht ganz leicht, das Wesen und Treiben der Burschenschaft übersichtlich darzustellen. Denn wie sie mancherlei Phasen durchlebt hat, so trägt sie auch in sich selbst verschiedene Richtungen und Spaltungen, die dann wieder auf den verschiedenen Universitäten verschieden formirt sind, so daß die entschiedenen Jenenser, die schwarzen Gießener, die trüben Hallenser und die fröhlichen und zechenden Heidelberger kaum zusammengestellt werden können, und doch war es die eine Burschenschaft, die sich eines gemeinsamen Bandes sehr bestimt bewußt war. Dazu gab es verschiedene Abstufungen in dieser Verbindung, es war zugleich eine Art von Freimaurerei. Nicht alle wußten und erfuhren gleich viel. Die tiefer eingeweiheten Häupter waren vorsichtig, und denen man nicht traute, sagte man gar nichts, ohne daß sie es selber wußten, daß hinter ihren Rücken noch etwas verhandelt wurde, davon sie keine Ahnung hatten. Dieses ist eine Quelle großer Ungerechtigkeit bei den späteren Untersuchungen und Bestrafungen geworden, da noch Mancher aus Amt und Familie zu schwerer Haft und Strafe gezogen ist, der weiter nichts wußte, als daß er sich auf der Universität zur Burschenschaft und nicht zu den Corps gehalten hatte. Was aber immer die Burschenschaft verschleiern wird, ist dieses, daß sie überall zu keiner bewußten Klarheit in ihrer Gesamtheit gekommen ist. Man wollte die deutsche Einheit und Freiheit erkämpfen, wie das aber zu ermöglichen und was man darunter zu verstehen habe, das blieb der Phantasie eines jeden Bundesgliedes überlassen. Während die Einen Dolche schliffen und die „Tyrannen" ermorden wollten, warteten die Andern auf das Hervortreten eines eingebildeten Männerbundes, der nie existirt hat. Während die Einen für Kaiser und Reich schwärmten und die mittelalterlichen Landkarten studirten, dachten die Andern mit den Schweizern an die Herstellung einer Republik. Die Mehrzahl aber machte sich wol keine schweren Gedanken, sondern überließ die weitere Entwickelung dem lieben Gott.

Vielleicht lernen wir aus keinem Buche die burschenschaftlichen Bestrebungen so richtig würdigen, als aus dem vorliegenden, eben weil es in mehr als einem Sinne ein Buch des Lebens ist, und R. nüchtern und einsichtig genug war, um die thörichten Schwärmereien, welche z B. in einer Hauptversammlung auf dem Stein bei Würzburg die alten Kreise des deutschen Reiches wieder herstellten, innerlich zu verlachen.

Es würde uns zu weit führen, hier in die Details einzugehen, aber verschmähen wollen wir es doch nicht, einzelne Hauptgesichtspunkte einer Bewegung hier zusammenzustellen, welche tief auch in das Leben der Kirche eingegriffen hat.

1. Die Burschenschaft hängt auf das allerinnigste mit den deutschen Befreiungskriegen zusammen, und ist aus jener heiligen vaterländischen Begeisterung geboren. Sie ist ein Nachhall derselben, der die deutschen Universitäten durchzitterte und sich in ihnen concentrirte. Sie ist wesentlich sittlicher Natur.

2. Darum gehören ohne Frage die besten, begabtesten und edelsten Jünglinge der deutschen Universitäten zu ihr und noch heute zählen wir eine ganze Reihe der besten Männer in der Kirche, im Staate und unter den Gelehrten von Profession, welche von dieser Verbindung umschlossen waren.

3. Die heilige Begeisterung fürs Vaterland, wovon diese Jünglinge getragen wurden, machte sich zuerst in einer Reaktion gegen die hergebrachten ordinären Sitten und Gemeinheiten der deutschen Universitäten geltend. Ernster Fleiß, keusche Sitte sollte hergestellt und an die Stelle jener albernen Schlägereien in den studentischen Duellen sollte ein Ehrengericht gesezt werden. Daher die Feindschaft gegen die Corps, die von alle dem nichts wissen wollten und sich bis auf den heutigen Tag durch Lüderlichkeit, Saufgelage, alberne Paukereien, nichtssagende Gespräche und Hochmut auf vielen Universitäten auszeichnen. R. teilt uns aus dem Gedächtnisse Bruchstücke aus einer Rede mit, welche der noch jezt lebende Dr. Clemen, einer der hervorragendsten Glieder des Bundes, welcher später, als er schon an einer preußischen Schule stand und innerlich die Auswüchse der Burschenschaft bereits völlig überwunden hatte, in die Gefängnisse und von da Jahre lang auf die Festung gesperrt wurde, in Halle hielt. Diese zeigt uns deutlich, wohin das Streben jener Jünglinge ging. Er zeigte, was die akademische Jugend im Kriege gethan, den sie mit ihrer Poesie durchdrungen und geadelt, und mit welcher Hoffnung das Vaterland nun auf den Nachwuchs dieser hochverdienten Helden und Sänger sehe. Die Universitäten hätten die Saat des Krieges zu hüten. „Diejenigen aber, welche sich in einer so großen Zeit dem kindischen Leichtsinn und der gedankenlosen Rohheit des alten Studentenlebens hingeben, laden eine schwere Schuld auf sich.

Wir sind daher wol berechtigt, sie zu strafen, wenn wir es nur vermögen."

„Und wir vermögen es." Clemen zeigt dann auf die große Zahl hin, die damals der Burschenschaft zuströmte, und weist nach, daß es grade die Besten, die Denkenden, die Freien seien, die sich aus dem blinden Zuge der faden Gewohnheit und lüderlichen Unsitte losgemacht. „Wir sind bewußte Menschen, freie Diener der höchsten Interessen unseres Volkes, wir führen seine Geschichte fort, indem wir seinem Aufschwunge treu bleiben und dadurch seine Wiedergeburt bewirken."

„Wenn wir uns mit ihnen herumschlagen, wie bisher, so ziehen wir unter uns selbst den Gladiatoren-Geist groß und machen starke Arme und harte Schädel zu den sehnlichen Eigenschaften unter uns, wie bei ihnen. Ob wir gewinnen oder verlieren, in beiden Fällen fördern wir die Zwecke des alten Studentenlebens, dem die Schlägerei etwas durchaus Großes war. Jeder Sieg mit dem Schläger verdreht dem Sieger den Kopf, macht ihn eitel auf seine Kühnheit und sein Fechtertalent, und befördert so eines der abgeschmacktesten Ueberbleibsel alten Aberglaubens des abgekarteten Zweikampfes, der den körperlich Schwachen unterdrückt und den dickköpfigen Athleten erhebt."

„Ein anderes Uebel ist, daß wir durch jede Schlägerei mit ihnen nur Holz zu der verderblichen Flamme des Corpsunwesens herbeitragen. Wovon leben sie anders, als von Falstafiaden: So legt ich mich aus, so führte ich die Klinge?! Wovon anders reden sie? Ja ich glaube gar, sie träumen davon u. s. w."

„Was aber der Sache den Ausschlag geben sollte, ist die treulose Haltung der Staatsgewalt, die uns verfolgt und die Corps begünstigt u. s. w."

Die Rede machte einen gewaltigen Eindruck, so daß einer der Gegner sagte: „es sei nichts mit unserm Republikanismus, denn da trete plötzlich ein überlegener Mensch auf und mache sich zum Könige in weniger als einer Viertelstunde", und R. sezt hinzu: „Als wenn die Unterwerfung unter die Vernunft aus freier Einsicht eine Knechtschaft und nicht vielmehr die Freiheit wäre." Möchte R. doch diesen Satz auf andern Gebieten auch anerkennen!

Dahin ging das Streben der Burschenschaft auf fast allen Universitäten bis wieder zur Entartung. In Erlangen faßte man den wahnsinnigen Plan, die Corps mit dem Schläger auszurotten, und in Leipzig ward ein Corpsbursch todtgeschossen.

4. Innerhalb der Burschenschaft bewegten sich zwei Richtungen: eine fromme, christlich-gläubige, angehaucht und getragen vom neuen Windeswehen des heil. Geistes, der auch die Befreiungskriege durchzitterte, und eine ungläubige, dem positiven Christentum abgeneigte, im vulgären oder spekulativen Rationalismus auslaufend, und nur von der Idee der Einheit und Freiheit des Vaterlandes getragen. Dieser gehörte R. an. Beide Richtungen stießen sich einander nicht so ab, daß das persönliche Verhältnis der Bundesglieder gelitten hätte. Eine Säuberung der Sitte im akademischen Leben verfolgten beide Richtungen gleich ernst, jedoch ohne den Gegnern gegenüber dem Pharisäismus zu verfallen.

5. Eine staatsgefährliche Gestalt gewann der Bund zuerst in Folge einer ihm absichtlich vorgespiegelten, vermutlich von Follen in Basel ausgehenden Unwahrheit. Man teilte den Häuptern der Burschenschaft unter dem Siegel der tiefsten Verschwiegenheit mit, daß bereits die geheime Verschwörung eines „Männerbundes" existire, welcher von der akademischen Jugend erwarte, daß sie ihrer Seits gleichfalls eine Verschwörung stiften werde, „den Jünglingsbund". Beide würden sich seiner Zeit die Hand reichen, um die Einheit und Freiheit des Vaterlandes herbeizuführen (dies blieben fortwährend vage Begriffe). Man nante sogar die hervorragenden Namen des Männerbundes, zuerst Gneisenau und etliche ungenante Generale, dann den Fürsten von Neuwied, den General Jagow, den General Thielemann und den Obrist von Fehrentheil.

R. weigerte sich anfangs, dem Jünglingsbunde beizutreten, als man die ersten Fühler ausstreckte. „Einen solchen Bund zu stiften, wandte er ein, würde zu nichts führen. Wir sind ja keine Armee, und werden nie eine werden. Kurz, wir sind nicht die Leute dazu. Darum wollen wir es nicht thun." Als ihm aber unter vier Augen mitgeteilt wurde, daß der Bund bereits existire, daß er von Sprewitz (der zu den Carbonari auf eigene Hand nach Piemont gezogen und zu spät dort angekommen war) bereits gestiftet sei, daß Sprewitz dazu von Follen in Basel veranlaßt sei, der ihm von dem gleichfalls bereits existirenden Männerbunde die nötigen Mitteilungen gemacht — da gingen R. die Augen auf. „Du trittst also bei?" „Wie könte ich eine solche Ehre abwenden?" — So lebten denn diese durch einen Eid verbundenen Jünglinge, der dahin ging, sich lebenslang der Einheit und Freiheit des Vaterlandes zu widmen, von einer ihnen weisgemachten Mythe, von einem Tage zum andern die große Nachricht von der Erhebung der preußischen Armee erwartend.

Hier liegt der eigentliche Quell, aus dem für hunderte der edelsten Jünglinge ein namenloses Elend erwuchs. Jeder gestaltete sich ja nun das Wirken für die Einheit und Freiheit des Vaterlandes, wie es ihm recht dünkte, und da mochte manches Wort fallen und mancher Plan gefaßt, auch manches Wort geschrieben werden, das aussah, wie „Conat zum Hochverrath", und der Conat zum Hochverrath ward ebenso bestraft, wie der Hochverrath selbst — mit dem Tode. Preußen hatte aber damals den Corporalsstock erhoben, wie kaum je früher, man sah allenthalben die „Tyrannenmörder", ein schreckliches System der Angeberei machte sich geltend, herzlose Inquisitoren kauften die Gunst der Minister für alle möglichen Entdeckungen und Quälereien, ach! des Jammers war kein Ende. Man suchte vielfältig etwas darin, grade diese Studenten recht zu martern, man hat ihnen nicht einmal den Strohsack gegeben, sondern sie auf harter Erde frieren und hungern lassen und sie vier und fünf Jahre lang von jedem öffentlichen Gottesdienste ausge-

schlossen, nicht einmal einen Geistlichen haben sie gesehen. Erst mit dem Regierungsantritt des in Gott ruhenden lezten Königs verwischten sich die lezten Spuren, thaten sich die lezten Kerkerthüren auf. Wir erinnern an die Rehabilitation von Ernst Moritz Arndt.

Wir sind es Ruge schuldig, zu bemerken, daß wir seinem Buche diese Ausführungen rücksichtlich der Verfolgung der burschenschaftlichen Demagogen nicht entnommen haben. Er urteilt im Ganzen ruhig und zurückhaltend, wenn schon auch er wiederholt die Schrecknisse des Gefängnisses bis zum äußersten Grade des Erträglichen erfahren hat. Er ist einmal von den Wanzen so zerfressen, daß er Nachts auf dem Tische sitzen mußte und in dieser Situation schlafend angetroffen wurde, während sein Gesicht bis zur Entstellung zernagt war. Es ist ja nun mehr als ein Menschenalter verflossen, und es wäre heute nicht mehr möglich, daß sich die Kirche, wie damals in der Festung M., vier Jahre lang um eine ganze Kategorie von Gefangenen gar nicht kümmert, ungeachtet sich diese darüber beschweren. Erst der neue Festungs-Commandant ordnet an, daß auch für sie einmal ein Gottesdienst gehalten werde, und wir wollen doch Akt davon nehmen, welch ein Segen davon ausgegangen, daß die Kirche Christi auch hinter Schloß und Riegel der Gefangenen gedrungen und Licht und Leben in die Zellen der unglücklichsten aller Menschen gebracht hat und bringt. „Ich bin gefangen gewesen und ihr seid zu mir gekommen." R. freilich nent dieses das Quäkertum, darin sich unsere frommen Mandarine nicht zu finden wissen. Wie sehr das damalige Suchen und Jagen nach der Demagogie insbesondere von Seiten der Preußischen Regierung verspottet und verachtet war, zeigt eine große Zahl von Liedern, welche damals und noch in späterer Zeit auf den Universitäten gesungen wurden. Wir haben in jener Zeit einmal das Fremdenbuch eines Gasthauses in einer kleinen nicht preußischen Stadt eingesehen, wo sich der Durchreisende den Charakter eines „Königl. Preußischen Hof-Demagogen" beigelegt. Er wurde wegen dieses Scherzes polizeilich verfolgt, allein man wußte seiner nicht mehr habhaft zu werden.

6. Ist denn diese Mythe von dem Männerbunde, an dessen Spitze Gneisenau stehen sollte, niemals aufgeklärt? Ja. Als im Sommer des Jahres 1822 ein Burschentag nach Würzburg ausgeschrieben ward, wurde R. von Halle aus dahin deputirt. Er erhielt aber den Auftrag, über Frankfurt zu reisen, um sich bei Sprewitz, dem Stifter des Jünglingsbundes, gründlich nach dem Männerbunde, der gar kein Zeichen von sich gab, zu erkundigen. Sprewitz eröffnete ihm nicht blos, daß gar kein Männerbund existire, sondern erteilte ihm auch den bestimten Auftrag, dieses in Würzburg in seinem Namen zu erklären, und aus diesem Grunde den Jünglingsbund aufzulösen, da er, wie die Sachen nun einmal lägen, zu nichts dienen könne, als hunderte von Jünglingen in ihrem bürgerlichen Berufe zu hindern. R. stimte dem völlig bei und wirkte auch dahin. Er traf sogar in Würzburg einen andern Deputirten, Feuerbach, welcher zur Erforschung des Männerbundes eine eigene Reise durch ganz Süddeutschland gemacht und dasselbe Resultat gewonnen hatte. Allein in Würzburg trafen die enragirten alten Häupter der Verbindung zusammen, sie hatten schon eine Karte fertig, worin die alten Reichskreise gezeichnet waren. Diese wollten von einer Auflösung nichts wissen. Der Eid binde sie für das ganze Leben, man könne keinen entlassen, aus dem Jünglingsbunde entwickele sich der Männerbund von selber und so blieb der Bund bestehen: Ein eidliches Gelöbnis auf die Einheit und Freiheit des Vaterlandes, darunter sich jeder denken konte, was er wollte.

7. Das Schlimme für die Einzelnen bestand darin, daß gar keine Möglichkeit des Austritts war. Einer hatte eben zu Würzburg angezeigt, daß er austrete. Allein, was sollte man machen? Man beschloß einfach, ihm nichts weiter mitzuteilen. So verfuhr man auch mit denen, welchen man nicht mehr traute, und dieses ist der Grund gewesen, wodurch denn bald der ganze Bund entdeckt wurde. Einem Baiern, der in Halle studirte, teilte man nicht mit, daß der Männerbund eine Mythe sei. Er zing in sein Vaterland zurück, und als er ein Pfarramt bekommen und den Dienst- und Huldigungseid leisten sollte, glaubte er diesen nicht schwören zu können, so lange ihn sein Burscheneid binde. Er entdeckte sich seinen Vorgesezten und so erfuhr auf diesem Wege die Preußische Regierung zu ihrem eigenen Erstaunen, daß in kurzer Zeit die ersten Generale und mit ihnen vielleicht ein großer Teil der ganzen Armee mit einem Programm der Einheit und Freiheit des Vaterlandes herausbrechen werde. Wer will sich nun wundern, daß die Untersuchung nun den schärfsten Charakter annahm und hunderte von Studenten, jungen Geistlichen und Beamten nach und nach eingezogen wurden.

Wir verlassen damit die Burschenschaft, ohne weiter auf die Rugeschen Expektorationen über diese und eine spätere Zeit einzugehen. Es lag uns nur daran, das Wesen dieser so unglücklich verlaufenen Verbindung bedauernswerter Jünglinge in seinen Hauptzügen zu charakterisiren.

Im Uebrigen brach für R. schon mit dem Ende des ersten akademischen Jahres eine schwere Zeit ein. Den Vater hatten die Kriegsjahre ruinirt. Er mußte sein Pachtgut verlassen und R. hat von Haus nie mehr eine Geldunterstützung erhalten, als jene 200 Thlr. Er teilte sich anfangs Niemand mit, sondern beschloß, lieber zu hungern, als seine Unabhängigkeit seinen burschenschaftlichen Freunden gegenüber, die ihm geholfen haben würden, einzubüßen. Er verzichtete auf den Mittagstisch und wurde so matt, daß er nicht mehr den Fechtübungen beiwohnen konte. Ein gläubiger Pastor, sein früherer Lehrer, sandte ihm 5 Goldstücke und schrieb dabei: „die sende mir der liebe Gott, und ermahnte mich, der schwermütigen Stimmung, in der ich mich befinden solle, nicht nachzugeben, der Herr werde schon weiter helfen!"

„Dieser altfränkische Trost stimte nun gar nicht zu meinen Anschauungen und schrieb dem Pastor: „Ich dankte ihm von

Herzen und freue mich, daß er sich meiner und der meinigen in dieser bösen Zeit als treuer Freund der Familie erinnert habe. Von dem lieben Gott aber, dem ich hiemit den Empfang der 5 Louisd'or anzeige, sei es doch äußerst schäbig, nicht mehr geschickt zu haben. Wenn er einmal regnen lasse, spende er viele Millionen mit vollen Händen, wie er es da nur habe über sich gewinnen können, mich mit einer so lumpigen Summe abzuspeisen, die mich ja überall im Stiche lassen müsse."

R. selber nent diese Quittung „eine gottlos und rücksichtslos abgefaßte", bewundert die Geduld des noch heute in Stralsund lebenden Geistlichen, der ihm nichts entgelten ließ, und nent ihn einen vortrefflichen alten Herrn, an dessen „altfränkischem" Troste er darum auch weiter keinen Anstoß nehmen will.

Als später ein Jenenser Student aus Hamburg (Simon) auf eindringliches Fragen über seine trübe Stimmung von R. Auskunft über seine Lage erhielt, wußte dieser R. zu bestimmen, seinen reichen Wechsel von 600 Thlrn. mit ihm zu teilen. Dieses war die Veranlassung, daß R. Halle verließ und zu ihm nach Jena zog. Sie haben redlich zusammengehalten bis zu Ruge's Gefangennehmung.

Wir übergehen das Leben zu Jena, wie unterhaltend sich auch die einzelnen Partien desselben lesen. R. hatte sich bald eine bedeutende Stellung, wie in der Burschenschaft, aus der ja Sand hervorgegangen war, so bei den Professoren durch seinen Fleiß und seine Kentnisse erworben. Mit Luden verkehrte er am vertrautesten, er hörte aber auch Oken, Fries, Göttling ꝛc. Von Hegel, der hier zum ersten Male genant wird, heißt es: „Er war uns als Diener des Preußischen Despotismus bekant, dem er allerdings schamlos das Wort geredet hat." Auch mit Carl August und Goethe kam man wiederholt in Berührung. Aber weder der Eine noch der Andere fand Gnade bei der Burschenschaft. Goethe's Kälte, Eitelkeit, Hochmut war ebenso bekant, als das Mätressenwesen im Egmont und andern seiner Werke und sein eigenes Mätressenwesen der keuschen Burschenschaft verhaßt war. Sie fielen ihm auf alle Weise lästig, wie in Jena so in Weimar. Goethe tröstete sich in den zahmen Xenien:

„Wie trüg ich wol der Jugend tolles Wesen,
Wär ich nicht selber toll gewesen."

Als man sich endlich den Uebermut der Studenten nicht mehr wollte gefallen lassen, und das Singen auf öffentlichem Markte verbot, das ohnehin den Anwohnern lästig wurde, ward der Auszug nach Kahla beschlossen, nachdem die Militärmacht aufgeboten worden. Die Tollheiten waren groß auf beiden Seiten. R. allein behielt einige Besonnenheit auf Seiten der Studenten, und seiner nahen Verbindung mit den Professoren war es zu danken, daß durch seine übrigens schlecht gelohnten Unterhandlungen zulezt eine leidliche Ausgleichung herbeigeführt wurde. Fast die ganze Studentenschaft war über die Maßen erbittert. Einer macht den tollen Vorschlag, sich sofort der Kanonen auf dem Leuchtenberge zu bemächtigen, damit zunächst Weimar zu erobern und dann sich des übrigen Deutschland zu bemächtigen und eine Republik zu stiften, dagegen „Sparta und Athen wahre Nonnenklöster gewesen." Ein anderer warf drei Soldaten durch seine ungeheure Kraft sofort von der Brücke in die Saale, wofür er freilich einige Monate ins Gefängnis gesteckt wurde. Der Befehl gegen das Singen ward nicht zurückgenommen, wie die Studenten verlangten, aber die Militärmacht ward zurückgezogen und man widersezte sich nicht, als die Studenten sich faktisch wieder in Besitz des Singens auf dem Markte sezten. Das war die Convention, welche R. vermittelte.

In Jena war übrigens R.'s Bleiben nicht mehr. Er war wegen des Verhältnisses der Burschenschaft zu den Corps und sonst mit dem akademischen Senate in Conflikt gekommen, und man rieth dem Haupte der Burschenschaft freundschaftlich, sich zu entfernen.

So ging er mit Simon im Herbste 1823 nach Heidelberg. Hier ließ er sich nicht mehr immatrikuliren, nahm zwar die Ernennung zum Ehrenmitgliede der dortigen Burschenschaft an, bekräftigte aber den Beschluß, die Sache allmälich einschlafen zu lassen. Als dieser Beschluß förmlich gefaßt wurde, rief ein hervorragendes Mitglied aus: Finis Poloniae, und als später Follen aus Basel den Verbündeten sagen ließ, sie möchten alle zusammen zum Dolche greifen und die ganze Gesellschaft der deutschen Fürsten niederstoßen, nur so sei das Volk aus seinem Todesschlafe aufzurütteln, es müsse etwas Ungeheures geschehen oder es werde gar nichts geschehen — erklärte man ihn für verrückt und nahm weiter keine Notiz davon.

Aber es war zu spät. Schon waren etliche der alten Freunde eingezogen. Es kam R. eine Warnung zu. Allein er war in den ernstesten philologischen Studien begriffen und hoffte wol, daß die Wolke vorübergehen werde. Er hatte sich geirrt. Als er Anfangs Januar 1824 mit einem Freunde spät Abends nach Haus kam und sich das Licht aus der Stube seines Wirtes holen wollte, tauchten schwarze Gestalten auf, und ein Regierungsrath aus Carlsruhe verhaftete ihn im Namen des Großherzogs wegen Hochverrath. Damit schließt der zweite Band.

(Fortsetzung folgt.)

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz in Berlin. Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

# Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1864. Sonnabend den 24. September. № 77.


## Arnold Ruge.

(Fortsetzung.)

### 4. Die Festung.

Der Minister von Kamptz, welcher das eigentliche Triebrad dieser scharfen Verfolgung, Untersuchung und Bestrafung der Burschenschaft war, hatte sich nach den Angaben des oben bezeichneten Mitgliedes eine Liste derselben zu verschaffen und die jetzigen persönlichen Verhältnisse zu ermitteln gewußt. Und so wurden denn in denselben Tagen jüngere Geistliche, Lehrer an den Schulen, Aerzte, Auskultatoren und Studenten, auch zwei Offiziere, ein Hauptmann von Fehrentheil und ein Lieutenant Busch, denn auf deren Teilnahme an burschenschaftlichen Ideen reducirte sich die Fabel von dem Männerbunde, allenthalben aufgegriffen und vorläufig zur Untersuchung über Berlin nach Köpnick geführt. Sie waren von dem Augenblicke ihrer Verhaftung einem sehr verschiedenen Schicksal verfallen, je nachdem die Begleiter, meistens Unteroffiziere, die Festungs-Commandanten, die Hüter der Gefängnisse, die Inquisitionsrichter, die Festungen und Gefängnisse selber und die Existenzmittel der einzelnen Verhafteten verschieden waren. R. ward am Tage nach seiner Verhaftung durch zwei Universitäts-Pedelle an den General von Müffling in Mainz abgeliefert. Rücksichtslos genug, gab man ihm nichts mit als einen Sommerrock über sein knappes Burschenschaftskleid, so daß er bitterlich auf dieser Reise von der Januarkälte zu leiden hatte. Ein unterrichteter Lieutenant von Ranzau ließ sich von ihm das Ehrenwort geben, keinen Fluchtversuch zu machen, und behandelte ihn dann durchaus kameradlich, ohne auch Nachts ihn wie einen Gefangenen zu begleiten. Andere verfuhren viel rücksichtsloser, ließen in öffentlichen Gasthäusern in Gegenwart vieler Gäste ihre Unteroffiziere das Gewehr laden und überwiesen ihnen den Gefangenen. Es war eine schwere Zeit, diese wochenlange Einsperrung, ohne daß auch nur eine Frage an den Gefangenen gerichtet wurde und ohne daß ihm auch nur ein Buch einzusehen gestattet wurde. Da stand sein Koffer neben ihm, als er von Mainz über Erfurt und Wittenberg endlich in Berlin und Köpnick angekommen war, aber verschlossen. Als er ihn sich endlich mittelst eines Stiefelknechtes ein wenig lüftete, war er so glücklich, den Aristophanes zu fassen, den er dann wieder, wenn die Thüren rasselten, zu verbergen hatte. Als er eines Tages laut über die Scherze des Aristophanes im Gefängnis lachte, verbot ihm das der Wachtposten, und als er sich nicht daran kehrte, dann aber eine ganze Commission in sein Zimmer trat, die den wunderlich ausgekleideten Menschen dasitzen sah, daß sie über sein Aussehen selber das Lachen nicht lassen konte und nun auch R. wieder anfing zu lachen, hielt man ihn schließlich für wahnsinnig, denn er behauptete ja, über Xanthius gelacht zu haben, den man nicht kante, und es dauerte einige Zeit, ehe sich diese Meinung verlor. Man hatte um so mehr Ursache, dergleichen zu fürchten, als sich einer der Bundesglieder zwei Mal mit einem Messer in die Brust gestochen, und der Lieutenant Busch sich so mit dem Kopfe gegen die Wand gerant, daß er wirklich seinen Tod fand. R. fand einen Haufen geronnenen Blutes unter seinem Bette an der Wand. Das ganze Gefängnis war von einem widerlichen Geruch erfüllt. Kurz, es war böse Zeit und man ging mit diesen Gefangenen nicht säuberlich um. Im December war die Untersuchung endlich geschlossen und dann auch die Gefangenen nach den verschiedenen Festungen abgeführt. Das Urteil sollte nachkommen.

Es kam und lautete je nach den verschiedenen Bundesländern sehr verschieden. Im Königreich Preußen ward bis zur Todesstrafe erkant, ermäßigt zu 30jährigem Festungsarrest. R. ward zu 15 Jahren und schließlich zu 6 Jahren Haft verurteilt. Die Justizkanzlei zu Güstrow in Mecklenburg fand dagegen, „daß im Grunde gar kein corpus delicti ermittelt und alle Aussagen in Köpnick, als vor nicht gehörig besetztem Criminalgericht abgegeben, wertlos seien." Schließlich ward in Mecklenburg auf ein Dritteil der preußischen Strafe erkant, Schwarzburg-Rudolstadt begnügte sich damit, den einzigen Burschenschafter des Landes drei Monat Hausarrest zu geben, und Baiern endlich hob die Untersuchung als wertlos auf und ließ die Gefangenen frei. Der damalige Kronprinz Ludwig hielt zu jener Zeit in Würzburg Hof. Das revolutionäre Burschenschaftslied hatte der Militär-Musikdirektor zu einem Parademarsche componirt, und wenn die Wache aufzog, so sangen die Studenten ihr Lied dazu und der Kronprinz lag im Fenster und lachte.

So viel scheint gewiß, der Jünglingsbund hätte kein Königreich gestürzt. Man war des Treibens schon ganz satt und müde, und die Sache würde eingeschlafen sein. Der freiheitlichen und revolutionären Ideen konte man ja aber doch nicht

habhaft werden, und ich fürchte, sie sind hinter Schloß und Riegel nur noch gewachsen, namentlich da durch die Behandlung der meistenteils so ganz arglos mit den burschenschaftlichen Ideen spielenden Jünglinge die tiefste Erbitterung entstand und ein lebenslang nicht überwundener Ingrimm erweckt wurde. Als R. in das Gefängnis kam, hatte er den Bund als solchen, um deswillen er doch bestraft wurde, längst als eine Thorheit aufgegeben. Er war überall nur in der Voraussetzung der Existenz eines Männerbundes eingetreten. Niemand aber glaube, daß er jemals die republikanischen revolutionären Ideen aufgegeben, die spuken noch heutiges Tages in ihm herum und sitzen ebenso festgenagelt in seiner Sele, als seine Feindschaft gegen das Evangelium, dem er fortan keinen andern Namen gibt, als den der „asiatischen Träumereien." „Der ganze Orient ist ohne alle Wissenschaft und lehrt gar nichts. Die Asiaten, die Juden natürlich mit eingeschlossen, wissen nichts, sie phantasiren nur. „Der Athenienſischen Republik verdanken wir Alles, was noch Gutes und Menschliches in der Welt ist." — Sollte man nicht glauben, wenn ein Mann, der, wie R., so viel studirt, gedacht und erfahren und doch inmitten der Christenheit gelebt hat und fortwährend lebt, so urteilt, er habe den Verstand verloren? Daß sich die Amerikanischen Republiken grade so wie die Alten fortwährend in Parteiungen zerfleischen, daß ihrer ein großer Teil eben deswegen kraftlos und jämmerlich zu Boden liege, daß Mexiko vor unsern Augen darum aus der Reihe der Republiken im Verschwinden begriffen, wo nicht schon gänzlich verschwunden ist, daß die vereinigten Staaten nun seit Jahren sich unter einander erwürgen, daß dieser endliche Erfolg seit so langer Zeit vorausgesehen und gesagt und die völlige Ohnmacht derselben der gewisse Erfolg sein wird — das Alles hindert R. gar nicht, ganz ruhig in seinem Räsonnement fortzufahren: „Und in unsern Tagen (1863) ist es die große Republik der Vereinigten Staaten von Nordamerika, die nicht nur zeigt, daß die Freiheit auch für große Staaten, sondern daß sie für die größten und für eine Verbindung aller unter einander die einzig richtige Verfassung der menschlichen Gesellschaft ist." — — R. komt wiederholt auf den Ritter Don Quixote zurück. Er gestatte uns, wenn auch wir uns seiner nicht erwehren können. Eine der merkwürdigen Eigenschaften des Ritters war bekantlich die unerschütterliche Ueberzeugung, womit er bei dem beharrte, was er einmal als richtig in seinem Hirn erkant hatte. Nun hat er einmal ein Bartbecken aus der Ferne in der Sonne blitzen sehen, welches der Barbier sich vor die Augen hielt. Der Ritter hielt das Becken sofort für den Helm Mambrins und ruhete nicht, bis er es im Kampfe erobert hatte. Als nach langer Zeit der Barbier den Ritter in Gesellschaft anderer Personen wiederfand, brachte er die Sache sofort vor den Richter, aber Don Quixote gerieth durchaus nicht in die geringste Verlegenheit, denn nicht ein Bartbecken, sondern den Helm Mambrins hatte er erobert, und damit sich Jedermann sofort von der Richtigkeit seiner Behauptung überzeugen könne, befahl er Sancho, den Helm zu holen. Sancho wollte zwar nicht gern, aber er mußte gehorchen. Als er das Bartbecken brachte, hielt es Don Quixote den Anwesenden hin und rief mit dem Ausdrucke der unerschütterlichsten Ueberzeugung aus: „Ist das nicht der Helm Mambrins?" So ungefähr komt es uns vor, wenn wir hier auf die Republiken Amerika's und insbesondere auf die Vereinigten Staaten als das Vorbild und Muster aller Staatenordnung hingewiesen werden mit der Behauptung, daß wir Alles, was noch Gutes und Menschliches in der Welt ist, ganz allein der Athenienſischen Republik verdanken!

(Schluß folgt.)

---

## Wer sind die Superintendenten?

Wer an seinem Worte verzaget, wer will dem helfen? Sirach 10, 32.

Man sollte glauben, daß die Forderung, das Amt, das man führt, zu kennen und zu lieben, nicht grade eben eine große sei; wer aber Erfahrungen an sich und an anderen gemacht hat, der weiß, daß die Kentnis seines Amtes nicht eben am Anfange des Amtslebens, sondern gar oft erst weiter hinein als das Resultat gar manchen Zuges von oben und gar mancher drückenden Erfahrung und manches Sinnens und Forschens ist. Das erlebt jeder in seinem Berufe: der Lehrer, die Ehefrau, der Vater, der Jurist und der Mediciner. Denen freilich kann man kein Bewußtsein ihres Amtes zuschreiben, die von Anfang an den Stolz und die Eitelkeit des alten Adam in das Amt mit hinein bringen und dasselbe dadurch grade so verderben, wie die Blöden und Verzagten, die das Gedrücktsein des alten Adams zur Schmach ihres Amtes alle Zeit mit sich führen und dadurch alle Freudigkeit verlieren, ohne die ein gesegnetes Leben im Amt und Beruf undenkbar ist. Wir wollen das weiter klar machen. Nur ein Christ soll z. B. das Predigtamt und das Amt eines Superintendenten führen. Aber in dem allgemeinen Christenstande zeigt sich schon diese Erfahrung, daß man die Würde und Herlichkeit eines Christen, d. h. eines Kindes Gottes durch Jesum Christum oft wenigstens nicht so kent, wie Schrift und Erfahrung es darstellen. Welche Erfahrung gehört dazu, welche tägliche Erneuerung, um mit dem Psalmisten (Ps. 46, 2) sprechen zu können: Gott ist unsere Zuversicht und Stärke, und mit dem Apostel (Hebr. 11, 1): Der Glaube ist eine gewisse Zuversicht. Um im Glauben zu bleiben, gegründet und fest und unbeweglich von der Hoffnung des Evangelii (Col. 1, 23. 1 Cor. 15, 58), dazu gehört eine so große Erkentnis der Sakramente und des Wortes Gottes, ein so tiefes, stets sich erneuerndes Denken, Lesen und Prakticiren, daß es ganz undenkbar ist, die volle Reife eines Mannes in Christo einem Anfänger im Glauben zuzuschreiben. Ein Christ aber, der die „vollkommene Freude, die Niemand von uns nehmen soll," nicht kent, ist jedenfalls ein sehr unvollkommener

Christ. Wer aber seinen Christenstand nicht kent, wer nicht im Glauben und in der Liebe in Christo weiter kömt und wächst an dem inwendigen Menschen in täglicher Erneuerung und Anziehung des neuen Menschen, was will der mit seinem Amte beginnen, das nicht dem alten, sondern dem neuen Menschen anvertraut ist? Wer nicht die Würde und Herlichkeit eines Christen kent, was will der z. B. von dem Amte des Pastors, Professors und Superintendenten wissen? Ein theologischer Professor auf dem Katheder, der von der vollkommenen Freude des Evangeliums nichts weiß, oder etwa gar nichts wissen will, ist um kein Haar besser, und wenn er Exegese und Dogmatik docirt, als einer, der den Generalbaß lehrt oder über die Vedas liest. Ein Pastor, der das Evangelium predigt, ohne die vollkommene Freude des Evangeliums zu kennen, ist nichts, als ein tönendes Erz und eine klingende Schelle. Der große Streit zwischen den Pietisten und Orthodoxen über dieses Thema geht mich hier gar nichts an: ich halte mich weder an die einen, noch an die andern, sondern lediglich an die Schrift. Also Erkennen des Berufes, zu dem wir berufen sind, und zwar zuerst des allgemeinen Christenberufes und dann des auf demselben ruhenden Amtes, das ist Aufgabe eines Christenmenschen. Denn wer seinen Stand und Amt nicht kent, der muß schließlich doch daran verzagen und — wer will dem helfen! Welches ist nun das Amt eines Superintendenten in unserer Kirche? Welche Antworten würde man darauf empfangen, wenn man herumfragt? Wie ganz anders sprechen sich die Kirchenordnungen darüber aus, als etwa Wiese und Schlegel in ihrem Kirchenrechte! Wie ganz anders redet Stahl davon, als die erste beste büreaukratische Staatsgröße! Es ist gar nicht abzuleugnen: die Superintendenten müssen sich recht tief besinnen, wenn sie wieder fest werden wollen in den Gedanken über ihr eignes Amt.

Die Zeit, wo die Superintendenten nichts sein wollten und sollten, als königliche oder hochfürstliche potenzirt-pastorale Schreib- und Verwaltungsmaschinen und alle Ehre ihres Amtes in die Geschäftstüchtigkeit des königlichen oder hochfürstlichen Beamten verlegten, diese Zeit ist, wenn nicht ganz vorbei, doch sehr im Abnehmen, obschon jeder Superintendent immer wieder vor der Gefahr steht, ebenso eine Maschine zu werden, ein großer Büreaukratismus der todten Weltkirche, wie z. B. irgend ein todter Pastor oder ein todter Professor. Denn die Handlangerei bleibt sich überall gleich. Das geistlose und eitle, der Kirche innerlich entfremdete Amtiren im praktischen wie im wissenschaftlichen Amte ist überall dasselbe, mag es auf einer Dorfkanzel oder auf einem Katheder, als Bischof, als Professor oder Pastor sich breit machen! Darauf komt es an, daß jeder Christ seines Glaubens gewiß ist und den Beruf kent, in den er als Christ gesezt ist. Was für ein Amt führen also die Superintendenten?

Es ist eine bekante Sache, daß die Reformatoren durchaus nicht mit der katholischen Kirchenverfassung brechen wollten. Sie wollten die Bischöfe beibehalten und mit der „größten Freude die Kirchenverfassung conserviren, wenn nur die Bischöfe aufhörten, gegen unsere Kirchen zu wüthen.“ Das ist die überall



durchklingende Lehre der Reformatoren. Wie viele Stellen in den Symbolen und in den sonstigen officiellen so wie Privatschriften der Reformatoren gibt es, in denen sie versichern, daß sie, „gern und mit dem größten Vergnügen des Nutzens und der Ruhe wegen“, die römische Kirchenverfassung aufrecht halten wollen, und in denen sie die falschen Beschuldigungen, als ob sie gute Einrichtungen und die Disciplin der Kirche abschaffen wollten, abwehren! Wer die Stellen nicht selbst nachschlagen will, der lese sie nach bei Harnack, die Kirche, ihr Amt, ihr Regiment, und bei Haupt, der Episcopat der deutschen Reformation. Weil aber die Bischöfe das Evangelium nicht leiden wollten, so wurden als Aufseher und Regierer der Kirche, „dem Evangelio gemäß“ die Superintendenten eingesezt. Die Superintendenten sind demnach nach dem Sinne der Reformatoren und der Kirchenordnungen nichts mehr und nichts weniger: als evangelische Bischöfe. Die Preußische Superintendenturordnung von 1588 sagt: „Diese vier oder sechs Generalsuperintendenten sollen zu rechten apostolischen Bischöfen verordnet sein. Denn Superintendens nichts anders heißt noch ist, denn ein Bischof, das ist ein Aufseher auf die Kirchen, dergestalt auch allein der Name geändert, der Stand aber nicht abgethan, sondern erst recht aufgerichtet ist.“ Der Name nur ist verschieden: das Amt oder, mit Erlaubnis, der Stand ist dasselbe. Wie die Reformation überhaupt auf die alte lateinische Kirche zurückging und nichts Neues bringen wollte und brachte, sondern nur die wilden Schößlinge entfernte vom alten Kirchenbaum, so stellte sie auch den altlateinischen Namen und Stand der Superintendenten, wie der Name bei Augustin und Hieronymus vorkomt, wieder her. Bugenhagen sagt in der Dänischen Kirchenordnung: „Superintendentes, welche die rechten Bischöfe und Erzbischöfe der Kirche sein sollen, werden nun nicht mehr, wie früher, zum Müßiggang, sondern zu großer Arbeit berufen, da sie die heil. Schrift wieder lateinisch lehren, das Volk Gottes unterweisen, es zum Frieden und Gehorsam erhalten und auf der Prediger Lehre und Leben Acht haben sollen.“ Es ist ein offenbar sehr heilsamer Fortschritt des heutigen Kirchenrechts, besonders durch Stahl angebahnt, daß man sich wieder auf die Anschauungen besint, die die Reformatoren und die erste schöpferische Periode der Reformation hatte in Betreff des kirchlichen Aufseheramtes. Wenn man nur nicht weiter geht in Betreff dieses Amtes, als die Reformation dem Evangelio gemäß gegangen ist, so ist's nicht genug zu wünschen, daß Alle und besonders die Superintendenten sich wieder recht auf die Würde und Größe ihres Amtes besinnen.

Das Amt der Superintendenten verträgt sich aber auch mit jedem sonstigen Kirchenregimente und schließt die Mannigfaltigkeit der kirchlichen Verfassung nicht aus, sondern ein. Mag die Kirche sonst organisirt sein, wie sie will; mögen Verfassungselemente mehr von der geschichtlich-consistorialen oder mehr von der modernen Volksseite in den kirchlichen Organismus aufgenommen sein: das Superintendentenamt kann überall mit bebestehen und wird nirgends ungestraft vergessen oder verlezt

werden können. Und wir sehen es ja auch mit unsern Augen: wo das Amt der Superintendenten nicht ist bei den mehr demokratischen Gestaltungen der Kirche, da tritt es doch in der Gestalt von freier Persönlichkeit hervor, die ohne alles Amt, etwa in der Figur eines emancipirten Professors, von ihrer ganz unberechtigten Stellung aus faktisch hinübergreifen in das Regiment der Kirche und, wenn nicht durch ihr Amt, doch durch ihre Gaben wenigstens ihre Kirche regieren. In dem Gutachten der sächsischen Theologen an die evangelischen Reichsstände vom 15. August 1530 heißt es: „Die Priester müssen Superattendenten haben. So werden die weltlichen Fürsten in der Länge des Kirchenregiments nicht warten. Auch gebührt uns nicht, diese Ordnung, daß Bischöfe über Priester sind, welche von Anfang in der Kirche gewesen, ohne große und dringende Ursache zu zerreißen." Oder meint man, daß heut zu Tage der demokratische Zufluß von unten oder die Sisyphus-Arbeit der Wissenschaft von oben den ledigen Bischofssitz in der Kirche legaliter einnehmen können? Was die Fürsten nicht haben thun können oder wollen, das wird kirchliche Unordnung noch viel weniger vermögen! Die Superintendenten sind die kirchenordnungsmäßig von den Reformatoren gewünschten vorzüglichen Regierungsorgane der lutherischen Kirche. Das ist der große Grundgedanke, mit dem die Superintendenten sich nicht genug befreunden können, denn sonst müssen sie an ihrem Amte verzagen, und wer an seinem Amte verzagt, wer will dem helfen? Nur vor Einem wird sich alle Zeit die Kirche hüten müssen, als vor einem Satze voll von einer Welt von unevangelischen Gedanken: die Superintendenten sind kirchenordnungsmäßig, nicht heilsmäßig und mit neutestamentlich bewiesenem, primär-göttlichem Rechte Bischöfe der Kirche. Man wird von dem göttlichen Rechte, das ein evangelischer Bischof für sich beanspruchen muß, nichts aus den Evangelien oder aus den Episteln des N. T. beweisen können; das göttliche Recht unserer evangelischen Bischöfe ist enthalten in den Sätzen, wo von der Obrigkeit im A. oder N. T. allgemein die Rede ist. Im vierten Gebote und Röm. 13 ist das göttliche Recht enthalten, das die Bischöfe in der Kirche ebenso beanspruchen müssen, wie der Vater im Hause oder die Obrigkeit in der Welt. Weil die Superintendenten als evangelische Bischöfe Obrigkeit sind, darum haben sie ein göttliches Recht für sich und ruhen mit ihrem Amte auf dem göttlichen Rechte, wie jede andere Obrigkeit im Staate oder in der Kirche. Der Satz kann nicht genug festgehalten werden gegenüber so manchen heutigen unklaren Redensarten vom göttlichen Recht der evangel. Bischöfe. Wir haben nun einmal keine bischöflich-apostolische Succession, und brauchen sie nicht und wollen sie nicht, wenn sie mehr sein will, als gute kirchliche Einrichtung. So haben es die Reformatoren angesehen und anders nicht. Wäre das Amt der Superintendenten göttlicher Einsetzung und göttlichen Rechtes, so wie das Predigtamt und die Heilslehre, so wären wir mitten drin im päpstlichen Fahrwasser. Zuerst müßten wir doch fragen: auf welche Stellen der Schrift wollte sich diese unter uns neue Lehre stützen? Nicht eine einzige von den Stellen, die man dafür anführt, hält die Kritik aus. Nun aber aber eine solche neue, höchst bedenkliche Lehre, die ohne allen Schriftgrund ist, der Kirche anempfehlen aus übel fundirten piis desideriis und ebenso übel fundirtem Respecte vor dem katholischen Episkopate, das sezt immer irgend wo einen Mangel an Verständnis der evangelischen Lehre voraus. Oder liegt es denn nicht auf der Hand, wenn die Superintendenten, als evangelische Bischöfe, so göttlichen Rechtes sind, wie die Katholiken es lehren, daß dann auch die Verfassung überhaupt göttlichen Rechtes ist und das rechte Wort und Sakrament nicht mehr genug sind für den rechten Kirchenbegriff? Welche Kirche aber wäre dann die lutherische Kirche, die klar gelehrt hat, daß rechtes Wort und Sakrament zu wahrer Einigkeit der christlichen Kirche genug sei? (Augsb. C. Art. VII.) daß die Schlüsselgewalt, d. h. Evangelium predigen und Sünde vergeben und Sakramente reichen, alle haben, die den Kirchen fürstehen, sie heißen Pastores, Presbyteri oder Bischöfe, daß überhaupt nach göttlichem Rechte kein Unterschied ist zwischen Bischöfen und Pastoren oder Pfarrherren (Schmalkald. art. de potestat. et jurisdict. episcop.). Welche Kirche wäre die lutherische Kirche, wenn sie das alles lehrt, wie sie es wirklich lehrt, und es doch nicht wahr wäre? Hat die luth. Reformation lieber die gewünschten katholischen Bischöfe gelassen, ehe sie das reine Evangelium ließ, und ist sie lieber mit der Wahrheit ins Elend hinausgezogen, fast ohne alle Verfassung, ohne daß sie der Verfassung zu Liebe die Lehre lassen wollte, was thäten wir, die wir die Wahrheit der Lehre ließen, nur um zu solchen Bischöfen und einer glänzenden Verfassung zurückzukehren? Und folgte nicht gleichfalls, daß alle luth. Kirchen, mit Ausnahme etwa der Schwedischen, der aber mit ihrer apostol. episcop. Succession Niemand es anmerkt, daß sie tieferen Wesens und mit besseren Früchten erfüllt ist, als wir sind ohne solche Succession, folgte nicht, daß alle luth. Kirchen, weil sie in diesem Punkte geirrt, auch die ernste heilskräftige Predigt nicht gehabt haben können? Die ernste Weihe hätte ja gefehlt in der Ordination, darum hätte auch der Segen fehlen müssen in der Predigt und beim Sakrament! Ja, die Reformation wäre wirklich ein Abfall und alles Streben wäre darauf zu richten, so bald als möglich die rechte Verfassung unter den „legitimen" Bischöfen wieder herzustellen, die dann freilich kraft ihres göttlichen Rechtes Dinge bringen würden, an die diejenigen bis jezt nicht gedacht zu haben scheinen, die mit solchem Kirchenfeuer spielen, als ob es niemals brennen könte. Und wer bildete den Mittelpunkt für die Bischöfe? Wer regierte und centralisirte sie? Papst, Zar, König oder Königin? Und was würde bei all diesen Phantasien endlich aus der Cardinallehre der Schrift, daß der Mensch gerecht wird allein aus dem Glauben? Brauche ich göttlich eingesezte Bischöfe samt ihren Priestern nach unten und dem

notwendigen Papste nach oben, dann mag ich freilich eine reiche Kirche haben, aber jedenfalls auch ein armes Evangelium. Statt vom Worte Gottes zu leben und meine Sele davon satt zu machen ohne heilsmittlerisches Kirchenregiment, müßte ich ohne oder neben Gottes Wort fragen, was lehren die göttlichen Rechtsbischöfe? Ihre Lehre müßte die Schriftlehre ergänzen, verbessern, resp. bedecken und verderben! Nein, nie wieder wird die evangelische Lehre sich verkehren lassen in die klar verworfene Lehre der katholischen Kirche! Ja, sie wird es auch nie dulden, daß auf das neue Kleid des Evangeliums ein Fetzen vom alten Tuche geflickt wird, weil doch nur der Riß ärger würde. Nein — hier ist nicht der Boden für das Amt unserer Superintendenten. Hinweg mit allem Scheine, mit aller Phantasterei, mit aller Künstelei im Aus- und Einlegen z. B. des 28. Artikels der Augb. Conf. Kein evangelisches Herz, kein irgend klarer Kopf wird solchen Künsten Beifall zollen. Es ist Deutelei und ein unnütz in die Kirche hineingebrachtes Phantom! Von solchen Illusionen haben unsere Superintendenten sich vielmehr zur Wirklichkeit zu wenden, zur Arbeit und zum Kampfe im Bauen, Regieren und Gründen der Kirche innerhalb der Gränzen, die das Wort Gottes und das Bekentnis der Kirche und ihre Ordnung ein- für allemal hierin festgesezt haben. Das aber ist heut die große Gefahr, daß man, um den demokratischen Kirchenverfassungsplänen zu entgehen, ins andere Extrem übergeht und Bischöfe verlangt, wie sie nur die katholische Kirche hat und haben kann in ihrem Papalsystem. Für uns ist's gar keine Frage: wir können nicht über die von der Reformation gesezten Gränzen hinaus und wer sein Amt in der luth. Kirche führen will, muß zusehen, was diese Kirche darüber lehrt. Und wer sich auf das Superintendentenamt besint, der wird finden, daß er genug zu thun hat, um das Amt so auszurichten, wie es kirchlich aufgefaßt wird. Wir brauchen, nochmals sei's gesagt, keine katholischen Illusionen über die Würde und Gewalt der Bischöfe: wir haben alle Hände voll zu thun, wenn die Superintendenten auf dem klaren Schrift- und Kirchenboden, auf den sie gestellt sind, ihres Amtes warten wollen. Beides aber ist nötig, daß man zuerst wisse, was positiv das Superintendentenamt ist und daß man negativ alles abweist, was diesem Amte zuwider ist. Wer aber sein Amt nicht kent, der muß daran verzagen, wer aber an seinem Amte verzagt, wer will dem helfen? Und grade heut zu Tage, wo nach dem Drucke des Territorialismus von oben der Terrorismus von unten die Kirche zu beherschen sucht, wo alle Autorität der Majorität und ihrer eingebildeten oder wirklichen Macht gegenüber zu versinken droht, wo namentlich alle kirchliche Autorität von vornherein als verdächtig angefochten ist, da gilt es doppelt, daß die Superintendenten sich wieder auf ihr Amt recht besinnen, damit sie nicht in Menschengefälligkeit oder Menschenfurcht mit verderben, sondern kräftig bauen. Wie groß sind die Pflichten, die die Kirche einem Superintendenten auferlegt! Er soll die Kirche regieren mit andern in Verbindung, und in den Hauptsachen, den innerlichen Funktionen namentlich, allein. Es ist ein elend Ding, einen Bischof zu sehen, der nichts zu regieren hat in seiner Kirche, der nur zu schreiben und zu reden und die „Theologie der Rhetorik" praktisch zu repräsentiren hat, und dem dafür auch jeder Ministerialsekretär vorschreiben kann, was in wichtigen Kirchenangelegenheiten mit und ohne Bischof geschehen soll. Ein Landes-Superintendent aber, der nur von Winken von oben lebt, der vielleicht nicht ordinirt oder nicht examinirt, nicht die Prediger mit einsezt, beaufsichtigt und auch resp. absezt, der nicht visitirt und wenn er visitirt, nichts zu thun hat — als Berichte zu schreiben, nach denen aber nichts komt, ein solcher Superintendent, mag er nun Bischof, Generalsuperintendent, Kirchen- und Oberkirchenrath, Consistorial- oder Oberconsistorialrath heißen, er ist und bleibt ein Mann, der seinem Amte übel vorsteht, weil er der Kirche das Gute nicht thut, was er ihr amtsmäßig zu thun schuldig ist. Wozu sind die Superintendenten eingesezt? Darauf muß sich jeder Superintendent besinnen. Denn wer sein Amt nicht kent, kann es nicht achten, wer aber an seinem Amte verzagt, wer will dem helfen? In den alten Ordnungen der Kirche, vielleicht in der eigenen Landeskirchenordnung wird wol etwas vom Berufe der Superintendenten stehen. Das Amt ist hoch, das ist ganz gewiß; aber grade weil es so hoch ist, darum kann es so entsetzlich durch Feigheit, Unwissenheit und Unglauben erniedrigt werden. Hoch ist der Beruf eines einfachen Christen, und es gehört viel Glauben und Weisheit dazu, denselben recht auszufüllen Gott zur Ehre und dem Nächsten zum Dienste; noch höher ist der Beruf der Prediger, und es gehört viel Gnade und Weisheit, Glaube und Vertrauen, Liebe und Geduld dazu, um grade heut zu Tage recht zu stehen in dieser gefährlichen Zeit, die so voll energischer Lügen und tollen Mutes ist im Zerstören. Aber ein Superintendent soll noch höher sein; er soll alles zusammen sein: Christ, Pastor und Kirchenaufseher. Wie viel ist dem Superintendenten anvertraut, wie viel Segen kann er stiften, wie viel Salbe verschütten durch Wanken und Schwanken!

Das Höchste aber, was ein Bischof wird thun müssen, wird doch die Arbeit an dem eigenen Herzen sein. Wo die Selbstzucht fehlt, die Liebe und die Weisheit von oben, wo kein Fortschritt zu merken ist an dem inwendigen Menschen, was wird das ganze Amtiren dann anders sein, als ein Schaden an der Kirche? Es kann kein Verhältnis gedeihen, wo inwendig Eitelkeit, Geiz, Lust der Welt, Neid und allerlei Leidenschaft ihr Spiel treiben. Keine Eigenschaft aber

ist dem Christen im Umgang mit andern mehr zu wünschen, als Demut. Wo ihr Gegenteil ist, da verderben alle socialen Stellungen; kein Pastor kann wirken ohne aufrichtige Demut. Gar manche schiefe Stellung komt im Privat- und Amtsleben vor, die Niemand und nichts verursacht hat, als die Eitelkeit oder gar der Stolz des eignen Herzens. Je höher aber die Stellung des Christen ist, desto mehr Demut ist nötig. Ich will beispielsweise an das Verhältnis erinnern, in dem ein Superintendent zu den Staatsbeamten steht, die über ihm, neben ihm und unter ihm helfen sollen an dem Regiment der Kirche. Hierarchisches und pfäffisches Wesen, Empfindelei und Ruhmsucht sind die traurigen Eigenschaften, die alles Zusammenwirken mit diesen Beamten innerlich und oft äußerlich unmöglich machen. Statt solcher Zuchtlosigkeit aber sollte vielmehr Demut und Fürbitte für alle solche Collegen im Herzen sich alle Zeit finden. Es ist ein Zeichen der Gnade Gottes, wenn eine gute höchste Landesobrigkeit oder gläubige Räthe in der Regierung und im Consistorium fördernd zur Seite stehen. Um solche christliche Obrigkeit und Hülfe im Mitregieren kann gewiß nicht fleißig genug gebetet werden und wenn solche Mithelfer da sind, dann darf die Fürbitte auch nicht schweigen und der Dank gegen Gott. Könige sollen deine Pfleger und ihre Fürstinnen deine Säugammen sein. Da wirst du erfahren, daß ich der Herr bin; an welchem nicht zu Schanden werden, so auf mich harren. Jes. 49, 23. Fürbitte für christliche Obrigkeit muß ein stehender Hauptartikel sein in dem Gebete eines Bischofs. Mit sehenden Augen wird man auch erkennen die Frucht solches Bittens. Matth. 6, 6. Wenn aber Bischöfe nicht beten wollen um gute, christliche Obrigkeit, um gute, christliche Collegen im Kirchenregiment, wer soll denn überhaupt noch für die Obrigkeit beten? Und was hilft das viele Klagen über Könige und Minister und Räthe! Jeder Christ hat so viel Licht, daß er die Schwachheiten Anderer sieht, wie soll es ein Ruhm sein, wenn ein Superintendent die Schwachheiten derer, die um ihn und neben ihm sind, genau kent und sich davon abstoßen läßt! Im Kämmerlein bitten für die Collegen und für alle Obrigkeit höher hinauf und es dafür empfangen „öffentlich" — das muß Bischofs Praxis sein! Und wo das rechte Gebet und die rechte Fürbitte für alle Obrigkeit ist, da wird auch gewiß die Frucht solcher Fürbitte sich zeigen! Da aber wird es auch an der nötigen Demut für alle solche collegialen Verhältnisse nicht fehlen. Ein Bischof muß es mehr, wie irgend sonst Jemand lernen, sich alle Tage verleugnen, um sich und sein Amt nicht zu verlieren oder zu verderben. „Der Größeste unter euch soll euer Diener sein, denn wer sich selbst erhöht, der wird erniedrigt, und wer sich selbst erniedrigt, der wird erhöht." Matth. 23, 11. 12. Das ist der Weg, um mit allen Collegen, auch den weltlichsten, doch irgendwie fertig zu werden. Wo aber der alte Adam herscht und Recht haben und immer seine Meinung durchsetzen will, und gar zu empfindlich und verbost ist, da ist es gewiß mit der Collegialität vorbei, und wenn die Collegen auch die besten wären. Die Worte Luther's in seiner Tischrede: „Poeten, Juristen, schönen Mägden mag es bisweilen also hingehen, daß sie in ihren Gaben stolziren und hoffärtig sind —, wer kann es wehren" — sind wol wahr, man muß nur nicht die eigene Hoffart dazusetzen, sondern die fremde Hoffart vielmehr durch eigene Demut überwinden. Wo aber Demut ist, da ist auch Mut, denn da ist der neue Mensch, der aus dem Geiste geboren ist und Kräfte hat, die unvergänglich und unbesiegbar sind. Nur ein demütiger Mann wird auch feststehen, wo es gilt. Nichts ist verdächtiger, als der hoheprieſterlich-stolze Mut, der voll Selbstvertrauens in die eigene Kraft der Klugheit und des Willens das Schifflein der Kirche regieren will. Wie Paulus dem Herrn gedienet mit Demut (Apgsch. 20, 19) und wie Petrus alle Christen ermahnt: „allesamt seid unter einander unterthan und haltet fest an der Demut (1 Petr. 5, 5), so ziemt auch einem Regierer der Kirche nichts mehr, als in Demut sich zu fassen und zu erhalten samt seinem Amte. Die hoffärtigen Christen haben nur Elend über die Kirche gebracht — in der Wissenschaft so gut wie in der Praxis. Der Herr, der gesagt hat: ich bin sanftmütig und von Herzen demütig, der will, daß alle seine Christen und besonders seine Diener, die er zum Weiden seiner Herde gesezt hat, nicht das Gegenteil von ihm selber sind.

Ein anderer Punkt, der für einen Superintendenten nicht genug hervorgehoben werden kann, ist der, daß er der Mittelpunkt der kirchlichen Thätigkeit und des ganzen kirchlichen Lebens sein muß. Er muß mit examiniren, er muß ordiniren, visitiren, beaufsichtigen Kirche und Schule, Lehre und Leben der Prediger und Lehrer, — das alles gehört zum Amte des Superintendenten. Wenn er von allen diesen Thätigkeiten, oder wenigstens von manchen davon ausgeschlossen wäre, so wäre seine Thätigkeit, wie die Juristen sagen, trocken gelegt. Trauriges Bild, wenn die ganze Kirchenthätigkeit zerstückelt ist, wenn nichts zusammengreift, wenn alles auseinander liegt und treibt! Das ist nicht das Bild der einen heiligen Kirche, sondern das Spiegelbild der Zuchtlosigkeit und Emancipationssucht der Welt. Hat die kirchliche Thätigkeit kein Centrum, dann drängen sich solche ungesunde, eitle Menschen herein, die die Kirche nur als Schauplatz für ihren Ehrgeiz gebrauchen, und alles bei Seite schieben oder werfen, was ihnen hindernd im Wege steht! Statt solcher wüsten Freischaren muß aber die regelmäßige und geordnete Miliz der Kirche gestärkt werden, und an ihrer Spitze muß der den Kampf vor allen aufnehmen, der von Gott und Rechts wegen dazu eingesezt ist: der Superintendent. Es ist diese Stellung gewiß nicht leicht. Aber wo nur das aufrichtige Bestreben ist, der Kirche zu dienen, wo nur alle es wissen, Prediger und Lehrer, daß der Superintendent mit seinem Wollen und Thun die Kirche meint, daß alle Strenge und aller Tadel, alle Teilnahme und Fürsorge nur der Sorge für das Beste der Kirche und ihrer Diener entspringt, wo nur das Christenherz sich überall zeigt, das mit leidet und sich mit freut, das in Fürbitte allen nahe ist, das freilich zuerst das Reich Gottes mit Ernst meint, dann aber auch das Beste der Personen in

der Kirche und Schule, wo nur überall ein persönliches Verhältnis so viel als möglich mit allen im Geist und in der Liebe aufrecht gehalten wird, da wird sich alles viel leichter machen, als es scheint. Aber wenn es auch noch so schwer wäre: ist es der Beruf der Superintendenten, so muß er auch zu erfüllen sein! Was war Paulus für ein Superintendent? 2 Cor. 11, 23—30 spricht er davon: „ich werde täglich angelaufen und trage Sorge für alle Gemeinen. Wer ist schwach und ich werde nicht schwach, wer wird geärgert und ich brenne nicht?" Und man denke an Luther selbst, der diesen Spruch des Apostels Paulus sich völlig aneignen konte, an Bugenhagen, an Urbanus Rhegius u. s. w., die es bewiesen, daß das lutherische Superintendentenamt nicht blos in den Kirchenordnungen, sondern auch im Leben sich zeigen konte. Bittet den Herrn der Ernte, daß er Arbeiter in seinen Weinberg sende, und die er gesandt, nämlich „alle Bischöfe, Pfarrherren und Kirchendiener im heilsamen Worte und heiligen Leben erhalte."

---

## Nachrichten.

### Aus der Geschichte der evangelischen Kirche Danzigs in den ersten vier Jahrzehnten des neunzehnten Jahrhunderts.

(Fortsetzung.)

Am folgenden Sontage predigte Ehrenström abermals in diesem Sale, den man schon mit einer Kanzel und einem Altar geschmückt hatte, und legte er auch jezt wieder das Sontagsevangelium seiner Predigt zum Grunde. Ehrenström sprach zu der abermals sehr zahlreichen Versamlung „über das Schifflein Christi" ungefähr nach folgendem Plane: Es gibt vier Schiffe, die sich für das Schifflein Christi ausgeben. Jedes Schiff erkent man an der Flagge, die es führt. Das erste Schiff hat auf seiner Flagge die Inschrift: „Papst und Concilien", es ist die römische Kirche, nicht Christi Schifflein. Das andere Schiff hat auf seiner Flagge die Inschrift: „Heilige Schrift und Vernunft", es ist die reformirte Kirche und nicht das Schifflein Christi. Das dritte Schiff führt auf seiner Flagge die Inschrift: „Heilige Schrift." Das klingt gut. Wir prüfen aber das Schiff selbst und — das Schiff — taugt nichts, so gut die Inschrift auf der Flagge auch sein mag; denn das Schiff ist durchlöchert und durch die offenen Spalten dringt das Wasser ins Schiff hinein. Die Schiffsleute sind bemüht, das Schiff über Wasser zu halten, aber es muß — sinken; es ist die symbollose, neuevangelische Kirche, es ist nicht Christi Schifflein. Das vierte Schiff trägt auf seiner Flagge die Inschrift: „Heilige Schrift", und das Schiff selbst ist fest und sicher. Es ist die symbolfeste Kirche der (Alt-) Lutheraner. Sie allein ist das Schifflein Christi. Daß in dieser Predigt die Unterscheidungslehren zur Sprache kamen, daß der elenchus nominalis häufig gebraucht wurde, versteht sich von selbst; aber daß die Polemik in wegwerfender Weise und in großer, fleischlicher Aufgeregtheit geführt wurde, gab die Veranlassung, daß die Gemüter der Freunde Ehrenströms durch diese



Predigt in hohem Grade fanatisirt wurden, wodurch sich das vorbereitete, was acht Tage darauf geschah. Ehrenström hatte nämlich für den nächsten Sontag die Spendung des h. Abendmals öffentlich von der Kanzel angekündigt, und es war inzwischen im Laufe der nächstfolgenden Woche eine Aufforderung an die Polizei ergangen, diese Versamlung in der Holzgasse aufzulösen. Die Polizei hatte hiefür nicht Militairmacht zu ihrer Unterstützung gefordert; sondern hatte den Danziger Sicherheitsverein ersucht, sie bei Ausführung dieses Auftrages zu unterstützen. Als sich nun am folgenden Sontage Ehrenströms Freunde in der Holzgasse zum Gottesdienst einfanden, wurden sie von Polizeibeamten zurückgewiesen und begaben sich nach dem Hause in der Breitgasse, in welchem sie sich früher versammelt hatten, und Ehrenström spendete ihnen dort nach gehaltener Predigt das heil. Abendmal. Unterdessen war ihnen eine große Menge von Neugierigen und Unwilligen gefolgt und umstand das Haus ihrer Versamlung in der Breitgasse. In roher Weise wurden nun hier diejenigen mit schallendem Gelächter begrüßt, welche nach Empfang des h. Abendmals das Haus verließen, und Einzelne von ihnen unter höhnendem Geschrei durch die Straßen hin bis in die St. Marienkirche hinein verfolgt, wo Dr. Kniewel eben im Begriff war, die Mittagspredigt zu halten; eine wunderbare Fügung Gottes, da Dr. Kniewel entschlossen war, an diesem Sontage aus unserer Kirchengemeinschaft auszutreten. *)

---

*) Dr. Kniewel ist's gewesen, der nach Gottes Rathschluß viel, sehr viel zur Förderung des Reiches Christi in Danzig gethan hat, was wir, von denen er zulezt kirchlich, aber gewiß nicht seiner christlichen Gesinnung nach, sich trente, ihm nie vergessen wollen und sollen. — Dr. Theodor Friedrich Kniewel, 1783 am 24. Januar in Danzig geboren, wurde 1809, nachdem er zuvor als Lehrer an einem Gymnasium zu Berlin gearbeitet hatte, wo er mit dem in gleicher Weise damals beschäftigten, nachherigen Bischof und Generalsuperintendenten, Dr. Ritschl befreundet war, Rector der Marienschule in Danzig und darauf, als die Marienschule im Jahre 1816 mit dem Danziger Gymnasium vereinigt wurde, Professor am Gymnasium zu Danzig. Im Jahre 1825 wurde er, nachdem ihn die Gemeinde von St. Marien in Danzig mit dem damaligen Gymnasial-Oberlehrer Dr. ph. Güte, jetzigen Prediger in Thorn, präsentirt hatte, vom Danziger Rathe als Diakonus von St. Marien berufen, in welchem Amte er bis zu seinem Austritt im J. 1847 blieb. Die einzige öffentliche Anerkennung seiner reichgesegneten Wirksamkeit in der Kirche fand er bei der theologischen Fakultät zu Königsberg die ihn bei Gelegenheit ihrer Säcularfeier zum Doctor der heil. Schrift ernante.

Dr. Kniewel war ein vielseitig gebildeter Mann, der in der Zeit, da er das Lehramt führte, sich nicht nur auf dem Gebiete der altklassischen Literatur mit eingehendem Fleiße bewegt hatte, sondern auch neuere Sprachen in den Bereich seiner Studien gezogen hatte. Das Französische und Englische sprach er, italienische Schriften las er. In der Musik besaß er gründliche Kentnisse, einen feinen Takt, das Erhabene vom Prunkenden oder Gemeinen zu scheiden, und ungewöhnliches Talent zum Dirigiren. Er sagte einst: Es ist ein unbeschreiblicher Genuß, die Noten in der Partitur mit den Augen zu lesen, dann in Tönen sie lebensfrisch zu hören. Als Lehrer war er sehr strenge, mitunter mehr als strenge, was er freilich auch noch in späteren Jahren sich als eine gute Gabe mitunter anrechnete, und hielt auf genaues und sicheres Wissen. Auf dem Gebiete der darstellenden Kunst hatte er stets ein selbständiges Urteil, welches von seinem feinen ästhetischen Takte zeugte. Seine literarischen Kentnisse in der Theologie waren gründlich; doch gelang ihm auf dem Gebiete der Theologie am meisten die praktische Auslegung des Schriftworts. Durch überraschende, schlagende Antithesen wußte er oft einzelne Wahr-

Am Abende des Freitags vor dem Sontage, an welchem sich der stürmische Auftritt mit Ehrenström zutrug, über den berichtet wurde, kam Dr. Kniewel zum Prediger Schnaase von St. Catharinen und sagte: „Was ich Dir mitteilen will, ist nur für Dich, ich werde es aber noch dem Prediger Blech (von St. Trinitatis) und Prediger Karmann (von St. Barbara) mitteilen, zu denen ich gleich von Dir gehen werde. Ich werde morgen aus der unirten Kirche austreten. Am vorigen Sontage habe ich schon meine Gemeinde darauf vorbereitet." Daß die Vorstellungen und Bitten des Predigers Schnaase vergeblich waren, versteht sich von selbst, und erfuhr derselbe noch nach Jahren von einem früheren Gemeindegliede der Gemeinde des Dr. Kniewel, daß derselbe an einem Sontage des Jahres 1840 angekündigt habe, er werde am nächsten Sontage außerordentliche Mitteilungen in der Predigt machen, daß das Gemeindeglied aber am folgenden Sontage Derartiges nicht gehört habe. Am Sonnabend darauf begab sich der Prediger Schnaase früh zum Prediger Blech von St. Trinitatis und war nicht wenig überrascht, als er hörte, daß Dr. Kniewel beim Prediger Blech nicht gewesen sei und ihm also auch nichts mitgeteilt habe. Beide begaben sich nun zum Dr. Kniewel. Ueber das Erschütternde des Auftritts, der nun erfolgte, möge nicht weiter berichtet werden, nur blieb am Schluß dieser Zusammenkunft das Resultat: Dr. Kniewel tritt morgen aus unserer Kirchengemeinschaft aus. Der Sontag komt, in der ganzen Stadt wird von dem stürmischen Auftritt mit Ehrenström und seinen Freunden in der Breitgasse gesprochen. Etwa gegen 5 Uhr Nachmittags ladet Dr. Kniewel den Prediger Blech und Prediger Schnaase zum Abendbrod bei sich ein, spricht mit Beiden über Ehrenström, nent ihn und seine Freunde Fanatiker, redet über andere, ferner liegende Dinge, spricht nichts von dem, was am Sonnabend zuvor in seinem Hause vorgefallen war, und hat über das Mitgeteilte weder mit dem Prediger Blech, noch mit dem Prediger Schnaase je etwas wieder gesprochen. — Wenden wir uns nun wieder der Ehrenströmschen Angelegenheit zu.

War schon der Empfang, den die erregte Menge den Freunden Ehrenströms bereitet hatte, ein so maßlos roher und ungebürlicher, obwol durch Ehrenströms herausfordernde, überderbe Reden hervorgerufener gewesen, so mußte für Ehrenström selbst bei der sehr gereizten Stimmung der versammelten Menge noch Uebleres gefürchtet werden, und wäre dieses auch wol zur Ausführung gekommen, wenn ihn nicht die kluge Gewandtheit eines Polizeibeamten davon befreit hätte. Dieser führte nämlich den Ehrenström auf das Eis der nahe gelegenen Mottlau, setzte ihn dort in einen Schlitten eines Lohnfuhrmanns und entzog ihn so den Blicken und zugleich dem Hohne der Menge, welche der Ueberzeugung war, daß Ehrenström nun sofort auf die Festung zur Haft gebracht werde. An den folgenden Tagen versammelten sich Ehrenströms Freunde an verschiedenen Orten der Stadt in kleinen Kreisen, hier und da kam es wol noch zuweilen zu unangenehmen Auftritten; doch verlor die Sache seitdem allmälig den Reiz der Neuheit.

(Schluß folgt.)

---

heiten überzeugend und klar schnell ins rechte Licht zu setzen. Im Umgange war er meistens brüderlich, gewinnend für die, welche mit ihm übereinstimten; aber oft schroff, scharf und überderb gegen Solche, die anders dachten oder anders urteilten, besonders wenn sie neben ihm oder unter ihm standen. Ununterbrochene Thätigkeit war ein Zug seines Wesens, der durch sein ganzes Leben ging, und noch in seinem spätesten Greisenalter hatte er, als die Abnahme des Gehörs ihm fast die Außenwelt verschloß, die regste Teilnahme für die Thätigkeit Anderer. Ueberall war er anregend und bemüht, seine Regsamkeit auf Alles und Alle zu übertragen. Diese Gabe scheint er in sich erkant zu haben und daher gingen seine Pläne, auch für die Kirche, oft auf Umgestaltungen ins Große und Allgemeine hinaus, wobei er dann seine äußerlich wenig hervorragende Stellung im Complexe der Kirche, der er amtlich diente, wol herausfühlen mochte. Als er im Jahre 1843 seine Reiseskizzen (Leipzig, bei Tauchnitz, 2 Bände 8.) über England, Frankreich, Belgien, Schweiz, Oberitalien und Deutschland schrieb, gingen ja seine Pläne auf nichts Geringeres hinaus, als eine „Union" (Thl. I. S. 206 — 212) der Christen „in allen Ländern und Orten, wohin er kam" (Thl. I. S. 206), anzubahnen. Wie er über die Stellung seiner Person zu diesen Plänen mit Rücksicht auf die Stellung, die seine Person in der Kirche, der er diente, einnahm, urteilte, das wird uns aus dem klar, was er (Thl. I. S. 215—221) über seine Unterredung mit dem Bischof von London, Dr. Blomfield, schreibt, wenn er (Thl. I. S. 220) berichtet, daß „bei solchen und ähnlichen Aeußerungen und (Unions-) Wünschen dem Lord Blomfield wol ein halb ironisches Lächeln um die feingeschnittenen Lippen schwebte, das zu fragen schien: aus welcher Macht sprichst Du das? und wer hat Dir die Macht dazu gegeben?" — Dr. Kniewel verstand es in hohem Grade, überall die geeigneten Kräfte mit Sicherheit herauszufinden, Jeden zweckmäßig zu beschäftigen, Jeden durch fortwährende Anregung in Thätigkeit zu erhalten. Um geeignete, mithelfende Kräfte war er nie in Verlegenheit; er suchte sie, fand sie immer, selten täuschte er sich in der Wahl. Bei diesem seinen, entschieden zur Thätigkeit hin ausgeprägten Charakter waren nüchtern berechnende und in der Nüchternheit beharrende Charaktere ihm schwer zu tragen; denn sie behinderten ihn in seinen rastlosen Thätigkeitsplänen, die freilich auch nicht immer durchführbar waren und darum auch nicht immer zur Ausführung kamen. Im persönlichen Zusammentreffen mit ihnen aber war und blieb er immer der feingebildete Mann, der nicht leicht seine amtliche Stellung vergaß, auch wenn auf der anderen Seite ihm leidenschaftliche Erregtheit entgegentrat. Dr. Kniewel machte viele Pläne, und weil er, wie dies leicht erklärlich ist, nicht alle ausführen konte, so erschien er oft als wankelmütig in seinen Unternehmungen.

Eine eingehende Darstellung der Entwickelung seines theologisch-christlichen Charakters hier zu geben und nachzuweisen, wie aus dem freisinnigen Freunde der Aufklärung, der seine Schüler als Rector der Marienschule mit den natürlichen Erklärungsversuchen der biblischen Wunder bekant machte und selbst noch im Jahre 1826 dem angehenden Theologen in der metaphysischen Hoheit der Majestät Gottes und in der physischen Niedrigkeit des Menschen die Notwendigkeit eines Mittlers zwischen Gott und Mensch nachzuweisen sich bemühte, und die Notwendigkeit der Predigt vom Sündenelende des Menschen allein darin fand, weil man nun schon lange genug gesagt habe, der Mensch sei gut, das fromme, christliche Gotteskind gewordene, dem „Christi Blut und Gerechtigkei" das Ein und Alles war, davon muß Ref. hier abstehen, weil diese Mitteilung ohnehin das Maß einer Anmermerkung schon sehr überschritten hat. Daß der teure Mann, der an Dr. Kniewels Grabe gesprochen hat, ihn nicht immer richtig beurteilt hat, ist gewiß. Was hatte sich denn seit 1842, wo Dr. Kniewel noch die Unionsvorschläge machte, bis 1847 in der evangelischen Kirche Preußens geändert, daß unser Dr. Kniewel austreten mußte? Ich weiß es nicht und doch steht es so in der Rede, die an Dr. Kniewels Grabe gehalten wurde. Wer zwischen den Zeilen lesen kann, wird sehen, daß Ref. anders über die Veranlassung zum Austritt Dr. Kniewels zu urteilen sich genötigt fühlt. Das aber bleibt ausgemacht, Dr. Kniewel hat als frommer, redlicher, reichgesegneter Knecht Christi gelebt und ist als solcher gestorben. Er ruhe in Jesu Frieden.



Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz in Berlin. Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin

# Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1864. **Mittwoch den 28. September.** № 78.


## Arnold Ruge.

(Schluß.)

Interessant ist es zu lesen, wie sein Verteidiger, jener christlich fromme Kriegsrath Hänisch, ein Mann, dem R. fortwährend die allerhöchste Achtung bezeugt, diesen Behauptungen durch die Parade fährt. Als er die von den Gefangenen nachgesuchte Verteidigung übernommen, kam er zu ihnen mit den Worten: „Ich will Sie verteidigen. Zuerst muß ich aber bemerken, daß ich durchaus kein Anhänger der Europäischen sogenanten Freistaaterei bin. Die Türkische Regierung ist die beste, da kukt man nicht jedem in die Tasche und der Mensch ist Herr in seinen vier Pfählen u. s. w."

Wiederholt kam R. mit christlich frommen Männern und Familien in nahe Berührung, wiederholt sieht er sich gedrungen, den Segen anzuerkennen, der ihm da entgegengetreten, aber weit davon entfernt, diese segenbringende Gestaltung des christlichen Lebens und der christlichen Familie auf den rechten Quell zurückzuführen, haben wir immer nur irgend einen Hohn darüber zu hören, namentlich wenn er von einzelnen seiner früheren Bundesbrüder hört, daß sie zu Christo gekommen sind. Von dem Einen, mit dem er längere Zeit das Gefängnis geteilt, sagt er: „Ich habe den sanften, freundlichen, gescheidten Burschen nie wiedergesehen, aber oft an ihn gedacht und später gehört, er sei ein Fels der Kirche geworden. Da bedaure ich nur, daß er nicht Papst werden kann, der doch der richtige Abschluß des asiatischen Glaubensreiches ist und das Ideal aller Kirchensäulen sein muß." Am bittersten aber fährt R. über Clemen her. Dieser war zur Zeit seiner gefänglichen Einziehung bereits völlig von den burschenschaftlichen Ideen, so weit sie sich auf die Politik beziehen, geheilt; es war ein denkender, feiner Kopf, und so hatte er über die Entstehung, die Entwickelung, die Bedeutung 2c. der Burschenschaft sich in einem ausführlichen Aufsatze seinen Richtern gegenüber ausgesprochen, daraus denn zur Genüge erhellte, wie sehr er selber von diesen Wegen abgekommen war. Die Schrift war so bedeutend und gab so viel Klarheit, daß sie den verschiedenen Untersuchungs-Commissionen, namentlich auch der Central-Commission von Mainz, mitgeteilt wurde. Späterhin ist sie in Dr. Ilse's „Geschichte der politischen Untersuchungen von 1819—1842" abgedruckt, und R. fühlt sich gedrungen, einzelne Partien daraus mitzuteilen, um sie, wie er meint, widerlegen zu können. Aber die Wahrheit muß doch vielfach bei ihm eingeschlagen haben, sonst könte er unmöglich so viel Gift und Galle dagegen ausstoßen, als es doch der Fall ist. Niemals ist seine Feder so bitter als hier, da ihm der beste seiner Leute abgefallen. Sogar das Vaterland des Dr. Clemen, Lippe-Detmold, muß seinen Zorn büßen, es muß immer wieder Lilliput-Detmold heißen und die Erbweisheit von Lilliput-Detmold muß darum nicht viel wert sein, weil das Land so klein ist. Und doch war damals Clemen Lehrer an einem Preußischen Gymnasium. „Clemen ist ein ganz anderer Verräther als Diez (jener Baier, der die erste Anzeige machte). Diez verrieth nur das Geheimnis des Bundes, er verräth alles, was den Menschen ehrt und erhebt, und während in Spanien das heilige Amt von dem Ketzer die traurige Selbstanklage und das Bekentnis eines fertigen Glaubens erzwang, haben wir hier in Deutschland das Schauspiel, daß der Ketzer sich und seine ganze Sele freiwillig aufgibt, und den hohlen geistlosen Larven des Bedientenstaates seiner Zeit eine ausführliche Dogmatik dieses Bediententums erst einbläst, die ihnen vorher noch nicht klar geworden war." Welch schiefes, verbissenes Urteil eines bedeutenden Mannes und denkenden Kopfes! Wohin geräth ein Mensch, wenn er sich an den Fanatismus einer Idee verkauft und wie Mazeppa an das wilde Pferd gebunden mit ihr in die Welt hineinbrauset, bis Roß und Reiter untergehen.

R. selbst erzählt uns von den Wandlungen seiner Ansichten: „Es ist bekant genug, daß ich nicht bei der Burschenschaft stehen geblieben bin", erzählt uns später, wie rücksichtslos und ungerecht er brieflich und persönlich deshalb von den alten Freunden behandelt. In Frankfurt wies man ihm fast die Thür, und in Briefen unterschrieb man sich: „Dein Dich vielleicht nicht mehr wiederkennender." Das Alles erzählt R. mit Recht im Tone des Vorwurfs. Aber, daß sich auch Clemen wandelt in seinen Ansichten und Grundsätzen und zwar nach der rechten Seite, das ist Hochverrath. Er hätte sich müssen grade so wandeln wie R. So wäre es gut. Denn R. ist der Normalmensch und seine Grundsätze und Ansichten sind die absolut rechten und allein geltend. Wenn sein teilnehmender Verteidiger Hänisch von seinem Garten an der Festung vorbeikam, so schickte er ihm sicher durch die Wache jedesmal einen Korb voll Früchte oder Blumen. Seine Humanität rührte ihn, „sein Verdienst um uns war groß, daß wir für immer seine Schuldner

blieben." Aber sonst steht R. hoch über ihm, daß er ihn nicht tief genug verachten kann. „Außer seiner Türkenfreundschaft hielt er es auch noch mit den Juden, glaubte Alles, was sie der Welt aufzubinden für gut gefunden haben, und las, wie er selbst sagte, die Bibel alle Jahr ein Mal von vorn bis hinten durch."

Müssen wir denn bedauern, unsern Freund fortwährend in dieser thörichten Erbitterung gegen alle bestehenden staatlichen Einrichtungen des König- und Fürstentums zu finden, bedauern, daß er von seiner eingebildeten wissenschaftlichen Höhe so tief und so höhnisch auf die heilige Schrift herabsieht, daß er in diesem Felsen, auf dem die Welt ruht, in seiner dünkelhaften Einbildung nichts anderes sieht, als asiatische Phantasien, denen man nicht früh genug ihr lächerliches Dasein zu untergraben und auszulöschen habe, bedauern, daß er alle, auch die ernstesten und tüchtigsten Männer, welche nicht seiner Meinung sind, mit irgend einem Hohn oder doch mitleidigen Lächeln glaubt über Bord werfen zu sollen, so wollen wir doch, ehe wir im Gefängnis von ihm scheiden, die achtungswerte Energie anerkennen, womit er allem feindseligen Widerstreben der Personen und Verhältnisse ungeachtet nicht aufhörte so lange zu kämpfen, bis er sich eine völlig freie Zeit zu den ernstesten Studien der alten, besonders Griechischen Klassiker erobert hatte. Er hatte keinen Zuschuß von Außen, sondern nur über täglich 5 Gr. zu gebieten, aber er ruhete nicht, bis er die Lampe erspart, dann das Oel, dann den Schafpelz für die kalten Winternächte von Morgens 3 bis 8 Uhr, wo erst eingeheizt wurde, dann die Filzschuhe u. s. w. Viele seiner Schicksalsgenossen, welche diese Energie gegen misliebige Offiziere, stolze und herschsüchtige Commandanten ꝛc. nicht besaßen, sind in diesen jahrelangen Gefängnissen körperlich und geistig rein untergegangen. Sie waren zerfallen in der Erschlaffung des Nichtsthuns. R. hat sich nicht blos selber frisch und kräftig erhalten, sondern hat in dieser Beziehung auch sehr glücklich auf seine Genossen eingewirkt, und man hat die Laune und Charakterstärke, womit er Alles zu tragen und zu überwinden wußte, mehr als ein Mal gebraucht, um auch andere Gefangene aufzurichten und über Bord zu halten. Wie oft hat er den Plato, den Aristophanes, den Pindar, Homer, Sophokles und Thucydides völlig durchstudirt, übertragen, auswendig gelernt! —

In den lezten Tagen seiner Haft sollte er noch den Beweis der Ohnmacht des Rationalismus auf dem Gebiete der Selsorge erfahren. Der Superintendent trat herein:

„Ich komme im Namen Sr. Königl. Hoheit des Kronprinzen und der Gesellschaft zur Besserung der Strafgefangenen."

„„Da freut es mich, daß ich grade noch den Nutzen davon haben soll, noch mit gebessert zu werden, denn in wenig Tagen hätten Sie mich nicht mehr hier gefunden. Bitte, nehmen Sie Platz, wollen Sie den Koffer oder ziehen Sie den Brettstuhl vor.""

„Er saß auf dem Brettstuhl und schwieg, ich hatte nichts zu sagen, endlich nahm er die Stütze seines Stockes von seinem Kinn weg und fing an":

„Oder ziehen Sie es vor, so können wir uns auch von der Politik unterhalten."

„Worauf ich erwiderte: „„Wie könte ich wol irgend etwas in der Welt meiner eigenen Besserung vorziehen, und was würden Sie dazu sagen, wenn ich es thäte? Fangen Sie also nur an, mich zu bessern.""

Kurz, das Gespräch verlief über alle Maßen jämmerlich. Diesem geriebenen Fuchs gegenüber hatte der Herr Superintendent, welcher so zuplumpte, eine traurige Rolle zu spielen. Aber er war eingeschlossen und konte nicht fort. Zulezt bat er nur darum, daß sein Gegner, der fromme Hänisch, von diesem Gespräche nichts erfahren möchte. Ich stimme mit der religiösen Richtung Sr. Königl. Hoheit so wenig überein, als mit der ihres Freundes und Beschützers, des Kriegsraths Hänisch. Endlich öffnete sich die Thür, und als der Superintendent ging, war R. nicht gebessert.

Wir brechen mit der Entlassung aus der Haft am 1. Januar 1830 diese Mitteilungen ab, erwartend, ob die folgenden Bände uns zu weiteren Mitteilungen, auch über den Schluß des vorliegenden, auffordern werden.

---

## Nachrichten.

### Aus der Geschichte der evangelischen Kirche Danzigs in den ersten vier Jahrzehnten des neunzehnten Jahrhunderts.

(Schluß.)

Wenden wir nun unseren Blick dem zu, was als Vorbereitung auf eine bessere Zukunft von uns angesehen werden kann.

Die Einführung der Agende für die Provinz Preußen vom Jahre 1829, gegen welche die sogenanten Altlutheraner auch in Danzig so sehr eiferten, kann und muß von Jedem, welcher diese Angelegenheit ruhig und unbefangen beurteilt, nur als ein entschiedener Fortschritt zum Besseren in Danzig angesehen werden. Ehe die Agende für die Provinz Preußen in Danzig gebraucht wurde, benuzten die evangelisch-lutherischen Geistlichen (anders verhielt es sich mit den beiden reformirten Gemeinden zu St. Petri und St. Elisabeth) die Danziger Agende vom Jahre 1811*), welche nach dem Vorworte den „Predigern

*) Schon im Jahre 1806 waren die evangelisch-lutherischen Geistlichen Danzigs mit Entwerfung eines neuen Gemeinde-Gesangbuchs und einer neuen Agende beschäftigt. Die Danziger Agende vom Jahre 1709 muß ihnen schon sehr zuwider gewesen sein; denn der Diakon Vogt von St. Johann (vergl. Gedenkbuch für die Diakonen der Johanniskirche im Archiv von St. Johann, H. 3. S. 41) schreibt den 30. November 1806: „Von einigen Mitgliedern des Ministeriums, von denen nämlich, welche an der Verfertigung des neuen Gesangbuchs arbeiten, war verabredet worden, daß mit dem Sonnabend vor dem ersten Adventssontage, die geschmacklose, papistische und empörende Beichtvermahnung (der Danziger Agende von 1709)

der ungeänderten Augsburgischen Confession in der Stadt und auf dem Lande" zur Nachachtung gegeben worden war. Diese Agende ordnet an, daß der Geistliche ungeänderter Augsburgischer Confession in der Adventszeit vor dem Altare beten soll: „O Jesu Christe, dir danken wir für die Lehren der Weisheit und der Tugend, für die Tröstungen und Hoffnungen, die du uns in deiner Religion gegeben hast. Laß dein Wahrheits- und Tugendreich immer weiter ausgebreitet, immer fester gegründet werden. Durch deine Lehre erleuchte unsern Verstand, veredle unser Herz, mach uns ruhig und selig. Gern wollen wir dir folgen und bis an unser Ende getreu bleiben. „Die Abendmalsgäste werden vor dem Empfange des heil. Abendmals in den Kirchen ungeänderter Augsburgischer Confession" also angeredet: „Ist irgend eine Handlung geschickt, große Gedanken und edle Empfindung im Herzen des Menschen zu wecken, so ist es, versammelte Christen, das Mal, zu dessen Genusse ihr euch gemeinschaftlich an diesem Altare einfindet. Laßt uns deswegen unser Herz zu Gott erheben mit den Worten unsers Erlösers." In dem Taufformular für Christen „ungeänderter Augsburgischer Confession" heißt es: „Statt des gewöhnlichen Glaubensbekentnisses (in dem abgedruckten apostolischen Glaubensbekentnisse sind aber die Worte: „Auferstehung des Fleisches" ausgelassen, und es ist hiernach fraglich, ob dieser Abdruck das „gewöhnliche" Glaubensbekentnis ist) kann auch folgende Umschreibung gebraucht werden"; doch ist nicht gesagt, ob man bei dem Worte „Umschreibung" penultima oder antepenultima accentuiren soll, obwol das Leztere gemeint zu sein scheint. Die „Umschreibung" lautet: „Wir bekennen und glauben, daß nur Ein Gott ist, unendlich vollkommen und selig, der Alles erhält, Alles mit der höchsten Weisheit und Güte regiert, und halten uns um dessen willen für verpflichtet, ihn durch dankbare Liebe, durch willigen Gehorsam und durch freudiges Vertrauen zu verehren. Wir erkennen und glauben, daß Jesus Christus Gottes Sohn und sein glaubwürdigster Gesandter an die Menschen ist, daß er dazu in die Welt gekommen ist, um die Menschen von dem Elende der Sünde zu befreien, daß er zu diesem Zweck Gottes Willen gelehrt und seine Lehre durch den Tod am Kreuz bestätigt hat, am dritten Tage aber von den Todten wieder auferstanden und zur größten Herlichkeit bei Gott erhöhet worden ist, um uns dadurch den Trost der Vergebung unserer Sünden und die Hoffnung des ewigen Lebens zu verbürgen. Daher wir uns auch verbunden fühlen, ihn als unseren Erlöser zu verehren und seine Lehre als die vollkommene Anweisung zur wahren Glückseligkeit anzunehmen und zu befolgen. Wir bekennen und glauben, daß uns Gott durch sein Wort seinen heiligen Geist gibt, damit wir ihn selbst als unsern Vater, und seinen Sohn, Jesum Christum, als unsern Heiland erkennen lernen, und durch seinen Beistand immer weiser, immer tüchtiger zu guten Werken und immer reifer für das ewige Leben

abzuschaffen und statt derselben einstweilen die aus der Schleswig-Holsteinischen Agende abzulesen. Da der Diakonus Vogt, welcher bei dem Gesangbuchs-Comité mitsizt, an diesem Tage seine Amtswoche geendet hatte und sein Herr College M. Dragheim wegen einiger eingetretenen Hindernisse an dem bestimten Tage die neue Beichtvermahnung nicht ablesen konte, so geschah es zum ersten Male in unserer Johanniskirche Sonnabend vor Dom. 2. Adv. d. 6. Decbr. durch den Diakonus Vogt. In allen Stadtkirchen hat man den alten Sauerteig (der Agende von 1709) jezt abgeschafft und zwar ohne Geräusch." Wie schnell, gründlich und klug beseitigte man die Danziger Agende von 1709.



werden, zu welchem er uns bestimt hat. Daher wir es auch für unsere Pflicht halten, uns von seinem Geiste zum Guten leiten und führen zu lassen, und durch wahre Tugend und Gottseligkeit zu trachten nach dem ewigen Leben." Diese Proben werden wol zur Kennzeichnung der Danziger Agende für die „Prediger ungeänderter Augsburgischer Confession" vom Jahre 1811 hinreichen und hiernach wol nicht schwer zu beurteilen sein, ob die evangelische Kirche Danzigs durch die Einführung der Agende für die Provinz Preußen vom Jahre 1829 gewonnen oder verloren habe.

In Danzig wurde die Agende von 1829 im Jahre 1830 eingeführt*), nachdem der Danziger Rath sich vorher entschieden gegen dieselbe ausgesprochen hatte. Kurz vor der Einführung predigte der Superint. der Stadt Danzig, Consist.-Rath Lic. Bresler, Pastor zu St. Marien, über das liturgische Recht der evangelischen Fürsten, und erklärte auf der Kanzel, daß er sein Amt niederlegen wolle, wenn man dieses Recht in Danzig nicht anerkennen wolle, doch kam es in dieser Sache zu keinen öffentlichen Demonstrationen in den Gemeinden. Archidiakon Dragheim von St. Johann führte die Agende vom Jahre 1829 acht Tage früher ein wie die andern Geistlichen Danzigs, und rechtfertigte sein Verfahren durch eine kleine Druckschrift, die er in der Gemeinde verteilen ließ und in welcher das der Hauptgedanke war, daß das Haupthindernis der Einführung der Agende von 1829 die Unbekantschaft der Gemeinden mit derselben sei, und daß er dieses Hindernis dadurch am leichtesten zu beseitigen geglaubt habe, daß er die Agende eingeführt habe. Durch diese Thatsache werde nun Jeder sich überzeugt haben, daß die Agende vom Jahre 1829 fast nur das gebe, was die Danziger Agende von 1709 enthalte, deren Beseitigung im Jahre 1811 ja mit Recht eine so große Entrüstung in den Gemeinden hervorgerufen habe.

Ebenso sehr an der Zeit war der, namentlich durch Consist.-Rath Lic. Bresler, Prediger Dr. Kniewel von St. Marien und Prediger Dragheim von St. Johann immer wieder angeregte Gedanke, den Gemeinden wieder ein Gesangbuch zu bieten, aus dem ihnen die Glaubensfrische der Vorväter unsers evangelischen Glaubens entgegenwehte, und das um so viel mehr, als das seit 1810 in Danzig gebrauchte Gemeinde-Gesangbuch in vielfacher Beziehung nur den Reflex einer dem reinen, ungefärbten Bibelglauben fernstehenden Zeit darbot. Es war dies Gesangbuch in demselben Geiste redigirt, aus welchem die eben besprochene Danziger Agende von 1811 hervorgegangen war. Die Mängel des Gesangbuchs waren auch in Danzig sehr fühlbar geworden; allein an eine Abhülfe der Not konte man erst denken, als im Jahre 1836 den Geistlichen der Stadt Danzig, durch welche immer die Herausgabe des Gesangbuchs für Danzig seit 1719, wo das erste Danziger Gemeinde-Gesangbuch herauskam, redigirt worden ist, angezeigt wurde, daß die lezte Auflage des Gesangbuchs von 1828 fast vergriffen wäre. Sofort wurden Verhandlungen mit dem Consistorium der Provinz Preußen angeknüpft wegen einer neuen Ausgabe des Gesangbuchs und in diesen festgesezt, daß ein Teil der Lieder, welche sich in der früheren Ausgabe von 1810 vorfanden, beibehalten werden sollten, und daß so lange, bis die erste

*) Verhandlungen über Einführung einer neuen Agende für die evangelische Kirche waren schon im Jahre 1822 gepflogen worden; aber die evangel. Geistlichen Danzigs hatten die ihnen damals vorgelegte Agende anzunehmen sich geweigert, die Agende von 1829 war eine Modifikation der früher vorgelegten Agende.

Auflage der neuen Ausgabe von 10,000 Exemplaren vergriffen sein würde, nur solche Lieder beim öffentlichen Gottesdienste gesungen werden sollten, welche in beiden Ausgaben unter gleicher Nummer denselben Text hätten. Hierauf begannen die Berathungen der evangel. Geistlichen Danzigs. Was die Aenderungen betrifft, so war die Meinung der Mehrzahl, daß namentlich in den alten Liedern, so viel wie möglich, Härten im Ausdruck vermieden werden sollten, nicht sowol, weil sie den Ohren der Geistlichen zuwider waren, sondern weil man dafür hielt, daß in diesem Punkte, der ja nur ein formeller sei, dem Wunsche der Gemeinden nachzukommen sein. Wenn nun auch hierdurch manches Lied an Körnigkeit und Kraft verloren hat, da es aus der ursprünglich kurzen und der Jetztzeit hart klingenden Form in eine glatte, aber auch oft kraftlosere Form der Neuzeit umgebogen ist, so ist doch nicht zu vergessen, daß es wünschenswert ist, wenn ein Lied, obwol hie und da weniger kraftvoll als in der ursprünglichen Form, von der Gemeinde mit Erbauung gesungen wird, als wenn dasselbe durch seine alte Form in Einzelnen Widerwillen erregt, die dann mit der alten Form auch so leicht den Inhalt verwerfen.

Als ein Mittel, kirchliches Leben in der evangelischen Kirche Danzigs zu wecken, muß auch die Abhaltung von Bibelstunden, welche im Dezember 1833 der Dr. Kniewel, und der zweite Prediger von St. Trinitatis, Prediger Blech, begonnen, angesehen werden. Dr. Kniewel machte den Anfang mit der Erklärung des alten Testaments, während Prediger Blech das neue Testament erläuterte. Anfänglich hielten die genanten Prediger diese Bibelstunden in ihrer Amtswohnung und als diese nicht ausreichte, verlegten sie dieselben in die Kirche hinein. Die Zahl der Teilnehmer war im Anfange bedeutend; doch nicht so, daß sie die Kräfte dieser beiden Männer überstieg, weshalb denn auch die andern Geistlichen Danzigs abwarten wollten, ob es rathsam oder nötig sein würde, in diesem Werke mitzuhelfen. Allein der Erfolg lehrte leider, daß es in Danzig, wie auch an anderen Orten, nicht sowol an Bibeln, als vielmehr an Bibellesern, und an dem allgemeinen Bedürfnisse fehlt, tiefer in das Verständnis der heiligen Schrift einzudringen. Dennoch ist dies Unternehmen aller Anerkennung wert, sofern dadurch der kleinen Zahl derer, die ein solches Verlangen in sich tragen, das geboten wird, was sie begehren, und denen, die gleichgültig sind gegen Gottes Wort, bezeugt wird, daß sie einst keine Entschuldigung haben.

Auch die wieder erwachende Liebe der Gemeinden für die Kirchengebäude darf nicht unerwähnt bleiben. Namentlich hat die St. Barbara-Gemeinde, aufgefordert durch ihre Geistlichen und unter fortgehender Beteiligung des zweiten Geistlichen, des Predigers Karmann, sich zu bedeutenden Opfern bereitfinden lassen, durch welche das bisher sehr stiefmütterlich ausgestattete Innere ihrer Kirche ein freundliches Ansehen, einen neuen Altar, einen bedeutenden, kostbaren Reparatur-Bau an der wolklingenden Orgel und (etwas später) eine neuerbaute, etwa dreihundert Personen umfassende Sakristei erhalten hat, die bei der an dieser Kirche so sehr gesteigerten Zahl der Confitenten so hochnötig war.

Ebenso ist die Hoffnung, welche die Kirche zur Schule hat, im Vergleich zu dem, was in den letzten drei bis vier Jahrzehnten geleistet worden ist, keine Täuschung; denn mit jedem Jahre stellt es sich beim confirmirenden Unterricht deutlicher heraus, daß die Schulen, namentlich die Frei- und Elementarschulen, wie die Armenschulen mehr Sicherheit und Festigkeit in der Kentnis des lutherischen Katechismus fördern, als dies wol früher geschah, und höchst wolthätig ist die Verordnung, welche die Vertreter der Danziger Bürgerschaft in der Mitte des Jahres 1841 an sämtliche Lehrer an allgemeinen Bürgerschulen ergehen ließen, in der sie auf Beschränkung der Lehrgegenstände beim Unterricht drangen, dagegen Sicherheit in dem Notwendigsten forderten. Der Krebsschaden der Vielwisserei hatte auch in den Volksschulen Danzigs, wie an andern Orten, zum großen Schaden für gründliche Kentnis des Notwendigsten um sich gegriffen und eitles Prunken mit dem Glanze des Nebensächlichen gefördert. In der gedachten Verordnung aber heißt es, daß sich der Unterricht auf Christentum, Lesen, Schreiben, Rechnen und deutsche Grammatik beschränken soll. In Beziehung auf den Unterricht im Christentum wird zuerst Unterweisung in der biblischen Geschichte gefordert und zwar in der Art, daß die Kinder nicht nur im Allgemeinen erzählen sollen, sondern auch die wichtigsten Abschnitte in den einzelnen Erzählungen aus der heiligen Schrift auswendig wissen sollen, womit auch das Auswendigwissen ganzer Abschnitte aus der heiligen Schrift verbunden werden soll. Der Unterricht in der Lehre soll sich aber nur auf den lutherischen Katechismus erstrecken, der von den Kindern genau gelernt werden soll, wozu sie dann noch eine passende Worterklärung erhalten und noch geeignete Aussprüche der heiligen Schrift gelernt werden sollen. Von solchen zweckdienlichen Bestimmungen, auf deren Befolgung bei den jährlichen Prüfungen gewissenhaft gesehen werden wird, läßt sich dann freilich, wenigstens für die Heilserkentnis derer, die in die evangelische Kirche eintreten werden, nur Gutes hoffen, die Belebung dessen, was gelernt wird, müssen wir freilich auch hier dem anheimstellen, an dessen Segen Alles liegt.

Das Mitgeteilte dürfte die wichtigsten Ereignisse erwähnt haben, welche die evangel. Kirche Danzigs in den ersten vier Jahrzehnten des neunzehnten Jahrhunderts unmittelbar berührten, wenn wir nicht noch dem im Jahre 1830 auch von den ev. Geistlichen Danzigs gemachten, aber von den Vertretern der Danziger Bürgerschaft entschieden zurückgewiesenen Vorschlag zur Einführung einer Presbyterial-Verfassung in Danzig und den im Jahre 1838 von den evang. Geistlichen Danzigs gemachten, aber von den Vertretern der Danziger Bürgerschaft ebenfalls abgelehnten Antrag zur Anstellung eines Hülfsgeistlichen in Danzig mit dazu rechnen wollen.*) Was sonst noch in Danzig geschehen ist zur Förderung christlichen und kirchlichen Lebens, stellt sich nur als Thätigkeit in den kleinen Kreisen von christlichen Vereinen und Gesellschaften dar. Ueber die Wirksamkeit dieser denken wir später eine Uebersicht zu geben.

*) Der Antrag wurde auf Betrieb des Dr. Kniewel von dem evangel. Geistlichen Danzigs zu einer Zeit gestellt, als Cons.-R. Lic. Bresler sich auf einer Reise befand, und wurde darauf gegründet, daß der Rath bei Einziehung mehrerer evangel. Predigerstellen auch die von ihm zu zahlenden Gehalte eingezogen habe. Der Rath antwortete, er wolle keinen Hülfsgeistlichen anstellen, die Prediger sollten sich in Krankheitsfällen, wie sie es bisher gethan, helfen und „die Gehalte der eingezogenen Predigerstellen seien zu anderen Zwecken verwendet worden."

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz in Berlin. Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

# Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1864. Sonnabend den 1. October. № 79.


## Der Karlsruher Oberkirchenrath in Sachen des Dr. Schenkel.

Das von 117 Geistlichen der unirten Landeskirche Badens gegen das „Charakterbild Jesu" von Dr. Schenkel in der Form eines „Protestes" abgelegte Zeugnis ist von jenen Geistlichen in Verbindung mit einer wolmotivirten Vorstellung vom 24. Juni 1864, die Stellung des Kirchenraths Dr. Schenkel als Seminardirectors in Heidelberg betreffend, dem evang. Oberkirchenrath in Karlsruhe mit der Bitte vorgelegt worden:

> „Hohe Oberkirchenbehörde wolle sich bei der Großh. Staatsbehörde dafür verwenden, daß Kirchenrath Dr. Schenkel seiner Stelle als Director des evang. Predigerseminars enthoben und leztere einem Manne übertragen werde, der mit seiner Lehre unzweideutig auf dem Boden des anerkanten Bekentnisses der evangelisch-protestantischen Landeskirche steht."

Diese Bitte hat der Oberkirchenrath mittels einer ausführlichen, allen evang. Pfarrämtern und Kirchengemeinderäthen zur Nachricht mitgeteilten Verfügung vom 17. August 1864, wie nicht anders zu erwarten war, abschlägig beschieden. Wenn wir den Erlaß des badischen O. K. Rs. mit seiner warmen Sympathie für den Dr. Schenkel und mit seiner ziemlich heftigen Antipathie gegen die 117 glaubenstreuen Zeugen etwas näher ins Auge fassen, so geschieht dies lediglich darum, um die Unwahrhaftigkeit und Gleißnerei aus den „stolzen Worten, da nichts hinter ist", herauszukehren. Ref. kann um so unbefangener in dieser Sache urteilen, als er einmal nicht Geistlicher, sondern Jurist und als er andernteils als Hessen-Darmstädter mit den im O. K. R. zu Karlsruhe sitzenden Persönlichkeiten völlig unbekant ist.

Der Erlaß des O. K. Rs. bemüht sich, die Beschwerde und Bitte der protestirenden Geistlichen in erster Linie als formell ungerechtfertigt und in zweiter Linie als sachlich unbegründet darzustellen. Wir folgen im Wesentlichen dem Gedankengange des O. K. Rs., obgleich derselbe häufig vom Formellen ins Materielle und umgekehrt überspringt.

„Vor allem" erwägt der O. K. R., daß „das angefochtene Buch ein wissenschaftliches Werk eines Gelehrten ist, welches nicht in dem Sinne, wie die Beschwerdeführer meinen, unter die Beurteilung des Kirchenregiments fällt." Hiernach sollte man glauben, die protestirenden Geistlichen hätten um polizeiliche Beschlagnahme des Schenkel'schen Buches oder um criminelle Bestrafung oder Beseitigung des Verfassers als Universitätsprofessors gebeten und sie gehörten samt und sonders zu den Kreisen, von welchen der O. K. R. mit unverkennbarem Dünkel und mit der vornehmen Miene eines Generalpächters der Wissenschaft sagt, daß sie sich, „ohne dem Gange der theologischen Wissenschaft zu folgen, einfach an der herkömlichen Form christlicher Verkündigung erbauen." Nun sagen aber die gläubigen Geistlichen ausdrücklich, daß sie das Buch des Dr. Schenkel wegen der „amtlichen Stellung" des Verfassers als Directors des Predigerseminars und Universitätspredigers zum Gegenstand ihrer Beurteilung gemacht haben, und dies nicht darum, weil Dr. Schenkel in Beziehung auf die theologische Fassung der Hauptartikel des christlichen Glaubens von den geltenden Bekentnissen sich entferne, sondern darum, weil Dr. Schenkel an die Stelle der wesentlichen Substanz des evangelischen Glaubens etwas durchaus anderes, der Schrift und dem Bekentnisse Widersprechendes setzen wolle. Von dem allem will aber der O. K. R. nichts hören; er verteidigt nicht den unter seiner Aufsicht stehenden und um seiner Irrlehren willen angegriffenen Seminardirector und Universitätsprediger Schenkel, sondern er spricht den nicht angegriffenen und nicht seiner Aufsicht unterstehenden Professor der Theologie darum frei, weil er „kein wissenschaftlicher Gerichtshof" sei. Der O. K. R. ist hierbei von der Wahrheit und Redlichkeit abgewichen. Was der Professor Schenkel geschrieben hat, davon ist doch, wenn man denselben nicht zum vollendeten Heuchler machen will, offenbar anzunehmen, daß er es auch als Seminardirector und Universitätsprediger lehren wird. Es ist ein diplomatischer Kniff, hier in der Abstraction zweier Qualitäten eine Unterscheidung und einen Gegensatz zu suchen, da doch die im Leben wirkende Person des Dr. Schenkel eine solche Scheidung schlechterdings nicht zuläßt.

Die gläubigen Geistlichen haben darauf aufmerksam gemacht, daß der wissenschaftliche Charakter des Schenkel'schen Buches wesentlich dadurch alterirt werde, daß dasselbe für „das Bedürfnis der Gemeinde" berechnet sei. Der O. K. R. meint aber: „in lezter Absicht" wolle das heutzutage jedes Werk wissenschaftlicher Theologie. Auch hier wieder eine Verschiebung der entscheidenden Gesichtspunkte. Oder ist nicht ein Unterschied zwischen einem Buch, das expreß und unmittelbar auf die Zerstörung des christlichen Glaubens in den Ge-

meinden ausgeht, und zwischen einem wissenschaftlichen Werk, und zwar nicht blos unserer Tage, das vor allem der Wissenschaft und erst mittelbar auch der Gesamtheit der Gläubigen durch Popularisirung seines Inhalts dienen will?

Die gläubigen Geistlichen haben darauf hingewiesen, daß bei der Beurteilung der Lehre eines Geistlichen nach der Kirchenrathsinstruktion §. 8—10, das den Ausschlag geben soll, „ob derselbe noch die Lehre von der Regierungsgewalt Christi in der Kirche des neuen Bundes, die er durch Leiden und Tod sich erworben und dann durch Auferstehung und Hingang zum Vater davon Besitz genommen hat und die Verpflichtung der Gläubigen, ihn als solchen zu erkennen, zu verehren und seine von ihm oder seinen Aposteln gegebene Vorschriften als ein sie bindendes Gesetz zu erfüllen, beibehalte oder diese durch entgegengesezte Deutungen untergrabe und den Glauben an die Regierungsgewalt desselben zu schwächen oder zu vernichten suche." Nun haben die gläubigen Geistlichen mit den eigenen Worten des Dr. Schenkel dargethan, daß derselbe die Menschwerdung des Sohnes Gottes, seine übernatürliche Geburt, seine Sündlosigkeit, seine Wunder, seinen Versöhnungstod, seine leibliche Auferstehung und seine Himmelfahrt leugnet und daß er darum anstatt der Regierungsgewalt Christi nur einen in der Gemeinde Christi fortlebenden Geist Christi kent und die Wiederkunft des Herrn zum Gericht gleichfalls leugnet. Trotz dieses Nachweises entblödet sich der O. K. R. nicht zu erklären, daß Dr. Schenkel die Lehre von der Regierungsgewalt Christi nicht untergrabe oder den Glauben daran nicht schwäche oder zu vernichten suche; alles das könne aus dem angeführten Buche nicht nachgewiesen werden. Da übrigens der O. K. R. einen Gegenbeweis nicht einmal angetreten hat, so ergiebt sich, daß sich derselbe an die bekante Hanauer Regel zu halten suchte: was brauch ich noch zu beweisen, wofür thue ich denn behaupten. Hat aber der O. K. R. in Abrede gestellt, daß Dr. Schenkel die von seinem Gegner angeführten Heilsthatsachen, insbesondere die Regierungsgewalt Christi leugne, so müßte er eigentlich behauptet haben, daß Dr. Schenkel denselben Glauben habe wie seine Gegner. Tertium non datur, sollte man meinen. Aber dem Karlsruher O. K. R. ist vieles möglich, was einem schlichten, „unwissenschaftlichen" Christen unmöglich ist. Der O. K. R. sagt: auch der Dr. Schenkel glaubt an die Regierungsgewalt Christi, aber „nicht in der herkömmlichen Form." Und worin besteht die andere Form, worin besteht die in der äußeren Fassung seines Glaubens liegende Abweichung? Ei, darin, sagt der O. K. R., daß er „alles Wunderbare und Uebernatürliche im Christentum auf den ersten Anblick zu leugnen und zu beseitigen scheint" (wir sagen: leugnet und beseitigt —) und daß er die h. Schrift in „freier Art" behandelt. Der O. K. R. war von den gläubigen Geistlichen auf die von der christlichen Kirche aller Zeiten geglaubte Substanz der Heilsthatsachen hingewiesen worden und siehe da, der O. K. R. vertauscht mittels bloßer Geschwindigkeit, ohne Hexerei, die Substanz, die Materie des Glaubens, die Thatsachen des Heils, mit der Form, der äußeren, wörtlichen Darstellung, mit der Leugnung der Thatsachen. Wenn diese Faschmünzerei der menschlichen Sprache weiter einreißt, dann muß es auch erlaubt sein, einen braven Universitätsprofessor ein mauvais sujet zu nennen und auf etwaniges Befremden dritter zu erklären, man habe nur eine andere, „nicht herkömmliche Form" für den Ausdruck „redlicher Mann" gebraucht.

Die badische Generalsynode von 1855 hat, mit allerhöchster Sanction, ausgesprochen, daß die unirte Kirche Badens unter „voller Anerkennung ihrer Geltung festhält an den Bekentnissen. Die protestirenden Geistlichen haben darum dem O. K. R. den §. 2 der badischen Unionsurkunde vorgehalten, weil in demselben von dem „vollen Anerkentnis" des „normativen Ansehens" der Bekentnisschriften die Rede ist. Aber der O. K. R. folgert aus diesem „normativen Ansehen, daß die Bekentnisschriften kein Gesetz in dem Sinne seien, „daß es nur des Nachweises einer Nichtüberstimmung mit denselben bedürfte, um einem Glied oder einem Diener der Kirche die Berechtigung in derselben streitig zu machen", — ein Satz, der, soweit er das weitere Ausbauen des Bekentnisses betrifft, nichts unverfängliches hat, der aber, weil er im Sinne des O. K. Rs. die Bekentnisschriften zu derjenigen Art von Gesetzen zählen will, deren characteristisches Merkmal es ist, daß sie von jedem, nach freiem Belieben, mit Füßen getreten werden dürfen, sogar wider die s. g. gesunde, natürliche Vernunft umgeht. Der O. K. R. sagt zwar ganz richtig, die Bekentnisschriften dürften immer aufs neue durch freie Forschung in der Schrift geprüft und durch Resultate dieser Forschung erprobt werden, aber der O. K. R. meint damit nur, daß die Bekentnisschriften ihrem ganzen Inhalte nach in Frage gestellt, ihre Glaubenssätze als überwundne Standpunkte bezeichnet werden dürfen. Der O. K. R. erkent in der Leugnung des Apostolikums nur eine „nicht herkömmliche Form" der Anerkennung desselben, eine Anerkennung im „höheren Grade." Welch niederen Standpunkt nimt doch der h. Apostel Paulus dem Karlsruher O. K. R. gegenüber ein! Schreibt doch dieser Apostel Paulus an die Christen in Corinth: „So aber Christus gepcedigt wird, daß er sei von den Todten auferstanden; wie sagen denn etliche unter euch, die Auferstehung der Todten sei nichts? Ist aber die Auferstehung der Todten nichts, so ist auch Christus nicht auferstanden. Ist aber Christus nicht auferstanden, so ist unsere Predigt vergeblich, so ist auch euer Glaube vergeblich. Wir würden aber auch erfunden falsche Zeugen Gottes, daß wir wider Gott gezeuget hätten, er hätte Christum auferwecket, den er **nicht** auferwecket hätte, sintemal die Todten nicht auferstehen." Sollte den Karlsruher O. K. R. bereits das Gericht der Verstockung getroffen haben? Dr. Schenkel, der die Auferstehung des Herrn einfach leugnet, hat nach dem O. K. R. „die ihm gesetzlich gezogene Schranke nicht überschritten." Im Sinne der Kirchenbehörde wahrscheinlich darum, weil Schenkel alle Schranken zusammengerissen und mit

dem Boden des Weinbergs Christi verwüstet hat und also eine Ueberschreitung nicht mehr möglich ist.

Der O. K. R. vermag zwar zu begreifen, daß das Buch des Dr. Schenkel bei den Gläubigen „sehr peinliche Gefühle, ja sogar" (man beachte die Climax) „das Gefühl der Befremdung" erregt hat; aber er muß doch „tadeln", daß die gläubigen Geistlichen „sich zu einer mehrfach verletzenden Art und Weise" dem Dr. Schenkel gegenüber haben fortreissen lassen. Was muß doch der O. K. R. von Johannes dem Täufer halten, welcher die zu ihm in die Wüste eilende „Gemeinde" mit ihrem „Gemeindebedürfnis" im Herzen in „verletzender" Weise mit „Otterngezüchte" begrüßt hat! Was muß der O. K. R. von dem h. Paulus halten, der „in mehrfach verletzender Art und Weise" den Hymenäus und Alexander, die doch nur einer anderen, als der durch Paulus „herkömmlich" gewordenen „Form" gefolgt sind, als solche bezeichnet, die „am Glauben Schiffbruch gelitten haben", also daß er sie dem Satan übergebe, „daß sie gezüchtigt werden, nicht mehr zu lästern." Dafür daß der Dr. Schenkel den Sohn Gotttes lästert, hat der O. K. R. auch nicht den leisesten Tadel; daß aber treue Haushalter über Gottes Geheimnisse einem Apostaten die bereits halbherabhängende Maske völlig vom Gesicht ziehen und dabei freilich den Larventräger nicht streicheln, das muß der O. K. R. „tadeln." Ja noch mehr, er muß den Protest selbst, seine weite Verbreitung (als ob die Apostase Schenkels nur eine großherzoglich badische Winkelsache wäre!) und das zu Gericht Sitzen über einen „Amtsbruder, ehe noch in geordnetem Wege eine Entscheidung eingeholt und erfolgt ist, ernstlich misbilligen"; das sei „ein Schritt, der mit der bestehenden kirchlichen Ordnicht vereinbarlich sei." Nun haben aber die gläubigen Geistlichen, nach des O. K. Rs. eigner Auffassung, nichts weiter gethan, als daß sie sich gegen ein an die Oeffentlichkeit gelangtes Buch, gegen „das wissenschaftliche Werk eines Gelehrten", welches den Christenglauben zu zerstören sucht, zur Verteidigung der christlichen Wahrheit mit aller Entschiedenheit erklärt haben. Bei solcher Auffassung würde jedoch der O. K. R. die Geistlichen nicht haben tadeln können; um eine Misbilligung und Zurechtweisung möglich zu machen, darf das Schenkel'sche Buch nicht wie auf S. 1 des Erlasses geschehen, als das Werk eines „Gelehrten" nein, es muß auf S. 2 als das Buch eines „Amtsbruders" (Predigers und Seminarlehrers) aufgefaßt werden. Solches Verfahren nent man in ehrlichem Deutsch: mit zweierlei Maß messen. Um den Angeklagten freizusprechen, heißt es: es ist gar kein Verbrechen, dessen ihn die Ankläger beschuldigt haben, um die Ankläger zu verurteilen, heißt es: ihr habt ihm ein Verbrechen zur Last gelegt.

Der O. K. R. redet von einem „geordneten Wege der Entscheidung." Welcher Weg soll denn das sein? Sicherlich der hinterher völlig vergeblich eingeschlagene, ja sogar als formell unstatthaft zurückgewiesene Weg der Beschwerde beim O. K. R.

Der O. K. R. wirft den gläubigen Geistlichen im Hinblick auf die Wirkung bei den vom Glauben abgefallenen Massen, vor, sie hätten über einen „Amtsbruder" zu Gericht gesessen, und doch haben sie nur gegen die falschen Lehren eines „Gelehrten", der zugleich Diener der Kirche ist, einfach Zeugnis abgelegt, ebenso wie Luther gegen die falschen Lehren der römischen Kirche Zeugnis abgelegt, aber nicht über Papst und Bischöfe zu Gericht gesessen hat. Oder haben die gläubigen Geistlichen in der unirten Landeskirche Badens keine Freiheit in der Forschung, haben sie nicht das Recht, auf eine öffentliche Lästerung ihres Glaubens einen öffentlichen „Protest" zu erlassen und in einer Vorstellung beim Kirchenregimente um Beseitigung des Lästerers als Kirchendiener zu bitten? Gilt den badischen Geistlichen etwa nicht das Wort des Herrn: „Ich sage euch, wo diese werden schweigen, so werden die Steine schreien?" Die protestirenden Geistlichen haben es ja erfahren, daß das zunächst zum Zeugen berufene Oberhirtenamt nicht Zeugnis abgelegt hat gegen die falsche Lehre, sollten die Unterhirten und Wächter ihre Pflicht zum Zeugen darum versäumen, weil die Oberen sich einer Verleugnung des Herrn schuldig gemacht haben? Wir freuen uns, daß die gläubigen Geistlichen Badens bei dieser Gelegenheit von dem, was ihres geistlichen Amtes ist und von dem großen Unterschiede zwischen diesem Amte und dem Amte der erst in zweiter Linie zum Zeugen berufenen, überdies nur halburteilsfähigen Diözesansynoden einen recht lebendigen Eindruck bekommen haben.

Ehrlich ist der badische O. K. R. bei Erörterung des Formellen nicht zu Werke gegangen. Wie hat er den materiellen Teil behandelt. Er gibt an, sich „auch über die vor ihn gebrachte Sache selbst offen" erklären zu wollen. Zuerst heißt es, daß die Mitglieder des „Gesamtcollegiums" (wol der O. K. R. samt dem Generalsynodalausschuß) verschiedene Stellungen zu dem Buche des Dr. Schenkel einnehmen und daß sie sich darum nicht über den Wert oder Unwert desselben äußern können. „Wol aber" sind sie alle darin einstimmig, daß sie jede theologische Ueberzeugung, die das Ergebnis „wahrheitsliebender und ernster Forschung" ist, ehren, mag dies „mit welchem Erfolg auch immer" *) verbunden sein. Das heißt also, ein „wahrheitsliebender, ernster" Uhlichianer, Baptist, Mormone kann in der badischen Landeskirche ebenso gut lehren, als ein bekentnistreuer, bibelgläubiger Christ. Man wende uns nicht ein, daß es sich ja um literarische und nicht um pfarramtliche Thätigkeiten handelte, denn der O. K. R. wird doch einem literarischen Irrlehrer nicht zumuten, mit seiner Irrlehre im Pfarramte hinterm Berg zu halten und das pure Gegenteil, nämlich die Wahrheit zu lehren. Die absolut unbegränzte Forschungsfreiheit, der wissenschaftliche Vandalismus soll ja, nach dem O. K. R., sogar „die Wahrheit und Herlichkeit der christlichen Wahrheit" vor „verwickelten Krisen" bewahren und die eigentliche Errungenschaft der Reformation sein. Klingt das nicht wie ein diabolischer Hohn auf Luthers Lied:

*) Diese Worte sind im Erlaß des O. K. Rs. durch den Druck hervorgehoben.

Sie lehren eitel falsche List,
was eigen Witz erfindet;
ihr Herz nicht eines Sinnes ist,
in Gottes Wort gegründet;
der wählet dies, der andre das
sie trennen uns ohn alle Maß
und gleißen schön von außen.

Davon, daß die deutschen Reformatoren nicht von der absoluten Forschungsfreiheit, sondern von dem strengen Gebundensein an die Autorität des göttlichen Wortes, von dem Gefangennehmen der Vernunft unter den Gehorsam des Glaubens ausgegangen sind, davon will der O. K. O. in Karlsruhe nichts wissen, denn er will von der Autorität der h. Schrift ebenso wenig wissen, als Dr. Schenkel. Die h. Schrift ist dem O. K. R. nur ein „geschichtliches Erzeugnis, das eine geschichtliche Untersuchung und Würdigung erfordert", gerade wie alle anderen geschichtlichen Erzeugnisse auch. Darum hat auch Christus, der nach dem O. K. R. niemals leiblich vom Tode erstanden ist, nur „geschichtlich Wurzel geschlagen" und er regiert nur geschichtlich, nicht persönlich, oder „der lebendige Christus ist der Geist der Gemeinde", wie Dr. Schenkel verkündigt. Es ist darum die vom O. K. R. behauptete Regierungsgewalt Christi etwa dasselbe, was eine Münze von eitel Kupfer mit der Aufschrift: „Ein Goldgulden" ist, — eine Lüge. Indessen müssen wir uns vorsichtiger ausdrücken, Lügen kent der O. K. R. in der Kirche nicht, sondern nur „Probleme und Fragen", „Bedenken und Zweifel". Und dazu die vortreffliche Logik: weil die Heidelberger Seminaristen mit all diesen Gefahren bekant gemacht werden müssen, darum schadet es gar nichts, daß der Seminardirector ein falscher Lehrer ist, also ein Mann, der nicht vor der Gefahr warnt, sondern geradezu in die Gefahr hineinstürzt. Der O. K. R. stellt Glaube und Unglaube, Kirche und Welt, Wahrheit und Lüge, Schrift und Aufklärung auf eine Linie der Wertschätzung, sie sind ihm wie dem betrügenden Vater in der Parabel von den drei Ringen gleich liebe Kinder. Da aber eine solche Gleichstellung eine sittliche Unmöglichkeit ist, so ergibt sich, daß der O. K. R. nur dem Scheine nach die Wahrheit und Lüge gleichstellt, daß er in Wirklichkeit auf Seiten der Lüge steht. Bei solchem Stand der Dinge ist es deshalb wahrhaft indignirend, in dem Erlaß des bad. Kirchenregiments die Worte: „der Glaube an Jesus Christus, unsern alleinigen Herrn und Heiland", „dieses absolut unersetzliche Heiligtum unseres Geschlechts", „der Herr Jesus, der Herr der Herlichkeit", „seine wahre Gottheit" zu elenden Phrasen verwandt zu sehen.

Wer ist wol der Concipient des Erlasses? Ein Mitglied des O. K. Rs. doch wol nicht; mit der Stellung eines solchen Beamten ist die, was man so zu nennen pflegt, wissenschaftliche, doctrinäre Ausführlichkeit nicht in Einklang zu bringen. Der Verfasser ist ein Diener des modernen Götzen „Wissenschaft". Wenn der Verfasser nicht der Professor Richard Rothe selbst



ist, so ist er doch ein Schüler dieses Mannes. Ganz in dem Sinne des Erfinders des „unbewußten Christentums" sind die Sätze des Erlasses, welche sich auf die in ihren Massen vom Geiste des Widerchrists erfüllte Christenheit der Gegenwart beziehen. Nur durch die absolute Forschungsfreiheit der Diener Christi soll „für unsere Zeitgenossen im Großen und Ganzen ein ehrlicher (!) und freudiger (!) Glaube an Jesum Christum" möglich sein. Die Ausschreitungen jener Freiheit finden „ihre sichere Schranke darin, daß unsere heutige europäische (wir hatten erwartet: badische) Menschheit ihrer Geburt nach eine Christenheit ist, die unfehlbar alles, was dem Christentum wirklich fremdartig ist, leztlich durch ihre moralische Macht ausscheidet." Die Theologie darf nicht auf ihrem beerbten Besitzstande beharren. „Sie darf dies nicht zumal im Hinblick auf das dringende Bedürfnis, welches die Zeitgenossen, die eben auch anders geartete, aber darum nicht etwa schlechtere Christen sind, als die des 16. und 17. Jahrhunderts, nach einer solchen Auslegung jener Thatsachen (!) haben, die für sie verständlich ist und von ihnen angeeignet werden kann." „Diejenigen von unseren heutigen Christen, die innerhalb des geistigen Bildungskreises der Gegenwart stehen, können zum großen Teil die begriffliche Fassung (!), welche die alte Kirche ihrer Vorstellung von der Person des Erlösers gegeben hat, nicht mehr unbedingt teilen." Der von den protestirenden Geistlichen erneuerte Ruf: „wider die Irrlehre" verlezt „das gegenwärtige Geschlecht gerade in seinem innersten Gefühl"; „und so unklar dies Gefühl auch häufig über sich selbst ist in seiner Entrüstung, so wurzelt es doch tief im Christentum selbst (!)." — Nach dem Erlaß des O. K. Rs. sollen die Diener der Kirche, unter Verachtung des Wortes Gottes: „es wird eine Zeit sein, da sie die heilsame Lehre nicht leiden werden, sondern nach ihren eignen Lüsten werden sie ihnen selbst Lehrer aufladen, nach dem ihnen die Ohren jücken und werden die Ohren von der Wahrheit wenden und sich zu den Fabeln kehren", den Gemeinden nur das predigen, was die Majorität in denselben gepredigt haben will; die Lehrer sollen nur das lehren, was die Lernenden bereits wissen und begreifen. Schlägt die Majorität ins Gegenteil um, so hat der Geistliche das Gegenteil von dem bisher Gepredigten zu predigen. — Findet etwa der badische O. K. R. sein Ideal der modernen, wissenschaftstrunkenen Geistlichen in der Stelle Micha 2, 11 angedeutet: „Wenn ich ein Irrgeist wäre und ein Lügenprediger und predigte, wie sie saufen und schwelgen sollen; das wäre ein Prediger für dies Volks?" — In der That, die gläubigen Geistlichen Badens müssen die Ermahnung des O. K. Rs. mit ihm gemeinschaftlich „zu Gott dem Vater unseres Herrn Jesu Christi zu beten, daß er in unserer Landeskirche die aufrichtige Einmütigkeit bald zurückkehren lasse", darum zurückweisen, weil geschrieben steht: „wo zwei unter euch eins werden auf Erden,

warum es ist, daß sie bitten wollen, das soll ihnen widerfahren von meinem Vater im Himmel."

Das Resultat ist:

1. Der badische O. K. R. hat mit seinem Erlaß in Sachen Schenkels die über ihm stehenden Bekentnisse der unirten Landeskirche in den Koth disputabler Professorenweisheit heruntergezogen und mit Füßen getreten — ebenso wie Dr. Schenkel selbst;

2. der badische O. K. R. leugnet, ebenso wie Dr. Schenkel, daß die Bibel Gottes Wort und daß „alle Schrift von Gott eingegeben" ist;

3. der badische O. K. R. beurkundet mit der Leugnung der christlichen Heilsthatsachen und mit ihrer Umsetzung in Sagen und Ideen, ebenso wie Dr. Schenkel, seine Apostasie.

Da indessen der O. K. R. Badens nicht die lezte Instanz des Kirchenregiments ist, so bleibt den gläubigen Geistlichen, wenn auch mit äußerst geringer Aussicht auf Hülfe, immer noch übrig, in einer besonderen Rechtsverwahrung bei dem Großherzog gegen die glaubens- und bekentniswidrige Thätigkeit des O. K. Rs. Zeugnis abzulegen, um andere Besetzung dieser Behörde zu bitten und, was den Dr. Schenkel angeht, nach dem von der Kirchenbehörde verweigerten Beistand, die Staatsregierung um Beseitigung Schenkels als Seminardirectors und Universitätspredigers, da beide Aemter monströser Weise Staatsämter sind, wenn auch mit gleich geringer Aussicht auf Tilgung des Uebels, in einer besonderen Vorstellung anzugehen. Da sich die Christen aber nicht auf Menschen, nicht auf Minister und Fürsten, sondern allein auf den lebendigen Gott verlassen sollen, so schließen wir mit dem innigen Wunsche: es möge bald der Tag erscheinen, an dem die unirte Kirche Badens von ihren Drängern befreit sein wird durch die barmherzige Hand Gottes.

---

## Dr. Rothe's Schutzrede für den Protestantenverein.

Wie Dr. Rothe zu der s. g. freisinnigen Theologie steht, das ist längst schon kein Geheimnis gewesen, und vielen seiner aufrichtigen Verehrer hat es große Betrübnis verursacht. Offener aber als bisher ist diese Stellung documentirt in den zwei Artikeln „zur Debatte über den Protestantenverein" (Kirchl. Zeitschr. 1864. H. 5 u. 6). Hier übernimt der Verfasser in so entschiedener Weise die Verteidigung der in der Gegenwart herschenden Zeitrichtung und richtet zugleich so schonungslose Angriffe gegen die kirchlichen Theologen, daß es unmögtich ist, dazu zu schweigen. Nicht der Nimbus, der den verdienstvollen Gelehrten umgiebt, nicht der Zauber seiner Dialektik, nicht die bestechende Kunst seiner Argumentation darf uns hindern, jenen Angriffen zu begegnen. Können wir gegen die Sirenenklänge des modernen Humanitätsprincips unser Ohr nicht verstopfen, so haben wir um so mehr zu wachen, daß sie uns die Sinne nicht berücken, uns nicht verlocken, unsere Festung zu verlassen.

Dr. Rothe stellt sich die Aufgabe, die „Gläubigen", zu denen er selbst sich rechnet, zu überführen, daß ihre Haltung den negativen Tendenzen der Zeit gegenüber meistens eine verkehrte sei. Wenn man in der Minorität, in ecclesia pressa ist, so soll man nicht gegen den Strom schwimmen wollen. Man soll anerkennen, daß die Gegner „aus geschichtlicher Notwendigkeit" und „Kraft geschichtlichen Rechts" nicht anders können als den Standpunkt des Glaubens negiren. „Die öffentliche Meinung kann nicht umhin in uns Leute zu sehen, die sich verspätet haben, die von der Zeit sich haben überholen lassen und hinter ihr zurückgeblieben sind." Da gebührt es sich, es als eine besondere Gnade anzusehen, wenn man „inmitten unsers Geschlechtes an das Wunder der Offenbarung und der Erlösung glaubt durch Gottes Führung." Da soll man nicht „pochen", sondern „den himmlischen Vater preisen und das gute Teil, das man unverdient empfangen, vor Jedermann in Demut rühmen und loben, mit den Brüdern aber schön fahren, die anders geführt worden sind."

Gern lassen wir uns die doppelte Mahnung gefallen, die Mahnung, uns dessen, was uns vom Glauben geschenkt ist, nicht zu überheben, und die andere, gegen die Majorität nicht mit Trotz und Pochen anzugehen. Nicht gegen die Mauer anrennen, nicht in das Feuer hineinblasen, das ist allerdings ein Gebot nicht allein der Klugheit sondern auch der christlichen Liebe und Gottesfurcht. Soll und muß man darum auch kühl und ohne alle gemütliche Erregung sich verhalten, wo mit bewußter Absichtlichkeit die Heiligtümer des Glaubens angegriffen, wo mit dem historischen Christentum als etwas Veraltetem, als bloßem Schutt aufgeräumt wird. Kann und darf der gläubige Christ mit solchen Bestrebungen sympathisiren? Ist es recht den Gegnern zu sagen: Ihr stehet in den tiefsten Anschauungen von Welt und Leben uns diametral entgegen, was wir bekennen, das leugnet ihr, was wir schwarz nennen, das nent ihr weiß — aber das soll uns nicht trennen, darum bleiben wir doch Brüder, sind ja nur „verschieden geführt", eine Ansicht hat soviel Recht wie die andere, wir wollen der Geschichte überlassen, was sie daraus machen wird? So hat es die Kirche nie gehalten. Wo sie in der Minorität war, wie im 3. Jahrhundert gegenüber dem aus Christentum und Heidentum gemischten Gnosti-

cismus oder dem pantheistischen Neoplatonismus, da hat sie protestirt, gekämpft, Alles gesetzt an die Behauptung der ewigen Wahrheit, und so ist ihr der Sieg geblieben.

Herr Dr. Rothe steht seiner theologischen Ansicht nach auf Seite der Gläubigen. Er bekent sich zu der supranaturalistischen Weltanschauung, zu der „theistischen Ueberzeugung"; er hat also einen lebendigen Gott, der Wunder thun kann, gethan hat und thut. Er leugnet nicht nur nicht die Möglichkeit des Wunders, er erkent auch das historisch beglaubigte Wunder als thatsächlich und wirklich an. Vor Jahren hat er erklärt, daß die Speisung der 5000 mit wenigen Broten ihm eine hinlänglich bezeugte und mithin glaubwürdige Thatsache sei. Jezt lesen wir, daß er freudig glaubt „an einen Heiland, der nicht blos den Tod überwunden hat, sondern dadurch, daß er sich den vorerwählten Zeugen mit sinnenfälliger Evidenz als den vom Tode Auferstandenen erwiesen, auch Leben und unvergängliches Wesen ans Licht gebracht hat für alle Geschlechter der Menschen, und der forthin in Ewigkeit herschet als der, dem alle Gewalt gegeben ist im Himmel und auf Erden." Er nent es „köstlich und selig", so glauben zu können, er nent es Gnade, wenn man so glauben kann, und er hat Recht daran, denn „der geschichtliche Lauf der Dinge stellt in der Gegenwart Keinen auf den Höhenzug dieses Glaubens, die Geschichte macht heut zu Tage nur Antisupranaturalisten." Wie komt ein solcher Mann dazu, sich zum Schutzredner derer aufzuwerfen, denen der Glaube an den persönlichen Gott und an den auferstandenen Heiland nichts ist als Wahn und Einbildung?

Die Lösung des Räthsels finden wir in einem Grundzuge der Rotheschen Theologie. Sie kent keine göttlich geoffenbarte christliche Lehre. Die „Vorstellung, daß das Christentum, wie die Offenbarung überhaupt, in einer göttlich mitgeteilten religiösen Lehre bestehe", ist ihm das „πρῶτον ψεῦδος", ist nichts anderes als „eine Voraussetzung, die, weil wir sie nun einmal aus der Hand der früheren Geschlechter überkommen haben, von der Mehrzahl unserer Zeitgenossen als selbstverständliche Wahrheit angesehen wird, an sich aber als völlig willkürlich und unhaltbar sich zeigt", also nichts ist als „Vorurteil". Das Christentum ist die Summe dessen, was Christus in der Weltgeschichte wirkt, jener „Mann, dessen Person ebenso unbegreiflich erscheint, wie die unermeßliche Geschichtswirkung, die von ihm ausgegangen ist und fortwährend ausgeht in immer steigenden Proportionen." Hat man dagegen bisher geglaubt, daß das sogenante Wort Gottes uns wirkliche und zuverlässige Aufschlüsse gebe über das Wesen Gottes, über seinen Willen, seine Wege mit der Menschheit, seine Anstalten zur Versöhnung und Erlösung der Welt, so ist das ein „Vorurteil", das gründlich beseitigt werden muß. Was folgt daraus? Ist, was die Schrift über die Verhältnisse und Thatsachen der unsichtbaren Welt, was sie als Gebot und Gesetz, als Verkündigung und Verheißung, kurz, als seligmachende Wahrheit darbietet, ist das Alles nicht göttliche Offenbarung, so bleiben nur menschliche Meinungen, so haben die Propheten, Apostel, der Herr Christus selbst nur menschliche Ansichten ausgesprochen — ein Wort Gottes haben wir nicht mehr, oder wir haben es nur im Sinne derer, die lediglich im Menschen Gott zum Bewußtsein kommen lassen.

Hiernach begreift es sich, wie man persönlich einen lebendigen Gott und einen auferstandenen Heiland glauben, auch diesen Glauben theologisch rechtfertigen und vertreten kann, gleichzeitig aber die Leugner dieses Glaubens ohne viel Bedauern erträgt. Nicht auf diesem Gebiete liegt ja die Bedeutung und Bestimmung des Christentums, sondern in den Veränderungen, die Christus in der Menschheit bewirkt hat und fortwährend bewirkt. Wir werden weiterhin sehen, daß diese Wirkungen, wie in früheren Zeiten in dem kirchlichen, so in der Gegenwart wesentlich im sittlichen Leben der Menschheit sich kund geben, und zwar nach Dr. Rothe's Meinung mit geschichtlicher Notwendigkeit. Bevor wir darauf näher eingehen, ist es nötig, die theologische Persönlichkeit des Mannes, mit welchem wir es hier zu thun haben, und seine innere Entwickelung etwas näher zu betrachten; eine Indiscretion damit zu begehen, dürfen wir nicht befürchten, denn von ihm selbst geht ja die Aufforderung dazu aus.

Dr. Rothe hat, wie er von sich bezeugt, „nie auch nur ein antisupranaturalistisches Aederchen in sich entdeckt, nie auch nur die leiseste Versuchung zum Antisupranaturalismus in sich verspürt." Nun, Jeder ist der beste Interpret seiner selbst, wir möchten die Versicherung gern annehmen, wenngleich es von vornherein fast undenkbar ist, daß Jemand nicht etwas von der allgemeinen Signatur seiner Zeit an sich tragen sollte. Jedenfalls liegt, wenn nicht ein antisupranaturalistisches, so doch gewiß mehr als ein rationalistisches Aederchen, eine recht starke rationalistische Ader bei ihm deutlich zu Tage. Der Kanon des Rationalismus: Was ich mir nicht denken kann, das kann nicht sein — regiert sein ganzes theologisches Denken. Darum kent er nicht den starken eifrigen Gott, welchen die Schrift nicht blos Alten, sondern auch Neuen Testaments lehrt, der ein verzehrend Feuer ist über die Widerwärtigen, der diejenigen, welche nicht achten, daß sie Ihn erkennen, dahin gibt in ihren verkehrten Sinn, zu thun, das nicht taugt. Wie er sich Gott denkt, so ist diesem eine Culturentwickelung, die zugestandenermaßen von Gott und seinem Worte nichts wissen will, keineswegs misfällig, sie ist von Gott selbst gewollt und herbeigeführt.

Um anschaulich zu machen, wie man, ohne auch nur ein antisupranaturalistisches Aederchen zu besitzen, dem Dogma der Kirche mit Notwendigkeit entfremdet werden könne, gibt Dr. Rothe beispielsweise uns Aufschlüsse über den Entwickelungsgang seiner christologischen Ueberzeugungen. Das Dogma von den beiden Naturen in der Person Christi, „wie es die Kirche zum Gebrauch ihrer Gläubigen zubereitet hat", ist ihm zu einer Zeit seines Lebens, etwa bis zu seinem vierzehnten Jahre, Gegenstand voller gläubiger Ueberzeugung gewesen. Allmälig aber

ist diese Weise der Gläubigkeit — „nicht durch kampfvollen Bruch, nicht durch ein Zerwürfnis mit sich selbst, sondern auf die friedlichste und freundlichste Art, durch die sanfteste Euthanasie“ — in ihm untergegangen. Da hat er erkant, daß jenes Dogma für den denkenden Christen unwiederbringlich dahin ist. Man kann sich nur wundern, daß es bis in das vorige Jahrhundert gehalten, daß bis dahin die Christenheit ihr tiefstes Bedürfnis in ihm befriedigt gefunden hat; man müßte dies unbegreiflich finden, wenn man nicht wüßte, in welch einem „unendlich langsamen Tempo die Weltgeschichte ihren Gang geht“, wie „unmeßbar klein die Linien sind, aus denen der Fortschritt der geistigen Entwickelung unsers Geschlechts sich zusammensezt“ Warum denn aber ist es dem Denker unserer Tage unmöglich, das christologische Dogma der Kirche festzuhalten? „Heut zu Tage ist es ein Axiom, dem Niemand, der ein Christ, vollends ein evangelischer Christ heißen will, mehr zu widersprechen wagt, daß es auf *physischem* Wege zu einer wirkichen, zu einer reellen Einheit zwischen Gott und dem Menschen nicht kommen kann. Es führt nur ein Weg zu diesem Ziele, der *moralische*, der auf einem gegenseitigen sich zu einander Verhalten beider Teile beruht.“ Was soll das heißen? Daß der Mensch überhaupt physisch mit Gott eins werden könte, hat außer den mystischen Theosophen noch Niemand behauptet. Was aber die Einheit auf moralischem Wege betrifft, so weiß Jeder, der über die dem Menschen anhaftende Sünde nicht oberflächlich hinweggeht, daß sie in vollem und eigentlichem Sinne nie erreicht wird. Es hat einen Sinn, wenn auf Grund der Schrift die Kirche einen Christus lehrt, der zwar nicht physisch mit Gott eins *geworden*, aber seiner göttlichen Natur nach von Ewigkeit eins *gewesen* ist; eine „nicht blos ideelle, sondern zugleich reale und damit schlechthin reelle“ Einheit des *Menschen* Christus mit Gott hat für uns keinen Sinn. Wir begreifen nicht, wie man damit zu Stande komt, einesteils zu leugnen, daß Christus als Gottmensch gezeugt und geboren sei, andernteils ihm alle Gewalt im Himmel und auf Erden zuzuschreiben; wir fassen es nicht wie ein Christus, der nur in moralischem Sinne von sich sagt: Ich und der Vater sind eins! wie ein *gewordener* Gott — ob man ihn auch nicht mit Arius auf physischem, sondern auf moralischem Wege Gott geworden sein lasse — wie der die Sünder zur Einheit mit Gott fahren, wie er ihr „Trost sein kann im Leben und im Sterben.“ — Fragen wir weiter, worin der innere Widerspruch des kirchlichen Dogma liegen soll, so treten uns die alten, von dem Rationalismus hundertmal wiederholten und von der kirchlichen Theologie ebenso oft widerlegten Anschuldigungen entgegen. Die Kirchenlehre wird ebenso falsch aufgefaßt, ihr wahrer Sinn verdreht. Nicht die Kirchenlehre ist es, die das Erlösungswerk nur aus „Wirkungen Gottes selbst, nicht aus menschlichen Handlungen“ bestehen und es daher „zur Nichtigkeit herabsinken“ läßt; nicht sie ist es, die, „was die Action eines menschlichen Subjects das Werk der äußersten moralischen Anstrengung, für Gott aber ein bloßes Kinderspiel (!!)“ sein würde, zu einer „prächtigen Phantasmagorie“, einem „hohlen Schaugepränge“ macht, „auf welches Niemand mehr seinen Trost und seine Hoffnung setzen kann weder im Leben noch im Sterben“; nicht sie hat dem „baren Doketismus“ gehuldigt. Die Kirche hat auf Grund der Schrift allezeit den vollkommensten Ernst gemacht mit der wahren unverkürzten menschlichen Natur des Herrn. Hat sie zugleich seine ewige Gottheit betont, so ist auch dies auf demselben Grunde der Schrift geschehen, einerseits mit dem klaren Bewußtsein des Unvereinbaren, welches die beiden Factoren, der göttliche und der menschliche für den endlichen Verstand immer behalten müssen, andererseits mit der gewissen Ueberzeugung, daß es ohne die Vereinigung derselben zu keiner wahren, sei es moralischen oder realen Einheit des sündigen Menschen mit Gott, überhaupt zu keiner Erlösung kommen würde.

Aus eigener persönlicher Erfahrung meint Dr. Rothe nachzuweisen, daß es „der Glaube an Christus gewesen ist, der das Dogma gebrochen, mit Notwendigkeit es gebrochen hat“, in ihm wie in dem Zeitbewußtsein überhaupt. Der Glaube, die christliche Frömmigkeit habe vor allen Dingen das Bedürfnis „ein getreues und deutliches, ein sprechend ähnliches Portrait“ (Charakterbild?) von dem Heilande zu besitzen; ein solches aber aus und mit dem christologischen Dogma der Kirche herzustellen sei unmöglich. Nun sind in ihm „neue Gedanken und Gedankenverknüpfungen aufgeblitzt, mittelst welcher die großen Data der göttlichen Offenbarung ihm sich viel durchsichtiger zeigten und in einer viel strahlenderen Herrlichkeit ihn erleuchteten in ihrer Uebernatürlichkeit“ u. s. w. Hätte er grundsätzlich bei den überkommenen Instrumenten seines Glaubensbewußtseins stehen bleiben und die vollkommneren unbenutzt lassen wollen, lediglich weil sie neue waren“ — hätte er „grundsätzlich bei der stammelnden Rede beharren und der articulirteren sich entschlagen wollen“ — so wäre das gewis nicht Frömmigkeit gewesen. Solcher Berufung auf das individuelle Bedürfnis und die persönliche Erfahrung läßt sich nun freilich nichts entgegensetzen, doch wird es gestattet sein zu sagen, daß uns für unser, für das allgemeine Bedürfnis damit sehr wenig gedient ist. Man zeige uns erst den Christus, der *ohne Gott zu sein* doch in eigentlichem Sinne göttlich wirkt, man zeichne uns das Portrait dessen, der durch die Evangelien wandelt, aber so, daß die Züge einer mehr als menschlichen Herrlichkeit nicht verwischt werden. Von widerkirchlichen Voraussetzungen aus hat das bekantlich noch Keiner vermocht, es sind immer vielmehr Karrikaturen zu Stande gekommen als lebenstreue Bilder, wie Dr. Rothe das selbst zugesteht, und das hat nicht, wie er meint, an der unvermeidlichen Unvollkommenheit der Anfangsversuche gelegen, sondern eben an der Unmöglichkeit einen Christus zu zeichnen, der bloßer Mensch und doch Christus wäre. Am wenigsten aber sollte man der gläubigen Theologie einen Vorwurf daraus machen, daß sie die von rationalistischer Seite gemachten Versuche, das

Charakterbild Jesu darzustellen, zwar bemängelt, aber ihrerseits an diese in sich selbst unmögliche Aufgabe — diese geistliche Quadratur des Zirkels — nicht Hand angelegt habe. Daß es aus Bequemlichkeit, Aengstlichkeit, Befangenheit in conservativen Tendenzen" unterlassen sei, halten wir für eine durchaus unberechtigte Beschuldigung.

Wenn auch Dr. Rothe, die Zeit nach seinen individuellen Erlebnissen messend, der Meinung ist, daß nach der geschichtlichen Zeitlage gerade „der Glaube an Christus, indem er sich vollzieht das Dogma durchbrechen muß", wenigstens in denjenigen Individuen, „in welchen und durch welche die Gegenwart ihre eigentümliche Entwicklung vollzieht": so kann er doch nicht in Abrede nehmen, daß die meisten der schriftstellernden Theologen, welche zu unserer Zeit das Leben Jesu bearbeiten, nicht im Interesse des Glaubens ihre Arbeit thun, sondern mit bewußter antisupranaturalistischer Tendenz. Wir sollten nun einen entschiedenen Protest gegen diese naturalistische Richtung der neueren Bearbeiter des Lebens Jesu erwarten. Statt dessen finden wir unverhüllte Sympathie, offen ausgesprochene Billigung jener Bestrebungen.

Man soll die „Ehrenmänner", die groß von Jesu denken und ihm ihre Bewunderung und Verehrung nicht versagen, aber an das Wunder einmal nicht glauben können, nicht ungläubig nennen, man soll sie gern gewähren lassen, wenn sie von Jesu ein Charakterbild zeichnen, wie sie und ihre Zeitgenossen es brauchen. Die „saure Arbeit", die sie ihrem Werke widmen, soll man anerkennen, soll ihnen danken, daß sie den „Schutt vergangener Jahrhunderte" wegräumen — also danken für die Verwüstungen, die sie an den festen Mauern der christlichen Kirche anrichten, für die misgestalteten Hütten, die sie neben denselben erbauen! Wird sich's denn auch in diesen Nothütten sicher wohnen lassen, wird der Jesus, den sie uns geben, auch nur für eine Sele ein Erretter sein aus Sünde und Todesnoth? Ist das der Jesus, in dem so viele der Opfer des Tages von Düppel selig entschlafen sind? Ein französischer Kritiker hat von Renan gerühmt, er habe den Zeitgenossen, die an die Gottheit Christi einmal nicht glauben könten, einen Dienst damit gethan, daß er ihnen einen Christus geboten, wie sie ihn verstehen und annehmen könten. Setzen wir hinzu, einen Christus, der ihnen keine Unruhe macht in ihren Sünden, aber gewißlich auch aus ihren Sünden sie nicht errettet. Auch Renan nimt ohne Zweifel es „ehrlich für sich in Anspruch, groß von Jesu zu denken, also nicht ungläubig", auch er preist ihn in überschwänglichen Phrasen; das hindert ihn aber nicht, einen halb irren Schwärmer aus ihm zu machen, der gelegentlich auch groben Betrug nicht verschmäht.

Es wird uns vorgehalten, wie verkehrt es sei, zu verlangen, daß die modernen Bearbeiter des Lebens Jesu „ihr Handwerkszeug wegwerfen" sollten, ihre formalen philosophischen Begriffe, ihre wissenschaftliche Vorbildung, ihre allgemeine Weltanschauung. O nein, das soll Niemand fordern, wol aber, daß man mit dem Handwerkszeuge nicht an eine Arbeit gehe, für die es nicht bestimt ist. Das Handwerkszeug des Schneiders ist gut Kleider zu machen, aber nicht Häuser zu bauen, das des Arztes ist gut Kranke zu heilen, aber nicht Land und Leute zu regieren. Mögen sie mit ihren Gaben und Fertigkeiten arbeiten auf ihrem eigenen Gebiete, an der Erforschung des natürlichen Menschen und der natürlichen Welt, aber mögen sie sich nicht vergreifen an der heiligen Geschichte der Offenbarungen Gottes, denn da läßt sich mit blos natürlicher Gelehrsamkeit, mit rein philosophischer Wissenschaft nichts schaffen und bauen, da kann man ohne Glauben nur verderben und zerstören.

Daß die jetzige Zeitrichtung einen materialistischen Zug hat, daß seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts das allgemeine Zeitbewußtsein mehr und mehr dem Naturalismus sich zugeneigt hat, das ist eine Thatsache, die Niemand leugnen kann, ebenso wie die Wahrheit, daß einerseits die herschende Philosophie, andererseits die Macht der Naturwissenschaften diese Entwickelung mit einer gewissen Notwendigkeit herbeigeführt hat. Es fragt sich nur erstlich, ob wir mit Dr. Rothe diese Entwickelung für eine heilsame, Segen versprechende halten dürfen, ob der auf sich selbst gestellte, die Hand der göttlichen Barmherzigkeit zurückstoßende Mensch, ob die Menschheit ohne Gott ihr Ziel erreichen wird, ob nicht alle Völker, die diesen Weg gegangen und nicht zeitig von ihm umgekehrt sind, im totalen Verderben geendigt haben. Noch mehr fragt es sich, ob es recht ist, einen Hauptfactor in dieser Entwickelung zu übersehen: die menschliche Sünde. Ohne sie, die sich in sich selbst verfestigende und die göttliche Gnade abweisende Sünde des Geschlechts und der Einzelnen, wäre das Ueberhandnehmen der naturalistischen Zeitrichtung in einem christlichen Volke gar nicht zu begreifen. Das Erlösungsbedürfnis lebt doch in allen Herzen, das muß erst todtgeschwiegen werden, der innere Richter mahnt und straft, dem muß erst das Gehör versagt werden, tausendfältige Gnadenzüge fassen die Sele, die müssen erst abgewiesen werden, bevor jene Sinnesart sich in den Vollbesitz eines Volkes setzen kann. Doch geht es damit immer leichter, je mehr sie sich im Genuß der „Majorität" weiß.

(Schluß folgt.)

---

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz in Berlin. Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

# Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1864. Mittwoch den 5. October. № 80.


## Dr. Rothe's Schutzrede für den Protestantenverein.

(Schluß.)

Das vorige Geschlecht hatte noch ein reiches Erbe, davon es zehrte — ein Fichte konte noch mit seiner Familie Morgens und Abends Hausandacht halten, Semler und Kant konten noch beten, Rothe kann Christum noch seinen Herrn und Gott nennen — das jetzige Geschlecht hat es großenteils schon aufgezehrt. Hat die Erlösung des gefallenen Menschen überall die doppelte Voraussetzung: Buße von den Sünden und Glauben an die persönliche göttliche Liebe, so kann ein Geschlecht, welches in seiner überwiegenden Majorität weder von Buße noch von Glauben wissen will, dessen vornehmste Lebensmaxime es ist: so wie wir sind, so sollen wir sein, so wie wir es treiben, so ist es recht — ein solches Geschlecht kann unmöglich auf dem rechten Wege sein. Hier heißt es: umkehren oder zu Grunde gehen!

Aber der jetzige Zustand ist doch einmal das Resultat der bisherigen geschichtlichen Entwickelung, und die Weltgeschichte geht doch ihren Gang unter göttlicher Leitung. Hat Gott in der gegenwärtigen Zeitperiode die naturalistische Weltansicht zur Herschaft gelangen lassen, so muß sie seinem Willen entsprechen, darf nicht als eine verkehrte bezeichnet werden. — Nach diesem Kanon würde jede Zeitrichtung, die sich mit „geschichtlicher Notwendigkeit" herausbildet, Anerkennung fordern können. Elias hätte Unrecht gehabt, gegen den Baalsdienst zu eifern, denn das Volk in seiner großen Majorität hatte sich dem Heidentume zugewandt, vermöge geschichtlicher Notwendigkeit. Alle jene Entwickelungen, über welche die Geschichte als über verderbliche und verkehrte längst gerichtet hat, die politischen Träume Israels zur Zeit Christi, um deren willen der Herr über Jerusalem geweint hat, Muhameds Pseudoreformation, die dem Segensgange des Evangeliums für Jahrtausende hemmend in den Weg getreten ist, das Mönchtum und das Papsttum in ihrer die Völker entnervenden Wirksamkeit, Ketzerverfolgungen und Hexenglaube — das Alles hat sich einst kraft geschichtlicher Notwendigkeit geltend gemacht, aber gerechtfertigt ist es damit nicht. Wol steht die Geschichte unter Gottes Leitung, wol ist in ihr auch unter Verfehlung und Verirrung ein steter Fortschritt, aber das hindert nicht, daß die von Gott zugelassene Sünde, wie den einzelnen Menschen, so auch ganzen Völkern und Geschlechtern das Verderben bringt.

Für den Mann der Wissenschaft und des Glaubens würde es unsers Erachtens sich mehr geziemen, die Irrenden zu warnen, als sie auf dem breiten Wege zu beruhigen und zu bestärken. Man kann, ja man soll sie schonend beurteilen, sie entschuldigen, den Entwickelungsgang ihrer Anschauungen sich verständlich zu machen suchen. Ihnen zu sagen, daß ihr Weg der rechte ist, damit, so scheint es uns, versündigt man sich an der Wahrheit und an denen selbst, die der Wahrheit nicht gehorchen. Ein Mann, der für seine Person eine übersinnliche Welt hat und glaubt, müßte, meinen wir, denjenigen, die diese übersinnliche Welt verleugnen, obwol sie sich auch ihnen nicht unbezeugt gelassen hat, das Sündliche ihrer Verleugnung vorhalten und sie zur Buße aufrufen. Wir verstehen diese Toleranz nicht, die bei solchem unvereinbaren Ja und Nein nur von einem „Andersgeführtsein" redet; wir verstehen auch jene Demut nicht, die da spricht: „Ich gestehe, daß ich für meine Person es psychologisch nicht zu Stande bringe, irgend Jemanden für einen schlechteren Christen zu halten, als mich selbst." Denn das ist doch in der That etwas Anderes, als ein Bekentnis von der eigenen Unzulänglichkeit und Mangelhaftigkeit gegenüber dem höchsten Ideale des christlichen Lebens, es ist etwas Anderes als das apostolische: Unter welchen ich der vornehmste bin, als die Bezeugung, daß man nicht richten wolle und dürfe über des Nächsten innerstes Herz. Der Gegensatz von Glauben und Nichtglauben, von Buße und Unbußfertigkeit, von Christentum und Widerchristentum, ist doch nicht in dem Grade innerlich und unsichtbar, daß er sich nicht auch äußerlich an unzweideutigen Merkmalen sollte wahrnehmen lassen, daß er nicht einen hinlänglich sicheren Maßstab darbieten sollte für die Beurteilung der eigenen und der fremden Persönlichkeit. So gewiß der sittliche Mensch den Unterschied zwischen der Anerkennung des moralischen Gesetzes, deren er sich bewußt ist, und der Verleugnung desselben, deren die Lasterhaften sich schuldig machen, sich nicht wegphilosophiren läßt, so wenig sollte ein Christ die Gegensätze auf dem religiösen Gebiete ignoriren oder in dem Maße für etwas Fließendes halten, daß über das Mehr oder Weniger sich gar nicht urteilen ließe. Es sollte, um Extreme neben einander zu stellen, ein Rothe auch nicht einmal die Möglichkeit statuiren, daß ein Feuerbach vielleicht ein besserer Christ sei als er.

Die tiefe Kluft, die zwischen christlicher und antichristlicher Weltansicht — beides als Lebensprincip genommen — aufgerichtet ist, weiß Dr. Rothe so auszufüllen, daß sie schließlich ganz verschwindet. Wie er es für ein Vorurteil erklärt, daß es eine göttlich geoffenbarte Lehre gebe, so ist ihm auch die Meinung, daß das Christentum kirchlich sein müsse, nichts als Vorurteil. Es bleibt uns noch übrig, uns klar zu machen, aus welchen Gründen der unkirchlichen und widerkirchlichen Weltansicht das Recht zugeeignet wird, eine christliche sich zu nennen.

Christus macht und wirkt in der Weltgeschichte das Christentum, daraus folgt, daß dieses fortwährend ein anderes, vollkommeneres werden muß. Wo es eine Zeitlang unverändert zu bleiben scheint, da „ist dies ein Zeichen davon, daß sein Leben erschlafft ist." Dann steht „um so gewisser ein Zeitpunkt bevor, da es durch eine tiefgreifende Krise sein ausgelebtes Gehäuse mit einem Ruck vollständig in Stücke zerbrechen und sich aus frischen Stoffen einen neuen jugendlichen Leib bilden wird." Nichts als „Vorurteil" ist es, daß man „das Christentum entweder so annehmen müsse, wie wir es überliefert erhalten haben, oder es überhaupt abschaffen", daß seine „Umgestaltung sofort eine Abschaffung" sein würde. Dieses Vorurteil soll gerade zum „Wesen des Katholicismus gehören." Die Reformation, die leider unvollendet geblieben sei, liefere ja den Beweis, daß eine solche Umgestaltung überhaupt und folglich auch für unsere Zeit zulässig sei. Daß die Reformatoren, „wie sie auf Erden lebten", die dahin gerichteten Bestrebungen der Gegenwart zürnend verleugnen würden, wird zugestanden, nichts desto weniger für die Gegenwart das Recht zu solchen Veränderungen in Anspruch genommen. Wogegen zu sagen ist, daß, wer an einer göttlich geoffenbarten Lehre festhält, sich verpflichtet halten wird vor allen Dingen auf dem festen Grunde des göttlichen Wortes stehen zu bleiben und mit derselben Entschiedenheit, wie die Reformatoren es thaten, alle humanitarischen Tendenzen abzuweisen.

Das „ausgelebte Gehäuse", welches jezt zerbrochen werden muß, ist, wie man leicht sieht, die bisherige kirchliche Form des Christentums. Wir werden belehrt, daß der „Strom (des Christentums) in der Stille einer Jahrhunderte langen beharrlichen Geschichtsarbeit sich ein neues Bett gegraben und in dieses sich jezt hinüber ergossen hat — aus seinem anfänglichen nur provisorischen, dem kirchlichen, in dasjenige, das sein bleibendes sein soll, das sittliche — staatliche." Wir kennen ja die Theorie von dem „Aufgehen der Kirche in den Staat", wir haben längst gewußt, daß die Majorität unserer Zeitgenossen nichts wissen will von der Kirche, jener ebenso neuen als unvergänglichen Schöpfung Gottes in der Menschheit mit den durch sie rauschenden Gnaden- und Lebensströmen, daß man nur weiß von „der Arbeit der persönlichen Geschöpfe, durch die Gott sein Himmelreich auf Erden bauet." Das soll uns aber nicht hindern, auf die Verheißung zu bauen, daß auch die Pforten der Hölle die Kirche nicht überwältigen werden.

Kein Werk gibt es auf Erden, meint Dr. Rothe, das „dem Sinne des Herrn Jesus congenialischer und sympathetischer" wäre, als „der christliche Staat, mit allem, was er wesentlich einschließt, Familie, Kunstleben, Wissenschaft, bürgerliches Leben, Geselligkeit" — „nicht etwa wie er irgendwo, wenn auch nur im Kleinen, fertig dastände, sondern wie er dem Bewußtsein unserer christlichen Culturvölker mehr oder minder deutlich vorschwebt und von ihnen angestrebt wird, wenn auch nur in der langsamsten Bewährung und unter den vielfachsten Schwankungen." Nehmen wir dazu die Definition der „modernen Moralität", daß sie ist „die Richtung auf die Zueignung der gesamten irdischen Welt (die eigene sinnliche Natur des Menschen mit eingeschlossen) an die menschliche Persönlichkeit vermöge einerseits des denkenden Verständnisses derselben und andererseits ihrer Zurichtung zum Werkzeuge für sie" — vergessen wir dabei nicht, daß die göttliche Lehre, das transcendente Gesetz der unsichtbaren Welt, dem der Mensch sich unterzuordnen hätte, zugleich beseitigt ist, so tritt uns das Ideal dieser Theologie unverhüllt entgegen: Der Mensch, auf sich selbst gestellt und in absolut freier Verfügung über sich selbst und über die ihm zu Gebote gestellte Natur, sich allein verantwortlich und keinem Höheren zur Rechenschaft verpflichtet, bauet sich in dem modernen Staate sein Himmelreich auf Erden — und das ist zugleich das wahre und bleibende Christentum der Zukunft. Daß in dem modernen Staate, und zwar in gleichem Verhältnisse wie die göttlichen Ordnungen zerbrochen werden als „ausgelebte Gehäuse" einstweilen die Zerrüttung überhand nimt, in den Ehen, in dem öffentlichen und geschäftlichen Leben, durch die gesteigerte Macht des Egoismus und Mammonismus, unter den krampfhaften Gegenwirkungen des Radicalismus und Despotismus, das sind wol nur die unvermeidlichen „Schwankungen" in dem langsamen Fortschritte der Menschheit zu ihrer Vollendung: am Ende gelangen wir doch wol noch in das Paradies, wo keine Sünde, kein Leid, kein Tod mehr sein wird, wo die Menschheit wird sagen können: ich habe mich selbst erlöst! —

Können wir in dem Antagonismus des modernen Bewußtseins gegen die Kirche nichts Anderes sehen als eine neue Phase des alten Kampfes zwischen Welt und Evangelium, und lehrt uns die Geschichte, daß durch den Austrag dieses Kampfes zu allen Zeiten das Schicksal der Völker entschieden ist, so müssen wir die Proclamirung des selbstherlichen, von Gottes Wort sich emancipirenden Menschentums für grundverderblich halten. Alles Fleisch ist Heu — das wird auch von unserem Volke gelten, wenn es fortfährt seine Moralität ausschließlich in der Aneignung und Beherschung der irdischen Welt zu sehen, das religiöse Denken und Leben aber als etwas Indifferentes in das individuelle Belieben verweiset. Auch wir denken nicht gering von der mächtigen Culturentwicklung unseres Volkes, wir möchten nicht das Mindeste davon preisgeben. Aber soll dieser Fortschritt dem Reiche Gottes dienen, soll er nicht zu sittlicher Barbarei und Fäulnis ausreifen, gleich derjenigen, in welcher das

Zeitalter der Seleuciden untergegangen ist, so darf das Salz des Evangeliums nicht dumm werden. Nicht im Staate, sondern in der Kirche hat das Zusammenwirken der gebenden göttlichen Liebe und des demütig empfangenden Glaubens seine Stätte. Hat Dr. Rothe das treibende Princip des Protestantenvereins richtig bestimt, so können wir die Tendenz des ganzen Vereins nur für eine verwerfliche erklären. Wir beklagen, daß Dr. Rothe nicht dasselbe gethan hat. Nicht Vertheidigung, Rechtfertigung, Lobsprüche sind hier an ihrer Stelle: vielmehr zu warnen und zu strafen fordert die Pflicht gegen den Gott, an welchen man glaubt, und die Liebe zu den irrenden Brüdern.

---

## Nachrichten.

### Bericht über die Conferenzen und Feste zu Kamin und Züllchow in Pommern den 6—9. September.

Am 6. und 7. Sept. fand dies Jahr die lutherische Herbstconferenz zu Kamin in Pommern statt. Trotz des ungünstigen Wetters war die Zahl der Conferenzgenossen (90—100) nicht geringer und die Tage nicht weniger gesegnet, als sonst. Nachdem am Abend des 5. Sept. Begrüßung und Gebet in der Kapelle stattgefunden, begann der Morgen des 6ten mit dem Blasen von Chorälen vom Thurme des Doms und mit Gesang von Chorälen durch die Knaben-Currende vor den Thüren der Gäste. Um ½9 Uhr war Beichte im hohen Chor; man psalmodirte Psalm 130; Sup. Meinhold hielt die Beichtvermahnung im Anschluß an Pauli Worte vom Bischofsamt, 1 Tim. 3, und erteilte den Beichtenden die h. Absolution. Dann folgte der Hauptgottesdienst, in welchem Past. Schian aus Liegnitz die erste Katechismuspredigt hielt über den ersten Artikel, und ebenso tief als warm die christliche Schöpfungslehre bekante und vertrat. Daß 1 Mos. 1, 1 die erste Schöpfung, V. 2 der Engel Fall und die Zerrüttung der Schöpfung, V. 3 u. flg. ihre Wiederherstellung und Weiterbildung erzähle, wurde ausdrücklich als disputable theologische Vermutung vorgetragen. Der Gottesdienst schloß mit dem großen Heilig der Festtage und der Feier des h. Abendmals am Hochaltar. Der vom Archidiakonus D. Wangemann errichtete und geleitete Domchor erhöhte die Schönheit des Gottesdienstes durch trefflichen Vortrag des „Komm heiliger Geist", „Kyrie", „Wir loben dich, wir benedeien dich u. s. w." Es erfüllte sich in reichem Maße das Psalmwort: „Sie werden trunken von den reichen Gütern deines Hauses, und du tränkest sie mit Wonne als mit einem Strome."

Nach einer halbstündigen Pause begann mit Gesang und Gebet die Conferenz in der Kapelle des Doms. Die einleitende Ansprache des Vorsitzenden Sup. Meinhold begann und schloß mit dem Gedanken, daß Wort und Sacrament die Brüste seien, aus denen die Kirche ihre Kinder nährt, die wir daher nicht hoch genug schätzen und nicht sorgfältig genug verwalten könten. Synoden, Conferenzen, Verhandlungen, Anträge und Bescheide — je älter man werde, desto geringer schätze man sie; so seien auch bei den Kaminer Conferenzen ihre Gottesdienste das Beste. Sodann wies die Umschau auf das Wiederaufleben des Rationalismus, den man zu früh todt gesagt, auf



Renan, den der Kaiser seiner Professur entsezt, auf Schenkel, den der badische O. K. R. selbst als Direktor des Predigerseminars festhält; auf die neue Aera und den Gewinn, den sie uns gebracht in Männern wie z. Hanne, auf die neueste Aera, die freilich auf kirchlichem Gebiet die Tradition, die Union auf Kosten der Confession zu fördern, nicht unterbrochen habe; auf die neuen Kreissynoden, denen die Behörde nicht einmal vergönnen wolle zu bestimmen, ob sie mit oder ohne Stimmzettel wählen wollen, die also an büreaukratischer Bevormundung gestorben wären, ehe sie gelebt hätten, und deren Kosten zu bestreiten die armen Superintendenten jezt in die tödtlichste Verlegenheit sezte. — Die folgende Besprechung drehte sich denn auch hauptsächlich um diese eben brennende Frage. Aus Unlust an dem der Kirche octroyirten, nicht aus ihr erwachsenen Gewächs wollen die Synodalen nicht auf Erstattung der Kosten verzichten, die Patrone keine Zahlung aus den Kirchenkassen bewilligen, die Kirchenvorstände, selbst wo der Patron bewilligt, die Zahlung nicht leisten, die Gemeinde-Kirchenräthe keine Collecte sammeln, die Gemeinden keine Steuer geben. Manche hoffen, daran werde das Institut zu Grunde gehen; die Hoffnung ist indeß trüglich; denn die Superintendenten müssen die Synoden berufen, und die Synodalen, wenigstens die Geistlichen, müssen kommen, und wenn kein Geld da ist, müssen sie auf Diäten ꝛc. verzichten. Die Existenz wird also weder rühmlich, noch freudig, noch fruchtbar für die Kirche sein, wird aber doch bleiben. Wenn die Behörde Modificationen der Synodalstatuten, besonders Aussagen über den Confessionsstand der Gemeinden und Synoden, abgewiesen hat, so war man darüber einig, daß man diese Aussagen festhalten müsse, auch wenn das Statut darüber der Bestätigung entbehrend bleiben sollte; dies Unglück sei leichter zu tragen, als jener Mangel. Freude an den neuen Synoden und Hoffnung, daß sie der Kirche was Nützliches eintragen werden, gab sich von keiner Seite kund.

Nach dieser Besprechung ermahnte G. Jahn, den von ihm redigirten, seit Neujahr als kirchliches Wochenblatt für Pommern herausgegebenen Züllchower Boten fleißiger zu verbreiten; worauf der Reiseprediger Meyeringh Mitteilungen über Unternehmungen der inneren Mission, und endlich D. Wangemann das erfreuliche Vorwärtskommen des unter uns errichteten Gotteskastens für bedrängte lutherische Gemeinden darlegte. Nach gemeinsamem Mittagessen fand sich eine Pause von etlichen Stunden zu Besuchen und Einzelverkehr. Um 8 Uhr riefen die Glocken in den Dom zum Abendgottesdienst. Die Gemeinde sang: Ach bleib bei uns, Herr Jesu Christ, der Pastor ein Sündenbekentnis, der Chor: Was hab' ich dir gethan, mein Volk (nach Palestrina); der Pastor las Jerem. 31, 15—20, worauf der Chor ein Freudenlied sang (O Kind, o wahrer Gottessohn) und die Gemeinde fortfuhr: Herr Jesu hilf, dein Kirch erhalt ꝛc. Dann predigte Br. Busch-Gülzow über die Worte: „Sehet, wir ziehen hinauf gen Jerusalem." Hinauf — nach Jerusalem! der Ruf kam aus bewegtem Herzen, aus beredtem Munde, aus der Tiefe und drang in die Tiefe. Nach der Predigt sang die Gemeinde: Dein Wort ist unsres Herzens Trutz, und der Chor: Ich weiß, daß mein Erlöser lebt (nach Joh. Mich. Bach); nach Collecte und Segen sang die Gemeinde: Unsern Ausgang segne Gott, und der Chor: Geht hin, die ihr gebenedeit (Spangenberg). Ein überaus schöner Schluß des schönen Tages, dieser Abendgottesdienst.

Der 7. Sept. begann mit Choral, Psalmlesung und Gebet von Br. Prüfer-Wusterhusen, Psalmodiren von Psalm 23; darauf folgte ein Bibelvortrag von Sup. Meinhold über das evangelische

Hirtenamt. Von Joh. 21 (Joh. 10 und 1 Petr. 5) ausgehend führte derselbe aus, daß des Hirten Aufgabe die dreifache sei, für gesunde Weide (rein Wort und Sacrament) zu sorgen (Joh. 10, 9): „Weide meine Schafe"; Selsorge an den Einzelnen zu treiben: „Weide meine Lämmer"; die Herde zu regieren und führen: „Hüte meine Schafe". Dies decke sich mit den drei Aemtern Jesu und mit den drei Namen für das geistliche Amt (Bischof, Diakonus, Presbyter); diese Dreiteilung habe Grund im N. T., die Teilung in zweierlei Aelteste nicht, die übrigens von Calvin, dem Ev. O. K. R. und Huschke darin gefunden werde. Weiter wurde ausgeführt, daß protestantische Engherzigkeit sich vergeblich bemühe, den Primat Petri aus dem N. T. fortzuleugnen; nur daß Petrus Nachfolger in diesem Primat über die ganze Kirche haben müsse, dagegen zeuge die Stellung, die Paulus dem Petrus gegenüber einnimt. Apgsch. 15 finden wir drei Bischöfe das Votum der Synode bestimmend, den Bischof der Gemeinde zu Jerusalem (Jakobus), den der Juden-Christen (Petrus), den der Heiden-Christen (Paulus), alle drei gleich berechtigt neben einander. Das monarchische Regiment ist allein natürlich und dem Regiment Gottes entsprechend; der Monarch seiner ganzen Kirche ist Jesus allein, keines Statthalters benötigt; das Kirchenregiment gipfelt aber naturgemäß in jeder Gemeinde, Kreis, Land in monarchischer, bischöflicher Spitze. Das bischöfliche Regiment ist der Kirche natürlich, und ist nur (Apgsch. 15) dem Collegium der Apostel, d. h. dem neutest. Kanon untergeben. Wo die Kirche unabhängig oder befeindet vom Staat steht, wie die separirten Lutheraner, da ist die bischöfliche Verfassung ihr natürlich. Sie hatte die alte Kirche. Als die Fürsten selbst Christen wurden, knechteten sie die Bischöfe (Byzanz) oder wurden von ihnen geknechtet (Rom); Freundschaft und Gemeinschaft, wie zwischen Mose und Aaron, ist das Richtige, ohne daß Eines dem Andern untergeben ist (Augsb. Conf. 28). In den evang. Landen ist Byzanz wieder hergestellt, der Cäsaropapismus ist Unnatur, kann daher auf die Länge nicht bleiben. Geht die Trennung von Staat und Kirche vor sich, so wird die Kirche entweder in Majoritäts-Synoden untergehen oder in bischöflichem Regiment neu sich aufraffen. Ansätze zu solchem bischöflichen Regiment enthalten noch die Bestimmungen der Pomm. K. O. über die Generalsuperintendenten. Die leider wieder aufgegebene Herstellung des Titels „Bischof" mahnte wenigstens, wohin zu steuern sei. Die jetzige Regierung der Kirche durch landesfürstliche Behörden, die der Fürst nach Belieben einsetzt, absetzt, modificirt und ihre Anträge ganz nach Belieben annimt oder ablehnt, ist Unnatur und wird fallen. Ueben wir unterdeß vom Bischofsamt, was wir davon noch haben, das Lehren, Selsorge, Zucht in der Gemeinde. Schluß, Vorlesung von 1 Tim. 3.

Es folgte nun die Discussion der Wangemann'schen These 10 von Kirche und Kirchenregiment, welche Br. Euen-Treptow durch eine Reihe von scharfen und spitzen Thesen zerlegt und modificirt hatte. Diese Thesen hatten den Versammelten nicht zuvor können mitgeteilt werden; es kam daher die Discussion wenig hinaus über die Frage, ob wir Pastoren Nachfolger der Apostel seien und diese nur die Ersten in der Reihe, oder ob der Apostolat vom Episkopat ganz geschieden sei. Daß jedoch lezterer nicht erst aus der Gemeinde erwachsen sei (Höfling), sondern mit jenem und in jenem von Gott eingesezt, darüber waren Alle einstimmig.



Es wurde nun noch eine Vorstellung in der Bahnschen Angelegenheit an den Ev. O. K. R. verlesen und zur Unterschrift ausgelegt, und von Br. Quistorp-Ducherow der Verein Pomerania, welcher Pommersche Sprache, Sitte, Recht, Ehre, Geschichte zu schützen und zu stützen, zu erhalten und herzustellen sich vorgesezt hat, den Versammelten dringend empfohlen. Den Schluß machte ein Resümé des Vorsitzenden und ein Schlußgebet des Br. Korth-Zedlin. Eine angenehme Unterbrechung bildete um ¾11 Uhr eine Festgabe des Domchors, welcher die Wehklage des Jeremias von Guidelti, das Ecce quomodo moritur justus von Gallus, das Stabat mater von Palestrina, das O bone Jesu von demselben und noch einige andere klassische Musikstücke mit lobenswerter Präcision vortrug; wonach dann der Pastor am Dom dessen Altarschrein und andere Antiquitäten, darunter auch den zerfezten Bischofs-Mantel, die verblichene Bischofs-Mütze und den zerbrochenen Bischofsstab zeigte. Um 4 Uhr vereinigte die Festgenossen abermals das gemeinsame Mal, bei dem für den Gotteskasten und die Züllchower Anstalten gesammelt wurde; und Abends 8 Uhr der Gottesdienst im Dom. Die Gemeinde sang: Ach bleib mit deiner Gnade, der Chor: Verleih uns Frieden gnädiglich (Klug 1535), Christe unser Heiland (1566), Lobe den Herren (Grell), dazwischen Gebet und bibl. Lection. Die Predigt hielt Br. Pompe-Labes und den Lobgesang Simeons samt den Segen sang Br. Wangmann, worauf die Gemeinde singend: „Laßt mich gehn" das Gotteshaus verließ. Es waren das einmal wieder Tage der Erquickung vor dem Angesichte des Herrn, ein Labetrunk in der Wüste, ein Manna auf dem Wege nach Kanaan. — — — Führ uns Herr ins Paradies! — —

Am 8ten reiste ein großer Teil der Festgenossen in fröhlicher Gemeinschaft nach Stettin, um Nachmittags das Jahresfest der Züllchower Anstalten (Rettungshaus, Brüderanstalt, Asyl, Krankenpflege im dortigen Johanniter-Hospiz) mit zu feiern, wo Br. Wenz-Colberg (jezt zu Wartenberg) predigte über Matth. 28, 20, und Br. Michow's (Zachan) Katechese mit den Anstaltsknaben über das erste Hauptstück des Luth. Katechismus Zeugnis gab, daß die Knaben tüchtig unterrichtet waren. Schließlich wurden Liebesgaben unter dem Bilde des Gekreuzigten niedergelegt. Am 9ten Vormittags war in Züllchow Conferenz der Freunde und Vorstände der Züllchower Anstalten. Man suchte nach einer Weise, ein gegenseitiges Besuchen der Pommerschen Rettungshäuser anzubahnen, statt des aufgegebenen Magdalenenstifts in Fortpreußen einen Ort für ein neues zu finden; der Reiseprediger Hesekiel redete über Jünglingsvereine. Endlich wurde die Klage über Mangel an Diakonissen laut, und dringend gebeten, geeignete Jungfrauen an die Anstalt zu Stettin zu überweisen.

Nachmittags war das Jahresfest der im October v. J. eröffneten Blödsinnigen-Anstalt zu Rückenmühle. Sup. Meinhold, Vorstandsmitglied, hielt die Predigt über Matth. 18, 4—6. Danach katechesirte der Vorsteher Barthold mit den geförderteren unter seinen Blöden (etwa 12 von 23) über Abraham und den Jüngling zu Nain. Es war im Jahre das Mögliche geleistet, Gesundheit und Aussehen der Kinder war gut. 23 Kinder sind drin, für 40 muß und kann Raum geschafft werden. Bis hieher hat der Herr geholfen, Er helfe weiter. Ja, alles Werk unserer Hände, das zugleich Seiner Hände Werk ist, wolle Er fördern. Amen.

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz in Berlin. Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

# Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1864. Sonnabend den 8. October. № 81.


## Die Gemeinde Bahn und der Superintendent Petrich.

Die Vorgänge in der Gemeinde Bahn in Pommern, welche an die hannoverschen erinnern, haben die Aufmerksamkeit in weitesten Kreisen auf sich gezogen, sind aber teils nur durch einseitige Berichte in der Kirche feindlichen Zeitblättern, teils zusammenhangslos und lückenhaft zur öffentlichen Kentnis gekommen, weshalb es ebenso den kirchlichen Kreisen erwünscht, als für die gute Sache förderlich sein wird, wenn hier zusammenhängende Mitteilungen darüber gegeben werden. Der Einsender ist zur Sache unterrichtet und wird sich mit einer möglichst objectiv gehaltenen Relation begnügen.

### 1. Bis zum Februar d. J.

Bahn ist ein Landstädtchen im Kreise Greifenhagen a./O., zwischen diesem Orte und Pyritz gelegen. Es hat im Mittelalter eine Geschichte gehabt teils durch die Passionsspiele, welche hier gehalten wurden und große Scharen herbeizogen, so daß sie neuerlich zum Gegenstande einer culturhistorischen Novelle gemacht worden sind („das Spiel zu Bahn", Cassel und Göttingen 1863), teils durch die Fehden, in denen die Stadt Jahrhunderte hindurch mit den Comthuren des Johanniter-Ordens in dem benachbarten Wildenbruch gelegen und auch ihrem Herzoge sich widersezt hat. Schon in einer alten Chronik heißt sie daher ein oppidum ad seditiones excitandas proclive, und nicht blos die Traditionen von daher, sondern auch dieser Sinn sind noch nicht ganz verschwunden. Jezt zählt der Ort etwa 2700 Einwohner, worunter etwa 100 nichtevangelische (Juden und einige Katholiken). Mit einer umfangreichen Feldmark guten Bodens, Waldungen und Seen ausgestattet, ist ihre Nahrungsquelle der Ackerbau, welcher in Folge der gehobenen Bodencultur reichlich lohnt, so daß die Einwohner im Allgemeinen wolhabend sind. Auch das Aeußere des Städtchens hat sich seit 12 Jahren sehr verbessert. Auf der Feldmark sind 6 oder 7 Landgüter entstanden, und sowol für diese, als für die Einwohner der Stadt bestehen etwa 150 Arbeiterfamilien; außerdem umfaßt die Einwohnerschaft Handwerker, 10 — 12 Kaufleute, mehrere Gastwirte, Apotheke, 2 Aerzte, das Personal einer Kreisgerichts-Commission, die Lehrer einer sechsklassigen Elementarschule.

An der St. Marien-Kirche, um die Mitte des 13. Jahrhunderts dreischiffig aus Feldsteinen erbaut, außer welcher noch eine ältere Hospitalkirche vorhanden, dienen 2 Geistliche, von denen der Pastor seit der Reformation zugleich Präpositus der 11 Parochien umfassenden Synode Bahn gewesen ist. Unter den älteren Geistlichen treten, soweit sich aus Ueberbleibseln ihrer Amtsführung schließen läßt, zwei hervor: im Anfange des vorigen Jahrhunderts Präpositus Buntebarth, ein frommer Mann aus der Francke'schen Schule, und in der zweiten Hälfte desselben Nagel, erst Diakonus, dann Präpositus, ausgestattet mit der Gabe des Organisirens und Regierens. Seit 1797 bis 1836 ist der Präpositus Beelitz im Amte gewesen, ein zwar determinirter, während der Freiheitskriege patriotisch wirksamer und rechtlicher Mann, aber als ein Kind seiner Zeit durchaus rationalistisch gesint und in diesem Sinne wirkend. Er hat im Jahre 1818 nach einer darüber gehaltenen Predigt, worüber noch ein Bewußtsein bei manchen Gemeindegliedern vorhanden ist, den Unionsritus in Gebrauch genommen, wiewol er bei seinem conservativen Gefühle selbst Bedenken gehabt, und im Winter 1816—17 zu seinen Confirmanden gesagt hat: Man geht jezt damit um, aus zwei Kirchen eine zu machen, aber das wird nicht zum Guten ausschlagen; ich werde es nicht mehr erleben, aber ihr werdet es erleben, daß nicht aus zwei Kirchen eine, sondern drei entstehen werden. Die Einwohner, welche das mittlere Lebensalter überschritten haben, gehören, soweit sie nicht von auswärts hereingezogen, seiner Schule an; die bessern unter ihnen haben einen Sinn für Gottesfurcht und Rechtlichkeit, aber Begriffe, wie Bekehrung, Wiedergeburt, sind nur denen verständlich, welche später weiter gekommen sind; doch stände es verhältnismäßig wol um die Gemeinde, wenn die Einheimischen aus jener Zeit die tonangebenden und stimmführenden Glieder wären; dies sind aber leider Zöglinge einer späteren Periode oder von Außen Hereingezogene. Beelitz war alt geworden und schwach, Kirchenbesuch und kirchliches Leben waren zulezt sehr zusammengeschwunden; kein Wunder, daß sein Nachfolger, der Superint. Hasper, wie von Grund auf erst zu sammeln und zu bauen hatte. Dieser, seit 1836 im Amte, hat innig und mit Geist das Leben in Christo verkündigt, die, welche sich vom Herrn finden ließen, gesammelt und gepflegt, aber an der Härtigkeit der Herzen auch einen großen Widerstand gefunden. Und es war nicht blos der naturgemäße Widerstand des unbekehrten Herzens, mit dem er zu kämpfen hatte,

sondern dieser rechtfertigte und stärkte sich an der Wirksamkeit des andern Geistlichen. Schon seit einer langen Reihe von Jahren hatte die Gemeinde eine Disharmonie zwischen ihren beiden Geistlichen sehen müssen, doch war sie bis dahin nicht aus einer innern religiösen Differenz, sondern aus äußern Umständen entsprungen; die Diakonen waren Kinder derselben Zeit, wie die Pastoren gewesen. Im Jahre 1831 war als junger Mann der Diakonus G. ins Amt getreten, mit natürlichen Gaben, einem Fluß der Rede, praktischem Verstande, einer stattlichen Persönlichkeit ausgestattet; vor Allem durch den Umstand begünstigt, daß er aus dem Orte stamte und in demselben von vornherein Verbindungen besaß, hatte er sich bald Einfluß zu verschaffen gewußt, um so mehr, da er neben dem altgewordenen Beelitz stand; aber er verkündigte nicht das Heil der Sünder in dem Verdienste Christi und den Heilsweg, der durch Buße und Glauben geht, sondern die eigne Gerechtigkeit des Menschen; ohne theologische Klarheit, wie er war, verbrämte er seine Rede mit tönenden Worten, doch nicht ohne Wirkung; es ist ja nicht schwer, die natürliche Vernunft zu überzeugen, daß sie Recht hat, zumal wenn man eine gewisse Rednergabe und gewisse, dem gemeinen Menschenverstande einleuchtende Argumente zur Hand hat. Als daher der Superint. Hasper eingetreten, wurde mit Recht gesagt, der Diakonus habe Nachmittag niedergerissen, was Vormittag gebaut sei, nicht blos direkt durch seine Warnungen vor den Frömlern und Heuchlern, die sich auf Christi Blut verließen, sondern noch nachhaltiger durch den ganzen Geist seiner Predigtweise und seine nicht geistliche Haltung im Leben. Ganz besonders nachteilig ist seine Wirksamkeit dadurch geworden, daß er während seiner 26jährigen Amtsführung einer Anzahl Söhne aus den einflußreicheren Familien, welche an ihre Kinder etwas wenden wollten, den Schulunterricht erteilt hat; der Mann hat es wol nicht beabsichtigt, aber der Erfolg seiner freisinnigen Grundsätze liegt jezt, da die Knaben Männer geworden sind, deutlich vor Augen, indem grade diese vorzugsweise dem Glauben und der Kirche entfremdet sind und feindselig gegenüberstehen.

Im Herbst 1851 ging Hasper als Nachfolger von Moll nach Stettin. An seine Stelle war von dem Königl. Consistorium, ohne daß dieser vorher drum gewußt oder dazugethan, der Pastor Petrich zu Dobberphul, Synode Camin, berufen worden, welcher dort 8 Jahre ein Pfarramt privaten Patronats verwaltet hatte. Er bekent für seine geistige und geistliche Jugendbildung Predigern, wie Jonas in Berlin, und Lehrern wie Rothe, damals in Wittenberg, viel, seine Erweckung besonders aber dem Gemeinschaftsleben in dem Wittenberger Seminare zu verdanken. Confessionelles Wesen und Leben, gegen welches er sich in den Jahren theoretischer Ausbildung abwehrend verhalten, ist ihm erst wichtig und bedeutsam geworden, nachdem er dem praktischen kirchlichen Leben näher getreten, zunächst in den spätern Candidatenjahren als ihm geistliches Leben und geistliche Tüchtigkeit fast nur in ausgeprägt lutherischen Geistlichen vor Augen trat und als ihm die Triglaffer Conferenzen ihre segensreichen Anregungen gaben; sodann nach dem Eintritte ins Pfarramt, als er in einer von confessionellen Bewegungen ergriffenen Gegend erkennen lernte, nicht blos welchen religiösen, sittlichen und pädagogischen Wert historisch gewordene Gebilde haben, sondern auch, wie gerade die Lehre und Eigenart der lutherischen Confession am Meisten aus dem Geiste der Schrift erwachsen sei. Er hat es darum auch schon während jener Amtsperiode als Pflicht confessioneller Geistlichen erkant, das kirchliche Bekentnis mit seinen Consequenzen einer falschen Union gegenüber aufrecht zu erhalten, ohne deshalb eine gewisse Weite, die ihm geblieben war, aufzugeben.

Als er im Sommer 1851 den ersten Blick in die Gemeinde Bahn gethan, ist es ihm bereits klar geworden, daß er mit den faktischen Zuständen in Conflikt gerathen würde, allein er hat sich auch sagen müssen, daß er davor nicht zurück scheuen dürfe, da die faktischen Zustände eben im Unrecht seien. Er erfuhr, daß die Union, der die Gemeinde beigetreten, so verstanden und so betont werde, daß der Confessionsstand der Gemeinde darüber fast aus dem Bewußtsein geschwunden sei; doch beruhte dies eben nach seiner Auffassung auf Irrtum und Verdunkelung, weshalb er nicht daraus den Willen Gottes entnehmen konte, das ihm angetragene Amt abzulehnen. War ja doch auch innerhalb der Union nach den bestehenden Rechtsnormen der lutherische Bekentnisstand in der Gemeinde unverändert geblieben. Bei seinem Amtsantritte sah er bald, wie sehr sich hinter der Union auch der Unglaube verstecke, welcher, indem er sich nur für einen abweichenden Lehr- und Glaubenstropus ansah, seine Berechtigung darauf stüzte, daß hier durch die Union die Bekentnisschriften ihre normative Autorität verloren hätten und nur noch die Bibel, die sich Jeder nach bestem Wissen auszulegen habe, als Norm des Lehrens und Glaubens bestehe, und wie hauptsächlich aus diesem Grunde dem Fortbestehen der Confession auf das Eifrigste widersprochen wurde. Es war ihm deshalb nicht blos durch die Wahrhaftigkeit und Bekentnistreue geboten, sondern es mußte ihm auch unter diesen Umständen als *heilsam* erscheinen, diesem Irrtum von vornherein entgegen zu treten und die Unions-Symbole, in welchem man gerade die Confessionslosigkeit ausgeprägt fand, nicht zu gebrauchen. Es waren dies der Ritus des Brotbrechens und die neuagendarische Spendeformel. Was den ersteren betrifft, so konte er sich zu dessen Anwendung wenigstens so lange nicht entschließen, bis von der Behörde die confessionslose Union als nicht existirend bezeichnet sei; gegen die Union, wie sie nach der Kabinets-Ordre von 1834 aufgefaßt werden mußte, wonach die Gemeinde Bahn sich verpflichtet hatte, Reformirten aus freier Liebe die Sakramentsgemeinschaft zu gewähren, dabei aber eine lutherische blieb, befand er sich nicht im Gegensatz, und in diesem Sinne hätte er sich auch nicht geweigert, das Brotbrechen, als ihr Zeichen anzuwenden. Was die Spendeformel betraf, so sah er sich im Rechte, statt der neuagendarischen eine der älteren, auf Seite 79 des II. Teiles der Agende mit den besonderen Bestimmungen und Zusätzen für die Provinz Pommern dargebotenen in Ge-

brauch zu nehmen, weil die Agende zu denselben die ausdrückliche Bestimmung gibt: „ob und wie der Geistliche diese Bemerkungen anwenden will, bleibt ganz seinem eigenen Ermessen überlassen.“ Hiernach brach er bei den von ihm verwalteten Communionen das Brot nicht und gebrauchte eine dieser älteren Spendeformeln. Im Uebrigen hat er es vermieden, gegen die Irrtümer über Confession und Union, etwa auf der Kanzel geflissentlich zu polemisiren oder diese Frage provocirend in den Vordergrund zu stellen, wenn er es auch andrerseits der Wahrheit und der Bekentnistreue schuldig zu sein glaubte, sie nicht ängstlich zu umgehen; die kirchliche Lehre und Anschauung, wo Gottes Wort ihn dazu veranlaßte, hat er immer klar ausgesprochen.

Es währte jedoch nicht lange, etwa ein halbes Jahr, als schon eine Opposition gegen diese Haltung des Sup. P. bemerklich wurde. Seine Lehre vom h. Abendmale und von der Absolution, verbunden mit der Form der Sakramentsverwaltung, über welche er mit dem Diakonus Rücksprache genommen hatte, erschien Manchem verdächtig, Andre, die der Kirche und dem Glauben überhaupt entfremdet waren, steckten sich hinter diese und hatten darin einen willkommenen Vorwand für ihre Feindschaft gegen die Verkündigung des Evangeliums. Als ursprünglich Reformirte befanden sich 3 Männer in der Gemeinde, von denen jedoch nur einer ein kirchliches Interesse zeigte. Besondere Schwierigkeiten bereiteten ihm von vornherein die einflußreichen Verbindungen, welche der Diakonus G. in der Gemeinde hatte. Es gab Kreise und Schichten, in denen er von Anfang an mistrauisch und fremd angesehen wurde, und um nicht mehr zu schaden, als zu nützen, konte er nicht fortfahren, allen ohne Unterschied felsorgerisch nahe zu treten, wie er es angefangen hatte. Dagegen gewann seine Haltung bald das Vertrauen der erweckten Elemente in der Gemeinde, welche auch gerade in der confessionellen Richtung ihren eigenen Glauben wiederfanden und sich ihm ihm eng anschlossen. Nach einer heftigen Controverspredigt, welche der Diakonus G. am Reformationsfeste 1852 gegen „die unionsfeindlichen lutherischen Bestrebungen“ gehalten hatte, kamen die ersten amtlichen Schritte gegen den Sup. P. zu Stande, indem Gemeindeglieder sich an das Königl. Consistorium und der Diakonus G. sich an den Magistrat als Patron des Diakonats, dieser aber sich um Schlichtung der Differenzen ebenfalls an die Behörde wendete. Einige Gemeindeglieder gingen an den Evangl. Ober-Kirchenrath und darauf selbst an den König, bis im Mai 1854 der Bischof Dr. Ritschl als Commissarius der Behörde persönlich hier verhandelte und eine Ausgleichung herbeiführte. Der Diakonus G. erklärte sich bereit, die Spendeformel der alten Pommerschen Agende ebenfalls in Gebrauch zu nehmen, der Sup. P. den Ritus des Brotbrechens anzuwenden, wogegen ihm zugesagt wurde, daß die Gemeinde über das in ihr unverändert zu Recht bestehende luther. Bekentnis belehrt werden solle, die beschwerdeführenden Gemeindeglieder, mit deren Vordermännern der Bischof Dr. Ritschl ausführlich verhandelt hatte, ließen ihren Widerspruch fallen. Unter dem 30. Oktober desselben



Jahres ergingen 4 ausführliche Verfügungen des Königl. Consistoriums an den Sup. P., an den Diak. G., den Magistrat und die vorstellig gewordenen Gemeindeglieder, worin die getroffenen Feststellungen nach erfolgter Zustimmung des Evangl. Ober-Kirchenrathes verkündigt und zugleich bündige Deklarationen über den luth. Bekentnisstand der Gemeinde gegeben wurden. Es unterliege nicht dem mindesten Zweifel — heißt es u. A. an den Magistrat —, daß diese Gemeinde noch gegenwärtig eine Gemeinde luth. Bekentnisses sei, und als solche behandelt werden müsse, und ebenso an die andern Adressaten.

Hiernach ist in der Gemeine eine Reihe von Jahren ohne Störung des Friedens am Reiche Gottes gebaut worden. Der Sup. P. vermied es von da an ganz, den confessionellen Sondernamen in seiner amtlichen Thätigkeit zu gebrauchen, oder sonst Aeußerungen zu thun, welche als Verletzung einer etwanigen Vorliebe für die Union hätten erscheinen können; er konte dies um so eher, weil seine confessionelle Stellung bekant genug war und jezt die von den Behörden gegebenen Deklarationen über den Bekentnisstand der Gemeinde hinter ihm standen; nur vermieden hat er es deshalb freilich nicht, auch von den Sakramenten und den Mysterien zu predigen. Der Diak. G. vermied ebenfalls gegen die Confession direkt zu polemisiren. Beide Geistliche verwalteten von da an das heil. Abendmal stets gemeinschaftlich, was auf die Gemeinde heilsam wirkte, wie denn auch beide in einem nicht unfreundlichen Verhältnisse zu einander standen; es konte dies bei aller innern Differenz Beider gelingen, da G. fern von Hinterlist und Perfidie war. Der Herr versagte auch der Wirksamkeit des Sup. P. nicht seinen Segen; das kirchliche Leben hob sich; Personen, welche es seit längeren Jahren beobachtet hatten, urteilten, der Kirchenbesuch sei besser als je; ersterer schrieb dies nicht sich zu, sondern der Gnade Gottes und dem günstigen Umstande, daß er erndten dürfe, was sein Vorgänger gesäet habe. Die Abendandachten und Missionsstunden, welche Sontags in der Kirche, und die Bibelstunden, welche Donnerstags in einem Schulzimmer gehalten wurden, fanden erfreuliche Teilnahme; die auf die Abendstunden verlegten concentrirt gestalteten Passionsandachten in den fünf Fastenwochen hatten bei sehr vermehrter Teilnahme ihren besonderen Segen. Die mit liturgischen Elementen ausgestatteten Katechisationen, welche im Sommer die Sontag-Nachmittag-Gottesdienste ausmachen, waren oft gehobene und gesegnete Jugend-Gottesdienste, denen auch Erwachsene beiwohnten; den Eingesegneten wurde, um sie dazu regelmäßig heranzuziehen, in die Häuser nachgegangen. Auch die Teilnahme am Sakramente nahm zu; da Zahlen beweisen, so sei erwähnt, daß in den 4 Jahren 1850 — 1853 die Durchschnittszahl der Communikanten 686, in den 4 Jahren 1859 — 1862 dieselbe 882 betragen hat. Nachdem bei einer Visitation des General-Superintendenten im Jahre 1858 die Anmeldung der Communikanten eingeführt war, hatte diese neue Institution, ungeachtet von einigen Seiten hartnäckig entgegengewirkt wurde, doch guten Fortgang, so daß nur Wenige unangemeldet blieben, was bei der Eigentümlichkeit der Gemeinde

und der Verhältnisse hoch anzuschlagen ist. Neben dem innern kirchlichen Leben gingen äußere Verbesserungen her; die in hohem Grade verfallene Kirche wurde gründlich restaurirt, so daß sie jezt auf den Eintretenden einen sehr wolthuenden Eindruck macht, und statt des schlechten Thurmes wurde ein stattlicher neuer errichtet; zu der Summe von 18000 Thlr, welche beide Bauten kosteten, gab die Stadt 7000 Thlr. Darlehn her.

Aber auch während dieser relativ ruhigen Reihe von Jahren stand dem Sup. P. stets eine bedeutende Opposition finster gegenüber, zu welcher gerade die bürgerlich einflußreichen, hervortretenden Leute mit wenigen Ausnahmen gehörten; sie zu überwinden oder zu gewinnen, wiewol er darum gebetet und es versucht hat, wollte ihm nicht gelingen, da sie eben in seiner ganzen Glaubensrichtung und kirchlichen Wirksamkeit ihren Grund hatte; eine Einigung zwischen ihm und seinen Gegnern wäre nur möglich gewesen, wenn er zu ihnen übergegangen wäre. Unkirchlich, wie sie ohnehin meistenteils waren, hörten sie seine Predigten nicht, ja sie wurden von ihnen vermieden, obgleich er sich Mühe gab, auch den Verstandeszweifeln und den rationalistischen Vorurteilen nachzugehen und die Schrift nach verschiedenen Seiten aufzuschließen; mehrere Jahre hat er über das A. T., desgleichen auch über freie Texte aus dem N. T. gepredigt; es lag ihm daran, die großen Heilsgedanken Gottes in der Geschichte und Oekonomie seines Reiches zum Verständnis zu bringen, aber der Unglaube war zu satt und fand in seinen Kreisen zu viel Stärkung, als daß jene sich genähert hätten. Gewisse Lehren wurden vor andern gehaßt, wie die von der Auferstehung des Leibes, von der Existenz und Einwirkung des Teufels, von dem sündlichen Verderben aller Menschen, von dem wesentlichen Unterschiede zwischen bekehrten und unbekehrten Sündern; „in der Kirche muß ich das still mit anhören und kann nicht widersprechen, lieber gehe ich nicht hin, um mich nicht zu ärgern", sagte ihm einmal Einer. Er strafte auch die im Schwange gehenden Sünden, indessen nahm dies in seinen Predigten nicht einen breiten Raum ein; es ist aber auffallend und, so oft es schon erfahren ist, immer wieder merkwürdig, wie der Unglaube gegen eine Verkündigung, welche von dem Verderben des Menschen ausgeht und die Erneuerung durch den Glauben an Christum fordert, einen so tiefen Widerwillen hat und sie hart und scharf nent, während er moralisirende, selbst scheltende Predigten sich gefallen lassen, billigen, wenigstens bald wieder verzeihen kann, wenn ihnen nur der Pelagianismus zum Grunde liegt. Ein „Hierarch", der Alles unter sich beugen, ein „Jesuit" der sich allmälig festsetzen und Macht gewinnen, „ein Pietist" der nicht mit der Welt leben wolle, der war und blieb P. in diesen Kreisen, die ihn haßten und vermieden (etwa mit Ausnahme eines Mannes von reformirter Abkunft, bei dessen Gegnerschaft ein zwar irrtümliches doch subjectiv besseres Interesse für die Union mitwirken mochte). Besonders oft wurde ihm der Vorwurf der Hartnäckigkeit, Unbeugsamkeit, Herschsucht gemacht, wiewol er Beweise einer aufopfernden Nachgibigkeit gegeben hat, wo es sich um persönliche Rechte handelte. Als z. B. aus jenem Kreise wiederholt das Verlangen kund gegeben wurde, daß dem Diakonus auch das Recht der Einsegnung, welches von jeher ausschließlich dem Pastor gehört hatte, eingeräumt werden möchte, erklärte sich P. freiwillig bereit, für jedes Kind, für welches es begehrt werden würde, ohne Weiteres das Dimissoriale zu erteilen, und befürwortete dies bei der Behörde, so daß jezt diese Einrichtung welche bei der heutigen Agitation im höchsten Grade gegen P. gemisbraucht wird, besteht. In jenem Vorwurf sprach sich wol eben nur die Unzufriedenheit darüber aus, daß lezterer sich mit seinem Amte nicht auf die Gemeindeglieder, sondern auf die Kirche und ihr eine Autorität beanspruchendes Bekentnis stüzte. Mitgewirkt hat auch der Gegensatz der politischen Richtungen; da die einflußreicheren und den Ort beherschenden Leute mit wenigen Ausnahmen demokratisch gerichtet waren und fast jedesmal die Stadtverordneten-Wahlen machten, auch seit der „neuen Aera" es jedesmal durchsezten, daß aus Bahn ausnahmelos nur solche Wahlmänner hervorgingen, welche für entschieden oppositionelle Abgeordnete stimten, so war es ihnen natürlich äußerst unangenehm, daß der erste Geistliche ihnen Widerstand zu leisten wagte, den Geist des Abfalls zuweilen strafte und auch hie und da den conservativen Elementen der Stadt einen Anhalt darbot; es saß ihnen damit ein Pfahl im Fleische. — Denen gegenüber stand eine Anzahl erweckter Gemeindeglieder, ein theures Erbteil von seinem Amtsvorgänger, welches sich noch um einige Selen vermehrte, ein Häuflein unter mancherlei Schwachheit und Fehlen wandelnd, aber doch sorgend fürs Seligwerden, nach geistlicher Nahrung begierig, und bemüht, dem Heilande in den Werken seines Reiches zu dienen. Ihr Selsorger hat ihnen gern zu geistlichem Wachstum gereichen wollen, spricht es aber auch aus, daß es ihm der Herr vergeben wolle, wo er nicht tüchtig gewesen, sie zu fördern, wie er es gewünscht hätte. Es waren meistens geringere Leute, als jene Gegner (1 Cor. 1, 2 — 6) von diesen vielfach geringgeschäzt und gemeinhin die Sekte genant. Um sie her kam denn ein Kreis anderer achtbarer kirchlich gesinnter Leute aus dem Bürgerstande, welche innerlich nicht so wie jene geführt waren und sich ihnen nicht anschlossen, aber doch auch im Gehorsam des Glaubens am Christum standen.



Der Feind konte es aber nicht ertragen, daß die Sache des Herrn sich in Bahn auf die Dauer ausbreite und befestige; nachdem er sich eine Zeitlang finster grollend zurückgezogen, ist er böser als je wieder losgebrochen, und der Herr hat es ihm zugelassen. Vorbereitet wurde dies durch zwei Personalveränderungen in der Gemeinde. Der Diak. G. starb im Juni 1857 und im Sommer des folgenden Jahres trat der Candidat Steinbrück als sein Nachfolger ein. Der Superint. P., welchem bei der Besetzung des Diakonats ein votum consultativum zustand, hatte ihn, da seine Probepredigt ernst und

tüchtig gewesen war, selbst empfohlen. Auf die vorher an ihn gerichtete Anfrage, wie er zum Bekentnisse der Kirche stände, wobei ihm zugleich angedeutet worden war, daß von seiner Antwort event. weiterer Gebrauch gemacht werden würde, hatte er sich entschieden dazu bekant, daß die luth. Bekentnisschriften innerhalb der Union ihre normirende Kraft behalten hätten, und erklärt, er würde auf das Entschiedenste gegen eine solche Union auftreten, welche etwa das luth. Bekentnis beeinträchtigen wolle, oder gar rationalistische Tendenzen durchblicken lasse. Ein Jahr lang stand er auch mit dem Sup. P. in Eintracht und dies wirkte sichtbar heilsam auf die Gemeinde ein; im Sommer 1859 aber lenkte er um und warf sich der feindlichen Partei in die Arme. Er vollzog die Schwenkung durch einen Aufsatz, den er für den Synodal-Convent anzufertigen hatte und für welchen er die Orthodoxie, die der Union in den Weg getreten wäre, zum Gegenstande wählte. Mit ebenso viel Impotenz wie Mutwillen schlug er dadurch dem weit überwiegenden Teile der Synodal-Geistlichen ins Angesicht; in welcher Weise ist beispielsweise daraus zu sehen, daß er als Beweis, wie der Name „evangelisch" immer mehr abgeschafft werde, den Umstand anführte, daß das Nathusius'sche Volksblatt ein Inserat enthalten habe, in welchem für das Gut Dalldorf ein „christlicher" Schäfer verlangt werde, denn sonst würde ein „evangelischer" Schäfer verlangt worden sein; ferner daß er auf die Ev. K. Z. das Wort 2 Petr. 2, 10 („die Herschaft verachten, nicht erzittern die Majestäten zu lästern") anwandte, und so durchweg. —

Sodann schied im J. 1859 der Bürgermeister M. aus dem Amte, ein ernster, fester, in politischer und kirchlicher Beziehung conservativer Mann, welcher der Umsturzpartei in der Gemeinde stets Widerstand geleistet und dem Sup. P. zur Seite gestanden hatte; desalb wurde er auch von den Stadtverordneten nicht wieder gewählt. An seine Stelle trat ein Mann von ganz anderer Beschaffenheit, welcher bereits Elementarlehrer, Candidat der Theologie, Hauslehrer, Gerichtsauscultator, wieder Candidat und Hauslehrer gewesen war. Diese beiden Personalveränderungen haben bald auf die kirchlichen Verhältnisse der Gemeinde den größten Einfluß ausgeübt; die Gegner des Sup. P. hatten nun willkommene Werkzeuge. Alles wäre anders geworden und alle gegenwärtigen Wirren wären nicht gekommen, wenn nicht in jenen beiden einflußreichen Aemtern dieser Wechsel eingetreten wäre.

(Fortsetzung folgt.)

---

## Ein Blick in die katholische Kirche.

Ein mächtiger Wald, — Stamm an Stamm reihen sich die Eichen zusammen und ihr Geäst schließt sich über uns wie Hände, die sich zum Gebet verschlungen haben, — das ist der Kölner Dom. Der Kölner Dom ist nicht eine Kirche, er ist die Kirche. Der Glaube, die tiefe Sehnsucht des Gemüts nach der Heimat der Sele, die Anbetung des heiligen dreieinigen Gottes hat in diesem Bau, in jedem Stein möcht ich sagen, Gestalt angenommen. Noch fehlen die beiden Thürme, diese gewaltigen Finger, die sich zum Schwur erheben: Niemand soll unser König sein als Jesus Christus gelobt in Ewigkeit! Aber auch ohne sie ist der Dom, wie er jezt fast vollendet vor uns steht, das Meisterwerk christlicher Kunst. Seine Dimensionen sind außerordentlich. Wenn man mit der Eisenbahn von Düsseldorf nach Köln fährt, erhebt er sich ein mächtiger Fels in blauer Ferne über das Flachland. Es verschwinden vor ihm alle Kirchen des kirchenreichen Kölns. Eine Kathedrale umgeben von ihren Kapellen, so ruht er inmitten der großen Kirchen der Stadt. Und doch, wenn man vor ihm steht, macht er nichts weniger als den Eindruck des Kolossalen. Das macht die Harmonie aller einzelnen Teile. Was der gothischen Kunst eigen ist, die immer feinere Detaillirung von dem massigen Fundamente himmelwärts, findet sich bei dem Kölner Dome in einer Vollkommenheit ausgeführt, wie sie schwerlich jemals übertroffen werden kann. Wol fehlt noch das Hauptportal, das sich künftig zwischen den vollendeten Thürmen erheben wird; wie das einst sein wird, zeigt schon jezt das vollendete Südportal, das in den südlichen Kreuzbalken des Schiffes führt. Als dort im Jahre 1842 unser in Gott ruhender König den Grundstein zum Fortbau gelegt, hat er gesagt: „Hier werden sich die schönsten Thore der Welt erheben." Das sind sie mit ihren herlichen Spitzbögen, mit ihrer feinen Sculptur, mit ihrem meisterhaft ausgeführten Figurenreichtum. Man tritt durch den unvollendeten Eingang zwischen den Ansätzen der Thürme in den Dom. Vor Jahren, als ich den Dom gesehen, trente noch eine Wand den hohen Chor von dem damals noch im Bau begriffenen Schiff. Die ist jezt nach Vollendung des lezteren gefallen. — Nur dort am Eingange stehn, stehn und hineinblicken in den gewaltigen Bau, in dem sich durch die gemalten Fenster jenes eigentümliche Dämmerlicht verbreitet, das die Fenstermalerei gibt, wenn sie nicht in schreienden Farben gehalten ist; — und man hat den Eindruck — hier ist des Herrn Wohnung, siehe da eine Hütte Gottes bei den Menschenkindern! — Der römische Kultus, wie er jezt durch die Ueberhandnahme des Marienkultus geworden, schwächt diesen Eindruck — ich möchte fast sagen, er vernichtet ihn. Der Kölner Dom ist

keine katholische Kirche in dem Sinne, wie das Wort katholisch jezt verstanden wird. Seine Conception stamt aus einer Zeit, in der noch kein Pio war, der die Verehrung der Jungfrau bis auf die höchste Spitze getrieben hatte. In dem Sinne jenes früheren Katholicismus, in dem noch die eigentlich katholischen, d. h. die evangelischen Gedanken die heranschleichende Abgötterei niederhielten, hat der evangelische Baumeister des neuen Teils des Domes diesen vollendet. Der Kölner Dom ist die katholische Kirche, wie sie der richtigen Bedeutung des Wortes katholisch entspricht, — die Kirche, die das heilige Mysterium der Kirchen, die auf den drei ökumenischen Symbolen ruhen, in Stein gebildet hat. Selbst der an die kahlen Wände seiner Bethäuser gewöhnte reformirte Christ wird wider Willen im Kölner Dom sich von Schauern der Ehrfurcht durchdrungen fühlen, und seine Sele wird es ahnen, daß das Ideal einer Kirche nicht in der reformirten Abstraktion von Gottes sonstiger Schöpfung und ihrem Gestaltungsreichtum bestehen kann.

Es war gerade das 700jährige Jubelfest der Einholung der Gebeine der h. drei Könige in die „hillige Köln", wie sich die Stadt mit nicht eben sehr demütiger Emphase zu nennen pflegt. Das Geläut aller Glocken der Stadt, dem der tiefe Klang der Domglocken den Grundaccord verlieh; die wehenden Fahnen rings um den Dom; die Buden der Rosenkranz- und Heiligenbilder Verkäufer vor dem Portale des Doms; die vielen gepuzten Landleute in ihren eigentümlichen rheinischen Trachten, — das Alles erinnerte daran, daß die katholische Kirche ein besonderes Fest feiern müsse. Kleine Schriftchen, die auf den Straßen feil geboten wurden, gaben dem Fremden Zeugnis von dem Fest.

Es ist für die römische Kirche, so nenn' ich lieber die jetzige katholische, — der Beweis charakteristisch, der in jenen Schriftchen, die mit dem Erzbischöflichen imprimatur versehen waren, dafür daß die Weisen aus Morgenland Könige gewesen und Kaspar, Melchior und Balthasar geheißen, geführt wird. In dem einen wird der Anstand, mit dem Herodes die Weisen behandelt zum Beweis für ihre Königswürde herbeigeholt. „Die rücksichtsvolle Behandlung" sagt Herr Professor und Dr. Scheeben „von Seiten des grausamen Herodes zeigt deutlich, das es sich um mehr als bloße Privatpersonen handelte." In einer andern Schrift betitelt „Gold, Weyrauch und Myrrhen" meint ein gewisser Joseph Cremer, daß dem Beda venerabilis, der die Könige Kaspar, Melchior und Balthasar genant, hierzu triftige Beweisstücke müssen bekant gewesen sein, sonst würde ihm die Kirche nicht so allgemein zugestimt haben. — Die Dreizahl der Weisen, ihre Königswürde, jene bestimten Namen, das Alles ist trotzdem, daß Chrysostomus ihrer 12 zählt, Epiphanius sich für die Zahl 15 entscheidet, Cyprian, Hilarius und Hieronymus sie ausdrücklich nur Astrologen (Sterndeuter) nennen, und Petrus Comestor um 1162 sie Apollus, Amerus und Damaskus nennt, Andere noch Anders, — den heutigen Katholiken eben so gewiß, als daß die Kaiserin Helena ihre Gebeine gefunden haben soll u. s. w. Als Legende, die aber auf religiösem Gebiet doch kaum einen höheren Wert hat als Grimms Volksmärchen auf dem Gebiete des Volkslebens, läßt man sich jene Angaben allenfalls gefallen; soll sich aber, wie es die römische Kirche thut, auf dem mehr als zweifelhaften Ursprunge dieser s. g. Heiligendreikönigs-Gebeine, ein besonderer Gottesdienst erbauen, so muß sich ein evangelisches Gemüt wenn nicht mit Abscheu doch mit tiefem Schmerz über die Verführung des katholischen Volkes zu einer Verehrung, die kaum von Anbetung unterschieden werden kann, abwenden.

Der prächtige goldene mit viel Edelsteinen verzierte Schrein, in dem jene Gebeine aufbewahrt werden, stand in der Mitte des Presbyteriums. Die Seite, an der die braunen, fast schwärzlichen, mit diamantenen Kronen gekrönten Schädel der Pseudokönige sichtbar waren, stand dem Schiffe der Kirche zugewendet. Mehrere Priester im hohen Ornate standen vor dem Schrein. Eine unabsehbare Volksmenge drängte sich herzu und reichte diesen Kreuze, Rosenkränze, Gebetbücher, Stäbe, Krücken, wenn ich nicht irre auch Kleidungsstücke; die Priester strichen diese Gegenstände sorgfältig an alle drei Schädel, nur daß die jüngern Priester dieses Geschäft weniger sorgfältig, schneller als einer der ältern Priester abzumachen schienen. Ob nicht in den Jüngern sich etwas regte wie ein Seufzer: o sancta simplicitas?! — Die heimkehrende Menge war aber überzeugt, man sah es ihren Gesichtern an, daß sie nun an dem Gegenstande, der an jenen braunen Schädeln gestrichen war, ein Amulet gegen das Zipperlein und sonstige Wehtage mit nach Hause nähme. Eine neben mir stehende Dame wandte sich mit mir mit gleichem Unwillen von einem Schauspiel ab, das wol an den Götzendienst in Benares erinnern könnte. Charakteristisch ist der Gedankengang, mit dem der gebildete Katholik sich das Alles zurecht legt. Eine Katholikin, den höheren Ständen angehörig, die auf den Zweifel, ob diese Gebeine auch den Weisen aus Morgenland angehört haben, natürlich nichts anders zu erwiedern wußte, als: die Kirche glaubt es, und die namentlich die Verehrung dieser Gebeine, die möglicherweise die Ueberreste irgend eines obscuren Menschen, vielleicht eines Verbrechers sein können, nicht an sich selbst zu rechtfertigen wagte, meinte, das Alles wüßten die Priester zwar wol besser, aber das gemeine Volk müsse wie die Kinder solche sinnlich greifbaren Dinge haben, um dadurch in die Kirche und so zur Predigt gezogen zu werden. Es ist vielmehr eine dämonische Gewalt, die das katholische Volk diesem Dienst und ebenso dem Uebermaß in der Verehrung der heiligen Jungfrau unterwirft. Und das Alles in dem Kölner Dom, diesem Bau, der in jedem Stein den lebendigen Glauben bezeugt! Ob sich denn die Kölner Geistlichkeit gar nicht mehr der scharfen Bußpredigt erinnert, die einst im Anfange des 12. Jahrhunderts die heilige Hildegard an ihre Vorvordern gehalten hat? —

Der Katholicismus ist die Religion der schneidendsten Contraste. Es war der erste Sonnabend der Festoctave, als

ich nach Köln kam. Mein Weg führte mich natürlich sofort in den Dom. Es war Vesperpredigt. Von einer improvisirten Kanzel an einer der mächtigen Säulen sprach ein junger Geistlicher. Ich erfuhr später seinen Namen, es war ein Jesuitenpater Namens Leidner. Der Text war schon verlesen, und ein Teil der Predigt leider schon gehalten. Ich sage leider, denn was ich noch hörte, mußte mich bedauern lassen, daß ich nicht von Anfang zugegen gewesen war. Durch die Predigt waltete der Gedanke, das der Wille des Menschen nicht anders als durch Christum den Herrn wieder zu einem rechten mit Gottes Willen verbundenen werden könne. — Einfache, populäre Sprache, meisterhafte Diktion und Darstellung zeichneten die Predigt aus. Kein Wort von der Himmelskönigin, oder den h. Dreikönigen, oder sonstigen Heiligen: der einzige Heilige, dessen Erwähnung gethan, war der h. Paulus. Der ursprüngliche Stand des Menschen, als sein Wille noch eins mit Gottes Willen, der Mensch als Bild Gottes noch König der Erde war, wurde vortrefflich geschildert. Sodann der Fall des Menschen durch Satans List, das Elend, in das der Mensch durch seinen Fall gerathen, ein Elend, das vornämlich in dem Zwiespalt nachgewiesen wurde, in den sein Wille mit Gottes Willen gerathen; treffende Schlaglichter auf die gegenwärtige Zeit, in der die Menschen, die ihnen dargebotene Gnade verachten und eine Selbständigkeit träumen, da sie doch Sclaven ihrer Lüste und Begierden sind, zeichneten diesen Teil der Predigt aus. Endlich zeichnete der Prediger Gottes Liebe in ergreifender Weise, der sich eines Geschlechts angenommen, das ohne eigne Kraft sich zu helfen in fortgesetztem Sterben dahin siehe, in seiner Wissenschaft, Kunst und Kultur den Schein des Lebens habe und darum nur desto elender sei, weil es den Tod für Leben halte. Christus auf Golgatha und am Ostermorgen, der ewige Gott, der Mensch geworden, und den Willen des Menschen wieder mit dem Willen Gottes in sich selbst geeinigt habe und allen die an ihn glauben die Kraft mitteile, ihren Willen wieder dem Willen Gottes willig zu unterwerfen, das war das letzte Bild der Predigt. Und diese Predigt, die jeder Evangelischen Gemeinde zur reichsten Erbauung hätte dienen können, vor diesem Volk gepredigt, das an die heiligende Wirkung jener Knochen glaubt! Ich mußte mir sagen, entweder weiß jenes Volk nicht, was es thut, oder es faßt den Inhalt solcher Predigt nicht. Wie aber Pater Leidner, dieser geistvolle begabte Priester? Wie ist es möglich, daß der Mann von solcher tiefen Erkentnis der evangelischen Wahrheit solchem Wesen ruhig zusehen kann? am folgenden Tage, am Sontage, hielt derselbe Mann wieder im Vespergottesdienst eine eben so gehaltvolle, vielleicht noch gewaltigere Predigt gegen die herschenden Sünden der Zeit und den Abfall der Christenheit vom lebendigen Gott. Und am Schlusse der Predigt wandte er sich plötzlich mit einer rhetorischen Apostrophe an den ihm zur Seite stehenden goldenen Schrein und frug die Gebeine, was ihre Träger würden sagen, wenn sie, die ihre Kniee einst vor Jesu dem König aller Könige gebeugt, inmitten Kölns und der katholischen Christenheit der Gegenwart auftreten könnten. Vom rhetorischen Standpunkte aus war diese Wendung ergreifend; aber dacht' ich — auch du Leidner! Die Lust, den Mann aufzusuchen, war mir nun vergangen. —

Was ist der Katholicismus? Eine Mischung von Wahrheit und Irrtum; eine Macht, die in die seligen Mysterien des Glaubens das Gemüth versenkt, und die den Menschen zwingt, seine Vernunft gefangen zu nehmen unter den Gehorsam des Aberglaubens! — Was müßte es sein, wenn der Geist des Herrn die gefangenen Mächte der Wahrheit in der katholischen Kirche löste, wenn sich diese Kirche bekehrte und die silbernen Schalen der edlen Grundlagen ihrer episcopalen Verfassung und ihres leider jetzt so sehr mit widerchristlichen Elementen durchflochtenen Kultus von den goldnen Früchten des reinen Worts und lautern Sacraments füllen ließe! Die Kirche, die diese Kleinodien durch des Herrn Gnade besitzt, und die Katholische sind auf einander angewiesen. Diese das alte Vaterhaus, auf dem die Geschichte von anderthalb Jahrtausenden ruht, aber statt der Mutter ist eine Fremde eingezogen, die die Kinder des Hauses stiefmütterlich behandelt. Jene ein Hüttlein neben jenem Hause; aber in ihm leuchtet in den Bekentnissen der Kirche der helle Glanz der einen kostbaren Perle. Soll's denn so bleiben, sollen denn nicht die echten Kleinodien einmal wieder in das Vaterhaus zurückgebracht werden, und soll nicht die gewaltige Macht der Auctorität der Kirche, die dem Katholicismus bis auf diesen Tag geblieben, den Kindern der evangelischen Kirche wieder zu Gute kommen? — Eine Gemeinde, die das lautere Wort und reine Sacrament hat, wie beides durch Luthers Dienst wieder an den Tag gekommen, und die katholische Verfassung und Cultus hat, natürlich ohne jenen Irrtum, der durch falsche Lehre hineingerathen: das ist die Gemeinde, für die der Kölner Dom in seiner jetzigen Vollendung dasteht. — Wird das einst so sein? Aller Anschein ist dagegen. Während die katholische Kirche die ihr noch gebliebene Wahrheit immer mehr von Irrtum verschlingen läßt, geht die evangelische Wege, die sie endlich dem Belieben der glaubenslosen Masse, die man Gemeinde zu nennen pflegt, zu überantworten drohen. Und so wenig die von Menschen gemachte Union die beiden Glieder der evangelischen Kirche in Wahrheit je unirt hat und jemals uniren wird; so wenig werden Besprechungen der Gläubigen aus protestantischem und katholischem Lager jemals eine Annäherung, viel weniger jene Einigung erzielen, die nur auf gegenseitiger Buße und offnem Bekentnis jahrhundertlanger Versündigungen auch der protestantischen, namentlich aber der katholischen Kirche sich erbauen kann. Und Buße, rechte Buße, eine Buße an Haupt und Gliedern wirkt nur der Herr durch den heiligen Geist. Aber die Sehnsucht nach ihr und der künftigen von ihm geschaffenen Wiedervereinigung dessen, was nun so weit getrent ist, das ist die Sehnsucht eines jeden Christen, der noch ein Herz hat, das Weh der Kirchenspaltung zu fühlen, und Thränen hat, die eiternden Wunden Zions zu beweinen.

# Nachrichten.

## Provinz Sachsen.

Auch unsre Provinzialkirche soll nun Kreissynoden haben; die Wahlen dazu sind geschehen, der Tag der ersten Kreissynode Ende dieses Monats angesezt. Indem wir, die wir so viel von unsern Bedenken gegen diese unserer lutherischen Kirche fremde und zurecht gemachte Verfassung geredet, ja die wir schwere Gewissenskämpfe darüber gerungen haben, nun eintreten in die Synoden, und also nachgebend einem äußeren Zwange den zweiten Schritt vorwärts thun auf der bedenklichen Bahn, haben wir das Bedürfnis, vor den Brüdern in Nähe und Ferne uns auszusprechen, um so mehr, als wir nicht in der Lage zu sein glauben, in derselben Weise, wie die lutherischen Brüder in Pommern und Posen mit so viel Treue und Besonnenheit gethan haben, unsere Position beim Eintritt reinlich und klar zu stellen. Verwahrungen und Proteste, Erklärungen zu Protokoll für das Recht der Bekentnisse sind uns durch einen Consistorial-Erlaß abgeschnitten, und die Mehrzahl der Superintendenten, selbst der wolwollenden, wird es nicht daran fehlen lassen, diese Beschränkung zu handhaben, schärfer vielleicht als sie gemeint gewesen. Ohnedem würden bei der Vereinzelung lutherisch Gesinter in unserer Provinz und bei dem Ueberwiegen unionistischer (ja für die Altmark sogar rationalistischer) Elemente in den weitaus meisten Diözesen solche Proteste und Verwahrungen keine andere Hoffnung gehabt haben, als die bittersten und gehässigsten Gegenproteste zu provoziren. Mag wol auch mehr das Voraussehen solcher Ausbrüche einer Parteileidenschaft, für die hinterher eine Remedur eintreten zu lassen eine fast unmögliche Aufgabe sein würde, das Hochw. Consistorium zu der gedachten Verfügung in dem Anschreiben an die Superintendenten bewogen haben, mehr, sage ich, als daß es uns die harmlose Gunst hätte versagen wollen, für das gute Recht unserer Confession Berufung zu thun auf die Zusicherung der Königl. Kabinetsordre und unser Gewissen zu salviren. Zudem scheint die Sachlage für uns günstiger geworden, und sind vom Ev. O. K. R., wol im Entgegenkommen auf das, was in den andern Provinzen auf den Kreissynoden laut geworden ist, wolwollende Garantien gegeben worden, die uns alles Dankes wert erscheinen. Ausdrücklich ist der Synode jeder Beruf und Befähigung abgesprochen, Betreffs des Bekentnisses der Gemeinden etwas festsetzen oder ändern zu können; die Befugnis derselben ist dahin präzisirt, daß Fragen, welche das Bekentnis berühren, niemals einer Beschlußfassung unterzogen werden dürften; es sind für die seltenen Fälle, wo Fragen, die vom Standpunkte der confessionellen Eigentümlichkeit des betr. Kirchenkreises beurteilt werden müssen (und es ist hier wol vor Allem an die liturgische Frage gedacht), einer Berathung der Kreissynoden unterbreitet werden, die Consistorien, in deren Händen die Bestätigung resp. Benutzung der Synodalvota liegt, nachdrücklich an ihre Pflicht, die Rechte des Bekentnisses zu schützen, erinnert worden. Freilich ist, was wir für das Heil der Kirche erflehen, damit im mindesten nicht gegeben, und leider müssen wir auch diesem Wolwollen des O. K. R. gegenüber unsern Dank durch die Stimme der Klagen trüben. Das *πρωτον ψευδος* aller modernen Kirchenverfasserei wird auch jezt noch und mit nackten Worten behauptet; die confessionelle Ausprägung unserer Landeskirche wird als Grundlage für ihre äußere Verfassung gradezu abgelehnt, und lezterer wird ihre Stellung gradezu neben dem Bekentnisse angewiesen, während im Gegenteil nach lutherischer Dogmatik alles Kirchenregiment actus confessionis ist. Uns, denen nach tiefster Ueberzeugung alles Heil und Leben kirchlicher Gemeinschaften darin liegt, daß ihre Verfassung und Gemeindeleben allein erwächst aus der Grundlage ihres Bekentnisses, und alles Kirchenregieren seinen Ausgang nehmen, seinen Stützpunkt behalten muß in dem jus clavium, alles kirchenregimentliche Thun unter die Begriffe des Bindens und Lösens fallen muß, uns wird ja das Herz wieder recht schwer, wenn wir so die schnurstracks gegenteiligen Grundsätze von unserer hohen kirchlichen Obrigkeit proclamiren hören, aber doch wollen wir den Dank nicht vergessen, den Dank dafür, daß man uns den Eintritt in die Kreissynoden ohne Gewissensverletzung hat möglich machen wollen. Wir halten es darum auch für unsre Pflicht, vor den Kreissynoden ausdrücklich Akt nehmen zu lassen von den uns gegebenen Garantien des Bekentnisses und von der beschränkten Befugnis der Synoden, und wünschen dringlich, daß in keiner Kreissynode dies versäumt werde. Es mag dies überall in den mildesten und geeignetsten Formen geschehen, wenn nur der Zweck erreicht wird, einen recht dicken Strich, ein bemerkliches Notabene neben diese Sätze des O. K. Räthlichen Erlasses zu setzen.

Wir sind leider nicht in der Lage, uns viel Lebendigkeit oder gar viel Früchte der synodalen Verhandlungen versprechen zu können. Ist doch wieder die Beteiligung bei den Wahlen eine überaus flaue gewesen. Die Kirche, die die Knechtsgestalt nicht ablegen kann, zu regieren ist für die Welt kein lustig Ding. Aber selbst vorausgesezt, daß Gott Gnade schenkte, und ein Eifer für das Reich Gottes auf den Kreissynoden erwachen wollte, muß man nicht sagen, daß das Gebiet, welches ihrer Thätigkeit angewiesen ist, rechtlich noch so völlig unbereitet ist, daß ihren Beschlüssen überall der Rückhalt würde fehlen müssen. Darum begegnet man überall der verlegenen Frage: was sollen wir mit unsern Gemeinde-Kirchenräthen, mit unsern Kreissynoden anfangen? Ich würde wol vielen Brüdern erwünschter sein, wenn ich eine Antwort darauf wüßte; Eins aber will ich ans Herz legen. Lassen Sie uns alle Anstrengungen machen, um die ungeeignete Wählerei zu beseitigen. Mich drückt dies am meisten. Die Kirche, ein Gnadenmittel des Herrn, vertreten lassen durch Erwählte der Majorität von so und so viel Kirchengenossen, welch ein unsinnig Ding! Im Staate, wo es sich um zeitliche und mit der Zeit wechselnde Interessen der Gemeinschaft und ihrer einzelnen Stände handelt, mag eine durch Wahl geschaffene Vertretung vielleicht Bedeutung haben. Die Interessen, die in der Kirche Gottes vertreten werden, hängen nicht ab von dem Wollen und Belieben der zeitweiligen einzelnen Kirchengenossen. Also weg mit der Wählerei! Der Augenblick ist jezt günstig. Auch die Amtsbrüder, auf deren Geneigtheit wir sonst nicht rechnen dürften, auch die Gemeinden sind herzlich wahlmüde. In allen sechs Kreissynoden der Altmark wird der Antrag eingebracht werden, den Hochw. O. K. R. ergebenst zu bitten, statt des bisherigen Wahlmodus für die Gem. K. Räthe die Kooptation zu verfügen. Gelänge es uns, die hohe kirchliche Behörde zu überzeugen, daß der gegenwärtige Wahlmodus allgemein unbeliebt wäre, so wäre viel gewonnen. Hoffentlich schließen sich uns recht Viele an.

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz in Berlin. Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

# Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1864. Mittwoch den 12. October. № 82.


## Die heilige Katharina von Siena.

„Ihr habt keine Heiligen!“ So ruft uns wol ein römischer Christ zu, wenn wir ihm die Segnungen entgegenhalten, die das Evangelium über die vom päpstlichen Joche befreiten Länder gebracht hat. „In der Herschaft über die Natur und die Sprache, in den Künsten des Krieges wie des Friedens, in der Beweglichkeit des Geistes, in Erfindungen aller Art, in kühnen staunenswerten Unternehmungen mögt ihr uns überholt haben: an großen, starken, edlen Charakteren mag es euch nicht fehlen. Aber das Alles hat bei euch einen Beigeschmack von Weltlichkeit und Heidentum. Nach der vollkommenen Reinheit des Wandels sieht man eure besten und frömmsten Selen nicht einmal ernstlich trachten, geschweige denn sie erreichen: ihr tröstet euch mit der Rechtfertigung allein aus dem Glauben und schonet dabei das liebe Fleisch. Darum habt ihr keine Heiligen und könt keine Heiligen haben.“

Nun gibt es unter uns wol viele rohe Selen, die diesen Vorwurf mit Spott und Verachtung zurückweisen und frischweg alle Heiligen der römischen Kirche, ohne irgend etwas von dem Ernste ihres Trachtens zu wissen, für Heuchler erklären, indem sie irgend ein lutherisches Schlagwort, das ihnen einmal zu Ohren gekommen ist, hinwerfen und damit die unbequemen Gegner ein- für allemal — sich vom Halse schaffen. Andere aber sind weiser und besonnener, sagen aber doch: Heilige im Sinne der römischen Kirche wollen wir nicht haben. Denn diese vermeintliche Heiligkeit beruht nicht auf einer größeren Vollkommenheit, sondern auf einer manichäischen Einseitigkeit. Diese Heiligen tödten die Natur, die Gott geschaffen hat, anstatt sie zu reinigen. Diese bleichen Gesichter, diese übertriebenen Fasten und gewaltsamen Casteiungen sind nicht christlich, sondern unmenschlich: man zerstört die Gesundheit und schwächt die Kräfte des Leibes, weil man fälschlich den Körper als den Sitz der Sünde ansieht, und die Sünde bleibt in der häßlichen Gestalt des geheimen Gelüstens und des Hochmuts in der Sele zurück. Christus selbst war keine abgemagerte Gestalt, sondern die Fülle des Lebens in Leib, Sele und Geist: der Jünger, der an seiner Brust lag, war bis ins höchste Alter ein frischer, kräftiger Greis. Die wahren Heiligen der apostolischen Zeit und der alten reineren Kirche waren nicht ausgehungerte Einsiedler und Mönche, sondern beweibte Leiter der Gemeinden, tapfre Krieger, tüchtige Hausväter und fromme, thätige Hausfrauen und Mütter. Hier ist wahre Heiligkeit, die nicht nach einer künstlichen Schablone zurecht geschnitten ist, die nicht durch sonderliche Uebungen scheinen will vor den Leuten, die nicht den Menschen entmenscht, die Ehe verachtet und die bürgerliche Ordnung vernichtet, sondern die wahre Menschenwürde in jedem Berufe erneuert und jeden Stand zu Gottes Ehren weihet. Das ist die ächte Gottseligkeit, welche die Verheißung dieses und des zukünftigen Lebens hat, die Heiligkeit ohne Heiligenschein.

So wahr wir evangelische Christen sind, so gewiß ist es, daß wir den in dieser Rede ausgesprochenen Principien beipflichten müssen. Aber dennoch erkennen wir in Vielen jener Heiligen, deren Methodismus wir verwerfen, eine Frucht der Gerechtigkeit, der wir unsre Bewunderung nicht versagen können, und selbst auf den Irrwegen einer den Leib zerrüttenden Askese müssen wir den Heroismus eines starken Willens anerkennen, der darauf gerichtet ist, das Fleisch dem Geiste unterthänig zu machen, einen Heroismus, dessen jeder Christ bedarf und den auch der Apostel Paulus an sich selbst übte, wie er denn sagt: „Ich betäube meinen Leib und zähme ihn, daß ich nicht Andern predige und selbst verwerflich werde.“ Denn die volle Herschaft über die zügellosen Begierden des Fleisches, die in unserer Natur wüthen, erlangt Niemand durch das bloße Gemüthsleben im Glauben, sondern nur durch eine strenge Zucht des Willens, der das Thierische, das in unsrer erblichen Natur mächtig geworden ist, wie Rosse und Maulthiere zu bändigen versteht. Erst der gezähmte Leib ist ein allezeit gehorsames Werkzeug des Geistes, und es gibt böse Geister und Triebe in unsrer Natur, die nicht durch Beten allein, sondern nur durch Fasten und Beten ausgetrieben werden (Matth. 17, 21). Und das vierzigtägige Fasten unsers Herrn, dem Er, der Heilige und Reine, sich vor dem Beginn seines Erlösungswerks unterwarf, ist nicht, wie unsre lockern Herrn Kritiker meinen, eine mythologische Verzierung der heiligen Geschichte, sondern ein mahnendes Vorbild der unbedingten Unterwerfung des Fleisches, ohne welche die Macht des Geistes und des göttlichen Willens fort und fort von den Werken der sündlichen Lust gebrochen und gehindert wird. So verwerflich also eine übertriebene Askese sein mag, so notwendig ist eine vernünftige, aber strenge Zucht, welche die heilige Schrift fordert, „auf daß der Mensch Gottes sei vollkommen, zu allem guten Werke geschickt.“

Dem Geh. Kirchenrathe Dr. Hase in Jena, diesem vorzugsweise ästhetischen Theologen von starker rationalistischer Färbung, wird gewiß Niemand vorwerfen, daß er ein Freund der finstern Askese sei und jeden heitern Lebensgenuß verdamme. Und dennoch hat ihn ein Heiliger der römischen Kirche angezogen, der mehr als irgend ein Anderer es in der Uebung der Entsagung auf das Aeußerste getrieben, Franz von Assisi, dessen Leben er mit Fleiß erforscht, mit Liebe geschildert hat, und dem er trotz einigen scherzhaften Seitensprüngen offenbar seine Bewunderung zollt. Und er hat an diesem einen Heiligenbilde noch nicht genug. Er hat mit gleichem Fleiße und gleicher Liebe demselben neuerlich noch ein anderes gegenüber gestellt, das er noch mit mehr Würde und Zartheit behandelt: das ist die heilige Katharina von Siena, die er nach den italienischen Quellen ihrer Geschichte Caterina nent.

Caterina von Siena. Ein Heiligenbild von Dr. Karl Hase ꝛc. Leipzig 1864. kl. 8. S. 305.

Der gelehrte Verf. hat durch diese Schrift den lebhaftesten Dank aller Derer verdient, die sich an christlichen Lebensbildern gern erbauen und deren Herz weit und frei genug geworden ist, um sich des vollendeten Sieges frommen Glaubens und Ringens auch da zu erfreuen, wo die Wege und Formen, in welchen der Geist sich auswirkt, von den für uns in den evangelischen Kirchen geebneten Bahnen abweichen. Zuerst finden wir mit gewohnter Sauberkeit die reichlich fließenden Geschichtsquellen genau angezeigt, geordnet und gewürdigt, unter welchen die Briefe der heiligen Katharina die erste Stelle einnehmen. Dann folgt die Lebensbeschreibung selbst in acht Capiteln, die höchst zweckmäßig ausgesondert sind, um eine klare Uebersicht zu gewähren und Wiederholungen möglichst zu vermeiden. Ein kurzer Auszug, den wir nach unserer Weise zusammenstellen, soll die ausführliche Darstellung des Verf. nicht ersetzen, sondern nur einen Begriff von der christlichen Größe und Bedeutung einer Jungfrau geben, die, aus einfachen bürgerlichen Verhältnissen hervorgegangen, während eines kaum 33jährigen Lebenslaufs durch christliche Charakterstärke und hohe Erleuchtung als Vermittlerin ihres Vaterlandes und als Rathgeberin eines Papstes sich zu einem bedeutenden Einfluß auch auf öffentliche Staats- und Kirchen-Angelegenheiten erhoben hat.

---

Die heilige Katharina war das 23ste Kind eines wolhabenden Bürgers und Färbers, Jakob Benincosa: ihre Mutter hieß Lapa: sie hatte eine Zwillingsschwester, die bald nach der Geburt starb. Im J. 1347 war sie in Siena geboren. In demselben Jahre war Cola di Rienzi in Rom als Befreier und Alleinherscher begrüßt worden, aber im Monat December hatte man ihn mit Gefahr seines Lebens verjagt und er hielt sich bei den schwärmerischen Einsiedlern in Abruzzo verborgen, bis er glaubte wieder eine Rolle spielen zu können, wie er denn nach sieben Jahren auf eine kurze Zeit abermals in Rom herschte, dann aber ein trauriges Ende nahm. Die Päpste waren damals in Avignon; die Städte Italiens hatten sich frei gemacht und regierten sich selbst, lagen aber beständig im Kampfe unter einander. Im J. 1348 brach eine fürchterliche Pest aus, die durch das ganze westliche Europa zog und Alles verheerte. Züge von Büßenden, die sich selbst blutig geißelten, pilgerten zu Tausenden durch die Länder und alles Volk fühlte sich unter Gottes Zorn und Zuchtruthe. Dennoch lebte die große Menge in dumpfem Sinne fort: man kaufte und verkaufte, freite und ließ sich freien, erwarb, gewann, genoß, verlor und ging in seinen Sünden dahin. Aber die geistlichen Orden, besonders Franziskaner und Dominikaner, erweckten doch viele Einzelne zur Buße und zu frommen Uebungen. Ja, dieses unglückliche Jahrhundert war es eben, wo die italienische Sprache zu Poesie und Prosa sich auszubilden anfing, wo Künste und Wissenschaften einen neuen Aufschwung zu nehmen begannen, wo Dante, Petrarca und Boccaccio lebten.

Was von den unzähligen Elementen, die ein Zeitalter in sich trägt, auf das Kind dieses Zeitalters einwirken soll, das hängt von den Samenkörnern ab, die Gott insgeheim in das Herz gelegt hat: der Mensch ist für das empfänglich, das ihm verwandt ist. Katharina war mit einem besondern Zug zu Gott und zu Christo geboren: dieser Trieb suchte und fand frühzeitig die ihm entsprechende Nahrung. Die Gebete, die andre Kinder gedankenlos der Mutter nachplappern, entzündeten das Herz der fünfjährigen Katharina schon zur Liebe des Herrn. Wenn sie die Treppe hinauf- oder herabstieg, war es ihr eine Freude, auf jeder Stufe die Knie zu beugen und den englischen Gruß, das Ave Maria, zu sagen. Sie stand im sechsten Jahre, als sie einmal, mit ihrem älteren Bruder Stephan vom Hause der verheirateten Schwester heimkehrend, über der Dominikanerkirche in den Lüften den Weltheiland auf einem prächtigen Throne sitzend sah, mit hohenpriesterlichen Gewändern angethan, die dreifache Krone auf dem Haupte, mit ihm die Apostelfürsten Petrus und Paulus und den Evangelisten Johannes. Der Heiland wandte die Augen seiner Majestät auf sie mit liebevollem Lächeln, streckte die Rechte aus und machte das Kreuz über sie, wie Prälaten segnend zu thun pflegen. Sie stand mitten auf der Straße wie festgebant, der Kopf unbeweglich, die Augen nach Oben gerichtet. Ihr Bruder wendet sich nach ihr um und ruft ihr zu: „Was machst du hier? warum komst du nicht?“ Sie hört ihn nicht: er zieht sie fort und nun erst ruft sie, wie aus tiefem Schlafe erwachend: „O wenn du säheſt, was ich sehe: von so süßem Anschaun würdest du mich nicht wegreißen.“ Noch einmal blickt sie empor, aber das Gesicht ist verschwunden, und nun hebt sie an bitterlich zu weinen. Mit diesem Ereignis begann das selbständige Leben mit Gott in dem erweckten Kinde. Seitdem vermied Katharina die lustigen Spiele der Kinder, beschäftigte sich mit den Thaten der Heiligen, suchte sich dem Genuß des Fleisches, das ihr gereicht wurde, zu entziehen und geißelte sich mit einem Strickchen. Einige Mädchen ihres Alters schlossen sich ihr an, kauerten zusammen in einem

Winkel des Hauses, hörten auf die kindlichen Worte ihrer Meisterin, die ihnen von ewigen Dingen redete, sagten nach der von ihr angegebenen Zahl Vaterunser mit dem englischen Gruße her, sangen fromme Lieder und geißelten sich. Doch scheint diese kleine Schaar ihrer Nachfolgerinnen nicht lange bei diesen Uebungen geblieben zu sein: denn es kam bei ihnen nur aus Nachahmung, nicht aus dem Herzen.

Visionen sind durch arge Täuschungen und Misbräuche eine so verdächtige Sache geworden, daß viele Leute allzu vernünftig sind, als daß sie nur davon hören wollten, und alles Visionswesen in Bausch und Bogen verdammen. Wir müssen uns aber doch in diesem Falle näher darauf einlassen, weil das ganze geistige Leben der Katharina von Siena auf dieser ersten Vision und andern ähnlichen Erfahrungen beruht und ohne ein gesundes Verständnis dieser Erscheinungen unbegreiflich ist oder ungerechter Weise gemisdeutet wird. Billigere Beurteiler, unter die Dr. Hase zu rechnen ist, begnügen sich mit einer rein psychologischen Deutung und fertigen dergleichen Dinge als „pathologische Wundergeschichten" ab. Damit ist etwas Wahres, aber nur ein Teil der Wahrheit ausgesprochen. Wahr ist, daß dergleichen Gesichte nicht durch eine Veränderung in der unsern äußerlichen Sinnen gewöhnlich allein zugänglichen Außenwelt entstehen, und wahr ist auch, daß die Sele des Sehers selbst, obwol ganz unwillkürlich, zu der Gestaltung des Gesichts mitwirkt: hierin besteht das pathologische Element. Die Gestalt, in der dem frommen Kinde der Weltheiland erscheint, auch die Begleitung der drei Apostel läßt sich aus Eindrücken von Bildern erklären, die unbewußt in der jungen Sele ruhten: eben daraus erklärt sich die Form des segnenden Christus, die der Form entsprach, in welcher ein Bischof den Segen zu erteilen pflegte. Aber das ist doch nur wie die sinnliche Einkleidung der in der Vision sich kundgebenden Macht. Diese Macht, die überraschend in der Sele wirkt und von deren Willen völlig unabhängig ist, diese Macht, die nach eingetretener Störung die gewünschte Erneuerung der Erscheinung versagt, diese zu erkennen und zu ergründen, dies wäre das Wichtigste. Ist der Herr die Macht, die durch die Vision redet und handelt, dann ist das Erscheinende nicht ein reines Produkt der Sele, aber auch nicht ein reines Werk des Herrn, sondern das Produkt eines Verhältnisses, in welchem der Herr anregend auf den Grund der Sele wirkt, diese aber in Folge dieser Anregung ein analoges Abbild seiner Wirkung erzeugt, welches eine Rückwirkung auf das bewußte Selenleben ausübt. Zum Verständnis eines solchen Gesichts gehört aber ein Vermögen richtiger Deutung, welches den Sinn und Zweck der Erscheinung, wie den Kern aus der Schale, zu entwickeln weiß. Doch ist die Vision als Ganzes eine durch des Herrn Wirkung ohne Absicht des Menschen in seinem Wesen hervorgebrachte Sache: diese Sache ist nicht ein irdisches Ding, sondern ein Bild, welches die Uebersetzung aus dem Geistigen in das Sinnliche vermittelt. Solch ein Bild ist aber nicht blos eine pathologische Wundergeschichte, sondern zugleich ein Act Gottes, ein pädagogisches Wunder. Dergleichen



kommen in der Lebensgeschichte dieser Katharina mehrere vor, die nur, wenn man sie als physiologische Thatsachen ansehen will, unsinnig sind, aber als Produkte der göttlichen Einwirkung auf die empfindsame und phantasiereiche Sele eines jungen Mädchens, als pädagogische Acte des Herrn begreiflich und ehrwürdig erscheinen. Um aber wahre Visionen richtig zu beurteilen, muß man nicht blos die äußere Natur und die menschliche Sele, also physische und psychische Produktionen unterscheiden und die Werkstätte der Vision in das psychische Gebiet versetzen, sondern man muß noch einen Schritt weiter gehn und die in der Sele wirkende, ihre Thätigkeit befruchtende Kraft oder Person zu erkennen suchen: dadurch erst gelangt man zu der richtigen Unterscheidung zwischen krankhaften Hallucinationen, in welchen Störungen des leiblichen oder geistigen Organismus sich kund thun, und zwischen dämonischen oder göttlichen Gesichten. Wer die Zugänglichkeit der Sele für göttliche und dämonische Einflüsse leugnet, der wird auf diesem Gebiete immer im Finstern tappen.

Katharina war seit jenem ersten Gesichte gewiß, daß der Herr Jesus Christus ihr persönlich in Gnaden zugethan sei, und war nun, wenn auch in kindischer Weise, beflissen, ihm ganz anzugehören und sich für seinen Dienst zu erziehen. Um der Weltliebe ihr Herz zu verschließen und seinen Willen zu erforschen, sucht sie die Einsamkeit und das Gebet. Sie möchte künftig durch die Predigt Selen für Ihn retten, wie die Predigermönche, und denkt daran, in männlicher Verkleidung durch die Länder zu ziehen, um das Heil zu verkündigen, bis sie inne wird, daß dies doch ihrem Geschlechte nicht gezieme. In ihrem siebenten Jahre aber gelobt sie der heiligen Jungfrau, nie einen andern Bräutigam zu haben, als ihren süßen Sohn, wenn sie den ihr geben wolle. Dies Gelübde verursachte ihr viele Kämpfe mit ihrer Mutter, die, wie sie zur Jungfrau heranwuchs, sie verehelichen wollte. Ein Dominikaner, der ihrem Hause befreundet war, sollte ihren Eigensinn brechen. Als dieser aber ihren festen Entschluß erkante, rieth er ihr, das Haar abzuschneiden, damit man ihre Entschiedenheit sähe und ihr nicht mehr drein redete. Das nahm sie wie eine Stimme vom Himmel an, ergriff sogleich eine Scheere und schnitt ihr blondes Haupthaar ab. Die Mutter wurde dadurch erzürnt, aber nicht in ihrem Willen erschüttert. Sie rief ihr zu: „Du Widerspenstige! denkst du dich unserm Willen zu entziehen? Deine Haare werden, magst du wollen oder nicht, wieder wachsen und, sollte dein Herz darüber brechen, du wirst einen Mann nehmen." Man nahm ihr ihr stilles Stübchen und verwies sie zu den häuslichen Diensten in die Küche. Da baute sie dem Herrn in ihrem Herzen eine Zelle und verrichtete unter allen Schmähungen stillfreundlich die niedrigsten Dienste des Hauses: denn sie bildete sich fest ein, daß sie in ihrem Vater dem Heiland, in ihrer Mutter der süßen Mutter des Herrn, in ihren Brüdern den Aposteln diente. Nach einiger Zeit fühlte sie sich durch allerlei innere Erfahrungen angetrieben, feierlich und ebenso bescheiden als fest ihrer versammelten Familie zu erklären, daß sie

ihren kindlichen Vorsatz, keinen andern Bräutigam zu nehmen, als den Heiland, geprüft habe und fest dabei bleibe. Sie müsse hierin Gott mehr gehorchen als den Menschen. „Wollt ihr mich — so fuhr sie fort — mit meinem Verlobten im Hause dulden, so will ich euch allen gern wie bisher als Magd dienen: beschließt ihr aber, deshalb mich aus dem Hause zu weisen, so sei euch kund, mein Herz wird von seinem Vorsatz nicht abweichen: ich habe einen mächtigen und reichen Bräutigam, der mich nicht verlassen wird." Alle waren über diese entschlossene Rede erstaunt, die Mutter brach in Thränen aus, der Vater aber meinte, man solle das liebe Kind fortan im Frieden seinen Weg wandeln lassen. Sie erhielt jetzt ein Kämmerlein zum Beten wie zum Geißeln, und begann ihren Leib in klösterlicher Weise zu casteien. Um sie zu zerstreuen und von ihrem Vorsatz abzubringen, ging die Mutter mit ihr in einen Badeort. Aber die Jungfrau erfand sich auch im Bade eine Gelegenheit zu schmerzlicher Bußübung. Unter dem Vorwand, kräftiger das Bad zu nehmen, warf sie sich da hinein, wo der heiße Schwefelquell aus der Erde sprang, und verbiß den Schmerz, um die Glut der Hölle und des Fegefeuers, welche sie verdient zu haben meinte, durch eine gnädige Verwandlung hienieden abzubüßen.

Um diese Zeit, in ihrem funfzehnten Jahre, fand sich für die Jungfrau eine geeignete Stellung, die es ihr verstattete, im Aelternhause zu bleiben und zugleich Mitglied einer geistlichen Ordensgenossenschaft zu werden. Sie wurde ausnahmsweise in einen Witwenverein aufgenommen, der unter Leitung des Dominikaner-Ordens ohne Klostergelübde nach bestimten Regeln lebte und sich durch eine Ordenstracht auszeichnete, die in wollenem weißem Unterkleide und einem schwarzen Mantel bestand. Nach dieser Tracht nante man die Frauen dieser Schwesterschaft Mantelfrauen (Mantellate). Ein Beichtvater aus dem Dominikaner-Orden leitete ihr Gewissen und ihre Andachten, und es bildete sich nach und nach um sie ein Kreis von Freundinnen und Jüngerinnen, über welche sie durch ihre überlegene Frömmigkeit und Geisteskraft ein mütterliches Ansehn gewann. Nach ihrem Abscheiden wird sie die Mutter von tausend und aber tausend Selen genant und fünf Jahre nach ihrem Tode (im J. 1380) erlebte ihre mehr als achtzigjährige Mutter noch den Triumph, dieser ihrer Tochter Schädel als ein Heiligtum von einer feierlichen Processíon in eine Kirche Siena's begleitet zu sehen.

Aber der Weg bis zu diesem Ziele war ebenso dornenvoll als thatenreich. Zuerst galt es einen harten Kampf, ihr eignes Leben im Bunde mit dem Weltheilande, als ihrem einzigen Verlobten, wie sie es von Anfang als ihre Bestimmung angeschaut hatte, zu befestigen. Zu ihrer Förderung dienten da häufige laute Gespräche mit ihrem himmlischen Bräutigam und



mancherlei Gesichte, wie sie denn ihrem Gewissensrath erzählte: „Was den Weg des Heils betrifft, hat mich nie weder Mann noch Weib belehrt, sondern allein der süße Bräutigam meiner Sele, der teils durch seine Eingebung, teils durch klare Erscheinung so mit mir redete, wie ich jezt mit euch rede, mein Vater." Als sie eine Zeitlang von dem bösen Feinde mit allerlei innern Versuchungen und zulezt schlafend und wachend mit schändlichen verführerischen Worten und Bildern geplagt worden war und ihr der Herr wieder erschien und sie freundlich anredete, da sprach sie zu ihm: „Aber wo warst du, mein Herr, als mein Herz von so schändlichen Dingen bestürmt wurde?" Darauf der Herr: „Ich war in deinem Herzen." „Dein Wort in Ehren, Herr!" versezte sie: „wie kann ich glauben, daß du in meinem Herzen wohntest, da es von nichts überfloß, als von schmuzigen und schändlichen Gedanken." „Verursachten diese Gedanken und Versuchungen in deinem Herzen Freude oder Traurigkeit?" fragt der Herr. „O die höchste Traurigkeit!" versezte sie. „Wer also" — sprach er — „bewirkte, daß du traurig wurdest, wenn nicht Ich, der ich mitten in deinem Herzen verborgen war! Wäre ich nicht zugegen gewesen, so wären jene Gedanken in dein Herz eingedrungen und du hättest dich an ihnen ergözt. Alles dies habe ich gethan, indem ich dein Herz vor den Feinden beschirmte, da ich im Innern verborgen zuließ, daß du von Außen angegriffen würdest, so weit es zu deinem Heile diente. Weil du aber dich willig opferteſt, diese Qualen zu ertragen, waren sie plözlich von dir genommen durch die Offenbarung meiner Gegenwart: denn ich habe nicht Freude an der Qual, sondern am Willen dessen, der sie tapfer erträgt." Höchst unbefangen teilte sie ihrem Gewissensrathe mit, wie sie es erlebt hatte, wie im Anfang dieses Schauens Alles nur in ihrem Innern sich dargestellt hätte, bisweilen dann aber auch den äußern Sinnen des Leibes offenbar geworden sei, so daß sie Jesu Stimme mit dem leiblichen Ohre vernahm. Erst sei sie darüber erschrocken, aber allmälig sei sie so traulich und sorglos mit ihm umgegangen, wie je zwei Menschen mit einander. „Sehr oft auch" — erzählt sie — „gesellt sich der süße Heiland zu mir, wenn ich Psalmen hersage und in meinem Kämmerlein auf und ab gehe, und da unterrichtet er mich über allerlei. Bisweilen aber, wenn er sieht, daß ich müde bin, sezt er sich auf den Sessel dort und ich sitze zu seinen Füßen, und da reden wir so mit einander, bis die Klosterglocke zum Matutinum ruft. Dann spricht der süße Erlöser: Geh, meine Tochter, und schlafe nun."

(Schluß folgt.)

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz in Berlin. Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

# Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1864. Sonnabend den 15. October. № 83.


## Die Gemeinde Bahn und der Superintendent Petrich.

(Fortsetzung.)

Den ersten Versuch, die Gemeinde wieder aufzurühren, unternahm der Diak. St. In der Passionszeit 1860 erklärte er plötzlich, er könne Gewissenshalber die hier eingeführte Spendeformel nicht länger gebrauchen, sondern nur die neuagendarische, und als dies von dem K. Consistorium als der Ordnung zuwider nicht genehmigt wurde, enthielt er sich der Mitverwaltung des Sacraments, was natürlich Aufsehen erregen mußte, da es seit 6 Jahren stets von beiden Geistlichen gemeinschaftlich administrirt worden war. Allein der Versuch mislang; die Gemeinde, soweit sie am Sacramente Teil nahm, blieb in dem Geleise des Vertrauens, so daß die Communikantenzahl nur um Weniges geringer wurde als sonst, wiewol jenes Zurückziehen fast das ganze Jahr hindurch anhielt; gegen Weihnachten ließ sich der Diak. St. von der Behörde bestimmen, sich an der Sacramentsspendung mit der bestehenden Formel wieder zu beteiligen. Eine größere Erschütterung der Gemeinde wurde bei der Einrichtung des Gemeinde-Kirchenraths im Sommer 1860 zu Wege gebracht. Diese Gelegenheit wollte man kräftig ausbeuten, und sie war insofern günstig, als der Kirchenvorstand defekt war und in der vorgeschlagenen Commission der Sup. P. allein dem Diak. St., dem Bürgermeister und einem vom Magistrat gewählten Vertreter des städtischen Patronats gegenüberstand. So wurden denn die von Ersterem vorgeschlagenen Männer, grade solche, welche einen regen kirchlichen Sinn und eine thätige Liebe für die Angelegenheiten des Reiches Gottes bewiesen hatten, verworfen, weil sie Pietisten wären, und dafür Andere aufgestellt, welche er entschieden für ungeeignet halten mußte, so daß ihm nach langen vergeblichen Verhandlungen nichts übrig blieb, als von der dem Superintendenten übertragenen Vollmacht Gebrauch zu machen und als Instanz selbst über die Vorschlagsliste zu entscheiden. Dies wurde benuzt, die Gemeinde aufzuregen, Rathhausversamlungen zu halten, Unterschriften zu sammeln u. dergl. Nach längerem Zwischenraum kam ein Compromiß zu Stande, dessen Ergebnis war, daß, da die Gegner eine Menge abhängiger Leute zur Wahl schickten, ein Gemeinde-Kirchenrath gebildet wurde, in welchem sie die Majorität von 5 gegen 3 Mitglieder hatten.

Das Vornehmen nun, die Macht, welche man in Händen hatte, zu benutzen, um den Sup. P. zu verdrängen und ihm den Boden zu entziehen, rückte planmäßig vor; Stadtverordnete und Magistrat verdrängten ihn aus der städtischen Armencommission; ebenso bemühte man sich, ihn aus der Orts-Schuldeputation zu entfernen; „der finstere Geist und die Geistesknechtung“, wie eine Commission der Stadtverordneten in einem Promemoria sich ausgedrückt hatte, sollte aus der Schule gebant werden, allein dieses Bemühen scheiterte an der Behörde. Im Sommer 1861 verhandelte der Gemeinde-Kirchenrath über die liturgischen Formulare. Der Sup. P. hatte seit einer Reihe von Jahren einige liturgische Momente aufgenommen, welche früher gefehlt hatten, die aber ausdrücklich von der Agende gefordert wurden und offenbar zur Hebung des Gottesdienstes gereichten; es war dies die Schlußliturgie vom Altare, deren Weglassen von der Agende nur gestattet wird, wenn bedeutende örtliche Hindernisse im Wege stehn, und hier stand kein Hindernis im Wege; und die praefatio (das sursum corda und das sanctus) vor der Abendmalsfeier, welche von der Agende, selbst auch bei der abgekürzten Form durchaus vorgeschrieben wird, wogegen bis dahin die Feier unliturgisch sofort mit der Ermahnung an die Communikanten begonnen hatte. Diese Stücke sollten wieder abgeschafft werden; der Diakonus hatte schon, wenn er den Sup. in Verhinderungsfällen vertreten, die Schlußliturgie weggelassen. Das Ausgestalten der Liturgie wurde als eine Neuerung, als katholisirend bezeichnet und dem Sup. sehr zum Vorwurfe gemacht. Endlich blieb man jedoch bei den Beichtformularen und der Spendeformel stehen und beschloß mit 5 gegen 3 Stimmen die Restitution der vor der Amtsführung des P. gebrauchten bei der Behörde zu beantragen. Das größte Gewicht legte man auf die Spendeformel, weil, wenn nur die Bibelworte gesprochen würden, es von der Kirche Jedem freigestellt werde, wie er sie sich auslegen wolle, und dies gehöre zur Union. Der Sup. P. hat nach den mehrfachen langen Verhandlungen über diesen Gegenstand dem Gemeinde-Kirchenrathe erklärt, daß er unter diesen Umständen und insbesondere den ausgesprochenen Beweggründen gegenüber jene Formel Gewissenshalber nimmer annehmen könne, hat gewarnt und gebeten, man möge nicht Alles zerrütten, denn es sei eine völlige Zerklüftung der Gemeinde vorauszusehen; aber die Warnung ist vergeblich geblieben. Der Beschluß ging an das Königl. Consistorium zugleich mit der Erklärung des Sup.,

daß ihm unter diesen Umständen die Annahme der agendarischen Spendeformel durchaus unmöglich sei und mit einer Aeußerung der Minorität, daß keineswegs die ganze Gemeinde diese Abänderung verlange, und daß, wenn sie einträte, beklagenswerte Erschütterungen der Gemeinde die Folge sein würden. Das Königl. Consistorium lehnte die Genehmigung auch ab, weil die Feststellungen vom Jahre 1854 von der berechtigten Instanz getroffen und bestätigt seien, auch mit den bestehenden allgemeinen Verordnungen im Einklange ständen. Man appellirte darauf an den Evangelischen Ober-Kirchenrath und nach einem längeren Zeitraume ging im April 1863 die Entscheidung desselben ein, wonach der Beschluß des Gemeinde-Kirchenrathes genehmigt und die Restitution der früheren Formulare angeordnet wurde. Diese Entscheidung ist in kirchlichen Kreisen sehr beklagt worden; sie ist die Ursache aller folgenden Wirren und der Boden geworden, auf welchen alle spätern kirchenstürmenden Agitationen sich stützen. Hätte der Evgl. Ober-Kirchenrath die Festsetzungen von 1854 aufrecht erhalten, so wäre Alles in seinen Fugen geblieben, die Verstimmung, welche etwa eingetreten wäre, hätte keine Folgen weiter gehabt und das kirchliche Leben der Gemeinde hätte sich fort entwickeln können. P. hatte diese Entscheidung nicht befürchtet, die Gegner sie auch wahrscheinlich kaum gehofft.

Ersterer richtete darauf eine Vorstellung an die Behörde, worin er ausführte, daß der Gebrauch der Spendeformel bei dem Inhalte, welcher ihr mit so klarem Bewußtsein und mit dem Schein des Rechtes beigelegt werde, für ihn eine Verläugnung der Wahrheit und des Bekentnisses der Kirche sein würde, er könne deshalb nicht gehorchen und wolle ertragen, was der Herr über ihn verhängen werde. Er wurde darauf angewiesen, sich bei dieser Sachlage bis zur weiteren Entscheidung der Mitverwaltung des Sakramentes zu enthalten, was er auch von Pfingsten v. J. bis zum Gründonnerstage dieses Jahres gethan hat. Dies mußte natürlich Aufsehen und Beunruhigung erregen, und bald nach Pfingsten wandten sich etwa 50 Familienväter an ihn mit der Erklärung, daß sie, nachdem sie erfahren, daß in dieser Spendeformel, mit welcher auch sie früher unbefangen das h. Abendmal empfangen hätten, ein solcher Sinn liegen solle, es jezt mit derselben nimmer nehmen könten. Um jedes Aufregen der Gemeinde zu vermeiden und den Gegnern nicht einen willkommenen Vorwand zu geben, reichten sie diese Erklärung in aller Stille und zum größten Teile jeder einzeln für sich ein. Hätten sie die Sache weiter in die Gemeinde bringen und Unterschriften sameln wollen, so hätten sie deren eine sehr große Zahl bekommen, sie wollten jedoch aus Gewissenhaftigkeit alles Gemachte und Unlautere von derselben fern halten. Die Stimmung in der Gemeinde war damals noch nicht gefälscht und P. hatte breitere Wurzeln in derselben, als er selbst glaubte, wie bei folgendem Vorfalle zu Tage kam. Daß eine Anzahl Hausväter Protest erhoben, war nämlich doch bekant geworden und man beschloß dagegen eine massenhafte Demonstration zu veranstalten, um jenen zu erdrücken: zu einem Nachmittage im Juni wurden amtlich vom Magistrate sämtliche Familienhäupter auf das Rathhaus beschieden, dort sollte ein Dankschreiben an den Evgl. Ober-Kirchenrath für dessen Entscheidung ausgelegt und vollzogen werden. Wie wenig aber der Gemeinde im Großen und Ganzen an der Restitution der früheren Formulare gelegen war, zeigte sich als nur verhältnismäßig Wenige kamen und trotz alles Ansehens der leitenden Personen noch nicht 50 Unterschriften bei dieser Zusammenkunft erlangt werden konten; im Gegenteil wurde von Mehreren ein kräftiges und fröhliches Zeugnis für die Kirche und ihr Bekentnis abgelegt. Das hatte man nicht erwartet und man bemühte sich nun durch nachträgliches Unterschriftensammeln die erlittene klägliche Niederlage so viel als möglich gut zu machen; nach 4wöchentlicher ununterbrochener Anstrengung angesehener Leute war es endlich gelungen, von den 550 Hausvätern der Gemeinde 260 (man hatte auch die verkommensten nicht verschmäht und selbst ein Mitglied der Gemeinde separirter Lutheraner durch Täuschung herangezogen) zur Unterschrift zu bewegen. Ein schlagenderer Beweis für die Stellung des Sup. P. in der Gemeinde und für ihre Stellung zum Bekentnisse der Kirche, wenn sie ihrem instinktiven Vertrauen folgen durfte, kann nicht erdacht werden. Dem zur Seite stand ein andrer: in den 4 Jahren 1859 — 1862, als doch P. längst als Lutheraner bekant und angefeindet war, dagegen der Diak. St. hoch die Fahne einer entgegengesezten Union erhoben hatte, haben sich durchschnittlich bei Ersterem jährlich 592, bei Lezterem 197 Communikanten angemeldet und in der Jedem freistehenden Wahl des Geistlichen, bei welchem man sich anmeldet, drückt sich doch die Vertrauungsstellung der Beichtkinder zum Selsorger aus.

Die vielfachen Täuschungen und Entstellungen, welche angewandt wurden, um die zur Sache nicht orientirten Gemeindeglieder an ihrem Selsorger irre zu machen, bewogen den Sup. P. ein Schriftchen zur Belehrung für seine Gemeinde drucken zu lassen, welches er derselben im August darbot. Die Behörde hatte inzwischen den Bewegungen in der Gemeinde erneute Aufmerksamkeit zugewendet, und im September erschien als Commissarius des Königl. Consistoriums der C.-R. Hoffmann aus Stettin, um womöglich eine Einigung herbeizuführen, oder doch, wenn dies nicht gelänge, die Zustände persönlich zu untersuchen. Eine Einigung war nicht zu erreichen; die 5 Mitglieder des Gemeinde-Kirchenrathes beharrten, und P. hat sich, so schwer es ihm geworden ist, dem Andrängen und dem sichtbaren Wolmeinen zu widerstehen, nicht zu einem Schritt entschließen können, der ihm eine Verläugnung war und blieb. Dagegen erschienen vor dem Commissarius eine Anzahl Gemeindeglieder, welche aufs Neue ihren Widerspruch dagegen, daß ihnen die neuagendarische Spendeformel aufgedrängt würde, einlegten und ihre dringenden Bitten zu Protokoll gaben, es bei der bisherigen zu belassen, oder wenigstens sie nicht zu zwingen, das hl. Abendmal mit der ihnen widerstrebenden zu empfangen, in welchem Falle sie auswärts communiciren müßten. Eine Entscheidung der Behörde erging auch darauf noch nicht.

Vielmehr erschien am 10. Nov. als Commissarius des Evgl. Ober-Kirchenrathes in Begleitung des genanten C.-R. Hoffmann der Gen.-Superint. Dr. Hoffmann aus Berlin, um gleichfalls zu verhandeln und die Lage der Dinge zu sehen. Das angemeldete Eintreffen der beiden Commissarien war einem benachbarten Geistlichen bekant geworden; dieser hatte aus eigenem Antriebe, ohne jede Veranlassung von Seiten des Sup. P. (es wird dies andern unrichtigen Darstellungen gegenüber betont) andern Amtsbrüdern der Synode davon Kentnis gegeben, und so waren deren 8 in Bahn zusammengekommen (die sämtlichen Diöcesanen mit Ausnahme von 4), welche die Königl. Commissarien antraten, um auch ihrerseits zu bezeugen, wie die Dinge in Bahn eigentlich ständen, und um Schutz für die Sache der Kirche zu bitten. In der spätern Verhandlung mit P. ist diesem auch diesmal viel Wolwollen entgegengetreten, und es hat ihm einen Kampf gekostet, den dringenden und gewichtvollen Vorstellungen gegenüber in der Stellung, in welcher er klar eine Bewahrung vor Gewissensverletzungen erkant hatte, zu beharren; doch ist das Ergebnis gewesen, daß er in der anberaumten Conferenz des Gemeinde-Kirchenrathes, sich in Gottes Hand befehlend, seine Erklärung, die Spendeformel nicht in Gebrauch nehmen zu können, erneuert hat. Welches seine Auffassung derselben war und nach wiederholter Prüfung immer bestimter wurde, möge hier, um den Gang der Erzählung nicht zu unterbrechen nicht im Einzelnen ausgeführt, sondern weiter unten im Zusammenhange dargelegt werden. Am Abende jenes 10. Novembers, nachdem der General-Superintendent Dr. Hoffmann vor gedrängt voller Kirche zum Frieden gepredigt und dabei auch ausgesprochen hatte, daß die Gemeinde Bahn auch innerhalb der Union eine evangelisch-lutherische sei und durch Gottes Gnade auch bleiben werde, sind eine größere Anzahl Gemeindeglieder zu ihm in seine Wohnung gegangen und haben ihn auf das Innigste gebeten, dahin zu wirken, daß ihnen die Spendeformel nicht aufgedrängt und ihr Selsorger ihnen erhalten werde; die Gemeinschaft im Glauben und die Teilnahme, welche derselbe dabei kund gegeben, hat sie erquickt, aber die amtliche Haltung desselben hat ihnen kaum Hoffnung auf Erhörung ihrer Bitten gelassen, so daß an diesem Abende und in den Stunden dieser Nacht viel heißes Gebet und Flehen zu dem, der die Herzen lenken kann, aufgestiegen ist. Doch hat der General-Superintendent Dr. Hoffmann die Ueberzeugung gewonnen, daß hier nicht eigenwillige und widersetzliche Menschen, sondern geistlich lebendige, um ihr Selenheil besorgte Christen vor ihm ständen.

Abermals vergingen unter Bangen Monate, und der sehnliche Wunsch Vieler, im Weihnachtsfeste wieder das h. Abendmal empfangen zu können, ging nicht in Erfüllung. Da traf im Februar die Entscheidung des Evgl. Ober-Kirchenrathes ein, wonach es zwar bei der Bestimmung, daß die neuagendarische Spendeformel, als die früher ohne Widerspruch angewendete in Bahn wieder hergestellt sei, verbleiben, aber zugleich gestattet sein sollte, jährlich 4 Communionen mit der Spendeformel der alten pommerschen Agende zu halten. Die für das Bekentnis der Kirche eintretenden Gemeindeglieder waren zwar betrübt, weil sie hierin eine Zurücksetzung sahen, während sie doch grade der am meisten kirchlich gesinte Teil der Gemeinde seien, doch beruhigten sie sich auch und waren zufrieden, daß es ihnen doch wieder möglich sei, in dem väterlichen Gotteshause zum Tische des Herrn zu gehen. Der Sup. P. hielt eine Predigt über den Text: „Alles was ihr wollet, daß euch die Leute thun sollen, das thut ihr ihnen auch" worin er bat und ermahnte, daß nun doch auch der andre Teil der Gemeinde denen, welche ja nur ohne Störung ihres Glaubens Gotte zu dienen wünschten, den ihnen gegebenen bescheidenen Raum gönnen und sie in Frieden ihren Weg gehen lassen möchten. Das Wesentliche der getroffenen Einrichtung war der Gemeinde von beiden Geistlichen bekant gemacht worden.

Allein von dem ausgesprochenen Wunsche, daß man nun Frieden gewähren möge, sollte in schaudererregendem Grade das Gegenteil geschehen. Man hat geglaubt, dies unter keiner Bedingung zulassen zu dürfen; man fürchtete, und nicht mit Unrecht, daß jene 4 die Haupt-Communionen werden und mehr Abendmalsgäste zählen möchten, als die 14 andern zusammen, wodurch man völlig bloß gestellt worden wäre, da man ja immer behauptet hatte, die ganze Gemeinde, bis auf einen kleinen Bruchteil, wolle keine Sakramentsfeier in lutherischem Sinne; man besorgte, in Bahn möchte sich die Bekentniskirche befestigen, welche dem Unglauben und der Demokratie darum so verhaßt ist, weil sie vermöge ihres Bekentnisses eine Autorität über ihren Gliedern beanspruchte; man hatte gesehen, wie die im December gehaltene erste Kreissynode sich weit überwiegend auf das Bekentnis der lutherischen Kirche gestellt hatte, und meinte in dem Sup. P. den Mittelpunkt dafür suchen zu müssen; darum mußte die von dem Evang. Ober-Kirchenrathe getroffene Einrichtung um jeden Preis umgestoßen werden. Dann mußte auch dieser Mann weichen, und dies, so überlegte man, sei überhaupt die einzige gründliche Abhülfe für das eingerissene lutherische Unheil. Sollte man aber dieses Ziel erreichen, so mußte nunmehr ganz rücksichtslos gegen ihn vorgegangen, ihm alles Vertrauen, womöglich alle Achtung geraubt, Jeder, der nur irgend zu erreichen war, ihm abwendig gemacht und der Diakonus auf alle Weise künstlich gehoben, überhaupt ein solcher Bruch der Masse mit dem Sup. P. herbeigeführt werden, welcher niemals wieder heilen könne und ihm das Bleiben von selbst unmöglich mache. Nach diesem Plane ging man ans Werk. Wenn ihn auch nicht alle Gegner der Confession billigten, deren einige doch Scheu vor dem Unrecht hatten, so wurden diese als die Halben bei Seite geschoben und sie mußten sich jenen späterhin doch anschließen; Unselbständige wurden mit fortgezogen; aller bürgerliche Einfluß und die Macht über die große Menge abhängiger Leute lag in den Händen der Partei; dazu hatte sie in ihrer Mitte einen Mann, welcher seit beinahe 30 Jahren Arzt am Orte, sich großen Einfluß erworben hatte, eine Gabe, fließend und gefällig zu reden, besaß,

auch im J. 1848 eine vollständig organisirte Demagogie geübt hatte, und sich daher vorzüglich eignete, die Ausführung in die Hand zu nehmen. Da man mit dem Unternehmen vom Juni des vor. Jahres unter dem Dankschreiben an den Ev. Ober-Kirchenrath in Masse aufzutreten, so gescheitert war, sah man ein, daß man es klüger anfangen und einen geschlossenen Verein bilden müsse, aus welchem sich jede widersprechende und die Wahrheit aufdeckende Stimme entfernen ließe und der dann ungestört bearbeitet werden könne. Bald also, nachdem die lezte Anordnung der Behörde bekant geworden, schickte der bezeichnete Führer einen gedruckten Aufruf in vielen Exemplaren, couvertirt und adressirt, an alle Hausväter, bei denen man Aufnahme hoffen durfte, namentlich auch an die Arbeiter, welche dann von ihren Brodherren bestimt wurden, die anberaumte erste Versamlung auch zu besuchen; auch hatte man dafür Sorge getragen, der beabsichtigten Verbindung einen klingenden Namen („Friedensverein") zu geben. Dieser Aufruf kennzeichnet das ganze Treiben zu anschaulich, als daß ihm hier nicht eine Stelle gegönt werden dürfte. Er lautet: „An alle Freunde des Friedens und der Union. Gestern ist in unserm Gotteshause die lezte Entscheidung der obersten Kirchenbehörde in der Streitigkeit mit dem hiesigen Friedensstörer mitgeteilt worden. Jedes echt christliche und redliche Gemüt wird durch solche Entscheidung sich im Innersten verlezt fühlen. Die klarsten Rechte der Gemeinde an die Verpflichtung ihres Oberpredigers werden hierdurch in Frage gestellt. Es wird hier einem Friedensstörer gestattet, für sein volles Gehalt und Einkommen seine Pflichten der Gemeinde nicht zu erfüllen. Ein Friedensstörer darf die uns heilige, von drei Preußischen Königen gewährte Union hintenansetzen und über dieselbe triumphiren. Ein solcher Zustand darf kein bleibender in unsrer Gemeinde werden. Durch vereinte Kraft aller braven Männer der Stadt wird es gelingen, unser Recht und unsern Frieden wieder zu erlangen. Die Union, das edelste Geschenk unsrer Könige, ist uns heilig und keiner soll uns ferner daran mäkeln. Wolan denn, Freunde des Friedens und der Union, tretet fest zusammen zu einem Verein! Recht und Wahrheit, Friede und Union, die Religion unsrer Könige sei unsre Losung! Am Freitag, Abends 8 Uhr, versammelt euch im Saale des hiesigen Rathhauses. Dort wollen wir in Eintracht die Statuten eines festen starken Vereins entwerfen, um an maßgebender Stelle mit aller Entschiedenheit auszusprechen, was wir wollen, was wir glauben, was wir zu fordern berechtigt sind! Also am Freitag den 19. Februar, Abends 8 Uhr, im Saale des Rathhauses!

Verachtet, Freunde, all die Phrasen
Argliſt'ger Heuchler euch zur Qual;
Erhebet mutig eure Nasen
Und riecht die Wahrheit selbst einmal!

Bahn, den 15. Februar 1864. Rieding."

Das Unternehmen ist über Erwarten gelungen, wie wir weiter unten berichten werden.



Inzwischen hatte sich der Sup. P. zu entscheiden, wie er sich fortan hinsichtlich der Anwendung der Spendeformel verhalten wolle. Der Evang. Oberkirchenrath hatte die Gewährung der 4 Communionen mit der alten Spendeformel zwar nicht gradezu an die Bedingung geknüpft, daß ersterer sich nun auch an den gewöhnlichen mit der neuagendarischen beteilige, aber doch die Erwartung dabei ausgesprochen, daß dies geschehe, und das Königl. Consistorium drang darauf. Anfangs lag ihm der Gedanke, als ob ihm dies möglich sein werde, fern; die Einrichtung der 4 Communionen kam ihm viel zu unerwartet, als daß ihm die Wirkung, welche sie nach den verschiedenen Seiten hin auf die Verhältnisse ausüben könnte, sogleich hätte klar sein können, und von dieser Wirkung hing ja seine Entschließung ab, da sein Gewissen nur durch die Rücksicht auf die Sünde der Verleugnung gebunden war und die Verleugnung in ihrer concreten Form ja immer durch die Umstände bedingt ist. Nachdem er zu der vorgelegten Frage wieder ein objectives Verhältnis gewonnen, sah er jedoch, daß sich die Umstände für ihn durch diese Concession nach allen Seiten hin wesentlich geändert hatten und daß er sich den Vorwurf der Verleugnung nicht mehr zu machen haben würde, wenn er sich jezt zu dem, was er bis dahin entschieden hatte ablehnen müssen, verstände. Da auch die bekentnistreuen Gemeindeglieder, mit denen er sich besprach, dies verstanden und er nicht Anderer Gewissen zu ärgern befürchten durfte, so erklärte er sich gegen die Behörde bereit, jener Erwartung zu entsprechen. Hier möchte nun der Ort sein, auf diesen Punkt, welcher für die Beurteilung der ganzen Angelegenheit erheblich ist, näher einzugehen.

### 2. Stellung zur Spendeformel.

Hierüber hat sich der Sup. P. selbst ausführlich ausgesprochen in einer Zuschrift, die er an den Herausgeber der Monatsschrift für die evangelisch-lutherische Kirche Preußens, Dr. Wangemann, gerichtet hat, und die deshalb auch hier wie folgt eine Stelle finden möge.

„Die Monatsschrift hat in den lezten Heften Vieles über die hiesigen Vorgänge gebracht und mich und die Sache, für die ich hier einzustehen habe, treu vertreten. Dabei hat auch mein Verhalten besprochen werden müssen, und da hat sich herausgestellt, was ich wol erwarten konte, daß nicht wenige Brüder sich in dasselbe nicht finden können; ich gehe von andern Voraussetzungen aus, als sie, und bevor ihnen diese klar vorliegen, können ihnen auch die Consequenzen nicht hinreichend verständlich sein. Ich habe mich entschlossen, nachdem für meine Gemeinde auch Communionen mit der alten pommerschen Spendeformel eingerichtet sind, die neuagendarische in Gebrauch zu nehmen, dies scheint ihnen eine Abweichung von confessionellen Principien zu sein; und ich habe bis dahin den Gebrauch der lezteren für meinem Gewissen widerstreitend erklärt, so

scheine ich ihnen in Widerspruch mit mir selbst zu treten. Es ist mir daher eine Pflicht der brüderlichen Treue, die Anschauungen, von denen ich sowol früher als jezt ausgegangen bin und welche sich nicht geändert haben, darzulegen, damit ich den Brüdern offenbar werde; hieran liegt mir um so mehr, als ich mich mit ihnen nicht blos im Glauben an den Herrn, sondern auch confessionell Eins weiß, und je herzlicher ich für die Teilnahme, Vielen für die Fürbitte, mit welcher sie mich in meinen Kämpfen getragen haben und noch tragen, dankbar bin. Weiche ich in meiner Auffassung der Bedeutung der Spendeformel von ihnen ab, so liegt es mir doch fern, die ihrige bekämpfen zu wollen, nur die meinige rechtfertigen möchte ich.

Ehe ich zu meinem speziellen Falle übergehe, glaube ich vorausschicken zu müssen, daß ich an die Spendeformel überhaupt nicht diejenige Anforderung machen kann, welche Andere an sie stellen, daß sie nämlich an sich selbst eine bekennende sein und ausdrücken müsse, was gespendet wird. Mir scheint dieser Anspruch nicht historisch begründet und kaum erfüllbar zu sein. Luther, so laut er die wahre Lehre vom Sakramente gegen jeden Irtum bekante, machte den Vorschlag: „Der Geistliche mag auch so sagen: der Leichnam unsers Herrn Jesu Christi bewahre deine Sele zum ewigen Leben"; ihm genügte also ein bloßes Votum, und dies Votum war confessionell ganz indifferent. Die reformatorischen Kirchenordnungen verfahren ebenso; die Pommersche Agende schreibt vor „Der Leichnam unsern Herrn Jesu Christi, der für dich in den Tod gegeben ist, der stärke und bewahre dich im Glauben zum ewigen Leben", worin sich auch nichts Confessionelles ausdrückt. Auch die reformirte Formel: „das Brot, das wir brechen, ist die Gemeinschaft des Leibes Christi", enthält nichts spezifisch Reformirtes, und auch die stärkern in der lutherischen Kirche gebräuchlichen Formeln: „Nehmet hin und esset, das ist der Leib" oder selbst „das ist der wahre Leib", sprechen das lutherische Bekentnis keineswegs an sich selbst so unzweideutig aus, daß der Reformirte sie nicht auch in seinem Sinne verstehen könte, weswegen auch Palmié in seiner Broschüre von 1849 erklärt, diese leztere Formel „das ist der wahre Leib" könne in einer reformirten Gemeinde unbedenklich angewendet werden. Ich meine daher, von der Spendeformel werde zu viel verlangt, wenn sie an sich unzweideutig das kirchliche Bekentnis ausdrücken soll, als solches genüge vielmehr ein bloßes Votum, nur daß es erbaulich und liturgisch angemessen sei. Nichtsdestoweniger haben die älteren Spendeformeln ein entschieden confessionelles Gepräge, aber nicht an sich selbst, sondern vermöge der Observanz und Tradition; und aus diesem Grunde ist auch die der Pommerschen Kirchenordnung vollkommen confessionell. Eben deshalb begeht aber auch der Geistliche nicht eine Verleugnung des Bekentnisses seiner Kirche, wenn er eine Spendeformel gebraucht, welche dieses nicht spezifisch ausdrückt, vorausgesezt, daß er das positive Bekennen der Wahrheit daneben nicht unterläßt; sondern erst dann, wenn er sich einer Spendeformel bedient, welche historisch zum Symbol eines andern Bekentnisses oder der Indifferenzirung des Bekentnisses seiner Kirche geworden ist.

Dies führt uns nun an meinen Fall heran. Die neuagendarische Formel wird von Vielen in befreundeten, wie in gegnerischen Kreisen so aufgefaßt, daß sie eben das historisch ausgeprägte Symbol für die Indifferenzirung unsers Bekentnisses vom Abendmale sei. Es werde durch dieselbe seit Einleitung der Union in der Preußischen Landeskirche ausgedrückt, daß die Kirche es den Kommunikanten überlasse, ob sie das Sakrament im lutherischen oder im reformirten Sinne auffassen wollen; wenn auch der Geistliche vielleicht persönlich die confessionelle Ueberzeugung habe, so reiche er doch von Amtswegen das heil. Abendmal nicht im Sinne der Confession; diese Spendeformel sei also nicht eine nichtbekennende, welche keine positive Erklärung enthielte, sondern auch eine bekennende, welche die positive Erklärung enthalte, daß das heil. Abendmal uno actu sowol im Sinne des lutherischen, als auch im Sinne des reformirten Bekentnisses, mithin ohne Bekentnis zu einem von beiden dargeboten werde. Um ein Gleichnis zu gebrauchen, so sind hiernach die Kommunionen mit der neuagendarischen Spendeformel nicht eine uniformlose, in weiße Gewänder gekleidete entweder befreundete oder gegnerische Truppe, sondern eine bestimt uniformirte neutrale Truppe.

Verhielte es sich so und wäre diese Bedeutung der neuagendarischen Spendeformel auch nach meiner Ueberzeugung richtig, so würde ich sie in der Preußischen Landeskirche niemals und unter keinen Umständen in Gebrauch nehmen können; denn dann wäre ihre Anwendung ein amtliches Aufgeben des Bekentnisses in der heiligsten Handlung; mein Amt verhielte sich bei dieser indifferent, und dies wäre mir nach meiner Gewissensstellung eine Verleugnung. Ich erkenne gern an, daß achtungswerte Amtsbrüder, welche die Formel allerdings auch so ansehen, es mit ihrer Gewissensstellung vereinigen können, bei ihrer Sakramentsspendung nur ihre persönliche confessionelle Ueberzeugung zu bewahren, ihr Amt aber dabei als ein confessionell indifferentes zu tragen; doch vermag ich mich nicht zu ihnen zu stellen, sondern ich gehöre ganz zu Euch, die Ihr nur ein solches Amt zu tragen vermögt, welches eben als Amt das heil. Abendmal im Sinne des Bekentnisses unserer Kirche darreicht. Aber dies kann ich nach meiner Auffassung auch mit der neuagendarischen Spendeformel, weil sie von Rechts wegen in evangelisch-lutherischen Gemeinden nur den Sinn des

lutherischen Bekentnisses, in evangelisch-reformirten nur den des reformirten, und allein in den sogenanten Consensus-Gemeinden den der confessionellen Combinirung oder Indifferenz hat, welcher oben aufgestellt wurde. Diese meine Ansicht habe ich auch bei den Verhandlungen des vorigen Jahres verschiedentlich ausgesprochen.

(Fortsetzung folgt.)

---

# Nachrichten.

## Provinz Sachsen. Drei Kreissynoden.

Da Ref. Gelegenheit gehabt hat, drei der ersten Synoden beizuwohnen, glaubt er mit einem Berichte darüber den Lesern der Ev. K. Z. einen Dienst zu thun. Er nent dabei keine Namen, weil er sich dazu nicht für befugt erachtet. Jene drei Kirchenkreise gränzen aneinander und liegen in einer fruchtbaren und durchschnittlich reichen Gegend. Die kirchlichen Institute sind dem Aeußern nach in gutem Bestande; aber der im Ganzen tüchtigen und thätigen Geistlichkeit entspricht das geistliche Leben in den Gemeinden nicht. Neben vielen Erscheinungen guter kirchlicher Sitte und Ordnung auch viel geistlicher Tod, und besonders im Fabrikdistrikt und in der Nähe der Städte viel Unsittlichkeit. Die Synoden umfassen lauter ländliche, teilweis große Gemeinden; es gehört nur eine kleinere Kreisstadt dazu, von der aber kein übler Einfluß zu bemerken war. Die Haltung der Geistlichen und Laien war eine würdige und maßvolle, abgesehen von einigen Tactlosigkeiten auf der Ersteren Seite, wovor nicht genug gewarnt werden kann. Bei den Pastoren trat sichtlich das Bestreben hervor, den K.-Räthen mit Vertrauen entgegenzukommen. Das pastorale Element hatte das Uebergewicht, weil den Laien die Sache noch zu neu war, und sie sich an theologischer oder allgemeiner Bildung und an der Redegabe den Geistlichen nicht gewachsen fühlten. Doch wird das, wenn das Synodalwesen in Fluß komt, nicht so bleiben, und man lasse sich dadurch nicht täuschen, daß diese ersten Synoden in Frieden und Einigkeit verlaufen sind. Versamlungs-Lokale: ein Gasthofszimmer, eine Schulstube und ein aus einer Klosterkapelle umgewandelter Gartensaal. Von den Einleitungspredigten bei den durch die Gemeinden äußerst spärlich besuchten Gottesdiensten ging nur eine etwas tiefer auf das Allen neue und ungewohnte Synodalwesen selbst ein; zwei betonten nachdrücklich das rechte Fundament des Glaubens an den Herrn Jesum Christum und das göttliche Wort und die Zugehörigkeit zu der evangelisch-lutherischen Kirche. (Reformirte Gemeinden gibt es hier nicht.) Die Bekentnisfrage selbst wurde in einer Synode vom Präses in der Einleitungsrede vor der eigentlichen Tagesordnung zu einem Bekentnisacte gemacht; auf seine Aufforderung bekanten sich die Synodalen durch Aufstehen und ein lautes Ja! dazu, daß sie als evang. Christen auf dem lutherischen Bekentnis ständen, wie ja insbesondere der lutherische Katechismus in allen Gemeinden zu Recht bestehe. In einer andern Synode erörterte der Superintendent die Frage über Union und Confession im Sinne der kirchenregimentlichen Erlasse, und es wurde mit überwiegender Majorität die Erklärung in das Statut aufgenommen, daß man sich, innerhalb der Union, zur h. Schrift, der Augsb. Confession von 1530 und dem luth. Katechismus bekenne. In der dritten Synode wurde, nachdem das luth. Bekentnis in der Predigt nachdrücklich betont war, hierüber weiter nicht verhandelt, obgleich, oder vielleicht weil hier Präses und der größte Teil der Synodalen, namentlich der Geistlichen, voraussetzen, daß es zu Recht besteht und sie darin einig sind.



Die Abstimmungen geschahen hauptsächlich mündlich, meistens durch Aufstehen und Niedersitzen der im Ganzen befragten Versamlung. (Eine benachbarte vierte Synode hat in ihrer Geschäftsordnung die Abschaffung der Stimmzettel beschlossen, was sich sehr empfehlen möchte.) Während ein Superintendent vorher noch eine Uebersicht über die kirchlichen und sittlichen Zustände der Diöcese, aber nur nach ihrer Schattenseite, gab, beschränkten sich die Andern auf die vom Königl. Consistorio gegebenen Vorlagen. Diese betrafen 1. Maßnahmen zur Erhöhung und Belebung der Thätigkeit der Gemeinde-Kirchenräthe. Es fehlte hier nirgends an der Erinnerung, daß die Geistlichen der treuen Pflege dieses neuen und ziemlich leblosen Instituts mehr nachkommen müßten. Dann wurde überall hervorgehoben, daß die K.-Räthe vorherschend Helfer der Pastoren in Selsorge und Zucht sein sollten (also die Seite des Diaconats, nicht die der Repräsentation), an einer Stelle aber auch, daß der G. K. R. in seiner Eigenschaft als eine geistliche Gemeinde-Behörde mehr zu seinem Rechte und hiermit zur Thätigkeit kommen müßte. Es wurden folgende Vorschläge gemacht: Das ungeheure Material für die Aufgaben des G. K. Rs., wie sie z. B. in den „Andeutungen" gestellt sind, werde gesichtet und in einer einfachen, populären Instruction genauer fixirt; Berichte der G.-K.-Rs.-Kollegien an die Synode darüber, was sie im vorigen Jahre gethan haben, mit etwaigem Bescheide der Synode hierauf, und unter Umständen Ansprachen lezterer an einzelne Gemeinden; Anbahnung kirchlicher Armenpflege; der G. K. R. werde rechtlicher und amtlicher Schulvorstand, wirke bei den Vormundschaften mit u. s. w.; — er erhalte von der Ortsobrigkeit amtliche Nachricht vom Zu- und Abzug der Glieder der Kirchengemeinde, damit er das Selenregister zu führen im Stande sei (eine Einrichtung, wie sie am Rhein bestehen soll); er empfange das Citationsrecht, und, wo das räthlich, einen Ehrensitz in der Kirche. Es wäre wol zweckmäßig gewesen, wenn die Laiendeputirten sich selbst über ihr Amt mehr auszusprechen veranlaßt worden wären, was nur in einer Synode geschehen ist. Nach Privatäußerungen mancher unter ihnen, besonders derer aus den kleineren und einfacheren Landgemeinden, würden sie, wenn mit ihrer Thätigkeit ein solcher Ernst gemacht werden sollte, lieber ihr Amt niederlegen oder doch lieber Alles beim Alten lassen. 2. Die Amtsdauer der G.-K.-Räthe. Die Geistlichen waren in Abneigung gegen das Wahlwesen vorherschend für lebenslängliche Amtsführung oder doch gegen einen häufigen Wechsel der sogenanten „Aeltesten"; diese dagegen neigten sich vielmehr zu dem Wunsche, die Last des neuen Amtes in der Gemeinde wandern zu sehen. Doch ist in keiner Synode der Antrag gestellt, daß sie alle oder teilweis innerhalb weniger Jahre wechseln möchten. Man votirte entweder lebenslängliche Amtsdauer, oder ließ die Frage noch offen und unbestimt, oder beantragte, daß ein Wechsel erst nach einer längeren Reihe von Jahren (etwa 12) eintreten möchte, und machte an einem Orte den ja sonst zu gestattenden Austritt einzelner von der Prüfung der Synode abhängig. 3. Die Synodalkassen. Bei

dieser Frage war viel Rathlosigkeit und die Verhandlung wurde oft unerquicklich. Woher das Geld nehmen? Die Privat-Patrone haben vorläufig die Beiträge aus ihren Kirchenkassen verweigert. Ueberschüsse in den königl. Kirchenkassen waren nur in einer Synode ziemlich reichlich vorhanden. Gegen das Collectiren zu ihrem eigenen Nutzen in den Gemeinden wehrten sich die K.-Räthe mächtig. Kirchensteuern ist hier zu Lande etwas ganz Neues. Die Großmut, mit der anderwärts die Geistlichen sich beeilt haben, auf alle Remuneration zu verzichten, zeigte sich hier bei sehr Wenigen. Die Meisten wollten sich zwar schließlich begnügen lassen mit dem, was da ist, aber ihr Recht auf Diäten nicht ohne Weiteres aufgeben. Man werfe den Synodalen, besonders den Pastoren, nicht voreilig Habsucht oder Mangel an Opferwilligkeit vor; sie beweisen leztere bei andern Gelegenheiten hinlänglich; man sehe die Sache nur nüchtern vom Standpunkte des Rechts und der Billigkeit an. Und dieser hat in dem Antrage der einen Synode seinen Ausdruck gefunden, daß der Staat, welcher so viel Kirchengut durch Säcularisation eingezogen hat, verpflichtet werde, hievon so viel herauszugeben, daß die evangel. Kirche, um sich aus sich selbst weiter auszubauen, die hiezu nötigen materiellen Mittel erhalte. Die neuen Kirchenverfassungsmaßregeln sind ja doch (abgesehen von andern Motiven, die hier nicht weiter in Rede kommen) von den staatskirchlichen Behörde, hauptsächlich in Folge der Umwandlung der Staatsform, auf Grund von Paragraphen der polit. Verfassungsurkunde erlassen. Damit stimt es seltsam, wenn man hiebei auf Privatwolthätigkeit und persönliche Entsagung rechnet.

Endlich wurde auch die Patronats-Frage behandelt. Die Synoden waren zwar bereit, die in den Kirchenkreisen ansässigen Privat-Patrone zu Ehrenmitgliedern zu wählen, haben aber auch zugleich alle drei den Antrag gestellt: das hohe Kirchenregiment wolle es veranlassen, daß die Teilnahme der Kirchenpatrone nicht von zufälliger Majoritätswahl abhängig gemacht werde, sondern daß dieselben, wegen ihrer wichtigen Stellung, das Recht haben sollten, entweder persönlich oder (weil ersteres nicht ausführbar sein wird) durch Vertreter, welche sie selbst aus ihrer Mitte wählen, Sitz und Stimme in den Synoden zu haben. Möchte diese wichtige Frage recht gründlich und mit Berücksichtigung der geschichtlichen Verhältnisse überhaupt und der ländlichen insbesondere erwogen werden.

Fassen wir den Total-Eindruck noch einmal zusammen. Die Synoden sind in legaler Form verlaufen. Vom Wehen des heil. Geistes war wenig zu spüren. Gestehen wir's ehrlich: im Grunde war Jeder froh, daß es vorbei war und ohne sonderliche Anstöße abging. — Worin liegt dies? Nicht darin, daß der Geist Gottes von uns gewichen wäre; er ist in mancher andern größeren und kleineren Christenversamlung mächtig. Nicht in der Zusammensetzung von Geistlichen und Laien. Sondern: im parlamentarischen Mechanismus, der schwer zu überwinden ist; in der Verbindung heterogener Elemente, welche doch ein Resultat geben sollen; darin, daß wir aus Gehorsam gegen die Obrigkeit, deren gute Absicht wir ehren, gekommen sind, und nicht aus Glauben an ein göttlich gebotenes heilsames Werk, nicht aus Gewissensangst um das Heil der Kirche. Diese wird wol erst durch die wahrscheinlich kommenden Kämpfe und Nöte von Neuem und allgemeiner geweckt werden. Dann werden auch die Synoden eine andere Gestalt gewinnen. Um so mehr gilt es: Treue üben, wachen und beten, beten vor Allem, daß die teuren Männer, welchen das oberste Regiment der Landeskirche obliegt, ein festes Herz, tapferen Mut und erleuchtete Augen behalten mögen!



## Bern.

Ist eine theologische Fakultät vor der Kirche, welcher sie angehört und deren künftige Diener sie zu bilden hat, verantwortlich und durch ihr Bekentnis gebunden oder nicht?

Zu dieser Frage, welche ein allgemeines Interesse darbietet, hat die theologische Fakultät in Bern durch eine ziemlich auffallende Handlung Anlaß gegeben. Sie hat, um den 300jährigen Todestag Calvin's zu feiern, dem Prof. Biedermann in Zürich, einem der Häupter der Zeitstimmenpartei, den Doktorhut erteilt, also einen Mann mit der höchsten theologischen Würde beehrt, dessen ganze schriftstellerische Thätigkeit darauf gerichtet ist, den, allen christlichen Kirchen gemeinsamen Glauben zu untergraben!

Dieser Beschluß konte zwar nicht sehr überraschen, da man wußte, daß die Berner Fakultät bereits seit 2 oder 3 Decennien sich, mit wenigen Ausnahmen, an die Schleiermacher'sche Theologie anschließt, welche bekantlich das Zeugnis des h. Geistes in der Kirche geringschätzend und die sog. Kritik als höchste Instanz anerkennend, die Thatsachen der biblischen Geschichte in Mythen auflöst und wol ohne Unrecht eine Schule des Zweifels (zwig suchend, nie zum freudigen Besitz der Wahrheit gelangend) genant werden darf.

Ihre Richtung bezeichnet die theologische Fakultät in Bern selbst als **die freisinnige.** „Es ist (heißt es in einem zur Verteidigung der Fakultät gedruckten Schriftchen) die Richtung des besonnenen Fortschritts, der die Anforderungen des Glaubens mit denjenigen der strengen Wissenschaft zu versöhnen sucht. Die Fakultät hat sich von Anfang an immerwährend von den Extremen einer beschränkten und kurzsichtigen Orthodoxie (sic!), wie eines radikalen und destruktiven Kriticismus fern zu halten gesucht." (Die theol. Fakultät zu Bern und ihre Gegner, S. 4.) Sie betrachtet es als ihre Aufgabe, die ihr anvertrauten Jünglinge in alle mögliche Zweifel einzuweihen; aber ob sie ihnen auch aus denselben heraushilft, ist freilich eine andere Frage. „Der Weg zur theologischen Ueberzeugung geht durch Zweifel hindurch, und über ihn hinaus zu führen ist die Pflicht des theologischen Lehrers. Es ist kaum denkbar, daß ein junger Mensch von 18 Jahren seinen Kinderglauben ganz ungebrochen bewahrt habe, und wenn auch, so müßte derselbe durch ein Läuterungsfeuer hindurch (sic!). Nur ein so geläuterter Glaube vereinigt sich mit einem guten Gewissen, nicht aber ein solcher, wo man aus Geistesträgheit seine Zweifel niederschlägt und nur geschwind fertig sein will." (Dieselbe Schrift S. 12.)

Daß eine solche Fakultät manchen Mitgliedern der Bernischen Landeskirche, Geistlichen und Laien, ein gerechtes Mistrauen einflößte, werden die Leser dieses Blattes begreiflich finden; auch wurden zu verschiedenen Malen und in verschiedenen Kreisen Schritte gethan, um dem Uebel durch Anstellung von Vertretern einer entschieden positiven Richtung abzuhelfen. Namentlich wurde schon vor mehr als 10 Jahren von einem Verein von Geistlichen auf die Notwendigkeit hinge-

war und in ihr wirkte. Jene pathologischen Zustände sind Schwachheiten und nicht zu empfehlen: aber es sind Schwachheiten, dergleichen auch der Apostel Paulus erlitten hat, der freilich den Kern der Gotteswirkung von der Schale der eigenen Schwachheit schärfer zu unterscheiden wußte. Jedoch legte auch Katharina auf diese Mittel keinen falschen Wert, bildete sich nichts darauf ein, sondern fühlte und beklagte fortwährend ihre Sündhaftigkeit und Unwürdigkeit vor Gott und nahm zu an heiliger Charakterstärke. Auch maßte sie sich um ihrer Verlobung mit Christo willen nicht an, die einzig bevorzugte Braut Christi zu sein, sondern nahm als selbstverständlich an, daß diese Würde nur der christlichen Kirche gebührte.

Katharina war nicht berufen, Armenpflegerin oder Krankenwärterin zu sein, aber in Fällen der Not trat sie mit heldenmäßigen Liebesdiensten, so wie mit brünstigen Gebeten für Hungrige oder Aussätzige ein. Unter der Aufschrift: „Marthadienste" (S. 42—76) erzählt Dr. Hase den Augenzeugen viele ergreifende Beispiele nach, die wir hier übergehen müssen. Denn die eigentliche Bestimmung der Jungfrau, wozu ihr Schöpfer sie zugerüstet hatte, war, wie sie selbst erkante, die Arbeit für das Heil der Selen. Es war, als ob sie durch ihr Gebet und ihr feuriges Wort ihre Inbrunst, ihre Jesusliebe, ihren Heldenmut den Selen ihrer elenden zagenden Brüder und Schwestern einimpfte. Dies erfuhr ein edler Jüngling aus Perugia, der in Folge einer politischen Vergehung in Siena zum Tode verurteilt war und in Verzweiflung über sein Schicksal gegen den harten Urteilspruch wüthete und tobte: Nicolaus Tuldo war sein Name. Sie ging zu ihm ins Gefängnis, tröstete ihn mit der Liebe Christi, eröffnete ihm die Herlichkeit des Paradieses und versprach ihm, in der Todesstunde ihm beizustehen. Am Morgen der Hinrichtung ging sie zu ihm, führte ihn zur Messe und zum Genuß des Leibes Christi, den er lange nicht gesucht hatte; sein Wille war ergeben und hatte sich dem Willen Gottes unterworfen: aber er fürchtete in dem lezten entscheidenden Augenblicke seine Standhaftigkeit zu verlieren. Sie ging ihm voraus an die Richtstätte und erwartete ihn dort unter Gebeten. Auf seine Bitte machte sie, als er angekommen war, über ihm das Zeichen des Kreuzes und sprach: „Wolan zur Hochzeit, mein liebster Bruder! denn bald wirst du sein im ewigen Leben." Er kniete nieder mit großer Sanftmut, und sie entblößte ihm den Hals und beugte sich herab und erinnerte ihn an das Blut des Lammes. Sein Mund sagte nichts als Jesu! und Katharina! und, ich will! Und sie empfing sein Haupt in ihre Hände, indem die göttliche Güte sein Auge schloß: sein Blut besprizte ihr Gewand. „Wie seine Sele, so war meine Sele", schreibt sie, „in Ruhe und Frieden, in solchem Dufte des Blutes, daß ich mich nicht entschließen konte, das Blut wegzuwaschen, das von ihm mir aufs Gewand gekommen war."

Fremde Schuld fühlte, trug und büßte sie, wie eigene, und, wie sie scharf und streng gegen sich war, so konte sie es auch gegen Andere sein, auch ohne ihre Beichtväter auszunehmen. Als sie einst über die Sünden ihrer Jugend sich anklagte, daß sie ihre verstorbene Schwester zu leidenschaftlich geliebt und mit weltlichem Putz die ewige Verdammnis verdient hätte, und der ehrwürdige Beichtvater Raimund sie mit Entschuldigungen tröstete, rief sie klagend gen Himmel: „O mein Gott, welchen geistlichen Vater habe ich jezt, der meine Sünden entschuldigt!" An einen Herrn in Siena, der ein wüstes Leben führen mochte, schrieb sie: „Ich sehe, daß ihr eine menschliche Gestalt tragt, aber ihr habt einen Stall daraus gemacht, darin sind wie unvernünftige Thiere die Todsünden. O meine unselige Sele! Soll ich nicht Hand anlegen wider meine und eure Ungerechtigkeiten! Wie ist doch eure Sele so grausam gegen sich selbst, und eure bestialische Leidenschaft so feindlich gegen die Natur! Ach, die Erde möchte sich aufthun, die Felsen über uns zusammenstürzen, die Wölfe uns zerreißen, um solche Unreinheit nicht zu ertragen, solche Beleidigung Gottes und eurer Sele. O mein Bruder, die Zunge erstarrt mir. Macht ein Ende diesem Elende! Gott wird es nicht dulden, wenn ihr nicht anders werdet. Antwortet Christo, denn er ruft euch! Das Blut des Lammes ist noch mächtiger, die Barmherzigkeit Gottes ist größer als unsre Missethat. Ich begehre von euch, ich bitte euch und will dazu helfen bei dem Gekreuzigten, daß ihr loskomt aus den Händen des Teufels." Dann fügt sie aber bescheiden hinzu: „Verzeiht meiner Unwissenheit, ich habe euch vielleicht mit Worten belästigt. Der Drang zur Rettung eurer Sele hat mich dazu getrieben." Einer so starken und reinen Glut der Liebe konten Wenige widerstehen, Viele suchten sie auf, um ein Wort aus ihrem Munde zu vernehmen, Tausende drängten sich oft herzu, um sie zu hören: doch blieb sie in den Schranken der Weiblichkeit und unterfing sich nie, öffentlich zu predigen. Man könte sie mit Frau von Krüdener vergleichen; aber unbefleckt von Jugend auf wirkte sie reiner, mächtiger, nachhaltiger.

Von Siena wurde sie einst nach Pisa berufen und dort vom Erzbischof und von der Stadt mit großen Ehren öffentlich empfangen. Ihr Herumziehen, ihr großes Gefolge von Frauen und Mönchen, ihre zuversichtliche Sprache gegen Hohe und Niedrige war doch manchen Frommen anstößig und sie erhielt einmal von einem wegen seiner Frömmigkeit angesehenen Manne einen Strafbrief in sehr beleidigenden Ausdrücken, den ihr Beichtvater ihr vorenthalten wollte, um ihr nicht wehe zu thun. Als sie es bemerkte, bestand sie darauf, daß ihr der Brief, der ihre Freunde entrüstete, vorgelesen würde, und sprach dann: „Ihr solltet mit mir dem Schreiber dieses Briefes danken, da ihr seht, daß er so mild und offen mich ermahnt wegen meines Selenheils. Indem er fürchtet, daß ich auf dem Wege Gottes betrogen werde, macht er mich vorsichtig gegen die Tücken des bösen Feindes. Daher wir seiner Liebe verpflichtet sind. Ich will also diesen Brief haben, ihm antworten und danken." Als aber Raimund selbst einmal glaubte, in Gegenwart eines andern Vertrauten sie warnen zu müssen, da er sah, wie Viele beiderlei Geschlechts vor ihr auf die Knie fielen und ihre Hände küßten, antwortete sie unbefangen: „Gott weiß, daß ich von der Körperstellung derer, die um mich sind, wenig oder nichts

bemerke! ich sehe allein auf die Selen. Wenn sie so zu mir kommen, denke ich an die gute Absicht der Kommenden und danke der göttlichen Güte, welche sie dazu bewegt, und bete im Geiste, daß der, welcher sie bewegt hat, es auch vollende und das Verlangen erfülle, das er ihnen eingeflößt hat." Darauf Raimund: „Aber, meine Mutter, so hohe Ehren, die dir von so Vielen widerfahren, sollten sie nicht deinen Geist zu eitlem Ruhm bewegen?" Sie erwidert: „Es ist mir unbegreiflich, wie ein Geschöpf, sich als Geschöpf erkennend, eitlen Ruhm hegen könne." Das hatte sie ihr himmlischer Verlobter gelehrt, der einst zu ihr gesprochen: „Ich bin, der ich bin; du aber bist, die nicht ist. Heil dir, wenn du beides wol erkant hast; dann wirst du immer demütig sein und meinen Geboten gehorchen."

---

Durch die Reinheit, Kraft und Weisheit, welche Katharina in engeren Kreisen bewährt hatte, und durch den Einfluß und Ruf, den sie durch ihre heilsame Wirksamkeit in mehreren Städten Italiens erworben, war sie vorbereitet, ihre geistliche Macht auch auf die höchsten Kreise und auf die allgemeinen Angelegenheiten des Staats und der Kirche auszudehnen. Sie suchte einen Kreuzzug zur Wiedereroberung des heiligen Landes zu Stande zu bringen und schrieb deshalb viele erweckliche Briefe an mehrere hohe Personen, auch an die Königin von Neapel, die den Titel einer Königin von Jerusalem als ererbten Schmuck trug: sie wurde veranlaßt, sich um eine Versöhnung zwischen der Stadt Florenz und dem Papste zu bemühen und ließ es nicht an kräftigen Ermahnungen und weisen Rathschlägen für beide Teile fehlen. Sie wurde durch diese Geschäfte selbst an den päpstlichen Hof von Avignon geführt und bestärkte den schwachen Papst Gregor XI. in dem Vorsatze, nach Rom zurückzukehren: sie suchte denselben auch zu einer Reinigung der Kirche, insbesondere der höheren Kirchenbeamten, zu bewegen. Es ist nicht unsre Absicht, sie an der kundigen Hand des Dr. Hase in die Einzelnheiten dieser Geschäfte zu begleiten, so anziehend dies auch sein würde: wir müßten dann den größten Theil seines Buches abschreiben, wie wir bisher schon Vieles wörtlich von ihm entlehnt haben. Wir begnügen uns aber mit der einen Bemerkung, daß die glaubensstarke Jungfrau auf dem schlüpfrigen Boden, auf welchem die menschlichen Rücksichten und die Leidenschaften sich störend und befleckend in den Dienst der Kirche und des Staats einzumischen pflegen, und in einer sehr bösen Zeit überall sich eindrängten, ihrer Sendung nie untreu geworden, nie andere, als göttliche reine Beweggründe geltend gemacht, und dabei die kühnste Freimütigkeit gegen die höchsten Personen mit einer demütigen Berücksichtigung ihrer Stellung und ihres obrigkeitlichen Amtes so meisterhaft verbunden hat, wie dies nur die hochbegabte Einfalt eines reinen Herzens, das im Gehorsam Christi bleibt, lehren konte. Wenn dennoch der Weltlauf durch ihr Eingreifen und Ermahnen sich wenig änderte und das Gute, was gelang, bald wieder verdorben wurde, so war dies nicht ihre Schuld: sie teilt dieses bittere Geschick fast mit allen Propheten und Reformatoren. Dennoch wird durch solche mächtige reine Charaktere die Fäulnis des Ganzen aufgehalten und es richten sich an diesen Starken viele Schwächere auf. Was Katharina durch ihr Vorbild, durch ihre Gespräche, ihren Briefwechsel und ihre Schriften gewirkt hat und bis auf diese Stunde noch wirkt, das steht im Buche Gottes geschrieben. Die Formen, in denen sie ihr Leben in Christo entwickelt und ausgesprochen hat, gehören ihrer Zeit und ihrer Kirche, der Geist ihres Glaubens und ihrer Liebe gehört der ganzen Christenheit. Ihr Heiligenschein ist das Eigentum der Dominikaner, ihr heiliger Wandel ist das Gemeingut aller Gläubigen. Die Schwachheit ihres Fleisches ist gestorben, ihre Sele lebt in der Kraft ihres Verlobten fort, dem sie treu geblieben ist bis in den Tod.

Seit dem Jahre 1374 hatte die Jungfrau durch ihre selsorgerlichen Rathschläge und Ermahnungen, die Päpste, Cardinäle, Fürsten und Städte von ihr annahmen, eine Bedeutung für das Kirchenregiment erhalten, und beim Beginn des großen päpstlichen Schisma im J. 1378 hatte der Papst Urban VI., den sie allein als den rechtmäßigen Statthalter Christi anerkante, zur Verstärkung seiner Partei sie nach Rom berufen, wo sie am 28. November desselben Jahres anlangte und mit ihrer geistlichen Familie in dem Stadtteil Colonna zwischen dem Platze Campo fiore und der Kirche St. Maria sopra Minerva ihre Wohnung nahm. Der wankende Papst stärkte sich und seine Cardinäle an einer Rede, die sie auf seine Veranlassung in dem Consistorium, dem höchsten Kirchen- und Staatsrath, hielt: sie selbst fühlte sich im Geiste erhoben durch die unmittelbare Nähe der heiligen Stätten, wo das Blut der christlichen Märtyrer alter Zeiten, als ob es heute vergossen würde, aus ihren offenen Wunden ihr entgegenquoll. Aber unter stetem Ringen mit körperlichen Leiden und geistlichen Anfechtungen verzehrten sich ihre Kräfte; jedoch blieb ihre Liebe zum Herrn, ihre Geisteskraft und ihre mahnende Stimme immer frisch. Am Osterfeste 1380 genoß sie noch den Leib des Herrn in großer Schwachheit, aber für den Augenblick dieser Handlung so gekräftigt, daß sie sich aus ihrem sargähnlichen Bretterkasten, der ihre gewöhnliche Ruhestätte war, erheben und an dem Altar, der in ihrem Kämmerlein errichtet war, niederknien konte, um das Sakrament zu empfahen. Sie lebte noch bis Sontag Rogate. Da, zwei Stunden vor Tages Anbruch, erhielt sie bewußtlos die lezte Oelung. Als der Tag graute, regte sie sich wieder, schien schwer zu leiden und sprach wiederholt leise vor sich hin: „Ich habe gesündigt, Herr! erbarme dich meiner!" (Peccavi, Domine! miserere mei!) und andere ähnliche Stoßseufzer. Nach mehr als einer Stunde erheiterte sich ihr Gesicht, sie suchte den Kopf, der im Schoße ihrer Jüngerin Alexia lag, aufzurichten, und es gelang ihr, an dieselbe gelehnt, zu sitzen. In dieser Stellung sprach sie in Absätzen ein herzinniges Bußgebet, daß sie in der Fürbitte für das Heil der Welt und für die Reformation der Kirche, in der Sorge für die ihr anvertrauten Selen, in der Dankbarkeit für die unzähligen Gaben

des Herrn und für die Gnaden so vieler „süßen" Schmerzen, die es dem Herrn gefallen auf ihren gebrechlichen Leib zu legen, nicht treu genug gewesen. Dieses Gebet schloß sie mit den Worten: „Du in deiner unermeßlichen Güte hast mich erwählt von meiner frühesten Kindheit an zu deiner Verlobten, aber ich bin dir nicht hinreichend treu gewesen, mein Gedächtnis war nicht allein von dir erfüllt." Dann bat sie den anwesenden Priester: „Bei der Liebe Christi des Gekreuzigten, sprecht mich los von allen diesen Sünden, welche ich bekant habe im Angesichte Gottes, und auch von allen andern, deren ich mich nicht erinnere." Nachdem ihr die Absolution gewährt war, bat sie alle Anwesenden um Verzeihung, ihre greise Mutter aber, die aus Siena herüber gerufen worden war, um ihren mütterlichen Segen, den sie demütig annahm, und richtete dann noch an Einzelne, die herzukamen, liebreich ermahnende Worte und Anweisungen für ihre künftige Lebensbestimmung. Noch öfter wechselten stille Gebete im Anschauen des Gekreuzigten, laute Gebete für das Heil und den Frieden der Kirche. Einmal sprach sie dazwischen: „Eiteln Ruhm habe ich nie gesucht, aber den wahren Ruhm des Herrn." Zulezt segnete sie Alle, die Gott ihr gegeben, ließ sich noch einmal die Vergebung ihrer Sünden zusichern und betete: „Herr, du rufst mich, und ich komme, nicht durch meine Verdienste, sondern allein durch deine Barmherzigkeit kraft deines Blutes, Blutes, Blutes." Um die Mittagsstunde des Sontags Rogate am 29. April 1380 befahl sie ihre Sele in des Vaters Hände, neigte ihr Haupt und verschied sanft und selig im 33. Jahre ihres Lebens.

Ihr Haupt ist im J. 1385 in die Kirche der Dominikaner in Siena gebracht, ihr Leichnam in der Minervakirche zu Rom beigesezt, im J. 1430 in einen Marmorsarg gelegt worden. Ihr Landsmann, Aeneas Sylvius von Siena, hat als Papst Pius II. durch eine Bulle vom 28. Juni 1461 sie unter die Kirchenheiligen versezt. Seit dem 5. August 1855 ruhen ihre irdischen Ueberreste unter dem Hauptaltar der erneuerten Minervakirche in Rom. Das Zimmer, in welchem sie verschieden, ist aus seiner ursprünglichen Umgebung herausgenommen und jener Kirche angefügt worden. Wir aber erkennen an der heiligen Katharina Benincosa, wie Gottes Kraft in der Schwachheit mächtig ist, wo kindlicher Glaube und treue Liebe zu Jesu dem Weltheilande wohnt.

Ach, Herr, tilge die Sünden unsrer Schulweisheit und genußsüchtigen Lauheit und verleihe uns jene weise Thorheit, durch welche die Einfältigen das Reich Gottes an sich reißen, während wir uns blähen und im Staube liegen!

W. Schm.

---

## Nachrichten.

### Bern. (Schluß.)

Doch wir kommen wieder auf die Hauptfrage: Ist es einer theologischen Fakultät erlaubt, sich als von der Kirche und ihrem Bekentnis ganz unabhängig zu betrachten, nur vor dem Forum der Wissenschaft (der andern Fakultäten) verantwortlich, wie es die Bernische Fakultät in ihrer öffentlichen Erklärung vom 25. Juni behauptet? Man will die Freiheit der Wissenschaft wahren; aber, muß denn die Theologie, um frei zu sein, sich von der Kirche losreißen? Im Gegenteil, auch als Wissenschaft kann die Theologie nur so lange blühen und gedeihen, als sie auf dem festen Boden der Kirche wurzelt, sich von einer Kirche getragen weiß, welche eine bald zweitausendjährige Geschichte hinter sich hat und unter der ununterbrochenen Leitung des heil. Geistes steht. Eine solche Stellung ist für die Theologie und ihre Pfleger keine Knechtschaft; Knechtschaft ist aber die Unterwerfung unter die in jeder Zeit herschenden und stets wechselnden Systeme und Moderichtungen; Knechtschaft ist die Rücksichtslosigkeit und hochmütige Aufgeblasenheit, mit welcher gewisse Theologen die Kirche behandeln. In dieser Hinsicht verdienen die Worte des schon genanten Herrn von Fellenberg eine ernste Berücksichtigung: „Es ist hohe Zeit, daß der Unterschied von Wahrheit und Irrtum, von Schriftlehre und Schulsystemen in den theologischen Schulen von Deutschland und der Schweiz, nicht wie bisher als bloße Schulfräge, nicht wie bisher mit vornehmer Geringschätzung des Glaubens der Kirche betrachtet und behandelt werde, sondern daß **die Herren der hohen Fakultäten endlich wieder ein kirchliches Gewissen bekommen, und mit der geoffenbarten Wahrheit nicht als mit herrenlosem Gut schalten.** Es muß eine gewisse Gränze geben und gibt eine Gränze, bei welcher die Toleranz und die wissenschaftliche Liberalität Halt machen muß, und die sie nicht überschreiten darf, sofern sie nicht zur Verrätherin an dem Heiligtum der Kirche Gottes werden will. Diese Gränze ist aber von der Richtung, welcher Hr. Biedermann angehört, längst überschritten."

Zum Schluß. Die Aussichten für die Theologie in Bern sind ziemlich trostlos. Von dem gegenwärtigen Regiment in Staat und Kirche ist nichts zu hoffen, und auch das christliche Publikum zeigt bis jezt ein geringes Interesse für theologische Fragen und scheint die Wichtigkeit einer theologischen Fakultät als Bildungsstätte der künftigen Prediger und Selsorger kaum zu ahnen. Der Gedanke der Gründung einer freien theologischen Fakultät (wie in Genf und Lausanne) ist wol auch aufgetaucht, wäre aber bei der Verschiedenheit der Verhältnisse und Anschauungen in der deutschen Schweiz viel schwerer zu verwirklichen. Eher könte man daran denken, die bestehenden Fakultäten durch freiwillige Lehrkräfte zu ergänzen. Sollte etwa ein fähiger Theologe positiver Richtung einen innern Beruf dazu fühlen und es wagen wollen, den Studenten in Bern etwas Besseres zu bieten, so würde man ihm wahrscheinlich die venia docendi nicht verweigern, falls er von einer deutschen Universität her ein Diplom mitbrächte. Er würde sich zwar auf manche Unannehmlichkeiten und Kämpfe gefaßt machen müssen und hätte vielleicht im Anfang sehr wenig Zuhörer. Doch einige Freunde würde er finden, einige warme Herzen und Fürbitte, daß der Herr ihm den Weg bahnen möge. Die Sache sei Gott befohlen!

---



Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz in Berlin. Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

# Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1864. Sonnabend den 22. October. № 85.


## Die Gemeinde Bahn und der Superintendent Petrich.

(Fortsetzung.)

Die Brüder, welche der Formel die lezte dieser Bedeutungen durchweg zuschreiben, berufen sich auf ihre Entstehungsgeschichte; da sie zu dem Zwecke erfunden und im J. 1817 zum ersten Male zur Anwendung gebracht worden sei, um Lutheranern und Reformirten, jedem nach seinem Glauben, die Teilnahme an derselben Abendmalsfeier möglich zu machen, so sei ihr in ihrem Ursprunge das Gepräge aufgedrückt worden, daß das Sakrament mit ihr nicht im Sinne einer bestimten Confession dargereicht werde, und dieses Gepräge behalte sie für immer. Das Eine, daß ihr ursprünglich dieser Stempel aufgeprägt worden, ist vollkommen richtig, das Andre aber, daß sie diesen Stempel für immer behalten habe, muß ich bestreiten. Sie konte zu ihrem ursprünglichen Zwecke nur deshalb eingerichtet werden, weil 1817 eine solche Union vorschwebte, in welcher die Autorität des Bekentnisses verschwinden und die beiden Confessionen miteinander verschmolzen werden sollten. „Ich wünsche, unter dem Einflusse eines bessern Geistes, welcher die Hauptsache im Christentum, worin beide Eins sind, festhält, diese Vereinigung zu Stande gebracht zu sehen, in welcher die reformirte und die lutherische Kirche Eine neubelebte, evangelische, christliche Kirche werden", so heißt es in der Kab.-Ordre vom 27. Sept. 1817, und dieser Auffassung entspricht das ursprüngliche Gepräge der Spendeformel. Jedes Symbol kann ja nicht aus sich selbst, sondern muß aus dem Gedanken heraus erklärt werden, welcher sich darin verkörpert; so drückte damals der Ritus des Brotbrechens eine das Sonderbekentnis aufhebende Union aus, weil nur eine solche proklamirt war, und eine ebensolche wurde aus demselben Grunde durch die Spendeformel ausgedrückt. Bestände nun diese Union auch jezt noch in Preußen, so würde ich ganz den Brüdern zustimmen, welche diese Formel schlechthin für unerlaubt halten, weil ich mit ihnen jene Union für schlechthin unerlaubt halte. Ist aber seitdem die Union eine andere geworden, so haben dadurch auch ihre Symbole einen andern Inhalt bekommen; denn wie können sie rechtlich noch eine Unionsvorstellung symbolisiren, welche rechtlich nicht mehr existirt? Oder welchen andern Gedanken können sie ausdrücken, als den, welchen die existirende Union selbst enthält? Nun aber ist die Union doch in unserer Landeskirche durch die Ordre von 1834, welche die von 1817 retractirte eine wesentlich andere geworden; nicht mehr werden die Unterschiede der beiden Confessionen für das „Außerwesentliche" erklärt, und nicht mehr soll aus dem Wesentlichen beider Eine Kirche werden, sondern „die Union bezweckt und bedeutet kein Aufgeben des bisherigen Glaubensbekentnisses, auch ist die Autorität, welche die Bekentnisschriften der beiden evangelischen Confessionen bisher gehabt, durch sie nicht aufgehoben worden; durch den Beitritt zu ihr wird nur der Geist der Mäßigung und Milde ausgedrückt, welcher die Verschiedenheit einzelner Lehrpunkte der andern Confession nicht mehr als Grund gelten läßt, ihr die äußerliche Kirchengemeinschaft zu versagen." Diese Grundsätze sind seitdem die maßgebenden gewesen, von dem Kirchenregimente in thesi stets anerkant worden und müssen von Rechts wegen durch alle Erscheinungen auf diesem Gebiete durchgreifen; aus diesen Grundsätzen empfangen daher auch die Symbole der Union seit 1834 ihren Inhalt; haben sie früher einen andern gehabt, so ist der eben abrogirt. Warum wollen wir es nicht anerkennen, daß dem de jure so sein muß? Ist es nicht eben die Wahrung des kirchlichen Bekentnisses in dieser Ordre, auf welche wir lutherische Geistliche uns überall stützen, um innerhalb der Union noch Raum zu behalten? Und wenn wir mit vollem Rechte die daraus fließenden Consequenzen geltend machen, warum denn nur diese Consequenz nicht, daß von Rechts wegen die Unions-Symbole nur den Sinn haben können, welcher dem gewahrten Bekentnisse entspricht? Deswegen darf der Ritus des Brotbrechens nur so verstanden werden, daß die lutherische Gemeinde sich im Geiste der Mäßigung und Milde verpflichtet hat, den Reformirten die Sakramentsgemeinschaft zu gewähren, ohne daß ihre Sakramentsfeier selbst einen andern Sinn empfängt; und die Spendeformel darf nur so aufgefaßt werden, daß die Kirche in der lutherischen Gemeinde das Sakrament im Sinne des lutherischen Bekentnisses darreicht. Denn würde sie noch im Sinne von 1817 genommen, und würde durch sie das heil. Abendmal combinirend sowol im lutherischen, als auch im reformirten, oder indifferent weder im lutherischen, noch im reformirten Sinne gespendet, so ist unwidersprechlich, daß auch die Gemeinde selbst weder lutherisch noch reformirt wäre; die Kabinets-Ordre also, welche das Bleiben des Bekentnisstandes so betont, wäre dann aufgelöst. Noch näher als sie selbst treten unserer Frage an-

dere aus ihr geflossene Erlasse des Kirchenregiments. Hierher gehört das Ministerial-Rescript vom 28. August 1849, wonach „das lutherische Bekentnis das Princip geblieben ist, welches die Lebensäußerungen der Pommerschen Kirche zu richten und zu gestalten hat"; wird auch die Pommersche Kirche nicht selten gehindert, die Darreichung des Sakraments, diese ihre hervorragende Lebensäußerung nach dem lutherischen Bekentnisse zu „gestalten" und mit einer confessionellen Spendeformel zu vollziehen, so bleibt es doch auch hier bestehen, daß dieser Act durch das lutherische Bekentnis „gerichtet" und der Spendeformel durch dieses ihr Inhalt gegeben wird. Hierher gehört auch der Erlaß über die Parallelformulare vom 12. Sept. 1857, welcher bestimt confessionelle Spendeformeln für mit der neuagendarischen gleichberechtigt in der Union beigetretenen Gemeinden erklärt, was nicht denkbar wäre, wenn die leztere noch den Sinn von 1817 hätte. Es scheint mir daher keinem Zweifel zu unterliegen, daß der Geistliche in einer der Union beigetretenen lutherischen Gemeinde das heil. Abendmal de jure, also nicht blos nach seiner persönlichen Glaubensstellung, sondern von Amts wegen mit der neuagendarischen Spendeformel in demselben Sinne zu reichen hat, als wenn er spräche: „Nehmet hin und esset, das ist der Leib" — oder „der wahre Leib unsers Herrn Jesu Christi"; und in einer reformirten Gemeinde entsprechend, nur freilich, daß dieser confessionelle Sinn in ihr nicht zum Ausdrucke komt.

Die Formel hat ja freilich auch nach 1834 ihren Unionscharakter, jedoch mit dem ganz wesentlichen Unterschiede gegen 1817, daß sie beide Bekentnisse nicht mehr uno actu einschließen, sondern denselben bei verschiedenen Feiern und verschiedenen Confessionsgemeinden gleichermaßen dienen soll. Ihr Unionscharakter besteht also darin, daß beiden Confessionen dieselben Spendeformeln mit verschiedenem Inhalte hingegeben sind und daß jeder derselben ein unterscheidendes liturgisches Merkmal genommen ist. Ich kann dies beklagen, aber ich kann nicht einsehen, daß diese Art von Unionscharakter die Formel zu einer solchen macht, wodurch der administrirende Geistliche das Bekentnis seiner Kirche verleugnet; es wird den Confessions-Kirchen ein charakteristisches Merkmal nach dem andern abgebrochen, und in vielen Fällen ist dies ein Schade: aber dies ertragen heißt nicht verleugnen, so lange man nicht das charakteristische Merkmal des Irrtums annimt. Um zu dem schon gebrauchten Gleichnisse zurückzukehren, so kommen die Communionen mit der neuagendarischen Spendeformel nicht einer dritten uniformirten neutralen Truppe gleich, sondern sie erscheinen mir als in weiße Gewänder gekleidete Truppen, welche aber (mit Ausnahme der wenigen Consensus-Gemeinden) bestimt entweder befreundete oder gegnerische sind; daher wird auch derjenige nicht ein Ueberläufer, der das weiße Gewand erträgt, sondern er bleibt dabei seiner Fahne treu; diejenigen Sakramentsfeiern, welche mit der neuagendarischen Formel vollzogen werden, sind dadurch noch nicht unlutherische, sie machen jedoch ein anderweitiges Merkmal, ein bezeichnendes Feldgeschrei um so nötiger. Ich darf hinzufügen, daß diese dem Bekentnis gemäße Bedeutung der Formel nicht etwa von mir singulär angenommen wird, sondern sie ist mir auch von Personen entgegen gebracht worden, auf deren Urteil in kirchenrechtlichen Fragen ich Gewicht legen muß, welche aber hier zu nennen nicht statthaft sein würde.

Nachdem ich bis hierher hervorgehoben, welchen Sinn die Formel nach meiner Ueberzeugung de jure hat, verschließe ich aber auch meine Augen gegen die Kehrseite der Sache nicht.

Dadurch, daß sie im Sinne des Bekentnisses gebraucht werden muß, wird es mir noch keineswegs gleichgültig, ob ich diese Formel oder eine konfessionelle anwende; es bleibt so Vieles an ihr übrig, was mir widerstrebt, daß auch ich nur mit Selbstüberwindung unter besondern Cautelen mich habe entschließen können, sie in Gebrauch zu nehmen. Sie leidet 1. an großer formeller Mangelhaftigkeit, weil sie nicht applikativ, sondern nur referirend ist, ein Mangel, der am Frappantesten in die Augen springt, wenn man für die Taufe eine analoge Formel bildet. Sie beraubt 2. die Confessions-Kirche eines charakteristischen, geschichtlich gewordenen Merkmals, und durch sie wird der Bekentnistrieb gehindert, welcher sich überall, wo Leben ist, geltend macht. Sie verlezt mich 3. dadurch, daß dieselben heiligen Worte mit Bewußtsein zu dem Zwecke hingegeben werden, damit die verschiedenen Confessionen ihre verschiedenen Auffassungen vom heil. Abendmale dahin einlegen; sie werden dadurch absichtlich als zweideutig charakterisirt. Doch sind diese Bedenken nicht der Art, daß dadurch die Anwendung der Formel schlechthin zur Sünde würde; formelle liturgische Mängel beschädigen als solche nicht den Glauben und das Bekentnis. Die Behinderung des Bekentnistriebes der lutherischen Kirche erstreckt sich auch auf viele andre Punkte, an denen man sie erträgt, und an der Spendeformel steigert sie sich nur; und die Charakterisirung der Testamentsworte als doppelsinniger hat nicht der sie mit Recht nach dem Bekentnisstande seiner Gemeinde anwendende Geistliche, sondern das Kirchenregiment zu verantworten, welches, so viel ich einzusehen vermag, durch die itio in partes dazu in Stand gesezt ist.

Aber die angeführten Bedenken sind noch nicht die schwersten. Ich mache kein Hehl daraus, daß ich zu dieser Formel, obgleich mir ihr bekentnismäßer Sinn feststeht, doch kein volles Vertrauen habe, und zwar deshalb, weil mir das Kirchenregiment nicht in der Praxis diejenigen Folgerungen zu ziehen scheint, welche durch die Kabinets-Ordre von 1834 und andere Erlasse bedingt werden. Mir scheint, bei dem großen Kampfe, welcher sich um diese Formel dreht, läge es nahe, eine generelle Deklaration derselben zu erlassen, durch welche ausgesprochen würde, daß sie eben nur in dem dem Confessionsstande der Gemeinde entsprechenden Sinne gebraucht werde; dadurch würde vielen treuen Geistlichen das schwerste Bedenken, welches sie dagegen haben, abgenommen werden. Aber eine solche generelle Deklaration existirt nicht, sondern es wird uns überlassen, diese Consequenz zu ziehn. Es ist zwar wahr, das Kirchenregiment widerspricht uns nicht, wenn wir sie ziehen, und hat die Formel nicht

irgend als eine solche deklarirt, welche die Sacramentsspendung zu einer confessionslosen mache: auch hierher nach Bahn, wo die größten Anstrengungen gemacht worden sind, um eine Deklaration dieses Inhalts zu erlangen, ist niemals weder schriftlich noch mündlich eine Aeußerung dieser Art ergangen: allein das Schweigen kann dem Gewissen nicht genügen, welchem dabei immer noch Zweifel und Fragen übrig bleiben. Der Zweifel und Fragen kann sich bei dieser Lage der Sache kein confessioneller Geistlicher, auch der zur Pietät geneigteste nicht, erwehren. Liegt es im Unions-Principe, die Consequenz aus dem Grundsatze von dem bleibenden Bekentnisstande nur bis an die Spendeformel gehen zu lassen, vor dieser aber abzuschneiden, oder wenigstens nicht officiell anzuerkennen, daß sie sich auch über diese erstrecke? Und wenn dies zwar logisch unmögliche, aber praktisch vielleicht Ausführbare ein Unions-Grundsatz ist: Warum? Muß hier in der Spendeformel eine Stelle offen gehalten werden, welche erst später geschlossen werden soll, und deren Schließung je nach Umständen auch so ausfallen kann, daß der Grundsatz von der Autorität des Bekentnisses wieder gesprengt und 1817 wieder zurückgegangen wird? Ist es Unions-Grundsatz, die Gemeinden gewähren zu lassen und abzuwarten, wie sich ihre Stellung zum Sakramente im Laufe der Zeiten gestalten wird? Oder liegt der Grund etwa nur darin, daß das Kirchenregiment, wie die Stellung vieler Gemeinden schon einmal geworden ist, fürchten zu müssen glaubt, durch eine Deklaration der bezeichneten Art das Band derselben zu sprengen? Eine sichere Antwort auf diese Fragen habe ich nicht, aber sie benehmen mir das Vertrauen zu der Formel, welches ich sonst, da mir die Union im Sinne von 1834 nicht widerstrebt, haben könnte. Es ist dies eben ein Stück derjenigen Unklarheit, an welcher die Union in unserer Landeskirche leidet, und ein Ausfluß daraus, daß dem Bekentnisse innerhalb derselben der grundsätzliche Schutz und die grundsätzliche Vertretung fehlt. Aber unter dieser selben Unklarheit stehen auch diejenigen Brüder, welche eine confessionelle Spendeformel im Gebrauche haben; sind wir abhängig von der Stellung, welche die Gemeinden zum Sakramente einnehmen, und ist es Grundsatz, ihre Sakramentsfeier, so wie sie wollen, aus der Consequenz der Feststellung von 1834 zu entlassen — ich weiß nicht, ob es so ist, aber vorausgesezt, daß es so ist —: *so haben auch alle jene Brüder, so weit sie in der Landeskirche stehen und stehen bleiben, die confessionelle Spendeformel durch die Gunst der Umstände nur als ein Gut in der Hand, welches ihnen oder ihren Nachfolgern durch andere Umstände wieder genommen werden kann; ein Recht auf sie haben sie nur, wenn der Bekentnis-Grundsatz von 1834 auch die Sakramentsfeier normirt.*

Dies war nun meine Lage bis zum Februar d. J. Auf der einen Seite war ich überzeugt, daß die neuagendarische Spendeformel hier von *Rechtswegen* nur den Sinn des lutherischen Bekentnisses haben könne und unter diesem Gesichtspunkte konnte ich mich zum Gebrauch derselben ohne Weiteres nicht entschließen. Da ging im Februar die Anordnung des Ev. Ober-Kirchenrathes ein, daß neben den zu restituirenden Communionen mit der neuagendarischen Spendeformel zugleich vier solche mit der von mir bis dahin gebrauchten Spendeformel der alten Pommerschen Agende gehalten werden sollten, womit mir zugleich die „Erwartung" ausgesprochen wurde, daß ich nunmehr mich an der Verwaltung der ersteren beteiligen werde. Welches war nun das sittliche Verhalten für mich? Unbedingt abzulehnen? So stand ich ja aber zu der Formel nicht. Da mir ihre Anwendung nicht unbedingt Sünde war, so durfte ich einerseits die Augen gegen die Folgen meines Handelns nicht verschließen, welche, wenn ich mich nur auf die 4 Communionen beschränkte, darin bestanden hätten, *daß ich die mit der agendarischen Formel dann erst recht zu confessionslosen gestempelt und die daran Teilnehmenden als eine nicht lutherische Abendmals-Gemeinde anerkant hätte*, was beides wider meine Rechtsüberzeugung war, und daß für den treuen Teil der Gemeinde schmerzliche Maßnahmen der Behörden alsdann in Aussicht standen; andrerseits mußte ich mich umsehen, ob ich gegen das Zweifelhafte, Unklare der Spendeformel eine Gewähr gewinnen konte. Man thut auch sonst so, wenn man mit Jemand in Verbindung treten soll, dem man nicht vertraut: man sieht sich vor und verschafft sich Schutz. Wenn die Behörde meine Auffassung von dem dem Bekentnisse der Gemeinde entsprechenden Sinne der Formel als berechtigt bezeichnete, so hatte ich diesen Schutz in so weit, daß ich mir keine Verleugnung vorzuwerfen hatte. Und eine solche *officielle Berechtigung* fand ich unter den hiesigen Verhältnissen, nachdem das Neue und Unerwartete der Einrichtung mir zurückgetreten war, in der Institution der 4 confessionell ausgeprägten Communionen. Da die betreffende Verfügung keine Andeutung enthielt, als ob die neuagendarische Formel hier deshalb restituirt werden müsse, weil diese der Union beigetretene Gemeinde ihre Sakramentsfeier weniger im confessionellen Sinne zu begehen fordern dürfe, sondern als Grund nur den historischen angab, daß die Formel hier früher in unwidersprochener Uebung gestanden habe, während der seit zehn Jahren gestatteten widersprochen werde: so stand sie der Auffassung, daß der Inhalt beider Formeln für diese Gemeinde derselbe sei, in keiner Weise entgegen. Da die Verfügung ferner denjenigen Mitgliedern des Gemeinde-Kirchenraths, welche der Ansicht seien, daß die „Gemeinde durch den Beitritt zur Union ihr lutherisches Bekentnis aufgegeben oder verloren habe", die Belehrung erteilte, daß dies „auf einer Verkennung des Wesens und der Bedeutung der Union, so wie auf einer Unkentnis der dieserhalb erlassenen gesetzlichen Bestimmungen beruhe; daß vielmehr die Symbole der evang.-lutherischen Kirche in demselben Umfange, wie vor jenem Beitritt, nach wie vor normativ für die Gemeinde und nur in so weit limitirt seien, daß den ursprünglich Reformirten die volle kirchliche Gemeinschaft nicht versagt werde": so hob sie selbst die Rechtsnorm,

aus welcher jene meine Auffassung folgt, mit Nachdruck hervor. Da endlich auch die Gemeinde Bahn bei einer zweispältigen Sakramentsfeier immer nur Eine ist, auch von der Behörde nur als Eine angesehen und behandelt wird, so konte ich mich nicht überzeugen, daß dem einen Teile derselben durch die verschiedene Spendeformel de jure eine andere Stellung zum Bekentnis und zur Union angewiesen werden solle, als dem andern, indem dies nichts Anderes gewesen wäre, als im Principe zwei Gemeinden constituiren; ich mußte vielmehr schließen, daß bei verschiedener Form doch der Gedanke derselbe sein solle, und da der Sinn der 4 Communionen der unzweifelhafte, ausgeprägte, dazu derjenige war, welcher dem gleichzeitig von der Behörde betonten Bekentnisstande der Gemeinde entsprach, so bestimten nach meinem Verständnis die 4 die übrigen. In ihnen lag mir daher die faktisch erteilte officielle Deklaration, daß innerhalb dieser Gemeinde die neuagendarische Spendeformel mit Recht von Amts wegen im bekentnisgemäßen Sinne gebraucht werde.

Dies meine Stellung und die Gründe meines Handelns, sofern ich von den speciellen Zuständen in meiner Gemeinde absah und nur die Bedeutung der neuagendarischen Spendeformel in der Landeskirche überhaupt ins Auge faßte. Anders aber stand ich ihr gegenüber und noch andere Beweggründe wirkten auf mich ein, wenn ich die besondern Verhältnisse in meiner Gemeinde in Betracht zog.

---

Als ich seit dem Bußtage des vorigen Jahres mich der Verwaltung des heil. Abendmals enthalten mußte und dies der Gemeinde wenig verständlich war, ließ ich für sie ein kleines Schriftchen drucken, worin ich ihr die Gründe meines Verfahrens darlegte. In diesem Schriftchen, welches auch hier und da in weitere Ferne seinen Weg gefunden hat, sprach ich mich nicht, wie vorstehend, dahin aus, daß die neuagendarische Spendeformel hier von Rechts wegen keinen andern, als einen confessionellen Sinn habe, nur wegen mangelnder Deklaration kein Vertrauen einflösse, sondern bestimt dahin, daß ihre Anwendung mir entschieden Sünde sein würde. Dies ist jedoch kein Widerspruch, sondern hat nur den Schein eines solchen, welcher darauf beruht, daß ich es in jenem Schriftchen aus Discretion vermied, meine Gemeinde in weitgreifende Fragen allgemeiner Natur hineinzuziehen, welche beantwortet zu sehen in ihr noch kein Bedürfnis erwacht war, sondern mich darauf beschränkte, die ihr in den Gemeinde-Zuständen vor Augen liegenden Gründe meines Handelns nachzuweisen. Diese Zustände waren nämlich der Art, daß sie mir die Pflicht, den Gebrauch der Formel abzulehnen, viel entschiedener auferlegten, als die oben bezeichneten Zweifel über ihre praktische Geltung bei sicherer Ueberzeugung von ihrer rechtlichen Bedeutung; sie waren so angethan, daß ich durch den Gebrauch der Formel allerdings das Bekentnis der Kirche im Abendmal verleugnet hätte. Ich habe mich darüber dort S. 12, nachdem ich gesagt, daß ich die Formel unter andern Umständen ganz wol annehmen könte, so geäußert: „Allein ganz etwas Anderes ist es, wenn die Sache so steht, wie gegenwärtig bei uns. Man verlangt diese Austeilungsform deshalb, weil die Kirche dadurch zu erkennen geben soll, daß Jeder sie auslegen könne, wie er wolle, und daß alle Glaubensmeinungen vom h. Abendmal bei uns gleiches Recht hätten; diese Form soll die Fahne sein, woran dies zu sehen sei. Wenn ich nun diese Form annähme, so würde ich in den Augen Aller zu jener Meinung übertreten; ich möchte es so meinen oder nicht, ich würde doch von Jedermann so angesehen; ich würde dann, während ich am Altar das h. Abendmal spendete, gleichsam über meinem Haupte eine Fahne wehen haben, auf der geschrieben stände: Hier hat Jeder Freiheit, das h. Abendmal nach seinem Sinne zu verstehen, und unter einer solchen Fahne am Altar stehen, das kann ich nicht, das wäre meinem Gewissen Sünde! Nach drei Seiten hin würde ich mich dadurch versündigen: gegen die Redlichkeit, weil ich ja und nein zugleich sagte; gegen den Herrn, weil ich seine Testamentsworte für zweifelhaft erklärte; gegen die Kirche, weil ich ihr Bekentnis preis gäbe"; und S. 14: „Nur von mir habe ich sagen wollen: wenn ich unter den obwaltenden Umständen, da man verlangt, ich solle die Austeilungsworte zum Deckmantel verschiedener Meinungen machen, hierauf eingehen wollte, so wäre das meinem Gewissen Sünde." Meine Erklärung also, daß der Gebrauch der Formel entschieden wider mein Gewissen sei, ging weniger von der Bedeutung aus, welche sie in der Landeskirche überhaupt für mich hatte, als von der Erkentnis, daß ich unter den obwaltenden Umständen kein Mittel besaß, mich in meiner Gemeinde gegen den Schluß zu schützen, als ob ich mich der in ihr herschenden Ansicht durch Annahme ihres Symbols anbequemte. Diese Ansicht, die Abendmalsfeier sei in dieser der Union beigetretenen Gemeinde schlechthin confessionslos, ja die Gemeinde selbst sei nicht mehr eine lutherische, hatte sich schon vor meinem Hiersein festgesezt; sie trat mir sogleich bei meinem Amtsantritte Seitens hervorragender Personen, meines damaligen Collegen und anderer, entgegen; sie blieb fortwährend die der Führer der Gemeinde, war auch die meines gegenwärtigen Collegen und der Majorität des Gem.-Kirchenraths; sie concentrirte sich in der Forderung, daß die neuagendarische Spendeformel wieder gebraucht werde: wie hätte ich da, bevor sie gebrochen war, diese Formel annehmen können? Sie war ein Irrtum, wie ich sie auch in meiner Druckschrift durchweg als „falsch" bezeichnet habe, aber ein gewollter Irrtum, und jeder Versuch, ihn zu heben, würde mir nur als subjective Willkür ausgelegt worden sein. Ich hätte es nicht ertragen, bei der Sakramentsspendung am Altar vor Communikanten zu stehen, von denen ich wußte, daß sie diese Worte in meinem Munde nur als Bekentnis zur Confessionslosigkeit aufnähmen, und die im Bekentnis der Kirche stehenden Gemeinde-

glieder hätte ich dadurch zugleich irre gemacht, aller übrigen Folgen zu geschweigen. Aus dieser Situation hauptsächlich entsprang für mich die Notwendigkeit, die Beteiligung an der Formel entschieden abzulehnen, und ich würde noch heute ebenso urteilen und handeln, wenn die Sachlage noch heute dieselbe wäre. Eine Möglichkeit, wie sich diese Lage der Dinge wirksam ändern lasse, konte ich vor einem Jahre nicht absehen.

Durch die Einrichtung der vier Communionen mit der Spendeformel der alten Pommerschen Agende — ein Ausweg, an den ich nicht wol hatte denken können — wurde jedoch die Situation für mich in der That eine andere. Nachdem das Unerwartete und Befremdende vorüber war, konte mir dies nicht entgehen. Zunächst stand fest, daß sie in der Gemeinde ganz allgemein als lutherische anerkant wurden; sie waren ferner das Ergebnis eines Ringens um das Bekentnis, waren obrigkeitlich constituirt, und sie begleiteten nun als anschaubare, lebendige Thatsachen das Gemeindeleben, hatten also eine ganz andere Kraft des Zeugnisses, als persönliche, von mir gegebene Erklärungen jemals gehabt haben würden. Bei dieser Lage der Sache konte ich sicher sein, daß mir, wenn ich mich neben der Verwaltung dieser vier Communionen auch an denen mit der neuagendarischen Formel beteiligte, dies nicht als ein Ergreifen einer fremden Fahne gedeutet und daß es verstanden werden würde, wie auch die leztere dadurch ihre Beleuchtung empfange; und nachdem so das entschiedenste Hindernis beseitigt war, mußte mir die Erwägung, daß ich, wenn ich mich auf die vier Communionen beschränkte, sowol die übrigen mit Unrecht grade zu confessionslosen stempelte, als auch den treuen Teil der Gemeinde schmerzlichen Folgen aussezte, schwerer wiegen, als meine noch immer übrig bleibenden persönlichen Bedenken gegen die Formel. Wenn ich mich nun zum Mitgebrauche derselben entschloß, so verleugnete ich nicht mehr den Herrn, sondern nur mich, befand mich auch nur in der sittlichen Consequenz meiner selbst; ich hielt es deshalb für Pflicht.

Die spätern Thatsachen haben meine Auffassung gerechtfertigt. Die herschende Ansicht, daß die Formel nur eine confessionslose Sakramentsfeier darstelle, ist gebrochen; man ist irre an ihr geworden und erkent an, daß die Formel auch einen confessionellen Sinn haben könne und, jezt in der Verbindung mit den vier Communionen, so wie mit der oben mitgeteilten abermaligen Erklärung des Evang. Oberkirchenraths über das Bekentnis der Gemeinde von mir angewendet, einen solchen auch wirklich habe. Den schlagendsten Beweis hierfür liefert die Thatsache, daß man die frevelhafte Gründonnerstags-Demonstration grade deshalb veranstaltet hat, weil nun meine Sakramentsspendung, wenn sie auch mit der neuagendarischen Spendeformel geschehe, als eine lutherische charakterisirt sei — wie man dies in den im Juli-Hefte der Monatsschrift abgedruckten sogenanten „Beschwerden, Beschlüssen und Forderungen“ selbst als Grund angegeben hat. In demselben Schriftstücke stellt man mir, um mich als Selsorger anzuerkennen, die Bedingung, daß ich meine im Kirchenrathe abgegebene Erklärung über das Licht, welches von den vier Communionen auf die übrigen falle, widerrufe, und im Kirchenrathe hat man mir ausgesprochen, daß eben diese Erklärung das Hindernis sei, weshalb man von mir das Sakrament auch mit der neuagendarischen Formel nicht empfangen könne. Vor der Deutung, als ob ich im Widerspruche mit meiner Ueberzeugung mich dem Symbole einer andern anbequemt hätte, bin ich jezt in der That geschüzt.

---

Ich gebe nun den Brüdern diese Darstellung hin, aus welcher ihnen mein Handeln verständlich und klar werden wird. Eine Differenz der Anschauung zwischen nicht wenigen derselben und mir wird übrig bleiben; sie werden aber auch sehen, daß ich immer Fleisch von ihrem Fleisch und Bein von ihrem Bein bin, und mir vielleicht die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß mehr Kreuzigung meines natürlichen Menschen dazu gehörte, mich der Verkennung auszusetzen und manche Vorteile meiner Stellung aufzugeben, als dazu, bei der Ablehnung der Formel, auch neben dem Gebrauche der confessionellen, zu verharren. Sie werden daher auch in ihrem Vertrauen, welches diejenigen unter ihnen, die mich persönlich kennen, mir ja auch bisher bewahrt und für mich ins Gewicht gelegt haben, nicht irre werden, und mich ferner mit ihrer Fürbitte stützen; darum bitte ich sehr, denn ich bedarf ihrer. Dein Petrich.

Bahn, den 29. Juli 1864.“

(Fortsetzung folgt.)

---

## Nachrichten.

### Der Bischof von Paderborn.

Der Bischof von Paderborn hat ein Buch an die Protestanten geschrieben. In demselben finden sich folgende grobe Unwahrheiten, Schmähungen der Evangelischen Kirche und Entstellungen ihrer Lehre. Die evangelische Rechtfertigungslehre nent der Herr Bischof eine „das menschliche Gefühl beleidigende, die menschliche Würde herabsetzende“ „in ihrem tiefsten Grunde menschenverachtende und menschenfeindliche.“ Der Bischof bezeichnet die Richtung des Naturphilosophen Oken „der die Welt aus dem Aether und den Menschen aus dem Urschleim“ construirt, als eine protestantische Richtung. Er behauptet, er sei „von

vorhanden ist. Etwas höchst Auffallendes muß es aber doch sein, wenn eine geistliche Behörde in einer Zeit, wo jeder treue Pastor sich öffentlich in der Presse allerlei Schmähungen gefallen lassen muß, auf Grund solcher anonymer Artikel von den angeschuldigten Pastoren Rechenschaft fordert; dergleichen verstimt, und muß die Freudigkeit auch der Besten lahm legen, denn man weiß recht gut, daß auch hier gilt: semper aliquid haeret.

Nachdem man die dem großen Haufen misliebigen Ordnungen beseitigt hat, scheint es jezt als ob man nunmehr daran gehen wolle die misliebigen Personen zu beseitigen oder doch mundtodt zu machen. Einen eclatanten Fall dieser Art, welcher bereits anfängt im ganzen Consistorialbezirk das größte Aufsehen zu erregen, berichtet in diesen Tagen die Hannovr. Ldsztg.

Der Pastor Niemack zu Kirchdorf, ein junger, eifriger Mann, dem es ein Ernst ist, Gottes Wort in der ihm befohlenen Gemeinde zur Geltung zu bringen hat, nach dem gen. Blatte, in seinen „lebendigen" Predigten hin und wieder Ausdrücke gebraucht, die allerdings nicht normal, die nach den Regeln der Homiletik als incorrect, ja als ungeeignet und unpassend bezeichnet werden müssen. Nachdem in verschiedenen Zeitungsartikeln darüber viel Lärm geschlagen, erheben die zeitigen vier Kirchenvorsteher in Verbindung mit etlichen Hofbesitzern der Gemeinde deshalb Klage gegen ihren Pastor. Auf Grund der von diesen eingereichten Beschwerden wird eine Disciplinar-Untersuchung gegen den Pastor Niemack eingeleitet und die Führung derselben auffallenderweise nicht dem betr. Superintendenten, sondern dem Amtsassessor v. H. zu W. übertragen. Der Superintendent, ein redlicher, treuer Mann, mit dem Pastor N. auf demselben Glaubensgrunde stehend, wird völlig übergangen und damit ganz unverdienter Weise tief gekränkt. Der eigentliche Kern des Ephorenamts besteht nach Stahl in der persönlichen Aufsicht über die Pastoren, davon hat es seinen Namen; wird dem Superintendenten diese genommen, so sinkt er zu einem bloßen Briefträger des Consistoriums herab. Der genante Artikel in der Ldsztg. macht mit Recht darauf aufmerksam, daß geistliche Sachen vor allem geistlich zu richten seien, statt dessen hat man den betr. Superintendenten von der ganzen Disciplinaruntersuchung über Amtsführung des Pastor Niemack so gut wie ausgeschlossen und dem genanten Amtsassessor, von dessen Liebe zur Kirche sonst nichts bekant ist, allein überlassen, die Untersuchung zu führen. Es kann natürlich nicht ausbleiben, daß das Ephoralamt durch solches Verfahren sowol bei Beamten als Pastoren in Miscredit kommen muß, daß die Frage nicht ausbleiben kann: wozu denn dieses Amt überhaupt noch nütze, wenn die Beschwerden gegen die Pastoren nicht mehr beim Superintendenten, sondern beim Amtmann vorgebracht werden sollen. Gerade dieses abnorme, völlig rücksichtslose Verfahren gegen einen, wie ihm vom Consistorium selbst bezeugt wird, eifrigen, wolmeinenden Pastor hat viele treue Geistliche des Landes tief gekränkt. Aehnliche Anklagen, wie sie gegen den Pastor Niemack erhoben sind, können mit leichter Mühe gegen jeden Pastor erhoben werden, der Gesetz und Evangelium mit Ernst und Treue handhabt, welchen Rechtsschutz in solchem Falle der betr. Pastor von seiner geistlichen Behörde zu erwarten hat, hat der vorliegende Fall gezeigt. Der Past. N. soll nun mit bedeutender Verminderung seiner Einnahme auf eine Strafstelle versezt werden, unter Androhung von Absetzung, wenn er zu neuen, erheblichen Beschwerden Veranlassung gebe. Aber „es kann der Frömmste nicht in Frieden bleiben, wenn es dem bösen Nachbar nicht gefällt", deshalb ist Niemand vor solchen Beschwerden sicher, zumalen wenn er einen ungläubigen, offenbar falsch lehrenden Schullehrer zur Seite hat und die „Erheblichkeit" in das subjective Ermessen dieses oder jenes oft ganz unkirchlichen Beamten gestellt wird. Der Past. N. soll nun gegen diese seine Strafversetzung protestirt haben und man ist auf den Ausgang sehr gespannt, hofft aber von der anerkanten Biederkeit und Gewissenhaftigkeit unseres zeitigen Cultusministers, daß das Verfahren gegen den Past. N. einer Revision unterzogen werde und auf den nunmehr offen ausgesprochenen Wunsch des größten Teils der Gemeinde Kirchdorf der Pastor Niemack seiner Gemeinde belassen werde. Gerade jezt, nachdem man mit der äußersten Strenge gegen den Past. N. vorgegangen war, hat es sich klar gezeigt, daß seine amtliche Thätigkeit nicht ohne Segen geblieben ist, indem der größte Teil der Gemeinde dringend bittet, ihnen doch ihren Pastor zu belassen, der ihnen Gottes Wort allzeit lauter und rein verkündet habe. Was aber hätten wir zu erwarten, wenn Beschwerden gegen einen bekentnistreuen Pastor, auch nur von der Minorität der Gemeinde vorgebracht, genügen, ihn als Friedensstörer zu strafen, dagegen andere Pastoren, wie Bauerschmidt, die offenkundig das zu Recht bestehende Bekentnis unserer Kirche verletzen, unangefochten im Amte belassen werden. Ein solches Verfahren würde doch schwerlich mit den kirchlichen Rechten in Einklang zu bringen sein, weshalb auch wol zu erwarten ist, daß, sobald die Sache nur erst klar vorliegt, man im Cultusministerium mehr auf die Stimme des Rechts, als auf die Stimme derer hören werde, die gegen jeden schreien, der die Kirchenlehre mit Entschiedenheit offen bekent.

Es ist aufgefallen, daß das einzige kirchliche Blatt unseres Landes, das „Neue Zeitblatt", sowol hiervon als von allen andern kirchlichen Angelegenheiten unsers Landes seither gänzlich geschwiegen hat, da doch Stoff zum Reden genug vorhanden war. Während uns das genante Blatt ganz interessante Dinge von Indien, Amerika und England erzählt, ignorirt es die landeskirchlichen Zustände gänzlich. Der Redakteur des Blattes, Dr. Münkel, der nach allen Seiten hin mit vollem Recht ein so großes Vertrauen genießt, würde uns zu Dank verpflichten, wenn er mit seinen bekanten Gaben und seinem klaren Blick unsere kirchlichen Zustände fortwährend beleuchtete, es hat sich schon mancher an seinen Erörterungen zurecht gefunden.

(Schluß folgt.)

---

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz in Berlin. Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

# Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1864. Mittwoch den 26. October. № 86.


## Die Gemeinde Bahn und der Superintendent Petrich.

(Fortsetzung.)

### 3. Seit dem Februar d. J.

Die erste durch den oben mitgeteilten Aufruf veranstaltete Versamlung vom 19. Februar ist sehr zahlreich besucht gewesen. Der Sprecher hat sie mit dem Friedensgruße des Herrn und dem apostolischen Friedensgruße eröffnet und dann den „Friedensstörer" in seiner verderblichen Wirksamkeit geschildert, auch auseinandergesezt, wie sich die Confessionen unterscheiden und wie das Wesen der Union, deren Feind jener sei, in der brüderlichen Liebe und Einigkeit bestehe. Die Leute urteilten, der Mann könne ihnen das ja viel besser und begreiflicher auseinandersetzen, als die Geistlichen, und er müsse doch eine gute Sache führen, da er so religiös spreche. „Wir wollen doch keinen andern Glauben annehmen, als den wir so lange gehabt haben, und den der „Friedensstörer" uns nehmen will; wir wollen ja nur den Frieden in unserer von jeher so friedlichen und religiösen Gemeinde wieder herstellen, und deswegen müssen wir dahin streben, daß die vier Communionen, welche die Gemeinde spalten, wieder abgestellt werden" — das ist als Zweck des Vereins hingestellt worden. Nachdem ein Vorstand gebildet worden, haben die Einzelnen ihren Beitritt durch Unterschrift und Handschlag vollzogen, und ist die erste Eingabe an die Behörde ausgefertigt worden. In den folgenden, fleißig gehaltenen Rathhaus-Versamlungen sind dann noch neue Mitglieder aufgenommen worden, einige wenige, die den Mut dazu gefunden haben, sind auch wieder ausgeschieden, so daß die Verbindung mit Einschluß der Burschen, Knechte, Lehrlinge und Gesellen (denn jeder Eingesegnete, dessen man sich bemächtigen kann, wird herangezogen) etwa 370 Namen zählen soll. Sehr bald, vielleicht schon an jenem ersten Abend, ist man dann auch mit den Mitteln, um den Zweck zu erreichen, hervorgetreten: die Hauptsache sei, daß Niemand von dem „Friedensstörer" seine Kinder taufen, seine Kinder einsegnen, seine Kinder trauen, seine Todten bestatten lasse, noch bei ihm zur Kirche gehe und seine „lutherische Predigt" höre, viel weniger bei ihm zur Beichte und zum heil. Abendmal gehe; dies hat man den Mitgliedern zur ernstesten Gewissensache, zur heiligsten Pflicht gemacht und, als man sich bereits gefühlt hat, wiederholentlich aufgefordert, lieber auszuscheiden, als diesen Bund zu brechen. Einige Wochen später hat der Führer dann auch einen „Frauen- und Jungfrauen-Verein" constituirt, zu welchem Frauen und Mädchen, auch Dienstmädchen und kaum Eingesegnete herangezogen und geschickt worden sind. Dieser Frauenverein hat sich auch herausgenommen, Eingaben an die Behörden zu richten, in denen er in naiv sein sollender Weise ebenso lächerliche, wie unziemliche Dinge gesagt hat. — Was diese ungefähr 700 communionfähigen Mitglieder der Kirchengemeinde (sie umfaßt deren über 1700) nun gelobt haben, das haben sie auch gehalten: sie haben von dem Sup. P. grundsätzlich keine Amtshandlung vollziehen lassen und haben seine Predigt nicht gehört, und auch noch einige Andere, die nicht förmlich beigetreten sind, haben sich aus Aengstlichkeit und Menschenfurcht zurückgezogen. Außerdem hat man ganz besonders das Mittel der Presse zu benutzen gesucht, um im großen Publikum möglichst viel Lärm zu machen und Staub aufzuwirbeln; die Blätter, welche Gesinnungsgenossen waren: in höhern Schichten die Protest. K. Z., in niedern mehrere Stettiner Zeitungen und in der Nähe erscheinende Lokalblätter, wurden mit passend zurechtgemachten Berichten über diese Dinge angefüllt und dann wieder im Orte verbreitet.

Man könte fragen, wie es nur zu erklären sei, daß jenes Unterfangen einen solchen Erfolg erlangt, zumal noch im vorigen Sommer die Stellung selbst dieser Massen zum Sup. P. eine ganz andere gewesen war? Wer jedoch sich die bisher vorgeführten Verhältnisse vergegenwärtigt, den wird das kaum Wunder nehmen; er darf sich nur besinnen, wie auf dem politischen Gebiete durch die Wühlerei Dinge zu Stande gebracht werden, welche man kaum für möglich gehalten hätte. Wo die Majorität des Magistrats und der Stadtverordneten (welche auch die Druckkosten für antikirchliche Parteischriften aus dem Stadtsäckel bewilligte, also von denen, die dadurch angegriffen wurden, mit bezahlen ließ), wo ein Träger des geistlichen Amts, wo alle die Einwohner, von denen die meisten Arbeiter und Handwerker abhängig sind, sich so zusammenthaten, wo ein gewandter Sprecher zu Gebote stand, und wo das Mittel eines geschlossenen Vereins, dessen Glieder widerstandslos bearbeitet und umgarnt und dann von den Höherstehenden mit Argusaugen überwacht wurden, Anwendung fand: da ist es fast mehr zu verwundern, daß die Zahl jener Namen nicht noch größer

geworden ist, als sie ist. Um ein Beispiel der angewendeten Mittel anzuführen, so hatte der Burgemeister und Polizeiverwalter an den „Friedensverein" nach dessen Constituirung, indem er den Rathhaussaal bewilligte, einen nachher veröffentlichten Segenswunsch gerichtet, worin es hieß: „Wir haben diesen Verein mit herzlicher Freude begrüßt und wünschen einem Unternehmen von so hoher Wichtigkeit und so schönem Ziele das Gedeihen und den vollen Segen Gottes aus innerster Tiefe des Herzens. Möge daher der Herr der Kirche in seinem Werke kräftig mitwirken u. s. w." Der Diakonus dagegen hielt Predigten, in denen er seine Zuhörer gegen diejenigen aufzureizen suchte, welche „das theure Jesuswort vom Altare und der Sakramentsverwaltung verdrängen wollten und selbst gemeine Verbrechen nicht scheuen würden, um diesen Zweck zu erreichen"; welche als die rechten Heuchler und Pharisäer neben Christo noch einen Menschen zum Heilande haben wollten und das Evangelium so wenig leiden könten, daß sie selbst den Namen „evangelisch" haßten. — Der so zusammengebrachte Haufe umfaßt übrigens, wie sich schon von vornherein annehmen läßt, sehr disparate Elemente. Man kann drei Schichten darin unterscheiden: 1. Die Gezwungenen und Terrorisirten, deren Zahl groß ist. Der „Friedensverein" hatte fast eine Art Schreckenssystem aufgerichtet; wer zu dem Sup. P. in die Kirche ging, wurde in eine Art Acht erklärt, ihm der Erwerb entzogen, hinter ihm her mit Fingern gezeigt; einem Gastwirte, welcher von jenem eine Taufe vollziehen ließ, wurde aller Verkehr aufgekündigt; unter einem Gutsbesitzer stehende Tagelöhnerfrauen, welche am Karfreitag Vormittag zur Kirche gehen wollten, wurden mitten auf dem Kirchwege von ihrer Herschaft persönlich eingeholt und zurückgebracht; einem sterbenden Hospitaliten, welcher wiederholt den Besuch P.'s gewünscht hatte, wurde dies nicht gewährt aus Furcht vor den städtischen Behörden, und Aehnliches. Viele Mitglieder jenes Vereins fühlen diese Ketten und haben sich selbst gegen den Sup. P. darüber beklagt, aber die Kraft, sie zu zerbrechen, haben sie doch auch nicht. 2. Die Verführten und Bethörten. Diese glauben nun wirklich oder behaupten wenigstens überzeugt zu sein, daß der Sup. P. eine neue Lehre aufgebracht habe und sie katholisch machen wolle, oder daß er nur aus Hartnäckigkeit die Gemeinde zerspalte; es sei nur gut, daß es kluge und studirte Männer am Orte gebe, welche ihnen darüber noch zu rechter Zeit die Augen geöffnet hätten. 3. Die wirklichen Gegner P.'s, bei welchen die kirchliche Demokratie und der Unglaube an Gottes Wort, beide natürlich in sehr verschiedenen Graden, ineinanderwirken; darunter auch solche, die an dem Geistlichen ihren Mut kühlen möchten, weil er etwa eine Trauung im Kranze verweigert oder vor den Tanzhäusern oder vor den Brantweinschenken (deren leider 17 an dem kleinen Orte sind) gewarnt hatte. Persönliche Gründe gegen P., abgesehen von seiner kirchlichen Haltung, sind nicht vorhanden; wenigstens haben bei dem Commissorium des Cons.-Raths Hoffmann im September v. J. auch die gegnerischen Mitglieder des Gem.-Kirchenraths im Protokolle erklärt, daß sie lebhaft wünschen, jenen der Gemeinde erhalten zu sehen; und bei der von dem Gen.-Sup. Dr. Jaspis am 5. Sontage nach Trinitatis v. J. in der Kirche gehaltenen Gemeindeversamlung hat der Arzt Rieding ausgesprochen, wenn jener zu ihnen gehören wolle, so würde ihm die ganze Gemeinde wie Ein Mann zufallen.

Für die dem Bekentnisse der Kirche treuen Gemeindeglieder ist dies eine Zeit der Prüfung und, wie Gottlob hinzugefügt werden darf, der Bewährung gewesen. Sie haben festgestanden, sich enger zusammengeschlossen und den Glauben der Väter treu bekant; auch in den Monaten März und April, als die Agitation und die Demonstrationssucht in den höchsten Wogen ging und man Leute die Predigten des Diakonus besuchen sah, welche sonst fast nie zur Kirche gegangen waren, ist der Kirchenbesuch an den Sontagen Vormittags noch immer zahlreicher gewesen, als des Nachmittags. Der Herr wolle sein Pergamum, so seinen Namen nicht verleugnet hat, wo aber Satanas doch auch noch eine oder die andere Sele, die nicht gewacht hat, in anderer Weise zu verschlingen droht, durchbringen bis zum Ererben der Verheißung: „Wer überwindet, dem will ich zu essen geben von dem verborgenen Manna und will ihm geben ein gutes Zeugnis, und mit dem Zeugnis einen neuen Namen geschrieben, welchen Niemand kent, denn der ihn empfängt." Offenb. 2, 12 — 17.

---

Der weitere Verlauf der Dinge war nun in seinen Hauptmomenten folgender:

Im März gab der Sup. P. im Gem.-Kirchenrathe eine Erklärung zu Protokoll, worin seine oben unter 2. dargelegte Stellung zur Spendeformel ausgesprochen und sein Entschluß, nunmehr sich an dem Gebrauche der neuagendarischen zugleich beteiligen zu wollen, mit den dort ausgeführten Gründen kurz motivirt war, und die Behörde hatte bestimt, daß dies zunächst wieder am bevorstehenden Gründonnerstage geschehen solle, indem sie den Gerüchten über das für diesen Tag verabredete böse Vorhaben kein Gewicht beilegen zu sollen glaubte.

Dagegen hat der Verein seine Ansichten und Absichten am 24. April, einem Sontage, in einer Erklärung, welche er sein Glaubensbekentnis nante — entsetzlicher Weise sogar unter eidlicher Betheurung — ausgesprochen. Diese lehrreiche und warnungsreiche Erklärung lautet, wie folgt:

„Die evangelische Gemeinde hierselbst war heute am Sontage, den 24. April 1864, in feierlicher Stunde zusammengetreten und erklärte, wie folgt:

Mit uns sei Gott und unser Heiland Jesus Christus! Mit uns der Geist des Friedens und der Wahrheit! Mit uns der Geist unserer verklärten Könige!

Friedrich Wilhelm III., der Fromme und Gerechte, gab uns die Union, das Gesetz des Friedens und der Einigkeit. Alle Protestanten des Preußischen Staates sollen durch dieses Gesetz zu einer großen Gemeinde vereinigt werden. Um diese Vereinigung zwischen Luthe-

rischen und Reformirten möglich zu machen, mußten beide Religionsparteien von ihrem Streitpunkte über das heil. Abendmal ablassen. Beide Religionsparteien durften nicht ferner sich gegenseitig des Irrtums anklagen und anfeinden, sondern sie einigten sich unter der Fahne der Union, indem sie das heil. Abendmal gemeinschaftlich einfach mit den Einsetzungsworten des Erlösers empfingen. Beide auf diese Weise vereinigten Religionsparteien legten ihre bisherigen Benennungen „Reformirte" und „Lutherische" ab und hießen fortan gemeinschaftlich „Evangelische". So war und ist es im Staate überall, so war es in Bahn fast vierzig Jahre.

Es gibt daher im Preußischen Staate „evangelisch-lutherische" und „evangelisch-reformirte" Christen gar nicht, sondern es gibt in ihrer ungeheuren Mehrheit nur „evangelische" Protestanten.

Die der großen Union nicht beigetretenen Lutherischen und Reformirten stehen außerhalb der Landeskirche, und können daher nur als größere oder kleinere Sekten im Staate angesehen werden, da sie ein von der Landeskirche gesondertes, lutherisches oder reformirtes Glaubensbekentnis haben.

Das Bekentnis der Union, der evangelischen Landeskirche, ist das ganze heilige Evangelium in seiner Wahrheit und Göttlichkeit, erhaben über alle unheilige Zwietracht.

In feierlicher Stunde bekennen wir daher hiermit laut vor Gott und Menschen, daß wir weder Lutherische noch Reformirte sind, sondern daß wir vielmehr mit ganzer Sele der Union, der „evangelischen" Landeskirche angehören, und daß nicht die Streitworte der Lutherischen und Reformirten, sondern nur die göttlichen Wahrheiten des Evangeliums Jesu Christi in uns lebendig sind. Vor allen Dingen verabscheuen wir jeden Streit und jede Zwietracht über die Einsetzungsworte des heil. Abendmals, und können daher, fest in der Union stehend, das heil. Sakrament nur empfangen mit den Einsetzungsworten des Erlösers ohne alle und jede, direkte und indirekte, besondere Auslegung seitens der Geistlichen, so wahr uns Gott helfe durch Jesum Christum zum ewigen Leben.

Sollte aber die Union, dies Gesetz des Friedens und der Liebe, durch welches die evangelische Wahrheit der profanen Streitsucht, der zelotischen Rechthaberei Einzelner entrückt wird, aufgehoben werden, sei es im ganzen Staate, sei es in unserer Gemeinde — nun, so würden wir, voll der christlichen Wahrheit, tief in unsere Herzen schauen, wir würden dann ein besonderes Bekentnis aussprechen, aber nicht nach dem Zwange des todten Buchstabens, sondern nach den Worten des Heilandes, wie sie der Evangelist Johannes in seinem Evangelium, C. 6 V. 63, uns also aufbewahrte:

„Der Geist ist es, der lebendig macht, das Fleisch ist kein nütze. Die Worte, die ich rede, die sind Geist und sind Leben." Amen!

Die evangelische Gemeinde zu Bahn."

Dieses Schriftstück ist gedruckt jedem Mitgliede übergeben worden.

Um solchen Bestrebungen einen recht entschiedenen Ausdruck zu geben, den Behörden zu imponiren und es, indem man der Menge ein böses Gewisses gegen ihren Selsorger machte (ein bekanter Coup des Teufels), zu einem unheilbaren Bruche mit diesem zu treiben, veranstaltete man nun die schauerliche Gründonnerstags-Demonstration, welche weithin, bis in die katholische Kirche hinein, das schmerzlichste Aufsehen erregt und die Gemeinde Bahn weithin in übeln Ruf gebracht hat. Am Gründonnerstag des Abends findet nämlich dort die zahlreichste Communion, nicht selten mit gegen 400 Teilnehmern, statt, und sind diese Feiern meist reich gesegnete Höhepunkte des kirchlichen Lebens gewesen. Da das Halten der Beichte dieses Jahr an dem Diakonus stand, so beschloß man, diese Gelegenheit zu benutzen; in den Versamlungen auf dem Rathhause verabredete und beschloß man, daß alle alsdann zur Beichte gehen, aber wenn der Sup. P. zur Mitverwaltung vor den Altar träte und nicht wieder zurückginge, das Sakrament nicht empfangen wolle, um zu zeigen, daß man es, wenn es im Sinne des luth. Bekentnisses gereicht werde, durchaus verwerfe. Mehrere der Angesehenen waren seit 10—12 Jahren nicht zum Tische des Herrn gekommen, ja der Arzt R., seit 28 Jahren am Orte, noch niemals; grade dieser aber hatte die Parole ausgegeben, daß er sich an die Spitze stellen werde und daß man, damit nicht Confusion entstände, sich nach ihm richten solle. Man wußte aber, daß P. mitadministriren werde, denn am Palmsontage hatte er dieses abgekündigt. Am Dinstag der Karwoche begaben sich die Verbündeten von dem Rathause aus, wo sie sich noch erst versammelt, in Abteilungen zum Diakonus zur Anmeldung, damit auch ihre Namen fixirt würden; dabei haben sie erklärt, daß sie das Sakrament, wenn es der Sup. P. reiche, nicht annehmen würden, und jener Geistliche, der um alles Vorgenommene wußte, hat kein Wort der Warnung und Abmahnung an sie gerichtet. Er hat von dieser Erklärung selbst dem Sup. P. Kentnis gegeben, welcher jedoch seine ihm aufgetragene und von ihm angekündigte Mitwirkung nicht zurückgenommen hat, sondern am Donnerstag Abend, nachdem die Beichte und Absolution gehalten (auch diese, die seit 7 Jahren immer, von der Communion getrent, des Vormittags gehalten worden war, hatte der Diakonus, ohne Rücksprache mit dem Superintendenten oder mit dem Gem.-Kirchenrathe, auf die Abendstunde gelegt, damit es die Teilnehmer desto bequemer hätten), in Gottes Namen vor den Altar gegangen ist. Auf die Aufforderung des Diakonus, heranzutreten, erhoben sich die männlichen Anwesenden in großer Masse aus ihren Gestühlen, während die weiblichen dort sitzen blieben, und stellten sich im Halbkreise im Altarraum auf, gedrängter auf der Seite des Diakonus, in wolüberdachter schauerlicher Scenerie; auch nachdem der Diakonus eine zweite und dritte Aufforderung ergehen lassen, blieben sie dort feststehen, bis dieser nach der Aeußerung, er sehe dieses Zurückbleiben als eine Erklärung an, daß sie heute das Sakrament nicht empfangen wollten, den Gottesdienst mit dem Gebet des Herrn und dem Segen schloß. Bis dahin hatte der Sup. P. das Wort nicht nehmen können, doch als jezt, nachdem sein Amtsgenosse abgetreten, die Orgel anhob, mußte er dieser Schweigen zurufen, weil sonst diejenigen, von denen er wußte, daß sie wirklich mit dem Vorsatze, zu communiciren gekommen waren, auch mit jener Masse während des Gesanges das Gotteshaus verlassen hätten, in der Meinung, daß der

Schluß erfolgt sei; diese — es waren 18 — traten dann heran und empfingen von ihm das h. Abendmal. Aller derer, welche die specielle Absolution empfangen hatten, waren nach einer Zählung ungefähr 340 gewesen. Bei dem ganzen grauenhaften Auftritte, während der Sup. P. neben seinem Collegen vor dem Altare gestanden, hat ihm das am meisten durchs Herz geschnitten, daß Alles und von allen Seiten wie einstudirt durchgeführt wurde. Gott lasse die, welche an dem Heiligtume der Heiligtümer so gefrevelt haben, noch Buße finden, daß ihnen vergeben werden könne; Viele sind wol darunter gewesen, welche in Stumpfheit und als Verführte nicht gewußt haben, was sie thaten. Von Einigen wird gesagt, daß in ihnen bereits Gewissensqualen erwacht seien; Viele scheinen sich jedoch in Verhärtung darüber wegzusetzen, wenn anders der Mund so spricht, wie das Herz fühlt.

Am Bußtage, zu welchem Tags vorher der Diakonus wieder die Beichte zu halten hatte, sollte — kaum hält man es für möglich — derselbe Frevel wiederholt werden, wol um zu beweisen, daß man am Gründonnerstage recht gehandelt habe. Man hatte sich an die Behörden gewendet, damit diese die Mitwirkung des Sup. P. bei dieser Abendmalsfeier inhibirte; als darauf kein Bescheid ergangen war, lezterer aber am Sontage seine Mitwirkung wiederum angezeigt hatte, verabredete man zwei Tage vorher auf dem Rathhause: Alle gingen wieder zur Beichte; wenn der Sup. das Sakrament mitverwalte, gingen sie aber am Bußtage weder in die Kirche, noch zum Abendmale; käme jedoch noch Bescheid, daß er von demselben zurückbleiben solle, so gingen sie nicht zu seiner Predigt, aber nach derselben von den umliegenden Häusern aus, wo sie sich vorher einfänden, in die Kirche zum Abendmale; ob der betreffende Bescheid von den Behörden ergangen sei, sollten sie am Bußtag Morgen in den Kaufläden (welche zugleich Schänken sind!!) erfahren. Der erhoffte Bescheid kam indeß nicht, sondern statt dessen am Dinstag die Anzeige vom Königl. Consistorium, daß der Gen.-Superintendent morgen allein Predigt und Abendmal halten würde. Dies wurde sogleich bekant gemacht und dann die Parole ausgegeben: sie gingen nun in die Kirche und hörten die Predigt des Gen.-Superintendenten; taste dieser ihre Union nicht an, so gingen sie dann auch zum Altare; sie sollten sich nach dem Arzte Rieding richten und, wenn der voranginge, ihm folgen. Der Gen.-Sup. Dr. Jaspis hielt nun eine ernste, an die Gewissen dringende, nicht richterliche, sondern selsorgerische Predigt, ohne auf die Streitigkeit speciell einzugehen, und es empfingen darauf etwa 270 Personen, R. an der Spitze, von ihm das h. Abendmal. Der Anblick dieser Communion machte jedoch einen tief schmerzlichen Eindruck; man konte sich ja der Betrachtung nicht verschließen, wie Viele wol den Leib und das Blut des Herrn sich zum Gerichte empfangen haben mögen!

Die nächsten Communiontage waren das Pfingstfest und der 3. Sontag nach Trinitatis; für beide, und überhaupt auf so lange, bis weitere Anordnungen ergangen seien, wurde jedoch die Sakramentsfeier von der Behörde untersagt.

Inzwischen war auch die erste der vier Communionen von confessioneller Form am zweiten Ostertage gehalten worden. Es gehörte ein gewisser Mut dazu, sich diesmal zur Teilnahme zu entschließen; Viele hatten sich jedoch schon seit lange darnach gesehnt, und es versammelten sich 159 Gemeindeglieder um den Altar, welche diesmal die ihnen nur noch theurer gewordene Gabe unter besonderer Bewegung empfingen.

Am 5. Sontage nach Trinitatis, den 26. Juni, sollte der Streit seitens der Behörde persönlich durch den Gen.-Sup. Dr. Jaspis wenigstens äußerlich zu einem Abschlusse gebracht werden. Zunächst hielt derselbe eine Conferenz mit dem Gem.-Kirchenrathe, worin unter Festhaltung der vier Communionen in Betreff der gewöhnlichen unter Zustimmung des Kirchenraths bestimt wurde, daß die Spendung durch beide Geistliche nur bei der je dritten Communion bestehen bleibe, die übrigen Abendmalsfeiern aber alternirend von jedem derselben einzeln verwaltet werden sollten. Der Grund zu dieser Anordnung lag für die Behörde darin, daß sie den agitatorischen Elementen die Gelegenheit, das Sakrament aus den Händen des P. zurückzuweisen, benehmen und deshalb die mehrmalige Darreichung durch den Diakonus allein vermitteln, sodann aber auch das Gleiche dem ersteren übertragen, endlich die Einheit des Amtes und der Gemeinde durch mehrmalige gemeinsame Verwaltung darstellen lassen wollte. Bekam auf diese Weise auch die Sakramentsfeier einen sehr wechselnden Charakter, so standen doch Bedenken des Glaubens und des Bekentnisses dem nicht entgegen, und wurde diese Einrichtung vorläufig für ein Jahr getroffen. Darauf hielt der Gen.-Superintendent mit den dazu eingeladenen Hausvätern und Hausmüttern eine Besprechung, und zwar mußte dazu die Kirche genommen werden, da es an einem andern geeigneten Raume fehlte. Die Versamlung war eine massenhafte und die Verhandlungen machten durch die Haltung der Versammelten einen schmerzlichen Eindruck.

(Schluß folgt.)

---

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz in Berlin. Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

# Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1864. Sonnabend den 29. October. № 87.


## Die Gemeinde Bahn und der Superintendent Petrich.

(Schluß.)

Hätte der General-Superintendent ihnen Recht gegeben und zugestanden, daß für die Gemeinde Bahn das lutherische Bekentnis durch die Union aufgehoben sei, so wäre man mit ihm zufrieden gewesen; da er aber den Bekentnisstand der Gemeinde entschieden und gegen wiederholten Widerspruch immer aufs Neue wahrte, auch wegen des Gründonnerstags ernste Vorhaltungen machte, überhaupt sie von ihren Irrtümern zu überzeugen sich bemühte und für die Autorität der Behörden eintrat, so war man mit ihm sehr unzufrieden. Der lange bearbeiteten und aufgeregten rohen Masse war die Schuld ihrer Haltung weniger zuzuschreiben, als denen, die sie bearbeitet hatten, wenn diese auch jezt Ausschreitungen zu verhüten wünschten. Widerwärtig war das emancipirte Auftreten einer Frau, welche von einer Empore herab mit viel Selbstgefühl perorirte. Der Sup. P. war an den Verhandlungen nur insoweit beteiligt, daß er auf die wegen seiner confessionellen Richtung erhobenen Anklagen auf Aufforderung des Gen.-Sup. eine erläuternde Ansprache hielt, die gut aufgenommen zu werden schien, und daß er auf die ihm von dem Sprecher des „Friedensvereins" dringend ausgesprochene Bitte sich bereit erklärte, die fünf Vormittagspredigten, nach denen der Diakonus während des Jahres allein das Sakrament spenden würde, diesem abzutreten.

Den Frieden in der Gemeinde hat diese Verhandlung nicht wiederbringen können, nur höchstens indirekt insofern etwas näher gerückt, als sich den Gegnern aufs Neue die Einsicht hat aufdrängen müssen, daß sie ihr Ziel, die Confession zu beseitigen, schwerlich erreichen werden. Den Verständigeren unter ihnen ist zuzutrauen, daß sie dies einsehen; allein sie haben sich zu weit avancirt und vor der Menge zu sehr gebunden, als daß sie dies eingestehen möchten, und darum wird fort agitirt. Der Arzt R. hatte dem Gen.-Sup. privatim versprochen, die Rathhausversamlungen nicht mehr zu halten; allein es währte nur acht Tage, da hielt er sie wieder. Man hat Zweies im Auge: wo möglich die Behörden dahin zu drängen, daß sie, nachdem sie von der richtigen d. i. confessionslosen Union abgefallen, zu dieser zurückkehre, weil man wol einsieht, daß mit dem Fallen des Bekentnisses die Kirche den Massen preisgegeben werde; und wenn dies nicht zu erreichen, wenigstens es durch das damit verbundene fortgesezte Anfeinden des Sup. P. dahin zu bringen, daß dieser die Gemeinde verläßt; doch spricht man lezteres nicht aus, sondern gibt sich den Schein, als ob man nur die Sache, die Union, im Auge habe. Die bestehenden Ordnungen versucht man immer weiter umzustoßen, so die Früh- und Nachmittags-Gottesdienste abzuändern, die Einsegnungs-Termine zu durchbrechen u. A.; doch mit diesen Versuchen scheitert man jezt an der Behörde. Es ist ja auch nötig, immer Neues zu ersinnen, um die Menge in Aufregung zu erhalten, weshalb eine Eingabe nach der andern verfaßt und eine Aussicht nach der andern — bis zum Könige, vielleicht bis zum Abgeordnetenhause — gezeigt wird; und weil man einsieht, daß es für die Menge auf behaltbare Stichworte ankomt, treibt man eine Art Fanatismus, der ans Lächerliche gränzt, mit dem Worte „evangelisch". Wie der Diakonus Steinbrück schon in jenem Synodalaufsatze verlangt hatte, daß der Schäfer zu Dalldorf hätte ein „evangelischer Schäfer" genant werden müssen, so redet er jezt bei Trauungen die Brautleute „evangelisches Brautpaar" an, und in den Rathhausversamlungen nent ihn der Sprecher gewöhnlich: „unser verehrter evangelischer Herr Prediger"; die Menge soll glauben, P. sei als Lutheraner eben nicht evangelisch, müsse also doch vom Evangelium abweichen. Die Majorität des Gem.-Kirchenraths secundirt, nur ein Mitglied desselben billigt nicht überall die angewendeten Mittel, wenn auch den Zweck; ihre Namen haben die Mitglieder allerdings dem „Friedensverein" nicht gegeben, aber sie suchen ihn nach Kräften zu unterstützen. Auf die Majorität des Gem.-Kirchenraths fällt ja überhaupt ein großer Teil der Schuld an der gegenwärtigen Zerrüttung; hätte sie vor drei Jahren nicht in der Absicht, das rechtliche Bekentnis der Gemeinde zu bekämpfen, die Abänderung der im Segen bestehenden Abendmalsfeier beschlossen, ohne auf Belehrung, Warnung und Bitte zu hören; hätte sie sich nicht von dem Streben, ihre subjective Ansicht von dem, was rechtens sei, durchzusetzen, sondern von der Rücksicht auf die Erbauung der Gemeinde leiten lassen: so wäre das kirchliche Leben in seinem ruhigen Fortgange geblieben. — Bei alle dem fürchtet man aber doch, die Leute möchten erschlaffen, und den Eindruck machen alle die Bemühungen jezt allerdings schon, daß man sich abquält; die meisten Mitglieder jener Verbindung würden froh sein, wenn sie sich auflöste, doch

zu einem massenhaften Bruche fehlt die Führung und einzeln auszutreten wagen sie nicht.

Ein neuerdings, im August, ergangenes Rescript des Ev. Oberkirchenraths an den Gem.-Kirchenrath, worin das Verkehrte des Widerstrebens gegen die Einrichtung der vier Communionen eingehend nachgewiesen und über das Unerhörte des Gründonnerstags-Vorganges sehr ernste Vorhaltungen gemacht werden, wird auch das Seinige dazu beitragen, die Agitation zu entmutigen. Der Sup. P. hat freilich immer dabei eine schwierige Stellung und die Wirksamkeit ist ihm nach vielen Seiten hin abgeschnitten; doch hat er noch immer ein Feld in der Gemeinde, und was ihn nicht mutlos werden läßt, das ist einerseits die Treue und Empfänglichkeit derer, die geblieben sind, andererseits die Ueberzeugung, daß der Herr ihn auf diesen Kampfplatz gestellt hat, daß seine Person in Bahn ein großes Princip repräsentirt, und daß deshalb sein Kampf nicht vergeblich ist in dem Herrn.

---

## Jean Paul, seine Freunde und Freundinnen.

### Streiflichter

gelegentlich der Denkwürdigkeiten aus dem Leben von Jean Paul Friedrich Richter. Zur Feier seines hundertjährigen Geburtstags herausgegeben von Ernst Förster. München 1863. III. Bd.

### Dritter und lezter Artikel.

Wir haben schon hinlänglich erfahren, welchen unglaublichen Götzendienst jene trostlose Zeit der innern Entlerung und phantastischen Ueberspannung mit einem Manne trieb, der den Charakter jener Zeit in dem schönsten Gewande poetischer Gestaltung abspiegelte und zur Darstellung brachte. Doch fühlen wir uns gedrungen, zur Charakterisirung der vorliegenden, bis zu der Anzahl von beiläufig 250 Briefen herangewachsenen „Blätter der Verehrung" dem Leser einmal einen Einblick zu geben, in welcher Weise sich diese Verehrung und Dankbezeugung für „weihevolle Stunden" darstellte. Wir können dann von den einzelnen Briefen um so mehr absehen, als ihr Inhalt bis auf wenige Ausnahmen ohne Bedeutung ist.

Von den bis zur Tollheit getriebenen Schwärmereien überspanter Frauen sehen wir mit Rücksicht auf frühere Mitteilungen hier ab. Wir haben sie einen Götzendienst genant, und wie sehr wir dazu berechtigt sind, geht aus einem Briefe vom Jahre 1817 hervor, da eine jener J. P. beräuchernden Frauen, welche die Berechtigung zu ihren Briefen darauf begründet, daß ihr zuweilen von ihm träumt, und welche ohne Wissen ihres Mannes ihre Briefe an ihn richtet, zwar einigem Schelten entgegensieht, wenn der Gemal ihre Kühnheit erfahren wird, dann aber hinzusezt: „ich weiß, Gottlob! daß in Religionssachen die Frau völlige Freiheit hat", während in den Briefen auch nicht die leiseste Spur von religiösen Fragen, sondern nur von thörichten Schwärmereien die Rede ist, daß sie fast fürchtet, „albern" zu erscheinen. Man hielt eben die Schwärmerei für Religion.

Es wiederholt sich diese „Verehrung" auch bei sonst ernsten und namhaften Männern. Herder z. B. sieht in ihm „die heiligen drei Könige zusammengenommen, über dessen Haupte der Stern niemals verschwindet"; ihm fallen beim Anblicke dieser Herrlichkeit seine Sünden ein, daß er sich ihrer nicht wert achtet, „aber mir ist Barmherzigkeit widerfahren."

Als J. P. im Jahre 1817 eine Reise nach Heidelberg unternahm „neckte mich zwar wieder mein Morgenschicksal, daß mein Kutscher durch meine Mixturen von Wein und Liqueur zwar vernünftig blieb bis er vom Bocke stieg, aber nachher erkrankte, und zulezt neben mir im Wagen sitzen mußte. Jezo haben wir uns beide etwas Gescheidteres vorgesezt und eben schläft er"; aber nach diesen wenig poetischen Reise-Abenteuern, warteten seiner in Heidelberg desto schönere Kränze und Lorberen aller Art. Es war damals die Blütezeit der Heidelberger Jahrbücher und ein großer Kreis bekanter Namen war dort vereinigt: Voß, Creuzer, Schwarz, Paulus, Thibaut, Hegel und Andere. Diese und in ihrem Gefolge die ganze Universität, die Stadt, die Umgegend, Frauen, Männer, die ein Verständnis für ihn hatten und die auch nichts von ihm wußten bis zu den Kindern herab, „der Kronprinz von Schweden, ein schöner Engländer, ein junger Prinz von Waldeck u. s. w.", Alles wetteiferte in der Verehrung des gefeierten Mannes, und es ist ein wahres Glück, daß die lateinische Sprache den Mund so herlich vollnehmen kann, um das Doctor-Diplom zu füllen, das ihm am Tage nach seiner Ankunft der Prof. Hegel und der Hofrath Creuzer mit einem Pedellen hinter sich überbrachten und das er seiner Frau schickt, um es „allenthalben umherzuzeigen". „Poëtam immortalem; lumen et ornamentum saeculi, decus virtutum; virum, qualem non candidiorem terra tulit" u. s. w. Land- und Wasserfahrten bis zu 80 Personen wurden unternommen, man hätte ihn gern allein bekränzt, allein man glaubte billiger Weise den Kronprinzen von Schweden nicht übergehen zu dürfen, und so ward „des Prinzen Hut und meine Mütze bekränzt". Taschentücher weheten, Musiker spielten, von den Vivats hallten die Berge wieder, Harfen- und Orgelklänge wurden in Bewegung gesezt und es war ein Glück, daß sich J. P. so gesund fühlte, um von Morgens 8 Uhr bis Abends 10 Uhr solche Ovationen viele Wochen hindurch, von Ende Mai bis in den August hinein, ertragen zu können. Thibaut's berühmte musikalische Akademie führte ihre schönsten Stücke auf, Studenten brachten Fackelzüge, und Frau von Ende mietete sich im gegenüberliegenden Gasthofe ein Zimmer, um Alles aus erster Hand sehen und hören zu können. „Welch herlicher Abendzirkel und Regenbogen gestern um den Tisch, gemacht aus lauter Professoren und Künstlen, Aerzten, Philosophen, Philologen, Theologen, Juristen, Physikern — Kunstkennern und Inhabern, wie Boisserée und dem jovialen Creuzer." — „Vier Bowlen Punsch bei Voß und 100 Flaschen Wein auf dem Schiffe waren nicht

zu viel, um den Anstand der geselligen Heiterkeit zu stören." Mit Voß trank er Brüderschaft, und in die bekante, später auf einige Zeit an Schlegel verheiratete geistreiche Sophie Paulus verliebte sich unter diesen Stürmen der alternde Mann so sehr, daß nachher sehr unangenehme häusliche Verhältnisse sich daraus entwickelten. Die Verehrung blieb aber nicht bei J. P. stehen, sondern sie erstreckte sich sogar auf — seinen Hund. „Sogar den Hund haben Thibaut's Kinder so lieb, daß der eine Knabe sich Hare zum Andenken von ihm geschnitten und daß ich ihn ihnen auf einen Tag leihen soll zum Lieben", das meldet J. P. am 23. Juli. Es blieb aber nicht bei den Kindern stehen. Einige Wochen später meldet er seiner Frau weiter: „Man treibt's wirklich so närrisch, daß mir Thibaut lachend erzählte, es seien unter der Hand einige Hare nach Manheim geschickt worden von meinem — Hunde (der sich überhaupt keines ähnlichen Lebens erinnert); an meine wagt man sich nicht, ausgenommen der treffliche Dittmar für seine Mutter in Liefland." —

Nun, wir glauben hier die Schilderung dieser bis zum äußersten Grade getriebenen Ovationen abbrechen zu dürfen. Sie erinnern lebhaft an die vielleicht ebenso übertriebenen Tollheiten, welche man in jüngster Zeit für einen Revolutionshelden in London zur Schau zu stellen sich nicht gescheut hat. Dort und hier sehen wir die hochgehenden Wogen einer nach verschiedenen Richtungen hin rasend gewordenen Zeit, deren Ernüchterung in Beziehung auf J. P. freilich längst eingetreten, wie sie noch viel schneller für den andern Helden kommen wird, denn die Zeiten sind geschwinder, in denen wir leben. Wie ansteckend aber die Miasmen wirken, welche die verschiedenen Zeitepochen beherschen, wird recht klar, wenn wir daran denken wollen, daß wir unter den verschiedenen derartigen Schwärmern für J. P. und seinen Hund auch Hegel's Logik und Thibaut's Pandekten sich sammeln sehen.

Wir übergehen die Schauspiele der Verehrung, welche ganz ähnlich wie in Heidelberg, so früher in Berlin und später in Frankfurt aufgeführt wurden. Son los mismos perros con otros collares, sagt ein sehr bezeichnendes Spanisches Sprüchwort: „Es sind dieselben Hunde mit andern Halsbändern"; und wenden uns den vorliegenden Blättern der Verehrung zu. Außer vielen Namen von unbekanten Göttern treten uns auch bekante und berühmte daraus entgegen. Wir verweisen in alphabetischer Ordnung auf Briefe von und an Achim von Arnim, Helmine Chezy, Dalberg, Falkmann, Fouqué, Gleim, Görres, Häring (Willibald Alexis), Haug, Herder, Knebel, die Krüdener, Metternich, Fr. Schlegel, Sophie La Roche, Marheinecke, Joh. Müller, Fr. Perthes, Graf Platen, Fr. Raumer, Tieck u. A. Man könte sich geneigt fühlen, bei etlichen dieser Namen auf einen bedeutenden Inhalt ihrer Briefe zu schließen. Allein es ist dieses doch kaum auch nur bei einzelnen der Fall. Die bei weitem größere Zahl der Briefsteller steht zu J. P. in keinem näheren Verhältnisse. Es sind eben nur abgerissene Momente, welche zur Sprache kommen, und sehr viele enthalten nichts als Redensarten. Thränen werden darin geweint, überschwängliche Gefühle ausgebreitet, Locken ausgetauscht. „Ihre Locke würde ich nicht, wie der Berenice ihre, in den Himmel versetzen, denn sie ist mir einer", schreibt J. P. „Leben Sie wol, Thränen füllen meine Augen", erwidert die Verehrerin, u. s. w. Wir kennen das schon.

Als J. P. im Jahre 1800 zum ersten Male in Berlin war, hatten ihn erst wenige Menschen gesehen, „aber die ihn gesehen und gesprochen haben, werden selbst als Erscheinungen einer andern Welt betrachtet, als Propheten, die da kommen und von einem Wunder zeugen, das den Sinnen unbegreiflich ist." „Beide, J. P. und der große Friedrich, stehen auf Einer Stufe, beide sind realisirte, in Menschheit eingekleidete Göttlichkeit, beide eine Darstellung des unsichtbaren Weltgeistes"; darüber geht ja wol nichts, denn der unsichtbare Weltgeist wird ja wol der liebe Gott sein sollen.

Als sich J. P. Pfingsten 1801 verheiratete, schrieb er an Gleim, „daß nun der heil. Geist auch auf ihn herabgekommen sei, nämlich in Gestalt einer Taube, die Caroline heißt."

Als Herder gestorben war, schrieb Böttiger an J. P.: „Welcher Riß in die beste Welt dieser Tod unseres Herder. Wie Herkules auf Oeta sich einst verkohlte, so vergeistigte sich Herder in seiner Krankheit", und J. P. wäre gern „zum heiligen Grabe gewallfartet." Herders Frau aber will J. P. danken, „wie man Gott in einem Dankgebete dankt."

Aus einem Briefe vom Jahre 1808 erfahren wir, daß J. P. in Baireuth zu Gevatter stand. Er nahm auf seiner linken Achsel sein Eichhörnchen mit, und während er das Patchen auf dem Arme hielt, steckte er das Eichhörnchen in seine Rocktasche. „Wäre das Thier plötzlich heraus und auf die Achsel gekrochen, es hätte uns Alle in der heiligen Handlung gestört."

Einiges Interesse bieten die Briefe des Dr. Benecke zu Hamburg, welche unter dem härtesten Druck der Napoleonischen Herschaft geschrieben wurden. Dieser hatte eine Einsicht in den Jammer der Zeit gewonnen und sah die einzige Möglichkeit der Errettung des deutschen Volkes in der Erstarkung der christlichen Kirche, und findet ein Mittel dazu in der Hebung und Belebung der Gottesdienste. Daß die Kirchen so gar öde und verlassen sind, erklärt er sich nicht wesentlich und zuerst aus der in der Entlerung des Rationalismus verkommenen Zeit, denn er hat für das Evangelium noch kein volles Verständnis, nur einen stillen Zug des Herzens dahin, sondern aus der Nacktheit des protestantischen Cultus. In der katholischen Kirche sieht er etwas Anderes, eben einen Cultus, und er hofft von der Herstellung und Belebung des Cultus in der protestantischen Kirche, namentlich durch Gesang, das Erwachen und Erstarken kirchlichen Sinnes und Lebens und von daher eine Erstarkung des ganzen Volkes. Mit dem bekanten Dr. Hudtwalcker und Friedr. Perthes scheint er sich in diesem Sinne besprochen zu haben, doch sucht er nach dem rechten Manne, der sich an die Spitze einer erst zu stiftenden Vereinigung für diese Zwecke stelle, und glaubt in J. P. einen solchen gefunden

zu haben. Er hat zwar niemals etwas von seiner Persönlichkeit gehört, weiß nicht einmal, wo er eigentlich seinen bleibenden Aufenthalt genommen, ob er verheiratet ist oder nicht, aber seine Schriften hat er gelesen und insbesondere aus der jüngst erschienenen Friedenspredigt glaubt er sich berechtigt, ihm seine Ideen vorzulegen und ihn auffordern zu können, sich an die Spitze zu stellen. „In Ihren Schriften fand ich die Spur dessen, den ich suchte."

J. P. antwortet zwar, indeß erst nach Verlauf von einem halben Jahre und dann nur wenige Zeilen: „Der gesunkenen Religion hilft schwerlich irgend ein Wille auf — wiewol doch jeder Einzelne für sich zu arbeiten und zu säen nicht laß werden darf — aber da auf der andern Seite die Menschheit ohne das Athmen dieses Aethers nicht bestehen kann, so dürfen wir durchaus auf große Eingriffe des Schicksals — wie die Reformation z. B. war — rechnen und hoffen. Himmel, wir können jezt kaum die nächste politische Zukunft (1808) weissagen, wie viel weniger die religiöse! — ich werde Einiges darüber in der Fortsetzung meiner Friedenspredigt sagen."

Damit ließ sich nun wenig machen, aber Dr. Benecke hofft dennoch ein Weiteres. Unter den Eingriffen des Schicksals, meint er, könne doch J. P. nur die Erweckung eines neuen Geistes verstehen, der sich den Menschen mitteilt und sie zu einer Betreibung dieser Angelegenheit vereinigt. „Nun wol, mögen denn Mehrere sich erweckt glauben und reden, Einer wird ja wol der rechte sein! Eine Menschenvereinigung, auf welche dieser Geist wirken könte, ist schon da. Dieses Jahr (1809) wird nicht vorübergehen und sie wird sich manifestiren. Ich meine hier abermals den preußischen Staat; ich weiß bestimt, daß die Religionsangelegenheit, sobald äußerer Druck es erlaubt, mit der Idee einer gänzlichen Umwandlung des Kirchenwesens ernstlich und thätlich vorgenommen werden soll. Könten nun nicht die, welche sich berufen glauben, sich vorbereiten zu gutem Rath, nicht vorarbeiten, damit der Boden empfänglich werde für die neue Saat? Zu diesem Ende dachte ich mir unter Ihrer Leitung eine Gesellschaft von Männern ꝛc."

Allein bald sollte Benecke gewahr werden, daß er sich an den Unrechten gewandt. J. P. hatte nicht einmal ein tieferes Verständnis für die Schäden der Zeit, geschweige für die Mittel zur Heilung. Er hatte sogar gegen Hudtwalcker mit Verehrung von Napoleon gesprochen, in welchem Benecke doch die Incarnation des Satans sehen möchte. „Mir däucht, nie war es so nötig, den in uns gelegten Abscheu gegen das Böse recht scharf, rein und blank zu halten und damit immerdar gerüstet zu stehen gegen diesen Satansbund irdischer Macht mit der allergefährlichsten Gleisnerei und Begriffsverwirrung, der nun noch den innern Menschen fordert, nachdem er den äußeren zerrissen. Nach dem Verstummen der Leichenfelder folgen nun erst die Sirenenstimmen und wehe dem, der sich horchend hinneigt." J. P. sucht sich zwar zu entschuldigen: „Ja, gesezt ich wäre das, was mich Hudtwalcker fälschlich nent, „ein warmer Verehrer", so sehe ich treffliche Menschen um mich, welche jenes und dieses sind, und der wahrhaft edle Graf von Benzel-Sternau ist statt eines Verehrers sogar ein Anbeter", aber er fährt damit sehr übel bei Benecke: „Ist Graf Benzel-Sternau ein „edler" Mann, so hat er eine fixe Idee, innerhalb welcher er consequent toll ist u. s. w."

Späterhin erklärt sich freilich J. P. über sein früheres Verhalten unter der Napoleonischen Schreckensherschaft, aber es fragt sich, ob ihm diese Erklärung zur besondern Ehre gereicht, wenn er sagt:

„Da sie (seine früheren politischen Schriften) in jenen lastenden Jahren geschrieben wurden, wo weiter keine andern Federn sich kühn und stolz bewegen durften, als die auf Helmen und (ein sonderbares Bild) wo man in Schafskleidern gehen mußte, um Wölfen nicht anstößig zu werden, so wird man sich über solche Stellen nicht entrüsten, wo ich mit den Wölfen zwar nicht heulte, aber auch nicht über sie."

Benecke scheint frühzeitig etwas von diesen eigentümlichen Schafskleidern gemerkt zu haben und gab ihn schon 1809 auf. Aber interessant ist es doch, in diesen Briefen aus so früher Zeit, 1808 und 1809, den ersten Blick, das erste Hoffen und Suchen eines ernsten Mannes nach einem neuen Geiste, der da ausgegossen werden sollte, zu entdecken, zumal wir zugleich gewahren, wie dieser Aufblick nach Oben aus dem tiefgefühlten Elende der Zeit geboren und zugleich mit dem Bedürfnis der Neugestaltung und Belebung des kirchlichen Cultus verwachsen war.

Wie hochnot das war, daran erinnert uns ein gleich folgender Brief von Varnhagen, der im Jahre 1810 sich nicht scheut und schämt, über die bekante Rahel sich so zu äußern: „Diese Rahel ist nicht geringer an Lebenskunst, als Shakespeare an Dichtung, und an unermeßlicher Güte, Menschlichkeit im Leid mir so reich und lieb, wie ihr Landsmann, Jesus Christus." —

Wir schließen diese kurzen Mitteilungen aus den inhaltlosen Blättern der Verehrung mit der Hinweisung auf einen der lezten Briefe des ganzen Bandes, welchen Görres aus Straßburg im Jahre 1822 an J. P. richtete, und worin er bei aller Verehrung gegen denselben es doch bedauert, daß er so wenig Verständnis für Katholicismus und Protestantismus habe. „Es war mir, da ich sicher war, daß hier keinerlei Arg oder Falsch zu Grunde lag, blos psychologisch interessant, wie ein Mann, der sonst Systeme, Theorien, Menschen und ihre Werke mit einem ruhigen milden Auge wägt, doch grade in diesem Punkte es nicht zur Unbefangenheit gebracht. Das war auch bei Herder der Fall, besonders in seiner lezten Zeit, wo mancherlei Trübungen in ihm aufstiegen; er, in allem Menschlichen und Geschichtlichen ein verläßlicher und sicherer Leiter, war mir hier doch keiner und seine innerste Ueberzeugung darüber eigentlich doch nie so recht ausgesprochen." — „Ich habe

in religiösen Dingen nach reiflicher Ueberlegung für besser gefunden, an dem alten Bau, dessen Grundvesten vor so manchen Jahrtausenden, noch vor der ersten Monarchie, gelegt wurden, fortzubauen, als auf eigene Faust aus Pappe oder Stroh mit Goldpapier ein eigenes Schwalbennest blos auf die Leibzucht zu bauen, das in der stürmischen Witterung wenig gehauglich (sic) ist. Sie sind darin wol anderer Meinung."

So war es, und eben darum, weil J. P. auf dem einen festen und unvergänglichen Grunde, der auch den Pforten der Hölle Trotz bietet, zu bauen nicht verstanden hat, so sind alle die hohen Paläste, welche er aufgeführt, Luftschlösser geblieben, die bei aller Schönheit, so manchem Schmuck und so mancher Zierde, die er hineingebaut, keinen Schutz und keinen Schirm geben. Sie halten nicht aus im Wetter des Lebens. Allen den sittlichen Charakteren, die er zum Teil mit so viel Liebe geschildert, fehlt die Wahrheit des Lebens, sie haben nicht Mark und Bein, keinen festen Grund, auf dem sie stehen könten, werden darum haltungslos von den Wogen und Wellen des Lebens umhergetrieben, wie er selbst. Darum ist auch das Strohfeuer der Verehrung, welches so hoch und hell um ihn aufflackerte, so schnell wieder erblichen und nichts als ein wenig Rauch und Asche übrig geblieben. Als wir jüngst in die Societäts-Bibliothek einer größeren Landstadt geführt wurden, bemerkten wir einen großen Haufen von Büchern an einem fast unzugänglichen Orte. „Ja", sagte der Bücherausgeber, „dahin lege ich alle Bücher, welche nicht mehr gelesen werden." Es war uns fast rührend, ganz unten in den Winkel geschoben, nicht nebeneinanderstehend, sondern übereinanderliegend, die Freunde unserer Jugend verlassen und einsam wieder zu finden: „Jean Paul's sämtliche Werke." Das ist die Kehrseite der Sache, und dieser Geringschätzung gegenüber können wir den Blättern der Verehrung keinen andern Wert beimessen, als daß sie Zeichen einer vergangenen Zeit sind.

---

## Nachrichten.

### Kirchliche Zustände in Hannover.

(Schluß.)

Die Synode, mit allem, was sie uns Gutes oder Uebles gebracht oder noch bringen wird, liegt hinter uns, wir können jetzt einen Rückblick auf ihre gesamte Tätigkeit werfen, ohne durch Einzelheiten beirrt zu werden. Das Gute, was die Synode gehabt hat, liegt unzweifelhaft darin, daß auch die heftigsten Gegner der Kirche, wie alles positiven Christentums, die gewohnt waren in ihren Versammlungen das Bekentnis unserer Kirche mit einer Geringschätzung zu behandeln, als ob es sich dabei um veraltete längst erstorbene Dinge handelte, doch zu der Einsicht gekommen sind, daß sich die Sachen ganz anders gestalten, sobald man nicht blos sich selbst und seine Partei hört, sondern gezwungen ist auch auf Gründe und Gegengründe sich einzulassen. Die lautesten Schreier in den Wirtshausversamlungen, die den Zweck der Kirche Gottes auf Erden kaum noch einzusehn vermochten, haben sich in der Synode meist merkwürdig still verhalten. Ihrer etliche sind vielleicht zu der Ueberzeugung gekommen, daß die kirchlichen Dinge doch mit etwas mehr Anstand und Vorsicht behandelt sein wollen.

Dagegen aber hätten die geistlichen Glieder der Synode eins von den weltlichen Gliedern sehr wol lernen können und sollen, nämlich: Einigkeit, festes Zusammenhalten, Aufgeben untergeordneter Differenzen, um das Band der Gemeinsamkeit nicht ohne die äußerste Not zu zerstören. Leider aber hat die Synode einen großen Mangel an Einigkeit auch unter den sich bekentnistreu nennenden Geistlichen an den Tag gelegt. Wir möchten es fast bedauern, daß unter ihnen zu viele Capacitäten, zu viele Originale sich befunden, die von der Wichtigkeit ihrer subjektiven Meinung so durchdrungen waren, daß sie auch in ganz unwesentlichen Dingen nicht ein Jota nachzugeben geneigt waren, daß sie in einzelnen Fällen lieber mit den Gegnern als mit den Freunden gemeinsame Sache machten, um nur nichts von ihren subjectiven Meinungen aufgeben zu müssen. So haben wir erleben müssen, daß Männer, die sonst für entschieden kirchlich galten, wie der Superint. Beier aus Vienenburg in sehr wichtigen Punkten mit der äußersten Linken gestimt und dieser eben durch ihren Zutritt die Majorität gesichert haben. Hat denn der Herr Superint. Beier nicht daran gedacht, daß es unter allen Umständen ein bedenkliches Ding ist an einem Joche mit den Ungläubigen zu ziehen? Wenn er daran wirklich gedacht hätte, er würde sicher weniger für gemischte Synodalwahlen und Schleswig-Holstein geschwärmt haben. Es hat sich recht offenbar gezeigt, daß in bewegten Zeiten auf diejenigen am wenigsten Verlaß ist, die um jeden Preis vermitteln wollen, daß die, welche keiner Partei angehören wollen, die es so gern betonen, daß sie über den Parteien, man weiß aber selten wo denn eigentlich, stehen, auch nach keiner Seite hin nützen; daß sie wol sich selbst, nie aber der guten Sache wesentliche Dienste zu leisten im Stande, ja daß sie im äußersten Falle eher zu den Feinden als zu den Freunden zu zählen sind. „Ach, daß ihr kalt oder warm wäret!"

Ob aber die von der Synode beschlossenen Ordnungen und Einrichtungen der Kirche unseres Landes Segen oder Fluch bringen werden, wer vermag's zu entscheiden? Gewiß aber ist eins, wenn sie nicht wesentlich schaden sollten, so ist's nicht Schuld der vereinbarten Paragraphen, die der schädlichen auflösenden Elemente genug enthalten, sonderrn es wäre eine unverdiente Gnade des barmherzigen Gottes, der die Kirche unseres Landes bisher mit so großer Langmut und Barmherzigkeit regiert hat. Der größte und nachhaltigste Schaden, der unserer Landeskirche durch die Synode erwachsen ist, bleibt unzweifelhaft der, daß Männer die Angelegenheiten unserer kirchlichen Gemeinden ordnen sollen, die von dem Leben einer kirchlichen Gemeinde zumal auf dem Lande gar keine Idee haben. Es ist ein wahres Unglück zu nennen, daß Göttinger Professoren mit etlichen theologischen und juristischen Räthen, denen die Professorenweisheit

über alles geht, fast in allen Stücken in der Synode den Ausschlag gegeben haben, daß Bestimmungen, die in das tiefste, innerste Leben der Gemeinden eingreifen, von Männern entschieden werden, die bei ihrer gänzlichen Unkentnis des wirklichen Gemeindelebens, gar keine Ahnung davon haben, welchen heillosen Schaden sie anrichten, welche tiefe Wunden sie der Kirche schlagen. Meinen denn die Herren Professoren zu Göttingen wirklich, daß das Leben sich nach ihren am Schreibtisch ersonnenen, teils nach vorhandenen Schablonen, teils nach allerlei Phantasieen fertig gemachten Verfassungen gestalten werde? Wenn doch die gelehrten Herren bedenken wollten, daß sie unendlich viel mehr nützen würden, wenn sie in ihrer Studirstube blieben und dort gelehrte Bücher schrieben, aus denen wir mit Lust und Liebe vieles lernen können und wollen, und dann versuchen, wieviel sich davon im Leben verwerten lassen will. Aber wahrlich nicht blos die Kirche, auch der Staat müßte zu Grunde gehen, wo die Professoren das Regiment führen. Ist denn etwa der der beste General, der über Kriegswissenschaft sehr gelehrte Bücher schreiben kann, wird seine Gelehrsamkeit den Soldaten Mut und Vertrauen einflößen vor dem Feinde Stich zu halten? Daß Herr von Bismark ein bedeutender Staatsmann ist, der zu regieren versteht, werden ihm auch seine Feinde zugestehen müssen, wenn er auch nicht nach ihrem Sinne regiert, er ist's aber besonders deshalb, weil er das Professoren-Regiment nicht aufkommen läßt, denn es ist so, wie er selbst gesagt: „ein Jahr Praxis ist besser, als 10 Jahr Studirens." Nie und nirgends dient es zum Heil, wenn die, die den herlichen Beruf haben in aller Stille die Wissenschaft zu pflegen und zu fördern, sich auf den Markt des Lebens hinauswagen und dort selbsttätig handlangen wollen, ihre Ungeschicklichkeit wird sofort offenbar. Da müssen wir den sehr richtigen Tact der Justizbehörden bewundern, die Herren Juristen halten ihre gelehrten Professoren, eben so gut wie wir, hoch in Ehren, wachen aber eben deshalb streng darüber, sie von jeder regierenden Tätigkeit fern zu halten. Wie oft es auch von den juristischen Professoren zu Göttingen versucht ist, wenigstens doch als Examinatoren einzutreten, es ist immer vergeblich gewesen, weil man die Studenten nicht zwingen will, bei diesem oder jenem Professor hören zu müssen. Das Justizministerium weiß zu gut, daß man ein sehr gelehrter und vortrefflicher Professor sein kann, ohne deshalb ein guter Examinator oder gar ein zur Regierung Befähigter zu sein, daß im Gegenteil beides nur in äußerst seltenen Fällen sich in einer Person vereinigt findet. Während man deshalb fast auf jedem Gebiete den gelehrten Professoren die Pflege der Wissenschaft ungestört überläßt, scheint es, als ob die Kirche, zumalen die Kirche unseres Landes, keinen Schritt thun könte, ohne daß die gelehrten Herren Professoren mit drein reden müßten. Wie wenig praktisch aber oft ihre Rathschläge, wie wenig dem wirklichen Leben conform, das haben wir schon zur Genüge erfahren und es ist wahrlich nicht not, dies immer aufs Neue probiren zu wollen.

Unsere Synodal-Entwürfe würden sicherlich ganz anders ausgefallen sein, wenn sie nicht zuerst in der Studirstube eines Professors ersonnen wären. Praktische Geistliche würden sich gehütet haben eine 300jährige Verfassung mit einem Male auf den Kopf zu stellen, Männer, die mit dem Leben der Kirche vertraut sind, würden allmälig vorgegangen sein, würden etwa mit den erweiterten Befugnissen der Kirchenvorstände, allenfalls mit der Bezirks- oder Kreissynode den Anfang gemacht haben, hätten aber unmöglich gleich mit dem ganzen fertigen Mechanismus von Kreis- Provinzial- und General-Synoden hervortreten können, hätten unmöglich, wie unsre Professoren in der Synode, den Fortbestand unserer Kirche davon abhängig machen können, daß die ganze bekante Maschinerie sofort in Bewegung gesetzt würde. Wie aber dann, wenn sich der Professoren-Entwurf trotz aller Anordnungen im Einzelnen hernach als unpraktisch, als unausführbar erweis't, wie das Baden'sche Schulgesetz? Nun dann heißt es: da siehe du zu, was geht's uns an?

Wenn wir das Professoren-Regiment aus dem Grunde kennen lernen wollen, brauchen wir nur nach Baden hinüberzublicken. Gelüstet es uns nach Baden'schen Zuständen, so lasse man nur die Professoren so fort regieren und sie werden bald unser Land so gut wie Baden, an den Rand des Verderbens bringen. Von diesem Treiben im schönen Badener Lande sagt ein sehr geachtetes Blatt: „Die Wissenschaft, besonders eine Sorte Professoren zu Heidelberg (die Sorte ist in Göttingen auch genügend vertreten) schmieden die Bolzen — diese Wissenschaft muß austoben bis sie Kraft und Credit für immer verliert. Sie hat Banquerott gemacht in Frankfurt, Frankreich, Belgien, in Preußen und Oesterreich und wird endlich auch in Baden Banquerott machen." Sollte es denn für uns nicht möglich sein durch Anderer Schaden klug zu werden, wollen wir durchaus nur durch eignen Schaden klug werden. Jeder, der es treu mit der Kirche meint, sollte doch nicht unterlassen, dies Professoren-Regiment täglich in die 7te Bitte einzuschließen, ob Gott vielleicht sich in Gnaden erbarmen und uns davon bei Zeiten erlösen wolle.

Die Vorsynode hat auch wiederum einen Beleg dazu geliefert, wie richtig das, wenn wir nicht irren zuerst von Stahl ausgesprochene Wort ist: „Jeder pflegt in dem, was er versteht, conservativ, aber in dem, was er nicht versteht, liberal zu sein." Als es sich nämlich darum handelte, eine Instanz zu bilden, welche endgültig darüber entscheiden sollte, wenn einem vom Consistorium denominirten Candidaten die Vocation seitens der Gemeinde versagt würde, warnte der Abt von Loccum entschieden davor dies Recht in lezter Instanz der Bezirkssynode, oder wie später beliebt wurde, dem Synodalausschuß zu übertragen. Er kämpfte mit aller Macht gegen dies Prinzip, das er geradezu als ein „perniciöses" bezeichnete und befand sich hier in völliger Uebereinstimmung mit der äußersten Rechten, die seine Bemühungen ein „perniciöses" Princip von der Kirche fern zu halten, dankbar anerkannte. Der hochwürdige Herr befand sich hier auf einem Gebiete, das ihm bekant war, wie keinem andern Gliede der Synode, ja der ganzen Landeskirche, denn seit etwa 30 Jahren sind fast alle Anstellungs- und Beförderungsangelegenheiten im Consist.-Bezirk Hannover vorzugsweise durch seine Hände gegangen, seine Anträge und Vorschläge sind meistens als maßgebend angesehen worden, er hat also weit mehr als jedes andere Synodalglied Gelegenheit gehabt auf diesem Gebiete Erfahrungen zu machen und Kentnisse zu erwerben, er konte und mußte deshalb auf diesem Gebiet als eine Autorität ersten Ranges angesehen werden, dessen Stimme nicht blos zu zählen, sondern zu wägen war. Um so auffallender muß es erscheinen, daß diese Autorität nicht die gebührende Berücksichtigung bei Berathung des genanten Gegenstandes fand, zumal da der Abt Rupstein von keiner Seite als ein in Vorurteilen befangener Mann angesehen wurde, sondern einstimmig zum Vice-Präsidenten gewählt war. Es wäre undenkbar, daß in einem englischen Parlamente eine auf einem bestimten Gebiete so eminente Auctorität ohne maßgebenden Einfluß bleiben sollte. Dennoch hat der Herr Cultusminister in seiner Beurteilung dieser Sache, die er aus Erfahrung kennen zu lernen noch gar keine Gelegenheit gehabt, sich nicht von jener bewährten Aucto-

zität leiten lassen, was seitens der Kirche und ihrer Diener nur bedauert werden kann.

Während wir hier den Herrn Abt in einer ihm so geläufigen Sache auf der äußersten Rechten stehen sehen, so sehen wir ihn in einer andern Frage, nämlich in der Abrenunciationsfrage, geneigt, mit der äußersten Linken zu stimmen, nur eine gewisse schonende Rücksicht hat ihn, nach seiner Erklärung in den Protokollen der Vorsynode, abgehalten, mit Dr. Schläger und Genossen zu stimmen. Das ist aber nur deshalb möglich, weil der Herr Abt schwerlich jemals Gelegenheit gehabt hat, zu erfahren, welch ein unendlicher Schaden es ist, wenn in ein und derselben Gemeinde zweierlei Taufformen existiren, eine strengere und eine laxere, wobei es jedem beliebigen Gemeindegliede überlassen wird, zu bestimmen, nach welcher Form der Pastor taufen soll. Dies ist eine so heillose Maßregel, daß sie wahrlich ganz mit demselben Rechte „ein perniciöses Prinzip" genant werden müßte, wie jene vom Herrn Abt so bezeichnete Bestimmung. Muß es nicht zum Schaden der Gemeinde gereichen, wenn an demselben Altar heut so, morgen anders getauft wird? Muß nicht die Achtung vor dem h. Sakramente dadurch untergraben werden? Wenn der Herr Abt jemals erfahren hätte, was es auf sich hat, wenn ein Glied einer Gemeinde, in welcher die alte Taufform mit Abrenunciation besteht, etwa um deswillen, daß es vom Pastor wegen seiner Sünden vermahnt ist, verlangt, daß sein Kind nach der neuen Form getauft werde, und so das h. Taufsakrament ihm dazu dienen muß, seine Rache an dem Pastor zu üben: hätte der Herr Abt Gelegenheit gehabt, dies aus eigner Erfahrung kennen zu lernen, er würde ganz gewiß hier so wenig, wie bei der Anstellungsfrage mit Herrn Dr. Schläger stimmen wollen, denn wir müssen beiden Fragen eine durchaus gleiche Wichtigkeit zuschreiben. Erst die neueste Zeit hat einen eclatanten Beleg hierzu geliefert. Wie die Hannov. Ldsztg. vom 23. Septbr. d. J. berichtet, trägt der Pastor Frank zu Ahrenshorst Bedenken, auf Verlangen die neue Taufform in seiner Gemeinde zu gebrauchen, in welcher bisher die alte Form seit Jahren in unbestrittener Uebung bestanden. Der Pastor Frank ist im ganzen Lande wegen seiner großen Treue und besondern Begabung in der Selsorge bekant. Jedermann weiß, daß er gleich weit von starrem Eigensinn, wie von Menschenfurcht entfernt ist, daß er nichts sucht und nichts will, als die Ehre seines Gottes und Heilandes. Seine treue Arbeit ist auch mit sichtlichem Segen gekrönt, ein großer Teil seiner Gemeinde hat Gottes Wort von Herzen lieb gewonnen, und diese schätzen ihren Pastor sehr hoch. Es möchten wol nicht sehr viele Pastoren im Lande sein, die in so gesegneter Wirksamkeit amtiren, wie der Past. Frank. Dieser nun kann es, nachdem er, wie wir von ihm mit völliger Gewißheit voraussetzen können, mit Gott und Menschen zu Rathe gegangen, mit seinem Gewissen nicht vereinigen, zweierlei Taufform in seiner Gemeinde zu gebrauchen und hat eine dahingehende Zumutung nach der neuen Form zu taufen unter schweren Kämpfen ablehnen müssen. Was soll nun geschehen? Will man nun etwa mit der äußersten Linken stimmen und sagen: der Mann muß abgesetzt werden? das ist undenkbar; kein Glied des Kirchenregiments kann wollen und wünschen, daß ein Mann deshalb, weil er ein zartes Gewissen hat, weil er streng gegen sich selbst ist, weil er mit dem Ausspruch des Herrn Mtth. 10, 28 einen vollen, ganzen Ernst macht, von seinem Amte entfernt, aus einer so gesegneten Wirksamkeit herausgerissen werde. Wir sagen: es ist undenkbar, weil es nicht möglich ist, daß jemand gegen sein eigen Fleisch und Blut wüthe, daß jemand, der zum obersten Wächter der Kirche bestellt ist, die treuesten Diener derselben lahm lege. Die Sache liegt nun dem Cultus-Ministerium zur Entscheidung vor, wie die gen Zeitung berichtet und hinzufügt: „Es wird sich nun zeigen, ob das Cult.-Minist. auch bei den orhodoxen Pastoren eine Incorrectheit ertragen kann. Bei der andern Partei werden bekantlich außerordentliche Incorrectheiten übersehen. So sind dem Archidiakonus Bauerschmidt 12 — 17 Irrlehren von dem Consistorium nachgewiesen. Trotzdem ist derselbe noch im Amte und hat es nicht dabei bewenden lassen in seiner Gemeinde nach wie vor zu lehren, sondern hat sich auch im Kruge zu Meinersen seines alten Freundes des Landeskat. angenommen und in einer dort gehaltenen Versamlung die Leute zur Agitation getrieben. Unter diesen Umständen wird das Cult.-Ministerium hoffentlich die Sache des P. F. zu einem billigen Austrage kommen lassen." Ein gewiß berechtigter Wunsch, denn käme es anders, so müßten ja den Allerfurchtsamsten endlich die Augen aufgehen über das, was sie von unserm Kirchenregimente zu erwarten haben, wenn sie Gott mehr gehorchen wollen und müssen als den Menschen. Viel zu lange haben die gläubigen Geistlichen unseres Landes, deren Zahl verhältnißmäßig groß genug ist, geschwiegen. Es wäre längst an der Zeit gewesen sich offen gegen so manche bedenkliche Maßnahmen und Entscheidungen des Kirchenregiments zu erklären, vereint und mit aller Entschiedenheit verderbliche Maßregeln auch offen als verderblich zu bezeichnen. Wer weiß, es möchten vielleicht dem Kirchenregiment die Augen aufgegangen sein und der eine oder andere doch bedenklich geworden sein die Verantwortung gewisser Bestimmungen auf sich zu nehmen. Hoffentlich wird es dazu helfen, daß sich die niedergehaltene Geistlichkeit des Landes wieder ermannt, wenn sie die treusten Diener der Kirche bedroht sieht. „Wenn die Rücksicht auf Consistorium und Superintendenten, (und wir setzen hinzu auf Minister und General-Secretär) denen wir ja in rechter Weise Gehorsam schuldig sind, größer ist als die auf den Erzbischof im Himmel, da gibt es wol eine schön gegliederte Hierarchie und büreaukratischen Mechanismus, aber das Reich Christi, der zarte himmliche Organismus, wird dadurch dem Reiche dieser Welt gleich und eine Treue die alles hingibt ist da nicht möglich" (Past. Eyle). Das müssen wir uns auch gesagt sein lassen und müssen wir dem Cultus-Ministerium bei vorliegender Entscheidung ernstlich zu bedenken geben.

Das zumal in bewegten Zeiten öfter auftauchende Bestreben die Kirche Gottes in den Staatsmechanismus zu verflechten, hat sich je und je als ein verfehltes erwiesen, das beiden Teilen nur Schaden gebracht. Staat und Kirche können und sollen wol ein und dasselbe Ziel verfolgen, nämlich Gottes Reich auf Erden auszubreiten und deshalb in Liebe und Friede einer dem andern dienen. Dies gesunde Verhältnis wird sofort gestört, wenn die Kirche zu einem Departement des Staats wird und der Cult.-Minister die kirchlichen Angelegenheiten wie jeder andere Departements-Minister die seinen, nach dem bestehenden büreaukratischen Mechanismus behandeln will. Unserm Cult.-Minister kann es doch nicht verborgen geblieben sein, daß bei Behandlung kirchlicher Fragen, nicht bloß Zweckmäßigkeitsgründe entscheiden können, sondern daß auch hier die Gewissen in Frage kommen, die vor aller Zweckmäßigkeit erst darüber mit sich in's Klare gekommen sein müssen: Ist's auch recht vor Gott? Nun ist aber den Gewissen vieler treuer Geistlichen im Lande zeither recht viel aufgebürdet. Es wird nicht ausbleiben können, daß auch die best stylisirten Ausschreiben des Consist. nicht mehr im Stande sein werden, auf die Dauer die dadurch entstehenden Conflicte zu beschwichtigen, noch viel weniger

werden die Drohungen von Versetzung oder gar Absetzung dies vermögen. Will man deshalb in unserer Landeskirche nicht eine gewaltsame Auflösung herbeiführen so bleibt nur ein Mittel, daß Gottes Wort und die zu Recht bestehenden Ordnungen unserer Kirche respectirt werden, daß man nicht mit rein äußerlichen Formen wie Gewohnheitsrecht und dergl. die heiligen Ordnungen unserer Kirche zu durchlöchern versuche, daß man den Dienern der Kirche, welchen der Herr befiehlt: „predige das Wort, halte an, strafe" u. s. w. nicht Schweigen auferlegt, weil ihr Wort nicht jedermann gefällt.

Können wir nun von unserm jetzigen Cult.-Ministerium hoffen, daß es in diesem Sinne wirken werde? Wenn wir dabei auf die Persönlichkeit und den Character unseres jetzigen Ministers sehen, so sollte man mit einem freudigen „Ja" darauf antworten können, denn bei allen Parteien ohne Ausnahme steht unzweifelhaft fest, daß der Minister Lichtenberg nicht allein ein sehr gelehrter Jurist, sondern auch ein Mann von der strengsten Redlichkeit und Aufrichtigkeit ist, ein biederer Charakter, dem man nicht nahe treten kann, ohne ihn persönlich hochachten und lieben zu müssen, mit einem Worte: ein Mann in dem kein Falsch ist. Sehen wir daneben auf die Thaten dieses vortrefflichen Ministers in der Kirche, so steigen allerlei Bedenken auf und ein Seufzer nach dem andern steigt aus dem Herzen aller treuen Geistlichen auf, denn es ist unleugbar, daß seit einem Jahrhundert vielleicht seitens des Kirchenregiments unseres Landes kein härterer Druck auf die Kirche geübt ist, als jetzt, und die Kirchengeschichte unseres Landes wird auf die Periode des Ministeriums Lichtenberg dereinst nur mit Wehmuth zurückblicken können. Nimmer werden wir über das klagen, was wir durch die Presse oder den großen Haufen zu erdulden gehabt, das müssen wir in Geduld tragen. Klagen, schwere Klagen haben uns nur die Maßregeln unserer Oberen ausgepreßt, die zu unserm Schutze berufen waren.

Woher aber bei so viel gutem Willen so bedenkliche Thaten? Es kann doch unmöglich die demokratische Presse allein der Grund sein, wie sehr dieselbe auch auf ein den Frieden über alles liebendes Gemüth Einfluß üben mag, sie kann doch nicht der lezte Grund so schwer wiegender kirchlicher Maßregeln sein. Nein, der Grund liegt zum Teil gewiß auf einem andern Gebiete, gegen welches wir nur kämpfen können mit dem Gebet: „Vater vergib ihnen, sie wissen nicht, was sie thun." Auf staatlichem Gebiete sucht man für die höchsten Posten überall nach Männern, die auf diesem Gebiete Erfahrungen zu machen Gelegenheit gehabt, sind denn die kirchlichen Angelegenheiten etwa so oberflächlicher Art, daß es nicht nötig ist, ihren zarten Organismus aus Erfahrung kennen gelernt zu haben, um zum Lenker derselben geschickt zu sein?

Wenn wir so manche bedenkliche Bestimmungen des Synodalentwurfs ins Auge fassen und fragen: wie wars möglich, daß Männer deren Blick sonst so klar für alles was der Kirche heilsam, dazu, wenn auch mit schwerem Herzen ihr Amen haben sprechen können; so müssen wir auch sagen, ihre Augen waren gehalten, die Personen, Zustände und Verhältnisse unter denen und mit denen sie lebten haben zur Zeit einen so dichten Schleier um sie gezogen, daß sie nicht hindurch zu dringen vermochten, und viele unter ihnen, die gegen synodale Einrichtungen an sich nichts einzuwenden haben, so wenig als wir, würden



doch jezt, nachdem sie alles ruhiger überschaut, sicher Bedenken tragen, diesem Entwurf zuzustimmen, so lange einzelne so sehr gefährliche Sätze aus demselben nicht entfernt werden. Gott der Herr der unsre Landeskirche bisher mit besonderer Gnade angeschaut, wolle auch unserm Kirchenregimente bald die Augen öffnen über das was zum Frieden dient, auf daß es erkenne, daß es unmöglich ist den Frieden dadurch herzustellen, daß man den Dienern Gottes Schweigen auferlegt, oder ihrer Rede das Salz zu nehmen bemüht ist, denn wir werden allen solchen Zumuthungen gegenüber nun und nimmermehr anders antworten können, als: (act. 4, 19:) „Richtet ihr selbst, ob es vor Gott recht sei, daß wir euch mehr gehorchen, denn Gott?"

---

## Baiern.

Wir haben uns veranlaßt gefühlt, vor einiger Zeit in diesen Blättern Klagen zu erheben über ungenügende Pfarrbesoldungen, ein Jahr hernach aber schon Anlaß gehabt, tiefen Dank und freudige Anerkennung auszusprechen über die Erhöhung der Emolumente aller Anfangsstellen auf 600 Fl. Jezt haben wir Anlaß, Dank und Freude in dieser Hinsicht noch lauter auszudrücken.

Ohne daß die noch immer, auch mit 600 Fl., zu gering besoldete Geistlichkeit die kirchlichen und Staats-Behörden oder den Landtag mit Bitten um eine zeitgemäßere Besoldung behelligt hätte, wurde 1863 von den Landständen, den Ministerien und Sr. Majestät dem unvergeßlichen Könige Max II. die Gehaltserhöhung aller minder dotirten Pfarrstellen auf 800 Fl. für nötig erkant, und es sind auf eine überraschende Weise die hiezu nötigen, bedeutenden Positionen, ohne alle Opposition, in den sechsjährigen Etat eingestellt, auch für das Finanzjahr 1863/4 bereits ausbezahlt worden. Der Staat hat durch diese Hülfe seinen getreuesten Stand und sich selbst geehrt und wol berathen. Nicht nur Freude und geminderte Familiensorgen sind in bisherigen armen Pfarrhäusern wahrzunehmen, sondern es steht zu erwarten, daß die leidige, aber notgedrungene Beförderungssucht schwinden wird, daß Geistliche bei ihren Gemeinden nun länger verweilen und wirken, und daß nicht viele Pfarreien fast alle 3 Jahre — denn so lange wenigstens muß ein Geistlicher auf seiner Stelle bei uns aushalten, bevor er sich um eine andere melden darf — einen Pfarrwechsel sehen. Nur das Eine ist zu wünschen, daß nicht diese erwünschteren Verhältnisse jezt auch manchen Jüngling dem Studium der Theologie ohne inneren Beruf zuführen.

G. A.

---

## Baiern.

Amtsbrüderliche Begrüßung und Hochachtung, und herzlichste Zustimmung an die in der Beilage zur Ev. K. Z. Nr. 49 l. J. gegen Hrn. Kirchenrath Dr. Schenkel öffentlich protestirenden badischen Herren Geistlichen spricht hiemit aus

das baiersche evangelische Kapitel Gräfenberg.

---

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz in Berlin. Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

# Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1864. Mittwoch den 2. November. № 88.


## Die Darwinsche Theorie.

Eine Rectoratsrede von Prof. Dr. Röpe in Rostock.

Hochansehnliche Versamlung!

Nicht in der materiellen Schöpfung allein wird das seit Jahrtausenden Bestandene durch gewaltsame Erschütterungen, wie Erdbeben, Sturmfluten und Orkane, niedergeworfen oder zerstört, auch im Reiche der Gedanken, in der Wissenschaft, erhebt sich von Zeit zu Zeit eine Windsbraut, deren Toben Alles über den Haufen zu stürzen trachtet, wol gar für eine gegebene Zeit wirklich umstürzt, was, im Laufe der Jahrhunderte, menschliches Denken und Sinnen mühsam aufgebauet hatte. Keine Wissenschaft, die Mathematik vielleicht ausgenommen, ist von solchen Orkanen verschont geblieben, und bei einzelnen, wie unter anderen der Philosophie, hat deren Herschaft fast das Gewohnheitsrecht erlangt, zeigt das Barometer fortwährend auf Sturm.

Daß die Naturwissenschaften, obgleich mit der Mathematik zu den sogenant exacten Wissenschaften gezählt, von Stürmen ebenerwähnter Art nicht frei blieben, daß sie als menschliches Wissen davon kaum frei bleiben konten, wird Niemanden befremden. Fremder kann jenen Gebildeten, die nicht Naturforscher von Fach sind, die besondere Beschaffenheit, das eigentliche Wesen der naturwissenschaftlichen Gedanken-Orkane sein, und mag es aus diesem Grunde gerechtfertigt erscheinen, die jüngste Windsbraut näher darzustellen und zu betrachten, deren gewaltiger Flügelschlag die Atmosphäre der organischen Naturwissenschaften zum tollsten Wirbeltanze aufjagte.

Voranschicken muß ich der eingehenderen Erörterung des noch jezt brausenden Typhon die nicht überflüssige Bemerkung, daß derselbe keinesweges ein Erzeugnis derjenigen Wissenschaft ist, innerhalb deren Gränzen er wüthet, sondern daß er in einer anderen Himmelsgegend des Gedankenreichs entstand, in dem altbekanten und anscheinend unerschöpflichen Windrosen-Quartier der geistigen Stürme, jener Wissenschaft, deren Hauptaufgabe es zu sein scheint, Stagnationen in der Atmosphäre des Geisteslebens zu verhindern.

Wol bei jeder unter Menschen zu größerer Geltung gelangten Weltanschauung, und nicht blos, wie Manche wähnen, in der jüdisch-christlichen, begegnen wir dem Glauben an das Bestehen selbständiger, wesentlich unveränderlicher Arten. Wäre dieser Glaube nicht der herschende geworden, so fänden wir schwerlich in jeder Sprache für jede der beachteten Pflanzen- und Thierarten besondere, specifische Namen; so würde schwerlich die Mehrzahl der Völker mit vollstem Bewußtsein bestimte Arten der vegetabilischen und animalischen Welt zur besonderen Benutzung erwählt und als Erwählte gehegt und gepflegt haben. Die Menschheit trägt so wenig darnach ein Verlangen, den Wandel, nicht einmal den fortschrittlichen Wandel der organischen Entwickelung, als das Ordnungsmäßige anzusehen, daß man vielmehr bei derselben ein Streben nachweisen kann mit Hintansetzung des geschichtlich Gegebenen, und demgemäß künstlich oder naturwidrig, ursprünglich Zusammengehörendes in heterogene Elemente zu zerklüften und die Ergebnisse solch' widernatürlichen Spaltens als specifisch und ursprünglich Verschiedenes darzustellen und zu behandeln. Beläge zu lezterer Behauptung brauche ich nicht aufzuzählen; sie liegen so nahe, daß sie einem jeden zahlreich sich aufdrängen müssen.

Nachdem die Menschheit Jahrtausende lang der beruhigenden Ueberzeugung gelebt hatte, die Esel seien von jeher Esel gewesen und blieben unter allen Umständen und für alle Zukunft Langohren, fanden vor mehr als einem halben Jahrhundert Gelehrte, deren übrige Verdienste gering zu schätzen keinem Kundigen einfallen wird, diese Auffassung ihrem Privat-Geiste nicht entsprechend, folglich geistlos, und wandelten unter anderem auch jenen eben erwähnten Typus eigensinnigsten Beharrens, das in dieser Beziehung sprichwörtlich gewordene Thier, in einen wahren end- und charakterlosen, rückwärts und vorwärts unerschöpflichen Proteus, oder, um zu Allgemeinerem uns zu erheben, sie erdachten sich ein Urthier, welches im Verlaufe der Aeonen und durch die Außenwelt bald unterstüzt, bald gehemt, allmälig all' diejenigen Formen, selbstverständlich also auch die eselhaften, durchlaufen habe oder wenigstens durchlaufen könne, welche wir noch jezt in der Thierwelt vertreten sehen. Dieses Urthier, aus einem Ur-Ei hervorgegangen, welches selbst durch ein postulirtes, besonders glückliches Zusammentreffen aller erforderlichen Bedingungen dem Urschlamme seinen Ursprung verdankte, war angeblichst und gefälligst der Stammvater des ganzen Thierreichs auf Erden; eine Urpflanze leistete ihm Gesellschaft und durchlief, gleichzeitig und gleichschrittlich mit ihm, die verschiedenen Entwickelungsstufen oder Kleinkinder-Warteschulen, Kindergärten, A-B-C-Lehranstalten,

Real- und Gymnasial-Klassen, polytechnischen und akademischen Semester, deren jede und jedes, wie es ja auch von Rechts wegen sein muß, zu seiner Vervollkommnung beitrug, aus ihm ein Wesen immer höherer Art gestaltete. Vielleicht zeugen die Ausdrücke: Würmchen, Kauz, Mäuschen, Kätzchen, Hering, Maulthier, Fuchs, Kameel nebst einigen anderen mehr, von einer dunkelen Erinnerung an den zurückgelegten Bildungsgang und dienen somit zur Befestigung der Urthiers-Theorie!

Trotz ihrer großen, fast größtmöglichsten Einfachheit und ungeachtet des die ganze Thierwelt zu einer einzigen, wenn schon unter sich nicht gar friedfertigen Familie verbindenden Stammbaumes, vermochte die eben geschilderte Auffassung sich nicht lange zu erhalten. Eingang hatte sie freilich, wie alles Tolle, gefunden; an Zustimmung hatte es ihr, wie immer, insbesondere von nicht urteilsfähigen Denkern keineswegs gefehlt — aber die Wissenschaft ließ sie sehr bald fallen und verfiel selbst wieder in ihre altgewohnten Dogmen. Ja es erwachte sogar, als kerngesund-reactionäres Streben, ein vermehrtes und bewußteres Studium des Specifischen im Thier- und Pflanzenreiche, verbunden mit dem emsigeren, ächt wissenschaftlichen Forschen nach den Bildungsgesetzen überhaupt, wie auch nach der natürlichen Gliederung der organischen Natur. Kaum aber waren allgemeine Bildungsgesetze erkant, kaum hatte man begonnen, den inneren Zusammenhang der organischen Gestaltungen nachzuweisen, so ward die erleuchtende Flamme zur Brandfackel, so zerbrach der nur gefesselte, aber keineswegs ertödtete Titane des Urwahns seine Ketten und versucht es nun, den Gegner in Bande zu schlagen. Auch hier wiederholt sich die alte Erscheinung, daß jeder Wahn unsterblich ist, daß jede Irrlehre, anscheinend für alle Zeiten beseitigt, in der That nur lebendig begraben, unvermuthet mit verstärkter Kraft auftaucht, um, Gottlob, schließlich wieder für eine vielleicht immer längere Zeit nur der Geschichte zu verfallen.

Während in Deutschland, Frankreich, der Schweiz, teilweise auch in Dänemark, England und Nordamerika die Naturforschung mit einem vorher noch nicht erreichten Grade von Gründlichkeit und Objectivität betrieben ward, fingen neuerdings einzelne Briten an, die Pfade der für erstorben erachteten Naturphilosophie zu wandeln und leztere aus ihrer Gruft ins frische lebendige Treiben der organischen Schöpfung wieder einzuführen. Ganz die alte, sanscülott-unverschämte, selbstbewußte und auf ihre eigentümliche, mystische Weise doch gewissermaßen klare deutsche Naturphilosophie ist es nun freilich nicht, die man uns als englisch aufgewärmt und zubereitet wieder auftischt; in tadellos feine Leibwäsche, Gesellschaftsfrack und obligate Inexpressibles nebst Glacé-Handschuhe gehüllt, tritt uns, in der Person ihres Hauptvertreters, die neueste unphilosophische Naturphilosophie britischer Nationalität entgegen und findet jenseits und diesseits des Canals, allen Producten der englischen Patent-Industrie gleich, vertrauensvollste Anhänger, unbedingteste Bewunderer und agitatorischste Vertriebs-Agenten. Mit den anscheinend unverfänglichsten Mitteln, mit unschuldigen Tauben, harmlosem Kaninchenvolk, solidem Hornvieh, wird eine so geschickte Taschenspielerei getrieben, daß selbst Hochkirchenmänner und bis dahin gedankenlose Menschen des für neu gehaltenen, ihnen so geschickt vorgegaukelten Gedankenspieles sich nicht zu erwehren wagen und ihre alten, zum Teil verknöcherten Ueberzeugungen, ja sogar ihre Ueberzeugungslosigkeit sich eskamotiren lassen, ohne während der Zauberei, wie nach derselben Dessen sich bewußt zu werden, um wie Wichtiges es sich eigentlich und wesentlich handelte.

Lassen wir jezt Herrn Charles Darwin seine Blendlehre selbst vortragen und suchen später den wahren Gehalt derselben darzustellen.

Wie Darwin auf seine, in der Schrift: „über die Entstehung der Arten im Thier- und Pflanzenreich" auseinandergesezte Theorie hingeführt worden, erzählt er uns in der Einleitung mit folgenden Worten:

„Als ich an Bord des königlichen Schiffes Beagle (Hasenhund) als Naturforscher Südamerika erreichte, ward ich überrascht von der Wahrnehmung gewisser Thatsachen in der Verteilung der Bewohner und in den geologischen Beziehungen zwischen der jetzigen und der früheren Bevölkerung dieses Weltteils. Diese Thatsachen schienen mir, wie sich aus dem lezten Capitel dieses Buches ergeben wird, einiges Licht über die Entstehung der Arten zu verbreiten, dies Geheimnis der Geheimnisse, wie es einer unserer größten Philosophen genant hat. Nach meiner Heimkehr im Jahre 1837 schien es mir, daß sich etwas über diese Frage müsse ermitteln lassen durch ein geduldiges Sammeln und Erwägen aller Arten von Thatsachen, welche möglicherweise etwas zu deren Aufklärung beitragen könten. Nachdem ich dies fünf Jahre lang gethan, getraute ich mich erst eingehender über die Sache nachzusinnen und einige kurze Bemerkungen darüber niederzuschreiben, welche ich im Jahre 1844 weiter ausführte, indem ich die Schlußfolgerungen hinzufügte, welche sich mir als wahrscheinlich ergaben, und von dieser Zeit an war ich mit beharrlicher Verfolgung des Gegenstandes beschäftigt." .... „Der Auszug (von 525 enggedruckten Seiten), welchen ich hiemit der Lesewelt vorlege, muß notwendig unvollkommen sein. Er kann keine Beläge und Autoritäten für meine verschiedenen Feststellungen beibringen und ich muß den Leser ansprechen, einiges Vertrauen in meine Genauigkeit zu setzen. Zweifelsohne können Irrtümer mit unterlaufen sein; doch glaube ich mich überall nur auf verlässige Autoritäten berufen zu haben. Ich kann hier überall nur die allgemeinen Schlußfolgerungen anführen, zu welchen ich gelangt bin, in Begleitung von nur wenigen erläuternden Thatsachen, die aber, wie ich hoffe, in den meisten Fällen genügen werden. Niemand kann mehr als ich selber die Notwendigkeit fühlen, alle Thatsachen, auf welche meine Schlußfolgerungen sich stützen, mit ihren Einzelheiten bekant zu machen, und ich hoffe, dieses in einem künftigen Werke zu thun. Denn ich weiß wol, daß kaum ein Punkt in diesem Buche zur Sprache komt, zu welchem man nicht Thatsachen anführen könte, die oft zu

gerade entgegengesetzten Folgerungen zu führen scheinen. Ein richtiges Ergebnis läßt sich aber nur dadurch erlangen, daß man alle Erscheinungen und Gründe zusammenstellt, welche für und gegen jede einzelne Frage sprechen, und sie dann sorgfältig gegen einander abwägt, und dies kann nicht wol hier geschehen." ....

„Wenn ein Naturforscher über die Entstehung der Arten nachdenkt, so ist es wol begreiflich, daß er in Erwägung der gegenseitigen Verwandtschaftsverhältnisse der Organismen, ihrer embryonalen Beziehungen, ihrer geographischen Verbreitung, ihrer geologischen Aufeinanderfolge und anderer solcher Thatsachen zu dem Schlusse gelangen könne, daß jede Art nicht unabhängig von anderen erschaffen sei, sondern nach der Weise der Varietäten von anderen Arten abstamme. Demungeachtet dürfte eine solche Schlußfolgerung, selbst wenn sie richtig wäre, kein Genüge leisten, so lange nicht nachgewiesen werden kann, auf welche Weise die zahllosen Arten, welche jezt unsere Erde bewohnen, so abgeändert worden seien, daß sie die jetzige Vollkommenheit des Baues und der Anpassung für ihre jedesmaligen Lebensverhältnisse erlangten, welche mit Recht unsere Bewunderung erregen. Die Naturforscher verweisen beständig auf die äußeren Bedingungen, wie Klima, Nahrung u. s. w., als die einzigen möglichen Ursachen ihrer Abänderung. In einem sehr beschränkten Sinne kann, wie wir später sehen werden, dies wahr sein. Aber es wäre verkehrt, lediglich äußeren Ursachen z. B., die Organisation des Spechtes, die Bildung seines Fußes, seines Schwanzes, seines Schnabels und seiner Zunge zuschreiben zu wollen, welche ihn so vorzüglich befähigen, Insekten unter der Rinde der Bäume hervorzuholen. Ebenso wäre es verkehrt bei der Mistelpflanze, die ihre Nahrung aus gewissen Bäumen zieht, und deren Samen von gewissen Vögeln ausgestreuet werden müssen, wie ihre Blumen, welche getrennten Geschlechts sind, die Thätigkeit gewisser Insekten zur Uebertragung des Blumenstaubes von der männlichen auf die weibliche Blume voraussetzen — es wäre verkehrt, die organische Einrichtung dieses Parasiten mit seinen Beziehungen zu jenen verschiedenerlei organischen Wesen als eine Wirkung äußerer Ursachen oder der Gewohnheit oder des Willens der Pflanze selbst anzusehen."

„Es ist daher von der größten Wichtigkeit, eine klare Einsicht in die Mittel zu gewinnen, durch welche solche Umänderungen und Anpassungen bewirkt werden. Beim Beginne meiner Beobachtungen schien es mir wahrscheinlich, daß ein sorgfältiges Studium der Hausthiere und Kulturpflanzen die beste Aussicht auf Lösung dieser schwierigen Frage gewähren würde. Und ich habe mich nicht getäuscht, sondern habe in diesem wie in allen anderen verwickelten Fällen immer gefunden, daß unsere Erfahrungen über die im gezähmten und angebauten Zustande erfolgenden Veränderungen der lebenden Wesen immer den besten und sichersten Aufschluß gewähren. Ich stehe nicht an, meine Ueberzeugung von dem hohen Werte solcher von den Naturforschern gewöhnlich sehr vernachlässigten Studien auszudrücken."

„Aus diesem Grunde widme ich denn auch das erste Capitel dieses Auszuges (von 525 Seiten) der Abänderung im Kulturzustande. Wir werden daraus ersehen, daß erbliche Abänderungen in großer Ausdehnung wenigstens möglich sind, und, was nicht minder wichtig, daß das Vermögen des Menschen, geringe Abänderungen durch deren ausschließliche Auswahl zur Nachzucht, d. h. durch künstliche Züchtung, zu häufen, sehr beträchtlich ist. Ich werde dann zur Veränderlichkeit der lebenden Wesen im Naturzustande übergehen; doch bin ich unglücklicher Weise genötigt, diesen Gegenstand viel zu kurz abzuthun, da er angemessen eigentlich nur durch Mitteilung langer Listen von Thatsachen behandelt werden kann. Wir werden demungeachtet im Stande sein, zu erörtern, was für Umstände die Abänderung am meisten befördern. Im nächsten Abschnitte soll der Kampf ums Dasein unter den organischen Wesen der ganzen Welt abgehandelt werden, welcher unvermeidlich aus ihrem hoch geometrischen Zunahme-Vermögen hervorgeht. Es ist dies die Lehre von Malthus auf das ganze Thier- und Pflanzenreich angewendet. Da viel mehr Einzelwesen jeder Art geboren werden, als fortleben können, und demzufolge das Ringen um Existenz beständig wiederkehren muß, so folgt daraus, daß ein Wesen, welches in irgend einer für dasselbe vorteilhafteren Weise von den übrigen auch nur etwas abweicht, unter mannigfachen und oft veränderlichen Lebensbedingungen mehr Aussicht auf Fortdauer hat, und demnach bei der natürlichen Züchtung im Vorteil ist. Eine solche zur Nachzucht ausgewählte Varietät strebt dann nach dem strengen Erblichkeitsgesetze jedesmal ihre neue abgeänderte Form fortzupflanzen."

„Diese natürliche Züchtung ist ein Hauptgegenstand, welcher im vierten Capitel etwas weitläufiger abgehandelt werden soll; und wir werden dann finden, wie die natürliche Züchtung gewöhnlich die unvermeidliche Veranlassung zum Erlöschen minder geeigneter Lebensformen wird und herbeiführt, was ich Divergenz des Charakters genant habe. Im nächsten Abschnitte werden die zusammengesezten und wenig bekanten Gesetze der Abänderung und der Wechselbeziehungen in der Entwickelung besprochen. In den vier folgenden Capiteln sollen die auffälligsten und bedeutendsten Schwierigkeiten unsrer Theorie angegeben werden, und zwar erstens die Schwierigkeiten der Uebergänge, oder wie es zu begreifen ist, daß ein einfaches Wesen oder Organ verwandelt und in ein höher entwickeltes Wesen oder ein höher ausgebildetes Organ umgestaltet werden kann; zweitens der Instinkt oder die geistigen Fähigkeiten der Thiere; drittens die Kreuzung oder die Unfruchtbarkeit der gekreuzten Varietäten, und viertens die Unvollkommenheit der geologischen Urkunde. Im nächsten Abschnitte werde ich die geologische Aufeinanderfolge der Organismen in der Zeit betrachten; im elften und zwölften deren geographische Verbreitung im Raume; im dreizehnten ihre Klassifikation und gegenseitigen Verwandtschaften im reifen wie im Keim-Zustande. Im lezten Abschnitte endlich werde ich eine kurze Zusam-

menfassung des Gesamtinhaltes mit einigen Schlußbemerkungen geben."

„Darüber, daß noch so Vieles über die Entstehung der Arten und Varietäten unerklärt bleibe, wird sich Niemand wundern, wenn er unsere tiefe Unwissenheit hinsichtlich der Wechselbeziehungen all' der um uns her lebenden Wesen in Betracht zieht. Wie kann man erklären, daß eine Art in großer Anzahl und weiter Verbreitung vorkömt, während ihre nächste Verwandte selten und auf engen Raum beschränkt ist? Und doch sind diese Beziehungen von der größten Wichtigkeit, insofern sie die gegenwärtige Wolfahrt, und, wie ich glaube, das künftige Gedeihen und die Modifikationen eines jeden Bewohners der Welt bedingen. Aber noch viel weniger Kentnis haben wir von den Wechselbeziehungen der unzähligen Bewohner dieser Erde während der zahlreichen Perioden ihrer früheren Bildungsgeschichte. Wenn daher auch noch Vieles dunkel ist und noch lange dunkel bleiben wird, so zweifle ich nach den sorgfältigsten Studien und dem unbefangensten Urteile, dessen ich fähig bin, doch nicht daran, daß die Meinung, welche die meisten Naturforscher hegen und auch ich lange gehegt habe, als wäre nämlich jede Species unabhängig von den übrigen erschaffen worden, eine irrtümliche sei. Ich bin vollkommen überzeugt, daß die Arten nicht unveränderlich sind; daß die zu einer sogenanten Gattung zusammengehörigen Arten in einer Linie von anderen, gewöhnlich erloschenen Arten abstammen, in der nämlichen Weise, wie die anerkanten Varietäten einer Art Abkömlinge dieser sind. Endlich bin ich überzeugt, daß natürliche Züchtung das hauptsächlichste, wenn auch nicht einzige Mittel zu Abänderung der Lebensformen gewesen ist."

Dieses sind die gewiß nicht übermäßig scharf gedachten und ausgedrückten Grundgedanken des durchweg unklaren, dafür aber sehr weitschweifigen und wiederholungsvollen Darwin'schen Buches, in welchem, zum Schlusse (S. 518), des Verfassers Glaubensbekentnis dahin formulirt wird: „Ich glaube, daß die Thiere von höchstens vier oder fünf und die Pflanzen von ebenso vielen oder noch weniger Stamm-Arten herrühren." „Die Analogie würde mich noch einen Schritt weiter führen, nämlich zu glauben, daß alle Pflanzen und Thiere nur von einer einzigen Urform herrühren; doch könte die Analogie eine trügerische Führerin sein."

Also eigentlich möchte Darwin wol, aber dennoch mag er nicht. Vielleicht hatte er eine Ahnung davon, daß ein deutscher Botaniker außer Dienst und activer russischer Anthropolog, ein viel gepriesener Populariſirer, sich die Freiheit nehmen würde, die lezte Folgerung aus des Engländers Prämissen zu ziehen und einen sich selbst erzeugenden Urorganismus als gleichzeitigen Ureltervater der Polypen, Moose, Bären, Eichen, Affen, Palmen, und — Proclamatoren zu proclamiren. Was Wunder in dieser Zeit der Proclamirungen! Sehen wir uns nun, wenn auch nicht alle, doch wenigstens einige derjenigen Erscheinungen etwas näher an, auf welche Darwin seine, für Liebhaber verlockende Theorie stützen zu können vermeint.

Einen durchschlagenden und Richtung bestimmenden Eindruck hat auf den englischen Physio-Morpho-Metamorphologen der Umstand gemacht, daß bei unseren gezähmten Hausthieren durch allerhand Einflüsse, oft durch sorgfältig und rationell geleitete Züchtung, zahlreiche Rassen oder Spielarten erzeugt werden, deren extremste Formen einander nicht selten so unähnlich sehen, daß sie anscheinend mehr Unterscheidungsmerkmale darbieten, als sogenante und allgemein anerkante Arten. Die Kropftaube, die Pfauentaube, der Feldflüchter, der Purzler oder Tummler, die Trommeltaube u. a. m.; der Windhund, der Pudel, die Dogge, der Hühnerhund und der Dachshund; die Heidschnucke, das Merinoschaf, das Fettschwanz- und das Mopsnasen-Schaf; die Langhorn- und Kurzhorn-Rasse unseres Rindviehs, sind angeblich aus je einer Stammart hervorgegangen und im Laufe der Zeiten teils durch äußere Einwirkungen, wie Futter, Klima, teils durch Vererbung bestimter Misbildungen und individueller Eigentümlichkeiten, teils durch zufällige und absichtliche Kreuzungen nach verschiedenen Seiten auseinandergegangen. Da nun eine von aller Welt als Spielart oder Abart, Varietät der gemeinen Taube angesehene Rasse durch mancherlei Merkmale von der Stammform sich unterscheidet, oder, es anders auszudrücken, da einzelne Charaktere einen gewissen Grad von Flüssigkeit besitzen, so sollen, nach Darwin, natürlich sehr allmälig, in 2—300,000, 2—3 Mill. Jahren, aus Tauben einerseits etwa Adler, andrerseits vielleicht Enten sich hervorbilden können. Aus dem Ruckſen oder Gnurren, Girren und Lachen der Tauben entwickelt sich mittelst Darwins natürlicher Züchtung, bald der melodische schwärmerische Nachtigallengesang, bald das sehr prosaische Geschnatter der Enten, bald das unheimliche Gekreisch und Gekrächse der Eulen, Krähen und Raben, ganz in gleicher Weise, wie in gewissen Menschenfamilien besondere geistige oder körperliche Anlagen zu ihrer weiteren Ausbildung auch Generationen in Anspruch nehmen. Ein guter Musiker war schon Mozarts Vater; der Großvater hatte vielleicht nur Sinn für Musik; der Urgroßvater mag nur nicht das Weite gesucht haben, wenn in seiner Nähe musizirt ward, und wer weiß es, ob Mozarts Söhne den Vater nicht noch verdunkelt und die puren Sphärenharmonien als anticipirte Zukunfts-Musik auf Erden würden eingeführt haben, wenn Pietät sie nicht zurückgehalten hätte.

(Fortsetzung folgt.)

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz in Berlin. Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

# Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1864. Sonnabend den 5. November. № 89.


## Die Darwinsche Theorie.

(Fortsetzung.)

Bei Thieren fällt solche zarte Rücksicht fort, und dürfen wir demnach erwarten in Folge der künstlichen und natürlichen Züchtung à la Darwin, so wie in Folge des Bedürfnisses und der allmäligen Anpassung an verschiedene Lebensweisen den kurzen Hals des nordischen Papageitauchers futtersuchend und des Leibes Schildwachen, die Augen, möglichst hoch emporstreckend, nicht blos zum Enten-, Gänse-, Schwanen- und Flamingohals der Gegenwart sich ausspinnen zu sehen, sondern ihn auch, freilich wol erst von unsern Urenkeln in hunderttausendster Potenz, zu einem Organe vervollkommnet und ausgedehnt zu erblicken, welches seinem auf der Warnow schwimmenden oder an der Warnow Ufern einherstelzenden Inhaber und Nutznießer gestatten würde, ohne von Ort und Stelle zu weichen, zunächst in der Elbe, demnächst im Nil zu fischen. Hat ja doch, immer gemäß der Darwinschen Hypothese, während der Kleinigkeit von Zeit die, im Vergleiche zu ihrer langen, langen Zukunft, unserer Thierwelt bisher zu ihrer Ausbildung zugemessen worden, der kaum wahrnehmbare Hals einer Kröte, eines Wallfisches, so wie der eben auftauchende Hals eines Schweines zu jenem lebendigen Petrithurme sich ausziehen lassen, auf dessen Spitze, einer selbständigen Wetterfahne gleich, der Giraffenkopf, vorläufig erst 17 Fuß hoch über dem Erdboden, in die Welt hineinschauet und Blätter von den Baumkronen frißt. Nach einigen Billionen von Jahren wird die Giraffe, wenn anders neben anderen Anlagen auch der Keim der Wißbegierde in ihr ruht, in den Stand gesezt werden, den Mond zu beschnuppern. Alles ganz einfach, sogar mit Langsamkeit, blos durch natürliche Züchtung!

Sollte aber wirklich nicht im Laufe der Zeiten und unter eigentümlichen Verhältnissen eine Art sich in die andere verwandeln können? sind diejenigen Gestaltungen, die wir unter den Begriff einer Art stellen, nicht unbegränzt vervollkommnungsfähig?

Auf beide Fragen antwortet die positive Naturforschung mit einem entschiedenen **Nein!** Denkbar wäre Beides immerhin, aber wir haben keine Beläge für solche Umwandlungen, solche Fortschritte, und folglich bestreiten wir deren Existenz. Denkbar ist Vieles, was darum factisch nicht ist. Wehe dem Morphologen, welchem es an der Hand der Naturgesetze nicht ein Leichtes wäre, einen Käfer im Geiste auf einen Schmetterling, einen Wallfisch auf eine Fledermaus zurückzuführen! Aber unsere Gedanken sind glücklicherweise materiell improductiv. Wären sie wahrhaft schöpferische — wie sähe es dann wol auf Erden aus? Zum allermindesten würden zu der jetzigen Thierwelt Sphinxe, Drachen, Harpyen, Greife und gleichgeartetes Ungetüm sich gesellen und uns das Leben noch mehr erschweren! Bis zu einer gewissen Grenze hin ist ein Organ, ein Trieb, eine Fähigkeit vervollkommnungsfähig; über diese hinaus nicht, nie! Alles kann über ein vorhergesetztes Ziel nicht hinaus, und so wenig, aller Mühe und allem Ueben zum Trotze, die menschliche Hand je dahin gelangen wird, drei Octaven auf dem Piano zu greifen, oder die menschliche Nase zum Elephantenrüssel sich zu verlängern, ebenso wenig wird es der natürlichen und künstlichen Züchtung gelingen, aus einem Esel einen Menschen werden zu lassen. Das Umgekehrte ist leichter möglich!

Sagt man uns, die zu Gebote stehenden Erfahrungen seien zu kurzlebig, qualificirte Metamorphosen bedürften solcher Perioden, deren Secunden Jahrhunderte gelten, so antworten wir: nun wol, du Aeonen streuender Mann, wenn Deine Gebilde, Deine gewünschten Uebergänge überhaupt einmal stattgefunden haben, so zeige uns ihre Spuren im Gestein. Die geologischen Archivare sind sehr sorgfältige Aufbewahrer, selbst der ältesten Actenstücke, und wenn wir unter all' dem alten Graus nie eins von Deinen Uebergangsgebilden finden, so sagen wir Positivitäts-Männer: — es gab dergleichen nicht!

Dieses Argument, ebenso unbequem wie die brutale Macht der Zahlen, hat Darwin, fühlend wie schwer es wiege, durch allerhand Kunststückchen, durch eine Menge von Wenns und Abers zu entkräften gesucht. Da sind die Uebergängler entweder in Regionen gedrängt, die noch nicht vom Geognosten aufgeschlossen wurden, oder sie kamen so selten vor, daß es ein wahres Wunder wäre, wenn uns eines derselben versteinert aufstieße, oder aber auch die Sedimente, denen ihre Ueberreste anvertraut waren, eigneten sich nicht zum Conserviren; kurz da wird mit Hebungen und Senkungen der Erdrinde, mit isolirten und verbundenen Inseln, Halbinseln und Continenten, mit Eisperioden, thierischen und vegetabilischen Völkerwanderungen, Plutonismus und Neptunismus operirt, daß einem gewöhn-

lichen Menschen Hören und Sehen vergeht. Zulezt speist man uns damit ab, daß all' die Uebergangsformen erst dann können zugänglich werden, wenn der Meeresgrund wieder wird zu Tage gekommen sein, was, zu unserer Beruhigung sei es bemerkt, hübsch allmälig geschehen soll, beileibe nicht ruckweise; oder auch, daß sie nie zu Tage gefördert werden können, weil sie in diejenigen Ablagerungsschichten vergraben wurden, aus denen das unterirdische Feuer die sogenanten Ur- oder vulkanischen Formationen schuf, zugleich aber auch jegliche Spur organischen Lebens vertilgte! Mit einem Worte: statt des Schauens werden wir mit dem Glauben abgefunden, und zwar mit dem Glauben an — die Richtigkeit und Unfehlbarkeit der Darwinschen Züchtungstheorie. So zuchtlos gehandhabt ist die Lehre von der natürlichen und künstlichen Züchtung für einen objectiven Naturforscher eine wahre Züchtigung!

Ehe wir uns einer anderen Hauptstütze der Darwinschen Theorie zuwenden, muß noch ein Blick auf die ihrem Urheber, oder richtiger ihrem Aufwärmer, so folgenschwer erscheinenden Abänderungen geworfen werden, welche bei unseren Hausthieren und Kulturpflanzen Züchtung, Ernährungsweise, Klima und andere äußere Einflüsse hervorbringen. Welcher Art sind diese Abänderungen? Wiegen sie schwerer als diejenigen, durch welche sich, in ein und demselben Rassenstamme, ja in einem und demselben Rassen-Zweige der Menschheit, die einzelnen Individuen von einander unterscheiden? Sind die Unterschiede zwischen dem kleinsten Pony und dem riesigen Müllerpferde, zwischen dem tatarischen Steppengaule und dem edlen Rosse des unedlen Arabiens größer als diejenigen zwischen dem Caucasier-Zwerge Admiral Tom Thumb und dem Caucasier-Riesen Herrn Murphy? zwischen dem Silenen-Kopfe des Hellenen Socrates und dem Apollo-Kopfe seines Stammgenossen Alcibiades? Berechtigt uns der durch Schlemmerei aufgequollene Wanst eines Falstaff diesen als von irgend einem skelettdürren Jockei Großbritanniens der Art nach auseinander und etwa in das Nilpferd zurückfallend anzusehen? Ist von irgend einem neueren Reisenden der Sprößling, selbst der verkommensten Völker, ein Botocude, ein Puri, ein Neuholländer, für etwas Anderes gehalten worden, als für einen Menschen? Können nicht, ohne irgendwie erklärenden Grund, aus ein und derselben Ehe, aus ein und derselben größeren Familie, Kinder hervorgehen mit Habichtsnasen und mit sogenanten Stumpfnasen? Und ist es nicht einzelnen Familien eigentümlich, solche Gegensätze wiederholt, durch Jahrhunderte, aufzuweisen? Aeußert nicht Amerika's Klima einen ganz besonderen, schon in der ersten, von europäischen Eltern dort gebornen Generation erkennbaren Einfluß auf die Bildung und Haltung des Körpers? — einen Einfluß, der den Yankee und Creolen aber keineswegs zu einer anderen Menschen-Art, sondern nur zu einer etwas Weniges abweichenden und ungeübten Augen unsichtbaren Abart umzubilden fähig ist?

Ward endlich auch der Umstand gebührend berücksichtigt, daß viele, vielleicht die Mehrzahl der Varietäten-Merkmale und Eigentümlichkeiten mehr oder minder krankhafter Art sind und sich, der Gicht, der Schwindsucht gleich, als krankhafte Anlagen vererben? Schon die Schädelbildung der von Darwin oft benuzten Tummler-Taube deutet auf einen pathologischen Grund zu dem bekanten Sichüberschlagen im Fluge, wie denn auch das Mopsnasenschaf entschieden an einer Verkümmerung des Oberkiefers leidet, die, durch Erblichkeit vermehrt, zulezt eine Krüppel-Rasse entstehen ließ. Solche Rassen gehen mit der Zeit zu Grunde — nicht weil sie im Wettkampfe ums Dasein von anderen Rassen besiegt werden, sondern weil sie, abnorm gebildet, auf normale Weise sich nicht erhalten können. Entstanden sie ja auch, wol ausnahmslos, in den abnormen Verhältnissen der Domestizität und ist es, zweifelsohne, den Heidschnucken, deren Weibchen ihren Widdern gleich Hörner tragen, sehr gleichgültig, ob bei ihren Vettern, den Merinos, teilweise selbst ungehörnte Schafböcke vorkommen, oder ob Islands Schafe ihr Haupt mit vier bis sechs Hörnern beschweren. Ohne mit ihnen in Berührung zu treten, werden erstere, weil weniger gehätschelt, widrige Einflüsse leichter und sicherer überwinden. Ist ja auch das fast verwilderte Steppenpferd bei weitem dauerhafter, als der Andalusier oder Araber, und sichert somit die Existenz des Pferdegeschlechts viel zuverlässiger, als seine vornehmeren wolerzogenen Stammes-Genossen. Und muß nicht das Geschlecht städtebewohnender Menschen von Zeit zu Zeit durch kräftigere Landbewohner erneuert werden, welche später, zum Teil erst nach Jahrhunderten, in Folge naturwidriger Lebensweise, namentlich zu einseitiger Ausbildung und Benutzung ihrer Organe, auch wieder auf den Aussterbe-Etat gesezt werden?

Fragen wir, was eine so verkehrte Auffassung des wahrhaft Specifischen habe zu Wege bringen können, wie sie Darwins Theorie zum Grunde liegt, oder vielmehr, deren gleich verkehrten Gegensatz sie bildet, so lautet die Antwort: teils kindische Sammelwuth, verbunden mit dem eitlen Bestreben, nicht möglichst lehrreiche, wol aber möglichst artenreiche Samlungen herzustellen, teils eine verschwommen-philosophische und zugleich mathematisch-starre, durchaus unlebendige Behandlung, richtiger Mishandlung, des Lebendigen. Alles, was durch den Odem des organischen Lebens geschaffen ist, bewegt sich innerhalb bestimter Gränzen ausnahmslos der Art, daß, wie abgedroschen bekant, kein Blatt dem andern gleicht, daß, selbst unter Infusorien, kein Individuum in Gestalt, Größe, Färbung einem anderen derselben Species mathematisch gleich und ähnlich ist. Jeder Schäfer lernt sehr bald das einzelne Schaf der ihm anvertrauten Herde kennen und erkent es an seiner Physiognomie, die, stets schafsköpfig, nie auf ganz gleiche Weise schafsköpfig ist. Jede Stubenfliege unterscheidet sich von ihren zudringlichen Schwestern, wie jeder Spatz von seinen lustigen Brüdern durch irgend ein kleines Merkmal, gleichwie jedes Pflänzchen des weißen

Klees, seiner wirklichen Artennatur unbeschadet, von seinen Mitpflanzen durch irgend ein Fleckchen oder irgend eine andere Kleinigkeit abweicht. Unberufene Naturforscher haben aus der gemeinen Stubenfliege, dem allbekanten weißen Klee, dem unverschämten Hausspatz, je funfzig bis sechzig, angeblich neue und angeblich selbständige Arten geschaffen, welche wol von irgend einem Lokalvereine, nicht aber von der Großmacht Natur anerkant werden und die nur dazu dienen, ihre Begründer und Anerkenner lächerlich zu machen. Beruhigend ist es für den demütigen Naturforscher, daß die Heroen der Wissenschaft, ein Haller, ein Linné, ein Cuvier, ein Pallas, auf dergleichen Allotria nie verfielen, sondern dadurch sich auszeichneten, daß sie Zusammengehörendes zusammenzufinden und zusammenzuhalten verstanden. Mit Steinsplittern baut man keinen Kölner Dom, mit Schwefelhölzern kein Linienschiff! Fährt die Wissenschaft fort, nur zu unterscheiden, nur zu trennen, so bereitet sie sich selbst das Grab babylonischer Begriffs- und Sprachverwirrung.

Wenden wir uns jezt einem andern Mittel zu, welches Darwin gebraucht, um den ewigen Wandel zum einzig stabilen Prinzipe der gesamten organischen Natur zu erheben. Der allgemeine Wettkampf ums Dasein wird, nach Darwin, sehr leicht mit Worten zugestanden und, nach seinen Erfahrungen, sehr schwer im Sinne behalten. Freuen wir Mecklenburger uns, daß schon vor 20 Jahren an dieser Stelle jenem in der That rastlosen Kampfe sein unbestreitbares Recht ist zugesprochen worden und wir nicht mehr nötig haben, diese Einsicht blutig zu erkämpfen oder friedlich zu importiren.

Der englische Naturphilosophaster sagt: „Ein Kampf ums Dasein folgt unvermeidlich aus der Neigung aller Organismen, sich in starkem Verhältnisse zu vermehren. Jedes Wesen, das während seiner natürlichen Lebenszeit mehrere Eier oder Samen hervorbringt, muß während einer Periode seines Lebens oder zu gewisser Jahreszeit oder in einem zufälligen Jahre Zerstörung erfahren; sonst würde seine Zahl in geometrischer Progression rasch zu so außerordentlicher Größe anwachsen, daß keine Gegend das Erzeugnis zu ernähren im Stande wäre. Wenn daher mehr Individuen erzeugt werden, als möglicher Weise fortbestehen können, so muß jedenfalls ein Kampf um das Dasein entstehen, entweder zwischen den Individuen einer Art oder zwischen denen verschiedener Arten, oder zwischen ihnen und den äußeren Lebensbedingungen. Es ist die Lehre von Malthus, in verstärkter Kraft übertragen auf das gesamte Thier- und Pflanzenreich; denn in diesem Falle ist keine künstliche Vermehrung der Nahrungsmittel und keine vorsichtige Enthaltung vom Heiraten möglich. Obwol daher einige Arten jezt in mehr oder weniger rascher Zunahme begriffen sein mögen, alle können es nicht zugleich, denn die Welt würde sie nicht fassen."

„Bei Betrachtung der Natur ist es nötig, diese Ergebnisse immer im Sinne zu behalten und nie zu vergessen, daß man von jedem einzelnen Organismus unserer Umgebung sagen kann, er strebe nach der äußersten Vermehrung seiner Anzahl, daß aber jeder in irgend einem Zeitabschnitte seines Lebens in einem Kampfe mit feindlichen Bedingungen begriffen sei und daß große Zerstörung unvermeidlich über Jung und Alt ergehe in jeder Generation oder in wiederkehrenden Perioden. Wird irgend ein Hindernis beseitigt oder die Zerstörung noch so wenig gemindert, so wird in der Regel augenblicklich die Zahl der Individuen stärker anwachsen."

„Abhängigkeit eines organischen Wesens von einem anderen, wie die des Parasiten von seinem Ernährer, findet in der Regel zwischen solchen Wesen statt, welche auf der Stufenleiter der Natur weit auseinander sind. Dies ist oft bei solchen der Fall, von denen man ganz richtig sagen kann, sie kämpfen miteinander auch um ihr Dasein, wie grasfressende Säugethiere und Heuschrecken. Aber der meistens ununterbrochen fortdauernde Kampf wird der heftigste sein, der zwischen den Einzelwesen einer Art stattfindet, welche dieselben Bezirke bewohnen, dasselbe Futter verlangen und denselben Gefahren ausgesezt sind. Bei Varietäten der nämlichen Art wird der Kampf meistens ebenso heftig sein und zuweilen sehen wir den Streit schon in kurzer Zeit entschieden."

„Wenn wir über diesen Kampf ums Dasein nachdenken, so mögen wir uns selbst trösten mit dem vollen Glauben, daß der Krieg der Natur nicht ununterbrochen ist! daß keine Furcht gefühlt wird! daß der Tod im Allgemeinen schnell ist! und daß es der Kräftigere, der Gesundere und Geschicktere ist, welcher überlebt und sich vermehrt!"

So weit wieder einmal Darwins eigene Worte mit alleiniger Auslassung zahlreicher Wiederholungen. Abgesehen von den so eben vernommenen leidigen Trostgründen ist demnach das Hauptergebnis des Kampfes ums Dasein — bei dem Darwin merkwürdiger Weise Unterbrechungen annimt, vielleicht entsprechend den zur Ansamlung neuen Thränenvorraths zwischen den Acten eines Trauerspiels eingelegten Pausen — daß es der Kräftigere, der Gesundere und Geschicktere ist, welcher überlebt und sich vermehrt. Da nun aber, wie männiglich bekant, ungeachtet des gerühmten Keinefurchtfühlens, mindestens jedes thierische Geschöpf den Tod recht herzlich fürchtet, so wird, unvermeidlich, jener instinktmäßige Deus ex machina der natürlichen Züchtung bei jedem einzelnen Geschöpfe, welches ja vervollkommnungsfähig ist, darauf ausgehen müssen, gegen den bitteren Tod möglichst es zu wappnen und zu vertheidigen; demselben folglich durch die schon vorhin und so eben noch ins Treffen geführte schätzbare Methode diejenigen Qualitäten zu verschaffen, deren es unter den obwaltenden, stets bedenklichen Umständen am meisten bedarf. Also zu einer Zeit, die noch keine austernfischende und mit Austernmessern bewaffnete zweibeinige Feinschmecker, sondern erst „mitbewerbende" Krebse und Fische kante, begannen die friedfertigen, damals noch wehrloseren Austern, ihre Schalen sich zuzuzüchten, lebendige Schilder oder zweischalige

Schilderhäuser. Die Schildkröten, die zu Olim's Zeiten sicherlich ebenso Darwinisch unvollkommen, mithin zarthäutig waren, wie die nicht gleichzeitig promovirten oder avancirten gemeinen Kröten es noch heute sind, die Schildkröten also, ihres wolschmeckenden Fleisches sich ebenso bewußt, wie der ihnen feindlich gesinten Land- und Wasser-Raubthiere, umhüllten ihren leckeren Leib und ihr, wenn auch nicht todesfürchtiges, doch zaghaftes Herz mit dreifachem organischem Panzer, breitgedrückten Rippen, großen, derben Hautknochen und darüber noch dem schildpattenen Panzerhemde. Auch sie sind mit ihrer Costümirung nicht gleichzeitig fertig geworden. Einzelne Arten der Schwanenhals-Schildkröten zeigen uns fast nur Schild-Promessen, und die große Lederschildkröte muß noch heute an einem ledernen Koller sich genügen lassen; — ob durch eigene Schuld, ob durch Nichtworthalten des Harnisch-fabricirenden Waffenschmiedes bleibe, mit vielem Anderen, dahingestellt! Das Katzengeschlecht fand es im Laufe der umbildenden oder Umbildung gewähren lassenden Perioden zuträglich, nach heutiger Mode seine Krallen nicht zu stutzen und die Zähne zu starken Spitzhaken auswachsen zu lassen. Irgend welche größere Katzenarten, die durch irgend welche widerwärtige Verhältnisse an irgend welches vorgeschichtliches Darwinsches Meeresufer hinangedrängt wurden und es kraft des ihnen innewohnenden instinktiven Triebes der natürlichen Züchtung voraussahen, daß sie über kurz oder lang das Trockene nicht länger würden behaupten können, suchten im Ringen ums Dasein die Zukunft ihres Geschlechts dadurch zu sichern, daß zunächst die kurzbeinigsten Pantherthiere zu Erhaltern ihrer Art ausersehen wurden und aus deren legitimer Descendenz immer nur die Kurzbeinigsten, Kurzohrigsten und Kurzschwänzigsten das Niederlassungsrecht erhielten, bis endlich, ganz allmälig, gleichfalls ohne jegliche Geschwindigkeit, ein Seehund fertig ward, dem neuen Wohnorte und der neuen Lebensweise trefflichst angepaßt und nur noch durch das gefleckte Fell, den Kopf und die Liebhaberei für Fische an seine Großmuhme, die Katze, erinnernd.

Die Fledermäuse endlich, uns bedenklich nahe verwandt, ursprünglich unbeschwingte Spitzmäuse, von Mardern, Wieseln und dergleichen Drängern auf Erden hart verfolgt, träumten als Mäuslein während einer langen Decembernacht von glücklicheren Zuständen, die ein anderer Aufenthalt, eine etwas veränderte Lebensweise ihnen bringen würde, und trachteten nun, natürlich im Vertrauen auf das ihnen angeborne Vermögen der natürlichen Züchtung, ihre Haut weiter auszudehnen, ihre Arme, Beine, insbesondere aber ihre Finger zu strecken und mit den durch leztere ausgespanten Hautsegeln die Luft zu durchschneiden, immer noch der altgewohnten Insektenkost nachjagend, mit dem einzigen Unterschiede, daß vollkommene, geflügelte Insekten die Stelle der früher verfolgten Maden und Engerlinge ersetzen. Da nun bei dem Wohnungswechsel sich bald ergab, daß in der Luft Weihen und Bussarde unter Umständen ebenso unangenehm sich machen können, wie Ottern und Wiesel auf Erden, so übten die frischgebackenen Fledermäuse schließlich aufs Nachtleben sich ein, bildeten demgemäß ihre Augen aus und versahen Nase und Ohren mit allerhand feinfühlenden und fast einen sechsten Sinn schaffenden, höchst nützlichen, wenngleich höchst garstigen Anhängen. Schade daß leztere denjenigen Menschenkindern fehlen, die ihren Stammbaum directer als andere auf Fledermäuse zurückzuführen haben, bei denen nämlich die Finger immer noch streben, lang zu werden, wobei sie allerdings irrtümlich, statt in die Luft, in unsere Taschen gerathen, und deren Lebenslauf unter dem eisernen Regimente der Carolina durch eine Erhöhung abschloß, welche sie wenigstens in die räumliche Nachbarschaft der Fledermäuse brachte und in passive Luftbewohner verwandelte. Im Hinblicke auf eine so gefährliche Abstammung darf in der That die züchtende Natur gepriesen werden, wenn man seine Anlagen und Neigungen nur von unschuldigen Schafen oder schelmischen Affen abzuleiten hat. Dergleichen Gedanken mögen Schleiden bestimt haben, wie er so willig darein sich fügte, als Mensch und Anthropolog von Affen abzustammen.

Auf Alles mit verdientem Spotte näher einzugehen, was Darwin zur beabsichtigten Begründung seines Lieblingsthemas vorbringt, fehlt es heute an Zeit. Punkt für Punkt ihn zu widerlegen macht der Umstand unmöglich, daß er selbst fortwährend Alles durcheinandermengt, und daß manche seiner Begriffe kaum auseinanderzuhalten sind. So räume ich offen ein, nicht zu verstehen, wie, da Nichts in der Natur zwecklos ist und sein soll, da im Gegenteil die Natur, nach Darwin, vor Allem nach Vervollkommnung trachtet, zwischen seiner Variabilität und seiner Divergenz des Charakters ein wesentlicher Unterschied obwalten könne. Wäre keine Veränderungsfähigkeit vorhanden, so könte auch keine Differenzirung stattfinden und da leztere auch nur darnach trachtet, Alles noch besser zu machen, als es zuvor war, so begreift man wieder nicht, wie dennoch thatsächlich einzelne Arten so unglücklich vervollkommnet werden, daß sie im Kampfe ums Daseins älteren oder jüngeren, vollkommneren und viel unvollkommneren „Mitbewerbern" unterliegen müssen, so gründlich unterliegen müssen, daß sie sogar spurlos verschwinden. Weshalb ist denn die gesamte Urthiers-Descendenz nicht Mensch geworden? An Zeit fehlt es ihr nicht; die natürliche Züchtung — ein Stückchen von dem, was man früher Vorsehung nante — kann es auch nicht versehen haben, dazu ist sie doch wol zu überlegt und zu überlegen! Die äußeren Umstände, die, nach Darwin, heute so wenig vermögen, leisteten vor 2 — 3 Millionen Jahren schwerlich mehr als in der Gegenwart — es vervollkommnet sich ja Alles; verschiedene Schöpfungsperioden gab es nicht; Schöpfungsmomente und Schöpfungsacte nicht einmal ein armseliges Dutzend — und dennoch sehen wir in einer noch jezt lebenden Foraminifere,

einem heutigen Infusorium, unsern Stammvater unverändert erhalten, aber auch so unverändert, daß er keine einzige Verbesserung an sich kommen, durch keine einzige Vervollkommnung sich verlocken ließ; — ein Hyper-Conservativer, für den Streichhölzer, Stiefelknechte, Constitutionen, Guillotine, Revalenta, Hoff'sches Malzextract, Eisenbahnen und Telegraphen gar nicht existiren!

(Schluß folgt.)

---

## Nachrichten.

### Versamlung des kirchlichen Centralvereins in der Provinz Sachsen.

Der vierte October d. J., an welchem unser lieber Verein zum zweiten Male in diesem Jahre in Gnadau zusammen kam, war ein frischer sonniger Herbsttag, nicht so kühl, ja kalt und eisig, wie der Frühlingstag, an dem er seine erste Versammlung hielt, eine frische stärkende Luft, die auch die Geister zu berühren schien, denn wie die Brüder durch die Freude des Wiedersehens in alter Lieb und Treue sich erquickt fühlten, so ging auch ein frischer Lebenshauch durch alle Verhandlungen dies Mal, bei welchen gehaltvolle Vorträge zwar nicht fehlten, aber es war nicht so, wie im vorigen Herbste, wo wir fast nur längere Vorträge hörten, sondern viele lebendige Rede und Gegenrede, bei der es in der Regel auch zu dem erwünschten Abschlusse kam, und immer offenbar wurde, wie wir allesamt auf einem festen Grunde stehen. Wenn je zu befürchten gewesen wäre, daß der Kirchentag, der in Altenburg eben erst getagt, der Zahl unserer Versammlung Abbruch thun würde, so waren etliche der Unsern zwar auch dort gewesen, welche mit betrübten Herzen von den schwächlichen Erklärungen erzählten, zu welchen es dort nur gegen so schmachvolle Angriffe auf die Person unsres hochgelobten Heilandes habe kommen können, und die Art und Weise, wie ein einflußreicher Lehrer der zukünftigen Geistlichen sich über di Leztere ausgelassen, — aber im Ganzen war es, besonders am ersten Tage, eine schöne volle Zahl. Es waren darunter auch einige Nichtgeistliche, hohen und niedrigen Standes, Lehrer der Hochschulen sehen wir selten mehr in unseren Reihen, dagegen erkennen wir es mit dankbarer Freude, daß unser theures Konsistorium nie unvertreten bei unsern Versamlungen bleibt, und auch dies Mal durch seine Vertreter so viel zur Belebung unserer Verhandlungen beitrug. Es waren in unserer Provinz eben erst die neuen Kreissynoden abgehalten worden, welche die Gemüter noch bewegten, und über welche mancherlei Mitteilungen, meist nicht ungünstige, gemacht wurden. Immer anknüpfend an das, was die Herzen am meisten erfüllt, richtete der Vorsitzende, Sup. Westermeier, auch darauf vornämlich, nach gemeinschaftlichem Gesang und Gebete, seine begeisterte Ansprache über Luc. 10, 38—42, aus der wir Folgendes ausheben: Eins ist not, ach Herr dies Eine lehre mich bedenken doch! Das ist eine Bitte, welche wir täglich und zu jeder Zeit sehr angelegentlich zu thun haben, aber zu einer Zeit mehr, als zu der andern, und ich glaube, daß jezt gerade eine Zeit ist, und die Verhältnisse, in welche wir eben eingetreten sind, der Art, daß wir sie ganz besonders zu beherzigen haben. Der Text führt uns in ein Haus, welches dem Herrn gehörte, weil beide Schwestern, Martha sowol wie Maria, Jesum lieb hatten, wie Er sie liebte, Beide Ihm dieneten, jede auf ihrer Weise; und die Erinnerung, welche jene von dem Herrn empfing, betraf etwas, was diesen Dienst anging, und war nicht eine Strafe, wie sie die oft von Ihm zu hören bekamen, die noch nicht an Ihn glaubten. Der hocherhöhte Heiland hat noch ein Haus auf Erden, welches Ihm gehört, seine Kirche, und was er dort der Martha verwies, werden zunächst und recht eigentlich diejenigen zu beherzigen haben, welche Ihm hier dienen. — Wenn der Herr einmal in das Haus der Martha eingekehrt war, so mußte er auch mit leiblicher Nothdurft bedient werden, welchen Dienst ihm Martha erwies. Obgleich nun erhöhet zur Rechten Gottes, hat er noch einen menschlichen Leib, und einen Leib hier auf Erden, das ist seine Gemeinde, seine Kirche. Und dieser Leib bedarf noch heute des Marthadienstes, und es ist kein gutes Zeichen wenn er denselben nicht findet. Wer beklagte es z. B. nicht, wenn keine Marthahand sich regt, um die zerfallenen Wohnungen des Herrn zu bauen und die schmutzigen zu reinigen, so daß sie Bettlerherbergen ähnlicher sehen als dem Palast, da der König der Ehren und seine Braut wohnt! Aber das ist nicht das Einzige, es ist ein ganzes weites Feld, welches die fleißige Martha in unsern Tagen für ihre rastlose Thätigkeit sich erobert hat; mit welchem Eifer, welcher Selbstverleugnung und Aufopferung dient sie den armen hungernden, kranken, verwundeten, gefangenen und verkommenen Gliedern des Herrn in den Werken der innern Mission! Wie jeder Leib ist auch der Leib des Herrn ein Organismus, er hat eine organische Gestalt und will eine solche haben. Wer mag es beschreiben, welche Mühe und Arbeit von den ersten Tagen der Kirche an die arme Martha um ihre Gestaltung und Verfassung gehabt, und in welche Kämpfe sie sich darum verwickelt hat! Von andern Seiten noch getrieben, ist sie heute aber fast außer Athem in diesem Dienste des Herrn; sie ist so echauffirt, daß man ihr Angesicht kaum noch kennt, und oft nicht weiß, ob sie noch Martha ist, weil sie sich wie eine Feindin gebehrdet. Man denke an die Vorgänge in Hannover und Baden! Wir aber, meine Brüder, kommen eben her von den ersten Kreissynoden, unsere Herzen sind noch voll von den ersten Eindrücken, die wir dort empfangen haben, voll Furcht oder Hoffnung stehen wir vor einer ungewissen Zukunft, in der wir doch handeln sollen, und es wird Zeit sein, daß wir die Erinnerung vornehmen, welche der Herr der Martha gibt, daß wir meiden, was schädlich ist. Es ist die äußere eigenwillig. Geschäftigkeit. Daß Martha dem Herrn dienete, das hat er ihr auch nicht verwiesen, aber es heißt: „Sie machte sich viel zu schaffen, Ihm zu dienen." Der rechte Dienst ist der, daß die Augen der Knechte sehen auf die Hände ihrer Herrn und die Augen der Magd auf die Hände ihrer Frauen, und wie sie winken, in einfältigem und züchtigem Gehorsam den Befehl vollbringen. Das macht den Dienst auch leicht. Aber Martha machte nach eigner Wahl sich viel zu schaffen, lief hin und her, Trepp auf, Trepp ab, hatte so viel Sorge, Mühe und Noth, und konnte nicht fertig werden, so daß sie auch zum Herrn sagte: Fragst du nicht darnach, daß meine

Schwester allein mich läßt dienen? Sage ihr doch, daß sie es auch angreife.“ Weshalb der Herr mit aufgehobenem Finger zu ihr sprach: „Martha, Martha, du hast viele Sorge und Mühe!“ Ich fürchte, daß diese Art von Geschäftigkeit sehr die Signatur unserer Zeit ist. Dr. Mayer gab seiner Zeit eine Schrift gegen Aug. Herm. Francke heraus unter dem Titel: „Das durch die geschäftige Martha, und nicht, wie vorgegeben wird, durch die das beste Theil erwählende Maria seinen Unterhalt suchende Waisenhaus in Halle.“ Der Vorwurf war gewiß unberechtigt, und eben so unberechtigt sind viele Vorwürfe ähnlicher Art, welche gegen den Marthadienst der innern Mission von manchen Seiten erhoben sind, doch mögen diejenigen, welche diesen Dienst über jeden andern zu erheben geneigt sind, die Warnung des Herrn nicht unbeachtet lassen. Wenn wir aber sehen, wie verfassungssüchtig unsere Zeit überhaupt ist, welch ein fieberhaftes Treiben sich um die Verfassungen sammelt, wie schnell sie bald aufgerichtet und umgestürzt werden: so ist sehr zu befürchten, daß auch der Dienst, welcher dem Herrn durch diese neuen Kirchenverfassungen überall soll erwiesen werden, aus jener Vielgeschäftigkeit hervorgeht, welche den Herrn zu der Warnung veranlaßte: „Martha, Martha, du hast viele Sorge und Mühe!“ Und um so mehr das, als wir gewahr werden müssen, daß die vielgeschäftige Martha dieser Zeit sich sehr unzufrieden äußert über Maria, welche unter dieser ruhelosen Bewegung lieber noch still sitzen möchte zu den Füßen ihres Herrn und der Zeit warten, bis der Herr zu handeln gebietet. — Was ist es aber, das Martha bewegt, sich so viel zu schaffen zu machen und mit solcher Unruhe umherzufahren? Im Grunde ist es doch nur das sehr große Vertrauen, was sie auf ihre Werke setzte. Sie sind ihr so wichtig, daß Maria auch ablassen soll von ihrem andächtigen Zuhören und den Herrn vergessen soll über den Herrn. Die Werke müssen ja auch geschehen; dem Herrn muß ein Haus gebaut und sein Gebäude muß gepflegt werden, auch muß daran gearbeitet werden, daß der Leib des Herrn eine Gestalt gewinne. Es ist ja nicht zu leugnen, daß eine gute Einrichtung der Kirche das Glaubensleben sehr fördern, und eine schlechte sehr hindern, ja viel Unheil anrichten kann. Aber eben so sehr hat die Erfahrung aller Zeiten bewiesen, das unter allen Formen das christliche Leben hat gedeihen können, weshalb die Form es nicht ist, von der das Heil kommt. Aber die Martha hat es nie geglaubt und glaubt es auch jezt nicht. Die Form und das Werk soll's thun. Daher die maßlosen Anpreisungen bald des Papismus, bald des Independentismus, bald der Episcopal- bald der Presbyterial-Verfassung, und es ist keine Secte, welche in ihrem Werk nicht das Heil erblickte. Und stets wird die Maria, die den Herrn allein anblickt, gescholten, daß sie nicht auch mit in das hitzige Getreibe eingreift.

Aber von ihr haben wir eben zu lernen, was unter den Gefahren dieses Marthadienstes uns zu thun obliegt. Von ihr heißt es: „Sie setzte sich zu Jesu Füßen und hörte seiner Rede zu.“ Der unruhigen eigenwilligen Geschäftigkeit gegenüber sehen wir hier die gesammelte stille Hingebung an den Herrn und sein Wort. Wie selten sind diese stillen Marienselen überhaupt, besonders aber zu dieser Zeit! Und doch ist allein der Herr Jesus der Weg, die Wahrheit und das Leben — der Weg bei allen Umwegen und Nebenwegen, welche Martha nimmt, die Wahrheit bei allem prunkenden Schein der Formen und Werke, das Leben und die Kraft bei den ohnmächtigen Anstrengungen menschlichen Vielthuns! Und ist durchaus in keinem Andern Heil und kein Name sonst gegeben, darin das wahrhafte ewige Gut möchte gefunden werden. Und wie durch seine Rede und Wort die Welt gemacht ist, so wird auch allein durch dasselbige sein Haus und Gemeinde geschaffen, welche auch die Pforten der Hölle nicht überwältigen sollen, und nur so weit sein Wort recht erfaßt, erkannt und befolgt wird, genau und gerade, wie es lautet, ist auch die Gewähr vorhanden, daß alles wol begründet ist und besteht. Die gesammelte und ganze Hingabe an Ihn und Sein Wort ist daher die Grundbedingung alles Wolgelingens in seinem Dienste. Der funfzehnte Artikel der Augsburger Confession schreibt von Kirchenordnungen, daß man die Gewissen nicht damit beschweren solle, als sei solch Ding nöthig zur Seligkeit, und das gilt von allen zeitlichen Einrichtungen und Verfassungen der Kirche, allen ihren Formen und Werken. Was aber nöthig ist, das ist der Glaube, denn wo der lebendige Glaube wirksam ist in einer Gestalt, Form und Werk, da sind diese nicht allein dem Herrn gefällig, sondern auch nicht mehr Schein, sondern Kraft und Leben, und das gute Teil ist auch vorhanden, das nicht von Maria genommen werden soll. Gleichwie der Leib der Erden, welchen der Sohn Gottes in seiner zeitlichen Erscheinung trug, am Kreuz zerbrochen ist, so wird auch die zeitliche Gestalt seiner Kirche aufhören, und nicht Papst, noch Bischof, noch Presbyterium, noch Independent, noch Quäker, und was es sonst der Art sei, aber der lebendige Glaube, so weit alle diese ihn gehabt haben, dies gute Teil wird bleiben, denn er wird das ewige Erbe im Himmel erlangen.“

Nachdem die Versamlung den ersten Vers des Liedes: „Eins ist noth, ach Herr, dies Eine lehre mich bedenken doch“ gesungen, nahm Pastor Ahrendts aus Ilsenburg die in der vorigen Conferenz von ihm aufgestellten Thesen über Kirchenverfassung wieder auf, um die damals abgebrochenen Verhandlungen zum Abschluß zu bringen. Er hielt zunächst einen längern Vortrag, in welchem er in großer Ausführlichkeit seine dort kurz dargelegte Ansicht zusammenhängend noch einmal vorstellte, aus dem wir nur das Wesentliche hier mitteilen können. Er begann damit, daß er sich gegen den ihm oft gemachten Vorwurf des Katholisirens verwahrte. Entschieden wies er ihn in so fern zurück, als er bedeuten sollte ein Liebäugeln mit Rom, eine Bewunderung der römischen Hierarchie und ihres Kultus und einen unzufriedener Tadel des eignen evangel. Haushalts. Er kämpfe als ein guter evangelisch-lutherischer Christ freudig unter der Fahne der Augsburgischen Confession, und begehre nicht das Haus, da er geboren sei, zu verlassen. Wenn man aber unter Katholisiren jene Richtung verstehe, welche der unvergeßliche Stahl so ritterlich vertreten, jene Richtung, welche auch das Wahre und Gute in der andern Kirche nicht verkennen wolle, das ewige Recht, das den Gestaltungen beider Kirchen zum Grunde liege, in Liebe aufsuche, den Einen christlichen Glauben im Gegensatz zu den geistigen Mächten der Finsternis als den Punkt, wo die Herstellung der zerrissenen Mauern der una sancta beginne, vor Augen stelle; die Richtung, welche den Independenten unserer Tage, ob sie im Lager der altlutherischen Unterspaltung oder im Lager der evangelical alliance oder in der Partei der protestantischen Kirchenzeitung sich finde, ein Dorn im Auge sei und als katholisirend gebrandmarkt werde, so rechne er es sich zur Ehre an, zu seinem bescheidenen Teil diesen Namen tragen zu dürfen. Sodann sieht er sich genötigt, den ihm weiter gemachten Vorwurf, daß er der Frage nach der äußern Gestaltung und Rechtsverfassung der Kirche ein zu großes Gewicht beilege, in eine Anklage gegen die Geistlichen zu verwandeln. Diese haben in den lezten Zeitläuften großen Teils

die Ordnungen Gottes auf dem Gebiete des Staats und der Politik in ehrenwerthem conservativen Sinne manhaft verteidigt, sie haben die ewigen Wahrheiten in der Lehre, im Cultus, in christlicher Volkssitte und Kunst wieder gesucht und so viel Herrliches gefunden, aber die dritte Seite des kirchlichen Lebens, die Verfassungs- und Rechtsseite haben sie viel zu wenig ihrer Forschung unterworfen und ihrer ganzen Teilnahme, wie sie es verdient, gewürdigt. Indem er nun zur Sache kommt, führt er mit vieler Bezugnahme auf Lechler (Rechtfertigung der Lehre von der göttlichen Stiftung des Amtes) aus, daß die Episcopalverfassung, wie sie sich naturgemäß und mit Nothwendigkeit aus dem von dem Herrn gestifteten Apostolat und Presbyteriat entwickelt und im Primat zugespitzt habe, die der Kirche und dem Reiche Gottes adäquate sei. Dabei weist er zunächst hin auf den Organismus des Reiches Gottes, wie er dargestellt werde in allen Gleichnissen, welche das Wort Gottes davon gebrauche, und der sich nicht denken lasse ohne eine mannigfache Gliederung. Und wie die positive Erfahrung sich anschließe an die allgemeine und ursprüngliche Offenbarung Gottes in der Welt, und hier Gott nicht unmittelbar wirke, sondern seine Macht und Werk stufenmäßig übertrage an die von ihm bestellten Organe, so ruhe auch das heilige göttliche Leben nach seiner innern und äußern Seite auf dem Gesetze der Handreichung und Stellvertretung durch alle Faser und Gesenke hindurch. Ref. betonte, der Sache näher tretend, die Unzertrennlichkeit beider Oeconomien, des A. und N. T. und suchte nachzuweisen, wie die Aemter des A. T. im N. T. wiederkehren müssen, nur in viel herrlicherer Gestalt, wie das Priestertum des A. T., anfangend vom allgemeinen Priestertum des ganzen Volkes, sich durch die Stufen der Leviten und Priester hindurch zum Hohenpriestertum erhoben, so stelle auch das neutestamentliche Amt der Versöhnung ein solches gegliedertes Gebäude dar, dessen unterstes Schoß von dem gesamten christlichen Volke im engern Sinne gebildet werde, über welchem dann die Stufen des niedern Dienstes an dem Heiligen, der Diakonie, des eigentlichen Amtes am Wort und Sacrament, oder des Presbyterats, und der einheitlichen Zusammenfassung dieses Amts im Episcopat sich erheben. Wie Gott in weltlichen Dingen eine Obrigkeit einsetze, die ihre Gewalt nicht von Menschen, sondern von Ihm habe, so müsse er auch für geistliche Dinge Haushalter einsetzen, die ihre geistliche Gewalt von Ihm, und nicht von Menschen haben. Und die göttliche Einsetzung und Geschichte des einen Amts dient der des andern zum Siegel. Sei das Apostelamt vom Herrn eingesetzt, so seien auch die andern Aemter, die aus dem Apostolat sich entwickelt haben, göttlicher Einsetzung. Das erste mit dem Apostolate unzertrennlich verbundene und conform dem Alttestamentlichen Aeltestenamte von den Aposteln sanktionirte Amt sei das Presbyterat, unser eigentliches Pfarramt, dessen Funktionen in der Lehre, der Seelsorge und der Kirchenzucht bestehen. In natürlich notwendiger Weise sei mit dem Bedürfnis der Leitung gemeinsamer Amtstätigkeiten in einem bestimmten Kreise von Presbytern das Amt eines Vorsitzenden, des Episcopus, erwachsen. So fern das Episcopat nicht auf einer bestimmten gesetzlichen Vorschrift des Herrn beruhe, könne man mit den Reformatoren sagen, es sei nicht von Christo eingesetzt; so fern es aber mit Notwendigkeit aus dem von Christo und seinen Aposteln gestifteten apostolischen und Presbyteramte erwachsen sei, habe es ein göttliches Recht des Bestehens. Ref. weist aus den Funktionen, welche dem Timothens und Titus übertragen waren, nun noch näher nach, daß sie wirklich ein Amt führten, wie es die spätern Bischöfe hatten. Einstimmig bezeugen die Kirchenväter, daß Jacobus der erste Bischof von Jerusalem gewesen war, und daß ihm Symeon, ein Vetter des Herrn, gefolgt sei. Ref. kommt dann auf Cyprian, der die Bischöfe geradezu Apostel nenne, dem die Einheit der Kirche sich im Episcopat dargestellt, und der in diesem eine Bürgschaft für jene gesehen habe. In diesem Zuge nach Einheit der Kirche und in dieser immer mehr einer einheitlichen Spitze zudrängenden Bewegung und Entwickelung des Episcopats habe nichts Verwerfliches gelegen, sondern etwas Nothwendiges, Naturgemäßes, und darum, weil die Anfänge vom heiligen Geist gegeben waren, etwas Gottgewolltes.



Nun aber führte Ref. zweitens aus, wie durch die Misachtung des allgemeinen Priestertums aller Christen, ferner durch die Unterdrückung der Selbständigkeit des niedern Clerus, und durch die daraus folgende Ueberspannung der Episcopal- und Papal-Gewalt die Episcopalverfassung verrückt und der Absolutismus des päpstlichen Regiments (Curialsystem) hervorgerufen sei. Die Reaction der Bischöfe gegen diese Ausartung habe wenig vermocht, weil ihre Gewalt nach unten eben so drückend souverain gewesen, als diejenige, welche von oben her ihnen wehe gethan hatte.

Drittens bestrebte er sich zu beweisen, daß, obschon der Kampf Luthers und seiner Mitstreiter anfangs nicht blos das Curialsystem, sondern auch die bischöfliche Verfassung beseitigen zu wollen, den Anschein habe, doch die lutherischen Reformatoren da, wo sie zum Bauen und Ordnen übergingen, keine anderen Baupläne vor Augen gehabt haben, als solche, die mit einer geläuterten Episcopalverfassung im Einklange standen. Dazu bemerkt Ref., es sei eine Art von protestantischem Dogma, zu glauben, die Reformatoren hätten die ganze Verfassungsfrage für ein adiaphoron erklärt, was man behandeln kann, wie man wolle. Allerdings habe Luther in der Sturm- und Drangperiode von 1517—22 in Opposition gegen das besondere Priestertum das allgemeine Priestertum in einer Weise betont, daß er in seiner Schrift vom Misbrauch der Messe „mit unwidersprechlicher Schrift beweisen wolle, daß das einige wahre Priestertum und Predigtamt allen Christen gemein sei," aber nicht diese einzelnen Aussprüche des Reformators, ausgestoßen in dem gewaltigen Kampfe und Gegensatz gegen Rom, sondern die in der ruhigen Thätigkeit des Aufbauens und Neubauens, des Bekennens, Ordnens und Sammelns gegebenen Zeugnisse seien hier entscheidend. Ref. bringt nun solche Zeugnisse bei: zunächst aus den Bekentnisschriften, wo er besonders auf den 28. Artikel der Augustana und das 14. Cap. der Apologie verweiset, sodann aus vertraulichen Aeußerungen der Reformatoren in Briefen, wo er besonders den Brief Melanchtons an Camerarius in Betreff des 28. Artikels der Augustana citirt, in welchem er mit dürrem Worten sage: das ganze kirchliche Regiment und ihre Dignität gebe ich den Bischöfen zurück, und hinzu setzt: „Möchte ich, o möchte ich doch nicht zwar die Herrschaft, wol aber die Leitung der Bischöfe herstellen können, denn ich sehe, welche Kirche wir haben werden, wenn die Kirche aufgelöst ist. Ich sehe, daß nachher eine weit unerträglichere Tyrannei sein wird, als jemals vorher gewesen." Noch angelegentlicher weist er auf die Kirchenordnungen hin, die zum Teil aus den Händen der Reformatoren selbst hervorgingen.

Leider habe, bemerkt nun viertens Ref., was die Reformatoren in Bezug auf die Verfassung der lutherischen Kirche gewollt und geordnet haben, nur eine dürftige Ausführung gefunden. Die sich immer absoluter ausbildende Fürstenmacht, die Beschränkung durch

territoriale Landesgrenzen und die Erschlaffung des kirchlichen Lebens haben das Wachstum und die gedeihliche Ausbildung der lutherischen Episcopalverfassung gehindert. Die drei Stufen der abwärts führenden Entwicklung der kirchlichen Verfassung werden bezeichnet als Episcopalsystem, Territorialsystem und Collegialsystem. Ref. giebt eine ziemlich ausführliche Charakteristik dieser drei Systeme. Eine unabweisliche Consequenz des Collegialsystems, bemerkt er, sei, daß die Mitglieder der Gemeinde auch thatsächlich in den Besitz der Kirchengewalt gesetzt werden durch Synoden. Dies sei aber die äußerste Verkehrung des Wesens der Kirche; sie sei so nicht mehr die gottgestiftete Anstalt, welche die Menschen in sich aufnehme, ihr Gesetz und ihren Inhalt, erhaben über menschlichen Willen, aus der göttlichen Stiftung in sich trage. An die Stelle der Ordnung Gottes trete der Beschluß der Kopfzahl. So wenig jedoch ein menschlicher Organismus einem Rechenexempel gleiche, also, daß ein oder mehrere falsche Principien alsbald den ganzen Menschen zerstören, indem vielmehr die relative Kraft und Gesundheit einzelner Glieder erfolgreich reagire, so sei es auch mit dem Organismus der ev. lutherischen Kirche; wir haben noch relativ gesunde und zur Reaction berufene und befähigte Partien in der kranken Constitution unsres kirchlichen Organismus, in erster Linie die Superintendentur, in zweiter das Pfarramt.

Und so schließt Referent nun in der fünften These: Von der geistlichen und kirchlichen Art, wie die Superintendenten und Generalsuperintendenten ihr Amt und die ihnen trotz vieler Beschränkungen noch gebliebenen Befugnisse auffassen, wie sie die Seelsorge über die ihnen anvertrauten Geistlichen üben, wie sie die Visitationen und Diöcesan-Synoden halten, wie sie in den Kreis-, Provinzial- und Landessynoden die geschichtliche Tradition unserer lutherischen Kirche und Lehre Cultus und Lebensordnungen schützen und verteidigen werden, und von der Art, wie sie dabei von den Pastoren Unterstützung und Gehorsam finden werden, wird es abhängen, ob wir Schritt für Schritt wieder erobern werden, was uns auf dem Gebiete der Verfassung not ist.

Es war wol sehr natürlich, daß ein Vortrag, welcher mit einer solchen Entschiedenheit eine sonst schon vielfach bestrittene Ansicht verfocht, in der Versammlung eine sehr lebhafte Besprechung hervorrief. Zunächst wurde die historische Aufstellung bestritten, daß die Reformatoren die Episcopalverfassung als die beste und gottgewollte angesehen hätten. Um des Friedens willen hätten sie es wol gern gehabt, wenn die Bischöfe die Predigt des Evangeliums freigegeben hätten; da dazu aber gar keine Aussicht war, so waren sie froh, daß die Fürsten in ihre Stelle traten. Hätten sie das für ein Unrecht erkant, so hätten sie sich selbst widersprochen, indem sie die Fürsten die Kirche auf dem Reichstage zu Augsburg vertreten ließen. Auch Melanchthons Meinung in dem Briefe an Camerarius sei nicht die gewesen, daß neue Bischöfe eingesetzt werden sollten, sondern die Pastoren sollten nur unter einer bischöflichen Aufsicht stehen, wie sie die von den Fürsten eingesetzten Superintendenten übten. Und Luther habe sich in seinem Alter noch gefreuet, als er aus Hessen erfuhr, daß die Gemeinden in eine Mitthätigkeit gezogen seien. Dagegen wurde freilich wieder bemerkt, daß die Reformatoren doch die Episcopalverfassung im Auge behalten hätten, nur aus Not hätten sie sich an die Fürsten gewandt und ihnen nicht die bischöfliche Gewalt übertragen wollen, wozu sie auch kein Recht hatten; sie hätten Bischöfe haben wollen, aber solche, wie sie in der Schrift sich fänden, der Name dürfe uns nicht beirren, die Superintendenten seien die ev. Bischöfe. Dies gab Ref. auch gern zu; er habe ja von der Depravation des katholischen Bischofsamts gesprochen und dargethan, daß eine Reaction dagegen habe eintreten müssen. Luther habe nur darum keine Bischöfe mit ihrer vollen Amtsgewalt eingesetzt, weil er keinen ausdrücklichen göttlichen Befehl in der h. Schrift dafür gefunden habe, denn er sei immer zaghaft gewesen, wenn er kein klares und bestimtes Gottes Wort unter den Füßen gehabt hätte. Nun aber erhob sich eine andere gewichtige Stimme, welche dem Hauptzweck des gehaltenen Vortrags, die bischöfliche Verfassung als die allein dem Reiche Gottes adäquate zu behaupten, geradezu entgegentrat. Der Redner sprach zwar auch sein Bedauern über den Untergang dieses alten ehrwürdigen Instituts aus und bemerkte, daß er ganz einverstanden sei, daß man die Ueberreste desselben pflegen müsse. Aber es sei ihm bedenklich, eine bestimte Verfassung als die allein berechtigte hinzustellen, wenn doch der Herr eine solche nicht ausdrücklich angeordnet habe. Trotz aller Empfehlungen derselben, trotz aller Aussprüche selbst der Reformatoren sei die Geschichte doch einen andern Weg gegangen; die Verhältnisse haben die Verfassung stets modificirt. Es sei nicht rathsam, sehnsüchtig auf etwas zurückzuschauen, was uns versagt sei; es könne nur unsre Aufgabe sein, das zu stärken, was uns geblieben. Wir haben jezt das Institut der Konsistorien, der Superintendenten, zu denen auch in den neuesten Tagen die Synoden getreten seien. Er halte dafür, daß in dem gemeinschaftlichen Zusammentreten und Berathen auch etwas liege, was unserer Zeit not thue, und er müsse bitten, daß die Geistlichen allen Fleiß daran wenden, auch dieses neueste Institut mit Treue zu pflegen. Als Ref. dieser Ausführung großenteils doch nicht beistimmen mochte, wurde von eben jenem Redner ihm aufs Neue zu bedenken gegeben, was eine Declaration, daß die bischöfliche Verfassung die der Kirche allein angemessene sei, für einen lezten Zweck habe. Dieselbe würde in einen directen Gegensatz gegen die bisherige Entwicklung der Kirche treten, und in keinem Falle würde daraus folgen, daß man das Vorhandene pflegen und stärken solle. Und eine solche Declaration zu geben, müsse eine Versamlung, wie die Gnadauer, sich zehn Mal bedenken. Ein Bruder sezte noch hinzu, die schließliche Consequenz von dem vertheidigten System würde doch der Primat sein, und der wäre in der Ev. Kirche doch noch nicht dagewesen. Er sehne sich auch nicht darnach, denn er wolle nicht blos regiert, sondern auch geweidet werden.

(Fortsetzung folgt.)

---

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz in Berlin. Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

# Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1864. Mittwoch den 9. November. № 90.


## Die Darwinsche Theorie.

(Schluß.)

Sollte dieses Fortbestehen so vieler lieben Angehörigen auf niedrigsten, niedrigeren und einfach niedrigen Entwickelungsstufen vielleicht nur dazu dienen, unseren historischen Forschungstrieb zu wecken und Darwinisch zu befriedigen? Vertritt es nur die Stelle eines Familien-Archivs? Oder soll es etwa pädagogisch auf uns einwirken, und, im Gegensatze zu dem bekanten: „eritis sicut Deus!“ uns in die Ohren raunen: „fuistis sicut infusoria?“ Ich räume ein, daß diese Predigt zur Demut führen könne, vermag aber nicht dafür einzustehen, daß sie nicht das Gegenteil bewirke. Es liegt keine geringe Versuchung zur Ueberhebung darin, wenn man berechtigt ist zu sagen: seht, solch ein elendes Infusorium war ich einst — und nun bin ich, wenngleich nicht lediglich durch mein Verdienst, sondern unterstützt vom Kampfe ums Dasein, Divergenz des Charakters und natürlicher Züchtung, ein Mensch, ein Europäer, ein halber Naturphilosoph, wol gar ein ganzer Staats-Anthropolog!

Durch welche und durch wie unzählige Wenns und Abers Darwin es versucht hat, das gleichzeitige Bestehen aller im Laufe der Zeiten zu Stande differenzirten Formen mit dem allgemeinen Umwandlungs- und Vervollkommnungstriebe einigermaßen in Einklang zu bringen, kann heute nicht erzählt werden. Man lese Darwins Buch oder durchdenke jede beliebige Liste von Ordensrittern erster, zweiter, dritter und vierter Klasse. Beides wird Gleiches leisten. Nur das Eine glaube ich in Wahrheit versichern zu dürfen, wenn man über Einflüsse und Einwirkungen, über Haupt- und Neben-Umstände in solcher Weise verfügen kann oder will, wie Darwin es gethan, so ist man auch im Stande, aus Blei Gold, aus heute Morgen zu machen.

Eine kurze Betrachtung müssen wir schließlich über die Darwin'sche Lehre von Erschaffung einiger weniger Grundformen anstellen, aus welchen „nach der Theorie der natürlichen Züchtung“ durch Häufung aufeinanderfolgender geringer Abänderungen, durch Divergenz des Charakters, durch Gebrauch und Nichtgebrauch der Organe u. s. w. u. s. w. die ganze lebendige Schöpfung hervorgegangen ist. Verlockend mögen Manchem die Worte klingen, mit denen Darwin seine Annahme weniger Grundformen, je nach Umständen einer einzigen, mundgerecht zu machen sucht. Er sagt (S. 524): „Es ist anziehend beim Anblick eines Stückes Erde, bedeckt mit blühenden Pflanzen aller Art, mit singenden Vögeln in den Büschen, mit schaukelnden Faltern in der Luft, mit kriechenden Würmern im feuchten Boden, sich zu denken, daß alle diese Lebensformen, so vollkommen in ihrer Art, so abweichend unter sich und in allen Richtungen so abhängig von einander, durch Gesetze hervorgebracht sind, welche noch fort und fort um uns wirken. Diese Gesetze, im weitesten Sinne genommen, heißen: Wachstum und Fortpflanzung, Vererbung mit der Fortpflanzung, Abänderung in Folge der mittelbaren und unmittelbaren Wirkungen äußerer Lebensbedingungen und des Gebrauchs und Nichtgebrauchs, rasche Vermehrung bald zum Kampfe ums Dasein führend, verbunden mit Divergenz des Charakters und Erlöschen minder vervollkommneter Formen. So geht aus dem Kampfe der Natur, aus Hunger und Tod, unmittelbar die Lösung des höchsten Problems hervor, das wir zu fassen vermögen, die Erzeugung immer höherer und vollkommnerer Thiere. Es ist wahrlich eine großartige Ansicht, daß der Schöpfer den Keim des Lebens, das uns umgibt, nur wenigen oder nur einer einzigen Form eingehaucht habe, und daß, während dieser Planet den strengen Gesetzen der Schwerkraft folgend, sich im Kreise schwingt, aus so einfachem Anfang sich eine endlose Reihe immer schönerer und immer vollkommnerer Wesen entwickelt hat und noch fort entwickelt.“

Einige Seiten vorher (S. 514) hatte Darwin schon geäußert: „Ich kann nicht glauben, daß die in diesem Buche aufgestellten Ansichten gegen irgend wessen religiöse Gefühle verstoßen sollten. Es möge die Erinnerung genügen, daß die größte Entdeckung, welche der Mensch jemals gemacht, nämlich das Gesetz der Gravitation, von Leibnitz angegriffen worden ist, weil es die natürliche Religion untergrabe und die offenbarte verläugne. Ein berühmter Schriftsteller und Geistlicher hat mir geschrieben, er habe allmälig einsehen gelernt, daß es eine ebenso erhabene Vorstellung von der Gottheit sei, zu glauben, daß sie nur einige wenige der Selbstentwickelung in andere und notwendige Formen fähige Urtypen geschaffen, als daß sie immer wieder neue Schöpfungsacte nötig gehabt habe, um die Lücken auszufüllen, welche durch die Wirkungen ihrer eigenen Gesetze entstanden seien!“

Nun, de gustibus non est disputandum, ist schon ein

alter Spruch! Der eben mitgeteilen highly recommandable reference eines most reverend clergyman, wodurch Darwin gegen dogmatische Pfeile der englischen Hochkirche hoffentlich gesichert wird, durch welche er sich selbst aber kein glänzendes Zeugnis seiner Urteilskraft erteilt hat, stelle ich zunächst die Bedenken entgegen, welche Darwins deutscher Uebersetzer, der vor Kurzem verstorbene berühmte Heidelberger Paläontolog Bronn, in einem Nachworte ausspricht. Derselbe sagt (S. 546): „Offenbar muß entweder ein ganzes Natursystem von Wesen auf einmal geschaffen worden sein, oder sie müssen sich von einem tiefen Punkte an aufwärts ganz allmälig, aber massenhaft entwickelt haben. Herr Darwin hat es jedoch sogleich gefühlt, daß jene seine Annahme noch mislicher ist, als die einer gleichzeitigen Erschaffung aller Wesen, die er bekämpft; daher er etwas später sich mit einer Urpflanze und einem Urthiere, ja sogar mit einem einzigen Ur-Organismus begnügen will, welchem der Schöpfer das Leben eingehaucht habe. (S. 518.) Die Bedürfnisse dieses einzigen erschaffenen Individuums, von welchem die ganze lebende Natur abstamt, müssen dann freilich sehr klein gewesen sein; — es war zweifelsohne nur eine Fadenalge oder etwas der Art, die sich ihre Nahrung aus unorganischen Elementen selbst bereiten und sich selbst befruchten mußte. Aus ihr und ihren Nachkommen konten lange Zeit nur vegetabilische Formen entstehen, bis genug organische Materie vorhanden war, um auch Thiere, selbst der unvollkommensten Stufe, zu ernähren."

„Aber immer ist noch ein persönlicher Schöpfungs-Act für dieses eine organische Wesen nötig, und wenn derselbe einmal erforderlich, so scheint es uns ganz gleichgültig, ob der erste Schöpfungs-Act sich nur mit einer oder mit 10 oder mit 100,000 Arten befaßt, und ob er dieses nur ein- für allemal gethan oder von Zeit zu Zeit wiederholt hat. Es fragt sich nicht, wie viele Organismen-Arten der persönliche Schöpfer ins Leben gerufen, sondern ob es überhaupt jemals nötig sein kann, daß dieser eingreife in die wundervollen Getriebe der Natur und statt eines bewegenden Naturgesetzes aushelfend wirke? Wenn Herr Darwin die organische Schöpfung überhaupt angreift, so muß er nach unserer Ueberzeugung auch auf die Erschaffung einer ersten Alge verzichten!"

So weit der Uebersetzer Darwins, der gewissenhafte Bronn! Seine Bemerkungen sind treffend und bedürfen keiner weiteren Begründung. Untersuchen wir deshalb nur noch, wozu und wodurch Darwin darauf verfallen konte, vom Schöpfer blos einige wenige Grundformen, ja sogar nur eine einzige, zu verlangen, und zu diesem Zwecke „so viel Lärm" zu machen. Zunächst also: **Wozu** der Lärm? Wollen wir nur deshalb den Schöpfer und Erhalter aller Dinge mit der Erschaffung und Erhaltung einer mannigfaltigen, vielgestaltigen Thier- und Pflanzenwelt nicht bemühen, weil wir ihn zu hoch achten? Oder trauen wir demselben die Fähigkeit nicht zu, durch sein Wort seine Welt, so wie sie ist, mit einem Male herzustellen? Angenommen, Darwin vertraue seinem Schöpfer und habe es demselben mittelst seiner Adoptiv-Theorie nur recht bequem machen wollen, wir wüßten also, wozu er selbst sich so abgequält habe, so bleibt uns eine Antwort darauf zu suchen, wodurch Darwin berechtigt ward, den Schöpfungsact so zu vereinfachen, so simpel ihn sich zu denken. Lassen wir die, weil organische, also auch geduldige Welt der Thiere und Pflanzen aus dem Spiele, und fragen nur, ob die übrige Schöpfung uns berechtige, den von Darwin vorläufig noch zugestandenen Schöpfungsact so sehr zu simplifiziren. Ein einziger Raum existirt allerdings nur, ganz so gewiß, wie es nur eine Zeit gibt, aber Was füllt den Raum? Ein einziges Nichts? Nur ein einziger Weltkörper oder etzliche? Nur eine Art Weltkörper oder verschiedenartige? Und diese Verschiedenen und einigermaßen Zahlreichen — die wir doch kaum werden wegdisputiren können — wie entstanden sie im Laufe der Aeonen? Der erste, wenn es überhaupt einen ersten Stern gab, hatte, unfehlbar als ältestes Sternen-Ich, dem allgemeinen Nicht-Ich sich gegenübergesezt. Die folgenden Himmelskörper wurden vielleicht schon durch Teilung erzeugt, verbunden mit Differenzirung? Und woraus bestehen die Gestirne? Aus einer einzigen, absolut einfachen Materie, einem sogenanten Elemente? Oder wurden sie aus mannigfaltigem Stoffe gebildet? Und wenn, wie es die Vereinfachungstheorie, consequent gehandhabt, nicht anders zuläßt, beim Anfange aller Dinge nur ein Element vorhanden war, wie gelangen wir zu den 60—70 übrigen? Vielleicht, da Alles der Zeit nach so lang bemessen werden muß, durch Langeweile? Man denke sich nur, was das heißt, Billionen von Jahren, wo nicht gar die ganze voraufgezangene Ewigkeit mutterselen allein existiren! Oder legte sich das Ur-Element aus angestamtem Triebe natürlicher Züchtung auf das Divergiren seiner Charaktere? Kam den Divergenz-Producten etwa der Kampf ums Dasein zu Hülfe? Oder der Wetteifer mit dem so zahlreichen Sternenheere?

Lassen wir jedoch dem Himmel seine Sterne unbehelligt und suchen unsere Beispiele auf Erden.

Wenn bisher kein einziger Grund vorlag, durch den ein Naturforscher bestimt werden durfte, die Umwandlung eines Elementes in das andere anzunehmen, wenn also durch 60 besondere Schöpfungsacte 60 verschiedene anorganische Materien mußten geschaffen werden, um den Stoff zur Erde zu liefern, und wenn demzufolge, mindestens für die leblose Natur, eine uranfängliche Mannigfaltigkeit zuzugestehen ist, auch lezterer, als nach Gottes Willen bestehend, das Zeugnis der Vernunftmäßigkeit nicht wird vorzuenthalten sein, so fällt gleichzeitig jegliche Veranlassung weg, die edlere organische Welt, die Welt des Lebens, von den Segnungen der Mannigfaltigkeit auszuschließen. Und dieses um so mehr, als der ganze große Haushalt der Natur mannigfacher Organe gar nicht entbehren kann, und, wie wir am Einzelwesen ebenso klar sehen wie an der Gesamtschöpfung, zu keiner Zeit entbehren konte.

Von Anbeginn an mußten, so wie wir den Naturhaushalt kennen, Wassergewächse und vielleicht später auch Landpflanzen im Wasser und in der Atmosphäre für die Zwecke der Thierwelt thätig sein; von Anbeginn an mußten Thiere der zu großen Vermehrung der Pflanzen entgegenarbeiten, mußten dann, zum Schutze des Pflanzenreichs, Fleischfresser die Pflanzenfresser im Zaume halten und ähnlich wie selbst der allereinfachste thierische und pflanzliche Organismus, wie die vollkommneren Thiere und Pflanzen bei ihrem ersten Entstehen nie durchweg gleichartig beschaffen sein und an allen Stellen ihres Leibes gleiche Verrichtungen ausüben können, ebenso wenig konten auch die allereinfachsten Schöpfungs-Anfänge absolut homogen und absolut homodynam sein!

Hat die Schöpfung also überhaupt einen Schöpfer, erfüllt dieselbe einen bestimten Zweck, existirt sie in Folge einer inneren Notwendigkeit, so mußte sie für jene Zwecke, für diese Notwendigkeit zweckgemäß eingerichtet werden und so vermochte doch auch wol ihr Schöpfer ebenso gut und leicht sie von vornherein in erforderlicher Weise direct herzustellen, als durch natürliche Züchtung, Kampf ums Dasein, Divergenz der Charaktere, Gebrauchs- und Nichtgebrauchs-Anweisungen, Wanderungen, gesetzliches Aussterben u. s. w. ihre Ausbildung indirect zu Wege zu bringen. Daß in der Welt des Lebens Nichts fertig und vollkommen **entsteht**, daß Alles eine Entwickelung zu durchlaufen hat, entspricht dem unerforschbaren Willen Dessen, der Alles schuf! Dieses Geheimnis ist nicht geringer, sicherlich aber auch nicht größer, als alle übrigen Mysterien, die uns umgeben. Wer es unternimt, Mysterien wie Schafböcke zu classificiren, wer von größeren und kleineren Geheimnissen spricht, der beweist, daß er Geheimnisvolles entweder nicht kent, oder nicht anerkent. Will jemand Geheimnisse aufdecken, das heißt ein Geheimnis durch ein anderes erklären, so versuche er's immerhin; dann aber schreite er als nüchterner Wanderer an der Hand der Erfahrung vorsichtig einher und schwinge sich nicht, vom Sprudelweine falscher Philosophie trunken, auf den tückischen Rücken eines unbändigen Pegasus!

Willkürliche Annahmen, unerwiesene Behauptungen, nur versprochene, aber nicht geleistete thatsächliche Beweise, übertriebene und falsche Folgerungen begründen keine dauerhafte Theorie und ein einziges Factum genügt, um selbst die geistreichste Voraussetzung über den Haufen zu stoßen. So lange es nicht gelingt, nachzuweisen, daß unter Anderem das Menschengeschlecht, während der verhältnismäßig allerdings kürzeren, dennoch aber schon ganz beachtenswerten Zeit seiner Existenz sich merklich verändert, namentlich in irgend einem materiellen Charakter vervollkommnet habe, so lange der Thierzüchter sich vergeblich abmühet, aus einem Kaninchen eine Katze, aus Darwins obligater Taube auch nur ein Huhn zu bilden, so lange der Landmann von einer Gerstenaussaat keinen Raps erntet, so lange der Geognost die Uebergangsstufen zwischen Pterodactylus und Vogel, zwischen Seekuh und Elephant, zwischen Orang-Utang und Mensch nicht aufgefunden, so lange lasse man die Artenverschiedenheit als eine ursprüngliche, das heißt gottgewollte bestehen, selbst wenn man nicht vermag, sie zu verstehen. Und weil wir in Folge des Vorhandenseins allgemeiner Bildungsgesetze uns denken können, aus einem Maulwurf werde eine Fledermaus, aus einem Brüllaffen ein Volksredner, deshalb sind Maulwurf, Fledermaus, Brüllaffe und Volksredner noch nicht einem gemeinsamen Ureltervater entstamt. Nehmt dem ohnehin schon so schwachen Menschengeschlechte auch noch den Glauben an seine eigene adlige Abkunft, so werdet ihr sehen, daß die rückschreitende Entwickelung, oder, was gleichbedeutend, die absteigende Metamorphose, schneller reitet als die fortschreitende, und wird die Zahl der, wenn auch nur moralischen Paviane, Tiger, Füchse, Krokodile und Giftschlangen bald zu einem solchen Heere anschwellen, daß ihr wünschen müßtet, nie geboren zu sein!

Deshalb auf eine gewissermaßen zufällige Gestaltung der organischen Natur schließen, weil ihr ein unverkennbarer Plan oder Gedanke zum Grunde liegt, ist ebenso folgerecht, als von dem durchdachten Plane eines Hauses oder Gartens zu urteilen, er sei aus sich selbst hervorgegangen und nicht dem Gehirne eines Baumeisters oder Gärtners entsprossen. Sollte die heutige Menschheit vielleicht nur deshalb von Gottes Gesetzen so gering denken, weil die Menge schlechter menschlicher Gesetze und Verfassungen sie gelehrt hat, daß es mit den Gesetzgebern oft nicht weit her ist? Oder liegt es heute in der Luft, gegen jegliches Gesetz Opposition zu machen? Die Himmel erzählen uns noch immer vom Willen Gottes und gehorchen ihm — will der kleine Mensch auf der kleinen Erde sich nicht fügen, will er allein dem Willen Gottes sich nicht unterordnen? Wahrlich, der Abfall, dessen wir uns schuldig machen, wenn wir die unvermittelte Gottesschöpfung sowol der Gesamtnatur als insbesondere des Menschen läugnen kann nicht viel geringer sein, als der erste Abfall, von welchem die heiligen Schriften erzählen. Seine Folgen würden die eigentliche Natur des Menschen verkehren und somit sich als Folgen einer der schwersten Sünden offenbaren, deren der Mensch sich schuldig machen kann. Gewiß, nur der Mensch bleibt Mensch, der seine Gotteskindschaft nicht Preis gibt, der, seinem eigensten Wesen treu, den Stammbaum seines Geschlechts auf Gott zurückführt, sich selbst als dazu bestimt ansieht, Gottes Ebenbild zu werden. Möchte es doch allerorts recht erkant, recht gewürdigt werden, mit welcher Treue die Schöpfung ihres Urhebers Gesetze befolgt und wie die Treue im Kleinen und im Großen das Weltall zusammenhält. Aber sie erhält nicht nur, sie beglückt auch! Ein besonderer Segen ruht auf ihr, belohnt sie! Daß wir Alle dereinst treu erfunden werden mögen, treu unserm Gotte, treu den hohen Aufgaben der Menschheit, treu unserm vielgeliebten Fürsten, dazu helfe uns der treue Gott, den wir heute aus tiefster Sele anflehen, Er wolle unsern Allerdurch-

lauchtigsten Großherzog, seine erlauchte Prinzessin Braut, sein ganzes teures Haus, sein altes, Ihm so engverbundenes Mecklenburg, unser altes liebes Deutschland schirmen und segnen immerdar! Dazu helfe Gott, unser Herr, um Jesu Christi Willen! Amen!

---

# Nachrichten.

## Versamlung des kirchlichen Centralvereins in der Provinz Sachsen.

(Fortsetzung.)

Der Referent erwiderte darauf, er habe eine liberale Erziehung genossen und sei auch bis in sein 25. Jahr liberal gewesen. Das Jahr 1848 mit seiner Proklamation der Volkssouveränität habe ihn mit Schrecken erfüllt, und ihn zu der ernsten Frage veranlaßt, ob die Ordnungen der Kirche, ob das geistliche Amt nicht ein göttliches Siegel, einen ewigen Grund haben. Das Resultat seiner langen eifrigen Forschungen sei die von ihm vorgetragene Ansicht, welche allerdings eine große, weit über das Bestehende hinausgehende Tragweite habe. Uebrigens sei die Kirche schon einmal dem Primat nahe gewesen. In Krisen, wie wir sie jezt in der Kirche haben, müsse es klar werden, auf welchen Grundlagen sie wirklich ruhe, und eine feste Stellung müsse ein jeder einnehmen. Fern aber sei Ref. davon, auf eine gewaltsame Repristination zu denken und irgendwie schädliche Hintergedanken zu haben. Er wolle nur die Reste der alten göttlichen Ordnungen treulich gepflegt wissen und dem Herrn der Kirche und seiner Leitung alles Andere überlassen und Geduld haben. Von zwei Seiten wurde dann darauf hingewiesen, wie zwei hervorragende Männer Kliefoth und Göschel einen besondern Segen in dem landesherlichen Kirchenregiment gesehen, und wie der leztere auf speculativem Wege gefunden, daß dasselbe eine göttliche Institution sei.*) Wenn aber das Regiment der Kirche, wie behauptet zu werden schien, doch nicht mehr bei den Fürsten, sondern bei den Bischöfen sein solle, so werde man in großer Verlegenheit sein, die rechten Männer in unserer Kirche zu finden, jeden Falls würde ihnen die Hauptwaffe, die Macht der Beichte, fehlen. Man solle daher nie vergessen, daß der Herr die Entwickelung der Kirche unter seiner Hut und Pflege halte. Darauf wollte ein Bruder als Gewinn unserer gegenwärtigen Besprechung die gemeinsame Ueberzeugung bezeichnen, daß die Verfassung der Kirche gegenüber dem Wort und Sacrament keinesweges etwas Gleichgültiges, eine leere Form sei, nicht wie der Rock, sondern wie die Haut am Leibe, wie die Rinde am Baume. Und nicht blos das, sondern auch, daß die Neutestamentliche Kirchenverfassung, das Presbyterat mit seinen Consequenzen juris divini sei, wie auch die Kindertaufe, obgleich sie nicht ausdrücklich geboten sei, das jus divinum für sich habe. Wir dürfen nicht vergessen, welch einen Respect die Reformatoren vor der Episcopalverfassung gehabt haben, wir haben jezt summi episcopi, und solche seien nicht bloß der König von Preußen, sondern auch der Herzog von Gotha. Wir seien jezt unter einem Notdache, das dürfe freilich nicht gewaltsam zerbrochen werden. Er freue sich unserer Consistorialverfassung; aber wer stehe uns dafür, daß die Verhältnisse nicht einen raschen Umschwung herbei führen? Wie stehe es in Baden mit dem Kirchenregiment? Wer könne ermessen, wie bald die Pflicht gebiete, hinaus zu gehen, und eine Freikirche zu suchen! König Friedrich Wilhelm IV. habe auf seinen rothen Kragen und seine Sporen gewiesen bei dem Namen des summus episcopus und habe verlangt, das Kirchenregiment in die rechten Hände zu legen. Daher sei es Zeit, sich auf die rechte Verfassung zu besinnen, denn wenn das Notdach nun breche, was sollte dann werden? Uebrigens seien dies nur Gedanken, die er hier ausspreche, ohne bestimmte Tendenzen. Eine gewichtige Stimme erwiderte auf diese Frage: Was soll dann werden? *Das gewiß nicht, was wir in Gedanken und Theorieen mit aller Gemächlichkeit uns hier zurecht machen, sondern das, was der Herr auf das Gebet treuer Knechte geben wird.* Ueber dem Gedanken, was sein könnte und sein müßte, haben wir keinen Falls zu vergessen das, was nun einmal ist. Unsere nächste Pflicht ist, die Superintendenten zu stärken und ihnen zu helfen, daß sie ihr wichtiges Amt wol ausrichten, die Pastoren sollen in aller Beziehung ihre Schuldigkeit thun und namentlich ihre Gemeindekirchenräthe unterrichten, ihnen ihr Amt erklären, dessen sie so sehr bedürfen, und sie tüchtig machen, es wol zu führen, damit aus den Synoden eine gute Frucht hervorgehe. Wenn aber der Vorredner angenommen, wir stimmen alle darin überein, daß das Kirchenregiment juris divini sei, so wolle er dies nicht von der *ganzen* Gnadauer Versamlung gesagt sein lassen. Durch diese wahrhaft praktische Erklärung schien die Verhandlung über den vorliegenden Gegenstand zum Abschluß gebracht zu sein und der Vorsitzende faßte das Resultat dahin zusammen, daß er sagte, nicht einig seien wir darin, in wie weit die Verfassung der Kirche, namentlich der Episcopat juris divini und humani sei, einig aber darin, daß in Christo, unserm Erlöser, allein das wahrhaftige Heil zu finden, daß die Verfassung der Kirche darum aber nichts Gleichgültiges sei, und daß das einmal Bestehende treulich müsse gepflegt und gestärkt werden, zu dem Zwecke, daß eine gute Frucht zur Ehre des Herrn und zum wahren Heil der Selen daraus hervorgehe. Aber ebenso einig seien wir auch darin, daß wir lautes Zeugnis ablegen müßten gegen Alles, was den Bestand der Kirche auf göttlichem Grunde ernstlich und unzweifelhaft bedrohe.

(Schluß folgt.)

---

*) Das war eine unläugbare Schwäche des lieben seligen Mannes.
Anm. der Red.

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz in Berlin. Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

# Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1864. Sonnabend den 12. November. № 91.


## Alles Leiden ist Strafe.

So lautet das Thema einer Predigt des seligen Theremin, die gewiß noch manchem älteren unter unsern Berliner Lesern in gesegnetem Andenken ist. Sie findet sich abgedruckt im ersten Teile des Werkes: Das Kreuz Christi. Der Text ist Hebr. 12, 11. „Alle Züchtigung, sagt der Apostel, und meint damit ohne Ausnahme alles Leiden." „Wird uns dadurch — fragt Theremin — nicht der Trost geraubt, den wir zwar genießen, wenn wir zu dem Vater, der uns prüft, kindlich aufblicken, aber nicht, wenn wir vor dem Richter, der uns straft, die Augen niederschlagen?" Er antwortet: „Bei der Verwirrung, worin der Schmerz uns stürzt, bei der Aufregung aller Kräfte und Gefühle, die regellos durcheinander toben, bei dem frevelhaften: warum, warum ist mir dies geschehen? das man fragend an den Himmel richtet: was ist da wol nötiger, als ein klarer bestimter Gedanke, an den man sich festhalten kann, der Licht in die Dunkelheit bringt? Das ist nur der Gedanke: ich werde gestraft. Meine Kraft wird dadurch auf Ein bestimtes Ziel hingeleitet: ich soll mich heiligen. — Zum Heile gibt es überall nur Einen Weg: thut Buße und glaubet an das Evangelium. Nutzen wird uns die Trübsal nur, wenn sie auf diesem Wege unsere Schritte beschleunigt; das wird sie aber nicht, wenn wir nicht wissen, zu welchem Zwecke Gott sie uns sendet, oder wenn wir nur die dunkle unbestimte Vorstellung einer Prüfung damit verbinden."

So ist es in der That. Der Stachel des Leidens ist, wenn wir keine Vernunft darin finden können. Denn dann macht es uns irre an unserm Gott, dem höchsten Gute und der alleinigen Ruhe unserer Sele. Alle anderen Erklärungsgründe reichen nur zu für kleine Leiden und lassen uns im Stiche, wenn der Sturm der Leiden mit seiner ganzen Wucht über uns losbricht. Da scheint uns erst dann Licht, wenn wir das Leiden als Züchtigung ansehen. „Durch Adams Fall ist ganz verderbt menschlich Natur und Wesen." Das macht, daß nichts uns treffen kann, was wir nicht verdienen. Und uns nicht zukommen zu lassen, was uns gebührt, das würde nicht minder, wie der göttlichen Gerechtigkeit, deren Grundsatz das suum cuique ist, auch der göttlichen Liebe widersprechen. Das Erdenleben hat seinen Zweck nicht in sich selbst. Die Bestimmung des Menschen ist nicht, hier glücklich, sondern einst selig zu werden. Das „ewige Leben" bezeichnet Christus in der nachdrücklichsten Wiederholung als die eigentliche Gabe, welche er den Seinigen gebracht hat. Zur Erreichung dieses Zieles ist die Heimsuchung unserer Sünden unumgänglich notwendig. Wir müssen durch viele Trübsale in das Reich Gottes eingehen. „Unser Weg führt zu den Sternen, der mit Kreuzen ist besezt." Was wäre das für eine Liebe, die uns dies nötige Förderungsmittel unseres Heiles entziehen wollte? Solche Liebe kann dem eifrigen Gott, dem Gott, der die persönliche Energie ist, fern von aller Weichmütigkeit, nicht einwohnen. Die göttliche Liebe fällt der göttlichen Gerechtigkeit nicht in den Zügel, sie geht vielmehr mit ihr Hand in Hand, ja sie sezt sie selbst in Bewegung. Aber bei denen, die aufrichtig in Gottes Wegen gehen, läßt die Liebe die Gerechtigkeit nie allein vorgehen. Sie wirkt vielmehr stets mit ihr in Gemeinschaft. Aus der Concurrenz beider erwächst die Züchtigung, deren Wesen unter den Neueren wol am treffendsten durch Chalybäus in dem System der Ethik bestimt worden ist. Die Gerechtigkeit, sagt dieser, muß vorher objectiv als eine unverbrüchliche Ordnung im Gebiete der menschlichen Freiheit, gleich der Naturordnung, soviel möglich realisirt werden und in Kraft stehen; dies ist das Mittel, daß sich dann auch die Nichteinverstandenen und die Widerspenstigen, die diese Notwendigkeit nicht einsehen, daran orientiren und zur besseren Einsicht wenigstens kommen können. — Die Strafe geht ihrem Begriffe nach nicht unmittelbar auf die Besserung des Subjectes, sondern unmittelbar geht sie nur auf die Wiederherstellung und Erhaltung der objectiven sittlichen Ordnung; diese äußere Ordnung ist notwendige Bedingung, wenn das Subject sich selbst daran wieder sittlich ermannen und zurecht finden soll; ob es dies thut, ob also die endliche Folge der Strafe Besserung ist, ist und bleibt zweifelhaft und dahingestellt; dieser Erfolg liegt über den specifischen Zweckbegriff der Strafe, die selbst nur ein negatives Mittel ist, hinaus, weil die Freiheit des Subjectes dazwischen eintritt. — Die Züchtigung ist diejenige Ahndung des Unsittlichen, welche die Negation der Unsittlichkeit durch Besserung des Subjectes selbst zum positiven Zwecke hat, und als solche sowol von dem Züchtigenden gewollt, als auch von dem Gezüchtigten im Bewußtsein seiner Schuld gefühlt wird. — Was auf Seite des Gezüchtigten mit mehr oder weniger Deutlichkeit gefühlt wird, daß nämlich das Strafübel eigentlich eine Strafwolthat für ihn sei, das steht mit Klarheit in der Sele des züchtigenden Er-

ziehers geschrieben. — Die Strafe ist in der Züchtigung enthalten, denn sie ist verdient und das Maß der Schuld und Unschuld objectiv verständig abgemessen, aber zu diesem herzlos objectiven Verhältnis ist auch das Gemüt und die Liebe wieder hinzugetreten; der besser Wissende und Wollende züchtigt aus Liebe und der Gezüchtigte ahnet in der gerechten Zucht jenes wolthätige Motiv."

„Alles Leiden ist Strafe", das ist ein Thema, dessen Behandlung in einem Blatte, wie die Ev. K. Z., eigentlich keiner besonderen Veranlassung bedarf. Denn das Leiden bildet seit 1 Mos. 3 einen so wichtigen Teil des menschlichen Lebens, daß die Einführung in das Geheimnis des Kreuzes zu allen Zeiten eine der wichtigsten Sorgen der Kirche sein muß. Für uns liegt aber noch ein besonderer Grund vor, der uns veranlaßt, uns grade jezt mit diesem Thema zu beschäftigen. Mangel an Vertiefung in die Schriftlehre auf diesem Gebiete ist die Ursache geworden, daß der Commentar über das Buch Hiob von Dr. Delitzsch, Leipz. 1864, in der Hauptsache sein Ziel, in das Buch einzuführen, trotz aller Verdienste um Einzelnes, nicht erreicht hat. Ja Dr. Delitzsch ist durch diesen Mangel an Einsicht in die Lehre der Schrift verleitet worden, die Aechtheit der Reden Elihu's anzutasten, zu deren Anerkennung selbst die rationalistische Kritik zurückgelenkt hat (Stickel) und welche recht eigentlich das schlagende Herz dieses Buches bilden, so daß mit ihnen das Buch selbst vernichtet wird. Die Beleuchtung der betreffenden Behauptungen von Dr. Delitzsch wird uns Veranlassung geben, zugleich in alle bedeutenderen Momente der ganzen Frage einzudringen und namentlich einzugehen in den so wichtigen Schriftbeweis für den Satz: alles Leiden ist Strafe.

Dr. Delitzsch sagt: „Die Leiden des Gerechten sind Prüfungs- und Bewährungsmittel, welche, wie die Züchtigungen, in Gottes Liebe ihren Beweggrund, aber nicht in Wegschmelzung der dem Gerechten noch anhaftenden Sünde, sondern im Gegenteil in Herausstellung und Erprobung seiner Gerechtigkeit ihren Zweck haben. Das ist der Gesichtspunkt, unter den das Buch Hiob, abgesehen von den Reden Elihu's, Hiobs Leiden stellt." Dagegen: „Elihu will die Gottes Gerechtigkeit in Schatten stellende Selbstrechtfertigung Hiobs bekämpfen, daß sein Leiden aus feindlicher Absicht Gottes hervorgehe. Er legt Hiob nahe, sein Leiden nicht zwar als eine Strafe des zornigen Gottes, wol aber als eine Züchtigung des sein Bestes wollenden anzusehen, als ein Züchtigungsleiden, welches ihn gegen gefährdende Versuchung zur Sünde, besonders zum Hochmute, durch heilsame Demütigung sicher stellen wolle und einen preiswürdigen Ausgang nehmen werde, sobald er es das an sich wirken lasse, was es abzweckt. — Am meisten aber befremdet es, daß der eigentliche wahre Zweck des Leidens Hiobs, nämlich seine Bewährung als Knecht Gottes, in den Reden Elihu's gar nicht recht vernehmbar wird. Aus dem Prologe wissen wir ja, daß Hiobs Leiden den Zweck hat, zu zeigen, daß es eine Frömmigkeit gibt, welche auch bei dem Verluste aller irdischen Güter und selbst Angesichts des Todes an Gott festhält — — kurz, daß es, neutestamentlich ausgedrückt, unter den Gesichtspunkt des Kreuzes fällt, welches nicht sowol in der Sündhaftigkeit des Leidenden, als in der Mitbeteiligung desselben an dem in der Welt vorhandenen Kampfe des Guten mit dem Bösen seinen Grund hat. — Elihu stimt darin mit dem übrigen Buche überein, daß er das Leiden Hiobs dem Gesichtspunkte der Frevlerstrafe enthebt. Andererseits nimt er aber doch zu dem übrigen Buche eine Sonderstellung ein, indem er Hiobs Sünde zur Ursache seines Leidens macht, während im Sinne des übrigen Buches Hiobs Leiden mit Sünde Hiobs gar nichts zu schaffen hat, außer inwiefern er sich durch die Anfechtung, in die ihn das Leiden stürzt, zu sündlichen Reden über Gott hinreißen läßt. — Der ältere Dichter kettet im Gegensatze zu der falschen Vergeltungslehre Sünde und Strafe oder Züchtigung im Leiden Hiobs gänzlich auseinander, und lehrt, daß es ein Leiden der Gerechten gebe, welches lediglich auf Prüfung und Bewährung derselben sein Absehen hat. Sein Thema ist das Geheimnis des Kreuzes. Denn Kreuz ist seinem eignen Begriffe nach Leiden „wegen Gerechtigkeit" (oder was neutestamentlich dasselbe: wegen Christi). Elihu aber läßt Sünde und Leiden unzertrennlich zusammen und sezt der falschen Vergeltungslehre die Unterscheidung erzieherischer Züchtigung und strafrichterlicher Vergeltung entgegen. — Es gibt nach der Schrift dreierlei Arten von Leiden, welche wol zu unterscheiden sind. Das Leiden des Gottlosen ist die Wirkung göttlicher Strafgerechtigkeit. Dagegen fließen die Leiden des Gerechten aus der göttlichen Liebe — er steht zu Gott in dem Verhältnisse des Kindes zu dem Vater. Die Leiden der Gerechten sind selbst wieder mannigfacher Art. Gott schickt ihnen Leiden zu, um die auch ihnen noch anhaftende Sünde mehr und mehr wegzuschmelzen und sie aus der Gefahr fleischlicher Sicherheit aufzurütteln, um ihnen neben dem Bewußtsein der Gnade das Bewußtsein der Sünde und damit die Demut der Bußfertigkeit zu erhalten. Dieses Leiden, welches die Sünde der Frommen zum Grunde, aber doch nicht Gottes Zorn, sondern Gottes auf die Bewährung und Förderung der Frommen gerichtete Liebe zum Beweggrunde hat, ist das eigentliche Züchtigungsleiden. Nahe verwandt mit diesem Leiden, aber doch nach Grund und Zweck verschieden, ist eine andere Art des Leidens der Frommen: Gott verhängt Leiden über sie, damit ihre Treue gegen Gott und ihr Ernst in der Heiligung, besonders ihr Gottvertrauen und ihre Geduld sich bewähre; auch gestattet er dem Satan, der sie verklagt, sie anzufechten, sie zu sichten wie den Waizen, damit er zu Schanden werde und die göttliche Erwählung sich rechtfertige. Ein solches Leiden ist nach einem häufigen Bilde für den Frommen dasselbe, was der Schmelzofen oder Schmelztiegel für edle Metalle. Reiche Belohnung wartet dessen, der in der Prüfung, Versuchung, Anfechtung bewährt erfunden wird und als lauteres probehaltiges Metall daraus hervorgeht. — Das Prüfungsleiden ist mit dem Züchtigungsleiden insofern verwandt, als jedes Züchtigungsleiden zugleich Prüfungsleiden ist, aber insofern verschieden, als nicht jedes Prüfungsleiden auch Züchtigungsleiden

ist, d. h. die Wegschmelzung der dem Frommen noch anhaftenden Sünde zum Zwecke hat. — Eine dritte Art der Leiden der Gerechten ist das Zeugnisleiden. Hier ist zwischen dem Leiden und der Sündigkeit des Leidenden auch nicht der entfernteste Folgenzusammenhang. Der im N. T. eigens dafür ausgeprägte Name ist σταυρός, Leiden um des Himmelreiches willen. — Hiobs Leiden ist kein Züchtigungsleiden, sondern ein Prüfungsleiden. Jehova hat es über seinen Knecht verhängt, nicht um zu züchtigen, sondern um ihn zu bewähren. Das ist's, was Elihu verkent und was auch wir ohne den Prolog und den ihm entsprechenden Epilog nicht wissen würden."

Das sind die Aufstellungen von Dr. Delitzsch. Er kann sich allerdings für sein Streben, Sünde und Leid möglichst „auseinanderzuketten" und speciell für seine Läugnung des Satzes: alles Leiden ist Strafe, mit einigem Grunde auf ältere Auctoritäten berufen. Schon vor dem Aufkommen des Rationalismus, der in seiner pelagianischen Verblendung den züchtigenden und strafenden Charakter der Leiden gar nicht mehr erkennen konte und durch den das hohle Wort der Prüfung förmlich eingebürgert wurde, ließen sich einzelne Theologen der Lutherischen Kirche durch eine Uebertreibung der Lehre von der Rechtfertigung aus dem Glauben zur Läugnung der Wahrheit verleiten, daß alles Leiden, auch das der Gerechten, Strafe ist, daß es keine Prüfung gibt, die nicht zugleich Züchtigung wäre, daß in der Züchtigung überall die Strafe enthalten ist, und daß selbst das Bekentnisleiden unter den Begriff der Züchtigung und somit der Strafe gestellt werden muß.

Der treffliche Theologe Baier z. B., dessen compendium theologiae positivae so eben von Lic. Dr. Preuß mit großer Sorgfalt neu herausgegeben worden ist (Berlin, bei Schlawitz, 1864), sagt: „Man muß sorgfältig die väterlichen Züchtigungen der Frommen von den eigentlich sogenanten Strafen unterscheiden. Denn jene werden den Gläubigen aufgelegt entweder um die Begierden des Fleisches zu kreuzigen, oder um ihren Glauben, ihre Liebe, ihre Geduld und ihre Standhaftigkeit zu erforschen; oder um der wahren Religion und Lehre Zeugnis zu geben und also Gottes Herlichkeit zu preisen; nicht aber werden sie verhängt, um eine Schuld und ein Gott angethanes Unrecht zu rächen. Diesen aber ist dies lezte eigentümlich und also durchaus notwendig. Daher muß man in der Lehre vom Kreuze und den Leiden die κόλασις oder παιδεία (d. i. die Züchtigung, die der Besserung wegen geschieht), die δοκιμασία (d. i. die Erforschung oder Prüfung), das μαρτύριον (d. i. das Zeugnis, das man zu eignem Schaden einem andern gibt) wol unterscheiden von der τιμωρία, d. i. der eigentlich so genanten Strafe, durch welche der verlezten Ehre des Höheren genug gethan wird." Ganz ähnlich spricht sich auch Hollatz aus: „Man muß genau unterscheiden die Strafe (τιμωρία) von der Züchtigung oder väterlichen Heimsuchung Gottes, welche in der Heiligen Schrift unter dem Namen des Kreuzes vorkomt. Die Strafe ist ein beschwerliches Uebel, welches zur Rächung einer noch nicht vergebenen Schuld von Gott dem erzürnten Richter verhängt wird. Aber die Heimsuchung der Gläubigen, wenn sie auch auf den ersten Anblick ein beschwerliches und bitteres Uebel zu sein scheint, ist doch kein Uebel, welches zur Rächung der Schuld dient, und wird nicht verhängt von Gott dem erzürnten Richter, sondern sie ist ein heilsames Uebel, verhängt von Gott dem gnädigen Vater, wodurch entweder der Glaube geprüft wird oder das Leben gebessert. Diese väterliche Züchtigung ist entweder eine Prüfung, wodurch die Fortschritte eines schuldlosen Menschen im Glauben, in der Liebe, in der Hoffnung und Geduld untersucht werden. Ein solches Kreuz war die Versuchung Abrahams, der Kerker Josephs, das Unglück Hiobs. Dahin gehört auch das Martyrium, oder ein schmerzliches Leiden, welches über die Gläubigen von den Feinden der himmlischen Wahrheit verhängt wird, weil sie dieser Wahrheit Zeugnis gegeben haben; oder die παιδεία, eine etwas rauhere Züchtigung, womit der versöhnte Gott den bekehrten Sünder heimsucht, damit er ihn bessere und von dem Rückfall abschrecke. So wurde David, nachdem er die Vergebung wegen des Ehebruches erlangt hatte, durch gottgesandte Unglücksfälle heimgesucht, damit er in Zukunft nicht dem Fleische, sondern Gott leben möchte."

Auch diese Männer würden sich vor den von Dr. Delitzsch gezogenen Consequenzen ihrer Ansicht scheu zurückziehen. Sie würden nicht mit ihm jede Beziehung des Leidens der Gerechten zu der vergeltenden Gerechtigkeit läugnen wollen. Wenn sie unterscheiden zwischen Prüfung, Märtyrium, Züchtigung, so sollen das wol nur verschiedene Gesichtspunkte sein, aus denen ein und dasselbe Leiden betrachtet werden kann, und der Gedanke an ein concretes Zeugnisleiden, das mit der Sündigkeit des Leidenden „auch nicht im entferntesten Folgenzusammenhange steht", lag ihnen gewiß völlig fern. Ihre Erkentnis der menschlichen Sündhaftigkeit war eine zu energische, als daß ihnen ein solcher Gedanke kommen konte. Hollatz bezeichnet ausdrücklich alles Leiden der Gerechten als ein heilendes Uebel, malum medicinale. Auch der Gedanke an eine Prüfung in dem Sinne von Dr. Delitzsch, wodurch nur die menschliche Vortrefflichkeit ins Licht gestellt werden soll, konte ihnen nicht kommen. Die lutherische Theologie kent im Einklange mit aller gesunden Erfahrung nur eine Prüfung, bei der Schlacken ausgesondert und Unreinigkeiten ausgeschieden werden, durch die der Mensch nicht blos als gerecht sich zeigt, sondern zu einer höheren Stufe der Gerechtigkeit emporgehoben wird.

Indessen ein Ansatz von Irrtum liegt immer auch in den Aufstellungen dieser Männer vor, und müßten sie hier als Repräsentanten der gesamten lutherischen Theologie angesehen werden, so würde diese gegen Bellarmin im Nachteile sein, welcher mit voller Wahrheit sagt: „Daß nach Vergebung der Schuld oft noch die Strafe bezahlt werden muß, erhellt daraus, daß David, nachdem er Vergebung für Ehebruch und Mord erhalten, doch durch den Tod seines Sohnes gestraft wurde, 2 Sam. 12, daß wegen der Volkszählung auch nach dem Erlaß der Schuld ihm die Wahl gestellt wurde zwischen Krieg, Pest oder

Hunger, 2 Sam. 24. Dasselbe wird auch aus anderen Beispielen deutlich, 2 Mos. 32. 4 Mos. 14 und 20, und 1 Cor. 11. Endlich spricht dafür, daß auch die Frommen dem zeitlichen Tode unterworfen sind."

Aber jene Theologen sind so wenig Repräsentanten der gesamten lutherischen Theologie, daß vielmehr die bedeutendsten Coryphäen derselben den Zusammenhang alles Leidens mit der Sünde aufs tiefste erkennen und aufs schärfste betonen.

So sagt Melanchthon in dem locus „von dem Kreuze", den er mit Recht als einen der wichtigsten betrachtet, während unsere unpraktische Theologie ihn ganz in den Hintergrund geschoben hat: „Die Kirche wird mehr gedrückt als die Welt, weil Gott seinen Zorn gegen die Sünde sichtbar machen und in uns die Buße zur Reife bringen will. — Sehr oft sind die Leiden Strafen bestimter Vergehungen, welche Gott, der den Sünden wahrhaft zürnt, über die Menschen verhängt, zugleich damit er ihre Vergehungen strafe, und damit er die Gefallenen zur Buße zurückführe. So wird David wegen des Ehebruches und wegen des Verrathes des Urias mit vielen großen Sorgen gequält und gestraft. Der Sohn tödtet den Bruder, danach richtet er eine Verschwörung an, vertreibt den Vater von der Herschaft, befleckt durch blutschänderischen Umgang die Gemalinnen des Vaters. Ja, keine menschliche Stimme kann die Menge der Leiden ausreden, die David viele Jahre tragen mußte. — Oft stimmen mit den Vergehungen die Formen der Strafen überein, wie es im 11. Cap. der Weisheit heißt: womit einer sündigt, damit wird er gestraft. Wie z. B. weil David ein fremdes Weib raubt, zur Strafe seine eigenen Gemalinnen geschändet wurden. — Wir müssen wissen, daß auch die Kirche gestraft wird, Mich. 7: ich will den Zorn des Herrn tragen, weil ich gegen ihn gesündigt habe, Apok. 3: die ich lieb habe, die strafe und züchtige ich. — Auch bei denjenigen, die nicht wegen besonderer Schandthaten gestraft werden, ist doch innere Unreinheit, Sicherheit, viele Zweifel. Diese Uebel werden im Kreuze gebessert."

Zu dem Satze: alles Leid ist Strafe, der so entschieden in der Natur der Sache begründet ist, daß auch das Leiden Christi nur als stellvertretendes erklärt werden kann, bekent sich auch Martin Chemnitz in dem examen concilii Tridentini; er erkent, daß das Bekentnis des Schächers am Kreuze „wir empfangen, was unsere Thaten werth sind", allen Leidenden ohne Ausnahme, auch die Gläubigen miteingeschlossen, angehört. „Wir wollen — sagt er — kurz die Frage von den zeitlichen Strafen behandeln, welche zuweilen nach der Vergebung in diesem Leben verhängt werden. Der Tod Christi ist die Genugthuung zugleich für die Schuld und für die ewige Strafe, und durch den Glauben empfangen wir um Christi willen zugleich den Erlaß der Schuld und der ewigen Strafe. Aber was die zeitlichen Strafen in diesem Leben betrifft, so werden nach empfangener Vergebung die Sünder entweder den allgemeinen Unglücksfällen unterworfen, oder besonderen Strafen, wegen gewisser besonderer Sünden. Doch muß man allerdings einen Unterschied machen zwischen den Strafen oder Bedrängnissen, welche über die Gottlosen verhängt und welche den Versöhnten auferlegt werden. Denn bei den Gottlosen sind sie Zeichen der Beleidigung Gottes, und daß diese Person unter dem Zorne Gottes stehe, und sind Zeugnisse der bevorstehenden ewigen Strafe. Solche Ursache und Beschaffenheit haben sie nicht bei den Versöhnten. Sondern diesen werden sie auferlegt zur eignen Züchtigung und zum Beispiele für Andere. Denn damit sie nicht nach empfangener Versöhnung vergessen, welch ein Gräul die Sünde sei, und wie groß der Zorn Gottes gegen sie, und also ihre Fehltritte verringern, vernachlässigen oder gar vertheidigen, und die Gnade entweder durch Sicherheit verlieren oder durch neuen Mutwillen von sich stoßen, und zulezt zu ihrem Gespei zurückkehren: deshalb werden sie nach der Aussöhnung entweder den allgemeinen Unglücksfällen oder besonderen Strafen unterworfen." Chemnitz führt dann das schöne Gebet Bernhards an: strafe hier und schone dort: hic ure hic seca, ut in aeternum parcas, dessen Verständnis demjenigen verloren geht, der Sünde und Leid „auseinanderkettet", und sich damit in die Gefahr stürzt, wenn schweres zermalmendes Leiden über ihn ergeht, an seinem Gotte irre zu werden und in den Abgrund der Trostlosigkeit zu versinken.

Joh. Gerhard wirft in dem Commentar zu 1 Petr. 4, 17 den scheinbaren Widerspruch auf: „Der Apostel sagt: Es ist Zeit, daß das Gericht anfange an dem Hause Gottes. Nun sind aber die Leiden der Frommen nicht Strafen (τιμωρίαι), sondern Prüfungen und Zeugnisse." Er antwortet: „obgleich die wahrhaft Frommen nicht wegen grober Verbrechen leiden, so tragen sie doch noch die Ueberreste des Fleisches mit sich herum, in dieser Hinsicht können ihre Leiden Gerichte und Strafen genant werden. So kann also ein und dasselbe Leiden nach verschiedenen Beziehungen den Charakter der Prüfung, der Strafe und des Zeugnisses tragen. Prüfung ist es, sofern es zur Erprobung des Glaubens und der Geduld verhängt wird, Strafe, sofern wir es durch unsere Sünden bei Gott, vor dem Niemand unschuldig ist, verdient haben, Zeugnis, sofern es wegen des Bekentnisses des Evangeliums von den Verfolgern angethan wird. — Niemand beklage sich, daß er ungerecht und unverdient leide. Denn wenn auch die Verfolger und die Gottlosen, welche die Christen plagen, keine gerechte Ursache haben, solche Uebel anzuthun, so ist doch vor Gott Niemand unschuldig. Zu Gott also muß man die Augen erheben und denken, daß Gott in dem Kreuze sein Gericht ausübt durch die Verfolger und die Gottlosen selbst, auch über seine geliebten Söhne und Hausgenossen."

Auch in seinem Hauptwerke, den locis (6, 318), gesteht Joh. Gerhard mit Berufung auf 1 Cor. 11, 31. 32 zu, daß die Leiden der Gerechten Strafen genant werden können, „weil

sie wegen der Sünden verhängt werden, nicht aber zur Vernichtung oder Verdammnis, sondern damit sie lernen, in Zukunft vorsichtiger zu wandeln", und führt Aeußerungen Luthers und der bedeutendsten lutherischen Theologen an, in welchen das Leiden der Frommen unter gleichen Gesichtspunkt gestellt wird, als Denkzeichen für das Vergangene und Warnung vor dem Zukünftigen, memoralia praecedentium et cautelae futurorum.

Die von Dr. Delitzsch versuchte Auseinanderkettung von Sünde und Leiden hat aber nicht blos die Autorität dieser Theologen, sie hat die unendlich höhere und allein entscheidende Auctorität der heiligen Schrift alten und neuen Bundes gegen sich. Das Buch Hiob, wie er es auffaßt, würde ganz und gar aus dem Zusammenhange mit der gesamten heiligen Schrift heraustreten, nirgends in ihr einen Anschluß, überall Widerspruch finden.

(Fortsetzung folgt.)

---

## Nachrichten.

### Versamlung des kirchlichen Centralvereins in der Provinz Sachsen.

(Schluß.)

Allen Brüdern, wurde bemerkt, seien die schweren Bedrängnisse bekant, in welchen viele treue Amtsbrüder in Baden gegenwärtig seufzten, und wo ein Glied leide, leiden sie alle; es habe deshalb ein Bruder aus unserer Mitte den Antrag gestellt, durch eine öffentliche Erklärung ihnen unsere ganze Teilnahme und Mitleidenschaft auszusprechen, um sie in ihren Trübsalen zu trösten, ihren Glauben zu stärken und mit ihnen Zeugnis gegen das Unrecht abzulegen. Der Antragsteller verlas die von ihm aufgesezte Erklärung, zu welcher alle Anwesende durch Aufstehen ihre volle Zustimmung gaben. Sie lautet also:

„Die am heutigen Tage in Gnadau versammelten Mitglieder des kirchlichen Centralvereins der Provinz Sachsen erklären hierdurch, der ewigen Wahrheit zu Ehren und zur Stärkung brüderlicher Gemeinschaft in schwerer Glaubens- und Gewissensnot, ihre unumwundene Zustimmung zu dem Zeugnisse, welches eine ansehnliche Zahl badenscher Geistlichen gegen das Schenkel'sche, das Leben unseres gottmenschlichen Heilandes zersetzende „Charakterbild Jesu" öffentlich abgelegt haben, und sprechen zugleich, von ihrem evangelisch-kirchlichen Gewissen gedrungen, einmütig ihren Schmerz darüber aus, daß trotz jenes wolbegründeten Protestes die zuständige Oberkirchenbehörde für gut und recht erkant hat, den Prof. Schenkel in seinem kirchlichen Amte als Direktor eines evangelischen Predigerseminars zu belassen.

Gnadau, den 4. October 1864."

Durch die mitgeteilten Verhandlungen war die uns für den Vormittag gelassene Zeit völlig erschöpft, und bei der Eröffnung der Nachmittagssitzung mit dem Liede: „Mitten wir im Leben sind von dem Tod umfangen" übten wir zunächst die heilige Pflicht, das Gedächtnis eines der lebendigsten und treusten Mitglieder unsers Vereins, das eine Zeit lang sogar den Vorsitz in den Versamlungen geführt, des vor Kurzem heimgerufenen Dr. Harnisch zu feiern. C.-R. Hennicke, als ein vieljähriger, auch durch die Gemeinschaft des Amtes lange mit ihm verbundener Freund hatte es übernommen, das Lebensbild des Heimgegangenen in kurzen treffenden Zügen noch einmal vor uns hinzustellen. Nachdem er die bekanten Notizen über die Hauptabschnitte seiner äußern Lebensführung vorangeschickt, sagte er besonders von seinem Wirken in Weissenfels, es habe so tiefe Wurzeln dort gefaßt, daß der von ihm dort erweckte Geist noch da sei. Er selbst sei kein gerade sehr geschickter Lehrer gewesen, aber er habe seine Schüler ansassen und beleben können. Sein positives Wissen habe keinen großen Umfang gehabt, vielleicht habe er nie vermocht, ein wissenschaftliches Buch bis zu Ende durch zu studiren, aber er sei voll neuer Gedanken gewesen, und was seine anregenden, zu seiner Zeit so viel gelesenen Schriften gebracht, sei meist nur aus ihm entsprungen. Dann hob er besonders hervor, welch ein treuer Freund er gewesen sei. Das habe er selbst in innern und äußern Nöten, gleichwie auch andere, so oft erfahren, und dazu ein muthiges Herz. Das habe er in den Jahren der Erhebung des Vaterlandes, woran er auch seinen Antheil habe, bewiesen, aber auch sonst wo es eine kräftige That galt.

Nachdem er noch weiter ausgeführt, welch ein treuer Diener seines Königs, welch ein warmer aufopfernder Patriot, und auch welch ein treuer Mann er in seinem spätern geistlichen Amte, besonders als Selsorger, Führer und Freund seiner Gemeinde gewesen, und was unser Verein an ihm gehabt habe, und wie deshalb sein Gedächtnis unter uns in Segen bleiben solle, bemerkte er zum Schluß noch, daß eine Anzahl seiner dankbaren Schüler ihm ein bleibendes Andenken zu errichten beabsichtigten in einer Stiftung, die nach seinem Namen genant werden und den Zweck haben sollte, armen Seminaristen ein Stipendium zu gewähren; und wie er gebeten worden sei, diese Angelegenheit auch hier den Freunden des Heimgegangenen zu empfehlen, so hoffe er auch, daß nicht allein hier, sondern auch an andern Orten die Bitte um Unterstützung dieses christlichen Unternehmens Eingang finden werde. Dem allen fügte der Vorsitzende noch ein kurzes Wort hinzu und empfahl auch seinerseits das Unternehmen.

Es ist bekant, wie oft und wie lange schon unsern Verein die Klage bewegt hat, daß die Sabbathe des Herrn in unserer Zeit und besonders auch in unserer an Fabriken aller Art so reichen Gegend so sehr geschändet sind. Aus diesen vielfältigen Besprechungen ist dann ein eigener Sontagsverein hervorgegangen, der seine Statuten entworfen hat, unter denen auch die Bestimmung ist, daß er als Reiseprediger durch die Provinz ziehen und an verschiedenen Orten seine Versamlungen halten soll. In den bisherigen Verhandlungen war oft schon die tief gehende Differenz der Ansichten über die Dignität des Sontags, welche in der evang. Kirche herscht, zum Ausdruck gekommen. Weil der Sontagsverein aber nur practische Zwecke zu verfolgen hat, vermied man in die theoretische Frage näher einzugehen, dagegen hielt man es für rathsam und notwendig, sie hier ein-

mal in sorgfältige Erwägung zu ziehen, weil man sich doch nicht verhehlen konte, welch einen weitreichenden Einfluß gerade hier die Theorie auf die Praxis übe. Seminardirector und Archid. Waugemann aus Camin hatte die große Freundlichkeit gehabt, aus weiter Ferne zu kommen, um einen Vortrag über den wichtigen Gegenstand in Gnadau zu halten. Er begann jezt zunächst den Stand der Sache darzulegen, wie auch diejenigen gläubigen Theologen, die sich von Herzen zur Augsb. Confession bekennen, ja selbst die Vertreter eines ausgeprägten Luthertums diametral verschiedene Anschauungen hegen und vertreten und daß unter den leztgenanten manche geradezu meinen, der Gehorsam gegen die symbolischen Bücher schließe die Anerkennung eines göttlichen Charakters des Sontags als Gottestages gegenüber den Menschentagen der Arbeit geradezu aus. Wenn z. B. der streng lutherische Kraußold die Behauptung verfechte, beide Tage, Sabbath und Sontag sind ihrem Ursprung, Wesen und Zweck nach so verschieden, daß eine Verwechselung und gegenseitige Uebertragung durch den Grundbegriff eines dem Herrn geweiheten Tages in keinerlei Weise gerechtfertigt ist, so entziehen solche Anschauungen allen practischen Bestrebungen der Sontagsheiligung den gewissen Bibelgrund und damit den enscheidenden Erfolg, denn sie lassen die Weckstimme, welche eine Sonntagsfeier als Gehorsam gegen eine unmittelbar von Gott gegebene Ordung fordert, als eine unevangelische Verirrung erscheinen. Es sei daher von höchstem Belang die Frage auch wissenschaftlich zu behandeln, was ihm aufgetragen sei. Ref. will nun dieselbe nach den drei Hauptfragen formuliren: 1. Ist der Sontag, den wir feiern, die geschichtliche Fortentwicklung des jüdischen Sabbaths, oder ist er ein ganz neu von der Kirche eingesezter Feiertag? 2. Hat das N. T. die Feier des siebenten Tages als des Tages Gottes nach dem Gesetze der Freiheit aufzuheben, oder ist die Sabbathsordnung auch für uns noch verbindlich? 3. Ist also unsere Sontagsfeier dem Belieben des einzelnen Christen anheimgegeben, oder ist sie für jeden Christen von Gottes wegen verbindlich. Ref. faßt nun die Beantwortung dieser drei Fragen vorn weg in folgende Thesis zusammen:

Der Sontag den wir feiern, ist der von Gott selbst gleich noch im Paradiese eingesezte Feiertag, er ist die neutestamentliche Erfüllung des mosaischen Sabbaths, er ist der Tag des Herrn, des dreieinigen Gottes, geheiligt vom Vater dadurch, daß er an ihm Himmel und Erde schuf, geheiligt von Gott dem Sohne dadurch, daß er an ihm von den Todten auferstand, geheiligt von Gott, dem heiligen Geiste, der an ihm von Gott ausgegossen ist, ein Gnadengeschenk des Herrn, dessen wir auf Erden nicht entbehren können, eine göttliche Ordnung und eine trostreiche Weissagung auf die ewige Sabbathsruhe.

Bei der auf diesen gehaltvollen Vortrag in dessen Detail wir hier nicht weiter eingehen können, folgenden Besprechung war es hauptsächlich nur eine Stimme, welche sich gegen den Inhalt entschieden erhob. Der Sontag sei nicht der alttestamentliche Sabbath. Der sei abgethan, und wer auf dem Grunde der Rechtfertigung durch den Glauben stehe, könne den Sabbath nicht feiern. Der Sontag sei eine kirchliche Ordnung, welcher der Redende sich gern unterwerfe. Was die Rechtfertigung durch den Glauben antaste, sei vom Teufel. Es sei unevangelisch, wie in gewissen Schriften geschehe, denen mit der Hölle zu drohen, welche den Sontag entheiligen. Es wurde dem Redenden ja zugegeben, daß man die Rechtfertigung durch die Sabbathsfeier nicht suchen solle, eben so wenig durch die Befolgung eines andern Gebots, aber daß es öfter geschehe, sei auch kein Grund, wider den Sontag als den rechten Sabbath zu eifern. Aufs neue wurde er darauf vom Ref. hingewiesen, daß die lutherische Kirche in dem Sontag die Erfüllung des alttestamentlichen Sabbath erkant habe, wie Gerhard und Quenstedt in eignen locis ihrer Dogmatik ausführlich solches darthun. Von andrer Seite wurde bemerkt, Ref. habe so geflissentlich den evangel. Charakter des Sabbaths als eine Gnadengabe hervorgehoben, daß es nicht befremden sollte, wenn aus ihm der Sontag sich ganz natürlich entwickelt habe. Die Kirche würde nie das Recht gehabt haben, den Tag abzuändern wenn Gott ihn nicht selbst abgeändert durch die großen Thatsachen der Grabesruhe als der vollkommenen Erfüllung des alttestamentlichen Sabbaths und der Auferstehung Christi und Ausgießung des heiligen Geistes als Einsetzung des Sontags als eines neuen Lebenstages, an dem die ursprüngliche Idee des Sabbaths zur vollen Entfaltung kommen sollte. Daran schloß sich die Bemerkung eines andern Bruders, daß der Sabbath als alttestamentlicher Ruhetag wirklich aufgehoben sei. Unser Sontag sei der rechte Arbeitstag für die Sele und für den Himmel, und damit vertrage sich allerdings die Werktagsarbeit nicht. Das wurde bestättigt auch von anderer Seite, da gesagt wurde, die Sontagsfeier sei noch keine Sontagsheiligung; man könne durch eine faule Ruhe auch den Sontag entheiligen. Die Aeußerungen des zuerst redenden Bruders wieder aufnehmend, sagte einer der Brüder, die starken Aeußerungen desselben möchten wol aus der Furcht vor einem falschen Nomismus, in den leicht der jezt so mächtige Antinomismus umschlagen könne, erzeugt sein. Uebrigens gelte von dem dritten Gebote, was von jedem andern: wer muthwillig, im Eigenwillen von der heiligen, durch den heiligen Geist gewirkten Ordnung abweiche, der betrete damit den Weg, der zur Hölle führe. Und ein Anderer erklärte, es sei eine sehr gefährliche Lehre, daß man den Sabbathsschändern die Hölle nicht androhen solle, denn das heiße so viel, als Gott strafe die Sünder nicht. Alle Menschen ständen unter dem Gesetz, sie wären verbunden, es zu halten, und die es muthwillig übertreten, verfielen der Strafe des starken und eifrigen Gottes. Ueberdies wäre der Sontag eine Gnadengabe Gottes, an diesem Tage werde die Gnade Gottes in Christo Jesu verkündigt und angeboten, und wer in der Sontagsverachtung die Gnade verachte könne nicht straflos bleiben. Dazu fragte noch ein anderer Bruder, wie man es bei der oben entwickelten Ansicht machen wolle. Sollte man sagen: Lieben Leute, ihr müßt den Sontag halten, aber wenn ihr es nicht thut, so schadet das nicht so viel, bis zu der Hölle geht es nicht?

Der Abend vereinigte uns noch mit der theuern Gemeinde in ihrem Betsale zu einer Andacht, bei welcher wir einen erbaulichen Vortrag über Hebr. 11, 8—10 von Pastor Hoffmann aus Halle hörten, in welchem er uns sehr ans Herz legte, daß wir in allen Verhältnissen, wobei auch die kirchlichen berührt wurden, wol bedenken sollten, daß wir hier als Fremdlinge nur in Hütten zu wohnen hätten von Erde, um desto sehnlicher aufzublicken zu der ewigen Stadt Gottes, die vom Himmel komme.

Am folgenden Tage früh nach 7 Uhr war der Verein wieder versammelt, obwol nicht so vollzählig, wie gestern, und die Verhandlungen wurden eröffnet durch gemeinschaftlichen Gesang und eine kurze Ansprache des Vorsitzenden über die Losung und den Lehrtext des Tages der Brüdergemeinde Ps. 74, 2. u. Matth. 13, 52. Nach dem Beschluß der lezten Conferenz war auf die Tagesordnung gesezt eine Besprechung über den Erlaß unsers Consistoriums v. 7. Dec. 1854, die Kirchenzucht betreffend. Es ist ein Vorzug unserer Pro-

vinzialkirche vor den übrigen, daß sie in diesem Erlaß eine feste Grundlage für die Ausübung der Kirchenzucht besizt; da aber die Ausführung noch auf mannigfaltige Schwierigkeiten stößt, so war eine Verständigung darüber ein wirkliches Bedürfnis. Pastor Wegener aus Olvenstedt hatte den einleitenden Vortrag übernommen, der wie es gewünscht war, von allgemeinen Principien absehend, sich ganz an die praktische Vorlage hielt. Er suchte zuerst die Frage zu beantworten: Wie soll nach dem Erlaß die Kirchenzucht geübt werden? und sodann: Wie haben wir sie geübt? Ref. gab zunächst den wesentlichen Inhalt des Erlasses an. Nachdem er aus der Schrift, den Ordnungen der Kirche, den Grundzügen einer evangel. Gemeindeordnung, ja auch aus den Bestimmungen des Allg. Landrechts das Recht wie die Pflicht zur Uebung kirchlicher Disciplin für die Kirchenbehörden, das geistliche Amt und die Gemeinde hergeleitet und festgestellt, will er nicht materiel Neues anordnen, und sich darauf beschränken, neben Angabe allgemeiner Gesichtspunkte solche Acte kirchlicher Zucht zu allgemeiner Uebung zu bringen, welche innerhalb der Provinz kirchen- ordnungs- oder observanzmäßig einen rechtlichen Boden haben und in den Gemeinden mehr oder weniger in thatsächlicher Geltung stehen. Als allgemeine Gesichtspunkte werden folgende hervorgehoben: 1. Alle kirchliche Zucht hat sich innerhalb der Landesgesetze zu halten, wobei die Bestimmungen des Allgem. Landrechts Thl. 2 Tit. 11. §. 51. 52. 54. 86. 87. 88. 90 besonders hervorgehoben werden. 2. Nur gegen das öffentlich gegebene Aergernis hat sich die kirchliche Disciplin zu richten. 3. Die Uebung kirchlicher Zucht ist eine innere Angelegenheit der Kirche und und der Gemeinden. 4. Sie ist nicht bloß Sache der Kirchenbehörden und der Geistlichen sondern auch der Gemeinden, weshalb die Geistlichen in vorkommenden Fällen sich, so weit thunlich, mit anderweitigen Organen der Gemeinde in Einvernehmen setzen und im Einverständnis mit denselben zu handeln bemüht sein sollen.

Da im Erlaß gesagt ist, daß nicht die Besserung des Gefallenen der nächste Zweck der Kirchenzucht sei, sondern die Erhaltung des sittlich religiösen Ehr- und Gesamtgefühls der Gemeinde und die davon für das öffentlich gegebene Aegernis geforderte öffentliche Sühne, so wurden Zweifel erhoben, ob wirklich diese Sühne der nächste Zweck der kirchlichen Disciplin sei Wenn man die Hauptstellen der heiligen Schrift, welche sich auf diese beziehen, Matth. 18 und 1 Cor. 5 ansehe, so scheine nur die Rettung des Einzelnen und die Rettung und Bewahrung der Gemeinde der Zweck der Kirchenzucht zu sein, von der Sühne stehe nichts in der Schrift sie sei dem Rechtsgebiete entlehnt, und bringe die Sache in eine falsche Stellung. Ein anderer Bruder äußerte, dieser Ausdruck habe auch ihn stutzig gemacht, noch ein Anderer, der juridische Begriff der Sühne sei freilich fern zu halten, der evangel. Begriff der Sühne sei eben die Wiederherstellung der verlezten Ehre des Herrn, welche durch die Disciplin geschehe. Noch Einer wies hin auf das Exempel von Ananias und Sapphira, durch deren Tod das an der Gemeinde begangene Unrecht gesühnt, nicht aber ihre Sele gerettet sei. Ein Anderer sagte, nach Matth. 18 solle erst die Selsorge eintreten, welche den Zweck der Rettung habe, dann folge die Ausschließung, welche ein Act der Sühne sei. Endlich wurde darauf hingewiesen daß man zwischen Haupt- und Nebenzweck nicht zu scheiden habe, die Selsorge habe es mit dem Worte, die Disciplin mit der That zu thun. Da eine völlige Einstimmigkeit nicht zu erreichen war, so fuhr Ref. in seinem Vortrage fort, und bemerkte in Bezug auf die Bestimmungen des Erlasses über die einzelnen Acte der kirchlichen Disciplin, das einige derselben schlechthin bindend sein sollen für die Geistlichen, andere aber mit Rücksicht auf die Gemeinden geübt werden sollen. In dem Erlaß werde zuerst bestimt, wie es bei unehelichen Geburten zu halten sei. Da solle die übliche Danksagung und die Aussegnung der Wöchnerin unterbleiben. Bei Taufe unehelicher Kinder seien die bei ehelichen Kindern hergebrachten Ehren zu versagen: das Geläut der Glocken, wo es zu den ehrenden Auszeichnungen gerechnet werde, die Zuziehung von Mehrgevattern als zulässig sei, nach der Magdeb. Kirchenordnung nur 2, nach der neuen Pathenordnung für die ehemals sächsischen Landestheile v. 24. Nov. 1856 höchstens 5. Auch sollen zu Pathen nur Personen von gesetztem Alter und ehrbarem Wandel genommen werden. Ref. fragt: Gehört die Bestimmung über die Patherzahl zu den schlechthin bindenden? Es scheine so, die Magdeb. Kirchenordnung wolle aber nur 2 Pathen gestatten. Er fragt weiter: Was sind uneheliche Kinder? die Magdeb. Kirchenordnung sage: die außer der Ehe erlaufen und geboren sind. Darnach scheinen die, welche zwar außer der Ehe erlaufen, aber in der Ehe geboren sind, nicht zu den unehelichen zu rechnen zu sein. Ref. komt nun zur Trauung gefallener Brautpare. Bei dem Aufgebot sollen die Ehrenprädikate Junggesell und Jungfrau wegbleiben, wobei Ref. bemerkt, in manchen Orten werde das Wort Jungfrau falsch verstanden, es bedeute junge Frau, man müsse hier zu Lande sagen: Jungfer. Ferner sollen versagt werden die bei der Trauung sonst hergebrachten kirchlichen Ehren, wie Geläut, Begleitung, Orgelspiel und Gesang, auch das Tragen des bräutlichen Kranzes, wobei Ref. bemerkt, daß das Versagen der Begleitung nicht in der Macht des Geistlichen stehe. Ob das Aufgebot mit besonderer Fürbitte für die Gefallenen zu verbinden sei, solle der Discretion des Geistlichen überlassen bleiben, wobei Ref. erinnert, daß die Fürbitte nicht als ein Act der Disciplin betrachtet werden könne, sie sei Pflicht des Geistlichen. Wenn der Geistliche in Bezug auf die Ehrenprädikate von den Brautleuten getäuscht sei, so eigne sich das zu einer angemessenen Rüge vor der Gemeinde ohne Nennung des Namens. Später ist die Verordnung hinzugekommen, daß am Neujahrstage bei der üblichen kirchlichen Bekantmachung auch diejenigen, aber ebenfalls ohne Nennung des Namen zu bezeichnen sind, welche den Pfarrer belogen haben. Ref. bemerkt dabei, daß dies Misverständnisse gebe, er corrigire bloß das falsche Aufgebot und' sage: So und so habe ich vor so viel Wochen oder Monaten aufgeboten, es muß aber so und so heißen. Ref. komt nun zu den disciplinarischen Bestimmungen des Erlasses in Betreff des Lebenswandels. Grobe Verbrechen, diejenigen, welche durch offenbare schwere Sünden (Ehebruch, Concubinat) Aergernis geben, oder die, welche die christliche Religion, den Glauben der Kirche, den Gottesdienst oder die kirchlichen Heiligthümer durch Rede oder Handlung öffentlich verachten und verspotten dürfen zur Teilnahme an den Sacramenten nicht zugelassen werden bis sie Buße gethan nod das Aergernis abgestellt haben. Zuerst soll die Selsorge an sie herantreten, bleibt sie fruchtlos, so komt die Vermahnung unter Zuziehung des kirchlichen Gemeindevorstandes oder anderer geeigneter Gemeindeglieder mit der Warnung, daß bei fortgesezter Unbußfertigkeit in einer bestimten Frist auf die Ausschließung von den Sacramenten und kirchlichen Ehrenämtern angetragen werden würde, über welche Verhandlung ein Protokoll aufzunehmen ist. Hilft das nicht, so ist der Antrag auf Ausschließung durch den Superintendenten bei dem Consistorium zu machen, und von der erfolgten Ausschließung dem Sünder vor Zeugen Kentnis zu geben. Seit der Synodalordnung ist die Instanz der

Synoden dazu gekommen, und sind nähere Bestimmungen über dies Verhältnis zu erwarten. Ueber das Begräbnis solcher Personen bestimt der Erlaß, daß ihnen die hergebrachten kirchlichen Ehren dabei versagt sein sollen, was auch von den oben erwähnten unbußfertigen Sündern gilt, wenn sie ohne Reue gestorben sind, auch wenn sie nicht förmlich ausgeschlossen waren. Nur muß in Bezug auf die Lezteren die Zustimmung des Superintendenten eingeholt werden. Auch die Selbstmörder, wenn sie nicht geisteskrank waren, unterliegen ohne Weiteres der genanten Censur. Zu den kirchlichen Ehren gehört die Begleitung des Geistlichen. Ref. komm nun zu der Frage, wie wir den Bestimmungen des Erlasses nachgekommen sind. Ref. glaubt dies in Bezug auf Taufe, Trauung und Begräbnis von sich versichern zu dürfen und bekent dankbar, daß er in schwierigen Fällen allezeit die bereitwilligste Hülfe von dem Königl. Konsistorium erlangt habe. Aber er gedenkt eines Falles, wo ein Amtsbruder bei der Taufe eines unehelichen Kindes nur 2 Pathen habe zulassen wollen; die Verhandlungen haben sich aber bis nach der Trauung des Pares hingezogen, und die Renitenten haben dann für die Taufe 3 Pathen vom Kons. erlangt. Ref. meint, wir müssen noch um genauere Bestimmungen über Fälle solcher Art bitten. Sodann beklagt er, daß, während das ganze Herzogtum Magdeburg an das Patheureglement der Magdeb. Kirchenordnung gebunden sei, allein die Stadt Magdeburg eine Ausnahme mache, wo 5 Pathen zugelassen werden, und das gebe zu vielen Collisionen Anlaß. Auch hierüber möchte eine Auskunft von dem Kons. zu erbitten sein. Dem Vernehmen nach hat die Stadt Magdeburg aber von jeher die unbedingte Geltung der Magdeb. Kirchenordnung für ihren Bereich bestritten, und aus diesem Grunde hat sie nicht an ihr Pathenreglement gebunden werden können. Zulezt aber bekent Ref., daß er in der Ausschließung unbußfertiger grober Sünder sich noch zu säumig bewiesen habe, er sei aber entschlossen, damit nun auch vorzugehen.

Leider gestattete es die Zeit nicht, näher auf alle einzelnen Bestimmungen des Erlasses einzugehen, zu welchen sehr viel zu bemerken gewesen wäre. Z. B. warum in den Städten in der Regel das Ehrenprädikat bei dem Aufgebot des Bräutigams gar nicht gebraucht wird, also die vorgeschriebene Zucht niemals geübt werden kann: man blieb lediglich bei dem lezten Punkte stehen, dem Begräbnis. Es wurde gefragt, warum in dem Erlaß zu den besondern kirchlichen Ehren blos die Begleitung des Geistlichen gerechnet werde, ob dazu nicht auch das Geläut gleich nach dem Tode, der s. g. Leichenzug, und das Geläut bei dem Begräbnis gehöre. Einige wollten den Leichenzug nicht dazu gerechnet wissen, weil er nur die Ankündigung für die Gemeinde sei, daß jemand gestorben, ihn also auch den Gottlosen und Sündern bewilligt wissen, worauf freilich erwidert wurde, daß man unehelichen Kindern und Selbstmördern dies Geläut doch nicht bewillige, die meisten aber hielten nicht blos die Begleitung des Geistlichen, sondern auch alles Geläut für die besonderen kirchlichen Ehren, welche den Ausgeschlossenen und den ihnen Gleichen entzogen werden müßten, wie denn noch in streitigen Fällen das Kons. so entschieden hat. Wenn aber auch gefragt wurde, ob man bei solchen Personen feierliche Aufzüge zu gestatten habe, so wurde bemerkt, daß der Geistliche nur auf dem kirchlichen Gebiet Macht habe. Wenn bei diesen Aufzügen seine Mitwirkung nicht gefordert würde, so könne er nichts machen. Ein Bruder fragte, ob es bedenklich sei, einem Verächter die kirchlichen Ehren beim Begräbnis zu gewähren, wenn er erst in der lezten Stunde Buße gethan, es hätten in seiner Gemeinde Etliche Bedenken darüber geäußert. Von allen Seiten wurde ihm erwidert, in diesem Falle solle der Pastor kein Bedenken haben, aber etwa bei der Danksagung der Gemeinde eine Erklärung geben, damit keiner ein Aergernis nehme. Sehr ernstlich wurde aber mehrmals darauf hingewiesen, daß der Pastor, wenn er ein kirchliches Begräbnis verweigere, sich wol zu prüfen habe, ob er zuvor auch zur Rettung der armen Sele das Seinige gethan habe. Es wurde zwar darauf auch erwidert, diese subjective Demütigung sei eine Sache für sich, ein neuer Pastor könne ja nicht gleich zu allen seinen Gemeindegliedern kommen, ein anderer Bruder aber gestand, er habe in einem Falle die Erlaubnis des Superintendenten zur Verweigerung des kirchlichen Begräbnisses schon gehabt und doch habe er es nicht über das Herz bringen können, davon Gebrauch zu machen, weil er sich hätte sagen müssen, er habe seine Schuldigkeit an dem Manne nicht gethan. Es wurde auch bemerkt, daß es oft viel leichter sei, an den Todten sich zu rächen, als mit den Lebendigen zu sprechen. Es sei vor allen Dingen not, bei der Zulassung zum h. Abendmal eine ernste Zucht zu üben, und nicht blos die offenbaren und groben Sünder abzumahnen, sondern auch solche, die in Feindschaft mit andern lebten, und wenn wir das thäten, so würden wir sehr viele treffen, denen wir zulezt dann das kirchliche Begräbnis nicht zu verweigern brauchten. Kurz vor dem Schlusse äußerte noch Präsident v. Gerlach, wie er oft gewünscht, daß die Selsorge und die Kirchenzucht, von deren Hemmungen und Schwierigkeiten so oft die Rede sei, und deren enge Verbindung als Gnadenmittel St. Paulus (1 Cor. 5, 4. 5) so mächtig betone, bei denen beginnen möge, welche, in Buße und Glauben stehend, sich von Herzen darnach sehnen, und wie er oft schmerzlich wahrgenommen habe, daß im intimsten, brüderlichen Umgange zwischen Geistlichen und Laien es doch fast nie dahin komme, daß die Geistlichen als solche im ernsten und hebenden Bewußtsein ihres heiligen Amtes den gläubigen Laien gegenüber ständen, so sehr diese, die Laien, oft darnach verlangten, des Segens teilhaftig zu werden, den der Herr in das heilige Amt und dessen Autorität gelegt habe.

Nach einem kurzen Schlußwort beugten dann Alle ihre Knie, lobten und priesen den Herrn für all den reichen Segen, den er auch über diese Versamlung wieder ausgegossen habe, und demütigten sich vor ihm.

---

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz in Berlin. Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

# Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1864. Mittwoch den 16. November. № 92.


## Alles Leiden ist Strafe.

(Fortsetzung.)

Gleich an der Schwelle des A. T. wird gelehrt, daß der Tod mit allen Uebeln, die ihm als Vorbereitung dienen, in Folge der Sünde und als Strafe der Sünde ins Leben getreten sei. Das N. T. bestätigt dies. Durch die Sünde, sagt der Apostel in Röm. 5, 12, kam der Tod, und in Röm. 6, 23: „der Sold der Sünde ist der Tod", wie Dr. Philippi erklärt: „der Tod ist der wolerworbene und verdiente Lohn, den die Sünde gibt." Ist hienach das Leid in seinem Ursprunge die Strafe der Sünde, so wird es auch im späteren Verlaufe diesen Charakter nicht verläugnen. Daran wird um so weniger gedacht werden können, da jeder, welcher leidet, ein Sünder ist. Sind Leid und Sünde überall wie bei den ersten Eltern zusammen, so wird auch wie bei den ersten Eltern das Leid überall die Strafe der Sünde sein. Das liegt um so klarer vor, da, wie in der christlichen Theologie allgemein anerkant wird und wie Paulus in den angeführten Stellen ausdrücklich lehrt, der leibliche Tod nicht blos ursprünglich, sondern durch alle Zeiten die Strafe der Sünde ist. Ist die Spitze des zeitlichen Leidens überall Strafe, auch bei denen, die Vergebung ihrer Sünden erlangt haben, so wird auch alles niedere Leiden überall den Charakter der Strafe tragen und man wird nicht von einer Züchtigung reden dürfen, die nicht das Moment der Strafe in sich trägt, die nur von der Liebe dictirt wird und nicht zugleich von der Gerechtigkeit, nicht von einer Prüfung, die nicht zugleich gerichtliche Läuterung ist, nicht von einem Bekentnisleiden, das mit der Sünde ganz und gar nichts zu schaffen habe. Die Geschichte des Sündenfalls ist eine ewige Geschichte, die, wo Sünde und Leid ist, sich stets von Neuem wiederholt.

Jakob steht in einem innigen Verhältnis zu Gott. Die Engel Gottes steigen in Bethel von ihm herauf und zu ihm herab und er vernimt die göttliche Stimme: „Siehe, ich bin mit dir und will dich behüten wo du hinzeuchst und will dich wieder herbringen in dieses Land." Und dennoch, wie er seinen Vater betrogen hat, so betrügen ihn seine Söhne, wie er seinen Bruder betrog, so betrügt ihn sein Bruder in weiterem Sinne (1 Mos. 29, 15), Laban. Die auffallende Verwandtschaft der Physiognomie des Leidens mit der der Sünde zeigt, daß wir das Leiden als Strafe der Sünde betrachten müssen, daß der Gnadenstand und die von der Gerechtigkeit Gottes ausgehende Heimsuchung der Sünde sich nicht ausschließen. Noch bis auf den heutigen Tag zeigt die so häufig stattfindende Verwandtschaft, die zwischen dem Leiden der Frommen und ihrer Sünde stattfindet, daß man Vergebung der Sünde haben und doch wegen der Sünde heimgesucht werden kann. „Betrachtet euer Leiden — sagt Theremin — seht ihm genauer in das ernste strenge Angesicht, und wenn ihr darin gewisse Züge wahrnehmt, die auf eine begangene Schuld zurückweisen, sollte es nicht Strafe dafür sein? Findet euch nur erst in die demütigende Vorstellung, daß eure Leiden Strafen eurer Sünde sind; dann werdet ihr auch bald die genaueren Beziehungen zwischen den einzelnen Leiden und den einzelnen Sünden wahrnehmen können." Jakob wurde gewiß diese Deutung des Textes seiner Leiden nicht schwer. Die Todesangst, die ihn bei der Begegnung mit seinem Bruder ins Gebet treibt, zeigt, daß er trotz seines Gnadenstandes noch eine Wunde im Gewissen hat, und weiß, daß er noch in einer Beziehung zu der vergeltenden göttlichen Gerechtigkeit steht.

Das Leiden Josephs scheint zum Beweise zu dienen, daß es Leiden gibt, die ihre Wurzel nur in der göttlichen Liebe, nicht zugleich in der vergeltenden Gerechtigkeit haben. Fassen wir aber seine eitlen Träume ins Auge, und daß er im Verhältnis zu seinen Brüdern vor ihren Vater brachte, wo ein böses Geschrei wider sie war, so zeigt sich, daß auch bei ihm Brennstoff vorhanden war für das Feuer der vergeltenden und läuternden göttlichen Gerechtigkeit.

Daß bei Gott in Gnaden stehen und Vergebung der Sünden haben die vergeltende Strafe nicht ausschließt, zeigt recht deutlich 2 Sam. 12. David spricht zu Nathan: ich habe gesündigt wider den Herrn, Nathan zu David: so hat auch der Herr deine Sünde weggenommen, du wirst nicht sterben. „Aber — fügt er hinzu — weil du die Feinde des Herrn hast durch diese Geschichte lästern gemacht, wird der Sohn, der dir geboren ist, des Todes sterben." Und nicht das allein, trotzdem, daß in der Hauptsache die Sünde vergeben ist und die capitale Strafe erlassen, geht auch das Wort in Erfüllung, was Nathan zu David vor seiner Buße gesprochen und wodurch er ihn zur Buße erweckt hatte: „So spricht der Herr: ich will Unglück erwecken über dich aus deinem Hause, und will deine Weiber nehmen vor deinen Augen, und will sie deinem Nächsten geben, daß er bei deinen Weibern schlafen soll an der lichten

Sonne." Das Werkzeug der Erfüllung ist Absalom. Es heißt in C. 16, 22: „Da machten sie eine Hütte auf dem Dache und Absalom beschlief die Kebsweiber seines Vaters vor den Augen des ganzen Israel." Wie David das Haus des Urias zerstört hat, so wird sein Haus mit den schwersten Zerrüttungen heimgesucht: Amnon begeht Blutschande mit seiner Schwester Thamar, Absalom läßt ihn ermorden und er muß vor seinem Vater David fliehen, dann Absaloms Empörung. Man kann diese Leiden Davids nicht blos aus der erziehenden Liebe Gottes ableiten. Ihr Zusammenhang mit dem Drohworte Nathans und ihre augenfällige Correspondenz mit der Sünde Davids zeigen, daß sie zunächst in der vergeltenden göttlichen Gerechtigkeit ihren Grund haben. Der Ernst von Davids Buße bewährt sich darin, daß er diese Leiden willig auf sich nimt. Sie dürfen ihn nicht an Gottes Liebe irre machen. Die Liebe würde nicht Liebe sein, wenn sie der vergeltenden Gerechtigkeit in die Zügel fallen wollte. Die Regel, welche für die menschliche Pädagogik gilt: entziehe dem Knaben nicht die Züchtigung, wenn du ihn schlägst mit der Ruthe wird er nicht sterben und du wirst von der Hölle erretten seine Sele (Prov. 23, 13. 14), gilt auch für die göttliche, ja sie ist von der göttlichen abstrahirt. Davids Sünde war nur ein einzelner Ausfluß aus einem in ihm vorhandenen giftigen Quell. Hätte er nicht neben der Vergebung empfangen was seine Thaten wert waren, so würde er die Gnade auf Mutwillen gezogen haben.

David erkent nach der Volkszählung in 2 Sam. 24, 10 seine Sünde und bittet um Vergebung. Dennoch aber ergeht über ihn die göttliche Strafe und in der Willigkeit seiner Unterwerfung zeigt sich auch hier die Gründlichkeit seiner Buße. Strafe hier und schone dort, das ist überall die Stimme eines wirklich bußfertigen Herzens. Wer durch die Vergebung die Vergeltung loswerden will, zeigt, daß seine Buße mehr oder weniger den Charakter der Heuchelbuße Pharaos trägt.

Das Leiden des Verfassers von Ps. 69 ist im eigentlichsten Sinne Bekentnisleiden, oder richtiger, da der Psalm keinen individuellen Charakter trägt, der Psalm ist im eigentlichsten Sinne für solche gesungen, die sich in statu confessionis befinden, er ist ein Märtyrerlied. Es heißt in V. 9. 10: „Um deinetwillen leide ich Schmach, mein Angesicht ist voller Schande. Der Eifer um dein Haus hat mich verzehrt und die Schmähungen derer, die dich schmähen, fielen auf mich." Dennoch aber ist der Verfasser weit davon entfernt, Sünde und Leid auseinanderzuketten. Er weiß, daß trotz seines Martyriums ihm kein anderes Gebet ziemt, als das: Kyrie eleison. Er erkent sein Leid als verdient, er erblickt darin die Strafe seiner Sünden. Er spricht in V. 6: „Gott du weißt um meine Thorheit und meine Verschuldungen sind vor dir nicht verborgen." Mit ihm protestiren Alle, die je aus dem bitteren und doch süßen Kelche des Zeugnisleidens getrunken haben, gegen die Behauptung von Dr. Delitzsch: „Hier ist zwischen dem Leiden und der Sündigkeit des Leidenden auch nicht der mindeste Zusammenhang." Auch abgesehen von der allgemeinen Sündhaftigkeit ist schon in dem Zeugnisse selbst so viel von trüber Beimischung, so viel was dem alten Adam angehört, daß man, was man für das Zeugnis leiden muß, willig als verdient hinnimt.

Der Ausspruch Salomos in C. 3, 11. 12 der Sprüchwörter: „Mein Kind, verwirf nicht die Zucht des Herrn und sei nicht ungeduldig über seiner Strafe. Denn welchen der Herr lieb hat, den strafet er, und wie ein Vater den Sohn, an welchem er Wolgefallen hat", stellt alles Leiden, auch das des Gerechten, an den die Anrede gerichtet ist, unter den Gesichtspunkt der Strafe und weist darauf hin, daß Gottes Vaterliebe sich eben in dem bewährt, was ihr zu widersprechen scheint, daß er der vergeltenden Gerechtigkeit freien Lauf läßt. Das Wort, welches wir durch: wie ein Vater, übersezt haben, kann auch heißen: er peinigt, wie schon die LXX hier übersetzen und nach ihnen der Brief an die Hebräer, und das ist ein ohne Zweifel von dem Verfasser selbst beabsichtigter Doppelsinn, der Schmerz und Liebe, welche die natürliche Vernunft und Neigung auseinanderreißen will, unzertrenlich verknüpfen soll.

Stellen wie 2 Sam. 7, 14, wo es in der Verkündung Nathans an David über die Zukunft seines Geschlechtes heißt: „wenn er (der Same Davids) fehlet, so züchtige ich ihn mit Menschenruthen, und mit Schlägen der Menschenkinder", d. h. mit Strafen, denen alle Menschen, weil alle Sünder, unterworfen sind, Jes. 10, 12: „und es geschieht, wenn der Herr vollendet sein ganzes Werk an dem Berge Zion und an Jerusalem wird er heimsuchen die Hochmutsfrucht des Herzens von Assurs Könige", Jer. 25, 29: „Siehe bei der Stadt, über die mein Name genant wird, fange ich an, Uebles zu thun, und ihr (Heiden) solltet ungestraft bleiben? Ihr sollt nicht ungestraft bleiben, denn Schwert rufe ich über alle Bewohner der Erde", Jer. 49, 12: „Also spricht der Herr: siehe, deren Recht es nicht ist, den Becher zu trinken, die sollten trinken, und du (Edom) solltest ungestraft bleiben? Du sollst nicht ungestraft bleiben, sondern du sollst trinken", das 25. Cap. des Jeremias, wo es ein Becher des göttlichen Zornes ist, aus dem Jerusalem trinken muß und die ganze Heidenwelt — diese Stellen und so viele andere ähnliche im A. T. zeigen, daß man zwischen den Leiden der Erwählten und der Nichterwählten, der Gemeinde Gottes und der Welt nicht so streng scheiden darf, wie dies vielfach geschieht, daß ein gemeinsames Gesetz, das der Vergeltung, über beiden waltet. Der Grund dieser Gemeinsamkeit ist der, daß auch in der Gemeinde Gottes die Sünde noch mächtig ist, welche strafend heimgesucht und läuternd ausgeschmolzen werden muß. Freilich, die Strafen der Erwählten sind Züchtigungen, mit der Gerechtigkeit geht bei ihnen stets die Liebe Hand in Hand, aber auch in dieser Beziehung findet zwischen der Kirche und der Welt nur ein Gradunterschied statt. Das Moment der Liebe tritt in dem Leiden der Gerechten schärfer hervor. Es fehlt aber auch bei dem Leiden der Welt nicht, so lange sich diese nicht als absolut unverbesserlich, hartnäckig und verstockt gezeigt hat, wie in der Urzeit Pharao. Auch die Leiden der Welt werden in den Propheten vielfach unter den Gesichts-

punkt der Liebesabsicht gestellt, also nicht als bloße Strafen, sondern als Züchtigungen betrachtet. Wenn Jesaias in C. 26, 10 sagt: „wird der Böse begnadigt, so lernet er nicht Gerechtigkeit", so sezt er als Zweck der Heimsuchung der Heiden, daß sie Gerechtigkeit lernen sollen. Die Gerichte über Aegypten in Jes. 19 und die Gerichte über Tyrus in Jes. 23 führen zulezt die Bekehrung herbei und haben den Zweck, sie herbeizuführen, der Herr plagt sie, um sie zu heilen, C. 19, 22. Die Grundlagen dieser Gemeinsamkeit zwischen Welt und Reich Gottes liegen in den ersten Cap. des 1. Buches Mose's vor. Nach ihnen ist das ganze menschliche Geschlecht des Hauches aus Gott und des göttlichen Ebenbildes teilhaftig, also heilsfähig, und ebenso ist nach ihnen das ganze Menschengeschlecht unter der Sünde und der Strafe derselben unterworfen.

Das Leiden des Volkes Gottes, mit welchem sich die lezten Capitel des Buches Daniel beschäftigen, ist im eigentlichsten Sinne ein Zeugnisleiden, ein Leiden um Gottes und seiner Wahrheit willen, und doch wird dies Leiden in Beziehung zur Sünde gesezt, und als Läuterung betrachtet, welche die Schlacken der Sünde ausscheiden soll. Völlig fern liegt dem Verf. der Gedanke an eine Prüfung, die zu keinem anderen Zwecke verhängt wird, als die vorhandene Vortrefflichkeit ins Licht zu stellen. Die Tugend ist nicht schon vorher da, sie wird erst durch die Prüfung gewonnen, wie überhaupt die ganze heilige Schrift keine Prüfung kent, die nicht zugleich Läuterung wäre, so wie keine heilende Gerechtigkeit, die nicht die vergeltende zu ihrer Grundlage hätte. In C. 11, 35 heißt es: „Und von den Verständigen werden Viele zu Falle kommen, sie zu läutern, zu reinigen und helle zu machen." Dazu bemerkt Ch. B. Michaelis: „Wir haben hier den Zweck, welchen Gott bei der Verhängung dieser Bedrängnisse im Auge hat. Er könte solche Verfolgungen leicht von den Seinen abwenden, läßt sie aber zu, nicht zum Verderben der Seinen, sondern vielmehr zu ihrem Heile, nämlich 1. um sie zu läutern, wie Gold und Silber im Feuer geschmolzen wird, damit es von seinen Unreinigkeiten getrent und also bewährt werde, 2. um sie zu reinigen, wie durch Worfeln das Korn von Stoppeln und Spreu gereinigt wird, Jes. 4, 11, 3. „und um sie helle zu machen", nicht blos zu äußerem Scheine, sondern damit sie, von allem Schmuze und allen Beflekungen der Sünde gewaschen, gleichsam weiße Kleider tragen, Apok. 3, 4. 5, 18. 7, 14." — Derselbe Gedanke wird wiederholt in C. 12, 10: „es werden Viele gereinigt und helle gemacht und geläutert werden." Diese Wiederholung soll auf seine hohe Bedeutsamkeit hinweisen. Es ist unendlich tröstlich, in der Hand des himmlischen Schmelzers zu sein, der uns durch das schwerste Leiden das höchste Gut bereitet, der uns die Güter nimt, die nur für die Erde Bedeutung haben, um uns vorzubereiten für das ewige Leben, in das nur diejenigen eingehen können, welche reinen Herzens sind.

Wenden wir uns zum Neuen Testamente.

Zu Gunsten seiner Ansicht von einer Prüfung, welche keinen andern Zweck hat als den, die bereits vorhandene Vortrefflichkeit ins Licht zu stellen, beruft sich Dr. Delitzsch besonders auf 1 Petr. 1, 7, wo der Zweck der „mannigfachen Versuchungen", denen damals, im Beginne des Kampfes mit der Römischen Weltmacht, die Christenheit ausgesezt war, darin gesezt wird, „auf daß die Bewährtheit eures Glaubens köstlicher erfunden werde, denn das vergängliche Gold, das durchs Feuer bewährt wird." Aber die „Bewährtheit" ist hier wie in der Parallelstelle des Jacobus C. 1, 3 nicht eine vor der Prüfung schon vorhandene, sie ist eine erst durch die Prüfung oder Läuterung hervorgerufene. Das zeigt deutlich die Vergleichung mit dem Golde, das erst durch die Läuterung zum reinen Golde wird. Der hier nur kurz angedeutete Vergleich wird entfaltet in Mal. 3, 2 f. und diese St. dient der unsrigen als Commentar und Petrus weist auf sie zurück: „Und wer erträgt den Tag seines Kommens, und wer steht bei seinem Erscheinen? denn er ist wie ein Feuer des Läuterers, und wie Lauge der Wäscher. Und er sizt schmelzend und reinigend Silber, und reinigt die Kinder Levi und läutert sie wie das Gold und wie das Silber, und sie werden also des Herrn, darbringend Speisopfer in Gerechtigkeit. Und angenehm wird dem Herrn das Speisopfer Judas und Jerusalems wie in den Tagen der Urzeit und in den Jahren der Vergangenheit. Und ich nahe mich euch zum Gerichte u. s. w." „Das Bundesvolk — wurde zu dieser St. bemerkt — hat vor den Heiden das voraus, daß es bei aller Beimischung von Schlacken doch immer einen Grundbestand edlen Metalles enthält, und also Object der Läuterung sein *kann*. Und dann, daß der Herr eben wegen des Bundes es läutern *muß*. Dasselbe, was von dem Bundesvolke als Ganzem — eine Menge äußerer Mitglieder desselben sind bloße Schlacken — gilt auch von den einzelnen Gliedern." Ganz richtig hat den Sinn der St. des Petrus schon der selige Steiger erfaßt, dessen Commentar überhaupt mehr in die Tiefe geht, wie die späteren Leistungen: „Gott hat nicht nötig, den wirklich schon gereinigten Glauben noch einmal zu prüfen; wenn er ihn prüft, so geschieht es nur, um ihn factisch zu reinigen und zu bewähren, worauf er ihn denn auch als bewährt anerkent. — Nicht der ganze Glaube, wie er in den Individuen existirt, wird herlich erfunden werden, sondern nur der Kern des wahren Glaubens, der die Prüfung besteht. Manche Befleckung des Geistes, 2 Cor. 7, 1, die Wirkung der Sünde, die uns immer anklebt, Hebr. 12, 1, wird wegfallen, und was übrigbleibt ist eben nur die Bewährtheit des Glaubens."

Von der durchgreifendsten Bedeutung ist für unsern Zweck ein anderer Ausspruch des h. Petrus in C. 4, 17. 18, der für sich allein schon hinreicht, das feste biblische Fundament für unsern Satz: alles Leid ist Strafe, zu bilden: „Es ist Zeit, daß das Gericht anfange bei dem Hause Gottes, wenn aber zuerst bei uns, was wird das Ende derer sein, welche dem Evangelium Gottes ungehorsam sind? Und wenn der Gerechte kaum errettet wird, wo will der Gottlose und Sünder bleiben?" Das Leiden, in Bezug auf das der Apostel diese Worte spricht, ist im strengsten Sinne ein Zeugnisleiden. Sie leiden „wegen

des Namens Christi" V. 14, „als Christen" V. 16, der Satan, der Erzfeind der Kirche Christi, geht in dem Medium der Römischen Weltmacht einher wie ein brüllender Löwe und sucht wen er verschlinge. Und doch stellt der Apostel dies Leiden unter den Gesichtspunkt des Gerichtes, der verdienten Strafe, und betrachtet es als einen einzelnen Teil des großen Ganzen der göttlichen Gerichte, welche über die sündige Welt ergehen. In seinen Augen ist eine Brücke vorhanden zwischen dem zur Richtstätte geführten Mörder und dem Märtyrer, so weit auch die Kluft ist, die zwischen beiden befestigt ist. Wenn er sagt, der Gerechte werde kaum errettet, so läßt er uns einen tiefen Blick thun in das Wesen menschlicher Gerechtigkeit und zeigt, wie wenig gerecht sein und gerichtet werden sich ausschließt. „Warum anders — sagt ein älterer Ausleger Estius — wird der Gerechte kaum errettet, als weil er eine unvollkommene Gerechtigkeit hat, da er in vielen Dingen fehlt, und die Werke der Gerechtigkeit selbst, die er thut, meist etwas von Schmutz beigemischt haben, entweder wegen der nicht reinen Absicht oder in einer andern Beziehung." Weil auch in den Mitgliedern des Hauses Gottes noch nach Luthers Ausdrucke „der alte grobe Adam" ist, so darf es sie nicht „befremden", 1 Petr. 4, 12, wenn sie durch Leiden heimgesucht werden. Das Leid ist ihnen nichts Fremdes, weil auch Christus, ihr Meister, gelitten hat, V. 13, nichts Fremdes auch, weil sie, obgleich Gerechte, doch noch wegen der Unvollkommenheit ihrer Gerechtigkeit Gegenstand der richtenden Thätigkeit Gottes sind. Schon in der Urzeit hat Gott den merkwürdigen Ausspruch gethan, 3 Mos. 10, 3: „an denen, die mir nahe sind, will ich mich heiligen", durch die richtende und vergeltende Heimsuchung ihrer Sünden, in der Gottes Herlichkeit, speciell seine Gerechtigkeit offenbar wird. Wenn es aber Gott mit den Seinen so genau nimt, so sollte die Welt billig erbeben, statt sich der Trübsal der Gerechten höhnend zu freuen und sie als ein Siegel der Vortrefflichkeit der eignen Wege zu betrachten. Wenn, sagt Gerhard, die bußfertige Kirche, die Erbin des ewigen Lebens, wegen der dem Fleische einwohnenden Sünde gestraft wird, wie vielmehr denn werden die Gottlosen, welche hartnäckig sündigen und in ihren Sünden sterben, wenn nicht hier, wie die Frommen, doch in dem andern Leben gequält werden."

Im Einklange mit Petrus sagt der h. Johannes in Apok. 3, 19: „Welche ich lieb habe, die züchtige und strafe ich." Der Ausdruck: züchtigen, παιδεύω, ist von der Kinderzucht entnommen. Er bezeichnet ursprünglich die Erziehung der Kinder überhaupt, dann wird er in der späteren helleniſtischen Sprache speciell von der Züchtigung der Kinder gebraucht, von der Anschauung aus, daß diese einen wichtigen Teil der Erziehung bildet. Wird nun das Leiden der Frommen mit der Züchtigung der Kinder verglichen, so wird man das Moment der vergeltenden Gerechtigkeit nicht von ihm absondern dürfen. Wem wird es wol beifallen, seine Kinder anders zu züchtigen als auf Grund bestimter Verfehlungen, etwa zu dem Zwecke, ihre Artigkeit ins Licht zu stellen, oder sie in der Tugend zu fördern und um künftigen Unarten vorzubeugen, in der Weise, wie man früher das Aderlassen und Purgiren betrieb? Gerechtigkeit, das ist es, was das Kind selbst vor Allem verlangt, wenn es gezüchtigt wird, und wenn es die Gerechtigkeit vermißt, so ist die sittliche Wirkung der Züchtigung verloren, und die Liebe kann keine Anerkennung finden. Der zweite Ausdruck: ἐλέγχω, steht überall im N. T. von der strafenden Rede (unter der auch die strafende Handlung begriffen ist, denn jede Handlung Gottes kann als eine thatsächliche Rede betrachtet werden), dem zur Rede stellen des Schuldigen, der das Gewissen treffenden Ueberführung und wird überall nur in Bezug auf sittliche Verschuldung gebraucht. Alles ἐλέγχειν hat seine Wurzel zunächst in der vergeltenden Gerechtigkeit, die freilich bei denen, die der Herr lieb hat, auch durch die Liebe in Bewegung gesezt wird.

An Petrus und Johannes schließt sich Paulus an. Er sagt in 1 Cor. 3, 14. 15: „Wird jemandes Werk bleiben, das er darauf gebaut hat, so wird er Lohn empfahen. Wird aber jemandes Werk verbrennen, so wird er Schaden leiden, er selbst aber wird errettet werden, so doch als durchs Feuer." Da sehen wir recht deutlich, wie wenig nach dem Apostel selbst, der die Mission hatte, die hochwichtige Lehre von der Rechtfertigung durch den Glauben allein in der Kirche Gottes einzubürgern, mit dieser Rechtfertigung alles abgemacht ist. Es ist hier von solchen die Rede, die an dem einen Grunde Christus festhalten. Dennoch müssen sie mit ihren Werken durch das Feuer des göttlichen Gerichtes hindurch, und dies Feuer verzehrt unter Umständen ihre Leistungen und somit auch den Lohn, den sie dafür zu erwarten hatten, und sezt ihnen so zu, daß sie froh sein müssen, nur noch eben die Seligkeit zu erlangen.

Derselbe Apostel sagt in 1 Cor. 11, 31. 32: „So wir uns selber richteten, so würden wir nicht gerichtet. Wenn wir aber gerichtet werden, so werden wir von dem Herrn gezüchtigt, auf daß wir nicht samt der Welt verdamt werden", und warnt die Gläubigen in V. 34, daß sie nicht zum Gerichte zusammenkommen. Die Stelle zeigt deutlich, daß es schriftwidrig ist, das Leiden der Gläubigen nur aus der göttlichen Liebe abzuleiten. Der Apostel stellt dies Leiden unter den Gesichtspunkt des Gerichtes, das immer von der göttlichen Gerechtigkeit resultirt. Die Stelle enthält nach der Bemerkung Osianders „die Idee des gerichtlichen Ernstes, den die Gnade in ihrem Rettungsgeschäfte bei schwer zu Rettenden anwendet." Schwer zu Rettende, das sind wir Alle ohne Ausnahme. Die Stelle ist wichtig auch insofern, als sie bestätigt, was wir bereits ausgeführt haben, daß in der Züchtigung das Moment der Strafe enthalten ist. Der Apostel sezt gerichtet und gezüchtigt werden als unmittelbar verbunden. (Schluß folgt.)

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz in Berlin. Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

# Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1864. Sonnabend den 19. November. № 93.


## Alles Leiden ist Strafe.

(Schluß.)

Auch der Apostel wird nach 2 Cor. 6, 9 gezüchtigt, und indem er Alles, was er von der Welt wegen des Wortes Gottes erleiden muß, unter diesen demütigenden Gesichtspunkt stellt, weist er alle hoffärtigen Gedanken ab, die ihn sonst so leicht beschleichen könten. Der stattliche Zeuge ist zugleich ein rmer Deliquent, der beten muß: „vor Gricht Herr Jesu steh ich hie."

Der Apostel übergibt in 1 Cor. 5, 5 den Blutschänder dem Satan zum Verderben des Fleisches, damit der Geist errettet werde an dem Tage des Herrn Jesu. Ebenso verfährt er nach 1 Tim. 1, 20 mit Hymenäus und Alexander, welche am Glauben Schiffbruch gelitten haben, aber an denen doch die Taufe noch nicht ihre Kraft verloren hat, „damit sie gezüchtigt werden, nicht zu lästern." Aber zum Beweise, daß man das mächtige Einigungsband nicht vergessen darf, welches 1 Mos. 3 um alle Menschen schlingt, auch er selbst wird nach 2 Cor. 12, 7 von dem Satansengel mit Fäusten geschlagen, und zwar, wie nicht blos einmal gesagt, sondern um auf die Größe der Gefahr hinzuweisen, nachdrücklich wiederholt wird, damit er sich nicht überhebe. Nach der Analogie von 1 Cor. 5, 5 und 1 Tim. 1, 20 werden wir dabei nicht an ein bloßes vorbeugendes Mittel zu denken, wir werden die Ansätze zur Selbsterhebung als vorhanden zu denken haben. Die gerechte Strafe für diese Ansätze dient zugleich als Mittel in der Hand der Liebe, dem weiteren Umsichgreifen vorzubeugen.

Die eigentlich classische Stelle des N. T. über das Leiden der Gerechten ist aber Hebr. 12. Es kann keinem Zweifel unterworfen sein, daß das Leiden, in dem sich diejenigen befanden, an welche der Verfasser schreibt, ein eigentliches Bekentnisleiden war. Der Brief ist an die Christen aus den Juden gerichtet, gegen die sich in den lezten Zeiten des Jüdischen Staates, am Vorabende des Kampfes gegen die Römer, die nationale Erbitterung erhob, die es nicht leiden wollte, daß die Kraft des Volkes durch nationalen Zwiespalt gebrochen wurde. Den Raub ihrer Güter hatten die Christen schon mit Freuden erduldet. Jezt ging es ihnen ans Leben, sie sollten eben bis aufs Blut widerstehen in dem Kampfe gegen die Sünde. Um sie zu diesem Kampfe anzufeuern, weist der Verfasser sie in C. 11 hin auf die ganze Wolke früherer Zeugen, von der sie umgeben waren. Dennoch aber stellt der Verf. in V. 5. 6 ihr Leiden unter den Gesichtspunkt der Züchtigung und der Strafe. Er sezt in V. 10 den Zweck der Züchtigung darin, daß sie zu der Teilnahme an der göttlichen Heiligkeit, zur Erfüllung des Gebotes: „ihr sollt heilig sein, denn ich bin heilig", erhoben werden sollen, die sie bis dahin nur sehr unvollkommen besaßen. Er stellt in V. 11 als Folge des Leidens die Frucht der Gerechtigkeit vor Augen, der sie also bis dahin, trotz ihrer Besprengung mit dem Blute Christi, nicht vollkommen teilhaftig waren, einer „Lebensgerechtigkeit, aus welcher", wie Delitzsch in dem Comm. zu dem Briefe an die Hebräer selbst sagt, „durch die in der Züchtigung wirksamen göttlichen Kräfte die Härte und Herbigkeit der Sünde entfernt ist." Er bezeichnet diese Frucht der Gerechtigkeit als eine friedsame oder friedliche, d. h. dem Friedensstande angehörige, aus keinem anderen Grunde, als weil er den Leidensstand aus dem Gesichtspunkte des Krieges ansieht, den Gott gegen die Seinen führt, vgl. Hi. 38, 23. Röm. 5, 1, eines Krieges, dessen notwendig vorauszusetzende gerechte Ursache nichts anders sein kann, als die Sünde. „Wenn Gott züchtigt, sagt ein älterer Ausleger, so überzieht er uns mit Krieg, stört unser Glück, Gesundheit, Reichtümer, Ehren, alle Freuden der Welt, Leib und Sele, aber wenn die Züchtigung aufhört, gibt er Frieden. Die Kriege werden geführt wegen des Friedens."

Die ganze Schrift also A. und N. T. stellt als Wahrheit hin, was Gr. Maistre in den viel Treffendes darbietenden „Abendstunden von St. Petersburg oder Gespräche über das Walten der göttlichen Vorsehung in den zeitlichen Dingen" als solche anerkent: „Jedes Uebel ist eine Strafe, und jede Strafe (ausgenommen die lezte) wird sowol von der Liebe verhängt, als von der Gerechtigkeit. — — Wenn der Mensch sich ganz ins Böse versenkt, wie ihn alsdann aus sich selbst herausreißen? und welchen Raum läßt er noch der Liebe?" Ganz im Sinne der Schrift redet Maistre auch von der „unbegreiflichen Thorheit, die es wagt, Argumente gegen die Vorsehung auf die Unfälle der Unschuld zu gründen, die eigentlich nicht existirt." „Nehmen wir — sagt er — von unseren erbärmlichen Tugenden Alles hinweg, was wir dem Temperamente, der Ehre, der Meinung, dem Stolze, dem Unvermögen und den Umständen verdanken, was bleibt uns? Ach Gott, gar wenig. Ich gestehe es Ihnen ohne Scheu, ich kann über diesen furchtbaren Gegenstand nie nachdenken ohne versucht zu sein, mich wie ein

Verbrecher, der um Gnade bittet, zur Erde zu werfen, ohne im Voraus alle Uebel, die über mein Haupt kommen könten, als eine leichte Vergeltung der unermeßlichen Schuld, die ich gegen die ewige Gerechtigkeit eingegangen bin, hinzunehmen. Dessenungeachtet können Sie nicht glauben, wie viele Menschen mir in meinem Leben gesagt haben, daß ich ein sehr rechtschaffener Mann sei."

Das Buch Hiob nun, wie Dr. Delitzsch es ansieht, würde mit der Lehre der gesamten heiligen Schrift A. und N. T. in Widerspruch stehen. Daran wird von vornherein derjenige nicht denken können, der irgend einen Einblick in die wunderbare Harmonie der Schriftlehre gewonnen hat.

Die Hypothese von Dr. Delitzsch erscheint aber um so mehr als unhaltbar, da er ihr zu Liebe einen wichtigen Bestandteil des Buches Hiob selbst über Bord werfen muß. Die Reden Elihu's stellen Hiobs Leiden unter den Gesichtspunkt einer verdienten und zu Hiobs Heile notwendigen Züchtigung. Gegen die Aechtheit dieser Reden, für welche alle äußeren Gründe sprechen, läßt sich, abgesehen von jener Hypothese, nichts Probehaltiges oder auch nur Scheinbares vorbringen. Denn was Dr. Delitzsch noch geltend macht: „wir unterschätzen nicht die innere Herlichkeit dieser Reden, indem wir an ihnen die äußere Herlichkeit des übrigen Buches vermissen", das erklärt sich aus dem Plane des Verfassers und der Stellung, die durch ihn den Reden Elihu's zugewiesen wird. Diese sollen den dogmatischen Kern des Buches, die eigentliche Lösung des Problemes, für alle Zeiten des Volkes Gottes enthalten. Für sie ist der schlichte Predigtton geeigneter, als der erhabene poetische Schwung. Der fromme Leser freut sich, daß er in ihnen von diesem ausruhen kann, daß in ihnen sich die poetische Form wie ein knappes Gewand der Wahrheit von oben anschließt. Das Vorherschen der poetischen Form ist nur so lange angemessen, als wir uns auf dem Gebiete der leidenschaftlichen Erregung befinden, wie sie mit dem Irrtum, der Einseitigkeit und halben Wahrheit so leicht und naturgemäß sich verbindet. Bestreitet man aber die Aechtheit der Reden Elihu's, so erhält man das fatale Resultat, daß Hiob ohne wahrhaftige Belehrung aus dem Kampfe hervorgeht und also von diesem keinen reellen Gewinn hat. Er kann sich der äußeren Wiederherstellung nicht wahrhaft freuen, weil der rauhe Weg, den er von Gott geführt worden, ihm dunkel bleibt. Der Inhalt des Prologes, schon an sich nach der Auffassung von Dr. Delitzsch nicht geeignet, diesen Weg wahrhaft zu erhellen, ist für Hiob gar nicht vorhanden. Er ist nur für den Leser. Hiob behält den Stachel der Unbegreiflichkeit der göttlichen Führung im Herzen, ein Schade, der durch vierzehntausend Schafe und tausend Esel nicht ersezt werden kann, und der Leser legt, trotz der vielen Schönheiten im Einzelnen, im Ganzen das Buch mit einem unbefriedigten Gefühle aus der Hand, als ein solches, das keine klare und sichere Belehrung gewährt, sondern die Verwirrung nur vermehrt. Die Aechtheit der Reden Elihu's antasten, heißt dem Buche die Augen ausstechen.

Was aber in dem übrigen Buche den Reden Elihu's zu widersprechen scheint, tritt bei schärferer Betrachtung mit denselben in vollkommne Harmonie.

Daß Hiob in dem Prologe als unsträflich, rechtschaffen, gottesfürchtig und vom Bösen fern bezeichnet wird, beweist nur scheinbar, daß der Verfasser „Sünde und Strafe oder Züchtigung in dem Leiden Hiobs gänzlich auseinanderkettet". Alle Gerechtigkeit erhält im A. T. ihre Begränzung durch 1 Mos. 3. Absolute Gerechtigkeit, solche, die der Züchtigung und der Buße nicht bedarf, ist unmöglich auf dem Boden, auf den die Schrift gleich in ihrem Anfange den Menschen stellt. Das erkent Hiob selbst an in C. 14, 4: „wer will einen Reinen finden bei denen, da keiner rein ist?", oder genauer nach dem Grundtexte: „o daß doch Reiner von Unreinem kommen könte! Nicht Einer." Die Fehltritte und Schwachheitssünden auch des Gerechten sind nach Ps. 19, 13 unmerklich, so daß er ohne Vergebung gar nicht existiren kann, und selbst vor groben Sünden kann er nach V. 14 nur so lange bewahrt bleiben, als Gott ihm seine Gnade verleiht. „Gehe nicht ins Gericht mit deinem Knechte, betet der Gerechte in Ps. 143, 2, denn vor dir ist kein Lebendiger gerecht."

Dagegen finden sich nun eine Reihe positiver Momente vor, durch welche das übrige Buch mit den Reden Elihu's in Einklang tritt.

Hiob wird dem Satan übergeben. Gott selbst ergreift dabei die Initiative, er weist den Satan auf Hiob hin und ruft seinen Antrag hervor. Darin liegt, daß gewichtige Ursachen vorhanden sein müssen, Hiob der Versuchung auszusetzen. Diese Ursachen können unmöglich darin liegen, daß Hiobs Tugend gegen den Satan erwiesen werden soll. Das hieße dem Satan eine ungebührliche Bedeutung beilegen, das hieße den Menschen zum bloßen Mittel zum Zwecke erniedrigen, das würde uns wahrhaft in das Gebiet des Abenteuerlichen hineinführen, was überall, wo es in der Schrift stattzufinden scheint, auf Rechnung des Auslegers komt. Die ganze Schrift kent keine andere über die Gerechten verhängte Prüfung, als eine solche, die ihnen selbst zur Förderung dient. Ueberall, wo sonst eine Uebergabe an den Satan vorkomt, hat sie die Sündhaftigkeit zur Voraussetzung und einen pädagogischen Zweck. Die Jünger werden nach Luc. 22, 31 dem Satan übergeben, um sie zu sichten und zu reinigen, wie den Weizen. Paulus übergibt den Blutschänder dem Satan, damit der Geist errettet werde durch das Verderben des sündigen Fleisches. Hymenäus und Alexander werden von ihm dem Satan übergeben, „damit sie gezüchtigt werden, nicht zu lästern." Paulus selbst wird von dem Satansengel mit Fäusten geschlagen, damit er sich nicht überhebe. Ueberall erscheint der Satan als Diener des Vergeltung übenden und die Seinen durch Züchtigung im Heile fördernden Gottes. Das sind alles offenbar unzertrennlich verbundene Glieder einer Kette. Eine Auslegung, die nicht alle diese Fälle unter gleichen Gesichtspunkt zu stellen vermag, verurteilt sich eben dadurch.

In C. 1, 9—11 spricht der Satan zu dem Herrn: „Ist es, daß Hiob umsonst Gott fürchtet? Hast du doch ihn, sein Haus und alles, was er hat, ringsum umzäunet. Du hast das Werk seiner Hände gesegnet, und sein Gut breitet sich aus im Lande. Aber recke deine Hand aus und taste an alles, was er hat, fürwahr er wird dich ins Angesicht segnen.“ Es liegt eine tiefe Wahrheit in dem, was der Satan hier sagt, und wegen dieser Wahrheit und nicht als gälte es eine Wette mit dem Satan geht Gott auf seinen Antrag ein. Der Gedanke ist der: das Kreuz allein sei die Gränze, wo Schein und Wahrheit, verhüllte Gottlosigkeit und wahre Frömmigkeit sich scheiden. Erst wenn die Gaben genommen werden, zeige sich, ob der Mensch den Geber wahrhaft liebe und werde die Liebe von allen unlautern Beimischungen gereinigt. Hiob besteht Anfangs in der Prüfung und es zeigt sich, daß der Satan nicht absolut Recht hat. Als aber dasjenige Gut angetastet wird, an das sich die in ihm gebliebene Sündenwurzel, der Hochmut, angeschlossen hat, seine Gerechtigkeit und seine Ehre, da fängt er allerdings an, Gott ins Angesicht zu segnen, und da tritt hervor, daß in den Worten Satans eine Wahrheit war und daß Gott Ursache hatte, ihn dem Satan zu übergeben. Diese Sündenwurzel bei Hiob auszurotten, das ist der Zweck der ganzen Führung. Das Kreuz führt bei ihm eine Krisis herbei, deren lezes Resultat das ist, daß die Schlacken der Selbstgerechtigkeit und des Hochmutes von ihm ausgeschieden werden.

So lange die Anfechtung sich auf dasjenige bezog, woran sich, was von Selbstsucht in Hiob geblieben war, nicht vorzugsweise angeklammert hatte, „sündigte er nicht und that nichts Thörichtes gegen Gott.“ Er sprach: „der Herr hat gegeben, der Herr hat genommen, der Name des Herrn sei gelobt.“ So schön aber auch diese Worte lauten, eins fehlt doch und dieser Mangel geht Hand in Hand mit seinem Betragen, da seine Gerechtigkeit angegriffen wird. Hiob ist ergeben in Gottes Fügung, so lange sein liebstes Gut nicht angetastet wird, er erkent, daß Gott ihm nur genommen, was er früher gegeben, daß er dankbar sein muß für die Gabe und nicht murren darf über den Verlust, aber so weit ist er noch nicht fortgeschritten, daß er in seinem Leiden die gerechte Strafe seiner Sünden und eine heilsame Züchtigung erkänte. Das ist es, was er jezt lernen soll und zu Ende des Buches nach harten und schweren Kämpfen und traurigen Niederlagen gelernt hat.

Wenn Hiob in seiner Schlußrede, in der die Leidenschaft sich sänftigt, die ihn beim Kampfe mit den nunmehr abgetretenen Freunden beschlichen hatte, in einem ganzen Cap., dem 31., darlegt, wie er alle Gebote Gottes gehalten habe, nicht blos in der That, sondern auch in dem Innersten der Gesinnung, so wird uns in seine Sele hinein übel und wehe, und es kann uns die Absicht des Verfassers nicht verborgen bleiben, darauf hinzuweisen, daß die Gerechtigkeit, seine Stärke, zugleich auch seine Schwäche war. Besonders deutlich tritt diese Absicht uns am Schlusse entgegen. Da spricht Hiob, nachdem er den Wunsch ausgesprochen, daß Gott sich ihm zum Rechtsstreite stellen möge: „Die Zahl meiner Schritte will ich ihm anzeigen, wie ein Fürst ihn vor mich lassen.“ Jeder Zoll ist an ihm ein Gerechter, jede Handlung eine Tugendübung. Wie ein Fürst will er Gott eine Audienz erteilen. (So nach dem Grundtext. Die Ausleger haben den ihnen anstößigen Sinn wegzubringen gesucht.) Er hat keinen Grund, ihn abzuwehren, er kann ihn zu sich entbieten, um ihm beschämende Vorhaltungen zu machen. Er steht höher als Gott, denn er hat das Seine vollständig gethan, Gott aber das Gegenteil von dem, was er thun sollte. Wer das mit dem Maßstabe des das ganze A. T. durchtönenden Kyrie eleison mißt, der wird wissen, was er davon zu halten hat. Welch ein Contrast z. B. der 130. Psalm: „Aus der Tiefe rufe ich, Herr, zu dir“, und dieser hochmütige Gerechte, der der Buße nicht bedarf, und erwartet, daß Gott sich vor seinen Richterthron stellen und: Sohn ich habe gesündigt, sprechen soll!

Von Bedeutung ist noch, daß bei der großen Ausführlichkeit in der Darlegung seiner Tugenden und Ablehnung der Sünden Hiob doch eine Klasse von Sünden ganz mit Stillschweigen übergeht, die Sünden des Hochmutes, der Selbstgerechtigkeit, des Tugendstolzes. Zufällig kann das nicht sein. Wie lebendig im A. T. die Erkentnis der Sündigkeit des Hochmutes ist, zeigt z. B. die Geschichte des Falles, der Ausspruch Davids in 2 Sam. 6, 22: „ich will noch geringer werden, denn also, und will niedrig sein in meinen Augen und mit den Mägden zu Ehren kommen“, sein Wort in Ps. 131, 1: „mein Herz ist nicht hoch und meine Augen sind nicht stolz, und ich wandle nicht in großen Dingen und die mir zu wunderbar“, wo die Demut als die Grundbedingung für die Bitte um Gottes Hülfe und Gnade erscheint, zeigt ferner, was von Usias geschrieben steht: „und so wie er stark ward, ward sein Herz hoch“, und was von Hiskias: „Und er vergalt schlecht die Gabe, die ihm geworden, denn sein Herz ward hoch und es erging über ihn Zorn und über Juda und Jerusalem.“ Der Grund des tiefen Schweigens über die Hochmutssünden kann nur der sein, daß über sie dem Hiob die Augen noch nicht aufgegangen waren, und wir haben hier einen Punkt inniger Berührung des übrigen Buches mit den Reden Elihu's, der grade den Hochmut bei Hiob zum Angriffspunkt macht, z. B. in C. 36, 9: „und er zeigt ihnen an ihr Thun, und ihre Vergehungen, daß sie stolz geworden.“ Ist der Hochmut bei Hiob noch ungebrochen, so fällt Licht auf die ohnedem dunkle Führung Gottes. Das Leid, das zur Besiegung dieses furchtbaren Feindes führt, ist, so schrecklich es sein mag, doch immer verhüllte Gnade, ist gerechtfertigt zugleich als Sendung der vergeltenden Gerechtigkeit und der barmherzigen Liebe. „Darauf — sagt Calvin zu 1 Cor. 5, 5 — mögen alle Fromme achten, wie groß das Gift des Stolzes ist, das nur durch Gift geheilt werden kann. Und gewiß, so wie er die Ursache des menschlichen Elendes war, so ist er auch der lezte Fehler, mit dem wir zu kämpfen haben. Denn die übrigen finden bei Uebelthaten statt, dieser aber ist bei den besten Werken zu fürchten. Ferner, er klebt uns so hartnäckig an von

Natur, er sizt so tief, daß er gar schwer ausgerottet wird. Fassen wir genau ins Auge, wer hier redet. Er hatte so viele Gefahren, Qualen und andere Uebel überwunden, er hatte über alle Feinde Christi triumphirt, er hatte des Todes Furcht ausgetrieben, er hatte der Welt gründlich abgesagt, und doch hatte er den Hochmut noch nicht völlig überwunden, ja es blieb ihm noch ein so zweifelhafter Kampf übrig, daß er nicht anders siegen konte, als wenn er mit Fäusten geschlagen wurde. Durch sein Beispiel belehrt, wollen wir so mit den andern Sünden Krieg führen, daß wir die Hauptkraft darauf wenden, ihn zu bekriegen."

Von Bedeutung ist ferner, daß Gott dem Hiob im Sturme und Wetter erscheint. Sturm und Wetter haben überall in der Schrift strafenden und drohenden Charakter. Zu vergleichen ist das Wort Hiobs selbst in C. 9, 17: „er der im Sturme mich zermalmt." Dann Ps. 50, 3: „rings um ihn stürmt es sehr", wo der Sturm zusammen mit dem Feuer als Symbol der strafenden Gerechtigkeit erscheint, wie ebenso auch in der oft misverstandenen Erscheinung an Elias in 1 Kön. 19, 11. 12. Erst nachdem der Sturm bei Hiob sein Werk gethan, erfolgt, wie bei Elias, die Stille. Der Sturm bildet den Charakter der folgenden Rede Gottes ab, die auf den auf seine Gerechtigkeit pochenden Hiob einstürmt, und zeigt, daß er nicht, wie Delitzsch meint, in einem blos theoretischen Irrtum befangen war, sondern in einem Irrtum, der in der Sünde, der Einbildung der Gerechtigkeit seine Wurzel hat. Der Sturm stellt aber zugleich hinter diesem wörtlichen Gerichte, wenn Hiob dadurch nicht zur Buße geführt wird, ein neues factisches in Aussicht, so wie er Hand in Hand geht mit der Fortdauer des Sturmes der Leiden, durch den Hiob noch fortwährend zermalmt wird.

Gott spricht in C. 40, 8 zu Hiob: „willst du gar zu nichte machen mein Recht, mich verdammen, damit du gerecht seist?" Da haben wir genau denselben Vorwurf, den Elihu in C. 35, 2 gegen Hiob erhebt: „hältst du das für Recht: du sprichst, ich bin gerechter als Gott." Es wird anerkant, daß es ein Drittes nicht gibt, daß entweder Hiob die gerechte Strafe seiner Sünden leidet oder Gott in Verhängung der Leiden über ihn die Gerechtigkeit verlezt hat und Hiobs Schuld wird darin gesezt, daß er das leztere behauptet hat. Gottes Recht zunichte machen, das ist nicht blos „seine eigne Gerechtigkeit auf Kosten der göttlichen behaupten", die, wie Delitzsch meint, bei Hiobs Leiden gar nicht in Betracht kommen soll, das ist vielmehr läugnen, daß Hiobs Leiden eine motivirte richterliche Handlung Gottes, ein legitimer Act seiner strafenden Gerechtigkeit sei. „Mich verdammen, damit du gerecht seist", das zeigt, daß zu dem Ziele der Selbstrechtfertigung Hiobs nur ein einziger Weg führt, der der Verurteilung Gottes, und tritt jedem Versuche entgegen, das Leiden Hiobs und die göttliche Gerechtigkeit „auseinanderzuketten."

Von besonderer Bedeutung ist noch C. 42, 5. 6, wo der bußfertige Hiob spricht: „Durch das Gerücht des Ohres vernahm ich von dir, und nun sah dich mein Auge. Darum thue ich Buße in Staub und Asche."

Hiob hat bis dahin einen niederen religiösen und somit auch sittlichen Standpunkt eingenommen. Sein Verhältnis zu Gott war ein vorwiegend mittelbares. Daraus erklärt sich, daß sich die Finsternis der Selbstgerechtigkeit über ihn lagern konte, dadurch fällt Licht auf das schwere herzzermalmende Leiden, das ihn aus diesem niederen Zustande befreien soll. Er wird dem Satan übergeben, damit er Gott finde und dadurch sich selbst erkenne. Da das Ziel erreicht ist, thut er Buße in Staub und Asche. Diese Buße bezieht sich zunächst auf seine Reden, der Sache nach aber geht sie auf seinen ganzen bisherigen Zustand. Denn die Reden sind nur insofern verwerflich, als er sich eine absolute Gerechtigkeit angemaßt hatte und dadurch an Gottes Gerechtigkeit irre geworden war. Sind die Reden verwerflich, so ist auch sein ganzer bisheriger Zustand verwerflich. Aus dem eingebildeten Heiligen wird ein armer Sünder, aus dem Pharisäer ein Zöllner. Das ist die friedsame Frucht der Gerechtigkeit, die das Leiden allen Kindern Gottes tragen soll, und Gott gebe, daß sie bei uns allen zur Reife gelange und daß ihre Entwickelung nicht durch eine schrift- und erfahrungswidrige Auseinanderkettung von Leid und Sünde gestört werde. „Ist in dir" — sagt Theremin, mit dessen Worten wir gern schließen, so wie wir mit ihnen begonnen haben — „nichts als Tugend — wol, so sprich nur von Prüfung. Ist aber Sünde in dir — und wie köntest du das läugnen? mußt du bekennen, daß du Strafe verdienst: nun, so magst du auch dein Leiden für eine Strafe halten."

---

## Das Lesen der Bibel seitens der eingesegneten Jugend.

Von dem Berliner Hauptverein für christliche Erbauungsschriften ist jüngst ein Schriftchen herausgegeben worden, verfaßt von dem General-Superintendent Dr. Jaspis:

> Sieben Briefe über das Lesen der Bibel, gerichtet an eingesegnete Jünglinge und Jungfrauen, die Gottes Wort lieben, wie an evangelische Christen überhaupt. (59 S. 3 Sgr.),

worauf wir auch in der Ev. K. Z. hinweisen. Der Verfasser geht hierbei teils von der Erfahrung aus, daß die Bibel im evangelischen Volke sehr wenig gelesen und eingehend betrachtet werde, teils von dem Grundsatze, daß dieser kranke Punkt im Gemeindeleben nur dann mit Erfolg gehoben werde, wenn man die Jugend an ein geordnetes Schriftlesen gewöhnt.

Die ersterwähnte Erfahrung ist unleugbar. Es gibt ganze Kirchenkreise, wo, wer noch christliche Erbauung sucht, lieber zum Gesangbuche als zur Bibel greift. Es gibt wolmeinende

und gebildete Gemeinde-Glieder, welche, wenn sie ein Bedürfnis der Erbauung fühlen, gar nicht wissen, was sie zu diesem Zwecke mit der Bibel anfangen sollen, da sie weder die geeigneten Stellen innehaben, noch die Befähigung besitzen, dieselben recht zu fassen und auf ihre Zustände anzuwenden. Es gibt selbst unter den Kirchlich-Gläubigen nicht Wenige, die das Bibellesen im Volke für etwas Bedenkliches halten, da dadurch einem unkirchlichen Subjectivismus, ja gradezu dem Unglauben Thor und Thür geöffnet werde. Es gibt Pfarrer, die gradezu behaupten, das Schriftlesen sei dem Volke gar nicht möglich, denn abgesehen von der mangelhaften Lesefertigkeit seien unsre Armen, z. B. auf den Tagelöhner-Dörfen, so unwissend und so stumpf, daß sie sich zu irgend einem Schrift-Verständnis gar nicht erheben könnten. (Solche Armutszeugnisse stellen selbst Geistliche der Kirche, ihren Gemeinden und im Grunde sich selber aus!) Wöchentlich strömt eine Fluth von Erbauungs-Blättern und Erbauungs-Schriften uns zu, — aber die Quelle der Wahrheit und des Lebens, die Bibel wird nicht gesucht. Mit Recht beklagt es der Verfasser, daß diese schmerzliche Erscheinung von Vielen nicht als ein Uebelstand empfunden werde. Die Bibelverbreitung macht jezt Fortschritte, daß man vor dem Herrn der Kirche sich anbetend beugen muß; — aber Viele, obwol sie die Bibel besitzen, „sitzen doch daneben," wie Herzog Wilhelm in anderer Beziehung von sich dem Dr. Eck gegenüber sagte. Eben so beklagenswert ist es, daß es unserm Volke an einem Sinne für Schriftverständnis und Takt bei der Schrift-Deutung fehlt. General-Superintendent Jaspis meint nun, dieser Sinn und Takt müsse bei heranwachsenden Kindern namentlich bei Confirmanden geweckt werden und an Confirmirte hat er im Tone eines väterlichen Freundes diese sieben Briefe gerichtet. Haben wir den Verfasser recht verstanden, so will er zugleich Lehrern und Pfarrern selbst für die Einwirkung auf die Jugend Winke geben. Brief I. verbreitet sich über die Gründe fürs Bibellesen, Brief II. über einige Vorbedingungen dabei: Stille, die rechte Absicht, Glaube an die Schrift, Gebet um den heiligen Geist. In dem ausführlichen III. Brief sind Winke für eingehende Schrift-Betrachtung, im IV. Anweisungen zu erbaulichem Lesen. Der V. Brief zeigt die Ordnung dabei und sind vier Beilagen beigefügt, unter ihnen Winke über Colossi. 1, nach den angegebenen Regeln betrachtet. — Brief VI. legt der Jugend ans Herz, wie sie aus Gottes Wort geistliche Weisheit gewinnen können und werden hier zugleich geeignete Hülfsmittel z. B. Bengels Gnomon und der Braselmannsche Bibelatlas empfohlen. Der VII. Brief endlich zeigt, welchen Wert zunächst die einzelnen Schriften des Neuen Testaments haben und welches Erbauungs-Bedürfnis deshalb dadurch besonders befriedigt werden könne.

Wir wünschen dem Schriftchen eine vertrauensvolle Aufnahme bei der Jugend und ihren Leitern, namentlich bei den leztern. Es ist eine bemerkenswerte Erscheinung, daß man jezt auch bei den Uebungen christlichen Glaubenslebens überaus künstlich und zusammengesezt ist, darum das Einfache und Naheliegende nicht beachtet. Wir wissen, daß ernste Geistliche großen Fleiß auf den Katechismus-Unterricht wenden und daß sie fürsorglich Confirmirten zu einer passenden Lectüre zu verhelfen suchen; aber sie lesen mit ihren Confirmanden nie die Bibel und haben für einen sensus exegeticus der Confirmirten nichts gethan. In vielen Schulen ist's ähnlich; es geschieht von ihnen für Gewöhnung ans Bibellesen nichts. Wir hörten einmal von dem ernstesten Lehrer in einem großen Kirchenkreise ein Bekentnis über den Stand des privaten Schriftlesens unter seinen Kindern; — es fand sich bei keinem Kinde. Wie beschämt uns Evangelische, die wir des Wortes Gottes uns rühmen, hierbei das „Betrachten" eines Josua — das „Forschen" der Beröer — das „Wissen von Kind auf" eines Timotheus. Wie äußerlich wird ferner die Bibel bei Hausandachten gebraucht! Wie fern und fremd bleiben daher selbst Tausende, welche doch ein Herz für Gottes Wahrheit haben, Seinem Worte; wie unwissend zeigen sich bei theologischen Prüfungen manche Candidaten in Bezug auf Schriftkentnis! Andere Schriften dagegen werden wie mit Heißhunger verschlungen und das wissen und sehen schriftgläubige Geistliche, aber was thun sie dagegen? Nichts, denn daß man Confirmanden das Gelübde, die Bibel lesen zu wollen, abnimt, ist doch etwas sehr Aeußerliches und Nutzloses. Das sich „Ueben in der Gottseligkeit" bleibt doch etwas Wichtiges und wir heißen es gradezu eine unverantwortliche Thorheit, wenn man in solchen Uebungen methodistische Einseitigkeit findet.

Mehrere Bibelgesellschaften feiern jezt Jubiläen. Mögen Lehrer und Geistliche sich durch den Eifer, den jene in der Bibelverbreitung zeigen, bewegen lassen, für die Schriftbetrachtung in aller Weise anzuregen. Die Lauheit in derartigen Ermahnungen hat für uns auch deshalb etwas Schmerzliches, weil, was man Andern nicht einschärft, selbst nicht zu thun scheint. Wir machen hierbei einen Gedankenstrich und wünschen unserm Bibelschriftchen viel Beachtung. Will's Jemand anders machen, als der Verfasser vorschlägt, so thue er's, nur thue er's bald und gut, damit die Bibel nicht blos unter's Volk, sondern in die Herzen komt.

## Guizot zu den Füßen Christi.

Meditationen über das Wesen der christlichen Religion, von Guizot. Paris, 1864.

Die Angriffe auf den christlichen Glauben haben zu allen Zeiten das gute gehabt, daß das Wesen desselben tiefer erfaßt und glänzender ins Licht gestellt worden ist. Diesen Nutzen wird, scheint es, auch der jüngste Angriff auf die evangelische Geschichte, das sonst ziemlich erbärmliche Machwerk des Franzosen Renan, dem Evangelium und der Kirche eintragen. Unter den Gegenschriften, zu denen es Katholiken und Protestanten in und außerhalb Frankreichs herausgefordert, nimt ohne Zweifel eine der ersten Stellen das Werk ein, welches unter obstehendem Titel im lezten Sommer in Paris erschienen ist und den ersten Teil eines größeren auf vier Bänden berechneten Werkes bildet. Der Verf., Protestant', ist als hervorragender Staatsmann, gründlicher Gelehrter, tüchtiger Historiker und geschmackvoller Stilist bekant genug, und dies sein neuestes Werk ist seiner in dem Maße würdig und hat gleich bei seinem Erscheinen solches Aufsehn in Frankreich erregt, daß es den meisten Lesern dies Blattes gewiß erwünscht ist, dasselbe in Auszügen kennen zu lernen. Es gibt liberale Monarchisten, welche den Gegnern der Monarchie gewisse Zugeständnisse machen, aber darüber hinaus die Rechte des Königtums mit der zähesten Energie verfechten. Diesen Politikern ist Guizot ähnlich auf dem Gebiete der Religion. Er gibt manches vom orthodoxen System Preis, er verfährt liberal, er ist vom Geiste der Zeit berührt und steht unter ihrem Einflusse: aber um so entschiedener hält er fest an dem Kerne, er kämpft dafür mit großem Geschick und mit der Wärme inniger Ueberzeugung. Er gebietet nicht über die Kentnisse eines theologischen Fachmannes, aber er besizt eine tiefe universale Bildung, einen reich und tief gebildeten Geist, und was mehr ist, ein christliches Herz, und seine Beweisführung, in schöner fließender Sprache vorgetragen, ist ganz dazu angethan, wankende Leser im Glauben an die Göttlichkeit des Evangeliums zu befestigen. Auf die kleinsten Details geht er nur selten ein, sein Buch nimt nur große und allgemeine Gesichtspunkte, es ist auf dasselbe Publikum berechnet, welchem Renans Buch gefährlich geworden ist. Es erwähnt Renans kaum, aber es ist eine stille und doch kräftige Widerlegung desselben.

Es sei dem Ref. erlaubt, hier einen Punkt zu berühren, der scheinbar, aber doch nur scheinbar außerhalb der Interessen der Kirche und der Evang. K.-Z. liegt. Es gibt kaum einen stärkeren Gegensatz als den zwischen der heutigen französischen und deutschen Literatur in Bezug auf die Form, die Darstellung. Einem leichten, einfachen, geschmackvollen Stile begegnet man bei uns höchstens noch in solchen Schriften, die ausdrücklich für Unterhaltung oder populäre Belehrung bestimt sind, und die Zahl der Schriftsteller, welche noch ein echtes kerniges Deutsch schreiben, ist überhaupt nicht sehr groß. So wie man aber das wissenschaftliche Gebiet betritt, muß der Leser sich gewöhnen, von gutem Stil, ja vom Stil überhaupt, Abschied zu nehmen; je wissenschaftlicher bei uns ein Autor ist, oder sein will, desto mehr glaubt er sich in der Regel von der Pflicht gut zu schreiben, entbunden, und die Zahl der wissenschaftlichen Werke, welche auf gute geschmackvolle Darstellung Wert legen, ist heut zu Tage verschwindend klein. Gar manches Buch von bedeutendem Gehalte wäre hier zu nennen, bei dem der Leser welcher nicht durch die lange Gewohnheit bereits abgestumpft ist, fast gar nicht aus der unbehaglichen Stimmung herauskomt. Anders bei den Franzosen. Dort würde ein Schriftsteller, welcher den Stil in der Art wie unsere Gelehrten vernachlässigte, kaum einen Leser finden. Bei diesem Vorzuge soll freilich eine Schattenseite nicht verschwiegen werden. Die Rhetorik, die den späteren römischen Schriftstellern in so hohem Grade eigen war, ist frühzeitig auf ihre geistigen Söhne, die Franzosen übergegangen; und man wird nur selten ein französisches Buch finden, das sich vom Rhetorischen und Phrasenhaften ganz frei hielte. So komt es, daß bei ihnen unter der gewandten Darstellung die Gründlichkeit, die Wahrheit mehr oder weniger leidet; sie haben sich an übertreibende Ausdrücke gewöhnt, lieben ihre Behauptungen in Bausch und Bogen aufzustellen und es mit der strengen Wahrheit nicht allzu genau zu nehmen. Dieser Mangel ihrer Umgangssprache drängt sich fortwährend auch in ihre Literatur ein. Mit einem Worte, den schreibenden deutschen Gelehrten komt es auf die Sache, auf den Gehalt und gar nicht auf die Form, den französischen ebenso sehr auf die Form als auf den Inhalt an.

Nach dieser Abschweifung wenden wir uns zu dem Buche selbst, zu dessen Betrachtung wir unsre Leser einladen.

In der ausführlichen Vorrede führt der Verf. aus: Die Religionsfreiheit unsrer Tage steht nicht isolirt, sondern nimt ihren Platz ein in einer großen intellectuellen und socialen Revolution, deren Charakter der wissenschaftliche Geist, das demokratische Uebergewicht und die politische Freiheit sind: Factoren, womit sich alle moralischen Autoritäten aus einander setzen müssen. Dem Christentum ist diese Prüfung nicht zu ersparen. Der gegenwärtige Angriff gilt der ganzen christlichen Kirche, nicht einer particulären. Denn eine jede derselben beruht auf dem Glauben, nicht auf der Regierungsform. Diese gemeinschaftliche Gefahr wird nicht genug gewürdigt. Die Katholiken fürchten zu sehr die Freiheit, die Protestanten zu sehr die Autorität. Unsre Gesellschaft, wiewol weit entfernt christlich zu sein, ist doch ebenso wenig antichristlich. Sie weiß, das der christliche Glaube und das christliche Gesetz den Interessen der Ordnung und des Friedens mächtig dienen; die fanatischen Gegner des Christentums beunruhigen sie mehr als sie sie verführen; sie hat ihre Herrschaft kennen gelernt, und fürchtet im Grunde ihre Fortschritte. Bei solcher Stimmung kann unsere Gesellschaft aus ihrer religiösen Gleichgiltigkeit und Unwissenheit gezogen

und zum Christentum zurückgeführt werden: aber nur durch die, welche bei der Verteidigung und Verbreitung des Christentums die Gesellschaft selbst nicht in den Ideen, Gefühlen, Rechten verletzen, welche heut zu Tage Platz und Wurzel in ihrem innersten und thätigen Leben gefaßt haben.

Die Meditationen zerfallen in vier Reihen: 1) das Wesen der christlichen Religion; 2) ihre Geschichte; 3) der gegenwärtige Zustand der christlichen Religion nach innen und außen; 4) von der Zukunft der christlichen Religion, und wie sie die Erde völlig besiegen und moralisch beherschen wird. In seinem 34 jährigen Kampfe für Aufrichtung der politischen Freiheit und der Ordnung hat der Verf. erfahren, was der christliche Glaube und die christliche Freiheit wert sind. Ihrer Sache will er den Rest seines Lebens widmen.

### I. Medit. Die natürlichen Probleme.

Diese beherschenden Probleme sind für den Menschen nicht Fragen des Wissens sondern Lebensfragen. Woher komt die Welt und der Mensch mitten in der Welt? Wie haben sie angefangen? Wohin gehen sie? Es gibt Gesetze, die sie beherschen; gibt es einen Gesetzgeber? Unter der Herschaft dieser Gesetze fühlt und nent sich der Mensch frei; ist er es wirklich? Wie vereinigt sich seine Freiheit mit den Gesetzen, die ihn und die Welt beherschen? Ist er ein Werkzeug des Geschicks oder für sein Handeln verantwortlich? Welches sind seine Bande und seine Beziehungen zum Gesetzgeber der Welt? Ist das gute oder das böse die Bedingung und das Gesetz des Menschen und der Welt? Ist es das gute, wie ist das böse hineingekommen? Warum das Leiden und der Tod? Warum die moralische Unordnung, das Unglück der Guten, das Glück der Bösen? — Der Mensch bewundert sich, liebt sich und doch genügt er sich nicht; er sucht eine Stütze außer und über sich: er begehrt, ruft an, betet. Was bedeutet diese innere Unruhe? Hat sie einen Sinn und Gegenstand? Was soll das Gebet?

Aus diesen Problemen sind alle Religionen entsprungen; sie haben alle zum Zwecke, den Durst zu befriedigen, welchen der Mensch hat, sie zu lösen. Wie diese Probleme die Quelle der Religion sind, so sind die Lösungen, die sie empfangen, ihr Inhalt und Grund. Heut zu Tage herscht die Neigung, die Religion wesentlich, ja ausschließlich in das religiöse Gefühl zu setzen; diese ganz persönliche, ganz innerliche Beziehung der Sele aufs Göttliche, unabhängig von jedem positiven Dogma, genüge dem Menschen und müsse ihm genügen. Aber die Sele läßt sich nicht teilen und auf diese oder jene ihrer Fähigkeiten reduciren, welche man auswählt und erhebt, indem man die andern zum Schlafe verurteilt. Der Mensch ist nicht nur ein empfindendes und praktisches Wesen; er will ebensowol erkennen und glanben und fühlen; es ist für ihn nicht genug, daß seine Sele gerührt werde und sich erhebe; er bedarf, daß sie sich auf Ueberzeugungen stütze, welche mit seinen Rührungen in Einklang stehen. Das sucht der Mensch in der Religion.

Neben diese Vergötterung des religiösen Gefühls stellt sich heut zu Tage ein anderer Versuch. Weit entfernt die natürlichen Probleme zu untersuchen, wollen die pantheistische und die positivistische Schule sie durchaus unterdrücken und leugnen. Ihnen zufolge besteht die Welt ebensowol als ihre Gesetze von Ewigkeit her und durch sich selbst. In diesem Weltall gibt es kein Geheimnis, es gibt nur Thatsachen und Gesetze, welche sich natürlich und notwendig verketten, und an welchen sich das menschliche Wissen übt, unvollständig, aber eines unendlichen Fortschritts fähig. Alle jene Probleme sind pure Träumereien, Spiele des menschlichen Denkens; ebenso wie die Welt ewig ist, ist sie auch, wie sie ist, vollständig, normal und fertig; von keiner überweltlichen Macht, von dem bloßen Fortschrift der menschlichen Wissenschaften muß man die Heilung des moralischen und materiellen Uebels erwarten, worunter das menschliche Geschlecht leidet. — Doch beim ersten einfachen Anblicke, welche Verachtung der naturwüchsigen Instinkte des Menschen! Welche Vergessenheit der Thatsachen, welche die allgemeine und beständige Geschichte des menschlichen Geschlechts anfüllen! Gleichwol sind wir damit soweit gekommen: es gibt da keine wirkliche Fragen zu lösen, nichts zu suchen, nichts zu thun, nichts zu erwarten, nichts, nichts.

### II. Medit. Die christlichen Dogmen.

Die christl. Dogmen sind die Principien der christl. Religion und die christl. Lösungen der natürlichen religiösen Probleme. Seit achtzehn Jahrhunderten hat sich die christl. Theologie sehr oft über die christl. Religion hinaus gewagt: die Menschen haben ihre Werke mit dem Werke Gottes vermischt. So war es besonders beim jüdischen Volke. Das Christentum hat auch seine Pharisäer und Sadducäer gehabt. Es ziemt mir nicht und keinem Christen, die inneren Wände des Gebäudes in dem Augenblicke zu kritisiren, wo seine Fundamente hitzig angegriffen werden; ich möchte weit lieber zur gemeinschaftlichen Verteidigung alle diejenigen vereinigen, welche sie bewohnen, und ich werde hier nur von den Dogmen reden, welche ihnen allen gemeinsam sind.

#### 1. Die Schöpfung.

Der Mensch hat angefangen, der Mensch ist auf die Erde gekommen. Wie ist er dahin gekommen? Hier scheiden sich die Gegner des Dogma's von der Schöpfung: die einen nehmen spontane Zeugung, die andern die Umbildung der Gattungen an. Der Versuch, das System der spontanen Zeugung zu begründen, ist von altem Datum, die Wissenschaft hat ihn stets vereitelt. Aber wäre es auch nicht so, so würde die erste Erscheinung des Menschen auf Erden sich auf diesem Wege nicht besser erklären; diese Entstehungsweise hätte immer nur Kinderwesen hervorbringen können.

(Fortsetzung folgt.)

# Nachrichten.

## Erklärung in der Schenkelschen Angelegenheit.

Nach dem Vorgange des kirchlichen Central-Vereins der Provinz Sachsen erklären auch wir unsre freudige Zustimmung zu dem Zeugnisse, welches unsre treuen Brüder in Baden gegen das unsern Herrn lästernde Charakterbild von Schenkel öffentlich abgelegt haben; zugleich beklagen wir tief, daß trotz jenes wolbegründeten Protestes die zuständige Oberkirchenbehörde für recht erkant hat, den Prof. Schenkel in seinem kirchlichen Amte als Director eines evangelischen Prediger-Seminars zu belassen, unter einer Motivirung, die alles landeskirchliche Regiment in Frage stellt und das Wesen des evangelischen kirchlichen Bekentnisses verlezt.

Greve, Past. in Gütersloh. Hartog, Past. zu Windheim. Krekeler, Past. zu Lahde. Sauder, Past. zu Herford. Beckhaus, Sup. zu Höxter. Hachtmann, Past. zu Höxter. Ameler, Past. zu Herford. Lortzing, Past. zu Dankersen. Pemeier, Past. zu Veltheim. Kuhlo I., Past. zu Veltheim. Gerlach, Past. zu Friedewalde. Müller, Super. zu Bielefeld. Fiensch, Hülfspred. zu Valdorf. Stohlmann, Past. zu Rödinghausen. Boesch, Past. zu Wenther. Sasse, Past. zu Valmerdingsen. Kuhlo II., Past. zu Gohfeld. Schmalenbach, Past. zu Mennighüffen. Heidsieck, Past. zu Amelunxen. Seippel, Past. zu Rehme. Neuhaus, Cand. zu Hausberge. Keßler, Past. zu Lerbeck. Heidsiek, Past. zu Bünde. Potthoff, Past. zu Spenge. Kieserling, Past. zu Camen. B. Lemcke, Past. zu Holzhausen. J. Lemke, Past. zu Kirchlengern. Berger, Past. Baumann, Past. zu Börninghausen. Brünger, Past. zu Marienmünster. Hartmann, Past. zu Oldendorf. Huhold, Sup. zu Hausberge. Meyer, Past. zu Gütersloh. Kindermann, Past. zu Lügde. Huffelmann, Past. zu Wiedenbrück. Weber, Cand. Erdsiek, Past. zu Herford. Priester, Past. zu Lübecke. Siebold, Past. zu Schildesche. Wedepohl, Past. zu Exter. Holzhausen, Past. zu Driburg. Baumann, Past. zu Paderborn. Böttner, Past. zu Paderborn. Garschagen, Cand. Boyde, Past. zu Lichtenau. Johanning, Past. zu Büren. Berghauer, Past. zu Beverungen. Schneider, Past. zu Lippspringe. Cordemann, Past. zu Brakel.

---

## Anzeige und Bitte.

Die Unterzeichneten beabsichtigen unter dem Titel „Kirchhofsstimmen" eine möglichst reichhaltige Samlung von Grab-Inschriften zum Preise von höchstens 10 bis 15 Sgr. herauszugeben. Wir denken dadurch einem dringenden Bedürfnis abzuhelfen, da die bisher erschienenen derartigen Samlungen entweder viel Sentimentales und sonst Unbrauchbares enthalten, oder nicht reichhaltig genug sind. Wie notwendig es aber ist, daß die Geistlichen sich um die Inschriften ihrer Kirchhöfe kümmern, und möglichst bei jedem Todesfall die Inschrift vorschlagen, zeigen die vielen schlechten, oft selbst unchristlichen Grab-Inschriften. So glauben wir den lieben Amtsbrüdern, welche auch in dieser Beziehung treu sein wollen, einen Dienst zu leisten, wie uns auch schon von den verschiedensten Seiten her bezeugt ist. Wir gedenken in einem allgemeinen und in einem nach verschiedenen Rubriken geordneten speciellen Teil teils Bibelworte, teils Gesangbuchverse, teils besonders zu diesem Zweck gedichtete Verse zu geben, auch einen Anhang über die christlichen Symbole, welche auf Denkmälern Anwendung finden, hinzuzufügen. Wir wünschen besonders alte vorhandene Schätze zu bieten, haben uns aber auch mit namhaften christlichen Dichtern in Verbindung gesezt und sie um Beiträge gebeten. Vor Allem komt es darauf an, das vorhandene Gute aus der großen Masse unbrauchbarer Grab-Inschriften herauszufinden und zu sammeln. Dazu bedürfen wir aber dringend der liebevollen Hülfe unsrer teuren Amtsbrüder und ersuchen sie im Namen des Herrn, dem wir auch in diesem unserem beabsichtigen Werke unsererseits nach Kräften dienen möchten, um die Freundlichkeit sich auf ihren Kirchhöfen nach guten, kurzen Inschriften in gebundener oder ungebundener Rede umzusehen, sie uns abzuschreiben und uns zu Händen des Pastor Feller zu Petkus bei Jüterbog, vielleicht ephorieenweise, spätestens bis zum 1. April 1865 gütigst zuzusenden. Wir hoffen, daß sich in jeder Ephorie ein Bruder bereit finden wird uns die von den Synodalen gesammelten Inschriften freundlichst zu übersenden. Im Voraus sagen wir für jede Gabe herzlichsten Dank und empfehlen unser Werk dem Segen unsers lieben Herrn und der lebhaften Teilnahme unserer Amtsbrüder.

Baruth, den 15. October 1864.

Die Geistlichen der Ephorie Baruth.

---

So eben erscheint im Verlage von G. Schlawitz eine Schrift: „Lebensbilder, kurzweilig aber ernsthaft von Christian Leberecht Piscator", auf die wir unsere Leser vorläufig aufmerksam machen. Den Kern bildet die Erörterung wichtiger kirchlicher Fragen, wie Liebe, Verlobung, Ehe, Ehescheidung, Wiederverheiratung der Geschiedenen, Tanz, Duell. Aber diese Erörterung tritt nicht selbständig auf, sondern sie ist in die Geschichte verflochten, und die Geschichte stellt sich nicht als bloßes Mittel zum Zwecke dar, sondern Alles hat Lebenswahrheit, die bis zur frappanten Portraitähnlichkeit hervorragender Persönlichkeiten, verstorbener und noch lebender, geht. Das Buch ist durchweg interessant und reich an Belehrung, eine treffliche Weihnachtsgabe, der weitesten Verbreitung werth.

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz in Berlin. Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

# Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1864. Mittwoch den 23. November. № 94.


## Guizot zu den Füßen Christi.

(Fortsetzung.)

Niemand, glaub ich, wird je sagen, daß kraft einer spontanen Zeugung der Mensch, d. h. der Mann und das Weib, eines Tages aus der Materie, ganz gebildet und in vollem Besitze ihres Wuchses, ihrer Kraft, aller ihrer Fähigkeiten hervorgehen konten. Und doch nur unter dieser Bedingung hätte der Mensch, als er zum ersten Male auf der Erde erschien, darauf leben, sich fortpflanzen und das Menschengeschlecht gründen können. Stelle man sich den ersten Menschen bei seiner Entstehung im Stande der ersten Kindheit vor, lebendig, aber thatlos, unverständig, ohnmächtig, unvermögend, sich einen Augenblick selbst zu genügen, zitternd und seufzend, ohne Mutter, ihn zu hören und zu nähren! Und doch ist dies der einzige erste Mensch, welchen das System der spontanen Zeugung geben kann. Augenscheinlich ist das menschliche Geschlecht so nicht auf die Erde gekommen.

Das System der Umbildung der Gattungen ist nicht minder durch die Wissenschaft, wie durch den Instinct des gesunden Verstandes verworfen. Es ruht auf keiner handgreiflichen Thatsache; was über die Existenz der lebenden Gattungen an Thatsachen constatirt, an Denkmälern gesammelt ist, bezeugt, daß sie keine merkliche und dauernde Umbildung und Veränderung erfahren haben. In einer und derselben Gattung können die Rassen variiren oder sich durch einander modificiren: die Gattungen ändern sich nicht. Und wenn man versucht hat, sie auf künstlichem Wege, durch Kreuzungen zwischen den verwandten Gattungen umzubilden, so hat man nichts erreicht als Modificationen, welche nach zwei oder drei Geschlechtern von Unfruchtbarkeit getroffen sind, gleichsam um die Unfähigkeit des Menschen zu bezeugen, durch die fortschreitende Umbildung der existirenden Gattungen neue Gattungen zu Stande zu bringen.

2. Die Vorsehung.

Gegen die Wirksamkeit des Gebetes erhebt man Einwendungen im Namen Gottes selbst. Er handelt, sagt man, nur durch allgemeine und dauernde Gesetze; wie kann man besondere und zufällige Wünsche von ihm verlangen? Er ist unveränderlich, immer ganz und immer derselbe; wie kann man denken, daß er sich der Veränderlichkeit der menschlichen Gedanken und Wünsche hergebe? Das Gebet, welches zu ihm aufsteigt, vergißt, was er ist. Der Vorsehung Gottes sezt man sein Wesen entgegen. — Dieser so oft wiederholte Einwurf sezt mich gleichwol in Erstaunen. — Die meisten von denen, welche ihn erheben, sprechen zu gleicher Zeit aus, daß Gott unbegreiflich sei und wir das Geheimnis seines Wesens nicht zu durchdringen vermögen. Was thun sie denn anders, als daß sie den Anspruch machen, Gott zu begreifen, und mit welchem Rechte stellen sie sein Wesen seiner Vorsehung entgegen, wenn sein Wesen für uns ein undurchdringliches Geheimnis ist?

Der Einwand, den man aus dem allgemeinen Charakter der Naturgesetze gegen die specielle Vorsehung Gottes in Bezug auf den Menschen schöpft, beruht auf der Verwechselung sehr verschiedener Thatsachen und auf dem Uebersehen des eigentümlichen Charakters der menschlichen Natur. Allerdings lenkt Gott die Weltordnung durch allgemeine und dauernde Gesetze, aber gibt man einmal die menschliche Freiheit zu, so kann man nicht sagen, daß Gott den ganzen Menschen durch allgemeine und dauernde Gesetze beherrsche. Der Mensch ergreift freie Entschließungen, und bringt so in seinem eignen Leben Ereignisse zu Stande, welche nicht das Ergebnis allgemeiner und äußerer Gesetze sind. Die göttliche Vorsehung steht der menschlichen Freiheit bei und berücksichtigt dieselbe. Sie behandelt den Menschen nicht wie die Gestirne des Himmels und die Wogen des Oceans, welche nichts denken und nichts wollen; sie hat zum Menschen andere Beziehungen, als zur Natur, und eine andere Handlungsweise. Analogie des Verhältnisses der Aeltern zu den Kindern.

3. Die Erbsünde.

Der Mensch ist bei seiner Geburt der moralischen Autorität, wie der materiellen Macht seiner Aeltern unterworfen. Der Gehorsam ist für ihn zugleich eine Pflicht und eine Notwendigkeit. In seiner naturwüchsigen Entwickelung fühlt das Kind instinctmäßig die moralische Verpflichtung, noch ehe es sich von der materiellen Notwendigkeit Rechenschaft gibt. So wie das Gefühl der Liebe und der Instinct des schuldigen Gehorsams der erste Strahl des sittlich Guten in der Entwickelung des Kindes sind, so ist die Bewegung des Ungehorsams das erste Symptom des moralischen Uebels. So wie das Kind ist, so ist der Mensch. Wie er frei geboren wird, so lebt der Mensch frei, und wie er abhängig geboren wird, so lebt er abhängig. Die Freiheit steht der Autorität zur Seite und steht ihr entgegen, ohne sie aufzuheben. Die Autorität besteht vor

der Freiheit, und weicht ihr ebenso wenig als sie sie unterdrückt. Der Mensch huldigt der Autorität, indem er ihr ungehorsam ist, denn er weiß, daß er ungehorsam ist. Die Autorität huldigt der Freiheit des Menschen, indem sie ihn wegen des Misbrauchs derselben verurteilt, denn er wäre nicht verantwortlich für seine Handlungen, wenn er nicht frei wäre. Das Beisammensein dieser beiden Mächte, der Autorität und der Freiheit, und bald ihr Einklang, bald ihr Kampf, ist die große Thatsache der menschlichen Natur und Bestimmung, die Grundlage des Menschen und der Welt. — Zu jeder Zeit und an jedem Orte, für alle Menschen wie für den ersten, ist der Ungehorsam gegen die rechtmäßige Obrigkeit das Princip und der Grund des moralischen Uebels, d. i. der Sünde.

Der freie Wille besteht nicht in dem Acte des Ueberlegens und Wählens zwischen den Beweggründen des Entschlusses. Wenn die Ueberlegung stattgefunden hat, wenn der Mensch vollständig Kentnis genommen hat von den Beweggründen, welche sich ihm darbieten, dann komt ein ganz neues Factum dazu, das Factum des freien Willens, der unabhängig ist von aller Thätigkeit des Verstandes. — Der Act des innersten und freien Willens begründet, im Falle des Ungehorsams gegen das Gesetz der Pflicht, für den Menschen die Sünde, und legt ihm die Verantwortlichkeit dafür auf. Ist diese Verantwortlichkeit ausschließlich persönlich und auf den Urheber des Actes beschränkt, oder ansteckend und gewissermaßen auf seine Nachkommen übertragen? In der Poesie und Mythologie fast aller Völker findet sich die Idee eines goldenen Zeitalters, wo das moralische und materielle Uebel nicht in der Welt vorhanden war. Diese Idee ist um so merkwürdiger, als die älteste beglaubigte Geschichte dazu keinen Anlaß bietet; denn so weit die wirkliche Geschichte reicht, finden wir nicht das goldene, sondern das eiserne Zeitalter. Worauf weiset dieser allgemeine Instinct der menschlichen Einbildung hin?

Warum zieht uns die Unschuld im zarten Kindesalter so an? Offenbar ist zwischen der fleckenlosen und der befleckten Sele ein unermeßlicher Abstand, ein Abgrund. Wir haben ein geheimes Gefühl von dieser traurigen Veränderung, von dem Fall in diesen Abgrund; und ohne Absicht, durch den bloßen Trieb unserer Natur weilt unser Gedanke mit Entzücken in dem Zustande, welcher dem Falle voranging.

Kann uns die Uebertragung der Sünde in Erstaunen setzen? Haben wir nicht alle Tage das Beispiel und das Schauspiel derselben vor Augen? Es ist eine unbestreitbare Thatsache, daß zwei Elemente in das sittliche Leben des Menschen eingehen: von einer Seite seine angebornen Neigungen, sein natürlicher und unwillkürlicher Hang, von der andern sein innerlicher und persönlicher Wille. Der natürliche Hang des Einzelnen zerstört seine persönliche Freiheit nicht, aber er macht ihm die Ausübung derselben mühsamer und schwieriger. Es ist ebenfalls unbestreitbar, daß die natürlichen Neigungen verschieden und ungleich vertheilt sind. Es ist endlich unbestreitbar, daß die natürlichen und besonderen Neigungen des Einzelnen ihm in gewissem Maße von seinem Ursprunge kommen, und daß die Aeltern auf ihre Kinder diesen und jenen moralischen Hang übertragen, wie dies oder jenes physische Temperament, diese oder jene Gesichtszüge. Die Erbschaft greift Platz auf dem moralischen Gebiete ebensowol als auf dem materiellen.

Man schreit über Ungerechtigkeit; man fragt sich, wie jeder Mensch für eine Schuld verantwortlich sein kann, welche er nicht selbst begangen hat, für die Schuld eines andern Menschen, der von ihm durch so viel Jahrhunderte getrent ist. Ich finde die Klage zu klein und zu schwach. So beklage man sich denn über alle Ungleichheiten, welche unter den Menschen vorhanden sind, über die Ungleichheit der Bestimmung, wie die der Naturen, über die Ungleichheit des moralischen Hanges, wie die der physischen Kräfte. Man beklage sich über die Solidarität der aufeinanderfolgenden Geschlechter, und über die Herschaft, welche die Ideen, die Handlungen, das Los eines jeden derselben auf die Ideen, die Handlungen, das Los derjenigen üben, die ihm folgen. Man beklage sich über die Bande, welche das Kind mit seinen Aeltern vereinigen und bewirken, daß es bald ihre bösen Neigungen erbt, bald durch ihre Fehler leidet. Es ist das allgemeine Los der Welt, welches man anklagen muß; es ist das Dasein des Uebels selbst und seine ungleiche Verteilung unabhängig von dem Verdienste der Personen, worüber man sich beklagen muß als über eine ungeheure Unbilligkeit. — Will man dies nicht anerkennen, in welche Alternative findet man sich gestellt? Entweder muß man das Uebel als natürlich, ewig, notwendig annehmen, als den normalen Zustand des Menschen und der Welt, d. h. man muß Gott, Schöpfung, Vorsehung, Sittlichkeit, Freiheit leugnen: oder man muß Gott selbst das Uebel zuschreiben. — Das Dogma von der Erbsünde befreit allein das menschliche Denken von dieser gehässigen Alternative; weit entfernt, in Widerspruch zu sein mit der Geschichte der Menschheit oder mit den Thatsachen und Instincten, welche die moralische Natur des Menschen ausmachen, läßt dieses Dogma sie zu und erklärt sie.

### 4. Die Menschwerdung.

Alle Religionen haben dem Probleme von der Existenz und dem Ursprunge des Uebels einen großen Platz eingeräumt; alle haben versucht, es zu lösen. Aber alle diese Hypothesen sind verwirrt und mit chimärischen Fabeln beladen, und keine sezt dem Kampfe ein Ziel, bringt dem Uebel eine Heilung. Das Christentum allein stellt die Frage klar und löset sie wirksam; es allein schreibt dem Menschen selbst und ihm allein den Ursprung des Uebels zu; es allein zeigt Gottes Dazwischenkunft, um den Menschen von seinem Falle aufzurichten und von seiner Gefahr zu retten.

Im Laufe des 6ten und 5ten Jahrhunderts vor Chr. erscheint eine große Thatsache in der Geschichte: ein Hauch religiöser Reform erhebt und verbreitet sich vom Morgenland in das Abendland bei allen damals gesitteteren Völkern: Confucius, der Buddha Çakya-Muni, Zoroaster, Pythagoras, Socrates. Die Anerkennung ihrer Zeitgenossen hat ihnen nicht gefehlt.

Aber haben sie vollbracht, was sie versucht haben? Haben sie wirklich den sittlichen und geselligen Zustand der Völker verändert? Mit nichten. Welchen Einfluß sie auch geübt haben, sie sind dem Scheine nach mächtiger gewesen als in Wirklichkeit, sie haben ihre Völker nicht aus den Gleisen gebracht, in denen sie lebten; sie haben die Selen nicht umgestaltet. Nach ihnen ist im Wesentlichen Alles geblieben, wie es war. Vielmehr hat bei diesen so verschiedenen Völkern der Verfall sich bald im Schoße der Unbeweglichkeit festgesezt. Außerhalb des Christentums hat es große Schauspiele von Thätigkeit und Kraft, glänzende Phänomene von Genie und Tugend, hochherzige Verbesserungsversuche, gelehrte philosophische Systeme und schöne mythologische Gedichte gegeben, aber keine wahre, tiefe und fruchtbare Wiedergeburt der Menschheit und der Gesellschaft.

Da erscheint Jesus Christus bei einem kleinen unbekanten und verachteten Volke; selbst verachtet mitten unter seinem Volke; er umgibt sich mit Schülern, die schwach und verachtet waren wie er. Nicht nur sind sie schwach und verachtet, sie sprechen es selbst aus und rühmen sich des noch, 1 Cor. 2, 1—3. 2 Cor. 12, 10. Jesus Christ ist stark in seiner Niedrigkeit und verbreitet seine Kraft auf seine Schüler; von seinem Kreuze herab vollbringt er das, was unlängst in Asien und Europa die Fürsten und Philosophen, die Mächtigen und die Weisen vergeblich versucht hatten; er verändert den sittlichen und geselligen Zustand der Welt. Woher komt diese Macht? Welches sind ihre Quelle und ihre Natur? Was haben in dem Augenblicke, wo sie erschienen ist, von ihr die Menschen gedacht und gesagt, welche ihre Zeugen und Werkzeuge gewesen sind? Sie haben alle einmütig Gott in Jesu Christo gesehen. Was seine Jünger von ihm glauben und sagen, ist das, was er selbst ihnen von sich gesagt hat.

Die Gegner des Dogmas von der Menschwerdung und der Gottheit Jesu verkennen gleichmäßig den Menschen und die Geschichte. Was ist der Mensch selbst anders, als eine unvollkommene Menschwerdung Gottes? Die Materialisten, welche die Sele leugnen, und die Naturalisten, welche die Schöpfung leugnen, sind allein consequent, wenn sie das christliche Dogma verwerfen. In allen Religionen, in allen Mythologien stoße ich bei jedem Schritte auf die Idee der Menschwerdung Gottes. Es ist der natürliche und allgemeine Instinkt der Menschen, sich die Wirkung Gottes auf das menschliche Geschlecht unter der Gestalt der Menschwerdung Gottes darzustellen. Wie alle religiösen Instincte, so kann der des Glaubens an die göttliche Menschwerdung den thörichtsten Aberglauben gebären. Aber die vorgeblichen Menschwerdungen Brahma's oder Buddha's beweisen ebenso wenig gegen die Gottheit Christi, als die Anbetung der Götzen gegen das Dasein Gottes beweist. Es ist nicht ein menschlicher Reformator, es ist Gott selbst, welcher durch Christum gethan hat, was kein menschlicher Reformator jemals gethan oder nur gedacht hat, die Reform des sittlichen und geselligen Zustandes der Welt, die Wiedergeburt der menschlichen Sele, und die Lösung der Probleme der menschlichen Bestimmung. Durch diese Resultate offenbart sich die Gottheit Jesu Christi. Wie hat sich die göttliche Menschwerdung im Menschen erfüllt? Da tritt das Geheimnis auf, wie in der Vereinigung der Sele und des Leibes, wie in der Schöpfung; aber wenn das Wie? uns entgeht, die Thatsache besteht nichtsdestoweniger.

### 5. Die Erlösung.

Wenn der Mensch das Uebel begeht, welches er gehalten ist zu fliehen, wenn in Folge der Sünde in ihm die Reue erwacht, dann verbindet mit dem Gefühl der Reue sich ein anderes Gefühl, die Notwendigkeit der Sühne. Es ist der moralische Instinct des Menschen, daß die Reue nicht genügt, die Schuld zu tilgen, daß sie gesühnt werden muß. Und wenn das religiöse Gefühl sich mit dem moralischen verbindet, so betrachtet der Mensch sich als schuldig der Beleidigung gegen den Gott, welchem er ungehorsam gewesen ist, und empfindet das Bedürfnis, Vergebung zu erhalten und wieder in Gunst zu kommen bei dem höchsten Herrn, den er beleidigt hat. Bei allen Völkern, in allen Religionen offenbaren sich diese beiden Instincte, die Notwendigkeit der Sühne nach der Sünde, und die Notwendigkeit der Vergebung nach der Beleidigung, als natürlich und der menschlichen Sele innewohnend. Das ist der Quell der Opfer. Dazu komt noch eine andere moralische Thatsache. Die Menschen haben geglaubt, die Schuld könne durch andere, als durch ihren Urheber gesühnt werden, und unschuldige Opfer können dargebracht werden, um Gott zu begütigen und den Schuldigen zu retten. Ist dies eine fromme und edelmütige Täuschung? Nein; die, welche an den lebendigen Gott glauben, die, welche glauben, daß von Seiten des Menschen nichts vergebens ist und daß jede moralische Handlung ihre Frucht trägt, können nicht anders als in dem freiwilligen Opfer des Unschuldigen für das Heil des Schuldigen eine geheimnisvolle Wirkung ahnden, deren Geheimnis sie nicht durchdringen können, die aber in ihrer Sele die Hoffnung erweckt, daß diese erhabene Hingebung ihres Zieles nicht verfehlen wird. Was die ruhmvollsten Helden und Heiligen der Menschheit bisweilen versucht haben, um die Sünden dieses oder jenes Geschöpfs oder Volkes zu sühnen, Jesus Christ ist gekommen, das für alle Menschen zu erfüllen, um den Preis unvergleichlicher Traurigkeit, Demütigungen und Leiden. Welches andere Schauspiel, als das Gottes, der Mensch geworden ist, um ein Opfer zu sein, und ein Opfer, um ein Heiland zu sein, hätte in den Selen dieses von Bewunderung, Ehrfurcht und Liebe getragene Entzücken, diesen brennenden unüberwindlichen Glauben erwecken können, dessen Denkmäler und Beispiele uns die Apostel und ersten Christen hinterlassen haben?

## III. Medit. Das Uebernatürliche.

Das Christentum proclamirt das Uebernatürliche. Dagegen sagt man: es gibt nichts Uebernatürliches. Der Einwand ist nicht neu, aber er tritt heut zu Tage ernstlicher und scheinbar stärker auf, als je zuvor. Im Namen der Wissenschaft, aller menschlichen Wissenschaften will man das Uebernatürliche zunichte machen.

Die Abschaffung des Uebernatürlichen ist ein rohes Unternehmen, denn der Glaube an das Uebernatürliche ist eine natürliche, ursprüngliche, allgemeine, dauernde Thatsache im Leben und in der Geschichte des Menschengeschlechts. Man kann das menschliche Geschlecht zu allen Zeiten, an allen Orten, in allen Zuständen der Gesellschaft, auf allen Stufen der Bildung fragen: man wird es immer und allenthalben von selbst gläubig finden an Thatsachen, an Ursachen außerhalb dieser sinnlichen Welt. Diesen instinctmäßigen Glauben der Menschheit beschuldigt man des Irrtums. Man geht noch weiter: man sagt, er sei schon abgeschafft, das Volk glaube nicht mehr an das Uebernatürliche. Man weiß also nicht, welcher unermeßliche Abstand ist zwischen dem Grunde und der Oberfläche der Selen. Es gibt heut zu Tage viele Väter und Mütter, die sich für ungläubig halten; aber was thun diese Aeltern, wenn ihr Kind krank ist? Sie erheben die Augen zum Himmel, sie beten, sie rufen diese übernatürliche Macht an, die, wie ihr meint, in ihrem Gedanken abgeschafft ist. — Doch ich will einmal zugestehen, daß der Glaube an das Uebernatürliche abgeschafft sei. Was ist die Folge davon? An der Stelle der natürlichen Wunder erscheinen die menschlichen Wunder. Auf den Trümmern des Uebernatürlichen der Religion erhebt sich das Uebernatürliche des Aberglaubens.

Die ganze endliche Welt mit allen ihren Thatsachen und Gesetzen, den Menschen selbst mit einbegriffen, genügt der Sele des Menschen nicht: sie will etwas Größeres und Vollkommneres zu betrachten und zu lieben haben. Aus diesem erhabenen Ehrgeize entspringt und nährt sich die Religion im Allgemeinen, und diesem erhabenen Ehrgeize entspricht und genügt insbesondere die christliche Religion. Mit dem Glauben an das Uebernatürliche wäre in den Völkern zugleich der christliche Glaube selbst verschwunden.

Es gibt aber keine Einbildungskraft, welche sich mit hinreichender Wahrheit vorstellen könte, was in und um uns geschehen würde, wenn der Platz, welchen der christliche Glaube bei uns einnimt, sich plötzlich leer fände. Niemand kann sagen, bis zu welchem Grade der Erniedrigung und Zügellosigkeit die Menschheit herabsinken würde.

Man verdammt das Uebernatürliche kraft seines bloßen Namens. Es gibt nichts, sagt man, und kann nichts geben außerhalb und über der Natur. Da sind wir im vollen Pantheismus, das heißt im vollen Atheismus. Ich gebe auf der Stelle dem Pantheismus seinen wahren Namen. Unter den Menschen, welche sich heute als Gegner des Uebernatürlichen erklären, glauben sicherlich die meisten nicht Atheisten zu sein. Ich sage ihnen, daß sie die andern dahin führen, wohin sie selbst nicht zu gehen glauben und nicht gehen wollen.

Man beruft sich auf die Unwandelbarkeit der Naturgesetze. Im Angesichte der dauernden Ordnung der Natur und ihrer Gesetze, sagt man, können wir darin keine partiellen und momentanen Verletzungen zulassen. — Es ist wahr, allgemeine und dauernde Gesetze beherschen die Natur. Heißt das, diese Gesetze seien notwendig, und es sei keine Aufhebung darin möglich? Es gibt mehrere darunter, welche nicht immer gewesen sind was sie sind, denn die Wissenschaft selbst stellt fest, daß der Zustand der Natur ein anderer gewesen ist, als er jezt ist. Die Schöpfung der gegenwärtigen Ordnung der Natur und ihrer Gesetze ist eine ebenso gewisse Thatsache, als diese Ordnung selbst. Und was ist die Schöpfung anders, als eine übernatürliche Thatsache, die Thätigkeit einer Macht, welche über den gegenwärtigen Naturgesetzen steht und sie abändern kann, wie sie sie hat einsetzen können?

Insoweit der Mensch moralisch und frei ist, lebt er außerhalb und über den Naturgesetzen; er schafft durch seinen Willen Thatsachen, welche nicht die notwendige Folge eines vorher bestehenden Gesetzes sind. Die moralische Freiheit des Menschen ist eine ebenso gewisse, ebenso natürliche Thatsache, wie die Ordnung der Natur, und sie ist zugleich eine übernatürliche Thatsache, d. h. wesentlich fremd der Ordnung der Natur und ihren Gesetzen.

Man hat Bedenken getragen, die Möglichkeit übernatürlicher Thatsachen unbedingt zu leugnen. Wenn sie nicht unmöglich sind, hat man gesagt, so sind sie doch unglaublich, denn kein menschliches Zeugnis zu Gunsten eines Wunders kann eine Gewißheit geben gleich der, welche gegen jedes Wunder aus der Erfahrung entspringt, welche die Menschen von der Unwandelbarkeit der Naturgesetze haben. So Hume: Versuch über die Wunder. Aber nicht blos aus der Erfahrung schöpft das menschliche Zeugnis seine Autorität; diese Autorität hat tiefere Quellen und einen Wert, welcher der Erfahrung vorangeht; sie ist eines der natürlichen Bande, eine der naturwüchsigen Sympathien, welche die Menschen unter sich und die Menschengeschlechter unter sich verbinden. Ist es die Erfahrung, kraft deren das Kind den Worten seiner Mutter trauet und alles glaubt, was sie ihm erzählt? Das gegenseitige Vertrauen der Menschen auf das, was sie einander sagen oder mitteilen, ist ein ursprünglicher, naturwüchsiger Instinct, welchen die Erfahrung bestärkt oder erschüttert, den sie aber nicht begründet.

Ein weiser und achtungswerter Instinkt hat die Anhänger Hume's zurückgehalten, die Möglichkeit des Wunders an sich zu leugnen; es hat ihnen geahndet, daß die Möglichkeit des Uebernatürlichen selbst leugnen nichts anders wäre, als mit allen Segeln in den Pantheismus und Fatalismus hineinfahren, d. h. Gott und die menschliche Freiheit verwerfen. Ihr moralisches Gefühl und ihr gesunder Verstand haben ihnen dies verwehrt.

(Fortsetzung folgt.)

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz in Berlin. Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

# Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1864. Sonnabend den 26. November. № 95.


## Noch ein Blick in die katholische Kirche.

In der Beilage zu Nr. 81 der Ev. K. Z. hat der Verfasser des Artikels: „Ein Blick in die katholische Kirche", ein treues und schönes Bild des Kölner Doms entworfen. Von diesem Wunder der Architektur, welches für ihn ein Zeugnis des lebendigen Glaubens ist, geht er über zu den Nachtseiten der katholischen oder, wie er sie nent, der römischen Religion. Die Gebeine der heiligen drei Könige, welche zur Verehrung für das Volk ausgestellt sind und an deren Schreine unzählige Dinge geweiht werden, erfüllen ihn mit Abscheu, sie erinnern ihn an den Götzendienst zu Benares; sie können ihm im besten Fall nur den Seufzer abringen: „o sancta simplicitas." — Zulezt meint der Verfasser, daß diese alte römische Kirche nicht mehr eine wahre Mutter ihrer Kinder sei, daß eine Fremde die armen Verwaisten stiefmütterlich behandle; hingegen leuchte jene kleine evangelische Kirche mit ihren Bekentnissen im Glanze der einen kostbaren Perle.

Schreiber dieses, ein Glied der evangelisch-lutherischen Kirche, möchte weder dogmatische, noch confessionelle Fragen berühren, er möchte nur fragen: ist es wol eines evangelischen Christen würdig, die römische Kirche als solche, besonders aber ihre Gemeindeglieder zu verachten, weil dieselben ihren beschworenen Glauben, ihren Vorschriften nachleben, gleichviel, ob dieser Glaube Wahrheit oder Irrtum ist? Müssen wir Christen uns nicht alle betrachten als Glieder einer streitenden Kirche, die da beten, wachen und kämpfen sollen um den Sieg, auf daß die streitende Kirche zur triumphirenden werde? Wird nicht die Braut Christi, die eine heilige christliche Kirche, kommen von allen Völkerschaften und Zungen und Landen? Wird sie nicht zusammenkommen aus allen Kirchen des Herrn? Und nicht erst dann wird sie sein, nein, sie ist schon jezt, die unsichtbare, die wahre, die treue Kirche des Herrn, sie ist schon jezt; ihre Glieder haben nur einen Herrn, mögen sie nun den Katholiken, Lutheranern oder Calvinisten angehören, sie sind allzumal einer in Christo. — O daß doch die Glieder dieser einen Kirche, nach deren Gemeinschaft wir alle streben sollten, erkennen möchten, welche Liebe sie einander schuldig sind! — O daß sie doch den Spruch beherzigen möchten: „Wer bist du, daß du einen fremden Knecht richtest? Er stehet oder fället seinem Herrn." Röm. 14, 4.

Doch zurück zur römischen Kirche. Wer wollte leugnen, daß sie in Irrtümern befangen ist? Und wer wollte behaupten, daß die evangelische Kirche von Irrtümern frei wäre? Diese beiden Fragen kann man dicht aufeinander folgen lassen. Gott sei Dank, brauchen wir nicht darüber zu entscheiden, es waltet über alle Kirchen ein höherer Richter, als der menschliche Geist. Zeitlich gibt es keine Lösung dieser Fragen, keinen Frieden, keine Einigkeit der sichtbaren Kirche. Ich bin nicht gekommen, Frieden zu senden, sondern das Schwert, spricht der Herr (Matth. 10, 34); aber es ist der Kampf gegen die Sünde, der vom Herrn komt. Der Streit der Confessionen, sollte er auch himmlischer Natur sein? Ist der Geist Christi nicht Liebe, und üben wir immer Liebe andern Confessionen gegenüber? Ist es nicht viel mehr eine dämonische Gewalt, welche die Herzen der Menschen fortreißt zu ewiger Fehde? Und müssen wir nicht unwillkürlich an das Wort denken: So ein Reich mit sich selbst uneins wird, wie kann es da bestehen? Matth. 12, 25.

Oft sind Christen verschiedener Confessionen erbitterter gegen einander, als gegen Juden und Heiden. Es ist wol nicht zu viel gesagt, wenn wir hier zu behaupten wagen: Auch die katholische Kirche, auch die reformirte Kirche, nicht allein die evangelisch-lutherische hat die eine köstliche Perle. Die evangelisch-lutherische sollte sich nicht über ihre Schwestern erheben wollen, sie sollte des Wortes gedenken: „Der sich selbst erhöhet, der wird erniedrigt werden"; — und dann: „Wer der Größte sein will unter euch, der sei euer Diener." Sie sollte frohlocken und fröhlich sein, daß der Herr sie gemacht hat und erwählet zu seiner Magd, sie sollte ihren Schwestern dienen und ihnen ihre Füße waschen, wie einst der Herr that und seinen Jüngern sagte: „Solches thut untereinander"; sie sollte beten und arbeiten für ihre Schwestern, aber nie sie richten. — Solches gebühret nicht einer Magd des Herrn, denn es steht Dem allein zu, der da recht richtet.

Doch nun einen Blick in die katholische Kirche.

Es ist die Wallfahrtskirche zu Maria Einsiedeln, in deren Mitte sich der heil. Schrein der berühmten schwarzen Madonna erhebt. Mächtig wirkt der Anblick jener endlosen doppelten und dreifachen Säulenreihen, an deren Ende sich der Hochaltar erhebt. Goldglänzend, mit Perlen geschmückt, wie ein köstliches Thor, welches den Eingang zum Heiligsten verschließet. — Von tausend Wachskerzen erhellt der Schimmer die Nacht der Kirche,

sie stehen Alle um den Hochaltar herum, von ihm allein strahlt der Glanz aus, die andern Altäre sind dunkel, nur eine ewige Lampe brent vor jedem und eine röthlich schimmernde vor dem Schreine der schwarzen Madonna. Es ist als ob typisch dargestellt sei, daß aller Glanz, alle Herlichkeit allein von dem Allerheiligsten ausgeht, welcher für den Katholiken wesenhaft und wirklich in der H. Monstranz enthalten ist. — Still liegen die Wallfahrer auf den Knien im Schiff der Kirche, leise werden am Hochaltare die Selenmessen verlesen. Um Mitternacht, denn zur Zeit der großen Wallfahrten wird auch während der Nacht die Kirche nicht von ihren Dienern verlassen, tritt ein Priester an den Schrein der heil. Mutter Gottes der schwarzen Madonna. Schweigend hält er die ihm dargereichten Dinge zur Weihung an das berühmte heil. Bild. Um ihn liegen die Wallfahrer betend auf den Knien und reichen ihm hin Alles, was ihnen lieb ist. Alte Bücher, Rosenkränze, alte Kleidungsstücke, Blumen, Geldstücke, Körbe, Geräthschaften, ja sogar Eier und andere Eßwaren habe ich zur Weihung darreichen sehen. Dankend empfangen sie es aus der Hand des Priesters, beseligt kehren sie in ihre Heimat zurück, ernst glaubend, daß sie nun ein neues Band haben, was sie an den Himmel knüpft, einen neuen Gnadenbeweis, der ihrer Sele behülflich sein könte, frei zu werden von der Herschaft der Sünde, die das Siegel ihrer Tyrannei auf ihren Leib und auf ihre Sele drückt. Der Protestant steht dabei und bleibt unbewegt, für ihn bedeuten jene geweihten Dinge nichts. Er hat nur einen Mittler, nur einen Seligmacher, welcher ist Christus. Das Blut Jesu Christi macht ihn rein von aller Sünde. Er braucht keine Fürsprache der Heiligen, keine Fürsprache der Mutter des Heilandes. So er glaubt, ist er rein. Selig ist er und dankbar seiner evangelischen Mutterkirche, er will ihr gehorsam bleiben und treu und dienstbar bis ans Ende. — Fern aber sei es von ihm, verachtend zu schauen auf jene andern Kinder, seine Brüder und Schwestern, weil sie ihrer katholischen Mutterkirche Gehorsam leisten, weil sie ihr Liebe bezeugen und ihr auch treu bleiben wollen bis ans Ende. Hieße dies nicht so viel als: Ich danke dir Gott, daß ich nicht bin wie andere Leute. Luc. 18, 10. Der Herr hat seiner evangelischen Kirche viel geschenkt, er hat ihr viele Pfunde verliehen, warum sollte er seiner katholischen Kirche Alles entzogen haben? Nein, auch sie hat Pfunde, mit denen sie wuchern soll und Rechenschaft ablegen am jüngsten Tage, wie die unsrige. Und wenn die Nacht des Aberglaubens den Glanz der Himmelssonne nur verdunkelt zu den Herzen der armen katholischen Laienkinder dringen läßt, ist dies ein tieferer Fall, als wenn der wilde Freiheitssinn selbständiger Protestanten die Schranken der Kirche und selbst der Religion durchbricht und in rationalistischer Apostasie der menschlichen Vernunft seine Tempel baut? — Wol gibt es Rationalismus in katholischen Landen, aber nicht da, wo die Kirche herscht. Der Protestant hält sich für frei, er liebt es nicht, seinem Geist Schranken zu ziehen. Der Katholik beugt seine Vernunft unter den Gehorsam des Glaubens und wenn es auch oft Aberglauben ist, der ihn beherscht, er lernt doch Gehorsam, er würde es nicht wagen, seine Confession auszulegen und zu sagen, daß er glaube, weil sein Verstand begreife. Diese schwanke Bahn des Geistes besteigt allein der Protestantismus, möchte er doch statt jenem Geistesringen Arbeit suchen im stillen Dienst des Weltheilandes, der Alle, Alle liebt mit gleicher Liebe und der sein Blut vergossen hat zur Vergebung für Viele. — Sollte die evangelische Kirche mit dem Engel zu Laodicäa sprechen: „ich bin reich und habe gar satt"? Auch die katholische Kirche hat ihren Reichtum, ihre Schätze, so wie ihre evangelischen Schwestern, in Tausenden hat sie die Heiligung der That, den freien Opfertod, die Darbringung des eigenen Ichs bis zur Märtyrerkrone gezeugt. Ja der Herr liebt sie, trotz ihrer Schwäche — Er liebt auch uns, uns Protestanten, trotz unserer Schwächen. Er trägt uns Alle mit seiner erbarmenden Gnade. — So wollen denn auch wir unsere Schwesterkirchen in Christo lieben und sie heilig halten. — „Wer nicht wider uns ist, der ist für uns" (Luc. 9, 50), spricht der Herr. — Wir wollen bitten für ihr und für unser wahres Heil und schließen mit dem herlichen Gruß' der katholischen Christenheit — Gelobt sei Jesus Christus in Ewigkeit. Amen.

---

Es ist uns eine unerwartete Freude, daß der „Blick in die katholische Kirche" uns Veranlassung geworden, einen Blick in ein Herz zu thun, das von der heiligen Liebe zum Herrn und Seiner Kirche erfüllt ist. Diese Liebe gibt uns die Bürgschaft, daß die verehrte Verfasserin des vorstehenden Aufsatzes es nicht ungerne sehen wird, wenn wir demselben diese Zeilen hinzufügen.

Wir sind mit der verehrten Verfasserin darin völlig einverstanden, daß die katholische ebenso wie die lutherische und reformirte zur Kirche des Herrn gehört, und daß es sich um so weniger für uns geziemen würde, ihr gegenüber des Wortes zu vergessen: „wer bist du, daß du einen fremden Knecht richtest?" — als wir ja richtig mit der Verfasserin anerkennen müssen, daß die „rationalistische Apostasie", wenn auch nicht das Bekentnis, diese Sele unserer Kirche, doch vielfach ihren Leib, ihre äußere Erscheinung befleckt hat.

Aber hätte denn wirklich unser „Blick in die katholische Kirche" nur das gesehen, dessen die verehrte Verfasserin uns beschuldigt, und das übersehen, das sie in ihrem „Blick in die katholische Kirche" an der eignen Kirche wahrnimt? Wir nennen die katholische Kirche ausdrücklich „das alte Vaterhaus, auf dem die Geschichte von anderthalb Jahrtausenden ruht"; wir betonen es, daß die evangelische Kirche Wege geht, „die sie endlich dem Belieben der glaubenslosen Masse, die man Gemeinde nent, zu überantworten drohen." Wenn aber der Anblick der Feier, der wir im Kölner Dome beigewohnt, uns zu der schmerzlichen Aeußerung bewegt, daß der gegenwärtige Katholicismus eine Macht ist, „die den Menschen zwingt, seine Vernunft gefangen zu nehmen unter den Gehorsam des Aberglaubens" — so glauben wir nicht, daß diese Aeußerung, deren Wahrheit die Verfasserin selbst anerkent, indem sie ebenfalls von „der Macht des Aber-

glaubens" redet, „der den Glanz der Himmelssonne nur verdunkelt zu den Herzen der armen katholischen Beichtkinder dringen läßt" — unter jenes Richten fällt, dessen sie uns beschuldigt.

Die wahre Liebe, das wird uns die verehrte Verfasserin willig zugeben, ist eins mit der Wahrheit. Keine Liebe ohne Wahrheit. Wie die von Menschen gemachte Union innerhalb der protestantischen Kirche darum wider die Liebe streitet, weil sie wider die Wahrheit geht, so wäre auch ein Verschweigen der Irrtümer der römischen Kirche, nur um diese und ihre Glieder nicht zu verletzen, das grade Gegenteil der Liebe, die aus dem Herzen des Herrn komt. Hat Er wol zu den pharisäischen Irrtümern seiner Tage geschwiegen? Oder ist sein Wehe, was Er über sie ausruft, eine Verletzung der heiligen Liebe? —

Wir können es nur der Ueberwallung des Herzens zuschreiben, wenn die verehrte Verfasserin in dem Bestreben, die römische Kirche und ihre Glieder in Schutz zu nehmen, bis zu einer Behauptung fortschreitet, nach der es scheinen muß, als ob die Glieder der römischen Kirche darum ihrem Glauben und den Vorschriften ihrer Kirche nachleben müßten, weil sie dieselben beschworen haben, „gleichviel, ob dieser Glaube Wahrheit oder Irrtum ist." Wenn die verehrte Verfasserin um deswillen die katholische Kirche von Seiten der evangelischen Kirchenglieder nicht verachtet wissen will, „weil sie ihrem beschworenen Glauben, ihren Vorschriften nachleben", so sind wir mit ihr darin natürlich völlig einverstanden. Wie kann ein Christ den irrenden Bruder verachten? Aber sie möge es uns verzeihen, wenn wir es ihr gegenüber offen aussprechen, daß wir das Halten eines Schwurs, dessen Inhalt man als einen seelenverderblichen Irrtum erkant hat, für eine Verletzung des Namens und der Ehre unsres Gottes ansehen müssen. Die Verfasserin nent sich ein Glied der evangelisch-lutherischen Kirche. Wir erlauben uns an sie die Frage, ob von dieser Kirche, deren Herlichkeit sie doch trotz ihrer nach unserm Bedünken etwas zu weit gehenden Frage, „ob sie von Irrtümern frei sei?" anerkent, jemals hätte die Rede sein können, wenn Luther ihr gleich würde gedacht haben? Weil ihn Gottes Wort überführt hatte, daß das Halten des Mönchsgelübdes und des Eides, den er dem Papst geleistet, eine Sünde wider den Herrn und Sein Wort in sich schließe, darum hat er sich von beidem losgesagt. Die evangelische Kirche würde sich den Ast unter den Füßen absägen, auf dem sie steht, wenn sie jemals den Grundsatz anerkennen wollte, daß Jemand den beschwornen Glauben und dessen Vorschriften nachleben dürfte, gleichviel, ob dieser Glaube Wahrheit oder Irrtum ist. —

Grade um der heiligen Liebe willen, die eins ist mit der Wahrheit, kann unsrer Ueberzeugung nach die Stellung eines treuen Gliedes der Evangelischen zur römischen Kirche keine andere sein, als die ist, die wir in dem genannten Aufsatz eingenommen haben. Wir sind fern davon, im Sinne eines gewissen Hyperprotestantismus in der römischen Kirche nur krystallisirten Irrtum zu sehen; wir bekennen es gerne, daß sie, weil sie noch auf den drei ökumenischen Bekentnissen ruht, unendlich viel vor jener Art Protestantismus voraus hat, der, wie die verehrte Verfasserin sich ausdrückt, „die schmale Bahn des Geistes besteigt", mit andern Worten, der wiewohl auf das f. g. formale Princip des Protestantismus die alleinige Geltung der h. Schrift als Glaubensnorm pochend, doch nur so weit sich dieser unterwirft, als er es nach der klugen Närrin, wie Luther die natürliche Vernunft nent, die sich über die Schrift zur Meisterin aufwerfen will, für räthlich hält. Ja, wir gestehen es eben so willig, daß die geschichtlich überlieferte episcopale Verfassung, wenn wir ihre dogmatische Grundlage und das Papstthum ausschließen, ihre Disciplin, und ihr von den widerchristlichen Elementen gereinigter Cultus Güter der katholischen Kirche sind, die uns, so weit wir sehen, der Herr in ihr bewahrt, damit, wenn die Zeit gekommen, in der der Geist der Buße über beide Kirchen wird ausgegossen werden, die Evangelische Kirche an ihnen wieder Anteil haben könne. — Dem Allen gegenüber müssen wir aber bei unsrer Behauptung verharren, ja wir würden aufhören, ein Glied der Evangelischen Kirche zu sein, die Gottes lauteres Wort zur Regel und Richtschnur ihres Glaubens und Lebens empfangen hat, wenn wir's nicht thäten, — daß sich innerhalb der katholischen Kirche Irrtümer ausgebildet habe, die so schwer wiegen, daß ihnen gegenüber alles Gut der katholischen Kirche emporschnellt, und daß wir um dieser Willen, — die Verfasserin möge uns diesen Ausspruch verzeihen — es jedem Gliede dieser Kirche, dem diese Irrtümer klar geworden sind, und das seinem Heilande die Treue bewahren will, mit dem apostolischen Worte zurufen möchten: gehet aus von ihr! —

Der verehrten Verfasserin gegenüber, „die weder dogmatische noch confessionelle Fragen berühren möchte", bescheiden wir uns gern, weder auf die Beschlüsse des Tridentiner Conciliums, noch auf die Sätze des römischen Katechismus einzugehen. Wenn gleich die Grundlage der Irrtümer der römischen Kirche in diesen beiden Bekentnisschriften dieser Kirche ihren dogmatischen Ausdruck gefunden haben, so geben wir doch willig zu, daß die allgemeine Praxis dieser Kirche über jene oft nicht mit Ungeschick verklausulirten Grundlagen in den Bekentnisschriften hinausgeht. Wir sagen die allgemeine Praxis. Der hier und dort in der Evangelischen Kirche auftretende Unglaube ist niemals eine allgemeine Sünde der gesammten Kirche geworden; er ist theils nur sporadisch aufgetreten, theils hat er, wie die Geschichte des Protestantismus es lehrt, immer wieder dem auf Grund der heiligen Schrift erwachten Glaubensleben der Kirche weichen müssen. Mit der römischen Praxis verhält es sich anders. Wo die römische Kirche, und so lange sie als römische in dieser speciellen Bedeutung des Wortes besteht, hat sie in ihrer Praxis niemals eine andere Physiognomie gezeigt, als die ist, aus der wir in dem „Blick in die katholische Kirche" einen Zug geschildert haben. Darum glauben wir mit Recht gesagt zu haben: „Der Katholicismus", eben die römische Kirche in ihrer Erscheinung „ist eine Mischung von Wahrheit und Irrtum, eine Macht, die in die seligen Mysterien des Glaubens den Geist

versenkt, und die den Menschen zwingt, seine Vernunft gefangen zu nehmen unter den Gehorsam des Aberglaubens."

Die geehrte Verfasserin bestätigt diesen Ausspruch selbst. Sie fügt zu unserm Blick auf den goldenen Schrein der s. g. h. Dreikönigsgebeine im Kölner Dom ein Gemälde von der Verehrung der schwarzen Madonna in der Wallfahrtskirche zu Maria-Einsideln. Sie könnte eben so gut an Loretto, an Kewelar, an Xanten u. s. w. erinnern. Aber, so fragen wir die Lutheranerin, ist's denn nicht eben so widersinnig, von einer schwarzen Madonna zu fabeln, als es im tiefsten Grade beklagenswerth ist, daß die katholische Christenheit veranlaßt wird, ich will nicht einmal sagen von dem Bilde, obgleich das wirklich der Fall ist, sondern von der Mutter des Herrn Hülfe zu erwarten? Hat denn der Herr umsonst, wol in Voraussicht künftiger Zeiten voll kräftiger Irrtümer, seiner Mutter so vielfach die Stellung angewiesen, die sie in der Kirche einnehmen soll? Allerdings eine Stellung, die sie nicht der Liebe und Verehrung der Christenheit entziehen soll, die sie als Mutter des hochgelobten Gottessohnes beanspruchen darf, die aber doch himmelweit von der Verehrung verschieden ist, die ihr die römische Kirche zollt. Nicht Maria, nicht die Apostel, nicht die noch dazu vom Papst dekretirten Heiligen sind die Helfer der Christenheit, sondern der Herr allein, der Weltheiland. Oder müßten wir die Lutheranerin noch daran erinnern, daß geschrieben steht: Niemand komt zum Vater denn durch mich, Joh. 14, 6; Es ist ein Gott und Ein Mittler zwischen Gott und den Menschen, nämlich der Mensch Christus Jesus, 1 Timoth. 2, 5; Und ob Jemand sündigt, so haben wir einen Fürsprecher bei dem Vater, Jesum Christum, der gerecht ist, 1 Joh. 2, 1; — daß ferner die h. Apostel jede Verehrung im katholischen Sinne von sich abgewiesen haben; daß Petrus, als Cornelius ihn anbeten wollte, sagte: stehe auf, ich bin auch ein Mensch, Apgsch. 10, 26; daß St. Paulus und Barnabas, als man ihnen Verehrung, aber im katholischen Sinne, erzeigen wollte, ihre Kleider zerrissen, unter das Volk sprangen und sprachen: ihr Männer, was macht ihr, wir sind sterbliche Menschen gleich wie ihr! Apgsch. 14, 14—15; — daß ferner aber denjenigen, die den Bildern dienen, gesagt wird: schämen müssen sich aber, die den Bildern dienen, Ps. 97, 7; und daß der Herr bekantlich 2 Mose 20, 6 die gewaltigste Strafe darauf gesetzt hat, wenn wir Bilder machen, um ihnen zu dienen. Wol kent die lutherische Kirche ein Gedenken der Heiligen, unsern Glauben zu stärken, wie sie im 21. Artikel der Augsburgischen Confession sagt, sie weiß davon auf Grund der h. Schrift Hebr. 12, 1; aber eben so mit Recht bezeichnet sie in den Schmalkaldischen Artikeln die Anrufung der Heiligen als einen antichristlichen Misbrauch und verwirft damit zum voraus den Artikel aus der 25. Sitzung des Tridentiner Concils, in welchem diejenigen als „gottlos" bezeichnet werden, „die da leugnen, daß wir die Heiligen anrufen sollen, oder die vorgeben, daß die Anrufung um ihre Fürbitte mit dem Worte Gottes in Widerspruch träte."



Wir apelliren noch einmal an den lutherischen Glauben der geehrten Verfasserin; sollte es in der That wider die Liebe sein, wenn wir unsererseits es als einen schweren, selenverderblichen Irrtum der katholischen Kirche bezeichnen, daß sie die Rechtfertigung des Sünders vor Gott allein durch den Glauben dergestalt verwirft, daß sie im 12. Canon der Beschlüsse des Tridentiner Concils sogar die verflucht, die „allein ihr Vertrauen auf die göttliche Barmherzigkeit setzen, die um Christi willen die Sünde vergibt"; oder daß sie das theure Wort Gottes, die Leuchte unsern Füßen und das Licht auf unserm Wege dem Christenvolke nicht allein entzieht, sondern an jedem grünen Donnerstage die protestantischen Bibelgesellschaften verdamt?

Genug! Sollten wir die Jahrhunderte sich hindurchziehende Ansamlung römischer Irrtümer auch nur skizziren, so müßte unser Geleitschreiben die ihm gesteckten Grenzen weit überschreiten, und wir müßten fürchten, nur zu wiederholen, was unendlich oft gesagt, leider so lange aber vergeblich gesagt werden wird, so lange die römische Kirche auf Grund ihrer verkehrten Anschauung, daß die Kirche, die in ihrer zeitweiligen Erscheinung doch nur aus irrtumsfähigen Menschen besteht, nicht irren könne, sich dem Wehen des heiligen Geistes, der aus der Reformation auch sie so manichfach hat berühren wollen — wir erinnern nur an den Jansenismus — hartnäckig verschließen wird. Ob sie das, wie sie's bisher gethan, auch fernerhin thun wird, oder ob die Gerichte Gottes, die sie in diesem Jahrhunderte erfährt, sie endlich vermögen werden, der Stimme der Wahrheit ihr Ohr zu öffnen, und den Dienst zu dulden, den die verehrte Verfasserin von der Evangelischen Kirche der katholischen gegenüber fordert? Der Herr weiß es; das aber wissen wir leider, daß die römische Kirche bis auf diesen Tag weder die Berechtigung noch das durch Friedensschlüsse verbriefte Recht der Evangelischen Kirche anerkant hat, daß, wiewohl wir es zugeben, daß trotz ihrer schweren Irrtümer, um der Wahrheit willen, an der sie noch Theil hat, Selen in ihr sich finden, die der „Braut Christi" angehören, sie uns immer mit dem Ketzernamen beehrt, und fern davon uns Evangelischen Christen einen Platz im Reiche Gottes einzuräumen, solchen Protestanten, deren Frömmigkeit sie nicht in Abrede stellen kan, nur die Stellung von Kryptokatholiken anweist.

Die verehrte Verfasserin wird es uns nicht verargen, daß wir nach diesen Bemerkungen ihrer schönen Schlußaufforderung zur Bitte und Fürbitte noch hinzufügen: wir wollen für die römische Kirche den Herrn bitten, daß der Herr die Decke hinwegnehme, mit der ihr geistlicher Hochmut bisher ihr Auge gegen ihre tiefen Schäden verhüllt hat, für uns aber wollen wir Ihn um jenes reiche Maß der Liebe bitten, die nicht aufhört die Hand der Schwester zu suchen, auch wenn diese sie fortwährend zurückstößt, sie zu suchen, damit Rom endlich anfange den Weg der Wahrheit zu gehn, den der Herr der Kirche uns in dem Bekentnisse unserer Kirche aus Gnaden eröffnet hat. — Wenn der Herr diese Bitte erhört, dann wird der „herrliche Gruß der katholischen Christenheit — „Gelobt sei Jesus Christus in Ewigkeit Amen" — nicht mehr durch die Vergötterung der Mutter des Herrn und durch die Hintansetzung seiner Ehre durch den Dienst der Heiligen und Reliquien beeinträchtigt werden, dann wird dieser Gruß nicht mehr, wie jetzt noch, der Vermuthung Raum lassen, daß er blos ein Wort der Lippe sei, sondern in der brüderlichen Anerkennung auch der Evangelischen Christenheit uns Gewähr geben, daß er das Kennzeichen der Liebe sei, von der der Herr sagt: daran will ich erkennen, daß ihr meine Jünger seid, so ihr Liebe unter einander habt.

---

**Beilage.**

Beilage zur Evangelischen Kirchen-Zeitung № 95.

## Dr. Schenkel und seine Apostasie.

Dritter Artikel.

Wenn man nun den dargestellten Inhalt der Dogmatik mit dem des Gutachtens und der Ev. Zeugnisse vergleicht, so kann es wol nicht zweifelhaft erscheinen, daß jene im Verhältnis zu diesen einen bedeutenden Fortschritt in der Entfernung vom biblischen und kirchlichen Glauben verräth. Es müßte denn in dem Gutachten und den Ev. Zeugnissen der Gemeinde gegenüber mit der Schrift- und Kirchensprache ein schnöder Misbrauch getrieben sein und ihre Formen und Begriffe müßten nur dazu gedient haben, den Widerspruch des eigenen Glaubens mit dem einer christlichen Gemeinde zu verbergen, eine Annahme, zu welcher wir nicht berechtigt sind. Zum vollkommenen Bruch mit dem christlichen Glauben ließ Schenkel es indeß in seiner Dogmatik noch nicht kommen. Zwei centrale Lehrstücke der christlichen Kirche waren es, mit denen er sich noch nicht vollkommen abfinden konte: die Lehre von der göttlichen Autorität der heil. Schrift und die von der göttlichen Natur des Herrn. Die künstliche Manipulation, die er in der Dogmatik mit beiden vornahm, konte ihm indeß selbst nicht auf die Dauer befriedigend und redlich erscheinen. Aber es bedurfte einer ermutigenden Veranlassung von außen, an ihre Stelle einen entschiedenen Bruch mit jenen centralen Lehrsätzen und dadurch dann weiter mit dem gesamten christlichen Glauben treten zu lassen, und sie wurde ihm einerseits in der auch an der Universität Heidelberg immer zuversichtlicher auftretenden sog. Evangelienkritik, andererseits in dem von der großen Menge mit Applaus begrüßten Leben Jesu von Renan gegeben. So entstand das „Charakterbild Jesu", dessen Grundzüge die Vernichtung der evangelischen Urkunden und die vollkommene Verneinung der göttlichen Natur Jesu Christi sind. Aber fast noch in beklagenswertherer Weise, als durch diesen seinen wesentlichen Inhalt, zeichnet sich das Charakterbild durch die Darstellungsform vor der Dogmatik aus, indem die Verstimmung gegen die Kirchenlehre zu einem perennirenden Grimm gegen die sie vertretenden Theologen sich steigert und der Verfasser sich nicht scheut, sie mit den Pharisäern und Schriftgelehrten auf eine und dieselbe Stufe zu stellen und als die einzige Lebensaufgabe des Herrn den Kampf gegen diese Satzungstheologen und Hierarchen zu bezeichnen. Um ein anschauliches Bild von dem Inhalte des Buches zu geben, teilen wir in dem Nachfolgenden die wesentlichen Züge desselben mit.

Gleich in den apostolischen Gemeinden, wird uns versichert, haben sich verschiedene Vorstellungen über die Person Jesu Eingang und Geltung verschafft. Der tiefgreifende Gegensatz zwischen Judentum und Heidentum fand in den widersprechendsten Ansichten über das Wesen, die Bedeutung und Würde Jesu seinen schärfsten Ausdruck. (Welcher unbefangene christliche Sinn fände in den evangelischen und apostolischen Urkunden mit ihren geringen und sehr begreiflichen Lehrunterschieden davon wohl eine Spur? Aber diese durch die verschiedenen Persönlichkeiten der Verfasser, wie verschiedenen Zwecken ihrer Schriften erklärlichen Lehrunterschiede zu Widersprüchen zu stempeln, darauf beruht in letzter Instanz die ganze Taktik der Tübinger biblischen Kritik, mit der wir es auch hier zu thun haben.)

Es war den korrekt denkenden Juden eben so unmöglich, neben dem Einen wahren Gott noch ein anderes göttliches Wesen zu denken, als es den geborenen Heiden leicht fiel, sich eine bunte Reihe von göttlichen Personen zu denken, die in gleicher oder doch wenig unterschiedener Weise an der einheitlichen Fülle des göttlichen Wesens Theil hatten. Die Judenchristen betrachteten Jesum als einen bloßen Menschen, einen hochzuverehrenden Reformator des Judentums, die Heidenchristen erblickten in ihm dagegen eine mit göttlicher Kraft und Würde ausgerüstete Person, und beide lagen bis zum 7. Jahrhundert über diese Frage mit einander in Streit. (Man beachte hier die von Baur stammende kirchengeschichtliche Fälschung, die Vorstellung der apostolischen und urchristlichen Gemeinden von ihrem Herrn nicht aus dem Inhalte der apostolischen Predigt, sondern der natürlichen jüdischen und heidnischen religiösen Anschauung abzuleiten, in dem Christenthum also nicht die Erscheinung von etwas wesentlich Neuem, sondern etwas durchaus Altem zu sehen. Wie aber Parteien, welche auf so principiell verschiedenem Boden standen, dazu kommen konten, sich dennoch zu Einer Gemeinschaft zu zählen und eine und dieselbe Person zur Trägerin so verschiedenartiger Anschauungen zu machen, wie ferner die mit sich selbst in einem so principiellen inneren Kampfe liegende Kirche grade in jener Periode ihres inneren Kampfes nach außen hin in einheitlicher Macht sich hat darstellen und die Welt erobern können: über diese und ähnliche Fragen läßt uns allerdings auch Schenkel in bedenklichem Zweifel). Bis zum 7. Jahrh. kämpfte die judenchristliche Richtung mit Aufgebot ihrer letzten Kräfte, um schließlich wenigstens die völlige Gleichstellung der Person Christi mit der Persönlichkeit des Einen höchsten Gottes zu verhindern aber umsonst. Die Lehre von der Gottheit Jesu Christi wurde zum Staatsgesetz erhoben und in der kirchlichen Dreieinigkeitslehre als unwidersprechlich festgestellt. Der geringste Widerspruch gegen diese, wie überall gegen die herschende Kirchenlehre, wurde insbesondere im Mittelalter mit Feuer und Schwert gestraft, und die Priester spendeten die ihnen angeblich anvertrauten Gnadengüter nur unter der Bedingung des Glaubens d. h. der Verzichtleistung auf Selbstdenken und Selbstwollen. Auch die Reformatoren haben die kirchliche Dreieinigkeitslehre nicht anzutasten gewagt und ein neues Lehrgebäude

auf einem morschgewordenen Grunde aufgeführt. Aber die auf solche Weise zum Siege erhobene und darin erhaltene Lehre von der Gottheit Christi streitet gegen das vernünftige Denken, dessen Berechtigung einmal nicht abzuweisen ist und das sich nicht auf Unbegreiflichkeiten verweisen läßt (hiermit tritt also das frühere Schenkelsche Gewissensprincip als nacktes Vernunftprincip oder als gemein rationalistisches aus seiner ethischen Verpuppung heraus; man erinnere sich dabei an die im ersten Artikel referirte frühere Auslassung Schenkels über das Verhältnis der menschlichen Weisheit zur göttlichen Offenbarung). Man hat sich seit längerer Zeit daran gewöhnt, heißt es S. 8, den sogenanten Rationalismus mit einer souverainen Verachtung zu behandeln und doch ist derselbe ein nothwendiger Schritt auf dem Wege der Selbstbestimmung und Selbstbefreiung des mit sich selbst im Widerspruche liegenden Protestantismus gewesen, und erst in Folge dieses Schrittes hat derselbe sich von seinem herkömlichen Zusammenhange mit dem römischen Katholicismus aufrichtig und entschieden gelöst. (Damit erfahren wir also, daß die eigentliche oder die in den Bekentnissen sich darstellende lutherische, wie reformirte Kirche nach Schenkel nur ein Zweig am Baume der römischkatholischen ist.) Der Schlüssel zum Verständnisse des Rationalismus liegt in der überlieferten Lehre von der Person Christi. Er hat das widerspruchsvolle Doppelwesen, welchem die herkömliche Kirchenlehre (und doch auch in früheren besseren Tagen Dr. Schenkel) den Namen Christus beilegte, auf eine einfache Vorstellung zurückgeführt; er hat die Person Christi *menschlich* zu begreifen gesucht. Aber so durchsichtig für den Verstand die Person Christi nach dem Rationalismus ist, so begreift man doch nicht recht ihre Wirkung. Es fehlt der Person die ursprüngliche Gemeinschaft mit dem Göttlichen, dem Unendlichen (!). Das Göttliche ist beim Rationalismus lediglich überweltlich; darum ist auch mit Christus keine neue Offenbarung eingetreten, kein neuer schöpferischer Ausgangspunkt in der Weltgeschichte gesetzt. Weil er der lediglich menschliche Träger einer religiössittlichen Erkentnisstufe ist, so fehlt dem Rationalismus nicht nur der Begriff der Kirche, sondern noch weit mehr die Thatsache der Gemeinde. Die Kanzel wird da zum Lehrstuhl, die Gemeinde zum Auditorium. (Was Schenkel hier an dem früheren Rationalismus tadelt, muß als sein Ruhm angesehen werden, nämlich daß er wenigstens den Begriff der blos menschlichen Natur Christi durch scharfe Linien sowol von dem Begriff Gottes, wie dem der Gemeinde unterschied und nicht zum Mittel herabsetzte, das göttliche Wesen pantheistisch in das allgemein menschliche verschwimmen zu lassen, ein Ruhm, der dem Schenkel'schen Rationalismus weniger gebühren möchte.) Das Schleiermacher'sche Christusbild dagegen erscheint als sittliches Ideal des Menschenherzens und ist darum vollkommener als das des Rationalismus. Aber es ist mehr philosophisch, als urkundlich geschichtlich, mehr die kunstreiche Schöpfung der edelsten und reinsten modern-religiösen Empfindung, als das aus den Quellen gearbeitete Charakterbild Jesu von Nazareth, wie derselbe unter dem *Volke* gewandelt, gelehrt, gekämpft, wie er für das *Volk* gelitten hat und in den Tod gegangen ist. Seitdem nun Strauß das von den Evangelien überlieferte Bild des Herrn in eine bunte Reihe von halb bewußtlosen Dichtungen des urchristlichen Gemeindebewußtseins aufgelöst hat, giebt es für die christliche Wissenschaft keine höhere Aufgabe, als aus den vorhandenen Quellenschriften ein wirkliches Christusbild von ächt geschichtlicher Wahrheit und urkundlicher Treue zu gewinnen. Diese Aufgabe steht mit den Zeitfragen in engem Zusammenhange. Die überlieferten Formen und Formeln, in welchen die christliche Gemeinschaft ihr religiöses Bewußtsein seit Jahrhunderten auszudrücken gewohnt war, haben sich ausgelebt; liegt doch auch denselben eine Voraussetzung in Betreff der Person Christi zu Grunde, welche von vorn herein einen Widerspruch in sich trug und die freie persönliche Aneignung hinderte. Der dunkle Schauer vor dem schlechthin Uebernatürlichen, wie ihn die Kirche des Mittelalters verbreitet hat, die knechtische Furcht vor dem die kirchliche Macht schirmenden bürgerlichen Strafgesetze, die Hoffnung auf jenseitige Belohnung und der Schrecken vor jenseitiger Qual, diese Stützen des Christenthums sind morsch geworden. Der Glaube an den Welterlöser muß auf festeren Grundlagen ruhen als auf denen des Aberglaubens, der Priesterherschaft und einer mit heiteren oder schreckenden Bildern angefüllten Phantasie. Er muß getragen werden von der allgemeinen Ueberzeugung, von dem geistigen und sittlichen Bedürfnisse der Völker, von den Bildungs-Elementen der ganzen Zeit (Kap. 1).

Also ein wahrhaft urkundlich geschichtliches und dem tiefen Bedürfnisse der christlichen Gemeinde entsprechendes Bild des Erlösers darzustellen, das versichert ein Mann, der mit den geschichtlichen Urkunden des Christentums einen Vernichtungsprozeß vornimmt und vor dem *tiefsten* Bedürfnisse der christlichen Gemeinde, dem der Sündenvergebung, die Augen schließt, ein Mann, der sich in seiner neuesten theologischen Anschauung nur dadurch vom Rationalismus, von Schleiermacher und Strauß unterscheidet, daß er zwar ein *blos* menschliches Christusbild aufstellt, aber kein exakt rationelles, den wesentlichen Inhalt der Evangelien zum Mythus macht, aber ohne Kritik, ein sittliches Ideal darstellt, dem aber der tiefste Zug der Frömmigkeit fehlt, die selbstlose und von Parteileidenschaften freie Hingabe an Gott und göttliche Dinge.

Das willkürliche Verfahren, welches Schenkel mit den evangelischen Urkunden vornimmt, um das nach dem Obigen beabsichtigte rein menschliche, volkstümliche und zeitgemäße Charakterbild Jesu zu Stande zu bringen, sucht er folgendermaßen zu motiviren.

„Ueber die Bedeutung der Evangelien, heißt es S. 14, stehen sich bis heute zwei Ansichten gegenüber. *Die kirchlich befangene* geht von der Voraussetzung aus, daß dieselben schlechterdings zuverlässige Nachrichten enthalten und ihre Glaubwürdigkeit über allen Zweifel erhaben ist. Dieser Meinung liegt die Annahme zum Grunde, daß die Verfasser vor jeglichem Irrtum durch eine schlechthin übernatürliche Einwirkung des

heiligen Geistes bewahrt seien. Auf diesem Standpunkte wäre der Nachweis zu leisten, daß nicht die geringsten Verstöße, Unrichtigkeiten oder Widersprüche in den Evangelien vorkommen. Wird auf demselben auch nur der kleinste Irrtum zugegeben, so fällt die Voraussetzung der Unfehlbarkeit sofort in sich zusammen." „Die andere Ansicht, heißt es weiter, ist die wissenschaftlich unbefangene. Sie betrachtet die Evangelien als lebendige Hervorbringungen ihrer Verfasser und ihrer Zeit; sie sucht sie zu begreifen aus der Eigentümlichkeit ihrer Darsteller und ihres Inhaltes, aus ihrem schriftstellerischen Charakter, aus ihrer wahrscheinlichen Bestimmung, aus der vermuthlichen Ansicht, in welcher sie entworfen sind. Sie untersucht die Glaubwürdigkeit, die Aechtheit, die Wahrscheinlichkeit, die innere Zusammengehörigkeit ihrer Mitteilungen, sie vergleicht mit anderweitigen Nachrichten, sie entscheidet sich für den höhern oder geringern Wert der einen oder andern Berichterstattung nach möglichst gewissenhafter, umsichtiger, allseitiger Prüfung." Alles, was Schenkel in dieser wortreichen Beschreibung von der wissenschaftlich unbefangenen Ansicht über die Evangelien, zu der er sich bekennen will, rühmt, gerade das gilt insgesammt von der kirchlichen, während es von der Seinigen grade nicht gilt. Denn diese seine „wissenschaftlich unbefangene" Ansicht ist in gänzlich unerwiesenen Voraussetzungen und Vorurteilen so verstrickt, daß sie, wie wir gleich berichten werden, nur darum dem Markusevangelium die historische Priorität vor den übrigen synoptischen zuschreibt, weil „das Element des Wunderbaren sich darin noch im geringsten Maße eingemischt finde," und ferner nur darum die Johanneische Abfassung des vierten Evangeliums leugnet, weil die Person Christi dort eine übermenschliche Glorie habe. Das heißt denn doch wohl nicht geschichtlich und wissenschaftlich, sondern ungeschichtlich und oberflächlich verfahren; das heißt nach der imaginären rationalistischen Christusschablone Geschichte und Geschichtsquellen machen, aber nicht gewissenhaft erforschen. „Die Ereignisse, welche den Herrn betrafen, erfahren wir S. 16, wurden blos mündlich erzählt. Wahrscheinlich Markus entwarf darnach die älteste Evangelienurkunde; eine spätere Hand überarbeitete dieselbe und (erst) diese Ueberarbeitung ist das gegenwärtig noch vorhandene Markusevangelium. Für die Priorität dieses Evangeliums im Vergleich mit den beiden andern synoptischen zeugt vor Allem der Umstand, daß darin die sagenhafte Vorgeschichte über den Ursprung und die Kindheit Jesu, sowie die Geschichte der Auferstehung und Himmelfahrt noch fehlen. Für die frühe Abfassung dieses Evangeliums kann es insbesondere kein gewichtigeres Zeugnis geben, als das Fehlen der Erscheinungen des Auferstandenen in demselben (S. 333). Mit unverkenbarer Absichtlichkeit verfährt dagegen schon der Verfasser des ersten Evangeliums, der jedoch nicht der Apostel Matthäus ist, in so fern er mit Benutzung einer bloßen Spruchsamlung des Apostels Matthäus aus den Schriften des alten Bundes den Beweis zu führen sucht, daß Jesus der Sohn Davids oder der im alten Testamente vorbedeutete und verheißene Messias sei (S. 336). Daß wir bei ihm nicht mehr auf wirklich geschichtlichem Boden stehen, verräth das stärker hervortretende Wunderelement (S. 339). Die dritte Stelle nach den unter den Namen des Markus und Matthäus vorhandenen Evangelien nimmt das Ev. des Lukas ein, der Quellen benutzt hat, welche die spätere Sagenbildung über den Herrn und sein Leben immer deutlicher verrathen. Die Kindheitssage findet sich hier noch ausführlicher und wunderbarer erzählt, als im ersten Evangelium; die Vorgeschichte Johannes des Täufers ist mit hineingeflochten; die Sage (!) von der übernatürlichen Empfängnis Jesu ist darin bereits ausgebildet, und das Kolorit des Wunderbaren tritt z. B. in der Geschichte des Fischzuges und des Jünglings zu Nain, vor Allem aber in den Berichten über den angeblich leiblich Auferstandenen darin hervor" (S. 342, 43). Dem vierten Evangelium geht nach der Meinung Schenkels die apostolische Autorschaft vollends ab; es ist sogar im höchsten Grade unwahrscheinlich, daß der Verfasser desselben ein Augenzeuge, ja, auch nur ein paläſtinensischer, überhaupt nur ein geborner Jude gewesen ist. Warum? Weil Schenkel an dem Johanneischen Christusbilde ein allmäliges menschliches Werden und Wachsen vermißt, weil das irdische Leben und Wirken des Herrn auf überweltliche Vorgänge und vorzeitliche Zustände zurückgeführt wird, weil Christus als die persönliche Selbstoffenbarung des ewigen Gottes erscheint, weil seine Wunder nicht als psychologisch erklärbare Wirkungen auf Selenzustände Anderer, sondern als göttliche Allmachtswirkungen, als Ausstralungen einer übermenschlichen Herlichkeit dargestellt werden, endlich weil der Herr in diesem Evangelium eine andere Stellung zum alttestamentlichen Gesetze und überhaupt zum Judentum einnehmen soll, als in den drei andern. Das vierte Evangelium sei darum, behauptet Schenkel mit Baur, keine Schrift des Apostels Johannes, sondern sei nach dem Tode desselben aus der Verbindung der Paulinischen oder heidenchristlichen Auffassung des Erlösungswerkes, der sich Johannes wahrscheinlich in seinem Alter zu Ephesus noch selbst genähert habe, mit den sich immer bestimter ausbildenden gnostischen Weisheitslehren entstanden (S. 23 ff. 348). Wenn man erwägt, daß Schenkel sechs Jahre zuvor dem Evangelium Johannes grade darum die erste Stelle unter allen Evangelien einräumte, „weil es die unmittelbare und unbedingte Uebereinstimmung des Selbstbewußtseins Jesu mit demjenigen Gottes aufs entschiedenste bezeuge," so muß man bei solchen Auslassungen unwillkürlich an das Bild des Herrn von einem Rohr in der Wüste denken, das der Wind hin und her weht.

Nachdem in obiger Weise durch eine Mißhandlung der heiligen evangelischen Urkunden (der ihnen zur Seite stehenden apostolischen Schriften wird gar keine Erwähnung gethan) der Teig wol präparirt ist, aus dem das beabsichtigte rein menschliche und volkstümliche (genauer demokratische) Charakterbild Jesu geformt werden soll, wird dasselbe folgendermaßen dargestellt:

Jesus ist der wirkliche Sohn Josephs und der Maria (S. 36. 344). Früh trat in ihm die Stärke der religiösen Empfindung (!) hervor, gegen welche das Pietätsgefühl für seine El-

tern bereits vorübergehend zurücktrat (S. 38). Seine Bildung verdankte er keiner besonderen Schule oder Sekte; er lernte früh aus dem Buche der Natur unter dem heitern Himmel Galiläas und am reizenden Ufer des Sees Genezareth, wesentlich aber kam sein Wachstum von innen (S. Renan, Kap. 2, 38). Als ein demütiges Mitglied seines Volkes ließ er sich zwar auch von Johannes, dem Manne des Gesetzes und der alttestamentlichen Theokratie im Jordan taufen; aber ein inneres Verhältnis hat zwischen beiden Männern nie bestanden, noch weniger hat Johannes jemals ein Zeugnis von der Gottessohnschaft Jesu abgelegt (S. 40 ff.). Nach der Taufe im Jordan, bei welcher die Sage den Himmel sich öffnen und den Geist Gottes in Taubengestalt herabkommen läßt, in Wirklichkeit aber Jesu nur die Erleuchtung, daß nicht mehr das Gesetz, sondern nur der milde Geist der Demuth und Liebe sein Volk erneuern könne, „wie ein Silberblick" von oben kam, begab sich Jesus in die Wüste, um mit Gott, dem himlischen Vater, allein zu sein (S. 48 ff.). Die Versuchungsgeschichte bezieht sich auf innere Kämpfe, die in den Evangelien sagenhaft ausgeschmückt sind (S. 51). Entsagung, Selbstbeherschung, Verleugnung des eigenen Vorteils, Verzichtleistung auf Macht, Ehre, Lebensgenuß, das waren die Forderungen, welche der Geist von oben an Jesum stellte, während die Willensregungen seiner Sele sich für Augenblicke dagegen erhoben. Eine andere Auffassung der Versuchungsgeschichte, nach welcher solche Willensregungen in der Sele Jesu gar nicht sollen entstanden sein können, entleert dieselbe alles sittlichen Gehaltes und macht sie zu einer geschichtswidrigen, ja nichtssagenden Fabel (S. 53). Bei seinem ersten öffentlichen Auftreten war Jesus über seinen Beruf mit sich noch nicht völlig im Klaren, am wenigsten erklärte er sich gleich für den Messias und machte auf Anerkennung Anspruch. Erst auf dem Wege innerer Erfahrung, wie äußerer Erfolge ist ihm das volle Licht über seine höchste Berufsbestimmung aufgegangen. Insbesondere war ihm die Gefangennahme Johannes des Täufers, die gewaltsame Unterdrückung dieser lezten, gegen den sittlichen Verfall Israels erklungenen Stimme des Gesetzes ein Zeichen, daß es Zeit sei, um seine Stimme zu erheben. Daß die alte Zeit der theokratischen Gesetzesherschaft und mit ihr der ceremoniellen Bevormundung des religiösen Volksgeistes vorüber, dagegen das Reich Gottes, des Vaters der Menschen, das Reich der erbarmenden Liebe gekommen sei und man durch Sinnesänderung, d. i. Abkehr von dem tödtenden Buchstaben und Hinkehr zur Freiheit im Dienste der Wahrheit, die Teilnahme am Himmelreiche erlange, das wurde immer entschiedener der Inhalt seiner Predigt (S. 56 ff.) Diese seine Predigt, verbunden mit seiner heilkräftigen Thätigkeit, die jedoch (s. w. u.) nur in einem psychologischen Einflusse auf den Gemütszustand und durch diesen auf das leibliche Befinden der Kranken bestand, erwarb ihm das Vertrauen der leidenden Volksklassen in immer höherem Maße. Mit seinen Familiengenossen gerieth er dagegen bald in Zerwürfnis.

(Schluß folgt.)

---

# Nachrichten.

## Aus Mecklenburg-Schwerin.

Herr Candidat Bernhard Wendt hat sowol in dem Vorwort zum 1. Bd. seiner „kirchlichen Ethik", als auch in einer eignen Broschüre („der Kampf des Glaubens" u. s. w.) alle Anstrengungen gemacht, um vor den Augen der evangel. Christenheit Deutschlands sich selbst als einen neuen „Märtyrer" der Mecklenburgischen Orthodoxie zu glorificiren. Er behauptet namentlich 1. daß er seine Schrift: „Zwei Bücher von der Kirche" (Halle 1859) zur Bekämpfung des Kliefothschen Kirchenregiments, das ein neues Papsttum aufzurichten strebe, geschrieben; 2. daß die theol. Fakultät zu Rostock die Veröffentlichung dieser Schrift, die sie doch selbst als Preisschrift gekrönt, durch ein Verbot zu verhindern gesucht habe; 3. daß er um seiner Lehre willen aus seinem bisherigen, ihm theuern Wirkungskreise entfernt worden sei.

Alle diese Aufstellungen beruhen nicht in der Wahrheit.

Aus einer in der „Theol. Zeitschr." 1864, H. IV., und im „Neuen Meckl. K.-Bl." 1864, Nr. 20, veröffentlichten actenmäßigen Erklärung des C.-R. Krabbe, sowie mehreren augenscheinlich aus gut unterrichteter Quelle stammenden Mitteilungen des „Nordd. Corr." ergibt sich vielmehr:

1. Daß die beregte Schrift längst im Druck erschienen war, als der (seiner Geburt nach dem Großh. Meckl.-Strelitz angehörige) Cand. Wendt sich um Zulassung zum ex. pro min. und Aufnahme in die Zahl der diesseitigen Candidaten bewarb, welche ihm vom Oberkirchenrath auf Kliefoths Fürwort gewährt ward, nachdem die betr. Schrift bereits zu dessen Kentnis gekommen.

2. Daß das „Verbot" der Fak. sich nicht auf den Druck der überarbeiteten Preisschrift, sondern lediglich auf die Bezeichnung dieser Ueberarbeitung als einer „gekrönten Preisschrift" bezog, und daß der Cand. Wendt dieses Verbot trotz seines Versprechens, ihm nachzukommen, in einer ihn wenig empfehlenden Weise umgangen hat.

3. Daß nicht wegen seiner Lehr- und Bekentnisstellung, sondern wegen seines zu wenig tactvollen Verhaltens, namenlich auch im häuslichen Leben, die zweimalige Entlassung des Cand. Wendt aus einem übrigens rein privaten Verhältnisse als Hülfsprädikant notwendig geworden, und das Kirchenregiment denselben anzustellen fürs Erste nicht in der Lage ist.

---

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz in Berlin. Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

# Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1864. Mittwoch den 30. November. № 96.


## Zur Schmising-Kerssenbrockschen Sache.

Mum Mum!

Die Entlassung der drei jungen Grafen Schmising-Kerssenbrock aus dem Officierstande des Preußischen Heres hat in den lezten Monaten die Gemüter vielfach beschäftigt. Die Ev. K. Z. durfte nicht eilen zu versichern, daß sie in der unbedingten Verurteilung des Duells mit den Katholiken übereinstimt, welche gegen diese Maßregel lauten Protest erhoben haben. Sie hat in der Hinkeldeischen Angelegenheit ein- für allemal ihre Stellung zu dem Duell öffentlich dargelegt und eine Erneuerung ihres Zeugnisses, die bei der früheren möglichst erschöpfenden Behandlung nur eine Wiederholung hätte sein können, war um so weniger notwendig, da jener Aufsatz in einem besondern Abdruck vorliegt, „das Duell und die christliche Kirche", Berlin bei Schlawitz 1856. Es ist dort nachgewiesen worden, daß das Duell die klarsten Aussprüche des Wortes Gottes gegen sich hat, und deshalb von den Kirchen der Reformation nicht minder entschieden und einmütig verurteilt wird, wie von der Katholischen Kirche. Während aus den Evangelischen Kirchen kein einziger Mann von innerlicher Frömmigkeit, Ruf und Anerkennung genant werden kann, der es gewagt hätte, das Duell zu verteidigen, liegt aus ihnen eine lange Reihe von verurteilenden Zeugnissen vor, die alle in gleich entschiedenem Tone reden, wie das des Reformirten Theologen Lampe, der das Duell als eine „gräuliche Sitte" bezeichnet, „in welcher alle Arten des Mordes, sowol der Sele als des Leibes, sowol an sich selbst als an dem Nächsten verbunden sind", und aus unserm Jahrhundert das von Dr. R. Rothe, welcher das Duell als „ein frevelhaft hochmütiges Spiel mit dem sinnlichen Leben, dem eignen und dem des Nächsten," bezeichnet.

Während wir aber so in dem Kern der Sache mit unsern Katholischen Brüdern übereinstimmen und uns des Mutes und der Aufopferung freuen, womit die drei jungen Grafen auf Kosten ihrer äußeren Existenz den Vorurteilen ihres Standes getrotzt und ihre Ueberzeugung behauptet haben, findet sich in der Verfahrungsweise der Brüder selbst und ihrer Verteidiger Manches, was wir entschieden misbilligen müssen.

Wir können es nicht tadeln, daß die drei Brüder, obgleich entschlossen, sich in kein Duell einzulassen, doch in das Officiercorps eingetreten sind. Das Duell komt nicht so häufig vor, daß nicht ein Mann von friedfertigem Sinne und ernster Haltung erwarten dürfte, in keinen Conflict der Art zu kommen. Es mag vielleicht unter funfzig Officieren nur einer sein, der in solche Sachen verwickelt wird. Aber wer mit solchen Grundsätzen in die Armee eintritt, wird immer doch eine gewisse Zurückhaltung beobachten und in der Wahl seines näheren Umganges vorsichtig sein müssen. Das scheint nach den in öffentlichen Blättern vorliegenden Nachrichten von Seiten der drei Grafen nicht grade geschehen zu sein.

Wer entschlossen ist, sich nicht zu duelliren, wird ferner auf seiner Hut sein müssen, daß er nicht eine übermäßige Empfindlichkeit in sich aufkommen lasse. Auch darin scheint hier gefehlt zu sein. Den Ausgangspunkt der ganzen Sache bildet nach der Angabe eines Katholischen Blattes ein Wort, welches „bei einem Essen" ein Officier dem älteren Grafen Schmising sagte: „Herr Graf, ich gebe 15 Silbergroschen darum, wenn Sie evangelisch werden." Das war gewiß ein leichtes Wort in einer ernsten Sache, aber es war mit einem ernsten Gesichte hinreichend beantwortet, und wer dergleichen als Beleidigung nehmen will, muß sich in einen solchen leichteren Verkehr, bei dem gute und schlechte Witze fallen, nicht einlassen.

Der Graf that in Folge dieser Aeußerung Schritte, die in dem Officierstande stets, wenn sie keinen Erfolg haben, das Duell nach sich ziehen. Der Officier, den er mit diesen Schritten beauftragt hatte, mußte sich notwendig gekränkt fühlen, als der Graf, der A gesagt hatte, nun sich plötzlich weigerte, B zu sagen. Die natürliche Folge davon war, daß die Sache vor den Regimentscommandeur gebracht wurde.

Da die Berichte nur von einer Seite vorliegen, so sind wir nicht im Stande, darüber zu urteilen, ob es nicht möglich und angemessen gewesen wäre, die in die Sache gar nicht verwickelten beiden andern Brüder gar nicht in sie hineinzuziehen. Es scheint fast, daß die etwas schroffe Einmischung des Vaters dazu beigetragen hat, der Sache diese schroffe Wendung zu geben. Jedenfalls aber ist es eine lächerliche Uebertreibung, wenn in einem Artikel der „Kölnischen Blätter", wieder abgedruckt in der Schrift: „das Duell in seinem Ursprunge und Wesen, Paderborn 1864", gesagt wird: „Das von anderer Seite so oft gegen uns ins Gefecht geführte Gespenst der Spanischen Inquisition hat auch unter seinen schlimmsten Schilderungen einen derartigen Fall wol nicht aufzuweisen." Es ist wirklich sehr kurzsichtig, wenn man mit solchen extremen Behauptungen, deren Ungrund man selbst sehr wol einsieht, zu imponiren meint.

Die Katholischen Stimmführer haben ferner darin ein Unrecht begangen, daß sie das Uebel, gegen das sie zu Felde ziehen, als ein specifisch Preußisches darstellen. Es findet sich überall, wo Adel und Militär ist. In dem Adel hat es seinen eigentlichen Sitz, das Duell ist eine Standessünde des Adels, der von ihm krampfhaft festgehaltene Rest einer früheren ausgedehnteren Autonomie. Wo es sich sonst findet, da ist es nur das Nachzittern einer von dem Adel ausgehenden Bewegung. Bei der bedeutenden Stellung, welche der Adel in den Heren einnimt, hat es sich dort überall eingebürgert. Wären die drei Grafen, wie sie ursprünglich beabsichtigten, in die Oesterreichische Armee eingetreten, so würden sie mit ihren dem Duell feindlichen Grundsätzen sich ebensowenig haben behaupten können. Bei der ersten Veranlassung, ihre Grundsätze zu offenbaren, würden sie von dem Organismus der Armee als ein fremdartiger Stoff ausgeschieden worden sein.

Verfehlt war es auch, wenn von den Katholischen Sachwaltern die Frage so durchaus unter den Gesichtspunkt des Rechtes der Katholischen Kirche gestellt wurde, wenn Behauptungen aufgestellt wurden, wie die (Das Duell S. 70): „Wir sind als Katholiken vor die principielle Frage gestellt: ob die uns durch die beschworne Verfassung gewährleistete freie Ausübung unserer Religion, die in allen Staatsämtern, also auch im Officierstande uns gesetzlich und rechtlich möglich bleiben muß, dennoch besteht." Oder wie die Generalversamlung der Katholischen Vereine (und ähnlich auch die Würzburger Versamlung Katholischer Bischöfe) sich ausgesprochen hat: „Die Gen.-Vers. findet hierin eine principielle Verurteilung der das Duell verwerfenden Gesetze unserer Katholischen Kirche, sie erklärt sich außer Stande, solche in Einklang zu bringen mit der den Katholiken gewährleisteten freien Ausübung ihrer Religion." Der Staat und in ihm das Her ist eine selbständige Ordnung, die sich nicht einem von einer andern Ordnung ausgehenden Gesetze willens- und prüfungslos unterwerfen kann, die gegen jeden Versuch, solche Herschaft zu usurpiren, im Interesse der Selbsterhaltung kräftig reagiren muß. Daß es nicht die Absicht der Verfassung sein kann, alle Satzungen der Katholischen Kirche als maßgebend auch außerhalb ihres nächsten Gebietes zu bezeichnen, liegt am Tage. Diese Satzungen greifen so weit, daß sie den andern Kirchen und ebenso auch dem Staate gar keinen Spielraum übrig lassen. Hat doch noch kürzlich der Bischof von Paderborn die Jurisdiction auch über die Protestanten seines Sprengels in Anspruch genommen! Weiser wäre es gewiß gewesen, sich nicht auf den hohen Stuhl katholischer Prätensionen zu setzen, deren Zeit doch abgelaufen ist und die nur Entrüstung hervorrufen, vielmehr hervorzuheben, daß es sich hier nicht um eine specifisch Katholische Anforderung handle, sondern um ein von allen christlichen Kirchen anerkantes Princip, daß diese Einigkeit der christlichen Kirchen in Verwerfung des Duells nur daraus sich erkläre, daß ganz klare und unzweideutige Aussprüche des Wortes Gottes gegen das Duell vorliegen, daß das Wort Gottes, durch welches die Gewissen der das Duell Verwerfenden gebunden sind, auch für die Staaten und ihre Here bindend und die ewige Grundlage ihres Bestehens und ihrer Blüthe sei. Doch solche Stellung einzunehmen wurde man dadurch verhindert, daß unter allen Kirchen Christi grade die Katholische am wenigsten katholisch ist, nur sich anerkent und außer sich nichts sieht, als nur verdammliche Ketzerei. Ein Schiffer in Venedig antwortete kürzlich dem Verf. auf die Frage: was er von dem Papste halte: man habe früher viel von ihm gehalten, jezt aber denke man anders, der Papst sei der Feind der Einheit der Kirche Christi, er teile einer einzelnen Kirche zu, was nur dem Ganzen angehöre. Wie solche Gedanken sich auch bei geringen Leuten von einigem geistlichen Verständnis ausbilden können und müssen, das wurde dem Verf. klar, als er unmittelbar darauf in der Rosenkranzkapelle der Kirche Johannis und Pauli einer sonst einen lieblichen Eindruck machenden Katechisation mit Kindern aus dem Volke beiwohnte. Auf die Frage: „Ist das ewige Lebey für Alle?" lautete die auswendig gelernte Antwort: Nein, ausgeschlossen sind von ihm alle Ketzer, die Protestanten u. s. w. Diese Ueberweisung von Millionen christlichen Brüder an die Hölle wurde von den Kindern mit der unschuldigsten Mine und ohne alles Bedenken vollzogen, ja es gab sich bei ihnen eine Art von Freude zu erkennen. Sie denken sich unter den Protestanten wahre Ungeheuer. Wenn diese Voraussetzung später erschüttert wird, so muß auch der Glaube an die Kirche einen starken Stoß erhalten.

Als ungerecht müssen wir es auch bezeichnen, wenn die Schuld der Entlassung der drei Grafen von Katholischer Seite vorzugsweise, ja ausschließlich der Regierung unseres Landes aufgebürdet wird.

Die Fürsten unseres Landes haben stets eine entschieden feindliche Stellung gegen das Duell eingenommen und alles gethan, es zu unterdrücken. Die lezte Kundgebung nach dieser Seite hin, die Allerhöchste Verordnung vom 29. Juli 1844, über das Verfahren der Ehrengerichte bei Untersuchung der zwischen Officieren vorfallenden Streitigkeiten sagt gleich in der Einleitung: „Der Zweikampf ist durch die Gesetze verboten und strafbar. Dennoch wird, oft wegen der unbedeutendsten Veranlassungen, von Officieren meiner Armee der Zweikampf als Mittel zur Widerherstellung der wirklich oder vermeintlich gekränkten Ehre gewählt." Der §. 34 lautet: „Anreizung zum Zweikampf wird, wenn es nicht zur Vollziehung des Zweikampfes gekommen ist, mit Arrest, wenn aber der Zweikampf wirklich stattgefunden hat, mit Festungsarrest bis zu zwei Jahren und nach Bewandnis der Umstände mit Dienstentlassung bestraft." Die bereits angeführte Schrift: Das Duell in seinem Ursprunge und Wesen, sagt mit vollem Rechte: „Bemerkt sei hier noch ausdrücklich, daß kein Paragraph des citirten Gesetzes die in irriger Meinung vielfach behauptete Bestimmung enthält, als könne der Ehrenrath oder das Ehrengericht auf ein Duell erkennen. Alle Bestimmungen sind vielmehr nur auf Verhinderung und Beseitigung des Duells gerichtet, und nur die im Wortlaut angeführten §§. 16 und 17

weisen dem Ehrenrathe das Verhalten an, zu dem er berechtigt, nicht verpflichtet ist, wenn trotz seiner Bemühungen beide Beteiligten die Ausführung des Duells forciren." Man kann die Bestimmungen dieser beiden Paragraphen allerdings bedenklich finden, da die gestattete Anwesenheit des Ehrenrathes bei einem gegen seinen Beschluß unternommenen Duell leicht als eine wenigstens halbe Billigung der strafbaren Handlung angesehen werden kann, aber in der Absicht stimmen diese Paragraphen mit dem ganzen übrigen Gesetze überein: kann das Uebel nicht ganz verhindert werden, so will man ihm doch wenigstens möglichst enge Schranken setzen.

Angesichts dieser durchgängigen Tendenz der Preußischen Fürsten auf Beseitigung des Duells und speciell der angeführten maßgebenden Ordre wird man von vornherein nicht geneigt sein, die Entlassung der drei Grafen Schmising aus einer günstigen Stimmung der Regierung für das Duell abzuleiten. Man wird vielmehr den Grund darin suchen, daß die Regierung es nicht wagte, das unter dem Officierstande einmal herschende Vorurteil mit Gewalt zu durchbrechen. Daß dies der wirkliche Grund ist, erhellt auch aus einer in der Schrift: Das Duell, mitgeteilten Thatsache. „Man wollte anfänglich den ältesten der drei Officiere aus der Garde in ein Linienregiment versetzen, als aber darauf die gräfliche Familie die entschiedene Erklärung abgab: wenn Gr. Schmising für die Garde nicht tauge, so tauge er auch nicht für die Linie, so erhielten die drei Brüder ihre Entlassung." Wenn die Regierung die Verweigerung des Duells an sich für ungehörig hielt, so hätte an eine Versetzung nicht gedacht werden können. Die Thatsache, wenn sie richtig ist, zeigt deutlich, daß man nur meinte der in gewissen Kreisen herschenden Stimmung nachgeben zu müssen.

Auch die Macht der Könige von Gottes Gnaden ist eine vielfach beschränkte. David, da er die Ermordung Abners durch Joab erfuhr (2 Sam. 3) sprach: „ich bin noch zart und ein gesalbter König und diese Männer, die Söhne Zerujas, sind mir zu hart, der Herr vergelte dem, der Böses thut nach seiner Bosheit." David ist nur ein gesalbter König: er hat die Vollmacht von Gott, aber nicht die Macht, sie zur Geltung zu bringen. So muß er also die Sache Gott befehlen, der überall da eintritt, wo die Macht seiner Diener zu Ende geht. Freilich aber, David sorgt dafür, daß seine innerliche Stellung zu der Sache jedermann unter dem Volke klar sei. Er sagt sich feierlich von der That los und bezeugt in jeder Weise seinen Abscheu: „Ich bin unschuldig und mein Königreich vor dem Herrn ewiglich an dem Blute Abners, des Sohnes Ner. Es falle aber auf den Kopf Joabs und auf seines Vaters ganzes Haus." Er befahl noch vor seinem Tode seinem Sohne und Thronfolger Salomo Joab für Abners und Amasas Ermordung zu bestrafen, 1 Kön. 2, 25. Solches Verfahren sollten sich billig alle zum Muster nehmen, die sich in gleichen Umständen befinden oder zu befinden meinen.

Doch sehen wir von diesem Nebenumstande ab und halten uns an die Hauptsache. Das Gesetz Gottes gebietet: „Du sollst nicht zweierlei Gewicht in deinem Sack haben." Die Schrift: Das Duell, scheint gegen diese Regel zu verstoßen, wenn sie der Preußischen Regierung die Rechtfertigung nicht zu Gute kommen läßt, welche sie den Päpsten in Bezug auf ihre zuwartende Stellung gegen das Duell gewährt: „Die Kirche konte solche Misbräuche, welche sie unter den rohen Völkern vorfand, nicht mit einem Schlage aus der Welt schaffen. Hier finden die Worte des heiligen Papstes Gregorius des Großen Anwendung: Die heilige Kirche bessert Einiges in dieser Zeit eifrig, Einiges duldet sie langmütig, Einiges übersieht sie wolbedächtig, und sie erträgt und übersieht es so, daß sie oft das Böse, das sie beim Ertragen verabscheut, durch die Nachsicht beschränkt und erdrückt."

Was würde geschehen sein, wenn die Regierung die drei Grafen in ihrer Stellung belassen hätte? Dem Officiercorps standen eine Menge von Mitteln zu Gebote, ihre Lage zu einer unerträglichen zu machen, ohne sich dadurch einer Verantwortung auszusetzen, Mittel, die wir nicht etwa blos ausdenken, sondern die in einem früheren, den zwanziger Jahren angehörigen Fall, da ein der Evangelischen Kirche angehörender Officier, v. Tschirsky, aus Gewissensgründen das Duell verweigerte und vom Könige in seinem Berufe geschützt wurde, in Potsdam wirklich in Bewegung gesezt sind. Man kann mit einem solchen kein Wort sprechen, den Tisch verlassen, an den er sich hinsezt, ihn bei der Parade allein stehen lassen u. s. w. Eine solche Auflehnung gegen den Kriegesherrn, die kein Einschreiten gestattet, ist in einem woldisciplinirten Kriegeshere gewiß ein sehr großer Uebelstand. Nicht ohne Schein kann man auch sagen: das Duell bilde einmal einen Bestandteil der Standessitte und Standesehre. Mit Gewalt dagegen einschreiten, so lange der Wahn noch im Herzen sitze, könne den Officierstand nur demoralisiren. Erst müsse eine neue Ueberzeugung vorhanden und aus ihr die Bildung einer neuen Form hervorgegangen sein, welche die Stelle des Duells vertrete.

Wir wollen nicht entscheiden, ob diese Gründe ganz durchgreifend sind, wie ja unser in Gott ruhender König Friedrich Wilhelm III. in der That die Sache anders angesehen und behandelt hat, jedenfalls aber zeigen die Gründe doch so viel, daß der Angriff nicht vorzugsweise gegen die Regierung zu richten war, daß die Wurzel des Uebels anderswo sizt, daß namentlich die „Katholischen Mitglieder des Westfälischen Adels" besser gethan haben würden, wenn sie, statt die Regierung anzuklagen, ihre Waffen gegen den eignen Stand gerichtet hätten, aus dessen Mitte noch kürzlich wieder und zwar von einem hervorragenden Mitgliede der Katholischen Partei ein Aergernis auf diesem Gebiete ausgegangen ist: Graf Fürstenberg hat seinem Gegner im Duell eine schwere Verwundung beigebracht, an der er bald darauf verschieden ist, ohne daß man bis jezt gehört hätte, daß er von der Kirche in den Bann gethan sei oder daß die „Katholischen Mitglieder des Westfälischen Adels" sich gegen ihn erhoben hätten. Wenn man so die Blicke von der protestantischen Regierung ablenkt und sie auf die eignen

Glaubens- und resp. Standesgenossen richtet, so wird der stolze und herausfordernde Ton einer weicheren Stimmung Platz machen: man wird zu dem Bewußtsein gelangen, daß man mit denen, welche die Rüge zunächst treffen muß, durch tausend Fäden verbunden ist, daß man sich vieler Versäumnisse anklagen muß, daß die Sache anders stehen würde, wenn die Kirche stets ihre Schuldigkeit gethan und ihrer Mission entsprochen, wenn sie sich nicht durch mannigfache Entartung die Macht über die Gemüter geraubt hätte.

Wir Evangelischen aber sollen an diesem Vorgange lernen, daß wir in Erfüllung unserer Zeugenpflicht gegen das Duell noch viel treuer sein müssen, als dies bisher der Fall gewesen. Es ist zu bedauern, daß christlich-conservative Blätter, statt dieser Zeugenpflicht zu genügen, fast einen Ansatz genommen haben, das Duell zu beschönigen. Der Christ liebt den Adel als einen der von Gott gesezten Stände und freut sich der ihm zu Teil gewordenen Gaben und Vorzüge, aber nimmer darf das Parteiinteresse ihn verleiten, blind zu sein gegen seine schwachen Seiten und seine Standessünden, gegen welche kräftiges Zeugnis abzulegen Bethätigung der wahren Liebe ist.

---

## Dr. Schenkel und seine Apostasie.

Dritter Artikel. (Schluß.)

Noch unvermeidlicher war die Spannung, die zwischen ihm und der herschenden Priester- und Pharisäerpartei enstand. Aber die theokratischen Formen des Judentums zu durchbrechen, den Bann des todten Buchstabens von seinem geplagten Volke hinwegzunehmen, der leeren Schulgelehrsamkeit und hochmütigen Priesterschaft ein Ziel zu stecken, die verlassene und versäumte Laiengemeinde zur sittlichen und religiösen Freiheit emporzuheben, ein menschenwürdiges und eben darum gottwolgefälliges Dasein den Herabgewürdigten möglich zu machen, die Menschen wieder zu versöhnen mit der obern Welt des Geistes: das erkante er mit dem Wachstum dieser Spannung in stets zunehmender Klarheit als das Ziel seiner Lebensarbeit. Damit mußten immer feindlicher alle Führer der theokratisch-nationalen, in den Pharisäern vertretenen Partei sich gegen ihn kehren. Unbefugte Worte von der Sündenvergebung, wie er sie zu dem Gichtbrüchigen sprach, dann der anstößige Verkehr mit Zöllnern und Sündern, überdies der Mangel an aller gesetzlichen Strenge, an allem asketischen Eifer, vollends die offenkundige Uebertretung der Sabbatsordnung — welch erdrückende Kette von schweren Verschuldungen ließ sich aus diesen Gliedern gegen den Mann mit der neuen Lehre schmieden (S. 87 ff.). Der Bruch mit der jüdischen Hierarchie wurde immer größer; von der Verteidigung ging Jesus allmälig zum Angriff über. Nachdem er sich in der sogenanten Bergpredigt, durch welche er seine Jünger als das neue Israel zu ihrer herlichen Bestimmung einweihte, sich von jedem innern Zusammenhange mit der jüdischen Hierarchie und Theologie lossagt, insbesondere unter Anderm die Hauptuntugend der hierarchischen Theologen, Gewissensrichterei und Verdammungssucht, scharf gerügt und dagegen Milde des Urteils in allen Angelegenheiten des Gewissens, Duldsamkeit gegen den fremden religiösen Standpunkt als das Losungswort eines Jüngers im Gottesreiche bezeichnet hatte, stellte er die Gesinnung seiner Gegner, die theologisch-hierarchische Verhärtung und Verstockung als die Sünde wider den heiligen Geist dar (S. 96 ff. 106). Diese größte Sünde, die überhaupt möglich ist, ist mithin nach der Erklärung Jesu der bewußte boshafte Fanatismus in seinem selbstsüchtigen, engherzigen und blinden Widerstande gegen den religiös-sittlichen Fortschritt, gegen die Erneuerung und Entwicklung auf dem kirchlichen Gebiete. Sie besteht nicht, wie man irrtümlich annimt, in einem Rückfalle aus dem Stande der Bekehrung in den Stand der Unbußfertigkeit; sie findet sich nicht bei sogenanten Ungläubigen und Weltleuten; sie findet sich umgekehrt bei den starren und harten Vorkämpfern traditioneller Bekentnismäßigkeit, bei den Trägern und Vertretern des orthodoxen Satzungsglaubens. (In dieser Auslassung koncentrirt sich die ganze Tendenzschrift Schenkels; wer unter Erwägung der Badischen Verhältnisse zwischen den Zeilen zu lesen versteht, muß erschrecken vor der blinden Leidenschaft, welche seine Feder geführt hat.) Bisher hatte sich Jesus als Wiederhersteller des ursprünglichen Adels und der unauslöschlichen Würde der Menschennatur nur Menschensohn genant (S. 89), nicht aber Messias, weil er die irdischen Anhängsel dieser Idee fürchtete. Jezt nante er sich vermittelst einer nicht zu umgehenden Anbequemung an die Vorstellungen seiner Volksgenossen als der Befreier und Erlöser seines Volkes nicht blos Messias, sondern auch Gottessohn, insofern sich sein Gottesbewußtsein nicht aus dem trüben Spiegel der Ueberlieferung und in den gebrochenen Strahlen der Schultheologie bildete, sondern er sich Gottes als seines Vaters aus den geheimnisvollen Tiefen seines eigenen Selbstbewußtseins bewußt war (S. 166 ff.). Der Ausgang seines Lebeus konte ihn nun nicht mehr zweifelhaft sein. Er war seines endlichen Sieges zwar gewiß. Den Satan sah er wie einen Blitzstrahl vom Himmel stürzen, d. h. den Widerstand der hierarchischen Partei, die er mit vollem Rechte als Satan bezeichnete (!!), sah er zwar als gebrochen an (S. 164). Aber ebenso bestimt sah er auch seinen persönlichen Untergang voraus, während in dem, was die Evangelien über seine leibliche Auferstehung und Wiederkunft ihn vorhersagen lassen, persönlich von der späteren Vorstellung aufgefaßt ist, was er als etwas Unpersönliches, nämlich als den Sieg seiner Sache nach dem Tode, vorher

verkündigt hatte (S. 144 ff.) — Aber je lichter die Höhe seines Bewußtseins, je reiner und verklärter der Glanz seiner öffentlichen Wirksamkeit war, um so dunklere Schatten werden durch die räthselhafte Erscheinung der von ihm berichteten Wunder darauf geworfen. Sie lassen sich, wie angedeutet, als Einwirkungen einer mit den höchsten geistigen Anlagen und den seltensten sittlichen Kräften ausgerüsteten Persönlichkeit, welcher von Seiten der Hülfesuchenden ein unbedingtes Vertrauen entgegenkam (nach S. 19 soll dies Vertrauen erst eine Folge der Krankenheilungen gewesen sein!), psychologisch immer noch annähernd erklären, insofern Jesus in den Kranken eine auf den Körper segensreich wirkende Gemütsbewegung zu erzeugen vermochte. Aber diejenigen Wunder, die sich nicht mehr als eine, wenn auch noch so erhöhte menschliche Naturgabe betrachten lassen, die über die Beseitigung seelischer und gemütlicher und dadurch bedingter leiblicher Krankheitszustände hinausgehen, Allmachtswunder, welche die Thätigkeit Jesu an keine Schranken der Natur- und Weltordnung mehr gebunden sein lassen, wie z. B. die Stillung des Sturmwindes, die Verwandlung von wenigen Broden und Fischen in eine Fülle von Nahrungsmitteln, die Wiederbelebung von Todten u. s. w., überschreiten die Grenzen menschlicher Beschränkung und sind menschlich nicht mehr zu begreifen, sondern nur aus dem Sagenstrom zu erklären, von dem das Lebensbild des Herrn nach seinem Hinscheiden umflossen wurde. — Mit der Ausbildung seines Gegensatzes gegen die Theokratie und mit der Erklärung, daß er als Messias der theokratisch-hierarchischen Anstalt grundsätzlich ein Ende machen und ein Reich der Wahrheit, der Gerechtigkeit, des Friedens, der Freiheit und der Liebe stiften werde, war die letzte Entscheidung über ihn herangerückt. Die letzten Vorgänge in Jerusalem, der feierliche Einzug in diese Stadt, der sich auf verbrecherische Absichten gegen den Gesamtbestand der jüdischen Verfassung deuten ließ, die sich daran schließende Tempelreinigung, seine Strafreden gegen die Hohenpriester und Schriftgelehrten, die er als Feinde Gottes mit unverkennbarem Kolorit schilderte, Schlangenbrut, Kinder der Hölle, Seelen- und Prophetenmörder nante, deren Kirchentum zur sittlichen Pest für die Menschheit geworden und nun zum Untergange reif sei, ein Weheruf Jesu, der heute noch wie eine Posaune des Gerichts jedes auf die Satzungen der Ueberlieferung und auf die Herschaft eines mit Vorzugsrechten ausgestatteten Klerus gegründete Kirchentum trifft (S. 254) — diese Vorgänge und Reden hatten den vollständigen Bruch mit der theokratischen Partei herbeigeführt und seinen nahen Untergang ihm zur Gewißheit gemacht. Vorher hatte er indeß noch den schwersten Kampf mit seinen Jüngern, die den theokratischen Hoffnungen noch immer zugethan waren, ferner mit dem Volke, welches ihren Irrtum teilte, weiter mit seinem eignen Fleisch und Blut, welches sich in ihm, da er ja doch kein finsterer Asket war, sondern auch das Leben genoß und sich des Lebens freute (S. 142), gegen die Qual des vorzeitigen gewaltsamen Todes sträubte, endlich mit dem Verrath in seiner Jünger Mitte zu bestehen. Den lezteren hat er nicht vorhergewußt, wie berichtet wird, da er nicht allwissend, oder auch nur mit übermenschlichem und übernatürlichem Wissen ausgerüstet war (S. 263 ff.). Die Abendmalsfeier, welche er vor seinem Ende mit seinen Jüngern hielt, sollte nur eine sinnbildliche Feier seiner, der Gründung des Reiches der Freiheit und der Liebe geltenden Hingabe in den Tod sein, während in späterer Zeit ein unbegreifliches Misverständnis und ein verderbenbringender Misbrauch diese Feier verdunkelt und zur ergibigsten Quelle des Aberglaubens und des Kirchenstreites gemacht hat. Selbst nicht einmal zu einer regelmäßigen Wiederholung dieser Feier hat Jesus einen bestimten Auftrag erteilt (S. 270 ff.). Nach dem Male erhob sich Jesus, um nach Gewohnheit seinen abendlichen Ausgang nach einem Garten am Fuße des Oelbergs zu machen. Zweifelte er auch nicht an der Nähe seines Todes, so wußte er doch nicht, was ihn hier erwartete. Im Garten Gethsemane eingetroffen, fühlte er das tiefe Bedürfnis zu beten. Die herkömliche kirchliche Ansicht vermag sich die Gemütsbewegung, die ihn dazu drängte, nicht zu erklären; denn wie hätte die menschgewordene zweite Person der Gottheit zittern und zagen sollen im Angesichte des Todes, der ja über die Gottheit nicht die geringste Gewalt hat! Nicht die Sünde seines Volkes und der Menschheit, nicht die unendliche Schuld, die er nach der herkömlichen Ansicht in seinem Leiden und Sterben zu büßen hatte, nicht die unermeßliche Strafe, die er in seinem Opfertode nach derselben Ansicht tragen sollte: das Alles war es nicht, was seine Sele mit Bangen erfüllte. Was ihn beschwerte und ängstigte, war das Vorgefühl der Qualen und Martern, die auf ihn warteten, eine rein menschliche Regung, ein ganz naturwahrer Schauder vor dem nahen furchtbaren Todesleiden. Nochmals war der Versucher an Jesus herangetreten, d. h. nochmals hatte der sinnliche Lebenstrieb über den göttlichen Liebestrieb die Herschaft zu erlangen gesucht; aber bald siegte der Geist von oben auch in dieser Anfechtung über die Versuchung des Fleisches und Blutes von unten. Die spätere Sage war mit der schmucklosen Einfachheit der älteren Erzählung von diesem Selenkampfe Jesu in Gethsemane nicht zufrieden, nahm einen Engel zu Hülfe, den zu stärken, der seine einzige Stärke in seiner Ergebung in Gottes Willen gefunden hatte, und ließ den Schweiß während seiner Kämpfe in Gestalt von Blutstropfen auf die Erde strömen, eine unverkennbare Uebertreibung (!). Ebenso gehört der späteren Sage an, was von der Heilung eines durch Petrus verwundeten Gerichtsdieners erzählt wird. Im Getümmel und Dunkel der Nacht entzogen sich der

Schwertschlag und seine Folge wahrscheinlich dem Blicke Jesu und zu Zwiegesprächen mit dem Jünger fehlte sicherlich die Zeit (S. 281 ff.). Die Berichte über die der Gefangennahme folgenden Verhörs- und Gerichtsscenen tragen ebenfalls die Spuren späterer sagenhafter Zusätze an sich. Dahin gehört, daß Jesus dem Petrus beim zweiten Hahnenschrei einen strafenden Blick zugesandt habe, während ihm der Schmerz, die Schmach des Petrus zu schauen, glücklicherweise darum erspart war, weil er im Innern des Gebäudes verhört und bewacht wurde. Vor Allem aber ist dahin zu rechnen, was im vierten Evangelium im Unterschiede von den übrigen über die Unterredung Jesu mit Pilatus berichtet wird und augenscheinlich nur den Zweck hat, die heidnische Staatsgewalt im Vergleich mit der jüdischen Obrigkeit in ein günstigeres Licht zu stellen (S. 292 ff.). Nach der Bestätigung des Urteils von Seiten der heidnischen Obrigkeit folgte das ewig herzzerreißende Schauspiel des schuldlosesten Leidens und Sterbens, in welchem der als Verbrecher geächtete und gerichtete Dulder zum seligen Sieger sich verklärte. Was die Worte betrifft, die Jesus am Kreuze gesprochen haben soll, so wußte die älteste Ueberlieferung nur von einem einzigen, von dem Worte der Gottverlassenheit, während andere, wie das, was er zu seiner Mutter gesprochen haben soll, ferner die Worte: Mich dürstet! Es ist vollbracht! sich am natürlichsten aus bestimmten Absichten späterer Ueberlieferung erklären lassen (S. 302 ff.). — Unstreitig bilden die Auferstehungsberichte einen nothwendigen Abschluß der evangelischen Geschichte. Aber eine Sichtung des Sagenhaften von dem Thatsächlichen läßt nur folgende Thatsachen übrig: Es ist eine unbestrittene Thatsache, daß in der Morgenfrühe des ersten Wochentages, welcher auf die Kreuzigung folgte, das Grab Jesu leer gefunden wurde. Die Engelerscheinung, welche die Frauen am Grabe zu haben glaubten, ist auf einen Zustand der Verzückung, eine Folge des tief erschütterten weiblichen Seelenlebens, zurückzuführen. Es ist eine zweite Thatsache, daß die Jünger überzeugt waren, Jesus nach seiner Kreuzigung noch gesehen zu haben. Es ist eine dritte Thatsache, daß die Erscheinungen Jesu nach seinem Tode, welche in den Evangelien erzählt sind, im Wesentlichen keinen andern Charakter hatten (!), als denjenigen, welcher auch der Christuserscheinung des Apostels Paulus auf dessen Reise nach Damaskus eigentümlich war. Paulus selbst bezeichnet nun aber seine Christusvision als eine vorzugsweise (!) innere Kundgebung Christi; es habe Gott gefallen, sagt er, seinen Sohn in ihm zu offenbaren. Der Auferstandene ist demzufolge der verherlichte und verklärte Christus, welcher der Geist ist. Darum hat auch Jesus in seiner Auferstehung einen Sieg des ewigen Geistes über den Buchstaben der jüdischen Satzung und die Täuschungen der heidnischen Lüste gefeiert. Er ist erhaben über die irdischen Mächte und sinnlichen Naturschranken. Wenn er bei verschlossenen Thüren in den Kreis seiner Jünger tritt (getreten sein soll), so ist das nur ein Sinnbild, daß er sich von nun an seinen Jüngern unsichtbar offenbart, daß seine Gemeinde ihn nunmehr mit dem innern Geistesauge schauen soll (!). Wäre er nach seiner Kreuzigung in irdisch-leiblicher Gestalt zurückgekehrt, warum hätte er sich in diesem Falle nicht auch seinen jüdischen Richtern, nicht auch dem römischen Prokurator gezeigt? Der Auferstandene ist aber lediglich seiner Jüngergemeinde erschienen. Seine Erscheinungen waren Verklärungen seines Charakterbildes in den Herzen seiner Gläubigen. Hier hat er sich als der ewig Lebendige erwiesen. Einen solchen lebendigen Christus bedarf die christliche Gemeinde gegenwärtig mehr als jemals. Gerade in dem gegenwärtigen Zeitpunkte ist der Versuch erneuert worden, die christlichen Gemeinden wieder unter das Joch des Buchstabens und der Knechtschaft veralteter Satzungen zu beugen. Hierarchen von der Signatur eines Kaiphas und Staatsmänner von dem Charaktergepräge eines Pilatus schlagen Jesus noch immer an den Pfahl des Kreuzes. Das Christentum ist ihnen eine Schale statt Kern, die Kirche eine Priesteranstalt statt einer Lebensgemeinschaft, zur Bändigung, nicht zur Befreiung der Völker. Der lebendige Christus, ob er auch den Pharisäern und Herodianern noch immer verborgen bleibe, wird gleichwol in stets wachsender Klarheit und Kraft geoffenbart; er lebt in seiner Gemeinde. Hier ist seine Heimat, die Gemeinde sein Tempel. Der lebendige Christus ist der Geist der Gemeinde. An der Gemeinde ist es jezt, von sich selbst ihrer Bestimmung und Würde gemäß wieder das rechte Bewußtsein zu gewinnen. Das wird um so eher geschehen, je bälder sie wieder zum rechten und lebendigen Verständnisse der Person Jesu Christi gelangt sein wird, zur Erkentnis dessen, der fort und fort in denen lebt, in welchen durch die Freiheit des Gedankens und die Wahrheit des Glaubens und der Liebe sein Wort und Geist Leben geworden ist. Zur Freiheit des Evangeliums sind alle Völker berufen und die Wahrheit des Evangeliums wird sie frei machen (S. 313).

Wir stehen hiemit am Schluß unserer Darstellung. Wir glauben nachgewiesen zu haben, daß sich an Schenkel in erschreckender Weise das Wort des Herrn erfüllt hat: „Wer da hat, dem wird gegeben; wer aber nicht hat, von dem wird genommen auch das er meinet zu haben.“ Von dem allgemeinen Angriffe auf das Wesen der evangelischen Kirche mit ihrem positiven Wahrheitsgehalte sahen wir ihn zu der haltungslosen Mitte der in der Dogmatik aufgestellten Lehrsätze übergehen, von da ihn weiter hinabsinken zu dem dargelegten Inhalte des Charakterbildes, in welchem der Christenheit mit dem wahrhaftigen Christus die Gnadenmittel seiner Gemeinschaft, Wort Gottes und Sakrament, genommen werden, jenes zu einer Mythensamlung, dieses zu einer nutzlosen Formalität gestempelt wird. Daß damit die christliche Kirche in ihrem Fundamente angegriffen ist, bedarf keines weiteren Beweises. Ja, nicht blos die Ordnung des kirchlichen, sondern auch die des staatlichen Lebens ist durch ein Buch, wie das Charakterbild, ernstlich bedroht. Warum? Nicht nur darum, weil das staatliche Leben der christlichen Völker mit dem biblischen Christentum seines

Markes beraubt werden würde, welches ihm seit einem Jahrtausend seine Stärke gewährt und es zu seiner Entwickelung befähigt hat, sondern auch, weil hier in ganz besonderem Sinne das Wort des Herrn seine Anwendung findet: „So man das thut am grünen Holz, was will am dürren werden?“ Wenn man in dem Heiligtume des christlichen Volkes, seiner Kirche, die Fundamente der Wahrheit, auf denen es von Anbeginn geruht hat, zerstört und dadurch den geschichtlichen Zusammenhang mit der ganzen Vergangenheit zerreißt, wie soll dann noch auf staatlichem Gebiete eine Anerkennung und Aufrechterhaltung der geschichtlichen Rechtsordnung zu erwarten, wie soll dann noch der unheimliche Geist der Revolution, der mit der ganzen Vergangenheit aufzuräumen sucht, aufzuhalten sein? Der Geist der Revolution selber ist es, der das ganze Charakterbild durchweht, ein Geist der Zerstörung, der auf politischem Boden entstanden in das Heiligtum der Kirche verwüstend einzudringen sucht, um hier den Widerstand der Gewissen gründlich zu brechen und darnach des vollständigen Sieges auf dem Gebiete des äußeren Lebens sicher zu sein. Bei manchen Auslassungen, wie z. B. am Schluß des Buches, kam es uns vor, als hörten wir eine demagogische Rede in einer zum Aufstande zu inspirirenden revolutionairen Volksversamlung. Und der Geist, der in solcher Versamlung weht und redet, das soll grade der Geist der ächten Christengemeinde und als solcher der wahre auferstandene und lebendige Christus selber sein. Nur in Zeiten wildester Art hat die heilige und friedensvolle Gestalt des Gottmenschen eine solche Mishandlung erfahren, wie hiemit an ihr begangen wird. Ein Christus, der ein bloßer Mensch gewesen ist, wie alle, nur schon vor 1800 Jahren beseelt von den Ideen moderner Aufklärung und Volksfreiheit, der geboren ist auf natürlichem Wege, wie Jedermann; ein Christus, dessen Lebensgang sich einfach aus dem Zusammentreffen jener Ideen mit den Verhältnissen seiner Zeit erklärt, dessen Thaten nicht im Geringsten über das Maß des Natürlichen hinausgehen, den nur die spätere Sage mit einem Kranze von Wundern geschmückt hat; ein Christus, der versucht ist, wie jedes sündige Menschenkind durch sein eignes Fleisch und Blut, nur in allen Versuchungen seinen Freiheitsideen treu blieb, dessen Lebensaufgabe der Kampf gegen Priestertum und Hierarchie für ein Reich der ungebundenen Volksfreiheit war und der in diesem Kampfe ein tragisches Ende fand, dem keine andere Auferstehung, als das Aufleben seiner Gedanken in dem Herzen seiner Jünger folgte: das ist das Charakterbild, welches Schenkel von dem menschgewordenen Sohne Gottes entwirft und mit der Leidenschaft eines Agitators unter das Volk hinzustellen sucht, damit es dasselbe fortan auf seine Fortschrittsfahne nehme und unter diesem Banner mit gutem Gewissen über die Trümmer der Vergangenheit einer neuen Zeit entgegenstürme!

Die Behandlung der evangel. Urkunden, die ein solches Christusbild aus denselben herausbringt, nent sich, wie wir oben bemerkten, die wissenschaftlich unbefangene. Wie es aber mit ihrer Wissenschaftlichkeit und Unbefangenheit bestellt ist, darüber brauchen wir wol kaum noch ein Wort zu verlieren. Ist das etwa Wissenschaft und Unbefangenheit, dem Evangelium Johannis darum von vorn herein die Urkundlichkeit und Glaubwürdigkeit abzusprechen, weil in ihm eine durchaus unleugbare göttliche Glorie die Person und das Leben des Herrn umgiebt? Es hätte denn doch zuvor untersucht werden müssen, welche Ueberzeugung von dem Verhältnisse Gottes zur Welt die wissenschaftlichere sei, diejenige, welche eine Offenbarung Gottes und seiner Herrlichkeit, wie das Johanneische Evangelium sie vom ersten Verse an lehrt, für unmöglich, oder diejenige, welche sie nicht blos für möglich, sondern auch für nothwendig hält. Aber es ist allerdings leichter, ohne alle Motivirung von dieser Ueberzeugung zu jener überzuspringen, wie Schenkel es nachgewiesener Maßen gethan hat, als einen so höchst verdächtigen Wechsel der Ueberzeugung vor der theologischen Welt zu rechtfertigen. Oder zeugt ferner etwa die Darlegung über das gegenseitige Verhältnis der drei Evangelien hinsichtlich ihrer Ursprünglichkeit von sicherem Gange wissenschaftlicher Untersuchung? Das Evangelium des Markus soll den ersten Anspruch auf Authentie haben, in zweiter Linie das Mathäusevangelium, in dritter das Evangelium des Lukas stehen. Nun aber ist Baur noch in seinem neuesten Buche, der „Neutestamentlichen Theologie,“ Baur, dieser Meister in der negativen biblischen Kritik, von dem Schenkel seine kritische Kunst neuerdings erlernt hat, grade gegenteiliger Ansicht. Nach seinen Forschungen soll das Matthäusevangelium den ersten Anspruch auf historische Treue und authentische Darstellung haben, die zweite Stelle nach ihm das Evangelium des Lukas einnehmen, das des Markus dagegen abhängig von beiden sein und als selbständige Quelle neben jenen gar nicht einmal in Betracht kommen können. Auf wessen Seiten dieser Herren von der Negation, die sich so gern ihrer Wissenschaftlichkeit rühmen, ist denn nun eigentlich die Wissenschaft, auf der des Schülers oder der des Meisters? Oder sollte weiter etwa das den Namen der Wissenschaftlichkeit und Unbefangenheit verdienen, die wichtigsten Selbstzeugnisse des Herrn über sein göttliches Wesen, die sich auch in den synoptischen Evangelien finden, entweder ganz mit Schweigen zu übergehen, oder mit einer so faden Erörterung abzufertigen, wie die über die Namen Sohn Gottes und Messias, die er sich beilegte? Nicht mit wissenschaftlicher Unbefangenheit, sondern auf wissenschaftlich frevelhafte Weise werden die heiligen evangelischen Urkunden überhaupt behandelt; sie werden in lauter Stücke zerfetzt, die werthvollsten unter ihnen entweder ohne alle, oder mit kurzer leichtfertiger Bemerkung ganz beseitigt, die übrigen zerbröckelt oder mißgestaltet, und aus dem Scherbenhaufen, der so übrig bleibt, wird dann die beabsichtigte Gestalt Jesu als die eines revolutionären Volksmannes zusammengekittet. Wer einen vollständigeren Eindruck dieser Behandlungsweise haben will, als ihn unsere Darstellung zu gewähren vermag, der lese z. B. in dem Buche die Besprechung der Bergpredigt nach.

Oder zeugt etwa die Behandlung der Wunder des Herrn

von wissenschaftlicher Gründlichkeit und Unbefangenheit? Durch natürlichen psychologischen Einfluß, durch eine beruhigende Wirkung, die Jesus in liebreicher Weise auf das Gemüt der Kranken ausgeübt habe, soll er einen Teil der scheinbaren Wunder vollbracht, nicht nur Geisteskranke, sondern auch leiblich Kranke, wie die Schwiegermutter des Simon (S. 68), den Gichtbrüchigen (S. 75), die Tochter des kananäischen Weibes (trotz ihrer Entfernung) den Wassersüchtigen (S. 131 193) u. A. geheilt haben. Diese Theorie möchte den meisten Physiologen ein Lächeln abnötigen, statt einer Widerlegung werth gehalten zu werden. Die übrigen Wunder, die sich nicht wol mit einem natürlich psychologischen Faden umspinnen lassen, die aber doch mit eben solcher Bestimtheit, wie die andern, berichtet werden, werden einfach in das Gebiet sagenhafter und unwahrer Berichterstattung verwiesen. Wie leichtfertig erscheint bei solchem Verfahren die Behauptung, daß „die Wunder des Herrn bei Licht besehen nicht sehr erstaunlich gewesen seien" (S. 132)!

Oder endlich soll die Art und Weise, wie Schenkel die Auferstehung des Herrn erklärt, uns eine Achtung vor seiner Wissenschaftlichkeit abnötigen? Wir müssen bekennen, Nichts in dem ganzen Schenkelschen Buche hat uns in dem Maße an der wissenschaftlichen Verstandesklarheit des Verfassers zweifeln lassen, als der Versuch, die kräftige Ueberzeugung sämtlicher Apostel von der thatsächlichen leiblichen Auferstehung des Herrn auf eine Illusion, richtiger Hallucination zu reduciren. Wie die wahrhafte leibliche Auferstehung des Herrn sich an den zweifelnden Jüngern als überwindende Macht erwiesen und sie zu den gewaltigen Boten des Evangeliums gemacht hat, wie sie sich an der ganzen Welt als eine unwiderstehliche Macht bewährt und sie für den Herrn erobert hat, so wird sie bis an das Ende der Tage die mächtige Thatsache in der Geschichte dieser Welt sein, an der schließlich alle Angriffe auf den Gesalbten Gottes zu Spott und Schanden werden. Das wird sich auch an dem Schenkelschen Angriffe auf die gottmenschliche Persönlichkeit des Herrn und sein Erlösungswerk erweisen.

Wir fürchten darum von dem Schenkelschen Unternehmen so wenig, wie von dem seiner Genossen, Strauß und Renan, einen erheblichen Schaden für die christliche Kirche. Ob die Macht des Sieges auf ihrer Seite oder auf Seiten der Welt sei, ist durch die Geschichte längst offenbar geworden. Alle Schmähungen und Verdrehungen ihrer Widersacher von Celsus bis auf Strauß, Renan und Schenkel haben ihr wahrlich nicht zum Schaden gereicht. Die Pforten der Hölle sollen sie nicht überwältigen, so lange sie auf dem Bekentnisse des Petrus (Matth. 16, 16) ruht, und alle Angriffe auf sie haben nur dazu gedient, die Wahrheit dieses Bekentnisses zu bezeugen.

Aber eine andere Wirkung werden die sogenanten Leben Jesu von Strauß, Renan und Schenkel ausüben. Sie werden die Krisis fördern, in welche die Kirche als Volks- und Staatskirche getreten ist. Sie werden zur Lösung der Frage drängen, ob die Kirche länger diejenigen Mitglieder in ihrem Schooße bergen kann, die innerlich ihr durchaus nicht angehören, ja, die zum Teil ihre erbittersten Feinde sind. Wir wünschen wahrlich nicht um jeden Preis diese Sichtung und Scheidung. Wir sind zu sehr von dem Segen überzeugt, welchen die Kirche seit 1500 Jahren als Volks- und Staatskirche gehabt hat, wie von der Geduld, die sie als solche üben muß. Aber würden Tendenzen, wie das Schenkelsche Buch sie verfolgt, zum Ziele gelangen, wie es in der Badischen Kirche fast geschehen ist, so bliebe keine Wahl. In der Badischen Landeskirche wird zunächst der Kampf zum Austrag kommen müssen, den Schenkel vor Allen herbeigeführt hat und in dessen Dienst sein theologisches Pamphlet geschrieben ist. Indem wir alle Leser der Ev. K. Z. auffordern, die Badische Kirche in ihr Gebet einzuschließen, rufen wir den dort im Kampfe stehenden Brüdern zu: „Wachet, stehet im Glauben, seid männlich und seid stark!" Wir stehen vollkommen auf ihrer Seite, wenn sie auf den Austritt Schenkels aus dem Predigerseminar dringen. Es handelt sich dabei nicht um akademische Lehrfreiheit; es handelt sich um den Charakter eines Institutes, welches zum unmittelbaren Dienst der Kirche durch Vorbereitung ihrer Diener auf das geistliche Amt bestimt ist; es handelt sich um die Frage, ob in diesem Institut und damit in der Badischen Landeskirche überhaupt Christentum oder Antichristentum gelehrt und vertreten sein soll. In dem Gutachten über Dulon hat Schenkel selbst nach den Rechtsgrundsätzen der Kirche die Frage über sein ferneres Verbleiben im Predigerseminar klar und bündig entschieden, das ist kein Zweifel. Es müßte denn sein, daß er sich unter dem Einflusse göttlicher Gnade zur Erkentnis der Verleugnung seines Herrn führen ließe, wie Petrus. Dann würden wir uns freuen, daß durch Joh. 21, 15—17 die Lösung des schweren Streites, soweit er Schenkel selbst betrifft, vorgezeichnet wäre. Aber unsere Hoffnung auf diesen Ausgang der Sache ist in Erwägung des Schenkelschen Selbstgefühls, wie es sich bisher kund gegeben hat, eine sehr geringe!

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz in Berlin. Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

# Evangelische Kirchen-Zeitung.

Herausgegeben

von

**E. W. Hengstenberg,**

Dr. der Philosophie und der Theologie, der letzteren ordentlichem Professor an der Universität zu Berlin.

Fünf und Siebzigster Band.

Juli bis December 1864.

Berlin.

Gustav Schlawitz.

# Inhalt.

## I. Aufsätze.


| | Seite |
|---|---|
| Vorwort: | |
| Der heil. Johannes und die Kirche der Gegenwart | 1 |
| Das Leben Jesu von Renan | 17 |
| Colenso über den Pentateuch | 41 |
| Die Eisenacher Kirchenconferenz | 57 |
| Die Beteiligung der Kirche an den auf dem Gebiete des Staates vorliegenden Kämpfen | 57 |
| Der Erlaß des Preuß. Ev. O. K. R., die Schriften von Dr. v. Harleß und Dr. Fabri, Stahl's Parteien in Staat u. Kirche | 57 |
| Staat und Kirche in Schleswig-Holstein | 65 |
| Der deutsche Protestantentag | 65 |
| Die Röm.-Kath. Kirche | 65 |
| Die kirchlichen Notstände in Berlin | 65 |
| Past. Hofmeier. Superint. Petrich zu Bahn | 73 |
| Hannover, Braunschweig, Gotha, Hessen-Darmstadt, Baden | 73 |
| Dr. F. Strauß. Dr. A. Hahn. Schluß | 73 |
| Gen.-Superint. Dr. Büchsel an die Superintendenten der Neumark und Niederlausitz | 81 |
| Vie de Jésus par Ernest Renan, membre de l'institut. Ein Vortrag auf Veranstaltung des ev. Vereins am 4. Jan. gesprochen | 89. 97 |
| Ludwig Uhland | 104 |
| Der Gottesdienst in der morgenländischen Kirche | 113. 137. 145 |
| Johann Balthasar Schuppius | 121. 148 |
| Die moderne belletr. Journalistik Deutschlands | 129 |
| — — — — — VI. Artikel | 324. 342. 558. |
| Zu den Erörterungen über Kirche und Verfassung | 151 |
| — — — — — VI. Artikel | 265 |
| Schatz des liturgischen Chor- und Gemeindegesangs nebst den Altargesängen in den deutschen evang. Kirchen | 155 |
| Eduard Irving | 156. 161. 281. 289 |
| Moses und Colenso | 169. 190. 193 |
| Die Nachmittags-Gottesdienste und ihr Verfall | 177. 185 |
| Gervinus Geschichte der deutschen Dichtung | 202 |
| Liturgisches | 206 |
| Zwei Schwestern. Eine Erzählung aus der Gegenwart von Ida Gräfin Hahn-Hahn | 209. 217. 233 |
| Das Verhalten der Pastoren zur heutigen Politik | 235. 241 |
| Dr. Ferd. Christ. Baur und seine Kirchengeschichte des 19. Jahrh. | 246. 257 |
| Krieg und Kanzel | 272 |
| Die christliche Askese | 293. 305 |
| Noch einmal über Hausbesuche der Geistlichen | 307 |
| Die Ehen in der Verwandtschaft | 313. 329. 337 |
| Johann Heinrich Voß | 349. 370 |
| Der Frieden in der Schöpfung kein Frieden in Christo | 353. 361 |
| Das Königreich Gottes | 377. 385. 401. 409 |
| Ueber Ludwig Uhland | 388 |
| Zu den Hausbesuchen der Geistlichen | 419 |
| Leiden und Freuden der pfälzischen Kirche | 425. 433. 449 |
| Mitteilungen aus einer Festrede des Prof. Dr. Röper | 436 |
| Kirche und Schule von Dr. Bona Meyer | 457. 478 |
| Hamlet, eine pastorale Studie | 473. 481. 497. 505 |
| Tagelöhner, Edelmann und Pfarrer | 509 |
| Das Verhalten der Kirche in der Schleswig-Holsteinschen Angelegenheit. Ein Vortrag auf der Berliner Pastoralconferenz | 521. 529 |
| Die kirchliche Gleichheit der Confessionen als theologischer Grundsatz | 531 |
| Die Kirche im siebenzehnten Jahrhundert | 545. 553 |
| Der Dichter und der Mensch | 564. 579 |
| Humanität und Christentum. Ein auf der Berliner Pastoral-Conferenz gehaltener Vortrag | 569. 577. 593. 601 |
| Zur Synodalfrage | 581 |
| Zum Gedächtniß August Hermann Franckes | 586. 613 |
| Mitteilungen über die evang. Pastoral-Hülfs-Gesellschaft in Berlin | 606. 617 |
| Aus Baden | 621 |
| Aus den Lazarethen des Kriegsschauplatzes | 625 |
| Dankgebet eines preuß. Pastors nach dem Siege bei Düppel | 635 |
| Jacob Grimms Schüler und Verehrer nach ihrer kirchlichen | Seite 639. 645 |
| Fichte und die Kirche | 641. 649. 665 |
| Dr. Schenkel und seine Apostasie | 669. 673. 737. 755. 1121. 1135 |
| Die Behandlung der Eheverlöbnisse vor dem Stadtconsistorium zu Braunschweig von 1500—1600 | 678. 701 |
| Für und wider Wolfgang Menzels Literaturblatt | 680. 709 |
| Sulpice Boisserée | 689. 697. 713. 721 |
| Ein guter Traktat | 710 |
| Das Henneberger Gesangbuch | 725 |
| Archäologische Brosamen | 728 |
| Aus der Zeit vor, in und nach dem Befreiungskriege | 745. 761 |
| Noch einmal Nathan der Weise | 763. 778. 785 |
| Die Goßnersche Mission unter den Kols | 769 |
| Geistliche und Richter | 792. 793 |
| Noch eine Stimme für Uhland | 798 |
| Arnold Ruge | 809. 817. 881. 889. 897. 913 |
| Das allgemeine Kirchengebet | 820. 825 |
| Hölty, Matthisson und Salis | 833. 849. 865 |
| Die Kreissynoden | 844. 857 |
| Die Vorbereitung auf das geistliche Amt | 869. 873. 883 |
| Wer sind die Superintendenten? | 900 |
| Der Karlsruher Ober-Kirchenrath in Sachen des Dr. Schenkel | 921 |
| Dr. Rothe's Schutzrede für den Protestantenverein | 929. 937. 1233 |
| Die Gemeinde Bahn und der Superintendent Petrich | 945. 969. 993. 1009. 1016 |
| Ein Blick in die katholische Kirche | 954 |
| Die heilige Katharina von Siena | 961. 985 |
| Jean Paul, seine Freunde und Freundinnen | 1019 |
| Die Darwin'sche Theorie | 1033. 1041. 1057 |
| Alles Leiden ist Strafe | 1065. 1081. 1089 |

Seite

Das Lesen der Bibel seitens der eingesegneten Jugend ..... 1096
Guizot zu den Füßen Christi ..... 1099. 1105. 1145. 1153
Noch ein Blick in die katholische Kirche ..... 1113
Zur Schmising-Kerssenbrock'schen Sache ..... 1129
Die neuen Visitations-Ordnungen für die Provinz Brandenburg 1161
Geistliche und Richter (Entgegnung) ..... 1163. 1189
Missions-Polemik ..... 1177. 1185
Dr. Beyschlag's Vortrag auf dem Altenburger Kirchentage 1201. 1209
Bischof Martin ..... 1225. 1240
Die Mission unter den Coles ..... 1224

## II. Nachrichten.

Altenburg. Aus einem Schreiben eines Teilnehmers an dem Altenburger Kirchentage ..... 1004
Baden. Oeffentlicher Protest ..... 589
Baiern ..... 1032. 1032
Böhmen ..... 422
Capstadt. Colenso vor dem geistlichen Gerichte ..... 539. 565
Frankreich. Aus Paris ..... 300
Paris ..... 1219
Gotha. Neudietendorfer Pastoral-Conferenz ..... 805. 814. 822
Hannover ..... 85. 107
Die hannoversche Vorsynode ..... 109
Aus der hannoverschen Vorsynode ..... 223
Kirchliche Zustände in Hannover ..... 1004. 1025
Hessen (Großherzogtum) ..... 1196. 1217
Lippe ..... 328
Mecklenburg-Schwerin ..... 1128
Oesterreich ..... 1221 1245
Preußen:
Brandenburg. Berlin ..... 1149. 1200. 1247
Niederlausitzer Pastoralconferenz ..... 1159. 1166
Eine offene Antwort ..... 1175

Seit

Preußen. Aus der Geschichte der evang. Kirche Danzigs 885. 909. 916
Pommern. Greifswald ..... 420
Ein Hirtenbrief ..... 492
Bericht über die Conferenzen und Feste zu Kamin und Züllchow ..... 941
Disciplinarverhandlung der Kreissynode zu Bahn 1150
Zu den Kreissynoden ..... 1170
Sachsen. Wittenberg ..... 158
Versamlung des kirchlichen Centralvereins in der Provinz Sachsen 438. 455. 464. 1049. 1063. 1073
Provinz Sachsen ..... 959. 1248
Drei Kreissynoden ..... 979
Westfalen. Bischof von Paderborn ..... 1002
Rheinprovinz ..... 168. 182. 376. 397
Kaiserswerther Aufruf zum Diakonissen-Amte .... 231
Die Wupperthaler Festwoche ..... 729
Die Pastoral-Conferenz zu Bonn ..... 731
Schleswig-Holstein. Altona ..... 136
Schweiz. Bern ..... 982. 991
Waadtland ..... 263. 279. 287
Weimar. Das neue Evangelische Kirchenbuch für das Großherzogtum Weimar ..... 495. 513
Anzeige und Bitte ..... 1103
Berichtigung ..... 616
Erklärung ..... 592
Erklärung ..... 1224
Erklärung ..... 1224
Erklärung in der Schenkel'schen Sache ..... 1103
Komm herüber und hilf uns! ..... 686
Schreiben an den Herausgeber ..... 736

# Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1864. Sonnabend den 3. December. № 97.


## Guizot zu den Füßen Christi.

(Fortsetzung.)

IV. Medit. Die Schranken des Wissens.

V. Medit. Die Offenbarung.

Die Sele besitzt in sich und trägt ins Leben angeborne Fähigkeiten und Einsichten, welche sich in dem Maße offenbaren, und enthüllen, als sie in Beziehung zu der äußeren Welt tritt, welche aber vor diesen Beziehungen vorhanden sind. Die äußere Welt schafft nicht und verändert nicht wesentlich das denkende und moralische Wesen, welches so eben geboren ist; sie eröffnet seiner Thätigkeit einen Schauplatz. Als der Mensch zuerst in die Welt gekommen ist, hat er nicht als neugebornes Kind hineinkommen können; er ist erwachsen geschaffen, mit Trieben und Fähigkeiten, welche vollständig an Macht und unmittelbarer Handlung fähig waren. — Die Schöpfung schließt also die Offenbarung in sich, eine Offenbarung, welche den Menschen bei seinem Eintritt in die Welt erleuchtet und in den Stand gesezt hat, von seinen ersten Tagen an seine Fähigkeiten und Triebe zu entfalten. Kann man sich das erste Menschenpar denken begabt mit seiner vollen physischen Entwickelung, und der wesentlichen Bedingungen seiner intellectuellen Thätigkeit beraubt, körperlich stark und moralisch nichtig?

Nach der Bibel (1 Mos. 1, 15—24) hat sich die Uroffenbarung wesentlich auf drei Punkte bezogen, die Pflicht des Gehorsams des Menschen gegen seinen Schöpfer, die Ehe und die Sprache; Adam hat von Gott das moralische Gesetz seiner Freiheit, die Gefährtin seines Lebens und die Gabe empfangen, die Creaturen, welche ihn umgaben, zu benennen.

Als das menschliche Geschlecht sich entfaltet und zerstreuet hat, hat die Uroffenbarung es nicht verlassen. Keine Nation ist dieser Fackel beraubt und lediglich dem eigenen Tasten in der Finsternis des Lebens überlassen worden. Bilde sich der menschliche Geist nicht zu viel auf seine Werke ein; sie gehören ihm nicht allein; er hat sie mit Hülfe der ersten Grundbegriffe verrichtet, die er von Gott empfangen hat.

An welchen Merkmalen läßt sich der göttliche Ursprung der besonderen Offenbarung erkennen, welche die christliche Religion geworden ist? Vom ersten Anfang an versichert die christliche Offenbarung, daß die Dokumente, worin sie geschrieben ist, selbst von göttlichem Ursprunge seien. Die göttliche Eingebung der heil. Bücher ist der äußere Anspruch des Christentums auf Autorität über die Selen. Was bedeutet diese Eingebung?

VI. Medit. Die Inspiration der heiligen Schrift.

Ich habe die heil. Schrift in sehr verschiedenen Stimmungen gelesen, und bin beim Lesen immer von einem ganz andern Eindruck ergriffen worden, als dem der Neugier oder der Bewunderung; ich habe mich im Angesicht eines andern Wortes gefühlt, als das des Chronisten oder des Dichters ist, und unter der Herschaft eines Hauches, der anderswoher als vom Menschen gekommen ist.

Die Angriffe gegen die Inspiration der heil. Schrift entspringen nicht nur aus der Leugnung des Uebernatürlichen, sie haben noch einen andern scheinbareren Grund. Nicht ohne tiefes Bedauern muß ich hier alten und ehrwürdigen Traditionen widersprechen. Aber meine eigene Ueberzeugung ist stärker als mein Bedauern, und um so stärker, als ich zugleich überzeugt bin, daß das System, welches ich bekämpfen will, dem Christentum unermeßlichen Schaden gebracht hat und noch bringt. — Wer ohne Vorurteil die Originaltexte der heil. Schrift liest, stößt darin häufig mitten unter erhabenen Schönheiten nicht blos auf Mängel des Stils, sondern auf grammatische Fehler, auf Verletzung der logischen und natürlichen Sprachgesetze in allen Sprachen. Haben diese Fehler denselben Ursprung, wie die Lehren, unter die sie gemischt sind? Fromme und gelehrte Männer behaupten es.

Gott hat auf diesem übernatürlichen Wege die Menschen nicht Grammatik lehren wollen, ebenso wenig Geologie, Astronomie, Geographie oder Chronologie. Ueber ihr Verhältnis zu ihrem Schöpfer, über ihre Pflichten gegen ihn und gegen einander hat er sie mit einer göttlichen Fackel erleuchtet. Allein auf die Religion und Moral, nicht auf irgend eine menschliche Wissenschaft erstreckt sich die göttliche Eingebung der heiligen Schrift.

Allerdings sagt St. Paulus 2 Tim. 3, 16. 17: „Die ganze Schrift ist von Gott eingegeben"; aber er fügt sogleich hinzu: „und nütze zur Lehre, zur Strafe, zur Besserung, zur Züchtigung in der Gerechtigkeit; daß ein Mensch Gottes sei vollkommen, zu allem guten Werke geschickt." Ist es möglich, den

religiösen und moralischen Gegenstand der Inspiration genauer zu begrenzen?

Man wendet dagegen ein: „Wenn man zugleich von der einen Seite die Inspiration der heil. Schrift behauptet, und von der Andern, daß diese Inspiration nicht allgemein und unbedingt sei, wer wird die Grenze bestimmen, wo die Inspiration aufhört?“ Ich antworte: So wie die Grenzen der endlichen Welt die des menschlichen Wissens sind, so hat Gott die endliche Welt dem menschlichen Studium und Wissen überlassen. Die heil. Schrift redet von allerlei Dingen: die Thatsachen der endlichen Welt sind in ihr unablässig gemischt mit den Aussichten in das Unendliche; aber auf diese Aussichten allein erstreckt sich die göttliche Eingebung. Gott verbreitet sein Licht nur da, wohin das menschliche Auge und die menschliche Arbeit nicht hingelangen können; über alles Andere redet die heil. Schrift demgemäß, was die Geschlechter denken und begreifen können, an die sie sich wendet. Selbst indem Gott sie inspirirt, versezt er die Dolmetscher, deren er sich bedient, und die Völker, zu denen er sie sendet, nicht in die künftigen Gebiete der Wissenschaft; er nimt sie beide so wie er sie findet, mit ihren Traditionen, ihren Begriffen, ihrem Grade von Kentnis oder Unkentnis der endlichen Welt, ihrer Erscheinungen und ihrer Gesetze. Der Zweck der heil. Schrift ist wesentlich, ausschließlich moralisch und praktisch. [Anm. des Referenten. Man kann sich obstehender Ausführung im Allgemeinen anschließen, ohne die Folgerungen anzunehmen, welche Hr. Guizot und Andere daraus ziehen. Stände es in der That so mit der heil. Schrift, daß darin Wahres und Falsches in einem verwirrten Haufen durcheinander läge und der individuelle Verstand die Sichtung zwischen dem Weizen und der Spreu zu vollziehen hätte: dann wäre es doch wirklich recht schwer, den göttlichen Charakter der heil. Schrift festzuhalten, und dem Bibelleser wäre eine Aufgabe gestellt, der die allerwenigsten gewachsen wären. Eine Unsicherheit müßte ihn auf Schritt und Tritt begleiten, was er nun als Kern und was er als Hülse zu betrachten hätte, zumal da chronologische und andere nicht unmittelbar religiöse Irrtümer in ihren Sturz unfehlbar auch wichtige dogmatische Lehren hereinziehen müssen. Ist es der göttlichen Weisheit und Liebe würdig, den Licht und Wahrheit suchenden Menschenselen solch einen schwankenden Leitstern zu geben? Es ist nicht Glaube der Kirche, daß die göttliche Inspiration die heiligen Schriftsteller in den Besitz von irdischen Kentnissen gesezt habe, welche erst Jahrhunderte und Jahrtausende nach ihnen der Menschheit aufgegangen sind. Aber es war Gottes würdig, die Dolmetscher seines Willens bei ihrer Predigt und schriftstellerischen Thätigkeit so zu leiten, daß sie nicht in störende, verwirrende Irrtümer gerathen sind. Ein anderes ist Allwissenheit und ein anderes Freiheit von Irrtum. Jene hat selbst der Sohn Gottes nach seiner Menschheit nicht besessen; Irrtum hängt mit Sünde zusammen. Deutlich tritt in dieser Beziehung der Unterschied der inspirirten Schriftsteller z. B. von den apostolischen Vätern hervor, welche den Irrtümern ihrer Zeit hie und da ihren Tribut gezollt haben.]



## VII. Medit. Gott nach der Bibel.

Was den Gott der Bibel von den Göttern anderer Völker unterscheidet, ist nicht vorzugsweise die Einheit, denn die Idee eines einigen Gottes ist auch andern Religionen nicht ganz fremd. Noch wichtiger ist folgender Unterschied. Die Götter der polytheistischen Völker haben alle eine Geschichte voll von Ereignissen, Veränderungen, Verwandlungen, Abenteuern. Alle polytheistischen Religionen sind Samlungen von göttlichen Biographien, entweder traditionellen oder allegorischen, oder ganz und gar fabelhaften. Der Gott der Bibel hat keine Biographie, keine persönlichen Abenteuer; er ist immer und unwandelbar derselbe, ein wirkliches und persönliches Wesen, absolut verschieden von der endlichen Welt und der Menschheit, eben derselbe und unveränderlich inmitten der allgemeinen Verschiedenheit und Bewegung. „Ich bin der ich bin“, ist die einzige Definition, die er selbst von sich gibt, und der stehende Ausdruck dessen, was er im ganzes Verlauf der Geschichte der Hebräer ist. Durch allen Wechsel und alle Verirrungen des Volkes der Bibel bleibt der Gott der Bibel unwandelbar derselbe, ohne irgend einen Anstrich von Anthropomorphismus.

### 1. Gott und Abraham.

### 2. Gott und Moses.

Ich kenne kein überraschenderes Schauspiel als das des unerschütterlichen Glaubens und der unerschöpflichen Thatkraft Mosis in der Fortführung des Werkes, welches nicht sein eigenes ist, und in welcher er ausführt, was er nicht ausgedacht hat. Er gehorcht viel mehr als er befiehlt. Die Hindernisse, die getäuschten Erwartungen häufen sich vor ihm; er hat es zu thun mit den Schwächen, der Untreue, den Launen, der Eifersucht, der Empörung seines Volkes, seiner eigenen Familie; er selbst hat seine Augenblicke, wo er traurig und unruhig ist. Aber er vertraut auf Gott und fährt fort zu triumphiren, indem er ihm gehorcht.

In dem Augenblicke wo die Hebräer den Decalog empfingen, waren sie in dem Begriff aus dem nomadischen Hirtenstande in den Ackerbauerstand überzugehen. Es scheint daß in einer solchen Epoche die politischen Einrichtungen eines Volkes sein natürlichstes und dringendstes Geschäft seien. Der Decalog hält sich völlig fern davon: er ist ein ausschließlich religiöses und moralisches Gesetz, daß durch sein Stillschweigen alle Regierungsformen zuläßt, welche der innere oder äußere Zustand der Gesellschaft hervorbringen kann. — Ein anderer Character dieses Gesetzes ist nicht weniger originel und erhaben: es stellt Gott und die Pflichten gegen Gott an die Spitze des Lebens und der Pflichten des Menschen; es vereinigt aufs innigste die Religion und die Moral, und betrachtet sie als unzertrenlich. Ihre Trennung beruht nur auf wissenschaftlicher Abstraction: im natürlichen und practischen Leben des Menschengeschlechts sind beide notwendig verbunden, und es ist einer der göttlichen Characterzüge des Decalogs, wie eine der Ursachen seines dauernden Ansehens nach so viel Jahrhunderten, ihre innigste

Verbindung ausgerufen und zur Grundlage genommen zu haben.

Den Ausdruck „Theocratie“ hat zuerst der jüdische Geschichtsschreiber Josephus auf die hebräische Regierungsform angewandt. Dieser Ausdruck ist seitdem oft gebraucht, aber im Sinne einer Priesterschaft, was grade der entgegengesezte Sinn von demjenigen ist, in welchem ihn der erste Urheber nahm. Die Theocratie des Moses war nicht eine Regierung durch Priester als den Königen entgegengesezt; es war die Regierung Gottes selbst, entgegengesezt der Regierung durch Priester oder durch Könige.

3. Gott und die Könige.

Kaum war Salomo todt, so teilte sich seine Monarchie in zwei einander feindliche Reiche, bald der Tyrannei, bald der Anarchie, und fast immer dem Kriege preisgegeben. Es war nicht wie vormals eine vorübergehende schlimme Phase in der Geschichte des hebräischen Volkes: es war sein beginnender Verfall, ein Verfall ohne Rückehr. Was wird in diesem Verfall aus dem Gesetze, welches Mosi auf dem Berge Sinai offenbaret war? Ist es bestimt, mit der Monarchie Salomo's zu fallen, oder zu siechen und zu vergehen in den Kämpfen und Unglücksfällen Juda's und Israels? Ganz im Gegenteil: der Glaube und das religiöse Gesetz pflanzen sich nicht nur fort, sondern heben sich in dieser Epoche des politischen Untergangs. Die Absichten Gottes stehen über dem Schicksal der Staaten, und ihnen fehlen nie die Werkzeuge. Durch die Gewaltthätigkeiten der Könige und die Schwäche des Volkes erhalten die Propheten Israels den alten Bund aufrecht, und bereiten das Aufkommen des neuen Bundes vor, welcher aus dem Gott Israels den Gott des menschlichen Geschlechts macht.

(Schluß folgt.)

---

# Nachrichten.

## Berlin.

Dienstag den 22. November fand im Englischen Hause die alljährliche Feier des Schleiermacherschen Geburtstages Statt, die leider ganz zu einer Parteiversamlung der Herren der Protestantischen Kirchenzeitung geworden zu sein scheint.

Wir vermeiden es absichtlich, den Character dieser Festversamlung an einzelnen Zügen zu illustriren. Eine Auslassung des Dr. Krause jedoch verdient in weiteren Kreisen bekant zu werden. „Allerdings sei Christus der Anfänger unsres Glaubens; allein es sei endlich an der Zeit, nicht mehr auf ihn und seine Person das religiöse Leben ausschließlich zu concentriren. Wer noch eines Mittlers zwischen sich und Gott bedürfe, stecke noch mehr oder weniger im Pietismus. Statt auf Christus zurückzugreifen, fordere er vielmehr auf, vorwärts zu blicken, und unmittelbar frisch und fröhlich zu dem lieben lebendigen Gott in den Himmel zu fahren.“ — Wenn gleich dieser Aeußerung von anderer Seite widersprochen wurde, so ist sie doch als erklärter Ausdruck des einen Teils der Versamlung höchst charakteristisch.

In der That, die Widersprüche unserer Tage werden immer greller. Ein Mann, der seine Richtung für die einzig rechtmäßige Vertretung der evangelischen und christlichen Kirche erklärt, sagt sich in einer öffentlichen Versamlung von dem Princip und Fundament dieser Kirche los; — man feiert den Geburtstag eines Mannes, der mit seltener Energie den historischen Christus zum Centrum seiner innersten Persönlichkeit und alles religiösen Lebens überhaupt zu erheben suchte, — und erklärt diesen persönlichen Christus als religiösen Mittler für überflüssig!

Uebrigens dient die betreffende Aeußerung des Herrn Krause mit zur Klärung und Scheidung der Gegensätze, die wir gegenwärtig überall in der Kirche sich vollziehen sehn, und wir nehmen hiermit öffentlich von solcher dankenswerten Offenherzigkeit Act; bitten aber nun Herrn Krause, nicht nur in Parteiversamlungen sondern mit derselben Ehrlichkeit auch in seiner Kirchenzeitung die Maske der Christlichkeit abzulegen, und vor allem den Bruch mit dem großen Theologen zu erklären, dessen Andenken durch solche Festmale nicht gefeiert sondern entehrt wird. K.

---

## Die Disciplinarverhandlung der Kreissynode Bahn am 19. Oktober d. J.

Da die Ev. K.-Z. vor Kurzem in den Mitteilungen über die Gemeinde Bahn auch über den Frevel am Altare vom Gründonnerstage d. J. Nachricht gebracht hat, so werden die Leser derselben mit Recht erwarten, daß auch an dieser Stelle über die auf jenen Vorgang sich beziehende Disciplinarverhandlung der Kreissynode, von welcher die öffentlichen Blätter bereits Kunde gebracht haben, Näheres mitgeteilt werde.

Aus dem Gemeinde-Kirchenrathe zu Bahn war ein Mitglied ausgeschieden und die Ergänzungswahl für denselben angeordnet worden. Ersterer, in welchem die Majorität noch 4 gegen 3 betrug, schlug 3 Männer vor, von denen einer auf Seiten des kirchlichen Bekentnisses, zwei aber im heftigen Gegensatze gegen dasselbe standen, und bei jenem Gründonnerstags-Vorgange mitbeteiligt waren; es waren dies der Apotheker F., Stadtverordneten-Vorsteher, und der Tischlermeister Fr. H., Mitglied des Magistrats; ersterer, ein hervorragendes Mitglied des sogenanten „Friedensvereins“, hatte jene Demonstration am Altare persönlich mitgemacht, lezterer hatte die Beteiligung seiner beiden jugendlichen Töchter an derselben gut geheißen und schon früher dadurch öffentlichen Anstoß gegeben, daß er in dem Confirmanden-Katechismus einer derselben (in der Synode besteht als solcher der von Jaspis) einen Abschnitt, (es war die Lehre vom Teufel) handschriftlich als „Unsinn“ und „Gotteslästerung“ bezeichnet hatte. Der Superint. P. protestirte von vornherein dagegen, daß diese Männer zum Amte der Kirchenältesten vorgeschlagen würden, allein er wurde überstimt, indem man die Gründonnerstagsthat für einen berechtigten Act der Notwehr gegen das aufgedrungene lutherische Bekentnis erklärte. Allein nach der ersten Abkündigung der Wahl wurde von stimmenberechtigten Gemeindegliedern Einspruch gegen die beiden Genanten eingereicht; der Contrast zwischen den Aufgaben der Kirchen-

ältesten, welche sie nach dem Abkündigungsformulare verlesen hörten („sie sollen offne Augen haben, um jegliche Unordnung, Verwirrung und jegliches Aergernis auf dem Gebiete des kirchlichen Lebens wahrzunehmen und dahin zu wirken, daß denselben gewehrt werde; sollen die Bewahrung der eingesegneten Jugend, die Zucht des Gesindes im Auge behalten u. s. w.) und zwischen dem Verhalten dieser Männer sprang zu sehr in die Augen, als daß es nicht auf das lebhafteste hätte gefühlt werden sollen; aus den Vielen, die dies empfanden, waren es 11, die ihre Namen zu dem Proteste hergaben. Anfangs hatten sie auch gegen die active Wahlberechtigung Aller, welche sich an jenem Vorgange beteiligt hatten, Einspruch erheben wollen, allein von dieser Schärfe ließen sie ab. Der Protest wurde nun in der Schlußconferenz des Kirchenrathes, vor der dritten Abkündigung, vorgetragen; P. trat demselben mit ausführlicher Motivirung bei und mahnte, die Vorgeschlagenen fallen zu lassen, allein die Majorität hielt sie zuversichtlich aufrecht. Mit den Namen der aufgetretenen 11 Hausväter trieb man darauf ausgelassenen Muthwillen; man hängte unter A. ihre Liste in Kaufläden und Schänkstätten öffentlich auf, in den Zeitungsartikeln hießen sie nur die 11 Sectirer, und von dem Gedanken, daß darauf etwas Ernstes folgen könne, war man wol fern. Sie nahmen jedoch, nachdem ihnen die Verwerfung ihres Einspruches angezeigt worden, sofort Recurs an die Kreissynode, und laut VI., 5 des A. Erlasses vom 5. Januar 1861 hatte nun der Synodal-Vorstand vorläufige Festsetzung zu treffen, welche bis zum Zusammentritte der Synode in Kraft blieb. Derselbe (zur Zeit bestehend außer aus dem Superint. P., aus dem Pastor Seeliger und dem Gutsbesitzer Schubert) trat mittelst eines ausführlich motivirenden Protokolles dem Proteste durchaus bei, und die Bestätigung der Wahl des Apothekers F. welche inzwischen vollzogen worden war, wurde in Folge dessen von dem K. Consistorium bis zur Entscheidung der Kreissynode ausgesetzt. Auch die Durchführung der Wahl war in demonstrativer Weise geschehen; der „Friedensverein" war sehr zahlreich gekommen und vorher hatte man einen Boten mit fertigen Vollmachtsformularen, welche auf den Arzt R. lauteten, und einem Bleistift zu den Wittwen, von denen die meisten abhängig waren, herum geschickt und erstere unterschreiben oder unterkreuzen lassen; gültig waren diese 44 Vollmachten, denn sie trugen das „Beglaubigt" des Magistrats. Von den dem Bekentnisse treuen Gemeindegliedern war Niemand zu dieser Wahl erschienen.

Auf der am 19. October abgehaltenen Versamlung der Kreissynode wurde nun die Angelegenheit in einer dreistündigen lebhaften Verhandlung eingehend erörtert und zur Erledigung gebracht; das Resultat war, daß die Qualifikation des F. mit 18 gegen 5 Stimmen (3 Geistliche und 2 Deputirte) verworfen, seine Wahl also annulirt, die Wählbarkeit des H. nur von einer Stimme (Diak. St.) aufrecht erhalten, von 16 verworfen wurde, während 6 (3 Geistliche, 3 Deputirte) sich der Abstimmung enthielten.

Die für die Aufrechterhaltung des Apotheker F. stimmenden Mitglieder (mit einer Ausnahme jedoch) sprachen zwar auch ihr Bedauern über den Vorgang vom Gründonnerstage aus und erklärten, daß sie unbedingt ebenfalls gegen ihn stimmen würden, wenn sie überzeugt wären, daß er hätte demonstriren wollen, allein sie seien der Ansicht, daß sich seine Beteiligung auch wol so auffassen lasse, daß er wirklich zum Sacramente habe gehen wollen, in der Voraussetzung, der Superint. P. werde es nicht mitverwalten. Die Majorität hatte aus dem ganzen Zusammenhange der Umstände jedoch die zweifellose entgegengesezte Ueberzeugung gewonnen, zumal P. am Palmsontage abgekündigt hatte, er werde nunmehr im Auftrage der Behörde das Sacrament mit austeilen, inzwischen nichts Abänderndes bekant gemacht worden war, und der p. F. wenn er sich hätte bewegen lassen wollen, sich leicht hätte darüber wiederholt Gewißheit verschaffen können, ob P. fungiren werde oder nicht. Daß ein Gemeindeglied es aus irgend welchen Bedenken vermeide, von einem bestimten Geistlichen das Sacrament zu empfangen, wäre an und für sich auch in den Augen der Majorität kein Grund gewesen, ihn für ungeeignet zu dem Amte eines Kirchenältesten zu erklären. —

Auch in Betreff des vorgeschlagenen Tischlermeisters H. lagen die Umstände und die Beweise (selbst actenmäßig) so, daß die Majorität für ihr Urteil nicht zweifelhaft sein konte.

Die Verhandlung war erquicklich durch die ernsten und warmen Zeugnisse, welche für die Heiligkeit des Sacraments, der Beichte und Absolution, gegen die Verwerflichkeit des Vorgefallenen und die Verblendung der Teilnehmer, sowie für den Ernst des Amtes der Kirchenältesten abgelegt wurden, und wird nicht ganz der segensreichen Wirkung verfehlen manche Gewissen nüchtern zu machen, und die kirchlich Gesinten zu stärken. Es wurde zugleich beschlossen, sie ihren Hauptmomenten nach für die Gemeinden des Synodal-Kreises durch den Druck zu veröffentlichen. Der Eindruck, welchen der Spruch der Synode auf das Publikum im Allgemeinen gemacht hat, ist ein günstiger, er hat in den Gewissen einen starken Anwalt; und selbst bei den meisten durch ihn Getroffenen — deren ja nicht blos zwei, sondern dreihundert sind — scheint das Gefühl, daß er gerecht gewesen, nicht ganz zu fehlen. Am Einschneidendsten macht sich ihnen, sowie der rectificirten Majorität des Gemeinde-Kirchenrathes das fühlbar, daß sie von der nahen kirchlichen Umgebung gerichtet worden sind; man will deshalb noch an das K. Consistorium appelliren und beantragen, daß dieses richten möge; dem Spruche der Behörde wolle man sich willig unterwerfen, wenn man nur nicht dieser Synodal-Versamlung unterworfen sein solle. Von der einen Seite ist dieses empfindliche Gefühl ja erklärlich, zumal bei der Neuheit der Institution; auf der andern aber wie bald ist man seines Lieblings satt geworden, da er sich herausnimt, seine Wege nicht ganz nach Wunsche zu gehen. Wie hat man gejubelt, daß nun die Kirche doch auch „eine Vertretung" bekomme, und wie würde man den Spruch der Kreissynode Bahn als die „Gottesstimme der Kirche" preisen, wenn er entgegengesezt ausgefallen wäre! Möge der Herr die Kreissynoden, da sie einmal da sind, nun gnädig ansehen und mehr und mehr mit Seinem Geiste durchdringen, damit sie werden, wozu sie bestimt sind, nicht ein Bette für die Fluthen dieser Zeit, sondern ein Damm und Schutz für seine heilige Kirche!

---

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz in Berlin. Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

# Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1864. Mittwoch den 7. December. № 98.


## Guizot zu den Füßen Christi.

(Schluß.)

4. Gott und die Propheten.

Von den Juden und den Griechen leitet sich wesentlich die moderne Civilisation her. Die Griechen sind das menschliche und intellectuelle, die Juden das göttliche und moralische Element derselben gewesen. — Mitten in dem Verfall seines Volkes erhält der Gott Israels Dolmetscher, welche mit unüberwindlichem Glauben gegen die Verirrungen und öffentlichen Unglücksfälle ankämpfen. — Die Propheten sind weder Priester noch Mönche; sie sind aus allen Klassen der jüdischen Nation gekommen, ihre Berufung ist wesentlich frei; sie gehören Gott allein an, und warten auf die göttliche Eingebung, um sich bald der königlichen Tyrannei, bald der Volksleidenschaft, bald der priesterlichen Verderbnis zu widersetzen, bewaffnet allein mit den Geboten Gottes und den Weissagungen von der Zukunft. Ihre Rollen sind verschieden, wie die Oerter und Umstände ihres Lebens, aber sie sind bereit zu allen Rollen, wie zu allen Gefahren. Derselbe Geist beseelt sie alle: sie sind alle die Dolmetscher und Arbeiter Jehova's: sie verteidigen alle den Glauben an den einigen Gott gegen den Götzendienst, die Gerechtigkeit und das Recht gegen die Tyrannei, die nationale Unabhängigkeit gegen die fremde Herschaft. Im Namen des Gottes Abrahams und Jacobs arbeiten sie, und es gelingt ihnen, das religiöse und sittliche Leben mitten in dem Verfall und der Knechtschaft Israls aufrecht zu erhalten oder neu zu beleben.

Sie haben, um ihr Werk zu vollbringen, andere Waffen, eine andere Kraft als die der Klagen und zurückblickenden Ermahnungen, des Bedauerns und frommer Vorwürfe. Diese Verteidiger des alten mosaischen Glaubens schließen sich nicht in seine Formen und äußeren Ceremonien ein; sie verfolgen das moralische Ziel desselben, sie wollen den Geist, der lebendig macht. Sie eröffnen dem Volke neue Aussichten; indem sie ihm seine Verirrungen vorhalten, die Quelle seines Verfalls und seiner Knechtschaft, eröffnen sie ihm einen Blick in die Befreiung und Wiedergeburt.

5. Die Erwartung des Messias.

Das A. und das N. T., die Geschichte des jüdischen Volkes vor Jesu Christo und die Geschichte J. Christi liegen vor unsern Augen. Bilden beide Denkmäler nur ein und dasselbe Gebäude? Ist die zweite Geschichte in der ersten enthalten und gleichsam zum voraus geschrieben? Seit 1800 Jahren beschäftigt und trent diese Frage die Gelehrten. Die einen versichern, daß Jesus Christus bei den Juden seit Moses bis zu seiner Ankunft vorhergesehen und vorhergesagt sei; die andern mutzen die Lücken, das Unzusammenhangende, die Widersprüche auf, welche sie in dieser Hinsicht zwischen dem A. und N. T. entdecken. Wie können zwei so widersprechende Behauptungen auf gleiche Weise von Menschen festgehalten werden, die größtenteils ebenso aufrichtig als gelehrt sind? — Sie haben alle den Fehler begangen, sich in das kleinliche Detail der Thatsachen und der Texte zu verrennen, indem sie beide überall den vollkommenen Beweis ihres besonderen Satzes suchen, und die große Thatsache, das allgemeine und durchschlagende Zeugnis aus den Augen verlieren, welches die Frage lösen muß und allein lösen kann. Sie sind in das Labyrinth der Fußpfade der Ebene hinabgestiegen, statt vom Gipfel des Berges aus den Blick auf das Ganze und die Hauptstraße zu erfassen, welche zum Ziele führt. Die Gläubigen haben Zug für Zug in den biblischen Weissagungen die ganze Sendung und das ganze Leben Jesu wiederfinden wollen. Die Ungläubigen haben kleinlich alle Abweichungen, alle Schwierigkeiten aufgemuzt, welche die Vereinigung der Texte des Alten und die Erzählungen des Neuen Testaments darbot. — Nach siebenzehn Jahrhunderten erwartet Israel von Jehova einen Messias, welcher — so sagen seine größten Propheten — der Befreier und Heiland nicht nur Israels, sondern aller Völker sein wird. Gegen diese unvergleichliche Thatsache werden die Menschen vergeblich ihr Wissen und ihren Zweifel erschöpfen; da ist mehr als ein Mensch: da ist keine menschliche Thatsache.

VIII. Medit. Jesus Christus nach dem Evangelium.

Die Macht dieser Bücher (des N. T.) und ihrer Erzählungen, sowie wir sie besitzen, ist erprobt und bewährt worden. Sie haben das Heidentum besiegt; sie haben Griechenland, Rom, das barbarische Europa erobert. Sie sind in dem Zuge, die Welt zu erobern. Und die Aufrichtigkeit der Verfasser ist nicht minder gewiß, als die Macht der Bücher. Man kann die Einsichten, den kritischen Scharfsinn der ersten Geschichtschreiber Jesu Christi bestreiten, aber man kann ihren guten Glauben nicht bestreiten; er bricht aus ihren Worten hervor;

sie haben geglaubt, was sie gesagt haben, sie haben mit ihrem Blut ihre Aussagen besiegelt. „Ich glaube nur die Geschichten, deren Zeugen sich erwürgen lassen", sagt Pascal. Dies ist nicht immer ein zureichender Grund, um an die Erzählung zu glauben, aber es ist ein entscheidender Grund, an die Redlichkeit des Zeugen zu glauben.

Man hat bisweilen versucht, Jesum als den ausgezeichnetsten unter mehreren Reformatoren darzustellen, welche um dieselbe Zeit nach dem Titel und die Rolle des Messias strebten. Diese Vergleichungen sind alles Grundes bar; die vorgeblichen Vorgänger Jesu waren einzig und allein Widersacher der römischen Herschaft, die sich, wie vor ihnen die Maccabäer, im Namen der nationalen Unabhängigkeit und im Geiste der Reaction zum mosaischen Regimente hin, dawider empörten. Jesus hatte keinen Vorgänger; sein Werk hatte keine Beziehung zu irgend einem früheren Versuche.

Was Wunder, daß er heut zu Tage solche Widersacher findet? Er hat sie bei Lebzeiten unter seinen Zeitgenossen, in seiner Familie gefunden.

1. Jesus Christus und seine Apostel.

In Bezug auf die apostolische Instruction Matth. 10, 17—22 sagt Hr. Guizot: Welcher andere Reformator, als Jesus Christus, hat an seine Schüler solch eine Sprache gehalten? Und wer anders als Gott hat solch einer Sprache solch eine Wirksamkeit geben können, daß die Jünger freudig alle Güter des Lebens und das Leben selbst geopfert haben, um ihm zu gehorchen?

Man kann alle Geschichten lesen und wieder lesen; man kann die Ursprünge aller religiösen oder politischen Revolutionen untersuchen: man wird nirgendwo zwischen dem Haupte und seinen Genossen, zwischen dem Gründer und seinen Mitarbeitern diesen göttlichen Charakter vollkommener und strenger Aufrichtigkeit finden, welcher in den Handlungen und in der Sprache Jesu Christi gegen seine Apostel herscht. Er hat sie gewählt, er liebt sie, er vertraut ihnen sein Werk an; aber er gebraucht gegen sie keine Schonung, keine Verschweigung, keine schmeichelhafte Ermutigung, keine übertriebene Verheißung oder Hoffnung; er redet nach der reinen Wahrheit, und im Namen der reinen Wahrheit gibt er ihnen seine Gebote und überträgt er ihnen seine Mission. „Es hat nie kein Mensch also geredet, wie dieser Mensch" (Joh. 7, 46), nie ist einer also mit den Menschen umgegangen.

2. Jesus Christus und seine Lehren.

Nichts ergreift mich stärker in den Evangelien, als dieser doppelte Charakter von Ernst und Liebe, strenger Reinheit und zartem Mitgefühl, welcher stets in den Handlungen und Worten Jesu Christi erscheint und herscht. Für Jesum Christum ist das Gesetz Gottes unbedingt und heilig; die Verletzung des Gesetzes, die Sünde ist ihm verhaßt, aber der Sünder rührt ihn und zieht ihn an. (Luc. 15, 4—7. „Welcher Mensch ist unter euch, der hundert Schafe hat u. s. w." Matth. 12, 13. „Die Starken bedürfen u. s. w.") Was bedeutet diese erhabene Thatsache, diese harmonische Einheit von Ernst und Liebe, von Heiligkeit und Mitgefühl? Es ist die Natur Christi selbst, es ist der Gottmensch, der sich offenbart.

Eine andere Thatsache ist nicht minder bezeichnend. Während der göttliche und geheimnisvolle Charakter Jesu in den Evangelien hervortritt, tragen doch seine Thaten und seine Worte ein wesentlich einfaches und praktisches Gepräge. Er verfolgt kein gelehrtes oder systematisches Ziel; er enthüllt keine Theorie; er will etwas unendlich Größeres als den Triumph der abstracten Wahrheit: er will in die Selen eindringen, darin Wohnung machen, und sie lenken, um sie selig zu machen. Er redet diejenige Sprache und ruft die Eindrücke hervor, welche am meisten geeignet sind, ihm diesen Erfolg zu sichern.

Wer sieht nicht, wie diese erhabene Thatsache der Menschwerdung Gottes die Würde des Menschen erhebt und seinen Wert ins Licht stellt? Dadurch allein ist die menschliche Natur verherrlicht, und jeder Mensch hat, so zu sagen, seinen Anteil an der Ehre, welche Gott der Menschheit erwiesen, indem er sich mit ihr vereinigt hat. Aber hier ist für die Menschen viel mehr als eine Ehre; hier ist die glänzende Kundgebung des Wertes, den sie alle in den Augen Gottes haben. — Da ist die Quelle und auch das Vorrecht der christlichen Liebe. Das Dogma ist es, was der Lehre Macht gibt. Jesus Christus, der Gekreuzigte, das ist die Liebe Gottes gegen die Menschen. Wie sollten die Menschen sich nicht unter einander schuldig sein, was Gott für sie gethan hat? Nehmet die Gottheit und das Opfer Christi weg: sofort sinkt der Wert der menschlichen Sele; die Liebe ist nur noch menschliche Güte, beschränkt in ihrer Triebkraft, wie in ihrer Wirsamkeit. Das ist nicht genug, um zu den langen Anstrengungen und großen Opfern zu beselen; es ist nicht genug, damit das Verlangen nach sittlicher Heilung, wie materieller Erleichterung des Menschen jenes unerschöpfliche Mitgefühl und jene unermüdliche Leidenschaft werde, welche wahrhaft die Liebe ist.

3. Jesus Christus und seine Wunder.

Die Geschichte aller Religionen ist reich an Wundern; aber in allen Religionen außer der christlichen sind die von ihren Geschichtschreibern erzählten Wunder augenscheinlich der Kunstgriff des Stifters, um sich Glauben zu verschaffen, oder das Spiel der menschlichen Einbildungskraft, welche sich in dem wunderbaren gefällt. Nichts der Art in den evangelischen Wundern; kein Kunstgriff in ihrem Urheber; keine poetische Wundersucht und eilfertige Leichtgläubigkeit in ihren Erzählern. Die wunderbare Handlungsweise Jesu Christi ist wesentlich einfach, praktisch und moralisch; er geht seinen Wundern nicht entgegen, er sucht sie nicht und kramt sie nicht aus; sie kommen, wenn ein dringender Anlaß, eine natürliche Gelegenheit dazu auffordern, wenn man sie mit Zuversicht von ihm erbittet. Er vollbringt sie alsdann ohne Prunk, nach dem Rechte seiner göttlichen Sendung.

Alle Religionen haben sich zugleich durch moralische und

materielle Mittel festgesezt; alle haben von Anfang an die Gewalt ebensowol als die Ueberzeugung angewandt. Allein die christliche Religion hat drei Jahrhunderte lang durch ihre eigene Kraft gelebt und zugenommen, ohne etwas anderes zu Hülfe zu rufen, als die Wahrheit. Die Glaubenslehren, die Gebote, die Wunder ihres Urhebers sind die einzigen Waffen gewesen. Diese Waffen haben alle andern besiegt, und den Sieg davon getragen über die Philosophie Griechenlands, über die Macht Roms, über alle poetische und mystische Mythologien des Altertums. In diesem einzigen Resultate bricht der göttliche Charakter der christlichen Religion hervor; und ihr Triumph, ohne die wunderbare Thätigkeit Gottes, wäre von allen Wundern das unannehmbarste.

4. Jesus Christus, die Juden und die Heiden.

Mit Bezug auf die Geschichte vom Zinsgroschen bemerkt der Verfasser: Ich fasse diese beiden großen Principien, diese beiden großen Acte Jesu Christi zusammen, die Abschaffung jedes Vorrechts in den Beziehungen des Menschen zu Gott, und die Unterscheidung des religiösen und des bürgerlichen Lebens. Ueberall vor Christus waren die Religionen national, local, und stellten zwischen den Völkern, den Klassen, den Individuen gewaltige Abstände und Ungleichheiten auf. Ebenso waren überall vor Christus das bürgerliche und das religiöse Leben vermischt und unterdrückten sich gegenseitig; die Religion oder die Religionen waren in den Staat einverleibte Einrichtungen, welche der Staat nach seinem Interesse regelte oder unterdrückte. In der Universalität des religiösen Glaubens und der Unabängigkeit der religiösen Gemeinschaft bin ich gezwungen, erhabene Neuerungen zu sehen, Blitze des göttlichen Lichtes.

5. Jesus Christus und die Frauen.

Beim Ursprunge aller Religionen und in ihrer Geschichte haben die Frauen ihre Stelle und ihre Rolle. Bald sind sie die Nahrung und der Zierrath üppiger Mythologien. Bald im Gegenteil sind sie für die religiösen Heroen der Gegenstand eines frommen Schauders und einer herben Strenge: sie entfernen sie aus ihrem Leben, wie man die Versuchung und die Unreinigkeit entfernt. Weder das eine noch das andere tritt in den Evangelien und im Verhältnis Christi zu den Frauen entgegen. Sie drängen sich zu ihm, ihr Herz ist gerührt, ihre Einbildungskraft ist getroffen von seinem Leben, seinen Lehren, seinen Wundern, seiner Sprache. Er flößt ihnen einen zarten Respect und eine vertrauensvolle Bewunderung ein. — Jesus nimt die Huldigungen und die Bitten dieser Frauen mit der sanften Würde und der uneigennützigen Teilnahme eines höheren Wesens auf, das den Leidenschaften der Erde fremd ist. Es findet sich in seinen Beziehungen zu den Frauen, die sich ihm nähern, nicht der geringste Zug des Menschen, und nirgends offenbart sich der Gott mit mehr Reiz und Reinheit.

Und wenn es die Lage und Bestimmung der Frauen im Allgemeinen ist, womit er sich beschäftigt, so vertritt er ihr Recht und ihre Würde mit klarsehendem und strengem Mitgefühl. Er weiß, daß das menschliche Glück und auch das moralische Los der Frauen wesentlich in der Ehe wurzeln; er macht die Heiligkeit der Ehe zu einem Grundgesetze der christlichen Religion und Gesellschaft; er verfolgt den Ehebruch bis ins Innerste der Gedanken und Herzen; er untersagt die Scheidung. Jesus Christus gibt dem göttlichen Gesetze über die Ehe die Reinheit und das Ansehen wieder, welches Moses den Hebräern nicht auferlegt hatte „von ihres Herzens Härtigkeit wegen."

6. Jesus Christus und die Kinder.

7. Jesus Christus selbst.

Gott ist nach der Bibel einig und immer derselbe. So ist Christus nach dem Evangelium. Die vollkommenste, die stetigste Einheit herscht in ihm, in seinem Leben wie in seiner Sele, in seinen Worten wie in seinen Werken. Er handelt fortschreitend und in dem Maße, wie die Umstände sein Handeln provociren, aber ohne daß seine Fortschritte jemals in ihm irgend eine Veränderung des Charakters und des Planes nach sich ziehen.

Die, welche nicht an Jesum Christ glauben, welche den übernatürlichen Charakter seiner Person, seines Lebens und Werkes nicht annehmen, sind von dieser Schwierigkeit befreit, jene innige und beständige Mischung des Göttlichen und Menschlichen in menschlicher Sprache darzustellen; wenn sie vom ersten Anfang an Gott und das Wunder unterdrückt haben, ist die Geschichte Jesu für sie nur noch eine gewöhnliche Geschichte, welche sie erzählen und darstellen wie die jedes andern menschlichen Lebens. Aber sie gerathen dann in eine ganz andere Schwierigkeit und scheitern an einer ganz andern Klippe. Man kann die übernatürliche Natur und Macht Jesu Christi bestreiten; aber die Vollkommenheit, die Erhabenheit seiner Handlungen und Lehren, seines Lebens und seines Sittengesetzes kann man nicht bestreiten. Und in der That bestreitet man sie nicht nur nicht, sondern man bewundert, man preist sie verschwenderisch und mit Wolgefallen. Aber alsdann, welch ein Mangel an Zusammenhang, wie viel Widersprüche, welche Unwahrheit, welche moralische Unmöglichkeit in seiner Geschichte, so wie man sie erzählt! Dieser vollkommene und erhabene Mensch ist abwechselnd ein Träumer und ein Charlatan, selbst betrogen und andere betrügend, betrogen durch seine mystische Ueberspannung, wenn er an seine eigenen Wunder glaubt, absichtlicher Betrüger, wenn er den Schein so lenkt, um ihnen Glauben zu verschaffen. Die Geschichte Christi ist nur noch ein Gewebe von Ungeheuerlichkeiten und Lügen. Und doch bleibt der Held dieser Geschichte vollkommen, erhaben, unbegreiflich, das größte Genie und das größte Herz unter den Menschen, das Urbild der Tugend und moralischen Schönheit, das höchste und rechtmäßige Haupt der Menschheit. Und seine Jünger, ihrerseits mit Recht bewundernswürdig, haben allem getrotzt, haben alles gelitten, um ihm treu zu bleiben und sein Werk zu vollbringen. Und das Werk ist in Wahrheit vollbracht: die heidnische Welt

ist christlich geworden, und die ganze Welt hat nichts Besseres zu thun, als ebenso viel zu thun. Welches in sich widersprechende und unlösbare Problem stellt man also auf, anstatt dessen, welches man sich bemühet zu unterdrücken!

G. H. S.

---

## Nachrichten.

### Niederlausitzer Pastoralconferenz.

Am 16. und 17. August d. J. waren wir wieder in Cottbus zur Pastoralconferenz versammelt. Nach alter Sitte gingen die Brüder zuerst in die Kirche, um mit der Gemeinde zu feiern und aus dem Brunnen des göttlichen Wortes Rath und Kraft für die Arbeit der Berathungen zu schöpfen. In den schönen Räumen der Oberkirche saßen die Versammelten zu den Füßen unsers Gen.-Superint. Dr. Büchsel, welcher nach der Liturgie und dem lieblichen Gesange eines Psalmes die Kanzel bestiegen hatte. Es lag der Predigt das Wort zu Grunde: „Das Evangelium von Jesu Christo ist eine Kraft Gottes, die da selig macht alle, die daran glauben." Die Kraft des Evangeliums leuchtet uns in hellen Zügen aus der Geschichte des Reiches Gottes entgegen. Maria mit dem Jesuskinde und die Hirten im Stalle zu Bethlehem, das ist der geringe Anfang des Evangeliums auf Erden. Jezt ist es anders geworden. Von einem Pole zum andern ertönt die frohe Botschaft von der heilsamen Gnade Gottes in Jesu Christo. Die Missionare gewinnen einen Sieg nach dem andern. Wie die Geschichte im Großen ein fortlaufendes, immer helleres Zeugnis von der Kraft des Evangeliums ist, so auch die Geschichte jedes einzelnen Menschenlebens. Man frage den Jüngling, der in der Anfechtung der Welt bewahrt blieb, was ihm Kraft gegeben, die Versuchung zu überwinden; man frage die Witwen und Waisen, die in der Not des Lebens Hülfe gesucht und gefunden, was sie stark gemacht hat, das Kreuz zu tragen; man frage die Sterbenden, die unter großen Schmerzen sich zum Heimgang bereitet haben, was ihre Augen helle und ihre Herzen fröhlich macht, und allenthalben wird die Antwort lauten: Das Evangelium von Christo ist eine Kraft Gottes, den alten Menschen zu überwinden, sein Kreuz in Geduld zu tragen und in Frieden seine Wege zu gehen. Wie hat sich dies Wort in unsern Tagen, besonders in den Lazarethen, bewährt in dem sehnlichen Verlangen der verwundeten Kriegshelden nach dem Trost des göttlichen Wortes und in dem herzlichen Dank für die geistliche Hülfe, die ihnen im Evangelium dargereicht worden ist! Ein gleiches Zeugnis von der Kraft des Evangeliums hat die Königin des großen britischen Reiches abgelegt, als sie einer heidnischen Gesandtschaft laut erklärt hat, daß die Kraft, durch welche das englische Volk so groß und stark geworden, das Wort Gottes sei. — St. Paulus fordert den Glauben. Der Glaube ist freilich ein Wort, das unter den Menschen sehr gemisbraucht wird. Es ist gesagt worden, daß der Glaube da anfange, wo das Wissen aufhört. Dann freilich wäre es ein elend Ding um den Glauben. Der Glaube ist aber etwas anderes und viel höheres als das bloße Wissen. Er ist das Leben in dem Herrn, das auf Gottes unwandelbarem Worte gegründet ist. Christus ist der Weinstock und jede Rebe, die in ihm bleibt, empfängt aus ihm Kraft und Saft. Das ist Glaube, oder wie St. Paulus bezeugt: Ich lebe, aber nun nicht mehr ich, Christus lebt in mir. Christus in uns, das ist der Glaube, den das Evangelium von uns fordert und durch welchen die seligmachende Kraft Gottes in jedem Einzelnen vermittelt wird. Und dieser Glaube fängt an, wo ein Mensch gern möchte selig werden und unter dem Kreuz Jesu Christi den Trost hört: Deine Sünden sind dir vergeben.

Nach dem Gottesdienste begannen die brüderlichen Berathungen. Zuerst hielt Past. Basche aus Drebkau ein einleitenden Vortrag über das Thema: „Wie verhalten sich die Bestrebungen des protestantischen Vereins in Süddeutschland zu dem Wesen der evangelischen Kirche, insbesondere zu dem materialen Princip derselben?" Derselbe gab zunächst eine kurze Entstehungsgeschichte des Vereins, um in dem Faden derselben seine Tendenzen klar zu legen. Reform der Kirche von unten auf, das ist der Zweck; das Mittel dazu: Agitation. Hierauf wurden die Statuten des Vereins vorgelegt, und ihnen gegenüber auf die Erklärung der symbolischen Bücher, namentlich der Augustana verwiesen. Aus dem Dissensus zwischen beiden folgt der Schluß, daß der Verein die Kirche in ihrem Wesen und Bestande gefährde, namentlich das materiale Princip derselben vollständig verkenne und ignorire. Zur Erhärtung dieser Behauptung wurde sodann das Statut §§. 1 und 2 Satz für Satz aus den Schriften der hervorragenden Mitglieder des Vereins, namentlich Dr. Schenkel's, oder aus anderweitigen Aeußerungen derselben bei Gründung des Vereins beleuchtet und beurteilt. Namentlich wurde das Bestreben des Vereins, „eine Erneuerung der evangelisch-protestantischen Kirche im Geiste der evangelischen Freiheit, im Einklang mit der gesamten Kulturentwickelung" anzubahnen, einer ausführlichen Betrachtung unterworfen und die Nichtigkeit dieses Bestrebens darzulegen versucht. Schließlich wurde der Verein als eine Versamlung bezeichnet, in der Alle, „die an ihrem Glauben Schiffbruch gelitten, mit ihrem religiösen Bekentnisse zerfallen, aller kirchlichen Ordnung überdrüssig sich in der Verneinung jeden Lebens aus Gott" zusammenfinden könten und als Pflicht jedes lebendigen Gliedes der evangelischen Kirche hingestellt, den Bestrebungen desselben auf das Nachdrücklichste entgegenzutreten.

Die dem Vortrage folgende Besprechung bewegte sich nun zunächst um die Frage, ob die Kirche von oben oder von unten zu reformiren sei. Es wurden darüber zwar verschiedene klingende Ansichten laut; von einem der Brüder wurde an Luther, den großen Reformator der Kirche, erinnert, der nicht oben im Kirchenregimente gewesen, sondern zu denen gehört hat, die unten sind; es wurde ferner darauf aufmerksam gemacht, daß in England, beispielsweise in den verschiedenen Secten, das kirchliche Leben von unten auf gebaut werde und den Charakter großer Regsamkeit an sich trage.

(Schluß folgt.)

---

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz in Berlin. Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

# Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1864. Sonnabend den 10. December. № 99.


## Die neuen Visitations-Ordnungen für die Provinz Brandenburg.

Unter dem 18. August 1864 hat das Consistorium der Provinz Brandenburg im Einverständnis mit den beiden Königlichen Regierungen zu Potsdam und zu Frankfurt a. O., nach erfolgter höherer Genehmigung, neue Kirchen- und Schul-Visitations-Ordnungen erlassen und den beiden Herren General-Superintendenten, sowie sämtlichen Superintendenten der Provinz überwiesen, fortan nach Maßgabe der darin enthaltenen Bestimmungen zu verfahren. Diese neuen Ordnungen sind in Nr. 11 der Amtlichen Mitteilungen des Consistoriums publicirt und damit der Geistlichkeit der Provinz zur Kentnis gebracht und zur Erwägung und Beherzigung empfohlen.

Alle treuen Diener und Glieder der Kirche sind von vornherein dankbar und froh, wenn das Kirchenregiment der Visitation erneute Aufmerksamkeit und Pflege, Belebung und Fortbildung angedeihen läßt. Unsere evangelische Kirche darf es nie vergessen, daß sie dieser Institution ihr Dasein mit verdankt, daß die Reformation durch dieselbe erfolgreiche Durchführung, feste Ordnung und kirchliche Gestalt gewonnen hat. Bei dem fortgesezten Widerstande der römischen Bischöfe gegen das neu erwachte Glaubensleben wurde die Kirchenvisitation die erste Form des sich neu bildenden Kirchenregiments, die Visitatoren vertraten die Stelle einer Aufsichts- und Verwaltungsbehörde. Die Maßregel war zunächst auch in der Mark Brandenburg eine außerordentliche, die Visitatoren bekamen in jedem einzelnen Falle von dem vom neuen Leben mit ergriffenen Landesherrn ein besonderes Commissorium, aber es machte sich bald das Bedürfnis einer stetigen Aufsicht und Verwaltung fühlbar. Allein als dasselbe in Bestellung von Superintendenten und in der Einrichtung von Consistorien befriedigt war, wurde doch die Visitation beibehalten, in eine regelmäßige umgewandelt und zu einer stehenden Ordnung gemacht. In dem Kurfürstentum der Marken geschah dies in der Visitations- und Consistorial-Ordnung von 1573, der fundamentalen Legislation für die hiesige lutherische Landeskirche. Das ganze Territorium ist darin in zehn Kreise geteilt, „daß also an jedem Orte in zehn Jahren einmal unnachlässig visitirt werde." Aber schon Ende des 16. Jahrhunderts, als das frische innere Leben zu versiegen anfing, riß Nachlässigkeit ein. Die das ganze lutherische Kirchengebiet überziehenden und erschütternden theologischen Kämpfe, die langen confessionellen Streitigkeiten mit den reformirt gewordenen Landesherren und die ungeheure Not des dreißigjährigen Krieges ließen unsere Institution nicht wieder zu Kraft und Leben kommen.

Endlich wurde unter Friedrich Wilhelm I. eine Instruction vom 5. März 1715 gegeben, wodurch die Visitation der einzelnen Kirchen durch die Inspectoren (Superintendenten) in einen dreijährigen Turnus und in eine feste Ordnung gebracht wurde. Kurz vorher (1713) waren auch in der deutsch-reformirten Kirche der Marken bei der ersten festen Einrichtung ihres Kirchenwesens regelmäßige Visitationen eingeführt worden. Unter vielen Wechselfällen ist doch diese Ordnung von da an uns überkommen und geblieben und in den seit jener Zeit erworbenen neuen Landesteilen auch eingeführt. Da sie aber fort und fort in Gefahr steht, einer formellen, büreaukratischen Abmachung zu verfallen und derselben fast unausbleiblich verfällt, so bedarf sie immer wieder einer Erneuerung aus dem Geiste und einer Fortbildung je nach den besondern Lagen, Gaben und Aufgaben der Kirche. Vor zwölf Jahren wurden in den General-Visitationen, die nun leider schon wieder fast aufgegeben zu sein scheinen, neue lebendige Wege eingeschlagen, welche manche Superintendenten denn auch in ihren gewöhnlichen Visitationen betraten und manche Consistorien dafür maßgebend machten. In der Provinz Brandenburg ist dies in umfassender Weise jezt geschehen durch die in Rede stehenden neuen Ordnungen, welche seit der Visitations-Ordnung von 1573 nichts der Art an die Seite gestellt werden kann. Alle, denen das Wol der Kirche am Herzen liegt, müssen sich von Herzen darüber freuen und an ihrem Teile helfen, daß das Dargebotene zu rechtem Stand und Wesen komme, zu Recht und Sitte in Israel, wirklich eingeführt werde ins Leben. Dazu und zu der allernächst nötigen Einführung in Sinn und Herz möchten auch diese Zeilen mit dienen und helfen.

Die neuen Kirchen- und Schulvisitations-Ordnungen bestehen aus vier Hauptteilen, nämlich:

A. für die bisher schon visitirten Diöcesan-Parochien,
B. für die bisher nicht visitirten Ephoral-Parochien,
C. für die bisher nicht visitirten Parochien in den größeren Städten der diesseitigen Provinz und
D. Gesichtspunkte für die Special-Visitation.

Schon aus dieser Inhaltsübersicht erhellt, daß die neuen

drei Ordnungen eine neue kirchliche Schöpfung sind, in B. und C. eine ganz neue, in A. dem größten Teile nach. Betrachten wir das Neue hierin, so komt es auf nicht weniger als zehn Punkte hinaus.

(Schluß folgt.)

---

## Geistliche und Richter.

Unter dieser Aufschrift richtet „ein Jurist" in Nr. 66. 1864 der Ev. K. Z. sehr beherzigenswerte Worte sonderlich an uns Geistliche und verpflichtet uns zum Danke für guten Rath in mancher Beziehung.*) Es thut uns wol, daß ein Rechtsgelehrter, der aus der Lebensquelle geschöpft hat und die Gerechtigkeit, die vor Gott gilt, liebt, einen Notstand unserer Zeit zur Sprache bringt, der immer gewaltiger hervortritt, den tiefen Gegensatz zwischen Richtern und Geistlichen, „so daß es schon als selbstverständlich gilt, daß der gläubige Pastor und der Kreisrichter nicht gut mit einander stehen."

Der Verf. sucht mit vollem Rechte einen Teil der Schuld auch auf Seiten der Pastoren und kann wol versichert sein, daß er nicht „den Widerspruch der großen Mehrzahl unserer Leser" findet, sondern dankbare Anerkennung. Ja wir müssen noch eine viel größere Schuld daran erkennen und bekennen. Denn wo die Kirche verfiel, da ist sie durch ihre Diener verfallen.

Es ist sehr dankenswert, daß wir auf treue, sorgfältige Führung des Kirchenbuchs und Anfertigung der daraus zu ziehenden, für allerlei Lebensverhältnisse nötigen Zeugnisse und Listen einmal nachdrücklich hingewiesen und aufmerksam gemacht werden auf die oft gerügte „pastorale Unpünktlichkeit", die nimmer aufhören wird, weil sie in den vielseitigen Verhältnissen des dienstfertigen Pastors, nicht blos in seiner Nachlässigkeit begründet ist. Wenige Pastoren haben die Gabe in der Selsorge eine Zungenfertige, die Rath oder gar Trost sucht, wegen dringender Geschäfte so schnell abzufertigen — an die Thüre zu bringen — daß es ihr nicht wehe thut, daß sie nicht über die Härte oder Gleichgültigkeit ihres Pastors klagt.

Demütig muß jeder redliche Pastor bekennen, daß er nicht genug thut, fleißiger, eifriger sein sollte im Dienste der Kirche. Auch das ist wahr, daß manches Pfarramt in einer kleinen Dorfgemeinde wenig äußere, sichtbare Arbeit gibt.

Aber das ist auch wahr, daß manche Leute und namentlich Herren, die in unserer schreibseligen Zeit in den vorgeschriebenen Geschäftsstunden am Schreibtische sitzen und hocherfreut sind, wenn sie etwa eine neue statistische Tabelle auscalculirt haben, daß sie und alle Feinde der christlichen Kirche denken, der Geistliche habe weiter nichts zu thun, als seine Predigt zu machen, an alle andern Amtsarbeiten denken sie nicht. Daß ein Pastor auch heute noch immer etwas von der Arbeit hat, die St. Paulus beschreibt 2 Cor. 11, 27—30, davon haben solche Leute keine Ahnung, ist ihnen auch nicht zuzumuten.

Die Kirchenbücher treu und sorgfältig zu führen, dazu hat jeder Pastor auf dem Lande Zeit, muß sich Zeit dazu nehmen. Die Anmeldungen der Taufen, Aufgebote und Trauungen (Brautverhöre) und der Todesfälle geben dringenden Anlaß zur speciellen Selsorge, zur segensreichen Einwirkung auf die Familien, zu näherer Bekantschaft mit der Gemeinde. Fällt diese Anmeldung weg, so wird dem Pastor die Gemeinde fremd, er bleibt mit den Familien allermeist unbekant. In den übergroßen Stadtgemeinden, wo die Führung des Kirchenbuchs unmöglich für den Pastor ist, möchte der Küster ein Geistlicher sein, denn er steht den Gemeindegliedern näher, kann leichter ihnen zu Herzen sprechen, die z. B. der Tod ihrer Lieben weicher gemacht, ernster gestimt hat. Der Prediger erfährt davon nichts.

Darum sollen alle Amtsbrüder sich glücklich schätzen, die noch die Kirchenbücher selbst führen können und willig die kleine Last tragen, welche die daraus zu schöpfenden Listen und Zeugnisse machen.

Kaum aber läßt sich denken, daß Nachlässigkeiten und kleine Versehen in Ausfertigung dieser Verzeichnisse und Zeugnisse wirklich so oft den Richtern Schwierigkeiten und Verdruß machen, ihre vielen Arbeiten noch vermehren, so daß dadurch das gute Vernehmen zwischen Richtern und Geistlichen gestört werden müßte. Es stehen ja dem Richter Gerichtsboten zu Dienst, durch welche er ohne alle Schwierigkeit das Nötige erinnern und erfordern kann. Jeder Geistliche wird gemachte Fehler gern beseitigen und künftig meiden.

Vielmehr ist die Ursache der leider in unsern Tagen immer schroffer hervortretenden Feindschaft der Juristen gegen die Geistlichen in der antichristischen, revolutionären Zeitrichtung zu suchen.

Die meisten Juristen gehen fast nie in die Kirche, sie schwärmen für die Phrase vom Rechtsstaate, dessen wunderschönes Vorbild in Frankreich, in Nordamerika, in Italien gezeigt und gerühmt ward. Man würde ein betrübendes Resultat finden, wollte man erkunden, wann die meisten Richter zulezt zum heil. Abendmale gingen, oder wie viele Richter innerlich wenigstens zu der s. g. Fortschrittspartei gehören. Allen solchen ist jeder Diener der Kirche, sonderlich jeder rechtschaffen christliche Prediger im Wege, je treuer und eifriger er im heiligen Amte

---

*) Aus den eigegangenen Entgegnungen gegen den oben genanten Artikel können wir nur diese eine den Lesern mitteilen. Es ist seltsam, daß die klar zu Tage liegende Tendenz jenes Artikels so vielfach verkant werden konte: der Verf. desselben wußte sehr wol, daß die Hauptschuld des Misverhältnisses an seinen Standesgenossen liegt, aber er richtete seinen Tadel vorwiegend nur gegen die Pastoren, weil vorzugsweise nur diese die Ev. K. Z. lesen oder doch auf ihre Stimme achten und weil es ihm am Herzen lag, daß von den ihm geistlich nahe Stehenden jeder, auch der kleinste Teil an der Schuld des Misverhältnisses entfernt werde. Dafür hätte er von allen Pastoren einen dankbaren Händedruck verdient. Anm. der Red.

wirkt, desto mehr ist man ihm feind, desto lieber möchte man auch das lezte Band zerreißen, was die Gemeindeglieder mit ihrem Pastor verbindet. Civilehe, Civilstands-Register müssen durchs „Hohe Haus“ der Abgeordneten eingeführt werden. Auch der kleinste Fehler in einer Liste oder einem Atteste ist ein willkommener Anlaß, zu beweisen, daß die bestehende Ordnung nichts tauge, daß die Geistlichen beseitigt werden müssen. Ob die Ehen auf einem Rathhause vom Richter durch Protokoll geschlossen glücklicher, friedlicher werden als die christlichen, in der Kirche geschlossenen und gesegneten, das ist Nebensache, darf beim Fortschreiten zum Verderben, zum Rechtsstaate nicht in Betracht kommen, ebenso wenig, ob die Civilstands-Register auf allen Dörfern richtiger und zuverlässiger sein würden, wenn sie der Geistliche nicht mehr zu führen hat.

Der geehrte Verfasser des Aufsatzes deutet es sehr schonend an, daß die Geistlichen auch einen Teil der Schuld haben daran, daß das Drängen nach der Civilehe so mächtig im Lande geworden war.*) Ich glaube, wir Geistliche haben sehr viel Schuld an diesem traurigen Verlangen nicht blos wegen verweigerter Trauung Geschiedener, nicht blos daß auch Geistliche zur Fortschrittspartei, ja zu den Demokraten gehören und also für die Einführung der Civilehe stimmen, sondern vielmehr haben wir Geistliche Schuld damit, daß wir die specielle Selsorge bei Schließung der Ehe vernachlässigen. Die Aufnahme des Aufgebots (das Brautverhör) gibt zur Selsorge nicht blos Gelegenheit, sondern auch dringende Aufforderung. Man muß erstaunen, wie geschwind viele Geistliche mit Aufnahme des Aufgebots fertig werden, meist nur die gesetzlichen Erfordernisse untersuchen. Und die Trauung soll doch Unterweisnng und Ermahnung zum gottseligen Wandel im Ehestande geben, mit Gottes Wort den Segen spenden, so einen tiefen Eindruck hinterlassen. Wie viel fehlen wir da! Denken läßt sich's, daß ein ernster Richter mit seinem Protokolle ebenso eindringlich die Ehe schließen kann, wie mancher Pastor, der mit dem dürftigsten Formular zufrieden ist. Doch gewiß sind in unsern Tagen nur wenige Geistliche, die ihre Amtspflicht bei Schließung der Ehe also versäumen. Gottes Wort geht sicher segnend von Herzen zu Herzen. Am Altare wird der Ehebund fester geschlossen, als am Schreibtische bei den Acten.

Die größte Schuld der Geistlichen gegen die Richter liegt aber schon lange an dem Mangel christlicher Erziehung und sorgfältigen Unterrichts in der Heilslehre, namentlich für die mit treuer Liebe fürs Himmelreich zu gewinnenden Confirmanden. Die künftigen Richter bekamen ihren lezten Unterricht in der Religion auf den Gymnasien — und welchen! — Da wird nicht selten Feindschaft gegen die christliche Kirche, Verwerfung, ja Verachtung aller Offenbarung des lebendigen Gottes und all seiner Ordnungen den Jünglingen eingepflanzt. An einigen Orten haben wahre Vaterlandsfreunde christliche Gymnasien gestiftet. Ach es liegt darin ein sehr schmerzliches Urteil. Sollten denn unsere alten Gymnasien nicht alle christliche oder evangelische sein? Sie sind's nach ihrer Bestimmung, ihren Urkunden. Helfe, wer helfen kann, daß sie es werden in der Wahrheit, dann wird die erfreuliche Erscheinung nicht mehr so selten sein, daß Richter und Pastor herzlich verbunden kämpfen mit Gott für König und Vaterland.

*) In den lezten Sitzungen haben die Führer der Opposition in der zweiten Kammer wegen der Sturmangriffe gegen die Königliche Regierung und das Kriegsheer keine Zeit gehabt, die Civilehe zu befehlen, aber sie werden nicht ermüden, darauf zurückzukommen, denn sie ist ein zu wichtiger Fortschritt auf ihrem Wege.



## Nachrichten.

### Niederlausitzer Pastoralconferenz.

(Schluß.)

Aber im Ganzen herrschte darüber völlige Uebereinstimmung, daß in unsrer lutherischen Kirche das monarchische Princip maßgebend sei; die Kirche werde zwar immer durch einzelne Persönlichkeiten reformirt, in denen der Geist Gottes besonders lebendig geworden; aber dies sei etwas ganz andres, als wenn, wie es jetzt verlangt wird, durch große Massenversammlungen über die Wahrheit abgestimt wird. Von oben her, das heiße, von Jesu Christo, durch die unwandelbare Wahrheit des göttlichen Wortes; von unten her, das heiße, nach dem Geist der Zeit, wie er sich in der Mehrheit findet — und nach dem Wechsel menschlicher Meinungen und Ansichten die Wahrheit bestimmen. Darnach könne nur ein Aufbau von oben her gerechtfertigt sein. Das Wesen des protestantischen Vereins besteht aber in der Reform der Kirche von unten auf durch das Mittel der Agitation; deshalb könne man seinen Bestrebungen nicht beistimmen. Es wurde zwar für dieselben eine vereinzelte Stimme aus der Versamlung laut, welche auf den guten Zweck des Vereins hinwies, die streitenden kirchlichen Parteien zu vereinigen, die freie Forschung in der evangelischen Kirche als zu ihrem Wesen gehörig betonte und dem protestantischen Vereine, obschon er kein bestimt formulirtes Bekentnis verlange, doch das Recht vindicirte, auf dem Grunde der Rechtfertigung durch den Glauben zu stehen. Dagegen wurde indessen mit großem Nachdruck auf die Persönlichkeiten hingewiesen, welche den Verein vorzugsweise gegründet und ihn leiten. Die Rechtfertigung durch den Glauben sei nicht der Grund des Protestanten-Vereins, und wenn's auch in seinen Zeitschriften so stände, so sei dies doch etwas anders als das materiale Princip unsrer Kirche. Eine einzelne Persönlichkeit könne zwar für die Beurtheilung eines ganzen Vereins nicht maßgebend sein; aber wenn der Protestanten-Verein Dr. Schenkel in sich tragen könne, dann stimme er auch im Wesentlichen mit ihm und seinen Ansichten überein. Es sei aber nach den literarischen Zeugnissen Schenkels außer Zweifel, daß derselbe nicht mehr auf dem Grunde des positiv-christlichen Glaubens stehe, sondern in wesentlichen Stücken seiner Lehre die großen Heilsthatsachen des evangelischen Glaubens verleugne. Ueberhaupt wurde sehr zur Zeit darauf aufmerksam gemacht, daß man in seinen Ausdrücken ehrlich sein solle; es werde aber sehr häufig mit Worten Versteck gespielt und die Wahrheit verhüllt; wenn zwei von

der Rechtfertigung durch den Glauben reden, so meinen sie doch oft etwas ganz Verschiedenes. Der Prüfstein der Wahrheit sei immer das Bekentnis zu Christo. Was dünkt euch von Christo? an der Beantwortung dieser Frage werde die persönliche Stellung des Einzelnen zur Kirche klar. Es komme also besonders darauf an, was Dr. Schenkel von Christo denke. Darüber gebe sein neuestes Characterbild Jesu genügenden Aufschluß. Kann nun aber die Kirche ohne das Bekentnis ihres Glaubens nicht bestehen, muß der Grund, der gelegt ist und ohne welchen kein anderer gelegt werden kann, fest bleiben, damit unser kirchliches Gebäude nicht auf Sand gestellt werde, so können wir auch den Bestrebungen des protestantischen Vereins in Süddeutschland nicht beitreten. Das war das Resultat der längern Besprechung über den wichtigen Gegenstand, zu welchem die ganze Versamlung durch Aufstehen ihre Zustimmung gab. —

Nach einer kurzen Pause vereinigten sich die Brüder wieder, um den Vortrag, welchen Oberpfarrer Zeller aus Golssen über das Thema übernommen hatte: Wie hat der evangelische Geistliche gegenwärtig seine wissenschaftlichen Studien zu betreiben, um die auf sie verwendbare Zeit auszubeuten zu rechter Ausrichtung seines Amtes? Die Besprechung über diesen Gegenstand hob u. A. mit vollem Recht den Gedanken hervor: daß auch hier in der Beschränkung der Meister kund werde: Non multa, sed multum. Erst das Nothwendige, dann das Nützliche, endlich das Angenehme. Das Nothwendigste ist und bleibt das Studium des Wortes Gottes. Das ist der Mittelpunkt, in welchem der Geistliche bei seinen wissenschaftlichen Arbeiten stehen muß, und um welchen sich alles andre wissenschaftliche Studium wie in concentrischen Kreisen gruppiren muß. Je näher dem Centrum, desto wichtiger. Das Studium der Bibel treibt aber auch zu allen andern Studien; wer es darauf abgesehen hat, in dem Verständnis des göttlichen Wortes täglich zu wachsen und durch das helle und klare Wort Gottes zum Glauben erweckt und in der Kraft desselben gefördert zu werden, der wird auch je länger desto mehr die rechte Art und Weise der wissenschaftlichen Studien finden. Sehr beachtenswerth erschien der Rath, daß die Geistlichen mehr zusammenstudiren und die Mittel zu wissenschaftlichen Studien, zu welchen des Einzelnen Kräfte nicht ausreichen, gemeinsam beschaffen solten. Eine Mahnung des Vorsitzenden zu fleißigem Studiren und zu sorgfältigem Auskaufen der Zeit beschloß die Besprechung des ersten Tages.

Am folgenden Tage fanden sich die Brüder schon in früher Morgenstunde wieder in der Schloßkirche zusammen. Die Ansprache, welche Herr Vice-Generalsuperint. Wahn an die Brüder richtete, legte 1. Corinth. 16, 13 zu Grunde: „Wachet stehet im Glauben, seid männlich, seid stark.“ und begann also: Das verflossene Jahr ist ein wichtiges und schweres, aber auch gesegnetes für uns. An den Grenzmarken unsres Vaterlandes steht unsre siegreiche Armee im Kampfe gegen einen hartnäckigen Feind. Ist auch der Krieg allzeit ein Uebel, so dürfen wir uns doch der Art und Weise freuen, wie er geführt worden ist. Er trägt die Signatur eines christlichen Krieges. Der Auszug der Krieger ist meist durch Gottesdienst und Feier des heiligen Abendmahls geweiht worden; das erste Commondowort in Feindesland lautete: Nun drauf mit Gott; nach dem Siege das Erste war Lob und Dank gegen Gott, der den Sieg gegeben hat. Millionenhände haben sich geregt, um die Noth des Krieges zu lindern. In der Armee selbst hat sich ein großer Drang zu Gottes Wort und Sacrament gezeigt und es ist zu hoffen, daß auch der Kirche ein



Segen aus dem Kriege erwachsen wird. Wir haben aber noch einen andern Kampf zu kämpfen, nicht mit fleischlichen Waffen, sondern gegen einen geistlichen Feind mit geistlichen Waffen; es ist der Kampf, den jeder um die Seligkeit seiner Sele zu kämpfen hat.“

Es folgte nun ein Vortrag, welchen Pastor Gräfe aus Niemaschkleba bei Guben über das Thema hielt: „Welche Rücksicht hat die Predigt auf die unsre Zeit bewegenden Ideen zu nehmen?“ Der anregende Vortrag fesselte die Aufmerksamkeit der Versammelten bis zu Ende. Bei der Besprechung zeigte sich zunächst, daß nicht alle Brüder dem Resultat des Vortrages unbedingt beistimmten. Es gaben sich zwei verschiedene Ansichten kund, die zwar nicht im Widerspruch mit einander standen, doch aber eine verschiedene Auffassung der Sache voraussetzten. Einerseits wurde behauptet, daß es nicht die Hauptaufgabe der Predigt sei, auf die Zeitideen einzugehen; es sei vielmehr, besonders jezt, Bedürfnis, in die Kirche hineinzulocken; nicht was der Mensch alle Tage in den Zeitungen liest, sondern etwas andres, nur das Bedürfnis des Herzens Befriedigendes, wolle er in der Kirche finden. In unsrer Zeit sei es nöthig, denen gegenüber, welche von den Ideen der Zeit bewegt werden, die Schätze der Kirche aufzuweisen und vor allen Dingen das Heil zu predigen; die Zeitideen solle man höchstens nur berühren; durch das zu viele Herbeiziehen derselben werde mehr geschadet, z. B. auf politischem Gebiete. Denn insonderheit politische Predigten helfen nichts, stoßen mehr ab und entfremden der Kirche. — Dagegen wurde andrerseits geltend gemacht, daß die Predigt nicht blos eine Verpflichtung habe gegen die, welche draußen stehen, um sie hereinzulocken, sondern auch gegen die Kirchlichen, um sie zu schützen und vor dem schädlichen Einfluß der modernen Ideen zu bewahren. Es sei nicht zu vergessen, daß wir alle Kinder der Zeit seien und die Ideen der Zeit wie die uns umgebende Luft einatmen. Namentlich sei es nöthig, die Ideen der Zeit, welche oft unter sehr schönen Namen einhergehen, auf ihren wahren Werth zurückzuführen und mit dem Maße zu messen, das der Herr in den Worten bezeichnet: An ihren Früchten solt ihr sie erkennen. Man brauche deshalb nicht gleich mit dem Donnerkeile hineinzuschlagen, sondern habe die Zeitideen mehr als Anfassungspunkte zu betrachten. Es genüge aber aus diesem Grunde in unsrer Zeit nicht das postillenmäßige Predigen, wie es in Scriver, Brastberger u. a. m. sich findet; vielmehr sei Luther, dessen Predigten sich immer in den Zeitideen bewegten, als Vorbild zu betrachten; denn unsre Zeit sei der seinigen in vieler Beziehung ähnlich. Es war natürlich, daß diese Grundsätze hauptsächlich auch auf die sogenanten politischen Predigten angewendet wurden. Doch aber fand wol einer etwas schroffen Aeußerung gegenüber das Urteil allgemeinere Zustimmung, daß man dem Geistlichen nicht Pflichtverletzung vorwerfen dürfe, wenn er die Politik vermeidet. Zu politischen Predigten gehöre auch noch ein Charisma; wer es nicht hat, vermeide, was sonst mehr Schaden als Nutzen bringt. Schliesslich wurde das Resultat der Besprechung in zutreffender Weise dahin zusammengefaßt, daß die Predigt den unsre Zeit bewegenden Ideen keine, und doch alle Berücksichtigung zu gewären habe, keine, denn das Wort Gottes, das unwandelbare, in aller Zeit gleiche, ist die Hauptsache; alle, denn man muß bei der Verkündigung des göttlichen Wortes auf die Zeit Rücksicht nehmen, in der wir leben. —

Der Schluß der Verhandlungen bildete nun noch ein Thema, welches die Pflege der Schule im Verhältnis zu dem kirchlichen Leben

**Beilage.**

der Gemeinde in's Auge zu fassen Veranlassung gab. „Was muß in der Schule geschehen, um dem christlichen Volke gründlichere Schriftkentnis anzueignen? das war die Frage, über welche Pastor Perschk aus Strega den einleitenden Vortrag übernommen hatte. Derselbe berücksichtigte zunächst die Klage über den Mangel an Schriftbekentnis, die sich in der vorliegenden Frage ausspricht, sodann den Wunsch, daß diesem Mangel abgeholfen werde und ging endlich näher auf die Mittel ein, durch welche diesem Mangel in der Schule abgeholfen werden könne. Die Klage über den Mangel an Schriftkentnis in unserem Volk ist gewis nicht ungerecht. Bibelfeste Gemeindeglieder sind selten geworden. Die vorhandne Kentnis ist sehr fragmentarisch und beschränkt sich oft nur auf die kirchlichen Lehrabschnitte. Noch mangelhafter erscheint die Erkentnis der biblischen Wahrheit, die Einsicht in den götlichen Heilsplan, der in den Schriften alten und neuen Testaments dargelegt ist. Deshalb ist der Wunsch nach Abhülfe natürlich und würdig aller derer, die Wächter und Hüter des Heiligtums und Haushalter über Gottes Geheimnisse sind und gern treu erfunden werden möchten. Die Bekentnisse unsrer Kirche verkünden laut, daß das ganze, volle Bibelwort in ihr herschen solle. Aus der Schrift schöpft ein Volk seine lebendige und wahrhaftige Kraft. Insonderheit unser deutsches Volk, das vorzugsweise ein Bibelvolk heißt, bleibt, so lange es bei der Bibel bleibt, in seinem eigentlichen Wesen. Zumal thut es jedem Christen not Rechenschaft von seinem Glauben zu geben, was nur durch Schriftkentnis möglich ist. Daß aber eine gründlichere Schriftkentnis in einem Volke erreichbar ist, das zeigt die Geschichte der Kirche an kleinern und größern Gemeinschaften, wie Waldensern, Hugenotten, Puritanern und auch an der Brüdergemeinde. Die Mittel nun, welche die Schule zur Erreichung des Zweckes darbietet, bestehen in dem Unterricht, in welchem das Lesen der Bibel besonders gepflegt wird, und zwar sowol in der biblischen Geschichte, als in der Katechismuslehre, bei den Perikopen wie in der Bibellesestunde; sodann in der Zucht, durch welche das Ansehen der Bibel als eines heiligen Buches gefördert wird; ferner in der Persönlichkeit des Lehrers, der selbst reiche Bibelkentnis, gläubigen Willen und thatkräftige Liebe zu den Kindern haben muß; endlich in der Schulaufsicht, welche mit dem heilsamen Vorbilde der Schriftkentnis im Gottesdienste und im Leben ausgerüstet sein soll.

Hieran schloß sich noch eine kurze Besprechung insonderheit über die Mittel, um Schriftkentnis in dem christlichen Volke auszubreiten. Das einfachste Mittel ist und bleibt jedenfalls das Lesen der Schrift. Es wurde dabei auf eine Gefahr aufmerksam gemacht, welche in der oft aufgestellten Behauptung liege, daß die Bibel in der Schule nicht Lesebuch sein dürfe; sie sei dazu zu gut und heilig. Zur Zeit des Rationalismus sei die Bibel als ein Noli me tangere betrachtet worden; daher schreibe sich der Mangel an Schriftkentnis bei denen, die ihre Schulbildung aus jener Zeit empfangen haben. Die Bibel müsse deshalb recht fleißig in der Schule gelesen werden, dann werde sich wieder mehr Schriftkentnis finden. Es wurde jedoch diese Forderung im Laufe der Verhandlung etwas beschränkt. Die Bibel müsse Lesebuch in der Schule bleiben, aber nur für die Kinder, welche schon lesen können. Das Lesenlernen kann nicht aus der Bibel betrieben werden; dazu sei die Fibel. Das war das Urteil eines erfahrnen Schulmannes in unsrer Mitte, welchem die Lehrerbildung in unsrer Niederlausitz vorzugsweise anvertraut ist. Dabei darf jedoch wol nicht außer Acht gelassen werden, daß die Grenze zwischen Lesenkönnen und nicht Lesenkönnen eine fließende ist, und die volle Lesefertigkeit nicht abgewartet werden sollte, um die Kinder in die Bibel einzuführen; es würden sonst manche Kinder gar nicht zum Lesen der Bibel in der Schule kommen. Mit dieser Frage wurden dann auch mancherlei lehrreiche Andeutungen über den biblischen Geschichtsunterricht verbunden, auch auf die Kunst der Beschränkung im Unterricht hingewiesen, die Aufstellung eines Lehrplanes für den Religionsunterricht nach dem Muster des von Saalborn neuerdings erschienenen dringend empfohlen, auch der Gebrauch der wendischen Sprache im Religionsunterrichte in den wendischen Schulen befürwortet. Andrerseits wurden von einzelnen Brüdern Mitteilungen gemacht, wie sie durch den Confirmandenunterricht Schriftkentnis zu verbreiten suchten, ebenso wie durch die innige Verbindung von Kirche und Schule, durch die Besprechung des Geistlichen mit dem Lehrer über den zu erlernenden Unterrichtsstoff, durch die Perikopenerklärung mit Rücksicht auf die Predigt in der Kirche, durch Herstellung einer Verbindung der Schule und des Hauses mittelst des Bibelkalenders die gründlichere Schriftkentnis aus der Schule in die Gemeinde überzuleiten sei.

---

## Zu den Kreissynoden. Aus Pommern.

Welche Macht eine Synode sei und wie heilsam sie wirken könne, davon gibt uns die Synode Bahn schon ein Beispiel, welche ein in der Gemeinde Bahn gewähltes Mitglied des Amtes für unmündig und seine Wahl für ungültig erklärt hat, weil es an der die Kirche entweihenden Demonstration gegen den Superintendenten bei der Feier des heil. Abendmahls am Gründonnerstage Teil genommen hat. Damit ist über die gegen die Kirche anstürmende Partei in Bahn eine heilsame Zucht geübt und gewis manches verführte Gemeindeglied wird es sich zur Lehre und Warnung dienen lassen und zur Besinnung kommen. Viel komt nun freilich auch noch darauf an, wie die Synoden von den kirchlichen Behörden behandelt werden, ob in der bisherigen bureaukratischen Weise, daß auch sie nur als willige Werkzeuge die Beschlüsse der Behörden auszuführen, oder als wirkliche Organe der Kirche, welche innerhalb der gesetzlichen Schranken ein gewisses Recht und eine freie Bewegung haben. Leider scheint die erstere Anschauung noch die vorherschende zu sein, wie sich namentlich bei uns in der Behandlung der Bekentnisfrage nur zu deutlich zeigt, da man die Betonung, ja nur die Bezeichnung des Bekentnisses der Gemeinden in den Synodalstatuten nicht dulden will. Soviel bekant geworden, hat die größte Mehrzahl der Synoden in Pommern in den Statuten die Gemeinden als lutherische bezeichnet. Dagegen sind zwei Verfügungen ergangen, eine allgemeine an alle Synoden und eine besondere an die einzelnen Synoden. In beiden wird die Aufnahme dieser Bezeichnung in das Statut für unzulässig erklärt, nur da wird sie zugelassen, wo die Synoden aus lutherischen und reformirten Gemeinden gemischt sind. Die Gründe, die dagegen aus-

führlich dargelegt und geltend gemacht werden, sind im Wesentlichen diese: die Bezeichnung der Gemeinden als lutherische sei eine bloße historische Notiz und die gehöre nicht in ein Statut; das Statut sei überdies eigentlich kein Statut, sondern nur eine Geschäfts-Ordnung und in diese gehöre dergleichen gar nicht hinein und endlich sei diese Bezeichnung in den verschiedenen Synodalstatuten so verschiedenartig gefaßt, daß kaum zwei zu vereinigen seien, die Genehmigung derselben würde daher einen verschiednen Rechtsstandpunkt der verschiednen Synoden in Pommern begründen, und das sei unzulässig. Es liegt auf der Hand, daß diese Beweisführung einen Widerspruch in sich schließt; denn wenn das Statut wirklich kein Statut, sondern nur eine Geschäfts-Ordnung ist, der nur eine geringe Bedeutung beigelegt wird, wie kann sie dann einen Rechtsstandpunkt der Synoden begründen? Dazu komt der Widerspruch, daß die Bezeichnung in gemischten Synoden gestattet wird, in ganz lutherischen aber nicht, wobei, soviel ich mich erinnere, der Name Lutherisch sorgfältig vermieden wird. So sehr dies Verfahren zu beklagen ist, so kann es doch nicht ausbleiben, daß es die Wirkung haben wird, den Bekentnisstand klar zu legen und, wo die Synoden ihre Aufgaben erkennen, sie desto entschiedener ihr Bekentnis wahren. Das ist bereits auf mehreren in diesem Jahre abgehaltenen Synoden geschehen. Es sei mir gestattet, über unsre Synode Jakobshagen kurzen Bericht zu erstatten, welcher zugleich dazu dienen wird, manche der berührten Befürchtungen zu widerlegen.

Von vorn herein sei bemerkt, daß die genannte Synode aus mehr denn 40 Mitgliedern besteht, zur einen Hälfte aus Geistlichen, zur andern aus 2 Patronen, einigen Handwerksmeistern und im Uebrigen aus schlichten Landleuten. Der erste Gegenstand der Verhandlung war die Gründung einer Synodalkasse, welche insofern keine Schwierigkeit darbot, als die größte Zahl der Kirchen Königlichen Patronats und vermögend ist und als Se. Majestät der König bewilligt hat, daß aus deren Kassen Beiträge bis zu 5% der vorjährigen Ueberschüsse gezahlt werden sollen. Diese 5% betragen eine so bedeutende Summe, daß zu den vorhandenen Bedürfnissen nur etwa 2% brauchten in Anspruch genommen zu werden. Danach wurden außer den übrigen Bedürfnissen die Zehr- und Reisekosten der Synodal-Mitglieder festgesezt, und zwar für alle Mitglieder gleichmäßig, damit desto strenger auf die regelmäßige Teilnahme an den Versamlungen könne gehalten werden. — Der zweite Gegenstand war der wichtigste, nämlich die Bekentnisfrage. Die schon erwähnten Verfügungen erforderten eine Entscheidung darüber, ob die Bezeichnung des Bekentnisses unserer Gemeinden, wie sie auf der vorigen Synode beschlossen worden, in dem Synodal-Statut beizubehalten sei oder nicht. Es erschien auch, den Meisten unerwartet, ein Commissarius des Königl. Consistoriums. Daher schien es nicht mehr zweifelhaft, daß dessen Anwesenheit eine Entscheidung im Siane der Verfügungen herbeiführen solle, und daß derselbe vielleicht eine gründliche Erörterung der Sache abschneiden würde. Um dies zu verhüten, stelte ein Mitglied einen förmlichen Antrag auf die Beibehaltung, in Folge dessen nach der Synodal-Ordnung eine Debatte nicht verhindert werden konte. Zur Begründung dieses Antrags wurde die Notwendigkeit der Beibehaltung nachgewiesen und zugleich dargetan, wie die von der Behörde geltend gemachte Schwierigkeit wol zu überwinden sei. Ein zweites Mitglied unterstüzte den Antrag und wies zuvörderst besonders mit Rücksicht auf die Laienmitglieder nach, um was es sich eigentlich handle, nicht um bloße Formeln und Namen, sondern um den Glauben, zu dem sich unsre Gemeinden von ihren Vätern her bekennen, und darum, ob dieser für die Zukunft verdunkelt oder wol gar aufgegeben, oder beibehalten werde. In dem Statut sei von uns, nach dem vorjährigen Beschlus, bezeugt, daß wir und unsre Gemeinden an dem Glauben unsrer Väter noch festhielten, und dabei wolten wir auch diesmal bleiben. Damit verlangten wir nichts Ungesezliches, vielmehr handelten wir in Uebereinstimmung der beiden Allerhöchsten Erlasse über die Gründung der Gem. Kirchenräthe und der Kreissynoden. Der erstere bestimme ausdrücklich: es solle durch die neue Einrichtung im Bekentnisstande der Gemeinden nichts geändert werden. Daraus folge ganz von selbst, daß doch erst klar dargelegt werden müsse, welches denn der Bekentnisstand unsrer Gemeinden wirklich sei, und der sei unzweifelhaft der lutherische. Der sei daher auch in unsrer vorjährigen Versamlung in unser Synodalstatut aufgenommen worden. Der andre Erlas bestimme, daß die Synoden nicht das Recht hätten, über das Bekentnis Beschlüsse zu fassen oder daran etwas zu ändern. Dazu sei wieder nothwendig, daß doch von vorn herein und für alle Zeiten feststehe, welches das Bekentniß unsrer Gemeinden und somit auch unsrer Synode sei, und das sei eben im Statut bezeugt und müsse darin bezeugt werden. Wir wolten nicht beschließen, ob das Bekentnis noch gelten solle oder nicht, dazu hätten wir kein Recht, es müsse gelten; wir wolten nur bezeichnen, welches wirklich unser Bekentnis ist. Geschähe dies nicht, so sei der Bekentnisstand für alle Zeit verdunkelt. Und wenn denn künftig Jemand in dieser Synode auftrete und leugne Jesum den Sohn Gottes, leugne und bestreite die Versöhnung durch sein Blut, leugne und bestreite die wahrhaftige Gegenwart seines Leibes und Blutes im Sacrament, bestreite also die Grundlehren der lutherischen Kirche, womit wir ihm dann beweisen, daß er dazu kein Recht auf dieser Synode hätte, weil er den Glauben unsrer Gemeinden antaste? Wäre dagegen dieser im Statut ausdrücklich benant; so könten wir es ihm dann Schwarz auf Weiß zeigen, daß er nicht in diese Synode gehöre: Das seien Gründe, die uns zwingen, alle wie Ein Mann für die Beibehaltung der Bezeichnung unsres Bekentnisses im Synodalstatut zu stimmen, Redner sei aber auch noch persönlich durch sein Amt von Gott und seiner Kirche verpflichtet, an seinem Teil den Glauben seiner Gemeinde zu wahren und ihren Kindern zu sichern; er könne auch aus diesem Grunde nicht anders als für die Beibehaltung stimmen. In demselben Falle befände sich aber auch jeder einzelne Geistliche, ja alle andern Mitglieder der Synode, die ja auch Vertreter ihrer Gemeinden seien so gut wie wir. Noch seien unsre Gemeinden in unsern Vocationen als lutherische bezeichnet; es könne aber eine Zeit kommen, und vielleicht bald, wo man das Bekentnis auch aus den Vocationen streiche, wie es jetzt aus den Statuten gestrichen werden solle, und sei lezteres erst geschehen, was hindere dann das Erstere und was schüze dann noch unsre Gemeinden vor falscher Lehre? Um schließlich jedem Mißverständnis vorzubeugen, erkläre er ausdrücklich, daß es seine und, wie er sie kenne, auch der andern Mitglieder Absicht keineswegs sei, wie den treuen Bekennern des kirchlichen Glaubens oft vorgeworfen werde, die Landeskirche zu zerspalten; im Gegenteil, es sei uns um die rechte wahre Einigkeit zu thun, und die sei nur da möglich, wo kein Zweifel darüber obwalte, weß Glaubens jeder sei. — Darauf nahm der Commissarius des K. Consistoriums das Wort und machte unter Andern geltend, daß es „incorrect" sei, nun noch die Bezeichnung des Bekentnisstandes im Statut festzuhalten, nachdem die kirchliche Behörde die Unzuläßigkeit nochgewiesen und die Weglassung verfügt habe, und daß die Behörde sich genötigt sehn werde, ein Statut vorzuschreiben. Da-

nach nahm einer der Patrone das Wort und wies in sehr schlagender Weise nach: es wäre viel weniger bedenklich gewesen, die Bezeichnung von vorn herein aus dem Statut wegzulassen; die Sache gewinne durch die große Mühe, die angewandt werde, das Bekentnis aus dem Statut zu beseitigen, eine viel größere Wichtigkeit; es handle sich hier wirklich um ein Statut, welches sich von einer Geschäfts-Ordnung dadurch unterscheide, daß es die Natur einer gesezlichen Norm habe, und es werde in der Allerhöchst bestätigten Synodal-Ordnung ausdrücklich zu den Befugnissen der Synoden gezählt, statutarische Bestimmungen zu treffen; danach müsse doch sehr bezweifelt werden, daß das K. Consistorium das Recht habe, jene Befugnis der Synode zu verkürzen. — Unter mehreren folgenden Rednern, die alle für die Beibehaltung sprachen, nahmen auch zwei schlichte Landleute das Wort und sprachen sich ebenfalls ganz entschieden dafür aus, namentlich der eine traf so recht den Nagel auf den Kopf und sagte in seiner schlichten Weise rund heraus, was eigentlich unser aller Herzen bewegte, indem er äußerte: es sei jezt so eine liberale Bewegung in der Mode, und wir müßten fürchten, daß man daraus eine Leine drehen werde, mit der man uns von dem Glauben unsrer lutherischen Kirche abziehen wolle, so daß wir den Boden unter den Füßen verlören und wir und unsre Kinder allen falschen Lehren und Secten preisgegeben wären. — Als nun endlich der Superintendent nach kurzer Zusammenfassung der ganzen Verhandlung die Frage, ob der Satz: unsre sämtlichen Gemeinden sind evangelisch-lutherische innerhalb der Landeskirche, im Statut solle beibehalten werden? zur Abstimmung vorlegte, da war es eine wahre Freude und ein ernst feierlicher Moment, als die ganze aus so verschiedenen Männern zusammengesezte, zahlreiche Versamlung sich augenblicklich wie Ein Mann erhob und in Minuten langer feierlicher Stille ihre Zustimmung gab. Man sah und spürte etwas von dem Wehen des heiligen Geistes, der sichtlich die Gemüter mit Begeisterung erfüllte. Selbst diejenigen, welche auf der vorjährigen Synode noch schwankend gewesen oder nur unter allerlei Einschränkungen der Aufnahme des Bekentnisses in's Statut zugestimt hatten, stimten jezt ganz entschieden für die Beibehaltung. Es hat gewiß Mancher aus diesen Verhandlungen einen bleibenden Segen mit hinweggenommen, wie man aus mehrfachen nachherigen Aeußerungen entnehmen konte, — — daran schlossen sich Mitteilungen die innere Mission in der Synode betreffend, namentlich ein Bericht über das Mädchen-Rettungshaus in Zachau, der nachwies, wie der Segen Gottes so sichtlich darauf ruhe und wie ihm wiederholt durch unerwartete außerordentliche Zuwendungen aus mancher dringenden Verlegenheit geholfen sei, vor einigen Jahren bei einem Scheunenbau durch ein Vermächtnis von 500 Thlr., und in diesem Jahre bei dem bevorstehenden Hausbau, wozu so gut wie gar keine Mittel vorhanden waren, durch ein Legat von 3000 Thlr., und auf wie verschiedene Weise die Synode demselben ihre Theilnahme beweisen könne. — Schließlich wurde über den noch ausdrücklich vorgeschriebenen Gegenstand: Die Bekämpfung der Völlerei, von einem Mitgliede ein wohldurchdachter Vortrag gehalten. Doch waren die Gemüther von den vorigen Verhandlungen noch so erfüllt, auch war die Zeit bereits so vorgerückt, daß es zu keiner ausführlichen Erörterung hierüber mehr kam. Nur das verdient hieraus noch erwähnt zu werden, wie ein Mitglied als Beleg dafür, daß äußere Zwangsmittel wenig Erfolg versprächen, das Beispiel aus eigner Erfahrung erzählte, daß ein Trunkenbold, der 14 Jahre im Zuchthause gesessen und als nüchterner Mann entlassen sei, auch die heiligsten Versicherungen gegeben hätte, sich nun auch so halten zu wollen, eine halbe Stunde nachher völlig betrunken auf der Straße liegend gefunden sei.

Der beschriebene Verlauf der Verhandlungen giebt wohl keinen Grund zu Befürchtungen, vielmehr Grund zu freudiger Hoffnung. Freilich mischt sich in die Freude über das gute Zeugniß, welches die Synode abgelegt hat, der betrübende Gedanke und das schmerzliche Bedauern, daß wir durch das Verfahren der kirchlichen Behörden, welches den Allerhöchsten Zusicherungen praktische Folge zu geben verhindern zu wollen schien, in die Opposition gegen sie getrieben worden sind. Es ist abzusehn, daß der Streit hiermit noch kein Ende haben wird, da die Behörde ihre Forderung schwerlich aufgiebt. Zwar wir Geistlichen gerade, die wir an dem Bekentnis unser Kirche treu festhalten, werden nie vergessen, was wir der von Gott verordneten Obrigkeit schuldig sind und werden die gesetzlichen Schranken scharf im Auge behalten. Aber wird es auch bei allen Laienmitgliedern der Fall sein, wenn sie einmal auf die Bahn der Opposition geleitet sind, die so verlockend ist? Oder wird es auf denjenigen Synoden besser stehen, wo man ohne Weiteres oder unter allerlei künstlichen Windungen und Wendungen dem Willen der Behörden sich fügt und das Bekentnis preisgibt? Ich dächte, da reißt man von vornherein alle Schranken nieder und zerstört den Damm, der allein den Willkürlichkeiten der Synoden Einhalt thun kann. Möchte man doch bedenken, wie man durch Versagung der berechtigten, in den Allerh. Erlassen klar begründeten Forderungen Geister heraufbeschwört, die man später schwerlich wird bannen können. In den neuen Einrichtungen an sich liegt nicht so sehr die Gefahr, als in der Art, wie sie ins Leben gesezt werden. Gerade das, was man meint zur Sicherung des lieben Friedens thun zu müssen, sät den Samen der Zwietracht, welche ja gerade in der Verdunkelung rechtlicher Verhältnisse ihre Keime treibt. Schon gleich bei der Einführung der Gem.-Kirchenräthe ist die versuchte Begründung ihres Wirkungskreises im Worte Gottes eine durchaus bestrittene und gehen die ihnen in der Instruction zugewiesenen Befugnisse weit über den Allerh. Erlaß hinaus. Oder bleiben „die verfassungsmäßigen Attributionen des geistlichen Amtes — unberührt und in ihrer bisherigen Geltung bestehen“ (Allerh. Erlaß v. 27. Febr. 1860, §. 6), wenn den Aeltesten (Instruction S. 2 u. 3) ein Aufsichtsrecht über dasselbe übertragen wird? Aehnlich verhält es sich mit den Synoden, so daß auch hier die Verfügungen über den Allerh. Erlaß hinausgehen durch Versagung der ihnen beigelegten Befugnisse. Das ganze Verfahren von Anfang an hat mich unwillkürlich vielfach an die Einführung der Agende in den zwanziger und dreißiger Jahren erinnert, wo die wolmeinendsten Königl. Absichten durch die Einführungsmaßregeln oft in ihr Gegenteil umschlugen. Gott gebe, daß das jetzige Verfahren in dem viel aufgeregteren und auf politischem Gebiet schon so sehr an Opposition gewöhnten Geschlecht nicht viel üblere Folgen nach sich ziehe als das damalige. Jedenfalls werden die Synoden, zumal die Provinzial-Synoden, sich nicht am büreaukratischen Gängelbande leiten lassen. Gott wolle verhüten, daß mit diesem morschgewordenen Bande nicht noch viel Anderes hinfalle. Dem müssen die Kreissynoden schon jezt entgegenarbeiten. Dann werden auch die neuen Einrichtungen, wenn auch nach schweren Kämpfen, zum Besten der Kirche gedeihen.

Z. M.

## Eine offene Antwort.

In der Spenerschen Zeitung vom 23. Novbr. findet sich ein auch in andern liberalen Berliner Zeitungen abgedruckter öffentlicher Aufruf zum Beitritt zu dem neu organisirten Berliner Unions-Verein, welcher eine Sprachr redet, der gegenüber wir in unserm Gewissen uns gedrungen fühlen, die Antwort nicht schuldig zu bleiben, sondern Zeugniß abzulegen. Wir thun es mit betrübtem Herzen. Es ist nicht erfreulich, die ganze Tiefe des Risses, welche durch die Geistlichkeit Berlins hindurchgeht, auf's Neue aufdecken zu müssen.

Der Aufruf ist unterzeichnet von dem Vorstande des Unionsvereins. Eine auffallende Zusammensetzung! Als Geistliche zeichnen sich Lic. Lisco, W. Müller. Dr. Sydow, Thomas. Als Laien unter Andern der Professor Dr. Holtzendorff und Stadtrath Zelle. Diese beiden Laienmitglieder sind bekannt als Männer sehr fortschrittlicher politischer Richtung. Sie werden kaum selbst etwas dawider haben, wenn wir sagen, daß sie auf politischen Gebiet der Partei Waldeck nicht gar fern stehen, werden auch zugestehn müssen, daß Waldeck offen ausgesprochen hat, er wolle auf gesetzlichem Wege das Jahr 48 wieder zu Ehren bringen. In kirchlicher Richtung mag Waldeck ihnen freilich zu ultramontan und daher gefährlich erscheinen. Wir wissen das nicht genau, wissen nur, daß der Prof. Dr. Holtzendorff der Herausgeber der Streitschrift gegen Wichern und die Brüder des Rauhen Hauses, der Stadtrath Zelle der Herausgeber des Communalblattes ist. Daß diese Herren aus dem Laienstande unsre Gegner sind, ist uns gar wohl begreiflich. Daß aber Prediger Berlins mit ihnen einen Bund machen, um mit ihnen die Kampfesfahne gegen positives Bekentnis offen aufzustecken, ist uns fast unbegreiflich. Ist dies das allgemeine Priesterthum der Gläubigen? Ist dies die Klaue von dem noch nicht gebornen Löwen der Presbyterial-Verfassung? Dann müßten wir ja fast fürchten, der Löwe schlüge gleich nach der Geburt die Tatzen in die Weichen seiner Mutter. Doch hören wir nun, wie der Vorstand um Mitglieder wirbt. Es muß ihm wohl noch an Mitgliedern fehlen. Sonst würde er nicht mit solch verzweifelten Mitteln werben.

Es wird geeifert gegen das moderne Kirchentum, welches sich mit dem Christentum zu „identificiren strebt". Was heißt das? Was ist „Kirchenthum"? Ist's dies, daß wir kirchliches Leben in den Gemeinden durch Gottes Gnade wieder wecken, die Gemeinde dorthin zur Kirche kommen, wo gläubige Predigt erschallt? Oder was ist's? Ferner, was ist's: „Kirchentum und Christentum identificiren?" Sagen wir denn unsrerseits: Jeder Kirchgänger ist ein guter Christ? Schwerlich! Aber wir sagen: Ein guter Christ geht zur Kirche! Wir haben nicht das Fündlein gethan, wie jene Partei, zu sagen: „Wer so gar oft zur Kirche geht, den seht mit bedenklichen Augen an; der ist wohl ein Frömmler und Heuchler. Wer aber nicht zur Kirche geht, der kann auch noch ein sehr guter Christ sein!" Da sagen wir freilich lieber: Guter Kirchgänger, guter Christ, schlechter Kirchgänger schlechter Christ; nicht umgekehrt: „Guter Kirchgänger schlechter Christ, schlechter Kirchgänger guter Christ!"

Nun wird den Leuten ein Schreckbild vorgemalt. Was hat das moderne Kirchentum angerichtet? Es heißt: „die kirchlichen und sittlichen Schäden treten nachgerade handgreiflich hervor." Wiederum: was heißt das, wenn es keine Phrase ist? Soll's sagen: die Kirchen werden immer leerer bei denen, welche gegen Kirchentum eifern, füllen sich nach und nach immer mehr bei denen, welche für den Wiederaufbau des kirchlichen Lebens brennen und glühen im Geist? Das wäre aber doch kein kirchlicher Schaden, sondern ein Gottessegen. Wie die Arbeiter, so der Lohn. Und nun gar, ihr ehrenwerthen Männer, was habt ihr euch gedacht unter den sittlichen Schäden, die wir anrichten? Macht Kirchengehn unsittlich? Und das unterschreiben Prediger? Die Hurer und Ehebrecher, denken wir, sind draußen. Oder ist die Sprache zu hoch, daß wir einfache Leute sie nicht verstehen? So sprecht deutlicher? Was sind die sittlichen Schäden?

Ein weiterer Vorwurf: „Zwischen der herrschenden Theologie und der gegenwärtigen Bildung wird die Kluft immer schroffer." Wir wissen wol, die Geistlichen jener Partei suchen durchweg nur die Gebildeten. Die Ungebildeten sind für die Männer des Kirchentums. Wir nehmen die Theilung fröhlich an. „Was da verachtet ist, was da nichts ist, das hat Gott erwählet, daß es etwas sei." „Trachtet nicht nach hohen Dingen, sondern haltet euch herunter zu den Niedern." Aber wo steht denn in der Schrift geschrieben, daß Theologie und gegenwärtige Bildung, Christentum und moderner Zeitgeist sich decken müssen? In Athen bei den Leuten feinster philosophischer und künstlerischer Bildung hat Paulus bekanntlich den geringsten Erfolg. Auf dem Markt zu Athen zucken sie die Achseln und sagen gar: Was will dieser Lotterbube? Muß sich das Christentum der gegenwärtigen Bildung und der Zeitströmung anbequemen? oder muß es umgekehrt sein?

Aber das Stärkste komt zuletzt. Es wird gesprochen von einer „frivolen Aufrichtung veralteter Satzungen." Aufs Neue fragen wir, und hier schneidender, als zuvor: Was nent ihr veraltete Satzungen? Ist's der Glaube der Väter, das Bekentnis der Reformatoren? Ist's die Lehre der Heiligen Schrift, wo sie der „Wissenschaft und Intelligenz" unserer Zeit zuwider ist? Was nent ihr frivol? Ist's wirklich frivol, sich auf das Bekentnis der Väter, der Reformation, das Bekentnis der Apostel und Propheten, unsers hochgelobten Heilands Jesu Christi stellen? Ist das frivol? Wir wollen annehmen, daß den Aufruf keiner der unterzeichneten Prediger geschrieben hat. Aber unterschrieben haben sie doch. Man solte sich als Geistlicher auch der liberalsten Farbe doch 10 mal bedenken, ehe man zu einem solchen Ausdruck seine Unterschrift gäbe. Es zeugt doch nicht für starke Hierarchie des Kirchenregiments, daß so etwas unter seinen Augen geschrieben und unterschrieben werden darf. Man möchte wünschen, daß mehr Herrschaft im Heiligtum geübt würde, daß nicht die, welche am Heiligtum dienen, also einreißen dürfen, statt zu bauen. Das sind nun unsere hierarchischen Gelüste! Möchten doch jene Geistlichen des sogenanten Unionsvereins etwas die köstlichen Worte des gottseligen Scriver bedenken, welche er in der Vorrede zu seinem Seelenschaz zu seinem Gotte betend spricht „Du weißt, Herr, daß ich nie den Vorsaz gehabt, etwas zu schreiben, das im Geringsten von dem Vorbild der heilsamen Worte und von der einhelligen Meinung deiner rechtgläubigen Kirche abweicht. Mir genügt an deiner Wahrheit, die du in deinem H. Worte offenbaret und deiner Kirche als eine theure Beilage anvertrauet hast. Wie sollte ich über mein Herz bringen können, daß ich dein ohne das zerrüttetes und betrübtes Zion mit Neuerungen solte beunruhigen?"

„Wir wissen, daß wir aus Gott geboren sind, und die ganze Welt ligt im Argen. Kindlein, hütet euch vor den Abgöttern!" Amen.

Geschrieben am 24. November. Ein Geistlicher Berlins.

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz in Berlin. Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

# Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1864. Mittwoch den 14. December. № 100.


## Missionspolemik

nent der Verf. von „Pietismus und Christentum im Spiegel der äußeren Mission" den Inhalt seines Buches. Schreiber dieses nahm deshalb dasselbe mit besonderem Interesse zur Hand; er sieht in einer frischen Polemik gegen die Mission ein wahres Bedürfnis für die Leztere. Leider hat er nicht gefunden, was er suchte, und hält die Mission denn doch für viel zu nobel, als daß er es eine anständige Polemik gegen sie nennen könnte, wenn man sie zum Prügelknaben in einem theologischen Principienstreite mache.

Der Verf., E. F. Langhans, ist ein Berner Landgeistlicher, der jüngst ein eigenes „Kirchenorgan für die freie Theologie Berns" zu gründen beabsichtigte, und da dieses Project vorläufig gescheitert ist, seine „Missionspolemik", die ursprünglich für dieses Organ bestimt war, in eine andere Form bringen mußte, die in der oben angezeigten Schrift vorliegt. Bis jezt ist nur der erste, der negative Teil derselben bei O. Wigand in Leipzig erschienen, eine Kritik des Pietismus im Spiegel der äußeren Mission; der zweite, der positive Teil soll nachfolgen und das wahre Christentum abbilden, in welchem der lebendige Christus, „der unter uns Gegenwärtige", vorgeführt werden wird, wie er selber Mission treibt in der Weltgeschichte, während die Mission des Pietismus vielfach einen verkehrten, falschen, todten Christus zeigt. Es genügt diese kurze Inhaltsanzeige, um zu sehen, daß in dieser Schrift die Mission nur accidentell in Betracht komt; die eigentliche Substanz, um die es sich handelt, ist viel principiellerer Natur, der Gegensatz von Pietismus und Christentum, wie der moderne speculative Rationalismus die alte Controverse zwischen Offenbarung und Vernunft, Gnade und Natur, Glaube und Unglaube, Kirche und Welt zu bezeichnen beliebt. Unter Pietismus versteht nämlich der Verf. ganz allgemein den „eigentümlichen Geist des réveil, des religiösen Aufschwungs", mit welchem sich in neuerer Zeit alle Abteilungen der evangelischen Kirche im Gegensatze zu der vorangegangenen sogen. todten Orthodoxie und dem Rationalismus mehr oder weniger „getränkt haben". Obgleich dieser Pietismus, heißt es, bei seinem ersten Auftreten dem starren kirchlichen Dogmatismus gegenüber das Princip evangelischer Freiheit vertrat, muß er doch nun als der Hauptträger eben dieses gottentfremdeten Dogmatismus angesehen werden, und alle die kirchlichen Lehren von der Erbsünde, von der ewigen Verdamnis, vom Teufel, von der Dreieinigkeit, von der Gottheit Christi, vom Wunder, von den lezten Dingen, vor Allem von der stellvertretenden Genugthuung Christi, von der Schriftauctorität, welche „von jeder ehrlichen Wissenschaft längst außer Cours gesezt sind", werden von den Pietisten aufs Lebhafteste vertreten, sowie Confession und Kirche mit wenigen Ausnahmen immer kräftiger von ihnen betont; diese verderblichen Lehren sind das Resultat der dualistischen Weltanschauung, der die Pietisten verfallen sind, und die ist schließlich wieder die Consequenz ihres verkehrten Gottesbegriffs. So ist nach des Verf. Darstellung der Pietismus „in der Theorie ein transscendenter Dogmatismus, der als solcher zum Tode alles geistigen Lebens, zur begriffslosen Formel und zu endloser theologischer Streitwuth führt; in der Wirksamkeit nach außen ein Niedertreten aller Rücksichten und menschlichen Gefühle, ein liebloses Stürmen und Drängen, ein Fanatismus, der mit Muhamedanern und Römlingen um die Wette läuft; im inneren Leben ein Abbrechen jeder freien Entwicklung, ein eigenwilliges Fabriciren übernatürlicher Gefühle und Schwärmerei mit schließlicher Einmündung in die hohlste Phraseologie; im ganzen sittlichen Leben endlich eine scheinbar ernste und strenge Weltflucht, ein ausschließliches Streben nach dem Himlischen, dessen Kehrseite aber und praktisches Resultat allzuhäufig grober Selbst- und Weltdienst, willenlose Dahingabe an die Mächte des entgötterten Diesseits ist." — Also — das alte bekante Gesicht, wie weiland schon die Künstler der Röhrschen Predigerbibliothek die Mystiker und Pietisten zu malen pflegten, nur sind die Züge jezt colossaler, weltumfassender geworden, die Manier im neuesten philosophischen Geschmacke gehalten und gewisse Partien mit besonderer Künstlerlaune und Liebhaberei behandelt z. B. Lutheraner und Brüdergemeinde, von denen die freie Theologie jene ebenso entschieden zu ihrem enfant terrible, wie diese zu ihrer charmante unter allen Pietisten auf Erden erkoren hat, vor allen aber diese Hoffmann, Krummacher, Hengstenberg, Kreuzzeitung, pommerschen Junker und der König von Gottes Gnaden in Preußen, an welches Land nun einmal ein guter Schweizer, ohne Gänsehaut zu bekommen, nicht denken kann, „da er längst gewohnt ist, in demselben Dinge möglich zu sehen, die in Oestreich und Rußland, in China und Japan unmöglich geworden sind, wo junkerlicher Uebermut und plebejisches Wortheldentum sich in so ekelhafter Weise um die Palme streiten, daß es un-

billig wäre, einem Berliner Hofprediger zuzumuten, ein Mann, ein Christ zu sein" und wie die Schmeicheleien weiter lauten, welche der Berner Pinsel mit knallenden Tinten an effectvollen Stellen seines Tableau anbringt.

Was so der Verf. über den Pietismus zu sagen hat, behandelt er als eine ausgemachte Sache; da wird nichts wissenschaftlich untersucht oder begründet, es werden nur längst fertige Resultate übersichtlich gruppirt. Das hätte sich nun wol in dem Programme eines Organs der freien Theologie Berns noch leidlich genug ausgenommen; man kann aber kein Buch von 464 Seiten damit füllen, und vor wie hinter dem Berge wohnen denn doch immer noch Leute, welche sich so etwas nicht ohne Weiteres aufbinden lassen. Das hat der Verf. gefühlt und ist auf den für einen Speculativen ziemlich hausbackenen Gedanken gerathen, die Richtigkeit seiner Behauptungen durch eine demonstratio ad hominem zu erweisen. So ist die äußere Mission zu der Ehre gekommen, in dem Buche behandelt zu werden, indem davon ausgegangen wird, daß sie die Blüte des Pietismus sei; es müsse also das Wesen des lezteren sich aus dieser seiner Erscheinung am besten erkennen und an ihr erproben lassen, ob es mit obigem Urteile über ihn seine Richtigkeit habe. Natürlich wird es richtig befunden und in Folge deß die Mission mit der obligaten Tracht Prügel versehen; das ist die Missionspolemik des Buches.

Der Schreiber dieses gehört nicht zu den Leuten, die die Mission über alle Kritik und Polemik erhaben halten. Was wir armen Sünder in die Hand nehmen, es wird beim heiligsten und besten Willen nicht unbefleckt bleiben; das gilt auch von dem Missionswerke, und wer eine einigermaßen nahe und vertraute Kentnis von den Verhältnissen und Zuständen hat, in welchen dieses Werk getrieben werden muß, der wird sich nur darüber wundern, daß nicht mehr Gebrechen und Schwachheiten an demselben auftreten, als in der Wirklichkeit der Fall ist. Missionare und Leiter der Missionen haben früher wol Bedenken getragen und tragen sie zum Teil noch, diese Gebrechen vor die Oeffentlichkeit zu bringen; wer legt auch gern seine schwarze Wäsche vor aller Welt aus; man hat indessen diese Bedenken jezt zum großen Teile schwinden lassen und übt offen Kritik; selbst in England, wo man das Möglichste in Hochschätzung der Mission und ihrer Arbeiter geleistet hat, werden Versamlungen gehalten, um Uebelstände der Mission zu besprechen und die Protokolle derselben liegen vor Aller Augen. Man kann nur wünschen, daß mit solcher Offenheit fortgefahren und jener ängstlichen Vorsicht, welche die Mission auch gegen die in Liebe gesprochene Wahrheit abschließen zu müssen glaubt, der Abschied gegeben werde. Die Zusprache von Freunden und Brüdern sollte stets willkommen sein; aber auch selbst die Polemik erklärter Gegner könte ein Segen werden, wenn sie mit Einsicht und Sachkentnis geführt würde. Das leztere kann nun von der Polemik der vorliegenden Schrift nicht gesagt werden. Sie ist viel zu sehr Tendenzschrift, um ein unbefangenes, nüchternes Urteil zur Sache sein zu können: der Verf. will seine Gedanken über den Pietismus in der Mission realisirt, resp. den Pietismus in derselben zu Schanden werden sehen. Sehr richtig nent er daher auch die Manipulation, die er mit der Mission vornimt, „den Pietismus im Spiegel der Mission besehen." Man sieht eben im Spiegel, was man ihm vorhält, und der Verf. war ganz besonders dazu qualificirt, die Mission wie einen Spiegel zu dem Ende handhaben zu können. Er gesteht nämlich von sich, daß die Beschäftigung mit derselben, bevor er sich an sein Buch machte, ein „seinen gewöhnlichen Studien fremder Gegenstand", die Mission also für ihn eine tabula rasa gewesen sei; er erzählt weiter, als er sich vor diesen Spiegel gestellt habe, sei er durch das Auftreten des bekanten Missionars Hebich in Bern und durch ein sich daranschließendes, wie es scheint, für ihn unangenehmes Rencontre mit dem Baseler Missionsinspector auf einer Nachversamlung am Berner Missionsfeste in einer für die Mission nicht eben rosigen Stimmung gewesen. Da ist Zehn gegen Eins zu wetten, daß ihm der Spiegel zeigen werde, was er sehen wollte; wenn er es nicht gethan — und er hat es wirklich nicht nach Wunsch gethan — so ist das ein Umstand, der in dem Buche zwar vorweg kurz eingestanden, aber in dem Staube, der darauf gemacht ist, leicht übersehen wird, so daß wir ihn doch zunächst constatiren möchten.

Der Verf. findet nämlich, daß in der Mission nicht überall die harsträubenden Resultate wahrzunehmen sind, welche nach seiner Deduction der Pietismus zur Welt bringt und kraft seines Principes auch in der Mission zur Welt bringen müßte. Und dabei handelt es sich nicht etwa nur um vereinzelte Thatsachen oder Persönlichkeiten, die als Ausnahmen von der Regel anzusehen wären, sondern große Gebiete der Mission werden von dem Banne eximirt, womit der Pietismus belegt worden ist. Zunächst kann dem Verf. „nicht unbekant sein, welche große Summe von freudiger Begeisterung, von bewunderungswertem Opfermute, von wahrhafter Frömmigkeit der Pietismus in vielen seiner Vertreter auf das Missionswesen im Allgemeinen verwendet hat; wenn man die Annalen dieses seines eigentümlichen Strebens durchgeht, so kann man nicht anders, als hochachtend zu so mancher edlen Erscheinung aufsehen, die einem da begegnet." Zweitens ist ausgenommen die Mission der Brüdergemeinde; „der Wandel dieser Kinder Gottes im Licht, dieses kleinen unscheinbaren Spiegels der „Kirche der Zukunft", ist sowol zu Hause als draußen ein solcher, daß, wenn ich auch über einzelne ihrer Eigentümlichkeiten mit ihnen freundschaftlich streiten könte, ich doch eine Sünde wider den heil. Geist zu begehen glaubte, wenn ich sie auf eine Linie mit jenen Pharisäern stellte, von denen schon der edle Stifter der Herrnhuter singt: Ein einzig Volk auf Erden will mir anstößig werden und ist mir ärgerlich; die miserabeln Christen, die kein Mensch Pietisten betitelt, als sie selber sich." — Und endlich drittens meint der Verf., habe sich der Pietismus um die Bekehrung uncivilisirter Völker wirklich große, lebhaft anzuerkennende Verdienste erworben und sei unter denselben, als dem ihm eigentümlich zukom-

menden Missionsgebiete nicht nur unangefochten zu lassen, sondern selbst aus Europa möglichst bald dahin zu verweisen. — Sehr freundlich von unserm guten Berner; aber das Spiegelbild — wo bleibt bei so weitgehenden Concessionen das Spiegelbild seines Pietismus? Das muß er unter diesen Umständen in den sehr knappen Rahmen der Mission unter civilisirten Völkern, d. h. in Ostindien und China, bringen, oder da die Arbeit in China noch viel zu neu ist, um beweisführend sein zu können, in Ostindien allein. Dadurch hat sich der Verf. seine Arbeit zwar vereinfacht, sie aber in sehr fatale Lage gebracht, denn, wenn man will, so ist allein durch die im höchsten Grade oberflächliche Begründung des Unterschiedes, welcher zwischen dem Einflusse der Mission auf nichtcivilisirte und auf civilisirte Völker gemacht wird, eigentlich schon der Stab über dieselbe gebrochen. Er beruft sich nämlich dabei auf einen Ausspruch Möhlers über die Methodisten und meint, derselbe fände seine Anwendung auf den Pietismus im Allgemeinen und seine Mission im Besondern. Möhler sagt von den Methodisten, daß deren wilde, die Phantasie mächtig aufregende Predigtart, überhaupt deren ganzer einseitiger, aber entschiedener Standpunkt zur religiösen Belebung sittlich tief gesunkener Volksmassen (wozu natürlich die blasirten, müßiggängerischen höchsten ebenso gut, wie die rohen unteren Gesellschaftsschichten gehören) ein ganz angemessenes homöopathisches Mittel sei; wogegen die tägliche Erfahrung lehre, daß dieselbe Richtung, um auf einen wirklich religiös gebildeten Menschen einen tiefgreifenden Einfluß zu üben, selbst auf einer religiös und sittlich viel zu niederen Stufe steht. Hiermit soll die Mission des Pietismus unter nichtcivilisirten für ebenso berechtigt, als die unter civilisirten Völkern für völlig unzulässig, vergeblich und verderblich erklärt werden. Was in aller Welt für eine seltsame Vorstellung muß sich doch der Verf. von der „wirklich religiösen Bildung" eines Hindu oder Chinesen machen, wenn er diese Leute als viel zu hochstehend für die pietistische Mission hält? Ausnahmen dort, wie überall zugegeben, so sind im Großen und Ganzen in Ostindien und China dieselben religiös und sittlich tief gesunkenen Volksmassen, wie auf den Küsten von Guinea und Neuseeland, vorhanden, und wenn die Mission für diese ihre Berechtigung und segensreichen Erfolge hat, so ist es nichts als Willkür und doctrinäres Vorurteil, wenn man ihr dieselben für jene absprechen will.

Doch brechen wir den Stab nicht zu rasch. Ist der Rahmen auch sehr eng gerathen, so zeigt sein Spiegel doch immer ein Bild des Pietismus, welches noch schlimm genug wäre, wenn es wahr wäre und das wir für um so bedeutender ansehen müssen, als wir jenen Unterschied von civilisirt und nichtcivilisirt für eine Fiction halten und überzeugt sind, daß der Verf. dasselbe Bild auch von der Mission unter nichtcivilisirten Völkern entwerfen könnte; ob mit Recht oder mit Unrecht, das wäre nun näher zu besehen.

Es wird von der Bemerkung ausgegangen, daß die Resultate der indischen Mission im Verhältnisse zu den Kräften welche auf dieselbe gewandt worden, sehr gering seien. Die Bemerkung ist nicht neu; sie ist von den Beteiligten schon längst gemacht, aber auch wiederholt die eigentümlichen Schwierigkeiten hervorgehoben worden, mit welchen die Mission dort zu Lande zu kämpfen hat; auch ist mit Recht vor dem sehr äußerlichen Verfahren gewarnt, welches die Ziffer der Getauften zum Maßstabe der Abschätzung der Resultate macht. Der Verf. hält sich mit Vorliebe an die Ziffer, will von jenen Schwierigkeiten als Erklärungsgrund der betr. Erscheinung nichts wissen und behauptet, daß jenes dürftige Resultat eine Folge der Verkehrtheit der pietistischen Mission und ihrer Unfähigkeit sei, auf civilisirte Völker einzuwirken. Diese Behauptung zu erhärten und auf diesem Wege das Schreckbild des Pietismus zu gewinnen resp. auf dasselbe loszuschlagen, ist der Hauptinhalt des Buches. — Was an dieser Stelle über den Humbug gesagt wird, welcher sich in den Missionsberichten über die siegreichen Erfolge der Mission findet, ist der Beachtung wert. Die Berichte der Missionare und Comitén werden nach unserer Beobachtung in dieser Beziehung seit geraumer Zeit keuscher, doch wäre auch da noch Manches zu wünschen; aber auf den Festen wird wirklich der Mund oft noch viel zu voll genommen und aus der Mücke ein Elephant gemacht. Wir glauben, in der besten Absicht; aber die Wahrheit muß unverbrüchliches Gesetz aller Rede sein und lebt am längsten. Man rechnet den „runden Zahlen" und großen Worten nach, wie vorliegendes Beispiel zeigt, und auch wo man das nicht thut, machen doch die hinkenden Boten, die nicht ausbleiben, stets einen fatalen Eindruck. Uebrigens hätte der Verf. wolgethan, sich selber in dieser Beziehung seinen Tadel zu Herzen zu nehmen; sein nun folgendes Spiegelbild ist zum großen Teile nichts als Humbug, „ungeheure Nebelmassen", um in seinem Gleichnisse zu reden, „mit einem verschwindend kleinen Kerne."

Unter den vier Klagepunkten, welche umständlichst gegen die Mission aufgeführt werden, steht der auf „Dogmatismus und Streitsucht" obenan. Daran ist so viel wahr, daß in der Mission allgemein an den obenerwähnten kirchlichen Dogmen festgehalten wird und daß Heiden sich an denselben stoßen — heute, wie sie es je und je gethan haben; auch ist das richtig, daß sich in der Mission überall das Streben nach größerer kirchlicher Bestimmtheit im Gegensatze zu subjectiver Willkür und Zerfahrenheit kundgibt. Humbug aber ist der Vorwurf dualistischer Fassung jener Dogmen und die Anklage auf Streitsucht in Folge der zunehmenden Confessionalität und Kirchlichkeit. Es ist auch nicht einmal der Versuch gemacht worden, in der Lehre eines Missionars Dualismus nachzuweisen, und was die confessionelle Streitsucht betrifft, so hat allerdings die Mission manchen Streit drinnen und draußen in ihren Reihen gehabt, so lange sie so thöricht war, sich von den Unionsfanatikern dazu gebrauchen zu lassen, die Kastanien aus dem Feuer zu holen; seit sich aber der Pietismus und mit ihm die Mission mehr und mehr kirchlich erholt, ist das wesentlich anders geworden. Das gilt namentlich von der Mission der Lutheraner,

welche der Verf. als das non plus ultra von Tummelplatz confessioneller Streitsucht anführt und die Beweise dafür aus vergangenen Zeiten auf Grund unionistischer Legenden holt, womit er wol bei „Matronen und Kindern“ die bewußte „ungeheure Aufregung“ hervorrufen kann, aber verständige Leute lachen längst darüber. — Schreiber dieses hat sich viel bei Missionaren danach erkundigt, ob die bestehenden confessionellen Verschiedenheiten sich draußen in dem Verkehre der Missionare unter einander als Reibungen geltend machten, die einen nachteiligen Einfluß auf ihr Verhältnis zu den Eingebornen übten und hat aus den empfangenen Mitteilungen die Ueberzeugung gewonnen, daß in der Praxis die Sache ganz anders, d. h. nicht den hundertsten Teil so besorglich steht, wie sie sich mancher Freund oder Feind der Mission hier zu Lande theoretisch zurechtdenkt. Man beruhige sich also! da drückt uns der Schuh so wenig, wie in der Verpflichtung der Missionare auf die Symbole unserer Kirche und sollte es die formula concordiae sein. Der Witz ist billig und darum landläufig geworden, mit dem auch der Verf. einen so ordinirten Missionar präsentirt, wie er einen Heiden, der nicht fünf zählen kann, statt der einfältigen Lehre des Heils die subtilen Distinctionen lutherischer Dogmatik beizubringen sucht. Dieser Humbug zeigt aber, wie wenig man von der Sache versteht und gar keine Ahnung davon hat, welche Wolthat es für den Missionar selber in seiner isolirten, den bedenklichsten Verirrungen theologischen Denkens preisgegebenen Lage ist, wenn er von Hause aus in dieser Beziehung einer festen und sichern Leitung sich erfreut, und wie die Gesellschaften nicht blos Pflichten den Heiden, sondern auch den Missionaren und schließlich der Kirche gegenüber zu erfüllen haben, deren Glieder sie sind.

Auf „Transscendenz und Taktlosigkeit“ lautet die zweite Anklage. Der Verf. wirft den Missionaren rohe Intoleranz gegen das Heidentum vor, wodurch sie sich alles Einflusses beraubten und die Eingebornen bis zum blutigen Aufstande trieben. Zunächst steht es einem Manne eigen, die Missionare auf Intoleranz anzuklagen, der den liebreichen Vorschlag machte, die Pietisten aus der gebildeten Welt hinaus zu nackten Wilden und Barbaren auf den Schub zu setzen. Sodann mag zugegeben werden, daß mancher Missionar in dieser Beziehung sich pastoraler Misgriffe schuldig macht, aber wo ist der Pastor von der allerfreiesten Theologie, der darin stets das Rechte träfe? Drittens wäre es ein Leichtes, den Beispielen von angeblicher Rohheit und Taktlosigkeit, welche der Verf. anführt, eine eben solche Reihe von gegenteiligen Beispielen an die Seite zu setzen, des Humbugs vom Kinderraub und von Feuer und Schwert zu geschweigen, mit denen die Missionare die heidnische Welt bedrohen sollen. Und endlich läßt sich in Bausch und Bogen bald sagen, daß Toleranz geübt werden müsse, namentlich wenn man, wie der Verf., in dem Islam „so viel Gutes und Göttliches sieht, daß durch ihn im Oriente dem Christentum jedenfalls mehr Bahn gebrochen wird, als durch alle pietistischen Missionare zusammengenommen“, im Braminentume „ein großartiges und durch alle Alter ehrwürdiges Institut, das alles Urlicht des arischen Stammes wie in einer — nur zu harten, zum Aufspringen zu spröden — Samenkapsel verschlossen hält, und in dem religiösen Gebrauche des Badens im Ganges eine tiefe Bedeutung, die nur im Verlaufe der Zeiten ähnlich unseren orthodoxen Sacramentsdogmen in eine Magie ist veräußerlicht worden“; aber wenn es sich in der Praxis um einzelne Fragen handelt, was und wieviel und in welcher Form auf dem Uebergangsstadium der Mission von dem Heidentume zu toleriren sei, so stoßen grade die, welche die genaueste, lebensvollste, handgreiflichste Kentnis von den Zuständen des Heidentums haben, auf nicht geringe Schwierigkeiten, und unter den Missionaren einer und derselben Gesellschaft finden die verschiedensten Auffassungen und demgemäß auch ganz verschiedene Methoden in der Behandlung derartiger Dinge statt. Wie wenig das angeblich verkehrte Princip des Pietismus hiebei zu der gerügten Intoleranz und Rücksichtslosigkeit ausschlägt, kann der Verf. an der Behandlung der drei dahinschlagenden Fragen sehen, die gegenwärtig die Missionswelt bewegen: in der Kasten- und Sclavenfrage und teilweise auch in Bezug auf die Gestaltung der Polygamie neigen seine Lieblinge, die Lutheraner, entschieden zur Toleranz, während die Herrnhuter wieder am Horchen sind, um zu erfahren, was zeitgemäß sei.

Noch schwächlicher fällt die folgende Anklage auf „Gefühlswesen und Phrase“ aus. Sie wird auf das der neueren Mission eigentümliche Dringen auf „Einzelbekehrung“ und „lebendiges Christentum“ zurückgeführt, welchem gegenüber die frühere Missionspraxis, die sich auf Massenbekehrung oft der äußerlichsten Art beschränkt haben soll, doch nicht schlechthin gutgeheißen, im Gegenteil anerkant wird, daß das pietistische Verfahren der christlichen Lehre von der Wiedergeburt gemäßer und nur dadurch verkehrt sei, daß das bei diesem Processe des innern Lebens thätige Organ nicht „die Metropole klaren Denkens und geistiger Harmonie, das große Gehirn“ ist, sondern „jene revolutionären Winterquartiere, welche, einem Lazaroniquartier in Neapel oder einem Irvingtempel in London vergleichbar, kleines Gehirn, nervus vagus, Gangliensystem ꝛc. genant, zu allerlei plötzlichen Eruptionen und krankhaften Hallucinationen von jeher stets am Aufgelegtesten war.“

(Schluß folgt.)

---

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz in Berlin. Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

# Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1864. Sonnabend den 17. December. № 101.


## Missionspolemik.

(Schluß.)

Zum Beweise für diese Ungeheuerlichkeit bleibt nach einigen Nergeleien über Effecthascherei auf Missionsfesten und über Erziehung angehender Missionare, von der der Verf. grade so viel weiß, wie ein gewisser Jemand vom Lautenschlagen, nichts Anderes übrig, als die neuen Revivals, eine auf Controlle des inneren Lebens dringende Kirchenzucht und die Beförderung eines allgemeinen Priestertums, welches der fruchtbare Mutterschos eines rand- und bandlosen Subjectivismus und zahlloser Secten sei. Nur Schade, daß die besagten Revivals auf dem Missionsgebiete in Ostindien sich nur auf einem einzigen kleinen Punkte und in der ganzen Missionswelt überhaupt nur in Jamaika und am Cap ganz vorübergehend gezeigt haben und daß der Verf. selbst eingestanden hat, daß die Kirchenzucht noch viel zu viel mit den Werken der Finsternis in den jungen Gemeinden zu thun hat, um sich so vorwiegend mit der Gefühlswelt der Glieder derselben zu befassen und daß man wegen der erwähnten Gefahr des Subjectivismus und der Secten immer mehr auf kirchliche Ordnung und Bestimtheit dringt. So bleibt auch von dieser Anklage eigentlich nichts weiter übrig, als der Vorwurf der Phraseologie. Und das ist richtig, das ist, wo es sich findet, ein häßliches Uebel, aber nicht blos dem Pietismus und seiner Mission eigen, sondern viel allgemeinerer Natur, wie gleich der Schlußsatz des eben besprochenen Capitels dazu eine interessante Studie liefert. Da werden nämlich die Pietisten, wie folgt, haranguirt: „Was sucht ihr den Lebendigen bei den Todten? So erscholl es einst am Grabe des Göttlichen und so erschallt es laut wieder in diesen Tagen. Was sucht ihr Ihn, der die Einheit, das Leben, die Versöhnung in sich selber ist, in diesem alten langen Zwiespalt zwischen Leben und Tod, Himmel und Erde, in einem durch Sclavensinn entgötterten Diesseits, in einem durch Sündenschuld in weite Ferne gerückten Jenseits? Festgebant in diesen Zauberkreis, ist die Welt ein Grab, ihr Erlöser eine Leiche, seid ihr selbst dem Tode verfallene Schatten. Und vergebens sind die Formeln und Zaubersprüche, vergebens das Ach und Weh, das ihr seufzend hinabruft in die Behausung des Todes zu euern Füßen, vergebens die Spezereien eurer künstlich bereiteten Gefühle und die Salben eurer fein duftenden Redensarten. Mit all dem ruft ihr Ihn, den ihr selbst gemordet durch eure Buchstabenwuth, nicht ins Leben, höchstens zu einem kurzen, krampfhaft aufzuckenden, galvanisirten Scheinleben zurück. Aber hebet eure Blicke über die finstere Kluft zwischen zwei wesenlosen Sinnenwelten empor in das unmittelbar gegenwärtige, einzig wahrhafte Reich des Geistes, und ihr werdet verwirklicht finden, was ihr träumend bisher gesucht: den Erlöser selbst, siegend dahinschreitend über Leben und Tod, über ihm selbst sich wölbend einen neuen Himmel und unter ihm grünend eine neue Erde, Gerechtigkeit und Friede entsprossend einem jeden seiner Tritte, Alles lachend und jubelnd, hindeutend auf offene Gräber: Er ist nicht hier, Er ist auferstanden!" —

Den Schluß des Buches endlich bildet eine Kritik der Mission in ethischer Beziehung. „Weltflucht und Weltdienst" lautet die Anklageformel. In vorderster Reihe steht der Vorwurf des Mangels an wissenschaftlich theologischer Bildung der Missionare. Sowie der Verf. diese vielbesprochene Sache faßt, ist leicht mit ihr fertig zu werden. Es ist nach ihm ein Gebrechen ethischer Art: die Mission soll keine gründliche Bildung ihrer Arbeiter wollen, weil sie eine solche für weltlich hält und darum flieht. Das ist gradezu nicht wahr. So lächerlich es wäre, zu behaupten, daß der Pietismus keine wissenschaftlich gebildete Theologen habe, ebenso unwahr ist es, daß die Mission keine wissenschaftlich theologische Bildung ihrer Arbeiter wolle. Der Verf. nimt selber die englischen und nordamerikanischen Missionare aus und macht den Vorwurf nur den deutschen und französischen. Dabei vergißt er zunächst, daß die guten Freunde in Leipzig, die Lutheraner, nur Leute aussenden, welche eine gymnasiale und akademische Bildung bekommen haben. Wie wenig es sodann an dem guten Willen der übrigen deutschen Missionsgesellschaften liegt, wenn sie keine Wissenschaftlichen aussenden, beweisen die wiederholt an die Theologen erlassenen Aufrufe in den Dienst der Mision zu treten; es ist auch keine einzige deutsche Mission, selbst die Goßnersche und Hermannsburger nicht ausgenommen, die unter allen am Wenigsten auf wissenschaftliche Bildung ihrer Missionare etwas gegeben haben, welche nicht gebildete Theologen in ihrem Dienst gehabt hätte oder noch hat. Daß von den Theologen so wenige den wiederholten Aufrufen gefolgt sind, kann den Missionen nicht zum Vorwurf gemacht werden; sie wollen wol, aber sie können nicht und sehen sich bei den vorhandenen Bedürfnissen genötigt, die Kräfte welche sich ihnen anderweitig zum Dienste anbieten, aber

nicht mehr in der Lage sind, den üblichen Bildungsproceß durch zu machen, in anderer Weise zum Dienste tüchtig zu machen. Das genügt vollständig als Antwort auf die Anklage des Verf. Die Frage aber, ob die in den deutschen Seminaren gebildeten Missionare brauchbar und deren Bildung zweckentsprechend oder ob die Gebrechen der Mission vorwiegend auf die sogenante mangelhafte Bildung ihrer Arbeiter zurückzuführen seien, gehört nicht hierher, ist aber, wenn man sie mit gründlicher Kentnis und Würdigung der vorliegenden Verhältnisse und Bedürfnisse ins Auge faßt, gar nicht so rasch beantwortet, als sich mancher einbildet und berührt nach unserer entschiedenen Ueberzeugung ganz und gar nicht eins der Hauptgravamina unserer Mission. — Die „schwersten, ernstlichsten und wesentlichsten" Anklagen, die der Verf. überhaupt gegen den Pietismus und seine Mission erheben zu müssen bekent, liegen auf einem anderen Gebiete ethischer Verirrung. „Wenn ich der pietistischen Mission alle ihre Fehler und Gebrechen verzeihen könte" erkärt er, „die ungeheure Werkgerechtigkeit und den namenlosen geistlichen Hochmut könte ich nimmer verzeihen, dem sie zum hauptsächlichsten, fernhin leuchtenden Mittelpunkte dient und durch den sie aus hundert Heiden vielleicht ebenso viel Christen, aber gleichzeitig aus tausend Christen etwas Aergeres als Heiden, Ehebrecher, Mörder, nämlich verstockte, fanatische Pharisäer macht." Bisher haben die Pietisten mit besonderm Nachdruck hervorgehoben, daß das Betreiben der äußeren Mission die heilsamste Rückwirkung auf die heimatlichen kirchlichen Zustände habe; nun werden ihnen auf einmal von Bern her die Scheiben eingeschlagen und das gerade Gegenteil von all dem behauptet. Und wie wird das bewiesen? Antwort: die Pietisten machen die Mission zum „Hauptkenzeichen des Christentums" und führen durch ihr Dringen auf Beteiligung an derselben „eine neue Ablaßkrämerei" ein, also den abscheulichsten pharisäischen Hochmut und eine heillose Werkgerechtigkeit. Es ist Seitens der Mission längst ernstlichst geantwortet worden, daß sie weder das Eine noch das Andere wolle; wenn dessenungeachtet die Gegner auf ihrer Anklage beharren, deren Gewicht sie nicht zu unterschätzen bekennen, so muß das seinen Grund haben. Und es hat ihn auch. Wenn die Pietisten in der Beteiligung an der äußeren Mission einen höheren Grad des geistlichen Lebens, ein Schiboleth des lebendigen Christentums sehen, so haben vor allen die Nationalisten, grobe wie feine, sie auf diesen Gedanken gebracht. Warum beteiligen sich dieselben nicht an der äußeren Mission, da sie „zugeben müssen, daß aus Matth. 28, 19 für die Kirche im Allgemeinen die Pflicht der Heidenbekehrung abzuleiten sei"? Es muthet ihnen ja kein Mensch zu, mit den Pietisten zusammen dieselben zu treiben, da sie nun einmal principiel von ihnen geschrieben sind: aber warum thun sie es nicht auf ihre eigene Hand? es ist noch viel Platz draußen. Von dem „Principe der Arbeitsteilung" darf keine Rede sein. Der Verf. belehrt uns zwar, daß der Rationalismus sich auf dem Gebiete ächtester christlicher Mission, der Bekämpfung des Aberglaubens, der Verbreitung allgemeiner Duldsamkeit und Humanität, vor allem auf dem ruhmreichen, von ihm einzig nachhaltig angebauten Felde der neueren Volksbildung bethätigt habe — wir wollen es summarisch fassen und ihm die Thätigkeit auf dem Gebiete der innern Mission zuschreiben; aber hier gilt um so mehr, das Eine zu thun und das Andere nicht zu lassen, wie denn der Pietismus beides nach Kräften übt, als hier dem Rationalismus die Thätigkeit in der äußeren Mission dringende Pflicht wäre, da er zu der Ueberzeugung gelangt ist, daß der Pietismus in dieser Beziehung wenigstens unter civilisirten Völkern nicht seine Schuldigkeit thue und nicht thun könne. Was für ein weites ruhmreiches Feld der Thätigkeit öffnet sich da nicht pflichtmäßig für die Liebhaber und Freunde der freien Theologie! Wenn sie es nun nicht betreten, sondern zu Hause bleiben, so ist es den Pietisten nicht zu verdenken, daß sie auf den verwegenen Gedanken gerathen, es sei bei ihrem Widerpart irgendwo nicht ganz richtig. Diese ihre Meinung wird durch eine kleine Episode der indischen Mission gar nicht erschüttert. Der Rationalismus machte wirklich in Indien einmal Anstalt zur Mission. Und das Resultat? — eine klägliche Wirthschaft, vollständiges Fiasko; hätte der Pietismus nicht endlich noch zugegriffen, so wäre der Scandal vollständig gewesen; noch der lezte Missionar dieser Probe rationalistischer Befähigung zum Missionsdienste war ein Recht-Eigentlicher; er vagabondirte richtig etliche Jahre in den indischen Gewässern, schlug viele tausend Gulden todt und fuhr schließlich nach Hause. Ja, ja, es ist richtig, daß die Gefahr für die Pietisten nahe liegt, um ihrer Mission willen auf hohe Gedanken von wegen des Schiboleths zu gerathen und wenn ihnen auch der Verf. nicht nachgewiesen hat, daß sie in der Gefahr bereits umgekommen, so haben sie alle Ursache, gegen geistlichen Hochmut auf ihrer Hut zu sein; ihre Gegner machen ihnen das rechte Leben nach dieser Seite hin sehr schwer. Seit sie indessen sich so lebhaft an der sogenanten inneren Mission beteiligen, hat diese Gefahr nach unserer Beobachtung bedeutend abgenommeu, ja man könte sich manchmal zu dem Wunsche versucht fühlen, es möchten die alten guten Zeiten für die äußere Mission wiederkehren, wo sie es allein war. — Aehnlich verhält es sich nun auch mit der vermeintlichen Ablaßkrämerei nnd der daraus entspringenden Werkgerechtigkeit. Die Mission braucht Geld, und wenn ihr die großen Mittel, welche Freund und Feind besitzen, nur einigermaßen hinreichend zur Disposition gestellt würden, so würde sie sich nicht so eifrig auf den Bettel, weder direct noch indirect, zu legen haben. Nun sie es thun und eine gewisse Pression eintreten lassen muß, so wie seiner Zeit Paulus sie eintreten lassen mußte, so liegt allerdings die Gefahr nahe, auf der einen Seite aus dem Collectiren ein Geschäft und auf der andern Seite aus dem Geben ein bewußtes Sichabkaufen zu machen, was gewiß namentlich auf den Festen die, welche die Collete zu besprechen haben, zur geistlichen Haltung und weisen Mäßigung ernstlich verpflichtet, die wol manchmal nicht gehörig innegehalten sein mögen; aber diese Gefahren sind bei allem Collectiren und wir erwarten erst den Beweis, daß die Missionsvereine mit ihren

Collecten mehr werkgerechte Pharisäer in die Welt gesezt haben, als die Gustav-Adolphs- und andere Vereine mit ihren Geldsammlungen. — Was nun endlich noch am Schlusse des Buchs von dem Umschlagen der pietistischen Weltflucht in den schmählichsten Weltdienst seitens der Missionare, nämlich von ihrer unbündigen Ruhmredigkeit und maßlosen Ueberschätzung, von ihrem confortablen Leben und von ihrem Streben, der Handels- und Colonialpolitik ihres Mutterlandes in die Hände zu arbeiten, gesagt worden ist, gehört auf Rechnung nicht so wol des Pietismus als vielmehr des englischen Charakters, hat also mit dem fraglichen Spiegelbilde nichts zu thun.

Und nun dieses Spiegelbild selbst? — Es ist bei näherer Besichtigung sehr in die Brüche gerathen; wir dürfen aber im Interesse der Mission nicht verschweigen, daß sich dasselbe von einem Kenner weit solider arbeiten ließe.

---

## Die neuen Visitations-Ordnungen für die Provinz Brandenburg.

(Schluß.)

1. Es verbleibt bei dem dreijährigen Turnus. „Es bleibt aber dem freien Ermessen des Superintendenten anheimgestellt und wird ihm bei dazu veranlassenden Umständen zur Pflicht gemacht, auch außerordentliche Visitationen ohne vorherige Bekantmachung eintreten zu lassen.“ Die außerordentliche Visitation ist nicht an sich etwas Neues, sie hat schon in der altkatholischen Kirche bestanden und ist auch in manche evangelische Visitations-Ordnungen übergegangen, aber selten in wirkliche Uebung und Praxis. Sie hat besonders die Prüfung der persönlichen Würdigkeit und amtliche Treue der Kirchen- und Schuldiener zum Zweck, und Untersuchung, resp. Beilegung entstandener Zerwürfnisse untereinander oder mit den Gemeinden. Es ist außer allem Zweifel, daß eine außerordentliche Visitation zuweilen ein dringendes Bedürfnis ist, und daß sie offene, dem kirchlichen Amte und Leben geschlagene Wunden heilen kann, welche durch schriftliche Verhandlung nur noch tiefer und schlimmer geworden wären. Dem zuchtlosen Zeitgeiste wird freilich diese Visitation am allerwenigsten gefallen, aber darauf soll auch in Kirche und Schule am allerwenigsten Rücksicht genommen werden. 2. „Vier Wochen vor der beabsichtigten Visitation hat der Superintendent dem Pfarrer das ihm von dem Königl. Consistorium zu diesem Zwecke zugefertigte Schema für statistische Notizen zur Ausfüllung vorzulegen, und muß dasselbe wenigstens acht Tage vor der Visitation wieder in seinen Händen sein.“ Dieses Novum ist von großer Wichtigkeit und komt einem dringenden Bedürfnisse entgegen, denn wir hatten bis jezt in unserer Provinz gar nichts von einer Pfarrrelation, welche doch zur Zubereitung des Pfarrers und Superintendenten auf die Visitation und auf eine gründliche Abhaltung derselben so nötig ist. Das Schema hat zwölf Rubriken. Wir dürfen uns durch den Namen „statistische Notizen“ nicht schrecken lassen, als ob es sich darin nur um eine äußerliche Statistik handelte, auch die anzugebenden Zahlenverhältnisse geben einen Einblick in die innern Verhältnisse. Manche Rubriken gehen auch direct auf den innern Status. Allerdings bleiben es immer blos „Notizen“, welche schon durch die Raumbeschränkung auf ihren Charakter beschränkt bleiben werden. Bei der Gründlichkeit und Liebe zur Sache, womit diese Ordnungen aufgestellt sind, haben die hohen Behörden gewiß mit Fleiß von einer umfassenderen Pfarrrelation und förmlichen Visitationsfragen Abstand genommen, aber Ref. möchte sich doch für diese entscheiden und zwar auf Grund dieser neuen Ordnungen selbst. Unter D. werden die Gesichtspunkte angegeben, auf welche der Ephorus das Auge beim Visitiren zu richten hat, und das ist eine große Menge. Einige sind in den statistischen Notizen berücksichtigt, aber die allermeisten nicht. Es scheint uns nun beinahe unmöglich für den Ephorus, diese vielen äußern und innern Verhältnisse am Visitationstage nach ihrem Bestande erst zu erforschen, es wird dazu schon nicht Zeit genug sein, auch in der mit dem Pfarrer abzuhaltenden Conferenz nicht. Diese wird ganz davon eingenommen werden, die „statistischen Notizen“ zu vervollständigen, und ihre eigentliche Bestimmung zu einer brüderlichen Aussprache verlieren. Auch wird der Richtigkeit und Gewissenhaftigkeit leichter Eintrag geschehen, wenn diese vielen Angaben unvorbereitet und nur mündlich gemacht werden. 3. Zu den bisherigen Vorbereitungen der Visitation komt noch hinzu, daß der Tag derselben auch dem Gemeinde-Kirchenrath vom Superintendenten anzuzeigen und der Patron oder dessen Stellvertreter dazu einzuladen ist, was bisher meist nur durch den Pfarrer geschehen. Und bei der Abkündigung von der Kanzel „ist eine Ermahnung an die confirmirte Jugend hinzuzufügen, daß sich dieselbe zur katechetischen Unterredung mit dem Visitator möglichst ohne Ausnahme einstellen möge.“ Weiter unten §. 6 heißt es: „Eine Unterredung mit der confirmirten Jugend beider Geschlechter und ohne Beschränkung des Alters.“ Bisher wurden nur die in den lezten drei Jahren Confirmirten dazu erfordert, und es hat an den meisten Orten Schwierigkeiten gemacht, ein Häuflein derselben am Altar zu versammeln. Hin und wieder sind kaum zwei oder drei erschienen. Sie schämen sich, Rechenschaft zu geben über ihren Glauben, und mancher an sich Willige bleibt noch weg aus Furcht vor dem Spotte der Andern. Für die Pastoren in der Mark wird es ein hart Stück Arbeit sein, diesen Sinn zu brechen und zu überwinden, in der Niederlausitz und andern ehemals sächsischen Landesteilen wird die Einrichtung auf weniger oder keine Schwierigkeiten stoßen, denn da ist die Katechisation mit Erwachsenen überhaupt noch in Uebung oder doch noch in der Erinnerung. Da stellen sich junge Leute, die schon Soldat gewesen sind, noch mit an den Altar und sagen ein Hauptstück an. 4. „Der Superintendent wird trachten, einen ihm dazu geeignet erscheinenden Geistlichen der Diöcese als seinen Gehülfen zu der Visitation beizuziehen. Das ist also nicht gradezu

bestimt, sondern nur empfohlen. Diese Empfehlung empfiehlt sich aber den Superintendenten von selbst, denn die neuen Ordnungen legen eine große Last auf ihre Schultern, daß sie wol nach Hülfe verlangen sollten. Einigen wird das Finden derselben nicht leicht sein, und es wird von jezt an bei Besetzung von Stellen landesherlichen Patronates besonders Rücksicht auf Solche genommen werden müssen, welche zu Gehülfen bei Visitationen geeignet sind. Ueber die Geschäfte des Gehülfen konten natürlich keine näheren Bestimmungen gegeben werden, sie müssen dem Ermessen des Superintendenten und der freien Vereinbarung überlassen bleiben. Aber eine Bestimmung hätten wir doch noch gewünscht, daß der Superintendent gehalten sei, den Gehülfen über die Hauptpunkte der Visitation zu hören und besonders über die zu stellenden Anträge. Wer mit thatet, muß auch mit rathen.*) Eine rein passive Mitwirkung in so hohen Dingen ist der Person und Sache nicht würdig. Sie müßte ganz verleidet werden, wenn Folgen und Resultate herauskämen, welche der Mitwirkende für falsch und schädlich erkante, und das Gewissen beschweren, wenn dasselbe nicht einmal Genugthuung in einer Aeußerung hätte finden können. 5. „Eine Abendpredigt wird, wenn es angeht, von diesem Gehülfen oder dem Ephorus selbst gehalten, die Visitation eröffnen oder ihr am Visitationstage folgen. An sie können Teile der Visitation, wie sie im Folgenden genant werden, angeschlossen werden." Wir begegnen hier wieder einer großen Biegsamkeit — „wenn es angeht" — welche überhaupt durch die Ordnungen hindurchgeht. Sie ist gewiß solchen innerlichen, geistlichen Sachen angemessen, die Behörde wird schon zusehen, daß nicht bis zum Brechen gebogen wird. Denn eine Abendpredigt soll doch die Regel sein, und es muß im einzelnen Falle angegeben werden, wenn sie wegbleibt, warum es geschehen. 6. „Die Visitation wird in der Regel — mit ihrem gottesdienstlichen Teile auf den Sontag fallen." Bis jezt ist sie mit diesem Teile immer und ohne Ausnahme am Sontage gehalten worden, nun wäre eine Ausnahme davon gestattet. Die Regel soll gelten „soweit die eigenen Pastoralgeschäfte des Superintendenten es möglich machen." Es würde am Wochentage auch die Zuziehung eines Gehülfen leichter. Dann müßte aber auf dem Lande die Advents-, Epiphanias- und Fastenzeit gewählt werden, während jezt gewöhnlich von Ostern bis Anfang Herbst visitirt wird. Jene Zeiten haben noch für sich, daß die Gemeinden gesammelter sind und auch die nötige äußere Ruhe haben. 7. „In denjenigen Filialkirchen, in welchen abwechselnd der Küster eine Predigt abliest, ist auch bei der Visitation diese Vorlesung an die Stelle der Predigt zu setzen, um dem Visitator Gelegenheit zum Urteil über die Predigtsamlung, welche dazu gebraucht wird, und die richtige und würdige Art des Ablesens, sowie zur Anordnung nötiger Abhülfe bei unbefriedigendem Lesen zu verschaffen." Diese angegebenen Gründe zu dieser neuen Bestimmung treffen auch bei den Küstern in den Mutterkirchen zu, denn die haben doch von Zeit zu Zeit auch Predigt zu lesen. Und daß ein Pastor die Predigt vor dem Superint. zwei oder drei Mal hält, ist nicht nötig, ja eine Art Uebelstand. So ist diese neue Bestimmung durchaus gerechtfertigt und könte noch weiter ausgedehnt werden. 8. Das Neue in Betreff der Unterredung mit der confirmirten Jugend beider Geschlechter: „Ohne Beschränkung des Alters" haben wir aber schon unter 3 besprochen. Es kommen aber jezt, ganz wie es bei den General-Visitationen war, noch zwei neue Handlungen hinzu, eine vor dieser Unterredung und eine nachher. „Eine Katechisation des Pfarrers über das gegebene Thema mit der Schuljugend, wobei besonders die Confirmanden und Katechumenen ins Auge zu fassen sind." Da noch eine besondere Schul-Visitation stattfindet „in Gegenwart des Pfarrers und Schulvorstandes und, so weit es der Raum gestattet, unter Zulassung der Eltern und anderer Gemeindeglieder," so könte vielleicht diese Visitations-Handlung in der Kirche damit verbunden werden, denn die Zeit ist an dem Tage sehr zugemessen und kostbar. Wir wollen aber mit der neuen Ordnung darüber nicht rechten, sondern unsere Freude darüber aussprechen, daß die Confirmanden und Katechumenen besonders ins Auge gefaßt worden. Wir meinen, sie sollten von den übrigen Kindern ganz ausgesondert geprüft werden. Dieser wichtige Zweig der geistlichen Amtswirksamkeit bedarf sehr der pflegenden Aufsicht und Regulirung. Mancher läßt den Katechismus ganz dabei liegen und verbringt die Stunden wer weiß wie; Mancher komt kaum halb mit dem Katechismus durch u. s. w. In den Visitationen zwischen Neujahr und Ostern könte am besten ein Einblick in diesen Unterricht genommen werden. Diese Zeit ist auch die passendste für die Schul-Visitation, während sie jezt gewöhnlich in den Sommer fällt, wo die Kinder auf dem Lande wegen der wenigen Schulstunden und der bürgerlichen Arbeiten nie so im Zuge und geistig abgespant sind. Es scheint mir auch eine Pflicht der Gerechtigkeit und Billigkeit gegen die Schullehrer zu sein, daß ihre Schulen auch einmal in dieser Hauptschulzeit visitirt werden. — 9. Das zweite Novum nach dem eigentlichen Gottesdienste ist: „Eine Besprechung mit den Vätern und Müttern der Gemeinde allein, nach Entfernung der übrigen Anwesenden, über die sittlichen und geistlichen Zustände der Familie und das häusliche Christentum." Zum Lobe dieser Einrichtung brauchen wir nichts hinzufügen. „Es folgt sodann die Aufforderung an diejenigen, welche Wünsche, Anträge oder Beschwerden in Betreff des Kirchen- und Schulwesens vorzutragen haben, sich nach dem Gottesdienste an einem zu bezeichnenden Orte außerhalb der Kirche einzufinden. Ueber die betreffenden Aeußerungen ist an dem bezeichneten Orte Protokoll aufzunehmen. Die Handlung

*) Die Red. zweifelt, ob diese neue Einrichtung wirklich ins Leben treten wird. Pastoren derselben Synode würden als Visitatoren der Gleichgestellten wenig willkommen sein und schwer Eingang finden.

schließt mit Gesang, Gebet und Segen." Nach geschehener Visitation an der ganzen Parochie hat der Visitator noch 10, zwei Conferenzen zu halten, eine mit dem Pfarrer allein und eine mit dem Gemeinde-Kirchenrathe und Patronen. Für diese Conferenzen insonderheit giebt der vierte Hauptabschnitt der neuen Ordnungen (D) die Gesichtspunkte an in großer Menge und Fülle. Die Unterredung mit dem Pfarrer ist die wichtigste. Alle Seiten des Amtes sollen besprochen werden, dann das persönliche, religiöse und sittliche, wissenschaftliche, gesellige und Familien-Leben, natürlich auch das ganze Gemeindeleben mit seinem Licht und Schatten. Dabei wird der Superint. verpflichtet „in offener brüderlicher Weise sowol Anerkennung als Tadel auszudrücken," „als Seelsorger und brüderlicher Freund des Pfarrers," heißt es weiter unten, von den Hindernissen Kentnis nehmen, die sich etwa von außen oder innen der gesegneten Amtsführung desselben entgegenstellen, und sich mit ihm, für Ueberwindung derselben, im Gebet vor dem Herrn vereinigen. Es liegt ihm ob, dem Pfarrer zur besonderen Selsorge den Muth zu stärken und den Weg zu zeigen; da, wo er vergeblich gearbeitet hat, selbst den Versuch des Eindringens in die Herzen (z. B. bei Verrichten des heiligen Abendmahles) zu machen; die Mittel zur Wiedergewinnung ganzer Klassen, welche der Kirche fremd geworden sind, mit zu suchen." Angesichts dieser „Gesichtspunkte" sollte jeder Superint. sein Angesicht verhüllen und mit Moses und Jeremias sprechen: „Mein Herr, sende, welchen du senden willst," „Ach Herr, Herr, ich tauge nicht." Es muß ihm angst und bange werden, wenn er sizt und überschlägt die Kosten, ob er es habe, hinauszuführen. Solche geistige und geistliche Gaben, Glauben, Kraft, Liebe, Weisheit, Erfahrung, Klugheit, Milde und Ernst, Demuth und Mut, Eifer, Treue und auch Segen im eigenen Amte, ein eigener Wandel im Geist — wer vereinigt das Alles in sich, wer findet das Alles in sich? Es würde nicht allen Superintendenten gehen wie Moses und Jeremias, der Herr würde sogleich manche Dimission geben. Als wir vor zwölf Jahren die damals angekündigten General-Visitationen in diesen Blättern besprachen, sagten wir voraus, es würden manche General-Superintendenten den Abschied nehmen und es ist bei der Hälfte derselben eingetroffen. Ein Mann von so ungewöhnlichen Gaben für dieses Amt und von noch so bedeutender Körper- und Geisteskraft, wie der Bischof Dr. Ritschl, sprach es bei der ersten General-Visitation, die er hielt, frei aus, nun müsse er seinen Hirtenstab niederlegen und er legte ihn nieder. „Ach Herr, Herr, ich tauge nicht!" Dazu sagt Zinzendorf in seinem Jeremias: „Das ist der Charakter eines Predigers der Wahrheit. Er kann kein Durchkommen sehen zum Voraus, er sieht eher eins für Andere, als für sich, und denkt immer, die müßten vielleicht einen Ausweg wissen, der ihm unbekant sei. Er taugt nichts dazu, seiner Meinung nach." Aber der Herr hat jezt unter den Superintendenten auch eine nicht kleine Zahl, die er wie den Moses und Jeremias nicht entläßt, er weiß, was er ihnen gegeben hat und noch geben kann und will. Darum haben wir ein solches Vertrauen durch Christum zu Gott, er werde das angefangene Werk hinausführen, und an diesem herzlichen Vertrauen, aus dem seligmachenden Glauben geboren und von Gebet und Danksagung genährt, liegt in Kirchensachen zulezt alles, nicht am Schwernehmen.

Werfen wir nun weiter einen Blick auf

B. Kirchen-Visitations-Ordnung für die Parochien der Superintendenten in der Provinz Brandenburg. Die Ephoral-Parochien, derer Pfarrer der Superintendent ist, wurden bisher nicht visitirt. Von jezt an geschieht es durch den General-Superintendenten oder einen Stellvertreter desselben. Wegen der Schulen wird in der Regel ein Mitglied der Königl. Regierung teilnehmen. „Auch kann der General-Superintendent, unter Zustimmung des Vorsitzenden des Consistoriums, ein geistliches Mitglied desselben, oder einen andern Superintendenten der Provinz, jedoch ohne Kosten für die betreffende Gemeinde, bei der Visitation zu Hülfe nehmen." Als Norm und Anweisung gilt die allgemeine Visitations-Ordnung (A). Es treten aber bei dieser Visitation noch solche Gegenstände hinzu, welche sich

a) auf die besondern Verhältnisse einer größern Stadt,
b) auf das Amt des Visitandus als Ephorus der Diöcese beziehen.

Innere Mission, Jünglings- und Jungfrauen-Vereine, Bibliotheken, Beschäftigung der Candidaten und ihre Verwendung in der christlichen Vereinsthätigkeit, Synodalleben u. s. w. werden zum Augenmerk dieser Visitation genommen. Es wird durch dieselbe eine große Lücke ausgefüllt, die bisher in dem Wirkungskreise der General-Superintendenten war. Die Superintendenten bedürfen ja doppelt, als Pastoren und Ephoren, der Stärkung „in kräftiger, glaubensvoller, geduldiger Arbeit." Es ist nicht besonders und ausdrücklich ausgesprochen, daß der Gen.-Sup. auch verpflichtet ist, die sämtlichen Ephoral-Parochien seines Kirchenkreises in drei Jahren einmal zu visitiren, und wir dürfen es darum auch nicht annehmen. Es scheint auch ein sechsjähriger Turnus vollkommen zu genügen und wäre ein dreijähriger schwer durchzuführen. Es würde bei diesem der Gen.-Sup. der Neumark und Niederlausitz allerdings jährlich nur 8 oder 9, aber der Gen.-Sup. der Kurmark 16 bis 17 Visitationen zu halten haben. Auch das ist nicht gesagt, daß der Gen.-Sup. am Schlusse der Visitation wenigstens die Pfarrer der Diöcese zu einer Synode um sich versammeln soll, aber er wird es unfehlbar, wenn ihm irgend Zeit dazu bleibt, denn die Visitation geht ja auch sie mit an, und er wird ihnen, in Folge

derselben, manches Wort zu sagen haben. Hoffentlich wird diese Visitation Vorbild und bahnbrechend in unserer ganzen Landeskirche. Denselben Wunsch müssen wir aussprechen in Betreff des lezten Teiles, über den wir noch zu referiren haben.

C. Visitations-Ordnung für die bisher von der Special-Visitation ausgenommenen Kirchengemeinden der großen Städte. Diese bisherige Emancipation der großen Städte, der Sitze der obersten kirchlichen Behörden, hat als etwas Anomalisches wie ein Alp auf dem ganzen Visitationswesen gelegen. Inwiefern, wollen wir nicht ausführen. Gott sei Dank, daß er jezt Wege gezeigt hat, unter ihm wegzukommen. Es ist wol schon zehn Jahre her, daß der Evangelische Oberkirchenrath öffentlich aussprach, es müßten die kirchlichen Zustände der Hauptstadt von ihm ernstlich ins Auge gefaßt werden. In der neuen Visitations-Ordnung ist nach einer wichtigen Seite hin damit ein Anfang gemacht. Die ganz eigentümlichen und schwierigen Verhältnisse haben eine besondere Ordnung nötig gemacht. Der Superintendent einer städtischen Diöcese hat jährlich wenigstens eine dieser Gemeinden zu visitiren. „Hinsichtlich der Schulen hat der Visitator sich auf den Religionsunterricht zu beschränken." „Die Visitation ist mit ihrem eigentlich kirchlichen Teile auf einen Sontag zu legen." „Nur wo die Zahl der Geistlichen an einer Kirche zwei übersteigt, muß auch an Wochentagen Visitations-Gottesdienst gehalten werden." Der Visitator hat sich womöglich zwei Geistliche aus seiner Synode zuzugesellen. Auch der Gen.-Sup. kann mitwirken. Während der Visitation ist an jedem Abende Abendpredigt. An die Vormittagspredigt schließt sich die Prüfung der in die Kirche geführten Schulklassen an. Mit der erwachsenen Jugend findet auch eine Unterredung statt, aber so, daß nur entweder Söhne oder Töchter der Gemeinde dabei erscheinen. „Ebenso wird auf eine geeignete Stunde, sei es nach einer kurzen Ansprache, sei es im Anschluß an einen Gottesdienst, eine Unterredung mit den Vätern und Müttern der Gemeinde veranstaltet werden." Die übrigen Kinder, welche nicht in der Kirche geprüft sind, werden es in ihren Schulklassen, wobei auch wieder besonders auf die Confirmanden zu achten ist. „Der Visitator hat besonders darauf zu achten, daß der Confirmanden-Unterricht nicht zum Hauptgeschäft einzelner Geistlichen werde — sowie daß die Zahl der Abteilungen und die Zahl der Kinder in jeder Abteilung (50 bis 60 höchstens) nicht zu groß werde." „Den Schluß der Visitation bildet wieder am nächstfolgenden Sontage eine Ansprache des Ephorus an die Gemeinde, worin er in geeigneter Weise auf die Ergebnisse der Visitation Bezug nimt." Es wird, wie bei Visitation der Ephoral-Parochien, Nachfrage gehalten nach Bibliotheken, der christlichen Association, besonders unter der Jugend, nach Beschäftigung der Candidaten und Beteiligung der Gemeinde an der innern und äußern Mission.

Es ist ein großes, erfreuliches Zeichen der Zeit, daß der Herr solchen „heiligen Muth, guten Rath und rechte Werke schafft", daß mitten in dem großen, erschrecklichen Abfall „sein Wort unter uns laufe und wachse und mit aller Freudigkeit, wie sichs gebührt, gepredigt und seine heilige christliche Gemeinde dadurch gebessert werde." Die drei neuen Ordnungen werden überall auf Unordnungen stoßen und mit denselben in Kampf gerathen. Das soll uns nicht irre und verzagt machen, denn dazu sind sie gegeben wie Arznei in der Krankheit. „Uns ist nicht gegeben der Geist der Furcht, sondern der Kraft, der Liebe und der Zucht." 2 Tim. 1, 7. Einen rechten Segen und eine nachhaltige Wirkung der Visitation zu erzielen, müßte noch auf jede einzelne ein Bescheid wenigstens an den Pfarrer gegeben werden, der demselben für seine Wirksamkeit bestimte Ziele, der nächsten Visitation eine bestimte Unterlage und allen auf einander folgenden einen Zusammenhang gäbe. Aber das würden bei 1250 Pfarrern in der Provinz jährlich c. 400 Bescheide sein, eine große Arbeit für das Consistorium, welche zu bewältigen wol erst neue Kräfte gewonnen werden müßten.



## Nachrichten.

### Großherzogtum Hessen.

Im vorigen Jahre hatten wir aus Hessen besonders über die Agitation für Presbyterial- und Synodal-Verfassung zu berichten. Die zweite Kammer der Landstände hatte sich höchst unberufen und ungeschickt in diese kirchliche Angelegenheit gemengt und wurde durch eine von der Rheinhessischen unirten Geistlichkeit ausgehende Adresse unterstüzt. Die kirchliche Partei legte gegen solches Vorhaben in einer klaren und bündigen Rechtsverwahrung einmüthig Zeugniß ab. Das Jahr 1864 ist dem Ende nahe, ohne daß irgend ein Schritt in dieser Sache geschehen wäre. Es scheint als wolle man alle Eingaben einstweilen zu den Acten legen und das wäre auch, wie die Verhältnisse eben sind, das beste. Unsre kirchlichen Zustände bedürfen zwar sehr der Besserung und die alten Klagen sind noch keineswegs verstumt, aber die Zeitumstände sind eben zu einer wirklichen Verbesserung wenig günstig und einer Verschlechterung bedürfen wir kaum. Wir sind, wie die Sachen einmal liegen, zufrieden, wenn man an unserm etwas morschen Verfassungsbau nicht rüttelt, sondern es beim Alten läßt bis auf bessere Zeiten, und dabei werden sich auch schließlich alle Parteien beruhigen.

Sehr wolthätig hat auch in Bezug auf diese antikirchliche Agitation bei uns der Krieg in Schleswig gewirkt. Das war ein frischer Regen auf dürres Land! Die Energie des Kampfes und der frischen That hat die Mattherzigkeit und Blässe der paragraphenspinnenden Theorien gründlich zu Schanden gemacht und alle Sinnen und Gedanken wenigstens für einige Zeit so hingenommen, daß alles Andere vergessen war. Ob nun in ruhigeren Tagen die müßigen Köpfe nicht doch wieder zu ihren eitlen Hirngespinsten zurückkehren, muß abgewartet werden.

Das bedeutendste Ereignis des Jahres 1864 war für uns die Berufung des seitherigen dritten Pfarrers zu Mainz, J. Göring, als Rath in das Oberconsistorium und zugleich in die Oberstudien-Direktion. Göring stand zwar seither in einer unirten Gemeinde und

ist seiner ganzen milden Richtung nach der positiven Union zugeneigt, doch darf man von ihm als einem treuen und persönlich gläubigen Mann Gerechtigkeit auch gegen die luth. Kirche erwarten.

Der Schwerpunkt unseres kirchlichen Lebens liegt übrigens bei uns nicht im Kirchenregiment. Die Behörde hat es vielmehr verstanden, sich ganz neben die kirchliche Strömung zu stellen. Sie hat nie regieret und geleitet, sondern vielmehr sich von den kirchlichen Parteien bald zur Rechten bald zur Linken drängen lassen; hier abzuwehren und da abzuwehren, bald uns eine kleine Concession zu machen, bald unsern Gegnern, schien ihr die rechte Weisheit und ihre eigentliche Aufgabe zu sein, — und das Resultat? — Nun, das kann natürlich kein anderes sein, als daß unser Kirchenregiment es mit allen Parteien verdorben hat. Eine ähnliche halbe Stellung nehmen leider auch manche weltliche Regierungen in unseren Tagen ein. Seit dem Tode des Hofpredigers O. C. R. Palmer ist die Strömung in unsrem Kirchenregiment für die kirchlich-confessionelle Partei eine höchst ungünstige geworden. Unser kirchliches Leben aber, das sich in directem Widerspruch gegen dies Regiment und unter stetem Kampfe entwickelt hat, geht darum doch seinen Weg. —

Es concentrirt sich unser kirchliches Leben ganz dem Charakter der Zeit entsprechend in den freien Conferenzen, welchen sehr viele Geistliche des Landes angehören. Die drei großen Parteien der Kirche: die kirchlich confessionelle, — und die mehr oder weniger radicalen Unions- und Synodalfreunde, sind bei uns rührig und eifrig und haben ihre Conferenzen und, wenigstens die zuerst und zuletzt genanten, auch ihre besonderen Blätter.

Die kirchlich-confessionelle Partei hat sich durch die Noth der Zeit getrieben immer mehr consolidirt und es steht zu hoffen, daß sie in den drohenden Stürmen als eine festgeschlossene Einigung in Gebet und Kampf zusammenstehen wird, geschaart um den Herrn und die Fahne des rechtsgültigen luth. Bekentnisses. Da die geographische Lage des Landes eine gemeinsame Conferenz sehr erschwert, so hat sich diese Partei provinziell gegliedert. Für die Provinz Starkenburg bildet die Conferenz zu Reichelsheim, dem Wohnorte unsres nach menschlichen Dafürhalten leider zu früh abgerufenen Freundes Reich, den Mittelpunkt. Die Oberhessen versammeln sich alle Jahre am Dinstag und Mittwoch nach Jacobi zu Ulrichstein, einem Städtchen auf der Höhe des Vogelsbergs. Diese Conferenz besteht seit einigen Jahren in augenscheinlichem Segen und dient sehr zur innigeren Verbindung der gleichgesinnten Pfarrer. In diesem Sommer wurden am ersten Conferenztage Thesen über das Amt der Schlüssel besprochen. Der zweite Tag brachte der Conferenz reiche Erquickung durch einen Vortrag des Professors Zöckler von Gießen über den gegenwärtigen Stand der Evangelien-Kritik. Der Redner gab in diesem Vortrage einen Ueberblick über die Geschichte der Evangelien-Kritik, den Wert und Unwert aller dieser Bestrebungen abwägend. Zum Schluß hob der Redner besonders hervor, wie die negative Kritik unserer Tage sich darum am meisten gegen das Evangelium St. Johannis wende, weil hierin die ewige Gottheit Jesu Christi ganz besonders hell und leuchtend bezeugt werde. Dem gegenüber ermunterte der Redner zum treuen Bekentnis zu Christo, der da ist und bleibt wahrer Gott und Mensch in Ewigkeit. Ergreifend war es, und Aller Herzen beteten sicherlich mit als der Redner seinen gelehrten Vortrag mit dem einfältigen Katechismusbekentnis schloß: „Ich glaube, daß Jesus Christus wahrhaftiger Gott von Vater in Ewigkeit geboren, und auch [wahrhaftiger Mensch von der Jungfrau Maria geboren sei mein Herr" p. — Ein solch Bekentnis aus dem Mund eines Gießer Professors hatten wir alle noch nicht gehört und Viele gedachten gewiß mit dem Referenten in herzlichem Leide an die dürre Zeit ihres Universitätslebens, da solch Bekentnis überhaupt noch selten war im Lande, von den Kathedern in Gießen aber lediglich die Theologie der Negation gehört wurde. Wunderbar ist es, wie trotz einer solchen Hochschule, trotz alles Widerstandes von Oben, troß aller Vorsichtsmaßregeln und Zollschranken gegen den „Pietismus," bei uns sich dennoch entschieden kirchliches Leben bei einem keineswegs geringen Teile der Geistlichkeit entwickelt hat. Und diese ganze reiche Entwicklung hat bei uns in der kurzen Zeit von etwa 20 Jahren stattgefunden. Wir haben in der That alle Ursache, hierin Gottes Erbarmen zu erkennen und sollten Ihm viel mehr Lob und Dank sagen. Solche Erwägung muß uns auch geduldig machen in dem Kampfe, in dem wir stehen. Der Herr, der uns schon so manchen großen Sieg geschenkt, wird wol ferner helfen. — Neben jenen theologischen Erörterungen gibt es bei der Conferenz immer auch manches mehr Lokale zu besprechen, wie auch dem persönlichen und freundschaftlichen Verkehr dadurch Raum gegeben ist, daß die Conferenz zwei Tage währt. Die Conferenzen zu Ulrichstein und Reichelsheim, neben denen sich auch viele kleinere Pastoralconferenzen in freier Weise gebildet haben, stehen übrigens unter einander in enger Verbindung und verfolgen durchaus dasselbe Ziel. — Außerdem besteht als Sammelpunkt für die Kirchlichen aus beiden Hessen noch die jährlich zweimal zusammentretende Conferenz Marburg-Friedberg fort. Prof. Vilmar mit seiner reichen Begabung bildet hier den geistigen Mittelpunkt und seinen Anregungen verdankt diese Conferenz großen Segen. — Als Organ für diese ganze kirchlich-confessionelle Partei dient das bereits im elften Jahrgang stehende „hessiche Kirchenblat," welches in Darmstadt erscheint. —

Die zweite unsrer kirchlichen Parteien ist die gläubige Mittelpartei, eine Anzahl von Pfarrern, die, wenn auch im Wesentlichen der lutherischen Lehre anhangend, doch einer positiven Union nicht abgeneigt sind. Diese Partei hat sich seit zwei Jahren einen Mittelpunkt geschaffen in der Conferenz zu Nieder-Wöllstedt. Die Glieder dieser Conferenz sind zum großen Teil den kirchlich-confessionellen Kreisen eng befreundet.*) Da dieselben zudem für Union keineswegs Propaganda machen, sondern dieselbe mehr nur tragen, so befürchten wir durchaus nicht eine feindliche Stellung dieser gläubigen Mittelpartei gegen die kirchlich-confessionelle und können die Bedenken Mancher in dieser Beziehung keineswegs teilen. Im Gegenteil geben

*) Wir benutzen diese Gelegenheit um auf zwei aus diesem Kreise hervorgegangne neue literarische Erscheinungen hinzuweisen: „Die Geschichts- und Lebensbilder aus der Zeit der Erneuerung des religiösen Lebens in den deutschen Befreiungskriegen" von W. Baur und ein kleines Heftchen: „Die Kirchhöfe der Evangelischen" von Chr. W. Stromberger. Das erst genante frisch und anregend geschriebene Werk ist bereits in weiteren Kreisen bekant geworden. Weniger dürfte das Heftchen über die Kirchhöfe der Evangelischen über die Grenzen des engeren Vaterlandes hinaus gedrungen sein, und doch verdient es solche Beachtung. Das Schriftchen (bei Zernin in Darmstadt erschienen) gibt in ganz knapper Form zuerst einen geschichtlichen Ueberblick über die Begräbnißstätten der Christen, dann die Gesetze und kirchenordnungsmäßigen Bestimmungen über die Kirchhöfe; weiter schildert es den beklagenswerthen Zustand der meisten Kirchhöfe und giebt endlich Andeutungen, wie dieselben beschaffen sein sollten. —

wir uns der Hoffnung hin, daß diese Partei und ihre Conferenz für Manche ein Sammelpunkt und schließlich eine Brücke zur vollen kirchlichen Anschauung bilden wird. Die Not der Zeit wird wol auch noch helfen, die zu verbinden, die in der That in Christo eins sind „Wer nicht wider uns ist, der ist für uns," — dieß Wort hat eben so gut seine Wahrheit, wie das andre: Wer nicht für uns ist, der ist wider uns." —

Die dritte unsrer kirchlichen Parteien, die der entschiedenen Unionisten und Freunde der Presbyterial- und Synodal-Verfassung hat in den lezten Wochen eine sehr entschiedne und herausfordernde Organisation erfahren. Bisher hatte diese Partei ihren Mittelpunkt in der Friedberger Conferenz. Früher waren in dieser Conferenz noch manche gute, positive Elemente. Seitdem dieselben sich aber zum Teil zurückgezogen haben und der vorerwähnten gläubigen Mittelpartei beigetreten sind, verfiel diese Conferenz mehr und mehr dem radicalen Unionismus. Ihr Organ waren die sog. „Evangelischen Blätter." Diese Partei ist es, welche für Presbyterial- und Synodal-Verfassung mit großem Eifer agitirt und hierin das Heil der Kirche sieht. Sie hat einen vollständig ausgearbeiteten Kirchen-Verfassungs-Entwurf mit erstaunlich vielen Paragraphen fertig gemacht und ist bereit mit diesem klappernden Räderwerk unsre Kirche zu beglücken, sobald sie nur ans Ruder komt, was aber hoffentlich nie geschehen wird. Wie es scheint, fühlte sich aber diese Partei in sich selbst nicht stark genug und da Verwandtes sich leicht findet und zusammenschließt, so hat sie mit der kirchlich-liberalen Partei in Kurhessen und Nassau einen Bund geschlossen. Diese liberale Tripel-Allianz hat eine gemeinsame Conferenz gegründet und am 19. Oct. d. J. bereits ihre erste Zusammenkunft in Gießen gehalten. Als gemeinsames Organ hat man ein neues Blatt gegründet unter dem Titel: „Evangelische Blätter aus beiden Hessen und Nassau." — Das Blatt tritt nach seinem Programm an die Stelle der vorgenanten „Ev. Blätter," des „Kirchenboten" der evangel. Conferenz zu Guntershausen in Kurhessen und der „Kurhess. Kirchen- und Schulzeitung," begründet von der reformirten Conferenz Treysa. Herausgeber dieses aus drei Blättern zusammengeschmiedeten kleinen Blättchens ist der bekante Prof. Dr. Heppe in Marburg, der nicht verfehlen wird, in dem Blatte seine bekanten Anschauungen zu verwerthen. So soll es denn nun viribus unitis vorangehen zum Stürmen gegen das verhaßte Lutherthum. Das Programm teilt uns mit, daß die drei nunmehr vereinigten Blätter seither schon in völliger Uebereinstimung gewesen seien „gegen den mit unveräußerlichen Interessen des evangel. christlichen Lebens in Widerspruch stehenden exclusiv-luther. Confessionalismus." Dieselbe Tendenz will selbstverständlich auch das neue Blatt verfolgen und hierbei auch „den Standpunkt der positiven Union so festhalten, daß dabei auch das von jeher der Union zugethane, wesentlich auf Melanchthons Autorität und auf der durch die Concordienformel verdrängten altprotestantischen Lehr-Ueberlieferung beruhende deutsch-reformirte Bekentnis als ein wesentlicher Factor der Union zu seinem vollen Rechte komt."

Noch gefährlicher lautet das von den vereinigten Conferenzen in Gießen angenommene Programm. Es heißt darin: „Die gemeinsame Conferenz steht für die Union ein und strebt nach allgemeiner Verwirklichung derselben auf Grund der evang. Wahrheit. Zu den Bekentnisschriften der deutschen evang. Kirche, vornehmlich zur Augsburger Confession und zum Heidelberger Katechismus verhält sie sich so, daß sie an den religiösen Grundprincipien derselben festhält, in allen einzelnen Lehrbestimmungen aber das Recht und die Notwendigkeit der Weiterentwicklung anerkent." Als das zu erstrebende Ziel betrachtet die Conf. den Aufbau einer deutschen evang. Kirche und als unerläßliches Mittel dazu natürlich eine Kirchenverfassung mit Presbyterien und Synoden. Leiter der vereinigten Partei sind: Landrichter Hofmann und Prof. Köhler aus Hessen-Darmstadt, Pf. Ebert und Gymn.-Dir. Münscher aus Kurhessen, Hofkammerrath Fritze und Pf. Frickhöfer aus Nassau.

Die Erklärung, an der Augsb. Conf. und dem Heidelb. Katechismus als Ausgangspunkt, vorbehältlich der Weiterentwicklung, festhalten zu wollen, hat sehr wenig Wert, zumal für den, der die Führer der ganzen Bewegung kent. Die „Weiterentwicklung" der Augsb. Conf. liegt bekantlich in den übrigen Bekentnisschriften der luth. Kirche vor; aber indem man diese Weiterentwicklung verwirft, behält man sich eine eigne neue vor, wobei denn schließlich Alles abgewickelt wird und nichts mehr übrig bleibt, als der allerschalste Rationalismus. Es wird das bald zu Tage kommen, denn in unserer Zeit vollziehen sich solche Prozesse reißend schnell, wie wir neuerdings wieder an Prof. Schenkel gesehen haben. Man will die rel. Grundprincipien der Augsb. Conf. festhalten; was rechnet man wol dazu? Wenn man doch sich selbst darüber klar machen wollte! Wir fürchten, daß die Lehre von der Dreieinigkeit, von der ewigen Gottheit Christi, von der Erbsünde, von der stellvertretenden Genugthuung Christi ꝛc. von gar Manchen der Herren nicht zu den festzuhaltenden Grundprincipien, sondern zu den weiter zu entwickelnden Lehrbestimmungen gerechnet werden. Wenn der wahre Gehalt solcher Phrasen sich offenbaren wird, dann wird Mancher erschrecken, der sich durch solche schillernde Redensarten hat blenden lassen. — So haben also drei Here unter der Unionsfahne sich versammelt zum ernsten Kampfe gegen die alte Kirche, aber der Herr wird Seine Kirche wol schützen nach Seiner Verheißung. Noch etwas weiter links, als diese neuerdings vereinigte Unionspartei, steht, wie es scheint, eine Anzahl rheinhessischer Geistlichen, welche eine Conferenz in Oppenheim gegründet haben. Diese Partei ist aber noch nicht bestimt genug hervorgetreten und dürfte wol niemals recht Kraft gewinnen. In entscheidenden Fragen wird sie wol unzweifelhaft mit der großen Unions-Armee marschiren.

(Schluß folgt.)

---

**Berlin. Ein treffliches Weihnachtsgeschenk.**

Auch in diesem Jahre sind Luthers Werke von C.-R. von Gerlach, 24 Bände, zu dem herabgesezten Preise von 4½ Thlr. von dem Kanzleivorsteher Schmidt, Mohrenstr. 59, zu beziehen. Zum Besten des Grünen Hauses.

---

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz in Berlin. Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

# Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1864. Mittwoch den 21. December. № 102.


## Dr. Beyschlag's Vortrag auf dem Altenburger Kirchentage.

Darstellungen und Erörterungen christlicher Lehren haben ihre Bedeutung nicht blos in dem Inhalt selbst, sondern auch in dem Zusammenhange, in welchem sie auftreten. Was im Auftrage des evang. Kirchentags und in Folge dessen vor demselben gesprochen wird, wird dadurch von selbst schon über die Geltung einer bloßen Einzelansicht erhoben; und der Kirchentag kann, wie sich von selbst versteht, Niemand zu seinem Vortragenden berufen, von dem er weiß, daß er seinen ausdrücklich und wiederholt ausgesprochenen Grundsätzen entgegensteht. Der Kirchentag hat aber von Anfang an aufs Unzweideutigste erklärt, daß er auf dem Boden der deutsch-evangelischen Bekenntnisse stehe, umsomehr also auf dem Boden der allgemein christlichen Bekentnisse; zu einer „Revision", kritischen Anfechtung oder Umgestaltung dieses Bekentnisses hat er sich niemals weder Beruf, noch Neigung zugeschrieben, vielmehr seine Aufgabe in der praktischen Förderung des evang. Glaubens im deutschen Volke gesucht. Der Kirchentag hatte diesmal als ausschließlichen Gegenstand der Besprechung in den Hauptversammlungen die Frage gestellt: „welchen Gewinn hat die evang. Kirche aus den neuesten Verhandlungen über das Leben Jesu zu ziehen?" Es war hierbei augenscheinlich nicht auf eine Wiederlegung der Schriften von Strauß, Renan und Schenkel abgesehen, sondern darauf, welche Förderung des christl. Bewußtseins und seiner Wissenschaft aus deren Angriffen gegen das Christentum gewonnen werden könne, teils indem die Schwäche des Feindes nachgewiesen wurde und die Macht der Wahrheit, welche selbst dem gehässigen Gegner wider Willen anerkennende Zugeständnisse abnötigt, teils, und vor Allem, indem die evang. Kirche zur Wachsamkeit gemahnt wird, daß sie nicht unbefangen und unvorsichtig gering scheinende Punkte preisgebe, an welche der Unglaube seine Hebel ansetzen könne, und indem sie zu treuerer und eifrigerer Thätigkeit im Bauen und Abwehren aufgefordert wird. Bestimt aber hat Niemand daran gedacht, der Frage den Sinn zu geben: „welchen Dank sind wir jenen Feinden des Christentums schuldig, dafür, daß sie uns den Schleier von manchem in der Kirche bisher festgehaltenen Wahn hinweggezogen und uns Wahrheiten hingestellt haben, welche die Kirche bisher nicht gekant oder unbeachtet gelassen hat und die erst von jenen Männern entdeckt werden mußten, und die wir nun als neu gehobene Schätze aus ihrer Hand empfangen und uns aneignen, um durch sie unsere bisher irrende Lehre zu berichtigen?" Es konte dem Kirchentage auch nicht entfernt in den Sinn kommen, die Frage zu stellen, ob Strauß und Renan unter die Männer zu stellen seien, deren Forschungen die christliche Kirche eine Läuterung und Fortbildung ihres Glaubens und Lehrbewußtseins verdanke; es konte ihm mit einem Wort nicht in den Sinn kommen, das evangelisch-christliche Bekentnis, auf welchem er selbst ruht, in Frage zu stellen. Er konte weder darauf ausgehen, sich eine neue Auffassung von der Person Christi zu suchen, noch eine solche, gewissermaßen in seinem Namen, der Welt verkündigen zu lassen.

Dr. Beyschlag ist hierin anderer Meinung gewesen; an der Stelle, von welcher man eine Stärkung des evang. Glaubensbewußtseins gegen die Angriffe des Unglaubens erwartete, richtete er sich mit größerem Eifer gegen die Lehre der allgemeinen Kirche als gegen die Lehren ihrer Feinde und stellte sich in tiefgreifenden Grundfragen offen auf die Seite der lezteren; dies war wol für Freund und Feind der evangelischen Lehre aufs Höchste überraschend. Wir wollen dem Redner nicht unrecht thun; er war bestimt nicht der Meinung, dem Glauben der evang. Kirche einen Schlag ins Angesicht zu geben; er glaubte sicher, ihre Verteidigung grade in der am meisten förderlichen Weise auszuüben, wie etwa die Verteidiger einer umfangreichen, aber schwach besezten Festung die nicht zu haltenden entfernteren Außenwerke preisgeben, um die innere Umwallung um so stärker zu besetzen. Indeß wird ihm nicht unbekant sein, daß auch ein guter Teil der Verteidiger des christl. Glaubens gegen die Freigeister im vorigen Jahrhundert dieselbe Kriegskunst befolgen zu müssen glaubten, immer mehr „Außenwerke" dem Feinde einräumten, bis sie zulezt die innersten Thore öffneten und in der „Aufklärungstheologie" die Freigeisterei unter christlichem Namen fortsezten; und es wird dem Redner nich Wunder nehmen können, wenn sein strategisches Verfahren, um bei dem Bilde zu bleiben, auf sehr Viele einen ähnlichen Eindruck gemacht hat, als wäre dies die Vorbereitung zu einer Capitulation mit dem Feinde auf halbe Teilung. Sehen wir uns das eingeschlagene Verfahren genauer an; wir haben die volle Ueberzeugung, daß der Verfasser des nun auch gedruckt

vorliegenden Vortrags eine ernste Prüfung des von ihm Ausgesprochenen als nur im Interesse der Wahrheit liegend betrachten und aufnehmen werde.

Daß der Verf. nur auf Strauß und Renan, nicht auch auf Schenkels „Charakterbild Jesu" Rücksicht nimt, weil das von diesem lezteren erregte Aufsehen nur von dem Widerspruch herrühre, der zwischen dem Inhalte dieser Schrift und der kirchenamtlichen Stellung ihres Verfassers obwalte, können wir nicht gerechtfertigt finden. Grade weil Schenkel nicht von vornherein als offner Gegner des Christentums auftritt, wie jene beiden, sondern die Feindschaft gegen den christl. Glauben unter der Maske des wahren Christentums birgt, mußte auf sein Werk, sei es auch das der Sache nach unbedeutendere, Bezug genommen werden; ja die später ausgesprochenen Grundsätze des Redners machten es ihm, scheint uns, zu einer dringenden Aufforderung, sich mit den jedenfalls sehr verwandten Grundsätzen Schenkels auseinanderzusetzen; und indem er nur jene beiden ersten Gegner sich gegenüberstellt, macht er sich die Aufgabe doch wol etwas zu leicht.

Jenen beiden gegenüber erklärt nun Dr. B., daß ihre Schriften „auf die Entgottung des Sohnes Gottes gerichtet sind, und mit dieser wäre der Untergang unsers Glaubens und unserer Kirche gegeben. Hört Christus auf, das wahrhaftige Band zwischen Himmel und Erde, Gottheit und Menschheit zu sein, der, in welchem es Gott gefiel, seine ganze Fülle wohnen zu lassen, ... dann mag man im Uebrigen von ihm rühmen, wieviel man will", so ist das Christentum damit doch schlechthin aufgehoben (S. 4). Wir nahmen diese Erklärung mit voller Zustimmung hin, und sind um so weniger geneigt, anderweitigen Erklärungen des Verf. einen dieser entgegenstehenden Sinn unterzulegen. Wenn es nun bald darauf als Pflicht der Kirche erklärt wird, „zu fragen nach dem Moment von Recht und Wahrheit, welches auch in diesen grundstürzenden Irrtümern [bei Strauß und Renan] enthalten sei, und dies Moment anzuerkennen und in das kirchliche Bewußtsein herüberzunehmen" (S. 6), so war uns dies und wol den meisten Teilnehmern des Kirchentags eine nicht geringe Ueberraschung, indeß waren wir der Meinung, es sei dieses „Herübernehmen in das kirchliche Bewußtsein" wol nur ein ungenauer Ausdruck, und der Redner habe dabei wol nur daran gedacht, daß man auch von solchen Gegnern für das wissenschaftliche Bewußtsein der Kirche noch Manches lernen könne. Denn daß damit gemeint sei, daß die Kirche religiöse Wahrheiten, wesentliche Bestandteile des christl. Bewußtseins überhaupt, nicht bei denen, welche, geistlich wiedergeboren, gelehrt sind von dem Geiste, der in alle Wahrheit führt, sondern bei denen, denen das Wort vom Kreuz ein Aergernis und eine Thorheit ist, suchen und finden solle, um das eigne kirchliche Bewußtsein damit zu bereichern, so daß wir etwa einen Strauß und Renan als Förderer der christl. Heilserkentnis ehren könten, das schien denn doch gar zu unwahrscheinlich. Lernen kann auch der Christ, auch die Kirche, von ihren Feinden, nicht blos, wie wir ihren



Waffen und ihrer Art zu fechten die Spitze bieten können, sondern auch von ihren wissenschaftlichen, geschichtlichen, sprachlichen und philosophischen Forschungen, wie ja auch die Kirchenväter von der griechischen Philosophie lernten, die christl. Wahrheit zu philosophischer Erkentnis zu erheben, und wie die evangelische Theologie durch den wissenschaftlichen Scharfsinn ihrer römischen Gegner Vieles lernte, um ihre eigene Wissenschaft weiter auszubilden.

Indeß wird das zuerst aufgestiegene Bedenken nicht entfernt, sondern in hohem Maße verstärkt, wenn wir alsbald weiter hören: „Läge die Sache so, daß wir das, was [durch die verneinende Kritik] in Frage gestellt ist, ganz in derselben Form und Gestalt, in der es seither angeschaut worden, gegen die feindselige Kritik zu behaupten hätten, ... so würde dies voraussetzen, daß in diesem Falle zwischen der kirchlichen und der widerkirchlichen Theologie das Verhältnis waltete, welches die katholische Anschauung zwischen Kirche und Häresis sezt: auf Seiten der Kirche das absolute Recht, die absolute Wahrheit, auf Seiten der Häresis das absolute Unrecht, das bewußte Antichristentum." Die evang. Betrachtung könne von dieser katholischen Voraussetzung nicht ausgehen; „uns lehrt das apostolische Wort, daß unsere Erkentnis Stückwerk und das Hinankommen zur vollkommenen Erkentnis Jesu Christi erst das Ziel der kirchlichen Entwickelung sei (1 Cor. 13, 9; Eph. 4, 13); es lehrt uns die Erfahrung der ganzen Kirchengeschichte, daß selbst grundstürzende Irrtümer und Attentate sich immer nur auf schwache und berichtigungsbedürftige Punkte der kirchlichen Entwickelung gerichtet haben." Auf den Beweis der lezten, kühn ausgesprochenen Behauptung wären wir begierig; meint denn der Verf. wirklich, daß die Angriffe der französischen Atheisten und der alten und neuen Anhänger des Materialismus nur auf den „schwachen und berichtigungsbedürftigen Punkt" der Lehre von dem lebendigen Gott und Schöpfer gerichtet gewesen seien, und wir also nichts eiligeres zu thun hätten, als von ihnen die berichtigenden Wahrheiten in unser kirchliches Bewußtsein „herüberzunehmen", und die christl. Lehre von der Schöpfung etwa nach der Lehre Darwins zu berichtigen? Soll jede, noch so verkehrte und unsinnige Lehre eine Aufforderung für uns sein, die angegriffene christl. Wahrheit als schwach zu erklären und sie mit der sie ergänzenden Irrlehre zu einer neuen höheren Mischung zusammenzuschmelzen? Da würde denn doch zulezt ein eigentümliches Christentum herauskommen. Sagt der Apostel: „ihr Lieben, glaubet nicht jeglichem Geist, sondern prüfet die Geister, ob sie aus Gott sind, denn es sind viele falsche Propheten ausgegangen in die Welt" (1 Joh. 4, 1), so sollen wir nur sagen: „es bedarf keiner Prüfung, ob die ersten besten auftretenden Geister von Gott sind; es steht vielmehr von vornherein fest, daß sie auch in ihren grundverderblichsten Irrtümern noch Wahrheiten bergen, die wir noch nicht haben, und die wir von ihnen in unser Bewußtsein herübernehmen, und durch die wir unsere Auffassung ergänzen und berichtigen müssen." Allerdings geben wir mit dem Apostel vollkommen zu,

daß hienieden all unser Wissen noch Stückwerk ist, aber der Apostel sagt ja wol nicht, daß wir uns die uns noch fehlenden Stücke von den Häretikern und den Atheisten herüberholen sollen, sondern daß wir die Wahrheit vollkommen schauen werden, wenn wir bei Christo sein werden (1 Cor. 13, 10—12; 2 Cor. 5, 8; Eph. 4, 13); da nun Strauß und Renan vorläufig noch auf Erden sind, so wird wol der Ausspruch Pauli auf sie keine Anwendung finden.

Wenn der Satz: „auf Seiten der Kirche die absolute Wahrheit, auf Seiten der Häresis das absolute Unrecht" als katholisch abgewiesen wird, so müssen wir bemerken, daß dieser so ausgesprochene Satz nicht katholisch, sondern sinnlos ist; denn daß in jeder Häresis auch noch einige Wahrheit sei, — nämlich das, was sie vom christl. Bewußtsein noch festhält, — wird auch von der kathol. Kirche nicht geleugnet; soll aber der Sinn der sein: die Kirche hat die Wahrheit, und zwar trotz aller noch unvollkommenen Erkentnis, doch, kraft der Verheißung des Herrn an die getreue Kirche, die reine Wahrheit, und die dieser grade gegenüberstehende Irrlehre ist eben darum und insoweit sie dieser christl. Lehre widerspricht, unwahr: so ist dies kein katholischer, sondern ein allgemein christlicher Satz; und auch die Apostel stehen ganz auf diesem Standpunkte; „aber so auch wir, oder ein Engel vom Himmel euch würde Evangelium predigen anders, denn das wir euch geprediget haben", — da fährt der Apostel nicht etwa fort: „so wisset, daß diese andere Lehre nur auf einen schwachen und berichtigungsbedürftigen Punkt des euch von mir gepredigten Evangeliums gerichtet ist, und greift eilig zu, daß ihr euch davon eine Ergänzung eures Stückwerks herübernehmet", sondern er sagt einfach und unzweideutig: „der sei verflucht" (Gal. 1, 8. 9); und der Jünger, der an des Herrn Brust lag, sagt in gleichem Sinne: „ein jeglicher Geist, der da nicht bekennet Jesum Christum im Fleisch gekommen, der ist nicht von Gott; das ist der Geist des Widerchrists, von welchem ihr habt gehört, daß er kommen werde" (1 Joh. 4, 3, vgl. 2, 22; 2 Joh. 10; Off. 22, 18. 19).

Wenn dann Dr. B. bei der Erwähnung des großen Beifalls, welchen die in Rede stehenden Bücher gefunden, der Kirche einige Schuld beimißt, so wird das jeder gläubige Christ zugeben; denn wäre die Kirche in der Mehrheit ihrer Glieder nicht lau und träge gewesen, hätte sie die Selen mit treuem Eifer gepflegt, so würde der Unglaube wol weniger allgemein sein; wenn nun aber jenem Vorwurf die Wendung gegeben wird, „daß die Kirche sie [die Verführten] in eine wirkliche, überzeugende Erkentnis Christi nicht eingeführt habe, daß die kirchliche Fassung derselben für den Erkentnisblick unserer Zeit irgend eine Verschleierung an sich haben muß, welche abzuthun wir durch Dasein und Erfolg jener widerkirchlichen Behandlungen des Lebens Jesu dringend gemahnt sind" (S. 10), so könte darin die Weisung gefunden werden: prediget Christum nur in der Weise, wie es dem Zeitgeist entspricht, wie es der großen Menge gefällt, so wird sich diese nicht von euch abwenden. Reicht denn der auf derselben Seite anerkante „Widerwille des natürlichen Menschen gegen die heilsame Wahrheit„ nicht vollständig hin, um auch bei treuer Arbeit der Kirche das Wort des Herrn doch wahr zu machen, daß breit ist der Weg der zum Verderben führt, und viele sind, die darauf wandeln?

Wir treten der Sache näher. Wir fragen natürlich: worin bestand nun jener Fehler der Verschleierung der Lehre von Christo, dessen sich die Kirche schuldig gemacht haben soll? Antwort: weil die Kirche es versäumt, die Wissenschaft des Lebens Jesu auszubilden, dieses Leben „zum Gegenstande historischer Forschung, geschichtlicher Durchdringung und Veranschaulichung zu machen. Ja wie ist es denn möglich gewesen, daß die Kirche anderthalb Jahrtausende hindurch an ihre erste und hehrste wissenschaftliche Aufgabe auch nicht einmal gedacht hat? Einfach dadurch, daß sie von Anbeginn — und gewissermaßen bis auf diesen Tag — das Interesse an der Thatsache gegen das Interesse an der Lehre, und das Interesse an der Menschheit Christi, welche die geschichtliche Betrachtung fordert, gegen das Interesse an seiner Gottheit, die zur dogmatischen Formulirung hintrieb, hintangesezt hat"; das sich entwickelnde Dogma von der Person Christi habe eine wahrhaft menschliche und geschichtliche Auffassung unmöglich gemacht (S. 11 f.). Wir möchten es doch von vornherein für etwas unvorsichtig halten, so ohne Weiteres der gesamten Kirche den Vorwurf ins Gesicht zu schleudern, sie habe von Anbeginn ihre erste und höchste Aufgabe gänzlich verabsäumt, ja nicht einmal daran gedacht, und es sei nachgrade Zeit, daß sie auf diese ihre nächstliegende Aufgabe hingewiesen werde. Wir haben ein größeres Vertrauen zu dem Geiste und dem Verstande der Kirche, als daß wir glauben sollten, sie hätte erst auf Strauß und Renan, oder, wenn man will, auf den Altenburger Kirchentag warten müssen, um zu wissen, daß sie das Leben ihres Herrn und Meisters ins Auge fassen müsse; und wir gestehen, weder jenen Vorwurf zu begreifen, noch das Erstaunen, mit welchem er ausgesprochen ist. Für eine Wissenschaft des Lebens Jesu in dem Sinne, wie wir es jezt gewöhnt sind, lag für die frühere Kirche überhaupt gar kein Bedürfnis vor. Eine Kirche, welche vier urkundliche geschichtliche Darstellungen des Lebens Jesu von den nächsten Zeugen besaß, und der es nicht in den Sinn kommen konte, diese Urkunden für mythische Dichtungen oder für Kunstromane zu halten, hatte neben der wissenschaftlichen Erforschung und Erklärung dieser Urkunden kaum einen Grund, noch eine besondere Wissenschaft des Lebens Jesu aufzustellen; diese wurde überhaupt erst ein Bedürfnis, seitdem der deistische und atheistische Unglaube die Geschichtlichkeit dieser Urkunden in Frage stellte, und trug darum naturgemäß überwiegend abwehrenden Charakter. Man mache den Versuch, und lasse aus den kirchlichen Bearbeitungen des Lebens Jesu alles Verteidigende und Kritisch-Polemische fort, so wird man kaum etwas übrig behalten, was in einer wissenschaftlichen Erklärung der Evangelien nicht ebenfalls behandelt werden müßte. An solcher wissenschaftlichen Behandlung der Urkunden, auch an harmonischer Vereinigung ihrer verschiedenen

Nachrichten, hat es aber in der kirchlichen Wissenschaft von Anfang an nicht gefehlt. Daß aber die Anforderungen an ein Leben Jesu, wie Dr. B. sie nachher stellt, von der früheren Kirche nicht erfüllt worden sind, darüber sich zu wundern, liegt sicherlich nicht der mindeste Grund vor. Völlig unrichtig aber ist der Vorwurf, daß die alte Kirche das Interesse an der Thatsache dem Interesse an der Lehre nachgesezt habe; vielmehr hätte man den entgegengesezten Vorwurf aufstellen können. Die Thatsache, daß „Christus im Fleisch gekommen sei", macht Johannes zum Grund aller Heilswahrheit, die Thatsache, daß der gekreuzigte Christus auferstanden, ist die Grundlage aller Heilsverkündigung, und diese heißt eben darum, weil sie überwiegend eine Geschichte des Heils verkündet, Evangeliumsverkündigung. Freilich waren diese Thatsachen nicht ohne Lehre, und konten es nicht sein, und die Verkündigung der Geschichte des Menschensohnes war nicht ohne die Verkündigung des Gottessohnes, weil sie sonst einfach Lüge gewesen wäre; aber die wissenschaftliche Gestaltung dieses über die einfache Geschichte hinausgehenden Gedankens folgte doch erst ziemlich spät nach, also, daß von einem unrechtmäßigen Zurückdrängen der Geschichte durch die Lehre überhaupt gar nicht die Rede sein kann.

Der gegen die Kirche erhobene Vorwurf enthält aber alsbald seinen eigentlichen Kern; nicht das angeblich höhere Interesse der Kirche an der Gottheit Christi verhinderte nach dem Verf. die Ausbildung eines Lebens Jesu, sondern der Gedanke der vor der Menschwerdung schon wirklichen Existenz des Gottessohnes. Man ging „von dem mangelhaften und abstracten Begriff zweier disparaten in Christo gleichsam zu addirenden (!) Naturen aus, trug dadurch einen unheilbaren (!) Dualismus in sein Personleben hinein und sezte zugleich die Menschheit zu einer im Grunde nur scheinbaren, doketischen, herab, „daß eine vor der Menschwerdung bereits fertige gottheitliche Person, wie die orthodoxe Christologie sie sezt, nicht nachträglich noch eine persönliche Entwickelung haben könne, ... daß alles innere Werden, alles Zunehmen an Weisheit und Gnade, alles Kämpfen u. s. w. zum puren Schein werden muß bei einer zweiten Person der Gottheit, die ihrer Natur nach von Ewigkeit über das Alles hinaus ist, oder mindestens, daß ein Nebeneinander von zweierlei Bewußtsein, einem göttlich-absoluten und einem menschlich-beschränkten, und von zweierlei Willen ... ein Unding ergibt, nicht aber eine einheitliche, lebensfähige Person, das kann kein unbefangener Betrachter der chalcedonensischen Lehre leugnen" (S. 12); in gleichem Sinne fragt der Verf. in der Vorrede: „Befriedigt denn diese [die kirchliche] Trinitätslehre irgend einen denkenden Christen?" Wir müssen es uns gefallen lassen, von dem Verf. zu den nichtdenkenden Christen gezählt zu werden, da wir nicht umhinkönnen, in der kirchlichen Trinitätslehre eine auch wissenschaftliche Befriedigung zu finden; möchten aber doch den Verf. darauf aufmerksam machen, daß solche, auf die halbgebildete Menge berechneten Redeweisen, wonach man Männer wie Athanasius, Augustinus, Thomas Aquin, Luther, Melanchthon u. A. ohne Weiteres aus der Zahl der denkenden Christen ausweist, in der wissenschaftlichen Theologie nicht grade üblich und an der richtigen Stelle sind. — Der Verf. schreitet unbedenklich weiter. Die Kirche habe eine Geschichte des Lebens Jesu auch noch durch einen zweiten, vorgeschobenen Riegel unmöglich gemacht, indem sie auch die Urkunden dieser Geschichte „doketisirte", den Text der evang. Geschichte „zu einem Dictat vom Himmel herab gemacht" und so eine kritische Geschichtsforschung abgeschnitten habe. Der Hauptpunkt, den die Kirche von Strauß und Renan als ihren Todfeinden zu lernen hat, ist nun der: „sie muß vollen Ernst machen mit der Menschheit Christi, mit der Geschichtlichkeit seines Lebens, mit der Natur der Evangelien als historischer Urkunde." Da nun die Kirche von Anfang an die volle und wahre Menschheit Christi und die volle Geschichtlichkeit der evang. Urkunden festgehalten hat, so kann diese vorwurfsvolle Weisung natürlich nur den Sinn haben, daß die göttliche, übermenschliche Seite von diesem Leben Jesu und von diesen Urkunden auszuschließen sei. Diese unabweisliche Deutung wird sofort in der als Mittelpunkt der ganzen Rede hervorgehobenen Erklärung bestätigt:

> „Es ist also gegen Renan und Strauß rund zuzugeben, daß Jesus als wahrer, völliger Mensch zu nehmen und zu verstehen sei, daß seine ganze Erscheinung und Lebensgeschichte unter die allgemeinen Gesetze des Geschehens falle, daß die Quellen seiner Lebensgeschichte mit derselben historischen Kritik zu behandeln seien, die für jede geschichtliche Quellenforschung gilt." (S. 16.)

Daß diese „vorbehaltlos zugestandene Menschlichkeit und Geschichtlichkeit des Lebens Jesu" (S. 17) nicht etwa eine mildere Deutung als die in den Worten liegende zulasse, geht schon daraus hervor, daß ja diese Behandlung des Lebens Jesu als eines blos menschlichen ausdrücklich als eine der bisherigen Kirche unbekante, von Strauß und Renan aufgefundene, uns zur „Herübernahme in das kirchliche Bewußtsein" als Pflicht hergestellte Auffassung erklärt wird.

(Schluß folgt.)

---

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz in Berlin. Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

# Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1864. Sonnabend den 24. December. № 103.


## Dr. Beyschlag's Vortrag auf dem Altenburger Kirchentage.

(Schluß.)

Der von der evang. Kirche aus den Arbeiten Straußens und Renans zu ziehende Gewinn besteht sonach darin, daß die Kirche erkenne und an diese „Todfeinde der Kirche" mit demütiger Unterwerfung erkläre: wir haben bisher in Christi Person und Leben nicht etwas blos menschliches gefunden, sondern darin die Person und das Leben des ewigen, menschgewordenen Gottessohnes, haben seine ganze Erscheinung und Lebensgeschichte als nicht unter die allgemeinen, das Wunder schlechthin ausschließenden, Gesetze des Geschehens fallend betrachtet, sondern als das Wunder aller Wunder, und haben die Quellen unserer Glaubenserkentnis als unter der unmittelbaren, göttlichen Leitung verfaßt betrachtet, also daß wir ihnen auch glauben, wo sie von Wundern berichten, während wir in weltlichen Sagenberichten von Wundern kraft der auf den allgemeinen Gesetzen des Geschehens ruhenden Kritik nur Mythe oder Erdichtung finden; wir waren im Unrecht und treten nun auf eueren unbefangeneren Standpunkt, und bekennen, daß wir die rechte Erkentnis der Wahrheit von euch empfangen haben. In der That, der Kirchentag mußte sich wundern über diesen Gewinn, der ihm zu seiner nicht geringen Ueberraschung zu Teil wurde, und darüber, wie grade er selbst dazu komme, diese Errungenschaft in Empfang zu nehmen, um ihn an die Kirche als deren Bereicherung zu vermitteln, vielleicht auch das Organ des Dankes zu werden, den die Kirche dafür an jene Männer schuldet.

Die erste sich uns aufdrängende Frage war die: soll denn dies eine neue Errungenschaft sein, welche uns erst durch Strauß und Renan zu Tage gefördert ist? Will denn der Redner die Verdienste des Verf. der Wolfenbüttler Fragmente und des gesamten Rationalismus so ganz beseitigen? Haben denn nicht Röhr, Wegscheider und vor Allem der Heidelberger Paulus das Leben Jesu ganz so aufgefaßt, und würden sie nicht den angegebenen Grundsatz Wort für Wort und „vorbehaltlos" unterschreiben? Haben denn nicht sie schon jene „Verschleierung" des Lebens Christi „für den Erkentnisblick ihrer Zeit" hinweggezogen, indem sie das Leben des Herrn rein menschlich faßten und es alles seines göttlichen Glanzes entkleideten? Es ist uns leid, daß wir das Verdienst von Strauß, Renan und Schenkel hierin nicht anerkennen können; sie haben nur folgerichtiger weiter ausgeführt, was jene bereits klar und bestimt im Grundgedanken ausgesprochen hatten; und nachdem die deutsche Theologie mehrere Jahrzehnte hindurch unter der fast unumschränkten Herschaft des Rationalismus gestanden, wäre der Vorwurf des Redners gerechter dahin zu fassen, daß die evang. Kirche seit einigen Jahrzehnten jene schon so lange gehobenen Schätze unbenutzt liegen gelassen habe, und daß es nun die Aufgabe des evang. Kirchentags sei, sie in Münze auszuprägen und in Cours zu setzen. Sollte man also auch nicht grade mit allen einzelnen Ausführungen des von Strauß und Renan aus dem Rationalismus herübergenommenen Grundgedankens einverstanden sein, so wird man doch, wenn man diesen selbst annimt, zugeben müssen, daß sie ganz in ihrem Rechte waren, wenn sie alles Uebermenschliche und Wunderhafte aus dem Leben Jesu ausstrichen, denn solches anzunehmen widerspricht ja den „allgemeinen Gesetzen des Geschehens" und der für jede andere geschichtliche Quellenforschung geltenden historischen Kritik; jedes Wunder, wie etwa die Todtenerweckungen und die Auferstehung des Herrn, wäre mit einer „vorbehaltlos zugestandenen Menschlichkeit" unverträglich, würde vielmehr den sehr bedeutenden Vorbehalt seiner übermenschlichen Würde machen. Es ist also ganz in der Ordnung, wenn die Theologen des äußersten „Fortschritts" diesen Grundsätzen des Kirchentagsredners ihren vollen Beifall gespendet haben; denn sie mußten sich sagen: „das ist Bein von unsern Beinen und Fleisch von unserm Fleisch."

Man könte nun folgerichtig nichts anders erwarten, als daß Dr. B. uns ein Leben Jesu etwa in der Weise von Schenkel oder dem Heidelberger Paulus zeichne. Aber das ist gar nicht seine Meinung; im Gegenteil erweist sich sein überraschendes, vorbehaltloses Zugeständnis an die Feinde der Kirche als der Versuch einer Kriegslist; er ist nämlich überzeugt, auf Grund jenes rein menschlichen Lebens Jesu und der für alle sonstige Geschichtserzählung geltenden Kritik das Wunder retten und den Nachweis führen zu können, daß dieses rein menschliche Leben Jesu doch zugleich auch ein göttliches war, zwar nicht im Sinne der Kirche, daß ein Gottessohn Mensch geworden, aber in dem umgekehrten, daß ein Menschensohn Gott wird. Das Wunder des Lebens Jesu besteht nicht in einer Selbsterniedrigung des Gottessohnes, sondern in der Selbsterhöhung des Menschensohnes. Sind nach der bisherigen Auf-

fassung der christl. Kirche die Wunder im Leben Jesu eine Offenbarung des vor seiner Menschwerdung schon ewig wirklichen Gottessohnes, so sind sie hier die allmälig immer höher sich steigernde Entfaltung der reinen Menschheit, deren lezte und höchste Frucht die Gottessohnschaft ist. Nachdem der Redner die breiteste Grundlage des äußersten Rationalismus angenommen, läßt er aus ihr, — das Erstaunen ist jezt auf der andern Seite, — die blütenreichen Bäume des Wunders in üppiger Fülle schnell aufsprossen, nachdem er den dürren, steinharten Boden mit seinem Zauberstabe berührt, bis zulezt das Wunder aller Wunder, — auch für uns alle andern Wunder wie schwache Kindesversuche weit hinter sich lassend, — vor unsern Augen sich entfaltet, daß der Mensch Jesus, — reiner Mensch und nichts als Mensch, — zur vollen „Verklärung und Vergottung" gelangt, „kraft deren er das weltregierende Haupt seiner Gemeinde, kraft deren er der Gegenstand unserer Anrufung und Anbetung ist; der Anfang aber dieser Vergottung des ganzen Daseins Christi ist seine Auferstehung." (S. 37.)

Wir können es den Männern des Protestantenvereins gar nicht verargen, wenn sie, nachdem sie eben erst frohlockend Beifall geklatscht, nun die Hände über dem Kopf zusammenschlagen über diesen Abfall von dem zugestandenen „Princip", wenn sie, nachdem sie geglaubt, einen bleibenden Besitz errungen zu haben, das Gebilde wie ein Nebel aus ihren Händen schlüpfen sehen; wie jener Ritter, der die schöne Melusina freite, seine Ehehälfte eines Tages, mit halbem Fischleibe geziert, zum Fenster hinausfliegen sah. Auch wir befinden uns hier in einer etwas ungewöhnten Welt, und haben allen Grund, die uns in glänzenden Farben vorgeführten Bilder möglichst nüchtern zu betrachten.

Die „Idee des Menschen beruht in seiner Gottesebenbildlichkeit, in der Anlage zur Gotteskindschaft, in dem Bewußtsein einer absoluten Abhängigkeit von Gott"; ist nun „der Mensch als solcher zum Bilde Gottes geschaffen, zur Wesensgemeinschaft mit Gott angelangt, so ergibt sich, daß in demjenigen, der die Idee des Menschlichen ohne Fehl realisirt, die absolute Einigung des Menschlichen und Göttlichen stattfinden, daß der wahre und vollkommene Mensch das Ebenbild Gottes schlechthin, daß „„des Menschen Sohn"" der eingeborne Sohn Gottes sein wird, so daß anstatt der kirchlichen Addition zweier disparaten Naturen nur eine tiefere und reinere Fassung der menschlichen Natur in ihrer biblischen Idee vonnöten ist, um das dogmatische Problem der Person Christi zu lösen." (S. 17). Wir gestehen, der Kühnheit dieser Logik auch nicht auf zwei Schritte folgen zu können; ohne auf den von Schleiermacher aufgestellten Gedanken des „absoluten Abhängigkeitsgefühls", der in jeder freien Handlung, vor Allem in jeder Sünde als unwahr bekundet wird, und nur von dem Standpunkte des vollständigen Determinismus aus möglich ist, eingehen zu wollen, bemerken wir nur, daß zwischen einem durch sittliche Reinheit mit Gott in Gemeinschaft tretenden Menschen und dem eingebornen (einziggebornen) Sohne Gottes, „der in des Vaters Schos ist" (Joh. 1, 18), den der Vater als eingebornen, der dies also schon war, nicht erst werden sollte, in die Welt gesandt hat (3, 26; 1 Joh. 4, 9), doch ein gewaltiger Unterschied ist. Der Mensch an sich hat wol die Aufgabe, heilig und rein zu sein und Christo, dem Menschensohne, in sittlicher Beziehung ähnlich zu werden, aber er hat nimmermehr die Aufgabe, der „eingeborne Sohn Gottes" zu werden; denn in diesem Ausdruck liegt, darüber ist auch bei den Gegnern nicht der mindeste Zweifel, der Gedanke der unbedingten Einzigkeit, also daß weder vor, noch nach Christo, irgend ein Mensch diese Stufe erreicht hat, noch jemals erreichen kann. Da nun der Verf. den Gedanken der Notwendigkeit der Sünde entschieden abweist (S. 19), also die volle Befähigung des gut geschaffenen Menschen zur Erreichung seiner Idee anerkent, so folgt unabweislich, daß schon der erste Mensch die Aufgabe hatte, eingeborner Sohn Gottes zu werden, eine Würde, die er nur durch seine Schuld verscherzt hat, und daß, wenn Adam nicht gesündigt hätte und seine Nachkommen ebenfalls rein geblieben wären, wir etliche Millionen „eingeborner" Gottessöhne und anzubetender vergotteter Menschen hätten; — es folgt ferner, daß, da durch Christum die Macht der Sünde gebrochen ist, und die geistlich wiedergebornen Kinder Gottes in der Kraft des heiligen Geistes die Aufgabe haben, dem Menschensohne als ihrem heiligen Vorbilde sittlich gleich zu werden, alle Christen die Aufgabe haben, eingeborne Söhne Gottes zu werden. Man sieht, das diese neue Lösung „des Problems der Person Christi" doch gar nicht so einleuchtend ist, und wol noch etwas größere Schwierigkeiten bietet, als die „kirchliche Addition zweier disparaten Naturen", — ein völlig unzulässiger und misverständlicher Ausdruck.

Wenn nun der Redner Christo als dem „Gottmenschen" absolute Sündlosigkeit zuschreibt, und die Ansicht von Strauß und Renan, ein sündloser Mensch sei nicht möglich, als tiefste Herabwürdigung des Menschen abweist, denn „das gewisseste, was wir über uns selbst haben," sei das Bewußtsein, daß die Sünde ein schlechthin „nichtseinsollendes" sei, — so ist dieser Streich gegen die Gegner in die Luft geführt. Denn das gewisseste, was wir über uns selbst haben, ist das Bewußtsein, daß wir allesamt Sünder sind, daß, falls wir nicht geistlich wiedergeboren sind, „das Gesetz der Sünde" in uns mächtig ist und uns zu Sklaven macht (Röm. 7, 23); betrachten wir nun das Leben Jesu als ein blos menschliches und stellen „seine ganze Erscheinung unter die allgemeinen Gesetze des Geschehens," so können und dürfen wir gar nicht anders urteilen, als daß auch Christus unter diesem Gesetze der Sünde stehe, denn ein allgemeineres Gesetz als dieses durch die Erfarung bestätigte kann es kaum geben. Gesezt nun aber, daß die Möglichkeit eines innerhalb der sündlichen Menschheit auftretenden sündenreinen Menschen zugegeben würde, was wir entschieden abweisen müssen, — womit beweist denn der Verf. jene absolute Sündlosigkeit Jesu? da er ja die biblischen Ur-

kunden auch nur als rein menschliche betrachtet, die nach der sonst üblichen Kritik zu beurteilen sind? Eine solche „absolute" Ausnahme von der gesamten Menschheit können wir doch unmöglich auf rein menschliche Autorität hin annehmen. Wenn uns da der Verf. entgegnen wollte: „das ist eben der Standpunkt des Unglaubens, nicht der des Glaubens" (S. 17), so möge er dies vor allem andern auf seinen von Strauß und Renan übernommenen Grundgedanken über das Leben Jesu anwenden; stellen wir uns aber einmal auf diesen Standpunkt, so wollen wir doch ehrlich sein, und nicht ganz willkürlich solche absolute Ausnahmen von der gesamten Menschheit erdichten. Einmal sollen wir grundsätzlich an das Leben Jesu keinen andern Maßstab anlegen, als an das Leben jedes andern Menschen, dann sollen wir es wieder von der schlechthin ausnahmslosen Allgemeinheit der Sünde ausnehmen; wo ist da die Folgerichtigkeit? Wir werden bei keinem uns begegnenden Menschen erst prüfen, ob er etwa ein sündloser Heiliger sei; und nun sollen wir bei Jesu, ohne nach jener Voraussetzung es prüfen zu können, eine schlechthin gewisse Ausnahme machen! Wenn Dr. B. gegen die Gegner ironisch bemerkt: „um welchen Preis geschieht diese Herabwürdigung der Menschheit? nun der Gewinn ist freilich lonend: man wird doch um diesen Preis die absolute Ausnahme, das absolute Wunder los, als welcher jener Eine inmitten der sündigen tausendmaltausende dasteht," so ist ganz einfach zu bemerken, daß sein zugestandenes Grundprincip nicht blos das absolute Wunder, sondern jedes wirkliche Wunder ausschließt. Wenn man dem edlen Gefäß des Glaubens den Boden ausgeschlagen hat, so ist es ein ganz vergebliches Bemühen, es von oben füllen zu wollen. Mit frommen Dichtungen können und wollen wir uns nicht zufriedenstellen, mögen diese im ersten oder im neunzehnten Jahrhundert erfunden sein; und wer dem Unglauben den kleinen Finger reicht, der hat bald auch seine Hand nicht mehr frei. Eine Theologie aber, welche den Gedanken der Sündlosigkeit Jesu auf nichts anderem als auf gutwilliger Willkür erbaut, ist wenig geeignet, dem Erlösungsfrieden eine Stütze zu sein. Nach jenen Zugeständnissen an die „Todfeinde des Christentums" hat der Verf. gar keine rechtmäßigen Waffen mehr, sie zu bekämpfen; und auf diesem Boden macht sein Kampf gegen sie den Eindruck, wie die Hunnenschlacht der Sage, wo die Geister der Gefallenen auf einander grimmig losschlagen, ohne einander verwunden zu können. In der bekanten Fabel ruft der Fuchs dem auf dem Dache sitzenden Hahn freundlich zu, herabzukommen, um sich mit ihm zu verständigen; der Hahn aber blieb wolweislich auf seinem Dache; die christliche Theologie sollte doch wol mindestens ebenso klug sein.

Wenn nun der Redner bei der kurzen Betrachtung der Wunder dieselben so weit ausdehnt, daß er von „großen weltbewegenden Persönlichkeiten, durch die ein neues in die Entwickelung der Zeiten eintritt," sagt: „wir fühlen ihnen, je wahrhaft größer sie sind, um so bestimter ab, daß sie in der Ursprünglichkeit ihres Wesens irgendwie unmittelbar dem Ursprung entstammen, daß sie irgendwie unmittelbar von Gott bereitet und gesandt sind," so wirft diese maslose Ausdehnung des Wunderbegriffs ein höchst bedenkliches Licht auf das, was er von dem wunderhaften Ursprunge Christi sagt, jedenfalls hört Christus dann auch in dieser Beziehung auf, der schlechthin einzige zu sein, und ist eben nur der größeste unter den großen; und der Verf. kann es uns nicht verargen, wenn wir in seiner Anerkennung der Wunder Christi, die doch eben den uns bekanten Gesetzen der Menschheit nicht entsprechen, angesichts seines Princips nur eine unwissenschaftliche Halbheit erblicken können, eine willkürliche Zurückweisung der von ihm grundsätzlich gemachten Zugeständnisse an die Gegner des christlichen Glaubens.

Es wird nun das Bild Christi im ganzen zusammengefaßt, „nicht das Bild eines incognito auf Erden wandelnden Gottes, eines als Person von Ewigkeit fertigen Logos, auch nicht das Bild einer Doppelpersönlichkeit, . . sondern das Bild eines durch und durch wahrhaft menschlichen Daseins," so menschlich, daß Christus selbst in vollem Ernst die Anrede „guter Meister" von sich ablehnt, weil niemand gut sei als der einige Gott, er selbst aber noch im Kampfe der Versuchung stehe und den vollkommenen Gehorsam „erst noch zu lernen habe" (nach Matth. 19, 17 und Hebr. 5, 8). Dieser Mensch Jesus war kraft seiner reinen Sittlichkeit mit Gott nur in moralischer Einheit, nicht aber in metaphysischer oder Wesenseinheit; aus dieser sittlichen Einheit stieg er empor zum Gottgleichsein seines verklärten Daseins, in welchem er ein Gegenstand der Anbetung wird. Aus allem bisherigen geht schon mit voller Sicherheit hervor, daß von einem wirklichen Dasein des Gottessohnes vor der Menschheit Jesu, einer „Präexistenz" des ewigen Sohnes nicht die Rede sein könne. Indes etwas davon sucht der Verf. doch in freilich sehr dunkler Redeweise zu retten. „Was aus Gott in die Welt hineingezeugt ist," wie bei allen „großen, weltbewegenden Persönlichkeiten" (S. 21), in eminenter Weise aber bei Christo, „das muß irgendwie vorher schon in Gott gewesen sein; . . verwirklicht sich nun in Christo der wesentlichste Gedanke Gottes, der Gottesgedanke, welcher der ganzen Welt zu Grunde liegt, der Gedanke, in welchem Gott sich selbst denkt, aber als anderes, als Sohn, als Ebenbild, welches das Urbild sei einer zur Gotteskindschaft geschaffenen Menschheit, wie wäre es möglich, daß Christus sich nicht selbst als die zeitliche Erscheinung eines vor Abraham, vor der Welt Grundlegung für Gott vorhandenen erfaßte"! — nur sei dies Präexistenzbewußtsein Christi nicht eine Erinnerung an einen vorzeitlichen Umgang mit dem Vater, sondern es sei nur zu erklären aus einem intuitiven Rückschluß seines Bewußtseins auf die vorzeitliche Wurzel seiner Persönlichkeit"; die kirchliche Lehre von der Präexistenz und der göttlichen Natur Christi sei schriftwidrig und bedürfe einer gründlichen Revision; vor der Menschheit Christi sei in Gott nur das „Princip oder die Potenz" seiner Person, also „entwickelungsfähig und werdebedürftig" (S. 40 ff.).

„Mit Formeln, die sich selbst widersprechen, mit Worten,

die sich einstellen, wo die Begriffe fehlen, ist überall nichts geschehen," sagt der Verf. in der Vorrede; er wird nichts dawiderhaben, wenn dieselben auch manchem andern einfallen. Wir können in der ganzen Darstellung von diesem „aus Gott sein" nichts anderes finden, als daß Christus wie jede andere weltbewegende Persönlichkeit vorher im Gedanken Gottes war, seinen letzten schöpferischen Ursprung in Gott habe, jede andere Auffassung würde ohnehin die ganze aufgestellte Christologie über den Haufen werfen.

Wir haben hier also nicht blos eine „Revision" der kirchlichen Lehre von Christo, sondern eine völlige Umkehrung derselben. Christus ist schlechterdings nichts anderes, als was der erste Mensch war und werden sollte, was jeder Mensch ohne Ausnahme sein und werden soll; war doch auch der erste Mensch aus Gott, war als Potenz vorher in ihm und für ihn als sein Ebenbild. Die Einzigkeit Christi erscheint als eine nur zufällige; der Weg zur „Vergottung" ist jedem Menschen ebenso wie Christo angewiesen; nur die Schuld des Menschen ist es, daß Christus der einzige geblieben ist, — vorläufig; denn wer kann wissen, ob nicht später, wo es ja nach solchem Vorbilde viel leichter ist, nicht ein anderer, oder viele andere das Bewußtsein ihrer „absoluten Abhängigkeit" rein ausbilden und zur Gottgleichheit und Anbetungswürdigkeit sich erheben; denn Christus war seinem ganzen Wesen nach uns gleich, ausgenommen die Sünde, S. 33. (Dies soll aus Hebr. 2, 17 erhellen; da sagt aber der Text: „er mußte seinen Brüdern gleich werden"; das ist ja wol etwas ganz anderes.) Sagt — nicht die Kirche, sondern der Apostel Paulus: „welcher, obwol er in göttlicher Gestalt war, hielt er es nicht für einen Raub, Gott gleich zu sein; sondern entäußerte sich selbst und nahm Knechtsgestalt an, ward gleich wie ein anderer Mensch, und an Geberden als ein Mensch erfunden" (Phil. 2, 6. 7), so muß es nach der vorliegenden Lehre heißen: „welcher, obwol er nichts als reiner Mensch war, hielt er es doch nicht für einen Raub, Gott gleich zu werden, sondern erhöhete sich selbst und nahm göttliche Gestalt an und ward gleich wie Gott, und fordert göttliche Anbetung." Sagt Christus: „niemand fähret gen Himmel, denn der vom Himmel herniedergekommen ist, nämlich des Menschen Sohn, der im Himmel ist"; und: „ich bin vom Himmel gekommen" (Joh. 3, 13. 31; 6, 38. 51) und: „wie, wenn ihr sehen werdet des Menschen Sohn auffahren dahin, da er zuvor war" (6, 62) und: „ich weiß, von wannen ich gekommen bin" (8, 14), so sollen wir dies so deuten: Gott hatte von Ewigkeit beschlossen, das in seinem Gedanken seiende Bild eines reinen Menschen zu schaffen; und wenn Christus von diesem seinem himlischen Sein sagt: „wir zeugen, was wir gesehen haben" (3, 11), so kann dies natürlich nur eine geistige Anschauung, ein „intuitiver Rückschluß" des irdischen Menschensohnes sein; wie das Wort: „ehe denn Abraham war, bin ich", umgedeutet werden soll, wissen wir nicht. Nennt Paulus den Herrn den „Erstgebornen vor aller Creatur" (Col. 1, 15), so müssen wir dies auf jene noch nicht wirklich seiende „Potenz" beziehen; und wenn Johannes sagt: „ein jeglicher Geist, der nicht bekennet Jesum Christum im Fleisch gekommen, der ist nicht von Gott" (1. Joh. 4, 3), so müßte er den seltsamen Gedanken aussprechen: wer nicht bekent, daß Jesus Mensch gewesen. Völlig unbegreiflich aber bleibt es, wie Christus auf die Anklage der Juden, daß er sich zu Gottes Sohn, also Gott gleichmache (Mt. 26, 63) nicht einfach sagt: „ich bin nichts als ein sündenreiner Mensch", sondern jene Anklage ausdrücklich bestätigt; er war solche Abwehr der Wahrheit schuldig und wenn er es nicht that, so versündigte er sich an sich, an der Wahrheit, an den Feinden und an seinen Jüngern.

Die von dem Redner aufgestellte Lehre ist nicht die altrationalistische, denn diese hütet sich wol, zu einer Vergottung des Menschen fortzuschreiten; dieser Gedanke würde ihr als ein heidnischer erschienen sein; sie begegnet sich vielmehr mit der socinianischen, selbst bis in die Schriftauslegung, denn auch die Socinianer lassen den Menschen Christus durch sittliche Heiligkeit zur göttlichen Würde aufsteigen; sie unterscheidet sich aber von derselben dadurch, daß leztere, von überwiegend supranaturalistischem Charakter, nimmermehr ein solches grundsäzliches Zugeständnis an die Feinde des Christentums machen könte wie jene; denn die heil. Schrift ist den Socianern nicht rein menschlichen, sondern wesentlich göttlichen Ursprungs. Der Charakter der angegebenen Christologie ist eine wilkürliche Verbindung der äußersten rationalistischen Grundsätze mit mystischen Phantasiegebilden. Außer der durch ihre Wunderlichkeiten sich auszeichnenden socinianischen Lehre ist der Gedanke einer Vergottung eines Menschen in der gesamten christlichen, ja in der gesamten Religionsgeschichte nicht vorhanden, denn rein mystische Vergottung hebt eben das persönliche Bestehen auf, und die Kaiservergötterung des späteren römischen Heidentums war nur eine von niemand geglaubte Lächerlichkeit. Annähernd an jene Vorstellung ist nur, besonders seit dem neuesten römischen Dogma, die Marienverehrung in der römischen Kirche. Der Verf. ist auf dem besten Wege, eine neue Mythologie in christlicher Form auszubilden. Eine Vereinigung der göttlichen und der menschlichen Natur in der einen Person Christi weist er als „Addition zweier disparaten Naturen" ab; es widerfährt ihm aber, daß nun in Gott eine solche recht eigentliche Addition sich bilden läßt. Die Juden beteten nur zu dem einen Gott, wir Christen sollen anbeten Gott, den Vater, der da ewig ist, und dann zu einem vergotteten Menschen, der erst seit 1864 Jahren als Person, und seit 1860 Jahren als Gott existirt. Der Verf. wird es uns nicht verargen, wenn uns ein solcher Fortschritt etwas bedenklich vorkomt; wir können nur ein ewiges Wesen anbeten, nicht ein „werdebedürftiges"; Christus ist uns Gegenstand der Anbetung, weil er Herr ist nicht blos „gestern und heute", sondern „derselbe auch in Ewigkeit" (Hebr. 13, 18); sollen wir den zweiten Theil dieses Bekenntnisses

streichen, dann hat der erste für uns keinen Werth mehr. Mythen kann man nicht mit neuen Mythen bekämpfen. Findet der Verf. in der kirchlichen Trinitätslehre, die er in der Vorrede zeichnet, eine Aufhebung des Monotheismus (S. VI.), so ist wol die Hinzufügung eines vergotteten Menschen als Gegenstand der Anbetung viel eher im Widerspruch mit dem Monotheismus, als eine ewige Selbstunterscheidung Gottes in ein dreifaltiges Wesen.

Die Gesamtauffassung des Redners erscheint uns wissenschaftlich ganz unhaltbar; sie ist der Versuch einer Zusammenfügung völlig unvereinbarer Elemente; sie gibt die Grundvoraussetzung dem Feinde preis, will aber die nothwendigen Folgerungen aus derselben abwehren. Die augenscheinliche hohe Ehrfurcht des Verf. vor der Person Christi widerstreitet seinem Zugeständnis, und hält nun mit frommer Willkür christliche Gedanken fest, die auf jenem rein rationalistischen Boden nimmer erwachsen können. Wir halten es für unmöglich, daß Dr. B. sich lange in dieser Schwebe halten könne; auf dieser schiefen und glatten Ebene gibt es keinen Ruhepunkt. Wir würden es tief bedauern, wenn er das zunächst nur theoretisch hingestellte Princip im Widerspruch mit seiner religiösen Erfassung Christi folgerichtiger weiter verfolgte; er könte dann nur in beschleunigter Entwickelung da ankommen, wo auf ähnlicher Bahn Schenkel bereits angekommen ist. Stehenbleiben ist eine sittliche und wissenschaftliche Möglichkeit nur dann, wenn wir einen festen Boden unter den Füßen haben; sonst fordert es schon die einfache Klugheit: vorwärts oder rückwärts. Theologische Girondisten werden, wie die politischen, von den kühneren Jakobinern überholt, und ihre Blüte wird von dem ersten rauhen Luftzuge verweht.

---

## Nachrichten.

### Großherzogtum Hessen.

(Schluß.)

Daß unser Land auch zum Protestantentage sein Contingent gestellt hat, versteht sich bei der Nähe Frankfurts von selbst, doch ist das von wenig Bedeutung für die Gestaltung unserer kirchlichen Verhältnisse. Leid thut es uns, daß auch ein Professor des Predigerseminars, von dem wir Besseres hoffen durften (Dr. Köhler), sich an dieser Versamlung beteiligt hat. Schon seine amtliche Stellung hätte ihn von einem so auffallenden und beklagenswerten Schritte abhalten müssen.

So entwickelt sich auf dem kleinen Gebiete unseres Landes der kirchliche Kampf unserer Zeit und hier, wie aller Orten treten die drei genanten Parteien auf den Plan: die kirchlich-confessionelle, die gläubige Mittelpartei und die radicalen Unionisten. Vielleicht nirgends aber sind diese drei Parteien so klar und gesondert ausgebildet, wie bei uns.

Ueber diesem kirchlichen Ringen und Kämpfen wird die Arbeit des Bauens übrigens keineswegs vergessen. Insbesondere ist auf dem Gebiete der Mission reges Leben. Auch in diesem Jahre sind viele Missionsfeste gehalten worden, unter denen sich besonders das zu Münzenberg auszeichnete. Hier wirkten als Redner insbesondere Missionsdirector Hardeland von Leipzig und Professor von Zeschwitz. Der letztere hat im vergangenen Jahre in unserer Gegend vielfach anregend gewirkt, insbesondere durch apologetische Vorträge in Frankfurt und Darmstadt.

Unsre alten Notstände bestehen neben all diesen kirchlichen Bewegungen noch fort und im Angedenken an die schließlich erfolgreiche Zähigkeit des alten Römers wollen wir unsern kirchlichen Jahresbericht nicht schließen, ohne unser Ceterum censeo auch diesmal beizufügen.

Noch immer wird der lutherischen Kirche ihr ehrlicher Name vorenthalten, ihr Recht vielfach verkürzt. Noch immer fehlt der lutherischen Kirche die ihr gebührende Vertretung im Kirchenregiment. Neben vier Juristen sitzen darin nur drei Theologen, die als Pfarrer der unirten Residenz keineswegs als genügende Vertreter der lutherischen Kirche angesehen werden können. Wie leicht wäre es, uns hier zu helfen! In dem unirten Darmstadt freilich ist außer dem lutherischen Hofprediger kein lutherischer Pfarrer. Aber könte man nicht einen oder zwei benachbarte lutherische Pfarrer in das Consistorium hereinziehen? Bei unsern raschen Verbindungen würde das sehr leicht gehen, und dadurch würde zugleich das geistliche Element in der Behörde etwas verstärkt und die pastorale Erfahrung der practischen Landgeistlichen würde auch nichts schaden. Gerade hierin fehlt es leider so oft am „grünen Tisch."

Bei Besetzung der ordentlichen Professuren in der ursprünglich ganz lutherisch theologischen Facultät zu Gießen und am Predigerseminar zu Friedberg hat das Bekentnis unserer Kirche bis jezt noch immer nicht die genügende Beachtung gefunden.

Das zweideutige Ordinationsformular bedarf entsprechender Modificationen, durch welche das Recht der Confession gewahrt wird.

Die Besetzung lutherischer Pfarr- und Schulstellen mit Reformirten und Unirten kann um so weniger als statthaft angesehen werden, als die Unirten es ganz offen ausgesprochen haben, daß sie die allgemeine Verwirklichung ihres Unions-Traumes erstreben.

Die Unterweisung der Lehrer im Schullehrerseminar nach dem offiziell beseitigten badischen Unionskatechismus hat sicherem Vernehmen nach noch immer nicht aufgehört und ist in der That eine unbegreifliche Abnormität.

Wir könten noch manche Beschwerde beifügen, aber es ist der Klagen genug. In allen diesen Dingen begehren wir nur das klare, unveräußerliche Recht unserer Kirche. Die Regierung hat es vor kurzem erst bei den landständischen Verhandlungen bestimt ausgesprochen, daß man das Recht der lutherischen Kirche vollkommen anerkennen und schützen wolle. Möchte diese Erklärung bald zur vollen Wahrheit werden! Gerechtigkeit erhöhet ein Volk. Friede, den man

so sehr wünscht, wahrer Friede kann nur da sein, wo man jedes Recht achtet. Es wäre so leicht zu helfen; der HErr gebe den ernsten Willen dazu!

---

**Paris,** den 5. December 1864.

Es wird den Lesern der Ev. K. Z. nicht unlieb sein, wenn wir ihnen über die Lage der protestantischen Kirche Frankreich's aus dem dahingeflossenen Jahre einiges mitteilen.

Zwei Hauptereignisse sind im vergangenen Jahre vorgefallen; das erste in der reformirten Kirche von Paris; das andere in der lutherischen Kirche Frankreich's; beide haben die Gemüther heftig bewegt, und ihre Folgen reichen gewis weit über dieses Jahr hinaus.

Das erste Ereignis, das in ganz Europa großes Aufsehen hervorgerufen hat, ist der vom Pariser Presbyterium der reformirten Kirche gefaßte, und vom Consistorium förmlich bestätigte Beschlus, wodurch diese Behörde Herrn Athanasius Coquerel, Sohn, sein Amt als Gehülfe von Herrn Pastor Martin Paschoud nicht wieder wie früher auf zwei Jahre erneuert hat.

Diese Masregel, die erst nach langen und ernsten Beratungen und nicht ohne große Bedenken ergriffen wurde, hat die bittersten Klagen und die ungerechtesten Vorwürfe hervorgerufen. Nicht nur der Lien, (Blat, welches Herr Coquerel persönlich redigirt) sondern auch andere Blätter haben über Gewissenszwang, Selentyrannei, Obscurantismus u. s. w. geschrieen, und an Vergleichungen, welche die Einbildungskraft der Unwissenden heftig erregen mußten, hat's nicht gefehlt. Die alten Verfolgungen, fast möchte man sagen, die Scheiterhaufen der Inquisition sind wieder hervorgetreten, und diesmal ist's der Protestantismus selbst, der, seine eigenen Grundsäze mit Füßen tretend, die Gewissen in Banden schlägt und sich als Nachahmer eines Torquemada aufwirft. — Freilich lauter Phantasmagorie, allein mit solchen Schlagwörtern und Vergleichungen hat man wegen des Beschlusses des Presbyteriums eine Art moralischen Aufruhr zu Wege gebracht, dessen Erschütterungen auf eine geschickte Weise bis jezt unterhalten worden sind in Aussicht der Wahlen, welche die Hälfte der Laien im Presbyterium Anfangs Januar 1865 erneuern sollen. Hier etliche Namen der ehrwürdigsten Aeltesten in der ref. Kirche von Paris. Guizot, Franz Delessert, Graf Pelet de la Lozère, Graf Robert von Pourtales; General Chabeaud-Latour; der berühmte Künstler von Triquati ꝛc.

Um all diesen Lärm zu begreifen, muß man sich an die indirecte Drohung erinnern, die Herr Coquerel vor der Abstimmung, die seinem Vicariat ein Ende gemacht, hatte fallen lassen. Er sagte nämlich: bis jezt habe er die ihm von mehreren großen Journalen angebotene Publicität abgeschlagen. Sobald die Sache geschehen war, hat er scheint's die frühere Verweigerung zurükgenommen und die Schleusen sind aufgesprungen und haben ihren Strom von Dinte und Lästerungen losgelassen. —

Es ist gut zu wissen, daß die Redactoren derjenigen Zeitungen, die ihre Stimme in diesem Handel am lautesten erhoben haben, ehemalige protestantische Theologen sind, die das Amt niedergelegt und den Kirchenglauben verlassen haben, den Herr Coquerel frei und offen verwirft und verhönt und den das Presbyterium treu und ernst zu schützen gesucht hat.



Wir kennen die persönlichen Verbindungen des Herrn Coquerel nicht, allein man darf getrost behaupten, daß Redactoren des Temp wie Nefftzer und Scherer, des Siècle und Charivari wie Taxile Delord zu denjenigen Federn gehören, die in der Vertheidigungsrede des Herrn Coquerel herauf beschworen wurden*) Diese Herren haben freilich seine Sache wacker verteidigt; zugleich aber auch die ihrige und die ihrer Genossen, welche das positive Christentum verworfen haben, und man darf gewis nicht ihre heftigen Aeußerungen als den Ausdruck der sich selbst überlassenen öffentlichen Meinung betrachten, die sich über eine handgreifliche Ungerechtigkeit und eine wirkliche Tyrannei empört. Wenn andere Tagesblätter mit dem Temp und Siècle Chorus gemacht haben, so darf man sich nicht wundern, wenn man die Bewegungen und die Parteigeisterei der Journalistik kent. Es haben sich aber auch Stimmen hören lassen, die die Sache ganz anders beurteilt haben. So hat z. B. Herr Emile de Girardin, einer der hervorragendsten Redactoren der Presse, ohne für die eine oder die andere Partei in die Schranken zu treten, die Wagschale auf eine viel gerechtere Weise gehalten. Obschon sein vorgeschlagenes Mittel, die Kirche vom Staat zu trennen, um den Frieden wieder herzustellen, sehr in Frage steht, ist doch zu bemerken, daß seiner Ansicht nach, jede Kirchengemeinschaft das Recht hat, ihre Lehre zu schützen, und keine Gegenlehre in ihrem eigenen Schooße zu dulden genötigt werden kann.

Dies führt uns auf den Grund des Kampfes überhaupt. Es handelt sich um die Frage, ob der Protestantismus auf der Offenbarung fußt, oder in der subjectiven Anschauung jedes einzelnen seinen Grund hat. — Dieser leztern Ansicht gemäß hat die evang. Kirche keine eigentliche bestimte Lehre, sondern ein Jeder glaubt und lehrt nach seinem besten Wissen und Gewissen. Von einer gemeinsamen Kirchenlehre ist also nicht die Rede: und die grellsten Gegensätze können mit Recht auf der nämlichen Kanzel sich geltend machen. So sagt öffentlich Herr Coquerel: „Nicht ein wenig, sondern ganz anders verstehen wir die Hauptdogmen der Orthodoxie." Es ist klar, daß solche Ansichten niemals von den Reformatoren ausgesprochen noch behauptet worden. Sie wollten ja nicht das Wort Gottes nach eigenem Sinne meistern, sondern alle Vernunft unter dasselbe gefangen nehmen, und alle Menschensatzungen nach demselben prüfen und verwerfen. Es ist eine unerhörte Verkehrtheit zu behaupten, man sei ein Schüler und Nachfolger der Reformatoren und besonders Luthers, blos deswegen weil man überhaupt protestirt gegen alles, was dem sogenanten religiösen Gewissen nicht zusagt. Grade gegen solche Irwege hat die lezte allgemeine Pastoral-Conferenz in Paris energisch sich erhoben und in einem ernsten und klaren Bekentnis, welches Herr Guizot verfaßt hatte, die Aufrechthaltung des allgemeinen christlichen Glaubens ausgesprochen. Diese merkwürdige Schrift wurde gleich in der Sitzung von 141 Pastoren und Kirchenältesten unterschrieben und ist seither noch von mehreren Hunderten unterzeichnet worden. In einem nächsten Briefe wollen wir dieselbe so Gott will mitteilen.

---

*) Zu diesen Zeitstimmen gehört auch der Niederrheinische Courier, der mit dem Straßburger Rationalismus offenbar in Verbindung steht.

## Aus Oesterreich.

Die erste Generalsynode der Evangelischen Augsb. und Helvetischen Bekentnisses in den deutsch slavischen Ländern Oesterreichs hat vom 22. Mai bis zum 8. Juli d. J. in Wien getagt. Die Verhandlungen derselben liegen nun, freilich nur in dürren Zeitungsberichten, vor, doch ist man im Stande, sich wenigstens ein allgemeines Bild der Synodalverhandlungen zu entwerfen. Es ist nach den Berichten auswärtiger kirchlicher Zeitschriften aufgefallen, daß sich die Synode nur mit Verfassungsberatungen beschäftigt habe, und daß andere, mehr geistliche Beratungsgegenstände nur nebenbei zur Verhandlung gekommen seien. Indessen darf man nicht außer Acht lassen, daß die Synoden eigens zu dem Zweck zusammenberufen wurden, „um die zur definitiven Feststellung der Kirchenverfassung geeignet erachteten Gesezentwürfe zu formuliren und Sr. Majestät zur Allerhöchsten Schlußfassung vorzulegen." Das ist denn auch geschehen; die Synoden haben einen in der Form veränderten, dem Inhalte nach aber von der seither zu Recht bestehenden provisorischen Kirchenverfassung vom 9. April 1861 nicht wesentlich abweichenden Kirchenverfassungsentwurf in Behandlung gezogen und angenommen. Es ist demnach den Synoden aus dieser „Beschäftigung mit Aeußerlichkeiten" kein Vorwurf zu machen.

Um ein richtiges Urteil über diese Verfassung zu gewinnen, welche allerdings wegen der schrankenlosen Freiheit, welche sie den einzelnen Gemeinden gewährt und der in derselben dem Presbyterium gegenüber dem Pfarramte eingeräumten Machtvolkommenheit große Gefahren in sich schließt, würde es indeß nicht genügen, wenn man sie nur in ihrem Verhältnis zu den gesunden Principien einer evangelischen Kirchenverfassung beurteilen wolte; man muß vielmehr auch die eigentümlichen Verhältnisse Oesterreichs mit in den Kreis der Beurteilung ziehen. Vor allen Dingen muß man die Entstehungsgeschichte der einzelnen Gemeinden berücksichtigen, die wol nirgends durch die Tätigkeit des Kirchenregiments begründet oder durch die Predigt des Evangeliums gesammelt sind; sondern in den meisten Fällen waren es die Gemeindeglieder selbst, welche aus eigenem Antriebe und mit eigenen Mitteln sich zu einer Gemeinde constituirten und dann erst die Bestätigung der Behörden sich erwirkten und einen Geistlichen sich beriefen; ja in vielen Fällen waren Kirche und Pfarrhaus durch die Opferfreudigkeit der Gemeinden schon hergestellt, ehe noch ein Pfarrer berufen war. Aus diesen Gründen aber können die Gemeinden wol einen größeren Anteil an der Verwaltung ihrer Angelegenheiten in Anspruch nehmen, als ihnen anderswo eingeräumt ist. — Außerdem muß man die seitherige Tätigkeit des Kirchenregiments mit berücksichtigen. Doch hierüber enthalten wir uns jedes Urteils, verweisen aber jeden, der sich dafür interessirt, auf den in Nr. 3 des diesjährigen Gustav-Adolfs-Boten enthaltenen Bericht über die von diesem Vereine beabsichtigte Aufbesserung einiger mährischer Pfarrdotationen.

Und wenn es freilich leider wahr ist, daß die dem Presbyterium angewiesene Stellung schon in einzelnen Gemeinden zu den beklagenswertheften Differenzen zwischen Pfarramt und Presbyterium geführt hat, so müssen wir doch, obwol wir natürlich weit entfernt sind, dieser presbyterialen Machtvolkommenheit das Wort reden zu wollen, darauf aufmerksam machen, daß wol nur in den seltensten Fällen derlei Spaltungen nicht auch in dem Benehmen des Pfarrers ihren Ursprung haben, der sich durch dieselben zu um so größerer Treue im Kleinen, zum Gebet und zum Wandel in der Liebe treiben lassen soll, die Alles trägt und duldet und hofft um des Herrn willen und sich nicht erbittern läßt.



Soweit die Synoden sich mit Kirchenverfassungsfragen beschäftigt haben, bieten ihre Verhandlungen für Fernerstehende wenig Interessantes; wir übergehen sie deshalb ganz, um noch einige andere Punkte ins Auge zu fassen. — Die beiden Synoden constituirten sich abgesondert nach dem Bekentnis; da indeß die Kirchenverfassung ausgesprochenermaßen für beide Confessionen Geltung haben solte, so vereinigten sie sich, doch mit gesonderter Abstimmung, zu gemeinsamen Sitzungen unter abwechselndem Präsidium ihrer Vorsizenden. Diese waren für die Synode A. C. der Superintendent Dr. Haase aus Lemberg, ein geborner Sachse, der schon im Jahre 1849 an den damaligen Beratungen über die Kirchenverfassung einen hervorragenden Anteil genommen hat; für die Synode H. C. der k. k. Oberkirchenrath und Superintendent Dr. Franz in Wien, ein geborner Nassauer.

Von Wichtigkeit ist die Stellung, welche die Synoden zur Unionsfrage eingenommen haben. — Daß die Union das Ziel sei, auf welches man hinstreben müsse, hat Superint. Haase in seiner Schlußrede ausgesprochen, aber wol kaum im Sinne der Majorität der Synodalen; denn wenngleich diese Frage zu besprechen, wie es den Anschein hat, mit Aengstlichkeit vermieden wurde, so fußte man doch bei der Besprechung vieler dahin einschlagenden Gegenstände mit aller Entschiedenheit auf dem Boden des Bekentnisses. Besonders war es die zum größten Teile aus Vertretern der slavisch-reformirten Gemeinden (unter etwa 110,000 Reformirten Deutsch-Oesterreichs sind 100,000 Czechen) bestehende Synode H. C., welche mit Entschiedenheit die Bedeutung der Bekentnisschriften festhielt und an dem neu ernanten Professor Dr. Böhl in Wien einen ebenso gläubigen, als entschiedenen Vertreter ihrer Interessen fand. — Leider kann man der Synode A. C. das Gleiche weniger nachsagen, wie denn auch ein Glied derselben, Prof. Dr. Lipsius, in der dreizehnten Sitzung das Bekentnis ablegte, er sei mit der Hoffnung in die Synode gekommen, man sei jezt reifer für die Union; leider habe er sich vom Gegenteil überzeugt; man stehe einander ferner, als vor 80 Jahren. Wenn der Herr Professor damit hat sagen wollen, daß die Ueberzeugung von dem Wert und der Bedeutung der Bekentnisschriften und das Verständnis der Unterscheidungslehren seit jener Zeit gewachsen sei, so können wir dies Bekentnis mit Freuden acceptiren; ja man braucht, um zu dieser Einsicht zu gelangen, nicht einmal 80 Jahre, sondern nur bis zum Jahre 1848 zurückzudenken. In diesem Jahre, im April, sandte die Triester lutherische Gemeinde unter den Auspicien ihres damaligen Pfarrers, des bekanten Gustav Steinacker, der nach vergeblichen Versuchen, in andern Ländern eine Stelle zu bekommen, jezt in der Nähe von Weimar ein Pfarramt bekleidet und ein Hauptagitator für den Protestantenverein ist, eine Eingabe an das damalige k. k. Consistorium A. C. in Wien, in welcher sie „im schöpferischen Wehen des allgemeinen deutschen Völkerfrühlings" zunächst um Durchführung der längst angestrebten confessionellen Gleichberechtigung nachsuchte, dann aber „ein hohes k. k. Consistorium und die protestantischen Brüder in Oesterreich zu einem großen gemeinsamen Werke" aufrief, „das als würdiges Denkmal unsrer Tage und der darin erworbenen heiligen Rechte, vom Geiste der Zeit und dem eignen Interesse gleich dringend gefordert wird. Wir meinen die Vereinigung der bisher äußerlich getrenten protestantischen Confessionen. Wir sind längst im Geiste einig, wir wollen es auch dem Namen und der That nach sein" u. s. w. So damals Herr Steinacker; doch er ist inzwischen von dem kirch-

lichen Kampfplatz verschwunden; die Zeiten haben sich, Gott sei Dank, geändert; ein solches Actenstück wäre heute eine Unmöglichkeit.

Mag man übrigens über Union denken, wie man will; soviel steht fest, daß wol nirgends die Durchführung derselben auf größere Schwierigkeiten stoßen würde, als in Oesterreich. Das wird jeder bestätigen, der auch nur einen Blick in die inneren Verhältnisse der czechisch reformirten Gemeinden geworfen, und den in denselben herschenden Geist kennen gelernt hat; die czechischen Gemeinden bilden aber, wie schon oben bemerkt, $^{10}/_{11}$ der reformirten Gemeinden in den deutsch slavischen Ländern Oesterreichs.

In der 8. Sizung wurde unter anderen eingelaufenen Gesuchen auch das um Einführung eines neuen Katechismus, Confirmandenbüchleins und einer neuen Agende mitgeteilt und vom Vorsitzenden die Meinung ausgesprochen, daß zwar die Katechismusangelegenheit von jeder Synode abgesondert behandelt werden müsse, während die Agendensache von der gemeinschaftlichen Synode in Angriff genommen werden könne. Gegen diese projectirte Einschmuggelung eines Stückes Union wurde aber lebhaft protestirt, und zwar von lutherischer, wie reformirter Seite, und während von lezterer auf den reichen, der reformirten Kirche eigenen Agendenschatz hingewiesen wurde, bedauern wir nur, daß nicht auch von lutherischer Seite die Notwendigkeit hervorgehoben wurde, den so überaus schönen und reichhaltigen Liturgienschatz der lutherischen Kirche den lutherischen Gemeinden Oesterreichs zugänglich zu machen. — Beide Angelegenheiten sind indeß nicht mehr zur Verhandlung gekommen; sondern es wurde lediglich ein Ausschus niedergesezt, der bis zur folgenden Generalsynode (1870) die Vorbereitungen zu beendigen hat. Und so notwendig auch bei der gänzlichen Unbrauchbarkeit der früher gebräuchlichen Agende und der Katechismen die Einführung neuer Lehrbücher ist, so ist es doch andrerseits dringend geboten, sich damit nicht zu übereilen. Was die Agende für die lutherische Kirche anbetrifft, so wäre es zu wünschen, daß man die von der Dresdener liturgischen Conferenz redigirten Formulare zu Grunde legte und sich im Uebrigen an die trefflichen Arbeiten von Löhe und Dieffenbach anschlösse.

Der wichtigste und in seinen Ergebnissen hoffentlich folgenschwerste Verhandlungsgegenstand war unzweifelhaft die interconfessionelle Angelegenheit, das Verhältnis zur katholischen Kirche. Die Synoden haben eine Eingabe an das h. k. k. Staatsministerium gerichtet und in etwa 15 Beschwerdepunkten, in welchen die evangelische Kirche sich der katholischen gegenüber noch immer im Nachteil befindet um Abhülfe gebeten. —

Das „Volksblatt für Stadt und Land" hat in seinem kirchlichen Quartalbericht in Nr. 57 die Behauptung ausgesprochen, „die Evangelischen Oesterreichs seien äußerlich gar nicht mehr gedrückt, sondern litten nur unter dem Drucke eines öden Rationalismus, der auf allen Kanzeln herrsche, so daß die Ausnahmen unter den Predigern leicht zu zählen seien." Gegen dies Urteil über unsere kirchlichen Zustände, welches in den christlichen Kreisen Norddeutschlands wol ziemlich herschend ist, sehend wir uns doch genötigt, im Interesse der Wahrheit zu protestiren.

(Schluß folgt.)



## Erklärung.

Ich war verhindert, der Conferenz beizuwohnen, auf welcher meine Ravensberger Brüder ihre Erklärung gegen die Schenkelsche Apostasie und gegen die Beschützung derselben durch die Badensche kirchliche Behörde vollzogen (s. Nr. 95 d. Bl.). Ich glaube, daß es die Pflicht aller gläubigen evangelischen Geistlichen Deutschlands ist, öffentlich mit Nennung des Namens gegen jenes öffentliche Aegernis zu protestiren, ebenso, wie vor nicht langer Zeit 10,000 anglicanische Geistliche öffentlich mit Namensunterschrift gegen die apostatischen tracts und reviews protestirten. Daher beeile ich mich, der oben erwähnten Erklärung ausdrücklich hiermit beizutreten.

Pr. Oldendorf im Ravensbergischen, am 15. December 1864.

Rothert, ev.-luth. Pastor.

---

## Erklärung.

Der Bericht über das diesjährige Schleiermacherfest in Nr. 97 der Ev. K. Z., welche sich vorzugsweise mit meinen Aeußerungen beschäftigt, nötigt mich Folgendes zu erklären:

1. Was es mit den Anführungszeichen, in welche meine angeblichen Aeußerungen gefaßt sind, auf sich habe, erhellt zur Genüge aus dem Umstand, daß der Verfasser des Berichtes auf dem Feste gar nicht anwesend war, sondern lediglich vom Hörensagen berichtet.

2. Die mir zugeschriebenen Aeußerungen sind zum Teil aus dem Zusammenhang gerissen und entstellt, zum Teil und zwar die wichtigsten gradezu erfunden, so daß das Ganze für meine dort ausgesprochene Auffassung eine vollkommen unwahre Darstellung bildet.

3. Ich bin gewohnt, mit meinen Ueberzeugungen nirgends hinter dem Berge zu halten, und habe auch über die Stellung des historischen Christus in öffentlichen Vorträgen, sowie in der Protest. K. Z. wiederholt meine Ansicht klar und präcis ausgesprochen, in derselben Weise, wie auf dem Schleiermacherfest; ich gedenke sie noch manchmal öffentlich vorzutragen und auch gegen geeignete wissenschaftliche Angriffe zu verteidigen. Berichte aber aus solchen Quellen und zu solchem Zweck, wie der betreffende in Nr. 97, können mich nicht veranlassen, auch nur ein Wort zu meiner Verteidigung zu sagen.

Berlin, den 16. December 1864.

H. Krause, Doktor der Theologie.

Die Mitteilung in der Ev. K. Z. beruht nicht auf „Hörensagen", sondern auf der Aussage zweier glaubwürdiger Zeugen. Buchstäbliche Genauigkeit ist der Natur der Sache nach bei einer solchen Mitteilung unmöglich. Es wäre zu wünschen, daß die „Erklärung" das wirklich Gesagte mitteilte. Erst dann würde sich urteilen lassen, ob eine wesentliche Abweichung stattfindet. Ein von dem hier gegebenen unabhängiger Bericht in der Vossischen Zeitung stimt in der Sache überein.

---

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz in Berlin. Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

# Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1864. Mittwoch den 28. December. № 104.


## Bischof Martin.

Ein bischöfliches Wort an die Protestanten Deutschlands, zunächst an diejenigen meiner Diöcese, über die zwischen uns bestehenden Controverspunkte von Dr. Konrad Martin, Bischof von Paderborn. Paderborn, Schöningh. 1864.

„Ein bischöfliches Wort", eine auffallende Bezeichnung eines Buches, welches von einem katholischen Bischofe an Protestanten gerichtet ist. Für Katholiken hat die Bezeichnung einen Sinn, tritt ihnen darin gleich die Auctorität entgegen, die zu ihnen redet, für Evangelische ist jedoch die Bezeichnung ganz zwecklos. Es hat für dieselben ein „bischöfliches" Wort darum, weil ein Bischof es geredet hat, keine größere Bedeutung, als das Wort irgend eines andern Katholiken, es kann für Evangelische das Wort nur durch seinen Inhalt Bedeutung erlangen, durch das Gewicht der in demselben vorgebrachten Gründe. Jene Bezeichnung muß sogar die Evangelischen unangenehm berühren und sie verletzen, insofern ihnen dadurch ein Mann amtlich entgegentritt, und durch dies amtliche Entgegentreten ihnen gegenüber eine Autorität beansprucht, den sie nicht als eine amtlich ihnen vorgesetzte Autorität erkennen, und dem sie auch zunächst nicht Willens sind, irgend welche amtliche Geltung für sich einzuräumen. Wir können unmöglich annehmen, daß der Zusatz „bischöflich" ganz absichtslos und bedeutungslos sein soll, etwa nur des größeren Vollklangs wegen, oder dem Titel eine größere Fülle zu geben, gewählt sei, es sei denn etwa, daß der Bischof von Paderborn, im Vollbewußtsein seines Amtes, das Amt durchaus nicht von seiner Person trennen kann, und darum Alles, was er hat, thut und spricht, als „bischöflich" ansieht. „Ein versöhnliches Wort", „ein Wort der Handreichung", „ein Wort zur Verständigung" oder ähnliche Bezeichnungen würden uns als Titel besser gefallen und uns von vornherein ein größeres Zutrauen zu dem Buche gegeben haben, als eine solche zwecklose Hervorkehrung des Amtes. Wie ungeschickt würde es sein, wenn z. B. ein Professor eine seiner Schriften betiteln wollte: „ein Professor-Wort", oder etwa ein Landrath außerhalb seines Amtes seiner Meinung Geltung zu verschaffen suchte, indem er sie als „landräthliche Meinung" bezeichnete, oder sich gar außerhalb seines Kreises oder gar in einem fremden Lande, z. B. in Frankreich, als „Königl. Preußischer Landrath" geriren wollte. Es fällt mir dabei eine Anekdote ein. Ein preußischer Schulrath visitirte die Elementarschulen, und befand sich in dem an das Fürstentum Lippe gränzenden Teile seines Bezirkes. Er tritt in eine Schule ein mit den Worten: „Ich möchte dem Unterrichte beiwohnen." Der betreffende Lehrer begrüßt ihn sehr freundlich, und fährt darauf im Unterrichte fort, wobei es ihm jedoch unangenehm auffällt, daß der Herr Schulrath häufig Zwischenbemerkungen macht. Nachdem die Kinder entlassen sind, spricht der Schulrath dem Lehrer sein Urteil über den Unterricht aus teils lobend, teils tadelnd und zurechtweisend. Der Lehrer ist ganz verwundert über dies Auftreten, und es beginnt der Zorn in ihm aufzusteigen, der nur noch mehr wächst, als der Schulrath sich die Hefte der Kinder vorlegen läßt und die übrigen Einrichtungen der Schule untersucht resp. dem Lehrer Anweisungen darüber gibt. Dieser ist kaum noch im Stande, seinen Zorn zu bemeistern, aber je ungehaltener der Lehrer ist, einen desto strengeren Ton und desto größere Amtsmiene nimt der Schulrath an. Endlich sagt der Schulrath: „Geben Sie mir die Absentenlisten." „Ich weiß nicht, was Sie wollen", antwortete der Lehrer. „Die Absentenlisten", ruft der Schulrath, dem auch etwas von Zorn kam, mit starker Stimme. „Ich habe keine", entgegnet der Lehrer, den eine gewisse natürliche Befangenheit abhielt, dem feinen Herrn gegenüber grob zu werden. „Wie? Sie haben keine? Wissen Sie nicht u. s. w." fährt der Schulrath auf den bestürzten Lehren ein. Da reist dem Schulmeister die Geduld. „Herr", plazt er heraus, „was wollen Sie eigentlich? Was haben Sie hier zu thun? Wer sind Sie?" „Ich bin der Königl. Schulrath W." Da beginnt der Lehrer zu lachen und antwortet: „Und ich bin der Fürstlich Lippische Lehrer R.", worauf unter beiderseitiger Heiterkeit über die stattgehabte Verwechslung der Zorn in eine freundliche Unterhaltung übergeht.

So wollen wir es dem Bischof von Paderborn auch zu Gute halten, daß er uns als Bischof gegenübertritt. Wir knüpfen jedoch an den Titel folgende Erwartungen: Wir erwarten von einem „bischöflichen" Worte Ruhe, Besonnenheit, Würde, Wahrheit, Lauterkeit, Gerechtigkeit, wir erwarten von ihm, daß er uns die röm. Kirche zeigt, wie sie ist, erwarten von ihm Gründlichkeit und wissenschaftliche Durchbildung, zumal da der Herr Bischof früher Professor in Bonn war, wir erwarten, daß wir in dem Buche nicht längst widerlegte und zurückgewiesene Beschuldigungen und Angriffe gegen die evangel. Kirche lesen werden, daß wir darin keinen Schmähungen und Verdächtigungen

wie leren hingeworfenen Behauptungen begegnen, und in demselben nicht die landläufigen, von unwissenden Geistlichen gebrauchten nichtigen Ausflüchte und Verdrehungen der Geschichte, nicht die gewöhnliche ungerechte, unter Katholiken leider so viel verbreitete und durch den Fanatismus genährte Anschauung der evangel. Kirche finden werden. Finden wir das, so wollen wir dem Herrn Bischof auch für sein „bischöfliches" Wort dankbar sein.

Wir haben uns bei dem Titel etwas lange aufgehalten, es wird sich jedoch im weitern Verlauf zeigen, daß es nicht überflüssig gewesen ist. Wir haben uns zunächst zu rechtfertigen, daß wir an dieser Stelle das „bischöfliche Wort" besprechen, und fragen zu dem Zwecke, ob das Buch eine solche Bedeutung hat, daß es eine Besprechung an dieser Stelle verdient. Ganz abgesehen von dem Inhalte erhält allerdings das Buch schon durch das Amt seines Verfassers eine Bedeutung, wenn es gleich seinem Inhalte nach sich als ganz bedeutungslos erweisen sollte. Es muß uns mindestens interessiren, zu erfahren, was in einem Buche steht, welches der Verfasser mit der ganzen Würde seines Amtes bekleidet; es kann uns nicht gleichgültig sein, was ein Bischof von der evangel. wie von der röm. Kirche sagt, sonderlich wenn er versuchen will, wie es nach dem Titel scheint, den Riß, der die abendländische Kirche Christi gespalten hat, zu heilen. Wir gehören nicht zu jenen, denen bei jedem Kreuz am Wege schon ein Grüseln über die Haut läuft, die die römische Kirche für eine „Ausgeburt der Hölle" halten und sie am liebsten mit Stumpf und Stiel ausrotten möchten. Wir erkennen bereitwillig in der röm. Kirche eine Schwesterkirche an, von der wir einesteils Manches lernen können, an der wir aber auch freilich Vieles sehr zu tadeln haben. Wir können sie jedoch um deswillen nicht vom Leibe Christi abschneiden, sondern halten sie immer noch für ein Glied an diesem Leibe, aber für ein krankes Glied. Wir erflehen für dasselbe Heilung, und freuen uns herzlich jeder Wendung zum Bessern, die wir bemerken. Ja, wir sprechen es hier gleich aus, wir erkennen es willig und dankbar, daß seit der Reformation sich Manches in der röm. Kirche zum Bessern gewandt hat, wenngleich wir es noch immer schmerzlich bedauern, daß sie ihren eigentlichen Schaden noch nicht erkant hat, und uns darum auch die Befürchtung nahe liegt, daß, so lange dieser Schade besteht, Auswüchse und Verirrungen eintreten können, wenn die Zeitverhältnisse dazu förderlich sind, wie wir sie in vergangenen Zeiten in grauenerregender Weise in der röm. Kirche finden. Ob es nun wünschenswert ist, daß die evangel. und die von Grund aus reformirte röm. Kirche auch äußerlich zu Einer Gemeinschaft geeinigt werden, oder daß beide als besondere Gemeinschaften und getrente, aber innerlich durch das Band des Friedens verbundene Glieder mit den ihnen verliehenen eigentümlichen Gaben und Kräften die Welt für Christum erobern und den Herrn preisen, will ich hier nicht untersuchen, aber in beiden Fällen kann man sich über den Versuch des Bischofs freuen, eine Versöhnung zwischen beiden kirchlichen Gemeinschaften herbeizuführen, und muß daher, wenn man nicht zuvor parteiisch eingenommen ist, dem Buch des Bischofs mindestens so viel Bedeutung beilegen, daß man es einer Besprechung in diesen Blättern für wert hält. Außerdem hat das Buch bereits eine thatsächliche Bedeutsamkeit gewonnen, sowol unter Katholiken wie unter Evangelischen. Es sind von dem Buche in kurzer Zeit drei Auflagen erschienen und zwar ganz unveränderte, es hat in streng katholischen Blättern, dem Salzburger, Märkischen, Schlesischen, N. Schlesischen Kirchenblatte, dem Eucharius u. s. w. allgemeine Anerkennung gefunden, und ein in St. Louis erscheinendes kirchlich-politisches katholisches Wochenblatt, der „Herold des Glaubens", hat in Nr. 37 (vom 31. Juli) begonnen, das ganze Buch vollständig abzudrucken. In meinem persönlichen Verkehr habe ich freilich nicht gefunden, daß das Buch unter den Katholiken, mit Ausnahme der Geistlichen, große Bedeutung gewonnen hätte, von mehreren Seiten, sogar von streng kirchlichen Katholiken, ist mir gegenüber das Buch des Bischofs als unzeitgemäß und den Frieden störend gemisbilligt worden, und ein dem Bischofe nicht fern stehender Mann, ein kathol. Ober-Appellationsgerichtsrath aus Ehrenbreitstein, hat mir gegenüber nicht umhin gekont, in Gegenwart eines meiner Gemeindeglieder sein Bedauern über einzelne Partien des Buches auszusprechen. Auch auf evangelischer Seite hat das Buch Beachtung erfahren, der Bischof selbst rühmt sich des in der Vorrede zur zweiten Auflage und versichert, daß ihm von Evangelischen viele Anerkennungen zu Teil geworden seien, ohne dieselben jedoch näher zu bezeichnen, so daß man nicht allzuviel auf diese Versicherung geben kann, zumal er sie in der Vorrede zur dritten Auflage dahin beschränkt, daß er sagt: Ich weiß sicher, daß nicht Wenige von ihnen (Evangelischen) meine Sprache wirklich als die Sprache einer aufrichtigen Liebe verstanden haben und ich hoffe, sie werde es von den guten, ehrlichen und edlen unter ihnen künftig noch immer mehr werden. Hingegen ist das Buch in öffentlichen Blättern vielfach heftig angegriffen. Zunächst haben die Moderatoren der westfälischen Provinzialsynode, die Herren Dr. Albert und Dr. König, mehrere Erklärungen in den Zeitungen gegeben, die Weseler, Bochumer und Soester Kreissynoden haben sich diesen Erklärungen angeschlossen, das „Evangel. Gemeindeblatt aus und für Rheinland und Westfalen" hat mehrere sehr scharfe Artikel gegen den Bischof gebracht, die Elberfelder Zeitung und andere Blätter der westlichen Provinzen haben sich in zahlreichen tadelnden Artikeln gegen das Buch erhoben, und endlich sind bereits zwei offene Sendschreiben an den Bischof von Paderborn erschienen, von denen das erste bereits in 5. Auflage erschienen ist, und selbst in Baiern und Tyrol zahlreiche Verbreitung gefunden hat, wie auch eine besondere Schrift: Die verderbliche Moral der Jesuiten, zur Beleuchtung eines einzelnen Punktes des bischöflichen Buches von dem Verfasser gegenwärtigen Aufsatzes. Der Herr Bischof hat sich aller weitern Entgegnung dadurch überhoben, daß er auf die Entgegnung des Präses und Assessor der Provinzialsynode erklärt: „Der ganze

Ton, worin die Entgegnung sich hält, mahnt mich, daß es für mich Zeit sei, mit Männern, die einen solchen Ton anstimmen, die Erörterungen einfach abzubrechen. Hohn, Spott und Schmähung sind Waffen, deren ich mich nicht bedienen darf oder mag." Ebenso erklärt er das erste an ihn gerichtete offene Sendschreiben, worauf die genanten Herren ihn verweisen für eine ordinäre Schmähschrift. Es hat uns nicht gefallen, daß der Bischof sich in solcher Weise aus dem Kampfe zurückzieht, den er selbst begonnen hat, zumal seine Beschuldigungen ungerechtfertigt sind, denn über Schmähungen kann er sich mit Grund nicht beklagen. So scheint uns das Buch des Bischofs hinreichende Bedeutung zu haben, um hier besprochen werden zu können.

Wir fragen billig zunächst nach dem Zwecke und der Veranlassung des Buches. Der Verf. läßt sich darüber in der Vorrede aus: „Diese Schrift ward zunächst freilich durch die Angriffe auf unsere heil. Kirche veranlaßt." Nun führt der Verf. weiter die Angriffe an: „Wer zählt", heißt es, „die Massen kirchenfeindlicher Traktätchen — wer zählt das Heer der Literatur- und Tagesblätter, die gegen uns im Solde stehen?" Namentlich nent er dann das „Handbuch der protestantischen Polemik gegen die Römisch-Katholische Kirche von Dr. Karl Hase." Besonders das leztere Werk, welches er „im sächsischen Teile seiner Diöcese, bei Gelegenheit seiner vorjährigen Firmungsreise, ziemlich verbreitet fand", hat ihn zu seiner Schrift veranlaßt. Es komt uns eine solche Veranlassung zunächst ziemlich befremdlich vor, denn von solchen „unzähligen Massen und Heren" von Angriffen auf die röm. Kirche ist uns nichts bekant, und auch die Hase'sche Schrift wird in Sachsen doch wol nur von den Pastoren und einigen andern wenigen höher gebildeten Leuten gelesen, und es scheint uns, als ob der Verf. vielmehr diese Veranlassung nur vorgeschoben habe, auch muß demselben sein Amt außerordentlich viel Zeit lassen, wenn er in der Frist von einem guten halben Jahre, denn diese Zeit liegt zwischen seiner vorigjährigen Firmungsreise und dem Erscheinen seines Buches, ein dreißig Bogen starkes Buch schreiben kann. Daher ist wahrscheinlich das Buch bereits längere Zeit in Arbeit gewesen, und der Verf. hat sich gefreut, in der Schrift von Hase hinterdrein die Veranlassung zur Herausgabe zu finden. Ueberhaupt liebt er es, in dem Buche die röm. Kirche als duldende, unterdrückte, äußerlich machtlose, von allen Seiten ungerecht angegriffene darzustellen. „Die Katholiken sind selbst in denjenigen Ländern, die man die katholischen nent, oder deren Landesfürsten katholisch sind, ziemlich macht- und mittellos und fast gebunden an Händen und Füßen." „Die armen Katholiken gleichen den Gefangenen in den Venetianischen Kerkern, welche stets fürchten mußten, von den entgegengesezten Wänden erdrückt zu werden." „Wir armen Katholiken! Es scheint wirklich die Losung der Zeit zu sein: Billigkeit und Gerechtigkeit gegen Alle, nur nicht gegen uns! Man spricht immerfort von allgemeiner Religions- und Gewissensfreiheit, und uns legt man doch überall Fußeisen, auf daß wir uns nicht rühren und nicht regen sollen, man preist und fordert immerfort die Parität der christl. Confessionen, und wir müssen die uns versagte Parität fast in allen Landen gleichsam Schritt vor Schritt erkämpfen — uns Katholiken möchte man, wenn es anginge, sogar das Recht der Existenz entziehen. — Man sollte fast denken, es gäbe in der Welt nichts Gefährlicheres, Schädlicheres, Abscheulicheres, als die katholische Kirche, so wird sie behandelt." U. s. w. Man traut seinen Augen kaum, wenn man solche Beschreibungen von der niedergedrückten röm. Kirche liest, man sint vergeblich nach, welche Länder heut zu Tage die röm. Kirche so sehr verfolgen, zumal in Deutschland kann sie sich doch frei bewegen, ich meine freier noch fast als die evangel. Kirche, man glaubt nach den bischöflichen Schilderungen sich in die Zeit der heidnischen röm. Kaiser versezt. Freilich, wenn diese bischöflichen Schilderungen wahr sind, dann sind alle die vielen Klagen der Evangelischen, die unter den Katholiken wohnen, nicht nur übertrieben, sondern erlogen, dann sind die vielen Beschwerden über Anmaßungen seitens der römischen Kirche abscheuliche Verleumdungen. Ohne weiter auf die Ausführung einzugehen, wie die röm. Kirche vielfach, statt unter Druck und Verfolgung zu seufzen, immer nur strebt, ihre Gewalt zu vergrößern und ein Recht nach dem andern an sich zu reißen, wie sie mit Prätensionen und Forderungen auftritt, die auch den Nachgibigsten stutzig machen, liefert der Bischof durch sein Buch selbst den Beweis, daß es mit dem Druck, unter dem die röm. Kirche seufzt, so weit nicht her sein kann. Wenn ein röm. Bischof ein solches Buch schreiben und in einem evangelischen Staate die evangel. Kirche in so derber Weise behandeln kann, so kann er nicht über Druck mit Recht klagen, wenn er nicht etwa das Druck nent, daß er keine Strafgewalt über die evangel. Kirche auszuüben im Stande ist. Aber der Bischof widerspricht sich auch selbst, denn indem er auf der einen Seite sich über Unterdrückung der röm. Kirche beklagt und über die zahllose Menge von kirchenfeindlichen Schriften, sagt er anderwärts, daß die Toleranz, die von den Protestanten gegen die Katholiken geübt werde, nur in schönen Worten u. s. w. bestehe. Th. 1. S. 7. „Ihr (Protestanten), die ihr so viel von Toleranz redet, versteht unter Toleranz eben nur dieses äußere, freundliche und artige Begegnen, dieses Jeden seines Weges gehen lassen, dieses gar nicht Bekümmern um ihn und um seine religiösen Gesinnungen und Ueberzeugungen, dieses äußerlich glatte, aber innerlich kalte, teilnahmlose Wesen, wobei man sich einander die conventionellen Artigkeiten ins Gesicht sagt, ungefähr, wie man am Ende eines Briefes: Ihr gehorsamer Diener, beifügt, kurz, ihr seid ungefähr ebenso tolerant, wie es Kain war, als er das kalte Wort sprach: Was geht mich mein Bruder Abel an. Eine solche Toleranz ist freilich sehr wolfeil; sie kann auch der größte Schurke haben." „Wir geben uns so viele Mühe, Eure (der Protestanten) religiösen Ansichten und wissenschaftlichen Leistungen kennen zu lernen, wir gehen hierin oft sogar zu weit, denn es gibt unter uns Gelehrte, die mit Eurer Literatur mehr vertraut sind, als mit ihrer eigenen, und deren Bibliothek mehr protestantische als

katholische Bücher zählt — und Ihr, Ihr ignorirt uns und schweigt alles todt, was von uns zu Eurer Aufklärung und zu Eurem Nutzen geredet oder geschrieben wird." Wie sind solche Aeußerungen mit den zuvor angeführten Klagen zu vereinigen, namentlich das Letztere mit dem zahllosen Here literarischer Angriffe auf die röm. Kirche, die dem Bischofe seiner Angabe nach Veranlassung zur Abfassung seiner Schrift gegeben haben? Offenbar hat der Bischof geschrieben was und wie es ihm grade paßte, ohne zu bedenken, ob es auch volle Wahrheit sei, was er schreibe, und ob er sich nicht in einen Widerspruch mit sich selbst verwickele, er hat sich vielleicht von wechselnden Stimmungen, in denen man eine Sache bald so, bald anders ansieht, beeinflussen lassen, und geschrieben, wie es ihm etwa augenblicklich zu Mute war.

Als Zweck seines Buches gibt der Verf. an: „Friede und Versöhnung zwischen den Confessionen herbeizuführen." „Ich sehe nicht, wie wir uns gegenseitig verständigen können, wenn wir nicht gegen einander offen und wahr sind. Eine gegenseitige friedliche Verständigung muß und soll aber doch endlich einmal wieder herbeigeführt werden. Der Riß, der zwischen uns gekommen, ist nicht natürlich, und er kann und darf so nicht bleiben." „An sie (die Evangelischen) richte ich diese Worte in der Absicht und mit dem herzlichen Verlangen, sie in ihren religiösen Anschauungen und Vorstellungen aufzuklären, damit statt des Zerrbildes, das sie sich bisher von der kathol. Kirche gemacht, deren wahres und unentstelltes Bild ihnen erscheine, damit sie die Kirche sehen, wie sie wirklich ist, sie anerkennen und sie lieben." Mit der Versöhnung zwischen den Confessionen kann es dem Bischofe ein so großer Ernst nicht gewesen sein, denn sonst würde er, abgesehen von der entsetzlich carrikirten Zeichnung evangel. Kirche und Lehre, der evangel. Kirche nicht so viele gelegentliche Hiebe zu versetzen suchen, und sich namentlich kränkender und beleidigender Aeußerungen enthalten, wie sich deren schon in den bereits angeführten Stellen finden, und die uns sonst zahlreich in dem Buche entgegentreten. Verletzend ist zunächst der ganze Ton des Buches. Es redet der Bischof in demselben wirklich von Amtswegen zu uns, nimt Rechte über uns in Anspruch und unterwirft uns seiner Gerichtsbarkeit. „Denn von Gottes und Rechts wegen bin ich Bischof der Diöcese Paderborn, d. h. nicht blos der Katholiken dieser Diöcese, sondern aller Christen, die innerhalb der Grenzen derselben wohnen, welchem Bekentnis sie auch angehören mögen." — „Sie (die röm. Kirche) erkent alle einmal gültig Getauften für ihre Kinder an, vielleicht für ihre irregeleiteten, verblendeten, ungehorsamen und abtrünnigen Kinder, aber doch immer noch für ihre Kinder (man sollte nun etwa erwarten: „gegen welche sie ihre Mutterpflichten zu erfüllen hat", statt dessen folgt:), die ihrer Gerichtsbarkeit unterworfen sind. Daher hält sie dieselben auch noch an ihre Gesetze gebunden, an ihre Ehegesetze, an ihre Gesetze über die Heiligung ihrer Feste so gut, wie an ihre Fasten- und Abstinenzgesetze. — Dies sind allbekante Dinge, und wie man auch darüber denken mag, man kann daran nichts ändern. Da ich also von Gottes und Rechts wegen auch der rechtmäßige Oberhirt der Protestanten dieser Diöcese bin, mögen sie mich selbst dafür anerkennen oder nicht" ꝛc. Man sieht hieraus, welchen Sinn der Titel des Buches hat, daß der Bischof in der That als unser Vorgesezter zu uns reden will.

Wenn wir auch die bischöfliche Prätension nicht so ernst nehmen, wie die Synode von Wesel, die sie eines förmlichen Protestes gewürdigt hat, so müssen wir dieselbe doch tief bedauern und den Hochmut beklagen, zu welchem sich das Amtsbewußtsein des Bischofs gesteigert hat, indem er 300 Jahre der Geschichte mit einem Federstriche tilgt und sich auf den vorreformatorischen Standpunkt stellt. Indessen ist die bischöfliche Anmaßung auch nicht so ganz ohne Bedeutung, wie folgender Vorfall zeigt: In einer fast rein protestantischen Stadt befindet sich ein von Kaiserswerther Diakonissen geleitetes städtisches Hospital. In diesem erschien vor wenig Tagen ein junger eifriger röm. Kaplan, um die kathol. Kranken zu besuchen. Nachdem er dieselben besucht hatte, wollte er auch in die übrigen Krankenzimmer gehen. Die Schwestern bedeuteten ihm, es seien in denselben keine kathol. Kranken, allein er ließ sich durch diese Erklärung der Schwestern nicht zurückhalten, sondern drang mit der Erklärung, er besuche alle Kranken ohne Unterschied, auch zu den Protestanten ein und wiederholte seine Besuche. Natürlich, ist der Bischof auch Bischof der Protestanten, so ist folgerichtig auch der röm. Ortsgeistliche der Pfarrer der Protestanten seiner Parochie, und übt im Auftrage des Bischofs die bischöflichen Befugnisse gegenüber den Protestanten seiner Parochie aus, und gibt so den bischöflichen Anmaßungen praktische Folge. Welche entsetzliche Verwirrung aber würde entstehen, wenn so aller Orten sich der röm. Ortspfarrer als der rechtmäßige Parochus auch der Protestanten seines Ortes gerirt.

In solchem bischöflichen Tone redet der Bischof nun stets die Evangelischen an. Er will sie „in ihren religiösen Anschauungen und Vorstellungen aufklären", er behandelt sie nicht anders, als ein Lehrer seine Schüler behandelt, hier will er Nachsicht üben, dort muß er mit ganzer Strenge auftreten.

(Schluß folgt.)

---

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz in Berlin. Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

# Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1864. Sonnabend den 31. December. № 105.


## Dr. Rothe's Schutzrede für den Protestantenverein.

II.

Herr Kirchenrath Dr. Rothe hat der Verteidigung des Protestantenvereins einen dritten Artikel gewidmet (Kirchliche Zeitschr. 1864, Heft 8). Auch hier machen sich Ansichten geltend, gegen die wir uns gedrungen fühlen, Verwahrung einzulegen.

Was für ein Bekentnis hat der Protestantenverein? Diese Frage liegt sehr nahe und die Verteidigung weiß, wie bedenklich sie für den Verein ist, denn Jedermann erkent, daß es keine Lehre gibt, zu welcher der Verein sich bekennen könte, und daß ebensowenig eine solche allgemein anerkante Lehre von ihm und für ihn gewonnen werden kann. Daran aber nimt das christliche Bewußtsein notwendig Anstoß. Da wird nun kurz durchgegriffen: die Meinung, daß, um sich zu Christo zu bekennen, man sich zu einer bestimten Lehre von Christo bekenne, daß ein religiöser Verein notwendig einen „Inbegriff von christlichen Glaubenslehrsätzen" zur Basis haben müsse, ist wieder nichts weiter, als ein gründlich zu beseitigendes — Vorurteil!

Dr. Rothe will sich mit denjenigen Leuten auseinandersetzen, die zwar dessen gewiß sind, daß die bisherige Kirchenlehre veraltet, abgenutzt, für die Gegenwart unbrauchbar sei, aber doch sich den Glauben an Christus in keiner andern Weise denken können, „denn als Zustimmung zu einem formulirten Lehrsatz von ihm und überhaupt zu einer formulirten christlichen Religionslehre", die also, wenn unsre kirchlichen Zustände „auf einen grünen Zweig kommen sollen", eine „Verbesserung unserer Kirchenlehre für ein dringendes Bedürfnis" halten und je nachdem ihnen das Zustandekommen solcher Verbesserung als möglich erscheint oder nicht, auf eine erneuerte Blüte unserer Kirche hoffen oder an ihr verzweifeln. Die Leute, welche von dieser Voraussetzung nicht loskommen können, werden nun eines Besseren belehrt.

Mit der Forderung, daß die Kirchenlehre verbessert werden müsse, wird, so hören wir, etwas Unerfüllbares, ja eine reine Unmöglichkeit verlangt. Dazu würde zweierlei gehören: eine Theologie, die das Dogma feststellte, und eine Gemeinde, die es auf ihre Auctorität hin annähme. Weder das eine noch das andere ist vorhanden. Von den Nichttheologen verlangen „wir" ja ausdrücklich, daß sie hinsichtlich ihrer Glaubensüberzeugungen sich von den Theologen unabhängig halten sollen. Was aber die Theologen betrifft, so macht Dr. Rothe nicht ohne einen gewissen Humor, zugleich aber doch, wie es scheint, mit vollkommener Billigung dieses Zustandes, darauf aufmerksam, daß wir jezt „eine specifische Eigentümlichkeit seiner Lehre als ein Merkmal der Tüchtigkeit eines Theologen (man könte vielleicht hinzusetzen: und jedes Kirchenlehrers) ansehen, die nie fehlen darf." Folglich kann eine verbesserte allgemein gültige Kirchenlehre nicht aufgestellt werden, und wenn sie aufgestellt würde, so wäre Niemand da, der sie annähme.

Hätte Dr. Rothe mit diesen Bemerkungen die Not, das tiefe Elend unserer Zeit zur Anschauung bringen wollen, so könten wir ihm nur beipflichten. Factisch ist es leider so, daß die bestehende Kirchenlehre nicht allgemein anerkant wird und daß die Mittel fehlen, ihr oder irgend einer anderen an ihre Stelle zu setzenden allgemeine Geltung zu verschaffen. Daß wir aber damit besser daran wären, als die Zeiten, in welchen mit allgemeiner Zustimmung aller Kirchengenossen von den Sachverständigen die christliche Lehre festgestellt und in der Gemeinde zur Geltung gebracht wurde, das werden wir uns nicht einreden lassen. Da wußte doch das christliche Volk, woran es war, da war es doch nicht in Sachen seiner heiligsten Ueberzeugungen von den Einfällen jedes „Denkers" abhängig, da gab es doch einen gewissen „Weg des Lebens." Wenn die Auctorität selbst ihrer Sache nicht mehr gewiß ist, so ist das überaus betrübt. An irgend eine Auctorität ist einmal die unendliche Mehrzahl der Menschen gewiesen, sei es eine gläubige oder eine ungläubige. Die ungläubige Auctorität predigt ihre Lehrsätze in sicherem Orakelspruch — die Kirche aber soll selbst bekennen, daß es mit ihrer Auctorität nichts ist!

Man sucht uns über die praktischen Consequenzen dieses Zustandes zu beruhigen. Es soll „das reine und volle Verständnis der Thatsachen der göttlichen Offenbarung für alle Zeiten Aufgabe der Christenheit bleiben." Wir haben „ein allgemeines Einverständnis hinsichtlich dieses Verständnisses anzustreben", ein auf „Evidenz" beruhendes Einverständnis. Die Menschheit wird beides, das volle Verständnis und das volle Einverständnis, einmal gewinnen, aber nicht auf dem Wege der Theologie, „auf dem Wege der Arbeit an der Vervollkommnung des Dogmas", sondern vermöge der weltlichen Wissenschaft, „auf dem doppelten Wege der empirischen Forschung und der

Speculation." Nicht eher wird „die weltliche Wissenschaft ihre eigene Aufgabe gelöst" haben, als wenn ihr Christus „liquid", zu voller Evidenz geworden ist. Und dahin es zu bringen, sind wir auf dem besten Wege, gerade indem wir das Dogma fallen lassen.

Es würde eine müßige Frage sein, ob die Arbeit der weltlichen Wissenschaft (und, setzen wir hinzu, ihre immer weiter gehende Popularisirung) je dahin führen werde, den Glauben an Christus zu allgemeiner Geltung zu bringen. Wer kann die künftige Entwickelung der Wissenschaft im Voraus berechnen? Steht es uns fest, daß das Heil nicht auf dem Wege natürlicher Menschheitsentwickelung in die Welt gekommen ist, sondern vermöge unmittelbarer Gottesthat, so will es uns freilich undenkbar scheinen, wie die Wissenschaft zugleich diesen übernatürlichen Ursprung sollte verleugnen und doch in den Besitz dieses Heiles gelangen können. Wir halten uns zunächst an die Gegenwart, wir fragen, was soll denn jetzt dem christlichen Volke geboten werden? Unterricht begehrt doch einmal das christliche Volk, wo ist der Stoff für diesen Unterricht? Eine göttlich geoffenbarte Lehre in heiliger Schrift, so sind wir früher belehrt, gibt es nicht; eine kirchlich anerkante Religionslehre kann es ebensowenig geben. Was hat man denn nun dem christl. Volke, der christl. Jugend zu geben? Vor allen Dingen ohne Zweifel die Resultate der weltlichen Wissenschaft, dann die s. g. christliche Pflichtenlehre, endlich vielleicht einige religiös-geschichtliche Data, besonders aus dem Leben des Erlösers. Wie diese Data aufgefaßt und verstanden, welche Folgerungen aus ihnen für die höchsten und wichtigsten Bedürfnisse des Menschen hergeleitet werden, damit muß jeder Lehrer es halten, wie er kann und mag. Welch gränzenlose Verwirrung muß daraus entstehen! Ja nachdem Einer mit Holtzmann und Schenkel in Marcus den Urevangelisten sieht, einem Andern die Evangelien des Matthäus und Lucas Originalberichte sind, Einer den Johannes für Wahrheit, der Andere für Dichtung hält, diesem die Bergpredigt ein Conglomerat willkürlich componirter Redefragmente, jenem die Auferstehung ein Product visionärer Gemütszustände ist, so trägt es jeder aus purer wissenschaftlicher Gewissenhaftigkeit seinen Schülern und Zuhörern vor. Armes Volk, das mit seinem Bedürfnis nach göttlicher Hülfe und göttlich gegebenem Herzensfrieden an die eigene Kraft gewiesen wird und an die Art, wie jeder Lehrer die große Thatsache, Christus genannt, sich zurechtzulegen versteht! dem der Heiland nichts weiter sein soll, als der Gesetzgeber eines weltlich rechtschaffenen Lebens, nicht der Verkündiger und Zeuge und Austeiler der Güter einer überirdischen Welt! Da kann man es kaum noch bedauern, wenn in den nach modernen Grundsätzen construirten Volksschulen der Religionsunterricht auf ein Minimum von Zeit reducirt wird. Jedes Mehr von Zeitaufwand könte ja nur den Wirrwarr ärger machen.

Wir wollen's freudig bekennen: Für uns gibt es noch eine Auctorität, und zwar eine bessere als diejenige, welche in der nur vorgeblich auctoritätslosen Welt jedes halbreife oder überreife Subject für seine Subjectivität in Anspruch nimt. Das ist in erster Linie die Auctorität des Gotteswortes und seiner Lehre, die billig auch Hr. Dr. Rothe als offenbarungsgläubiger Christ anerkennen sollte. Denn wenn er sagt, daß die heilige Schrift „uns in keinem andern Sinne eine Auctorität sein will, als in dem, in welchem sie es ganz von selbst ist, rein durch die Natur der Sache", so ist ja eben dies der Schrift wesentlich, daß sie sich als Gottes Offenbarung gibt, also mit dem Anspruch, als solche aufgenommen und geglaubt zu werden. In zweiter Linie aber die Auctorität nicht der Theologen, sondern der Kirche als der Gemeinde der Gläubigen. Denn was diese als Wahrheit erkant und in eigenster Lebenserfahrung bewährt gefunden hat, das ist uns mehr als willkürlich festgesetztes Statut, das ist uns Heilsthatsache. Von den Lehrern der Kirche ist zu verlangen, daß sie diese Auctorität respectiren. Mögen sie nach ihrem Vermögen und nach ihrer Weise forschen, auch der Welt sagen, wie sich *in ihren Augen* die Thatsachen ausnehmen, immerhin gar viel anders als die Kirche sie sieht; aber so viel Achtung sollen sie der großen Gemeinschaft der Gläubigen beweisen, daß sie ihre Speculationen ihr nicht aufzudrängen und dieselben an die Stelle der bewährten Kirchenlehre zu setzen sich unterfangen. Daß die Lehrfreiheit irgendwo eine Gränze haben müsste, wird selbst von ihren endschiedensten Fürsprechern zugestanden. Verlangen wir die Schranken enger gezogen, so geschieht das nur, weil wir dafür halten, daß an manche Dinge die menschliche Willkür sich nicht wagen darf.

Man wirft uns vor, daß wir statt des *wahren Positiven*, der historischen Thatsachen, das *Statutarische* festhalten wolten, d. h. die „Vorstellungen und Lehrsätze, in welchen die Kirche einer bestimten Zeit ihre Art und Weise, sie (die Thatsachen) zu verstehen, niedergelegt hat." Der Vorwurf ist ungerecht. Nicht um das Statut, sondern eben um die Thatsachen ist es den Kirchlichgesinten Leuten unserer Zeit, Theologen wie Laien, zu thun. *Luthardt* in dem Vortrage über die modernen Bearbeitungen des Lebens Jesu hat dies sehr klar ins Licht gestellt. Der Gottmensch, sein Werk im Leben und Sterben, seine Auferstehung, und ebenso des Menschen verlorener Zustand, die Nothwendigkeit seiner Wiedergeburt durch den Geist Gottes, seine Bestimmung für ein jenseitiges Leben, das sind für uns thatsächliche Dinge, die wir uns nicht nehmen laßen können. Unsere Klage über die Gegner ist keine andere, als daß sie unter dem Vorgeben, nur das Dogma anzutasten, die Thatsachen selbst schwankend machen und umstürzen, so daß am Ende auch nicht eine derselben der Kirche und somit der Menschheit als sicherer Besitz erhalten bleibt.

Ein Bedenken hat Herr Dr. Rothe selbst sich nicht verbergen können: daß nach Beseitigung einer allgemein anerkanten Kirchenlehre es um die *christliche Gemeinschaft* nicht recht gut stehen könne. Er gesteht zu, daß das Bedürfnis christlicher Gemeinschaft in schlechthin vollständiger Weise erst dann seine Befriedigung finden wird, wenn die christliche Menschheit bei dem Ziele ihrer Erkentnis angelangt ist, daß der Protestantenverein, „in dessen Kern es nicht liegt sich vorzudrängen und der sehr wol weiß, daß er alle Ursache hat recht anspruchslos (?) sich in die Welt hineinzuwagen", für „gottinnige Gemüter", für „Christen von einer mysti ch gefärbten Frömmigkeit" eine Stätte wahrer Gemeinschaft nicht darbietet, daß er überhaupt die Kirche nicht ersetzen kann. Er selbst, wo es sich um die Gemeinschaft der Frömmigkeit rein als solcher handelt, ja als Theologe und Mann der Wissenschaft fühlt sich den Supranaturlisten weit näher verwandt als den Antisupranaturalisten. Aber das hindert ihn nicht, wenn es darauf ankomt, mit wem er „auf freudige Weise kirchlich unmittelbar zusammenhandeln kann", den letzteren sich anzuschließen, denn da fragt er nur danach, wie seine Kirchengenoßen „die gegenwärtige praktische Aufgabe des Christen ansehen", und in diesem entscheidenden Punkte findet er sich in der Regel mit seinen Mitsupranaturalisten in einem tiefen Dissensus, mit den Antisupranaturalisten dagegen im Einverständnis." Das heißt doch mit andern Worten, die Gemeinschaft des Glaubens und des Heiles tritt zurück, an ihre Stelle tritt eine menschlich gesetzte und errichtete Gemeinschaft,

die gleiche Auffassung der Zwecke, Aufgaben und Probleme des Christentums. Gerade diese sind es aber, die die moderne Zeit in ihren „humanen" und „moralischen" Bestrebungen verfolgt, vielleicht ohne es selbst zu wissen. „Wollte unsre Christenheit nur einmal wieder als Christenheit sich fühlen lernen!"

Gemeinschaft des christlichen Lebens also ist da, wo man die Zwecke Christi verfolgt. Bekentnis Christi ist da, wo man den Aufgaben nachstrebt, die er der Menschheit gestellt hat. Jene Gemeinschaft und dieses Bekentnis kann vorhanden sein, auch wo der Lebenszusammenhang mit Christus anscheinend ganz zerrissen ist. Man weiß eben nur nicht, daß man mit ihm dennoch in gliedlicher Verbindung steht. Wollte man sich nur besinnen, man würde sofort des Zusammenhanges mit ihm sich bewußt werden.

Welches ist denn der Zweck Christi? Wir haben bisher geglaubt, — es war wol nur Vorurteil? — daß Christus in die Welt gekommen sei, nicht um irdische, weltliche, staatliche Ziele zu erreichen, sondern um die von der Sünde und dem Tode geknechteten Selen zu erlösen, daß er, um dies in's Werk zu setzen, eine Kirche gegründet hat. Wir haben nicht gelernt, so geringschätzig zu denken von den „Dogmen, Liturgien und kirchlichen Institutionen aller Art", die den Leib seiner Kirche als ein schönes und angemessenes Gewand umkleiden. Wir wissen, daß sie nicht Selbstzweck sind, sondern einerseits Mittel für den höchsten Zweck Christi, andererseits naturgemäße Bethätigungen des von ihm seiner Kirche eingepflanzten Lebenstriebes. Die „größeren und bleibenderen Dinge", die der Herr in der Menschheitsgeschichte hervorgebracht hat, die „besten geschichtlichen Werke unseres Herrn", die man „nicht mißachten soll, weil sie die weltliche Signatur an sich tragen" — womit die socialen Fortschritte in den Zuständen der modernen Menschheit gemeint sind — wir wissen wol, daß auch sie Frucht und Wirkung des Werkes Christi sind, aber erstlich sehen wir in ihnen nicht den höchsten und lezten Zweck des Christentums, und sodann halten wir dafür, daß sie nur aus der schöpferischen Kraft des Glaubens an das Evangelium hervorgegangen sind, und wo diese Kraft zu wirken aufhört, sofort wieder zerfallen werden. Ist es doch ein unantastbares Axiom, daß dieselbe Kraft, durch welche etwas entstanden ist, auch sein Bestehen bedingt.

Eine wahre Gemeinschaft können wir uns nicht denken auf dem Grunde blos menschlicher Vereinbarung über irgend welche menschliche Lebenszwecke, sondern nur in dem von Gott selbst gesezten, absolut gewissen und notwendigen, lezten und höchsten Ziele des menschlichen Daseins. Dieses bleibt sich immer gleich und verbindet auch die verschiedensten Individualitäten. Jene Lebenszwecke sind wechselnd und in sich zerspalten, können daher auch nicht auf die Dauer vereinigen. Auch die Gemeinschaft des Protestantenvereins ist nur eine vorübergehende und trägt den Keim des Verfalls in sich selbst.

Die moderne Moralität ist die „Richtung auf die Zueignung der gesamten irdischen Welt (die eigene sinliche Natur des Menschen mit eingeschlossen) an die menschliche Persönlichkeit vermöge einerseits des denkenden Verständnisses derselben und andererseits ihrer Zurichtung zum Werkzeuge für sie." Auf diese früher gegebene Definition müssen wir noch einmal zurückkommen. Wir werden nicht fehlgreifen, wenn wir als Dr. Rothe's Meinung annehmen, daß der Mensch seiner Aufgabe völlig genügt, sobald er diese Richtung zu der seinigen macht. Vielleicht soll eben damit das eigentliche Programm des Protestantenvereins ausgesprochen sein. Was aber besagt jene Definition, wenn wir sie aus dem wissenschaftlichen Ausdruck in die Sprache des gewöhnlichen Lebens übersetzen? Doch wohl nichts Anderes, als daß die Erkentnis und Beherschung der sinlich erfaßbaren und sichtbaren Welt die eigentliche und völlig genügende Lebensaufgabe des Menschen ausmache. Wir wollen und müssen leider zugestehen, daß damit die Lebensansicht der großen Mehrzahl unserer Zeitgenossen richtig bezeichnet ist. Wir verstehen nur nicht, warum es gerade der Grundsatz der modernen Moralität sein soll. Das Princip an sich ist weder moralisch noch unmoralisch, es ist in Folge ursprünglicher Gottesordnung mit dem Wesen des Menschen gesezt, daß er die Erde mit allem was sie hat sich unterthan mache; das kann aber geschehen eben so gut in unmoralischer wie in moralischer Weise. Es ist auch nicht modern, es ist das älteste, in seiner Geltung allgemeinste, welches es gibt. So nackt hingestellt, genügt es aber nicht. Es fehlt ihm die wesentliche Bestimmung, durch welche es erst zu einem brauchbaren und fruchtbringenden Lebensprincipe wird. Es ist darin nicht ausgedrückt, daß Gott es ist, der dem Menschen die Vollmacht gegeben hat, über die Erde und ihre Creaturen zu herschen, daß folglich solches Herschen geschehen darf nicht anders, als in steter Verantwortlichkeit gegen Gott und in Gemeinschaft des Lebens mit Gott. „Die Erde hat er den Menschenkindern gegeben", doch also, daß sie Seinen Willen an und auf der Erde zur Geltung bringen, und diese Bedingung darf um so weniger in den Hintergrund gestellt werden, als das Menschengeschlecht thatsächlich und allgemein in Sünde gefallen ist. Sieht man ab von dieser Grundbedingung, so hat Kains Geschlecht das Princip der Aneignung der irdischen Natur auf das Trefflichste zur Geltung gebracht und die Richtung dahin hat in keinem, auch dem verkommensten Zeitalter nicht, gefehlt. Und nichts macht uns die sog. moderne Moralität verdächtiger, nichts verräth deutlicher den in ihr liegenden Krankheitsstoff, die in ihr sich entwickelnde Zersezung und Verderbnis, als daß zugestandenermaßen jene Richtung im Großen und Ganzen von einer Verantwortlichkeit gegen Gott, einer Gemeinschaft mit Gott nichts wissen will.

Uns „Zurückgebliebenen", „von der Zeitbildung Ueberholten" steht es fest, daß der Mensch, der Einzelne wie das Geschlecht, seiner Bestimmung nie genügen kann, wenn er ausschließlich für das irdische Dasein lebt und arbeitet. Wir können nicht hinwegkommen über das Wort von dem schmalen und dem breiten Wege, von dem Verderben, in welches der leztere führt. Uns hat volle Geltung, die Verkündigung von dem zukünftigen Gerichte, von einer ewigen Bestimmung des Menschen, von dereinstiger Seligkeit oder Verdammniß. Dies Alles sind uns nicht vorübergehende Zeitmeinungen, sondern göttlich geoffenbarte Lehren. Eine Kritik, die uns das zerstört, ist uns kein wissenschaftlicher Fortschritt, sondern Angriff gegen die heiligsten und wesentlichsten Lebensgüter. Auch halten wir fest an dem „Vorurteil", daß es für den sündigen Menschen keine Hülfe gibt ohne Buße, ohne demütiges Ergreifen der dargebotenen Gnade. Und selbst unsre Gegner werden bekennen, daß es ein Jammer ist, wenn zahllose Menschen lediglich für die vergänglichen Zwecke des Augenblicks streben und leben, wenn sie nichts weiter sind als Räder in dem großen Getriebe der Zeitbewegung, und ihrem Bedürfnisse vollständig zu genügen glauben, sobald sie nur für das Bedürfnis der irdischen Lebensgemeinschaft ihren Dienst in äußerlich correcter Weise ausrichten und es ganz vergessen, daß sie eine Sele haben und für ihre Sele sorgen sollten. Auch sie werden viel-

leicht mit uns bedauern, daß ganze Classen von Staatsangehörigen und Angestellten durch ihren zeitlichen Beruf so ganz in Beschlag genommen werden, daß für die Pflege des innerlichen Lebens, für die Besinnung auf die Bedürfnisse des unsterblichen Geistes kaum noch Raum bleibt, daß ihnen kein Sontag gelassen wird für die Pflege und den Genus der ewigen Güter, und das Alles mit Notwendigkeit, sobald der Staat an die Stelle tritt, die der Kirche gebührt. Unsere Klage aber gegen den Protestantenverein und gegen seinen Schutzredner ist gerade die, daß dieser Zustand gewissermaßen als der berechtigte, normale hingestelt, daß das Gewissen, welches vor nicht langer Zeit noch gegen denselben reagirte, geflissentlich zur Ruhe gesprochen wird. Man hat in der That einen gewaltigen Schritt vorwärts gethan. Vor wenigen Jahren ging noch ein Gefühl durch die Christenheit, daß die Entfremdung von Gottes Wort und der Kirche ein Unrecht sei. Jetzt sagt man den Leuten, daß sie in vollem Rechte sind, wenn sie weiter nichts treiben, als ihr irdisches Lebenswerk — und sie lassen es sich gern einreden. Ja man sagt ihnen, so und nicht anders müßten sie es machen, um der zerfallenden Kirche zu neuer Kraft und Blüthe zu verhelfen!

Beiläufig gesagt, es scheint eine gewisse Inconsequenz darin zu liegen, wenn man einerseits die Kirche für ein veraltetes und abgelebtes Institut erklärt, das seinen Dienst vollständig gethan, den Staat, die Schule, das selbstständige Menschenleben groß gezogen habe und daher nun vom Schauplatze abtreten könne, andererseits aber doch von einer Erneuerung und Verjüngung der Kirche redet.

Der Bescheid des Badenschen Oberkirchenraths an die Protestmänner vom 23. Juni spricht die Zuversicht aus, „daß unsre heutige europäische Menschheit ihrer Geburt nach eine Christenheit sei, die unfehlbar alles, was dem Christentum wirklich fremdartig ist, lezlich durch ihre moralische Macht ausscheidet." Wir müssen diese Erwartung sehr sanguinisch nennen. Wer die europäische Menschheit in ihren Centralpunkten betrachtet, in den großen Städten mit ihrer ins Ungeheure gehenden Entwickelung und der von ihnen ausgehenden Immoralität, wer Hamburg oder Paris an jedem Wochentage, allermeist aber am Sontage durchwandelt, der muß es für undenkbar halten, daß das Verderben durch die bloße Thatsache, daß Christus die reine Gottesidee in die Welt habe hineinleuchten lassen und der Menschheit ein anderes Ziel vorgesteckt habe, sollte überwunden werden. Und das um so mehr, als gerade die Kräfte, die von jeher allein sich mächtig erwiesen haben die Welt zu erneuern, Gottes Gesetz uud Gottes Evangelium, mehr und mehr zur Seite geschoben werden. Nein, so bauet man nicht das Himmelreich auf Erden! Auf solchem Wege komt man nur dahin, daß die Massen zu Grunde gehen, und nur die Wenigen, die in Buße und Glauben sich helfen lassen, aus dem allgemeinen Verderben die Sele erretten.

Es ist noch nie eine Erneuerung und wirkliche Besserung der socialen Zustände zu Stande gekommen anders als durch die Erkentnis der Sünde in der Gesellschaft sowol wie im eigenen Herzen und durch das Ergreifen der übernatürlich gewährten Hülfe — nie aber durch den stolzen Gedanken, daß Christus „dem in Sünde verkommenden Menschengeschlecht die Kraft erwirkt habe, sich zu seiner angestamten Würde und zur Gotteskindschaft zu erheben." Der Protestantenverein weist den Menschen auf die eigene Kraft allein, das ist seine Grundsünde. Ob er sich auch äußerlich an der Kirche vergreifen wird, das wird die Zukunft lehren. Bis jetzt ist sein Auftreten einigermaßen „anspruchslos", aber die Anecendentien vieler seiner hervorragenden Glieder sind nicht vergessen. Die „Kirchliche Zeitschrift" wirft den Protestmännern vom 23. Juni vor, daß sie in dem „Ketzerprocesse" gegen Schenkel versucht hätten, „durch aufgeregte urteilslose Massen, durch wildes Geschrei und wüsten Lärm auf die entscheidende Behörde einen Druck auszuüben und sie einzuschüchtern." Aber die den Vorwurf machen, wollen sich erinnern, daß gerade sie in den kirchlichen Streitigkeiten der lezten Jahre das gethan haben, dessen sie ihre Gegner beschuldigen. — Mag aber auch der Protestantenverein ähnlicher Feindseligkeiten sich enthalten, es ist genug, daß er die Kanäle, durch welche der Menschheit göttliches Leben zufließt, verstopfen oder gar zerschlagen hilft. In dieser Sünde sollte man ihn nicht bestärken.

---

## Bischof Martin.

(Schluß.)

„Man bringt solche Opfer, wie sie das Aufgeben eingewurzelter religiöser Vorurteile kostet, nicht immer genug in Anschlag und schreibt daher oft bösem Willen zu, was doch seinen Grund nur in einem schwachen Willen hat." „Es ist also hohe Zeit, daß wir den Rest retten, und daß alle guten und ehrlichen Protestanten, die das Christentum noch festhalten wollen, in dem drohenden allgemeinen Schiffbruche das lezte Brett ergreifen, und sich in Noas Arche retten." „Seid überzeugt, der Schreiber dieser Blätter sucht nichts Anderes, als Euch selbst zu nützen und das Gut der Wahrheit Euch zu vermitteln. — Ich wünsche nichts mehr, als daß Ihr sie lesen möchtet, mit aufrichtiger Begierde nach Wahrheit und mit dem redlichen Vorsatze, der Stimme der Wahrheit, wenn sie Euer Herz trifft, nicht zu widerstehen." Die Ausdrücke „gute Protestanten, gute Reformatoren" wiederholen sich bis zum Ueberdruß. Daß uns der Bischof für im Irrtum befangen hält, können wir ihm von seinem Standpunkte aus nicht übel nehmen, daß er uns aber für so überaus dumm und einfältig hält, fast bar und ledig alles vernünftigen Nachdenkens, ja, ich seze hinzu, was allerdings noch weiterhin zu beweisen ist, daß er meint, mit Täuschungsgründen und Trugschlüssen uns überrumpeln zu können, daß er uns für so unwissend hält, daß er uns grobe historische Unwahrheiten zuversichtlich auftischt, daß er uns unsere eigene Lehre schändlich entstellt vorträgt u. dgl. m., das muß uns verlezen. Zu diesem verletzenden Tone gehört auch die ganze Staffage, welche er seinem Buche gegeben hat. Es sind die einzelnen Abschnitte des Buches meistenteils Gespräche, welche der Bischof mit einzelnen Protestanten gehabt zu haben vorgibt. Ein Obergerichtsrath, Oberbürgermeister, Professor, Superintendent, reicher Fabrikherr, Baron u. s. w. sind die Personen, mit denen er auf seinen Reisen zusammengekommen ist, mit denen er jene Gespräche gehabt, oder denen er vielmehr jene Vorlesungen gehalten hat, diese Personen haben mit der größten Geduld der Rede des Bischofs 12 und mehr Seiten zugehört, sich von ihm wie Schulbuben zurechtsetzen lassen, und sich schließlich bei dem Bischofe herzlich für seine lichtvollen Belehrungen bedankt. Es sind dem Herrn Bischofe diese Personen offenbar Repräsentanten des Protestantismus. Man erwartet nun von solchen Personen, wenn sie, wie dies bei deu vom Bischofe uns vorgeführten der Fall

ist, ein kirchliches und religiöses Interesse haben, doch eine ziemlich gute Kentnis des evangel. Glaubens, wie Fähigkeit, auf Angriffe zu antworten, ebenso sezt man bei denselben keinen so großen Respect vor einem Bischofe voraus, daß derselbe ihnen verboten habe, dem Bischofe zu antworten, wie es seine Angriffe und Beschuldigungen verdienten, und sie aus Bescheidenheit ehrerbietigst solten geschwiegen haben. Aber doch hat sich das Unglaubliche ereignet, der Bischof muß sie sowol über die röm. als über die evangel. Lehre aufklären, kaum eine Entgegnung vermögen sie dem Bischof auf seine Angriffe zu geben, und mit dem glänzendsten Siege des Bischofs, der stets bereitwillig anerkant wird, endet das Gespräch.

Doch den verletzenden Ton finden wir noch erklärlich, es kann derselbe ganz absichtslos dem Bischof zur andern Natur geworden sein, er kann sich in denselben hineingeredet und hineingeschrieben haben, aber unerklärlich, sogar auch von dem röm. Standpunkte des Bischofs aus, sind uns die zur Abwehr und Verteidigung ganz überflüssigen zwischenein gestreuten hämischen Bemerkungen, Schmähungen, ja sogar Gemeinheiten. Sonderlich werden die Pastoren damit bedacht. Wir müssen dabei bemerken, daß dieselben nicht ganz ungeschickt gewählt sind, und gern wollen wir uns, so viel darin Wahres liegt, dies gesagt sein lassen, so kränkend es auch vorgetragen wird, so übertrieben und carrikirt auch das Wahre ist. Es mögen einige Beispiele folgen. Nachdem er von den großen Verdiensten (?) der röm. Kirche zur Bekämpfung der Revolution geredet hat, fährt er fort, Th. 1, S. 53: „Vergleicht man mit dieser ihrer damaligen Haltung und Wirksamkeit diejenige Eurer protestantischen Staatskirche, so muß doch auch dem Blödesten der Unterschied einleuchten. Wo sind denn die Verdienste, die sich diese im Kampfe gegen die Mächte des Umsturzes damals erworben hätte? Von allen Euren protestantischen Predigern oder Oberpredigern ist damals gegen den Revolutionssturm kein Wort geredet, was ihn beschwichtigt hätte, oder was auch nur über die vier Kirchenwände hinausgeklungen." Er wirft auf die evangel. Pastoren den Verdacht, als ob sie „die auf jedem Schritte, den sie durchs kirchliche Altertum thun, auf unwiderlegliche Zeugnisse und Beweise der kathol. Wahrheit stoßen", obwol „von der Wahrheit des Katholicismus durch einleuchtende Gründe überführt", dennoch bei ihren protestantischen Irrtümern bleiben, „um nicht ihr Stückchen Brod zu verlieren." An einer andern Stelle sagt er, der Cölibat sei es, welcher die evangel. Pastoren vom Uebertritt abhalte, Th. 11, S. 131. „Der Cölibat ist für viele protestantische Prediger das Haupthindernis (denn die übrigen sind blos so vorgeschoben), sich mit der Kirche wieder zu vereinigen." Ich glaube nicht, daß so viele evangel. Pastoren sich beim Bischof entschuldigen werden, daß sie nicht übertreten, indessen der Bischof sagt dennoch: „diese meine Ueberzeugung stützt sich auf vielseitige und langjährige Erfahrung und auf dem offenen Geständnisse gar mancher Eurer Prediger selbst." Ueberhaupt rühmt sich der Bischof, häufig Geständnisse evangel. Pastoren zu bewahren. Wir wissen kaum, was wir zu solchen Behauptungen, deren Unwahrheit wir natürlich nicht beweisen können, sagen sollen.

Wie der Bischof es versteht, Seitenhiebe auszuteilen, mag folgendes Beispiel zeigen. Er läßt einen evangel. Regierungsrath, welcher dem Papste vorgestellt war, von der äußerlich edlen Erscheinung des Papstes reden und ihn dann schließlich sagen: „Wenn auch alle unsere Superintendenten und General-Superintendenten zusammen die Züge zu einem protestantischen Hirten- oder Oberhirten-Bilde hergäben, so käme doch noch immer kein Pio Nono heraus!" Besonders bei Gelegenheit der Abendmalslehre sucht er die evangel. Pastoren und Theologen als wissentliche Betrüger zu verdächtigen. „Unter Euren neueren namhaften Theologen sieht man sich vergebens nach einem Namen um, der, wenn auch nur aus Mileid, sich der alten lutherischen Ansicht vom Abendmale noch anzunehmen oder sie wissenschaftlich zu verteidigen wagte. Diese gehört vielmehr mit allem, was drum und dran hängt, einfach zu den überwundenen Standpunkten. (Ist das Unkentnis oder Bosheit?) Die mehr vorsichtigen, aber vielleicht weniger ehrlichen und aufrichtigen Eurer Theologen und Prediger wissen zwar bei vorkommenden Gelegenheiten über das „„heil. Nachtmal"" noch sehr schön und salbungsvoll zu reden" u. s. w. Ich schließe hieran eine Charakteristik unsers Abendmals, wie sie der Bischof gibt. Zuvor hat er gesagt, daß in der evangel. Kirche die Zwingli'sche Abendmalslehre die noch allein geltende sei. „Die Einen (die Lutheraner) haben sich den Frieden nur dadurch erkauft, daß sie das Stück Geheimniß, was sie bis dahin noch bewahrt hatten, den Andern (den Zwinglianern) mit in den Kauf gegeben, und Alles, was an diesem hehrsten Geheimnisse der Religion nur irgend geheimnisvoll, ist jetzt so gut wie zu Grabe getragen." Alsdann fährt er weiter fort: „Was es aber mit dem Abendmale noch Besonderes auf sich hat, und was es dann vor den geringsten übrigen religiösen Zeichen oder Handlungen noch voraus haben soll, ist schwer zu sagen. Erinnert nicht auch jedes Bild Christi an ihn, und nicht jedes Crucifix an seinen Tod? Und kann ich nicht bei jedem Mahle, das ich mit Dank gegen Gott genieße, die Erinnerung ebenso an ihn erneuern? Wozu bedürfte es dieses ganzen Apparates religiöser Vorbereitungen und Förmlichkeiten; wozu bemühte ich mich dann überhaupt zur Feier des Abendmals nur noch ins Gotteshaus, da ich es in meinem eigenen Hause ebensogut feiern kann? Und selbst der Zweck einer Communion mit andern gleichgesinten Christen ließe sich allenfalls auch beim Anschluß der Feier an gewöhnliche öffentliche Gastmäler ebenso bequem erreichen." Und dabei thut der Bischof unschuldig wie ein Kind, als ob es die lauterste, reinste Liebe und edelste Tendenz wäre, die ihn leitete, als ob man von ihm das billigste, wolwollendste Urteil über die Protestanten zu erwarten hätte, das sich denken ließe, und dann kommen die schnödesten Angriffe.

Werfen wir nun einen Blick auf einzelne Kunststückchen, welche der Bischof zur Erreichung seines vorgeblichen Zweckes anwendet. Das erste ist die große Suffisance, das starke Selbstbewußtsein, mit dem er auftritt. Sein Hauptbeweis ist seine Person. „Ich weiß es." „Ich sage es." Das zweite ist die unberechtigte Voraussetzung, daß im Grunde ein Evangelischer Nichts gegen die röm. Kirche einwenden könne, daher er auch die Einwendungen, welche gegen die röm. Kirche gemacht werden, so weit er ihnen Nichts entgegenzusetzen hat, verschweigt, und statt dessen abgeschmackte Einwendungen aufstellt, an die nie Einer gedacht hat, und solche selbstgemachte Einwendungen zu

Boden wirft, oder sich mit den leicht abzuweisenden Einwendungen des Rationalismus und Liberalismus herumschlägt. Ja die Angriffe der ungläubigen Naturwissenschaft auf die Bibel sieht er lediglich als Angriffe auf die röm. Kirche an, und führt dagegen Autoritäten ins Feld, von denen er es verschweigt, daß sie teilweise evangelische Namen sind. (Vgl. Th. 1, 144—150.) Das dritte Kunststück sind die mythischen und mystischen Geständnisse, welche er von Evangelischen zu haben vorgiebt, womit zusammenhängt der Weihrauch, den er sich von den handelnden oder vielmehr leidenden Personen seiner Gespräche spenden läßt, die verschiedenen Anerkennungen hochgestelter Personen, welche ihm zu Teil geworden sind, wie der gewaltige Beifall, welchen er bei seinem Auftreten in evangel. Gegenden von den Evangelischen geerndtet haben will. Namen jedoch werden nie genant. Nehmen wir nun noch als viertes Kunststück hinzu, daß er sich, wo es ihm bequem ist, als halb evangelisch zeigt, daß er ferner, um Bundesgenossen zu bekommen, dem natürlichen Menschen in Bezug auf seine Gaben, Kräfte und Fähigkeiten Complimente macht und ihn in Betreff derjenigen Sünden, welche er als unfreiwillige nicht vermeiden konte, von Schuld gänzlich frei spricht, so haben wir darin so ungefähr das leichte Geschütz, mit dem er gegen uns zu Felde zieht. Jedoch will ich nicht näher darauf eingehen, da darauf im Ganzen wenig ankomt. Sehen wir uns aber noch den bischöflichen „Standpunkt" genauer an. Es ist so der erste Abschnitt des Buches überschrieben, wir werden aber seinen Standpunkt aus seinem ganzen Buche heraussuchen. Seine übergroße Liebe zu den Evangelischen, die er zur Schau trägt, haben wir schon beleuchtet, daher können wir jezt darüber hinweggehen. Wir fragen zunächst hier nach seinem religiösen Standpunkte. Da kenzeichnet sich der Bischof als ein begeisterter Anhänger des Papalsystems und freut sich, daß das Episcopalsystem, die gallikanischen Freiheiten u. s. w. so gut wie vernichtet sind, auch scheint es, als ob er den Papst über die Concilien stellt. Die Mortara-Angelegenheit wird von ihm verteidigt. Die röm. Kirche ferner ist dem Bischofe die einzige Kirche Christi, alle andern sogenanten Kirchen sind ihm „Afterkirchen des Satans" (Th. 1, S. 47), weil sie von Christo abgefallen sind, Th. 1, S. 38. Außer der röm. Kirche gibt es für den Bischof kein Christentum. Rückkehr zur röm. Kirche ist „Rückkehr zur Christlichkeit" (Th. 1, S. 33). Daß der Bischof mit den Jesuiten völlig einverstanden ist, läßt sich nun schon leicht denken, er hält auf sie eine begeisterte Lobrede Th. 11 S. 225 ff. und kent von ihrer laxen Moral Nichts. (Vgl. dazu „Die verderbliche Moral der Jesuiten in Auszügen aus ihren Schriften" von O. Andreä.) Wir sind demgemäß gewiß nicht im Unrecht, wenn wir den kirchlich-religiösen Standpunkt des Bischofs als den eines ultramontanen Fanatikers bezeichnen, wenngleich sich der Fanatismus in das Gewand des Wolwollens hüllt.

Um das Buch ganz zu charakterisiren, noch einige Beispiele der geschichtlichen Forschungen des Bischofs und der Art, wie er röm. Lehren verteidigt. Zuerst die geschichtlichen Forschungen. Die röm. Kirche, wie sie heute ist, hat seit Christo „wesentlich als dieselbe bestanden" (Th. 1, S. 49). „Die Päpste haben keinen Tropfen Blutes vergossen" (S. 89). „Strenger, als es der Zweck eben erfordert, sind die geistlichen Gerichte nicht, und sie waren niemals so strenge als die weltlichen" (S. 89). „Die Inquisition kann jedem gerechten und einsichtigen Beurteiler frei ins Angesicht sehen" (S. 88). „Die kirchliche Freudenfeier Gregor XIII. nach der Bartholomäusnacht war eine Dankfeier für die Errettung des Königs" (S. 95). „Mit der Verbrennung Hussens hat die Kirche gar nichts zu thun. Die spanischen und toskanischen Märtyrer waren politische Verbrecher" (S. 100). Das Gefängniß Galiläi's war der herliche Palast und die zauberhaften Gärten auf Trinita del Monte" (S. 152). „So lange Luther's und Calvin's Lehre treu geglaubt wurde, gab es in der protestantischen Kirche keine Poesie, keine Historie u. s. w." (S. 157). „Der Papst bestand schon im ersten Jahrhundert" (S. 167). „Die Herschaft der mittelalterlichen Päpste bestand nur darin, daß sie das ihnen von Fürsten und Völkern freiwillig übertragene Schiedsgericht ausübten" (S. 173). Bei dieser Gelegenheit verteidigt der Bischof das Recht der Päpste, die Unterthanen vom Eide der Treue zu entbinden, Th. 1, S. 175. „Das Papsttum ist die conservativste Macht der Welt" (S. 180). Mit solchen historischen Forschungen wagt der Bischof nicht vor Kinder im Unterrichte, sondern vor die Oeffentlichkeit hin zu treten.

Noch Weniges von der Art, wie der Bischof die röm. Lehre verteidigt. Ein eigentlicher Beweis wird im Ganzen wenig gegeben, vielmehr meistens die röm. Lehre bewiesen, indem die entgegenstehende evangelische entstellt wird, oder auch der röm. Lehre eine andere rationalistische entgegengehalten wird, oft sucht auch der Bischof die röm. Lehre dem natürlichen menschlichen Gefühl annehmbarer zu machen. Doch ich glaube zur Charakteristik des Buches genug angeführt zu haben. Eine Widerlegung ist in diesen Blättern ganz unnöthig. Ein Ruf ist aber das Buch für uns, auf unsere Veste zu treten als treue Wächter.



## Die Mission unter den Coles.

Die Mitteilungen, die über den gegenwärtigen Standpunkt der Gossnerschen Mission unter den Coles in diesen Blättern gemacht sind, haben eine so gute Aufnahme gefunden, daß ich mir erlaube, meine Freude über die reichlichen Gaben, die dem Comité zur Förderung der Sache zugegangen sind, auszusprechen. Ich würde es für eine Anmaßung halten, wenn ich den willigen Gebern hier öffentlich meinen Dank aussprechen wollte, denn sie suchen weder Dank noch Ehre bei den Menschen. Die meisten haben es auch unmöglich gemacht, ihnen zu danken, indem ihre Namen unbekant geblieben sind. Der Herr aber, dem sie ihre Opfer gebracht haben, wolle sie gnädig ansehen, wenn sie ihn anrufen. Es sind seither bereits unter Bezugnahme auf meine Bitte, die Mission unter den Coles zu unterstützen mehr als 2000 Thlr. eingegangen, darunter eine Gabe aus Kiel von 500 Thlr. und eine aus Preußen mit 250 Thlr. Das Comité ist dadurch wesentlich in seiner Zuversicht gestärkt worden, und hat im Vertrauen, daß der Herr auch fernerhin des sel. Goßners und unsere Gebete gnädig ansehen werde, am 21. November neun Missions-Geschwister in der St. Matthäuskirche eingesegnet und abgeordnet. Unter diesen befindet sich der Pastor Struve, der schon einige Jahre in Royn in Schlesien das Pfarramt zum Segen der Gemeinde und unter voller Anerkennung seiner Vorgesetzten verwaltet hat. Nachdem er gewiß geworden war, daß es des Herrn Wille sei, daß er den armen Coles das Evangelium predigen solle, hat er sich nicht lange mit Fleisch und Blut berathen, und hat die Gemeinde, von der er sehr geliebt wurde, verlassen, und auch sofort mit den übri-

gen Geschwistern die Reise angetreten. Wir danken den Freunden in Hamburg, die ihn und die andern bis zum Abgange des Schiffes mit vieler Liebe aufgenommen haben. Unsere Gebete begleiten sie auf ihrer weiten Reise. Wir sind dadurch ermuthigt worden, den Herrn zu bitten, daß es ihm gefallen möge, einen oder den andern Candidaten des Predigtamts zu erwecken, und sein Herz der Mission unter den Coles und Hindus zuzuwenden. Es war diese Aussendung schon vorbereitet, als uns zwei sehr traurige Nachrichten zugingen. Einer der ältesten Missionare, Brandt, hatte dem dringenden Verlangen der Aerzte nachgegeben, und zu seiner Wiederherstellung die Reise in die Heimath angetreten. Der Herr aber hat seinen treuen Knecht unterwegs in die ewige Heimath gerufen. Gleich darauf mußten wir erfahren, daß auch der sehr begabte und im großen Segen unermüdlich arbeitende Missionar Sternberg nach einer kurzen Krankheit von dem Herrn abgerufen sei. Einer seiner Söhne studirt auf der hiesigen Universität Theologie, und weil wir wissen, daß auf ihm des Vaters Segen ruht, so dürfen wir auch hoffen, daß er in des Vaters Wegen wandeln, und einst unter den Heiden dem Herrn dienen wird.

Wenn es uns nun durch die eingegangenen Gaben möglich geworden ist, die Kosten der neuen Aussendung zu bestreiten, so hoffen wir auch getrost, daß der Herr auch fernerhin hier im Vaterlande immer mehrere Herzen geneigt machen wird, zur Förderung dieses reichgesegneten Werkes beizutragen. Wir beklagen die Dürftigkeit und die kümmerlichen Verhältnisse, in denen unsere Missionare da draußen arbeiten müssen, wollen aber getrost fortfahren, um Arbeiter zu bitten für die große Erndte, die unter den Coles bereitet ist, und vertrauen der deutschen evangelischen Kirche, daß unsere fernere Bitte um Hülfe und Unterstützung nicht erfolglos bleiben wird.

---

# Nachrichten.

## Aus Oesterreich.

(Schluß.)

Was das erste Urteil anbetrifft „der Druck von außen sei teils gar nicht mehr vorhanden, teils unerheblich," so brauchte der geehrte Herr Verf. nur einen Blick in die Synodalverhandlungen über die interconfessionelle Angelegenheit zu werfen, um eines andern belehrt zu werden. Zwar wenn wir unter Druck nur Gewaltthätigkeiten oder ungerechte Behandlung von Seiten der weltlichen Behörde verstehen wollen, dann ist die obige Aeußerung in ihrem Rechte, denn in dieser Beziehung können wir nicht klagen, außer wenn man etwa die Schwierigkeiten welche der Bildung der evangel. Gemeinde in Meran in den Weg gelegt werden, und neuerdings die Verhinderung der Bildung einer evangel. Gemeinde in Agram von Seiten der königlich kroatischen Hofkanzlei dahin rechnen wollte; aber wir fragen: Ist das etwa kein Druck wenn noch heute alle gemischten Ehen von katholischen Priestern getraut werden müssen, wenn noch heute in gemischten Ehen, in denen der Vater katholisch ist, alle Kinder ohne Ausnahme katholisch werden müssen, dagegen wenn der Vater evangelisch ist, nur die Knaben evangelisch werden dürfen, und auch solche Ehen von der katholischen Geistlichkeit nur dann eingesegnet werden, wenn die katholische Erziehung aller Kinder durch einen Revers sichergestellt ist? Und wenn ein katholisches Ehepaar evangelisch oder eine gemischte Ehe durch Uebertritt des katholischen Teils ein rein evangel.



wird, so müssen dennoch alle am Leben befindlichen Kinder bis zum 18 Jahre katholisch erzogen werden, während umgekehrt das nicht der Fall ist. Auch ist noch heute die Obrigkeit gesetzlich verpflichtet, über die Aufrechterhaltung der Erziehungsreverse zu wachen. — Bedenkt man nun, daß fast in allen Gemeinden eine große Anzahl eingewanderter evangelischer Männer sich befindet, die sich im Inlande verheirathen und durch die Umstände gezwungen, nur eine Mischehe eingehen können, ja daß in den meisten Gemeinden die Zahl der Mischehen die der Zahl der rein evangelischen Ehen weit überragt, so wird man leicht zu der Einsicht gelangen, daß so lange diese Ehegesetze in Gültigkeit bleiben; manchen kleinen Gemeinden gradezu die Lebensadern unterbunden sind, so daß sie aussterben müssen, wenn sie nicht durch Uebertritte die entstandenen Lücken wieder ergänzen. —

Wir begnügen uns, diesen einen Punkt hervorzuheben: er wird genügen, um zu beweisen, daß der bestehende Druck noch immer stark genug ist, um die äußere Entwicklung und Kräftigung der in vielen Fällen kleinen und armen Gemeinden niederzuhalten.

Was aber den andern Vorwurf betrifft, die evangelische Kirche Oesterreichs liegt tief darnieder unter dem Druck eines öden Rationalismus, so mag das in Bezug auf Wien gesagte vielleicht richtig sein: wir wissen es nicht, und vor 20 oder auch 10 Jahren mags auch noch im Allgemeinen richtig gewesen sein, wenigstens urteilt Perthes in seinem Leben, III. S. 568 im Jahre 1840 über den österreichischen Protestantismus: „der Protestantismus ist todt und flach;" aber einmal ist Wien nicht Oesterreich, und zum andern ist man auch hier nicht unberührt geblieben von dem Glaubensleben, das in andern Ländern erblüht ist. Ja, wir behaupten, daß heut zu Tage die Zahl der Pfarrer, welche „öden Rationalismus" predigen, wol bedeutend leichter zu zählen sein dürfte, als die Kanzeln auf denen das Evangelium rein und lauter gepredigt wird. Wenn wir aber freilich nicht läugnen können, daß das evangelische Glaubensleben bei uns den Vergleich mit vielen Gegenden des evangelischen Auslandes nicht aushalten kann, so möge man denn auch nicht vergessen, in welch trostlosen Zustande sich unsre evangelische Kirche in mancher Beziehung bis vor wenig Jahren befand; man bedenke nur, daß sie von ihren evangelischen Schwesterkirchen im Auslande fast hermetisch abgesperrt war, daß evangelische Bibeln und Erbauungsbücher an der Grenze aufgehalten wurden u. s. w.; da ist's denn bei der Zerstreuung, in welcher die meisten Evangelischen leben, in welcher sie oft Jahre lang ohne jede kirchliche Pflege bleiben mußten, wahrlich nicht zu verwundern, wenn der Indifferentismus und der Unglaube ein großes Terrain gewonnen hat. Aber man sollte daraus, eingedenk der frühern traurigen Lage der Gemeinden keinen Vorwurf machen, sondern um so mehr Mitleid mit ihnen haben und um so kräftigere Hülfe ihnen zu Teil werden lassen. Ja, es ist, Gott sei Dank, anders geworden, das Evangelium vollbringt auch in Oesterreich seinen Lauf, und es ist gewiß ein auch nicht zu unterschätzendes Zeichen des neu erwachten Interesses an kirchlichen Dingen, wenn man hört und sieht, wie fast überall neue Gemeinden gegründet, Kirchen gebaut, Schulen und Pfarrhäuser errichtet werden und bei alledem eine Opferfreudigkeit sich zeigt, die viele Gemeinden des evangelischen Auslandes beschämen würde; besonders, wenn man bedenkt, daß nur in wenigen Gemeinden die Pfarr- und Lehrstellen fest fundirt sind, sondern in den meisten Pfarr- und Lehrergehalt alljährlich durch Umlagen auf die Gemeindeglieder aufgebracht werden müssen.

Ein so absprechendes Urteil, wie das vom Volksblatt für Stadt und Land gefällte, muß verletzen; es kann nur dazu dienen, die Liebe und Teilnahme unsrer deutschen Brüder von uns abzulenken; man sollte vielmehr in Erinnerung an das Wort des Apostels: „So ein Glied leidet, so leiden sie alle mit" um so mehr die Teilnahme und Interesse unserer deutschen Brüder auf die Sache des Evangeliums in Oesterreich hinlenken, und uns behülflich sein, daß das Reich des Herrn auch hier immer mehr ausgebreitet werde. — Dazu wäre es wünschenswerth, daß sich immer mehr Candidaten und Lehrer finden ließen, welche willig wären, sei es auch nur auf eine Reihe von Jahren, ihre Kräfte der österreichischen Kirche zu widmen, und daß sich die brüderliche Teilnahme auch durch die That in der Unterstützung der größten-

teils armen Gemeinden bei ihren Kirchen und Schulbauten lebendig erzeigte. — Der Herr aber wolle sich in Gnaden zu Seinem Werk bekennen, und Sein Reich auch in Oesterreich immer mehr ausbreiten zu Seines Namens Ehre. —

---

## Berlin.

Die untenstehenden wichtigen und erfreulichen Actenstücke glauben wir unsern Lesern im Interesse der Sache nicht vorenthalten zu dürfen.

„Die Unterzeichner einer Bittschrift an den Badischen Evangelischen Ober-Kirchenrath in Angelegenheiten des Professors Dr. Schenkel zu Heidelberg haben unter dem 20. v. Mts. mittelst gedruckter Zuschrift mehrere in dieser Sache ergangene Aktenstücke ohne Unterschrift an uns eingereicht. Da wir Ursache haben, anzunehmen, daß eine gleiche Zusendung an sämtliche Königliche Consistorien gerichtet ist, finden wir uns veranlaßt, uns zu diesen über den Standpunkt, welchen wir zu dieser Vorlage haben einnehmen müssen, auszusprechen. Der in Baden entbrante Kampf betrifft nach dem, was darüber in die Oeffentlichkeit gelangt ist, die teuersten Güter der Evangelischen Kirche und kann möglicherweise Dimensionen annehmen, die weit über die Grenzen der Badenschen Landeskirche hinausgehen; er betrifft nichts Geringeres als die Fundamente des Evangelischen, ja des gemeinchristlichen Glaubens, die historische Glaubwürdigkeit der heiligen Schrift Neuen Testaments, sowie Grundwahrheiten und Grundthatsachen des Heils, mit denen die Evangelische Kirche stehen und fallen muß. Es hat daher nicht fehlen können, daß wir diesen über ein Glied unserer deutschen Evangelischen Kirche hereingebrochenen Zerwürfnissen mit schmerzlicher und fürbittender Teilnahme gefolgt sind. Indessen kann der Ausgang dieser Zerwürfnisse uns nicht zweifelhaft sein; wir hegen nicht nur den Wunsch, wir sind vielmehr der festen Zuversicht, daß unter der Leitung unsers hochgelobten Herrn und Heilandes die Evangelische Landeskirche Badens vor einem unheilvollen Risse bewahrt bleiben, vielmehr wahrer Friede in sie zurückkehren wird durch Erneuerung des einträchtigen Bekentnisses zu dem eingeborenen Sohne Gottes, seiner wunderbaren Geburt, seiner gottmenschlichen Persönlichkeit, seinem unschuldigen, die Welt versöhnenden Leiden, seiner Auferstehung und Himmelfahrt.

So deutlich in dieser Beziehung unsere Stellung zu den ausgebrochenen Differenzen vor uns liegt, so sehr tritt uns auf der andern Seite, die Notwendigkeit entgegen, jeden Schein zu vermeiden, als ob wir in einer nicht zu unserer amtlichen Cognition gehörenden Sache, die wir ex professo zu untersuchen weder den Beruf noch die Mittel haben, zu Gericht sitzen und das Verfahren der obersten Behörde einer evangelischen Schwester-Kirche billigend oder verwerfend unserm Urteil unterziehen wollten. Wir haben deßhalb nach Maßgabe dieser Erwägungen zwar unterlassen, den Urhebern jener Einsendung eine Antwort zu erteilen, aber umsomehr uns gedrungen gefühlt, gegen die mit uns verbundenen kirchlichen Behörden uns hiermit auszusprechen und die Beweggründe unseres Verfahrens denselben mitzuteilen.

Berlin, den 8. December 1864.

Evangelischer Ober-Kirchenrath.
Im Auftrage: Stahn."

An
das Königliche Consistorium hier.



„Vorstehenden Erlaß des Evangelischen Ober-Kirchenraths teile ich Euer Hochwürden vertraulich mit, in der Ueberzeugung, daß es für Sie und die Amtsbrüder in der Synode vom höchsten Interesse ist zu erfahren, welche Stellung unsere höchste kirchliche Behörde den zu beklagenden kirchlichen Zerwürfnissen in Baden gegenüber einnimt. Der aber, der einen Namen hat, der über alle Namen ist, daß in dem Namen Jesu sich beugen sollen alle derer Knie, die im Himmel und auf Erden und unter der Erde sind, und alle Zungen bekennen sollen, daß Jesus Christus der Herr sei zur Ehre Gottes des Vaters, bewahre sie und ihre Amtsbrüder im Glauben an seine ewigen Verheißungen, und erhalte Alle, die seine Erscheinung lieb haben, in seinem Frieden.

Berlin, den 22. December 1864.

Der General-Superintendent der Neumark und Niederlausitz
Dr. Büchsel."

An
die sämmtliche Herren Superindenten der Neumark
und Nieder-Lausitz.

---

## Provinz Sachsen.

Der auf der Pastoral-Conferenz in Gnadau am 4. October abgegebenen Erklärung an die gegen das Schenkelsche Buch ꝛc. Zeugnis ablegenden Geistlichen in Baden sind durch Namensunterschrift folgende Pastoren beigetreten:

Girschner, Superint. in Salza bei Nordhausen. Riedel in Hesserode. Thiele in Kleinwerther. Nebelung in Liebenrode. Schulze in Clettenberg. Meffert in Mackenrode. Köhring in Limlingerode. Peine in Stöckey. Blume in Werningerode. Glaser in Trebra. Limprecht in Etzelsrode. Köhn in Pützlingen. Stilcke in Haferungen. Höfer in Großwechsungen. Wagner in Nordhausen. Häuser in Hermannsacker. Potel in Uftrungen. Nickol in Thürungen. Rietz in Görsbach. Dietrich in Sittendorf. Moser, Superint. und Pastor in Rosla. Ehrig, Archidiaconus zu Hering. Weingärtner in Alach. Hartung in Ermstedt. W. Koch in Nottleben. Schrimpf in Tröchtelborn. Rübe in Oberzimmern. Reinhardt in Schmira. Maizier in Bindersleben. Ramm in Elxleben. Heinrich in Kühnhausen. Lossius in Gispersleben. Dreyse in Sömmerda. Voigt in Werningsleben. Scholle in Walschleben. Grüning, Diakonus in Walschleben. Wagner in Erfurt. Böttcher in Ringleben. Koch in Gebesee. Siemens, Diakonus in Gebesee. Schleifer in Großballhausen. Fleischhauer in Tennstädt. Koch in Henschleben.

---

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz in Berlin. Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

UNIVERSITY OF ILLINOIS-URBANA
3 0112 109907383